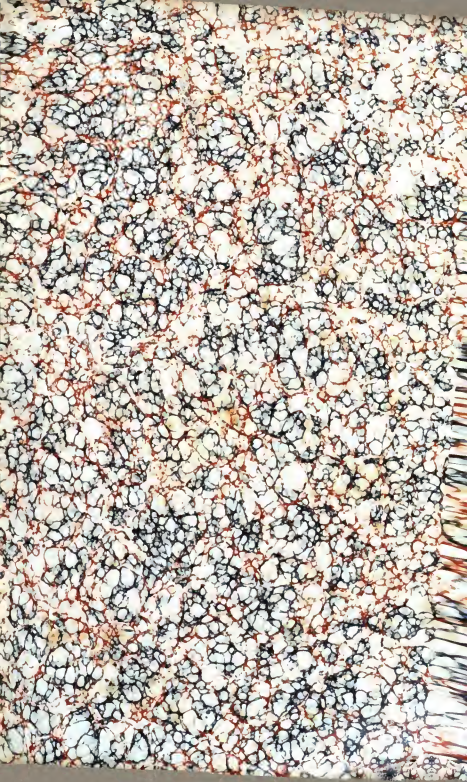




# Conversations-Lexikon.

Zehnte Auflage.

## Zehnter Band.

Lüneburg bis Myus.

Allgemeine deutsche

# Real-Encyklopädie

für

die gebildeten Stände.

# Conversations-Lexikon.

Zehnte,

verbesserte und vermehrte Auflage.

In funfzehn Bänden.

Zehnter Band.

Lüneburg bis Myus.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1853.

# L.

**Lüneburg**, ehemals ein Fürstenthum in Niedersachsen, bildet jetzt eine Landdrostei des Königreichs Hannover, welche mit den zwei 1816 an Hannover gekommenen Ämtern des Herzogthums Lauenburg vereint auf 204 QM. 335000 meist protest. Bewohner zählt. Die Elbe, welche hier die Jeetze, die Ilmenau mit der Luhe und die Seeve, Efle, Swinge und Oste, die insgesammt in der Lüneburger Haide entspringen, aufnimmt, macht größtentheils die nordöstliche Grenze. Etwa 10—12 M. von der Elbe entfernt und mit derselben parallel fließt die Aller durch den südlichen Theil des Landes und fällt, nachdem sie die Ocker, Fuse, Leine und Böhme aufgenommen, in die Weser. Über den größten Theil der Provinz hin zieht sich eine von Hügelketten unterbrochene, 12 M. lange Ebene, die Lüneburger Haide genannt, meist aus Sandboden bestehend, der zwar zum Theil mit Haidekraut bewachsen oder von großen Waldungen (die Göhrde, Lüß, Raubkammer, Süsing u. s. w.) und Torfmooren durchzogen, theilweise aber auch für Wiesenwachs und Ackercultur gewonnen ist und dann Geestland heißt. Die Haidegegend zieht die unter dem Namen Haidschnuken bekannte Schafgattung, macht durch die Haideblüte eine starke Bienenzucht möglich und trägt in großer Menge Wachholder-, Heidel-, Preißel- und Erdbeeren, die Gegenstände des Handels sind. Sparsam bewohnt, arm und öde sind blos einzelne Striche der Haide, die andern nähren ihre Bewohner sehr gut, ja machen sie sogar, wie auch die Marschgegenden an der Elbe, reich und wohlhabend. Anbau des Bodens, Bevölkerung und Wohlhabenheit nehmen sichtbar zu; auch ist in neuerer Zeit für die geistige Cultur der Bewohner, die sich durch Gutmüthigkeit, Biederkeit und Genügsamkeit auszeichnen, viel gethan worden. Der südöstlichste Theil wird das Wendland genannt, dessen Einwohner in Sprache und Sitten noch Spuren ihres slaw. Ursprungs zeigen. Durch dieses Fürstenthum führte sonst mittels der schiffbaren Ilmenau die Hauptstraße des Handels zwischen Hamburg und dem innern Deutschland. Der Stapelort desselben war die Stadt Lüneburg. Gegenwärtig hat jedoch die Eisenbahn, welche von Harburg über Lüneburg, Celle, Braunschweig, Hannover u. s. w. führt, so ziemlich allen Transitverkehr an sich gezogen. Fabriken und Manufacturen sind unbedeutend, heben sich aber. Das Land liefert brauchbare Pferde, gutes Schlachtvieh, Holz, Torf, Gyps, Kalk und besonders Salz. Garnspinnerei, Leinweberei, Strumpfstrickerei und Holzarbeiten sind unter der Bevölkerung sehr verbreitet. — Die Hauptstadt des Fürstenthums, Lüneburg, bis 1369 der Sitz der Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, liegt an der bis hierher schiffbaren Ilmenau, drei Meilen vom Ausflusse derselben in die Elbe, und hat gegen 13500 E. Auf dem Kalkberge, einem Gypsfelsen an ihrem westlichen Ende, wurde im 10. Jahrh. das Michaeliskloster angelegt. Im J. 1382 wurde dieses Kloster in die Stadt verlegt, 1655 aber in eine Ritterakademie umgewandelt, die als allgemeine Bildungsanstalt für die höhern Stände bis 1850 bestand. L. ist Sitz eines Obergerichts, hat ein Gymnasium, eine ansehnliche öffentliche Bibliothek, vier Kirchen, ein durch Bauart und alterthümliche Merkwürdigkeiten ausgezeichnetes Rathhaus, sowie Zucker-, Spielkarten-, Tabacksfabriken und eine Eisengießerei. Von den vielen Salzquellen werden die drei vorzüglichsten, mit einem Salzgehalt von 25 Proc., aufgefangen, und ihre Soole wird ohne vorgängige Gradirung versotten. Zwei andere Salzsiedereien sind neuerlichst angelegt worden. Außer dem Salze bilden Kalk und Gyps, der an dem Kalkberg und in noch zwei andern Gruben in der Nähe der Stadt bricht, starke Ausfuhrartikel. Mit dem Treffen bei L. zwischen dem franz. General Morand und den Generalen Dörnberg und Tschernitschew wurde 2. April 1813 der Freiheitskrieg in Deutschland eröffnet. Etwa vier M. südwestlich von L. liegt die Göhrde (s. d.), ein schöner Wald mit einem königl. Jagdhause.

**Lunel**, eine alte Stadt des Depart. Hérault, im Arrondissement von Montpellier, am rechten Ufer der Vidourle und an dem Kanal von L. oder Robine de L., welcher den Ort mit der Rhône, dem Mittelmeere und dem Südkanal in Verbindung setzt, hat 6500 E., mehre Spiri-

tus-, Liqueur- und Branntweinfabriken und treibt bedeutenden Handel mit diesen Fabrikaten, mit dem nach ihr benannten guten Muscatwein, der in der fruchtbaren Umgebung gebaut wird, sowie mit trockenen Rosinen, Getreide und Mehl. Bei dem eine Stunde westlich gelegenen Flecken Vieil-Lunel befinden sich merkwürdige Grotten mit fossilen Knochen. — Der **Muscat de Lunel** ist neben dem Frontignac der berühmteste Liqueurwein. Er wird aus der weißen Muskatellertraube gewonnen, gilt als einer der edelsten aller Süßweine und vereinigt gleichsam in sich alle Wohlgerüche. Dieser Wein wird in außerordentlichem Maße verfälscht.

**Lünetten** oder Brillen nennt man alle einer Festung im Hauptgraben vor dem Ravelin (s. d.) auf oder vor dem Glacis des Bedeckten Wegs vorgelegte Werke, theils mit, theils ohne Flanken, aus zwei Facen bestehend, zu dem Zwecke, die Belagerung der Festung zu verzögern und zu erschweren. Sie haben gewöhnlich 150—200 F. lange Facen und 50—60 F. lange Flanken, sodaß sie 2—400 Mann und einige Geschütze fassen können. Dient die Lünette zur Verschanzung einer Vorstadt oder offenen Stadt, wo dann ihre offene Kehle durch Palissaden oder eine crenelirte Mauer verschlossen wird, so nennen sie die Franzosen auch Redoute. Die Lünetten gehören zu den Außenwerken (s. d.).

**Luneville**, deutsch Luenstadt, eine offene, regelmäßig und schön gebaute Stadt des ehemaligen Lothringens, Hauptort eines Arrondissements im franz. Depart. Meurthe, am Zusammenfluß der Meurthe und Vezouze, in einer weiten, fruchtbaren und gut angebauten Ebene, Sitz eines Tribunals erster Instanz, hat ein Communal-College, eine Ackerbaugesellschaft und 16500 E., welche Tuch-, Fayence-, Thonpfeifen-, Stahl-, Stecknadel-, Handschuh- und andere Manufacturen unterhalten und lebhaften Handel mit ihren Fabrikaten, Flachs, Hanf, Wein, Branntwein, Getreide und Obst treiben. Die Stadt hat mehre Prachtgebäude, eine schöne Pfarrkirche, einen schönen Hauptplatz mit prächtigem Springbrunnen. Das große vom Herzog Leopold erbaute, von König Stanislaus verschönerte Schloß brannte 1755 ab, wurde dann wieder aufgebaut und dient jetzt zum Theil als Cavaleriekaserne für 6000 Pferde, sowie sein Park zu Promenaden. Am 23. Nov. 1849 brannte es abermals ab. Insbesondere schön ist das Straßenpflaster der Stadt, bestehend aus einer Art Kalkstein, der indeß bei trockenem Wetter einen den Augen schädlichen Staub verursacht. Als 1735 der König von Polen, Stanislaus Leszczynski, zum Besitz von Lothringen gelangte, wählte er L. zu seiner Residenz, das dadurch sehr gewann. Geschichtlich denkwürdig wurde die Stadt durch den **Luneviller Frieden**, der daselbst 9. Febr. 1801 zwischen dem Deutschen Reiche und der franz. Republik auf der Grundlage des Friedens von Campo-Formio (s. d.) abgeschlossen wurde. Belgien und das linke Rheinufer wurden in demselben an Frankreich, Mailand und Mantua an die Cisalpinische Republik, Venedig aber und das Gebiet bis an die Etsch, Istrien und Dalmatien mit Cattaro an Östreich abgetreten. Für den Verlust ihrer Besitzungen auf dem linken Rheinufer sollten die deutschen Reichsfürsten innerhalb des Reichsgebiets entschädigt werden. Auch trat Östreich das Frickthal nebst dem Landstriche zwischen Basel und Zurzach an Frankreich ab, von dem Beides 1802 an Helvetien überlassen wurde. Den Breisgau gab Östreich dem Herzog von Modena; auch willigte es in die Errichtung des Königreichs Hetrurien, wogegen der Großherzog von Toscana in Deutschland entschädigt werden sollte. Der Thalweg des Rhein machte die Grenze gegen Frankreich; die Schiffahrt auf dem Rhein sollte frei sein. Sie war es auch bis 1804, wo für die vollständige Entschädigung mehrer Reichsstände eine Rheinschiffahrtsabgabe festgesetzt wurde.

**Lunge** (pulmo) nennt man diejenigen Athmungsorgane im menschlichen Körper, in welchen mittels der eingeathmeten Luft die zum Leben nothwendige Veränderung des venösen Blutes in arterielles bewerkstelligt wird. Es sind deren zwei: eine rechte und eine linke Lunge, von denen jede in der ihm entsprechenden Seite der Brusthöhle liegt. Jede derselben wird von dem Brustfell (pleura) überzogen. Dieses bildet zwei in sich vollkommen geschlossene Säcke, deren jeder mit der einen Seite an der innern Oberfläche der Brustwand und unten an das Zwerchfell angewachsen ist (Parietalblatt), während die entgegenstehende Fläche (das Visceralblatt) durch Einstülpung die Lungen gänzlich überzieht, sodaß zwischen den Lungen und den Wänden der Brusthöhle ein leerer Raum befindlich ist, welcher der Bewegung vollkommene Freiheit gestattet. Durch diejenigen Theile der beiden Brustfellsäcke, welche vorn von dem Brustbein und hinten von der Wirbelsäule aus zu dem Herzbeutel und von da zu den Lungen übergehen und Mittelfelle genannt werden, werden die Lungen zugleich in ihrer Lage festgehalten, wozu noch die Verbindung mit der herabsteigenden Luftröhre und mit dem Herzen durch die Lungenarterien und Lungenvenen beiträgt. Das Gewebe der Lungen ist sehr weich, schwammig, elastisch

schwimmt auf dem Wasser und gibt unter dem Wasser beim Drucke des Fingers ein Knistern von sich, welches davon herrührt, daß die Luft aus ihnen entweicht. Diese befindet sich nämlich in den kleinen Luftzellen (Lungenzellen, Lungenbläschen), welche eigentlich die blinden Enden der Luftröhre (s. d.) darstellen. Diese verzweigt sich baumartig mittels der Bronchien (s. d.) in der Lunge, sodaß diese aus einer Menge sogenannter kleiner Läppchen (lobuli) besteht, deren jedes einen kleinen Zweig der Luftröhre (ein Bronchium) mit den davon ausgehenden kleinern Ästchen und Luftzellen enthält, die untereinander durch Zellgewebe verbunden sind. Im Innern der Lunge verbreiten sich die Blutgefäße, welche theils zur Ernährung der Lungen bestimmt sind, theils das Blut aus dem ganzen Körper hierher führen, um es durch das Athmen wieder zur Ernährung tauglich zu machen, außerdem die Lymphgefäße, die Nerven, welche vom neunten Hirnnervenpaare und dem Ganglienſysteme kommen, und ein sehr feines Zellgewebe. In diesem letztern wird in Form rundlicher Körnchen ein schwarzer Farbestoff abgelagert, welcher die ganze Lunge beim Erwachsenen blauschwärzlich erscheinen läßt, während sie beim Kinde, wo noch nicht so viel Farbestoff abgesondert ist, noch ein blaßrothes Ansehen hat. Die Gestalt einer jeden Lunge ist die eines unregelmäßigen Kegels, dessen Basis auf dem Zwerchfelle ruht. Die linke Lunge ist durch einen vom Brustfelle ausgekleideten und von außen nach innen gehenden Einschnitt in zwei, die rechte durch zwei dergleichen in drei sogenannte Lappen (lobi) getheilt. Die Verrichtung der Lunge, das Athmen (s. d.), bezweckt die Erneuerung (Verjüngung) des Blutes, welche in folgender Art bewerkstelligt wird. Bei dem Einathmen wird durch Emporheben der Rippen und Herabsteigen des Zwerchfells die Brusthöhle und dadurch die Lunge ausgedehnt und die feinen sackartigen Endigungen der Luftröhre, die Lungenbläschen, mit einströmender atmosphärischer Luft angefüllt. An und in den Wänden der letztern verlaufen die feinen Haargefäße, in welche sich die aus der rechten Herzkammer kommende und das aus dem ganzen Körper zurückkehrende und venös (schwarz) gewordene Blut den Lungen zuführende Lungenarterie spaltet; durch die häutigen, äußerst dünnen und feinen Wandungen hindurch, welche hier das Blut der Lungenhaargefäße von der Luft trennen, tritt die Luft einen Theil ihres Sauerstoffgehalts an das Blut ab, welches dafür der Luft Kohlensäure mittheilt, die beim Ausathmen wieder entweicht. Durch diesen Proceß wird das Blut wieder in arterielles, rothes, zur Ernährung des Körpers taugliches umgewandelt.

Diese zum Leben unerlaßlich nothwendige, daher auch nur zu einem kleinen Theil unserm Willenseinfluß unterworfene Verrichtung der Lungen erleidet aber folgerecht größere oder geringere Störungen, wenn die Lungen oder andere zum Athmen nöthige Theile sich in krankhaftem Zustande befinden. Daher gehören die Lungenkrankheiten zu den wichtigsten und gefährlichsten, auch häufigsten, denen der Mensch ausgesetzt ist. Die ziemliche Größe jedoch, welche das Athmungsorgan besitzt, macht es möglich, daß das Leben fortbestehen kann, wenn nur ein Theil dieses Organs der ihm obliegenden Function vorstehen kann, obgleich sich die dadurch entstehende Störung auf vielerlei Weise bemerklich macht. Verwundungen der Lunge bedingen eine beträchtliche Erschwerung des Athmens und sind mit bedeutender Gefahr verbunden, welche besonders durch den Erguß von Blut in die Brusthöhle und die dazu tretende Entzündung gesteigert wird. Unter den Krankheiten, welche die Lunge am gewöhnlichsten befallen, ist besonders die Lungenentzündung, Pneumonie oder Pneumonia (oft auch Brustentzündung genannt), zu erwähnen. Diese Krankheit hat in ihrer acuten Form gewöhnlich einen sehr schnellen Verlauf und wird nicht selten durch Überfüllung der Lungen mit Ausschwitzungsstoffen (welche in festgeronnener Gestalt die sogenannte Hepatisation bilden) und daher durch Erstickung tödtlich. Dieselbe kann nur durch physikalische Exploration (s. d.) erkannt und in ihrem Verlaufe controlirt werden. Die gemeinste Lungenkrankheit ist aber die Tuberkulose (s. d.) welche zur Lungensucht (s. d.) oder Lungenschwindsucht zu werden pflegt. Nächstdem ist sehr häufig das Emphysem (s. d.), eine krankhafte Ausweitung der Lunge. Auch Blutungen, Krebs und andere Grundkrankheiten werden nicht selten beobachtet. Die Behandlung der Lungenkrankheiten hat besonders für Ruhe und Schonung dieses Organs (und der Herzbewegungen), sowie für gute, reine und milde Luft zu sorgen. Oft passen auch Einathmungen (Inhalationen), das sogenannte Lungenbad, welches in dem Einathmen einer von der atmosphärischen, durch Zusatz von andern Gasarten oder von gewissen Dämpfen verschiedenen Luft besteht und entweder von der Natur selbst, namentlich in der Nähe der See, oder der Waldungen, oder gewisser Mineralquellen, in Kuhställen u. s. w. geboten oder künstlich bei Salinen oder in besonders dazu eingerichteten Anstalten bereitet wird. Das Lungenkraut (Pulmonaria officinalis) hat seinen Namen davon,

daß die daraus gefertigte Abkochung durch ihren Schleimgehalt bei Reizung der Luftwege besänftigend und geschmeidig machend wirkt. Es wird jetzt nicht mehr angewendet, da man zu demselben Zweck eine Menge anderer schleimiger Mittel besitzt. Die Literatur der Lungenkrankheiten ist sehr groß. Am wichtigsten sind die auf pathologischer Anatomie und physikalischer Diagnostik fußenden Werke von Laennec, Piorry, Stokes, Davies, Skoda, Zehetmayer u. s. w.

Unter den Thieren haben die untersten Classen kein Organ, welches der Lunge des Menschen gleich wäre. Das Athmen findet bei ihnen gar nicht statt und nur der Zweck desselben, die Veränderung des Blutes, wird entweder durch Vermittelung der Haut oder besonderer Werkzeuge, der sogenannten Kiemen, erfüllt, indem hier das an den dünnen Gefäßwandungen vorbeiströmende Wasser den Sauerstoff an das Blut abgibt. Nur bei einigen Schneckenarten, den Regenwürmern und Blutegeln finden sich Organe, die ein wirkliches Luftathmen voraussetzen lassen. Viele Arten der Spinnen und alle Insekten haben Athmungswerkzeuge, die meist in einem Apparat von Luftröhren bestehen, ohne eigentliche Lungen. Die Fische athmen nur durch Kiemen. Die Amphibien zeigen zuerst Gebilde, welche den menschlichen Lungen verglichen werden können, einige von ihnen haben jedoch neben diesen zugleich auch noch Kiemen. Am ausgebildetsten ist das System der Luft aufnehmenden Organe bei den Vögeln. Während ihre Lungen stets paarig, im Verhältniß aber klein und ihrer innern Structur nach auf mancherlei Art von denen des Menschen abweichend sind, findet man in ihrer Brust- und Bauchhöhle große, dieser Thiergattung eigenthümliche Luftsäcke, die in größere oder kleinere Zellen getheilt sind und mit denen durch besondere Öffnungen auch die Höhlen der theilweise marklosen Knochen in Verbindung stehen. Die Ausdehnung der Pneumaticität der Knochen, d. h. die Eigenschaft, Luft zu enthalten, steht im Allgemeinen mit der Größe und dem Flugvermögen der Vögel im Verhältniß. Die Lungen der Säugethiere sind in ihren Grundzügen denen des Menschen gleich und ihre Abweichungen davon blos durch die Größe und Gestalt des Thiers bedingt; nur die Fledermäuse besitzen einen an die Luftsäcke der Vögel erinnernden Apparat.

**Lungenprobe** (docimasia pulmonum hydrostatica) oder Pneumobiomantik nennt man den mit der Lunge eines todten neugeborenen Kindes angestellten Versuch, welcher die Beantwortung der Frage, ob das Kind geathmet habe oder nicht, begründen soll. Bei diesem Versuche werden die Lungen in Verbindung mit dem Herzen nach vorgängiger Unterbindung der untern und obern Hohlvene, der Aorta und der aus dem Bogen derselben entspringenden Gefäße und der Luftröhre aus der Brusthöhle entfernt und vorsichtig in ein mit reinem kalten Wasser angefülltes Gefäß gebracht, wobei man beobachtet, ob sie untersinken oder schwimmen. Auf dieselbe Art werden dann die Lungen allein nach gehöriger Lostrennung des Herzens, hierauf jeder Lungenflügel besonders und endlich kleinere abgeschnittene Stücke der Lunge untersucht. Ferner gehört noch zu diesem Versuche, daß man beobachtet, welche Zeichen sich aus dem Druck der Finger auf die Lunge ergeben, ob Luftbläschen unter dem Wasser herausperlen, wie das beim Einschneiden hervorquellende Blut beschaffen sei u. s. w. Dieser Versuch stützt sich nämlich auf die Erfahrung, daß das Lungengewebe an sich (daher bei dem neugeborenen Kinde, das noch nicht geathmet hat) schwerer ist als Wasser, jedoch leichter wird als dieses, sobald Luft in die Lungenbläschen eingedrungen ist. Man hat daher nun so geschlossen: wenn die Lunge aus dem Leichnam eines neugeborenen Kindes im Wasser nicht schwimmt, so hat dieses auch noch nicht geathmet, ist also todt zur Welt gekommen; schwimmt sie aber, so ist auch Luft in ihr enthalten, welche nur durch Einathmen hineingekommen sein kann; das Kind muß geathmet, also gelebt haben, und die Ursache seines Todes ist in einem Umstande zu suchen, der erst nach der Geburt eingewirkt hat. Ferner sprechen ein beim Drucke der Lunge gehörtes Knistern und das Hervorquellen schaumigen Blutes beim Einschneiden gleichfalls für Vorhandensein von Luft, also für geschehenes Athmen. Die Gewißheit über den vor oder nach der Geburt erfolgten Tod ist aber besonders in Fällen von Verdacht auf Kindesmord von der höchsten Wichtigkeit, weshalb die Lungenprobe in solchen jedesmal angestellt wird, wenn sie anders nicht durch zu große Fortschritte der Fäulniß sich als unzweckmäßig herausstellt. So sicher indeß das Resultat dieser Untersuchung zu sein scheint, haben sich dennoch nicht geringfügige Einwendungen von Seiten gelehrter Gerichtsärzte dagegen erhoben, welche theils das Princip, theils die Zuverlässigkeit der Probe selbst in Zweifel ziehen. Sichern Beobachtungen zufolge kann nämlich ein Kind nach der Geburt eine kurze Zeit lang leben, ohne zu athmen (dafern es noch durch den Nabelstrang mit dem mütterlichen Körper in Verbindung bleibt); auf der andern Seite aber kann ein Kind in einzelnen Fällen auch schon vor der Geburt athmen. Auch können die Lungen selbst unter gewissen Umständen auch nach vorgängigem Athmen im Wasser untersinken (wenn sie z. B. durch

ausgeschwitzte Stoffe ausgefüllt, hepatisirt sind), oder, ohne durch Einathmen Luft aufgenommen zu haben, schwimmen (z. B. wenn durch Fäulniß in ihnen Gase entwickelt wurden). Da diese Einwürfe sämmtlich begründet sind, so kann die Lungenprobe allein nicht entscheidend sein, sondern es gehören noch verschiedene andere Momente dazu, besonders eine genaue Untersuchung, ob im ganzen Körper des Kindes die Veränderungen sich finden, welche nach der Geburt eintreten, oder welche einen der obigen Ausnahmefälle begründen. Obwol schon Galenus und nach ihm viele Anatomen das Verhältniß der Lungensubstanz zum Wasser kannten, so wurde doch die Lungenprobe erst 1682 durch Schreyer, Physikus in Zeitz, zum gerichtlichen Beweismittel erhoben. Vgl. Henke, „Revision der Lehre von der Lungen- und Athemprobe" (Berl. 1811); Wildberg, „Die Lehre von der Pneobiomantie" (Lpz. 1830).

**Lungenseuche** heißt die gefährlichste Krankheit des Rindviehs in gemäßigten und nördlichen Gegenden. Sie offenbart sich zuerst durch trockenen Husten und führt mit fieberhaften Symptomen rasch zum Tode. Bei der Section zeigen sich die Lungen sehr krankhaft verändert. Über die Ursachen ist bis jetzt, obgleich namentlich in neuester Zeit die Lungenseuche der Gegenstand der ausgedehntesten wissenschaftlichen Erörterungen und praktischer Experimente gewesen ist, kaum etwas Sicheres ermittelt. Schlechtes Futter und Getränk, nasse Weiden, Erkältung, übermäßige Anstrengung scheinen die Gelegenheitsursachen zu sein. In den meisten Fällen aber, in denen die Lungenseuche in einer Heerde sich zeigt, dürfte sie durch Ansteckung eines neu hinzugekommenen Stücks entstanden sein. Die Ansteckung erfolgt durch die Luft und wahrscheinlich auf ziemlich weite Entfernungen hin. Die Cur der Lungenseuche ist immer unsicher; die meisten Stücke, wenn die Krankheit schon einen ziemlich hohen Grad erreicht hat, fallen dem Tod anheim. Zeigt sich die Krankheit in einer Heerde, so muß ohne Zeitverlust ein angemessenes Verfahren eintreten, wenn einem großen Verluste vorgebeugt werden soll. Zunächst ermittelt man alle Stücke der Heerde, welche schon mehr oder weniger Husten und andere Zeichen der Krankheit an sich entdecken lassen. Alle kranken, gleichviel ob sie gelinde oder stark leiden, werden von den gesunden Stücken getrennt und von denselben in möglichst entfernter Absonderung gehalten; am besten ist es, die gesunden zu entfernen und die kranken in dem bisherigen, doch schon angesteckten Locale zu lassen. Das Local muß nach Aufhören der Krankheit neu getüncht, selbst frisch gepflastert, die alten Krippen, Raufen u. s. w. müssen daraus entfernt werden. Innerlich wendet man Glaubersalz, äußerlich Eiterbänder an der Brust an. In vielen Fällen bewährte sich das Auspinseln des Mauls der Thiere mit Steinöl als Präservativ gegen Ansteckung. Neuerdings hat die von zwei belg. Thierärzten, Willems und De Saive, vorgeschlagene Impfung des Rindviehs mit der Lymphe lungenfauler Thiere, am besten am Schwanz, das größte Aufsehen erregt, und es haben namentlich die deutschen Regierungen, in Anbetracht der ungeheuren Verluste, welche die Seuche alljährlich fodert, sehr sorgfältige Prüfungen dieses Verfahrens angeordnet. Viele günstige, bis jetzt darüber bekannt gewordene Resultate schließen indessen noch nicht allen Zweifel über die Gewißheit des Erfolgs aus; erst eine längere Erfahrung wird zur Bildung eines sichern Urtheils leiten. Vgl. Ulrich, „Generalbericht über die zur Ermittelung der Ansteckungsfähigkeit und der Gelegenheitsursachen der Lungenseuche des Rindviehs angestellten Versuche" (Berl. 1852); De Saive, „Die Inoculation, ein Schutzmittel gegen die Lungenseuche des Rindviehs" (Köln 1852).

**Lungensucht** oder Lungenschwindsucht (phthisis pulmonalis) nennt man von ältern Zeiten her jedes schleichende Lungenübel, welches stetig zu immer bedeutenderer Abmagerung, Entkräftung, hektischen Zufällen (s. Hektik) führt. Die ältern Ärzte unterschieden vier Hauptarten der Lungensucht: die eiterige (phthisis purulenta), die schleimige (phthisis pituitosa), die knotige (phthisis tuberculosa) und die galopirende (phthisis florida), bei welcher letztern unter stetem Fieber ohne Auswurf der Tod binnen Wochen oder Monaten erfolgt. Jetzt ist erwiesen, daß, wenn auch in einzelnen Fällen andere Krankheiten (z. B. eiterige Brustfellausschwitzungen, Lungenkrebs, Lungenabscesse, Herzkrankheiten) ähnliche Symptome bewirken, doch in der Regel die sogenannte Lungenschwindsucht nichts Anderes ist als Tuberkulose (s. d.) dieser Organe. Diese nun führt bald mit, bald ohne reichlichen Eiter- oder Schleimauswurf, bald langsam, bald rasch (galopirend) zum Tode. Ihre Erkennung beruht lediglich auf physikalischer Untersuchung des Brustkastens (Besichtigen, Betasten, Klopfen, Horchen u. s. w.), und wer diese nicht übt, ist außer Stande, die zahllosen Fälle zu unterscheiden, wo dieses gemeinste aller Übel unter der Form ganz andersartiger Leiden heimlich einhergeht. Die Hauptkennzeichen sind: Abmagerung und cylindrische langgestreckte Form des Brustkastens, Einsinken der Gruben über und unter dem Schlüsselbein. Das Stimmzittern, der Percussionston, die Athmungs-

geräusche und der Stimmwiederhall sind an einzelnen umschriebenen Stellen der Brust, verglichen mit demselben Fleck der andern Brusthälfte, abnorm, z. B. zu schwach, zu laut, mit eigenthümlichem Beiklang. Diese Symptome und die Rasselgeräusche des zeitig hinzutretenden Auswurfs finden sich namentlich in der Gegend der Lungenspitzen, d. h. hinter der ersten bis dritten Rippe vorn und hinten. Hierzu kommen die den Laien und ältern Ärzten geläufigern physiologischen Zeichen der Lungensucht: Hüsteln (besonders früh und beim Treppensteigen), Bleich- und Schmalwerden, Morgenschweiße, umschriebene Wangenröthe, gelegentliches Bluthusten, eiterhaltiger Auswurf u. dgl. Obgleich unzählige Menschen (in manchen Städten wol der vierte Theil) an dieser Krankheit sterben, so sind doch die Fälle häufig, wo sich solche Kranke erholen und noch lange Jahre leben. Dies erzielt man aber weniger durch Arzneien (unter denen alljährlich neue als Specifica empfohlen, aber als unwirksam befunden werden) als durch diätetische Mittel: Einathmen einer stets reinen, milden und feuchten Luft (daher Überwintern in warmen Klimaten, Tragen eines Respirators vor dem Munde bei rauhem Wetter, Sommerkuren auf dem Lande, am besten in ebenen, mit Nadelholz besetzten Gegenden oder in geschützten grünen Thälern) und kräftige, leichtverdauliche Nahrung (Milchcuren, Fette, daher Leberthran, rohes Fleisch, Braten, gewisse Mehlarten u. s. w.).

**Lünig** (Joh. Christian), ein verdienter publicistischer Schriftsteller, geb. zu Schwalenberg in der Grafschaft Lippe 14. Oct. 1662, studirte in Helmstedt und Jena und machte dann als Führer eines jungen Mannes Reisen nach Italien, England, Holland, einen großen Theil Deutschlands, Dänemark und Schweden. In Diensten eines kaiserl. Generals machte er den Feldzug gegen Frankreich mit, in welchem ihn der General Flemming kennen lernte, durch dessen Empfehlung er dann Amtmann in Eilenburg wurde. Fünf Jahre später kam er als Stadtschreiber nach Leipzig und starb als solcher daselbst 14. Aug. 1740. Er war ein überaus fleißiger Arbeiter; seine Hauptwerke sind: „Das deutsche Reichsarchiv" (20 Bde., Lpz. 1710—22); „Deutsche Reichskanzlei" (8 Bde., Lpz. 1714); „Europäische Staatsconsilia" (2 Bde., Lpz. 1715); „Theatrum caeremoniale historico-politicum" (2 Bde., Lpz. 1719—20); „Codex juris militaris" (Lpz. 1723); „Codex Augusteus" (2 Bde., Lpz. 1724); „Codex Italiae diplomaticus" (4 Bde., Lpz. 1725—35); „Corpus juris feudalis Germanici" (3 Bde., Lpz. 1727) nebst Fortsetzung (2 Bde., Lpz. 1730); „Codex Germaniae diplomaticus" (2 Bde., Lpz. 1732—33).

**Lunte** nennt man einen von Flachswerg lose zusammengesponnenen Strang, der, in einer Lauge von Buchenasche und Kalk, auch wol noch mit Salpeter, Bleizucker u. s. w. gekocht, nach dem Trockenen langsam fortglimmt, wenn er an dem Ende angezündet wird, wohin der Strich geht. Die Lunte bildet dann eine spitzglühende Kohle, welche zur stets bereiten Entzündung der Geschützladungen so lange im Gebrauch geblieben ist, bis es gelang, die neuere Percussions- und Frictionszündung zu erfinden. Jetzt dient sie noch zum Entzünden der (Lunten-) Schlagröhren und der Stoppinen bei Festungsgeschützen. Zum Gebrauch wird sie auf einen Luntenstock gewickelt, dessen obere Klemme das Ende der Lunte festhält. Um ihr Auslöschen bei Regenwetter zu verhindern, ist sie mit einem pfundledernen Luntenverberger umgeben; bei anhaltender Nässe reicht aber auch dieser nicht aus und man muß dann zu den Zündlichten greifen. In England wird die Lunte aus starkem, in Salpeterlauge getränktem Papier rollirt.

**Luntenschloß.** Bei der ersten Anwendung der Handfeuerwaffen kannte man keine andere Entzündungsart der Ladung als mit der Lunte. Anfänglich wurde sie mit der Hand auf das Pulver der Pfanne gehalten; dann brachte man einen Bügel an, dessen vorderes Ende, am Schaft befestigt, dem hintern Ende, in welches die Lunte eingeklemmt war, eine Bewegung nach der Pfanne und zurück erlaubte, wozu ein sehr einfacher Mechanismus mit einem Drücker für den Finger der rechten Hand diente. Noch sehr lange nach Erfindung des Radschlosses war außer demselben auch noch das vorbeschriebene Luntenschloß gebräuchlich.

**Lupercus** ist der röm. Name des lykäischen Pan (s. d.), welcher am palatinischen Berge ein Heiligthum (Lupercal) hatte, das in einer Grotte bestand. Hier war auch sein mit einem Ziegenfell umhangenes Bild aufgestellt. Sein Fest (Lupercalia), welches Romulus und Remus eingesetzt haben sollen, wurde im Reinigungsmonate (Februar) gefeiert. Die dabei den Dienst versehenden Priester hießen Luperci.

**Lupin** (Friedr., Freiherr von), als mineralogischer Schriftsteller, sowie als Humorist in Jean Paul's Manier bekannt, geb. 11. Nov. 1771 in der damals Freien Reichsstadt Memmingen, aus einer alten Familie, kam 1789, nachdem er die gewöhnlichen Schulstudien gemacht, zu seiner weitern Ausbildung nach Strasburg, wo er sehr bald als Nationalgardist in die Wirren der Revolution hineingezogen wurde. Von 1790—92 studirte er in Göttingen und

wendete sich hier mit Eifer dem Studium der Mineralogie zu, dann in Erlangen, worauf er Deutschland bereiste und Schweden und Polen besuchte. Nach seiner Rückkehr wurde er in seiner Vaterstadt 1794 als Stadtgerichtsassessor und 1801 als Kanzleidirector angestellt. In dieser Eigenschaft fungirte er zur Zeit der Mediatisirung der Reichsstädte als reichsstädtischer Abgeordneter in Paris, sowie bei dem letzten Reichstage zu Regensburg und auf dem letzten Städtetage zu Ulm. Nachdem Memmingen an die Krone Baiern gekommen, ernannte ihn der König 1804 mit Berücksichtigung seines Lieblingsfachs, der Mineralogie, zum Bergcommissar, 1809 zum Oberbergcommissar und sodann zum Oberbergrath. In diesem Wirkungskreise unternahm er nicht nur mehrjährige Untersuchungsreisen in die bair. Gebirge, sondern bereiste auch die Hochalpen nach ihrer ganzen Ausdehnung. In Folge der Aufhebung der Obercommissariate zog er sich auf sein Landgut Illerfeld zurück, das er durch Cultur, Bauten und Gartenanlagen verbesserte und verschönerte und wo er nun seine Sammlungen für Kunst und Wissenschaft, namentlich sein höchst instructives Naturaliencabinet aufstellte. Er starb 28. Nov. 1845. Außer mineralogischen und andern Schriften gab L. auch „Biographie jetzt lebender oder im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts verstorbener Personen" (Bd. 1, Stuttg. 1826) heraus. Erst am Abend seines Lebens und gleichsam zur Aufheiterung versuchte er sich mit glücklichem Erfolge im humoristischen Fache und ließ die „Schulrede, gehalten am Sylvesterabend 1837 von Florian Feldel" (Lpz. 1838) und die „Erneuerte Schulrede am Sylvesterabend 1839" (Weim. 1840) erscheinen, in denen er in Jean Paul'scher Weise mit gutmüthiger Schalkheit den Ereignissen der betreffenden Jahre in der sittlich-politischen Geschichte Deutschlands entgegentrat. Sein umfassendstes Werk ist seine an interessanten Partien sehr reiche und im Allgemeinen sehr unterhaltende „Selbstbiographie" (4 Theile, Weim. 1844; 2. Aufl., 1847).

**Lupine** oder **Wolfsbohne** (Lupinus) ist der Name einer zur Familie der Leguminosen gehörenden Pflanzengattung, die sich durch gefingerte Blätter, einen zweilippigen Kelch, zehn einbrüderige Staubgefäße und das geschnäbelte Schiffchen der Schmetterlingsblume unterscheidet. Die weiße Lupine oder Feigbohne (L. albus), mit weißen, deckblättchenlosen Blüten, ist im Oriente einheimisch, im südlichen Europa jedoch seit alten Zeiten angebaut und bei den Alten berühmt. Man baute sie theils zur Vertilgung des Unkrauts, theils zur Düngung der Äcker und Weinberge an; auch um die Wurzeln kranker Bäume pflanzte man sie, weil jene dadurch wieder gesund wurden. Die sehr mehlreichen, aber bittern Samen dienten den Römern und Griechen nach Art der Bohnen als Speise, stehen jedoch, auch wenn man ihnen durch Einweichen in Wasser den bittern Geschmack benommen hat, unsern gewöhnlichen Hülsenfrüchten nach. Sie werden daher jetzt meistens nur zur Fütterung für die Hausthiere und zwar vorzugsweise für die Zugochsen und zur Vertreibung der Würmer bei Rind- und Schafvieh verwendet. Doch dienen sie bei Mangel an Getreide auch den Menschen zur Nahrung. Auch hat man sie geröstet als Kaffeesurrogat vorgeschlagen. Außerdem wird die Pflanze nicht nur zu Grünfutter angebaut, sondern ist auch die passendste Pflanze zur Gründüngung und kommt in ihrer Wirkung dem Schafmist gleich. Ehedem wurden die Samen auch zu kosmetischen Salben und Pflastern verwendet. Dasselbe gilt auch von der sehr ähnlichen ägypt. Lupine (L. Termis), welche im südlichen Europa fast noch häufiger angebaut wird. Außerdem werden bei uns noch viele Lupinenarten als Zierpflanzen in Gärten gezogen, wegen der Schönheit ihrer zum Theil wohlriechenden Blütentrauben.

**Lurche** nennt man die dritte große Classe der Wirbelthiere, welche gewöhnlich, jedoch eigentlich unrichtig Amphibien (s. d.) genannt werden, und zu denen diejenigen Thiere gehören, welche durch Lungen athmen, kaltblütig sind und weder Säugorgane noch Haare und Federn haben. Am häufigsten bezeichnet man sie jetzt mit dem Namen der Reptilien (s. d.). Einige belegen auch die Froschreptilien oder Batrachier (s. d.) mit dem Namen der Lurche.

**Lurlei** oder Lorelei ist der Name eines den Schiffern gefährlichen Felsens im Rhein unterhalb Bingen. Die personificirende Sage hat denselben zum Sitze einer Klosterjungfrau gemacht, welche die Vorüberfahrenden durch ihren zauberischen Gesang anlockt, bis sie an dem Felsen scheitern und versinken. Unter vielen poetischen Bearbeitungen, die diese Sage gefunden, muß als die vollendetste das Lied von H. Heine gelten. Die Ähnlichkeit mit der griech. Sage von den Sirenen ist unverkennbar, aber zugleich auch der echt deutsche Charakter der Lurleisage.

**Lusiaden**, der Titel des berühmten Epos von Luis de Camoens (s. d.).

**Lusignan**, s. Guido de Lusignan.

**Lusitanien**, s. Portugal.

**Lust** bezeichnet den dem Schmerz entgegengesetzten Zustand des Gefühlslebens, welcher zu-

sammen mit jenem den äußersten Gegensatz bildet, innerhalb dessen die meisten andern Gefühle in die Mitte fallen. Lust und Schmerz gehen die complicirtesten Mischungen ein, wie im Gefühle der Grausamkeit, der Süßigkeit befriedigter Rache, auch wenn dafür schwere Opfer gebracht werden mußten, u. dgl. Lust entsteht theils durch einen lusterregenden Gegenstand, theils kann sie auch durch einen bloßen Wechsel in den Gemüthszuständen hervorgebracht werden, indem z. B. das plötzliche Aufhören eines heftigen Schmerzes als Lust empfunden wird. Über die Gründe und das Wesen der Lust herrscht unter den Psychologen noch keine Übereinstimmung. Nach Herbart entsteht Lust dann, wenn sich mehre verschiedene Vorstellungsreihen gegenseitig begünstigen und fördern, nach Beneke dann, wenn ein Empfindungsreiz in ausgezeichneter Fülle oder überfließend gegeben ist, ohne doch ein übermäßiger zu sein, sodaß die Lust zwischen das durch Reizmangel entstehende Verlangen und die durch Überreiz entstehende Schmerzempfindung in die Mitte tritt. **Lustspur** ist die von einer Lustempfindung in der Seele bleibende Gedächtnißspur, welche theils zur Wiederholung derselben Lust treibt, theils eine Erinnerung an die vergangene Lust vermittelt. Die Fülle solcher Spuren heißt die **Lustsumme** oder der **Lustraum** in jenem bildlichen Sinne, wonach man auch von einem Plan, einer Beschäftigung u. dgl. sagt, daß sie einen großen Raum in der Seele einnehme. Das Anwachsen der Lustspuren zu immer größern Summen heißt die **Luststeigerung**. Ihre Elemente kommen entweder von außen, z. B. bei sinnlichen Genüssen, oder von innen, z. B. bei moralischen Gefühlen. Ein Lustgefühl, welches sich zu ungewöhnlicher Höhe steigert, z. B. bei einem unerwarteten Glücksfall, heißt ein **Lustaffect**, welcher eines solchen Grades fähig ist, daß man öfters den Tod hat erfolgen sehen. Die von einem Gegenstande erregte Lust bewirkt, wenn sie eine gewisse Stärke erreicht, ein Streben nach dem Gegenstande, welches Liebe oder Zuneigung heißt und sich sowol als ein Trieb, dem Gegenstande der Lust nahe zu sein, als auch denselben in seinem Zustande als Lustmittel zu erhalten oder zu steigern, äußert. Die Lust, welche einem Eindruck oder einer Beschäftigung dergestalt beigemischt ist, daß sie sich nicht aus demselben sondern läßt, heißt das **Angenehme** (s. d.). Das Angenehme der sinnlichen Eindrücke ist die sinnliche Lust. Sobald die Anlage zu ihr ermattet, sodaß das Angenehme uns nicht mehr als angenehm anspricht, so ist dies immer ein Zeichen von einer Störung der Gesundheit. Nur insofern das Wohlsein des Leibes eine vorherrschende Disposition zu Lustempfindungen und ein leichtes Ansprechen ihrer Reize zur Folge hat, darf man die Lust ein Gefühl des Wohlseins nennen. Denn nicht als eine Lust wird das Wohlsein empfunden, sondern als ein Zustand, welcher der Erzeugung aller Arten von Lustempfindung am günstigsten ist, wahrgenommen. Dagegen kann die wirkliche Lustempfindung, besonders im Übermaß, ebenso leicht eine feindliche Stellung gegen das leibliche Wohlsein einnehmen. Unter den geistigen Lustgefühlen, welche sich durch eine Reaction unsers Innern gegen die Eindrücke erzeugen, sind die subjectiven von den objectiven zu unterscheiden. Die **subjectiven** erzeugen sich in jeder Seele auf verschiedene Art je nach ihren individuellen Neigungen, Stimmungen und Temperamentsbeschaffenheiten, in den verschiedenen Graden der Heiterkeit, Fröhlichkeit, Lustigkeit und Ausgelassenheit; die **objectiven** erzeugen sich in allen Seelen auf gleiche Weise nach der Beschaffenheit der Objecte. Zu der letztern Art gehören die moralischen, ästhetischen, religiösen und intellectuellen Lustgefühle.

**Lustrum** (von luere, d. i. reinigen oder sühnen) hieß das feierliche Sühn- und Reinigungsopfer, das nach Beendigung des Census (s. d.) durch einen der Censoren im Namen des röm. Volkes dargebracht wurde. Die Opferthiere, ein Schwein (sus), Schaf (ovis) und Stier (taurus), daher die Benennung Suovetaurilia, wurden vor der Schlachtung um das auf dem Marsfelde centurienweise versammelte Volk herumgeführt und dieses dadurch gleichsam gereinigt oder entsühnt. Weil das Lustrum mit dem Census in der Regel alle fünf Jahre wiederkehrte, wurde mit dem Wort Lustrum auch ein fünfjähriger Zeitraum bezeichnet.

**Lustspiel**, s. Drama und Komödie.

**Lutatius** ist der Name eines röm. plebejischen Geschlechts. — Cajus L. Catulus erfocht als Consul 242 v. Chr. mit einer durch freiwillige Beiträge der Bürger ausgerüsteten Flotte bei den Ägatischen Inseln den Sieg über die karthag. Flotte, die unter Hanno dem Hamilkar nach Sicilien Zufuhr bringen sollte, worauf der Friede, der den ersten Punischen Krieg endigte, erfolgte. — **Quintus L. Catulus**, College des Marius im Consulat 102, siegte mit diesem als Proconsul 101 über die Cimbern auf den Raudischen Feldern, wurde aber dennoch von Marius, als derselbe 87 mit Cinna nach Rom zurückkehrte, trotz der Verwendung seiner Freunde geächtet und gab sich selbst den Tod. Er wird als einer der edelsten, weisesten Bürger gefeiert, zeichnete sich als Redner aus und beschrieb die Thaten seines Consulats. — Sein gleichnamiger Sohn

Quintus L. Catulus schloß sich an Sulla an, dessen Einrichtungen er als Consul 78 gegen seinen Amtsgenossen Marcus Ämilius Lepidus, der diese stürzen wollte, mit Cnejus Pompejus verbunden aufrecht erhielt. Einer der Führer der optimatischen Partei, war er dem Cicero befreundet, feindlich gegen Cäsar gesinnt, dem er aber 63 bei der Bewerbung um die Würde des Pontifex Maximus unterlag. Er starb 60.

**Luther** (Martin), das Haupt der deutschen Kirchenreformation im 16. Jahrh., wurde 10. Nov. 1483 zu Eisleben geboren, wohin sein Vater, der Bergmann Hans L. aus dem Dorfe Möhra bei Eisenach, und seine Mutter Margarethe, geb. Lindemann, gezogen waren. Etwa ein halbes Jahr später siedelte sein Vater, wahrscheinlich weil er ein besseres Auskommen bei dem mansfelder Bergbau fand oder zu finden hoffte, nach Mansfeld über und kam daselbst später in den Rath. L. wurde mit seinen Brüdern (von denen nur einer, Jakob, namentlich angeführt wird; die beiden andern starben an der Pest, als L. in Erfurt war) und Schwestern (Barbara, Dorothea, Katharina und Marie) streng erzogen. Bis zu seinem 14. J. besuchte er die mansfelder Schule, dann aber kam er (1497) zum Zwecke weiterer Ausbildung nach Magdeburg, wo er zu den Barfüßern in die Schule ging und schon durch Currendsingen seinen Unterhalt mit erwerben mußte. Weil aber seine Ältern nicht hinreichend für sein Auskommen sorgen konnten und er keine andere Unterstützung fand, ging er nach Eisenach (1498), wo mehre Verwandte von ihm lebten und ein leichteres Fortkommen sich ihm in Aussicht stellte. Er besuchte hier die lat. Schule unter dem Rector Trebonius, ward auch hier Currendschüler, fand aber dann Aufnahme bei einer frommen Frau, Namens Ursula Cotta, die eine Anverwandte von ihm war. Im J. 1501 bezog er die Universität zu Erfurt, wo er nach dem Willen seines Vaters den Rechtsstudien sich widmen sollte. Ehe er aber die hierzu vorzugsweise nöthigen Wissenschaften studirte, wandte er sich nach damaliger Sitte den Humanitätsstudien wie dem Studium der scholastischen Philosophie und Theologie zu. Zu seinen Lehrern gehörten vornehmlich Trutvetter, Usingen, Greffenstein, Hecker, Ostermeyer, Göde. Im J. 1505 wurde er Magister und jetzt begann er selbst Vorlesungen über die Physik und Ethik des Aristoteles zu halten. Da wurde aber theils durch die Bekanntschaft mit einer Bibel, die er auf der Universitätsbibliothek fand, theils durch den plötzlichen Tod seines Freundes Alexius, vor allem aber durch eine heftige Krankheit die Vorstellung der menschlichen Unheiligkeit und der göttlichen Strafgerechtigkeit so lebendig in ihm angeregt, daß er der heil. Anna das Gelübde that, Mönch zu werden. Am 17. Juli 1505 trat er, aller Abmahnung ungeachtet, in das Kloster der Augustiner-Eremiten zu Erfurt. Allein selbst die strengste Askese befreite ihn nicht von seiner Seelenangst, bis ihn, den Schwererkrankten, ein alter Ordensbruder auf die Vergebung der Sünden durch den Glauben an Jesum Christum verwies. Diese damals über dem Dringen auf sogenannte gute Werke beinahe vergessene Lehre brachte Trost und Licht in L.'s Seele, und die Milde, mit welcher Staupitz, sein Ordensprovinzial, ihn behandelte, wirkte ermunternd auf sein Herz. Staupitz befreite ihn von allen niedrigen Diensten für das Kloster und ermahnte ihn zur Fortsetzung seiner theologischen Studien. Im J. 1507 (2. Mai) erhielt L. die Priesterweihe und 1508 durch Staupitz den Ruf als Professor der Philosophie an die neue Universität zu Wittenberg. Hier las er über aristotelische Dialektik und Physik, doch schon mit innerlicher Unlust, da ihn das fortgesetzte Studium der Bibel, vornehmlich der Paulinischen Briefe, sowie die Lectüre des Augustinus und mancher Mystiker, besonders des Tauler, der Scholastik immer mehr entfremdeten. Indeß durfte er schon 1509 theologische Vorlesungen halten, indem er 9. Mai desselben Jahres das theologische Baccalaureat erhielt. Hiermit war ein sehnlicher Wunsch erfüllt, und jetzt begann er auch zu predigen. Seine Studien und Vorträge wurden indeß eine Zeit lang unterbrochen, weil er 1510 zur Erfüllung eines frühern Gelübdes eine Wallfahrt nach Rom unternahm. In Rom enthüllte sich ihm zwar die damalige Versunkenheit der röm. Geistlichkeit, doch schwächte dies seine Ehrfurcht gegen den Papst noch nicht. Nach seiner Zurückkunft nahm er seine Studien und Vorlesungen wieder auf, und mit Beifall erneuerte er seine Predigerthätigkeit. Auf die Anregung von Staupitz erlangte er die höchste theologische Würde, indem er unter dem Dekanate Karlstadt's 18. Oct. 1512 zum Licentiaten, 19. Oct. zum Doctor der Theologie promovirte; am 22. Oct. wurde er in den akademischen Senat eingeführt. Durch jene Würde erachtete er sich nun zur freien Darlegung seiner Ansicht über die Heilige Schrift verpflichtet. Vom akademischen Lehrstuhle wie von der Kanzel aus, als geistlicher Visitator und als Schriftsteller verkündigte er das Bibelwort, das er im streng Augustinischen Sinne auffaßte. Hiermit trat er in offene Feindschaft gegen die Scholastik, und fußend auf die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben an den Opfertod Jesu, rüttelte er schon, wenn auch unbewußt, mit an den

Grundsäulen der alten Kirche. Die seit Jahrhunderten geheiligte Autorität eines Thomas von Aquino, Petrus Lombardus, Bonaventura und anderer Stützen der Scholastik sanken von Tag zu Tag. Oft predigte L. bei den Augustinern, oft hörte er Beichte und warnte vor dem bestehenden Misbrauche des Ablasses. Auf seine Ordensbrüder konnte er um so mehr einwirken, als er 1516 das Generalvicariat des Ordens für Staupitz verwaltete, indem dieser im Auftrage des Kurfürsten eine Reise nach den Niederlanden unternommen hatte. In die Zeit nach der Rückkehr von seiner ersten Visitationsreise als Ordensvicar fällt auch seine Berufung als Prediger an die Stadtkirche zu Wittenberg (Oct. 1516); doch verwaltete er dieses Amt zuerst nur als Vicar für den damals noch lebenden, aber kränklichen Stadtpfarrer Simon Heynß aus Brück, einen Bruder des berühmten Kanzlers Brück. Die Fehde der Reuchlinisten (s. Reuchlin), die eben im Gange war, förderte seine Bestrebungen in außerordentlicher Weise, während er zugleich selbst in volksmäßigen und gelehrten Schriften auftrat. Zu jenen gehörte seine Auslegung der Zehn Gebote, zu diesen seine Auslegung des Römerbriefs, der Psalmen, des Vaterunsers, die Disputationen über die Freiheit des Willens, über die Liebe, Gnade, Rechtfertigung, Buße (1516), die Herausgabe der „Deutschen Theologie", der Sermon von Ablaß und Gnade (1517). Auch hatte L. schon begonnen, biblische Bücher zu übersetzen, und seine theologische Richtung hatte bereits an der Universität den Sieg über die Scholastik gewonnen. Zugleich war er durch seine gründliche Gelehrsamkeit, sowie durch den Ruf seiner geistvollen Vorträge den größten Gelehrten seiner Zeit bekannt und werth geworden. Großes Aufsehen machte es daher in ganz Deutschland, als er 31. Oct. 1517 die berühmten 95 Sätze gegen Tetzel's Ablaßkram an die Schloßkirche zu Wittenberg anschlug, um zu einer öffentlichen Disputation über den wichtigen Gegenstand einzuladen. Weder Ehrgeiz noch Ordensneid gegen die Dominicaner, sondern der Eifer für seine Überzeugung hatten ihn zu diesem Schritte bewogen, und so konnten auch weder die Streitschriften des Dominicaners Hogstraaten, des röm. Beamten Prierias und des Dr. Eck (s. d.), noch die Vorladung des Papstes nach Rom ihn zum Widerrufe bewegen. Auf Veranlassung des Kurfürsten von Sachsen, Friedrich's des Weisen, unterblieb zwar seine Reise nach Rom; doch mußte er vor dem Cardinal Cajetan in Augsburg erscheinen (Oct. 1518). Da dieser aber nur auf Widerruf von L. drang, zugleich ihn heimlich gefangen nehmen und nach Rom bringen lassen wollte, floh L. (20. Oct.) mit Einlegung einer Appellation an den besser zu unterrichtenden Papst nach Wittenberg zurück. Er verwandelte hier bald darauf diese Appellation in die Appellation an ein allgemeines Concil (28. Nov.), als Papst Leo X. die bisherige Theorie des Ablasses von neuem (9. Nov.) bestätigt hatte. Jetzt sandte Leo den Kammerherrn Karl von Miltitz nach Deutschland, und diesem gelang es durch schmeichelnde Güte bei einer Zusammenkunft in Altenburg (Jan. 1519), L. zum Versprechen des Schweigens zu bewegen, wenn seine Feinde schweigen würden, und seinen Gehorsam gegen den Papst öffentlich zu erklären. Da regte aber Eck den Streit von neuem auf, indem er Karlstadt (s. d.) zur Disputation in Leipzig (27. Juni bis 16. Juli 1519) aufforderte und auch L. in diese verwickelte. Diese Disputation hatte nur die Folge, daß L. von der Unstatthaftigkeit des röm. Primats fester überzeugt wurde. Obgleich er in einem bescheidenen Briefe dem Papste Leo X. 3. März 1519 seine Ergebenheit bezeigt, wurden doch nicht nur seine Schriften in Rom, Köln und Löwen von seinen Feinden verbrannt, sondern im Nov. 1520 erschien auch die vom 15. Juni datirte päpstliche Bannbulle gegen ihn, den Erzketzer, in Deutschland. Die Kraft dieser Bulle hatte L. schon gebrochen, indem er (Juni 1520) in kühner Sprache seine Erkenntniß über den Zustand der Kirche in der Schrift: „An den christlichen Adel deutscher Nation und des christlichen Standes Besserung", in Beziehung auf die äußern Kirchenanordnungen, und (Oct. 1520) in dem „Praeludium de captivitate Babylonica ecclesiae" in Beziehung auf die Lehre von den Sieben Sacramenten darlegte. Miltitz suchte in Lichtenberg nochmals L. zu beschwichtigen, der aber jetzt ein Schreiben voll bitterer Wahrheiten mit seiner Schrift „Sermon von der Freiheit eines Christenmenschen", in welcher er die biblischen Grundlehren entwickelte, an den Papst sandte. Dennoch ruhten seine Gegner nicht, und er sagte sich nun von einer Kirchengemeinschaft los, die ihn selbst von sich stieß, indem er die Bulle für ein Werk des Antichrists erklärte, seine Appellation an ein allgemeines Concil erneuerte und die Bulle mit den päpstlichen Decretalen, zum Zeichen seiner Lossagung von Rom, 10. Dec. 1520 vor dem Elsterthore in Wittenberg verbrannte. Eine neue Bulle des Papstes (3. Jan. 1521) sprach den Bann nochmals über ihn aus und belegte jeden Ort seines Aufenthalts mit dem Interdicte.

L. hatte den Adel deutscher Nation für die Vertheidigung der neuen Sache angerufen, und besonders waren es auch viele tüchtige Männer dieses Standes, wie Hutten, Sickingen u. s. w., die

ihn in seinem Streben ermunterten und, da der Kurfürst Friedrich von Sachsen unschlüssig schien, ob er ihn schützen solle, ihm ihre Festen und Schwerter anboten. Doch L., von einem innern, gewaltigen Geiste angetrieben, den er selbst nicht hemmen konnte, lehnte diesen weltlichen Schutz ab und achtete auch nicht der Ermahnungen seiner Freunde, die ihn zum Nachgeben anhielten. Mit Staunen vernahm das Volk die Reden und Thaten des Mönchs, der sich allein gegen Papst und Priesterthum, gegen Kaiser und Fürsten stellte. Das that er nämlich, als er 5. April 1521, von Justus Jonas, Amsdorf, Suavenius, Cordus, Sturciades und dem berühmten Juristen Hieron. Schurf begleitet, die Reise zum Reichstage nach Worms antrat. Achtung und Theilnahme kam ihm überall entgegen, und die Überzeugung von der Wahrheit seiner Sache war so stark in ihm, daß er dem Boten, durch den Spalatin ihn warnen ließ, vor dem Einzuge in Worms antwortete: „Und wenn so viel Teufel zu Worms wären als Ziegel auf den Dächern, doch wollt' ich hinein." Am 17. April erschien L. in der Reichsversammlung, bekannte sich zu den ihm vorgelegten Schriften und schloß am folgenden Tage seine Vertheidigungsrede mit den Worten: „Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der Heiligen Schrift oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde: so kann und will ich nicht widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hie steh' ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen." Er verließ (26. April) Worms in der That als Sieger, aber unter so unzweideutigen Vorbedeutungen des Untergangs, den seine Feinde ihm bereiteten, daß der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen ihn unterwegs nach zuvor mit ihm getroffener Verabredung, von der außer ihm nur noch Amsdorf wußte, 4. Mai hinter dem Schlosse Altenstein gefangen nehmen und heimlich nach der Wartburg bringen ließ, um sein Leben zu sichern. Weder die kaiserl. Achtserklärung (vom 26. Mai) noch die Bannbullen des Papstes konnten ihn in der Muße stören, die er hier zum tiefern Studium des Griechischen und Hebräischen, zu polemischen Schriften und vor allem zur Verdeutschung des Neuen Testaments anwendete. Doch dauerte diese Zeit der Ruhe nur zehn Monate. Auf die Nachricht von Karlstadt's Bilderstürmerei eilte er trotz der neuen Achtserklärung, welche der Kaiser zu Nürnberg wider ihn erließ, trotz der drohenden Ungnade des Kurfürsten mitten durch das Land des gegen ihn erzürnten Herzogs Georg von Sachsen nach Wittenberg zurück, wo er 7. März 1522 eintraf. Der Brief, in dem er sich wegen dieser Entweichung bei dem Kurfürsten Friedrich gerechtfertigt, gab gleichfalls einen Beweis seiner Seelengröße. Die Predigten, mit denen er gleich nach seiner Rückkehr ununterbrochen vom 9.—16. März den Aufstand der fanatischen Neuerer in Wittenberg stillte, zeigten von seiner Abneigung gegen kirchlichen Radicalismus, von feiner Menschenkenntniß und Sanftmuth gegen blos Irrende. Nur wo unlautere Gesinnung sich ihm entgegenstellte, oder wo er die evang. Wahrheit in Gefahr sah, erschien er selbst stürmisch. Daher seine harte Antwort auf die kleinliche Schmähschrift König Heinrich's VIII. von England, seine Schärfe gegen die Wiedertäufer und zwickauer Propheten, seine Erbitterung gegen Herzog Georg von Sachsen und in seinen Streitigkeiten gegen Karlstadt und Erasmus. Letztern hielt er, und nicht ohne Grund, für lau gegen die kirchliche Sache; in Karlstadt's Angriffen auf seine Abendmahlslehre aber glaubte er offenbare Abtrünnigkeit und Eifersucht zu erkennen.

Unter diesen Kämpfen und Anfechtungen war L.'s Entschluß gereift, auf eine völlige Reformation der Kirche, welche die Nation allerdings laut verlangte, hinzuarbeiten. Zunächst begann er mit vieler Mäßigung 1523 in Wittenberg die Liturgie von manchen Gebräuchen zu befreien; doch kam er bei dem Widerstande, den das Capitel an der Stiftskirche ihm entgegenstellte, erst am Schlusse des J. 1524 zum Ziele. Er selbst legte 9. Oct. desselben Jahres die Mönchskutte ab und verheirathete sich 13. Juni 1525 mit Katharina von Bora (s. d.), ein Schritt, den der jetzt 42jährige L. erst nach vielem Bedenken, aber gewiß ebensowol aus Grundsatz als aus Neigung that. Hiermit hatte er auch das Zeichen zur Aufhebung der Klöster und zu anderer Verwendung der Kirchengüter gegeben. Doch nur auf dem Wege der Ordnung wollte er die neue Form des kirchlichen Lebens eingeführt wissen. Während er den Reichsstädten und fremden Fürsten dabei mit Rath und That zur Hand ging, erklärte er sich um so nachdrücklicher gegen die aufrührerischen Bauern und Wiedertäufer, je mehr seinem gesunden Verstande Schwärmerei und Überspannung lebenslang fremd und zuwider waren. Mit der Ruhe eines Mannes, der wohl wußte, was er wollte, gab er von 1527—29 unter Autorität des Kurfürsten, dem er auf dem Reichstage zu Speier (1529) zur Protestation rieth, mit Hülfe Melanchthon's und anderer Freunde der Kirche in Sachsen eine neue, der Bibellehre entsprechendere Ordnung, und vom höchsten Gewichte war das Verdienst, welches er sich durch die Abfassung des Großen und

kleinen Katechismus (s. d.) um den Schulunterricht erwarb. Während des Reichstags zu Augsburg hielt er sich in Koburg auf, wirkte von hier aus, oft schon kränkelnd, für die protest. Sache und betheiligte sich an der Feststellung der Augsburgischen Confession, die Melanchthon zur Revision und Begutachtung ihm zusandte. Weniger erfreulich erscheint vom heutigen Standpunkte die Unduldsamkeit, die L. gegen die schweiz. Reformatoren wegen ihrer abweichenden Ansicht in der Lehre vom Abendmahle (s. d.) übte. Allein abgesehen davon, daß sie bei ihm aus tiefer Ehrfurcht vor der Bibel hervorging, bewies sich auch die Trennung von den „Reformirten" (1530) selbst als politisch kluge Maßregel. Zugleich bedurfte es eines in Glaubenssachen unbeugsamen Geistes, um den Versuchen der Anhänger des Papstes, die durch Unterhandlungen etwas von dem Gewonnenen abdingen wollten, siegreich zu widerstehen. Ganz in diesem Geiste schrieb er 1537 die Schmalkaldischen Artikel (s. d.); aus denselben Gründen gab er den brandenb. und anhalt. Gesandten, die 1541 vom Reichstage zu Regensburg an ihn geschickt wurden, um ihn zur Nachgiebigkeit gegen die Katholischen zu stimmen, eine abschlägige Antwort. Auch verweigerte er 1545 die Theilnahme seiner Partei am Concilium zu Trident und schrieb in heftigem Tone die Schrift: „Das Papstthum in Rom, vom Teufel gestiftet". Die Heftigkeit des Tons in seinen Streitschriften findet Entschuldigung in der herrschenden Denk- und Sprechart seines Zeitalters, in der Natur seines Unternehmens, das ohne Kampf und Streit gar nicht von statten gehen konnte, in der Kränklichkeit, die ihn mit Steinschmerzen, Ohrenbrausen und Dysenterie oft heimsuchte, mehrmals selbst dem Tode nahe brachte und nicht selten verstimmte, in der Lebhaftigkeit seiner Phantasie. Er selbst entschuldigte seine Rauheit mit dem Ausspruche: „Meine Schale mag ziemlich hart sein; aber mein Kern ist weich und süß." Aus den Ansichten seiner Zeit und seinen durch übermäßige Anstrengungen entstandenen hypochondrischen Leiden erklären sich auch die Schreckbilder teuflischer Anfechtungen, die ihn oft beunruhigten. „Ich bin dazu geboren," sagte er selbst, „daß ich mit Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen, darum meiner Bücher viele stürmisch und kriegerisch sind." Daß er ohne Falsch und überall ehrlich zu Werke ging, mußten ihm selbst seine Feinde zugestehen. Den Grundcharakter des deutschen Gemüths, Gradheit, Treue und Redlichkeit, legte nicht leicht Jemand offener dar als L. Er scheute sich ebenso wenig, seine Schwächen zu gestehen, als die Fehler Anderer zu züchtigen, und neben diesen Schwächen war die überlegene Kraft und Größe seines Geistes mit vielen liebenswürdigen Eigenschaften vereinigt.

Man muß erstaunen über die unermüdete Thätigkeit, mit der L. nach allen Seiten hin wirkte; das große Werk der Bibelübersetzung brachte er von 1521—34 zu Stande. Zuerst erschien 1522 das Neue Testament, dieses mit dem Alten Testamente 1534 und die ganze Bibel überarbeitet 1541. Zugleich bewährte er sich durch die Menge seiner Abhandlungen über die wichtigsten Gegenstände des Glaubens als einen der fruchtbarsten Schriftsteller aller Zeiten, und die meisten seiner Arbeiten übertragen an Geist und Gehalt bei weitem die Schriften seiner Zeitgenossen. Er predigte in jeder Woche mehre male, zu gewissen Zeiten täglich, verwaltete mit Eifer sein geistliches Amt und führte einen ausgebreiteten lat. und deutschen Briefwechsel über Gegenstände aller Art mit Fürsten und andern Großen, mit Gelehrten und Freunden. Für jeden Besuchenden zugänglich, half er mit Rath und That, wo es Noth war, bekümmerte er sich um jeden Armen, der ihn ansprach, und gab sich gern selbst den Freuden der Geselligkeit hin, wobei er, wie seine Tischreden zeigen, eine körnige und geistreiche Unterhaltung führte. Auch blieb er der Kunst nicht fremd; bekannt ist seine Vorliebe für die Musik, in welcher er, so oft es nur möglich war, durch Singen und durch Spielen auf der Flöte und Laute seine Erholung suchte. Seine geistlichen Lieder, wie „Ein' feste Burg", „Wir glauben All' an einen Gott", „Aus tiefer Noth" u. a., von denen zuerst acht zu Wittenberg 1524, später 89 zu Leipzig 1545 erschienen, zeichnen sich durch Innigkeit und Kraft aus. Seine vollkommene Herrschaft über die deutsche Sprache zeigt sich in allen seinen Schriften, namentlich in seiner Bibelübersetzung. Mit ihm begann für die Geschichte der deutschen Sprache ein neuer Zeitraum. (Vgl. **Deutsche Sprache.**) Nur eine seltene Geisteskraft konnte so gehäuften Arbeiten gewachsen sein und längere Zeit harte körperliche Leiden ertragen. Selbst das Licht eines Auges war ihm verkümmert. Vor der letzten Reise nach Eisleben, wohin ihn die Grafen von Mansfeld zur Schlichtung einer Streitigkeit riefen, schilderte er im Jan. 1546 seinen Zustand in einem Briefe folgendermaßen: „Ich alter, abgelebter, fauler, müder, kalter und nun auch einäugiger Mann hoffte doch nun ein wenig Ruhe zu haben; so werde ich aber dermaßen überhäuft mit Schreiben, Reden, Thun und Handeln, als ob ich nie etwas gehandelt, geschrieben, geredt oder gethan hätte. Ich bin der Welt satt und die Welt meiner; wir sind also leicht zu scheiden, wie ein Gast, der

die Herberg quittirt. Darum bitte ich um ein gnädiges Stündlein und begehre des Wesens nicht mehr." Er starb 18. Febr. 1546 zu Eisleben und wurde in der Schloßkirche zu Wittenberg beigesetzt. Seine Gattin und vier Kinder überlebten ihn. L. war ein liebevoller Gatte und Vater und seine Ehe, aus der drei Söhne und drei Töchter hervorgingen, höchst glücklich. Sein Sohn Johann, geb. 7. Juni 1526, erhielt seine Schulbildung in Torgau, studirte die Rechte in Wittenberg, ward Rath bei den Söhnen des Kurfürsten Johann Friedrich, trat dann in die Dienste des Herzogs Albrecht von Preußen und starb 28. Oct. 1575 in Königsberg. Seine Tochter Elisabeth, geb. 10. Dec. 1527, starb schon 3. Aug. 1528; seine zweite Tochter Magdalena, geb. 4. Mai 1529, starb bereits 20. Oct. 1542. Sein zweiter Sohn Martin, geb. 7. Nov. 1531, studirte Theologie, nahm aber kein Amt an und starb kinderlos 3. Mai 1565. Der dritte Sohn L.'s, Paul, der Stammhalter der Familie, geb. 28. Jan. 1533, studirte Medicin. Er ward Leibarzt bei Johann Friedrich II., dann bei Joachim II., nach dessen Tode bei den Kurfürsten August und Christian von Sachsen, zog sich aber dann zurück, privatisirte in Leipzig und starb hier 8. März 1593. L.'s dritte Tochter, Margarethe, geb. 17. Dec. 1534, starb 1570. Die männliche Nachkommenschaft L.'s erlosch mit Mart. Gottlob L., der 1759 als Rechtsconsulent in Dresden starb. Die angeblichen Nachkommen L.'s in Erfurt, Böhmen, Dresden und Schleswig, die von L.'s ältestem Sohne, Johann, abstammen sollen, lassen sich nicht mit einem Scheine historischer Wahrheit anknüpfen; von seinen Seitenverwandten aber leben noch einige. L. war im Ganzen wohlhabend. Er besaß das Große oder ehemalige Augustinerkloster in Wittenberg, das ihm Johann der Beständige schenkte und welches von seinen Erben (1564) für 3700 Gldn. an die Akademie verkauft wurde; ferner das Kleine Kloster, das L. 1541 für 430 Gldn. gekauft hatte, seine Erben aber 1557 für 300 Thlr. verkauften; einen Baum- und Hopfengarten, den man auf 500 Gldn. schätzte; sodann das Vorwerk Wachsdorf, ein Mannlehn, auf 1500 Gldn. geschätzt, und das Gut Zeilsdorf, das für 956 Gldn. von den Erben verkauft wurde.

Wider L.'s Willen wurde seine Partei nach ihm die Lutherische genannt; wider seinen Willen hat sie auch die Kriege geführt, die Deutschland verwüsteten. L. rieth, solange er lebte, zum Frieden und erhielt ihn. (S. über den Standpunkt L.'s in der kirchlichen Bewegung des 16. Jahrh. die Art. **Reformation** und **Protestantismus**.) Von den durch die Literarische Gesellschaft in Mansfeld seit 1801 gesammelten Beiträgen zu einem Denkmale L.'s, zusammen 34000 Thlr., wurde 31. Oct. 1821 das Denkmal zu Wittenberg aufgestellt, wozu der König von Preußen 1. Nov. 1817 den Grundstein gelegt. Friedrich Wilhelm IV. ordnete an, das Wohnhaus L.'s in Wittenberg auf Staatskosten anzukaufen und eine Schule darin einzurichten. Die dritte Säcularfeier von L.'s Tode (18. Febr. 1846) veranlaßte unter dem Namen **Lutherstiftung** mehre Stiftungen für Waisen, arme und verwahrloste Kinder, besonders auch zur Unterstützung noch vorhandener Nachkommen aus L.'s Familie. Hierher gehört besonders die Lutherstiftung unter Reinthaler in Erfurt und die Lutherstiftung in Leipzig, welche auch die Herausgabe und Verbreitung von L.'s Schriften, vornehmlich dessen Bibelübersetzung, zum Zwecke hat, für deren Textberichtigung namentlich Hopf in der Preisschrift von 1847: „Würdigung der luth. Bibelübersetzung", und in der Ausgabe derselben (1851) große Verdienste sich erwarb. Auch eine Menge neuer Werke erschienen, welche genauere Untersuchungen über L.'s Nachkommen gaben, bisher noch ungedruckte Briefe und Predigten veröffentlichten, Sammlungen seiner Lieder und Schriften von ihm in einer Auswahl enthielten. Zu den wichtigsten Ausgaben der Werke L.'s gehören die wittenberger (deutsch und lateinisch), die jenaer (8 deutsche und 4 lat. Bände, ergänzt von Aurifaber), die altenburger von Sagittarius, die leipziger. Die hallesche von Walch (24 Bde., Halle 1740—51) ist die vollständigste. Neue Ausgaben derselben erschienen in Erlangen und in Leipzig. „L.'s Werke, in einer das Bedürfniß der Zeit berücksichtigenden Auswahl" wurden in Hamburg (10 Bde., 1826; 3. Aufl., 1844), auch von Gerlach in Berlin und von Zimmermann in Darmstadt veranstaltet. Seine „Briefe, Sendschreiben und Bedenken" gab De Wette (5 Bde., Berl. 1825—28), seine „Politischen Schriften" Mundt (Bd. 1—4, Berl. 1844—45) und seine „Kirchenpostille" Francke (Bd. 1, Lpz. 1844—45) heraus. Vgl. Mathesius, „Leben L.'s in 17 Predigten", herausgegeben von Rust (Berl. 1842); G. A. H. Ukert, „L.'s Leben" (2 Bde., Gotha 1817); Pfizer, „L.'s Leben" (Stuttg. 1836); Jäkel, „Leben und Wirken Dr. M. L.'s" (Lpz. 1840—46); Genthe, „Leben und Wirken Dr. M. L.'s" (Lpz. 1841—45); besonders aber Jürgens, „L.'s Leben" (Abth. 1: „L. von seiner Geburt bis zum Ablaßstreite", 3 Bde., Lpz. 1846—47).

**Lutheraner** ist überhaupt der Name für die ganze Gesammtheit derjenigen Glieder der

christlichen Kirche, welche mit dem Bekenntnisse der von Luther aufgestellten evang. Glaubenslehre, wie diese in den Symbolischen Büchern (s. d.) seines Lehrbegriffs, vornehmlich in der Augsburgischen Confession enthalten ist, zu einer kirchlichen Gemeinschaft verbunden sind. Sie bilden auf dem Grunde des Evangeliums und nach Luther's Namen die Evangelisch-lutherische Kirche, unterschieden sich schon bei ihrem Entstehen durch ihren Namen von der schweiz.-ref. Kirche, machen aber mit dieser, in dem Bekenntnisse der biblischen Glaubenslehren übereinstimmend und den in der Bibel nicht begründeten kath. Glaubenslehren gegenüber, die Evangelisch-protestantische Kirche aus. Das Bekenntniß des luth.-symbolischen Lehrbegriffs, das man auch mit dem Ausdrucke Lutherthum bezeichnet, schließt aber nicht den Sinn in sich, als ob mit ihm der Glaube und die Annahme aller Sätze der Symbolischen Bücher gefodert werde, sondern erheischt blos die lebendige, nach der Heiligen Schrift geprüfte, durch diese bestätigte und daher auf fester Überzeugung beruhende Annahme der in den Symbolischen Büchern enthaltenen evang. Grund- und Glaubenssätze. Luther selbst war durchaus damit nicht einverstanden, daß sich seine Anhänger und Bekenner nach seinem Namen nannten; doch konnte er es nicht hindern, und die Unterscheidung von der schweiz.-ref. Lehre, der Luther in der Auffassung des Abendmahls sich entgegenstellte, gab für seine Anhänger wie für seine Gegner noch eine weitere Veranlassung, den Namen Lutheraner beizubehalten. Als Ketzername wurde derselbe zuerst von Eck (s. d.) und von dem Papste Hadrian VI. angewendet. Solange Luther lebte, wußte er sich in voller Übereinstimmung mit seinem Freunde Melanchthon. Doch noch bei seinen Lebzeiten erhoben sich Eiferer, die lutherischer als Luther selbst sein wollten und namentlich in Melanchthon, welcher 1540 mehre Veränderungen in der Augsburgischen Confession (s. d.) vorgenommen hatte, einen Verräther an der evang. Wahrheit erkannten. Ohne im Stande zu sein, sich zu Luther's Geiste zu erheben, nur an den Buchstaben von Luther's Worten klebend, verfolgten sie mit entschiedener Erbitterung Melanchthon und dessen Anhänger als Kryptocalvinisten und erkannten sich als die allein wahren Lutheraner und als die Säulen des echten Lutherthums. Die mächtigen Bewegungen, die sie zum großen Nachtheile der festern Consolidirung der jungen Kirche und zur Freude der Gegner erregten, steigerten sich noch ungemein nach Luther's Tode. Die Kanzel ward nicht selten zum Tummelplatze der wildesten Leidenschaft und Luther's Lehre von Denen, die sich für die Stützen derselben hielten, zu einem dürren Scholasticismus und einer todten Orthodoxie umgewandelt. Den Hauptsitz gewannen diese angeblich allein echten Lutheraner in der Universität Jena, welche von den Söhnen Johann Friedrich's als eine feste Burg des alten Lutherthums gegründet wurde (1557) und den geistigen Kampf gegen Wittenberg aufnahm. Ihr Eifer gab sich hauptsächlich in den Streitigkeiten über das Interim (s. d.) und die Adiaphora kund, ebenso in den Meinungen Major's, Osiander's und Flacius', wie in den Kämpfen über den Synergismus, den Kryptocalvinismus und die Ubiquität. Die Concordienformel (s. d.) sollte die Bewegungen dämpfen, welche durch die luth. Ultras heraufbeschworen waren, wurde aber zur Zwietrachtsformel, eine Ursache des Glaubenszwangs unter den Lutheranern und eine Quelle des strengsten Schulglaubens, der allein als orthodoxes Lutherthum galt. Dieser Schulglaube erhielt sich und gerieth in neue Bewegung, als Spener am Schlusse des 17. Jahrh. sich bemühte, das Christenthum wieder zu einer Religion des Herzens und der That zu machen, folgerecht auch eine freiere Richtung in der Lehre anzubahnen suchte. Es erhob sich fast einmüthig die starre luth. Orthodoxie gegen den Pietismus wie gegen eine sektirerische Richtung; sie wußte nicht blos die weltlichen Gerichte, sondern selbst die Volksleidenschaften in ihren Kampf zu ziehen. Doch bald verlor der Pietismus seinen reformatorischen Geist und löste sich ebenfalls in dem starr gewordenen Lutherthume auf, das mit dem Buchstabenglauben einen hochmüthigen Sektengeist zur Schau trug. Gegen die Aufklärung und Geistesentwickelung des vorigen Jahrhunderts, die jener starren Richtung den Untergang zu bereiten schien, trat dann diese Orthodoxie nicht mit geistiger Waffe, sondern mit dem Zwangsgesetze des Wöllner'schen Religionsedicts auf, das jedoch bald seine Macht verlor, weil sich der innere Glaube durch Zwang nicht bestimmen läßt. Der Kampf dauerte indessen fort, indem das alte Lutherthum in der rationalistischen Denkweise eine der Kirche gefährliche Richtung erkannte und nach den deutschen Freiheitskriegen in der staatlichen Politik eine erwünschte Bundesgenossin fand, obwol es der Staatsgewalt oft schroff entgegentrat. Besonders wurde Preußen der Schauplatz heftiger kirchlicher Bewegungen, seitdem hier (1822) die neue Agende eingeführt und die Union der luth. und ref. Kirche angebahnt wurde. Für die Anhänger und Vertreter der altluth. Orthodoxie, die in der Vereinigung der ref. und luth. Kirche den Untergang des Lutherthums fand und noch findet und in der

Fortbildung der Kirchenlehre seit Luther eine Entartung der evang.-luth. Kirche erblickt, bildete sich nun vornehmlich der Ausdruck Altlutheraner. Der Professor der Theologie Scheibel in Breslau stiftete 1830 eine Gemeinde, welche in der Union geradezu die Aufhebung der luth. Kirche sah. In gleicher Weise erklärten sich andere Prediger in Schlesien, wie Berger in Herrmannsdorf, Wehrhahn in Kunitz und Kellner in Hönigern, wobei man sogar so weit ging, den Besuch unirter Schulen und den Gehorsam gegen unirte Kirchenobere für seelengefährlich zu erklären. Die Öffnung der Kirche zu Hönigern mußte durch Militär erzwungen werden, während Kellner verhaftet und suspendirt (1834) ward. Mit gleichem Ernste wurde auch gegen die andern Prediger eingeschritten, die als Altlutheraner mit ihren Anhängern zu Separatisten geworden waren. Die Maßregeln des Staats vermehrten jedoch nur den separatistischen Eifer der Partei, die durch Reiseprediger neue Gemeinden zu bilden suchte, welche mit der Annahme der alten Wittenberger Agende von der Staatskirche sich trennten. Es entstanden solche Gemeinden in Erfurt, Naumburg, Berlin und anderwärts. Eine von den Wortführern in Breslau (1835) gehaltene Synode förderte diesen Separatismus, und Scheibel, der sich nach seiner Vertreibung aus Schlesien in Sachsen und Franken aufhielt, leitete das Werk durch seine Rathschläge. Derselbe bewog endlich mehre Gemeinden in der Mark und in Schlesien, eine apostolische Kirchenverfassung mit strenger Kirchenzucht anzunehmen. Indem der Staat die Gesetze gegen Conventikel zur Anwendung brachte, wanderten Viele nach Nordamerika, Viele auch nach Australien aus (1837), um hier eine Freistätte für die allein wahre luth. Kirche zu finden. Durch die Art und Weise, wie die Altlutheraner gegen den Staat auftraten, hatten sie sich aber allmälig selbst Viele entfremdet, welche gleich ihnen an dem streng symbolischen Lehrbegriffe festhielten, wie Hengstenberg, Olshausen, Guericke, Rudelbach, Grundtvig, Harms, Tholuck u. A. Ja die Altlutheraner zerfielen selbst untereinander, indem eine streng exclusive Partei, die das Ausscheiden aus der Landeskirche betrieb, und eine gemäßigte sich bildete, die ihre Bestrebungen innerhalb der Landeskirche fortsetzte. Während in Preußen die Zwangsmaßregeln gegen sie seit 1838, noch mehr seit 1848 milder wurden und die Regierung ihnen nur verbot, Proselytenmacherei zu treiben, constituirten sich zwar auf einer Generalsynode zu Breslau (1841) 14 Pfarrbezirke in strenger Abgeschlossenheit gegen die Staatskirche und Staatsregierung zur wahren luth. Kirche unter der Leitung eines Oberkirchencollegiums, doch dauerte daneben der innere Zwiespalt und die Auswanderung unter ihnen fort. Die königl. Generalconcession vom 23. Juli 1845 gab jenen Kirchengemeinden, die bis zum J. 1847 auf 27 gestiegen waren, Corporationsrechte, und nun bildete sich das Oberkirchencollegium unter der Leitung des Professors Huschke, eines Juristen, zum Centralsitze und zur obersten Kirchenbehörde der Altlutheraner in Preußen. Unterdessen waren durch sie auch anderwärts große Bewegungen hervorgerufen, so in Kurhessen durch Vickell, in Altenburg durch Hesekiel, in Bremen durch den jüngern Krummacher, in Hamburg, Magdeburg, Würtemberg, in Nassau, in der Pfalz und anderwärts. Tractätchenvertheilungen und Reiseprediger förderten die Bestrebungen der exclusiven Richtung, und die Innere Mission (s. d.), gelehrte und populäre Blätter, zeitweilige Versammlungen und besonders die luth. Conferenzen in Leipzig (seit 1843), erst unter Rudelbach, dann unter Harleß, dienten dazu, das Band unter ihnen innerlich und äußerlich fester zu ziehen. Eine außerordentliche Thätigkeit entfaltete das Altlutherthum 1848 mit andern Separatisten, um alle die Rechte in Anspruch zu nehmen, welche der freien Entwickelung der Kirche dem Staate gegenüber sich in Aussicht stellten. Dazu foderte Guericke schon im April 1848 auf, während anderwärts in Preußen und andern Ländern auch die Foderung laut wurde, die Union mit den Reformirten zu beseitigen und wirklich luth. Consistorien herzustellen. Während die luth. Conferenz vorher Geistlichen und Laien unter den separirten und unirten Lutheranern den Zutritt verstattete, ließ sie jetzt (Aug. 1848) nur Diejenigen noch zu, welche sich zu den Symbolischen Büchern und der Herstellung der altluth. Kirche durch Namensunterschrift bekannten, setzte zur Einleitung der dazu nöthigen Schritte eine aus Harleß, Kliefoth, Huschke, Elvers, Thomasius und Petri bestehende Commission nieder, foderte aber (1849) von ihren Anhängern sofort den Austritt aus einer Landeskirche, sobald in derselben die Aufrechthaltung des altluth. Lehrbegriffs nicht gewahrt werde. In Provinzialvereinen, die in mehren Ländern, z. B. in Sachsen, Pommern, Schlesien und anderwärts hervortraten, wurden zugleich diese Bestrebungen der Altlutheraner weiter fortgesetzt, nicht ohne heftige Angriffe auf die Landeskirchen. Die Vereine consolidirten sich auf einem Kirchentage zu Wittenberg (10. Sept. 1849) zu einem Centralvereine, in welchem Stahl und Göschel besonders thätig waren und Letzterer als Vorstand gewählt wurde. Dieser Centralverein nun erhob sich auf dem Kirchentage in Wittenberg (10. Sept. 1851) un-

ter Göschel mit Eifer gegen die neue evang. Kirchenordnung und foderte eine selbständige Leitung und die gesetzliche Vertretung der rechten luth. Kirche in der obersten Kirchenbehörde. Während die Altlutheraner in Preußen den Kampf mit der Landeskirche erhoben hatten, waren sie gleichzeitig auch in andern Ländern aufgetreten, namentlich in Franken, wo der Professor Thomasius und der Pfarrer Löhe auf der Generalsynode zu Ansbach (1849) sogar den Namen Evangelische Kirche mit dem Namen Lutherische Kirche vertauscht wissen wollten. Doch sprach sich eine andere Conferenz zu Kulmbach (1851), die dogmatisch auf ganz gleichem Boden stand, aber doch keine Scheidung von der Landeskirche wollte, entschieden gegen die Sektirerei aus. Auch in Hessen-Darmstadt hatten sich altluth. Conferenzen gebildet, die zu offener Opposition gegen die Landeskirchenbehörde übergingen. In Baden fand die separatistische Richtung in dem Pfarrer Eichhorn einen eifrigen Führer; in Thüringen förderten sie besonders altlutherisch gesinnte Pfarrer aus Preußisch-Sachsen durch Conferenzen, die sie in Rudolstadt und in Dietendorf bei Gotha veranstalteten. In der Conferenz in letzterm Orte (1852) trug man nicht blos auf die Schärfung der kirchlichen Disciplin an, sondern Ackermann in Meiningen beantragte selbst die Einführung einer Beichte in kath. Weise. In Kurhessen endlich suchte Hassenpflug durch Villmar mit der strengen Verpflichtung auf die Symbole in Kirche und Schule das Alltuthertum ebenfalls zur Geltung zu bringen. Bei aller Ausbreitung und allem Einfluß, den das sogenannte Altlutherthum in neuerer Zeit erlangt hat, erscheint es doch unmöglich, daß diese Richtung durchdringt und zur allgemeinen Herrschaft gelangt, da innerlich Erstorberes und von der entwickelten Bildung der Zeit Abgeworfenes sich niemals wieder lebendig machen läßt. Das Wahre und Bleibende hingegen, das die Altlutheraner vertreten, muß auch in der freiern Richtung der luth. Kirche seine Anerkennung und Berechtigung finden und behalten.

**Lütke** (Fedor Petrowitsch), russ. Contreadmiral, aus deutscher Familie stammend, hat sich besonders einen Namen gemacht durch seine von 1826—29 ausgeführte Weltumsegelung. Am 20. Aug. 1826 ging er, damals noch Flottencapitän, auf der Kriegssloop Ssenjawin gemeinschaftlich mit dem Capitänlieutenant Stanjukowitsch, der ihm auf der Kriegssloop Moller beigegeben wurde, aus Kronstadt ab, um die Rußland zugehörigen Küsten Asiens und Amerikas und die im Norden des Stillen Ocean zerstreut liegenden Inselgruppen zu untersuchen. Er entdeckte drei Inselgruppen, die er nach seinem Schiffe die Ssenjawininseln benannte, durchforschte das Beringsmeer, beschrieb die bisher unbekannten Koraginsinseln, die Insel des heil. Matthias und die Küste von Tschukotien von dem Ostcap bis nahe zur Anadyrmündung und bestimmte die Lage der Pribylowsinseln. Auch untersuchte er den großen Archipel der Caroiineninseln von der Insel Ualan bis zur Gruppe Ulluthy, sowie die Bonin-Simainseln, während Stanjukowitsch einen Theil der Küsten der Halbinsel Alaschka, die Inseln Lito und Lasarew aufnahm und die Insel Moller entdeckte. Die eigentliche Wissenschaft trug reichlichen Gewinn von dieser Expedition. Am 25. Aug. 1829 kehrte L. zurück und widmete die nächsten sieben Jahre der Ordnung und Überarbeitung des angesammelten Stoffs. Sein Reisewerk erschien in russ. Sprache (3 Bde., Petersb. 1834—36, mit Atlas) und ist in mehre Sprachen übersetzt worden. Auch enthalten die „Memoiren" der petersburger Akademie viele interessante Berichte von ihm selbst und von den Theilnehmern der Expedition, von denen einige, z. B. Postels, auch selbständige Reisewerke erscheinen ließen. Zugleich übergab er dem Museum der Akademie ein Portefeuille von 1260 Zeichnungen und eine Sammlung von Kleidungsstücken, Waffen, Werkzeugen und Zierathen der Südseeinsulaner.

**Lutter am Barenberge**, ein Dorf im Braunschweigischen, mit einer herzoglichen Domäne und 1300 E., ist bekannt durch die Schlacht im Dreißigjährigen Kriege, 27. Aug. 1626, in welcher Tilly den König Christian IV. von Dänemark vollständig schlug.

**Lüttich** (franz. Liège; vläm. Luyk), eine Provinz des Königreichs Belgien von 52½ QM. mit 467845 E., meist Wallonen, die sich zur kath. Kirche bekennen, grenzt im N. an Limburg, im O. an Rheinpreußen, im W. an die Provinzen Brabant und Namur, im S. an Luxemburg und Namur und besteht aus Theilen des ehemaligen Hochstifts L., des Herzogthums Limburg und aus der reichsunmittelbaren Abtei Stablo, die zur Zeit der franz. Herrschaft dem Depart. Ourthe angehörten. Außer der Maas wird sie vorzüglich von der Ourthe mit deren Nebenflüssen, der Vesdre und der Amblive, durchflossen. Der Boden ist im südlichen und östlichen Theile, wohin sich eine Fortsetzung der Ardennen zieht, waldig, felsig und hügelig, im westlichen Theile eine fruchtbare Ebene. Getreide wird, besonders im Süden, nicht ausreichend gewonnen und durch den Kartoffelbau ersetzt, dagegen sind die Schaf- und Rindviehzucht nebst der Käsebereitung sehr ausgebreitet. Die Provinz ist reich an Steinkohlen, Galmei, Alaun, Eisen,

Kalk-, Bau-, Wetz- und Flintensteinen und gutem Marmor, sowie an Mineralquellen, von denen Chaudfontaine und besonders Spaa als Bäder berühmt sind. Wichtig sind ferner die Baumwollenzeug-, Tuch-, Strohhut- und Holzwaarenfabriken, nächstdem die Verfertigung von Glas-, Stahl- und Eisenwaaren aller Art, Nadeln, Messern, chirurgischen Instrumenten, Nägeln, Eisenbahnschienen, Dampfbooten, Dampfmaschinen, Locomotiven und besonders von Kanonen und Schießgewehren. Die Provinz zählte 1851 97 Kohlenbergwerke (12615 Arbeiter; Ertrag: 1,294000 Tonnen im Werthe von 9,221225 Frcs.), 72 Eisenbergwerke (381 Arbeiter; Ertrag: 59000 Tonnen im Werthe von 243895 Frcs.), 15 Zinkbergwerke, worunter das berühmte der Vieille-Montagne (1932 Arbeiter; Ertrag: 79544 Tonnen im Werthe von 2,276572 Frcs). An Blei wurden 2860 Tonnen im Werthe von 485672 Frcs. geliefert. Der Gesammtertrag der Hohöfen, Eisen-, Blei- und Zinkgießereien, Eisen- und andern Metallfabriken wurde auf mehr als 25,700000 Frcs. veranschlagt. Das ehemals zum Westfälischen Kreise gehörige Bisthum L., dessen Bischöfe deutsche Reichsfürsten waren, wurde 1794 von den Franzosen besetzt, im Frieden von Luneville förmlich an Frankreich abgetreten und dann unter die Departements Ourthe, untere Maas, Sambre und Maas vertheilt. Durch den Beschluß des Wiener Congresses und einen besondern Vertrag vom 23. März 1815 wurde es mit den übrigen südlichen niederländ. Provinzen als ein souveränes Fürstenthum dem Könige der Niederlande überlassen und bildete, nachdem einige Theile davon zu den Provinzen Hennegau, Limburg und Namur gekommen und dafür andere von Limburg, Luxemburg und Namur dazugeschlagen worden waren, eine Provinz des Königreichs der Niederlande, bis dieselbe in Folge der Revolution von 1830 an Belgien kam. Die Provinz wird in die Bezirke Huy, Lüttich, Verviers und Waremme eingetheilt und zählt 7 Städte und 324 Landgemeinden. — Die Hauptstadt Lüttich, der Sitz eines Bischofs, eines Gouverneurs, eines Appellhofs und einer Staatsuniversität, mit 81765 E., liegt in einem herrlichen Thale an der Maas, in welche oberhalb der Stadt die Ourthe mündet, zwischen zwei Bergen, von denen der höchste auf der Nordseite, der St.-Walburgisberg, die nach einem neuen Plane wiederhergestellte starke Citadelle trägt, und hat meist enge und finstere Straßen, von Steinkohlenrauch geschwärzte Häuser, aber einen schönen Quai mit gutgebauten Häusern an der Maas. Dieser Fluß theilt L. abgesehen von den neun Vorstädten, in die alte oder obere und in die neue oder untere Stadt; über ihn führen drei Brücken: die alte Brücke (Pont des arches), welche von 1648 bis 1657 erbaut wurde, die 1843 eingerichtete, auf Actien hergestellte Boveriebrücke und die schöne Eisenbahnbrücke (Pont du Val-Benoit). Den Universitätsplatz ziert seit 1842 die Statue des Componisten Grétry von Geefs. Unter den zahlreichen Kirchen sind hervorzuheben: die Jakobskirche, gegründet 1016, vollendet 1538, mit prachtvollen Glasmalereien in den Fenstern des hohen Chors; die St.-Paulskirche, zum Theil aus dem 13. Jahrh., vollendet in der Mitte des 16. Jahrh., mit einer unter Geefs' Leitung in Holz geschnitzten herrlichen Kanzel; die Bartholomäuskirche, eine Basilika aus dem 12. Jahrh., mit zwei byzant. Thürmen und einem merkwürdigen ehernen Taufbecken aus dem 11. Jahrh.; die Martinskirche, aus der Mitte des 16. Jahrh., mit guten Glasgemälden und herrliche Aussicht auf die Stadt (in ihr wurde 1250 zum ersten male das Fronleichnamsfest gefeiert); die Kirche des heil. Kreuzes. Das sehenswürdigste öffentliche Gebäude ist der Justizpalast, zum Theil aus dem 16. Jahrh., früher die Residenz der Fürstbischöfe; die schöne Vorderseite wurde erst 1734 aufgerichtet. Der Ausbau des Palastes ist gegenwärtig in Ausführung begriffen und der dadurch gewonnene Raum für die Provinzialregierung bestimmt. Die Universität, die 1817 von der niederländ. Regierung gegründet wurde, zählt über 500 Studirende und ist im Besitz eines schönen Universitätsgebäudes, welches nächst den Hörsälen sämmtliche akademische Sammlungen umfaßt. Auch hat die Universität einen botanischen Garten. Außerdem bestehen in L. für Wissenschaften und Künste mehre Vereine, eine Malerakademie, ein musikalisches Conservatorium, ein theologisches Seminar, ein königl. Gymnasium und eine Taubstummenanstalt. Unter den Fabriken sind die Tuch- und Wollenzeugfabriken und die Gewehrfabriken die ansehnlichsten. Nächstdem hat L. eine große königl. Geschützgießerei und Bohrerei, die mit zwölf Öfen arbeitet, eine Zinkfabrik, Gerbereien, Leinsiedereien, Cichorienfabriken, eine Feilen- und Ambosfabrik und viele Nägelfabriken. Der durch die Maasschiffahrt und die Eisenbahnverbindungen mit Brüssel, Antwerpen und Namur besonders begünstigte Handel mit Fabrikerzeugnissen und der Speditionshandel sind ansehnlich; ihn unterstützen eine Börse, eine Handelskammer und ein Handelsgericht. Sehenswerth ist die Passage Lemonnier, ein großartiger Bazar mit Kaufläden. Die Stadt kommt

bereits im 8. Jahrh. vor, wo die Bischöfe von Tongern ihren Sitz von Maſtricht dahin verlegten. Frühzeitig zu bedeutender Größe angewachsen, reich und freiheitsliebend, führte die Bevölkerung wiederholte Kriege mit den Bischöfen, wobei das benachbarte Frankreich sie gern unterstützte. Karl der Kühne, im Einverständniß mit dem Bischofe, eroberte die Stadt 1467, schleifte ihre Mauern und führte ihr Geschütz fort; auch Maximilian I. mußte als Erzherzog zwei mal sie mit Gewalt zur Unterwerfung bringen. Von den Franzosen wurde sie 1675, 1684 und 1691, von Marlborough im Spanischen Erbfolgekriege 1702 erobert. Schon im Nov. 1792 wurde L. von den Franzosen besetzt, im März 1793 aber wieder geräumt und erst 27. Juli 1794 unter Pichegru und Jourdan von neuem erobert. In der Revolution von 1830 gehörte es zu den ersten Städten des Landes, die von Holland abfielen; auch hat es sich stets politisch auf der Seite des antikatholischen Liberalismus gehalten.

**Lützelburger** oder Leutzelburger (Hans), genannt Frank, ein Formschneider des 16. Jahrh., über dessen Lebensumstände man nichts Näheres weiß und dessen wahrscheinlich große Verdienste in seinem Fache Gegenstand eines heftigen Gelehrtenstreits geworden sind. Unter mehren sehr schön geschnittenen Blättern findet sich nämlich die Unterschrift: Hans L., Formschnyder, genannt Frank, 1522. Weil nun bei dem Holzschnitt des berühmten Holbeln'schen Todtentanzes auf dem Blatte der Herzogin an deren Bettstelle die Buchstaben H. L. stehen, so hat man auch diese meisterhaften Schnitte dem L. zugeschrieben und überhaupt daraus gefolgert, daß sich die großen Meister wesentlich, ja ausschließlich zur Vervielfältigung ihrer Zeichnungen geschickter Formschneider bedienten. Dem wurde von anderer Seite widersprochen und namentlich von Rumohr zuerst im „Kunstblatt", dann in einem eigenen Schriftchen die Eigenhändigkeit der Formschnitte von Seiten Holbein's und der übrigen großen Meister verfochten. Rumohr's Hauptgegner war Sotzmann. Andere Theilnehmer waren Maßmann, Peter Vischer in Basel und Frenzel. R. Weigel, ein eifriger Vertreter der Eigenhändigkeit, veranlaßte auch Umbreit über dieselbe zu schreiben. Die wichtigsten dem L. zugeschriebenen Werke sind: die „Bilder des Alten Testaments" (1530) auf der baseler Bibliothek, woselbst auch der Große Todtentanz, das Bildniß des Erasmus, der Ablaßkram, zwei Dolchscheiden, endlich Alphabete, worunter drei Todtentanzalphabete (eins im dresdener Kupferstichkabinet ist 1849 von Löbel in Göttingen nachgeschnitten worden), ein Bauern- und ein Kinderalphabet, und zuletzt der Kampf im Walde zwischen Bauern und nackten Räubern.

**Lützen**, eine kleine Stadt mit 1800 E. im Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, erhielt einen denkwürdigen Namen durch die beiden Schlachten, die hier im Dreißigjährigen Kriege und im Befreiungskriege gegen Napoleon geschlagen wurden. Die erstere war die **Schlacht bei Lützen** am 6. (16. neuen Stils) Nov. 1632. Nach der Aufhebung des Lagers von Nürnberg hatte sich Gustav Adolf, um seine Eroberungen fortzusetzen, nach Baiern, Wallenstein aber gegen Sachsen gewendet, um den schwankenden Kurfürsten mehr durch Waffengewalt als durch Güte für den Kaiser zu gewinnen und den Schweden den Weg nach Norddeutschland zu verlegen. Schon waren Holk und Gallas vorausgesendet worden, die das Land auf jede Weise ängstigen mußten, und Wallenstein folgte mit der Hauptmacht. Da erschienen bei Gustav Adolf, der gerade Anstalten traf, Ingolstadt aufs neue zu belagern, Boten über Boten des Kurfürsten, ihn zur Hülfe herbeizurufen. Über Nürnberg und Arnstadt seinen Weg nehmend, vereinigte der König sich mit dem Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, ging dann über Erfurt nach Naumburg, um sich womöglich mit den Sachsen zu vereinigen, und verschanzte sich hier in einem festen Lager. Sogleich rückte Wallenstein dem Könige bis L. entgegen, dieser aber traf Vorkehrungen zur Befestigung seines Lagers, welche bei der vorgerückten Jahreszeit auf eine Beendigung des Feldzugs zu deuten schienen. Wallenstein, hierdurch sicher gemacht, entsendete Pappenheim gegen den Rhein, um dem Kurfürsten von Köln gegen die Holländer beizustehen, und verlegte die bei ihm zurückbleibenden Truppen in enge Cantonnirungsquartiere in der Gegend von L. Kaum erfuhr Gustav Adolf Pappenheim's Abmarsch, als er sogleich den Plan zur Vereinigung mit Johann Georg aufgab und, um Wallenstein anzugreifen, geraden Wegs gegen L. zog, wo er am 5. Nov. Abends anlangte. Überrascht von der Ankunft der Schweden, zog Wallenstein eiligst sein Heer zusammen und entsendete Eilboten an Pappenheim, unverzüglich von Halle zurückzukommen. Zugleich ließ er in der Nacht und am Morgen seine Stellung auf alle Weise befestigen und ordnete sein Heer so, daß der rechte Flügel unter Holk an das Städtchen L. sich anlehnte, der linke unter Gallas bis zu dem die Ebene zwischen Markranstädt und L. durchschneidenden Floßgraben sich ausdehnte. Die Fronte war nach der Straße zu gekehrt, deren Gräben Wallenstein vertiefen und mit Scharfschützen besetzen ließ. Dahinter standen

zwei Linien Füsellere und eine Linie Kroaten, die von ihren Pferden über die beiden vordersten Linien wegschießen, den Feind also einem dreifachen Feuer aussetzen sollten. Eine vor der Fronte des Heeres aufgefahrene Batterie von sieben Kanonen sollte diese Truppen schützen, und eine andere Batterie von 14 Kanonen war auf dem höchsten Punkte der Gegend an den Windmühlen so aufgestellt, daß sie einen großen Theil der Ebene bestreichen konnte. Die eigentliche Schlachtlinie, in zwei Treffen geordnet, stand etwa 300 Schritte hinter der Landstraße; das Fußvolk, in vier große unbehülfliche Quarrés gesondert, bildete das Centrum, von Schaffgotsch und Schaumburg befehligt, auf beiden Flügeln hielt die Reiterei; auch hatte der rechte Reiterflügel ein fünftes Quarré in seiner Mitte. Die Schlachtordnung der Schweden war dieselbe, wodurch Gustav Adolf das Jahr vorher bei Leipzig gesiegt hatte. Durch das Fußvolk hatte der König kleine Schwadronen Reiter, unter die Reiterei hin und wieder eine Anzahl von Musketieren vertheilt, doch, gewarnt durch die leipziger Schlacht, demselben Feldstücke beigegeben, um sich kräftiger gegen die eindrechende Cavalerie vertheidigen zu können. Die ganze Armee stand in zwei Treffen; der linke Flügel reichte bis L., der rechte über den Floßgraben hinaus; vor der Fronte zog sich die große leipziger Straße hin, im Rücken krümmte sich der Floßgraben um das Heer. Auf den Flügeln hielt die Reiterei, in der Mitte in acht Abtheilungen das Fußvolk. Der König selbst führte den rechten, der Herzog Bernhard den linken Flügel, die Mitte aber der Graf Kniphausen. Das Geschütz der Schweden bestand aus 100 Kanonen; davon waren 26 der schwersten in Batterien vor dem linken Flügel, außerdem vor jedem Flügel noch 20 kleinere und fünf vor jedem Schlachthaufen des Fußvolks aufgestellt. So geordnet standen sich beim Anbruche des 6. Nov. beide Heere gegenüber; doch ein dichter Nebel, der über der weiten Ebene verbreitet lag, verzögerte den Angriff. Knieend, unter Begleitung der Feldmusik, verrichteten die Schweden ihre Morgenandacht; dann durchritt der König die Reihen seiner Truppen, ihren Muth zur frohen Zuversicht zu entflammen, und als gegen Mittag der Nebel allmälig vor der Sonne schwand, gab er mit dem lauten Rufe: „Nun wollen wir dran! Das walt' der liebe Gott! Jesu, Jesu, hilf mir heut' streiten zu deines heiligen Namens Ehre!" das Zeichen zum Angriff. „Gott mit uns" war das Losungswort der Schweden, „Jesus, Maria" das der Kaiserlichen. In muthiger Haltung rückten das blaue und gelbe Regiment auf der Ebene vor, dem Feinde entgegen, der, unterstützt von dem Floßgraben und der Brustwehr, von Musketieren, Kürassieren und dem groben Geschütze, die Andringenden mit einem furchtbaren Feuer empfing. Zurückgetrieben und mit gelichteten Reihen erneuerten sie dennoch, als der König selbst sich an ihre Spitze stellte, den Angriff, vertrieben die Kaiserlichen aus den Gräben, eroberten die hier aufgestellte Batterie und rückten im Sturmschritte auf die Quarrés an. Das erste derselben wurde bald durchbrochen, ebenso nach heftigem Kampfe das zweite, und schon war das dritte in gleicher Gefahr, als Wallenstein zur Hülfe herbeileilte, mit den holk'schen Kürassieren die zerstreut und schutzlos andringenden Schweden zurückwarf und die von dem Feinde genommene Batterie wiedereroberte. Inzwischen war es auch den schwed. Schwadronen, die dem Fußvolke nicht so schnell hatten folgen können, gelungen, über den Graben zu setzen. Sie stürzten sich auf Wallenstein's Reiter und warfen die vordersten auf die hintersten zurück; Schrecken und Verwirrung verbreitete sich über den ganzen linken Flügel des kaiserlichen Heeres und die Batterie der sieben Kanonen wurde aufs neue erobert. Ebenso hatte der König auf dem rechten Flügel gewichtige Vortheile erfochten. Schon der erste mächtige Andrang der schweren finnländ. Kürassiere zerstreute die leicht berittenen Polen und Kroaten, die sich an diesen Flügel anschlossen, und ihre unordentliche Flucht theilte sich bald auch der übrigen Reiterei mit. Da erhielt der König die Nachricht, daß seine Infanterie über die Gräben zurückgeschlagen sei und daß auch sein linker Flügel, durch das feindliche Geschütz von den Windmühlen aus furchtbar geängstigt, in Unordnung zurückweiche. Dem General Horn die Verfolgung seines Siegs anvertrauend, eilte er sogleich an der Spitze des Stenbock'schen Regiments seinen bedrängten Truppen zu Hülfe. Von nur wenigen Reitern, darunter der Herzog Franz von Lauenburg, begleitet, sprengte er seinen Schwadronen weit voran, gerade nach dem Orte, wo sein Fußvolk am gefährlichsten bedrängt war, um eine Blöße des Feindes zu erspähen. Zu weit sich vorwagend, wurde er hier zuerst von einem kaiserlichen Musketier durch einen Schuß in den Arm und, als er umkehrte, durch einen zweiten in den Rücken verwundet, sodaß er ohnmächtig vom Pferde sank. Der Herzog Bernhard hatte auf dem rechten Flügel eine so geschickte Schwenkung gemacht, daß er mit einigen Regimentern seinem Gegner in die Flanke fallen konnte, als die Kunde von dem Tode des Königs seine Reihen erreichte. Augenblicklich ergriff er selbst den Oberbefehl und

eilte von Schar zu Schar, die bestürzten Truppen zu ermuthigen. Mit Heldenmuth, gleich wüthenden Löwen, kämpften nun die Schweden, warfen Alles vor sich nieder, drangen abermals über den Graben vor, eroberten die verlorene Batterie und die bei den Windmühlen und stürzten sich zermalmend auf die kaiserlichen Quarrés. Schon wendeten sich die Kaiserlichen nach dem Verluste beinahe der ganzen, besonders der schweren Reiterei zur Flucht, da erschien im entscheidenden Augenblicke Pappenheim mit acht frischen Reiterregimentern, mit denen er von Halle her der Infanterie vorausgeeilt war, auf dem Wahlplatze und die Schlacht entbrannte nun furchtbarer als zuvor. Es gelang ihm, einige Haufen der Fliehenden zu sammeln und sich mit seinen frischen Reitern, denen sich Piccolomini anschloß, den Schweden entgegenzuwerfen. Der rechte Flügel derselben, zuerst angegriffen, wich dem heftigen Angriffe Pappenheim's; ein Gleiches geschah nacheinander mit dem Centrum und dem linken Flügel. Vergebens setzte das blaue und das gelbe Regiment den tapfersten Widerstand entgegen; sie wurden niedergehauen, die genommenen Batterien wieder erobert und die Schweden über die Gräben zurückgedrängt. Hier aber stellte sich das zweite schwed. Treffen unter Kniphausen den Kaiserlichen mit fester Entschlossenheit entgegen und hemmte ihren Andrang. In demselben Augenblicke wurde Pappenheim von zwei Musketenkugeln getroffen und tödtlich verwundet aus dem Treffen gebracht. Bestürzt über diesen Unfall ergriff seine Reiterei die Flucht, riß zugleich einen Theil des rechten Flügels mit fort, und als jetzt der Herzog Bernhard, das erste und zweite Treffen in Eine Linie sammelnd, aufs neue vordrang, wurden nach blutigem Gemetzel zum dritten male die Gräben überschritten und zum dritten male die dahinter aufgepflanzten Batterien genommen. Unentschieden dauerte noch lange der furchtbare Kampf, in welchem die letzte Kraft der Verzweiflung rang, bis endlich die Dunkelheit der hereinbrechenden Nacht demselben ein Ziel setzte. Kein Theil schien Sieger zu sein; doch Wallenstein, der den Anmarsch der sächs. Truppen fürchten mochte, hatte mit Zurücklassung seines Geschützes das Schlachtfeld eilig verlassen und sich in der Nacht nach Leipzig zurückgezogen, von wo er sein Heer weiter nach Böhmen führte. Sachsen war vom Feinde befreit und für die Rettung des protestantischen Glaubens eine neue Gewährleistung gegeben. Beide Theile hatten über 9000 Todte und schwer Verwundete; unter den erstern waren Gustav Adolf und Pappenheim. Pappenheim starb an den in der Schlacht empfangenen schweren Wunden zu Leipzig, Gustav Adolf's (s. d.) Leichnam wurde durch Bernhard's ausgesandte Kundschafter unweit eines großen Feldsteins unter einem Haufen von Todten entkleidet und von den Hufen der Pferde fast bis zur Unkenntlichkeit zertreten gefunden. Lange Zeit erhielt blos dieser sogenannte Schwedenstein, den man später mit Pappeln umkränzte und mit steinernen Bänken umgab, das Andenken an den tapfern König. Jetzt erhebt sich über dem Stein ein auf Veranlassung der Gedächtnißfeier des Siegs 1837 aus gesammelten Beiträgen errichtetes goth. Denkmal von Gußeisen. Vgl. Curth, „Die Schlacht bei Breitenfeld und die Schlacht bei L." (Lpz. 1814); Vincke, „Die Schlacht bei L. 6. Nov. 1632" (Berl. 1832).

**Die Schlacht bei Lützen** vom 2. Mai 1813, die man richtiger nach einem südlich von L. gelenen Dorfe die Schlacht von Großgörschen genannt hat, war nach dem russ. Feldzuge von 1812 der erste gewaltige Zusammenstoß der jetzt vereinigten russ.-preuß. Streitkräfte mit Napoleon's neugeschaffenen Heeresmassen. Schon gegen Ende April drangen die franz. Colonnen über den Thüringerwald herein und erreichten am 28. Naumburg; gleichzeitig marschirte der Vicekönig von der magdeburger Gegend aus die Saale aufwärts und bewirkte nach mehren glücklichen Gefechten gegen die Preußen bei Wettin und Halle am 29. bei Merseburg seine Vereinigung mit dem franz. Hauptheere. Als nun nach dem bei Rippach am 1. Mai zwischen der Avantgarde des franz. dritten Corps und dem General Winzingerode gelieferten Gefechte, in welchem Bessières durch eine Kanonenkugel getödtet wurde, die Franzosen L. und den Floßgraben besetzten, zeigte es sich immer deutlicher, daß es Napoleon's Absicht sei, auf Leipzig und nach der Elbe vorzugehen. Die im Anmarsch begriffene franz. Armee war 124000 Mann stark, die russ.-preuß. dagegen zählte nur 85000 Mann. Dennoch faßten die Verbündeten, der muthvollen Stimmung ihre Truppen nachgebend und mit Rücksicht auf Östreich, das man gewinnen wollte, den Entschluß, Napoleon anzugreifen. Zu diesem Zwecke wurde am 1. Mai die gesammte unter Wittgenstein's Befehlen stehende Heeresmacht bei Pegau und den nächsten Übergängen über die Elster zusammengezogen, sodaß sie in der Nacht über den Fluß setzen, im Süden L.'s sich entwickeln und sodann gegen die rechte Flanke der großen franz. Marschcolonne wirken sollte, um diese von Weißenfels abzuschneiden und hierauf einen entscheidenden Schlag im Rücken auszuführen. Dem General Kleist wurde aufgegeben, mit 5000 Mann den Posten bei Lindenau einzunehmen, um Leipzig, als Rücklehnpunkt der Verbündeten, für unerwartete Fälle zu sichern;

dagegen blieben 12000 Russen unter Miloradowitsch in Zeitz zur Deckung jener Seite. Da die Verbündeten dem Vorrücken des franz. Heeres durchaus kein Hinderniß in den Weg legten, glaubte Napoleon dieselben hinter L. versammelt zu finden, wo er ihnen eine Schlacht anzubieten gedachte. Er ließ daher seine Scharen unter dem Schutze des Ney'schen Corps, das die rechte Seite schützen mußte, auf der Straße von Weißenfels nach L. unverweilt vorwärts marschiren und das Kleist'sche Corps, das bei Lindenau stand, durch Lauriston mit Nachdruck angreifen, um sich den Weg frei zu machen. Unterdeß hatten die Verbündeten von der Seite her sich gegen die Ebene zwischen L. und Pegau, wo Ney mit seinen Truppen die im verschobenen Viereck gegeneinander liegenden Dörfer Großgörschen, Rahna, Kaja und Kleingörschen besetzt hielt, in Bewegung gesetzt, gleich anfangs Großgörschen genommen und später, gegen 2 Uhr, als York an dem Gefechte Antheil nahm, auch die übrigen Dörfer nach der Reihe erobert. Da wurde Napoleon, dessen ganze Aufmerksamkeit fortdauernd auf Leipzig gerichtet war, mit einem male durch den von der Seite herüberschallenden Donner des Geschützes von der Gefahr, die seinem Heere drohte, benachrichtigt. Entschlossen, dem Kampfe sich muthig entgegenzuwerfen, befahl er Ney, um jeden Preis in seiner Stellung bei Kaja sich zu behaupten, ließ die auf der Straße nach Leipzig vorwärts ziehenden Scharen sich rechtsum gegen die Angriffspunkte wenden und kam, da die Verbündeten es versäumten, bei Zeiten durch rasches Vordringen im Sturmschritt sich den Sieg zuzueignen, gerade noch im rechten Augenblicke auf dem Schlachtfelde an, um den von allen Seiten bedrängten Ney zu retten. Das von den Verbündeten unbeachtete Dorf Starsiedel wurde sogleich besetzt, Kaja wiedererobert, und als Marmont heranrückte, wurden auch Rahna und Großgörschen genommen. Zwar eroberten die noch nicht zum Gefecht gekommenen preuß. Garden in Verbindung mit einer vom General Berg geführten russ. Truppenabtheilung Großgörschen und Rahna wieder und zersprengten die Quarrés, die die Franzosen zwischen Rahna und Kaja aufgestellt hatten; als aber auf dem linken franz. Flügel neue Verstärkungen erschienen und unter dem Schutze eines zahlreichen Geschützes gegen die durch das siegreiche Gefecht etwas zerstreuten Scharen des preuß. und russ. Fußvolks vorrückten, sahen diese sich genöthigt, über den Floßgraben zurückzuweichen und die eroberten Dörfer, mit Ausnahme von Großgörschen, dem Feinde wieder zu überlassen. Auch die Bewegung, die der Prinz von Würtemberg auf der rechten Flanke der Verbündeten, indem er Eisdorf besetzte, gegen die Franzosen unternahm, um sie zu überflügeln, gelang nicht. Er ließ auf Verstärkungen, die der Vicekönig, aus der Gegend von Leipzig auf das Schlachtfeld rückend, heranführte, wurde in ein heftiges Gefecht verwickelt und verlor Eisdorf wieder. Ebenso wenig hatte ein in der Dunkelheit durch einen Angriff franz. Reiterei veranlaßtes Vorgehen Blücher's mit neun Escadrons, bei welcher Gelegenheit Napoleon beinahe gefangen worden wäre, besondern Erfolg. Man stieß auf Infanterie, die, von Geschütz unterstützt, ihre Stellung zu behaupten wußte. Beim Eindruch der Nacht verließen beide Theile das Schlachtfeld, in der Absicht, mit anbrechendem Morgen die Schlacht zu erneuern. Indeß bewogen Napoleon's Überlegenheit an Truppen und die Nachricht von der Besetzung Leipzigs durch Lauriston die Verbündeten, am andern Tage sich nach Pegau und von da bis in die feste Stellung bei Bautzen zurückzuziehen. Der Verlust der Verbündeten betrug gegen 10000 Mann, darunter 2000 Russen; todt war der Prinz von Hessen-Homburg, tödtlich verwundet Scharnhorst. Die Franzosen verloren 12000 Mann, unter ihnen fünf Generale, hatten aber dieser Schlacht den Wiederbesitz Sachsens und der Elbe zu danken.

**Lützow** (Ludw. Adolf Wilh., Freiherr von), der Führer der nach ihm benannten Freischar im deutschen Befreiungskriege, geb. 18. Mai 1782 in der Mittelmark, trat 1795 als gefreiter Corporal in das erste Bataillon Garde, wurde 1800 Lieutenant und 1804 zum Regiment Reizenstein versetzt, mit welchem er 1806 der Schlacht von Auerstädt beiwohnte. Nach der hier erfolgten Auflösung des Regiments schloß er sich dem Schill'schen Corps in Kolberg an, organisirte dessen Cavalerie und nahm Theil an den Gefechten und Expeditionen dieser Truppen. In dem Gefechte bei Stargard wurde er schwer und bei Dodendorf abermals verwundet. Im J. 1807 zum Stabsrittmeister befördert, nahm er 1808 als Major seine Entlassung. Erst 1811 trat er wieder als Major bei der Cavalerie ein und wurde 1813 ermächtigt, ein Freicorps zu errichten, zu welchem sich bald eine Anzahl ausgezeichneter Männer meldete. Er commandirte dasselbe als Chef und unter ihm der Major von Petersdorff und Hauptmann von Helmenstreit. Das Corps hatte die Bestimmung, im Rücken des Feindes den kleinen Krieg zu führen und in Thüringen, Hessen und Westfalen Volksaufstände zu erregen. Es bestand aus drei Jägerabtheilungen und einer Schwadron, welche durch besondere Auswahl zusammengesetzt waren; die Übrigen bildeten drei Fahnen oder Bataillone und vier Schwadronen. Rühmliche Erwäh-

nung verdienen insbesondere die Bergknappen au der Saale, die biedern Altmärker und Mecklenburger, die Sachsen und Baiern; vor Allen aber die Tiroler, geführt von Riedl und Ennemoser. Beim Rückzuge der Heere nach der Schlacht von Lützen war ein Theil der Fußjäger des Corps, der in Leipzig gestanden hatte, nach Schlesien zurückgegangen. Dadurch wurden Jahn, Reil und andere Führer von L. getrennt, welcher, durch den Alles umfassenden Friesen und den Alles begeisternden Körner (s. d.) noch mehr fortgezogen, mit der Reiterei über die Elbe und Saale ging, während der zurückgebliebene Theil des Fußvolks unter dem Major von Petersdorff in unruhiger Thatenlosigkeit an der Elde auf- und abschwärmte. Die Hoffnung, 7. Juni 1813 vereinigt mit Woronzow und Tschernitschew Leipzig siegreich zu besetzen, wurde durch den Waffenstillstand vernichtet. Hiermit ging die frühere Idee des Gebrauchs dieser Freischar unter. Dazu kam noch, daß die Reiterei während des Waffenstillstandes von den Franzosen und Würtembergern zu Kitzen bei Leipzig 17. Juni überfallen und fast ganz aufgerieben wurde. Nach dem Waffenstillstande waren die Lützower jedoch stärker als vorher mit Reiterei und Geschütz versehen. Allein auch jetzt wurden sie nicht ihrem ursprünglichen Zweck gemäß verwendet, sondern dem Corps von Tettenborn unter Walmoden beigegeben. Den Ruhm kühner Verwegenheit erwarben sich die Schwarzen Jäger, wie man sie wegen ihrer Kleidung nannte, in dem Treffen an der Göhrde 16. Sept., wo L. abermals schwer verwundet wurde, und in vielen Vorpostengefechten; aber Großes konnte um so weniger ausgeführt werden, als das Corps beständig getrennt war. Erst im December sammelte es sich wieder bei Boitzenburg und wurde vom General Bülow nach Holland gerufen und in Celle vom Kronprinzen von Schweden zum Vortrab seines Heeres gewählt. L. war unterdessen bei der schles. Armee in Châlons eingetroffen. Von schweren Wunden kaum genesen, hatte er dem General St.-Priest zu Rheims 12. März 1814 Depeschen überbracht, als er auf dem Rückwege mit seiner wenigen Mannschaft vom franz. Landsturm gefangen wurde. Der andere Theil der Lützow'schen Schar ging unter der Führung des Hauptmanns Heimenstreit im Jan. 1814 vom Baltischen Meere nach dem Rhein. Auf 1300 Mann zusammengeschmolzen kam das Corps vor die Festung Jülich zu liegen, wo es drei Wochen lang den täglichen Ausfällen eines sechs mal stärkern Feindes ausgesetzt war. Zu spät langte es in Laon an, um mit den Siegern in Paris einzuziehen. Nach dem Frieden wurde es aufgehoben und zum Theil zu regulären Truppen organisirt, L. aber im April 1814 zum Oberstlieutenant und im März 1815 zum Commandeur des sechsten Uianenregiments befördert. In der Schlacht von Ligny attakirte er auf Blücher's Befehl ein franz. Quarré, wobei seine sämmtliche Umgebung von sieben Personen theils getödtet, theils verwundet, er selbst aber gefangen wurde. Der Sieg bei Belle-Alliance brachte ihn wieder in Freiheit. Im Oct. 1815 erfolgte seine Beförderung zum Oberst; 1817 erhielt er das Commando der 13. Cavaleriebrigade zu Münster; 1822 wurde er Generalmajor, im April 1830 aber seines Commandos enthoben und zur Disposition gestellt. Er starb in Berlin in der Nacht vom 5. zum 6. Dec. 1834. Vgl. „Geschichte des L.'schen Freicorps" (Berl. 1827).

**Lützow** (Therese von), geb. von **Struve**, bekannte deutsche Schriftstellerin, war 4. Juli 1804 in Stuttgart geboren, wo ihr Vater damals als Angestellter bei der russ. Gesandtschaft lebte. Nachdem sie mit ihren Ältern den wechselnden Aufenthalt in Braunschweig, Kassel, Berlin und Dresden getheilt, wurde ihr seit 1814 Hamburg eine zweite Heimat, indem ihr Vater dort als russ. Gesandter in Function trat. Im J. 1825 verheirathete sie sich mit dem russ. Gesandtschaftssecretär und Generalconsul von Bacharacht; das einzige Kind aus dieser Ehe verlor sie früh wieder. Über 20 J. lebte sie nun theils in Hamburg und Petersburg, theils auf wiederholten Reisen, welche sich bis nach Italien und in den Orient ausdehnten und den ersten Anlaß zu späterer schriftstellerischer Thätigkeit gaben. Nachdem 1849 ihre Ehe getrennt worden, verheirathete sie sich bald wieder mit einem Verwandten, dem niederländ. Oberst von Lützow. Mit diesem langte sie im Jan. 1850 in Batavia an, ging im Mai nach Surabaya, wo sie eine Tochter gebar, und unternahm von hier vielfache Reisen in das Innere des Landes. Schon war ihre Rückreise nach Europa festgesetzt, doch wollte sie vorher den westlichen Theil von Java kennen lernen. Auf dieser Reise steigerte sich ein unbedeutendes Unwohlsein rasch zu tödtlicher Dysenterie, welcher sie 16. Sept. 1852 erlag. In Tjelatjap an der Südküste von Java wurde sie beerdigt. Ihre umfangreiche, unter dem Namen **Therese** 1841 begonnene schriftstellerische Thätigkeit war theils dem Roman, theils der Reiseliteratur gewidmet. Überall bewährte sie in feiner und gewählter Darstellung eine scharfe Beobachtungsgabe und ein gesundes, scharfes Urtheil. Zu den Reisewerken sind zu rechnen: „Briefe aus dem Süden" (Braunschw. 1841); „Menschen und Gegenden" (Braunschw. 1845); „Paris und die Alpenwelt" (Lpz. 1846);

„Eine Reise nach Wien" (Lpz. 1848). Ihre Romane beschäftigen sich durchweg mit den innern Conflicten, welche in den künstlichen Verhältnissen der vornehmen Welt durch Leidenschaften aller Art hervorgerufen werden, und behandeln diesen Stoff so vielseitig und eingehend, daß die Verfasserin als die eigentliche Vertreterin des Salonromans zu betrachten ist. Dahin gehören: „Ein Tagebuch" (Braunschw. 1842); „Falkenberg" (Braunschw. 1843); „Lydia" (Braunschw. 1843); „Am Theetisch" (Braunschw. 1844); „Weltglück" (Braunschw. 1845); „Heinrich Bukart" (Braunschw. 1846); „Almä" (Braunschw. 1848); „Novellen" (2 Bde., Lpz. 1849).

**Luv** ist Gegensatz von Lee (s. d.), folglich die Seite eines Schiffs, die den Wind zuerst empfängt; daher Luv das Commando an den Steuernden, das Vorderende mehr gegen den Wind zu drehen.

**Luxembourg** (François Henri de Montmorency, Herzog von), Marschall von Frankreich, ein berühmter Feldherr Ludwig's XIV., geb. 8. Jan. 1628, war der nachgeborene Sohn des wegen eines Duells enthaupteten Grafen Bouteville. Seine Tante, die Mutter des großen Condé, nahm sich seiner an, brachte ihn an den Hof und gesellte ihn ihrem Sohne bei, unter welchem er 1643 der Schlacht bei Rocroi beiwohnte. Im Feldzuge gegen die Spanier zeichnete er sich 1648 in der Schlacht bei Lens so aus, daß ihn Anna von Östreich sogleich zum Maréchal-de-Camp erhob. In den Unruhen der Fronde hielt er es mit seinem Freunde Condé. Er brachte Burgund in Aufstand, um den zu Vincennes gefangen gehaltenen Prinzen zu befreien, mußte sich aber mit der Armee Turenne's vereinigen. Von diesem empfing er den Titel eines Generallieutenants und wohnte als solcher der Schlacht bei Rethel bei, in der er sich, verlassen und verwundet, ergeben mußte. Mazarin behandelte ihn gut, ließ ihn aber ebenfalls zu Vincennes einsperren. Als Condé 1652 an der Spitze eines span. Heeres den Krieg von neuem eröffnete, trat er demselben wieder bei, wurde 1658 von Turenne gefangen, aber bald gegen den Marschall d'Aumont ausgewechselt. Nach dem Frieden von 1659 kam auch Bouteville an den Hof zurück und erhielt von Ludwig XIV. Verzeihung, zumal da er die Anerbietungen Spaniens abgewiesen hatte. Durch die Vermittelung Condé's heirathete L. nun die Erbin des Hauses Luxembourg, dessen Namen er annahm. Im Feldzuge von 1667 in Flandern diente er unter Turenne als Freiwilliger und wurde von demselben dem Könige empfohlen. Schon im folgenden Jahre folgte er Condé als Generallieutenant in die Franche-Comté und half diese Provinz erobern. Im Feldzuge von 1672 in den Niederlanden erhielt L., nachdem der König im Juli das Heer verlassen, den Oberbefehl, konnte aber nichts Wichtiges mehr unternehmen, weil die Holländer das Land unter Wasser gesetzt hatten. Erst 27. Dec. unternahm er auf dem Eise mit 8000 Mann den bekannten Marsch von Utrecht nach Woerden und von da nach Swammerdam, das er in Brand steckte. Da plötzlich Thauwetter einfiel, so mußte er mit großem Verlust den Rückweg über Bodegrave nach Utrecht antreten. Aus eigener Bosheit, sowie nach dem Befehle Louvois' (s. d.) verwandelte er Bodegrave und die Umgegend in einen Schutthaufen und trat dann mitten durch die überlegenen Feinde seinen Rückzug an. Im Feldzuge von 1674 führte er unter Condé den rechten Flügel des Heeres in Flandern und wohnte 11. Aug. der zwölfstündigen Schlacht beim Dorfe Senef in Brabant bei. Nach Turenne's Tode wurde er 1675 zum Marschall erhoben und erhielt den Oberbefehl über einen Theil des Heeres. Nachdem er 11. Sept. 1676 die Eroberung von Philippsburg durch den Herzog Karl V. von Lothringen hatte geschehen lassen müssen, verwüstete er den Breisgau auf die unerhörteste Weise, um die Kaiserlichen von der Franche-Comté abzuhalten, und nöthigte den Herzog von Würtemberg, ihm die Stadt Mömpelgard einzuräumen, die er plündern ließ. Im Feldzuge von 1677 schlug er den Prinzen von Oranien 11. April bei Mont-Cassel, eroberte 20. St.-Omer und nöthigte den Prinzen 14. Aug. die Belagerung von Charleroi aufzuheben. Nach dem Frieden von Nimwegen suchte ihn Louvois durch ein fast unglaubliches Mittel ins Verderben zu stürzen. Derselbe wußte sich einen Contract zu verschaffen, den der Marschall mit einem Holzhändler geschlossen hatte, und ließ das Document in ein Bündniß mit dem Teufel verwandeln. L. wurde demnach vor die Glühende Kammer gefodert, wo er unter Anderm auch eines Vergiftungsversuchs seiner Frau und des Marschalls Créqui angeklagt ward. Seine Freunde wollten ihn zwar außer Landes schaffen, allein L. ging im Vertrauen auf seine Unschuld freiwillig in die Bastille, wo man ihn in einen finstern Kerker steckte. Erst nach 14 Monaten wurde er 1680 freigesprochen, entlassen und auf eines seiner Güter verbannt. Nachdem er hier zehn Jahre in Vergessenheit gelebt, erinnerte sich seiner der König und gab ihm 1690 den Oberbefehl über das Heer in Flandern. L. schlug 1. Juli 1690 den Fürsten von Waldeck bei Fleurus, 4. Aug. 1692 den König Wilhelm III. von England, der ihn überfiel, bei Steenkerken und 29. Juni 1693 den König

nochmals entscheidend bei Neerwinden. Den Feldzug endete er hierauf 12. Oct. durch die Eroberung von Charleroi. Im folgenden Jahre vermochte er in den Niederlanden wenig auszurichten. Er erkrankte bei der Armee und starb sehr bußfertig 4. Jan. 1695. L. besaß einen schwächlichen, schiefen Körper, war aber an Geist durchdringend und thatkräftig. Vgl. Beaurain, „Histoire militaire du duc de L." (Haag 1756); „Mémoire pour servir à l'histoire du maréchal de L., écrite par lui-même" (Haag 1758); „Campagne de Hollande en 1672" (Haag 1759).

**Luxemburg**, ein altes deutsches Dynastenland, gelegen zwischen den Gebieten von Lüttich, Limburg, Jülich, Köln, Trier, Lothringen, Champagne und Bouillon, war als Grafschaft und später als Herzogthum Jahrhunderte lang ein Bestandtheil des Deutschen Reichs und gehörte seit 1815 als Großherzogthum zu dem Deutschen Bunde, bis es durch den zu London 1839 abgeschlossenen Vertrag zwischen Belgien und den Niederlanden getheilt und dessen größere Hälfte von Deutschland zu Gunsten Belgiens getrennt wurde. Das Großherzogthum zählte bis zur Theilung auf 125 QM. ungefähr 315000 E. An der westlichsten Grenze von Deutschland auf den Ardennen gelegen, grenzt es im NW. und W. an das gegenwärtige Königreich Belgien, im S. an Frankreich, im O. und nordöstlich, wo die Mosel und die Sure mit der Our die Grenzflüsse bilden, an die preuß. Rheinprovinz. Der Boden ist größtentheils von den reich bewaldeten Bergen der Ardennen, deren höchste Spitzen bis über 2000 F. sich erheben, bedeckt. Zum Ackerbau wenig geeignet, trägt es hauptsächlich Hanf und Flachs; an der Mosel baut man auch etwas Wein (unter andern den Wormeldinger) und die Waldungen liefern viel Nutzholz. Die Viehzucht wird stark betrieben, auch gibt es viel Wild und selbst Wölfe in beträchtlicher Zahl. Die Bäche der Ardennen sind fischreich. Unter den Mineralien ist Eisen das wichtigste Product, nächstdem findet man Schiefer und Thon. Die Einwohner sind theils Deutsche, größtentheils aber Wallonen, die ein verdorbenes Französisch reden, und bekennen sich zur kath. Kirche. Der Gewerbfleiß beschränkt sich auf Leinwandweberei, die sehr verbreitet ist, auf Eisenwerke, Lederfabriken, Tuchweberei u. s. w. Auch gibt es viele Papiermühlen. Handel und Verkehr sind unbedeutend, weil es an schiffbaren Flüssen, Kanälen und guten Landstraßen fehlt. Eine Eisenbahn zwischen Brüssel, Namur und Luxemburg ist im Bau begriffen und wird ohne Zweifel den gewerblichen und landwirthschaftlichen Verhältnissen Aufschwung verleihen. Auch in der Bildung steht der Luxemburger gegen den Niederländer und den Deutschen zurück; doch sind einige gute Schulen im Lande. Die Hauptstadt ist die deutsche Bundesfestung Luxemburg (s. d.). Das **Niederländische L.**, zu dem als deutschem Bundesstaat ein Theil von Limburg (40 QM.) geschlagen wurde, besteht aus 47 QM. mit 186500 E. Die Zahl der Stadtgemeinden beträgt 8, die der Landgemeinden 112. Seit 1848 wird L. als besonderes Großherzogthum von einem Statthalter des Königs (Prinz Heinrich), einem Generaladministrator und einer Deputirtenkammer regiert. Der Statthalter bezieht seit 1851 einen Gehalt von 60000 Frcs. In der deutschen Bundesversammlung hat es im Engern Rathe die elfte Stelle, im Plenum drei Stimmen, und als Bundescontingent stellt es 2536 Mann, die zum neunten Heerhaufen gehören. Das **Belgische L.** mit der Hauptstadt Arlon, die 5671 E. zählt, umfaßt 80⅕ QM. mit 192590 E. Von den 441704 Hectaren, welche das Gebiet der Provinz ausmachen, bestehen 141000 aus Waldung und nur 97794 aus Getreideland.

Das Dynastenland Luxemburg oder Lützelburg hat seinen Namen von der alten Burg Luciliburgum oder Lützelburg, woraus die jetzige Stadt und Festung Luxemburg entstand. Diese Burg brachte der Graf Siegfried von den Ardennen 963 durch Tausch von dem Abt Wicker zu St.-Maximin in Trier an sich und vereinigte sie mit seiner Grafschaft, worauf dann seine Nachkommen nach 1120 sich Grafen von L. nannten. Unter ihnen wurde Hermann, Graf von L., 1081 als Gegenkönig wider Kaiser Heinrich IV. erwählt, dankte aber 1087 ab und starb 1088. Der Letzte dieses Stamms, Konrad II., Graf von L., starb 1136 und setzte seine Muhme Hermesinde, die mit dem Grafen Gottfried von Namur vermählt war, zur Erbin ein. Ihr Sohn, Heinrich I., Graf von Namur und L., der Blinde genannt, hinterließ 1196 eine einzige Tochter, Hermesinde, welche die Grafschaft L. ihrem zweiten Gemahl Walram, Grafen von Limburg und Marquis von Arlon (gest. 1226), zubrachte. Der älteste Sohn aus dieser Ehe, Heinrich I., Graf von Limburg, welcher auf einem Zuge nach Palästina 1274 starb, wurde der Stifter der zweiten Linie der Dynasten von L., indem seine Nachkommen den Namen Limburg aufgaben und sich Grafen von L. nannten. Heinrich's I. Enkel, Heinrich III., wurde nach des Kaisers Albrecht I. Ermordung im Nov. 1308 zum deutschen Kaiser erwählt und 1309 als Heinrich VII. (s. d.) zu Aachen gekrönt. Er brachte durch die Vermählung seines Sohns Johann mit Elisabeth, der Tochter des Königs Wenzeslaw von Böhmen, 1311 dieses Königreich an sein Haus

und starb in Italien 1313. Johann der Blinde, König von Böhmen und Graf von L., fiel in der Schlacht bei Crecy 1346. Sein ältester Sohn, Karl, der 1346 zum röm. König und 1347 als Karl IV. (s. d.) zum deutschen Kaiser erwählt wurde, erhob 1354 die Grafschaft L. zu einem Herzogthume (1364 wurde die Grafschaft Chiny damit vereinigt) und überließ es seinem Stiefbruder Wenzeslaw, dem Sohne Johann's mit seiner zweiten Gemahlin, Beatrix von Bourbon. Da aber Wenzeslaw keine Leibeserben hinterließ, so vermachte er das Herzogthum bei seinem Tode 1383 seinem Neffen, Karl's IV. ältesten Sohne, dem Könige Wenzel (s. d.) von Böhmen, der 1378 zum Kaiser erwählt wurde. Letzterer übergab das Herzogthum unterpfändlich seiner Nichte Elisabeth, der Tochter Johann's, Herzogs von Görlitz und L., statt des ihr versprochenen Brautschatzes von 120000 Gldn. Elisabeth war in erster Ehe mit dem Herzog Anton von Burgund, in zweiter Ehe mit dem Grafen Johann von Holland vermählt. Die Luxemburger aber empörten sich gegen die neuen Regenten und erwählten den Markgrafen Wilhelm III. von Meißen, als Gemahl der Enkeltochter des Kaisers Sigismund, der das von seinem Bruder Wenzel verpfändete Herzogthum L. einzulösen berechtigt war, zu ihrem Herzog. In dieser Verlegenheit trat Elisabeth 1443 alle ihre Rechte auf das Herzogthum an den Herzog Philipp den Gütigen von Burgund ab, der den Herzog Wilhelm III. vertrieb und diesem 1462 mit 120000 Gldn. alle Rechte und Ansprüche auf L. abkaufte. So war das Herzogthum seit 1444 ein Theil des Herzogthums Burgund, welches die Niederlande umfaßte. Durch die Vermählung Maria's, der Erbin von Burgund, mit dem Erzherzoge Maximilian 1477 kam L. an das Haus Habsburg-Östreich und wurde, gleich den gesammten Niederlanden, ein Bestandtheil des Burgundischen Kreises. Als in der Folge Maximilian's Enkel, Karl V., die Niederlande 1555 an seinen Sohn, Philipp II., König von Spanien, abtrat, gehörte L. zwar auch zu der span. Monarchie, blieb aber als ein Theil des Burgundischen Kreises bei dem Deutschen Reiche. In dem Pyrenäischen Frieden von 1659 mußte jedoch Spanien von L. einen kleinen Theil, Thionville (Diedenhofen), Montmedy, Damvillers, Ivoy, Chavancy und Marville, an Frankreich abtreten. In Folge des Utrechter Friedens von 1713 kam L., mit Ausnahme jenes an Frankreich abgetretenen Theils, wieder an das Haus Habsburg und gehörte nach wie vor nebst den östr. Niederlanden zu dem Burgundischen Kreise des Deutschen Reichs, bis es 1795 von Frankreich erobert wurde und hierauf nebst den östr. Niederlanden im Frieden zu Campo-Formio von 1797 zugleich mit dem Burgundischen Kreise an Frankreich abgetreten werden mußte. Unter franz. Herrschaft bildete es das Depart. des Forêts. Durch den Wiener Congreß wurde L. als ein besonderer deutscher Bundesstaat unter dem Namen eines Großherzogthums dem Deutschen Bunde einverleibt und dem Könige der Niederlande, Wilhelm I., als Entschädigung für den Verlust seiner nassauischen Erblande zugetheilt; doch sollte die Stadt und Festung Luxemburg eine deutsche Bundesfestung und das ganze Großherzogthum dem nassauischen Hausfideicommisse einverleibt sein. Auch sollten für die wechselseitige Succession der beiden Linien des Hauses Nassau in L. die nassauischen Erbvereine von 1783 gültig bleiben. Zugleich wurde, in Folge der Ausgleichung der Grenzen zwischen Preußen und dem Königreiche der Niederlande, ein kleiner Theil des alten Herzogthums L., nämlich St.-Veit oder Vith am Our, Bittburg, Neuenburg und die bisher unter luxemb. Hoheit gestandene Grafschaft Schleiden, an Preußen abgetreten und die östliche Grenzlinie des Großherzogthums L. so bestimmt, daß sie dem Laufe der Mosel bis zur Einmündung der Sure, dann dem Laufe der Sure aufwärts bis zum Einströmen der Our, hierauf dem Laufe der Our aufwärts bis zu der Grenze des ehemaligen franz. Cantons St.-Vith, welcher an Preußen kam, folgte. Dagegen kam an der südwestlichen Grenze der größte Theil des Herzogthums Bouillon als Standesherrschaft unter die Souveränetät des Großherzogs von L., auch wurde ein Theil von Lüttich mit L. vereinigt. Im J. 1830 schloß sich L., mit Ausnahme der Bundesfestung und ihres Rayons, der Revolution an und wurde zu Belgien (s. d.) gezogen. Dieser für Belgien äußerst vortheilhafte Zustand dauerte ungeachtet der Beschlüsse der Londoner Conferenz (s. d.) bis 1839, wo man endlich von Seiten Hollands und Belgiens sich dazu verstand, die Bestimmung, daß für den an Belgien abgetretenen wallonischen Theil von L. ein gleich großer Theil von Limburg mit L. als deutsches Bundesland vereinigt werde, anzunehmen und in Ausführung zu bringen. (S. **Niederlande**.)

**Luxemburg**, eigentlich Lützelburg, die Hauptstadt des gleichnamigen Großherzogthums, eine starke deutsche Bundesfestung von strategischer und politischer Wichtigkeit, liegt theils auf einem steilen Felsberge, theils in dem von der Alzig oder Alzette durchflossenen Grunde und zerfällt demnach in die ältere Oberstadt und die Unterstadt Pfaffenthal, Grund und Clausen. Sie zählt, ausschließlich der Garnison, 12170 E. und hat wenig hervorzuhebende Baudenk-

male. Die schönste Kirche ist die moderne St.-Peterskirche. Das königl. Athenäum oder Gymnasium hat seine jetzige Einrichtung 1817 erhalten. Die Festung haben Natur und Kunst zu einem der festesten Plätze gemacht. Sie wurde zufolge der Wiener Congreßacte deutsche Bundesfestung und ihre Besatzung besteht aus drei Theilen Preußen und einem Theile Niederländer; den Gouverneur ernennt der König von Preußen. Die Stadt entstand allmälig um die alte Burg Lützelburg, deren Name in Luxemburg überging. Schon frühzeitig befestigt, wurde die alte Feste nach Erfindung des Schießpulvers mehr und mehr verstärkt. Im J. 1443 wurde sie von dem Herzoge Philipp von Burgund und 1479 von den Franzosen erobert, die aber noch in demselben Jahre von dem Markgrafen von Baden wieder vertrieben wurden. Ebenso wurde sie 1542 von dem Herzoge von Orléans für Franz I. erobert, und als dieser bald darauf sie wieder hatte aufgeben müssen, 1543 von den Franzosen abermals genommen. In den J. 1544, 1558 und 1597 widerstand sie den Angriffen der Franzosen. Dagegen wurde sie 1684 von den Franzosen unter dem Marschall Créqui binnen vier Wochen zur Übergabe gezwungen. Den Angriff hatte Vauban geleitet, der nun, da die Festung in den Händen der Franzosen blieb, auch ihre Werke bedeutend verstärkte. Den Spaniern wurde sie 1697 durch den Ryswijker Frieden wieder eingeräumt. Auch im franz. Revolutionskriege mußten sie 1795 nach achtmonatlicher enger Einschließung die Östreicher übergeben. Beim Einmarsch der Verbündeten in Frankreich wurde sie 14. Jan. 1814 eingeschlossen und blieb es bis zur Übergabe an den König der Niederlande 1815. Vom J. 1830—39 war L. die einzige Stadt des Großherzogthums, welche dem König der Niederlande treu geblieben war.

**Luxus** nennt man ein dem Stande der Cultur eines Volkes angemessenes höheres Wohlleben, das aber freilich häufig in Üppigkeit ausartet. Der Luxus ist eine Folge des Reichthums, entspringt aus dem Bestreben zur Verschönerung des Lebens und zeigt sich in der Erfindung und Anwendung immer neuer Genußmittel, die zum Glanze und zur Befriedigung künstlicher Bedürfnisse dienen. Allein bei allem Nachtheile, welchen er in seiner Ausartung der Sittlichkeit, Gesundheit und Naturkräftigkeit des Menschen bringen kann, ist er doch wieder im Staate insofern eine Nothwendigkeit, weil er den physischen Wohlstand befördert, denselben unter die größtmögliche Menschenmasse verbreitet und so der dem allgemeinen Nationalwohlstande nachtheiligen Vermögensungleichheit entgegenarbeitet, welche kein Staat in Absicht des Mobiliarvermögens zu verhindern vermag. Da nun der höchste physische Zweck des Menschen Wohlleben ist, gegründet auf dauernden Wohlstand, so hat der Staat hinsichtlich des Luxus nur die sehr bedingte Pflicht der Einschränkung in den Fällen, wenn Jemand durch denselben aus dem Zustande des Wohlstandes herabzusinken in Gefahr ist, oder wenn die Sittlichkeit und Religiosität dadurch verletzt werden. Übrigens ist der Luxus kein ausschließliches Vorrecht des Reichen; nach seinen Vermögensumständen durch gewisse Genußmittel sich das Leben zu verschönern hat jeder Mensch ein gleiches Recht. Alle Aufwandsgesetze, von dem Archischen Luxusgesetze der Römer (182 v. Chr.) an bis zu den ins Unendliche vervielfältigten Aufwandsgesetzen der Franzosen, Schweizer, Schweden u. s. w., sind stets ein ziemlich fruchtloses Bestreben der Regierungen geblieben.

**Luynes** (Charles d'Albert, Herzog von), der Günstling Ludwig's XIII. (s. d.) von Frankreich, wurde 5. Aug. 1578 zu Pont-St.-Esprit im Garddepartement geboren. Seine Familie wanderte 1415 aus dem Florentinischen ein, hieß eigentlich Alberti und erwarb durch Kauf die Besitzung Luynes oder Maillé im frühern Touraine, mit welcher der Grafentitel verknüpft war. Mit seinem Bruder kam L. als Page an den Hof Heinrich's IV., wo er durch seine Schönheit Aufsehen machte. Er erwarb sich als Gespiele die Gunst des Dauphin besonders dadurch, daß er dem Prinzen Dohlen abrichtete, die gleich Falken auf Sperlinge stießen. Als Ludwig König geworden, blieb er dessen unzertrennlicher Gesellschafter, weil er weder der Königin-Mutter noch deren mächtigem Günstlinge, dem zum Marschall d'Ancre erhobenen Florentiner Concini, gefährlich schien. Indessen untergrub L. aus Ehrgeiz, vielleicht auch von den misvergnügten Großen bewogen, das Ansehen der Mutter und des Marschalls beim Könige und brachte es dahin, daß Ludwig den Entschluß faßte, sich des Florentiners, und wäre es auch durch Mord, zu entledigen. Der Marschall d'Ancre wurde hierauf 14. April 1617 bei seiner Verhaftung niedergeschossen, Maria de' Medici aber in Gefangenschaft gehalten. L. erhielt sogleich die Güter des Ermordeten und bemächtigte sich auch, obschon er ohne alle Erfahrung war, des Staatsruders. Noch in demselben Jahre heirathete er die Tochter des Herzogs von Montbazon, und 1619 erhob ihn der König zum Herzog und Pair von Frankreich. Diese Erhebung erregte den Unwillen der Großen, die sich jetzt mit der nach Angers entflohenen

Königin-Mutter zum Sturze des Günstlings verbanden. Indessen wußte L. den Streit beizulegen und erhielt sogar 1621 während des von ihm betriebenen Feldzugs gegen die Protestanten das Schwert als Connétable und kurze Zeit darauf das Kanzleramt. Bei der Belagerung von Montauban bewies er jedoch seine gänzliche Unfähigkeit. Es war ein Glück für ihn, daß er schon 15. Dec. 1621 starb, ehe der König Zeit erhielt, den herrschsüchtigen, habgierigen Günstling dem Unwillen der Großen und des Volkes preiszugeben. — **Luynes** (Honoré Théodoric Paul Joseph d'Albert, Herzog von), Kunstmäcen und einer der ausgezeichnetsten Archäologen und Numismatiker, der Nachkomme des Vorigen, geb. 15. Dec. 1802, bewies sich stets, ungeachtet seines glänzenden Namens und eines auf 800000 Frcs. Einkünfte geschätzten Vermögens, als ein Mann von einfachem, bescheidenem Wesen und humaner Gesinnung, der sein großes Vermögen ausschließlich zur Unterstützung der Künste und zur Spendung von Wohlthaten unter dem Landvolke seiner weitläufigen Besitzungen von Dampierre verwendete. Nach der Februarrevolution von 1848 vertrat der Herzog das Seine- und Oisedepartement in der Constituirenden Versammlung, wo er mit den gemäßigten Republikanern stimmte. Er ist correspondirendes Mitglied des Instituts und Verfasser verschiedener Schriften über archäologische Gegenstände, wie: „Métaponte" (Par. 1833); „Études numismatiques sur quelques types relatifs au culte d'Hécate" (Par. 1835); „Description de quelques vases peints, étrusques, italistes, siciliens et grecs" (Par. 1840); „Choix de médailles grecques" (Par. 1842); „Mémoire sur la fabrication de l'acier fondu et damassé" (Par. 1844); „Essai sur la numismatique des satrapies et de la Phénicie sous les rois achaeménides" (Par. 1846).

**Luzan** (Don Ignacio de), span. Dichter, geb. 28. März 1702 zu Saragossa, wo sein Vater als Gouverneur von Aragonien residirte, wurde durch den frühen Tod seiner Ältern und durch die Unruhen des Erbfolgekriegs aller Vortheile seiner hohen Geburt verlustig. Verwaist kam er zu seiner Großmutter nach Barcelona und machte dann seine Studien zu Mallorca und Palermo, worauf er auf der Universität zu Catania 1727 Doctor der Rechte wurde. Doch Anlage und Neigung zogen ihn stets mehr zum Studium der Poesie und Sprachen. Frühzeitig übte er sich im Verfertigen lat. und ital. Verse und brachte es außerdem zu großer Fertigkeit im Französischen, Deutschen und Griechischen. Nachdem er 1729 seinen Vaterstelle vertretenden Oheim durch den Tod verloren, begab er sich nach Neapel in den Schutz seines Bruders, des Grafen von Luzan und Gouverneurs von Sant-Elmo. Dieser sendete ihn vier Jahre später nach Spanien, um seine Güter zu verwalten, und nun lebte er zurückgezogen in Monzon. Um sich ein unabhängiges Loos zu verschaffen, ging er jedoch nach Madrid, wo seine Talente und Kenntnisse sehr bald solche Anerkennung fanden, daß er 1741 Ehrenmitglied, im folgenden Jahre wirkliches Mitglied der königl. Akademie und bald auch Mitglied der Akademie der Geschichte wurde. Seine Kenntnisse aber in den Staatswissenschaften und seine einnehmende Persönlichkeit verschafften ihm 1747 die Ernennung zum Botschaftssecretär in Paris, im folgenden Jahre zum Geschäftsträger daselbst und nach seiner Rückberufung nach Spanien 1750 zum Finanz- und Commerzienrath, Oberaufseher der Münze von Madrid und zum Schatzmeister der königl. Bibliothek. Der Minister Don José de Carvajal führte ihn in die engern Cirkel der Akademie del buen gusto ein, die sich damals zur Hebung des guten Geschmacks in dem Hause der Gräfin von Lemos gebildet hatte, wo er viele von seinen poetischen Compositionen mit großem Beifall vortrug. Auch hatte er mit Carvajal bedeutenden Antheil an der Errichtung der Akademie von San-Fernando. Der König wollte ihn zu einem der ersten Staatsposten erheben, als L. 19. März 1754 starb. Auf die Umgestaltung der span. Poesie übte er durch seine kritische „Poetica" (Sarag. 1737; 2 Bde., Madr. 1783 und 1789) den entscheidendsten Einfluß; denn durch sie wurde er der Einführer des franz.-classischen Geschmacks. Weniger bedeutend ist L. durch seine eigenen Dichtungen geworden, in denen er nie die Grenzen geschickter Nachahmung überschritt. Sie bestehen auch nur aus Übersetzungen, Nachbildungen und Gelegenheitsgedichten, die sich hauptsächlich durch Correctheit, Eleganz und technische Fertigkeit auszeichnen. Außerdem besitzt man von ihm einige gelehrte und gut geschriebene Abhandlungen über Politik und vaterländische Geschichte und „Memorias literarias de Paris" (1751).

**Luzern**, ein in der Mitte der Schweiz gelegener und schon 1332 dem Bunde der drei Länder beigetretener Canton, hat auf einem Flächenraume von ungefähr 28 QM. in fünf Amtsbezirken eine Bevölkerung von 133000 E. Das Land ist fruchtbar an Getreide und Obst, hat bedeutende Viehzucht, und im Entlibuch und in einigen andern höhern Gegenden wird Alpenwirthschaft getrieben. Die Bewohner sind Deutsche und bekennen sich zur kath. Kirche bis auf etwa 1600 Protestanten, die erst 1828 freie Religionsübung erhielten. L. gehörte zu den foge-

nannten regenerirten Cantonen, und seine Staatsverfassung vom J. 1831 hatte den Charakter einer Repräsentativdemokratie, mit Ausschluß des eigentlich ochlokratischen Elements. Als später mehr und mehr die ultramontane Partei das Übergewicht erhielt, setzte sie unter Beibehaltung mancher Hauptformen der frühern Constitution eine Verfassung (vom 1. Mai 1841) durch, welche durch Einführung des Veto, durch Beschränkung der frühern städtischen Repräsentation, durch blos nominelle Beibehaltung der Preßfreiheit und durch einseitige Begünstigung des Klerus zu den theokratisch-ochlokratischen gehörte. Die Berufung der Jesuiten 1844 stürzte den Canton, sowie die ganze Schweiz in eine Reihe von Zerwürfnissen (s. **Schweiz**) und machte L. zum Haupte der Sonderbundscantone. Nach Beendigung des Sonderbundskriegs und dem Sturze der jesuitischen Regierung wurde zwar die Verfassung von 1841 mit ihrem Volksveto in der Hauptsache beibehalten, dagegen die Gesetzgebung dieser Periode über die Presse und das Erziehungswesen einer Revision unterworfen. Vom Sonderbundskriege her hatte der Canton eine außerordentliche Schuld von nahe 2,500000 Frcs. Zur theilweisen Tilgung derselben wurde durch einen dem Volksveto unterworfenen Beschluß theils die Auflösung, theils die unverzügliche Aufhebung sämmtlicher Klöster, darunter die des reichen Klosters St.-Urban, angeordnet und zur Ausführung gebracht. — Luzern, die Hauptstadt des gleichnamigen Cantons, am Ausflusse der Reuß aus dem Vierwaldstädtersee, dessen hierher sich erstreckender Busen der Luzernersee heißt, hat wegen der vielen Gärten einen bedeutenden Umfang und ist mit ihren breiten und gutgepflasterten Straßen eine der schönern Städte der Schweiz. Der Fluß theilt sie in mehre durch Brücken verbundene Theile. L. ist der gewöhnliche Sitz des päpstlichen Nuntius, hat 10100 E., einige höhere Unterrichtsanstalten, eine öffentliche Bibliothek und eine Kunstsammlung. In der Nähe ist das 1820 eingeweihte Denkmal auf die 10. Aug. 1792 in den Tuilerien gefallenen Schweizergarden, ein nach Thorwaldsen's Modell in eine Felswand eingehauener kolossaler Löwe, der sterbend die Lilien Frankreichs schirmt.

**Luzerne** ist der Name einer sehr schätzbaren Futterpflanze, welche eine Art der Gattung Schneckenklee (Medicago) ausmacht und im Systeme den Namen **gebauter Schneckenklee** (M. sativa) führt. Sie stammt aus dem südlichen Europa und kam erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. nach Deutschland; jetzt wird sie im südlichen Frankreich, in Italien und in Süddeutschland und Thüringen in großer Ausdehnung angebaut. Sie trägt dreifingerige Blätter, violettblaue Schmetterlingsblumen und in 2—3 Windungen gedrehte Hülsen. Die Pflanze verträgt Hitze und Trockenheit, da sie tiefgehende Wurzeln hat, liefert das zeitigste Grünfutter im Frühjahre, gibt 4—5 Schnitte und ist sogar dem Acker sehr zuträglich, gedeiht aber nicht überall, da sie zu ihrem Fortkommen einen tiefen, trockenen, humosen oder mergelhaltenden Lehm- oder Thonboden verlangt. Hinsichtlich ihres Futterwerths steht sie dem Kopfklee und der Esparsette nach; doch wird die geringere Nahrhaftigkeit durch die größern Futtermassen ausgeglichen, welche sie gibt. Bisweilen wurde auch das unangenehm-salzig, bitter und etwas herbe schmeckende Kraut als Heilmittel benutzt.

**Lyceum** (griech. Lykeion) hieß ursprünglich ein dem Apollo Lykeios (d. h. Wolfstödter) geheiligter Ort in der nächsten Umgebung von Athen, berühmt durch die schattigen Haine und herrlichen Gartenanlagen, besonders aber durch das Gymnasium, worin Aristoteles und die Peripatetiker lehrten und wonach auch die Römer ähnliche Anstalten, z. B. auf dem Tusculanum des Cicero und in der Villa Hadrian's zu Tibur, so benannten. Zu Ehren des Aristoteles bezeichneten die Neuern mit diesem Namen die höhern lat. Schulen, weil in denselben ehemals die Aristotelische Philosophie in scholastischer Form einen Hauptgegenstand des Unterrichts ausmachte. Doch ist in Rücksicht des Rangs der Lyceen vor oder nach den Gymnasien in neuester Zeit der Sprachgebrauch schwankend geworden, da man in einigen Ländern, z. B. in Baiern, unter Lyceen eine Art Hochschule versteht, auf der es nur eine theologische und eine philosophische Abtheilung gibt, während in andern Städten, z. B. in Hannover, dieser Name noch für die eigentliche Vorbereitungsschule zur Universität besteht. (S. **Gymnasium**.)

**Lycien** (griech. Lykia), eine Landschaft an der Südküste Kleinasiens, von Karien, Phrygien, Pisidien und Pamphilien begrenzt, von den südlichen Ausläufern des Taurus, darunter die Gebirge Dädala im Westen und Klimax im Osten, durchzogen, hieß nach den Berichten der Alten ursprünglich **Milyas** und war von den Solymern, einem Volke semitischen Stamms, bewohnt. Letztere wurden durch die Termiler, welche aus Kreta einwanderten, aus den Küstengegenden in die nördlichen Gebirgsthäler verdrängt, während nach der Sage die Einwanderer von dem Athener Lykos (s. d.) den Namen Lykier (griech. Lykioi) annahmen. Hatte L. auch seine Freiheit unter allen kleinasiat. Völkern allein gegen Krösus behauptet, so erlag es doch der

perf. Übermacht und theilte von nun an alle Schicksale der pers., macedon. und syr. Reiche. Die Römer gaben erst das Land den Rhodiern, erklärten es aber nach dem Macedonischen Kriege für frei. Die folgende Zeit bildete das goldene Zeitalter der Lycier, das erst während der röm. Bürgerkriege sein Ende erreichte, worauf es Kaiser Claudius zur röm. Provinz machte. Solange es frei war, bildete L. einen Städtebund, der aus mehren selbständigen Republiken bestand und von einem Generalstatthalter (Lykiarches) geleitet wurde. Die sechs bedeutendsten unter den 23 verbündeten Städten waren Xanthus, in einer Ebene am gleichnamigen Flusse, Patara, Pinara, Olympus, Myra und Tlos. Zahlreiche Überreste von Sculpturen, Münzen, Monumenten und Baudenkmälern, von denen letztere einen eigenthümlichen Stil bekunden, legen Zeugniß ab von der ziemlich hohen Culturstufe, zu welcher sich die Lycier, namentlich unter griech. Einfluß, erhoben hatten. Archäologen und Reisende, unter denen nur etwa Beaufort, Clarke, Cockerell und Leake Einiges veröffentlichten, hatten früher diesem Theile Kleinasiens nur eine sehr geringe Aufmerksamkeit gewidmet, bis die Entdeckungen des Sir Charles Fellows, welcher seit 1838 das Land wiederholt besuchte, einen Wetteifer unter Franzosen, Engländern und Deutschen in Erforschung und Beschreibung des Landes und seiner merkwürdigen Alterthümer semit., lycischen, griech. und röm. Ursprungs entzündeten. Durch Fellows kam eine schöne Sammlung lycischer Sculpturen, worunter die Friese des sogenannten Mausoleums des Harpagos sich besonders auszeichnen, in das Britische Museum. In zahlreichen Inschriften, worunter die auf der sogenannten Stele von Xanthos am wichtigsten und umfänglichsten, sind noch höchst schätzbare Documente einer eigenen, der phrygischen nahe verwandten und wie diese und die griechische dem phöniz. Alphabet entstammenden Schrift, sowie einer eigenen Sprache vorhanden, die, soweit sich aus den bisher jedoch nur wenige sichere Ergebnisse gewährenden Entzifferungsversuchen von Grotefend, Sharpe, Daniell u. A. ergibt, bei mehrfachen semit. Einmischungen doch entschieden dem indogerman. Stamme angehört. Vgl. Fellows, „Excursion in Asia minor" (Lond. 1839) und „Discoveries in Lycia" (Lond. 1841); Texier, „Description de l'Asie mineure" (Bd. 1, Par. 1838 fg.); Spratt und Forbes, „Travels in Lycia, Milyas and the Cibyratis" (2 Bde., Lond. 1847).

**Lydien**, eine ansehnliche Landschaft Kleinasiens, welche westlich an Jonien, südlich durch den Mäander an Karien, östlich an Phrygien und nördlich an Mysien grenzte, wurde in frühester Zeit Mäonien genannt, da die ursprünglichen Bewohner, die Mäonier, erst von den später eingewanderten Lydiern, einem karischen Völkerstamme, unterworfen wurden. Sie hatte einen meist fruchtbaren, üppigen Boden und war überaus reich an Gold, das man aus dem Flusse Paktolus und den ergiebigen Bergwerken gewann, daher sehr bald eine beispiellose Verweichlichung und Sittenverderbniß, besonders in der Hauptstadt Sardes (s. d.), überhand nahmen, die namentlich zum Untergange des Reichs beitrugen. Die Geschichte des Landes zerfällt nach den drei einander folgenden Dynastien der Atyden, Herakliden und Mermnaden (letztere von 700—546 v. Chr.) in drei Zeiträume, deren beide erste völlig der Mythe angehören. Unter den Mermnaden, durch welche L. zur höchsten Macht gelangte, zeichneten sich Gyges, Alyattes, welcher 625 v. Chr. gegen die Meder kämpfte, besonders aber dessen Sohn Krösus (s. d.) aus, der zwar ganz Vorderasien bis zum Halys eroberte, dann aber, als er auch diesen Fluß überschritt und das benachbarte pers. Reich angriff, durch den ältern Cyrus (s. d.) 546 v. Chr. seiner Herrschaft verlustig wurde. Übrigens werden die Lydier wegen ihres erfinderischen Geistes gerühmt, vorzüglich wegen der Kunst, kostbare Kleider und Tapeten zu verfertigen, Wolle zu färben, Erze zu schmelzen, ferner wegen der Einführung von Gold- und Silbermünzen und des Gebrauchs des sogenannten **Lydischen Steins**, d. h. des Kiesel- oder Wetzschiefers, als Probirstein. Auch gab man einer der Haupttonarten der griech. Musik, die den Charakter der Weichlichkeit ausdrückte, vorzugsweise den Namen der **Lydischen Tonart**. Von Denkmälern lydischer Kunst aus den Zeiten, wo griech. Geschmack ihre Formen noch nicht bestimmte, sind nur Grabdenkmäler, z. B. lydischer Könige, erhalten. Die bisher aufgefundenen Inschriften in lydischer Sprache sind noch nicht zahlreich genug, um mit Erfolg eine Entzifferung zu versuchen. Vgl. Steuart, „Description of some ancient monuments stile existing in Lydia and Phrygia" (Lond. 1843); Texier, „Description de l'Asie mineure" (Bd. 1, Par. 1838 fg.); Menke, „Lydiaca" (Berl. 1843).

**Lyell** (Sir Charles), ausgezeichneter engl. Geolog, Sohn des Botanikers Charles L. (gest. 1849), nach welchem R. Brown eine Pflanzengattung Lyellia genannt hat, wurde 14. Nov. 1797 zu Kinnordy in Forfarshire geboren, besuchte die Schule zu Midhurst in Sussex und bezog 1816 die Universität zu Oxford, um sich den Rechtswissenschaften zu widmen. Gleich-

zeitig beschäftigte er sich viel mit den Naturwissenschaften, mit Entomologie, Botanik und besonders mit Geologie, für welche ihm Buckland eine entschiedene Neigung einflößte. Nach dreijährigem Aufenthalt in Oxford begann er die gewöhnliche praktische Laufbahn der engl. Rechtsgelehrten; doch fuhr er auch jetzt fort, sich mit der Geologie zu beschäftigen, der er sich endlich ganz widmete. Nachdem er seinen Wohnsitz in London genommen, wurde er ein thätiges Mitglied der Geologischen Gesellschaft und begann 1832 Vorlesungen über Geologie am King's-College. Auch bereiste er mehre Theile von Deutschland, Frankreich und Italien. Seine geognostischen Beobachtungen veröffentlichte er seit 1824 in den „Transactions of the geological society" und den „Annales des sciences naturelles". Nachher beschäftigte ihn die Herausgabe der „Principles of geology" (3 Bde., Lond. 1830—33; 9. Aufl., 1853; deutsch von K. Hartmann, Weim. 1842), die eine Epoche in der Wissenschaft bezeichnen. Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, die Veränderungen der Erdoberfläche aus noch jetzt wirksamen Ursachen, ohne Annahme ganz besonderer, qualitativ und quantitativ wunderbarer Umwälzungen, zu erklären. Trotz aller Einwürfe, die Conybeare, Sedgwick u. A. gegen seine Ansichten erhoben haben, gebührt ihm doch das große Verdienst, auf sehr wichtige Gesichtspunkte für geologische Betrachtung nachdrücklich aufmerksam gemacht und ein sehr consequentes geologisches System aufgestellt zu haben. Auch gab er „Elements of geology" (Lond. 1838; 4. Aufl., 1853; deutsch von Hartmann, Weim. 1850) heraus. In den J. 1841—42 machte er eine Reise nach Amerika, wo er in mehren Hauptstädten der Vereinigten Staaten sehr besuchte Vorlesungen über Geologie hielt, deren Resultate er in „Travels in North America, with geological observations etc." (2 Bde., Lond. 1845; deutsch von Dieffenbach, 2 Bde., Braunschw. 1851) niederlegte. Eine zweite Reise, 1845—46, ist in „A second visit to the United States" (2 Bde., Lond. 1849; deutsch, Halle 1846) beschrieben. Im J. 1848 erhielt L. als Anerkennung seiner der Wissenschaft geleisteten Dienste die Ritterwürde. Im Herbst 1852 schiffte er sich zum dritten mal nach den Vereinigten Staaten ein, kehrte aber schon nach einigen Monaten zurück und wurde hierauf zum Mitgliede der Commission unter dem Präsidium des Grafen Ellesmere (s. d.) ernannt, welche im Auftrage der brit. Regierung der Eröffnung der großen neuyorker Industrieausstellung 1853 beiwohnen sollte.

**Lykanthropie** ist eine Art des Wahnsinns, welche vorzüglich im Alterthume in Griechenland und im 14.—16. Jahrh. im übrigen Europa vorkam und darin bestand, daß die Geisteskranken sich in Wölfe verwandelt glaubten und demgemäß betrugen. Der Ort, wo sich die Lykanthropie im Alterthume fand, und die Zeit, in der sie sich später weiter verbreitete, lassen leicht erkennen, daß auch diese Art des Wahnsinns in Folge des Aberglaubens und besonders der Annahme von sogenannten Wehrwölfen entstand.

**Lykäon**, der Sohn des Pelasgus und der Meliböa, der Tochter des Oceanus, oder der Kyllene, war ein König in Arkadien, welcher Lykosura erbaute und den Dienst des Zeus Lykäos (s. d.) gründete. Dionysius erwähnt einen ältern und einen jüngern L. Er war Vater von 50 Söhnen, von denen mehre als Erbauer arkadischer Städte genannt werden. Der Sage nach erscheint er bald als Frevler gegen die Götter, bald als der erste Civilisator Arkadiens. Nach Pausanias opferte er auf dem Altar des Zeus ein Kind, wurde aber noch während des Opfers vom Gotte in einen Wolf verwandelt. Dieses und Anderes gab wahrscheinlich Veranlassung zu der von Ovid u. A. ausgeschmückten Fabel. Nach dieser stieg Zeus, der von der Verdorbenheit des Menschengeschlechts gehört, in Menschengestalt auf die Erde herab und ging nach Arkadien. Hier wurde er von dem Volke erkannt und verehrt, nur L. zweifelte und setzte ihm, um ihn zu versuchen, mit Menschenfleisch vermischte Speisen vor. Sogleich stürzte Zeus im Zorn darüber die Tafel um, brannte den Palast des L. nieder und verwandelte ihn mit seinen ebenfalls ruchlosen Söhnen in Wölfe oder erschlug sie mit dem Blitzstrahl. Nur einer von den Söhnen, Nyktimos (den aber nach Andern der Vater zu jener Mahlzeit schlachtete), wurde durch Vermittelung der Gäa gerettet. Unter der Regierung desselben kam dann die deukalionische Flut, die durch die Gottlosigkeit der Lykaoniden herbeigeführt worden sein soll.

**Lykaonien**, eine Landschaft in Kleinasien, mit der Hauptstadt Iconium (s. d.), wurde östlich von Kappadocien, nördlich von Galatien, westlich von Pisidien, südlich von Isaurien und Cilicien begrenzt und erhielt der Sage nach den Namen von dem Könige der Arkadier, Lykaon (s. d.).

**Lykäos** war ein Beiname des Zeus, vom Berge Lykäos in Arkadien, auf dem sein Heiligthum sich befand. Der Eintritt in dasselbe war verboten; wer mit Gewalt eindrang, starb in demselben Jahre. Auch erzählt man, daß weder Menschen noch Thiere darin einen Schatten würfen. Auf dem Gipfel des Bergs stand der Altar des Gottes, auf dem man ein mysteriöses

Opfer darbrachte, dessen Gebräuche das Volk nicht kennen lernte. Vor dem Altar standen nach Osten zwei Säulen, auf denen sich goldene Adler befanden. — Auch war Lykäos ein Beiname des Pan, der ebenfalls auf diesem Berge ein Heiligthum hatte und daselbst geboren sein sollte. Bei dem Heiligthum befand sich eine Laufbahn, wo man ihm in der frühesten Zeit die lykäischen Kampfspiele feierte, die den röm. Lupercalien wahrscheinlich zum Vorbild dienten.

**Lykophron**, ein griech. Grammatiker und Trauerspieldichter, um 270 v. Chr., aus Chalcis in Euböa gebürtig, der aber den größten Theil seines Lebens an dem Hofe des Ptolemäus Philadelphus zu Alexandria zubrachte und an einer bei einem Wortwechsel über die Vorzüge der alten Dichter von seinem Gegner ihm beigebrachten Wunde gestorben sein soll, ist der Verfasser eines unter dem Namen „Kassandra" oder „Alexandra" bekannten Monodramas in Jamben, worin jene Seherin den Untergang Trojas und die Schicksale aller darein verflochtenen Helden in fortlaufender Rede weissagt. Dieses wegen seiner vielen dunkeln Anspielungen schwer verständliche und von mythologischer Gelehrsamkeit strotzende Gedicht charakterisirt am deutlichsten die Richtung der sogenannten Alexandrinischen Schule (s. d.). Die besten Ausgaben, zugleich mit dem griech. Commentar von Isaak und Johannes Tzetzes, besitzen wir von Potter (Orf. 1697; 2. Aufl., 1702), Sebastiani (Rom 1803) und Müller (3 Bde., Lpz. 1811), eine neue Textrecension von Bachmann (Lpz. 1830). Vgl. Niebuhr's Abhandlung „Über das Zeitalter L.'s des Dunkeln" in dessen „Kleinen historischen Schriften" (Bonn 1828).

**Lykos** hieß der Sohn des Poseidon und der Plejade Keläno, den sein Vater auf die Inseln der Seligen versetzte; ferner der Sohn des Ares (Mars), der als König von Libyen alle Fremden seinem Vater opferte, den Diomedes (s. d.) ausgenommen, der von des L. Tochter gerettet wurde; dann der Sohn des Hyrieus und Bruder des Nykteus. Letzterer bemächtigte sich, während Hercules seine zwölf Arbeiten verrichtete, der Herrschaft von Theben, behandelte hierbei die Gemahlin desselben, Megara (s. d.), sehr übel und wurde deswegen von ihm nach seiner Rückkehr getödtet. — Lykos hieß auch einer von den Telchinen, welcher nach Lycien gekommen sein und dort am Xanthos dem lycischen Apollo den ersten Tempel erbaut haben soll, sowie der Sohn Pandion's II., der von seinem Bruder Ägeus aus Athen vertrieben, sich zu dem Sarpedon in das Land der Termilen begab, welches von ihm den Namen Lycien bekommen haben soll. Außerdem wird noch von Letzterm erzählt, daß er von den Nymphen die Sehergabe erhalten und den Dienst der großen Göttinnen (Demeter und Persephone) aus Attika nach Andania in Messenien gebracht habe. Von ihm leitet man auch das alte berühmte Priestergeschlecht der Lykomeden her, welches in der Landgemeinde Phlyä und zu Andania eigene Weihkapellen hatte. — Lykos ist endlich der Name mehrer Flüsse im Alterthume. Am bekanntesten sind darunter der Lykos in Assyrien, welcher in den Tigris mündet, der in Paphlagonien, welcher bei Heraklea in den Pontus strömt, der in Großphrygien, ein Nebenfluß des Mäander, und endlich der in Phönizien oder im südlichen Syrien, welcher zwischen Byblos und Berytos in das Mittelmeer sich ergießt.

**Lykurgos** (Logothetis), der Befreier von Samos (s. d.), wurde auf dieser Insel 1772 geboren und erhielt in der Schule seines Geburtsorts, später in Konstantinopel in der griech. Sprache und Literatur und in der Philosophie seine Bildung. In der Walachei fand er sodann am Hofe des Fürsten Konstantin Ypsilantis, Vater des Alexander und Dimitrios Ypsilantis, eine Anstellung als Secretär. Nach dem Sturze dieses Fürsten bekleidete er bei dessen Nachfolger, Alexander Sutsos, das Amt eines Schatzmeisters und Logotheten (Kanzler). Nachdem er 1802 nach Konstantinopel zurückgekehrt und durch einige patriotische Samier von den Beschwerden der dortigen Griechen über die Bedrückungen der griech. Archonten der Insel und des türk. Gouverneurs Kenntniß erlangt, wußte er es durch seinen Eifer dahin zu bringen, daß das griech. Volk von Samos seine alten Vorrechte wiedererlangte. Allein seitdem verfiel er dem Hasse und der Verfolgung der Archonten und des türk. Gouverneurs, die es endlich durch Intriguen aller Art bei der türk. Regierung selbst durchsetzten, daß diese L. als Unruhstifter und Hochverräther gefänglich einziehen und ihm den Proceß machen ließ. Nur durch Anwendung großer Geldsummen entging er der Todesstrafe. L. ward 1809 nach dem Berge Athos verbannt, wo er sich um die Regelung der Verhältnisse der dortigen Klöster besonders verdient machte. Nach zwei Jahren begnadigt, kehrte er nach Samos zurück, mit ihm jedoch auch der Neid der Archonten, sodaß er sich genöthigt sah, nach vielfachen Verfolgungen, Einkerkerungen u. s. w. mit seiner Familie nach Smyrna zu flüchten. Der Ausbruch des Freiheitskampfs in den Donaufürstenthümern veranlaßte ihn 1821 von neuem zur Rückkehr nach Samos. Auf dem Wege dahin traf ihn ein Apostel der Hetärie (s. d.), Dimitrios Themelis, welcher ihm Briefe des Alex. Ypsilantis über-

brachte, wodurch er zum Anführer der Insel Samos und des gegenüberliegenden christlichen Theils Kleinasiens ernannt ward. Er ordnete sofort mit Einsicht und Kraft die Angelegenheiten der Insel, versöhnte die unter den Griechen seit längerer Zeit herrschenden feindlichen Parteien und sorgte namentlich für die Errichtung einer wohlgeordneten, in vier Chiliarchien vertheilten Militärmacht. Am 8. Mai 1821 erhob er in seinem Geburtsorte die Fahne der Freiheit und wurde zum allgemeinen Heerführer erwählt, in welcher Eigenschaft er die Griechen nicht nur auf der Insel Samos, sondern auch auf der gegenüberliegenden Küste Kleinasiens nachdrücklich beschützte. Im März 1822 unternahm er auf Veranlassung der Chioten und im Auftrage des Dimitrios Ypsilantis eine Expedition nach der Insel Chios zu deren Befreiung von dem Drucke der Türken, die jedoch, namentlich bei der Uneinigkeit der griech. Archonten der Insel selbst, im Mai daselbst zu der blutigsten Katastrophe führte. (S. Griechenland.) L. wurde als Urheber derselben, wiewol mit dem größten Unrechte, angeklagt und verdammt. Im Sommer 1824 war er die Seele des kräftigsten Widerstands der durch seine Umsicht und Thätigkeit befestigten Insel Samos, als dieser nach der Unterwerfung der Inseln Ipsara und Kassos durch die vereinigte türk.-ägypt. Flotte die größte Gefahr drohte, die aber zunächst durch das kühne Unternehmen des Kanaris (s. d.) abgewendet wurde. In gleicher Weise mislang ein ähnlicher Angriff der Feinde auf die Insel Samos 1826. L. blieb während dieser ganzen Zeit als Civil- und Militärgouverneur der Insel mit dictatorischer Gewalt bekleidet. In dieser Stellung bestätigte ihn auch Kapodistrias nach seiner Ankunft in Griechenland (1828). Nachdem jedoch J. Kolettis als Gouverneur nach Samos geschickt worden, rief Kapodistrias den L. nach Griechenland als Mitglied des Panhellenion und verwandte ihn später mit Erfolg als außerordentlichen Commissar in Lakonien und Messenien zur Beilegung der dort ausgebrochenen Unruhen. Als durch das Protokoll vom 3. Febr. 1830 die Insel Samos von dem freien Königreiche Griechenland ausgeschlossen worden, kehrte L. auf den Wunsch der Samioten im Sommer 1830 nach seinem Vaterlande zurück und übernahm von neuem die Angelegenheiten, wobei er bemüht war, bei den Gesandten der Großmächte in Konstantinopel die Rechte der Insel geltend zu machen. Indessen erlangte er nur, daß man Samos zu einem besondern Fürstenthume mit gewissen Vorrechten, unter dem unmittelbaren Schutze der Großmächte selbst, nicht unter der unmittelbaren Herrschaft der Pforte erhob. Mit diesem Resultate war L. aber so wenig zufrieden, daß er die ihm angebotene Fürstenwürde mit edelm Stolze ausschlug. Nachdem Samos vier Jahre lang, während der schwebenden Verhandlungen über das Schicksal der Insel, unabhängig unter der Herrschaft des L. gestanden, legte er auf Verlangen der Großmächte seine Herrschaft nieder und suchte dann, nicht ohne Erduldung vielfacher Unbilden von Seiten der neu eingesetzten Regierung der Insel, im freien Griechenland eine sichere Zuflucht. L. ward hier zum Generallieutenant und Senator ernannt und starb 22. Mai 1850. Er war als Privatmann leutselig, gerecht, fromm und von biederm Charakter; in seinen Reden liebte er die Kürze.

**Lykurgus**, der berühmte Gesetzgeber der Spartaner, um 880, nach Andern um 804 v. Chr., stammte der Sage nach aus der alten Familie der Prokliden, war eine Zeit lang der Vormund des Königs Charilaus und wurde später durch eine Gegenpartei auszuwandern veranlaßt. Später kehrte er, nachdem er Kreta, Kleinasien (woher er die Homerischen Gesänge mitgebracht haben soll) und Ägypten besucht hatte, in sein Vaterland zurück und ertheilte hier auf Veranlassung seiner Mitbürger und mit Genehmigung des delphischen Orakels seiner Vaterstadt eine Verfassung, die außer einigen neuen Einrichtungen zum Theil nur altes Herkommen als Gesetz bestätigte und deren einzelne Satzungen mündlich in Sprüchen fortgepflanzt wurden. Die Grundzüge dieser Verfassung, bei welcher namentlich alle Privatinteressen dem gemeinsamen Staatsinteresse untergeordnet waren, bestanden wesentlich darin, daß mit Beibehaltung der zwei erblichen Könige diesen ein Rath von 28 durch Erfahrung und höheres Alter erprobten Mitgliedern oder Geronten (s. d.), welche die oberste Leitung der Staatsangelegenheiten hatten, zur Seite gesetzt und in den Volksversammlungen, an denen jeder Spartaner vom 30. Lebensjahre an Theil nehmen konnte, durch Bejahung oder Verneinung über Gesetze, Beamtenwahl, Krieg und Frieden entschieden wurde. Auch wird die Einführung eines gleichen Grundbesitzes durch gewisse unveräußerliche und untheilbare Loose auf L. zurückgeführt. Ebenso sah L. bei der Erziehung und Normirung des Privatlebens besonders auf Abhärtung des Körpers und Tauglichkeit zum Kriegsdienste, daher er außer großer Einfachheit in Kleidung und Wohnung auch öffentliche Männermahle anordnete, bei denen die bekannte schwarze Suppe einen Hauptbestandtheil ausmachte. Um alle Abweichung von der einheimischen Sitte zu verhüten, verbot

er das Reisen ins Ausland ebenso wie den Aufenthalt der Fremden in Sparta. (S. Sparta.) Ob unter ihm auch schon die Einsetzung der Ephoren (s. d.) stattfand, bleibt ungewiß. Nachdem er die Könige, den Rath und die Bürger einen feierlichen Eid hatte schwören lassen, daß sie während seiner Abwesenheit nichts an den eingeführten Gesetzen ändern wollten, verließ er die Stadt und kehrte nie wieder zurück, ein Ereigniß, das in späterer Zeit vielfach ausgeschmückt worden ist. Überhaupt ist die Gesetzgebung L.'s sehr in Dunkel gehüllt und scheint im Verlaufe der Zeit manche Erweiterungen und Zusätze erhalten zu haben, indem man alles Löbliche und Gute in dieser Verfassung dem L., als einem gefeierten Namen, beilegte; wie denn auch die ältern Geschichtschreiber und selbst Thucydides derselben ohne Angabe des Stifters gedenken. Doch ist man auf der andern Seite offenbar zu weit gegangen, wenn man die ganze Erscheinung des L. für einen bloßen Mythus erklärt hat. Vgl. Lachmann, „Spartanische Staatsverfassung" (Bresl. 1836).

**Lykurgus**, einer der vorzüglichsten attischen Redner und älterer Zeitgenosse des Demosthenes, geb. um 408 v. Chr. zu Athen, gest. 323 v. Chr., erhielt durch Plato und Isokrates seine Bildung und erlangte, sobald er die politische Laufbahn betreten hatte, durch Uneigennützigkeit, strenge Rechtlichkeit, besonders aber durch seinen echten Patriotismus in dem Kampfe gegen Philipp von Macedonien und Alexander bei dem Volke unbedingtes Vertrauen und Ansehen, das er auch bis an seinen Tod behauptete. Von seinen 15 Reden, welche die Alten kannten, hat sich nur die durch eine kräftige, edle und erhabene Darstellung ausgezeichnete Rede gegen Leokrates erhalten, die sich in den Gesammtausgaben der griech. Redner von Reiske (Bd. 4, Lpz. 1771), Bekker (Bd. 3, Berl. 1823), Baiter und Sauppe (Zür. 1842) und Müller (Bd. 1, 1847) befindet, von Heinrich (Bonn 1821), Becker (Magdeb. 1821), Osann (Jena 1821), Pinzger (Lpz. 1824), Blume (Stralf. 1828), Baiter und Sauppe (Zür. 1834) und Mätzner (Berl. 1836) besonders bearbeitet und von Simon (Hamb. 1811) und Nüßlin (Manh. 1840) übersetzt wurde. Die Bruchstücke der übrigen Reden gab Kießling (Halle 1834) heraus. Vgl. Nissen, „De L. vita et rebus gestis" (Kiel 1833); Blume, „Narratio de L." (Potsd. 1834).

**Lymphatisches System** (systema lymphaticum) stellt ein System von feinen Adern (Lymphgefäße oder Saugadern genannt) und von rundlichen, den Saugadern anhängenden Knoten dar, welches sich aus fast allen Geweben des menschlichen Körpers entwickelt und zur Brusthöhle hinzieht, um hier mit großen Blutadern in Communication zu treten. Die Function dieses Systems ist: einestheils die Lymphe (s. d.) aus allen Theilen des Körpers in das Blut zu schaffen und auf dem Wege dahin, vorzugsweise in den Lymphdrüsen, dem Blute noch ähnlicher, als sie schon ist, zu machen; anderntheils den aus den Nahrungsmitteln gewonnenen Speisesaft (Chylus) vom Magen und Darmkanale aufzunehmen und nach seiner Verarbeitung in den Lymphdrüsen des Magens und der Därme ebenfalls dem Blute zuzuführen. Die Saugadern, welche den Speisesaft führen, natürlich nur zur Zeit der Verdauung, haben auch den Namen der Chylus- oder Milchgefäße. Sonach dient das Lymphatische System zur Ernährung des Blutes, indem es demselben theils neuen Nahrungsstoff (Speisesaft) aus den Verdauungsorganen, theils den Überschuß von Ernährungsflüssigkeit aus den Geweben des Körpers zubringt. Die Lymphgefäße, Saugadern, sind feine, durchsichtige und sehr dünnhäutige Röhren mit contractilen Wänden und sehr vielen Klappen an ihrer innern Oberfläche (damit die Lymphe nicht rückwärts fließen kann), welche an ihrem Ursprunge in den Geweben des menschlichen Körpers ein engmaschiges Netz äußerst feiner Kanälchen darstellen, aus denen sich größere Röhrchen entwickeln, die sich nach und nach zu größern Stückchen vereinigen und mit den Blutaderstämmen theils oberflächlich unter der Haut, theils in der Tiefe verlaufend gegen die Brusthöhle hinziehen, wo sie endlich in einen größern und einen kleinern Gang (Lymphgefäßstamm) zusammentreten. Der größere rabenfederstieldicke Stamm, der Milchbrustgang, welcher in der Gegend des ersten oder zweiten Bauchwirbels durch den Zusammentritt der Saugadern der Bauch- und Beckenorgane sowie der der Beine seinen Anfang nimmt, läuft in der Brusthöhle dicht vor den Wirbeln bis zum Halse in die Höhe und senkt sich auf der linken Seite desselben in den Winkel ein, der durch den Zusammenfluß der linken Drosselader und Schlüsselbeinblutader gebildet wird. Der kleinere Saugaderstamm ist kaum ½ Zoll lang, nimmt nur die Lymphgefäße des rechten Arms, der rechten Seite des Halses, des Kopfes und der Brust in sich auf und senkt sich in dieselbe Stelle des Blutadersystems wie der Milchbrustgang ein, aber auf der rechten Seite des Halses. Die Lymphdrüsen, Lymphknoten,

stellen platt-rundliche, röthliche Körperchen von der Größe einer Linse bis zu der einer Haselnuß dar, welche aus einem äußerst feinen netzartigen Gewirre von Saugadern und Blutgefäßchen bestehen. Die in die Drüse eintretenden Saugadern zertheilen sich nämlich auf der einen Seite in sehr feine Röhrchen und sammeln sich dann auf der andern Seite wieder zu größern Ästchen. Bei dieser Einrichtung liegen nun in diesen Drüsen sehr feine Lymph- und Blutgefäße mit ihren dünnen Wänden dicht aneinander, und es können leicht Stoffe aus dem Blute in die Lymphe und umgekehrt dergleichen aus der Lymphe in das Blut übertreten. Solcher Lymphdrüsen gibt es nun aber nicht überall im Körper, sondern nur an gewissen Stellen und zwar in verschiedener Menge und Größe, hauptsächlich in der Bauch- und Brusthöhle, besonders in den Gekrösen, am Kopfe und Halse, in der Achselhöhle und Schenkelbuge. Diese Lymphdrüsen schwellen sehr leicht an, wenn sie sich entzünden oder mit Aftermasse (Krebs- und Tuberkelmasse) vollstopfen, und wenn die in sie hineintretenden Saugadern abnorme Lymphe von kranken Stellen herbeibringen. Man pflegt jeden krankhaften Zustand, bei welchen Lymphdrüsen anschwellen, einen strophulösen zu nennen, aber ohne davon bis jetzt etwas Weiteres zu wissen. Das Lymphsystem der Thiere ist dem des Menschen ähnlich, während man bei den Vögeln, Amphibien und Fischen nur Saugadern, aber keine Lymphdrüsen findet und bei den niedrigen Thierclassen noch keine Organe beobachtet hat, die eine der des Lymphatischen Systems ähnliche Bestimmung zu haben scheinen. Bei den Amphibien wird die Lymphe in den Saugadern durch eigene muskulöse Lymphherzen fortbewegt.

**Lymphe**, der Inhalt der Lymphgefäße, ist diejenige farblose oder gelbliche Flüssigkeit, welche auch unter dem Namen der Ernährungsflüssigkeit alle Gewebe des menschlichen Körpers durchfeuchtet und aus dem Blute durch die Wände der Haargefäße hindurch ausgeschwitzt wird. Sie enthält so ziemlich dieselben Bestandtheile wie das Blut (ist weißes Blut) und dient den Geweben insofern zur Ernährung, als sie denselben die Stoffe zuführt, aus welchen diese zusammengesetzt sind. Der Überschuß dieser Ernährungsflüssigkeit, welcher nicht zur Bildung von Geweben verwendet wurde, sowie vielleicht ein Theil der wieder flüssig gewordenen alten und untauglichen Gewebsbestandtheile, tritt in die Lymphgefäße ein (dies ist die Lymphe im engsten Sinne) und wird dann durch diese in das Blut zurückgeführt. So findet in allen Theilen des Körpers ein fortwährender Zufluß von rothem Blute durch die Pulsadern, Ausschwitzung der farblosen Ernährungsflüssigkeit aus dem Blute durch die Haargefäßwände, Abfluß vom Blute durch die Blutadern und Fortschaffung des Überschusses der Ernährungsflüssigkeit als Lymphe durch die Lymphgefäße oder Saugadern statt. Die Lymphe der Lymphgefäße ist eine klare oder etwas trübe, farblose oder schwachgelbliche Flüssigkeit von fadem Geruche, schwachsalzigem Geschmacke und alkalischer Reaction. Ihre chemischen Bestandtheile sind im Allgemeinen denen des Blutes ohne rothe Blutkörperchen ziemlich gleich, denn sie besteht hauptsächlich aus Faserstoff, Eiweißstoff, Fett, Kochsalz, Kalksalzen, Eisen und Wasser. Durch das Mikroskop lassen sich in der Lymphe außer Fetttröpfchen noch die sogenannten Lymphkörperchen entdecken, welche im Blute als farblose Blutzellen wiedergefunden werden. In ihrem Laufe durch die Lymphgefäße zum Blute passirt die Lymphe von Zeit zu Zeit Lymphdrüsen, und hier wird dieselbe dadurch wahrscheinlich etwas verändert, daß einzelne Bestandtheile der Lymphe herüber in das Blut und umgekehrt Blutstoffe herüber in die Lymphe treten. Sonach dient die Lymphe, ebenso wie der aus den Nahrungsmitteln gezogene Speisesaft (Chylus), zur Ernährung des Blutes, nur daß jene aus dem Blute selbst stammt, während dieser von außen durch die Nahrung in den Körper eingeführt wird.

**Lynchjustiz**, Lynchen (Lynch law) nennt man in den nordamerik. Freistaaten die sogenannte Volksjustiz, wonach das Volk selbst über gewisse wirkliche oder vermeintliche Verbrechen und gemeinschädliche Handlungen, die das Strafgesetz gar nicht oder nach der öffentlichen Meinung nicht hart und schnell genug zu treffen vermag, eigenmächtig verhängt. Beispiele solchen Verfahrens finden sich in allen Ländern, wo die Civilisation und das Recht weniger befestigt sind, sowie zu Zeiten der Revolution, wo die politischen Leidenschaften das Volk zu Gewaltthätigkeiten hinreißen. Die Lynchjustiz wird in Nordamerika gewöhnlich gegen Viehdiebe, Gauner, Bankhalter, Kuppler, in den Sklavenstaaten jedoch oft auch gegen Diejenigen, welche den Sklaven Vorschub leisten oder sich gegen die Sklaverei überhaupt erklären (Abolitionisten), ausgeübt. Zerstörung des Eigenthums, körperliche Mishandlung, darunter das Bestreichen mit Theer und nachheriges Wälzen in Federn, selbst Ermordung, gewöhnlich durch Aufknüpfen, sind die Acte dieser barbarischen Justiz. Der Name soll von einem gewissen John Lynch herstammen, der gegen das Ende des 16. Jahrh., als der regelmäßige Gang der Colonialgesetze keinen genü-

genden Schutz gegen die Verwüstungen gewährte, welche flüchtige Sklaven und Verbrecher, die in der Nähe des Dismal Swamp in Nordcarolina sich sammelten, an den benachbarten Pflanzungen verübten, von den Bewohnern erwählt und mit unumschränkter Macht als Gesetzgeber, Richter und ausführende Gewalt in Civil- und Criminalsachen bekleidet wurde.

**Lyndhurst** (John Singleton Copley, Baron), ein ausgezeichneter brit. Staatsmann, geb. 21. Mai 1772 zu Boston in Nordamerika, kam mit seinem Vater, einem geschickten Maler, 1775 beim Ausbruche des Unabhängigkeitskampfes nach England. Für den geistlichen Stand bestimmt, zeichnete er sich auf der Universität zu Cambridge durch Fleiß und Talent so aus, daß er 1795 ein Reisestipendium erhielt, welches er dazu benutzte, das Land seiner Geburt zu besuchen. Nach der Rückkehr widmete er sich dem Rechtsstudium und gewann bald als Sachwalter eine ausgebreitete Praxis. Als er 1816 von der Stadt Yarmouth ins Unterhaus gewählt wurde, besaß er bereits einen großen Ruf als Rechtsgelehrter und Wortführer der Volkspartei. Nebst Charl. Wetherell übernahm er 1820 die Vertheidigung der einer Verschwörung angeklagten Radicalen Watson und Thistlewood. Obgleich er die Schuldigen nicht zu retten vermochte, erwarb er sich doch einen großen Namen. Aus Ehrgeiz verließ er seine volksthümliche Laufbahn und nahm von der Regierung das Amt als Generalprocurator der Krone an. In dieser Eigenschaft mußte er im Oberhause gegen die Königin Karoline (s. d.) auftreten, deren Angelegenheit Brougham führte. Die Vorsicht und Zurückhaltung, die er im Angesichte seines gefürchteten Gegners bewies, zog ihm damals mit Unrecht die Vorwürfe der Höflinge zu. Im J. 1824 stieg er zum Attorney-General oder Generalanwalt; 1826 aber erhielt er die Stelle des Master of the rolls oder Chefs der Archive beim Kanzleihofe. In derselben Zeit wurde er auch nach einem harten Wahlkampfe von der Universität zu Cambridge in das Unterhaus gewählt. Von der Torypartei emporgehoben, hatte er in kurzer Zeit seine Ansichten so gänzlich geändert, daß er sich mit Eifer der Emancipation der Katholiken widersetzte und mit den Hochtories stimmte. Als jedoch Canning 1827 an die Spitze der Verwaltung trat, mäßigte sich L. und wurde zum Lordkanzler, sowie zum Baron Lyndhurst und Peer von England erhoben. Dieses Amt behielt er nicht nur unter Goderich's Verwaltung, sondern auch unter dem Ministerium Wellington. Erst 1830, als die Whigs ans Ruder kamen, trat er sein Amt an Brougham ab. Während des Kampfes um die Parlamentsreform spielte nun L., der sich einige Jahre zuvor mit Canning zu freisinnigen Reformen verbunden hatte, wieder den hitzigsten Wortführer der Hochtories, obwol er es nicht verschmähte, von den Whigs nebenbei den Posten eines Lord-Chief-Baron des Schatzkammergerichts anzunehmen. Er behauptete, daß die Veränderung des Wahlgesetzes den Untergang der brit. Größe nach sich ziehen würde. In der vorübergehenden Verwaltung, die Peel und Wellington im Nov. 1834 bildeten, bekleidete er abermals das Kanzleramt. Seit diesem Rücktritte machte er den Whigs im Parlamente besonders viel zu schaffen, indem er seine Angriffe unter anscheinender Mäßigung versteckte. In der Sitzung von 1837 veranlaßte er das Haus, den Tadel gegen Lord Durham (s. d.) auszusprechen, der eigentlich auf die Minister zurückfallen mußte. Im J. 1839 brachte er in den Angelegenheiten der Colonie Jamaica die Verbindung der Radicalen mit den Tories zu Stande, was die augenblickliche Auflösung des Ministeriums mit sich führte. Die maßlose Leidenschaftlichkeit, die er in den Discussionen über Irland entwickelte, zog ihm besonders den Zorn der Irländer zu. Als endlich im Aug. 1841 das Ministerium Melbourne unterlag, übernahm L. unter Peel zum dritten mal das Amt des Lordkanzlers, welches er auch nach dem Abfall Lord Stanley's und der Protectionisten beibehielt. Der Rücktritt Peel's im Juli 1846 nöthigte indeß auch ihn, seinen Posten niederzulegen. Seitdem nahm er trotz seines hohen Alters und seiner Kränklichkeit an den Debatten des Oberhauses thätigen Antheil; namentlich ließ er seine Stimme bei juristischen Fragen hören, wo er für eine große Autorität gilt. Seine Anträge gegen die ausländischen Flüchtlinge 1851 und 1853, zu deren Überwachung er die Alienacte wieder eingeführt wissen wollte, wurden von dem Ministerium abgelehnt.

**Lyon**, die Hauptstadt des Rhônedepartements und nach Paris die wichtigste Stadt Frankreichs, Sitz eines Erzbischofs, eines Appellationshofs, eines Tribunals erster Instanz, eines Handelsgerichts, einer Handelskammer, eines Gewerberaths, zugleich Münzstätte und Hauptort einer Militärdivision, liegt am Zusammenfluß der Rhône und der Saône malerisch theils in den Thälern der beiden Flüsse, theils an und auf den sie umgebenden Bergen, in einer reizenden, von Gärten, Weinpflanzungen und Landhäusern angefüllten Gegend. Die Rhône, welche nebst der Saône durch die Stadt strömt, theilt sie in zwei Hauptheile, die Rhône- und Saône-

stadt, die wieder in 28 Stadttheile zerfallen, welche durch vier Brücken über die Rhône und neun Brücken über die Saône miteinander verbunden werden. Die Rhônebrücke Pont de la Guillotière ist 1560 F. lang und hat 20 Bogen. Um L. herum liegen mehre bedeutende Vorstädte, die zum Theil besondern Städten gleichen; die bedeutendsten darunter sind Serin, Fourvières, Vaise, Brotteaux, La Croix rousse und La Guillotière, welche beide letztere seit kurzem eigene Communen mit Stadtrecht bilden. Mit diesen Vorstädten zählt L. 210000, ohne dieselben 160000 E. In neuerer Zeit ist L. durch mehre abgesonderte Forts befestigt worden, die aber vielmehr gegen die Stadt als gegen äußere Feinde angelegt erscheinen. Wegen des unebenen Bodens ist L. sehr unregelmäßig und dabei im Ganzen keineswegs schön gebaut. Die Straßen sind meist eng, winkelig und uneben, die Häuser zwar massiv gebaut, aber durch übergroße Höhe, zum Theil bis sieben Stockwerke, unschön; doch gibt es viele einzelne herrliche Gebäude. Um so schöner sind die Quais längs der Flußufer, besonders der Rhônequai St.-Clair und die Promenade. Auch von den 56 öffentlichen Plätzen sind die meisten schön zu nennen, besonders der große Platz Belle-Cour mit herrlichen Gebäuden, Alleen und der Reiterstatue Ludwig's XIV., der Platz Terreaux, berüchtigt durch die auf ihm vorgenommenen Hinrichtungen in der ersten Revolution, und der Platz von Sathonay mit der Statue Jacquard's. L. zählt gegen 50 Kirchen. Die bedeutendsten darunter sind die alte Kathedrale zu St.-Jean mit vier Thürmen, prachtvollem Portale, einer merkwürdigen astronomischen und musikalischen Uhr und vielen Gemälden, welche der Cardinal Fesch als Erzbischof ihr geschenkt hat; die Kirche zu St.-Nizier, die Karthäuserkirche, die zu St.-Paul, Notre-Dame auf der Höhe von Fourvières mit wunderthätigem Marienbild und die Sühnungskapelle mit den Gebeinen der in der ersten Revolution Gemordeten. Von den übrigen öffentlichen Gebäuden sind zu erwähnen der prächtige Präfecturpalast, der Palast des Erzbischofs, das vormalige Trinitatiskloster, eines der schönsten Gebäude der Stadt, in welchem sich jetzt das Gymnasium und die große Stadtbibliothek, deren Local zu den schönsten derartigen Localen in Europa gehört, befinden; die große St.-Petersabtei, ein ehemaliges Benedictinerkloster, das gegenwärtig zugleich Sitz der Börse, des Conservatoriums der Künste, der Gemäldesammlung, einer Bibliothek, des antiquarischen und des naturhistorischen Museums ist; endlich das Stadthaus, eines der schönsten Europas, die Stadtbibliothek von 120000 Bänden in dem ehemaligen Jesuitencollegium, das Münzgebäude und das große Theater. L. ist reich an wissenschaftlichen und wohlthätigen Anstalten. Von jenen sind zu erwähnen die aus den Facultäten der Theologie, Medicin, exacten Wissenschaften und der Literatur bestehende Académie universitaire, das Lyceum, das theologische Seminar, die Landbau- und Thierarzneischule, die Schule für Musterzeichner, zwei Gewerbschulen und eine Menge gelehrter und gemeinnütziger Gesellschaften, unter denen die Akademie der Wissenschaften, schönen Literatur und Künste dem Range nach voransteht, die kath. Missionsgesellschaft aber ihrer ausgebreiteten Wirksamkeit wegen die wichtigste ist, ferner der botanische Garten und die Sternwarte. Unter den vielen Wohlthätigkeitsanstalten sind das große Hospital, das jährlich über 9000 Hülfsbedürftige unterstützt, und das bereits im 6. Jahrh. von Childebert gegründete Hôtel Dieu, das jährlich an 12000 Kranke verpflegt, hervorzuheben. L. ist die erste Fabrikstadt ganz Frankreichs. Unter den vielen Gewerbszweigen, die hier betrieben werden, stehen oben an: die Hut- und vor allen andern die Seidenmanufactur, in welcher letztern, obwol sie in neuester Zeit wieder im Sinken begriffen ist, L. noch immer den ersten Rang auf der Erde einnimmt. Man berechnet die Zahl der Webstühle auf 40000 und die der dabei beschäftigten Arbeiter auf wenigstens 80000; der Werth der jährlich erzeugten Fabrikate wird auf mehr als 100 Mill. Frcs. angeschlagen. Daran schließen sich die zahlreichen Fabriken von Gold- und Silbertressen, Bijouterie- und Quincailleriewaaren, die Buchdruckereien, die Woll-, Kattun-, Tapeten- und Wattenmanufacturen, die Liqueur- und die Fabrikation von Farbewaaren u. s. w. Bei einer so bedeutenden Fabrikation ist auch der Handel der Stadt von großer Bedeutung, der überdies noch durch die günstige Lage am Zusammenfluß zweier Ströme und im Mittelpunkte wichtiger, sich hier kreuzender Straßen zwischen dem Mittelmeere, dem Innern Frankreichs und der benachbarten Schweiz und Italien sehr gefördert wird. Man schätzt den jährlichen Umsatz auf 30 Mill. Thlr. Dampfboote auf der Saône und Rhône, sowie die Eisenbahnen nach St.-Etienne, Paris und Marseille tragen das Ihrige dazu bei, den Verkehr immer mehr zu beleben.

L. war schon zur Zeit der alten Gallier eine bedeutende Stadt und der große Markt Galliens. Sie lag im Gebiet der Segusianer im lugdunensischen Gallien und wurde Lugdunum genannt. Im J. 43 v. Chr. führte Munatius Plancus eine röm. Colonie dahin, und bald gewann die Stadt unter der röm. Herrschaft Ansehen und große Blüte. Augustus residirte mehre Jahre

daselbst; Kaiser Claudius wurde hier geboren und verschönerte die Stadt. Sie hatte einen prächtigen kaiserl. Palast und eine Münzstätte. Unter Nero brannte L. ab und erhielt nach seiner Wiederaufbauung den Rang vor allen gallischen Städten. Das Christenthum fand in L. zuerst in Gallien festen Boden; das Blut vieler Märtyrer floß hier, aber auch die erste christliche Kirche Galliens wurde hier gegründet. In der Völkerwanderung erlitt L. harte Schläge; Stilicho überließ es 407 den Burgundern, die es zur Hauptstadt ihres Reichs in Gallien machten; Attila brannte es 451 nieder; unter Chlotar eroberten es 534 die Franken. Von nun an theilte es die Schicksale des fränk. und neuburgund. Reichs, erhob sich während dieser Zeit trotz der Plünderung durch die Sarazenen im 8. Jahrh. immer mehr, besonders unter Karl d. Gr., bildete mit der umliegenden Landschaft die unter eigenen Grafen stehende und zum Arelatischen Reiche gehörende Grafschaft Lyonnais und kam unter Kaiser Konrad II. mit Arelat zu dem Deutschen Reiche. Im J. 1173 ging die Stadt mit der Grafschaft Lyonnais aus der Gerichtsbarkeit und Gewalt der Grafen unter die der Erzbischöfe von L., die von jeher große Macht und Einfluß besessen hatten. In den J. 1247 und 1254 wurden daselbst zwei wichtige Kirchenversammlungen gehalten. Im J. 1274 begaben sich die Erzbischöfe von L. unter franz. Schutz, und 1363 wurde Lyonnais förmlich mit dem Königreich Frankreich vereinigt, dessen Schicksale es von nun an theilte. Mehr als jede andere Stadt Frankreichs litt L. in der ersten Revolution. Obschon das Volk 1789 das feste Schloß Pierre-en-Cise zerstörte, so bewies sich die Stadt, die viele Royalisten unter ihren Bewohnern zählte, im Ganzen doch sehr lau für die Revolution, trat endlich offen gegen das Schreckensregiment auf, erhob 29. Mai 1793 die Fahne des Aufstandes und vertrieb die jakobinische Municipalität. Doch schon 7. Aug. 1793 begann ein Heer des Convents die Belagerung der Stadt, sodaß sie sich 10. Oct. auf Gnade ergeben mußte. Die für schuldig Geachteten wurden zu Hunderten von den Siegern mit Kartätschen niedergeschossen, und der Convent sprach über die Stadt, die den Namen Commune affranchie erhielt, die Vernichtung aus, deren Vollziehung Collot d'Herbois, Fouché und Couthon übertragen ward. Gegen 6000 Menschen wurden hingeopfert, und fünf Monate lang riß man die schönsten Gebäude nieder. Auch der 9. Thermidor war nicht ohne blutige Reactionen für L. Nur langsam erholte sich die Stadt wieder von diesen Schlägen, und erst seit 1815 nahmen der Handel und die Seidenfabrikation großen Aufschwung, der aber in neuester Zeit, namentlich durch die Revolution von 1848 wieder in Abnahme kam. Viel trugen zu diesem neuen Sinken außer der Concurrenz, auf die L. in andern Ländern stößt, die drei blutigen Aufstände von 1831, 1834 und 1849 bei. Der erstere, der 21. Nov. 1831 ausbrach, ging von den Seidenwebern (canuts) in der Vorstadt La Croix rousse aus, die, vom größten Elende gedrückt, bessere Bezahlung von den Fabrikherren foderten und, als diese ihnen nicht gewährt wurde, die Nationalgarden schlugen, Barrikaden errichteten, die Garnison vertrieben, die Häuser mehrer Fabrikanten demolirten und Geräthschaften und Waaren verbrannten. Erst die Ankunft des Marschalls Soult mit 20000 Mann, in Begleitung des Herzogs von Orléans, vermochte durch Entwaffnung der Aufrührer und Verhaftungen die Ruhe herzustellen. Trotz der Auflösung der Nationalgarde und der Einlegung einer starken Garnison dauerte der meuterische Geist unter den Arbeitern im Stillen fort, um im April 1834 um so stärker hervorzubrechen. Diesmal hatte der Aufstand einen mehr politischen Charakter. Die Republikaner verbanden sich mit den Arbeitern zum Sturze der Regierung, und geheime Gesellschaften gaben dem Aufstande Zusammenhang mit den gleichzeitigen Aufständen in Paris, im Elsaß und im Süden. Fünf Tage lang wurde in den Straßen aufs erbittertste gefochten. Die Truppen unter General Aymar, welche sich im Besitz der strategisch wichtigen Punkte behaupteten, mußten Häuser und Straßen mit Sturm nehmen, wobei sie häufig nur durch Zerstörung der Gebäude zum Ziele gelangten. Man schätzte den Verlust auf mehre Mill. Frcs. Statt des Republikanismus gewann hierauf der Ultramontanismus in L. einen Herd, von dem aus dieser den geistlichen Krieg gegen den Staat und alle nicht hierarchischen geistigen Gewalten unterhielt. Im October und November des J. 1840 richteten die Überschwemmungen der Saône ungeheuern Schaden an, sodaß für die Verunglückten im In- und Auslande gesammelt wurde. Der Tumult vom 24. Febr. 1848 auf die Nachricht von der Revolution in Paris hatte keinen erheblichen Erfolg. Dagegen brach 15. Juni 1849 ein Volksaufstand aus, der mit dem pariser Tumult in Verbindung stand und durch die Truppen unter General Magnan niedergeworfen wurde. Vgl. Clerjon, „Histoire de L." (4 Bde., Lyon 1829—35); Beaulieu, „Histoire du commerce, de l'industrie et des fabriques de L." (Lyon 1838).

**Lyra**, das älteste Saiteninstrument, dessen Ursprung auf den ägypt. Hermes oder Mercur zurückgeführt wird, hatte anfangs nur drei Saiten, obwol die des Anubis auf einem Mumien-

kasten in Wien bereits fünf enthält. Bei den Griechen fügte Hermes, dem man auch die Erfindung der Lyra selbst zuschried, eine vierte Saite hinzu, was nach Andern Apollo that. In Folge der Veränderungen, welche Linus, Orpheus, Amphion und Terpander mit der Lyra vornahmen, vermehrte sich die Zahl der Saiten auf sieben und zuletzt auf elf. Von der Kithara oder Zither (s. d.) unterschied sich die Lyra dadurch, daß sie einen schildkrötenförmigen, tiefern Schallboden und eine weniger gekrümmte Gestalt hatte, daher sie beim Spiele nicht aufrecht gestellt, sondern zwischen den Knieen gehalten wurde, und daß sie wegen ihres stärkern und schärfern Tons überhaupt als das männliche unter den Saiteninstrumenten galt. Übrigens wurde die ursprüngliche Lyra des Mercur der Sage nach zu Lyrnessus aufbewahrt, wo sie Achilles bei Eroberung dieser Stadt erbeutete, andern Erzählungen zufolge nach dem grausamen Tode des Orpheus, der sie von Apollo erhalten hatte, von Jupiter unter die Gestirne versetzt.

**Lyrik** oder **Lyrische Poesie** heißt diejenige Hauptgattung der Poesie, die das innere Gefühlsleben zum Gegenstande ihrer Darstellung hat. Sie ist das subjective Aussprechen subjectiver Gefühle und zeigt sich daher in ihrer geschichtlichen Entstehung immer und überall später als das Epos, das an äußere Gegenstände und Begebenheiten anknüpft. Natürlich muß die wahre lyrische Poesie zunächst alle Erfodernisse der Poesie überhaupt erfüllen; sie muß dem innern Gefühle mittels der Phantasie eine klare, anschauliche Gestalt geben und die innere Wahrheit ihres Inhalts mit idealer Auffassung verbinden. Von der Lyra (s. d.), als dem Instrumente, mit dem die Griechen derartige Gedichte begleiteten, hat sie ihren Namen. Ferner kann das lyrische Gedicht im Vergleich mit Epos und Drama immer nur einen verhältnißmäßig kleinen Umfang haben, und endlich stimmt zu dem Inhalte dieser Gedichte die strophische, mehr oder weniger regelmäßige Form, die noch durch manche besondere Kunstmittel, z. B. den Refrain, gehoben wird. Der Form nach kann man die lyrischen Gedichte eintheilen in solche, die großartige Gefühle in ihrer tiefsten Erregung und Kraft in entsprechender, erhabener Form ausdrücken und vorzugsweise Hymnen (s. d.), Oden (s. d.) und Dithyramben (s. d.) genannt werden, und in solche, die innigere, aber ruhigere Gefühle in einfacherer Form aussprechen, wie das eigentliche Lied (s. d.). Dem Inhalte nach theilt man sie ein in geistliche und weltliche Lieder, welche letztere wieder in eine Menge Untertheilungen, wie Liebes-, Natur-, Trink-, Kriegs-, Volkslieder u. s. w., zerfallen. Häufig nimmt das lyrische Gedicht eine lehrhafte Wendung, was jedoch schon ein Abirren von seiner vollen Reinheit ist. Wie die dämmernde Gefühlswelt des Menschen mehr im Orient und im Christenthum ihre wahre Entwickelung und Bedeutung erlangt hat, so hat sich auch die lyrische Poesie in der jüdischen und christlichen Anschauung vollständiger und allseitiger entwickelt als in der plastischen Anschauungsweise der Griechen und Römer. Die lyrischen Gedichte des Alterthums haben entweder starke epische Beimischungen, wie bei Pindar, dem berühmtesten griech. Lyriker, oder sie gehen in das Lehrhafte über. Fast nur das Liebeslied erlangte bei den Griechen durch Sappho und Anakreon und bei den Römern durch Catull, Tibull, Properz und Horaz eine höhere Stufe der Vollendung. Aus den ersten christlichen Jahrhunderten sind uns besonders herrliche lat. Kirchenhymnen erhalten. Einen überaus reichen Aufschwung nahm die weltliche Lyrik seit dem 12. Jahrh. in Südfrankreich und Spanien, etwas später in Italien, wo sie sich in die künstlichen Formen des Sonetts, der Canzone, Sestine u. s. w. kleidete. In Deutschland trat eine reiche Blütezeit mit dem Minnegesange des 13. Jahrh. ein, der an Mannichfaltigkeit der Form und des Inhalts noch unübertroffen ist. Während hier in den folgenden Jahrhunderten die weltliche Lyrik durch handwerksmäßige, später durch gelehrte Künsteleien und Spielereien verfiel, erhob sich desto glänzender seit der Reformation das Kirchenlied (s. d.), dessen Hauptrepräsentanten Luther, P. Gerhardt, Klopstock und Gellert sind. In die weltliche Lyrik kam erst mit der Mitte des 18. Jahrh. ein neues Leben, das in der frischen Liederlyrik Goethe's seine schönsten Blüten trieb. (S. Deutsche Nationalliteratur.)

**Lys** oder **Leye**, ein Frankreich und Belgien angehöriger Fluß, merkwürdig namentlich als ehemalige Grenze zwischen Deutschland und Frankreich, entspringt bei dem Städtchen Lysbourg im franz. Depart. Pas de Calais und wird in Frankreich bei Merville schiffbar. Er theilt das Norddepartement in eine nördliche und eine südöstliche Hälfte, nimmt die Deule, Mandèle und den Kanal von Brügge auf und fällt nach einem Laufe von 22 M. und nachdem er die Städte Aire, Menin und Courtray berührt hat, bei Gent in die Schelde. Am Lys ließ Ludwig XIV. 1695 beim Ausbruche des Coalitionskriegs durch 20000 Bauern in acht Tagen seine ersten Linien anlegen, die aber wegen ihrer zu weiten Ausdehnung sich als unhaltbar erwiesen. Im Revolutionskriege fand am Lys 13. Sept. 1793 zwischen den Holländern unter dem Erb-

prinzen von Oranien und den Franzosen unter dem General Houchard ein Gefecht statt, in welchem die Erstern siegten.

**Lysander**, ein berühmter spartan. Feldherr, der mit einer außerordentlichen Thätigkeit und einem durchdringenden Verstande zugleich große Schlauheit, Rachsucht und einen verderblichen Ehrgeiz verband, erhielt, nachdem er einen Theil seiner Jugendzeit am Hofe des jüngern Cyrus verlebt hatte, 407 v. Chr. den Befehl über die spartan. Flotte und verfolgte von jetzt an den Plan, das damals gebietende Athen zu stürzen und sein Vaterland auf den Gipfel der Macht zu erheben. Noch in demselben Jahre schlug er die athen. Flotte in Abwesenheit des Alcibiades bei dem Vorgebirge Notion. Nach der Niederlage und dem Untergange des an seine Stelle gewählten Kallikratidas trat er gegen die in Sparta herrschende Gewohnheit zum zweiten male an die Spitze der Flotte. Er eroberte Lampsakos, nahm 405 v. Chr. auf der Rhede von Ägos-Potamos die größte Zahl der feindlichen Schiffe weg und beendete im darauf folgenden Jahre mit der Eroberung Athens, welches Agis und Pausanias zu Lande eingeschlossen hatten, den Peloponnesischen Krieg. Schon den frühern Sieg benutzte er zur Unterwerfung aller Bundesgenossen der Athener in Kleinasien und auf den Inseln und führte überall aristokratische Verfassungen unter Aufsicht spartan. Harmosten oder Statthalter ein. Nach seiner Rückkehr nach Sparta, das von jetzt an in Folge der unermeßlichen, im Kriege gewonnenen Schätze in Weichlichkeit und Lasterhaftigkeit verfiel, wußte er sich unter dem Scheine von Uneigennützigkeit und Freigebigkeit einen bedeutenden Anhang zu verschaffen. Er versuchte die bestehende Verfassung seines Vaterlandes zu stürzen und sich selbst auf den Thron zu erheben, gab aber diesen Plan aus nicht unbegründeter Furcht vor Verrath wieder auf und kam später im Böotischen Kriege in der Schlacht bei Haliartus, 394 v. Chr., um. Sein Leben haben unter den Alten Plutarch und Cornelius Nepos beschrieben.

**Lyser** (Karoline), geb. Leonhardt, eine vielthätige Schriftstellerin, ist 1817 in Dresden geboren, verheirathete sich mit dem Maler J. P. Lyser, nach erfolgter Scheidung aber mit dem engl. Musiker Pearson, mit dem sie anfangs in England, dann in Wien lebte. Aufsehen erregte sie eine Zeit lang durch ihr Auftreten als Improvisatrice. Ihre ziemlich zahlreichen Dichtungen, die großentheils in Zeitschriften zerstreut sind, beweisen mehr natürliche Begabung als gründliche Durchbildung. Zu erwähnen sind: „Encyklopädie der sämmtlichen Frauenkünste" mit Cäcilie Seifer (Lpz. 1833; 3. Aufl., 2 Bde., 1843); „Charakterbilder für deutsche Frauen und Mädchen" (Lpz. 1838); das Drama „Meister Albrecht Dürer" (Nürnb. 1840); „Novellen" (Lpz. 1842); „L. Pauli als Künstler dargestellt" (Lpz. 1842).

**Lysias**, einer der vorzüglichsten griech. Redner, geb. 458 v. Chr. zu Athen, begab sich 443 nach Thurii in Unteritalien, wo er Unterricht in der Rhetorik und Philosophie erhielt und über dreißig Jahre lang in Achtung und Wohlstand lebte. Im J. 411 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, mußte dieselbe aber während der Herrschaft der Dreißig Tyrannen in Folge politischer Verdächtigung wieder verlassen und flüchtete sich, des größten Theils seiner Habe beraubt, nach Megara. Nachdem Thrasybulus zum Freiheitskampfe sich gerüstet und L. selbst den Rest seines Vermögens zum Besten des Staats freiwillig hingegeben hatte, ging er abermals nach Athen zurück und starb daselbst 378 v. Chr., ohne irgend eine Belohnung für seine Aufopferung erhalten zu haben. Sehr groß war seine rednerische Thätigkeit, da die Alten 425 Reden, die man unter seinem Namen kannte, erwähnen, obgleich unter diesen von ihnen selbst nur 230 als echt anerkannt wurden. Von ihnen sind nur 35, und darunter einige unvollständige oder verdächtige, auf uns gekommen. Diese Reden, die L. vielleicht mit Ausnahme einer einzigen, gegen Eratosthenes, nicht selbst gehalten, sondern theils zum Gebrauch für Andere, theils zur Übung verfaßt hat, zeichnen sich durch Reinheit, Einfachheit und Würde der Sprache ebenso sehr wie durch Abrundung und Anmuth des Vortrags aus. Bearbeitet wurden sie in den Gesammtausgaben der attischen Redner von Reiske (Bd. 5 und 6, Lpz. 1772), Bekker (Bd. 1, Berl. 1823), Baiter und Sauppe (Zür. 1843) und Müller (Bd. 1, Par. 1847), besonders herausgegeben von Förtsch (Lpz. 1829), Franz (Münch. 1831), Scheibe (Lpz. 1852) und in einer Auswahl von Bremi (Gotha 1826) und Rauchenstein (Lpz. 1848). Vgl. Hölscher, „De vita et scriptis Lysiae" (Berl. 1837).

**Lysimachus**, ein Feldherr Alexander's d. Gr., erhielt nach dessen Tode bei der Länderver- [illegible] die Hartnäckigkeit der Bewohner erst

301 v. Chr. Leben und Reich verlor, worauf L. von ganz Vorderasien diesseit des Taurus Besitz ergriff. Unglücklich dagegen war sein Feldzug gegen die jenseit der Donau wohnenden Geten, da er hier durch Verrätherei mit dem größten Theile seines Heeres in Gefangenschaft gerieth. Doch wurde er von dem Könige der Geten, dem er seine Tochter zur Gemahlin gab, wieder freigelassen und in seine frühern Rechte vollständig eingesetzt. Hierauf suchte L. seine Macht immer weiter auszudehnen, wurde aber in Folge der Ermordung seines trefflichen Sohnes Agathokles, der bei dem Volke in großer Liebe und Achtung stand, von dem gegen ihn aufgereizten Seleukus Nikator (s. d.) bei Kurupedion in Phrygien 282 v. Chr. gänzlich geschlagen und fiel selbst kämpfend im Getümmel der Schlacht.

**Lysippus**, einer der thätigsten und berühmtesten griech. Bildhauer in Erz, um 330 v. Chr., aus Sicyon im Peloponnes gebürtig, wußte die Beobachtung der Natur und das Studium der frühern Meister, namentlich des Polykletus, glücklich zu verbinden, indem er der körperlichen Wohlgestalt und dem Ausdrucke echt heroischer Kraft eine vorzügliche Aufmerksamkeit schenkte. Daher wählte er auch zum Gegenstand seiner schöpferischen Kunst meist Heldengestalten aus der mythischen und historischen Zeit, besonders den Hercules in seinen Kämpfen und Athletenfiguren. Den höchsten Ruhm aber erlangten seine Darstellungen Alexander's d. Gr., bei denen man das Weiche in der Haltung des Nackens, das Verschmelzen der Milde in den Augen mit dem Mannhaften und Löwenartigen, das in den Mienen dieses Helden lag, und das strahlenförmig wallende Haupthaar bewunderte. Außerdem verfertigte er eine ganze Gruppe von Feldherren und Kriegern aus Alexander's Umgebung, welche eine täuschende Ähnlichkeit mit den Originalen verriethen.

**Lysistrătus**, griech. Bildhauer um 330 v. Chr., aus Sicyon im Peloponnes, ein Bruder des Lysippus (s. d.), scheint sich blos die getreue Nachahmung der äußerlich vorhandenen Gestalt zum Ziele seiner Kunst gesetzt zu haben, war aber der Erste, der Gesichter in Gyps abformte.

**Lyttelton** (George, Lord), engl. Dichter und Geschichtschreiber, ein Sohn des Sir Thomas L. und Nachkomme des Richters Lyttelton (gest. 1481), dessen „Treatise on tenures" eine der Hauptgrundlagen der engl. Rechtswissenschaft bildet, wurde 1709 zu Hagley in der Grafschaft Worcester geboren, trat, nachdem er den Continent bereist, unter dem Ministerium Walpole ins Unterhaus und zeigte sich hier sofort als den heftigsten Gegner der Verwaltung. Besonders weil er auf die Entfernung Walpole's antrug, wählte ihn der mit dem Hofe zerfallene Prinz Friedrich von Wales 1737 zu seinem Secretär. Durch des Prinzen Einfluß wurde L. 1744 Lord der Schatzkammer und Geh. Rath, mußte jedoch bald darauf wieder aus der Regierung treten. Erst nach dem Tode Pelham's erhielt er 1755 das Amt eines Kanzlers der Schatzkammer und wurde 1757 als Lord L. von Frankley in den Peersstand erhoben. Er lebte fortan in Zurückgezogenheit, ganz literarischen Arbeiten gewidmet, und starb 23. Aug 1773. Sein Hauptwerk „History of the life of Henry II." (5 Bde., Lond. 1755—71; deutsch von Weigel, Nürnb. 1791) ist zwar weitschweifig, aber auf gründliche Forschung gestützt. Großes Aufsehen machte er durch die „Dialogues of the dead" (Lond. 1767), dichterische Betrachtungen, die er in seinen Mußestunden niederschrieb. Seine „Poetical works", die zugleich mit denen von Hammond (Glasg. 1787) erschienen, zeichnen sich übrigens weniger durch Schwung der Phantasie als durch correcte Versification aus. Sein literarischer Nachlaß kam unter dem Titel „Miscellanies" (3 Bde., Lond. 1776) heraus. — Sein einziger Sohn, Thomas, zweiter Lord L., geb. 1744, ein berüchtigter Wüstling, dem man neuerdings, wiewol ganz ohne Grund, die Verfasserschaft der „Juniusbriefe" zugeschrieben hat, starb kinderlos, wahrscheinlich durch Selbstmord, 1779. Auch die unter seinem Namen erschienenen „Letters of Thomas, Lord L." (3 Bde., Lond. 1780—82) sind von einer andern Hand. — Der jüngere Bruder George L.'s, William Henry, war von 1755—60 Gouverneur von Süd-Carolina, dann von Jamaica und 1766 Gesandter in Lissabon. Er wurde im Juli 1776 mit dem Titel Lord Westcote zum Peer von Irland erhoben, erhielt im Aug. 1704 als Lord Lyttelton von Frankley auch die engl. Peerschaft und starb 14. Sept. 1808. Sein Enkel, George William, gegenwärtiger Lord L., geb. 31. März 1817, studirte mit Auszeichnung in Cambridge und wurde 1840 zum Lord-Lieutenant von Worcestershire ernannt. Er gehört zu jener Section der Peelitenpartei, die, wie Gladstone u. A., sich durch ihre hochkirchlichen Bestrebungen bemerklich machen. Seiner Unterstützung verdankt hauptsächlich die theokratische Mustercolonie Canterbury auf Neuseeland ihr Entstehen, deren Hauptstadt ihm zu Ehren den Namen Lyttelton erhalten hat.

# M.

**M**, in unserm Alphabet der 13., in dem griechischen und lateinischen der 12. Buchstabe, gehört zu den Lippenlauten, sowie zu der Lautclasse der Liquidä. Im hebr. Alphabet führt der Buchstabe den Namen Mem, d. i. Wasser, wie denn auch das Schriftzeichen in seiner ursprünglichen Gestalt das rohe Bild einer in Wellenbewegung begriffenen Wassermasse darstellt. Der griech. Name Mü, in ionischer Form Mö, schließt sich zunächst an die phöniz. Namensform an, welche mit dem Buchstaben selbst in das griech. Alphabet Aufnahme fand. Das Griechische duldet den Buchstaben m nur im Anlaut und Inlaut, nie aber im Auslaut. Im Lateinischen findet er sich nicht selten in Flexionsendungen geschrieben, wurde aber beim Sprechen, wie auch beim Versbau übergangen. In den germanischen Sprachen kann m ebenfalls im Auslaut stehen, wie z. B. im Neuhochdeutschen im Dativ des Singular; doch hat sich hier mehrfach ein ursprüngliches m allmälig in n abgeschwächt. Als Abkürzung bedeutet M im Lateinischen den Vornamen Marcus und mit einem Häkchen zur Rechten versehen (M') den Vornamen Manlius. Das röm. Zahlzeichen M für 1000 ist keineswegs Abkürzung von Mille (d. i. Tausend), überhaupt gar nicht der Buchstabe M, sondern das allmälig in die Form des Buchstabens M übergegangene Zahlzeichen I. — M' in schott. Eigennamen ist Abkürzung von Mac, d. i. Sohn. Es rührt gleich dem hebr. Ben und dem irländ. O' aus den Zeiten her, wo die vom Vater auf den Sohn forterbenden Familiennamen noch nicht gebräuchlich waren.

**Ma**, Name einer ägypt. Göttin. Sie wird durch das Symbol, das sie auf dem Kopfe zu tragen pflegt, die Straußfeder, wie durch ihren Namen als Göttin der Wahrheit und der Gerechtigkeit (koptisch me, mei, d. i. Wahrheit, Gerechtigkeit) bezeichnet. Auch die Elle war ein gewöhnliches Symbol derselben und bezeichnet wie die Straußfeder häufig allein ihren Namen, der phonetisch Ma geschrieben wird. Sie wird in der Regel Tochter des (Sonnengottes) Ra genannt; doch findet sich vereinzelt auch, daß Phtha (Hephaestus) Vater der Ma genannt wird, während er in der Regel vielmehr Herr der Wahrheit (ma) heißt. Sie erscheint besonders häufig als die göttliche Begleiterin des Thoth (Hermes), des ersten Gottes der zweiten Götterdynastie, ohne jedoch als dessen Gemahlin bezeichnet zu werden. In der Unterwelt führt sie den Verstorbenen vor Osiris, in dessen Gegenwart die Thaten desselben abgewogen werden, während Thoth das Resultat verzeichnet. Hierbei erscheinen häufig auch zwei Göttinnen Ma in ganz gleicher Gestalt und Beziehung, wol als doppelte Gerechtigkeit gedacht, als strafende und belohnende.

**Mäander**, jetzt Meinder, ein Fluß Kleinasiens, welcher bei Kelänä in Phrygien entspringt, hierauf Karien und Lydien, wo er die Grenze bildet, durchströmt und bei Miletus ins Ikarische Meer fällt, war im Alterthume seiner vielen Krümmungen wegen bekannt, daher man auch in der Stickerei die künstlichen Windungen, besonders die ineinander verschlungenen Purpureinfassungen an den Gewändern, wol auch auf Urnen und Gefäßen, damit bezeichnete.

**Maanen** (Cornelis Felix van), niederländ. Staatsmann, geb. im Haag 1769, studirte die Rechte in Leyden und wurde, nachdem er einige Zeit in seiner Vaterstadt prakticirt, 1795 Generalprocurator. Er gehörte damals, wenn auch nicht aus Überzeugung, zur ultraliberalen Partei und war ein entschiedener Anhänger der Volkssouveränetät. König Ludwig von Holland ernannte ihn 1806 zum Justizminister, entließ ihn aber 1809. Nach der Vereinigung Hollands mit dem franz. Reiche wurde er 1810 Staatsrath und später Oberpräsident des Appellationsgerichts im Haag. Obschon er an der Wiederherstellung seines Vaterlandes 1814 keinen Antheil genommen, ernannte ihn doch der König Wilhelm zum Mitglied der mit der Revision des Grundgesetzes beauftragten Commission und zum Präsidenten der Versammlung der Notabeln. In dieser sprach er sich sehr nachdrücklich für die Verantwortlichkeit der Minister aus und wurde hierauf im Sept. 1815 Justizminister, wozu ihn seine Talente wie seine Thätigkeit befähigten. Allein sofort änderte sich seine politische Gesinnung und mit Eifer trat er nunmehr den liberal Gesinnten entgegen. Den Belgiern machte er sich noch besonders verhaßt durch die Strenge, mit der er die Verordnung über den Gebrauch der holl. Sprache in Belgien durchführte, durch den Proceß gegen Ducpétiaux und Potter und durch den Antheil, den man ihm beimaß, an der Erklärung des Königs in Ansehung der Verantwortlichkeit der Minister, sodaß man ihm einen großen Theil der Schuld zuschreiben muß, welche die belg. Revolution hervorrief. Nachdem das erbitterte Volk seine Wohnung in Brüssel verwüstet und die Revolution begonnen hatte, wurde er in Folge seines dringenden Ansuchens 3. Sept. 1830 entlassen, nach der Unab

hängigkeitserklärung Belgiens aber sofort wieder als niederl. Justizminister angestellt. So blieb er, dem man große Erfahrung, Klugheit, Charakterfestigkeit und Beredtsamkeit nicht absprechen kann, fast ununterbrochen eine Hauptstütze der Regierung König Wilhelm's. Allein nach der Abdankung desselben sah auch M. schnell sein Gestirn erbleichen, sodaß er sich veranlaßt fand, 1842 seine Entlassung zu nehmen. Er starb 1843.

**Maas** (lat. Mosa, franz. Meuse), der bedeutendste Nebenfluß des Rhein, welcher in Frankreich im Depart. Ober-Marne bei dem Dorfe Meuse, auf dem Plateau und 2 M. nordöstlich von der Stadt Langres in einer Höhe von 1000 F. über dem Meere entspringt, ist besonders dadurch merkwürdig, daß er das Gebiet des Rhein so weit gegen Westen erweitert und daß er es eigentlich ist, welcher dessen Hauptwassermasse in die Nordsee führt. Er wird bereits oberhalb Sedan in dem nach ihm benannten Departement schiffbar, nimmt in Frankreich rechts den Chiers auf, fließt dann nach Belgien, wo die Sambre links und die Ourthe rechts sich mit ihm vereinigen, hierauf nach Holland, wo er rechts die Niers und Roer, links die Dommel aufnimmt, und ergießt sich von der linken Seite in den Rheinarm, welcher die Waal heißt. Gleich darauf trennt er sich wieder von der Waal, um sich bei dem Schlosse Löwenstein aufs neue mit ihr zu vereinigen, heißt dann Merwe oder Merwede, ergießt sich in den Biesbosch und theilt sich bei Dortrecht wieder in zwei Arme, welche beide, der linke in mehren Mündungen, der rechte, nachdem er vorher durch den Kanal Merwe den zweiten Rheinarm Leck zum Theil aufgenommen hat, sich in die Nordsee ergießen. Von den drei Hauptmündungsarmen ist der nördliche, welcher unter dem Namen Maas unterhalb Briel auf der Insel Voorn die Nordsee erreicht, der Hauptarm für die Schiffahrt; der mittlere, anfangs Hollandsdeep, dann Haringvliet, zuletzt Flakkefluß genannt, mündet unterhalb Helvoetsluis zwischen den Inseln Voorn und Over-Flakke; der südliche oder der Krammer bringt zwischen diesen und der Insel Schouven ins Meer und steht durch den Arm Keeten mit der Oster-Schelde in Verbindung. Auf ihrem im Ganzen langsamen Laufe von 90 M., bei einem Stromgebiete von 864 □M., berührt die Maas die Städte Neufchâteau, Verdun, Stenay, Sedan, Mézières, Charleville, Charlemont und Givet in Frankreich, Dinant, Namur, Huy und Lüttich in Belgien, Mastricht, Roermonde, Venlo, Gorkum, Dortrecht und Rotterdam in Holland. Ihre Breite, die bei Verdun 200 F. beträgt, wächst bei Namur auf 400, bei Lüttich auf 600, bei Gorkum auf 1000 F. Sie hat in ihrem obern Laufe, auf dem Plateau von Lothringen, ein ziemlich breites Muldenthal mit 1000—1500 F. hohen, bald steilen, bald sanftern Rändern; der Boden ist zerklüftet und höhlenreich, wie denn auch der Strom nahe oberhalb Neufchâteau, bei Bazoilles im Depart. der Vogesen, plötzlich verschwindet (la perte de la Meuse) und nach einer kleinen Meile davon, bei Nonancourt, wieder zum Vorschein kommt. In den Ardennen, welche sie bei Namur verläßt, und bis Lüttich sind an beiden Ufern hohe steile Felsen. Bei Mastricht tritt die Maas in die Tiefebene, durchfließt von hier an dürres Haideland oder Moorgründe, wie den großen Torfmoor Peel, ist daher hier, obgleich breit und schiffbar, von nicht großer Bedeutung, wird aber wichtiger, wo sie in das Rheindelta eintritt und fette Marschgegenden durchflutet. Von den bemerkenswerthesten Kanälen des Maasgebiets führt der Süd-Wilhelmskanal von Mastricht durch den Peel in die Dommel bei Herzogenbusch, der Kanal von Brabant in die Rupel bei Boom und durch diese in die Schelde, der Ardennenkanal (s. **Ardennen**) in die Aisne, der Oise-Sambrekanal aus der Sambre bei Landrecies ebenfalls in die Aisne, beide also in das Seinegebiet, der Maas-Moselkanal aus der Maas bei Lüttich in die Mosel bei Wasserbillig.

Das franz. Depart. **Maas** (Meuse), aus dem nordwestlichen Theile des lothring. Plateaus, namentlich dem Herzogthum Bar und den Landschaften Verdunois und Clermontois zusammengesetzt, zählt auf 113 □M. nur 328657 E., zerfällt in die vier Arrondissements Bar-le-Duc, Commercy, Montmedy und Verdun und hat zur Hauptstadt Bar-le-Duc (s. d.). Längs der Maas, die das ganze Departement in nördlicher Richtung, 18. M. weit, in ziemlich breitem Thal durchströmt, läuft ein Bergzug, der in seinem nördlichen Theile unter dem Namen der **Argonnen** bekannt ist. Diese beginnen nördlich von Commercy, wo der höchste Punkt, Mesnit le Horgne, 1284 F. erreicht, und Bar und verdinden sich jenseit Dun mit den Ardennen, haben eine Höhe von 1000—1200 F., sind 12 M. lang und zwisch[illegible] St.-Menehould 6 M. breit.
Sie bilden ein dicht bewaldetes, rauhes, zum The[illegible]
Maas und die zum Seinegebiet gehörige Aire in dre[illegible]
der westliche der eigentliche Argonnenwald ist. Dur[illegible]
genannt, führt die große von Châlons kommende parise[illegible]
en-Argonne und Verdun nach Metz. Die Maas mit dem [illegible]

nain und die Saux im Seinegebiet, der Yron, Longeau und die Orne, Zuflüsse der Mosel, nebst vielen kleinen Seen geben hinreichende Bewässerung in breitern und engern Thälern, welche die überraschendsten Abwechselungen und Aussichten darbieten. Der Boden ist in dem nördlichen Theile steinig und dürr, fruchtbarer in dem südlichen Theile, namentlich in den Thälern und an den Berggeländen, die mit der schönsten Vegetation bedeckt sind. Das Klima ist etwas kühl und feucht; eine scharfe Bergluft weht im Lande, ist aber gesund und gestattet selbst noch Weinbau. Dieser sowie die im Großen betriebene Cultur von Johannisbeeren, der Anbau von Obst und Gemüse, von Getreide, Hülsenfrüchten und Ölpflanzen, die Zucht von Schweinen und Rindern, verbunden mit bedeutender Butter- und Käsebereitung, sind die Hauptzweige der Landwirthschaft; doch steht der Ackerbau der Viehzucht nach. Diese letztere bildet mit dem reichen Vorrath an Eisen den Hauptreichthum des Landes. Außer diesem Metall liefern aber die meist stark bewaldeten Berge auch viel Schiefer und treffliche Bausteine, und in den Kalkbergen unweit Verdun wird ein schöner Marmor, der sogenannte Marbre des Argonnes, gebrochen, aus welchem Tische, Platten u. s. w. mit herrlicher Politur verfertigt werden. Sehr lebhaften Industriebetrieb zeigen besonders die zahlreichen Eisenhämmer, ferner auch die Glashütten, Fayence-, Kattun-, Strumpf-, Wollen-, Leder-, Papier- und Stahlfabriken und die Branntweinbrennereien. Berühmt sind die Confitüren von Bar und Verdun. Auch der Handel mit Wein, Getreide, Öl, Stabholz, Eisen u. s. w. ist nicht unansehnlich.

**Maaß** (Joh. Gebh. Ehrenreich), ein besonders als Physiolog verdienter deutscher Philosoph, geb. zu Krottendorf im Halberstädtischen 26. Febr. 1766, besuchte die Domschule zu Halberstadt und seit 1784 die Universität zu Halle, wo er nach seines Vaters Wunsche Theologie, mit besonderer Vorliebe aber Philosophie studirte und sich 1787 habilitirte. Er wurde daselbst 1791 außerordentlicher, 1798 ordentlicher Professor der Philosophie und starb 23. Dec. 1823. Auf seine Philosophie hatte besonders Eberhard großen Einfluß; doch eignete er sich später Manches von Kant an. Unter seinen Schriften erwähnen wir: „Ideen zu einer physiognomischen Anthropologie" (Lpz. 1791); „Versuch über die Einbildungskraft" (Halle 1792; neue Aufl., 1797); „Über Rechte und Verbindlichkeiten" (Halle 1794); Grundriß der reinen Rhetorik" (Halle 1798; 4. Aufl. von Gruber, 1827); „Versuch über die Leidenschaften" (2 Bde., Halle und Lpz. 1805—7); „Grundriß des Naturrechts" (Lpz. 1808); „Versuch über die Gefühle, besonders über die Affecte" (Halle und Lpz. 1811); seine Fortsetzung und neue Auflage von Eberhard's „Synonymik" (6 Bde., Halle und Lpz. 1820) und seine „Familiengemälde" (4 Bde., Halle und Lpz. 1813—14). M. war auch ein sehr tüchtiger theoretischer Musiker und hat namentlich mehre Lieder componirt.

**Maaßen** (Karl Georg), preuß. Staatsmann, geb. 23. Aug. 1769 zu Kleve, besuchte das Gymnasium zu Wesel und studirte seit 1788 in Duisburg die Rechte. Nachdem er 1791 bei der Regierung zu Kleve in den Staatsdienst getreten, wurde er im folgenden Jahre Referendar, 1795 Geh. Regierungsarchivar und 1799 zugleich Criminalrath. In Folge der Auflösung der kleve-märkischen Regierung kam er 1803 zur neuen Regierung nach Münster, 1804 als Kriegs- und Domänenrath nach Hamm und, nachdem Preußen seine westfäl. Besitzungen verloren hatte, 1808 als Rath in das großherzoglich bergische Ministerium zu Düsseldorf. Schon im nächsten Jahre aber berief man ihn in Preußen zum Director der zweiten Abtheilung der Regierung zu Potsdam. In Preußen wurde er 1816 Director der Generalverwaltung für Gewerbe und Handel, 1817 wirklicher Geh. Oberfinanzrath und Mitglied des Staatsraths, 1818 Generalsteuerdirector und nach Motz' Tode, der ihn selbst zu seinem Nachfolger vorgeschlagen hatte, 1830 Geh. Staats- und Finanzminister. Als solcher erwarb er sich um Deutschland ein hohes Verdienst durch wesentlichen Antheil an der Zustandebringung des Deutschen Zollvereins. Er starb zu Berlin 2. Nov. 1834.

**Mabillon** (Jean), ein gelehrter Benedictiner von der Congregation des heil. Maurus, geb. 23. Nov. 1632 zu St.-Pierremont in der Champagne, trat 1654 in den Orden. Indem er im Interesse desselben die Echtheit mehrer von den Jesuiten der Erdichtung und Verfälschung bezüchtigten Urkunden zu beweisen strebte, wurde er der Gründer der wissenschaftlichen Urkundenlehre, deren Grundsätze er später in seinem classischen Werke „De re diplomatica" (Par. 1781, nebst Supplement, 1704; herausgeg. von Ruinard, 1709, und von Adimari, Neap. 1789) mit Klarheit und Gründlichkeit darstellte. Colbert bot ihm eine Pension von 2000 Livres an; M. aber schlug sie aus und erbat sich nur des Ministers Schutz für seinen Orden. Im J. 1683 schickte ihn Colbert nach Deutschland, um in Archiven und Bibliotheken Alles zu sammeln, was zur Geschichte Frankreichs dienen könnte. Die Resultate dieser Reise, die zum Theil im vierten

Bände seiner „Vetera analecta" (4 Bde., Par. 1675—85) niedergelegt sind, bewogen den König, M. 1685 auch nach Italien zu schicken. Wie dort, so entdeckte er auch hier viele wichtige Documente, die er zum Theil in seinem „Musaeum Italicum, seu collectio veterum scriptorum ex bibliothecis Italicis eruta" (2 Bde., Par. 1687—89; neue Ausg., 1724) veröffentlichte. Für die königl. Bibliothek in Paris hatte er gegen 3000 seltene Bücher und Handschriften gesammelt. Er starb in Paris 27. Dec. 1707. Zu der großen Ausgabe der Kirchenväter, welche die Congregation des heil. Maurus veranstaltete, lieferte er die Werke des heil. Bernhard (2 Bde., Par. 1667). Sein „Traité des études monastiques" (2 Bde., Par. 1692), eine kurze Methodologie des theologischen Studiums, war eine Gelegenheitsschrift und gegen Dominique Rancé, Abt von Latrappe, gerichtet, welcher in einer seiner Schriften behauptet hatte, daß den Mönchen die Studien mehr schadeten als nützten. Der Kirchengeschichte nützte er durch Vermehrung des gewissenhaft gesammelten urkundlichen Stoffs. Auch gab er „Acta sanctorum ordinis S.-Benedicti" (9 Bde., Par. 1668—1702) und „Annales ordinis S.-Benedicti" (6 Bde., Par. 1703—39) heraus, die erste kritische Geschichte seines Ordens, die von Ruinard fortgesetzt und von Massent und Martene beendet wurde. In den „Oeuvres posthumes de M. et de Ruinard" (2 Bde., Par. 1724) ist ein Theil seiner nachgelassenen Schriften nebst einigen selten gewordenen Abhandlungen zusammengestellt.

**Mably** (Gabr. Bonnot de), franz. Publicist, geb. zu Grenoble 14. Mai 1709, der ältere Bruder des Philosophen Condillac (s. d.), trat, nachdem er unter den Jesuiten zu Lyon studirt hatte, in den geistlichen Stand, in welchem er es zu glänzenden Ehrenstellen hätte bringen können, wenn nicht seine Neigung für ruhige Beschäftigung mit den Wissenschaften, noch mehr aber seine scharf ausgesprochene Verachtung moderner Zustände ihn von öffentlichen Geschäften fern gehalten hätte. Zwar arbeitete er seit 1742 mehre Denkschriften für die Minister, unterhandelte 1743 mit dem preuß. Gesandten zu Paris und entwarf den Tractat, den Voltaire dem König Friedrich II. überbrachte. Auch verfaßte er die Schriften, welche den Verhandlungen des Congresses zu Breda zur Grundlage dienen sollten. Doch kehrte er bald wieder ganz zu seinen Studien zurück und mischte sich erst in spätern Jahren nochmals in die Politik, als die poln. Conföderirten an ihn und J. J. Rousseau den Grafen Wielhorski absendeten. Er verweilte 1771 ein Jahr in Polen, wo er sich die ungetheilte Liebe erwarb. Seine Ansichten über die poln. Verhältnisse enthält die Schrift „Du gouvernement et des lois de la Pologne" (Par. 1781). Weniger günstig nahmen die Amerikaner seine „Observations sur les États-Unis de l'Amérique" (Par. 1784) auf. Er starb zu Paris 23. April 1785. Seine literarische Laufbahn hatte er mit der „Parallèle des Romains et des Français par rapport au gouvernement" (2 Bde., Par. 1740) begonnen. Obgleich diese Schrift allgemeinen Beifall fand, so genügte sie doch dem Verfasser bald so wenig, daß er sie ganz verwarf und zu zwei neuen Werken: „Observations sur les Romains" (Genf 1751) und „Observations sur l'histoire de France" (2 Bde., Genf 1765) verarbeitete, die von Guizot neu herausgegeben und mit einem „Essai sur l'histoire de France" bereichert wurden (4 Bde., Par. 1823—24; neue Aufl., 1840). Ihnen schließen sich seine gründlichen „Observations sur les Grecs" (Genf 1749) an, die er in die „Observations sur l'histoire de la Grèce" umarbeitete. Vorher war sein „Droit public de l'Europe fondé sur les traités" (Genf 1748; beste Ausg., 3 Bde., 1764) erschienen. Großen Ruhm erreichte er durch die Herausgabe der „Entretiens de Phocion" (Amst. 1763), die in liberalem Geiste geschrieben sind und namentlich die Nothwendigkeit nachweisen, die Politik mit den Foderungen der Moral in Einklang zu bringen. Ihnen stellt sich würdig zur Seite seine Schrift „De la législation, ou principes des lois" (Amst. 1776). Eine vollständige Sammlung seiner Schriften besorgte Arnoux (15 Bde., Par. 1795), eine neue erschien 1818 (6 Bde., Paris).

**Mabuse** (Joh. von), ein berühmter Maler, der Zeitgenosse des Lukas von Leyden, geb. 1499, nach Andern schon um 1470, im Hennegau zu Maubeuge oder Mabuse, wovon er seinen Namen entlehnte, hieß eigentlich Gessart, nach Andern Gossaert. Nach längerer Ausübung seiner Kunst in den Niederlanden ging er nach Italien, ohne daß man jedoch weder den Zeitpunkt noch die Schule, welcher er sich anschloß, genauer zu bezeichnen wüßte; doch läßt sich auf ein besonderes Studium der Werke Leonardo's und Michel Angelo's schließen. Nach der Heimat zurückgekehrt, fand er Ruhm und Beschäftigung genug; allein stets riß ihn sein wilder Sinn zu Verirrungen hin, sodaß die Geduld, Treue und Zierlichkeit, womit er seine Arbeiten ausführte, doppelt bewundernswerth sind. Von Utrecht, wo er eine Zeit lang sich aufgehalten hatte, zog er nach Middelburg, wo er unter vielen andern Arbeiten ein sehr großes Altarbild, eine Abnahme vom Kreuze, malte, das aber, als der Blitz später die Kirche anzündete, verbrannte. Seine Zügello-

sigkeit zog ihm endlich in Middelburg Gefangenschaft zu, während welcher er treffliche Zeichnungen lieferte, die aber großentheils verloren gegangen sind. Von Middelburg ging er nach London, wo er das Bild: Heinrich's VII. Vermählung mit Elisabeth von York, malte. Eine Zeit lang lebte er bei seinem Gönner, dem Marquis van der Veren. Hier lernte ihn Karl V. kennen und beschenkte ihn mit einem neuen Gewande von weißem Damast mit herrlichen Blumenverzierungen und Laubgewinde. Allein M. verkaufte den Damast heimlich und verschwelgte den Ertrag, wußte jedoch den Kaiser, als er vor diesem erschien, durch ein von Papier gefertigtes täuschend übermaltes Kleid zu täuschen, bis dieser einen Zipfel des Gewandes ergriff, um es genauer zu untersuchen. M. starb 1562, nach Andern schon 1532. Gemälde von ihm finden sich in mehren Galerien. So namentlich eine Kreuzigung, eine Heilige Jungfrau und ein Erzengel Michael in goldener Rüstung in Boisserée's Sammlung (München); eine Madonna in der kaiserl. Galerie zu Wien und eine Maria mit dem Jesuskinde in der Moritzkapelle zu Nürnberg. M. ist durchgängig in seinen frühern, vor der Reise nach Italien gemalten Bildern am ansprechendsten. In Italien ging es ihm wie den meisten niederl. Malern: er büßte die Naivetät, den derben Natursinn und die leuchtende Farbe der van Eyck'schen Schule ein und eignete sich dagegen die Freiheit der Form, die er an der Antike lernte, äußerlich an.

**Macadamisiren** nennt man eine besondere Art des Chausséebaus. Der Erfinder dieses Systems, ein Amerikaner, **John Loudon M'Adam**, geb. 1755, gest. 26. Nov. 1836, veröffentlichte die Grundsätze desselben in zwei Schriften: „A practical essay on the scientific repair and preservation of public roads" (Lond. 1819) und „Remarks on the present state of road making" (Lond. 1820; deutsch von Vogel, Darmst. 1825). Das System hat von vielen Seiten Anfechtung gefunden, wird indeß seiner vielen Vortheile wegen noch häufig angewandt. Zufolge desselben erhalten die Straßen nur eine geringe Wölbung; dieselbe beträgt nicht mehr als 1¼ Zoll auf 10 F. Breite der Straße. Der Untergrund besteht, statt wie bei gewöhnlichen Chausséen aus einer Lage größerer Steine, aus einer 6—10 Zoll hohen Schicht von Steinen, die in Stücke von 1½—3 Zoll ins Quadrat zerschlagen sind, und bietet der Beschüttung eine regelmäßige Oberfläche dar. Die Beschüttung selbst besteht aus Steinen derselben Art, die aber bis auf etwa einen Zoll im Quadrat zerkleinert sind und durch das Fuhrwerk selbst festgedrückt werden. Man wählt statt des Kiesels, Granits oder Porphyrs womöglich Kalkstein, da dieser, obgleich weicher als jene, besser bindet und eine zusammenhängendere, undurchdringliche Schicht gibt. Dagegen hat Kalkstein den Nachtheil, daß die Straßen bei trockenem Wetter sehr staubig, bei nassem Wetter aber sehr schmuzig sind und sehr sorgfältig vor eingeschnittenen Gleisen bewahrt werden müssen. Die Reparatur solcher Chausséen ist leicht. Doch muß man dafür sorgen, daß die reparirten Stellen mit den alten in guten Verband kommen, was man dadurch bewirkt, daß man schwere gußeiserne Walzen darüber hinzieht, mit welchen man überhaupt öfters die aufgefahrenen Gleise einebenen muß.

**Macáo**, eine kleine, wenig über ½ QM. große portug. Niederlassung auf einer südöstlichen Landzunge der großen Insel Hiangschang an der Mündung des Tiger- oder Perlflusses unterhalb Kanton in China, gehörte früher nebst den Inseln Solor und Timor im Ostindischen Archipel zum Generalgouvernement von Goa, bildet aber seit 1844 ein eigenes portug. Gouvernement. Das kleine Gebiet, dessen Landgrenze eine quer über den Isthmus laufende und von chines. Truppen bewachte Barrièremauer bildet, hat eine sehr angenehme Lage, bietet eine schöne Mannichfaltigkeit von Hügel und Ebene dar und ist einer der gesundesten Wohnplätze im südöstlichen Asien. Die Bevölkerung beträgt etwa 35000 Seelen, von denen über 5000 Portugiesen und andere Ausländer sind, die unter der Controle der portug. Behörde leben, während die Chinesen unter der Regierung ihrer eigenen Obrigkeiten stehen, nämlich einem Tsu-tang oder Stellvertreter des Districtsvorstandes von Hiangschang, der von einem zu Tsien-schan oder Casabranca unfern M. residirenden Unterpräfecten, Kiun-min-fu genannt, unterstützt wird. Die Portugiesen zahlen für die Niederlassung einen jährlichen Grundzins von 5000 Dollars und werden von der chines. Behörde überwacht, welche die dem Kaiser vorbehaltenen politischen und polizeilichen Rechte wahrnimmt. M. ist einer der merkwürdigsten Punkte Asiens, indem es während der Herrschaft der Portugiesen in diesen Meeren, die hier schon seit 1563 eine Niederlassung haben, der Mittelpunkt des oriental. Handels war, und weil man es als die Wiege des unermeßlichen Handels betrachten muß, der gegenwärtig sich in Kanton concentrirt hat und seinen Einfluß über die ganze Erde verbreitet. Die auf der Landzunge liegende Stadt Macao, außerhalb welcher die Portugiesen und andere Ausländer keine Wohnhäuser bauen dürfen, ist der Sitz des portug. Gouverneurs und eines kath. Bischofs, der großen Einfluß auf die Verwaltung

übt, hat einen sichern Hafen, fünf christliche Kirchen und mehre Pagoden, wird von einer portug., meist aus Negern oder Mulatten bestehenden Besatzung der drei Forts innerhalb und einigen andern außerhalb der Mauern vertheidigt und bietet von der Meeresseite her wegen des ansteigenden Terrains, worauf die meist großen und geräumigen Gebäude der Ausländer stehen, einen imposanten Anblick dar. Vor dem letzten Kriege zwischen den Engländern und Chinesen war sie von großer commercieller Bedeutung, weil sie den Vermittelungspunkt zwischen dem europ. Handel und Kanton bildete, indem der Verkehr hier leichter und ungehinderter war als in letzterer Stadt, wo eine Menge Beschränkungen denselben belästigten. Hierher mußten sich auch die europ. Handelsleute zurückziehen, wenn der Handel in Kanton geschlossen war, den die chines. Regierung nur für die Dauer eines halben Jahres gestattete. Allein seit dem Frieden zwischen China und England vom 26. Aug. 1842, insbesondere seit der Gründung der engl. Niederlassung auf der 8½ M. östlicher gelegenen Insel Hong-kong (s. d.) und der größern Freiheit, welche die Chinesen dem Verkehr haben bewilligen müssen, hat M. viel von seiner alten Wichtigkeit verloren, obschon der daselbst getriebene Zwischenverkehr, besonders in Betreff des Opiumschmuggels, noch immer von großer Bedeutung ist. Die Engländer besaßen bis zum Erwerb von Hong-kong in M. eine Factorei, mit einer Bibliothek und einem Museum naturhistorischer und ethnologischer, besonders auf China bezüglicher Gegenstände; außerdem war M. der Sitz der engl. protest. Mission für China nebst einer chinesischen Buchdruckerei und dadurch der Mittelpunkt des literarischen Verkehrs zwischen diesem Reich und dem Abendlande. Um den gesunkenen Handel zu heben, erklärte die portug. Regierung 28. Febr. 1846 M. zum Freihafen, legte zugleich aber auch eine Steuer von 1 Thlr. monatlich für die zwischen M., Hongkong und Kanton fahrenden Handelsboote auf. Wegen dieser drückenden Auflage machten die chines. Schiffer im October einen Angriff auf M., wurden aber durch das Feuer der Forts mit einem Verluste von 17 Booten und ungefähr 30 Mann zurückgetrieben. Auch 1849 kamen die Portugiesen mit den Chinesen in Conflict, indem einige der Letztern deren Gouverneur Amaral ermordeten. Auf einer Anhöhe bei der Stadt M. findet man die Grotte des Camoens, in welcher dieser seine „Lusiaden" gedichtet haben soll.

**Macartney** (George, Graf), bekannt durch seine Gesandtschaftsreise nach China, geb. 14. Mai 1737 zu Lissanoure in Irland, erhielt seine erste Bildung auf der Universität zu Dublin und studirte dann zu London die Rechte, wo er mit Burke und andern ausgezeichneten Persönlichkeiten seiner Zeit Freundschaft schloß. Nach einer Reise auf dem Festlande trat er durch Lord Holland's und Sandwich's Einfluß für Midhurst ins Parlament. Im J. 1765 sendete ihn die Regierung nach Rußland, wo er einen Handelsvertrag abschloß. In der Folge wurde er Secretär des Lordlieutenants von Irland und irländ. Baron, 1775 aber Gouverneur von Granada und Tabago. Bei der Eroberung von Granada fiel er 1779 in franz. Gefangenschaft. Die Regierung ernannte ihn 1781 zum Gouverneur von Madras, wo er sich im Kriege gegen Frankreich große Verdienste erwarb. Im J. 1785 zurückgerufen, trug ihm die Regierung kurz vor seiner Abreise das Generalgouvernement von Bengalen an. Doch stellte er dabei solche Bedingungen, daß die Directoren der Compagnie darauf nicht eingehen mochten. Nach einer längern Muße zu London erhielt er als brit. Gesandter eine Sendung nach China. Um nämlich die großen Baarzahlungen, die jährlich für Thee nach China gingen, einzuschränken, wollte die Regierung versuchen, den brit. Fabrikaten den Eingang in China zu verschaffen. M. trat die Reise 26. Sept. 1792 an und erreichte unter großen Anstrengungen Peking. Man erkannte jedoch am dortigen Hofe weder den Werth der Geschenke, die er mit sich führte, noch gestattete man ihm, längere Zeit zu verweilen und Unterhandlungen anzuknüpfen. Nach seiner Rückkehr 1794 wurde er zum Grafen erhoben und im folgenden Jahre als Unterhändler zu Ludwig XVIII., der damals in Verona residirte, gesendet. Er erhielt hierauf die brit. Peerswürde und ging als Generalgouverneur nach dem Cap der guten Hoffnung. Seiner geschwächten Gesundheit wegen kehrte er indeß schon 1798 zurück und starb zu London 30. März 1806. Die Beschreibung jener Reise, durch welche Europa zum ersten mal umfassende und gründliche Aufklärungen über China erhielt, gab M.'s Secretär, Staunton, heraus. Auch veröffentlichte Barrow „Public life and writings of the late Earl of M." (2 Bde., Lond. 1807), worin Berichte von jener Reise enthalten sind.

**Macassar**, ein Reich auf der Südspitze der Insel Celebes im Ostindischen Archipel, war bis ins 17. Jahrh. die erste Seemacht aller malayischen Staaten. Die Portugiesen lernten es zuerst 1512 kennen. Im J. 1668 kam es fast ganz in die Gewalt der Holländer. Das noch jetzt sogenannte Reich Macassar unter eigenen Beherrschern ist nur ein kleiner Theil des großen ma-

cassarischen Reichs. Das niederländ. Gouvernement Macassar umfaßt gegenwärtig 2150 □M. mit 1,570000 E. Die frühere Hauptstadt Macassar ist verfallen; an ihre Stelle ist Blaardingen mit 15000 E. getreten, mit einer guten Rhede und dem Fort Rotterdam, lebhaftem Handel und Tripangfischerei. (S. Celebes.) Durch Erlaß des Gouverneurs von Niederländisch-Indien vom 9. Sept. 1846 ist der Ort vom 1. Jan. 1847 an zum Freihafen erklärt worden. In der **Straße von Macassar**, welche die Inseln Borneo und Celebes trennt, liegen mehre Inselgruppen, wie Nord- und Süd-Watcher (Wächter), Balabalagan, Pamparung u. s. w.

**Macassaröl**, so genannt nach dem Königreich Macassar auf Celebes, von wo es ausgeführt wird, ist eine Art Pflanzenbutter von aschgrauer Farbe und ranzigem Geruch. Denselben Namen führt jedoch auch ein engl. Geheimmittel, welches zur Beförderung des Haarwuchses gebraucht wird und wesentlich aus mit Alkannawurzel roth gefärbtem und mit wohlriechenden Ölen versetztem Oliven- oder Mandelöl besteht.

**Macaulay** (Thomas Babington), berühmter engl. Geschichtschreiber und Kritiker, wurde 1800 in London geboren. Sein Vater, der Schotte Zachary M., ein wohlhabender Kaufmann, hatte sich durch philanthropische Bestrebungen einen geachteten Namen erworben. Der junge M. wurde 1818 ein Zögling des Trinity-College in Cambridge, wo er seine Studien mit glänzendem Erfolg beendigte und 1822 zum Fellow erwählt ward. Er widmete sich hierauf in Lincoln's Inn der Jurisprudenz und trat 1826 als Barrister auf. Schon auf der Universität hatte er sich durch seine Preisgedichte „Pompeji" (Cambridge 1819) und „Evening" (Camb. 1821) ausgezeichnet, denen andere poetische Versuche folgten. Im J. 1825 lieferte er der „Edinburgh review" eine Abhandlung über Milton, womit er den Anfang zu einer Reihe von ebenso geistreichen als gründlichen literarisch-kritischen Aufsätzen machte, die zuerst ohne seine Autorisation unter dem Titel „Critical and miscellaneous essays" (Philad. 1841) und dann von ihm selbst als „Critical and historical essays, contributed to the Edinburgh review" (3 Bde., Lond. 1843 und öfter; deutsch von Bülau, Bd. 1—4, 1852—53, und von Steger, 6 Bde., Braunschw. 1853) gesammelt erschienen. Unterdessen war er nach der Reform des Parlaments, zu der er in der Presse eifrig mitwirkte, 1832 für Calne ins Unterhaus gewählt worden und erhielt bald nachher eine Stelle im Ministerium als Secretär des Indischen Amts. Im J. 1834 ernannte ihn die Stadt Leeds zu ihrem Repräsentanten. Schon nach einigen Monaten gab er jedoch seinen Parlamentssitz auf, um als Mitglied des obersten Raths von Kalkutta und Gouverneur von Agra nach Indien zu gehen. Im J. 1838 kehrte er nach Europa zurück und trat wieder ins Unterhaus als Abgeordneter der Stadt Edinburg. Vom Sept. 1839 bis zum Sturz des Ministeriums Melbourne bekleidete er den Posten eines Kriegssecretärs und vom Juli 1846 bis zum Mai 1848 den eines Kriegszahlmeisters mit Sitz und Stimme im Cabinetsrath. Bei den Wahlen von 1847 wurde er indeß wegen des von ihm zu Gunsten der Dotirung des kath. Seminars in Maynooth gegebenen Votums von den streng protestantisch gesinnten Wählern von Edinburg seines Mandats enthoben, was ihn veranlaßte, sich ganz von der politischen Laufbahn zurückzuziehen. Bereits 1842 hatte er, auf Niebuhr's Ansichten über die röm. Geschichte fußend, die „Lays of ancient Rome" veröffentlicht, welche durch dramatische Handlung, kräftige Sprache und pittoreske Schilderungen fesseln. Er fand jetzt Muße, sich ungestört der großen historischen Arbeit hinzugeben, mit der er sich schon seit Jahren getragen und die ihm einen europäischen Ruf verschaffen sollte. Im J. 1848 erschienen die beiden ersten Bände seiner „History of England from the accession of James II.", die mit Begeisterung aufgenommen und sogleich in mehre Sprachen übersetzt wurden (deutsch unter Andern von Bülau, 4 Bde., Lpz. 1849—52, und von Beseler, 4 Bde., Braunschw. 1849—52). Es zeigten sich hier im stärksten Licht die Eigenschaften, die seine frühern Schriften bezeichnet hatten: die genaueste Kenntniß der Thatsachen, unübertroffenes Darstellungstalent in der Schilderung von Charakteren und geschichtlichen Begebenheiten, eine Fülle glücklich gewählter Citate und studirte Eleganz des Stils, wobei freilich der politische Liberalismus des Verfassers die Objectivität seiner Darstellung zuweilen beeinträchtigt. Die weitere Fortsetzung des Werks ist bisher theils wegen der Kränklichkeit M.'s, theils wegen der dazu nöthigen umfassenden Studien unterblieben. Im Herbst 1848 wählte ihn die Universität Glasgow zu ihrem Lord-Rector, bei welcher Gelegenheit er eine „Inaugural address" (Lond. 1849) hielt, in der er auch seine Ansichten über die politischen Zustände Europas auseinandersetzte. Im Juli 1852 ward er endlich von der schott. Hauptstadt abermals mit großer Stimmenmehrheit zum Vertreter im Unterhause berufen, und zwar ohne irgend eine Bewerbung von seiner Seite und die mindeste Abweichung von seinen früher ausgesprochenen Überzeugungen. Obwol höchst leidend, besserte sich seine Gesundheit, sodaß

er im Frühjahr 1853 wieder an den Verhandlungen des Parlaments Theil nehmen konnte. Als Redner hat M. übrigens nie den hervorragenden Einfluß ausgeübt, den man von seinem glänzenden Talent erwarten durfte. Das Unterhaus bewunderte wol seine schwunghafte Rhetorik und seinen poetischen Stil; doch vermißte man meist den praktischen Blick des Staatsmanns.

**Macbeth** war um die Mitte des 11. Jahrh. König von Schottland. Nach der Sage bekämpfte er als Feldherr unter seinem Vetter Duncan VII. die Dänen, ließ den Anführern während der angefangenen Friedensunterhandlungen bei einem Gastmahl einen Schlaftrunk einmischen, überfiel die Übrigen in ihrem Lager und richtete ein großes Blutbald unter ihnen an. Übermüthig durch sein Glück, strebte er nun nach der Krone. Drei übermenschliche Weiber sollen ihm bei der Rückkehr von dem Siege über die Dänen begegnet sein und ihn als Than von Glamis, als Than von Cawdor und als König von Schottland begrüßt haben. Als die beiden ersten Vorhersagungen erfüllt waren, hoffte er auch auf die dritte und ermordete den König. Des Königs Söhne mußten flüchten, und M. wußte theils durch Geschenke an den Adel, theils durch strenge Gerechtigkeitspflege das Volk auf seine Seite zu bringen. Zehn Jahre lang schien er durch gute Gesetze und Einrichtungen unter den bessern Regenten eine Stelle behaupten zu wollen, als er auf ein mal Tyrann wurde. Das erste Opfer war Banco, der ihm beim Königsmorde beigestanden hatte und den er jetzt bei einem Gastmahle tödten ließ. Bald ließ er unter erdichteten Ursachen mehre Große des Reichs hinrichten, um durch deren eingezogenes Vermögen die Mittel zu gewinnen, sich eine Leibwache zu halten. Dadurch noch nicht sicher genug, ließ er auf dem Berge Dunsinan ein Schloß erbauen, von wo aus er das ganze Land übersehen konnte, und bei dessen Bau die Thans ihn durch Fröhner unterstützen mußten. Empört über diese Tyrannei, ging Macduff, der Than von Fife, nach England und foderte Malcolm, des ermordeten Königs Duncan VII. Sohn, zur Rache auf. Unterstützt vom König Eduard von England kamen sie zurück und griffen M. an. Nachdem die Schotten meist von ihm abgefallen, wurde er auf seinem Schlosse getödtet. Diesen von der Sage überlieferten, mit der kritischen Geschichtsforschung aber nicht übereinstimmenden Stoff hat Shakspeare in seinem Trauerspiele „Macbeth" benutzt.

**Maccaroni** oder **Maccheroni** sind eine Art ital. Nudeln, welche aus dem feinsten türk. Weizenmehle, Käse und andern Mischtheilen durch eigene Mühlen oder Maschinen bereitet werden. Ihre Form ist röhren- oder stengelförmig; doch gibt es auch platte, viereckige und gewundene. Sie sind eine Lieblingsspeise aller Volksclassen Italiens und werden vielfach ausgeführt. Die besten kommen aus Amalfi bei Neapel, ihnen zunächst stehen die zu Genua und Aix in Frankreich fabricirten. In Deutschland fertigt man deren zu Wien, Magdeburg, Halle, Dresden und anderwärts. — Maccaroni heißt in Italien auch der Hanswurst (s. d.).

**Maccaronische** oder **Maccheronische Poesie** nannte man ursprünglich eine Gattung scherzhafter lat. Gedichte, in welche Wörter aus einer andern Sprache mit lat. Biegungen eingestreut sind, dann eine auf Vermischung der Sprachen gestützte Art der komischen Poesie. Irrigerweise hat man Teofilo Folengo, genannt Merlino Coccajo, einen gelehrten und witzigen Benedictiner, geb. 1484 zu Mantua, gest. 1544 in einem Kloster bei Bassano, einen Freund und Zeitgenossen Sannazar's, für den Urheber der maccaronischen Poesie gehalten; wol aber gab er ihr zuerst poetische Bedeutung. Sein Hauptgedicht in dieser Gattung nannte er „Maccaronea" (Tusculanum 1521 und öfter; neue Ausg., 2 Bde., Amst., eigentlich Mantua, 1768—71), weil er, gleichwie zu den Maccaroni verschiedene Mischtheile genommen werden, darin Lateinisch und Italienisch vermischte. Den Helden seines an satirischen Schilderungen reichen Gedichts führt er durch mancherlei Begebenheiten zuletzt in die Hölle, wo er unter Anderm die Strafen der Dichter sieht, denen von besonders dazu bestellten Teufeln für jede Unwahrheit oder Übertreibung, die sie gesagt haben, ein Zahn ausgerissen wird, der aber alle Tage wieder wächst. Außer den „Maccaronea" hat man von ihm zu derselben Gattung gehörig ein kleineres komisches Gedicht „Moschea" oder „Der Krieg der Mücken und Ameisen" (deutsch von Hans Christoph Fuchs, 1580; neue Ausg. von Genthe, Eisleb. 1833), sowie Eklogen und Episteln. Für das älteste deutsche maccaronische Gedicht hält man die „Floia, Cortum versicale de Flois swartibus, illis Deiriculis, quae omnes fere Minschos, Mannos, Weibras, Jungfras etc. behuppere et spitzibus suis schnaflis steckere et bittere solent. Autore Gripholdo Knickknackio ex Flolandia", welche seit 1593 sehr oft (z. B. Kolberg 1844) gedruckt worden ist. Auch gibt es ein deutsches maccaronisches Gedicht „De lustitate studentica". Französische maccaronische Verse finden sich in dem zu Molière's „Le malade imaginaire" gehörenden dritten Zwischenspiele. Zum Glück für die Literatur hat diese possenhafte Dichtungsart,

zu der wahrscheinlich das schlechte Mönchslatein des Mittelalters Veranlassung gab, nicht viele Nachahmer gefunden. Vgl. Genthe, „Geschichte der maccaronischen Poesie und Sammlung ihrer vorzüglichsten Denkmale" (Halle 1829).

**Macchiavelli** (Niccolo di Bernardo dei) wurde 1469 aus einem edeln Geschlechte zu Florenz geboren und hatte den Staatsmann und Philologen Marcellus Virgilius zum Lehrer. Seiner Talente wegen wurde er im ersten Mannesalter Cancelliere der Republik und erhielt nicht lange nachher den wichtigen Posten eines Segretario der Republik. Als solcher, nicht als eigentlicher Gesandter, wurde er, nachdem die Florentiner die Mediceer vertrieben und so ihre Freiheit erkämpft hatten, zu den wichtigsten diplomatischen Sendungen gebraucht. Die Republik erkannte seine großen Verdienste, belohnte sie aber so kärglich, daß er mehrmals sich genöthigt sah, die Signoria zu bitten, ihm nur das Nothwendigste zu gewähren. Als der Papst die Mediceer in Florenz wieder eingesetzt hatte, wurde M. durch Lorenzo dei Medici aller seiner Würden entsetzt. Nachher kam er in den Verdacht der Theilnahme an der Verschwörung des Boscoli und Capponi gegen den Cardinal Giovanni del Medici und wurde deshalb eingekerkert und der Tortur unterworfen, welche er, sowie die darauf folgende Verbannung mit Standhaftigkeit ertrug. Erst nachdem Giovanni dei Medici als Leo X. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, durfte M. in seine Vaterstadt zurückkehren und wurde nun von der mächtigen Familie wieder in Gnaden angenommen und vom Cardinal Julius dei Medici, der in Leo's X. Namen Florenz verwaltete, bei der angeblich beabsichtigten Reform der dasigen Angelegenheiten zur Dämpfung mannichfacher Unordnungen und Gährungen als Rathgeber gebraucht. Der Verdacht, in welchen er bei einer neuen Verschwörung gegen die Mediceer kam, nöthigte ihn abermals ins Privatleben zurückzukehren, und erst nachdem Julius dei Medici als Clemens VII. Papst geworden, erhielt er wieder öffentliche, jedoch nur unbedeutende Aufträge. Allein dieses ihm von den Mediceern bewiesene Zutrauen und der Umstand, daß er von ihnen für die Abfassung seines Werks über die florent. Geschichte ein Jahrgeld von 100 Ducati erhielt, hatte ihm die Florentiner abgeneigt gemacht. Verkannt und geschmäht starb er zu Florenz 22. Juni 1527. Unter seinen schriftstellerischen Arbeiten kommen zunächst seine Gesandtschaftsberichte in Betracht, die von vielem Scharfblick und logischem Sinn zeugen, der Schreibart nach aber nur skizzenhaft gehalten und wenig ausgearbeitet sind. Kunstvoll geschrieben sind erst die Werke seiner Muße von öffentlichen Geschäften: die Komödien, wie es der Zeitgeschmack foderte, der Antike nachgeahmt und ohne sonderliche Eigenthümlichkeit; die „Compagnia di piacere", Statuten und Maximen einer muntern Gesellschaft; sodann die „Istorie fiorentine 1215—1492" (Flor. 1532; deutsch von Neumann, 2 Bde., Berl. 1809), sein Hauptwerk, eins der vorzüglichsten Muster edler ital. Prosa; endlich die Arbeiten, durch welche er am berühmtesten geworden, seine politischen Schriften, die „Discorsi", die „Arte della guerra" und der „Principe". Die beiden erstern sind innerhald eines Kreises junger Edeln, die sich um den Cardinal Medici in den Gärten Cosimo Rucellai's sammelten, verfaßt. In den „Discorsi sopra la prima decade di Tito Livio", zwischen 1518 und 1522 geschrieben (Ven. 1532), beschränkt sich M. nicht auf den Inhalt der im Titel genannten Geschichtsbücher, sondern zieht allerlei geschichtliches Material herbei, um an Beispielen zu zeigen, durch welcherlei Maßregeln und Staatsmaximen ein Staat stark und mächtig werden müßte; die europ. Staaten seien verderbt, sonderlich die ital., nur durch unbeschränkte Gewalt eines tüchtigen Fürsten sei noch Rettung möglich. Dieser Meinung waren damals viele ausgezeichnete Männer, z. B. auch Varchi in seinen florent. Geschichten. In der „Arte della guerra" (Agosta 1521) hat M. das Kriegswesen der Römer den modernen Staaten zur Nachahmung anempfohlen. „Il Principe" (Ven. 1515 und sehr oft; deutsch unter Andern von Rehberg, Hannov. 1810; 2. Aufl., 1824) ist an Lorenzo dei Medici gerichtet, den Neffen Leo's X., auf welchen die Patrioten, welche eine Wiedergeburt Italiens durch einen starken Fürsten wünschten, damals ihre Hoffnung setzten. An den Beispielen eines Cesare Borgia, eines Ludwig XII., die er etwas idealisirt, sucht M. zu zeigen, wie unbeschränkte Fürstenmacht gegründet und erhalten werden könne. Dieser Zweck müsse verfolgt werden, gleichviel mit welchen Mitteln; denn die Schlechtigkeit der Menschen rechtfertige jedes Mittel, wenn nur Italien, welches darauf harre, von seinen Wunden geheilt und aus der Hand der Barbaren gerettet zu werden, endlich wieder stark und groß werde. Dies ist der wahre Sinn des „Principe", des so oft miskannten Buchs, das Friedrich II. eins der gefährlichsten, die je geschrieben worden, nannte und in seinem „Antimacchiavell" bekämpfte. Neuere, z. B. Herder, nahmen M. in Schutz, am besten Ranke in dem Anhange seiner Schrift: „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber" (Berl. und

Lpz. 1824). „M.", sagt Ranke, „suchte die Heilung Italiens; doch der Zustand desselben schien ihm so verzweifelt, daß er kühn genug war, ihm Gift zu verschreiben." Sammlungen von M.'s Werken erschienen zuerst 1550 und öfter; dann zu Florenz 1813 (8 Bde.), 1826 (10 Bde.) und in Einem Bande 1833; deutsch wurden sie übersetzt von Ziegler (8 Bde., Stuttg. 1832—41).

**Macclesfield**, eine alte Stadt in der engl. Grafschaft Chester, einige M. südsüdöstlich von Manchester, am Bollen, verdankt den fast durchgängigen Wohlstand seiner Bewohner, deren Zahl sich in der Stadt und ihrem Bezirke auf 63322 beläuft, besonders seiner in der jüngsten Zeit zu bedeutendem Aufschwung gekommenen Seidenmanufactur, die meist seidene Bänder und leichte Seidenstoffe liefert, außerdem seinen Baumwoll-, Zwirn-, Kameelgarn- und Knopffabriken, verbunden mit Seidendrehmühlen, Steinkohlen-, Kupfer- und Messingwerken.

**M'Culloch** (d. i. Mac Culloch; John), Naturforscher und Arzt, geb. 6. Oct. 1773 auf Guernsey, aus einer angesehenen schott. Familie, studirte in Edinburg, wo er sich, erst 18 J. alt, die medicinische Doctorwürde erwarb, und übernahm hierauf die Stelle eines Assistenzchirurgen bei einem Artillerieregimente. Im J. 1803 wurde er als Chemiker des Artilleriecollegiums angestellt und prakticirte nun zugleich als Arzt in der Nähe von London; 1811 aber gab er Stelle und Praxis auf, um an den damals von der Regierung angeordneten geographischen und naturwissenschaftlichen Untersuchungen Schottlands Theil zu nehmen. Im J. 1820 wurde er Leibarzt des damaligen Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg, und in den letzten Jahren seines Lebens bekleidete er die Professur für Chemie und Geologie an der Militärschule der Ostindischen Compagnie zu Addiscombe. Er starb in Folge einer durch Beinbruch nothwendig gewordenen Amputation 21. Aug. 1835. Von seinen naturwissenschaftlichen Werken sind zu erwähnen: „Description of the Western islands of Scotland" (3 Bde., Lond. und Edinb. 1819); „A geological classification of rocks with descriptive synopses (Lond 1821); „The Highlands and Western isles of Scotland" (Lond. 1824); „A system of geology with a theory of the earth" (Lond. 1831). Auch redigirte er die Beschreibung der zweiten Reise des Sir John Roß nach den Arktischen Meeren. Die medicinische Literatur bereicherte er durch die beiden Werke: „Malaria, an essay on the production and propagation of this poison" (Lond. 1827) und „An essay on the remittent and intermittent diseases" (2 Bde., Lond. 1828). — **M'Culloch** (John Ramsay), engl. Nationalökonom und Professor an der Universität in London, wurde 1789 auf der Insel Whithorn in Wigtonshire geboren und in Edinburg gebildet, wo er zuerst als Mitarbeiter an dem „Scotsman" auftrat, in welchem er politische und commercielle Grundsätze entwickelte, deren Freisinnigkeit in damaliger Zeit Aufsehen erregte. M'C. hat sich durch sein „Dictionary of commerce and commercial navigation" (2 Bde., Lond. 1832; deutsch, 2. Aufl., Augsb. 1842, und von Schmidt, Stuttg. 1836—37) in Deutschland einen bekanntern Namen gemacht als durch seine wichtigern Werke, unter denen wir nur an den „Discourse on the rise, progress etc. of political economy" (2. Aufl., Edinb. 1825), „The principles of political economy" (4. Aufl., Edinb. 1853; deutsch von Weber, Stuttg. 1831), die Ausgabe von A. Smith's „Theory of moral sentiments" (2 Bde., Lond. 1828) und „Nature and causes of the wealth of nations" (2 Bde., Lond. 1828) erinnern. Sehr werthvolle Compilationen sind auch sein „Dictionary geographical, statistical and historical" (2 Bde., Lond. 1846) und „Descriptive and statistical account of the British Empire" (2 Bde., Lond. 1847). Verschiedene in Reviews und Journalen zerstreute Aufsätze sammelte er unter dem Titel „Treatises and essays on subjects connected with economical policy" (Edinb. 1853).

**Macdonald** (Etienne Jacques Joseph Alexandre), Herzog von Tarent, Marschall und Pair von Frankreich, wurde 17. Nov. 1765 zu Sancerre im Depart. Cher geboren. Sein Vater stammte aus einem hochschott. Clangeschlechte, hatte mit 20 Andern seines Stamms 1745 in der Schlacht bei Culloden für den Prätendenten Karl Eduard gefochten und war als Jakobit nach Frankreich ausgewandert. Als Lieutenant in dem irischen Regiment Dillon wohnte M. 1784 dem Feldzuge in Holland unter dem Marschall Maillebois bei. Er wendete sich der Revolution zu, focht als Oberst in der Schlacht bei Jemappes, trat dann als Brigadegeneral in die Nordarmee und zeichnete sich in den Feldzügen von 1793 und 1794 in Holland vielfach aus. In Anerkenntniß der Kühnheit und Thätigkeit, welche er unter Pichegru im Jan. 1795 beim Übergange über die gefrorene Waal (den Rhein an der Mündung) bewies, wurde er Divisionsgeneral. In dieser Eigenschaft befehligte er 1796 erst am Rhein und dann in Italien, wo er unter Bonaparte seinen militärischen Ruf begründete. Im J. 1798 erhielt er das Gouvernement in den röm. Staaten, mußte sich aber, als der General Mack mit 50000 Neapolitanern vordrang, mit seinen Truppen auf das Heer des Obergenerals Championnet zurückziehen,

an dessen siegreichen Operationen er nun Theil nahm. Doch sehr bald zerfiel er mit Championnet und nahm seine Entlassung. Allein nach der Absetzung desselben erhielt er im Frühjahre 1799 den Oberbefehl in Neapel. Die Unfälle Scherer's (s. d.) zwangen jedoch auch ihn, das Land aufzugeben. An der Spitze von 35000 Mann trat er den Rückzug an; er warf die Östreicher 12. Juni 1799 bei Modena, wurde aber 17. Juni von dem weit überlegenen östr.-russ. Heere unter Suworow und Melas über den Tidone gedrängt und 18. und 19. an der Trebbia unweit Piacenza gänzlich geschlagen. Nur unter dem Schutze Moreau's, mit dem er sich endlich im Genuesischen vereinigte, gelang es ihm, die Trümmer seiner Armee zu retten. Verwundet verließ er hierauf das Heer, wurde Commandant von Versailles und unterstützte als solcher Bonaparte sehr kräftig in der Revolution vom 18. Brumaire. Dieser vertraute ihm dafür bei Eröffnung des Feldzugs von 1800 den Befehl über die Reservearmee, mit der M. über den Splügen in das Veltlin eindrang. Doch der Waffenstillstand von Treviso setzte dieser kühnen Operation, durch welche der Feind zwischen zwei Feuer genommen werden sollte, ein Ziel. Nach dem Frieden von Luneville ging M. als franz. Gesandter nach Dänemark; nach der Rückkehr fiel er bei Bonaparte in Ungnade, weil er im Processe Moreau's muthig dessen Vertheidigung übernahm. Erst 1809 wurde er wieder nach Italien entsendet, wo er mit dem rechten Flügel des Prinzen Eugen über die Piave drang und Laibach nahm. Seine ausgezeichneten Dienste, welche er 6. Juli 1809 in der Schlacht bei Wagram leistete, brachten ihm den Marschallsstab und die Würde eines Herzogs von Tarent. An Augereau's Stelle übernahm er im Mai 1810 den Befehl über das siebente Armeecorps in Spanien, mit welchem er die Verproviantirung von Barcelona ausführte und nach der Vereinigung mit Suchet die Spanier bei Cervera schlug. Im russ. Feldzuge von 1812 führte er das zehnte Armeecorps. Nachdem sich die Preußen unter York (s. d.) von ihm getrennt hatten, mußte auch er den Rückzug antreten und kam 3. Jan. 1813 zu Königsberg an. Im Mai nahm er Merseburg; dann wohnte er den Schlachten bei Lützen und Bautzen bei; an der Katzbach wurde er von Blücher geschlagen. In der Schlacht bei Leipzig befehligte er das elfte Armeecorps. Er hatte den Rückzug des Heeres zu decken und konnte sich endlich nur dadurch retten, daß er die Elster durchschwamm. In dem Feldzuge zwischen der Marne und Seine, auf franz. Boden, machte auch M. noch verzweifelte Anstrengungen. Als er jedoch sah, daß aller Widerstand vergeblich war, rieth er dem Kaiser zur Abdankung und hatte zu dem Zwecke mehre Conferenzen mit dem Kaiser Alexander. Die Bourbons erhoben ihn dafür zum Pair und gaben ihm den Befehl über die 21. Militärdivision. Bei der Rückkehr Napoleon's stand M. an der Spitze der vom Herzog von Angoulême befehligten Armee im Garddepartement, welche dem Kaiser den Weg nach Paris abschneiden sollte. Nachdem seine sämmtlichen Truppen zu Napoleon übergegangen, begleitete er Ludwig XVIII. auf seiner Flucht. Nach Frankreich zurückgekehrt, verweigerte er aber während der Hundert Tage jede Dienstleistung. Nach der zweiten Restauration übertrug ihm der König die Auflösung des franz. Heeres an der Loire. Im J. 1816 wurde er Kanzler der Ehrenlegion, 1819 Generalmajor der Garden. Fortwährend mit Ehren aller Art überhäuft, vertheidigte er dessenungeachtet in der Pairskammer die Grundsätze constitutioneller Freiheit. Nach der Julirevolution zog er sich vom Alter gebeugt von allen öffentlichen Geschäften zurück und lebte auf seinem Schlosse Courcelles bei Guise, wo er 24. Sept. 1840 starb. Er hinterließ einen Sohn, Alex. M., Herzog von Tarent, geb. 11. Nov. 1824, der sich 1849 mit seiner Cousine, Sidonie Weitner, vermählte.

**Macduff**, s. Fife.

**Macedonien**, in frühester Zeit auch **Emathia** genannt, eine Landschaft nördlich von Griechenland, welche im Alterthum eine weithistorische Bedeutsamkeit erhielt, erstreckte sich ursprünglich vom Olympus bis zur Mündung des Flusses Lydias, dehnte aber mit der Ausbreitung der königl. Herrschaft, namentlich unter Philipp und Alexander, seine Grenzen im W. bis zum See Lychnis, im N. bis zu den stardischen Gebirgen, im O. bis zum Flusse Nestus, im S. bis zu dem macedon. Gebirge oder dem Olympus und dem Ägäischen Meere aus und umfaßt gegenwärtig als türk. Provinz, auch unter dem Namen Filiba Vilajeti bekannt, mit der wichtigen Handelsstadt Salonichi (s. d.), auf einem Raume von ungefähr 720 QM. eine Zahl von 700000 E. Das Land selbst war bei den Alten berühmt durch seine Gold- und Silbergruben, durch Reichthum an Öl, Wein und andern Früchten, die besonders auf den Küstenstrichen trefflich gediehen, und besaß eine Menge blühender und geschichtlich denkwürdiger Städte, unter diesen die Haupt- und Residenzstadt Pella, Pydna, Thessalonike, Potidäa, Olynthos, Philippi und Amphipolis. Die Geschichte dieses politisch so wichtigen Reichs zerfällt in drei Perioden, von denen die

erste von der Gründung bis auf Philipp, 360 v. Chr., die zweite bis zur Schlacht bei Ipsus, 301 v. Chr., die dritte endlich bis zur Unterjochung durch die Römer, 168 v. Chr., geht. Die Macedonier waren ein illyrisches Hirtenvolk, wurden aber von den Griechen nie als Stammverwandte anerkannt, während die Sage bald den Herakliden Karanus um 813 v. Chr. aus Argos eine Colonie hierher führen, bald den Herakliden Perdikkas aus Argos mit seinen Brüdern das Land erobern und so den Grund zur spätern Größe und Macht legen läßt. Ein größerer Zusammenhang in den Begebenheiten beginnt erst seit der Unterwerfung unter die Perser durch Mardonius, 490 v. Chr., indem der damalige König Alexander sich gezwungen sah, an dem Heereszuge des Xerxes gegen Griechenland Theil zu nehmen, bis mit dem Rückzuge des pers. Oberbefehlshabers nach der Schlacht bei Platää 479 auch Macedonien wieder frei wurde. Der hierauf folgende König, der unbeständige Perdikkas II., welcher von 454—413 regierte, wurde in den Peloponnesischen Krieg verwickelt, in welchem er es mehr mit Sparta hielt. Die dadurch herbeigeführte schwankende Stellung des Staats wurde erst durch seinen Sohn und Nachfolger, Archelaus, gehoben, der Ackerbau, Künste und Wissenschaften förderte, Städte befestigte, das Heerwesen besser ordnete und so dem Ganzen neue Kraft und Haltung zu geben wußte. Nach dem Tode desselben, 399 v. Chr., folgte eine dunkle Zeit von Verwirrungen und blutigen Thronstreitigkeiten, die damit endigten, daß Philipp II. (s. d.) die Vormundschaft über seinen Neffen Amyntas benutzte, sich selbst 359 auf den Thron zu schwingen. Philipp verstand es, die Kräfte seines Landes und den Muth der kriegerischen Bewohner desselben außerordentlich zu steigern, daher er sogar am Tage von Chäronea (s. d.), 338 v. Chr., das unter sich uneinige Griechenland unter seine Herrschaft brachte. Noch weit mehr aber erweiterte die bereits begonnenen Eroberungen sein Sohn Alexander d. Gr. (s. d.), welcher M. auf kurze Zeit zur Beherrscherin der halben Welt erhob. Nach seinem Tode, 323 v. Chr., erfolgte eine ununterbrochene Reihe von Kriegen, die 22 J. dauerten und durch welche allmälig ein neuer Zustand der Dinge hervorging, indem die große macedon. Monarchie in mehre kleine Reiche zerstückelt wurde, welche die vornehmsten Heerführer Alexander's verwalteten, unter denen Antipater M. erhielt. Nach dem Tode desselben, 320 v. Chr., wurde M. unter allen sich bildenden Reichen das unglücklichste, da von jetzt an ein Beherrscher den andern gewaltsam verdrängte und die Truppen den Gehorsam verweigerten. In ziemlich raschem Wechsel folgten Demetrius Poliorketes (s. d.) 294 v. Chr., dann Lysimachus (s. d.), der den gewonnenen Thron gegen Pyrrhus aus Epirus glücklich vertheidigte und M. 286 v. Chr. auf wenige Jahre mit Thrazien und Kleinasien vereinigte, und während der wiederholten Einfälle der Gallier errang Antigonus Gonatas, ein Sohn des vorher erwähnten Demetrius, die Herrschaft und vererbte sie in einem ziemlich ruhigen und glücklichen Zustande auf seine Familie. In dieser Zeit aber regte sich in Griechenland die letzte Kraft zur Wiedererlangung der Unabhängigkeit, der alte Achäische Bund wurde erneut, der Ätolische kam hinzu, und die Politik der Könige von M. mußte nun dem einen dieser Bündnisse durch Verbindung mit dem andern entgegenwirken oder gegen beide sich vertheidigen, wie dies bei Demetrius II., 243—233 v. Chr., und dessen Bruder Antigonus, mit dem Beinamen Doson, 233—221, der Fall war. Unterdessen hatten die Römer ihre Blicke auf Griechenland gerichtet. Als daher Philipp III. (s. d.) den Thron bestieg, sich in die innern Angelegenheiten der Griechen mischte und sogar Athen belagerte, riefen Letztere die Römer gegen ihn zu Hülfe, worauf er bei Kynoskephalä 197 v. Chr. entscheidend geschlagen wurde. Schon von jetzt an stand M. gleichsam unter dem Schutze der Römer, und Perseus (s. d.), der Nachfolger Philipp's III. 179, vermochte sich bei aller Thätigkeit und Schlauheit nicht zu halten und mußte elf Jahre später, nach der unglücklichen Schlacht bei Pydna, 168 v. Chr., den Triumph des röm. Feldherrn Ämilius Paullus schmücken. Als nun die Römer von jetzt an das Land besetzt hielten, stand später, durch die Bedrückungen derselben gereizt, der macedon. Adel und die gesammte Nation unter dem Emporkömmling Andriskus nochmals auf. Allein durch Quintus Cäcilius Macedonicus gänzlich geschlagen, wurde der Adel genöthigt auszuwandern und das Land 148 v. Chr. zur röm. Provinz gemacht, mit der man noch Thessalien und einen Theil von Illyrien verband. Vgl. O. Müller, „Über die Wohnsitze, die Abstammung und die ältere Geschichte des macedon. Volkes" (Berl. 1825, mit einer Karte); Cousinéry, „Voyage dans le M." (2 Bde., Par. 1831, mit Kpfrn.); Flathe, „Geschichte M.'s" (2 Bde., Lpz. 1832—34).

**Mäcenas** (Cajus Cilnius), ein röm. Ritter aus einer alten und mächtigen Herrscherfamilie Etruriens entsprossen, der Günstling des Augustus (s. d.) und Gönner des Horatius (s. d.) und Virgilius (s. d.), gelangte, obgleich er nie ein öffentliches Amt bekleidete, da die ihm 31 v. Chr. nach der Schlacht bei Actium übertragene Präfectur über Italien mehr eine Privatcommission

war, dennoch in Rom sehr bald zu außerordentlichem Ansehen und wußte dasselbe bis an seinen Tod, 9 v. Chr., zu behaupten, indem er seine vom Glücke begünstigte persönliche Lage trefflich zu benutzen verstand. Namentlich suchte er Männer von Talent und feiner Bildung, unter diesen besonders die damaligen ausgezeichnetsten Dichter, auf jede Weise zu unterstützen und zu heben, und zwar theils aus eigenen Mitteln, theils dadurch, daß er sie dem Augustus, dessen Vertrauen und Zuneigung er im hohen Grade besaß, angelegentlichst empfahl. Letzteres that er wol nur aus einem politischen Grunde, um auch von dieser Seite den Glanz und Ruhm seines mächtigen Gebieters zu verherrlichen. Überhaupt sind seine Verdienste um Beschützung und Förderung der Künste und Wissenschaften, abgesehen davon, daß schon das ihn leitende Motiv kein lauteres und uneigennütziges war, in früherer und späterer Zeit vielfach übertrieben worden, wie man ihn denn mit derselben Freigebigkeit des Lobes auch als Muster aller Ministertugenden hat aufstellen wollen. Denn wenn sich auch nicht leugnen läßt, daß er, ohne selbst mit hohen Eigenschaften des Geistes und Herzens ausgestattet zu sein, Zuvorkommenheit und Gefälligkeit gegen Andere zeigte, Feinheit im Umgange und große Lebensklugheit besaß und mit einem angenehmen Äußern Gewandtheit und Klarheit des Geistes verband, so wurden diese Vorzüge wieder durch Gefallsucht und übertriebene Neigung zu Putz und Luxus verdunkelt. In letzterer Beziehung mußte er von Augustus oft spöttische Bemerkungen sich gefallen lassen, doch erlaubte er sich dagegen auch wieder manches freie und selbst ernste Wort, wie er denn einst dem Augustus, als dieser noch während des Triumvirats vor Gericht mehre Todesurtheile aussprach, seine Schreibtafel mit den darauf geschriebenen Worten: „Surge tandem, carnifex!" („Steh' endlich auf, du Henker!") hinreichen ließ, worauf Augustus der erhaltenen Weisung ohne Groll folgte. Nach Beendigung der Bürgerkriege überließ er sich seit seinem 40. Lebensjahre in seinem prachtvollen, mit schönen Gärten umgebenen Palaste auf dem esquilinischen Hügel einer völlig üppigen und schwelgerischen Lebensweise und führte unter Anderm auch die pantomimischen Tänze in Rom ein, wobei sein Verhältniß zu dem durch Kunst und Schönheit berühmten Bathyllos besonders zu erwähnen ist. Die durch diesen wollüstigen Müßiggang erzeugte Schlaffheit des Geistes findet man auch in seinen Schriften ausgeprägt, von denen sich einige Bruchstücke erhalten haben. Vgl. Meibom, „Maecenas" (Leyd. 1653); Schomberg, „The life of M." (2. Ausg., Lond. 1766); Viola, „Storia di M." (Rom 1816); Lion, „Maecenatiana" (Gött. 1824); vorzüglich aber Weber, „Über den Charakter des M." in Jahn's „Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik" (Supplementbd. 9, Lpz. 1843); Frandsen, „M., eine historische Untersuchung über dessen Leben und Wirken" (Altona 1843).

**Macer** (Ämilius), ein röm. Dichter aus Verona, der 17 v. Chr. in Asien starb, wird gewöhnlich als Verfasser eines Gedichts über die Vögel: „Ornithogonia", und über die Schlangen: „Theriaca", genannt, in welchem letztern er wahrscheinlich den Nikander zum Vorbild hatte. Doch ist von seinen Gedichten keine Spur mehr vorhanden, denn das ihm beigelegte Gedicht „De viribus herbarum", herausgegeben von Choulant (Lpz. 1832), ist ein Machwerk des Mittelalters. — Zu unterscheiden ist von Vorigem ein anderer Ämilius M., ein Freund des Ovidius, der unter dem Titel „Bellum Trojanum" oder „Antehomerica" und „Posthomerica" eine Nachahmung des Homerischen und cyklischen Epos verfertigte.

**Macerata**, eine gut gebaute Stadt im Kirchenstaate, Sitz eines Bischofs sowie eines Appellationsgerichts und Hauptort der gleichnamigen Delegation (41 QM. mit 230000 E.), an der Hauptstraße nach Rom, zwischen Tolentino und Loreto, auf dem Gipfel eines Bergs gelegen, an dessen Fuße der Chienti fließt und welcher eine herrliche Aussicht bis an das Adriatische Meer darbietet, hat gerade, breite und gut gepflasterte Straßen, schöne Gebäude, eine Kathedrale, sechs andere Kirchen, mehre Klöster, eine Ritterschule und andere wissenschaftliche Anstalten, eine Bibliothek von 20000 Bänden und andere schöne Sammlungen, unter welchen die der Familie Compagnoni gehörige Sammlung alter Inschriften die interessanteste ist. Die 1290 errichtete, 1540 erweiterte Universität ist in neuerer Zeit aufgehoben und durch eine Hochschule zweiten Rangs für Theologie, Philosophie und Medicin ersetzt worden. Die 18000 E. treiben wenig Industrie und Handel, zeichnen sich aber durch eine gewisse Regsamkeit des Geistes aus. Die Gegend von M. gehört zu den fruchtbarsten des Kirchenstaats. Die Felder sind mit lebendigen Hecken eingefaßt und gewähren einen freundlichen Anblick, bis man sich dem Apennin nähert, wo die Gegend öde und unfruchtbarer wird.

**Maceration** nennt man die Behandlung einer festen Substanz mit einer Flüssigkeit in der Weise, daß man die Flüssigkeit ohne Erhöhung der Temperatur über die Substanz gießt und damit, gewöhnlich unter öfterm Umrühren, mehr oder minder lange in Berührung läßt. Sie

hat entweder zum Zweck, die macerirte Substanz zu erweichen und aufzulockern, oder ihr irgend einen Bestandtheil zu entziehen, oder endlich auf diese Weise gerade den nutzbaren Bestandtheil auszuziehen, und dann ist die von der Substanz getrennte gesättigte Flüssigkeit als das Product anzusehen; so z. B. bei Bereitung der Tincturen durch Maceration, bei Ausziehung der Runkelrübenschnitte mit kaltem Wasser nach der sogenannten Macerationsmethode der franz. Rübenzuckerfabriken.

**Machāon**, der Sohn des Äsculap und der Epione, oder der Koronis, Bruder des Podaleirios und Gemahl der Antikleia, nahm mit seinem Bruder Theil am Trojanischen Kriege und zeichnete sich vorzüglich als Wundarzt beim griech. Heere aus. Er wurde von Eurypylos, als er den Tod des Nireus rächen wollte, getödtet. Göttliche Verehrung genoß er zu Gerenia in Messenien, wo sein Grabmal und Heiligthum waren. Hier suchten Kranke Heilung, und Glaukos, der Sohn des Äpytos, brachte ihm daselbst zuerst Heroenopfer.

**Mächtig.** Mit diesem Ausdrucke bezeichnet man in der bergmännischen Sprache zweierlei: ein mal die Breite der verschiedenen Gänge und Stollen, dann aber und hauptsächlich die Dicke irgend einer Erd- oder Steinschicht (Flöz) im Gebirge. Im Allgemeinen nennt man aber nur diejenigen Flötze mächtig, deren Dicke zwölf Zoll und darüber beträgt. Der Gang oder das Flötz wird mächtig, sagt man dann, wenn ersterer von Lachter zu Lachter breiter wird und letzteres nach und nach immer an Dicke zunimmt.

**Machtspruch** nennt man es, wenn die oberste Gewalt im Staate ihren Willen in einer Angelegenheit geltend macht, wo dies nicht oder nicht in dieser Art in der gesetzlichen Ordnung begründet ist. Am öftersten hat man einzelne Äußerungen der Cabinetsjustiz, die aber noch ein Mehres umfaßt, mit jenem Namen belegt, während die Machtsprüche in Verfassungsangelegenheiten meist den Charakter von Staatsstreichen annehmen. Machtsprüche kommen in Monarchien wie in Republiken, demokratischen und aristokratischen, vor, sollen aber im gesunden Staatsorganismus weder nöthig noch möglich sein. Was man als Machtsprüche des engl. Parlaments bezeichnet (attainder, bills of penalties), das sind eigentlich nur Ausflüsse seiner gesetzgebenden Gewalt, angewendet auf Ausnahmefälle, und schon deshalb nicht Machtsprüche, weil dem Parlament, d. h. der aus König und beiden Häusern bestehenden Gewalt, die Omnipotenz verfassungsmäßig zusteht. Sie können aber den moralischen Charakter von Machtsprüchen im schlechtesten Sinne tragen, wenn sie eben nur Äußerungen der schlechten Willkür sind und mit Recht und Sitte im Widerspruch stehen. Denn nur zum Rechten und Guten hat die Verfassung solche Gewalt verliehen.

**Macias**, ein galicischer Troubadour, der durch seine Liebe und deren tragisches Ende zum Sprüchwort geworden ist, stand in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. als Page im Dienste des Marques Enrique de Villena und lebte mit demselben im Königreiche Jaen an der Grenze des maurischen Reichs in Spanien. Hier gewann er heimlich die Liebe eines Edelfräuleins aus dem Hofhalte des Marques, die jedoch durch diesen gezwungen wurde, sich mit einem Edelmanne aus Porcuna zu vermählen. Da sich auch dann noch M. trotz aller Ermahnungen und Drohungen des Marques nicht bewegen ließ, seiner Liebe zu entsagen und sein Verhältniß mit der nun Vermählten abzubrechen, so wurde er als widerspenstiger Diener von seinem Herrn in das Schloß von Arjonilla gefangen gesetzt. Auch hier fuhr er fort, die Geliebte in Minneliedern zu besingen und diese ihr zu senden. Unglücklicherweise fiel eins dieser Lieder dem Gemahl in die Hände. Rachbegierig eilt dieser nach Arjonilla, sieht den verhaßten Nebenbuhler an dem Fenster des Gefängnisses stehen, schleudert seine Lanze nach ihm und durchbohrt ihn. M. starb; doch durch sein Geschick und seine Lieder lebt er im Munde des Volkes und der Dichter fort, und noch jetzt sagt man von einem Liebekranken: „Er ist verliebt wie Macias.“ Trotzdem sind nur sehr wenige seiner Liebeslieder, theils in galicischer, theils in castilianischer Mundart gedichtet, auf uns gekommen (im Cancionero de Baena); vollständig ist nur ein einziges bis jetzt im Druck erschienen (deutsch bei Bellermann, „Die alten Liederbücher der Portugiesen“, Berl. 1840).

**Maciejowice**, eine Besitzung des Grafen Zamoyski in dem Gouvernement Lublin, 10 M. von Warschau, unweit der Weichsel, ist durch die Schlacht vom 10. Oct. 1794 denkwürdig, in welcher mit Kosciuszko's Gefangennehmung Polens Freiheit unterging. Kosciuszko's (s. d.) Plan war, dem russ. General Fersen, obgleich dieser 16000 Mann befehligte, vor dessen bevorstehender Vereinigung mit Suworow eine Schlacht zu liefern; er selbst hatte nur 6000 Mann. General Poninski sollte während der Schlacht eintreffen und die Russen von dem linken Flügel her in die Flanke nehmen. Ein Überläufer aber verrieth den Plan, und Fersen griff, mit Denisow's Corps vereinigt, noch vor Tagesanbruch die Polen in ihrer Verschanzung an. Auf

beiden Seiten wurde bis gegen Sonnenuntergang mit gleicher Tapferkeit und außerordentlichem Muthe gefochten, doch Poninski mit der ersehnten Hülfe traf nicht ein. Kosciuszko, von allen Seiten umringt, suchte sich Bahn zu brechen, fiel aber nebst Niemcewicz und den Generalen Sierakowski, Kniaziewicz, Kaminski und Kopec in russ. Gefangenschaft.

**Maciejowski** (Waclaw Alexander), poln. Geschichtsforscher, geb. 1792 in Kalvarien, erhielt seine erste Ausbildung bei den Piaristen in Piotrkow und begab sich dann 1812 nach Krakau, wo er unter den Augen Bandtke's das Studium der Quellen poln. Geschichte und poln. Rechts lieb gewann. Von 1814—18 studirte er die Rechte und Philologie in Breslau, dann in Berlin und in Göttingen, wo er als Doctor der Rechte promovirte. Nachdem er kurze Zeit Professor der alten Literatur an dem Lyceum zu Warschau gewesen war, erhielt er 1819 die Professur des röm. Rechts an der warschauer Universität. Er schloß sich besonders an die deutsche historische Rechtsschule an und lehrte mit großem Beifall. Bei Aufhebung der Universität 1831 verlor auch er sein Amt; doch fand er bald wieder als Professor der alten Literatur an der geistlichen röm.-kath. Akademie und der Geschichte des röm. Rechts in den obersten Classen des warschauer Gymnasiums, sowie als Tribunalrichter am Civilgericht zu Warschau einen angemessenen Wirkungskreis. Früher war er Mitglied der Commission gewesen, welche zur Ausarbeitung eines neuen Gesetzbuchs für das Königreich Polen zusammentrat, und dadurch zum genauern Studium des frühern slaw. und insbesondere poln. Rechtszustandes veranlaßt worden. Ein Ergebniß dieser Studien war seine „Slawische Rechtsgeschichte" („Historya prawodawstw slowianskich", 4 Bde., Warsch. 1832—35; deutsch von Buß und Nawrocki, 4 Bde., Stuttg. 1835—39). Unter seinen andern Werken sind die bedeutendsten: „Pamiętniki o dziejach, pismiennictwie i prawodawstwie slowian" (2 Bde., Warsch. 1839), Beiträge zur Geschichte der Slawen, ihres Schriftwesens und ihres Rechts; ferner eine poln. Literaturgeschichte des 17. Jahrh., die er vollständig auszuarbeiten sucht; dann „Polska pod względem obyczajow i zwyczajow (4 Bde., Petersb. 1842), Sittenschilderungen der Polen bis ins 17. Jahrh. enthaltend; endlich „Dzieje pierwotne Polski i Litwy" (Warsch. 1846), die Urgeschichte Polens und Lithauens in einer selbständigen, auf tiefe Alterthumsforschungen gestützten Anschauung behandelt. M. reiht sich in seinen Forschungen auf den Gebieten der Rechtswissenschaft, der Literatur und Geschichte zunächst Lelewel an und vervollständigt diesen insofern, als er nicht nur Polen, sondern auch das übrige Slawenthum in seine Forschungen hineinzieht.

**Macis** oder **Muskatblüte** heißt im Handel die den Samen der Muskatnuß umgebende zerschlitzte Haut (der Samenmantel), welche frisch scharlachroth, fleischig und biegsam, getrocknet aber safrangelb, knorpelig-lederig und brüchig ist. Auf den Molukken wird von den eingesammelten Muskatnüssen der Samenmantel sogleich mit einem Messer von den Samen abgeschabt und letzteres Product, nachdem es einige Tage getrocknet und mit Meerwasser besprengt worden, in Säcke (Sokkol) fest eingenäht und so verschifft. Die Muskatblüte besitzt einen eigenthümlichen, starken und angenehm gewürzhaften Geruch und Geschmack, der noch feiner als von der Muskatnuß ist, und enthält ein gelbes helles Öl, ein rothes fettes Öl und ein farbloses ätherisches Öl. Durch Auspressen erhält man aus ihr einen blutrothen, sehr kostbaren Muskatbalsam, der aber kaum oder doch nicht unverfälscht nach Europa kommt. Man braucht die Muskatblüte, wie die Muskatnuß, vorzüglich als Gewürz.

**Mack von Leiberich** (Karl, Freiherr), östr. Feldmarschallieutenant, geb. 25. Aug. 1752 zu Neuslingen in Franken, aus niederm Stande, zog als Fourier in kaiserl. Diensten durch seine Talente sehr bald die Aufmerksamkeit des Grafen Lascy auf sich und avancirte zum Lieutenant. Im Türkenkriege wurde er dem General Loudon bekannt. Von diesem Joseph II. empfohlen, erhielt er nach der Einnahme von Belgrad das Theresienordenskreuz, wurde Oberst und später, als der Kaiser kurz vor seinem Tode ein Heer an der schles. Grenze zusammenziehen ließ, zum Chef des Generalstabs ernannt. Für den Prinzen von Koburg in den Niederlanden entwarf er 1793 die Plane zur Überrumpelung der franz. Cantonnirungen an der Roer, zum Entsatze von Mastricht und zur Stürmung des Lagers bei Famars. Der von ihm entworfene Plan zu dem Feldzuge von 1794 erwarb ihm von der einen Seite ebenso viel Lob als von der andern Tadel. Inzwischen zum Feldmarschallieutenant ernannt und bei der Rheinarmee angestellt, begab er sich nach dem Frieden von Campo-Formio im Oct. 1798 nach Neapel, um auf den Wunsch des Königs Ferdinand den Oberbefehl des neapolit. Heeres gegen die Franzosen zu übernehmen. Hier siegte er anfangs in mehren Gefechten; er besetzte 27. Nov. das Tags zuvor von den Franzosen verlassene Rom und gemeinschaftlich mit den Engländern Civita-Vecchia, bald aber nöthigte der demoralisirte Zustand der Truppen ihn zum Rückzuge. Zugleich brach in Neapel eine

Meuterei der Lazzaroni aus, die ihm und seinem deutschen Generalstabe Gefahr drohte, sodaß er sich veranlaßt fand, zu dem feindlichen General Championnet zu fliehen. Nach Frankreich als Kriegsgefangener abgeführt, entwich er 1800 heimlich aus Paris. Im J. 1804 erhielt er den Oberbefehl über sämmtliche Truppen in Tirol, Dalmatien und Italien; 1805 stand er an der Spitze des östr. Heeres in Deutschland; er wurde an der Iller am 14. und 15. Oct. geschlagen, warf sich mit der Absicht, sich hartnäckig zu vertheidigen, in die Stadt Ulm, ergab sich aber mit der 20000 Mann starken Besatzung schon 17. Oct. den Franzosen kriegsgefangen. Auf sein Ehrenwort entlassen, kehrte er nach Östreich zurück, wurde aber hier vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt. Der Kaiser milderte jedoch dieses Urtheil auf Cassation und 20jährige Festungshaft, von der ihm ein Theil erlassen wurde. Seitdem lebte er zu St.-Pölten, bis er 1819 auf Verwendung des Erzherzogs Karl begnadigt und nun normalmäßig als Feldmarschalllieutenant pensionirt wurde. Er starb zu St.-Pölten 22. Oct. 1828. M. war mehr Theoretiker als praktischer Strateg und ein guter Corpsgeneral, zum General-en-Chef aber fehlte ihm die nöthige Ruhe und Besonnenheit.

**Mackau** (Ange René Armand, Baron von), franzöf. Admiral, geb. zu Paris 19. Febr. 1788, trat früh in die Marine und machte seinen Namen berühmt durch das Gefecht, welches er 1811 mit der Brigg l'Abeille gegen die engl. Brigg Alacrity, die er wegnahm, bestand. Unter der Restauration wurde er mit mehren Entdeckungsreisen und verschiedenen diplomatischen Missionen, unter andern nach Madagaskar und S.-Domingo, beauftragt. Im J. 1843 folgte er dem Admiral Roussin als Marineminister und behielt das Portefeuille bis zum 8. Mai 1847. Hierauf ward er 23. Dec. 1847 zum Viceadmiral und 1851 von Ludwig Napoleon zum Senator ernannt.

**Mackeldey** (Ferd.), einer der berühmtesten unter den neuern deutschen Rechtslehrern, geb. 5. Nov. 1784 zu Braunschweig, wo sein Vater herzoglicher Stallmeister war, erhielt seine Vorbildung theils in dem Gymnasium zu Braunschweig, theils im Pädagogium zu Helmstedt und in der Erziehungsanstalt seines Oheims Hundeiker zu Lafferde, theils im Carolinum zu Braunschweig und studirte von 1802 an auf der Universität zu Helmstedt, wo er 1806 die juristische Doctorwürde erlangte und bann in die praktische Laufbahn eintrat. Dabei habilitirte er sich zu Ostern 1807 als Privatdocent, jedoch durchaus nicht in der Absicht, sich ganz dem Lehrfache zu widmen. Für dieses entschied er sich erst, als er im Nov. 1807 plötzlich das Gehör verlor, und zwar nothgedrungen, da um jene Zeit das öffentliche und mündliche Verfahren in Westfalen eingeführt wurde. Im J. 1808 zum außerordentlichen Professor der Rechtswissenschaft ernannt, kam er nach der Aufhebung der Universität 1811 nach Marburg, wo er ordentlicher Professor und Beisitzer des Spruchcollegiums wurde. Bald nach der Errichtung der Universität zu Bonn erhielt er 1818 den Ruf dahin zur ersten Professur der Rechte, wurde 1821 Ordinarius des Spruchcollegiums und 1824 Geh. Justizrath, legte jedoch 1828, durch unangenehme collegialische Verhältnisse bewogen, das Ordinariat des Spruchcollegiums nieder und lebte hierauf nur seinem Lehramte bis zu seinem Tode, 20. Oct. 1834. Als Lehrer wie als Schriftsteller richtete er seine Thätigkeit hauptsächlich auf die wissenschaftliche Ausbildung der Theorie des heutigen röm. Rechts, und seine Bemühungen fanden allgemeine Anerkennung. Seine Hauptschriften sind die „Theorie der Erbfolgeordnung nach Napoleon's Gesetzbuche" (Marb. 1811) und das „Lehrbuch der Institutionen des heutigen röm. Rechts" (Gieß. 1814), welches in der zweiten Ausgabe den Titel „Lehrbuch des heutigen röm. Rechts" (Gieß. 1818; 10. Aufl., 2 Bde., 1833; 12. Aufl. von Roßhirt, 1842; 13. vermehrte Aufl. von Fritz, 2 Bde., Wien 1851) erhielt, in mehre Sprachen (ins Lateinische von Hindenburg, Lpz. 1847) übersetzt wurde und auf mehren deutschen Hochschulen als Leitfaden der Vorlesungen dient.

**Mackenzie** (Henry), engl. Romanschreiber, geb. zu Edinburg 1745, widmete sich nach einer sorgfältigen Vorbildung dem Sachwalterberufe in Edinburg. Großen Beifall fand gleich sein erster Roman „The man of feeling" (1771), in dem Tone weicher Empfindsamkeit gehalten, dem als Gegenstück „The man of the world" und später „Julia de Roubigné" sich anschlossen. Sie sind alle drei durch Anmuth des Stils ausgezeichnet, ohne auf höhere Verdienste in Erfindung und Ausführung Anspruch machen zu können. Auch zu der von ihm seit 1778 herausgegebenen Zeitschrift „The mirror", an deren Stelle er später „The lounger" treten ließ, lieferte er zahlreiche Beiträge, die sich außer den Vorzügen des Stils durch eine Fülle von Witz und Humor auszeichnen, die man in seinen Romanen vermißt. Er war es, der in der letztgenannten Zeitschrift die Aufmerksamkeit des Publicums zuerst auf Rob. Burns (s. d.) leitete; auch schrieb er den an die Hochländische Gesellschaft (Highland society) erstatteten und 1805

besonders gedruckten Bericht über die Gedichte Ossian's, deren Echtheit er verfocht. Zugleich empfahl er sich der Verwaltung Pitt's durch mehre zu dessen Gunsten geschriebene Flugschriften und erhielt 1804 den Posten eines Generalcontroleurs der Abgaben in Schottland. Er starb 14. Jan. 1831. M. war der glücklichste Nachahmer Sterne's, den er zwar an Geschmack und Feinheit übertraf, aber an Witz und Humor nicht erreichte. Seine gesammelten Werke erschienen 1818 (8 Bde., Lond.). Sein Leben beschrieb Walter Scott in den „Lives of the novelists". — **Mackenzie** (Joshua Henry, Lord), Sohn des Vorigen, geb. 1777, wurde gleichfalls Rechtsgelehrter und erhielt 1824 das Amt eines Richters an der Court of justiciary zu Edinburg, mit welchem der persönliche Lordstitel verbunden ist. Er zeichnete sich in dieser Stellung durch tiefe Gesetzkenntniß und hohe Unparteilichkeit aus und starb zu Belmont bei Edinburg 17. Nov. 1851. — **Mackenzie** (William Forbes), geb. 18. April 1807, machte sich früh durch seine Anhänglichkeit an die Grundsätze des Conservatismus bemerklich und war, nachdem er 1837 für die Grafschaft Peebles ins Unterhaus getreten, eins der thätigsten Mitglieder der Protectionistenpartei. Im April 1845 wurde er zum Lord des Schatzes ernannt; als jedoch Peel seinen Entschluß kundgab, die Korngesetze aufzuheben, nahm er seine Entlassung und schloß sich der Opposition an, welche den Sturz des Ministeriums herbeiführte. Im Febr. 1852 ernannte ihn Lord Derby zum Secretär des Schatzamts, und bei den allgemeinen Wahlen gelang es ihm, den Peeliten Cardwell in Liverpool aus dem Felde zu schlagen. Bei den großartigen Bestechungen, welche diese Wahlen bezeichneten, war auch M. nicht ganz unbetheiligt. Der Rücktritt des Derby-Cabinets im Dec. 1852 nöthigte auch ihn, seine amtliche Stellung zu verlassen.

**Mackintosh** (Sir James), einer der angesehensten Rechtsgelehrten und Staatsmänner Englands, geb. 24. Oct. 1765 zu Aldouriehouse in der schott. Grafschaft Inverneß, studirte ursprünglich Medicin und wurde 1787 in Edinburg Doctor. Hierauf machte er eine Reise durch Frankreich, Holland und Deutschland. Nach seiner Rückkehr schrieb er die „Vindiciae Gallicae, or defense of the French revolution" (Lond. 1791), eine feurige Vertheidigung der Französischen Revolution, für die ihm die Gesetzgebende Versammlung den Titel eines franz. Bürgers bewilligte. Ein zufälliges Zusammentreffen mit Burke brachte ihn zu entgegengesetzten Ansichten. Er trat nun zur Rechtswissenschaft über, ließ sich 1792 in Lincolns-Inn aufnehmen und wurde 1795 Sachwalter. Noch wenig beschäftigt, hielt er inzwischen Vorlesungen über Natur- und Völkerrecht in Lincolns-Inn, bekam aber die Erlaubniß, dieses Local zu benutzen, erst nachdem er seinen „Discourse on the law of nature and nations" (Lond. 1799) hatte erscheinen lassen, welcher von beiden Parteien mit großem Beifall aufgenommen wurde. Seine Rede für die Preßfreiheit zur Vertheidigung Peltier's, welcher wegen Verleumdung des Ersten Consuls in Frankreich vor Gericht gezogen war, erregte allgemeine Bewunderung. Er wurde Professor der Politik und Gesetzgebung in Heartford, bald darauf (1803) auch Ritter und Recorder (Director des Obercriminalgerichts) in Bombay, wo er sich die größten Verdienste und den Ruhm eines menschenfreundlichen Richters erwarb. Seine Gesundheit nöthigte ihn 1811 nach Europa zurückzukehren. Im J. 1813 ins Parlament gewählt, war er einer der thätigsten Theilnehmer an der Reform der Criminalgesetze und seit dem Tode des Sir Sam. Romilly der eigentliche Leiter dieser Reform. Auch in allen andern Angelegenheiten der Zeit stand er stets in der vordersten Reihe der Streiter für Recht, Licht und Menschenwohl. Großen Ruhm erwarb er sich bei den Verhandlungen über die Fremdenbill, über religiöse Duldung, über den Sklavenhandel und über das Recht der Colonien auf eigene Verwaltung ihrer Angelegenheiten. Er war der Erste, der für die Unabhängigkeit Griechenlands sprach, und 1831 einer der kräftigsten und gründlichsten Kämpfer für die Reformbill. Er bekleidete 1822 und 1823 das Rectorat an der Universität zu Glasgow; 1827 machte ihn Canning zum Geh. Rath und 1830 wurde er Mitglied der Commission für die ostind. Angelegenheiten. Er starb 30. Mai 1832. Unter seinen frühern schriftstellerischen Arbeiten ist seine „Dissertation on the progress of ethical philosophy" in der „Encyclopaedia Britannica" auszuzeichnen, welche auch besonders gedruckt wurde (Lond. 1830). Seine kurz vor seinem Tode vollendete „History of England" (3 Bde., Lond. 1830) in Lardner's „Cyclopaedia" befriedigte nicht die früher von seinen historischen Forschungen erregten Erwartungen. Unvollendet hinterließ er eine „History of the revolution in England in 1688", die nach seinem Tode erschien (Lond. 1834).

**Mackintosh** (Charles), ein schottischer Chemiker, hat sich um mehre Zweige der technischen Chemie Verdienste erworben. So unternahm er in seiner chemischen Fabrik zu Crossbasket unweit Glasgow um 1820 zuerst die Darstellung des Bleizuckers im Großen, welche bis dahin

in Großbritannien nicht ausgeübt wurde, verbesserte 1825 die Berlinerblaufabrikation und er fand in demselben Jahre die Stahlbereitung durch Glühen des Eisens in Kohlenwasserstoffgas. Was aber seinem Namen am meisten Verbreitung verschaffte, das war die 1823 gemachte Erfindung der wasserdichten Stoffe, welche aus zwei aufeinander liegenden, durch dazwischengebrachte Kautschukauflösung verbundenen Zeugschichten bestehen, und aus denen die nach ihm benannten Überziehröcke gemacht werden. Er starb im Sept. 1843 zu Dumhattan bei Glasgow.

**Mâcon**, die Hauptstadt des franz. Depart. Saône-Loire, in einer fruchtbaren, angenehmen und mit unzähligen schönen Landhäusern bedeckten Gegend, am Abhang einer mäßigen Anhöhe und am rechten Ufer der Saône, über welche hier eine alte, 300 Schritt lange Steinbrücke mit 13 Bogen und schönen Bildhauerarbeiten führt, der Sitz eines Tribunals erster Instanz und eines Handelsgerichts, ist im Ganzen unregelmäßig und eng gebaut, schlecht gepflastert, hat seit Beseitigung der Festungswälle schöne Promenaden, sehr schöne Quais und einen Flußhafen. Auch befinden sich hier Reste eines Triumphbogens und Janustempels aus der Römerzeit und die Ruinen einer alten Kathedrale St.-Vincent. Die Stadt besitzt mehre Kirchen und Hospitäler, ansehnliche Paläste, ein Communal-College, eine Zeichnenschule, eine theoretisch-praktische Uhrmacherschule, eine öffentliche Bibliothek, ein Mineraliencabinet, eine Ackerbau- und eine Gesellschaft für Künste und Wissenschaften und zählt 13000 E., welche Leinwand, Decken, Hüte, Uhren und Confitüren, namentlich berühmte Marmelade aus Weinbeeren (Cotignac de M.) verfertigen und umfangreichen, durch die Lage M.s an der Hauptstraße von Paris nach Lyon geförderten Handel mit dem in südwestlichen Hügelgeländen wachsenden Mâconweine (s. Burgunderwein), sowie mit Stabholz und Vieh treiben. M., das schon zu Cäsar's Zeit bekannte Matisco im Lande der Äduer, im Mittelalter Mascon genannt, wurde frühzeitig der Sitz eines Bischofs. Früher nebst seinem Gebiete, der Landschaft **Maconnais**, eine eigene Grafschaft bildend, kam es 1238 unter Ludwig IX. an die Krone Frankreich, wurde 1435 von Karl VII. an den Herzog von Burgund abgetreten, 1477 aber von Ludwig XI. wieder mit Frankreich vereinigt.

**Macpherson** (James), der Übersetzer und Herausgeber des sogenannten Ossian, geb. 1738 zu Kingussie bei Ruthven in der schott. Grafschaft Inverneß, studirte auf den Universitäten zu Aberdeen und Edinburg Theologie, wurde dann Lehrer in Ruthven und 1759 Hauslehrer in der Familie Graham von Balgowan. Schon 1758 hatte er ein elendes erzählendes Gedicht „The Highlander" herausgegeben, auf welches er nun die „Fragments of ancient poetry, translated from the Gaelic or Erse language" folgen ließ. Das Aufsehen und der Beifall, den diese Dichtungen hervorriefen, veranlaßte ihn, mit andern angeblich Ossianischen Gedichten („Fingal", 1762; „Temora", 1763) hervorzutreten. (S. Ossian.) Eine Secretärstelle bei dem Gouverneur in Florida gab er bald wieder auf und schrieb nun in London Flugschriften zur Vertheidigung der Regierung, die ihm den Posten eines Geschäftsträgers des Nabob von Arcot eintrugen. Im J. 1780 kam er in das Unterhaus, wo er jedoch nur eine stumme Rolle spielte. Seine geschichtlichen Werke, höchstens mit Ausnahme der „History of Great-Britain from the restoration to the accession of the house of Hanover" (2 Bde., Edinb. 1775), und die Übersetzung des Homer (1773) sind ohne Werth. Er starb 1796 auf seinem Landgute Belleville bei Inverneß. Von seinem Nachlasse bestimmte er 1000 Pf. St., um die von ihm handschriftlich hinterlassene Urschrift des Ossian herauszugeben, und 300 Pf. St. zur Errichtung eines Denkmals für ihn in Belleville.

**Macready** (William Charles), berühmter engl. Schauspieler, wurde 3. März 1793 in London geboren. Sein Vater war Director eines Provinzialtheaters, bestimmte aber den Sohn zum Rechtsgelehrten und schickte ihn auf das Gymnasium zu Rugby, wo derselbe mit Eifer den classischen Studien oblag und rasche Fortschritte machte. Der junge M. sollte eben die Universität Oxford beziehen, als sein Vater in so bedrängte Umstände gerieth, daß er sich außer Stande sah, ihm die nöthigen Mittel zur Verfolgung seiner akademischen Laufbahn zu gewähren. Seine Freunde erboten sich zwar, ihn zu unterstützen; doch M. entschloß sich, das ausgezeichnete mimische Talent, welches man an ihm bemerkte, dem Unterhalt seiner Familie zu widmen. Im Juni 1810 trat er zum ersten mal in Birmingham als Romeo auf, wurde beifällig empfangen und sah bald seine Bemühungen zu Gunsten seines Vaters mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt. Bis 1814 spielte er in der Truppe desselben in den Hauptorten des mittlern und nördlichen England, ging dann nach Dublin und Edinburg und bildete sich allmälig so weit aus, daß er es wagen konnte, vor dem Publicum Londons aufzutreten. Am 16. Sept. 1816 erschien er in Coventgarden als Orestes in einer engl. Übersetzung von Racine's „An-

bromache." Sein Debüt erregte in der Theaterwelt bedeutendes Aufsehen, und Kean, welcher damals auf der Höhe seines Ruhms stand, sprach sich mit Wärme zu Gunsten seines jungen Collegen aus. Trotzdem dauerte es mehre Jahre, ehe M. es dahin brachte, daß man ihm die Shakspeare'schen Charaktere anvertraute; dagegen glänzte er in den Schauspielen Sheridan Knowles'. Im J. 1826 besuchte er Amerika und 1828 Paris, wo er verdienten Beifall erntete. Er übernahm hierauf die Leitung des Drurylane-Theaters, in der Absicht, das in Verfall gerathene classische Drama wieder zu beleben. Hier spielte er mit Vorliebe alle Hauptrollen der ältern Meisterwerke; namentlich war er als Macbeth, Hamlet, Richard, Sir Giles Overreach unübertroffen. Allein bei der zunehmenden Gleichgültigkeit der höhern Stände gegen das vaterländische Schauspiel mußten seine Unternehmungen in pecuniärer Hinsicht scheitern. Im J. 1849 ging er zum zweiten mal nach Neuyork, wo die Eifersucht des amerikan. Tragöden Forrest zu einem Volksauflauf führte; das Astortheater, auf welchem M. spielte, ward vom Pöbel gestürmt, das Militär mußte einschreiten und mehr als 50 Menschen wurden getödtet oder verwundet. M. kehrte eiligst nach England zurück und begann im Oct. 1849 eine Reihe von Gastrollen auf dem Haymarket-Theater, die er aber Krankheits halber nicht vollenden konnte. Im Herbst 1850 kündigte er einen neuen Cyklus an, und nachdem er diesen unter allgemeinem Beifall geschlossen, betrat er 26. Febr. 1851 in Drurylane zum letzten mal die Bühne. Sein Abschied vom Theater wurde durch ein Bankett gefeiert, wobei er eine Darstellung seiner vierzigjährigen künstlerischen Wirksamkeit gab. Das „legitimate drama" hat mit ihm seinen letzten würdigen Repräsentanten verloren.

**Macrobius** (Aurelius Ambrosius Theodosius), ein röm. Grammatiker in der ersten Hälfte des 5. Jahrh. n. Chr., unter der Regierung Theodosius' des Jüngern, war von Geburt wahrscheinlich ein Grieche und veranstaltete nach Art des Gellius (s. d.) aus den Schriften der griech. Philosophen, namentlich der Platoniker, gelehrte Sammlungen. Von seinen beiden noch vorhandenen Werken „Commentariorum in somnium Scipionis libri duo" und „Saturnalium conviviorum libri septem" enthält besonders das letztere, welches in Gesprächsform eingekleidet ist, eine reiche Anzahl historischer, mythologischer und antiquarischer Bemerkungen. Eine dritte Schrift „De differentiis et societatibus Graeci Latinique verbi" besitzen wir nur noch in einem Auszuge, dessen Verfasser, Johannes Scotus, im 9. Jahrh. lebte. Sämmtliche Schriften sind nach der ersten Ausgabe (Ven. 1472) am besten von Jak. Gronov (Leyd. 1670 und Lond. 1694) und Zeune (Lpz. 1774) bearbeitet worden, während die zweibrückener Ausgabe (2 Bde., 1788) einen correcten Textabdruck darbietet.

**Madagaskar**, eine der größten Inseln der Erde, im Indischen Ocean, welche, parallel der Ostküste Südafrikas, von ihr durch den durchschnittlich 90 M. breiten Kanal von Mozambique getrennt, sich von Cap Ambra 10° bis Cap Ste.-Marie 25¾° s. Br. in einer Länge von 210, bei einer durchschnittlichen Breite von 50 M. erstreckt und ein Areal von etwa 10500 QM. hat. Die Oberflächenbildung ist fast durchaus gebirgig und steigt terrassenförmig von der Küste auf, allmäliger auf der Westseite, viel rascher dagegen und sogar fast mauerartig im Osten, bis zu den ausgedehnten, von rothem Thon gebildeten, waldlosen, aber mit Gras bedeckten, 4000 F. hohen Hochebenen des Innern, über denen sich fast in der ganzen Länge der Insel, dem östlichen Rande viel näher als dem westlichen, das schätzungsweise 8—12000 F. hohe Ambohitsmena- oder Rothe Gebirge erhebt. Von dem wandartigen Absturze des östlichen Plateaus erstrecken sich viele, an Höhe allmälig abnehmende Bergketten bis in das niedere Küstengebiet, wo sie zuletzt in der Nähe des Meeres verschwinden. Der Küstensaum wird, mit Ausnahme des südwestlichen Theils bei Fort Dauphin, durch eine 10—15 M. breite, sehr niedrige, sumpfige und stellenweise überaus seenreiche Zone gebildet. Die große Erhebung des Terrains, die vielfachen Gebirgsketten und schauerlichen Abgründe erschweren außerordentlich die Verbindung der beiden Küsten, sodaß nur wenige Pässe dieselbe ermöglichen, und bewirken zugleich, daß die aus dem Innern abfließenden Gewässer fast ohne Ausnahme Wasserfälle bilden. Im Ganzen ist der nördliche Theil M.s der schönere, indem hier die völlige Bedeckung des Gebirgs mit Urwaldung, die zahlreichen Flüsse, die großen Baien, vortrefflichen Häfen und Rheden eine außerordentliche Mannichfaltigkeit hervorrufen. Auch die geognostische Beschaffenheit der Insel ist sehr mannichfaltig, doch noch wenig erforscht. Bestimmt ist das Auftreten von mächtigen Granitmassen mit riesigen Exemplaren des reinsten Bergkrystalls, häufiger Turmaline und Rosenquarz, von Syenit, von blauem Thonschiefer, von Kalkstein, theils als Marmor, theils als jüngerer Korallenfels, von Sandsteinen verschiedener Art, von Kohlenlagern, ausgedehnten Eisenerzmassen, auch von Gold, Silber, Kupfer, Zinn und Blei, die nur wenig benutzt werden.

Endlich erweisen die ausgedehnten Ablagerungen von Laven, Schlacken und Basalten nebst dem Vorkommen eines erloschenen Kraters das einstige Vorhandensein vulkanischer Thätigkeit. Erdbeben kommen ziemlich häufig vor; auch fehlt es nicht an warmen und kalten Mineralquellen. Das Klima zeigt bedeutende Unterschiede. Tropische Hitze erzeugt in den Sumpfniederungen der Küstenstriche miasmatische Dünste und die den Europäern selbst bei kürzerm Aufenthalte fast absolut tödlichen, unter dem Namen der Madegassischen Fieber bekannten Gallenkrankheiten, welche die oft wiederholten Ansiedelungsversuche stets vereitelten und der Insel den Namen des europäischen Kirchhofs verschafften. Viel gesunder ist schon der West- und am gesundesten der Nordrand, wo sich keine Sümpfe und waldlosen Savannen finden, sowie das 4000 F. hohe Binnenplateau, wo die mittlere Sommerwärme zwar noch bis 23° R. steigt, im Winter aber das Thermometer häufig auf den Frostpunkt herabgeht. Die Höhe des Binnenlandes veranlaßt sehr häufige starke Regenbildungen und erklärt den außerordentlichen Reichthum an Flüssen, von denen einige 50—70 M. lang, aber nur wenige Stunden von ihrer Mündung aufwärts schiffbar sind. Die klimatischen Verhältnisse, in Gemeinschaft mit dem Wasserreichthum und dem größtentheils ausgezeichnet fruchtbaren Boden an den Abfällen des Binnenlandes und namentlich in den Thälern, haben eine staunenerregende Üppigkeit und Pracht der Vegetation zur Folge. Die Flora M.s ist, obschon in vielen Beziehungen der indischen und südafrikanischen ähnlich, gleichwol eigenthümlich und selbst von der Flora der Inseln Bourbon und Mauritius sehr verschieden. Besonders in den Küstengegenden ist die Vegetation von einer wunderbaren Mannichfaltigkeit, und noch erfüllen die dichtesten, durch die Masse von Schlinggewächsen fast undurchdringlichen Urwaldungen von riesigen Forstbäumen den größten Theil der Insel. Ungemein reich ist M. an Handelsproducten, an Schiffbauholz, Eben-, Sandel- und andern Farbehölzern, an Rosen-, Benzoin-, Adler und andern feinen Tischlerhölzern, an Arzneigewächsen, an Ölpflanzen, an Balsamgewächsen, an Kopalharz- und Gummibäumen, an Kokos, Indigo, Gewürzpflanzen, besonders wildem Pfeffer, an Reis, der das Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung bildet, an ausgezeichneter Baumwolle, an Bananen, eßbaren Arums, Bataten, Manioc, kürbisartigen Gewächsen, an Tabacк, an den schönsten baumartigen Farren, Lianen und Orchideen, sowie an dem Sagus ruffia, dessen Fasern einen Haupttheil der Bekleidungsstücke für die Eingeborenen bilden. Von den eingeführten Gewächsen gedeihen Granaten, Orangen, Citronen, Feigen, Wein ebenso gut wie die Kartoffel und der Kaffeebaum, dessen Frucht dem Bourbonkaffee gleich geschätzt wird. Auch das Thierreich M.s ist höchst eigenthümlicher Art. Die Fauna der Ostseite ist derjenigen des Asiatischen Archipels und selbst der von Australien verwandt; auf der Westseite ähnelt sie der afrikanischen, obgleich sie, soweit unsere Kenntniß jetzt reicht, ein besonderer Mittelpunkt der Thierschöpfung zu sein scheint. Die auf dem afrik. Continente so häufigen Dickhäuter, wie Elefanten, Rhinocerosse, Flußpferde und große Raubthiere, wie Löwen, Tiger und Hyänen, fehlen gänzlich, sowie auch alle Affen, welche letztere durch die zahlreichsten Arten der der Insel ganz eigenthümlichen Gattung der Halbaffen oder Makis, Galagos und Indris repräsentirt werden. Eine von Früchten lebende Fledermaus von der Größe einer gewöhnlichen Henne dient als beliebtes Gericht zur Nahrung. Außerdem besitzt die Insel ausgezeichnetes Rindvieh, darunter Buckelochsen, Schafe mit Fettschwänzen, wilde Büffel in ganzen Herden, wilde Schweine in außerordentlicher Menge, zahlreiche Vögel mit dem schönsten Gefieder, namentlich Kolibris, auch Fasanen, Papageien, Perlhühner, Kriekenten, Tauben; ferner: Cochenille, Seidenraupen, prächtige Schmetterlinge, viel Bienen, deren gelber und grüner Honig und Wachsarten zu den ausgezeichnetsten gehören; aber auch bis 16 F. lange Schlangen und sehr große in allen Flüssen und Seen äußerst zahlreiche Krokodile, die von dem Stamme der Antarayes verehrt werden. Die Binnengewässer wie das Meer sind mit zahlreichen Fischen bevölkert, und Walfische werden an den Küsten, besonders an der großen St.-Augustinbai und an der Ostküste, von den Europäern und Nordamerikanern im Kanal von Mozambique gejagt.

Die Bewohner der Insel, die sich selbst Malagasy nennen, woraus die Europäer Madegassen, Madekassen oder Malgaschen gemacht haben, und deren Zahl auf 4½ Mill. geschätzt wird, gehören, obwol sie in 25—27 größere und kleinere Stämme zerfallen, doch nur zwei Hauptvölkern an, aber in vielfachen Mischungen. Abgesehen nämlich von einer verhältnißmäßig geringen Zahl arab. Colonisten und ihrer Nachkommen auf der Nordseite der Insel, wohnen auf der Westseite derselben schwarze Stämme, aber nicht mit dem Negertypus der Mozambiquer, sondern von Kafferncharakter, mit ungemein kräftigem Wuchse, angenehmen Gesichtszügen und ernstem, nachdenklichem Wesen. Auf der Ostseite und im Innern dagegen wohnen Stämme von entschieden malayischem Typus, klein, zierlich gebaut, oliven-

farbig, zum Theil selbst noch heller als die Südeuropäer. Dieser hellere Theil der Bevölkerung, der vorherrschende auf der Insel, ist zugleich thätiger und civilisirter als der dunkle, aber auch schlau, stolz, rachsüchtig, habgierig und anmaßend. Alle Bewohner M.s jedoch sprechen dieselbe Sprache und zwar nach W. von Humboldt's Forschungen eine rein malayisch-polynesische, in welcher die verschiedene Hautfarbe höchstens verschiedene Dialekte unterscheiden läßt. Im Allgemeinen sind die Madegassen abergläubisch, träge, gastfrei, sorglos und rachsüchtig, aber meist sehr tapfer und freiheitsliebend, wie sie denn überhaupt eine Menge der glänzendsten Eigenschaften und der größten Laster in sich vereinigen. Die Criminaljustiz wird auf der ganzen Insel durch Ordalien ausgeübt. Die Religion ist ein Götzendienst, der vorzüglich auf den Ideen von einem guten und einem bösen Geist beruht. Den guten Geist beten sie in der Regel nicht an; dem bösen bringen sie Menschenopfer, besonders an Kindern. Die Madegassen sind meist Landbauern oder Hirten, Jäger und Fischer; nur die Howas und ihre Stammverwandten, die Betsiléos, treiben in Folge ihres unfruchtbaren Bodens auch technische Industrie und sind ziemlich geschickt in Anfertigung von Gold- und Silberarbeiten, Holz- und Eisenwaaren, Seiden- und Wollengeweben, namentlich von kostbaren Teppichen. Früher betrieb M. einen sehr bedeutenden Sklavenhandel und zugleich bis in die letzten Jahre einen ansehnlichen Export in Reis, indischem Korn, Schlachtvieh und groben Stoffen nach Bourbon und Mauritius, wogegen man Waffen, Munition, Luxusartikel u. s. w. eintauschte. Noch jetzt werden durch die Portugiesen und Nordamerikaner Feuergewehre, Pulver, grobe Glaswaaren, Metallwaaren, Baumwollenzeuge, Rum u. s. w. eingeführt. Die einzelnen Stämme der Madegassen stehen unter der völlig despotischen Herrschaft eigener Häuptlinge. Unter ihnen ist der Stamm der Howas oder Owas, deren Sprache auch die ausgebildetste, der bedeutendste, civilisirteste und herrschende. Von ihrer Heimat, dem Lande Ankowa, einer sehr großen, fast im Centrum der Insel gelegenen Hochebene, stiegen die Howas 1813 herab und vereinigten die übrigen Stämme zu einem Reiche, von dem sich nur die Sakalawas neuerdings mit Erfolg loszureißen versuchten. Die Howas haben M. in 20—22 Provinzen eingetheilt, von denen jede unter einem Oberbefehlshaber steht und verschiedene Unterabtheilungen umfaßt. Die erwähnte Centralprovinz Ankowa, besonders mit ihrem Districte Imerina, die Heimat der Howas und der Kern ihres Reichs, hat eine sehr starke Bevölkerung, die gewerbfleißigste von ganz M. Mitten auf der Hochebene liegt 4000 F. über dem Meere die Hauptstadt des Reichs, Tanarivo oder Tananarivo, auch Tatane Arrivo oder Emirne genannt, die Residenz und Grabstätte der Howasbeherrscher. Merkwürdig sind in dieser Stadt, die 25000 E. zählt, in ihrem weitern Umfange aber 80000 E. haben soll, der Residenzpalast und mehre andere Gebäude, welche der König Radama in europ. Stil von einem franz. Architekten erbauen ließ. Nördlich von Ankowa liegt die große Provinz Antsianaka mit der alten Hauptstadt Rahidronu. In der nördlichsten Provinz Bohimarina liegt die schöne Passandava-Bai und in sehr gesunder Lage, zunächst östlich dem Cap Ambra, die Bai von Antombony oder Diego Suarez, auch Britische Einfahrt genannt, einer der größten und schönsten Häfen der Erde. In der Provinz Bueni, Boina oder Iboina ist Bombetok, die alte Hauptstadt der Sakalawas, an der Bombetokbai, zu erwähnen; bedeutender jedoch ist hier Madshonga, Hauptort und zugleich Festung der Howas, 1824 erbaut auf den Ruinen der großen und sehr reichen, besonders von arab. Einwanderern und deren Nachkommen bewohnt gewesenen Handelsstadt Muzangaya, die, einst das lebhafteste Emporium M.s, einen viel besuchten Hafen hatte und bedeutenden Ein- und Ausfuhrhandel trieb. Die südöstlichste Provinz ist Anosy mit hohen Küsten, schönen Landschaften und mildem, aber sehr ungesundem Klima, gut bebaut, mit der großen Mangafiafi- oder St.-Lucia-Bai und den Ruinen des franz. Forts Dauphin. An der mittlern Ostküste, im Lande der Betsimisarakas, liegt die Provinz Betaniména, d. h. das Rothe Land, mit eisenreichem, rothem Thonboden, dichter Bevölkerung und dem Orte Tamatave, dem Haupthandelsplatze und besten Hafen der ganzen Ostküste, von dem aus früher besonders Bourbon und Mauritius verproviantirt wurden. Daran schließt sich nordwärts die Provinz Mahavelona, häufig von europ. und mascarenischen Händlern besucht, mit Foulpointe, einem einst wichtigen Handelsplatze der Franzosen, und einem starken Fort der Howas. Noch nördlicher liegt die gebirgige, an Holz, Reis, Schlachtvieh und großen Bergkrystallen reiche Provinz Ivongo, mit dem prächtigen, 10½ Stunden langen und 4½ Stunden breiten Golf von Manghabai oder der Antongilbai, an welcher einst die Franzosen viel Handel trieben und Graf Benjowsky (s. d.) 1786 von franz. Truppen getödtet wurde. Südlich von dieser Bai, durch einen schmalen Kanal von dem Hafenorte Tintingue getrennt, liegt die Insel Nossi Ibrahim oder Ste.-Marie der Franzosen, die diese schon

seit langer Zeit zum Schutze ihres Handels besetzt haben, 9 M. lang, 2½ M. breit, auf allen Seiten von Korallenriffen umgeben, bergig und ziemlich gut bewässert, sumpfig und wenig fruchtbar, aber reich an Schiffbauholz. Vor der Nordwestküste M.s liegen folgende kleinere, seit 1841 durch Verträge mit den einheimischen Häuptlingen allmälig von den Franzosen in Besitz genommene Rossi oder Inseln, die seitdem als Zufluchtsort der dem Joche der Howas sich entziehenden und unter franz. Schutze stehenden Sakalawas wichtig geworden sind: **Rossi Bé** oder Bariou Bé, d. h. Große Insel, mit guten Ankerplätzen, aufblühendem Handel, einem Freihafen seit 1841 und 15000 E.; ferner Rossi Cumba, Rossi Mithiou und Rossi Fati. Diese Inseln nebst Ste.-Marie gelten als Dependenzen der franz. Colonie **Mayotte** oder **Mayotta**, der südöstlichen Insel der Comorogruppe.

M., bei den Eingeborenen Rossindambo, d. h. Insel der wilden Schweine, von den Arabern Dschesira-el-Komr, d. h. Mondinsel genannt, wird schon von Marco Polo im 13. Jahrh. unter dem Namen Magastar oder Madacgascar angeführt; doch wurde es erst 1506 von dem Portugiesen Lorenz Almeida entdeckt und besucht und früher häufig St.-Lorenzinsel, von den ältern franz. Ansiedlern auch Dauphine genannt. Engländer und Holländer machten seit der Entdeckung vergebliche Versuche, sich daselbst niederzulassen; noch mehr aber die Franzosen, die daselbst 1665 eine Colonie anlegten, sich jedoch damals so wenig behaupten konnten wie in ihren spätern Colonisationsversuchen. Indessen haben die Franzosen von daher noch die meisten Handelsverbindungen mit der Insel behalten, indem sie in der Nähe auf den genannten kleinen Inseln der Nordwestseite Niederlassungen begründeten. Den Bestrebungen der Franzosen wie der Engländer, auf M. festen Fuß zu fassen, ist besonders das Reich der kriegerischen Howas bis jetzt ein unübersteigliches Hinderniß gewesen. Das Reich wurde von dem Könige Radama begründet, der zugleich seine Unterthanen der Civilisation zugänglich machte, Schulen gründete, schöne Gebäude aufführte und tüchtige Leute seines Volkes auf der Insel Mauritius, zu London und Paris in den europ. Gewerben, Künsten und Wissenschaften unterrichten ließ. Binnen wenigen Jahren gelang es ihm, ein so starkes, zum Theil europäisch eingeübtes Heer herzustellen, daß er die Häuptlinge der übrigen Stämme zu Vasallen machen konnte. Dabei lieh er den Anträgen der Engländer auf Abschaffung des Sklavenhandels, die ihm dafür jährlich 8000 Pf. St. zahlten, und der Menschenopfer, sowie auf Einführung des Christenthums ein williges Ohr. Missionare gründeten die Anstalten in Tananariva, sodaß das Christenthum bereits mächtige Wurzel zu fassen anfing. Aber sein Tod machte allen Fortschritten der Civilisation auf M. ein Ende. Er wurde von seinem Weibe, Ranawalo-Mandschoka, 1828 vergiftet, die sich, nachdem sie auch die Verwandten Radama's umgebracht, auf den Thron schwang, auf dem sie mit blutigem Despotismus bis zu ihrem im Anfang 1852 erfolgten Tode zerrschte. Sie ward unterstützt von einem Staatsrathe und ihrem Minister De Lasatelle, einem ehemaligen franz. Commis, der seit 1830 den wohlthätigsten Einfluß auf die commerciellen und industriellen Angelegenheiten M.s ausübt, die Zuckerproduction die Pflanzung von vielen Colonialproducten einführte und die Neugier und Sehnsucht der Königin wie der Großen des Reichs auf früher unbekannte Dinge und Genüsse zu lenken wußte. Im Übrigen rottete Ranawalo alle Keime europ. Civilisation aus, indem sie 1835 das Christenthum verbot und die Missionare vertrieb, auch allen Verkehr mit den Europäern verhinderte, diese grausam verfolgte und ein blutiges Regiment einführte. In Folge davon verfeindete sie sich immer mehr mit den Engländern und Franzosen, sodaß es im Laufe von 1845 zu einem blutigen Zusammentreffen zwischen ihren Truppen und denen der beiden Nationen kam. Letztere erlitten indessen eine entschiedene Schlappe und mußten sich begnügen, die ausgewiesenen Europäer an Bord zu nehmen und sie nach Bourbon und Mauritius überzusetzen. In Betracht, daß ein neuer Zug gegen die Howas, die 50000 Streiter ins Feld stellen können, eine bedeutende Truppenmacht erfodere und nur mit den Engländern gemeinschaftlich ausgeführt werden könne, mit welchen man im Falle eines günstigen Erfolgs leicht in Conflict über den Besitz der Insel gerathen dürfte, wurde die am Ende 1845 von der franz. Regierung beschlossene und im engl. Parlament berathene Expedition aufgeschoben. Der Sohn und Nachfolger der Ranawalo-Mandschoka, der König Rakoton-Radama, ist ganz in die Fußtapfen seines Vaters getreten. Vgl. Ellis, „History of M. compiled chiefly from original documents" (Lond. 1838); Leguével de Lacombe, „Voyage à M. et aux îles Comores" (2 Bde., Par. 1841); Macé Descartes, „Histoire et géographie de M." (Par. 1846); „M. past and present by a resident" (Lond. 1847); d'Avezac „Iles de l'Afrique" (Par. 1848).

**Madame**, s. Dame.

**Madeira** portug., **Madera** span., eine den Portugiesen gehörige westafrikanische Insel, 150 M. südwestlich von Lissabon, mit dem nur 7½ M. nordöstlicher gelegenen kleinen Eilande Porto-Santo und den noch kleinern Wüsten Inseln (Ilhas desertas) zusammen auch die **Madeiragruppe** oder **Nördliche Canarien** genannt und mit denselben 15¾ (nach Andern 18½) QM. groß, wird schon auf der mediceischen Hafenkarte 1351 unter dem Namen Isola di Legname, d. h. Holzinsel, aufgeführt, wurde aber erst 1419 von den Portugiesen Juan Gonzalez Zarco, Tristan Vas und Muñiz Perestrelo besucht und colonisirt. Den Namen (Madeira, d. i. Holz) veranlaßten die Waldungen, die zu dieser Zeit die Insel bedeckten, jetzt aber längst verschwunden sind. Die Insel ist ein ausgebrannter Vulkan, dessen höchste Spitze, der Pico Ruivo, 5682 F. über das Meer sich erhebt. Mehr als die Hälfte der Insel hat eine absolute Erhebung von 2500 F. Die Uferränder bilden überall furchtbar steile, nackte Felswände mit einigen Häfen und Landungsbuchten. Durch diesen Gebirgscharakter, den Wechsel von Plateauflächen, von hohen, schroffen und durch tiefe Thalschluchten getrennten Felsmassen gewährt M. überall einen höchst mannichfaltigen und wunderbar pittoresken Anblick. Der vorherrschend basaitische Boden ist jedoch an zwei Punkten trachytisch und besteht stellenweise aus Trachyttuff, losen Schlacken und vulkanischen, auf tertiärem Kalk ruhenden Tuffen. Überaus merkwürdig gestaltete Basaltfelsen bilden besonders die senkrechten Ränder des in der Mitte der Insel gelegenen, 1600—1900 F. tief eingeschnittenen schönen Thales Curral das Freiras (d. h. Park der Nonnen). Deutliche Krater und neuere Lavaströme fehlen dagegen; doch nimmt man zuweilen Erdbeben wahr. Das Klima gleicht einem immerwährenden Frühlinge; die Luft ist sehr warm, aber gleichmäßig und äußerst gesund. Im Sommer ersetzt der Thau den Regen; im Winter verursacht der Regen häufige Überschwemmungen der zahlreichen fließenden Gewässer. Die Fruchtbarkeit ist außerordentlich und das Haupterzeugniß Wein. Die von der Insel Kreta 1421 hier angepflanzten Reben liefern jährlich 20000 Pipen oder etwa 60000 Ohm Wein, wovon mehr als die Hälfte ausgeführt wird. Die besten Sorten sind der **Malvasier** und der **Dry-Madera** (d. h. trockener Madera), so genannt, weil er den allerreifsten, schon etwas trockenen Trauben noch vor der Kelter entträufelt. Außerdem gibt es viele Dattel-, Kastanien-, Aprikosen- und Pfirsichbäume, sowie Südfrüchte aller Art. In den Gärten zieht man neben den gewöhnlichen Küchengewächsen auch Ananas und andere tropische Gewächse. Getreide wird nicht hinreichend erbaut und muß deshalb eingeführt werden. Auch Zuckerrohr gedeiht, und in neuerer Zeit wird viel Kaffee der besten Art cultivirt, der bereits ein Ausfuhrartikel geworden ist. Die einzig wildlebenden vierfüßigen Thiere sind das Kaninchen und das Schwein; Rindvieh, Schafe und Pferde hat man aus Europa eingeführt. Die Einwohner sind meist portug. Abkömmlinge, auch Mulatten, Neger und mehre Hundert angesiedelte Engländer. Im J. 1767 betrug ihre Zahl auf M. nur 64000, 1847 schon 115000 E.; neuerdings hat sich aber die Bevölkerung in Folge bedeutender Auswanderungen ganzer Familien nach Westindien und Brasilien bis auf 108000 Seelen vermindert. Die Ehrlichkeit, Mäßigkeit, Verträglichkeit und unverdrossene Thätigkeit, die Intelligenz und leichte Acclimatisirung der Madeirer hat dieselben, namentlich in dem brit. Westindien, zu einem ungemein schätzbaren Ersatz der Neger gemacht. Die Verwaltung der Inselgruppe hängt seit 1836 unmittelbar von der des Königreichs Portugal ab; sie bildet einen eigenen Verwaltungsbezirk mit acht Districten, der unter keinem Generalgouverneur mehr steht. Die portug. Regierung könnte leicht noch manchen wüst liegenden Theil der Insel, von deren Oberfläche nur ein Viertel benutzt wird, der Cultur gewinnen und auch den Wohlstand der jetzt für die Hülfsmittel zu sehr angewachsenen und deshalb armen Bevölkerung heben, wenn sie durch zweckmäßige Gesetze und Verwaltung eingreifen wollte. Der Handel ist meist in den Händen der Engländer; die seit Jahren in Abnahme begriffene Zolleinnahme belief sich 1850 nur noch auf 119344 Dollars. Die Hauptstadt **Funchal**, Sitz eines Bischofs, erhebt sich amphitheatralisch auf der Südküste, an einer von 3800 F. hohen pittoresken, mit Landhäusern gezierten Bergen umgebenen, seewärts aber offenen und deshalb sehr unsichern Bai, entspricht aber im Innern keineswegs dem schönen Anblick von außen. Die Stadt hat 25000 E., eine Kathedrale, drei Nonnenklöster, eine engl. Kirche, vier Forts zur Vertheidigung der Rhede und ist der Haupthandelsplatz der Inselgruppe und als Anhaltepunkt der von Europa nach Ostindien fahrenden Schiffe von maritimer Wichtigkeit. Der Ort Machico hat 2500, Santa-Cruz 1500 E. Die nur 1½ M. lange Insel **Porto-Santo** ist hügelig, theils von ähnlicher Beschaffenheit wie M., theils aus Sandstein bestehend, baumlos, sehr reich an Rebhühnern und Orseille und zählt 1800 E., welche sich vorzugsweise vom Weinbau nähren, der jährlich

1500 Pipen liefert. Die drei Wüsten Inseln oder **Desertas**, im O. von M. gelegen, zählen nur 600 E., Groß-Deserta zieht viel Rindvieh. Die weit im SSO. abgelegenen Waldinseln oder **Las Salvages** sind nur von wilden Kaninchen bevölkert und liefern gute Orseille.

**Maden** nennt man die beinlosen Larven der Insekten, wie sie bei den meisten Fliegen angetroffen werden. Selten können diese springen, wie die Maden der Käsefliege. Viele von ihnen werden den Menschen lästig durch Zerstörung nützlicher Pflanzen, wie die Maden der Radieschenfliege, welche die Wurzeln der Radieschen vernichten, die Maden der Zwiebelfliege, welche das Trockenwerden der Zwiebeln verursachen, die Maden der Narcissen-Schenkelfliege, welche das Herz der Narcissenzwiebeln ausfressen u. s. w. Andere sind eine große Plage der Hausthiere, wie die Maden der Schafbremse, die sich in dem Nasenkanal und den Stirnhöhlen des Schafs öfters in großer Menge finden; die Maden der Rinderbremse, welche in Beulen der Rückenhaut des Rindviehs leben; die Maden der Pferdebremse, die sich im Magen des Pferdes aufhalten; die Maden der Mastdarmbremse, welche in dem Mastdarm der Pferde angetroffen werden, und andere. Ja in mehren Gegenden Südamerikas wird selbst der Mensch zuweilen durch die Maden der Bremsen geplagt. Die früher berüchtigten Leichenwürmer sind die Maden einer Fleischfliege (Sarcophaga mortuorum), welche ihre Eier gern an menschliche Leichname legt, wenn sie in offenen Gewölben beigesetzt werden. Selten werden die Maden von den Menschen benutzt, wie die Maden der Schmeißfliege (Musca vomitoria), welche in Frankreich absichtlich gezogen und zum Fischfange und als Fasanenfutter verkauft werden.

**Madia** oder **Madikraut** (Madia) ist der Name einer zur Familie der Compositen gehörenden Pflanzengattung, von der die Früchte fruchtkronenlos und die äußern derselben zwischen die Hüllblätter des Blütenkopfs gestellt, die Blüten gelb, und zwar die rückständigen ziemlich kurz einlippig und die scheibenständigen röhrenförmig sind. Die hierher gehörigen Pflanzen sind einjährig, aufrecht, drüsig-zottig behaart und sehr klebrig. Von ihnen wird die ölgebende **Madia** (M. sativa) in Chile, wo die Pflanze einheimisch ist und Madi oder Melosa genannt wird, häufig als Ölpflanze angebaut, weshalb sie auch Chilische Ölpflanze heißt. Auch bei uns wurde sie vielfach als nützliche Ölpflanze empfohlen und angebaut. Sie ist 3—5 F. hoch, ihre Blätter sind ei-lanzettig, ganzrandig und die Blütenköpfe endständig und auf beblätterten Ästchen gehäuft. Schon seit Anfang dieses Jahrhunderts ist sie in Deutschland bekannt, aber als Feldölgewächs erst seit 1839 cultivirt worden. Die Ergebnisse der Anbauversuche sind jedoch in den meisten Fällen nicht so günstig gewesen, wie man erwartet hatte. Gleichwol verdient die Madia alle Beachtung, da sie nur einjährig ist, nichts von Frost und Ungeziefer zu leiden hat, keine großen Ansprüche auf Bodengüte macht und ein vortreffliches Öl liefert. Sie ist besonders da zum Anbau im Großen zu empfehlen, wo Raps und Rübsen keine sichern Ernten erwarten lassen. Das Öl der Madia ist fetter als das Mohnöl, fast ganz geruchlos und von mildem, angenehmem Geschmack, auch zum Einschmieren der Maschinen sehr tauglich, indem es bei einer Kälte von 19° R. noch nicht gefriert. Die Ölkuchen gewähren ein gutes Viehfutter. Stroh und Spreu sollen giftige Eigenschaften haben, doch gibt ersteres einen guten Brennstoff. Ein großer Übelstand ist nur, daß die Blütenköpfe der Pflanze allmälig nacheinander reifen, sodaß die ersten schon ausfallen, wenn die letzten noch nicht reif sind. Eine andere Art, die zierliche **Madia** (M. elegans), wird bei uns als Zierpflanze gezogen.

**Madison** (James), Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika 1809—17, wurde um 1758 in Virginien geboren und widmete sich nach sorgfältiger Vorbildung dem Sachwalterberufe. Kaum 22 J. alt, wurde er schon in einem öffentlichen Amte angestellt und erwarb sich bald das Vertrauen seiner Mitbürger, die ihn zum Mitgliede des Congresses wählten, wo er zu den gewandtesten Rednern gehörte. Nach der Gründung der neuen Verfassung der Vereinigten Staaten, zu welcher er viel beigetragen hatte, verband er sich mit einigen Patrioten, um durch Flugschriften, die dann unter dem Titel „The federalist" gesammelt wurden, das Volk zur Annahme des Grundgesetzes zu bewegen. Unter Jefferson's Verwaltung wurde er Staatssecretär. Zum Präsidenten erwählt, erklärte er seinen Entschluß, die Unabhängigkeit des Vaterlandes fest zu begründen und die Partei der Föderalisten, die man einer Hinneigung zu England beschuldigte, aus allen Kräften zu bekämpfen. Im Geiste dieses Grundsatzes verbot er allen Verkehr mit England und Frankreich, solange diese Staaten die seit 1807 den Handel der Neutralen störenden Verfügungen aufrecht erhalten würden. Als die franz. Regierung die beschränkenden Verordnungen zurücknahm, eröffnete M. die Verbindung mit Frankreich wieder, während die Verhältnisse mit England sich verwickelten, da die brit. Regierung weniger nachgiebig sich zeigte und durch Anmaßungen zur See, besonders durch das Pressen der Matrosen

auf amerikan. Schiffen, M.'s ohnehin ungünstige Stimmung gegen England noch mehr reizte. Dies führte 1812 zu dem Kriege gegen die Briten, welcher den aufblühenden Wohlstand der Vereinigten Staaten außerordentlich störte. Die Fehler, welche mehre amerikan. Generale begingen, wurden dem Präsidenten zugeschrieben, und das Misvergnügen über ihn äußerte sich besonders bei der Gegenpartei, den Föderalisten, welche die Absicht merken ließen, einen andern Präsidenten zu wählen. M. benahm sich in diesem kritischen Zeitpunkte mit männlichem Muthe, besonders bei der schmählichen Verbrennung der Bundesstadt Washington durch die Engländer. Nach dem Abzuge der Feinde versammelte er den Congreß, eröffnete die Sitzung desselben mit einer kriegerischen Rede und nahm so kräftige Maßregeln, daß die Amerikaner in kurzer Zeit ein Übergewicht, besonders durch einige glückliche Vorfälle in Canada und durch die Tapferkeit der amerikan. Seemacht erhielten. Die Folge war, daß der am 24. Dec. 1814 zu Gent mit England geschlossene Friede den Zustand vor dem Kriege wiederherstellte. Hierauf bemühte sich M. mit dem günstigsten Erfolge, den Wohlstand der Vereinigten Staaten zu heben. Am 1. März 1817 unterzeichnete er die Navigationsacte, drei Tage nachher legte er seine Stelle nieder. Er starb als Friedensrichter in Virginien 28. Juni 1836. Sein Nachfolger war James Monroe.

**Mädler** (Joh. Heinr.), Professor der Astronomie und Director der kaiserl. Sternwarte zu Dorpat, wurde zu Berlin 29. Mai 1794 geboren, wo er sich dem Lehrstande widmete und 1817—28 an der Leitung des städtischen Schullehrerseminars Theil nahm, später aber an dem 1830 errichteten königl. Schullehrerseminar angestellt ward. Seit 1829 stellte er in Verbindung mit Wilh. Beer (s. d.) auf der von dem Letztern in Berlin erbauten Sternwarte die fleißigsten Beobachtungen an, als deren Frucht zuerst Zeichnungen des Mars während seiner Opposition auf 1830 erschienen. Ungleich wichtiger und werthvoller war die von ihnen bearbeitete große Mondkarte (4 Blatt, Berl. 1834—36), welche alle frühern Arbeiten dieser Art bei weitem übertraf, und die ihr zur Erläuterung dienende „Allgemeine vergleichende Selenographie" (2 Bde., Berl. 1837). Eine Generalkarte des Mondes erschien gleichfalls 1837, sowie 1839 eine kurzgefaßte Beschreibung des Mondes, beide von M. allein bearbeitet. Außerdem beschäftigte sich M. hauptsächlich mit der Berechnung der Bahnen mehrer Doppelsterne, sowie der beiden nächsten Saturntrabanten. Im Sommer 1833 besorgte er auf Rügen die Zeitbestimmungen für die russ. Chronometerexpedition. Im J. 1836 wurde er an der königl. Sternwarte in Berlin angestellt und 1840 folgte er dem Rufe in seine gegenwärtige Stellung nach Dorpat. In demselben Jahre vermählte er sich auch mit der ältesten Tochter des hannov. Hofraths von Witte, die sich mehrfach als Dichterin bekannt gemacht hat. Andere Hauptwerke sind die „Beobachtungen auf der Sternwarte Dorpat" (Bd. 9—13, Dorp. 1842—49) und die „Untersuchungen über die Fixsternsysteme" (2 Bde., Mit. 1847—48). Epochemachend in der Kosmologie wurden die Ansichten, welche M. in einer kleinern Schrift (1. und 2. Aufl., Dorp. 1846) über das Dasein einer Centralsonne (s. d.) aufstellte. Von den übrigen Schriften M.'s sind hervorzuheben: „Populäre Astronomie" (Berl. 1841; 4. Aufl., 1849); „Leitfaden zur mathematischen und allgemeinen physischen Geographie" (Stuttg. 1844); „Astronomische Briefe" (Mitau 1845—47). Auch lieferte er einige populäre Arbeiten für die „Gegenwart" und die „Belehrenden Unterhaltungen."

**Madonna** (ital.), d. h. meine Herrin, wird vorzugsweise nur die Jungfrau Maria genannt, und zwar auch außerhalb Italien, insofern dieselbe Gegenstand der bildenden Kunst ist. Die urchristliche Kunst kennt keine Darstellung der Mutter Christi. Erst seitdem dieselbe im 5. Jahrh. als Mutter Gottes anerkannt worden war, treten vereinzelte Marienbilder auf. Das Antlitz der Mutter ist meist völlig oval und von mildem Ausdruck; ein Schleier bedeckt ihr Haar. Ursprünglich waren die Gesichtszüge der Jungfrau aus den ältern Christusbildern abgezogen, einer Tradition zufolge, nach welcher Christus in Allem seiner Mutter ähnlich gewesen. Auch das Kind ist fast immer völlig bekleidet. Mit Cimabue tritt die Ausbildung der Madonnenbilder in ein zweites Stadium, und eine Zusammenstellung der Marienbilder von da ab in chronologischer Folge würde eine Geschichte der Entwickelung des kath. Glaubens sein. Alle großen Meister der spätern nord. und ital. Kunst haben die Madonna zu einem Hauptgegenstand ihrer Darstellungen gemacht und sich in den verschiedensten Auffassungsweisen, man kann wol sagen, erschöpft. Am tiefsinnigsten und herrlichsten faßte sie Rafael auf, in dessen Madonnenbildern bald mehr die liebende Mutter, bald das Ideal weiblicher Schönheit vorherrscht, bis er in der Madonna des heil. Sixtus die höchste Darstellung der Königin der Heiligen erreichte. Von symbolischen Darstellungen kommen am häufigsten vor: Maria mit einem weiten Mantel, dem Mantel der Liebe, unter welchen sie die Gläubigen nimmt. Dann wird sie auch auf dem

Halbmonde oder der Erdkugel stehend gebildet nach Offenb. Joh. 12. In dieser Weise finden sich besonders viele Statuen in kath. Kirchen. Eine Madonna ohne das Kind gehört erst der neuern Kunst an und hat ihre edelste Darstellungsweise in Murillo's „Empfängniß" gefunden.

**Madras**, eine Präsidentschaft des indobrit. Reichs von 6848 QM. mit 16 Mill. E., begreift den östlichen Theil der Halbinsel diesseit des Ganges, vom Cap Komorin bis Balasore, und zerfällt in acht Landschaften: Karnatik, Coimbatur, Salem, Seringapatam, Malabar, Canara, Balaghaut und die Nördlichen Circars. Die Hauptstadt Madras in der Landschaft Karnatik auf der Küste von Koromandel, in einer sandigen Gegend, am Flusse Palier und am Meere, bietet im Allgemeinen den bizarren orient. Charakter dar, indem man hier nebeneinander Pagoden, christliche Kirchen, Moscheen mit Minarets, Häuser mit platten Dächern und zwischen allen diesen Bäume und Gärten erblickt. Sie zerfällt in zwei Theile, die Weiße und die Schwarze Stadt. Die erstere, schön und regelmäßig gebaut, mit einer Mauer umgeben, wird blos von Europäern bewohnt und ist der Sitz der reichen Kaufleute, ungeheuerer Waarenmagazine, Kaufmannsgewölbe und Kramläden. Mitten in ihr liegt das sehr feste St.-George-Fort. Unter den vielen großen Gebäuden zeichnet sich der prächtige Palast des Gouverneurs aus, in welchem sich der größte Saal der Erde befindet. Durch eine Esplanade von der Weißen Stadt getrennt, liegt, einen Raum von drei Stunden im Umfang einnehmend, die Schwarze Stadt, wo die schönsten Paläste mit den elendesten Hütten und breite Straßen mit engen Gassen wechseln. Sie ist der Aufenthaltsort der Hindu, Armenier, überhaupt aller Asiaten, sowie der portug. Kaufleute, von denen jede Classe ihr eigenes Viertel inne hat. Die Gesammtzahl der Bewohner beläuft sich jetzt auf 600000. M. hat gegen 1000 Pagoden, Moscheen, Kapellen, Kirchen, Tempel und Bethäuser, darunter in einem Palmenhain die schönste christliche Kirche in ganz Asien. Auch gibt es daselbst eine protest. Missionsanstalt, eine Sternwarte, einen botanischen Garten, eine Buchdruckerei, seit 1812 ein Collegium für die ind. Sprachen, mehre andere Lehranstalten, eine Asiatische Gesellschaft, ein Waisenhaus und ein Irrenhaus. Die Baumwollenfabrikation, die früher hier so blühend war, ist durch die Überlegenheit der englischen jetzt bedeutend gesunken. Man fertigt viele Glasarbeiten zum Putz für die Hindufrauen; auch gibt es ansehnliche Töpfereien, Ziegelbrennereien und Salzsiedereien. Sehr bedeutend ist der Handel, obgleich die Stadt nur eine mittelmäßige Rhede hat. Den Mangel eines guten Trinkwassers ersetzt eine in neuern Zeiten angelegte Wasserleitung. M. ist die erste feste Niederlassung der Engländer in Ostindien. Im J. 1639 gestattete ihnen der Raja von Bisnagor, auf einem von ihm abgetretenen kleinen Districte ein Fort zu bauen. Dies stieg sogleich empor unter dem Namen St.-George, und um dasselbe entstand bald unter dem Schutze der Ostindischen Compagnie die Stadt. Im J. 1653 wurde die dortige Agentschaft der Compagnie und ihr Rath zum Range einer Präsidentschaft erhoben, und gegen das Ende des 17. Jahrh. sollte die Ansiedelung schon 300000 E. zählen. Seitdem stand M. still, während sich Kalkutta hob; aber in der neuesten Zeit dehnte es dafür seine Herrschaft um so weiter aus. Am 21. Sept. 1746 capitulirte M. an die Franzosen unter Labourdonnaye, gelangte aber im Aachener Frieden wieder an England zurück. Im J. 1767 vom Sultan Hyder-Ali überfallen, wurde es vom General Smith entsetzt. Am 23. Febr. 1768 ward daselbst ein Frieden mit dem Subah von Dekan und 3. April 1769 mit Hyder-Ali ein Frieden in dessen Lager am St.-Thomasberge, einem ind. und kath. Wallfahrtsorte, einige Stunden südlich von M., abgeschlossen.

**Madrazo y Agudo** (Don José de), ausgezeichneter span. Maler, geb. 22. April 1781 zu Santander, bildete sich für die Kunst auf der Akademie zu Madrid, dann in Paris, wo er David's Schüler wurde, und endlich in Rom, wohin ihn seine Regierung sendete. Eines seiner schönsten Bilder, die er in Paris malte, ist Jesus in dem Hause des Ananias (jetzt im königl. Museum zu Madrid). In Rom malte er zunächst den Tod der Lucretia und den durch Verrätherhand fallenden Viriathus. Nach der Einnahme der Stadt durch die Franzosen wurde er nebst andern Landsleuten, weil sie sich weigerten, Joseph Napoleon den Unterthaneneid zu leisten, festgenommen. Nachdem er seine volle Freiheit wieder erhalten hatte, malte er für das Quirinal den Kampf der Griechen und Trojaner um die Leiche des Patroklus. Karl IV. ernannte ihn zur Zeit seines Aufenthalts in Rom zum wirklichen Mitgliede der Akademie San-Luca und zum königl. Kammermaler, in welcher letztern Würde ihn später Ferdinand VII. bestätigte. Theils noch in Rom, theils nach seiner Rückkehr nach Spanien malte er den Triumph der göttlichen Liebe über die weltliche (jetzt im Museum zu Madrid), verschiedene Darstellungen der Heiligen Familie, die Mutter Gottes mit dem Kinde, umgeben von anbetenden Engeln, und vor allen das Bild von dem heiligen Herzen Jesu mit der wunderschönen Glorie der Engel für das Kloster

der Salesianerinnen in Madrid. Auch als Porträtmaler hat sich M. einen bedeutenden Namen gemacht; man hat von ihm u. A. ein ausgezeichnetes Bild der Kaiserin der Franzosen, Eugenie, als Gräfin von Teba. Seit 1818 ist er Director an der Akademie von San-Fernando, und seine zahlreichen Schüler beweisen hinlänglich seinen wohlthätigen Einfluß auf die Künstlerjugend seines Vaterlandes. Die lithographischen Anstalten in Paris kennen zu lernen, ging er dahin, und schon wenige Monate nach seiner Rückkehr ließ er in dem von ihm errichteten königl. lithographischen Institute zu Madrid die „Coleccion litográfica de cuadros del rey de España" (von 1826 an) erscheinen. Für die Kunstausstellung von 1836 lieferte er die Schlacht von Cerignola und die Einnahme von Breda, für die von 1838 den Sturm von Montefrio durch Gonsalvo de Cordova und einen mit Blumen umketteten Cupido. — Sein Sohn, **Don Federigo de M.**, hat sich als Maler und Kunstschriftsteller einen Namen erworben. Er machte seine Kunststudien unter des Vaters Leitung in Italien und in Paris. Auf die röm. Ausstellung von 1833 gab er die Enthaltsamkeit des Scipio und König Alfons, der den Cid zum Ritter schlägt. Ein späteres Bild von Bedeutung ist Gottfried von Bouillon auf dem Berge Sinai Große Sensation aber erregte die Darstellung der galiläischen Weiber am Grabe Jesu, indem sie von dem erfolgreichsten Studium der alten Meister zeugte. Mit seinem Freunde, dem Dichter Don Eugenio de Ochoa, gründete er das Kunstblatt „El artista".

**Madrepöra** nannte Lamarck eine Gattung vielästiger Korallenstücke, aus welchen die von den Thierchen bewohnten Zellen überall schief heraustreten und sich nicht selten noch in langen Röhren über den Hauptstamm erheben. Sie sind in den tropischen Meeren ungemein häufig, wachsen bis dicht unter den Wasserspiegel herauf und sind deshalb von den Schiffern sehr gefürchtet. Versteinerte Arten dieser Gattung findet man in sehr vielen Meeresformationen.

**Madrid**, die Haupt- und Residenzstadt Spaniens, in dem Königreiche Neucastilien, zugleich Hauptort der gleichnamigen Provinz (62 □M. mit 406000 E.), am linken Ufer des Manzanares, über welchen zwei große steinerne Brücken führen, in einer wasser- und baumlosen Hochebene auf einer zahllosen Menge Hügel, 2040 F. über der Meeresfläche, fast im Mittelpunkte des Reichs gelegen, bildet ein unregelmäßiges Viereck, welches von einer hohen Mauer aus Backsteinen umschlossen wird und aus welchem 15 Thore, unter denen das von Alcala das schönste ist, und ein Triumphbogen führen. Obgleich bei einem Umfange von 3½ St. und einer Länge von 1¼ St. die größte und bevölkertste Stadt Spaniens, wird sie doch dem Range nach nicht als Ciudad (Stadt), sondern als Villa betrachtet, im Kanzleistile aber die sehr edle, rechtliche, berühmte und wegen ihres Aufstandes gegen die Franzosen auch die heroische Stadt genannt. Sie zerfällt nach der neuesten Eintheilung in zwei nördliche und zwei südliche Stadttheile, von denen jeder fünf Bezirke enthält, die zusammen 210000 E. zählen. Der ältere, südwestliche Theil der Stadt hat niedrige Häuser und enge, krumme Gassen; der neuere, beiweitem größere ist in gutem Geschmacke gebaut, hat schöne, hohe Häuser und breite, gerade, gutgepflasterte Straßen, unter denen die von Alcala, San-Bernardo und Fuencarral sich besonders auszeichnen. Von den 40 öffentlichen Plätzen sind merkwürdig der Plaza Mayor oder Marktplatz, der mit sehr hohen Häusern, welche im untern Stock Arcaden haben, eingefaßt, aber vielfach durch Buden verbaut ist, und der Platz Puerto del Sol, der den Mittelpunkt der Stadt bildet und als Sammelplatz der Spaziergänger und geschäftslosen Welt der belebteste und glänzendste ist; von öffentlichen Spaziergängen der Prado, der eine Viertelmeile lang zwischen dem Palast Buen Retiro und der Stadt gartenähnlich durch mehre Straßen, mit Springbrunnen und Statuen geschmückt, sich hinzieht und zum Reiten, Gehen und Fahren dient; der Garten von Buen Retiro, der dicht an den Prado anstößt, und der Spaziergang Las delicias, welcher eine Viertelstunde lang am Kanale des Manzanares fortläuft. Unter den 77 Kirchen, die weder durch Größe noch durch besondere Schönheit auffallen, aber reich sind an Meisterwerken berühmter span., ital. und niederländ. Maler, verdienen Erwähnung die von Philipp IV. gegründete prächtige St.-Isidorskapelle, die Kirche der Salesianerinnen, die zur heil. Isabella und die Kirche von Antiochia. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus das seit dem Brande von 1734 neu aufgeführte Residenzschloß auf einer Anhöhe der Westseite der Stadt, ein regelmäßiges Viereck, 470 F. lang, ebenso breit und 100 F. hoch, mit plattem Dache, im Innern aufs kostbarste, namentlich auch mit herrlichen Malereien von Mengs, Tizian, Murillo u. A. bis zur Überladung ausgeschmückt; ferner der alte königl. Palast Buen Retiro an der Ostseite; der Palacio de las Consejos oder der Regierungspalast, wo sich die ersten Behörden des Landes versammeln; die Aduana oder das Zollhaus; die Panaderia, wo die Akademie der Geschichte ihre Sitzungen

hält; das große und prächtige Posthaus (el Coréo), das Zeughaus, die Münze und das Hofgefängniß. Zu den wissenschaftlichen Anstalten gehören die in einem Kloster nahe am Palaste Buen Retiro befindliche königl. Bibliothek mit 200000 Bdn. und einer Medaillensammlung von 150000 Stück und die zu San-Isidoro mit 50000 Bdn.; das königl. Museum, welches die reichste und vorzüglichste Gemäldesammlung der Erde enthält; das Lyceum, eine Art Künstlerverein im Palaste Villa hermosa; das königl. Naturaliencabinet, welches sehr reichhaltig, besonders an inländischen Mineralien ist; die Sternwarte auf dem neuen Palaste; ein botanischer Garten und die Kunstsammlungen der Herzoge von Alba, Infantado und Medina Celi, namentlich die Gemäldegalerie des Antonio de Perez. An Unterrichtsanstalten besitzt M. eine Universität, die 1770 erneuert wurde, das Real estudio di San-Isidoro mit eigener Bibliothek, ein Real estudio für praktische Heilkunde, Chirurgie, Botanik, Pharmacie und Mineralogie, ein Adelscollegium, eine Ingenieurschule, ein Polytechnisches Institut, eine Thierarzneischule und 13 königl. Akademien, z. B. der schönen Künste von San-Fernando, der Rechtsgelehrsamkeit, der span. Sprache, der Geschichte u. s. w. Außerdem hat es 19 Hospitäler, darunter das Männerhospital zu San-Fernando für 1400 Kranke, vier Findelhäuser, vier Theater, ein Stiergefechtamphitheater bei dem einem Triumphbogen gleichenden Thore Alcala und eine große Wasserleitung, die, weil es an gutem Quellwasser mangelt, Quellen aus dem Guadaramagebirge nach der Stadt leitet und in 32 Brunnen vertheilt. Die Industrie und der Handel sind unbedeutend. Zwar gibt es eine Art Messe, einige Banken und Assecuranzgesellschaften und mehre Fabriken in wollenen und baumwollenen Waaren, in Seidenzeug, Tapeten und Cigarren; aber meist leben die Einwohner von dem Verdienste, den ihnen der Hof und der Adel geben. Ihr größtes Vergnügen finden die Madrider an Stiergefechten, kirchlichen Processionen und einer Art Abendgesellschaften, die Tertulias heißen. In der Umgegend von M., die einförmig und öde ist, liegen mehre königl. Lust- und Jagdschlösser, namentlich Casa del Campo mit schönem Park, El Pardo mit Eichenwald und Thiergarten, Villa viciosa, wo Ferdinand VI. im Zustande der Raserei 1759 starb, La Florida und Zarzuela. M. ist seit Philipp's II. Zeiten die Residenz der Könige von Spanien, welche sich abwechselnd hier und auf den Sitios Aranjuez, Escorial und San-Ildefonso aufhielten, und wurde durch eine Menge Verträge und Friedensschlüsse, von denen wir nur den zwischen Karl V. und Franz I. von Frankreich 1526, zwischen Spanien und Venedig 1617 und zwischen Portugal und Spanien 1800 erwähnen, merkwürdig. Im Spanischen Erbfolgekriege huldigte es der franz. Partei und in dem Freiheitskriege gegen Frankreich gab es durch den Volksaufstand 2. Mai 1808 gegen Murat, wobei 1500 Bürger das Leben verloren, das Zeichen zur allgemeinen Empörung. Die politische Erschütterung Spaniens durch den Kampf der Karlisten und Christinos, sowie die Berufung der allgemeinen Cortes 1834 nach der Hauptstadt regten zwar auch hier den Parteigeist auf, doch hielt sie sich fortdauernd auf der Seite der Königin. Eine 18. Jan. 1835 von dem größten Theile des zweiten leichten Infanterieregiments unter Anführung des Lieutenants José Cardero unternommene Militärrevolution, wobei der Generalcapitän von Neucastilien, General Canterac, ermordet wurde, scheiterte ebenso, wie der vom General Leon 1842 gemachte Versuch, die unmündige Königin Isabella zu entführen. Dagegen nahm M. 1843 mit großem Eifer für Espartero Partei und ergab sich erst, als dessen Sache völlig verloren war.

**Madrigal** heißt eine Form des lyrischen Gedichts von kleinem Umfange, geeignet, einen anmuthigen, sinnreichen Gedanken, dessen Inhalt gewöhnlich die Liebe ist, auszudrücken. Das eigentliche Madrigal besteht aus drei meist durch Reime verbundenen Absätzen; doch wurde die Form nicht immer festgehalten und oft jedes zarte kleine Liebesgedicht so genannt. Unter den Italienern haben wir Madrigale von Petrarca und Tasso; unter den Franzosen von Montreuil, Lainez und Moncrif; unter den Deutschen, wo Kasp. Ziegler sich zuerst in dieser Dichtform versuchte, von Hagedorn, Götz, Gotter, Voß, Manso, Goethe, A. W. Schlegel in seinen „Blumensträußen" u. A. Auch wurde der Name Madrigal um die Mitte des 16. Jahrh. auf Gesangsstücke, sowie auf Instrumentalstücke, z. B. für die Orgel, übergetragen. Als der ausgezeichnetste Componist weltlicher Madrigale gilt Luca Marenzio, gest. 1599. Palestrina componirte geistliche Madrigale.

**Madvig** (Joh. Nikolai), einer der ausgezeichnetsten Philologen und Kritiker der Gegenwart, zugleich bekannt als dän. Staatsmann, geb. 7. Aug. 1804 zu Svaneke auf Bornholm, legte seit 1817 auf der gelehrten Schule zu Frederiksborg den Grund zu einer tüchtigen wissenschaftlichen Bildung und bezog 1820 die Universität zu Kopenhagen, wo er sich mit großem Eifer historischen, besonders aber philologischen Studien widmete. Er wurde daselbst 1826 Docent,

1828 nach Thorlacius' Tode Lector und 1829 Professor der lat. Sprache und Literatur. Schon seine ersten Schriften, wie „De Asconii Pediani commentariis in Ciceronis orationes" (Kopenh. 1826), „Emendationes in Ciceronis libros philosophicos" (Kopenh. 1826) und „Epistola critica ad Orellium de orationibus Verrinis" (Kopenh. 1828), fanden auch bei den Gelehrten des Auslandes, namentlich Deutschlands, ungetheilten Beifall und erwarben ihrem Verfasser den Ruf eines Kritikers von ebenso eminentem Scharfsinn wie gründlichem und umfassendem Wissen. Besonders widmete er den Reden und philosophischen Schriften Cicero's seine Aufmerksamkeit. Die allgemeinste Anerkennung fanden seine kritischen Ausgaben von Cicero's Schrift „De finibus bonorum et malorum" (Kopenh. 1839) und von dessen „Cato maior et Laelius" (Kopenh. 1835); zwölf ausgewählte Reden desselben gab er in drei Recensionen (Kopenh. 1830, 1841 und 1848) heraus. Außerdem veröffentlichte er noch kritische und exegetische Arbeiten über Lucrez, Livius und Juvenal. Zudem lieferte er in einer kleinern Schrift den Nachweis, daß der von Mai und Osann herausgegebene Grammatiker Apulejus eine literarische Mystification sei. In mehren seiner akademischen Gelegenheitsschriften, die er selbst in „Opuscula academica" (Bd. 1 und 2, Kopenh. 1834—42) in verbesserter Gestalt zusammenstellte, behandelte er gründlich und scharfsinnig Fragen und Gegenstände aus der Geschichte und den Antiquitäten der Römer. Überhaupt nehmen unter seinen kleinern Arbeiten manche, wie z. B. „Blick auf die Staatsverfassungen des Alterthums" (1840), „Von dem Wesen, der Entwickelung und dem Leben der Sprache" (1842), „Om sprogenes Forhold og Stilling i Culturudviklingen" (1843), „Über den gelehrten Schulunterricht", „Über die Grundbegriffe der alten Metrik" u. s. w., einen hohen Rang ein und begründen zum Theil neue Standpunkte. Ganz vorzüglich gilt letzteres von M.s „Latinsk Sproglaere til Skolebrug" (Kopenh. 1841; 3. Aufl., 1852), die er auch in deutscher Bearbeitung (Braunschw. 1844; 2. Aufl., 1847) herausgab, sowie der „Graesk Ordföiningslaere" (Kopenh. 1846; deutsche Bearbeitung, Braunschw. 1847). Wie sich M. durch seine wissenschaftlichen Arbeiten den Ruf eines der genialsten Philologen der Neuzeit erworben hat, so machte er sich auch durch seine Thätigkeit, die er unter Anderm für Reform des Gelehrtenschulwesens und der Universität in den Debatten über die Thronschrift von 1839 und die Unterdrückung des Studentenvereins, sowie im Interesse des Skandinavismus entfaltete, unter seinen Landsleuten als ein Mann von klarem Überblick, ungemeinem Scharfsinn und Rechtschaffenheit bekannt. Auf dem dän. Reichstage vom Oct. 1848 gehörte er zum Centrum und zeigte sich als zwar entschiedenen, dabei aber doch besonnenen Eiderdänen. Eine einflußreichere politische Stellung gewann M., als er im Nov. 1848 bei der Bildung des Ministeriums das Portefeuille des Cultus übernahm. Als 12. Juli 1851 abermals ein neues Ministerium zusammentrat, behielt er seine Function, bis er bei dem abermaligen Wechsel vom 28. Jan. 1852 ausschied und die Stellung eines Unterrichtsdirectors antrat.

**Maerlant** (Jakob), der einflußreichste niederl. Dichter des 13. Jahrh., über dessen Lebensschicksale jedoch wenig bekannt ist, war von Geburt ein Vläming, doch im eigentlichen Holland wohl bekannt und viel befreundet und starb um 1300 zu Damm bei Brügge. Er war ein Laie aus bürgerlichem Stande und besaß bei nüchternem Verstande und erstaunlichem Fleiße eine ausgedehnte Gelehrsamkeit und eine stark hervortretende, sehr entschieden bürgerliche Gesinnung, Eigenschaften, die sowol den Charakter seiner Dichtungen als deren mächtige Nachwirkungen wesentlich bedingten. Seine frühesten Gedichte, der nur in Bruchstücken erhaltene „Trojanische Krieg", nach dem Französischen des Benoit de Ste.-Maure, und der 1246 abgefaßte „Alexander" (noch ungedruckt), nach dem Lateinischen des Gualterus de Castellione, stehen zwar dem Stoffe nach noch ganz in dem Kreise der ritterlichen Epik, aber sie zeigen bereits eine beständige Einmischung einer wenngleich noch unbeholfenen historischen Kritik, welche Zusätze und Verbesserungen aus glaubwürdigen Quellen einzufügen sich bestrebt, und ein Vorwiegen des lehrhaften Elements. Später wandte M. sich so gänzlich von diesen Stoffen ab, daß er sie und sogar seine eigenen Bearbeitungen derselben ausdrücklich als unziemlich verwarf und dagegen nur historisch glaubhafte biblische, geistliche oder weltliche Erzählungen und rein lehrhafte Darstellungen empfahl, von denen er auch selbst sehr umfängliche Muster aufstellte. Der große Beifall, welchen diese Richtung und Thätigkeit fand bei dem eben aufblühenden, zwar kräftigen, aber mit nüchternem Sinne auf das Praktische gerichteten Bürgerthume, trug viel bei zum beschleunigten Untergange der bereits abwelkenden ritterlichen Sagendichtung und zur Vernichtung der Handschriften, in denen die an poetischem Gehalte den pedantischen Ausarbeitungen M.'s doch meist weit überlegenen Erzeugnisse jenes Kreises aufge-

zeichnet waren. Ja so vollständig gerieth alles Frühere in Verachtung und Vergessenheit über der mit und durch M. anhebenden, dem niederl. Charakter so sehr zusagenden reflectirenden Poesie, daß M. unbedingt als Urheber und Vater der niederl. Dichtung überhaupt galt, bis erst die neueste Forschung jene verschütteten ältern Reichthümer wieder aufdeckte. Zu den Gedichten aus M.'s zweiter Periode gehören ein „Leben des heil. Franciscus" nach dem Lateinischen des Bonaventura (herausgeg. von Tideman, Leyd. 1848, in den „Werken uitgegeven door de vereeniging ter bevordering der oude nederlandsche letterkunde"); die „Heimelijkheid der heimelijkheden", nach dem bekannten lat., fälschlich den Namen des Aristoteles tragenden Buche „Secreta secretorum" (herausgeg. von Clarisse als 4. Theil der „Nieuwe werken der maatschappij van nederlandsche letterkunde", Dordr. 1838); verschiedene strophische, zum Theil geistliche Gedichte, unter denen sich auszeichnet ein Gespräch in drei Büchern zwischen Jakob, dem Dichter, und seinem Freunde Martin über den Lauf der Welt und verschiedene wichtige Fragen, nach seinem Anfange „Wapene Martijn" genannt (Antw. 1496, und im 3. Thle. der „Nieuwe werken der maatschappij der nederlandsche letterkunde", Dordr. 1834); sodann „Van den lande van overzee", in 19 Strophen, ein Aufruf, die Fortschritte der Sarazenen im Heiligen Lande zu hemmen (gedruckt im 2. Theile von van Wyn's „Huiszittend leven"). Im J. 1270 vollendete M. eine noch ungedruckte „Reimbibel", deren Altes Testament der „Historia scholastica" des Petrus Comestor folgt, während das Neue eine synoptische Darstellung der Evangelien enthält, und einen auf Josephus beruhenden Anhang: „Die wrake ende destructie van Jerusalem". Gleichfalls noch ungedruckt ist sein „Bestiaris" oder „Der naturen bloeme", eine gereimte, vom Menschen anhebende und mit den Metallen schließende Naturgeschichte in 13 Büchern, nach dem „Liber de rerum natura" des Thomas Cantipratensis. Endlich begann M. 1283 sein umfänglichstes und in keiner Handschrift vollständig erhaltenes Werk, den „Spieghel historiael", eine gereimte Weltchronik nach dem „Speculum historiale" des Vincentius Bellovacensis, vor deren Vollendung ihn der Tod überrascht zu haben scheint. Gedruckt ist davon ungefähr die Hälfte (die acht Bücher des ersten Theils, herausgeg. durch Clignet und Steenwinkel, 2 Bde., Leyd. 1784—85, und die ersten drei Bücher des dritten Theils durch Bilderdijk, Amst. 1812). Fortgesetzt ward es bald darauf unter demselben Namen und als fünfter Theil in acht Büchern durch den brabant. Priester Lodewijk van Velthem (schlechte Gesammtausgabe der ganzen Velthem'schen Chronik durch Le Long, Amst. 1717; sorgsame Separatausgabe des dritten Buchs durch Jonckbloet, Haag 1840). Wol mit Unrecht, wenigstens ohne Beweis, wird dem M. zugeschrieben eine gereimte Bearbeitung der sehr verbreiteten Geschichte von dem Stamme, der aus einem Zweige des im Paradiese gepflanzten Lebensbaums erwachsen war und das Holz zum Kreuze Christi hergab (als M.'s Werk herausgeg. von Tideman in den „Werken uitgegeben door de vereeniging ter bevordering der oude nederlandsche letterkunde", Leyd. 1844). Eine erschöpfende Darstellung der Wirksamkeit M.'s steht zu erwarten in Jonckbloet's „Geschiedenis der middennederlandsche Dichtkunst" (Bd. 3).

**Maestoso**, d. i. majestätisch, dient zur Bezeichnung einer Vortragsart in der Musik und setzt ohne nähere Bezeichnung ein gemäßigtes Zeitmaß voraus.

**Maffei** (Francesco Scipione, Marchese), einer der besten ital. Lust- und Trauerspieldichter, geb. zu Verona 1. Juni 1675, studirte im Jesuitencollegium zu Parma und ging 1698 nach Rom, wo er sich der Dichtkunst widmete und in die Akademie der Arkadier aufgenommen wurde. Später nahm er Kriegsdienste, machte unter seinem Bruder Alessandro im Spanischen Erbfolgekrieg einige Feldzüge in Italien und Deutschland mit und wohnte 1704 der Schlacht von Donauwörth als Freiwilliger bei. Bald aber rief die Liebe zu den Wissenschaften ihn wieder nach Italien zurück. Hier schrieb er bei Gelegenheit eines Streits, in den sein Bruder Alessandro verwickelt war, „Della scienza chiamata cavalleresca" (Rom 1710), Untersuchungen über die Bräuche der Alten bei Zwistigkeiten zwischen Privatpersonen. Mit Apostolo Zeno und Valisnieri vereinigte er sich zur Herausgabe einer kritischen Zeitschrift, welche zugleich den Zweck hatte, die Bekanntschaft der Italiener mit der ausländischen Literatur zu befördern. Gleichzeitig wendete er seine Aufmerksamkeit dem Theater zu; glänzenden Beifall fand seine Tragödie „Merope" (Modena 1713), obgleich sie nur ein Versuch war, die Vorzüge der griech. und franz. Tragödie zu verbinden. Auch sein Lustspiel „La ceremonia" wurde mit Erfolg auf die Bühne gebracht. In der Absicht, das Studium der griech. Sprache unter seinen Landsleuten wieder zu beleben, berief er geschickte Lehrer, die er auf seine Kosten in Verona unterhielt. Die Entdeckung einiger wichtigen Handschriften in der Domkirche seiner Vaterstadt führte ihn

auf das Studium der Diplomatik, dem wir sein gelehrtes Werk „Verona illustrata“ (Verona 1731—32; neue Ausg., 8 Bde., Ver. 1792—93) zu danken haben. Nach Beendigung desselben bereiste er 1732 Frankreich und sodann England, Holland und Deutschland, wo er in Wien von Kaiser Karl VI. auf das ehrenvollste aufgenommen wurde. Er starb 11. Febr. 1755 in seiner Vaterstadt, die ihm aus Dankbarkeit ein Denkmal errichtete. Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien zu Venedig (21 Bde., 1790). — Sein Bruder, Alessandro, Marchese M., geb. zu Verona 1662, gest. zu München 1730, machte unter dem Kurfürsten Maximilian Emanuel von Baiern Feldzüge gegen die Türken und gegen Frankreich mit, diente mit Ruhm im Spanischen Erbfolgekriege und wurde 1717 in Anerkenntniß seiner Verdienste bei der Belagerung von Belgrad zum Feldmarschall ernannt.

**Maffei** (Giovanni Pietro), einer der gelehrtesten Schriftsteller unter den Jesuiten, geb. zu Bergamo 1535, erhielt seine Bildung in Rom, wo er sich mit Annibale Caro und andern gelehrten Männern verband. Im J. 1563 wurde er Professor der Beredtsamkeit in Genua und sehr bald auch Secretär der Republik. Doch schon nach zwei Jahren kehrte er nach Rom zurück und trat in den Jesuitenorden. Die hier von ihm 1570 herausgegebene lat. Übersetzung von Jos. Acosta's „Historia de las Indias“ gefiel dem Cardinal Heinrich von Portugal so wohl, daß er ihn nach Lissabon berief und ihm die Abfassung einer allgemeinen Geschichte von Indien übertrug, die unter dem Titel „Historiarum Indicarum libri XVI“ (Flor. 1588; beste Ausg., Köln 1593) erschien. Er kehrte 1581 nach Rom zurück und starb 1603 zu Tivoli. Eine Sammlung seiner lat. abgefaßten Schriften erschien zu Bergamo (2 Bde., 1747).

**Maffei** (Giuseppe, Ritter von), Professor der ital. Literatur an der Universität zu München und herzoglich bair. Hofkaplan, geb. 27. Mai 1775 zu Cles im Nonsthale im trident. Gebiet, erhielt seine akademische Vorbildung auf den Lyceen zu Verona und Trient und studirte 1794—98 in Salzburg, wo er auch die Priesterweihe erhielt. Nachdem er Italien, Deutschland, die Schweiz und das südliche Frankreich bereist, kehrte er 1800 nach Salzburg zurück und wurde hier 1805 Professor der ital. Literatur an der Universität. Als Salzburg 1811 an Baiern überging und die Universität aufgehoben wurde, blieb er daselbst als Professor am Lyceum. Im J. 1816, wo Salzburg wieder an Östreich zurückfiel, wurde er nach München berufen und anfangs als ordentlicher Professor am Lyceum und andern königl. Instituten, 1826 aber an der von Landshut dahin verlegten Universität angestellt. Vielfache Verdienste erwarb er sich um die ital. Literatur. Er war der Erste, der die deutschen dramatischen Werke Iffland's und Kotzebue's und die Jugendschriften Christoph Schmidt's in guten ital. Übersetzungen in Italien einführte und umgekehrt Producte berühmter ital. Gelehrten in Deutschland verbreitete. Sein Hauptwerk ist die „Storia della letterature italiana dall' origine della lingua sino a' nostri giorni“ (3 Bde., Mail. 1825; 3. Aufl., 4 Bde., Flor. 1853), welche in den ersten Lehranstalten Italiens eingeführt und mehrfach nachgedruckt worden ist. Einer großen Verbreitung erfreuen sich M.'s „Theoretisch-praktische ital. Sprachlehre“ (2. Aufl., Münch. 1837) und das „Italienische Lesebuch“ (3. Aufl., Münch. 1838), sowie die ascetischen Schriften „Il vero cristiano“ (Mail. und Ven. 1843; 5. Aufl., 1851) und „La famiglia di Erlau“ (Brescia 1841). Auch übersetzte er die „Admonitiones paternae“ Herzog Maximilian's I. von Baiern ins Italienische (Mail. 1833).

**Mafra**, ein Flecken in der portug. Provinz Estremadura, ungefähr 5 M. nordwestlich von Lissabon, unfern dem Meere, in hochgelegener Gegend, ist wegen des prächtigen Klostergebäudes berühmt, das König Johann V. in Folge eines Gelübdes 1717—31 mit einem Aufwande von mehr als 20 Mill. Gldn. aufführen ließ. Der Baumeister desselben war ein Deutscher, Namens Friedr. Ludwig. In seiner viereckigen Form dem Escurial ähnlich, aber bei weitem umfangreicher, ist es doch mehr ein Denkmal der Prachtliebe und des Aufwandes als der Größe. Es soll 866 Zimmer und mehr als 2500 Thüren und Fenster enthalten. Das Kloster ist ein Augustinerkloster und im Besitz einer Bibliothek von 50000 Bänden. Eine Klosterschule wurde daselbst 1772 durch Joseph I. gegründet. Die Umgebungen bilden ausgedehnte Gärten mit herrlichen Anpflanzungen. Bekannt wurde das Kloster besonders durch Murphy's Prachtwerk (Lond. 1791) mit Luis de Sousa's Text.

**Magazin.** Die technische Einrichtung eines Magazins oder Vorrathshauses muß, um zweckmäßig zu sein, die aufbewahrten Güter vor Diebstahl, Veruntreuung u. s. w., sowie vor dem innern Verderben schützen, und zwar alles Dies unter größtmöglicher Zugänglichkeit für den Eigenthümer und möglichst geringen Kosten. Bei Getreidemagazinen hat man vielfach das System der sogenannten Silos angewendet. Birnförmige Gruben werden ausgebrannt, mit Stroh verkleidet, bis oben hin mit Korn gefüllt und wieder zugedeckt, wodurch man nicht allein die höchste

Sicherheit gegen Thiere, sondern auch gegen Diebe gewinnt. Dies ist in rechtsunsichern Ländern, wie dem Orient, Spanien u. s. w., ein sehr wichtiger Umstand. Natürlich sind dergleichen Gruben nur auf trockenem, thonigem Boden anwendbar, und hat man den Vorrath ein mal angebrochen, so muß man ihn rasch zur völligen Consumtion bringen. In überirdischen Getreidemagazinen ist vornehmlich die Feuchtigkeit zu vermeiden, daher man die Böden stark ventilirt, die Vorräthe häufig umsticht u. s. w. Sehr zweckmäßig dörrt man das Getreide vorher durch Sonnen- oder Ofenhitze möglichst aus, wodurch zugleich das Volumen verringert wird. Am allerbesten aber ist das neuerdings üblich gewordene Verfahren, statt des Korns Mehl zu magaziniren. Hierdurch wird die Raumersparniß noch größer, die Waare hält sich in luftdicht verschlossenen Fässern Jahre lang vollkommen gut und auch die Verwaltung ist sehr einfach, da sie blos in der Annahme und Abgabe numerirter gewogener Fässer besteht. Die lästige Arbeit des Umstechens u. s. w. ist hier ganz vermieden, auch fallen die ohnehin oft irrigen Berechnungen über den Schwand des Korns weg, d. h. über die Volumenverminderung durch das allmälige Austrocknen der ungemahlenen Körner, welche man der Verwaltung nachzusehen hat. In nationalökonomischer Hinsicht ist besonders die Frage wichtig, ob sich die Obrigkeit (Staat, Gemeinde) um die Gründung und Haltung von Magazinen kümmern soll oder nicht. Die meisten Staaten haben die Frage bejaht: in früherer Zeit um so natürlicher, je mehr die ansehnlichen Zehnten, Naturalabgaben und Naturaleinkünfte der Domänen den Staat zum Besitzer großer Kornvorräthe machen mußten. Der Staat übernahm gewissermaßen die Rolle des nationalen Proviantmeisters, den Überfluß der guten und den Mangel der schlechten Ernten von Jahr zu Jahr, von District zu District möglichst auszugleichen. Besonders glänzend in der Geschichte der Kornmagazine steht die Verwaltung Friedrich's d. Gr. da, welcher inmitten der Hungersnoth von 1771 und 1772 nicht blos seinem eigenen Lande halb so hohe Kornpreise erhielt, wie sie bei den Nachbarn üblich waren, sondern auch an 40000 fremde, nach Preußen herübergeflüchtete Bauern zu ernähren vermochte. In der That ist bei Völkern, die noch keine sehr hohe Culturstufe erreicht haben, die Privatindustrie gewöhnlich außer Stande, das Bedürfniß des Kornhandels zu befriedigen. Der Kornhandel verlangt zu große Capitalien, läßt dieselben zu lange mitunter zinsenlos, ist zu gefährlich und schwierig, als daß Privaten denselben unter solchen Umständen gehörig betreiben könnten, und die Obrigkeit hat alsdann nur die Wahl, ob gar Nichts geschehen soll oder Alles durch sie. Wenn späterhin der Privatkornhandel üblich wird, so ist dies nicht blos Symptom eines großen Fortschritts, sondern auch wieder Ursache eines neuen. Privatunternehmer, weil sie unmittelbarer bei dem Erfolge ihrer Arbeit interessirt sind als Staatsbeamte, pflegen die Marktverhältnisse richtiger zu beurtheilen und das Bedürfniß des Publicums nicht allein sorgfältiger, sondern auch wohlfeiler zu befriedigen. Man täusche sich nicht über die scheinbar größere Wohlfeilheit der Kornverkäufe aus Regierungsmagazinen: sie sind wohlfeiler gewöhnlich für den Käufer, weil der Verkäufer dabei verlieren will; allein wer bezahlt am Ende diesen Verlust? doch nur das Volk im Allgemeinen. Deshalb sollte die Regierung ihre Magazine nur als Surrogat des freien Privathandels betrachten und insbesondere Alles vermeiden, was dem Aufblühen des letztern in den Weg treten könnte: so z. B. Verkäufe zu allzu niedrigen Preisen, mit denen offenbar kein Privatmann concurriren kann und wozu doch eine falsche Gutmüthigkeit, Popularitätssucht u. s. w. die Regierung nur zu leicht veranlaßt. Übrigens wird in kolossalen Städten, wo die geringste wirkliche oder auch nur befürchtete Stockung der Kornzufuhr die gefährlichsten politischen Krämpfe zur Folge haben könnte, eine besondere Sorge der Regierung, um jeder temporären Entblößung des Marktes vorzubeugen, unter Umständen unvermeidlich sein: entweder durch Verträge mit den Bäckern u. s. w., daß diese immer auf eine gewisse Zeit im voraus verproviantirt sein müssen, wie z. B. in Paris geschieht, oder durch eigene kleine Reservemagazine. Man hat zuweilen den Versuch gemacht, ein von Graf Soden so genanntes ideales Kornmagazin zu errichten, d. h. den Grundbesitzern die fortwährende Bereithaltung eines gewissen Vorraths anzubefehlen, den sie alsdann in theuerer Zeit zu einem von der Obrigkeit festgesetzten Preise auf den Markt bringen sollten. Dies ist jedoch eine große Ungerechtigkeit, indem so die ganze Last der Theuerung auf die Schultern eines einzigen Standes gewälzt wird. Die Verpflichteten werden das Gesetz auf alle Art zu umgehen suchen; eine genügende Controle ist in gewöhnlichen Jahren unausführbar, und tritt nun die Theuerung ein, so hat man zwar überreiche Gelegenheit zu Strafen, aber die Vorräthe, auf die man rechnete, existiren gar nicht. Der freie Privathandel oder das Staatsmagazinwesen, die beide sonst wohl hätten Rath schaffen können, sind inzwischen unentwickelt geblieben. Vgl. Roscher, „Über Kornhandel und Theuerungspolitik" (3. Aufl., Stuttg. 1852).

zu militärischen Zwecken gibt es Magazine für die Verpflegung der Truppen (Proviant- und Fouragemagazine) und für Kriegsmaterial aller Art (Pulvermagazine, Zeughäuser u. s. w.). Vorzüglich wichtig sind die **Pulvermagazine**, welche Luftmagazine heißen, wenn sie über der Erde liegen, wo sie dann weit entfernt von bewohnten Gebäuden und, insofern mehre an einem Orte erforderlich sind, hinlänglich entfernt voneinander angelegt werden. Sie sind meist von Fachwerk erbaut und mit einem Wall umgeben, der bis zur untern Kante des Dachs reicht, haben keine Glasfenster, sondern nur Drahtgitter und hölzerne Laden an der äußern Wandseite. Die Thüre, gegen Osten gerichtet, führt in eine kleine Vorhalle; die innere Thüre hat ein kupfernes Schloß und bewegt sich auf kupfernen Angeln. Die Luftmagazine werden nur zur Aufbewahrung des Pulvers im Frieden gebraucht und daher zuweilen **Friedensmagazine** genannt. Das zur Vertheidigung einer Festung erforderliche Pulver wird im Kriege in bombenfesten Magazinen niedergelegt, die theils unter dem Wall befindlich sind, seltener in besondern Gebäuden bestehen und für die man besonders solche Orte wählt, die nicht leicht vom feindlichen Feuer getroffen werden können. In keinem Pulvermagazine sollen sich mehr als höchstens 500 Ctr. befinden. Die Pulvertonnen liegen im untern Raume auf dazu eingerichteten Unterlagen zwischen festen Ständern; Kartuschen (ohne Kugeln), Zündungen und andere leichte Gegenstände werden auf dem Boden aufbewahrt. Alle Maßregeln zur möglichsten Verhütung der Gefahr müssen getroffen und deshalb auch die Gebäude mit Blitzableitern versehen werden. Die Magazine für Feldlaboratorien werden entweder in einzeln liegenden Gebäuden von guter Beschaffenheit eingerichtet oder man erbaut Schuppen dazu. Die Engländer legen die Pulvertonnen auf einen einfachen Unterbau von starkem Holz und bedecken das Ganze mit getheertem Segeltuch. **Fourage- oder Proviantmagazine** werden der Regel nach in befestigten Plätzen angelegt, wenigstens muß der Ort provisorisch verstärkt sein und nicht viel Zugänge haben. Die Vorräthe sind in sichern, feuerfesten Räumen unterzubringen, Löschanstalten und Transportmittel in Bereitschaft zu halten, im Fall das Magazin gefährdet wird. — In frühern Zeiten, besonders im vorigen Jahrhundert, waren die Magazine vom größten Einfluß auf die Kriegführung, weil man kein anderes System der Verpflegung als die **Magazinverpflegung** hatte. Getreide wurde dazu aufgekauft, vermahlen, verbacken und den Truppen durch Wagenzüge das Brot nachgeführt. Die Anlage und Sicherung der Magazine war deshalb eine Hauptsorge, und die Operationen wurden dadurch sehr gehemmt, indem die Heere sich nicht weiter von den Magazinen entfernen konnten, als die Nachfuhr möglich oder gesichert war. Seit den franz. Revolutionskriegen wurde diese Art der Verpflegung aber durch das Requisitionssystem verdrängt, obwol man immer noch dazu schreiten wird, wenn Truppenmassen längere Zeit in einer Gegend verweilen, da sie nicht allein die regelmäßigste Verpflegung, sondern auch zur Schonung des Landes die beste ist.

**Magdalena** oder **Maria von Magdala**, so genannt nach einer Stadt am Galiläischen See in Palästina, eine Begleiterin Jesu, wird nach einem alten Irrthume für die Luc. 7, 36—50 erwähnte Sünderin gehalten, die Jesum salbte und Vergebung ihrer Sünden von ihm erhielt. Den mythischen Stoff, welcher aus dieser Verwechselung entstand, ergriffen Andacht und religiöse Kunst, um daraus das Bild der **Heiligen Magdalene** zu schaffen. Auch entstand um 1215 in Deutschland ein Orden der Klosterfrauen von der Buße der heil. M., der sich in Frankreich, Spanien, Italien und selbst bis nach Indien verbreitete, anfangs nur Buhldirnen, später aber auch ehrbare Jungfrauen aufnahm und bis in die neuern Zeiten sich erhalten hat. Die in protest. Ländern noch übrigen kath. **Magdalenenstifte** haben sich zur Krankenpflege bequemen müssen, so z. B. das zu Lauban in der Oberlausitz. — **Magdalenengesellschaften** heißen in England und den Vereinigten Staaten Anstalten, welche die Besserung gefallener Mädchen zu bewirken suchen.

**Magdalenenstrom**, span. Rio Madalena, der Hauptstrom des südamerik. Freistaats Neu-Granada, entspringt aus dem fast zwei M. langen See Papas, acht M. südöstlich von Popayan, auf dem Gebirgsknoten Paramo de las Papas, der sich unter 2° 5′ n. Br. in die Central- und die Ostcordillera von Neu-Granada spaltet, bricht zwischen beiden im obern Laufe mit Wasserfällen und Stromschnellen gegen Nordosten hindurch, betritt bei Neyva (1600 F. hoch) ein ziemlich breites und oberes Stufenland, durch welches er ruhiger gegen Norden strömt, bis er unterhalb Honda (1200 F. hoch), wo er die letzten Katarakten bildet, zwischen Armen beider Gebirgsketten in die große nach ihm benannte, feuchtheiße, theils waldige, theils cultivirte Tiefebene eintritt und 140 M. nördlich von der Quelle, nach einem Laufe von 207 M. mehrarmig in das Antillenmeer mündet. Er ist bis Mompos für Deckschiffe, bis Honda für leichtere Fahrzeuge schiffbar; doch wird die Schiffahrt durch die furchtbare Hitze, die unglaubliche Menge von Alligatoren und ganze Wolken peinigender Insekten so schwierig als gefahrvoll gemacht. Viele klei-

nere Flüsse nimmt er rechts auf; der bedeutendste Nebenfluß und der einzige linke ist die **Cauca**, welche nur vier M. südöstlich von Popayan entsteht, anfangs gegen Nordwesten über Popayan, darauf im mittlern Laufe als ein reißender Gebirgsstrom immer, wie der Hauptstrom, in einem tief eingeschnittenen, doch bedeutend höher gelegenen und goldreichen Thale zwischen der Central- und Westcordillera nordwärts über Cali, Buga und Cartago fließt, bis er unterhalb Antioquia in einer langen Reihe von Wasserfällen gegen Nordosten zu dem Tieflande hindurchbricht und dann in Deltaform in den Magdalena mündet. Das ganze Flußgebiet des Magdalena mißt 5000 □M., die **Tiefebene des Magdalena** aber, welche längs der Küste westwärts bis zum Meerbusen von Darien, ostwärts bis zum Ufer des Golfs und Sees von Maracaybo reicht, 6800 □M. Letztere umschließt im Westen dieses Sees das Schneegebirge oder die Sierra-Nevada von Santa-Marta, ein pyramidalisches Massengebirge mit drei steilen, 18000 F. hohen Zackengipfeln, das um so höher erscheint, da es inselartig unmittelbar aus der Tiefebene, nur fünf M. von der Küste aufsteigt. Nach den Strömen wird ein Departement Magdalena, mit der Hauptstadt Cartagena, ein anderes Cauca, mit der Hauptstadt Popayan, genannt.

**Magdeburg**, die Hauptstadt der preuß. Provinz Sachsen, der Sitz eines Oberpräsidenten, einer Regierung, eines Appellationsgerichts und Stadt- und Kreisgerichts, eines Consistoriums und eines evang. Generalsuperintendenten, des Generalcommandos des vierten Armeecorps und zugleich eine der wichtigsten Festungen des preuß. Staats, am linken Ufer der hier in drei Arme getheilten Elbe, besteht aus vier besondern Theilen und zwei Vorstädten und zählt, das Militär und die Vorstädte ungerechnet, gegen 58000 E. Jene Theile sind 1) die Altstadt oder die Hauptfestung, längs der Elbe mit elf Bastionen und zehn kleinen Ravelins zwischen ihnen, die noch eine Anzahl Contregarden und Lünetten vor sich haben. Sie werden allenthalben von einem doppelten und an einigen Punkten dreifachen Bedeckten Wege umgeben und durch Minen verstärkt. Im Süden der Altstadt liegt 2) der Stern, eine vierseitige kasemattirte Tenaille, unter Friedrich d. Gr. vom General Wallrave erbaut, mit einem guten Minensystem und drei verschiedenen Umwallungen, von denen die äußere auf drei Seiten in der Mitte nochmals ausspringende Winkel hat. In dieser Schanze saßen einst der Freiherr von Trenck in einem für ihn besonders bestimmten Häuschen, im trockenen Graben, und ihr Erbauer Wallrave, wegen Treulosigkeit, in einem von ihm selbst angelegten Kerker gefangen. Zwischen dem Stern und der Altstadt wurde zur Verbindung beider miteinander auf der Stelle der abgetragenen Sudenburg, einer ehemaligen Vorstadt, seit 1811 das Fort Napoleon, jetzt Scharnhorst genannt, eine fünfseitige große Lünette, erbaut, in der Kehle mit einer Caponnière, welche Schießscharten hat, versehen. Von der Altstadt aus führt eine Brücke über den westlichsten, breitesten der drei Elbarme, die neue Elbe genannt, nach der Insel, auf welcher 3) die Citadelle liegt, ein bastionirtes Fünfeck mit hohem, gemauertem und kasemattirtem Walle ohne bedeutende Außenwerke, erbaut von König Friedrich I. 1680 und dadurch merkwürdig, daß hier Bahrdt, Lafayette und Becker gefangen saßen. Jenseit der beiden andern Elbarme, über die eine feste Brücke führt, auf dem rechten Ufer der Elbe, liegt 4) die Friedrichsstadt oder die Thurmschanze, ein Städtchen von etwa 1600 E., durch eine Umwallung mit drei ganzen und zwei halben abgerundeten Thürmen befestigt, vor welchen drei ganze, zwei halbe Bastionen und ein Bedeckter Weg liegen. Die beiden Vorstädte, die nördlich gelegene Neustadt mit etwa 7800 E., und die südwestlich gelegene Sudenburg mit 3000 E., die, weil sie den Festungswerken zu nahe lagen, 1806 von den Preußen und 1813 durch die Franzosen nebst dem ehemaligen Kloster-Bergen (s. d.) zerstört wurden, sind seit 1818 theilweise wieder aufgebaut. M. hat zwar meist enge, krumme Straßen, wovon nur der die ganze Stadt der Länge nach durchschneidende Breite Weg eine Ausnahme macht, ist aber im Ganzen gut gebaut. Öffentliche Plätze sind der Domplatz und der Marktplatz, auf welchem die schon 973 errichtete Bildsäule Otto's d. Gr. steht. Zu den öffentlichen Spaziergängen und Gärten gehören der schöne Fürstenwall, welcher 600 Schritt längs der Elbe und Eisenbahn sich hinzieht, der Werder am linken Ufer der alten Elbe mit vielen schönen Gärten, der Friedrich-Wilhelms-Garten, der auf der Stelle des abgebrochenen Kloster-Bergen angelegt ist, vor allem aber der im großartigsten Stile angelegte Park, der Herrenkrug, auf der rechten Seite der Strom-Elbe, ein des Sonntags von Tausenden besuchter Garten, nach welchem stündlich Dampfschiffe abgehen. Unter den zehn evang. Kirchen zeichnet sich besonders die aus dem Anfange des 13. Jahrh. herstammende prächtige goth. Domkirche aus, um deren Restauration Friedrich Wilhelm III. sich großes Verdienst erwarb, mit zwei schönen, 332 F. hohen steinernen Thürmen, einem 110 F. hohen, von zwölf Pfeilern getragenen Gewölbe, dem Hochaltar aus Marmor, 45 kleinern Altären, dem schönen, 1495 von Peter Vischer zu Nürnberg gegossenen

Denkmale des Erzbischofs Ernst und dem Grabe Kaiser Otto's d. Gr. Merkwürdig sind auch die Liebfrauenkirche, die älteste in M., sowie die kath. Kirche, die franz.-, deutsch- und wallonisch-ref. Kirchen, denen sich die jüd. Synagoge anschließt. Unter den andern öffentlichen Gebäuden sind zu erwähnen das 1691 erbaute Rathhaus mit einer sehr bedeutenden Stadtbibliothek, die Dompropstei oder das Fürstenhaus, das Appellationsgericht, das Regierungsgebäude, das Oberpräsidium am Fürstenwall, das Theater, die Wasserkunst mit einer Getreidemühle und die Artilleriekaserne. Die Stadt hat ein Pädagogium im Kloster Unserer lieben Frauen, ein Domgymnasium mit nicht unwichtiger Bibliothek, ein Schullehrerseminar, eine höhere Gewerb- und Handelsschule, eine Kunst- und Baugewerkschule, eine Hebammen- und medicinisch-chirurgische Lehranstalt, ein Arbeitshaus, ein Armenkrankenhaus, fünf Hospitäler, ein Bürgerrettungsinstitut, eine Sparkasse, mehre Kleinkinderbewahranstalten und zwei Waisenhäuser. Sie gehört zu den wichtigsten Handelsstädten nicht nur Preußens, sondern Deutschlands überhaupt. Der bedeutende Transito- und Speditionshandel, besonders mit Producten, Colonialwaaren und Wein, wird durch zwei Wollmärkte und eine Messe und in neuester Zeit namentlich durch die vereinigte Magdeburg-Hamburger Dampfschiffahrt, die einestheils ihre Schiffe nach Hamburg, anderntheils bis nach Dresden entsendet, sowie durch die vier Eisenbahnen, die Magdeburg-Leipziger, die Magdeburg-Braunschweiger, die Magdeburg-Potsdam-Berliner und die Magdeburg-Wittenberg-Hamburger wesentlich befördert. Auch gibt es zahlreiche Fabriken in Wolle, Baumwolle, Seide, Handschuhen, Band, Leder, Tabadk, sowie Rübenzucker-, Chocolade-, Cichorien-, chemische und Bleiweißfabriken, Zuckerraffinerien, Essig- und Bierbrauereien.

Schon von Karl d. Gr. wurde M. mit der Stapelgerechtigkeit versehen. Kaiser Otto I., der sie zu seinem Lieblingsaufenthaltsort erkor, legte hier 937 ein Benedictinerkloster zu Ehren des heil. Mauritius an und verwandelte dasselbe 967 in ein Erzbisthum, dem vom Papst Johann XIII. das Primat von Deutschland ertheilt und die Bischöfe von Meißen, Merseburg, Naumburg, Zeitz, Brandenburg und Havelberg untergeordnet wurden. Die Erzbischöfe führten in den stürmischen Zeiten des Mittelalters wiederholte Kriege nicht nur gegen die häufig einfallenden Slawen, sondern auch gegen Kaiser Heinrich IV., gegen die Markgrafen von Brandenburg, sowie gegen die Bürger von M. selbst, die sich mehrmals wider ihre geistlichen Herren empörten. In spätern Zeiten wurden die Erzbischöfe gewöhnlich aus dem brandenburg. oder sächs. Fürstenhause gewählt. Der schon frühzeitig errichtete Schöppenstuhl stand im Mittelalter in großem Ansehen, und das Magdeburger Recht, das eine Mischung von altsächs. Gewohnheits- und magdeburg. Localrechten war, fand weite Verbreitung und Gültigkeit. Zur Zeit der Reformation fiel die Stadt sehr bald der neuen Lehre zu, zeigte für dieselbe großen Eifer und wurde, als sie die Annahme des Interims verweigerte, in die Acht erklärt und in Folge dessen vom 16. Sept. 1550 bis 9. Nov. 1551 vom Kurfürsten Moritz von Sachsen belagert, nach der endlichen Übergabe jedoch schonend behandelt, aber freilich des Stapelrechts, des Schöppenstuhls und anderer Gerechtsame verlustig. Schon 1554, unter dem Administrator Christian Wilhelm aus dem brandenburg. Hause, erhielt sie indeß das Stapelrecht zurück, das ihr Kaiser Maximilian auf ewige Zeiten bestätigte. Im Dreißigjährigen Kriege wurde M., nachdem es 1629 von den Kaiserlichen 28 Wochen lang vergebens eingeschlossen gewesen, 1631, weil es seinen geächteten Administrator wieder aufgenommen hatte, von neuem durch Tilly belagert. In Hoffnung baldigen Entsatzes leisteten zwar die Bürger mit Hülfe einer schwachen schwed. Besatzung eine Zeit lang tapfern Widerstand; allein endlich sahen sie sich doch genöthigt, mit dem Feinde Unterhandlungen anzuknüpfen. Im Vertrauen auf den bevorstehenden Vertrag und von dem langen beschwerlichen Kriegsdienst ermüdet, verließen sie zum Theil ihre Posten, und so geschah es, daß 10. Mai (alten Stils) 1631 die Stadt erstürmt wurde. Eine dreitägige Plünderung mit Mord, Brand und allen Ausschweifungen der wüthenden Krieger war die Folge. Über 30000 E. jedes Alters und Geschlechts fielen unter dem Schwerte der Sieger, und um Mishandlungen zu entgehen, stürzten Hunderte von Jungfrauen, einander an den Händen fassend, sich von der Brücke in den Elbstrom. Ein heftiger Sturm verbreitete das Feuer der angezündeten Häuser über die ganze Stadt und nur der Dom und etwa 130 Häuser blieben von der Vernichtung verschont. Von den Kaiserlichen im folgenden Jahre wieder verlassen, wurde M. nun von den Schweden besetzt, 1636 aber von den Kaiserlichen und Sachsen wieder belagert und mit Capitulation übergeben, worauf 1638 der durch den Prager Frieden bestimmte neue Administrator, Herzog August von Sachsen, das Erzstift in Besitz nahm. Durch den Westfälischen Frieden 1648 wurde das Erzstift als weltliches Herzogthum zur Entschädigung für Pommern an das Haus Brandenburg überwiesen, bei dem

es, die kurze Dauer des Königreichs Westfalen von 1807—13 abgerechnet, ununterbrochen blieb. In dem Kriege Preußens mit Frankreich 1806 gehörte auch M. unter die Zahl der preuß. Festungen, die dem Feinde ohne Widerstand übergeben wurden. Mit einer starken Besatzung versehen, hielt sich die Festung 1813 und 1814 gegen das sie einschließende Tauenzien'sche Corps, bis sie in Folge des Pariser Friedens 1814 an Preußen zurückgegeben wurde. Vgl. Rathmann, „Geschichte der Stadt M." (4 Bde., Magdeb. 1800—17); Wolter, „Geschichte der Stadt M. von ihrem Ursprunge bis auf die Gegenwart" (Magdeb. 1845); Hoffmann, „Chronik der Stadt M." (Magdeb. 1843—47).

**Magdeburger Centurien**, s. Centurien.

**Mägdekrieg**, s. Böhmischer Mägdekrieg.

**Mägdesprung** ist der Name einer schroffen Felsenklippe im Herzogthum Anhalt-Bernburg, die den Mittelpunkt des reizenden Selkethals im Harze bildet. Am Fuße derselben liegt das gleichnamige Hüttenwerk, wo zu Ehren des Fürsten Friedrich Albert, gest. 1796, ein schöner gußeiserner Obelisk, 58 F. hoch, errichtet ist.

**Magellan** (Fernando de), eigentlich **Magelhaens**, ein berühmter Seefahrer, von Geburt ein Portugiese aus einer guten Familie, diente mit Ruhm fünf Jahre unter Albuquerque in Ostindien und that sich 1510 bei der Eroberung von Malakka hervor. Da er aber seine Dienste für schlecht belohnt von seinem Hofe hielt, nach andern Angaben wegen Veruntreuung, begab er sich 1517 nach Spanien, wohin ihn sein Landsmann, Ruy Falero, der in der Geographie und Astronomie gute Kenntnisse hatte, begleitete. Der kühne Plan Beider, einen neuen Weg von Westen nach den Molukken aufzufinden, wurde von Kaiser Karl V. wohl aufgenommen. Am 20. Sept. 1519 segelte M. mit fünf Schiffen und 236 M. von San-Lucar ab und erreichte am 12. Jan. 1520 die Mündung des La-Plata. Schon an der Küste Patagoniens hatte er eine Meuterei seiner Mannschaft, welche dem abtrünnigen Portugiesen nicht gehorchen wollte, zu unterdrücken. Gegen Ende Oct. 1520 gelangte er an das Vorgebirge, das er de las Virgines nannte, am Eingange der mit ihren Krümmungen 80 M. langen Meerenge, die nachher den Namen der **Magellansstraße** erhielt. Als er hierauf eins seiner Schiffe nach Europa zurücksendete, bedurfte es seines ganzen Ansehens, die übrige Mannschaft zu bewegen, sich in diese unbekannte Straße zu wagen. Nachdem ihm solches gelungen, entdeckte er am 27. Nov. die Südsee, der er wegen des anhaltend milden und ruhigen Wetters den Namen des Stillen Ocean gab. Am 6. März 1521 wurde er der Ladronen ansichtig, dann kam er zu dem Archipelagus von St.-Lazarus, nachher die Philippinen genannt. Auf Zebu, einer dieser Inseln, bewirkte er die Bekehrung des Königs zum Christenthum. Er blieb in einem Gefechte gegen den Beherrscher der Insel Matan 26. April 1521. Ohne dieses unglückliche Ereigniß würde er den Ruhm des ersten Weltumseglers sich erworben haben, den nun Sebastian del Cano sich zueignete, der M.'s Schiff glücklich über Ostindien zurückbrachte und 6. Sept. 1522 in San-Lucar einlief. Ein Auszug aus M.'s Reisetagebuch findet sich in Ranusio's Sammlung; vollständig wurde seine Reisebeschreibung zuerst von Amoretti herausgegeben (Mail. 1811). Vgl. Bürck, „M., oder die erste Reise um die Welt" (Lpz. 1844). — Ein Urenkel M.'s, der Naturforscher **Joh. Hyacinth M.**, früher Augustinermönch zu Lissabon, gest. zu Islington bei London 7. Febr. 1790, ist der Erfinder der Bereitung mineralischer Wässer.

**Magelone** oder **Maguelonne** war nach der Sage die Tochter eines Königs von Neapel. Von dem Rufe ihrer Schönheit angelockt, begab sich Peter, der Sohn des Grafen von Provence, an den Hof ihres Vaters und zeichnete sich hier bei den Turnieren so aus, daß, wiewol er seinen Stand und Namen nicht angeben wollte, er doch die Aufmerksamkeit des ganzen Hofs auf sich zog und die Liebe der Prinzessin erwarb. Durch die Amme derselben wurde das Verständniß unterhalten, und durch sie schickte er ihr drei kostbare Ringe als Liebespfänder. Endlich gab er sich ihr zu erkennen und bewog sie, mit ihm zu entfliehen, da ihr Vater sie mit einem andern Ritter vermählen wollte. Sie bargen sich vor dessen Nachstellungen in einem dichten Walde; M. entschlief vor Müdigkeit in dem Schoose des Ritters, der, um ihr Erleichterung zu verschaffen, ihre Gewande lüftete und dabei auf ihrer Herzensgrube die drei Ringe, die er ihr geschenkt, fand. In ihre Reize verloren legte er die Ringe bei Seite; da raubte sie ihm ein Rabe. Der Ritter setzte dem Raben nach; doch dieser flog damit dem Ufer zu und ließ die Ringe ins Meer fallen. Peter warf sich in einen gebrechlichen Kahn, um der Ringe wieder habhaft zu werden, wurde aber von einem Sturme auf das hohe Meer getrieben, dort von Seeräubern gefangen und als Sklave an den Sultan von Babylon verkauft. M., als sie erwachte, sah sich von ihrem Geliebten verlassen; vergebens war ihr Suchen, ihre Verzweiflung; endlich raffte

sie sich auf, fand nach vielem Umherirren den Ausgang des Waldes und begegnete auf der Landstraße, die nach Rom führte, einer Pilgerin. Mit dieser tauschte sie die Kleidung, und also unkenntlich begab sie sich nach Rom. Hier blieb sie als arme Pilgerin 15 Tage in dem Spitale und flehte täglich im St.-Petersdome zu Gott, um wieder mit dem Geliebten vereint zu werden. Dann beschloß sie nach der Provence zu wandern, schiffte sich in Genua ein und landete glücklich in Aiguesmortes. Dort hörte sie von der großen Güte der Ältern Peter's gegen arme Leute, aber auch zugleich von ihrer großen Trauer um den verlorenen Sohn. In ihrer Nähe wenigstens wollte M. bleiben, und als sie erfuhr, daß in dem nahen Hafen, der der Heiden Port (Port des Sarrazins) hieß, eine kleine Insel sei, wohin aus allen Landen die Kaufleute mit ihren Waaren kamen und auch viele arme und kranke Leute sich befanden, beschloß sie, dort von den Schätzen, die sie aus Neapel mitgenommen, ein Kirchlein zu St.-Peter's Ehren zu bauen und ein Spital für arme Pilger zu gründen. In diesem Spitale wartete sie selbst mit solcher Treue der Armen und führte so strengen Lebenswandel, daß sie unter dem Namen der heiligen Pilgerin allgemein verehrt und auch von Peter's Ältern bald geliebt wurde. Auch Peter hatte sich das Wohlwollen des Sultans erworben, sodaß er ihm versprach, eine Bitte zu gewähren. Peter bat um Urlaub, seine Ältern zu besuchen. Ungern bewilligte der Sultan diese Bitte; doch rüstete er ihn sogar reichlich aus. Peter aber verspätete sich unterwegs auf einer Insel, Namens Sagona; dort fanden ihn Fischer und brachten ihn in die Stadt Cragona, wo sie den Erkrankten dem Spitalmeister übergaben. Neun Monate wurde er verpflegt; doch konnte er nicht ganz gesund werden; da landete ein Schiff aus der Provence, und als dessen Patron in Peter einen Landsmann erkannte, nahm er ihn mit sich und brachte ihn in das Spital der heiligen Pilgerin im Heidenport, um sich ganz herstellen zu lassen. Dort pflegte ihn M. erst ohne ihn zu erkennen, und als sich die Liebenden erkannt hatten, sendete sie die Freudenbotschaft an Peter's Ältern, die herbeieilten und den Bund segneten. Die Insel, auf der M. die Kirche und das Spital erbaut, erhielt von ihr den Namen Maguelonne; sie und ihr Gemahl wurden in der Kirche begraben, welche noch steht, aber auch fast den einzigen Rest der ganzen Insel ausmacht. Diese Sage hat zuerst ein Stiftsherr jener Kirche, Bernard de Treviers, um 1178 in einem provençal. Gedichte aufgezeichnet. Dieses wurde in einem franz. Prosaroman überarbeitet, der zuerst 1457 im Druck erschien und fast in alle europ. Sprachen übersetzt und zum eigentlichen Volksbuche wurde. Das deutsche Volksbuch „Von der schönen Magelone", durch Magister Veit Warbeck bearbeitet, erschien zuerst zu Augsburg 1535 (in dem „Buch der Liebe", Ffk. 1587, in Marbach's und am besten in Simrock's „Deutschen Volksbüchern" wieder abgedruckt); in neuerer Zeit wurde es von Tieck in „Lederecht's Volksmärchen" und von G. Schwab in dem „Buch der schönsten Geschichten" bearbeitet, von Morgenroth (Lpz. 1829) zum Roman umgestaltet.

**Magen** (stomachus oder ventriculus) nennt man das zur Aufnahme und ersten Verdauung der Speisen bestimmte Organ, welches im menschlichen Körper in seiner Gestalt, Lage, Zusammensetzung sich auf folgende Art verhält. Der Magen gleicht einem Dudelsacke, dessen weiter Theil, **Magengrund** (fundus ventriculi) genannt, in der linken Seite des Körpers liegt und mit der Speiseröhre zusammenhängt, während der mittlere Theil, der sogenannte **Körper des Magens** (corpus ventriculi), nach und nach sich verengend in schräger Richtung nach der rechten Seite zu herabsteigt und in die Spitze (portio pylorica ventriculi) übergeht, welche ziemlich wagerecht verlaufend und sogar etwas aufsteigend sich in dem Zwölffingerdarm fortsetzt. Betrachtet man den Magen nach vorn, so sieht man ihn nach oben durch eine kürzere, links etwas convexe, übrigens aber concave, nach unten durch eine durchaus convexe Linie begrenzt, welche man als **Ränder des Magens** bezeichnet und den obern oder den untern oder den kleinern und größern Rand oder Bogen (curvatura minor et major) nennt. Hat man diese Ränder festgesetzt, so zerfällt auch die äußere Oberfläche des Magens in eine vordere und eine hintere Fläche; beide gehen jedoch, wenn der Magen gefüllt ist und eine cylinderförmige Gestalt angenommen hat, ohne eine bestimmte Grenze zu haben, ineinander über, wobei sich gleichzeitig der Magen ein Viertel um seine Längenachse dreht, sodaß der untere Bogen nach vorn, der obere nach hinten sieht. Mit der Speiseröhre und dem Zwölffingerdarme steht der Magen durch seine äußere sowol wie durch seine innere Oberfläche in Verbindung und kann demnach als eine bloße sackartige Erweiterung des Nahrungskanals betrachtet werden; außerdem aber sind in seiner Nähe noch die wichtigsten Organe gelegen. Der Magengrund liegt dicht unter dem Zwerchfelle; an der linken Seite des untern Randes ist die Milz angeheftet; an demselben verbindet das große Netz den Magen mit dem Quergrimmdarme, während das kleine Netz, vom obern Rande ausgehend, den untern Theil der Leber damit in Verbindung setzt. Hinter ihm

liegt die Bauchspeicheldrüse, und seine vordere Fläche wird auf der rechten Seite durch das unterste linke Stück der Leber bedeckt. Die Magenwände bestehen aus drei Hautschichten, von denen die äußerste oder oberste ein Theil des Bauchfells ist, den ganzen in dasselbe eingestülpten Magen überzieht und nebenbei noch die beiden Netze nebst verschiedenen andern Hautfalten bildet, welche den Magen mit der Milz und dem Zwerchfelle verbinden und in der Anatomie als Bänder betrachtet werden. Unter diesen befindet sich eine Muskelhaut, aus Längen- und Kreisfasern bestehend, sodaß der Magen in jeder Richtung zusammengezogen werden kann; auf diese folgt die von einigen Anatomen angenommene Gefäßhaut, welche nur ein von einem dichten Gefäßnetze durchzogenes Zellgewebe ist. Die innere Oberfläche endlich, eine Schleimhaut, enthält eine große Menge Falten oder Runzeln, welche, wenn der Magen ausgedehnt wird, sich ausglätten, und sondert einen zähen, klaren, weißlichen Schleim und während der Verdauung den sauern **Magensaft** (succus gastricus) ab. Von den beiden Öffnungen des Magens nennt man die Mündung der Speiseröhre den **Magenmund** (cardia oder ostium oesophageum), den Ausgang in den Zwölffingerdarm aber den **Pförtner** (pylorus oder ostium duodenale). Erstere befindet sich am Grunde des Magens, letztere an der Spitze, wo zugleich durch eine Falte der Schleimhaut eine ventilartige Klappe (valvula pylori) gebildet wird, welche einen ringförmigen Muskel zum Verschließen des Pförtners in sich birgt. Die Größe des Magens ist sehr verschieden; in der Regel beträgt sein Längendurchmesser vom Magenmunde bis zum Pförtner 10—12, sein Querdurchmesser am Grunde 4½, in der Mitte 3½—4 und am Pförtner 1½—2 Zoll. Blut erhält der Magen mehr als die meisten übrigen Organe aus verschiedenen Arterien zugeführt, und die Nerven, welche seine der Willkür nicht unterworfenen Verrichtungen vermitteln, kommen vom zehnten Hirnnervenpaar und dem Gangliensystem. Über die Verrichtung des Magens s. **Verdauung**. Was die **Magenkrankheiten** betrifft, so wird derselbe sehr oft vom Katarrh (d. i. der sogenannte gastrische Zustand oder verdorbene Magen), von Geschwüren, welche den Magenkrampf und Blutbrechen erregen, und vom Krebse heimgesucht. Alle diese Krankheiten haben Appetitlosigkeit, Aufstoßen, Ekel, Würgen, Erbrechen, Gefühl von Druck oder Schmerz in der Herzgrube in ihrem Gefolge und sind alle, bis auf den Krebs, durch strenge Diät zu heilen. — Unendliche Verschiedenheit in Hinsicht auf Vorhandensein und Bau des Magens herrscht bei den Thieren, indem bei den niedrigern Thierclassen bald mehre, bald gar kein Organ gefunden wird, welches sich dem Magen vergleichen ließe. Selbst bei vielen Fischen und Amphibien ist der Nahrungskanal von dem des Menschen gänzlich abweichend gebaut. Von den Vögeln besitzen die meisten zwei, nur einige drei Magen, während von den Säugethieren die niedrigern Gattungen einen zusammengesetztern, die höhern einen einfachern haben. Untern letztern sind vorzüglich die Wiederkäuer zu erwähnen, bei denen man vier magenähnliche Organe findet, welche der Pansen (rumen), der Netzmagen (reticulum oder ollula), der Psalter (omasus) und der Labmagen (abomasus) genannt werden, übrigens in verschiedenen Gegenden noch andere Namen führen.

**Magendie** (François), berühmter franz. Physiolog, geb. 15. Oct. 1783 zu Bordeaux, wo sein Vater Arzt war, studirte in Paris und widmete sich vorzugsweise der Anatomie und Physiologie. Anfangs Prosector bei der Facultät, wurde er dann Arzt am Hôtel-Dieu und 1831 Professor am Collège de France. Auch ist er Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der Akademie der Medicin, sowie Commandeur der Ehrenlegion. Unbestreitbar sind seine Verdienste um die Experimentalphysiologie, namentlich hat er eine Menge Versuche mit lebenden Thieren angestellt. Von seinen zahlreichen Schriften führen wir nur an: „Précis élémentaire de physiologie" (2 Bde., Par. 1816; 4. Aufl., 1836; deutsch von Heusinger, 2 Bde., Eisen. 1834—36, und von Elsäßer, 3. Aufl., 2 Bde., Tüb. 1834—36); „Formulaire pour l'emploi et la préparation des plusieurs nouveaux médicaments" (Par. 1821; 9. Aufl., 1836; deutsch von Kunze, 6. Aufl., Lpz. 1831); „Leçons sur les phénomènes de la vie" (4 Bde., Par. 1836—38; deutsch von Baswitz, 2 Bde., Elberf. und Köln 1837); „Leçons sur les fonctions et les maladies du système nerveux" (2 Bde., Par. 1839; deutsch von Krupp, Lpz. 1841); „Recherches philosophiques et cliniques sur le liquide céphalo-rachidien ou cérébro-spinal" (Par. 1842). Außerdem enthalten viele Journale und Sammelwerke treffliche Abhandlungen aus seiner Feder.

**Magerkeit** (macies) nennt man denjenigen Zustand, in welchem der Fettgehalt, also der Umfang des Körpers geringer ist, als er entweder in demselben Individuum gewöhnlich zu sein pflegt, oder an andern Menschen von derselben Größe, demselben Alter u. s. w. bemerkt wird. Dieser Zustand kann Folge einer Krankheit sein, wie z. B. besonders in Fiebern (Typhus), bei

Tuberkulose, bei gewissen innern Entzündungen, bedeutenden Säfteverlusten u. s. w. sehr bald eine Verminderung des Fettes eintritt (die krankhafte Abmagerung, emaciatio). Die Magerkeit kann aber auch ein gesunder Zustand des Individuums sein und hat dann ihren Grund bald in klimatischen, socialen, gemüthlichen und andern Verhältnissen, welche der Fetterzeugung hinderlich werden, wie man bei gewissen Bevölkerungen, Ständen und Temperamenten beobachtet, bald in Anstrengungen des Körpers, fortwährenden lebhaften Geistesthätigkeiten, bald in einer natürlichen Anlage dazu, wo gewisse Personen trotz eines ruhigen Lebens und guter Nahrung dennoch nie fett werden. Im Allgemeinen sind übrigens gesunde magere (hagere) Personen dem Erkranken weniger ausgesetzt als Fettleibige.

**Magie** bezeichnet die Kunst, durch geheimnißvolle, übernatürliche Mittel wunderbare Wirkungen hervorzubringen, und bedeutet im Allgemeinen so viel wie Zauberei. Der Name ist von den pers. Priestern, den Magiern (s. d.), zu den Griechen und von da zu uns gekommen. Eine der ältesten ihrer Formen beruht auf Astrologie und auf der Meinung, daß die Gestirne, von Dämonen beherrscht, Einfluß auf den Gang menschlicher Schicksale haben, und daß es möglich sei, mittels dieser Dämonen auf die unter ihrem Einflusse stehenden Dinge und Begebenheiten zu wirken. Damit verband sich vielfach die Annahme, daß man sich durch gewisse Formeln, Ceremonien, eine bestimmte Art der Lebensweise u. s. w. auch noch anderer geheimnißvoll wirkender Kräfte bemächtigen und dieselben zu zauberhaften Wirkungen benutzen könne. Die Herrschaft über die Witterung, das Hervorrufen der Todten und die Beschwörung abgeschiedener Seelen, das Wahrsagen aus den Linien der Hand, das Bezaubern durch den Blick (die Jettatura der Italiener), das Versprechen des Blutes und der Blutflüsse, die Kunst, sich unsichtbar zu machen oder in andere Gestalten zu verwandeln, die Wirksamkeit der Amulete, die Kunst unedle Metalle in Gold zu verwandeln, die Macht der Liebestränke und des Liebeszauders das Versprechen des Feuers, die Gewalt über andere Menschen, deren wächsernes Abbild der Zauberer besitzt, die Kenntniß der sogenannten signatura rerum und Ähnliches, bis herab zu den vielen, im gewöhnlichen Leben noch jetzt gebräuchlichen sympathetischen Mitteln fallen in den Umkreis Dessen, was die Magie, die oft auch die geheime Wissenschaft genannt wurde, vollbringen zu können glaubte. Fast bei allen Völkern, nicht blos bei den rohen und uncultivirten, sondern auch bei sehr gebildeten, findet sich der Glaube an magische Künste. Im Mittelalter bildete sich sogar die Magie in einer Art Systematik aus. Man unterschied höhere und niedere, weiße und schwarze Magie (oder schwarze Kunst, daher der Ausdruck Schwarzkünstler), je nachdem man den beabsichtigten Zauber durch himmlische oder irdische Kräfte zu erreichen, gute oder böse Geister dazu verwenden zu müssen glaubte. Von großem Einflusse darauf war der Glaube an den Teufel und die ihm untergegebenen Geister; daher der Teufelsbann und Höllenzwang, sowie der Wahn, daß gewisse Personen Bündnisse mit den bösen Geistern schließen oder wenigstens einen unerlaubten Umgang mit ihnen pflegen. Die wichtigste und traurigste Folge dieses Wahnglaubens waren die Verfolgungen der sogenannten Hexen. Vieles Andere, was man in das Gebiet der geheimen Wissenschaft und Magie zog, erschien nur deshalb als unbegreiflich und wunderbar, weil man die Natur und ihre Gesetze noch zu wenig kannte, und der Volksglaube stempelte Manchen, z. B. den Albertus Magnus und Roger Baco, zum Zauberer und Wunderthäter, der über den Zusammenhang der Naturerscheinungen etwas mehr ahnte oder wußte als sein Zeitalter. Oft ward auch die wundersüchtige Menge von schlauen Betrügern gemisbraucht. Als magisch erscheint jetzt noch Vieles, was als Thatsache nicht verworfen werden und doch auch nicht in den Zusammenhang der Naturkenntniß eingeordnet werden kann, z. B. das Meiste, was mit den Erscheinungen des Magnetismus (s. d.) zusammenhängt, und die magischen Künste des Alterthums scheinen zum Theil auf der Beobachtung und Benutzung solcher Erscheinungen beruht zu haben. Seitdem die Naturwissenschaft den Begriff des streng Übernatürlichen wenigstens aus der Auffassung der Natur selbst vertrieben hat, spricht man von **natürlicher Magie** als der Kunst und Geschicklichkeit, durch physikalische, mechanische und chemische Mittel Wirkungen hervorzubringen, die den Ununterrichteten in Erstaunen setzen. Vgl. Kleuker, „Magikon" (2 Bde., Fkf. und Lpz. 1784); Tiedemann, „De artium magicarum origine" (Marb. 1787); Horst, „Zauberbibliothek" (6 Bde., Mainz 1820—26); Derselbe, „Von der alten und neuen Magie Ursprung, Idee, Umfang und Geschichte" (Mainz 1820), und über die sehr zahlreiche Literatur Grässe, „Bibliographie der wichtigsten in das Gebiet des Zauber-, Wunder-, Geister- und sonstigen Aberglaubens einschlagenden Werke" (Lpz. 1843).

**Magier** (magi) hießen bei den Medern und Persern die Mitglieder der Priesterkaste, die wie die Leviten der Israeliten einem bestimmten Stamme angehörten. Sie waren im Besitze der

wissenschaftlichen Kenntnisse und übten die heiligen Gebräuche der Religion, arteten aber sehr bald aus. Ihre Lehren nannte man Magismus und ihre Weisheit die Magie. Ihr Reformator wurde im 7. Jahrh. v. Chr. Zoroaster (s. d.), der sie in Herbeds oder Lehrlinge, Mobeds oder Lehrer und Destmurmobeds oder vollendete Lehrer theilte. Auch bei den Chaldäern erwähnt schon Jeremias einen Magierorden, dessen Glieder aus den Sternen, aus dem Fluge der Vögel und aus den Opferthieren weissagten und die Weisen Babels oder im Auslande schlechthin Chaldäer genannt wurden. Auch bei Jesu Geburt werden Magier erwähnt. (S. **Drei Könige**.) Im Neupersischen bezeichnet man sie mit dem Worte Mog. Aus Mogbed, d. i. Priesteroberhaupt, wurde **Mobed**, welchen Titel noch gegenwärtig die Oberpriester der Parsen zu Surate führen. Später ging der Name der Magier auf alle herumziehenden Zauberer, Wunderthäter und Goldmacher über, und noch gegenwärtig versteht man unter **Magier** die sogenannten Zauberer und Taschenspieler.

**Magister**, vollständig **Magister artium liberalium**, eine akademische Würde der philosophischen Facultät, die sich aus den ältesten Zeiten der Errichtung der Universitäten herschreibt, wo man das später ausgebildete Facultätswesen noch nicht kannte und am wenigsten an die drei Facultäten der Theologie, Jurisprudenz und Medicin dachte. Den Kreis der akademischen Thätigkeit auf die sieben Freien Künste (Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik) beschränkend, nannte man die Lehrer derselben **Artisten**, die ganze Lehrerversammlung artistische Facultät und Diejenigen, welche nach Beendigung ihres Studiencurses wegen ihres Fleißes und ihrer Kenntnisse öffentlich ausgezeichnet werden sollten und bereits den Grad eines Baccalaureus (s. d.) erlangt hatten, Magistri artium, d. h. Lehrer oder Meister der Freien Künste. Das Jahr der Entstehung dieser Würde läßt sich nicht bestimmen. Sie entwickelte sich jedoch aus dem Organismus der Dom- und Klosterschulen, und schon im 12. und 13. Jahrh. stand die Magisterwürde in Frankreich in so großer Achtung, daß selbst die angesehensten Männer sich um sie bewarben. Später sank sie in ihrem Ansehen durch Einführung der Facultätsverhältnisse, durch die große Vermehrung der Universitäten und durch manche dabei eingerissene Misbräuche. Dennoch behauptete sie auf den meisten Universitäten als die ältere Würde den Vorrang unter den akademischen Würden und wird als eine Grundbedingung gefodert von Dem, der akademische Vorlesungen halten (Magister legens), akademische Ämter und Würden bekleiden und erlangen will. Auf einigen Universitäten ist der Magistertitel mit dem Titel Doctor (s. d.) der Philosophie verbunden, wie in Leipzig, während andere, wie in Jena, den Doctortitel allein verleihen und den Magistertitel nur Denen geben, die wirklich Vorlesungen halten. Die beiweitem größere Zahl von Magistern haben die Universitäten zu Leipzig und Wittenberg creirt. Als zu Ende des 18. Jahrh. in der allgemeinen Meinung der Doctortitel höher gestellt wurde als der Magistertitel, der namentlich durch die Promotionen in Wittenberg und Erfurt sich zu häufig machte, fing ein Theil der zugleich zu Doctoren der Philosophie creirten Magister an, sich des erstern Titels zu bedienen, worüber viel Streit entstand, der sich auch wieder erneuerte, als dies mit Ausnahme der Prediger und der Candidaten in Sachsen allgemein Sitte wurde. — In der Kirchensprache hieß **Magister disciplinae** derjenige Geistliche eines Klosters, welcher vom Bischof gewählt und bestellt ward, um die für das Klosterleben bestimmten Kinder zu beaufsichtigen und zu unterrichten. Von ihm verschieden war der **Magister scholarum**, der die oberste Aufsicht über die zu einer Hauptkirche gehörige Schule führte, dabei aber auch gewöhnlich als Vorsänger (Praecentor, Primicerius) Chorvorsteher war. In seinem obersten Aufseheramt für die Schulen lag der Ursprung zu der an Universitäten noch bestehenden Kanzlerwürde. — **Magister sancti palatii** heißt der vom Papste gewählte Dominicaner in Rom, welcher alle Druckschriften darüber zu prüfen hat, ob sie ketzerischen Inhalts oder für den röm. Glauben gefahrlos seien. Er ist ein Glied der vom Tridentinum verordneten, von Pius V. eingesetzten und bestätigten, von Sixtus V. aber mit erhöhter Vollmacht versehenen Congregation zur Prüfung der Bücher.

**Magister equitum** hieß bei den Römern derjenige außerordentliche Magistrat, der als Befehlshaber der Reiterei und überhaupt als Gehülfe zunächst unter dem Dictator (s. d.) stand, welcher ihn gewöhnlich selbst, unmittelbar nach seiner eignen Ernennung, erwählte, in einzelnen Fällen auch vom Senate beigegeben erhielt. (S. **Magistratus**.) Der Magister equitum hatte vermuthlich gleiche Insignien mit den Prätoren, namentlich wie diese sechs Lictoren.

**Magister matheseos** heißt in der Geometrie, unstreitig seiner besondern Wichtigkeit wegen, der Lehrsatz des Pythagoras, daß in einem rechtwinkeligen Dreieck das Quadrat der Hypotenuse den Quadraten der Katheten gleich sei.

**Magisterium**, ein jetzt noch selten in der Pharmacie gebräuchlicher Ausdruck, der so viel als Niederschlag (s. d.) bedeutet.

**Magistrātus** bezeichnete bei den Römern ebenso wol das obrigkeitliche Amt als die Person, welche dasselbe bekleidete. Die Macht, welche jedem Magistrat dem Wesen seines Amtes gemäß zukam, hieß potestas; ein imperium als höchste befehlende und ausführende Gewalt war nur mit den höchsten Magistraten verbunden. (S. Imperium.) Wie schon in der ältesten Zeit, 754—509 v. Chr., die Wahl des höchsten Magistrats, des Königs oder Rex (s. d.), durch das Volk vollzogen und ihm danach ebenfalls von diesem das Imperium gewährt wurde, so galt es auch während der Republik, 509—31 v. Chr., als Grundsatz, von welchem nur beim Dictator (s. d.) und seinem Magister equitum (s. d.), sowie bei den Interreges (s. Interrex) Ausnahmen stattfanden, daß dem in Comitien (s. d.) versammelten Volke, als von dem alle Staatsgewalt ausgehe, die Wahl aller wirklichen Magistrate zukomme und daß diese ihre Gewalt von dem Volke, dem daher auch das höchst selten ausgeübte Recht, auf Antrag des Senats die Absetzung zu verfügen, zustand, empfingen, wenn auch die Übertragung des Imperium als ein besonderer Act allmälig bloße Formalität wurde. An die Stelle des auf Lebenszeit gewählten Rex, für den im Fall einer Abwesenheit ein Praefectus urbi (s. Präfecten), im Fall des Todes bis zu neuer Wahl Interreges eintraten, und neben dem sich auch Quaestores parricidii für einzelne Gerichtsfälle, sowie Tribunen, Curionen, Decurionen als Vorsteher der alten Tribus (s. d.) und ihrer Unterabtheilungen finden, traten nach Vertreibung des Tarquinius Superbus zwei für ein Jahr gewählte Consuln (s. d.). Sie standen an der Spitze der ganzen Staatsverwaltung, und ihre Reihe wurde nur in der ältern Zeit, da die Republik noch in dem Streit der Stände schwankte, das eine mal, 451—449, durch die für Gesetzgebung erwählten Decemviri (s. d.), sodann durch die Kriegstribunen (s. Tribunen) mit consularischer Gewalt, die in den J. 444—376 häufig statt der Consuln gewählt wurden, unterbrochen. Mit der Entwickelung des Staats mehrte sich die Anzahl der Magistrate; schon 509 wurden Quästoren (s. d.) des Staatsschatzes erwählt, 493 plebejische Tribunen (s. d.) und Ädilen (s. d.), 443 Censoren (s. d.) als eigener Magistrat, 367 der erste Prätor (s. d.) und die ersten curulischen Ädilen. Noch gehörten zu den ordentlichen Magistraten die Triumviri capitales und monetales (s. Triumvirn), die Decemviri litibus judicandis, die Quatuorviri zur Sorge für die städtischen, die Duumviri für die außerstädtischen Straßen und die vier Präfecti, die in campanische Städte für die Rechtspflege geschickt wurden, sämmtlich unter dem Namen Vigintisexviri, später, als die beiden letztgenannten Arten wegfielen, Vigintiviri begriffen. Außerordentliche Magistrate, wie sie besondere Verhältnisse des Staats oder die Sorge für vorübergehende Bedürfnisse nöthig machten, waren die aus der Königszeit herübergenommenen Interreges, der Dictator und Magister equitum, zuerst 501 gewählt, die Triumviri reipublicae constituendae nach Cäsar's Tode, der Praefectus urbi feriarum Latinarum causa, die Duumviri (s. d.) navales u. a. Die Römer unterschieden zwischen Magistratus populi und plebis, von dem alten Gegensatz zwischen Populus und Plebs (s. d) her, und zu den letztern, den Tribunen und plebejischen Ädilen, blieb plebejischer Stand Erfoderniß, auch nachdem die erstern längst aufgehört hatten, patricisches Eigenthum zu sein; ferner zwischen Magistratus majores und minores nach dem Gewicht, welches die Auspicien hatten, zu deren Anstellung sie berechtigt waren und wonach jene selbst in auspicia maxima und minora zerfielen, sodaß zu den erstern, abgesehen von den höhern außerordentlichen Magistraten, nur die Consuln, Censoren und Prätoren gehörten; endlich waren durch das Ehrenrecht des elfenbeinernen curulischen Stuhls die Magistratus curules ausgezeichnet, zu denen die plebejischen Magistrate, die Quästoren u. s. w. nicht gehörten. Die Dauer der Amtsführung war bei allen ordentlichen Magistraten auf ein Jahr, nur bei den Censoren erst auf fünf, dann auf anderthalb beschränkt. Die Rechenschaft, die nach Niederlegung des Amts, nächst dem vor dem Volke zu leistenden Schwure, die Gesetze erfüllt zu haben, dem Senat, als der beaufsichtigenden Behörde, abzulegen war, und die Möglichkeit der Anklage eines abgegangenen Magistrats vor dem Volk gewährten Sicherung gegen willkürlichen Misbrauch der Amtsgewalt. Ebendahin wirkte die Einrichtung, daß die Verwaltung eines und desselben Magistratus immer zu gleicher Zeit mehren Personen zugetheilt war und diese Collegen ein gegenseitiges hemmendes Einspruchsrecht (jus intercedendi) hatten, das auch, obwol jeder Magistrat unabhängig von den andern in seinem Amte verfuhr, dem höhern Magistrat gegen den niedern, den Tribunen der Plebs aber gegen alle Magistrate zustand. Dem einzelnen Bürger aber gab die Appellation an jene Tribunen und die durch diese leichter zu vermittelnde Pro-

vocation an das Volk einen Schutz gegen die Magistrate, der durch Gesetze, wie die Valerischen, die Porcischen, durch welche den Magistraten die Anwendung von Leibes- und Lebensstrafen verboten war, und das Sempronische, geschirmt wurde und nur gegen das imperium militare nicht galt. Eine Reihenfolge der Ehrenstellen oder honores, wonach man erst nach dem niedern das höhere Amt bekleiden konnte, war von alter Zeit herkömmlich, aber erst durch Sulla gesetzlich; auch die Foderung eines gewissen Alters für die Bekleidung der einzelnen Ehrenstellen wurde erst spät durch die Lex Villia vom J. 180, die daher annalis genannt wird, gesetzlich. Sie verlangte für die Quästur die Erreichung des 31., für die Ädilität des 37., für die Prätur des 40., für das Consulat des 43. Lebensjahrs; in beiden Hinsichten fanden aber Ausnahmen wie vom Herkommen, so vom Gesetz häufig statt. Das plebejische Tribunat lag zwischen der Quästur und Prätur; die Censur pflegte gewöhnlich gewesenen Consuln übertragen zu werden. Besoldungen der Magistrate gab es nicht, aber der Staat sorgte für die Ausstattung des Magistrats mit dem Nöthigen und mit dem gebührenden Glanz, und für die Besoldung der Diener (Apparitores), zu welchen die Scribae als das Expeditionspersonal, die Lictoren (s. d.), die Viatores oder Boten, die Praecones oder Ausrufer u. s. w. gehörten, und die Verwaltung der Provinzen bot in der spätern Zeit den abgegangenen höhern Magistraten, denen sie übertragen wurde, die Mittel reichlicher Entschädigung. In der Kaiserzeit war die höchste Staatsgewalt factisch bei dem Kaiser, Princeps, der jedoch selbst zunächst als oberster, lebenslänglicher Magistrat zu betrachten ist, indem theils in seiner Gewalt die Gewalten republikanischer Magistrate, das Imperium der Consuln und Proconsuln (s. Imperator) und die Macht der Censoren und Tribunen, vereinigt und ihm anfangs durch einzelne Gesetze, dann durch ein Senatusconsult in Form eines Volksbeschlusses (die sogenannte Lex de imperio oder Lex regia) übertragen wurden, theils der Senat zu seiner Wahl berechtigt sein sollte, der darin freilich sowol durch die dem Kaiser überlassene Designation seines Nachfolgers, als auch sehr bald durch den Nachdruck, mit dem das Heer sein Verlangen zu unterstützen vermochte, beschränkt war. Die übrigen Magistrate der Kaiserzeit schied man, da jetzt neben dem Princeps doch auch noch immer das eigentlich durch den Senat vertretene römische Volk (populus Romanus) als theilnehmend an der Regierungsgewalt angesehen wurde, zwischen Magistratus des röm. Volkes (populi Romani) und Magistratus des Kaisers (Principis). Für die erstern blieben die altrepublikanischen Namen, doch hörten die Censoren bald auf und zu den niedern kamen neue hinzu; ihre Wahl wurde, sodaß dem Volke nur ein Schein der Mitwirkung blieb, dem Senat zugetheilt, der jedoch die vom Kaiser vorgeschlagenen Candidaten nicht unberücksichtigt lassen durfte und offenbarer Eingriffe des Kaisers sich nicht erwehren konnte; die Magistrate des Kaisers, der Praefectus urbi, die Praefecti praetorio, vigilum, annonae, aerarii (s. Präfecten) wurden von dem Kaiser unmittelbar ernannt. Seit Diocletian und Konstantin war der Kaiser auch der Form nach nicht mehr Magistrat, sondern unbeschränkter Herr, von dem eine große Zahl von Beamten abhing; die alten republikanischen Magistrate erhielten sich dem Namen nach zum Theil noch lange, ohne eine eigentliche Bedeutung für den Staat. — In neuern Zeiten bezeichnet Magistrat in Deutschland die Gesammtheit städtischer Verwaltungsbehörden. In England werden hauptsächlich die Friedensrichter und folgeweise die obern Polizeibeamten der Städte mit diesem Ausdrucke bezeichnet. In Frankreich hingegen versteht man unter der magistrature das Richterpersonal mit Einschluß der Staatsanwalte.

**Magliabecchi** (Antonio), einer der größten Literatoren seiner Zeit, geb. zu Florenz 28. Oct. 1633, kam nach dem Tode seines Vaters zu einem Goldschmied in die Lehre, was aber seiner angeborenen Neigung für die Literatur keinen Eintrag zu thun vermochte. Nach dem Tode seiner Mutter widmete er sich seit 1673 ganz dem Studium der Sprachen und der schönen Literatur, wobei ihn vorzüglich Michael Ermini unterstützte, dessen Amtsnachfolger als Bibliothekar an der vom Großherzog Cosmus III. in Florenz errichteten Bibliothek er wurde. Bei ununterbrochenem Fleiße und einem außerordentlichen Gedächtnisse, von dem man wahre Wunder erzählt, hatte er sich eine Masse von Kenntnissen erworben. Der Pater Finardi brachte nicht ohne Wahrheit der Beziehung aus seinem Namen das Anagramm heraus: Is unus bibliotheca magna. Seine Bereitwilligkeit, Einheimischen und Auswärtigen mit den Schätzen sowol seiner eigenen als auch der ihm anvertrauten Bibliothek zu dienen, kannte keine Grenzen. Unter den Büchern gleichsam vergraben starb er 4. Juli 1714. Seine ebenso zahlreiche als schätzbare Bibliothek und sein ganzes Vermögen, welches er zur Vermehrung der Bibliothek bestimmte, vermachte er dem Großherzoge. Diese sogenannte Magliabecchi'sche Bibliothek wurde später durch andere Sammlungen vermehrt und zum öffentlichen Gebrauche bestimmt

und ist besonders der Handschriften und alten Drucke wegen berühmt. Ein Katalog derselben erschien zu Florenz 1793. M. hat nichts unter seinem Namen drucken lassen, aber zu vielen Büchern, z. B. den „Actis sanctorum", dem Werke des Cardinal Bona „De liturgiis", die wichtigsten Beiträge geliefert, auch mehre seltene Werke wieder drucken lassen. Von den zahlreichen an ihn geschriebenen Briefen gab Targioni eine Sammlung (Flor. 1745) heraus. A. F. Marini beschrieb sein Leben.

**Magnäanisches Legat** heißt die von dem gelehrten Isländer Arne Magnussen (Arnas Magnaeus) der kopenhagener Universitätsbibliothek vermachte Sammlung isländ. Handschriften und das zur Förderung der Studien altnordischer, namentlich isländ. Literatur und Geschichte hinterlassene Capital. Dieser in vielfacher Hinsicht höchst ausgezeichnete Mann, geb. 1663 zu Kvennabrekka im westlichen Island, studirte seit 1684 in Kopenhagen und legte hier im Hause des Thom. Bartholin, den er in seinen archäologischen Reisen und Forschungen unterstützte, den Grund einer ebenso umfassenden wie gründlichen und tiefen Kenntniß altnordischer Sprache, Literatur und Geschichte. Von einer zweijährigen Reise in Deutschland, wo er sich namentlich in Leipzig aufhielt und hier auch 1695 die kleine Schrift „Incerti auctoris chronica Danorum" erscheinen ließ, zurückgekehrt, wurde er 1697 zum Professor der nordischen Alterthumskunde, bald darauf zum Archivsecretär ernannt, 1702 aber von der dän. Regierung nach Island zur Abfassung einer Landesmatrikel gesendet. Hier gelang es ihm nun bei einem mehr als zehnjährigen Aufenthalte, während dessen er die Insel in den verschiedensten Richtungen zu bereisen hatte, eine in ihrer Art einzige Sammlung einheimischer Handschriften zusammenzubringen, deren Vermehrung und wissenschaftlicher Ausbeutung, ohne jedoch die Früchte seiner Forschungen zu veröffentlichen, seine übrigen Lebensjahre seit 1713 in Kopenhagen gewidmet waren. Er starb 1730, nachdem er es hatte erleben müssen, zwei Drittheile seiner Bibliothek durch den großen Brand in Kopenhagen 1728 verzehrt zu sehen. Den noch immer an Gehalt wie Umfang bedeutenden Rest, gegen 1800 Handschriften, hinterließ er der Universitätsbibliothek unter Hinzufügung einer beträchtlichen Geldsumme, die theils zu Stipendien für zwei junge mit der Bearbeitung der Handschriften betraute Isländer, theils zur Bestreitung des Drucks und der Herausgabe der wichtigsten Werke altnordischer Literatur verwendet werden sollte. Das Legat wird seit 1772 durch eine eigene Commission verwaltet, die sich seit Stiftung der königl. Alterthumsgesellschaft mit dieser verbunden hat und in der „Antiquarisk Tidsskrift" der letztern seit 1846 ein gemeinsames Organ ihrer Unternehmungen besitzt. Als die wichtigsten von der Commission bisher („Ex manuscriptis et sumptibus legati Arna-Magnaeani" nebst einer besondern Titelvignette) herausgegebenen und fast sämmtlich mit lat. Übersetzung, Anmerkungen, Glossarien, Facsimilien begleiteten altnordischen Werke, anderer durch sie blos unterstützten zu geschweigen, dürfen gelten: die Saemund'sche Edda in drei Theilen (1781, 1818, 1828) und die Snorri'sche (Thl. 1, 1848; Thl. 2, 1852; der 3. wird vorbereitet); von den Sagas die Gunnlaugssaga (1775), Egilssaga (1809), Kormakssaga (1832); die isländ. Gesetzbücher: Grágás (2 Thle., 1829) und Jarnsida (1847); die isländ. Annalen (1848). Vorbereitet wird eine Ausgabe des Jonsbók und eine isländ. Urkundensammlung, daneben ein ausführlicher Katalog der Handschriften ausgearbeitet.

**Magna charta** (the great charter) heißt in England der 1215 dem Könige Johann ohne Land (s. d.) von Adel und Geistlichkeit abgenöthigte, für die Begründung und Entwickelung des engl. Staatsrechts höchst wichtige Landesgrundvertrag. Schon Heinrich I., der 1100 die Thronrechte seines Bruders usurpirte, suchte seine Krone durch die Ertheilung eines Freiheitsbriefs, die Charta libertatum, zu befestigen. Diese Urkunde bestätigte die angelsächs., angeblich von Eduard dem Bekenner gesammelten Rechtsstatute (Common law) mit den von Wilhelm dem Eroberer gemachten Veränderungen, versprach die Achtung vor den Freiheiten und Gütern der Kirche, ordnete die Feudalverhältnisse, mäßigte die Lehndienste, besonders der Untervasallen, und gewährte der Stadt London große Privilegien. Auch die Könige Stephan und Heinrich II., deren Thronrecht zweifelhaft war, verbrieften freiwillig 1135 und 1154 die Zugeständnisse ihres Vorgängers. Dagegen veranlaßte die schmachvolle Regierung Johann's ohne Land den Adel und die Geistlichkeit, demselben die Bestätigung der Nationalfreiheiten mit gewaffneter Hand abzudringen. Nach dreitägiger Unterhandlung auf der großen Wiese Runingmede bei Windsor mußte er 19. Juni 1215 den neuen Freiheitsbrief, die Magna charta, unterschreiben. Die Urkunde bekräftigte in 60 Artikeln die Gesetze Eduard's, die Veränderungen Wilhelm's I., die Charta libertatum und bewilligte überdies zeitgemäße Erweiterungen und Reformen. Die

Geistlichkeit war darin am besten bedacht und erhielt unter Anderm gänzliche Befreiung von weltlicher Gerichtsbarkeit. Die Lehnsverhältnisse wurden bedeutend gemildert. Die Barone sollten nur ein mäßiges, festgesetztes Lehngeld an den König bezahlen, konnten nun ihre Erbtöchter und überhaupt ihre Kinder nach Gutdünken vermählen und hatten der Krone nur in drei bestimmten Fällen sogenannte Nothsteuern zu entrichten. Auch verpflichtete sich der König, die Lehnshülfen und außerordentlichen Steuern nur dann zu erheben, wenn ihm dieselben von Adel und Geistlichkeit auf den Reichsversammlungen wären bewilligt worden. Die Städte erhielten unentgeltliche Bestätigung ihrer Privilegien, Befreiung von ungesetzlichen Lasten und Handelsfreiheit. Außer diesen besondern Freiheiten gewährte die Magna charta auch allgemeine Vortheile. Kein Freier sollte mehr ohne Urtheil und Landrecht bestraft und verfolgt werden; auch wurde die ausgedehnte Gerichtsbarkeit der königl. Bannforste manchen Beschränkungen unterworfen. Der König verzichtete auf die Gelder, die seinem obersten Gerichtshofe in der Form von Sporteln für günstige Urtheile gezahlt wurden. Die Ausländer erhielten das Recht, freien Handel in England zu treiben. Durch das ganze Land sollte fortan einerlei Maß und Gewicht gelten. Endlich verpflichtete sich der König, die fremden Miethstruppen abzuschaffen. Sämmtliche Zugeständnisse gingen im Grunde nicht über die Rechte und Bedürfnisse des Feudalstaats, und doch lag in diesen verbrieften Rechten der Keim zu den großen constitutionellen Freiheiten des Landes. König Johann schon trachtete den Vertrag kraft der Lossprechung des Papstes zu brechen und starb darüber im Kampfe mit der Nation. Sein Sohn Heinrich III. sah sich in der Finanznoth gezwungen, die Freiheiten der Magna charta durch eine neue, 37 Artikel enthaltende Urkunde vom 11. Febr. 1225 zu bestätigen. An demselben Tage ertheilte er auch einen zweiten Freiheitsbrief, die Charta de foresta, durch welche die königl. Forstrechte beschränkt wurden. Seit Wilhelm I. waren nämlich zum Nachtheile der Landescultur ganze Districte zu königl. Bannforsten umgewandelt und die härtesten Strafen auf Jagd- und Forstfrevel gesetzt worden. Der Freiheitsbrief gab nun jedem Lehnsbesitzer ohne Unterschied das Recht, auf seinem Gebiete zu jagen, schränkte die Gewalt der königl. Forstbeamten ein und verwandelte die Strafe der Blendung und Entmannung, welche bisher auf Wilddieberei stand, in Geld- und Gefängnißstrafe. Heinrich III. brach die Freiheitsbriefe öfters und mußte dieselben zur Erlangung von Subsidien sieben mal bestätigen. Der Umstand, daß die Einkünfte des Feudalstaats zur Bestreitung der Bedürfnisse der Krone nicht mehr hinreichten, und daneben die Bestimmung der Magna charta, daß die Erhebung von Subsidien an die Einwilligung eines geldarmen Adels und einer habsüchtigen Geistlichkeit geknüpft war, führten sehr bald zu noch bedeutendern Erweiterungen der Nationalfreiheiten. Eduard I. ertheilte nämlich den Grafschaften und Städten, in deren Händen die Reichthümer des Landes lagen, das förmliche Recht, Abgeordnete auf die Reichsversammlungen oder Parlamente zu schicken. Diese sogenannten Gemeinen, deren Bedeutung und Macht mit dem Reichthum ihrer Committenten stieg, erzwangen schon 1297 zur Magna charta den Zusatz, daß zur Erhebung von Steuern ganz besonders auch ihre Einwilligung gehöre. Zugleich mußte Eduard I. die beiden Freiheitsbriefe bestätigen und die Bestätigung im April 1300 wiederholen. Die Ausbildung der Deputation des Dritten Standes zum förmlichen Unterhause während der langen Regierung Eduard's III. verlieh den verbrieften Nationalrechten nun vollends Bestand und Wirksamkeit. Eduard III. mußte, um Geld zu erhalten, dem Parlamente die Magna charta ungefähr zwanzig mal bestätigen. Wenn auch im Laufe der Zeit alle übrigen Freiheiten der Magna charta ihren Werth verloren, so blieb sie doch als das älteste, unzweideutigste Zeugniß des Steuerbewilligungsrechts die Grundlage der öffentlichen Freiheiten und der Verfassung. Selbst die despotischen Fürsten des Hauses Tudor wagten nicht, dieses Recht und die Autorität, auf die es sich stützte, in Zweifel zu ziehen. Aus diesem Grunde war der Unwille der Nation so tief, als später die Stuarts in ihrem Dünkel von der Schrankenlosigkeit königl. Gewalt das Steuerbewilligungsrecht des Parlaments umgingen und so den Grundvertrag brachen. Zwar gab Karl I. in Folge der ihm vom Parlament überreichten Beschwerdeschrift, Petition of right, in welcher die Erneuerung der Magna charta mit zeitgemäßen Erweiterungen verlangt wurde, nach und bestätigte 7. Juni 1628 die Nationalfreiheiten, fuhr aber dessenungeachtet in der willkürlichen Besteuerung fort und stürzte endlich Thron und Volk in den Abgrund der Revolution. Wiewol die Magna charta noch gegenwärtig nicht aufgehoben ist, so kann man dieselbe doch kaum mehr als die Urkunde des Vertrags zwischen Volk und König ansehen. Nach der Revolution von 1688 nämlich überreichte das Parlament dem Könige Wilhelm III. die sogenannte Erklärung der Rechte (Declaration of rights), welche derselbe mit seiner Erhebung auf den Thron anerkannte. Diese Acte enthielt die

wesentlichen Bestimmungen, auf welche sich jetzt die constitutionellen Rechte der brit. Nation stützen. Die Magna charta ist ursprünglich lateinisch abgefaßt; sie wurde 1507 zum ersten mal und seitdem sehr oft gedruckt. Die Copien, welche ältere Geschichtswerke mittheilen, sind sehr fehlerhaft und interpolirt. Die beste Ausgabe lieferte Blackstone in „The great charter and charter of the forest" (Orf. 1753) und in seinen „Tracts chiefly relating to antiquities and laws of England" (2 Bde., Orf. 1762).

**Magnan** (Bernard Pierre), franz. Marschall, geb. zu Paris 1791, trat 18 J. alt in die Armee, durchlief alle niedern Grade und war schon 1814 Capitän bei der kaiserl. Garde und Ritter der Ehrenlegion. Er verließ damals den Militärstand und wurde Schreiber bei einem Notar, konnte sich jedoch an die Stille des bürgerlichen Geschäftslebens nicht gewöhnen, nahm wieder Dienste und commandirte bei der Eroberung von Algier (1830) das 49. Linienregiment, an dessen Spitze er sich auf diesem Zuge auszeichnete. Das nächste Jahr erhielt er die Beförderung zum Brigadegeneral und war eine Zeit lang bei der siebenten Militärdivision zu Lyon angestellt. Familieninteressen bewogen ihn indessen nach Belgien zu gehen, wo der König Leopold franz. Generale für die Organisirung seiner Armee brauchte. M. kehrte sodann nach Frankreich zurück und wurde mit dem Militärcommando des Norddepartements beauftragt. Hier besuchte ihn 1840 Mésonan und machte ihm glänzende Anerbietungen, um ihn zu bewegen, sich für den Prinzen Ludwig Napoleon zu erklären, der den Zug nach Boulogne vornehmen wollte. Der General M. hatte sich zwar einigermaßen über Zurücksetzung von Seiten der Julidynastie zu beklagen, lehnte jedoch jene Anträge ab, fiel aber dessenungeachtet in Ungnade und war beim Ausbruche der Februarrevolution von 1848 noch in seiner frühern Stellung. Im J. 1849 zum Generallieutenant und Großoffizier der Ehrenlegion ernannt, wurde er Commandant der Militärdivision von Strasburg, später Nachfolger des Marschalls Bugeaud im Commando der Alpenarmee. Bei den Nachwahlen im Monat Juli 1849 wurde er vom Seinedepartement in die Legislative abgeordnet. Im J. 1851 mit dem Obercommando der Armee von Paris beauftragt, erhielt er 1852 das Großkreuz der Ehrenlegion und 1853 die Marschallswürde, die ihn von Rechts wegen zum Senator machte. Außerdem ist er Oberjägermeister des Kaisers.

**Magnaten** (lat. magno-nati) heißen in Ungarn die vornehmsten adeligen Geschlechter, die Reichsbarone, die nach der frühern, jetzt aufgehobenen Verfassung von Geburts wegen an der Vertretung des Landes Theil hatten und sich zu diesem Behufe in Person in einer besondern Kammer (**Magnatentafel**) versammelten. Es gehörten dazu der Palatin, der Reichs- und Hofrichter (judex curiae), der Ban von Kroatien, Slawonien und Dalmatien, der Schatzmeister und die höchsten Hofbeamten, ferner alle Grafen und Freiherren. (S. Ungarn.) In Polen begreift man unter dem Namen der Magnaten die geistlichen und weltlichen Senatoren oder Reichsräthe und den hohen Adel.

**Magne** (Pierre), franz. Staatsmann, wurde 1806 zu Périgueux geboren, von wohlhabenden Ältern, die sich aber nicht angelegen sein ließen, ihrem Sohne eine höhere Erziehung zu geben. Beim Abgange vom Gymnasium wurde er Copist auf der Präfectur, wo er so lange zubrachte, bis er sich die Mittel erspart, um in Paris die Rechte zu studiren. Im J. 1831 kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück und wußte sich als Sachwalter bald eine ehrenvolle Stellung zu erringen. Von den dortigen Wählern ward er 1843 in die Deputirtenkammer abgeordnet, wo er bei Verhandlungen über Finanzfragen ein hervorstechendes Talent bewies und bis zu den Februarereignissen 1848 seinen Sitz im rechten Centrum hatte. Bei den Wahlen zur Constituirenden Nationalversammlung trat er nicht als Candidat auf; aber im Nov. 1849 wurde er zum Unterstaatssecretär im Finanzministerium ernannt und trat 1851 mit in die ministerielle Combination vom 10. April. Man übertrug ihm das Portefeuille des öffentlichen Bauwesens, welches er bei der Einsetzung des Cabinets vom 26. Oct. 1851 an Lacrosse abgab. Er wurde wieder zum Ministerium des öffentlichen Bauwesens berufen am Tage vor dem Staatsstreiche vom 2. Dec. 1851, worin er die Gemeinschaft der Verantwortlichkeit anzunehmen nicht scheute, gab aber 22. Jan. 1852 seine Entlassung in Folge der gegen die Grundbesitzungen des Hauses Orléans genommenen Maßregel. Doch ward er schon 1853 wieder Minister des öffentlichen Bauwesens und kaiserl. Senator.

**Magnesia** ist in reinem Zustande ein feines, weißes, geschmack- und geruchloses Pulver, welches in Wasser unauflöslich ist, in Säuren jedoch sich auflöst und Salze darstellt, welche einen auffallend bittern Geschmack haben. Aus letzterm Grunde nennt man die Magnesia auch Bittererde, sowie sie auch Talkerde heißt, weil sie sich im Talk (s. d.) findet. Sie besteht aus dem

1808 von Davy entdeckten Metall, Magnesium oder Magnium (einem silberweißen, hämmerbaren, stark glänzenden Körper, der, bis zum Glühen erhitzt, sich an der Luft entzündet und mit außerordentlich intensivem, blendend weißem Lichte zu Magnesia verbrennt) und aus Sauerstoff, wird in der Natur nie rein, sondern nur mit Wasser verbunden in dem Mineral Brucit oder in verschiedenen Salzverbindungen gefunden und aus diesen auf verschiedene Art dargestellt. Die Magnesia wird als Arzneimittel, namentlich zur Vertilgung der Säure im Magen benutzt und führt den Namen Magnesia usta oder M. calcinata. Von den Verbindungen der Magnesia mit Säuren sind wichtig die kohlensaure Magnesia (M. carbonica), die sich schon in der Natur in dem **Magnesit**, einem dem Kalkspath ähnlichen Mineral, findet und künstlich dargestellt als schön weißes, geruch- und geschmackloses, in Wasser fast unlösliches Pulver erscheint; ferner die schwefelsaure Magnesia oder Bittersalz (s. d.) und die in der Natur vorkommenden Verbindungen der Magnesia mit Kalk: der Speckstein, der Meerschaum, der Serpentin und der Asbest. Eine Verbindung des Magnesiums mit Chlor, das **Chlormagnesium**, findet sich neben dem ähnlichen Brom- und Jodmagnesium im Meerwasser und in der Mutterlauge einiger Salinen.

**Magnesia**, eine lydische Stadt am Sipylus in Kleinasien, ist berühmt durch den Sieg der Römer unter Scipio über Antiochus III. (s. d.) von Syrien, 190 v. Chr. Sie ist das jetzige Manissa in Natolien, das gegen 40000 E. zählt, worunter 15000 Griechen, und wegen seines schönen Tulpenflors und Safranbaus im Rufe steht. — Ein anderes Magnesia in Karien, am nördlichen Ufer des Mäander, das jetzige Guzulhissar in Natolien, mit 30000 E. und vielen Fabriken, zeigt noch merkwürdige Ruinen eines im Alterthume berühmten Dianentempels. — Auch im alten Thessalien gab es eine Landschaft Magnesia mit der Hauptstadt gleiches Namens.

**Magnet** bezeichnet eine eisenhaltige Masse, welche die Eigenschaft besitzt (Magnetismus), andere eisenhaltige Massen anzuziehen. Man unterscheidet natürliche Magnete, die in der Natur vorkommenden Magneteisensteine, die oft diese Eigenschaft, wahrscheinlich durch atmosphärische Einflüsse hervorgerufen, in ziemlich hohem Grade zeigen, und künstliche Magnete. Die letztern, in denen diese Eigenschaft erst durch Einwirkungen anderer Magnete oder elektrischer Ströme erzeugt ist, behalten entweder fortdauernd, auch nach dem Aufhören jener äußern Einwirkungen diese Eigenschaft (wie die Stahlmagnete), oder sie behalten sie nur so lange, als jener Einfluß andauert (wie z. B. weiches Eisen). Sehr starke Magnete lassen sich aus Eisenstäben verfertigen, welche mit zahlreichen Windungen eines mit Seide übersponnenen Kupferdrahts, durch welche ein kräftiger elektrischer Strom fließt, umwunden sind; man nennt sie **Elektromagnete**. (S. **Elektromagnetismus**.) Der Form nach unterscheidet man stabförmige und hufeisenförmig gebogene Magnete.

**Magnetische Curen.** Der Magnet (s. d.) oder Mineralmagnet übt auch auf den menschlichen Körper (s. **Magnetismus**), wenigstens gewisser Personen, eine Wirkung aus, welche sich besonders durch Beschwichtigung von Nervenschmerzen (z. B. Kopf- oder Zahnschmerz), oder von Krämpfen (besonders den sogenannten hysterischen) kund gibt. Zu diesem Behufe pflegt man gewöhnlich mit dem Nordpole eines starken Magnets in der Richtung der leidenden Nervenstämme, vom Centrum (Gehirn- oder Rückenmark) abwärts nach dem peripherischen Ende des betreffenden Nerven zu streichen, auch wol den Pol eine Zeit lang auf der leidenden Stelle zu fixiren. Doch ist diese Heilwirkung nicht immer sicher zu erzielen. Noch weniger steht fest, ob Nord- oder Südpol wesentlich verschieden wirken, und ob man mittels des Magnets oder mittels der Lagerung eines Patienten in bestimmter Richtung zu den Polen des Erdmagnetismus noch anderweite heilende Wirkungen erzielen kann. Weit heilkräftiger jedenfalls ist die durch starke Magnete mittels des Rotationsapparates erzeugte Elektricität (s. **Magnetoelektricität**), und diese wird jetzt von den Ärzten sehr viel angewendet, namentlich gegen Lähmungen, auch bei nervösen oder rheumatischen Schmerzen und andern Übeln. Vgl. Bulmerincq, „Beiträge zur ärztlichen Behandlung mittels mineralischer Magnete" (Berl. 1835); Schnitzer, „Über die rationelle Anwendung des mineralogischen Magnetismus" (Berl. 1837); Romershausen, „Die Heilkräfte der Elektricität und des Magnetismus" (2. Aufl., Marb. 1853). Über die Anwendung des sogenannten Lebensmagnetismus oder **Mesmerismus** zu Curen s. **Thierischer Magnetismus**.

**Magnetismus.** An dem als Mineral vorkommenden Magneteisensteine, der aus nahe 72 Theilen Eisen und 28 Theilen Sauerstoff besteht, kannte man schon im Alterthume die Eigenschaft, kleinere Stücke Eisen anzuziehen. Später entdeckte man auch, daß sich diese Eigenschaft durch Bestreichen mit einem Magnetsteine einem Stahlstabe dauernd mitthei-

len ließ. Man nennt die Magnetsteine und die Stahlstäbe, welche diese Eigenschaft besitzen, Magnete (s. d.). Eine genauere Untersuchung lehrt nun, daß die von einem solchen Magnete auf das Eisen ausgeübte Anziehung an zwei Punkten desselben besonders stark ist, und man bezeichnet dieselben als Pole. Hängt man einen Magnet (Magnetstein oder magnetischen Stahlstab) an einem Faden in der Weise auf, daß die Linie, welche die beiden Pole miteinander verbindet, horizontal liegt, so kommt derselbe nur in einer bestimmten Richtung zur Ruhe, so nämlich, daß die beide Pole verbindende Linie ungefähr die Richtung von Norden nach Süden einnimmt. Den bei dieser Stellung des Magnets nach Norden liegenden Pol nennt man den Nordpol, den nach Süden gelegenen den Südpol. Hat man an einem zweiten Magnet diese beiden Pole ebenfalls bestimmt, so zeigt sich zwischen beiden Magneten, wenn sie einander genähert werden, ein sehr verschiedenes Verhalten, je nachdem die einen oder andern Pole einander zunächst liegen. Um dieses Verhalten zu beobachten, hängt man den einen Magnet auf die zuvor angegebene Weise an einem Faden auf, oder man stellt ihn auf einer Spitze drehbar auf und nähert die Pole des zweiten in der Hand gehaltenen Magnets den Polen des ersten langsam aus der Ferne. Man erkennt dann sehr bald, daß die beiden Nordpole einander abstoßen, und ebenso die beiden Südpole, während der Nordpol des einen Magnets den Südpol des andern und ebenso umgekehrt anzieht, sodaß man das Gesetz kurz so aussprechen kann: gleichnamige Pole stoßen sich ab, ungleichnamige Pole ziehen sich an. Die Richtung, welche eine beweglich aufgehangene Magnetnadel annimmt, kann also nur eine Folge der magnetischen Wirkung der Erde sein. (S. **Magnetismus der Erde.**) Ein in die Nähe des Poles eines Magnets gebrachtes Stück weichen Eisens wird, solange es sich in dem Wirkungskreise dieses Poles befindet, ebenfalls magnetisch, zeigt auch zwei Pole, und zwar so, daß das dem Pole des Magnets zugewandte Ende des Eisens einen ungleichnamigen, das abgewandte dagegen einen gleichnamigen Pol erhält. Die Anziehung, welche ein Stück Eisen von einem Magnetpole erfährt, ist überhaupt nur eine Folge des im Eisen durch den Magnetpol erregten Magnetismus, indem, wie eben angeführt, das nächste Ende des Eisens einen dem Magnetpole ungleichnamigen Pol erhält, weshalb zwischen beiden Polen eine Anziehung eintreten muß. Der Magnetpol zieht also nicht das Eisen, sondern die in ihm erregte magnetische Kraft an, und das Eisen folgt nur dieser Anziehung, weil diese Kraft von ihm nicht trennbar ist. Seit dem J. 1820 hat man auch gelernt, durch elektrische Ströme magnetische Wirkungen hervorzubringen und selbst Magnete aus weichem Eisen zu erzeugen, welche, solange der elektrische Strom dieselben umkreist, viele Tausend Pfund tragen können. (S. **Elektromagnetismus.**) Wenn man ein magnetisches Stahlstäbchen genauer untersucht, so findet man, daß, geht man z. B. von dem Nordpole desselben aus, die magnetische Kraft nach der Mitte zu immer mehr abnimmt, in der Mitte selbst Null ist (Indifferenzpunkt), dann aber von hier aus in entgegengesetzter Weise bis zum Südpole wieder zunimmt: die ganze erste Hälfte zeigt sich nordpolarisch, die ganze zweite Hälfte südpolarisch. Zerbricht man jedoch einen solchen Stab in der Mitte, so stellt jede Hälfte sofort wieder einen vollständigen Magnet dar, der an dem einen Ende einen Nord-, an dem andern einen Südpol und in der Mitte einen Indifferenzpunkt besitzt. An den Bruchflächen, welche, solange sie im ganzen Stabe vereinigt waren, keine magnetische Anziehung äußerten, zeigt sich in dem einen Stück ein Süd-, in dem zweiten ein Nordpol. Coulomb nahm zur Erklärung der magnetischen Erscheinungen zwei magnetische Flüssigkeiten (eine nördliche und eine südliche) an, welche im Eisen und Stahl, solange sie nicht magnetisch, in jedem Theilchen in gleicher Menge miteinander verbunden wären. Beim Magnetisiren derselben sollten dann diese beiden Flüssigkeiten in jedem Theilchen so geschieden werden, daß die nordmagnetischen Flüssigkeiten in allen Theilchen nach der einen, die südmagnetischen aber nach der entgegengesetzten gewandt wären; ein Übergang dieser Flüssigkeiten aus einem Eisen- oder Stahltheilchen in die andern benachbarten darf, wie der erwähnte Versuch über das Zerbrechen eines Magnetstabs zeigt, nicht stattfinden. Nur durch das Zusammenwirken aller nach einer Seite gerichteten nordmagnetischen Flüssigkeiten erhält das an dieser Seite gelegene Ende des Stabs einen Nordpol und durch das Zusammenwirken aller nach der entgegengesetzten Seite gerichteten südmagnetischen Flüssigkeiten dieses letztern Endes einen Südpol. Im weichen Eisen steht dieser Scheidung der beiden Flüssigkeiten kein Hinderniß entgegen, aber auch ebenso wenig ihrer Vereinigung, wenn sie geschieden waren. Daher nimmt das Eisen in der Nähe eines Magnets sogleich einen starken Magnetismus an, verliert ihn augenblicklich aber, sobald es von ihm entfernt wird. Im Stahle dagegen tritt dieser Scheidung und ebenso der Wiedervereinigung der beiden Flüssigkeiten ein um so größeres Hinderniß entgegen, je härter derselbe ist; man nennt dies Coërcitivkraft. Um einen harten Stahlstab zu magneti-

ßren, bedarf man daher der Einwirkung eines starken Magnets; aber auch nach der Entfernung des letztern bleibt im erstern noch ein Theil der beiden Flüssigkeiten getrennt zurück, d. h. der Stahlstab bleibt magnetisch. Als durch Örsted 1820 ein Zusammenhang zwischen der magnetischen und elektrischen Kraft nachgewiesen war, ging schon im folgenden Jahre Ampère noch einen Schritt weiter und wies nach, wie alle magnetischen Erscheinungen sich vollständig erklären lassen, wenn man anstatt einer Scheidung der beiden magnetischen Flüssigkeiten in jedem kleinsten Theilchen eines Magnets einen elektrischen Strom annimmt, welcher jedes Theilchen in einer Ebene, die auf der Richtung, nach welcher zufolge der Coulomb'schen Theorie die beiden magnetischen Flüssigkeiten geschieden werden mußten, senkrecht steht, umkreist. Ein solches System von elektrischen Strömen an die Stelle der einzelnen Theilchen eines Magnets gesetzt, wirkt in allen Beziehungen genau Dasselbe wie dieser Magnet. Alle neuern Untersuchungen haben nur zur Stütze dieser Ampère'schen Ansicht gedient, wonach also der Magnetismus als selbständige und von allen übrigen Kräften verschiedene Kraft nicht existirt, sondern nur in der Wirkung elektrischer Ströme, welche alle kleinsten Theilchen eines Magnets umkreisen, besteht. Man ist folglich genöthigt, die frühere Coulomb'sche Annahme zweier magnetischen Flüssigkeiten als eine überflüssige und selbst nicht überall der Natur entsprechende aufzugeben. Die unter dem Namen Magnetismus zusammengefaßten Wirkungen übt aber ein Magnet nicht nur auf Eisen und Stahl, sondern auch auf einige andere Metalle, wie Nickel, Kobalt, Mangan u. s. w. aus, und man nennt diese Metalle, welche von irgend einem Magnet zufolge des in ihnen hervorgerufenen Magnetismus angezogen werden, magnetische Metalle. Ein Magnet übt außerdem, wie Faraday 1845 gefunden hat, auch auf alle übrigen Körper eine Wirkung aus, die jedoch nicht als Anziehung, sondern gerade entgegengesetzt als eine Abstoßung auftritt; man bezeichnet dieselbe mit dem Namen des **Diamagnetismus**. Diese diamagnetische Einwirkung wird auch noch sichtbar durch die Drehung, welche ein polarisirter Lichtstrahl bei seinem Gange durch einen vor den Polen eines Magnets angebrachten durchsichtigen Körper erleidet. Über den sogenannten Lebensmagnetismus oder den Mesmerismus s. **Thierischer Magnetismus**.

**Magnetismus der Erde.** Die Beobachtung, daß ein an einem Faden beweglich aufgehangener Magnet eine bestimmte Richtung annimmt, weist mit Bestimmtheit darauf hin, daß unsere Erde selbst magnetisch ist, und zwar muß, weil der nach Norden hinweisende Pol des Magnets der Nordpol, der nach Süden hinweisende ein Südpol heißt, zufolge des bekannten Gesetzes, daß nur die ungleichnamigen Magnetpole sich anziehen, der in der Nähe des geographischen Nordpols liegende magnetische Pol ein Südpol und der in der Nähe des geographischen Südpols liegende ein Nordpol sein. Die beiden magnetischen Pole fallen aber nicht mit den geograpischen Polen zusammen. Der magnetische Südpol der Erde liegt im nördlichen Amerika, ungefähr unter 73° 25′ n. Br. und 264° 21′ L. (östlich von Greenwich) und der magnetische Nordpol südlich von Vandiemensland, ungefähr unter 72° 35′ s. Br. und 152° 30′ L. östlich von Greenwich. Der Winkel, um welchen die Richtung eines in horizontaler Ebene beweglichen Magnetstabs von dem geographischen Meridian abweicht, heißt Declination; der Winkel, um welchen ein in seinem Schwerpunkte aufgehangener Magnetstab unter den Horizont sinkt, heißt Inclination. Declination und Inclination, sowie auch die Stärke der Wirkung des Erdmagnetismus sind an den verschiedenen Orte der Erde verschieden. Wenn die magnetische Wirkung überhaupt nur in der Wirkung elektrischer Ströme besteht (s. **Magnetismus**), so ist auch der Erdmagnetismus nur die Folge von elektrischen Strömen, die in der Erde auf eine ganz bestimmte Weise vertheilt sind.

**Magnetnadel** heißt ein dünnes, an einem Coconfaden aufgehangenes oder auf einer feinen Spitze schwebendes Magnetstäbchen, das durch die Einwirkung des Erdmagnetismus an jedem Orte eine bestimmte Lage annimmt. (S. **Compaß**.)

**Magnetoelektricität** bezeichnet die unter dem Einflusse eines bewegten oder in seiner Stärke sich verändernden Magnets in einem Leiter erregten elektrischen Ströme. Man nennt diesen Vorgang auch **Magnetinduction**. (S. **Induction**.)

**Magnetometer** heißt ein Magnetstab, welcher an Coconfäden oder an einem sehr feinen Drahte in horizontaler Lage aufgehangen ist und zur genauern Bestimmung der Declination, d. h. der Abweichung der magnetischen Achse des Stabes (der Linie, die seine beiden Pole verbindet) von dem geographischen Meridian, dient. Der Magnetstab trägt einen Planspiegel, und seine Stellung gegen den Meridian wird mit Hülfe eines Fernrohrs durch das gespiegelte Bild eines vor dem Spiegel in der Entfernung von mehren Fuß aufgestellten eingetheilten Maßstabs bestimmt.

**Magnificat** nennt man in der kirchlichen Sprache nach dem Anfangsworte in der Vulgata

den aus dem Evang. Luc. 1, 46—55 entlehnten sogenannten Lobgesang der Maria, der unendlich oft in Musik gesetzt wurde und bei Feierlichkeiten in kath. wie in protest. Kirchen zur Aufführung kommt.

**Magnificenz** (vom lat. magnificus), d. h. Herrlichkeit oder Hoheit, ist der Titel der Rectoren und Kanzler der Universitäten, sowie der Bürgermeister in den Freien Städten. Wenn ein Fürst die Würde eines Rectors bekleidet, wird er Magnificentissimus genannt.

**Magnin** (Charles), franz. Literarhistoriker, geb. zu Paris 1793, einer der Conservatoren der K. Bibliothek, machte sich seit 1815 durch einige Poesien und eine Komödie „Racine, ou la troisième représentation des Plaideurs" (Par. 1826) bekannt, war an mehren Journalen, mit Guizot am „Globe", mit Carrel am „National" sehr thätig und entwickelte in seinen Beiträgen zur „Revue des deux mondes" und zum „Journal des savants" ein sehr bedeutendes kritisches Talent. Seine archäologischen Kenntnisse bewiesen sich ebenfalls sehr schätzbar und seine ästhetischen Ansichten durchgängig treffend und stets geistvoll. Dabei verrieth M. in seinen Arbeiten eine vertraute Bekanntschaft mit den alten und neuen Literaturen. Sein Werk „Les origines du théâtre moderne" (Bd. 1, Par. 1838), eine Umarbeitung der 1834 gehaltenen Vorlesungen, wird eine Geschichte der dramatischen Kunst bei den christlichen Nationen des Mittelalters bilden. Seine kritisch-ästhetischen und kritisch-biographischen Artikel in der „Revue des deux-mondes" und im „Journal des savants", sowie seine Berichte im „Bulletin du comité des monuments écrits", gehören zum Besten, was diese Zeitschriften enthalten. Die bedeutendern von diesen Abhandlungen sind unter dem Titel „Causeries et méditations historiques et littéraires" (2 Bde., Par. 1843) gesammelt erschienen. Seine neueste Schrift ist die „Histoire des marionnettes" (Par. 1852).

**Magnium**, s. Magnesia.

**Magnolie** (Magnolia) heißt eine dem Tulpenbaume nahe verwandte Pflanzengattung, von welcher der Kelch dreiblätterig, die Blumenkrone sechs- bis zwölfblätterig, die Staudgefäße zahlreich und bodenständig und die Kapseln zweiklappig sind. Aus letztern hängen die 1—2 Samen an einem langen Faden herab. Es sind schöne, besonders in Nordamerika, in China und Japan einheimische Bäume, mit großen endständigen einzelnen Blüten. Von mehren werden die bittern Samen und die bittere und öfters zugleich aromatische Rinde in ihrer Heimat als tonische und fiebervertreibende Mittel gebraucht. Einige werden bei uns als Zierpflanzen in den Gärten cultivirt und zwar besonders die in China und Japan einheimische purpurrothe Magnolie (M. purpurea), deren Blumenblätter außen purpurroth und innen weiß sind; sie muß aber bei uns durch Einbinden vor der Winterkälte geschützt werden. Die chinesische Magnolie (M. Yulan) ist wegen ihrer sehr wohlriechenden weißen Blumen beliebt und wird in China bereits seit mehr als zwölf Jahrhunderten häufig angepflanzt. Die Blüten der im südlichen Theile Nordamerikas wachsenden großblumigen Magnolie (M. grandiflora) sind weiß und durch Größe ausgezeichnet, indem sie einen Durchmesser von 12 Zollen erreichen. Die zugespitzte Magnolie (M. acuminata) erträgt zwar unser Klima gut, doch sind ihre Blüten durch Färbung nicht ausgezeichnet, sondern blos gelbgrünlich. Von der in Pennsylvanien, Virginien und Carolina einheimischen seegrünen Magnolie (M. glauca) mit weißen wohlriechenden Blüten ist die aromatisch-bittere und sassafrasartig riechende Rinde in Nordamerika officinell.

**Magnus** (Eduard), einer der ersten Porträtmaler Deutschlands, wurde 7. Jan. 1799 in Berlin in günstigen Verhältnissen geboren und diesen gemäß erzogen. Sein Vater bestimmte ihn für die Medicin. Vor dem Abgange auf die Universität gab er indessen seinem Zuge zur Kunst nach, der ihn schon während der Schulzeit das Zeichnen als Lieblingsnebenbeschäftigung hatte treiben lassen. Er entschied sich für die Architektur, besuchte aber neben der Bauschule die Akademie, wo er fleißig zeichnete. Ein wissenschaftlicher Drang ließ diese praktischen Übungen für eine Zeit lang wieder in den Hintergrund treten und machte den jungen Akademisten zu einem Schüler Hegel's. Dann lernte er von Freunden die Elemente der Ölmalerei und fühlte endlich mit dem 24. J. das Bedürfniß einer bestimmten Berufsrichtung. Schlesinger gab ihm Unterweisung vorzüglich im Porträtmalen und hatte die Freude, den Schüler 1826 mit sehr anerkannten Arbeiten auf der Ausstellung debütiren zu sehen. Nun reiste M. nach Paris, dann nach Rom, wo er mehre Jahre blieb und nun Figurenstücke lieferte, welche die menschliche Natur des Südens in charakteristischer Wahrheit zur Anschauung brachten. Eins der schönsten Bilder dieser Art ist die Heimkehr eines Piraten, dem er später den Abschied des Piraten an die Seite stellte. Ferner erwarb sich Beifall ein ritterlicher Greis, seinen Enkel segnend halbe Figuren und lebensgroß. Im J. 1835 kehrte M. nach Berlin zurück und wurde

1837 Mitglied der dortigen Akademie. Unter die gefeiertsten Stücke der folgenden Jahre gehörten: Zwei Mädchen im Sonnenschein, zwei spielende Kinder (gest. von Mandel), ein Landmädchen und ein Fischerknabe (gest. von Trossin) von Nizza. Im J. 1844 erfolgte seine Ernennung zum Professor. Inzwischen hatte er schon durch zahlreiche Arbeiten im Bildnißfache, die alljährlich die Ausstellungssäle der Akademie schmücken halfen, den höchsten Ruhm erworben. Das Porträt Jenny Lind's war eine Perle der Ausstellung von 1846. Ferner sind zu nennen die Bildnisse der Gräfin Rossi, der Prinzessin von Preußen, sowie der meisten Mitglieder des preuß. Königshauses, des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin und seiner Gemahlin u. s. w. Ohngeachtet seiner Thätigkeit als Porträtmaler verleugnet M. doch auch keineswegs den echten Künstler. In den J. 1850 und 1853 besuchte er Spanien.

**Magnusen** (Finn), einer der ausgezeichnetsten nordischen Archäologen, geb. 27. Aug. 1781 zu Skalholt auf Island, aus den edelsten und ältesten Geschlechtern, indem sein Vater, der letzte Lagman Islands, der Bruder des Naturforschers Eggert Olafsson und des Alterthumsforschers Jon Olafsson, seine Mutter aber die Tochter des Kirchengeschichtschreibers Islands, Finnur Jonsson (Finnus Johannaeus), war, zog schon als Knabe durch Lernbegierde und Liebe zu Büchern die Aufmerksamkeit auf sich. Durch seinen Oheim Hannes Finson vorgebildet, bezog er 1797 die Universität zu Kopenhagen, wo er im Umgange mit seines Vaters Bruder, Jon Olafsson, hauptsächlich mit Poesie, Geschichte und Alterthumswissenschaft sich beschäftigte, die juristischen Studien aber nur des Lebenserwerbs halber trieb. Nachdem er 1803 nach Island zurückgekehrt, fungirte er hier als Advocat, bis er 1812 wieder nach Kopenhagen ging, wo er sich von neuem seinen Lieblingsstudien zuwendete und durch seine Landsleute Thorkelin und Thorlacius vielfache Unterstützung fand, worauf er 1815 zum Professor ernannt und ihm 1819 aufgetragen wurde, an der Universität und der Akademie der schönen Künste über die altnordische Literatur und Mythologie Vorlesungen zu halten. Wie er diesem Berufe genügte, zeigten schon sowol seine „Aussicht über die älteste Heimat und die Wanderungen des kaukas. Menschenstamms" (Kopenh. 1818), wie sein „Beitrag zur nordischen Archäologie" (Kopenh. 1820). Durch die in letzterer Schrift aufgestellte Behauptung der plastisch-symbolischen Idealität der nordischen Mythen, welche dieselben zur künstlerischen Darstellung ebenso geeignet machen müsse als die griechischen, gerieth er mit Torkel Baden in einen Streit, dessen bedeutendster Gewinn sein mochte, daß mehre talentvolle dän. Künstler, wie Lund, Freund und Koop, den thatsächlichen Beweis jener Behauptung zu führen versuchten. Nachdem M. schon zum zweiten Theile der großen, von der Arna-Magnäanischen Commission besorgten Ausgabe der Edda (1818) die Probe eines Glossars und mehre Indices geliefert, gab er zum dritten Theile (1828) ein auch einzeln erschienenes, mit großer Gelehrsamkeit ausgestattetes mythologisches Lexikon und altnordisches Kalendarium („Priscae veterum Borealium mythologiae lexicon et gentile calendarium"). Insbesondere aber bekundete er seine historisch-mythologischen Forschungen nach dieser Seite hin in den beiden großen, inzwischen erschienenen Werken, nämlich der Übersetzung und Erklärung der ältern Edda („Ældre Edda, oversat og forklaret", 4 Bde., Kopenh. 1821—23) und der vom Standpunkte der vergleichenden Mythologie aus unternommenen Darstellung der ganzen Lehre der Edda („Eddalären og dens Oprindelse", 4 Bde., Kopenh. 1824—26). Unter seinen spätern Werken hat das große runologische („Runamo og Runerne", Kopenh. 1841) eine sehr zweideutige Berühmtheit erlangt, indem er darin mit wirklich staunenswerthem Aufwande von Scharfsinn und Gelehrsamkeit eine von dem dän. Geschichtschreiber Saxo Grammaticus beschriebene Runeninschrift in den Wegritzen der Bergstraße in Blekingen zu entziffern suchte, die von späterer Forschung auf das evidenteste als Wagengleise und als Folgen zerstörender Temperatur nachgewiesen wurden. In Verbindung mit Rafn (s. d.) hat er außerdem die für die nordamerik. und altnordische Archäologie sehr wichtige Darstellung der geschichtlichen Denkmäler und alterthümlichen Überreste auf Grönland („Grönlands historiske mindesmärker", Bd. 1 — 3, Kopenh. 1838 — 42) unternommen, wie er sich auch noch an der Herausgabe der „Antiquités russes" (Bd. 1 und 2, Kopenh. 1850—52) betheiligt hat. Außerdem hat er eine große Anzahl ausgezeichneter, in Zeitschriften zerstreuter Monographien über nordische und allgemein archäologische, runologische und historische Gegenstände (z. B. „Erklärung mehrer das skandinav. Alterthum betreffenden Stellen im Ossian", 1813; „Über die Picten und den Ursprung dieses Namens", 1817; „Snorro Sturleson's Leben", 1823; „Snegl-Halle's Reisen im 11. Jahrh.", 1826; „Ursprung und Umbildung der altnordischen Gilden", 1829) geliefert, durch namhafte Beiträge die gegenwärtige isländ. Literatur gefördert und durch patriotische Hingebung als Deputirter Islands und der Faröer seit 1835 die In-

teressen des Vaterlandes gewahrt, deren jüngere Söhne stets seiner kräftigen Unterstützung und väterlichen Leitung sich zu erfreuen hatten. M. starb zu Kopenhagen 24. Dec. 1847.

**Magnussen** (Arne), s. Magnäanisches Legat.

**Mago**, ein karthag. Suffet (s. d.) um 500 v. Chr., hatte über den Landbau ein Werk in 28 Büchern geschrieben, das nach dem dritten Punischen Kriege auf Verordnung des röm. Senats aus der griech. Bearbeitung, die Cassius Dionysius von Utica verfaßt hatte, ins Lateinische übertragen wurde und dessen Varro, Columella und Plinius, die es benutzten, mit großem Ruhme gedenken. — Auch ein Sohn des Hamilkar Barkas hieß Mago, der Bruder Hannibal's und Hasdrubal's. Er war mit dem Letztern im zweiten Punischen Kriege seit 216 v. Chr. karthag. Feldherr in Spanien und siegte mit ihm 212 über die Scipionen. (S. Hasdrubal.) Im J. 208 wurde er von Marcus Silanus, dem Legaten des großen Publius Cornelius Scipio, und 207 bei Bäcula von diesem selbst geschlagen, worauf er sich zunächst nach Gades und von da nach den Balearen flüchtete. Mit einer Flotte, die er hier gesammelt hatte, segelte er 205 nach Ligurien, um seinem Bruder Hannibal, der sich im südlichen Italien schwer der Römer erwehrte, eine Erleichterung zu schaffen. Die Ligurer fielen ihm zu, nachdem er sich Genuas rasch bemächtigt hatte, auch die cisalpinischen Gallier waren ihm geneigt; als aber die Karthager in Afrika selbst bedrängt wurden, riefen sie ihn 203 gleich dem Hannibal zurück. Er starb auf der Rückfahrt an einer Wunde, die er bei einer durch die Römer im Gebiet der Insubrer erlittenen Niederlage erhalten hatte.

**Magyaren**, s. Ungarn.

**Mahâbhârata**, s. Indische Literatur.

**Mahagoni**, Mahagoniholz heißt das Holz des Stamms der Mahagoni-Swietenie (Swietenia Mahagoni), eines 80—100 F. hohen, in Westindien und Südamerika einheimischen Baums, mit drei- bis fünfpaarig gefiederten Blättern und traubigen Rispen, in deren kleinen weißlichen Blüten die Staubfädenröhre an der Spitze gezähnt und innen mit 8—10 Staubbeuteln besetzt ist. Die Samen der fünffächerigen, etwa faustgroßen Kapsel sind an der Spitze geflügelt. Das harte, schwere, gelbröthliche Holz, welches mit der Zeit viel dunkler und endlich fast schwarzbraun wird und eine schöne Politur leicht annimmt, ist sehr geschätzt und macht einen bedeutenden Handelsartikel nach Europa aus. Doch ist das von den Antillen kommende geschätzter als das aus Mexico und Honduras gebrachte. Die schwach aromatisch riechende und sehr zusammenziehend bitter schmeckende Rinde, welche in dem Vaterlande des Baums als Heilmittel dient, wurde auch in England unter dem Namen Mahagonirinde oder Amarantrinde als Surrogat der Chinarinde empfohlen und angewendet. Aus den Samen soll da, wo der Baum einheimisch ist, ein purgirendes Öl, das sogenannte Karapatöl, gewonnen worden.

**Maharatten** oder Maratten, ein zum Hindustamme gehöriges Volk, in dem mittlern Theile Vorderindiens, die Gebirge von Gwalior bis Goa bewohnend und wahrscheinlich aus verschiedenen ältern, von den Mongolen aus dem eigentlichen Hindostan vertriebenen Völkerschaften entsprungen, tritt erst um die Mitte des 17. Jahrh. in der Geschichte auf, wo der Abenteurer Sewadschi, gest. 1680, sie zu einem Staate vereinigte, den er und seine Nachfolger durch Eroberungen, besonders im Reiche des Großmoguls, zu einem mächtigen Reiche erweiterten, das einen Flächeninhalt von 28000 QM. umfaßte. Die Untüchtigkeit, die bald unter seinen Nachfolgern, welche den Titel Ram-Radscha, d. i. Oberkönig oder Oberfürst, führten und in Sattarah regierten, einriß, bewirkte, daß der Peischwah (erste Minister) Badschiro den Ram-Radscha gefangen setzte und des westlichen Theils des Maharattenlandes sich bemächtigte, wo er in Punah einen unabhängigen Staat bildete, während sein College Radschodschi den östlichen Theil nahm und den Staat der Berar-Maharatten daselbst gründete. Badschiro, der 1750 starb, machte die Würde und den Titel als Peischwah in seiner Familie erblich. Diese Theilung des Maharattenreichs konnte aber nicht ohne Einwilligung der Großen und Statthalter des Reichs geschehen, die deshalb mit Vermehrung ihrer Einkünfte und Macht befriedigt wurden. Die Folge davon war, daß das Reich in eine Menge mehr oder minder mächtiger, unabhängiger und Vasallenstaaten zerfiel und nach dem Aussterben der Dynastie der Ram-Radschas 1777 nur durch einen aus zwölf Braminen bestehenden Regierungsrath, der dem Peischwah die vollziehende Gewalt ließ, zusammengehalten wurde, also eine Art Bundesstaat bildete. Nicht lange dauerte es, so brachen unter den Maharattenfürsten im letzten Decennium des 18. Jahrh. langjährige innere Kriege aus, in die bald die Englisch-Ostindische Compagnie verflochten wurde und die damit endigten, daß, nachdem mehre Provinzen des Maharattenreichs an die Engländer bereits abgetreten waren, nach einem blutigen Kampfe mit den Engländern 1817 und 1818 die letzten Überreste des Maha-

rattenreichs von diesen unterworfen und ihre Herrscher zu engl. Vasallen gemacht wurden, bis auf den einzigen Rao-Scindiah, der seine Unabhängigkeit bis zu seinem Tode bewahrte. Als in Folge desselben seine Witwe einen Knaben als Sohn adoptirte, den auch die Engländer als Herrscher anerkannten, kam unter der schwachen Weiberregierung der alte Haß gegen die Letztern wieder zum Vorschein, der durch innere Intriguen und die immer mehr gesteigerten Ansprüche der Engländer am Ende zu einem Kriege mit diesen führte, welcher durch die beiden 29. Dec. 1843 gelieferten blutigen Schlachten von Maharadschpur und Puniar oder am Antripaß, beide auch die Schlachten von Hingolah genannt, beendigt wurde; die erstere lieferte der engl. Obergeneral Sir Hugh Gough, während die Maharatten von den beiden franz. Obersten Baptiste und Jacob befehligt wurden; die andere der engl. General Grey. Die zum größten Theil europäisch organisirten Maharatten mit vortrefflicher Artillerie schlugen sich ausgezeichnet. Die Folge dieser Niederlagen war, daß der Staat des Scindiah in die Reihe der der Ostindischen Compagnie unterworfenen Subsidiarstaaten trat, eine bedeutende Kriegscontribution zahlen und sein treffliches Heer auflösen mußte. Die Maharatten, von festem, starkem Körperbau, mit mehr oder weniger brauner Hautfarbe, sind Hindu und Brahmadiener, von grausamem, wildem und treulosem Charakter, abgehärtet und von kriegerischem Geiste. In Folge davon, sowie durch die Bedrückungen, die sie sich gegen die ihnen unterworfenen Völker erlaubten, haben sie sehr nachtheilig auf Cultur und Civilisation der Länder gewirkt, in denen sie das herrschende Volk waren. Die bedeutendsten der den Engländern unterworfenen Maharattenfürstenthümer sind gegenwärtig der Staat des Scindiah, der den Titel Maha-Radscha, d. i. Großkönig, führt und in Gwalior (s. d.) residirt, mit 1860 QM. und 4 Mill. E.; der des Maha-Radscha von Sattarah, mit 660 QM. und 1½ Mill. E.; der des Guicowar, der in der großen Stadt Baroda residirt, mit 850 QM. und 2 Mill. E.; der des Holkar, welcher seine Residenz in der schönen Stadt Indur hat, mit 830 QM. und 1,200000 E., und der des Bunslah mit der Residenz Nagpur oder Nadschpur, 3053 QM. mit 3 Mill. E.

**Mähen** nennt man das Abbringen des Grases und Getreides mit der Sense, während man mit der Sichel nur schneidet, mit dem Sichet haut. Das Mähen mit der Sense verdient vor der Anwendung der beiden andern genannten Instrumente in allen Fällen den Vorzug, wo es auf Förderung der Arbeit ankommt, und ist bei dem Gras zur Heuwerbung überhaupt nicht zu ersetzen. Das Abbringen des Getreides hingegen geschieht mehrentheils vortheilhafter mit dem Sichet oder der Hausichte, einem in Flandern und am Niederrhein einheimischen Instrument, dessen Führung jedoch eine besondere Geschicklichkeit erfodert. Mit der Sichel wird das Getreide auf kleinen Flächen um deswillen vortheilhafter geschnitten, weil dabei minder Körner ausfallen; dagegen bleiben höhere Stoppeln stehen, und zum Abbringen von Gras und Klee ist sie gar nicht oder nur in ganz untergeordnetem Maße zu gebrauchen. Das Mähen des Grases mit der Sense erfodert keine besondere Vorrichtung an dieser: die abgeschnittenen Halme und Blätter legen sich durch den Schwung des Instruments von selbst in Schwaden. Dagegen verlangt das Mähen des Getreides eine eigenthümliche Zuthat, das Reff, damit die Halme senkrecht gegen die stehende Getreidewand gelehnt und dann abgenommen, oder auch gleich mit einem Schwung abgelegt und in Gelege gebracht werden. Letzteres ist nur bei dem Hafer üblich. Schon in frühen Zeiten ersann man Constructionen zum mechanischen Ersatz der sehr schwierigen und ermüdenden Arbeit des Mähens. Plinius und Palladius erwähnen schon Messerwagen, mit welchen die Gallier ihr Getreide abzubringen pflegten. Die ersten vollendetern **Mähemaschinen** wurden 1807 von James Smith, 1828 von John Bell in England construirt. Dieselben wollten aber keinen allgemeinen Eingang finden. Erst in der neuesten Zeit gelang es den Amerikanern Mac Cormigk und Obed Hussey, brauchbare Mähemaschinen, d. h. nur für Getreide, zu erfinden, welche seit der londoner Industrieausstellung von 1851 große Verbreitung gewonnen haben. Die erste Construction beruht auf dem Princip einer feingezahnten, rasch bewegten Säge, die zweite, nach Bell's Idee, besteht aus einem Scheerenapparat. Zum Abmähen des Grases auf den Rasenplätzen der Parks verwendet man in England eine kleine Maschine, nach Art der Tondeuses, die aber sehr langsam und unbehülflich arbeitet. Überhaupt, wie sinnreich auch die Erfindungen von Mähemaschinen sein mögen, so werden dieselben doch niemals die Arbeit mit der Hand ganz zu ersetzen vermögen. Vgl. Hamm, „Landwirthschaftliche Geräthe und Maschinen" (Braunschw. 1845).

**Mahlmann** (Siegfr. Aug.), deutscher Dichter im lyrisch-elegischen Gebiet und in der Burleske, geb. 13. März 1771 in Leipzig, wo sein Vater Kaufmann war, besuchte, nachdem er frühzeitig die Ältern verloren hatte, die Fürstenschule zu Grimma und studirte seit 1789 in Leipzig,

wo er sich zwar der Rechtswissenschaft mit Eifer befleißigte, aber schon eine entschiedene Neigung zum Idealen im Leben an den Tag legte. Nach beendigten akademischen Studien ging er als Führer eines jungen Edelmanns nach Livland, mit welchem er nachher die Universitäten zu Leipzig und zu Göttingen besuchte und 1797 eine Reise durch den Norden Europas machte. Im folgenden Jahre nach Leipzig zurückgekehrt, beschäftigte er sich hier vorzüglich mit der deutschen schönen Literatur, übernahm kurze Zeit eine Buchhandlung und wurde 1805 nach seines Schwagers Spazier Tode Herausgeber der „Zeitung für die elegante Welt", welche er bis 1810 allein, dann bis 1816 in Verbindung mit Meth. Müller redigirte, und in der er hauptsächlich die Richtung angab, welche die deutschen belletristischen Zeitschriften bis nach 1830, freilich allmälig sich verschlechternd, befolgten. Von 1810—18 hatte er auch die „Leipziger Zeitung" in Pacht und Administration, die ihm während des Kriegs sehr bedeutenden Gewinn brachte, aber auch die Veranlassung gab, daß er 1813 durch die Franzosen auf kurze Zeit auf die Citadelle nach Erfurt abgeführt wurde. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich mit den Naturwissenschaften und insbesondere mit der Ökonomie, welche er bei Bewirthschaftung seiner Güter praktisch anwendete, weshalb er auch zuletzt zum Director der durch seine Mithülfe erneuerten Leipziger ökonomischen Societät ernannt wurde. Außerdem erhob ihn sein Geist und seine ausgezeichnete Gabe der extemporirten Beredtsamkeit, verbunden mit dem Ansehen seiner persönlichen Erscheinung, zu einem der tüchtigsten Vorsteher der maurerischen Verbindung, welches Amt er mit allgemeiner Anerkennung in der Loge Minerva zu Leipzig von 1813 an bis zu seinem Tode, 16. Dec. 1826, verwaltete. Sind seine Gedichte, deren mehre von den besten Liedercomponisten in Musik gesetzt wurden, der ebenso innige als klare Ausdruck einer sanften Wehmuth oder einer über das Grab hinausblickenden Erhebung, so bekunden dagegen sein anonym herausgegebenes „Marionettentheater" (Lpz. 1806) und sein „Herodes von Bethlehem", eine satirische Parodie von Kotzebue's „Hussiten", des Verfassers Talent für die dramatische Burleske. Auch seine „Erzählungen und Märchen" (2 Bde., Lpz. 1802; 2. Aufl., 1812) wurden mit Beifall gelesen. Er selbst besorgte eine Ausgabe seiner „Sämmtlichen Gedichte" (Halle 1825; 4. Aufl., Lpz. 1845); seine „Sämmtlichen Werke" erschienen in acht Bänden (Lpz. 1839—40).

**Mahlschatz**, bisweilen gleichbedeutend mit Brautschatz, Aussteuer, bedeutet dem richtigern und gewöhnlichen Sprachgebrauche nach soviel als Arrha (s. d.) bei Verlöbnissen. Nach röm. Rechte ging der gegebene Mahlschatz sowie das Brautgeschenk bei Trennung des Eheverlöbnisses für den schuldigen Theil verloren. Nach der Praxis einiger Länder mußten bei freiwilligem Rücktritt vom Verlöbniß, der nur mit Genehmigung der geistlichen Behörde erfolgen konnte, die Mahlschätze von beiden Theilen an diese abgeliefert werden.

**Mahmud II.**, Sultan der Osmanen, 1808—39, geb. 20. Juli 1785, war der zweite Sohn des 1789 verstorbenen Sultans Abdul-Hamid und zeigte sich in seiner Jugend hartnäckig, heftig, ja grausam. Als sein älterer Bruder, Mustapha IV., 1807 den Thron bestieg, sollte M., damit man keinen Thronbewerber zu fürchten habe, ermordet werden. Doch ein albanes. Corps bemächtigte sich seiner noch zur rechten Zeit und rettete ihn. Sofort begann er nun die Revolte vorzubereiten, die 28. Juli 1808 Mustapha IV. stürzte und ihn 1. Aug. auf den Thron brachte. Um sich zu befestigen, ließ er den Sohn Mustapha's IV., ein Kind von drei Monaten, erwürgen und vier schwangere Sultaninnen, in Säcke eingenäht, in den Bosporus werfen, sodaß er nun der Einzige und Letzte aus dem Stamme Osman's war. Ein Versuch, das Militär auf europ. Fuß zu organisiren, scheiterte in Folge der Auflehnung der Janitscharen. Ohne Rathgeber, ohne Geld und fast ohne Heer, mußte er den Krieg mit Rußland und den Kampf gegen die Serbier fortsetzen, bis er endlich nach gänzlicher Erschöpfung sich genöthigt sah, mit Rußland den Frieden zu Bukarescht vom 28. Mai 1812 zu schließen. Die Schrecknisse, unter welchen er den Thron bestiegen, und die Gefahren, welche denselben stets umgaben, hatten sein Gemüth verhärtet und Blutbefehle schienen ihm Maßregeln kluger Festigkeit. Gegen die christlichen Cabinete zeigte er eine stolze und feste Haltung; doch im Innern seines Reichs kämpfte der Verrath mit der Empörung, sodaß er immer abhängiger wurde von dem Willen mächtiger und glücklicher Satrapen oder entschlossener Völker. (S. die Art. Ali, Pascha von Janina; Mehemed-Ali von Ägypten; Serbien.) Als er endlich in der Hauptstadt und in den Fürstenthümern, wo der Aufstand der Griechen zuerst ausgebrochen war, seine Feinde vertilgt, die rebellischen Satrapen in den Provinzen durch andere ehrsüchtige Paschen besiegt, den Krieg mit Persien aber durch den Frieden von 1823 geendigt und von den Wahabiten (s. d.) nichts mehr zu befürchten hatte, zeigte er sich um so trotziger und härter. Dennoch zitterte er, wenn die Wuth der Janitscharen

die Hauptstadt mit Brand, Mord und Plünderung ängstigte. Um diese Truppe zu beruhigen, gab er namentlich bei deren Aufstande 1822 Alles preis, die tüchtigsten Männer, die nächsten Verwandten und die ältesten Vertrauten. Nach und nach reiften indessen durchgreifende Reformationsplane in seiner verschlossenen Brust, deren wenn auch größtentheils misrathene Ausführung ihm eine welthistorische Bedeutung verleiht. Die erste Frucht derselben war die endlich durchgeführte Auflösung und Vertilgung der Janitscharen (s. d.) 1826. Nachdem er hierauf schnell sein Heerwesen geordnet, lehnte er in einer Erklärung vom 9. Juni 1827 in der griech.-europ. Frage jede Intervention der christlichen Mächte entschieden ab. Doch sein Widerstand wurde im Frieden zu Adrianopel (s. d.) 14. Sept. 1829 gebrochen und Griechenland (s. d.) von dem osman. Reiche getrennt. So nach außen hin in Ruhe, kehrte er wieder zu seinen Reformplanen zurück und suchte vor allem das Heer und die Flotte wiederherzustellen. Allein der Widerstand gegen diese Reformen nahm einen immer heftigern Charakter an, besonders in Albanien, wo Mustapha, Pascha von Skodra, die Fahne des Aufruhrs erhob. M. ließ sich indeß nicht einschüchtern. Um sich selbst von den Erfolgen seiner Reformen zu überzeugen, unternahm er 1831, ganz gegen die zeitherige Sitte des Serails, eine Reise nach Adrianopel. Die Beweise von der unter dem Volke herrschenden bösen Stimmung, die er jetzt erhielt, ließen ihn nach seiner Rückkehr zwar scheinbar in seinen Reformen innehalten; allein die Opposition der nationaltürk. Partei stärkte nur seine innere Kraft, und bald begann er mit erneuter Energie die Ausführung seiner dem europ. Staatswesen zugewandten Reformen. Ein Civil- und Militärorden wurde gestiftet, die Polizei Konstantinopels verbessert, Lehranstalten für den Staatsdienst, besonders für das Sanitätswesen, gegründet, ein halb in türk., halb in franz. Sprache erscheinender „Moniteur" herausgegeben. Die inzwischen 1831 zu Stande gekommene Unterwerfung der rebellischen Paschas von Bagdad und Skodra und die dadurch bewirkte Rückkehr zur Ordnung im Innern schien diesen Reformen Vorschub zu leisten, als plötzlich der Ausbruch des Kriegs mit Ägypten (s. **Mehemed-Ali**) erfolgte, der alle Schöpfungen M.'s wieder in Frage stellte. Die unglückliche Schlacht von Konieh führte M. an den Rand des Verderbens; nur die Hülfe Rußlands, an das er sich in seiner äußersten Bedrängniß wendete, vermochte ihn noch zu retten. (S. **Osmanisches Reich**.) Kaum war diese Gefahr überstanden, als neue Aufstände in Albanien, Bosnien und Kleinasien ausbrachen und hemmend in die Plane des Sultans eingriffen. Nur der Aufstand, der im Mai 1834 in Palästina gegen Mehemed-Ali von Ägypten ausbrach, schien dem bedrängten Sultan, der alle seine Plane scheitern sah, eine Hoffnung zu gewähren. Er wollte die Gelegenheit, sich an seinem Todfeinde Mehemed-Ali zu rächen, benutzen und sendete ein Heer von 80000 Mann gegen Syrien. Da legten sich jedoch die europ. Mächte ins Mittel und verhinderten den Ausbruch des Kriegs. Mitten unter diesen Wirren schritt M. um so eifriger in den Reformen fort. Straßen wurden gebaut, Posten und Quarantänen eingerichtet, das Heer organisirt. Auch führte er damals, nach dem Vorbild der übrigen europ. Regierungen, stehende Gesandtschaften an den Höfen der europ. Großmächte ein. Die Ruhe kehrte, obwol langsam, in den Provinzen wieder zurück; zu gleicher Zeit wurde Kurdistan unterworfen. Zum zweiten male, 29. April 1837, unternahm M. eine Reise nach Rumelien und Bulgarien; doch mußte er in aller Eile nach Konstantinopel zurückkehren, um eine gegen ihn angezettelte Verschwörung mit blutiger Hand zu unterdrücken. Bei der Thätigkeit, die M. entwickelte, war es vorzüglich ein Gedanke, der seine Brust erfüllte, nämlich Genugthuung an Mehemed-Ali zu nehmen. Die fortwährenden Ansprüche und Übergriffe Mehemed-Ali's, welche das Verhältniß von Tag zu Tag verschlimmerten, schienen M. auch sehr bald die Gelegenheit zur Rache zu bieten. Nachdem er im Frühjahr 1839 ein bedeutendes Heer unter dem Seriasker Hafiz-Pascha am Taurus vereinigt hatte, erklärte er Mehemed-Ali in die Acht und ließ seine Truppen den Taurus überschreiten. Die Unternehmung scheiterte indessen in der Schlacht von Nisib 24. Juni 1839. (S. **Ibrahim-Pascha**.) M. erfuhr von dieser furchtbaren Niederlage nichts mehr. Ausschweifungen und Regierungssorgen hatten längst seine Gesundheit untergraben; er starb 1. Juli 1839. Ihm folgte sein Sohn Abd-ul-Medschid (s. d.), in dessen Interesse nun die europ. Politik den Streit mit Ägypten beilegte. M. war hart, blutig und versteckt, weil ihn die Umstände dazu führten, aber doch ein Charakter von großer Energie und seltener Einsicht. Er begriff, daß die türk. Herrschaft untergehen müsse, wenn sie die europ. Civilisation von sich stoße, und trat darum als Reformator auf. Aber seine Bestrebungen erlagen an der gänzlichen nationalen Versunkenheit und dem religiösen Fanatismus seines Volkes.

**Mahon** (Philip Henry Stanhope, Viscount), engl. Staatsmann und Geschichtschreiber, ist der älteste Sohn des vierten Grafen Stanhope (s. d.) und der Großnichte Pitt's und wurde 30

Jan. 1805 auf Walmer-Castle geboren. Er erhielt eine treffliche Erziehung, ward 1830 für den von seiner Familie abhängigen Flecken Wooton-Basset ins Parlament gewählt und bekleidete in dem Ministerium Peel-Wellington vom Dec. 1834 bis April 1835 das Amt eines Unterstaatssecretärs im auswärtigen Departement. Schon früh fühlte er sich zu historischen Studien hingezogen. Nachdem er eine „History of the war of the succession in Spain" (Lond. 1834) herausgegeben, bei der er die Memoiren seines Ahnherrn, des ersten Grafen Stanhope, benutzte, trat er mit der „History of England from the treaty of Utrecht to the peace of Aix-la-Chapelle" (2 Bde., Lond. 1836) auf, die er in der Folge bis zum Frieden von Versailles fortsetzte (3. Aufl., 7 Bde., Lond. 1853). Ohne sich durch einen glänzenden Stil auszuzeichnen, gehört doch dieses Werk durch gründliches Studium der Quellen und Klarheit der Darstellung zu den besten Arbeiten über die neuere Geschichte Englands. Man kann aus dem Werke selbst erkennen, wie sich der Verfasser allmälig von den exclusiv toryistischen Ansichten frei machte, in denen er ursprünglich befangen war. Eine der gelungensten Episoden des Werks, die Beschreibung des Aufstandes der Hochländer 1745, erschien besonders unter dem Titel „The forty-five" (Lond. 1851). Unterdessen war M., der sich mit der veränderten Auffassung der politischen Verhältnisse durch Peel, namentlich in Bezug auf die Korngesetzgebung, befreundet hatte, im Juli 1845 zum Secretär des Indischen Amts ernannt worden, mußte aber beim Sturz des Ministeriums im Juli 1846 zurücktreten. Seitdem gehörte er im Unterhause zur kleinen Schar der Peeliten und genoß das Vertrauen seines berühmten Führers in so hohem Grade, daß ihm dieser durch sein Testament die Redaction seiner hinterlassenen Papiere übertrug. Ein ähnlicher Auftrag wurde ihm auch von Wellington zu Theil. So hatte M. das Glück, daß ihm die literarischen Vermächtnisse der beiden Männer anvertraut wurden, in welchen England seinen ersten Feldherrn und seinen größten Staatsmann neuerer Zeit verehrt. Die hierzu nöthige Muße ward ihm dadurch gewährt, daß die Stadt Hertford, die er seit 1835 im Parlament vertreten, bei den Wahlen von 1852 einen Radicalen vorzog. Sein Redactionstalent bewies M. schon früher durch die sorgfältige Herausgabe der „Letters of Philip Dormer Stanhope, Earl of Chesterfield" (4 Bde., Lond. 1845; 5. Bd., 1853). Außerdem hat man von ihm ein „Life of the Great Condé" (Lond. 1840), welches er selbst ins Französische übersetzte, und „Life of Belisarius" (neue Aufl., Lond. 1848). Eine Auswahl seiner für die „Quarterly review" gelieferten Artikel gab er unter dem Titel „Historical essays" (Lond. 1848) heraus.

**Mähren**, eine Markgrafschaft und ein deutsches Kronland der östr. Monarchie, ist im N. von der preuß. Grafschaft Glatz und Östreichisch-Schlesien, im O. von Ungarn, im S. von Niederöstreich und im W. von Böhmen begrenzt und zählt auf 403⅘ QM. 1,800000 E., ohne das der jetzigen politischen Eintheilung nach nicht mehr dazu gerechnete Östreichisch-Schlesien. Die Sudeten trennen M. von Schlesien, das sogenannte Mährische Gebirge von Böhmen, die Karpaten von Ungarn. Zweige dieser Gebirge durchschneiden das ganze Land, das nur im Süden ausgedehntere Ebenen aufzuweisen hat. Insbesondere ist das 2—3000 F. hohe **Mährische Gebirge** oder der **Mährische Rücken** zu erwähnen, welcher ganz ähnlichen Terrassenbau wie das böhm. Bergland hat, ohne bestimmte Kettenbildung, und sich gegen O. und SO. zu den Mährischen Abfällen und zur Marchebene senkt. Auch die eigentlichen Sudeten oder das schles.-mähr. Gebirge mit dem 4500 F. hohen Altvater oder Mährischen Schneeberge fällt in dem Mährischen Gesenke, einer niedern Berglandschaft mit Kuppen von 1500—2000 F. Höhe, steil gegen W. und SW. zum Marchthale, gegen S. zum Betschwa-, gegen SO. zu dem nordostwärts gerichteten Oderthale ab, d. i. zu einer nur 800 F. hohen Ebene, die als Einsenkung oder Gebirgslücke zwischen dem deutschen und karpatischen Hochlande erscheint. Neben zahlreichen andern Flüssen ist die Morawa oder March, von der das Land den Namen hat, der Hauptfluß, jedoch auch nur eine Strecke schiffbar. Die in M. entspringende Oder berührt das Land nur wenig. Größere Seen gibt es nicht, wol aber viele Teiche. Das höhere Gebirge ist wenig fruchtbar; dagegen fehlt es im Innern des Landes nicht an schönen Ebenen und Flächen, und in der sogenannten Hanna und den südlichen Gegenden ist der Boden ungemein ergiebig. Das Klima ist verhältnißmäßig mild. Nächst der Rindviehzucht, die durch fette Wiesen und Weiden begünstigt wird, der Schaf- und Schweinezucht ist die Federviehzucht, besonders die Gänsezucht von Bedeutung; auch wird viel Fischerei getrieben, und nächst Ungarn liefert M. die meisten Blutegel. Getreide, besonders schönen Weizen, baut man vorzüglich in der Hanna, an der March, um Brünn und in den südöstlichen Gegenden des znaymer Kreises. Auch der Kartoffel-, Runkelrüben-, Flachs-, Obst- und Gartenbau sind nicht unbedeutend. Ferner baut man Hanf Hopfen, Anis, Mohn, Senf, Fenchel, Saflor, Krapp und Süßholz und in den südlichen Gegen-

den vielen, wenn auch nicht ausgezeichneten Wein. Die ansehnlichen Waldungen sind mehr Laub- als Nadelhölzer. An Mineralien ist das Eisen am wichtigsten; auch hat das Land Stein- und Braunkohlen, schwachen Blei- und Silberbau. Graphit wird am Höllenberge bei Goldenstein, eine geringe Sorte Meerschaum bei Hrubschitz gewonnen. Groß ist die Zahl der Steinbrüche, die unter Anderm sehr guten Kalk und auch Marmor liefern. An Mineralwässern und Gesundbrunnen ist das Land nicht arm; doch wird keiner derselben stark besucht. Bekannt sind das warme Schwefelbad von Ullersdorf, die Sauerbrunnen zu Andersdorf, Luhatschowitz.

M. gehört hinsichtlich der Gewerbsindustrie zu den betriebsamsten Kronländern Östreichs. Einer der verbreitetsten Zweige ist, namentlich in dem Hochlande nächst der böhm. Grenze bis zur Oder, die Flachsspinnerei und Leinweberei; die mähr. Leinwand hat sich neben der schlesischen einen verdienten und die der Janowitzer Fabrik sogar einen außereurop. Ruf erworben. Die früherhin minder bedeutende Baumwollenfabrikation ist in neuerer Zeit sehr gestiegen und hat ihren Hauptsitz in und um Sternberg. In Tuch- und Wollenzeugfabrikation ist M. seit lange her ausgezeichnet. Nicht unwichtig ist auch die Ledergerberei. Die Eisenwerke, welche sich hier ausschließlich in den Händen von Privaten befinden, haben in den letzten Jahren einen besondern Aufschwung genommen, und viele derselben gehören zu den ersten Etablissements dieser Art in der Monarchie. Außerdem verdient Erwähnung die Fabrikation von Waffen, Nadeln und andern Metallwaaren, von Kochgeschirr, Porzellan, Fayence, Papier, Papiertapeten, Holzwaaren, Liqueuren und Rosoglien, Branntwein, Bier und Essig, von Runkelrübenzucker (besonders in Mährisch-Ostrau), Kartoffelsyrup, Stärke, Puder, chemischen Producten u. s. w. Der innere Handel ist ziemlich lebhaft, die Ausfuhr größer als die Einfuhr, der Transitohandel, wenn auch nicht durch schiffbare Flüsse und Kanäle, doch durch gute Kunststraßen sowie durch Eisenbahnen, welche M. in die engste Verbindung mit Östreich, Schlesien und Böhmen setzen, sehr befördert, von großer Wichtigkeit. Auch die Viehmärkte mehrer Städte sind von Bedeutung, namentlich die von Olmütz. Die Bevölkerung, welche ziemlich dicht (etwa 4460 E. auf 1 QM.) 90 Städte, 181 Marktflecken und 3029 Dörfer bewohnt, besteht zu drei Viertheilen aus Slawen, die jedoch dem Ursprung, dem Namen und den Sitten nach sehr untereinander verschieden sind. Die Hannaken (s. d.) in der Hanna, die Slowaken (s. d.) in der Gegend um die March und die Czecho-Mähren, die zahlreichsten und besonders an der böhm. Grenze seßhaft, bilden darunter die drei Hauptstämme. Zur roman. Bevölkerung gehören die Walachen im Gebirge an der ungar. Grenze, bei Hochwald und Walachisch-Meseritsch, sowie eine Ansiedelung von Franzosen zu Czeitsch. Die Deutschen finden sich meist in den Städten und an den Grenzen Schlesiens und Östreichs. Außerdem gibt es 38225 Juden. Die Mehrzahl der Einwohner bekennt sich zur röm.-kath. Kirche; Protestanten zählt man 52140. Für den Volksunterricht ist durch eine genügende Anzahl von Haupt-, Trivial-, Industrie- und Sonntagsschulen gesorgt; die wissenschaftliche Bildung wird durch eine Universität zu Olmütz, durch eine Akademie daselbst, durch mehre Gymnasien, philosophische und theologische Lehranstalten, das technische Studium durch eine neue technische Lehranstalt zu Brünn befördert. Überdies besitzt M. eine seit kurzem mit einer historisch-statistischen Section bereicherte Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaus, der Natur- und Landeskunde, ein vaterländisches Museum und einen Kunstverein zu Brünn, mehre Bibliotheken und andere Sammlungen. Die Regierungsform M.s war vor 1848 fast unumschränkt, obschon es Landstände gab, welche aus Prälaten (dem Erzbischof von Olmütz, Äbten, Propsten, Domherren), Herren (Fürsten, Grafen und Freiherren), Rittern (adeligen Gutsbesitzern) und den Vertretern von acht Städten zusammengesetzt waren. Nach der Landesverfassung vom 30. Dec. 1849 besteht der Landtag des Kronlandes, welcher in der Regel in der Hauptstadt Brünn sich versammelt, aus 92 Abgeordneten, nämlich 30 der Höchstbesteuerten, 32 der Städte und Märkte, 30 der übrigen Gemeinden, mit Einschluß der im Herzogthum Schlesien gelegenen Enclaven, die einen Abgeordneten wählen. Bis 1849 war M. in die sechs Kreise Brünn, Olmütz, Prerau, Hradisch, Iglau und Znaym eingetheilt; seit dem 4. Aug. 1849 zerfällt es nur in die zwei Kreise von Brünn und Olmütz. Jener hat 12 Bezirkshauptmannschaften: Brünn, Trübau, Boskowitz, Wischau, Gaya, Auspitz, Iglau, Datschitz, Neustadtl, Znaym, Kromau und Nikolsburg; dieser 13 Bezirkshauptmannschaften: Olmütz, Sternberg, Schönberg, Hohenstadt, Littau, Neutitschein, Weißkirchen, Mistek, Walachisch-Meseritsch, Hradisch, Kremsier, Holleschau und Ungarisch-Brod. Hinsichtlich der Gerichtsorganisation, welcher jedoch nach einem kaiserl. Patent vom 3. Mai 1853 eine Modification bevorsteht, bestehen für M. gegenwärtig 78 Bezirksgerichte (darunter 19 erster Classe, zugleich Bezirkscollegialstrafgerichte), sechs Landesgerichte (zu Brünn, Olmütz,

Neutitschein, Hradisch, Iglau und Znaym) und das Oberlandesgericht zu Brünn, welches zugleich auch für das Herzogthum Schlesien die höchste Instanz bildet.

M. wurde in Germaniens Urzeit von den Quaden bewohnt. Als diese 407 mit den Vandalen nach Gallien und Spanien zogen, besetzten es die Rugier, die Heruler und um 548 die Longobarden. Zuletzt wurde es von einer Colonie Slawonen, die von den Walachen (Bulgaren) vertrieben waren und von der Morawa den Namen Morawer annahmen, aufs neue bevölkert. Bei dem Verfalle des Reichs der Avaren konnten sich die Morawer weiter ausbreiten und ein Königreich errichten, das unter dem Namen **Großmähren** weit größere Ausdehnung als das heutige M. hatte. Karl d. Gr. überwand die Morawer und nöthigte ihren König Samoslaw sich taufen zu lassen; doch wurde erst um 856 Cyrill der wahre Apostel der Mähren. Ludwig der Fromme legte dem Könige Megomir Tribut auf, und Ludwig der Deutsche machte den König Radislaw zum Gefangenen. Der deutsche König Arnulf vergrößerte M. auf der einen Seite bis an die Oder und auf der andern gegen Ungarn bis an den Fluß Gran; als sich aber Swatopluk empörte, schlug er ihn mit Hülfe der Böhmen und Ungarn. So wurde das mähr. Reich geschwächt, dann unter Swatobog, Swatopluk's Sohne, 908 ganz aufgelöst und nach und nach ein Raub der Ungarn, Polen und Deutschen. Seit 1029 blieb M. urkundlich dem Königreiche Böhmen zugeordnet und hatte mit demselben gleiche Verfassung, Verwaltung, Gesetze. Erst mit der Constituirung M.s als Markgrafschaft (6. Dec. 1197) erscheinen ein eigener mähr. Hof und mähr. Hofämter. Die Markgrafschaft sollte fortan nicht unmittelbar dem röm. Reiche, sondern der Krone Böhmen zu Lehn gehen. Inzwischen wurden, nach der Erbfolgeordnung Bratislaw's I. vom J. 1054, noch immer nachgeborene Söhne und jüngere Glieder der regierenden Familie mit einzelnen Landestheilen, wie Böhmens, so auch M.s belehnt, die jedoch nur Nutznießung der Regalien, keine Souveränetät hatten. Solche Herzogthümer und Fürstenthümer waren die von Olmütz, Brünn, Znaym, Lundenburg, Jammitz. Endlich erfolgte im 14. Jahrh. die völlige Vereinigung aller Landestheile unter den Regenten des luxemburgischen Hauses, und M. fiel nach König Ludwig's II. Tode in der Schlacht bei Mohacz, 1526, ebenso wie Böhmen, kraft früherer Verträge an das Haus Östreich und theilte, mit Böhmen verbunden, auch größtentheils die weitern Schicksale dieses Landes. Durch die Reichsverfassung von 1849 wurde es, von Böhmen unabhängig, als unmittelbares Kronland der Monarchie erklärt, ebenso auch das Herzogthum Schlesien (s. d.), das bis dahin administrativ mit M. vereinigt war. Vgl. Wolny, „Taschenbuch für die Geschichte M.s und Schlesiens" (2 Bdchn., Brünn 1826—27); Raffay, „Alphabetisches Ortschaftsverzeichniß der Kronländer M. und Schlesien" (Olmütz 1852).

**Mährische Brüder**, s. Böhmische Brüder.

**Mai**, lat. Majus, der Wiesenmonat oder Wonnemonat, ist der fünfte Monat des Jahres und hat 31 Tage. Er ist der zweite Frühlingsmonat und weil in ihm die Vegetation sich üppig entfaltet, die Wälder grün und vogelbelebt werden, die meisten Feld- und Wiesenblumen in Blüte treten und die Temperatur an Milde zunimmt, hat er den Namen Wonnemonat oder Blumenmonat erhalten. Doch bringt er nicht selten, ja sogar gewöhnlich, mehr Leid als Wonne, mehr schlechtes als gutes Wetter, und vor den beiden Sommerwächtern Pancratius und Servatius (12. und 13. Mai) ist in Deutschland mit Sicherheit nicht auf Verschwinden der Fröste zu zählen. Eine kühle, feuchte, dabei windfreie Lufttemperatur sagt im Mai dem Gedeihen der Nutzgewächse am meisten zu, daher die Bauernregel: „Ist der Mai kühl und naß, füllt er dem Bauer Scheun' und Faß." — Maien nennt man verschiedenartige junge Bäume, eben mit dem Schmuck der ersten kleinen, goldgrünen Blättchen geziert, vorzugsweise aber Birken, wie sie in der ersten Hälfte des Mai sich entwickeln, die abgehauen und als Ehrenbezeigung vor die Thüren gepflanzt werden, namentlich von jungen Burschen den Geliebten. Dieser Gebrauch ist in ganz Deutschland und der Schweiz heimisch, nimmt aber gegenwärtig im Interesse der Forstverwaltung sehr ab. In der Schweiz benutzt man auch Tannen, Fichten u. dgl. als Maien.

**Mai** (Angelo), ital. Alterthumsforscher und Philolog, geb. in der Provinz Bergamo 7 März 1781, lebte anfangs als Jesuit zurückgezogen im Venetianischen, bis er 1813 eine Anstellung als Aufseher bei der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand erhielt. Hierauf wurde er 1819 Custos der vaticanischen Bibliothek zu Rom, dann Bibliothekar, 1825 überzähliger apostolischer Protonotar, später Präfect der Congregation des Index und 1838 Cardinal. Er begründete sich einen literarischen Ruf durch Bekanntmachung einer großen Anzahl von Schriften des griech. und röm. Alterthums, die er in Palimpsesten (s. d.) zuerst entdeckte und durch chemische Mittel leserlich machte. Zu seinen frühern Entdeckungen gehören die Bruchstücke der

Reden Cicero's „pro Scauro, Tullio, Flacco" (Mail. 1814; Ffk. 1815, und mit Anmerk. von Cramer und Heinrich, Kiel 1816) und „in Clodium et Curionem" (Mail. 1814), die er später auch vereint herausgab (Mail. 1817); ferner einige Reden des Cornelius Fronto, mehre Briefe der Kaiser Marc Aurel und Lucius Verus und andere kleinere Überreste (Mail. 1815; 2. verm. Ausg., Rom 1823; neue Ausg., Rom 1846); die Bruchstücke von acht Reden des Quintus Aurelius Symmachus (Mail. 1815; neue Ausg., Rom 1846); Fragmente des Plautus, besonders aus der „Vidularia" desselben (Mail. 1815); die vollständige Rede des Isäus „Über die Erbschaft des Kleonymus" (Mail. 1815) und eine Rede des Themistius (Mail. 1816); sodann einige Bücher der „Röm. Alterthümer" des Dionysius von Halikarnaß (Mail. 1816); ein „Itinerarium Alexandri" und die Schrift des Julius Valerius: „Res gestae Alexandri" (Mail. 1817; Ffk. 1818); Bruchstücke des Eusebius und Philo (Mail. 1816) und des Eusebius „Chronicorum canonum libri duo" (Mail. 1818), die er zugleich mit Zohrab aus einer armenischen Handschrift wiederherstellte. Diese und noch andere bis dahin ungedruckte Schriften theilte er aus der Ambrosianischen Bibliothek mit; hierauf setzte er seit 1819 seine palimpsestischen Studien zu Rom in der vaticanischen Bibliothek fort, deren schönste Frucht das Werk des Cicero „De republica" ist (Rom 1822; neue Ausg., Rom 1846). Außerdem verdankt man ihm mehre Sammlungen von alten, noch unbekannten Schriften, die allerdings der Zeit und dem Inhalte nach einen verschiedenen Werth behaupten, sowie eine Menge anderer literarischer Beiträge und Notizen in den „Auctores classici e Vaticani codicibus editi" (10 Bde., Rom 1828—38), in der „Scriptorum veterum nova collectio e Vaticani codicibus edita" (10 Bde., Rom 1825—38) und in dem „Spicilegium Romanum" (10 Bde., Rom 1839—44).

**Maiblume** (Convallaria) ist der Name einer zur Familie der Smilaceen gehörenden Pflanzengattung, welche eine weiße, glockige oder röhrenförmige, sechsspaltige oder sechszähnige Blütenhülle mit sechs Staubgefäßen besitzt; der Fruchtknoten ist dreifächerig mit zweieiigen Fächern und die Narbe abgestutzt und dreiseitig. Von den hierher gehörenden Arten ist die bekannteste die **wohlriechende Maiblume** (C. majalis), auch Zauke oder Zäupchen genannt, welche in Gebüschen und Wäldern Europas, Nordasiens und Amerikas wächst und einen blattlosen Schaft mit einseits-wandiger Blütentraube trägt. Sowol wegen ihres freundlichen Aussehens und ihrer wohlriechenden Blüten, als auch wegen ihrer frühen Blütezeit im Mai ist sie allgemein sehr beliebt und auch häufig in Gärten cultivirt, wobei die sogenannten **holländischen Maiblumen** vorgezogen werden. Die medicinische Wichtigkeit aber, welche man ihr früher beilegte, besitzt sie nicht. Die rothen Beeren, die Wurzel und die Blüten, welche officinell waren, haben einen widerlich-bittern und etwas scharfen Geschmack und wirken purgirend. Frisch riechen die Blüten äußerst angenehm und erquickend, in großer Menge jedoch und in geschlossenem Raume etwas betäubend; getrocknet verlieren sie den Geruch ganz, werden gelb und dienen dann gepulvert als Niesemittel. Der auf frische Blüten gegossene Essig (**Maiblumenessig**) steht bei dem Volke noch in großem Ansehen als Mittel bei Ohnmachten u. s. w.; er hat aber vor jedem andern scharfen Essig nichts voraus. Die ebenfalls in Europa und im nördlichen Asien einheimische **weißwurzelige Maiblume** oder **Weißwurz** (C. polygonatum) und die **vielblütige Maiblume** (C. multiflora) haben wechselständig beblätterte Stengel, röhrenförmige und an der Spitze grüne Blüten und schwarzblaue Beeren. Die Stengel der erstern sind spitzkantig und die Blüten wohlriechend, die Stengel der letztern stielrund und die Blüten geruchlos. Von beiden war die süßlich-schleimige Wurzel unter dem Namen **Salomonssiegel** als linderndes, zertheilendes Mittel wie auch als Schminkmittel gebräuchlich. Die jungen eben erst hervorsprossenden Stengel werden in mehren Gegenden wie Spargel gegessen. Die Beeren bringen Erbrechen und Purgiren hervor.

**Maier** (Major) hieß im Mittelalter der Vorsteher von Gutsunterthanen, namentlich unfreien, und ist also gleichbedeutend mit Voigt; sodann bezeichnet es auch in manchen Gegenden eine besondere Art von Bauern, die kein volles Eigenthum an ihrem Gute haben.

**Maifeld**, s. **Märzfeld**.

**Maikäfer** oder **Laubkäfer** (Melolontha) heißt eine zur Abtheilung der fünfgliederigen und blatthörnigen Käfer gehörende Käfergattung, welche nur von Pflanzen lebt und zehngliederige Fühler mit einer aus drei Blättern bestehenden Keule und ein höckerloses Kopfschild besitzt. Von den hierher gehörigen Arten ist der gemeine Maikäfer (M. vulgaris) eins der schädlichsten Insekten. Seine als Engerling bekannte große Larve lebt drei Jahre lang von den Wurzeln der Forst- und Feldgewächse, und die Käfer entblättern im Mai nicht selten besonders die Obstbäume und Eichen. Diese Käfer erscheinen nur aller vier Jahre in ungeheuerer Menge, da die

Larve vier Jahre braucht, bis sie sich zum Käfer entwickelt hat. Durch die Maulwürfe, Spitzmäuse und Krähen werden sehr viele von ihnen vertilgt. Wiesen kann man durch Bewässerung, Felder durch Stalldünger von ihnen befreien, der in Haufen angefahren wird. Die Käfer werden von diesen Haufen zum Eierlegen angezogen, sodaß das Sammeln der Larven sehr erleichtert ist. Die Käfer müssen ebenfalls gesammelt und durch Zerstampfen getödtet werden; auch sind sie für Hühner, Sperlinge und viele andere Vögel ein Lieblingsfutter. Diejenigen Exemplare, deren Halsschild schwarz, werden gewöhnlich als Mohren oder Könige, die, bei denen das Halsschild rothbraun, als Türken oder Kapuziner bezeichnet. Der Walker oder Müller (M. Fullo) ist kastanienbraun und mit weißen Flecken besprengt und bildet eine eigene, aber nicht häufig vorkommende Art.

**Mailand**, ehemals ein selbständiges Herzogthum in Oberitalien und eines der schönsten, fruchtbarsten und cultivirtesten Länder Europas, wurde im W. von Piemont und Montferrat, im S. von Genua, im O. von Parma, Mantua und Venedig, im N. von den vier ital. Voigteien der Schweiz und von Graubündten begrenzt. Der erste vom Kaiser Wenzel 1395 ernannte Herzog war Gian Galeazzo Visconti (s. d.). Das Herzogthum bestand damals aus den blühendsten lombard. Städten, in welchen die Visconti theils durch Fehden, theils durch Begünstigung der Bürger und des Kaisers die höchste Macht erhalten hatten. Als der Mannsstamm der Visconti 1447 erlosch, gelang es, obschon Frankreich die nächsten Ansprüche auf M. hatte, doch dem Francesco Sforza (s. d.), dem Gemahl einer natürlichen Tochter des letzten Visconti, 1450 das Land für sich und seine Familie zu erhalten. Doch seit 1499 fing Ludwig XII. von Frankreich wieder an, seine Ansprüche auf M. geltend zu machen, die sein Nachfolger, Franz I., noch eifriger verfocht; und so war das Land nun abwechselnd im Besitze Frankreichs und der Sforza, bis Franz I. im Madrider Frieden von 1526 alle ital. Besitzungen aufgeben mußte. Als hierauf mit Francesco II. Sforza, der M. 1521 vom Kaiser Karl V. als Reichslehn erhalten hatte, 1535 der Sforza'sche Mannsstamm ausstarb, gab Karl V. M. seinem Sohne Philipp II. von Spanien, bei welcher Krone es nun bis zum Spanischen Erbfolgekriege blieb, in Folge dessen es 1713 an Östreich kam, worauf es nebst Mantua die östr. Lombardei bildete. Im Wiener Frieden von 1735 und im Wormser Vertrage von 1743 wurden Stücke davon an Sardinien überlassen. Nachdem sich 1796 die Franzosen des Landes bemächtigt, ward M. 1797 zur Cisalpinischen Republik, 1802 zur Italienischen Republik und 1805 zum Königreich geschlagen. Bei der Auflösung desselben 1814 erhielt Sardinien den früher besessenen Antheil (150 QM.) zurück, das Übrige vereinigte Östreich unter dem Namen eines Gouvernements (392 QM.) mit dem neugebildeten Lombardisch-Venetianischen Königreich.

**Mailand** (lat. Mediolānum, ital. Milano), die Hauptstadt des ehemaligen Herzogthums Mailand, jetzt des Lombardisch-Venetianischen Königreichs, Hauptort des lombard. Gebiets und der dichtbevölkerten Provinz Mailand (604512 E. auf 35¼ QM., also 17150 auf 1 QM.), Sitz des Statthalters jenes Gebiets, sowie eines Erzbischofs, eines Appellationshofs und anderer Behörden, einer Festungscommandantur u. s. w., liegt am Flüßchen Olona, welches durch den Kanal Naviglio grande mit dem Ticino, durch den Kanal Martesana mit der Adda verbunden ist, sowie an der lombard.-venet. Eisenbahn, in einer sehr fruchtbaren Ebene, deren Horizont im Norden die Schweizeralpen begrenzen. Sie ist die reichste, prächtigste und bevölkertste Stadt Oberitaliens, hat innerhalb ihrer Bastionen und Mauern eine Ausdehnung von sechs Miglien, enthält 11 Thore, 29 Brücken und (nach der Zählung von 1850) 158915 E. Ungeachtet aller durch Zeit, Kriege und andere feindliche Schicksale erlittenen Unfälle hat die Stadt doch noch einen großen Theil ihres alten Glanzes gerettet. An ihr Alterthum erinnert freilich nur ein Rest von Thermen. Desto reicher ist sie an Denkmalen neuerer Zeit, darunter der berühmte Dom zu M., nach St.-Peter in Rom die größte Kirche in Italien. Ganz aus weißem Marmor gebaut, gewährt derselbe von innen und außen den großartigsten Eindruck. Die ältesten Meister, welche an demselben seit 1386 arbeiteten, führten ihn im spätern goth. Stile auf; um die Mitte des 16. Jahrh. aber baute Pellegrino Tibaldi die Vorderseite mehr im antiken Geschmacke aus und zerstörte auf diese Weise die Einheit und Eigenthümlichkeit des Ganzen. Napoleon ließ mit großen Kosten das halb fertige Gebäude fast bis zur Vollendung fortführen; doch ist der Bau, den 1819 Kaiser Franz wieder aufnahm, äußerlich noch immer nicht ganz vollendet. Wenn von außen Glanz des Marmors, die goth. Verzierungen und die Fülle von 106 Spitzthürmen und 4500 Statuen den Beschauer überraschen, so wird er im Innern des Doms, der sich auf 52 Säulenpfeiler stützt, von dem Helldunkel der Räume lebendig ergriffen. Vgl. Franchetti, „Storia e de-

scrizione del duomo di M." (Mail. 1821); Rupp und Bramati, „Descrizione storico-critica del duomo di M." (Mail. 1823 mit Kpfrn.). Älter als der Dom ist die durch die frühern Krönungen der Könige von Italien berühmte Kirche San-Ambrogio, die im 4. Jahrh. auf den Ruinen eines Minerventempels erbaut wurde, aber, einige Alterthümer abgerechnet, nichts Sehenswerthes bietet. Von den übrigen zahlreichen, zum Theil prächtigen Kirchen und geistlichen Gebäuden erwähnen wir noch das ehemalige Dominicanerkloster Sta.-Maria della Grazie, in dessen Refectorium sich das berühmte Frescogemälde des Leonardo da Vinci (s. d.) befindet, welches das Abendmahl Christi darstellt. Die jüngste ist die 1847 eingeweihte Karl-Borromäuskirche mit einer schönen Kuppel und einer Marmorgruppe von Marchesi. An der Spitze der öffentlichen Gebäude und Anstalten steht der königl. Palast der Wissenschaften und Künste, das ehemalige Jesuitencollegium Brera, merkwürdig sowol durch seine prächtige Bauart als durch die Bedeutenheit der in ihm enthaltenen Institute, nämlich: der Akademie der schönen Künste, eines der größten Institute dieser Art in Europa; der schönen Gemäldegalerie, welche reich an Werken lombard. und bologneser Meister ist; der öffentlichen Bibliothek, die 184400 Bände und manche Seltenheiten, unter andern den Haller'schen Büchernachlaß enthält; ferner der drei Specialbibliotheken, darunter eine der reichsten archäologischen Bibliotheken, die mit dem werthvollen Medaillencabinet verbunden ist; der Sammlung der Gypsabgüsse nach den besten antiken und modernen Werken der Plastik; des botanischen Gartens, eines der ersten Italiens, und der Sternwarte, einer der vorzüglichsten in Europa. Außer den erwähnten und mehren andern Privatbibliotheken besitzt M. die berühmte vom Cardinal Borromeo gestiftete Ambrosianische Bibliothek (s. d.). Ferner sind von wissenschaftlichen Instituten noch zu nennen: zwei Lyceen, drei Gymnasien, das erzbischöfliche Seminar, zwei Convictcollegien, das k. k. Mädchencollegium zu San-Filippo, die technische Elementarschule, das berühmte Conservatorium der Musik, die Taubstummenanstalt, die Thierarzneischule, das Institut der Wissenschaften, die Philodramatische Gesellschaft u. s. w. Künste und Wissenschaft finden überhaupt eifrige Pflege in M. Namentlich hat sich in neuerer Zeit die mailänd. Kupferstecherschule rühmlich ausgezeichnet, und das 1801 gestiftete geographisch-militärische Institut hat sich durch die Herausgabe eines Atlas des Adriatischen Meeres und vieler andern Karten einen hohen Ruf erworben. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten behauptet das große allgemeine Hospital (Ospedale grande) den ersten Rang sowol durch seine Bauart und Größe, wie wegen der Pflege, die hier den Kranken, deren es 4000 aufnehmen kann, zu Theil wird. Daran schließen sich das treffliche Spital der Barmherzigen Brüder, das der Barmherzigen Schwestern, das Versorgungshaus Trivulzi, das Knaben- und Mädchenwaisenhaus. M. hat neun Theater und außerdem fünf Tagestheater. Nächst dem Theater San-Carlo in Neapel ist das Theater della Scala eins der größten in Italien und ziemlich in Europa. Es wurde 1778 von Piermarini erbaut und zeichnet sich vor allen andern durch Bequemlichkeit aus. Außerdem ist noch das Theater della Canobiana nennenswerth. Das Amphitheater, das für mehr als 30000 Menschen Raum bietet, ist ein großes Gebäude für öffentliche Schauspiele, namentlich für Wettfahrten und Wettrennen. Unweit davon erhebt sich ein herrlicher Triumphbogen des franz. Heeres, welcher 1804 von Napoleon begonnen, 1829 als Friedensbogen dem Kaiser Franz geweiht wurde und der Simplonstraße zum Thore dient. M. hat eine große Anzahl Paläste und andere ansehnliche Gebäude, wie die k. k. Hofburg (Palazzo della Corte oder Reale) mit dem großen Karyatidensaale und schönen Frescogemälden; den erzbischöflichen Palast, ein großes von Pellegrini aufgeführtes Gebäude von Quadern, mit einer Gemäldesammlung; den Justiz- und den Gouvernementspalast, den Finanz- oder Palast Marini, die Münze (Zecca) mit ausgezeichneten Maschinen, das berühmte Leihhaus Monte di Stato u. s. w. Unter den Privatgebäuden ist vorzugsweise zu erwähnen die 186 Ellen lange und gegen 13 F. breite Galerie De Christoforis mit 70 Waarengewölben. Mehre der Privatgebäude sind glänzende Paläste und enthalten zum Theil herrliche Gemälde und Kunstschätze. Bei allen diesen Prachtbauten hat M. weder sehr breite noch gerade Straßen. Außer dem schönen Corso, der Porta orientale gewähren die öffentlichen Gärten und die Basteien herrliche Spaziergänge; doch sind sie bei weitem nicht so besucht wie der Corso, auf welchem des Abends die vornehme Welt sich einfindet. Neuerdings wurden zur Beherrschung der Stadt ansehnliche Arbeiten unternommen, namentlich seit 1850 an der Ostseite ein verschanztes Lager mit hohen Wällen errichtet. M. hat den bedeutendsten Landhandel Italiens, insbesondere mit Getreide, Reis, Seide und Käse; nicht minder wichtig sind die Fabriken und Manufacturen in Seidenstoffen, Filz- und Seidenhüten, Band, Posamentierwaaren, Bronze, Messerschmied- und ausgezeichneten Tischlerwaaren, Chocolade, Porzellan, Fayence u. s. w.

Nach einer alten Überlieferung soll M. von dem celtischen Fürsten Bellovesus um das J. 600 v. Chr. gegründet worden sein. Die Stadt hieß Mediolanum und war die Hauptstadt der Insubrer im transpadanischen Gallia cisalpina; 222 v. Chr. wurde sie von Cnejus Scipio erstürmt, womit das ganze Land in die Hände der Römer fiel. In den spätern Kaiserzeiten wurde M. Sitz der Wissenschaften und daher Neu-Athen, auch wol als zweite Stadt des röm. Reichs Neu-Rom genannt. Im J. 253 schlug Kaiser Gallienus daselbst ein Heer von 300000 Alemannen, 268 aber wurde derselbe hier, als er den Aureolus in der Stadt einschloß, ermordet, wobei Claudius II. die Stadt eroberte. Auch im 3. und 4. Jahrh. war M. nicht selten kaiserl. Residenz, z. B. des Maximianus, Maxentius, Konstantius, Valerianus II. Konstantin d. Gr. gestand durch das mailänder Toleranzedict 313 den Christen im ganzen röm. Reiche Duldung zu. Von 374—397 fungirte der heil. Ambrosius als Erzbischof von M., dessen Kirche als Metropole von ganz Oberitalien galt, weshalb denn auch mehre Concile daselbst gehalten wurden. Theodosius d. Gr. starb daselbst 395. Bei dem Einfall des Hunnen Attila in Italien 452 wurde M. erobert und geplündert. Im J. 490 wurde es dem Ostgothen Theodorich d. Gr. übergeben, und 539 ward es wegen seines Abfalls und der Aufnahme byzantin. Truppen von dem Gothen Vitiges nach hartnäckigem Widerstande mit Feuer und Schwert gezüchtigt, wobei 300000 Menschen umgekommen sein sollen. Sodann besetzten es 570 die Longobarden, und 774 fiel es mit deren Königreich und Hauptstadt Pavia an Karl d. Gr. Mehre von dessen Nachfolgern ließen sich als Könige von Italien zu M. oder Pavia mit der zu Monza aufbewahrten Eisernen Krone krönen. Seit der Krönung Otto's I. 961 gehörte M. mit dem Königreiche Italien zu Deutschland und wurde durch kaiserl. Statthalter oder Präfecten regiert. Wegen des Abfalls des Erzbischofs Heribert ward die Stadt von Kaiser Konrad II. 1037 belagert, der hier seine berühmte Constitution über die Erblichkeit der Lehen gab. Im 12. Jahrh. gab M. durch seine Versuche, sich frei zu machen, hauptsächlich Veranlassung zu den wiederholten ital. Feldzügen Friedrich's I. Es war damals die wohlhabendste und volkreichste Stadt in der Lombardei, Haupt der Gegenpartei des Kaisers, herrschte über Como und Lodi und blieb in beständige Händel mit Pavia verwickelt. Friedrich I. belagerte die Stadt vom 6. Aug. bis 3. Sept. 1158 und zwang sie zu einer demüthigenden Unterwerfung. Als sie abermals seinen Anordnungen sich widersetzte, zwang er sie durch Belagerung vom 29. Mai 1161 bis zum 4. März 1162 zur Übergabe, ließ sie ausplündern und bis auf die Kirchen zerstören. Schon 1167 wurde M. wieder aufgebaut und ward nach dem Siege des Lombardischen Städtebundes bei Legnano 1176 eine freie Stadt, die nach dem Konstanzer Vertrage (1183) den Kaiser als obersten Lehnsherrn und Richter anerkannte, ihm aber die Einkünfte aus den Domänen für immer verweigerte. M.s Versuch, als Mittelpunkt einer Republik seine alte Municipalverfassung besser zu organisiren, scheiterte stets an der Eifersucht der guelfischen und ghibellinischen Partei, die sich einander die Oberherrschaft streitig machten, jene vom Hause della Torre, diese von der Familie Visconti angeführt. Zuerst behauptete sich seit 1237 das Haus Torre in der Würde des Podesta, bis es in Folge eines Aufstandes gegen den Kaiser Heinrich VII. 1311 gestürzt und Matteo Visconti als kaiserl. Vicarius eingesetzt wurde. Schon dieser erlangte die Herrschaft über Pavia, Como, Lodi, Piacenza, Tortona, Alessandria, Novara, Bergamo und andere Städte der Lombardei, woraus 1395 das Herzogthum Mailand (s. d.) hervorging, dessen Schicksale fortan die Hauptstadt theilte. Seit 1545 spanisch, wurde die Stadt 1714 östreichisch. Im franz. Revolutionskriege besetzte sie Bonaparte 14. Mai 1796 und erhielt 29. Juni auch die Citadelle. Letztere ward 24. Mai 1799 von den Östreichern erobert, aber 16. Juni 1800 nach der Convention von Alessandria wieder geräumt. Schon 2. Juni 1800 hatte Napoleon die Stadt wieder besetzt und die Proclamation der Cisalpinischen Republik (s. d.) erlassen, deren Hauptstadt M. wurde, sowie seit 1801 die Hauptstadt der Italienischen Republik und seit 1805 des Königreichs Italien, dessen Krone sich Napoleon 26. Mai aufsetzte. Im J. 1815 kam M. wieder an Östreich und blieb seitdem Hauptstadt des Lombardisch-Venetianischen Königreichs und Sitz des Vicekönigs. Der Aufstand des J. 1848 begann zu M. mit blutigen Raufereien zwischen Militär und Civil, worauf 22. Febr. das Standrecht publicirt wurde. Während 17. März der Vicekönig Rainer abreiste und General O'Donnell interimistisch als Gouverneur eintrat, brach sodann 18. März der offene Aufstand aus. Der Befehlshaber der Truppen, Graf Radetzky, bezog das Castell, und erst nach dem blutigsten Straßen- und Barrikadenkampfe entschloß er sich 23. März zum Abzuge, worauf die Piemontesen die Stadt besetzten. Seit deren Niederlage bei Custozza, 25. Juli, hatte in M. die republikanische Partei das Übergewicht erlangt und die in den Märztagen gebildete Provisorische Regierung gestürzt. (S. Italien.) Aber schon 6. Aug. 1848 mußte

M., von den Piemontesen verlassen, an Radetzky capituliren, der mit 50000 Mann einzog und die Stadt in Belagerungszustand erklärte, welcher erst 18. Dec. aufgehoben wurde. Neue Unruhen im März 1849 wurden mit leichter Mühe unterdrückt, wie auch der Aufstand vom 6. Febr. 1853, der jedoch wieder den Belagerungszustand, Contributionen und andere scharfe Maßregeln zur Folge hatte. Vgl. Pirotta, „Nouvelle description de M." (Mail. 1819); Carta, „Guide de la ville M." (Mail. 1830); Giulini, „Memorie spettanti alla storia e al governo di M." (10 Bde., Mail. 1760—70); Verri, „Storia di M." (2 Bde., Mail. 1783; neue Aufl., 4 Bde., 1830; fortgesetzt von Custodi, 4 Bde., Mail. 1837); Rosmini, „Istoria di M." (4 Bde., Mail. 1820); Cantù, „Milano e il suo territorio" (2 Bde., Mail. 1844).

**Mailáth** (Joh., Graf), östr. Geschichtschreiber und Dichter, wurde aus einer altadeligen ungar. Familie zu Pesth 5. Oct. 1786 geboren. Sein Vater, Jos., Graf M., geb. 1735, gest. 1810, war östr. Staats- und Conferenzminister, wurde 1783 in den deutschen Grafenstand erhoben und hatte aus seiner ersten Ehe 13, aus seiner zweiten 5 Kinder. Der junge M., der älteste Sohn zweiter Ehe, studirte in Erlau Philosophie, in Raab die Rechte und trat dann in den Staatsdienst, den er aber nach zehn Jahren seiner geschwächten Augen wegen wieder verlassen mußte. Von dem Unglücke, am schwarzen Staar zu erblinden, wurde er durch eine mehr als zweijährige Behandlung des Augenarztes Beer geheilt. Während dieser Zeit faßte er den Entschluß, sich ausschließend der Literatur zu widmen, und neben der Poesie wählte er die Geschichte zu seiner Hauptbeschäftigung. Später wieder im Staatsdienste angestellt, ward er kaiserlicher Kämmerer, Hofrath der ungar. Hofkanzlei und judex curiae zu Pesth. Die letztern Stellen verlor er 1848 mit der ungar. Revolution. Von seinen poetischen Arbeiten sind zu erwähnen: der von ihm mit Köffinger herausgegebene „Koloczaer Codex altdeutscher Gedichte" (Pesth 1818); „Altdeutsche Gedichte" (Stuttg. 1819), eine Auswahl der schönsten in dem zuvor erwähnten Codex enthaltenen Dichtungen in neudeutscher Übertragung; seine lyrischen „Gedichte" (Wien 1824); die „Magyarischen Sagen und Märchen und Erzählungen" (Brünn 1825; 2. Aufl., 2 Bdchn., Stuttg. und Tüb. 1837); seine Übersetzung „Magyarischer Gedichte" (Stuttg. 1825) und die gelungene Übertragung von „Himfy's (Kisfaludy's) auserlesenen Liebeliedern" (mit Originaltext, Pesth 1829; 2. Aufl., ohne Originaltext, Pesth 1831). Von seinen historischen Werken sind die bedeutendsten die nach den Quellen bearbeitete „Geschichte der Magyaren" (5 Bde., Wien 1828—31; 2. Aufl., Bd. 1—3, Regensb. 1852—53) und „Geschichte des östr. Kaiserstaats" (5 Bde., Hamb. 1834—50). Sonst verdienen noch besondere Erwähnung: „Der ungar. Reichstag 1830" (Pesth 1831); „Geschichte der Stadt Wien" (Wien 1832); „Leben der Sophie Müller" (Wien 1832); „Das ungar. Urbarialsystem" (Pesth 1838); „Die Religionswirren in Ungarn" (2 Bde., Regensb. 1845). Außerdem lieferte er eine „Ungar. Sprachlehre" (Pesth 1830; 3. Aufl., 1838), eine „Mnemonik" (Wien 1842) und schrieb „Über den thierischen Magnetismus als Heilkraft" (Regensb. 1852). Auch gab er das Taschenbuch „Iris" (Pesth 1839—44) heraus. M.'s Sohn, **Koloman, Graf M.**, geb. 1. Nov. 1815, schrieb „Ungarn und die Centralisation" (Lpz. 1850). Gegenwärtiges Haupt des Hauses ist **Graf Joseph Simon M.**, geb. 29. Juni 1796, ein Sohn des Grafen Joseph M. (gest. 1825) und Neffe des Grafen Joh. M.; der Bruder Jos. Simon's, **Graf Anton M.**, geb. 22. Febr. 1801, ist Geh. Rath und Staatsminister außer Dienst.

**Maimbourg** (Louis), franz. Kirchenhistoriker, geb. zu Nancy 1610, trat mit seinem 16. J. in den Jesuitenorden und vollendete seine Studien in Rom. Nachdem er nach Frankreich zurückgekehrt war, wurde ihm eine Professur in Rouen übertragen, die er aber niederlegte, als er sich später vorzugsweise dem Predigeramte widmete. Durch die Lebhaftigkeit, mit welcher er die gallikanischen Neuerungen vertheidigte, zog er sich den Unwillen des Papstes Innocenz XI. zu, der den Jesuitenorden veranlaßte, M. aus seiner Gemeinschaft auszuschließen. Dieses geschah 1682. Ludwig XIV. entschädigte ihn indessen für diese Härte durch eine Pension. M. zog sich nun in die Einsamkeit der Abtei St.-Victor zurück, wo er 13. Aug. 1686 starb. Als Kanzelredner erregte er durch wirkliches Rednertalent, oft aber auch nur durch seine beißenden Ausfälle Aufsehen. Von seinen historischen Schriften verdienen seine Geschichten des Wiclifismus, des Lutheranismus, Calvinismus u. s. w. (14 Bde., Par. 1686—87, oder 26 Bde. in 12.) und sein berühmter „Traité historique sur les prérogatives et les pouvoirs de l'église de Rome et de ses évêques" (Par. 1685; neue Aufl., Nevers 1831) Erwähnung.

**Maimonides**, eigentlich Moses Ben-Maimon Ben-Joseph, arab. Abu-Amran-Musa-ibn-Abdalla, aus einem angesehenen jüd. Geschlechte, geb. in Cordova 30. März 1135, studirte die damalige Wissenschaft der Juden und Araber und die griech. Philosophie, namentlich Aristote-

les in arab. Übersetzungen, hörte arab. Philosophen und lernte die Heilkunde. Durch die Religionsverfolgungen der Almohaden gegen die Juden in Andalusien 1148 aus seinen Studien gerissen und zur Verheimlichung des Judenthums genöthigt, wendete er sich endlich mit seinem Vater noch vor 1160 nach Fez, reiste später nach Jerusalem, wo er 1165 war, und nahm bald darauf seinen bleibenden Aufenthalt in Fostat, Kairo gegenüber. Hier verheirathet, lebte er anfangs vom Handel mit Edelsteinen, wurde aber sehr bald Leibarzt des Sultans von Ägypten und Oberhaupt der jüd. Gemeinde. Seine Kenntnisse als Arzt und als Philosoph, seine Gelehrsamkeit, sein edler Charakter und glänzender Geist und vor allem seine Werke verbreiteten seinen Ruf über das Abend- und Morgenland, unter Arabern und Juden. Er starb 13. Dec. 1204 und seine Leiche wurde nach Palästina gebracht. M., dessen Schriften schon bei seinem Leben übersetzt wurden, hat als Theolog und Gesetzlehrer einen außerordentlichen Einfluß auf die ganze Entwickelung des Judenthums gehabt. Die neuen Bahnen, die er betreten, wurden ein Kampfplatz für Wissenschaft und Orthodoxie, und schon im 13. Jahrh. lasen deutsche Theologen seine ins Lateinische übertragenen Bücher. Die vornehmsten Schriften des M. in arab. Sprache sind: „Der Führer der Verirrten" („More Nebochim"), eine philosophische Begründung des jüd. Gesetzes (deutsch, der dritte Theil von Scheyer, Fkf. 1838; der erste Theil von Fürstenthal, Krotoschin 1839); ein Compendium der Logik; ein Commentar der Mischna; eine Erläuterung der 613 Mosaischen Gesetze; Gutachten und Sendschreiben; verschiedene Abhandlungen, z. B. über die Einheit Gottes, die Auferstehung u. s. w.; mehre medicinische und diätetische Schriften, namentlich ein Auszug aus Galenus. In reinem Hebräisch schrieb er „Mischne Thora", später gewöhnlich „Das Werk" oder „Jad Chasaka" genannt, eine aus 982 Capiteln bestehende Systematik des talmudischen Judenthums und ein bis jetzt unübertroffenes Meisterwerk. Auch übertrug er Avicenna's „Kanon" ins Hebräische. — Sein einziger Sohn, Abraham, geb. 1184, gest. 1254, der gleichfalls Leibarzt und Oberhaupt war, hat sich durch ein theologisches Werk „Das den Frommen Genügende" bekannt gemacht.

**Main** (Moenus), der bedeutendste unter den rechten Nebenflüssen des Rhein und derjenige, welcher dessen Gebiet am meisten ostwärts, bis in das Herz von Deutschland erweitert, hat zwei Quellarme, den Weißen und den Rothen Main, von denen der erstere auf dem Fichtelgebirge, am östlichen Abhange des Ochsenkopfs, 3000 F. über dem Meere, entsteht und an Kulmbach vorüberfließt, der letztere, welcher der kleinere ist, auf dem Frankenjura bei Lindenhart oberhalb Kreußen entspringt und an Baireuth vorbeifließt. Beide vereinigen sich bei Steinhausen unterhalb Kulmbach zum eigentlichen Main, der, westwärts fließend, bei Güßbach unweit Baunach die Itz, unterhalb Bamberg die Regnitz und einige andere Flüßchen, in Unterfranken die Fränkische Saale, bei Wertheim in Baden die Tauber, bei Hanau die Kinzig, im Herzogthum Nassau bei Höchst die Nidda aufnimmt und, nachdem er Schweinfurt, Würzburg, Aschaffenburg, Offenbach und Frankfurt berührt hat, bei Cästel, Mainz gegenüber, in einer Breite von etwa 400 Schritt sich in den Rhein ergießt. In großen schlangenartigen Windungen sich langsam hinziehend, durchläuft er eine Strecke von 60 M.; sein Flußgebiet beträgt 570 QM. Nach Vereinigung mit der Regnitz wird er schiffbar; durch den Ludwigskanal (s. d.) ist er mittels der Altmühl mit der Donau in Verbindung gesetzt, der jedoch, obwol er den Verkehr vermehrt, noch nicht den erwarteten Erfolg gehabt hat. Die großen Krümmungen des Main vermindern zwar sein starkes Gefälle, aber sie vergrößern auch die Verzögerungen der Fahrt und die Kosten des Transports. Die verhältnißmäßig zu große Breite des Betts und die deshalb zu geringe Tiefe des Flusses machen die Schiffahrt überdies sehr unsicher, in trockenen Sommern nicht selten unmöglich, sodaß alsdann große Fahrzeuge erst von Offenbach und Frankfurt aus fahren können. Der Dampfschiffahrt ist der Main seit 1842 durch die 1841 gegründete Main-Dampfschiffahrtsgesellschaft eröffnet, die ihren Sitz zu Würzburg hat. Im J. 1846 wurden die Dampffahrten auf dem obern Main bis Bamberg gänzlich eingestellt und 1847 auf die Strecke von Würzburg nach Frankfurt und Mainz beschränkt. Die Gesellschaft besaß 1851 neun Dampfschiffe und hatte 1850 eine Einnahme von 139648 Gldn. Zugleich hat dieselbe 1847 eine Dampfschleppschiffahrt auf dem Main eingerichtet. Vgl. Kohl, „Der Rhein" (2 Bde., Lpz. 1851).

**Maine** hieß sonst eine Provinz in Frankreich, die von Bretagne, Normandie, Anjou und Vendômois begrenzt wurde und ungefähr die jetzigen Departements Sarthe und Mayenne umfaßte. Sie wurde seit 955 von erblichen Grafen regiert, kam um die Mitte des 11. Jahrh. an die Herzoge von der Normandie, zu Anfange des 12. Jahrh. an Anjou und mit diesem an England. Nachdem sie Philipp August von Frankreich 1204 den Engländern wieder abgenommen hatte, kam sie durch Ludwig den Heiligen 1246 an seinen Bruder Karl, der sie auf seine Nach-

kommen vererbte, und 1440 durch Karl VII. an das Haus Anjou, nach dessen Aussterben 1481 sie an die Krone Frankreich zurückfiel. Louis Auguste, der natürliche Sohn Ludwig's XIV., führte den Titel eines Herzogs von Maine (s. d.).

**Maine**, wahrscheinlich corrumpirt aus Mayenne, ist der Name für den aus der Vereinigung der Mayenne und Sarthe gebildeten, 1½ M. langen rechten Nebenfluß der Loire in Westfrankreich. Das nach ihm benannte Depart. Maine-Loire, größtentheils aus der ehemaligen Provinz Anjou bestehend, wird von der westwärts strömenden Loire halbirt und von ihr und ihren Nebenflüssen (Authion, Maine, Thoué, Layon und Evre) bewässert. Das Departement hat eine theils wellenförmige, mit Gräben, Hecken und Gehölzen bedeckte Ebenen, theils rebenbepflanzte Hügel darbietende Oberfläche von 131⅘ QM., zerfällt in die 5 Arrondissements Angers, Beaugé, Segré, Beaupréau und Saumur und zählt 515452 E. Die Hauptstadt ist Angers (s. d.). Obgleich nicht ohne dürre Haideflächen, gehört es doch zu den fruchtbarsten Departements in Frankreich, ist reich an Getreide, besonders Roggen, Hanf, Gemüsen aller Art, vortrefflichem Obste, Melonen, Mandeln und Wein. Ausgedehnte Wiesen und Weiden unterstützen die Rindvieh-, Pferde- und Schafzucht. Auch an Steinkohlen, Schiefer- und andern Steinbrüchen ist kein Mangel. Der Gewerbfleiß zeigt sich besonders lebhaft in Segeltuch-, Leinwand-, Wollen-, Baumwollen-, Papier- und Tabacksfabriken, in Gerbereien und Färbereien. Bedeutender Handel wird mit Getreide, Kleesamen, Hülsenfrüchten, Wein, Branntwein, Papier, Vieh, Holz, Schiefer und Steinkohlen getrieben.

**Maine**, der nordöstlichste der Vereinigten Staaten von Nordamerika, zwischen 43° und 47° 24′ n. Br. gelegen, im N. von Canada, im O. von Neubraunschweig, im S. vom Meere, im W. von Neuhampshire begrenzt, zählte auf einem Areal von 1416 QM. 1800 nur 151719, 1850 schon 583188 E., worunter nur 1325 freie Farbige. In ihm beginnt die Seenregion Nordamerikas, welche sich weit nach Westen erstreckt; der sechste Theil der Oberfläche besteht aus Wasser. Die zum acadischen Gebirgssysteme gehörigen Höhenzüge reichen bis an die Küste, welche mit ihren vielen Buchten, tief in das Land einschneidenden Fjorden und der großen Menge vorliegender Inseln einen durchaus norwegischen Charakter darbietet. Die größten Binnenseen sind der Moosehead, Sebago, Chesunkook und Umbagog, die wichtigsten Flüsse: der Penobscot, 60 M. lang und schiffbar bis Bangor; der Kennebec, 43 M. lang, für große Seeschiffe bis Augusta, für kleinere Fahrzeuge bis Hallowell fahrbar; der St.-Johns, welcher einen Theil der Grenze gegen Neubraunschweig bildet. Das Klima, im Sommer heiß, im Winter streng kalt, ist gesund. Der im Allgemeinen fruchtbare Boden liefert verschiedene Getreidearten, gute Kartoffeln und eignet sich theilweise gut zur Viehzucht. Die dichten Waldungen des Innern liefern viel Holz, welches nebst Marmor und Kalk das Hauptstapelproduct bildet. Fischfang, Schiffbau und Wollenmanufactur sind die Haupterwerbszweige. M. hat eine günstige Handelslage und darum viel Verkehr im Innern und nach außen. Die Staatseinnahme betrug 1850: 525688, die Ausgabe 487802 Doll., die Zahl der Banken war 32. Der Gouverneur bezieht jährlich 1500 Doll. Diesem zur Seite stehen 7 Räthe, die von der Legislatur gewählt werden. Der Senat zählt 31, das Repräsentantenhaus 151 Mitglieder. Sämmtliche Wahlen gelten auf ein Jahr. Wähler ist jeder Bürger der Vereinigten Staaten, der 21 J. alt ist, 3 Monate vor der Wahl im Staate ansässig war, kein Almosen empfängt und nicht unter Vormundschaft steht. Auf den Congreß schickt M. 6 Repräsentanten. Außer dem 1794 gegründeten und 1802 mit einer medicinischen Facultät verbundenen Bowdoin-College zu Brunswic, dem Waterville-College und einigen andern höhern Lehranstalten hat M. 3350 Bezirksschulen, welche 1850 von mehr als 100000 Kindern besucht waren. M. wurde zuerst 1630 colonisirt, gehörte seit 1652 als District zu Massachusetts und trat erst 1820 als selbständiger Staat der Union bei. Der Sitz der Regierung ist Augusta, am Kennebec und 9 M. vom Meere, mit 8231 E., sechs Kirchen, einem Staatshaus, Zeughaus der Union, Irrenhaus und einer höhern Lehranstalt. Die größte Stadt aber ist Portland an der Cascobai in malerischer Umgebung, mit 26819 E., einem trefflichen, geräumigen Hafen, den die Forts Preble und Scammel schützen, einer Sternwarte auf dem Mount-Joy und bedeutendem Handel mit Landesproducten, auch nach Westindien. Die Stadt steht mit dem übrigen Neuengland in Eisenbahnverbindung und wird der Endpunkt der aus Canada herkommenden Atlantischen Bahn. Die Stadt Bangor am Penobscot, 13 M. vom Meere, erst 1769 erbaut, zählt 14441 E., hat eine höhere theologische Lehranstalt und treibt sehr bedeutenden Holzhandel.

**Maine** (Louis Auguste de Bourbon, Herzog von), der natürliche Sohn Ludwig's XIV. von Frankreich und der Frau von Montespan (s. d.), wurde 30. März 1670 zu Versailles geboren.

Er erhielt mit seinem Bruder, dem Grafen von Toulouse, die Marquise von Maintenon (s. d.) zur Erzieherin und erwarb sich durch schnelle Entwickelung seiner Geistesanlagen die besondere Gunst des königl. Vaters. Schon 1673 wurde er legitimirt, und 1682 erhielt er das Fürstenthum Dombes, später den Titel eines Herzogs von M. Im J. 1692 vermählte ihn Ludwig XIV. mit Anne Louise Bénédicte von Bourbon-Condé, der Enkelin des großen Condé. Auf Anliegen der Maintenon, die ihre Zöglinge sehr liebte, ertheilte der König 1694 seinen beiden Söhnen von der Montespan den Rang unmittelbar hinter den Prinzen von Geblüt, und 1714 erklärte er dieselben sogar thronfähig, im Fall das rechtmäßige Bourbonengeschlecht aussterben würde. Überdies sollte der Herzog von M. nach den Testamentsbestimmungen des Königs die Erziehung des jungen Ludwig XV. leiten, die Haustruppen befehligen und eine Stelle im Regentschaftsrathe einnehmen. Diese Anordnungen hatte die Maintenon im Verein mit dem ihr ganz ergebenen Herzog von M. für gut befunden, um dem Herzog Philipp von Orléans (s. d.), dem künftigen Regenten, soviel als möglich an Macht zu entziehen. Der Regent unterdrückte nach Ludwig's XIV. Tode sogleich diese Bestimmungen und hob 1717 auch jenes Edict auf, welches die Kinder der Montespan erbfähig und zu Prinzen von Geblüt erklärte. Aus Verdruß darüber ließ sich der Herzog von M. mit seiner Gemahlin in die von dem span. Minister Alberoni (s. d.) angezettelten Intriguen gegen den Regenten verwickeln. Namentlich trat die Herzogin mit den Jesuiten und der frühern Hofpartei in eine Verschwörung zusammen, welche der span. Gesandte, Prinz von Cellamare, leitete. Man wollte den Herzog von Orléans aufheben, sich des Königs bemächtigen und die Reichsstände zusammenrufen, um eine neue Regentschaft zu Gunsten Philipp's V. von Spanien, des Enkels Ludwig's XIV., einzusetzen. Der Minister Dubois entdeckte jedoch im Dec. 1718 das Complot. Der Herzog von M., dem es zwar nicht an Geist, aber an jeder Eigenschaft für eine politische Rolle fehlte, wurde auf das Schloß Dourlans, seine Gemahlin aber nach Dijon, sodann nach Châlons geführt. Der Herzog selbst konnte nicht überführt werden und erhielt nach einjähriger Gefangenschaft seine Freiheit; die Herzogin jedoch gestand bald darauf den ganzen Zusammenhang der Intrigue und wurde nach Sceaux verwiesen. Hier lebten fortan Beide vom Hofe entfernt und umgeben von einer Gesellschaft geistreicher Männer und Frauen. Der Herzog starb 14. Mai 1736, seine Gemahlin erst 1753. Sie hinterließen zwei Söhne, mit denen das Haus Maine wieder erlosch: Louis Auguste de Bourbon, Prinz von Dombes, geb. 1700, gest. 1755, und Louis Charles de Bourbon, geb. 1701, gest. 1755.

**Mainoten** (Manioten) heißen die Bewohner des Gebirgsbezirks Maina, der die gebirgige, vom Pentedaktylon oder Taygetusgebirge (jetzt Eliasberg) gebildete Halbinsel zwischen den Meerbusen von Kolokythia und Koron im südlichen Morea begreift und jetzt zur Provinz Lakonien im Königreich Griechenland gehört. Sie sind öfter für Nachkommen der alten Spartaner, in deren Lande sie wohnen, gehalten worden; nach den neuesten Forschungen aber ist es wahrscheinlicher, daß sie zum größten Theil von Slawen, die sich mit den griech. Ureinwohnern zur Zeit der großen slaw. Wanderung in die Halbinsel mischten, abstammen. Ihre Anzahl beträgt gegen 60000. Sie sind wild, kühn, abergläubig, freiheitliebend, blutdürstig und räuberisch, treiben Ackerbau, Viehzucht, Ölbau, Spinnerei und Weberei, halten die Gastfreundschaft heilig, sind einfach, mäßig und streng in ihren Sitten und bekennen sich zur griech. Kirche. Zur Zeit der türk. Herrschaft wußten sie, von der Natur ihres gebirgigen und schwer zugänglichen Landes trefflich geschützt, ihre factische Unabhängigkeit zu bewahren, indem die Türken blos die nominelle Oberherrschaft führten und nur einen unbedeutenden Tribut erhielten. Sie standen unter erblichen, in festen Thürmen oder Burgen hausenden Häuptlingen, welche in den einzelnen Ortschaften herrschten; diese bildeten acht Bezirke, die unter acht erblichen Stammeshäuptlingen oder Kapitanys standen, und diese wurden von einem Bei regiert. Wie mit den Türken, so waren die einzelnen Häuptlinge unter sich in einem immerwährenden Kriege begriffen, zu dem die im Lande herrschende Blutrache unaufhörlich Veranlassung gab, und der nur dann eine Unterbrechung erlitt, wenn es eine gemeinschaftliche Unternehmung gegen die Türken galt. Nach der Katastrophe des Hauses ihres letzten Beis, Petros Mauromichalis (s. d.), wurde ihre Selbständigkeit erschüttert. Vergebens empörten sie sich 1834 gegen die Regentschaft; sie mußten, durch die bair. Truppen besiegt, zum Theil ihre Waffen niederlegen und ihre festen Thürme wurden gebrochen. Zwar haben sie seitdem fast bei allen politischen Stürmen, welche das Königreich Griechenland bewegten, sich geregt, allein niemals gelang es ihnen, ihre alte Unabhängigkeit wieder zu gewinnen, und selbst der so verhaßten Conscription mußten sie sich unterwerfen.

**Maintenon** (Françoise d'Aubigné, Marquise von), die Geliebte und später die heimliche

Gemahlin Ludwig's XIV. (s. d.), stammte aus einer protest. Adelsfamilie und wurde 27. Nov. 1635 im Gefängnisse zu Niort geboren, wo ihr Vater, ein Abenteurer, eingeschlossen saß. Ihre Ältern führten sie im Alter von drei Jahren mit nach Amerika. Nach dem Tode des Vaters kehrte die elfjährige Tochter mit der Mutter nach Frankreich zurück. Da Letztere ebenfalls starb, kam das Mädchen zu einer Tante, Namens de Villette, die sie mit großer Härte behandelte und in der reform. Religion erzog. Im Alter von 16 J. machte sie zu Paris die Bekanntschaft des Dichters Scarron (s. d.), der ihr, angezogen von ihrer Schönheit, ihrem Geist und ihrer hülflosen Lage, freistellte, ob sie von ihm die Summe zum Eintritt in ein Kloster oder seine Hand annehmen wollte. Obgleich Scarron gelähmt und misgestaltet war, so wählte sie doch das Letztere und lebte nun in der glänzenden, geistreichen Gesellschaft, die sich in dem Hause des Dichters vereinigte. Als Scarron 1660 starb, gerieth sie bald in die drückendste Noth, bewahrte jedoch mit Klugheit ihren guten Ruf, obschon sie als sehr genaue Freundin der Ninon de Lenclos (s. d.) galt. Sie stand im Begriff, als Erzieherin nach Portugal zu gehen, als sie durch Frau von Montespan (s. d.), die damals noch nicht die Geliebte des Königs war, eine Pension vom Hofe erhielt. Vier Jahre später wurde sie die Erzieherin der beiden Söhne, welche die Montespan Ludwig XIV. gebar. In dieser Stellung lernte sie der König kennen, auf den ihre gesuchte Strenge und ihre Zurückhaltung anfangs einen ungünstigen Eindruck machten. Doch war Ludwig mit ihren Leistungen so zufrieden, daß er ihr 100000 Livres schenkte, für welche sie das Gut Maintenon kaufte, dessen Namen sie auch annahm. Durch kluges Betragen wußte sie indessen allmälig das Herz des Königs zu erobern und ihre Wohlthäterin aus dessen Gunst zu verdrängen. Sie bildete den hochmüthigen, wollüstigen Monarchen zum Frömmler und erlangte so große Gewalt über ihn, daß er um 1685 sogar in eine heimliche Vermählung mit ihr willigte. Obschon sie vorgab, sich nicht in die Politik mischen zu wollen, begann doch hiermit ihr mächtiger und unseliger Einfluß auf die Staatsangelegenheiten. Im Bunde mit der Hofgeistlichkeit unterstützte sie die Verfolgung und gewaltsame Bekehrung der Hugenotten (s. d.) und betrieb die Aufhebung des Edicts von Nantes. Ihre Creaturen wurden Minister und Generale oder erhielten Pensionen, die den Schatz bedrückten. Die Hofleute und Beamten verwandelten sich in heuchlerische Frömmler, um die Gunst der mächtigen Frau zu erlangen. Umgeben von Glanz und Glück, wie eine Königin geehrt, fühlte sie sich dennoch sehr unglücklich und sehnte sich aus den vergoldeten Sälen zu Versailles in die Dürftigkeit zurück. Es fiel ihr ebenso schwer, den alten, mürrischen, vom Unglück gebeugten König zu erheitern, wie den Haß zu ertragen, den das Volk nicht mit Unrecht auf sie warf. Als Ludwig 1715 starb, zog sie sich in die Abtei St.-Cyr zurück, die auf ihren Wunsch 30 J. vorher in ein Fräuleinstift verwandelt worden war. Hier starb sie 15. April 1719. Sie empfing bis zu ihrem Ende die Ehren einer Königswitwe, wiewol sie nie Anspruch darauf erhob, noch über ihre Vermählung eine Erklärung gab. Ihre „Mémoires“ (6 Bde., Amst. 1755) sind ein Machwerk Beaumelle's. Derselbe gab auch ihre Briefe (9 Bde., Amst. 1756 und öfter; beste Ausg., 3 Bde., Par. 1815) heraus, die vom Geiste und von der Bildung der Verfasserin zeugen und bei aller Zurückhaltung für die Geschichte der Zeit wichtig sind. Ferner erschienen „Lettres inédites de Mad. de M. et de la princesse des Ursins“ (4 Bde., Par. 1814 und 1826). Vgl. Caraccioli, „Vie de Mad. de M.“ (Par. 1786); Frau von Genlis „Histoire de Mad. de M.“ (2 Bde., Par. 1806; deutsch, Lpz. 1807).

**Mainz**, das ehemalige Erzstift im Niederrheinischen Kreise, dessen Erzbischof der erste der drei geistlichen Kurfürsten und des Reichs Erzkanzler in Deutschland war, umfaßte bis zur Zeit des Luneviller Friedens ein Areal von 150 □M. mit ungefähr 209000 E. Die kurmainz. Länder lagen auf dem rechten und linken Rheinufer und in den Maingegenden zerstreut; namentlich gehörten dazu Erfurt und das Eichsfeld. Durch den Frieden zu Luneville von 1801 wurde die Stadt Mainz (s. d.) nebst dem auf dem linken Rheinufer gelegenen Theile des Landes an Frankreich überlassen. Der Reichsdeputationshauptschluß entschädigte 1803 den Kurfürsten, der Erfurt an Preußen abtreten mußte, durch das Fürstenthum Regensburg und die Grafschaft Wetzlar, worauf der Kurfürst Regensburg zu seiner Residenz machte und den Titel Reichserzkanzler annahm. Gestiftet wurde das Erzbisthum unter Bonifacius um 750; der Ursprung der Kurfürstenwürde wird in das J. 996 gesetzt. Unter den Erzbischöfen und Kurfürsten waren die ausgezeichnetsten: Hrabanus Maurus (s. d.), gest. 856; Hatto I., zur Zeit Ludwig's des Kindes und Konrad's I.; Hatto II., von dem der Mäusethurm herrühren soll, gest. 970; Willigis, gest. 1011, der vom Papst das Vorrecht erhielt, den deutschen König zu krönen und auf allen deutschen und franz. Concilien zu präsidiren; Siegfried II., als Feind Kaiser Friedrich's II. berüchtigt; Albrecht von Brandenburg, zur Zeit der Reformation, und Joh. Phil.

von Schönborn, gleich einsichtig als Fürst wie als Staatsmann, geb. 1605, gest. 1673, der mit Eifer den Wohlstand seines Landes förderte, M. befestigte und verschönerte und Erfurt seiner Botmäßigkeit 1667 unterwarf. Der letzte Kurfürst war Friedr. Karl von Erthal, der 1802 starb. Ihm folgte als Reichserzkanzler der bisherige Coadjutor Karl Theod. von Dalberg (s. d.), der 1806 souveräner Fürst Primas des Rheinbundes, später Großherzog von Frankfurt wurde, 1813 aber auf alle seine Besitzungen als Landesherr verzichten mußte.

**Mainz** (Moguntia oder Moguntiacum), die alte Residenz der Erzbischöfe und Kurfürsten von Mainz, jetzt die Hauptstadt der großherzoglich hess. Rheinprovinz und eine deutsche Bundesfestung, liegt in einer der schönsten und fruchtbarsten Gegenden Deutschlands, am linken Ufer des Rhein, da, wo er den Main aufgenommen hat, am Abhange eines Hügels. Eine auf 49 Pontons ruhende Brücke, unterhalb welcher sich 13 Schiffmühlen befinden, führt über den Rheinstrom nach dem Städtchen Castel (s. d.), welches zu dem weitläufigen Befestigungssysteme der Stadt gehört. M. ist in neuerer Zeit zu einem der festesten Plätze gemacht worden und die stärkste unter den deutschen Bundesfestungen. Der Umfang der Festungswerke, welche schon vor der Abtretung an Frankreich bedeutend erweitert worden waren, beträgt mit Einschluß der seit 1826 angelegten Weißenauer Schanze, die kleinen Feldschanzen ungerechnet, $2\frac{1}{2}$ Stunde. Sie bestehen aus elf ganzen und zwei halben Bastionen, zu denen von der Südseite noch ein Kronenwerk kommt. Inmitten derselben liegt südlich die Citadelle, ein bastionirtes Viereck, das nach dem Flusse zu noch besonders durch eine Mauer und ein kasemattirtes Werk zur Bestreichung des Rhein vertheidigt wird. Um die Citadelle im weitern Kreise zieht sich ein aus sieben detachirten Forts, unter denen besonders der Hauptstein, ein vor allen übrigen vorspringendes Werk mit herrlicher Aussicht, merkwürdig ist, und aus einer dicht vor den Hauptwerken liegenden tenaillirten Enveloppe bestehender Gürtel, der von drei Seiten her unter Wasser gesetzt werden kann, und als erste Vertheidigungslinie liegen acht detachirte Forts vor dem Walle, von denen zwei miteinander und mit der Josephsschanze durch eine Courtine verbunden sind. Das mit der Stadt als Außenwerk, besonders zur Deckung der Schiffbrücke, verbundene Castel hat gleichfalls ausgedehnte und mit besonderer Kunst angelegte Festungswerke, die aus den vier Forts Castel, Mars, Montebello und der Petersaue bestehen. Auch hat man in neuester Zeit zur Verstärkung des rechten Mainufers Forts auf der Mainspitze und auf der ehemaligen Gustavsburg angelegt. Die Stadt, eine der ältesten Städte in Deutschland, ist im Geschmacke des Mittelalters gebaut und hatte bis in die neueste Zeit außer einzelnen schönen Privatgebäuden wenig ansehnliche Häuser und meist enge, winkelige Straßen. In den letzten 10—12 J. geschah jedoch durch das Zusammenwirken von Staat, Stadt und Privaten ungemein viel für die Verschönerung der Stadt, sodaß ganz neue Straßen, ja Quartiere erstanden, darunter namentlich der sogenannte Neue Kästrich (Castellum novum), auf dem Platze, wo zu den Römerzeiten die alte Stadt gestanden, mit einer unvergleichlichen Aussicht von 8—10 Stunden im Rundkreis. Von den 27 öffentlichen Plätzen sind der Gutenbergsplatz mit der 1837 errichteten Standsäule Gutenberg's und der mit Bäumen umgebene Paradeplatz am ehemaligen Schlosse die schönsten. Unter den elf Kirchen zeichnen sich aus: die schöne Ignatiuskirche, deren Decke mit trefflichen Gemälden, welche Begebenheiten aus dem Leben des heil. Ignatius darstellen, geziert ist, und die Domkirche, 356 F. lang, 140 F. breit, mit einem 390 F. hohen Hauptthurme und sechs kleinen Thürmen und im Innern mit 14 Altären und 20 Nebenkapellen, worunter eine unterirdische. Die Domkirche litt besonders durch die Belagerung von 1793; von ihrem ehemaligen großen Schatze und ihrer beträchtlichen Bibliothek ist nichts mehr übrig, und selbst viele von den zum Theil sehr merkwürdigen Grabmälern sind zerstört. Die bedeutendsten öffentlichen Gebäude sind das ehemalige kurfürstliche Schloß, seit 1844 restaurirt; das deutsche Ordenshaus, worin Napoleon residirte, wenn er nach M. kam, und das neben diesem stehende schöne, große und massive Zeughaus, die der Stadt von der Rheinseite her ein imposantes Ansehen geben. Die ehemaligen kurfürstlichen Schlösser, die Favorite und die Martinsburg, welche beide zu den vorzüglichsten Zierden der Stadt gehörten, sind abgebrochen. Zu den Merkwürdigkeiten aus röm. Zeit gehören auch der sogenannte Eichelstein, auf einer Bastion der Citadelle, eine Steinmasse, die man für ein Denkmal des röm. Feldherrn Drusus hält, und die in 59 Pfeilern bestehenden Reste einer Wasserleitung nebst 18 Pfeilern einer Brücke, unweit des Dorfes Zahlbach, die man gleichfalls von Drusus erbaut glaubt. Mit dem Dorfe Zahlbach und mit Einschluß der gegen 10000 Mann starken Besatzung hat die Stadt 46000 E., ein Gymnasium, welches an die Stelle der ehemaligen Universität getreten ist, eine Priesterseminar und eine Realschule. In dem kurfürstlichen Schloß sind vereinigt ein Münzcabinet, ein Naturaliencabinet, eine Samm-

lung physikalischer und mechanischer Instrumente, eine Bildergalerie, die Stadtbibliothek, welche 90000 Bände zählt, und das Museum röm. Denkmäler, die in der Nähe von M. gefunden worden sind. Zur Beförderung des Handels ließ Napoleon einen Freihafen anlegen, in dem man einen Theil des Rheinufers bei der Stadt mit ungeheuern Kosten durch einen festen Steindamm erhöhte und zur Anlandung der Schiffe einrichtete. Seitdem besaß M. ansehnliche Schiffahrt und trieb mit Holz, Getreide und Wein, besonders nach den Niederlanden und dem nördlichen Deutschland, lebhaften Handel. Da das Speditionsgeschäft, dem neuen Hafen von Biberich und Frankfurt gegenüber, in neuester Zeit sichtbar in Verfall gerieth, so beschloß die hess. Regierung 1845 den Bau einer Mainz-Ludwigshafener Eisenbahn, welche durch die Concession der Speier-Lauterburger Bahn einerseits mit Strasburg und der Schweiz, andererseits mit Metz und Paris in Verbindung trat. Auch erfolgte die Errichtung einer wohlorganisirten Dampfschleppschiffahrt, sowie die Befreiung des mainzer Handels von einer Menge Hemmnisse und Beschränkungen, um mit der Manheim-holl. und Biderich-holl. Schleppschiffahrt concurriren zu können. An Industriegegenständen liefert M. Glas- und Wachsperlen, Hüte, Seife, Fischleim, Tabak, Weinessig, Kutschen, physikalische und musikalische Instrumente; seine feinen Leder-, Möbel- und Schuhmacherarbeiten haben europ. Ruf.

Wo jetzt M. liegt, legte 13 v. Chr. Drusus ein Castell, genannt Magontiacum, an, in dessen Nähe nachmals eine Stadt entstand, die sich aber zu den Römerzeiten nicht bis an den Rhein erstreckte. Im J. 406 wurde dieselbe von den Vandalen völlig zerstört und blieb mehre Jahrhunderte in Trümmern, bis der fränk. König Dagobert um 612 sie wieder aufbaute und bis zum Rhein ausdehnte. Den eigentlichen Grund zu ihrem raschen Emporblühen legte aber Karl d. Gr. durch neue Bauten und Bewilligung von Freiheiten und Bonifacius durch Gründung des dasigen Erzbisthums. In der Mitte des 13. Jahrh. stellte sich M. an die Spitze des rhein. Städtebundes. Durch Gutenberg wurde es die Wiege der Buchdruckerkunst. In dem Streite zwischen dem abgesetzten Kurfürsten Diether von Isenburg und seinem Nebenbuhler Adolf von Nassau kam M. durch Eroberung des Letztern an das Erzstift, welchem der Kaiser Maximilian sie 1486 förmlich einverleibte. Im Dreißigjährigen Kriege wurde die Stadt 1631 vom Könige von Schweden, der die Gustavsburg anlegte, 1635 von den Kaiserlichen und 1644 von den Franzosen erobert. In dem Westfälischen Frieden zurückgegeben, wurde sie trotz der unter dem Kurfürsten Johann Philipp durch den Italiener Spalla angelegten neuen Befestigungen 1688 wiederum von den Franzosen eingenommen, von den Sachsen und Baiern jedoch ihnen 1689 wieder entrissen. Am 14. Oct. 1792 fiel sie durch Verrath und Feigheit in die Hände des franz. Generals Custine, doch wurde sie 22. Juli 1793 wieder von den Preußen unter Kalckreuth genommen. Von den Franzosen 1794 von neuem eingeschlossen, wurde sie 1795 durch den östr. Feldmarschall Clerfayt befreit, der 29. Oct. unvermerkt der Festung sich näherte, über den Rhein ging, die franz. Verschanzungen überfiel und die Stadt nebst allem Geschütz mit Sturm eroberte. Im Frieden zu Luneville kam sie 1801 an Frankreich. Durch den Wiener Congreß wurde sie 1814 dem Großherzoge von Hessen zugesprochen, jedoch unter der Bedingung, daß sie in militärischer Hinsicht eine deutsche Bundesfestung bleibe und von östr., preuß. und hess. Truppen gemeinschaftlich besetzt werde. Östreich und Preußen besetzen abwechselnd von fünf zu fünf Jahren die Stelle des Gouverneurs, Vicegouverneurs und Festungscommandanten in der Art, daß, wenn Östreich die beiden erstern, Preußen den letztern ernennt, und so umgekehrt. Die Artilleriedirection hat Östreich, die Geniedirection Preußen. In Folge der Karlsbader Beschlüsse versammelte sich in M. 1819 die Centraluntersuchungscommission zur Ermittelung revolutionärer Umtriebe, die 20. Sept. 1828 ohne ein eigentliches Ergebniß ihrer Bemühungen geschlossen wurde. In den Monaten März und Mai des J. 1848 befand sich die Bevölkerung von M. wiederholt in großer Aufregung. Nach mehrfachen Neckereien zwischen den Einwohnern und der Besatzung und einem Tumult in Bezug auf die Schleppschiffahrt (14. Mai) entspann sich 21. Mai ein blutiger Straßenkampf zwischen Bürgern und der preuß. Besatzung, der die Erklärung des Belagerungszustandes zur Folge hatte. Am 29. Mai traf hierauf eine Commission der deutschen Nationalversammlung ein, die sich über den Stand der Dinge unterrichten sollte und das Kriegsgesetz wieder aufhob. Vgl. Werner, „Der Dom von M. und seine Denkmäler, nebst Darstellung der Schicksale der Stadt und der Geschichte ihrer Erzbischöfe bis zur Translation des bischöflichen Sitzes nach Regensburg" (2 Bde., Mainz 1827—29); Schaab, „Geschichte der Stadt M." (2 Bde., Mainz 1841—44); Derselbe, „Geschichte der Bundesfestung M." (Mainz 1835).

**Maire** heißt in Frankreich der Vorsteher jedes Gemeindebezirks. Das Wort ist dem germa-

nischen Maier und dieses anscheinend dem lat. Major entsprungen. Schon in der alten Gemeindeverfassung Frankreichs, von welcher beim Ausbruche der Revolution noch einige Spuren vorhanden waren, gab es Maires. Ein von der Nationalversammlung berathenes Gesetz vom 14. Dec. 1789 regelte das Gemeindewesen aufs neue und bestellte in jeder Gemeinde einen Maire, der, wie die übrigen Gemeindebeamten, von den Bürgern gewählt wurde. Seine Stellung entsprach dem deutschen Bürgermeister und dem engl. Mayor. Durch die Constitution von 1793 aber wurden die Gemeinden eines Cantons in eine einzige Municipalität vereinigt, deren Vorsteher den Namen Präsident empfing. Die Constitution von 1799 stellte die Verwaltung in jeder Gemeinde wieder her, sprach aber die Ernennung des Maire der Regierung zu. Obschon spätere Gesetze und Verordnungen einige Abänderungen trafen und die Gemeindeverfassung vervollständigten, so ist doch jene dem gouvernementalen Einflusse sehr günstige Organisation des Gemeindewesens geblieben. Der von der Gemeinde gewählte Maire wird vom Staatsoberhaupte, und in den Gemeinden, die unter 2000 E. zählen, vom Präfecten des Departements im Namen des Staatsoberhaupts bestätigt. In Paris hat ausnahmsweise jeder der zwölf Stadtbezirke einen Maire; das Ganze leiten der Polizeipräfect und der Präfect des Seinedepartements. Das Amt des Maire umfaßt sehr verschiedene Zweige. Er ist zuvörderst Richter oder auch öffentlicher Ankläger in Polizeisachen. Als Regierungsbeamter theilt er die Gesetze, Verordnungen und Bescheide mit, verwaltet die Civilregister, übt die Wohlfahrts- und Sicherheitspolizei und vertritt überhaupt das Gesetz und die Regierung. Auch kann er nach Gutdünken die bewaffnete Macht zur Herstellung der Ruhe anrufen. Seine eigenen Anordnungen haben indessen nur provisorische Geltung und bedürfen der Bestätigung der Oberbehörde. Dagegen ist aber auch der Maire Gemeindebeamter. Er vertritt die Interessen derselben oder Einzelner dem Staate gegenüber, verwendet die vom Gemeinderath bewilligten Gelder und legt darüber Rechnung ab, verwaltet das Communalvermögen, leitet die Gemeindebauten und ist der Beschützer und Rathgeber des einzelnen Bürgers nach allen Seiten hin. Je nach der Volkszahl der Gemeinde hat der Maire einen oder mehre Adjuncte (Adjoints), die ihn auch vertreten können. Dieselben werden ebenfalls von der Gemeinde gewählt und von dem Staatsoberhaupte oder dem Präfecten bestätigt. Der Präfect besitzt zwar das Recht, den Maire von seinem Amte vorläufig zu entbinden, die Absetzung desselben kann jedoch nur der Minister im Namen des Staatsoberhaupts verfügen.

**Mais** (Zea) heißt eine zu den Getreidearten gehörende Grasgattung, welche sich durch einhäusige Blüten auszeichnet, von denen die männlichen auf der Spitze des Halms eine ausgebreitete Rispe bilden und die weiblichen blattwinkelständige Ähren ausmachen, die in den Blattscheiden eingeschlossen sind, aus denen nur die langen Narben als ein Federschopf heraushängen. Der **gemeine Mais** (Z. Mays), auch **Welschkorn, Türkischer Weizen** und **Kukuruz** genannt, stammt ursprünglich aus dem wärmern Amerika. Von dort kam er durch Columbus nach Spanien, wo er schon um 1520 gepflanzt wurde. Um 1560 gelangte dieses Getreide nach Italien und jetzt wird es in der ganzen südlichen Hälfte Europas häufig angebaut. Der Mais gehört zu den wichtigsten Getreidearten und ist zugleich äußerst ergiebig. In Europa, Asien, Afrika und Amerika lebt ein großer Theil der Völker vom Maismehle. Man hat eine Menge von Spielarten, hohen und niedrigen Mais, mit gelben, weißen, braunrothen, violetten und glasartigen, durchscheinenden Körnern, mit zusammengedrückt-rundlichen kleinen oder großen, seltener mit länglichen Körnern. Für Deutschland zum Anbau am geeignetsten ist der gemeine gelbe Mais. Der Mais gewährt in allen seinen Theilen großen Nutzen. Die Körner geben eine schmackhafte Grütze und ein vortreffliches Mehl zu allerhand Backwerk, in Italien namentlich zu Maccaroni und Polenta. Zu Brot aber ist das Maismehl nicht geeignet; für diesen Zweck muß es erst mit Roggen- oder Weizenmehl gemengt werden. Auch bereitet man daraus Bier und Essig. Übrigens sind die reifen Körner und unreifen milchigen Kolben geröstet, gebraten und warm gegessen sehr schmackhaft. Die unreifen Kolben werden bei uns häufig wie sauere Gurken eingemacht. Das Mark der Halme enthält vor der Blütezeit eine große Menge süßen, zur Syrup- und Zuckerbereitung tauglichen Saftes. Allen Hausthieren gewähren die Körner ein angenehmes, gedeihliches Futter, was auch von der Maispflanze als Grünfutter und von den getrockneten Blättern gilt. Die Maisstengel lassen sich zum Dachdecken und als Brennmaterial verwenden, auch werden sie zum Korbflechten benutzt. Die Fasern der Stengel, sowie die Blätter geben ein haltbares Gespinnst, und die innersten Blätter, welche die Kolben umgeben, sind elastisch und lassen sich zum Auspolstern von Sesseln, Sätteln und zur Anfertigung guter, dauerhafter Matratzen verwenden, welche letztere in Paris und Straßburg zu einträglichen Handels-

artikeln gehören. Zum Ausbringen der Körner aus den Kolben bedient man sich gegenwärtig der Maisentkörnerungsmaschinen, unter denen die amerik. und die Seibl'sche Maisdreschmaschine die vorzüglichsten sind. Vgl. Duchesne, „Über den Mais" (deutsch von Schmidt, Ilmen. 1833).

**Maische**, s. Branntwein.

**Maison** (Nicolas Jos., Marquis), Marschall von Frankreich, geb. zu Epinay bei St.-Denis 19. Dec. 1770, war der Sohn eines armen Tagelöhners. Er trat 1792 in die Armee, wohnte bereits als Hauptmann der Schlacht bei Jemappes bei, mußte aber ungeachtet seiner Tapferkeit 1793 als Verdächtiger austreten. Bald kehrte er indeß zur Nordarmee zurück, wurde in der Schlacht bei Fleurus schwer verwundet und kämpfte 1795 und 1796 in der Maas- und Sambrearmee. Von Jourdan zum Bataillonschef ernannt, focht er hierauf unter Bernadotte in Franken und ging dann zur Armee nach Italien, wo er sich bis zum Frieden von Campo-Formio vielfach auszeichnete. Im J. 1799 wurde er Generaladjutant des Kriegsministers Bernadotte, der ihm eine wichtige Sendung zur Rheinarmee anvertraute. Im folgenden Jahre kämpfte er in Holland, wo er wieder schwer verwundet wurde, und erhielt nach dem Frieden von Amiens das Commando im Depart. Tanaro. Als Bernadotte 1805 Hannover besetzte, begleitete er diesen und zeichnete sich dann in der Schlacht von Austerlitz aus, wo er die russ. Garden zurückwarf. Im preuß. Feldzuge von 1806 befehligte er als Brigadegeneral; er verfolgte nach der Schlacht von Jena Blücher bis vor die Thore Lübecks und wurde Gouverneur dieser Stadt, 1807 aber Generalstabschef bei seinem Armeecorps. Unter dem Befehle des Marschalls Victor kämpfte er 1808 in Spanien; er trug 10. Nov. zum Siege bei Espinosa de los Monteros bei, mußte jedoch, vor Madrid schwer verwundet, nach Frankreich zurückkehren. Mit Bernadotte drang er 1809 in Holland vor und befehligte in Bergen-op-Zoom, darauf in Rotterdam, zuletzt im Lager bei Utrecht. Im russ. Feldzuge von 1812 erhob ihn Napoleon nach dem Gefechte bei Polock zum Divisionsgeneral und auf dem Rückzuge nach der Beresina auf dem Schlachtfelde zum Baron. An Oudinot's Stelle erhielt er hierauf den Oberbefehl über das zweite Armeecorps, an dessen Spitze er den Rückzug der Heerestrümmer nach der Weichsel deckte. Im Feldzuge von 1813 stand er im fünften Armeecorps unter Lauriston, bemächtigte sich der Stadt Halle, besetzte am Tage der Schlacht von Lützen Leipzig und half den Sieg bei Bautzen erringen. In der Schlacht von Leipzig wurde er, stark verwundet, außer Gefecht gesetzt. Am 22. Dec. 1813 ernannte ihn Napoleon zum Grafen und Oberbefehlshaber der Nordarmee, welche die Linie des Rhein vertheidigen sollte. M. zeigte in diesem Feldzuge großes militärisches Talent; seine Armee, mit der er der feindlichen Übermacht die Spitze bieten wollte, war anfangs 6000, später 14000 Mann stark. Auf die Linie der Schelde zurückgedrängt, concentrirte er seine Kräfte zu Brüssel und schlug den General Thielemann noch am Tage der Übergabe von Paris bei Courtray. Als er die Abdankung Napoleon's erfuhr, schloß er 7. April 1814 einen Waffenstillstand und unterwarf sich Ludwig XVIII., der ihn zum Pair und im März 1815 zum Gouverneur der Hauptstadt ernannte. Als solcher führte er unter dem Herzog von Berri den Befehl über das bei Paris versammelte Truppencorps. Als jedoch bei der Ankunft Napoleon's das ganze Offiziercorps überging, ergriff M. die Flucht und begab sich nach Gent zum Könige, der ihn nach der zweiten Restauration zum Gouverneur der ersten Militärdivision ernannte. Weil er sich als Mitglied des Kriegsgerichts, welches das Loos des Marschalls Ney entscheiden sollte, incompetent erklärte, fiel er in Ungnade und wurde zur achten Militärdivision versetzt. Dessenungeachtet erhob ihn der König 1817 zum Marquis. Im J. 1828 erhielt er den Oberbefehl über die Expedition nach Morea. Er schiffte sich 14. Aug. mit 14000 Mann zu Toulouse ein, landete auf der Halbinsel und zwang Ibrahim-Pascha durch eine Convention vom 7. Sept. zur Einschiffung, worauf er Navarin, Modon, Koron und Patras ohne großen Widerstand nahm und die Halbinsel in Vertheidigungszustand zu setzen suchte. Nachdem er von seinem Hofe den Marschallsstab und den Befehl zur Rückkehr erhalten, traf er im Mai 1829 in Frankreich ein. Als ein fester Vertheidiger der constitutionellen Rechte erklärte er sich in der Revolution von 1830 für die Dynastie Orléans, erhielt den Auftrag, Karl X. nach Cherbourg zu begleiten, und übernahm 2. Nov. auf einige Wochen das Ministerium des Auswärtigen. Hierauf ging er als Gesandter nach Wien, 1833 in gleicher Eigenschaft nach Petersburg. Am 30. April 1835 erhielt er das Kriegsministerium, das er bis zum 19. Sept. 1836 verwaltete. Seitdem zog er sich von den öffentlichen Geschäften zurück und starb zu Paris 13. Febr. 1840.

**Maistre** (Jos., Graf von), geistreicher Vertreter der Staatstheorie des Absolutismus, geb. zu Chambéry 1. April 1755, war seit 1787 piemont. Senator, wanderte aber aus, als Savoyen 1792 von den Franzosen in Besitz genommen wurde. Später folgte er seinem Könige

nach Sardinien und wurde 1803 Gesandter in Petersburg. Wegen seines innigen Zusammenhangs mit den Jesuiten mußte er 1817 diese Stellung aufgeben und übernahm dann das Ministerium in Turin, wo er 25. Febr. 1821 starb. Als Schriftsteller trat er mit den zuerst anonym erschienenen „Considérations sur la France" (Par. 1796 und öfter) auf, in denen er den Sturm der Revolution als ein nothwendiges Gottesgericht betrachtete. Seine strenge Lehre vom theokratischen Despotismus entwickelte er in seinem „Essai sur le principe générateur des constitutions politiques" (Petersb. 1810; neue Ausg., Par. 1814) und vorzüglich in der sehr bekannten Schrift „Du pape" (2 Bde., Lyon 1820 und öfter). Außerdem sind zu erwähnen: „Les soirées de St.-Petersbourg, ou entretiens sur le gouvernement temporel de la providence" (2 Bde., Par. 1822), „De l'église gallicane" (Par. 1821) und sein nachgelassenes „Examen critique de la philosophie de Bacon" (2 Bde., Par. 1831). M. ging sowol in seinen theologischen wie in seinen politischen Ansichten von der Erdsünde aus, deren Expiation die Lebensaufgabe des Menschen sei, und hieraus folgerte er, daß die Regierungen, welche den Menschen zur Buße anzuhalten haben, streng und absolut sein müßten. — **Maistre** (Xavier de), des Vorigen jüngerer Bruder, russ. Generalmajor, geb. zu Chambéry 1764, diente anfangs in dem sardin. Heere und folgte dann nach dem Feldzuge 1799 dem Feldmarschall Suworow nach Rußland. Nach dem Tode desselben trat er in russ. Dienste und nachdem er dieselben aufgegeben hatte, lebte er seit 1817 abwechselnd in Frankreich und Petersburg. Er ist einer von den reinsten und elegantesten franz. Schriftstellern. Die anfangs ohne seinen Namen erschienene „Voyage autour de ma chambre" (Petersb. 1794; neue Aufl., Par. 1839, 1841, 1843 und 1845), worin er so viel heitere Laune und scharfsinnigen Witz gezeigt, daß man ihn den „feinern Sterne" genannt hat, und seine Erzählungen „Le lépreux de la cité d'Aoste" (Par. 1811), ein ergreifendes Gemälde von der stummen Verzweiflung eines Unglücklichen, der durch die grausamste aller Krankheiten zur Abgeschiedenheit verurtheilt ist; ferner „Prascovie, ou la jeune Sibérienne", eine einfache und rührende Geschichte kindlicher Ergebenheit, sind allgemein beliebte und gelesene Werke. Außerdem verdienen noch erwähnt zu werden: „Expédition nocturne autour de ma chambre" und die „Prisonniers du Caucase". Von seinen gesammelten Werken sind mehre Ausgaben veranstaltet worden (Par. 1825, 1839, 1840, 1841 und 1844). Er starb zu Petersburg 12. Juni 1852.

**Maitland**, s. Lauderdale.

**Maitrank** ist ein beliebtes Getränk, welches aus weißem Weine, gewöhnlich Moselwein besteht, der auf Waldmeister (Asperula odorata) und einige Blätter der schwarzen Johannisbeere gegossen wird, einige Zeit darauf stehen bleibt und dann mit Zucker versüßt wird. Ist der Waldmeister (s. d.) erst frisch gesammelt, so läßt man ihn mehre Stunden (bis zu sechs Stunden) welken, damit er seinen angenehmen Geruch gehörig entwickele. Außerdem wird je nach Belieben zuweilen noch etwas Pomeranzenschale oder Melisse und Pfeffermünze hinzugefügt.

**Maitres des requêtes** hießen in Frankreich überhaupt die Magistrate, welche über eingegangene Bittschriften und Cassationsgesuche (requêtes) Bericht und Bescheid erstatteten. Bei den Parlamenten gab es eine Requetenkammer, welche über die Gesuche um Aufhebung eines richterlichen Urtheils, wobei Privilegiensachen in Frage kamen, entschied. Dies waren die Requêtes du palais. Eine andere höhere Requetenkammer war die des königl. Palastes, die ebenfalls in Privilegienangelegenheiten urtheilte. Ihre Sachen hießen Requêtes de l'hôtel. Endlich hießen Maitres des requêtes die Räthe zweiter Classe, welche im sogenannten Conseil des parties, einer Abtheilung des Staatsraths, die Bittschriften und Gesuche der Parteien vortrugen. Requête civile nennt man das Gesuch, welches um Rücknahme eines in letzter Instanz gefällten Urtheils angebracht wird, indem man dem betreffenden Gerichte beweist, daß ein Irrthum begangen worden. In Criminalsachen ist keine solche Reclamation möglich.

**Maittaire** (Michel), Bibliograph und Philolog, geb. 1668 in Frankreich von protest. Ältern, ging nach der Aufhebung des Edicts von Nantes nach England und studirte zu Oxford. Er wurde 1695 Unterlehrer an der Westminsterschule zu London und nach einigen Jahren Oberlehrer, welche Stelle er bis zu seinem Tode, 18. Sept. 1747, bekleidete. Ein unermüdeter fleißiger Sammler und Arbeiter, besorgte er außer einer Reihe guter Ausgaben griech. und lat. Classiker die schätzbaren „Annales typographici ab artis inventae origine ad annum 1557, cum appendice ad annum 1664" (3 Thle. in 5 Bdn., Haag 1719—25; neue Ausg. des 1. Theils in 2 Bdn., Amst. 1733; Theil 4, Register in 2 Bdn., Lond. 1741), die von Denis mit einem Supplemente (2 Bde., Wien 1789) bereichert und von Panzer in einer neuen, aber nur bis 1536 gehenden Bearbeitung (5 Bde., Nürnb. 1793—97) herausgegeben wur-

den, ohne daß dadurch M.'s Werk überflüssig geworden wäre. Von den übrigen Werken M.'s sind zu nennen seine „Graecae linguae dialecti" (Lond. 1706; neueste Ausg. von Sturz, Lpz. 1807); „Opera et fragmenta veterum poëtarum Latinorum" (2 Bde., Lond. 1713), vorzüglich wegen typographischer Schönheit geschätzt; „Stephanorum historia" (Lond. 1709); „Historia typographorum aliquot Parisiensium" (Lond. 1717); „Marmora Oxoniensia" (Lond. 1732).

**Maiwurm** oder Ölkäfer (Meloë) heißt eine zu den Halskäfern unter der Abtheilung der verschiedengliederigen gehörende Käfergattung, deren Kopf ganz frei, nach hinten halsartig abgeschnürt ist, die Fühler perlschnurförmig und die Flügeldecken verkürzt, klaffend, weich, lederartig sind. Die Gattung besteht aus vielen weit verbreiteten Arten, von denen früher einige auch in Europa arzneiliche Anwendung fanden. Zu ihnen gehört vorzüglich der blaue **Maiwurm** (M. proscarabaeus); dieser ist gegen einen Zoll lang, bläulich-schwarz und kommt im Frühjahr schon im April im Grase und an Wegen häufig vor. Er nährt sich von Blättern verschiedener Pflanzen. Die Larven aber hängen sich an fliegenartige Insekten und überhaupt an Hautflügler, und lassen sich von diesen in die Baue tragen, um dort die Larven derselben aufzuzehren. Der Käfer, welcher bei der Berührung aus den Beingelenken eine ölähnliche, blasenziehende Flüssigkeit schwitzt, machte den Hauptbestandtheil des freilich unwirksamen Geheimmittels gegen die Wässerscheu (besonders in Preußen) aus. Man sammelt diese Thiere für den Arzneigebrauch, indem man sie mit einer Pincette anfaßt und nach Abschneidung des Kopfs in Honig fallen läßt, worin sie aufbewahrt bleiben. Der echte **Maiwurm** (M. majalis) hat ganz gleiche Eigenschaften, ist aber seltener als voriger.

**Mâjâ**, d. h. Täuschung, Schein, ist in der spätern ind. Mythologie der Name einer weiblichen Gottheit, die zugleich mit dem Urschöpfer der Welt auftritt. In ihr, wie in einem Spiegelbilde, erschaut sich das Urwesen selbst, und durch diese Contemplation zertheilt es die Finsterniß und die Liebe wird in seiner Seele zur productiven Schöpferkraft. In der pantheistischen Schule der Vedanta wird Alles, was der sinnlich befangene Mensch wirklich existirend nennt, nur als ein Traumbild der Gottheit betrachtet, und somit ist die ganze Welt in ihren äußern Erscheinungen eitel Trug und Schein (mâyâ). — **Maya** ist auch der Name der Mutter des Buddha (s. d.). — In der griech. und röm. Mythologie ist **Maja** die älteste Tochter des Atlas und der Pleione, mit welcher Zeus in einer Grotte des arkadischen Bergs Kyllene den Hermes zeugte. Ihr wurde Arkas, der Sohn des Zeus und der Kallisto, zur Erziehung übergeben. — Bei den Römern hieß **Maja** (auch Majesta) die Tochter des Faunus und die Gemahlin des Vulcanus, eine Göttin, die für identisch mit der Erde oder magna mater gehalten wurde und der man an den Kalenden des Mai eine trächtige Sau opferte.

**Majāno** (Benedetto da), ein florentin. Bildhauer des 15. Jahrh., begann seine Künstlerlaufbahn mit Arbeiten von eingelegtem Holze und bildete sich erst in der Folge für die Sculptur und für die Baukunst aus. Nächst Ghiberti und Donatello kann er als einer der hauptsächlichsten Repräsentanten jener großen Entwickelungsepoche gelten. Als seine vorzüglichsten Sculpturen werden das Grabmal Strozzi in Sta.-Maria Novella zu Florenz und eine herrliche Verkündigung in Monte Oliveto betrachtet. An dem vielbewunderten Palast Strozzi in Florenz hat er wenigstens wesentlichen Antheil gehabt, und der herrliche Vorbau der Kirche delle Grazie bei Arezzo ist bestimmt von ihm. Er starb 1498. — Sein Bruder oder Oheim, **Giuliano da M.**, arbeitete sich vom Tischler zum Bildhauer und Baumeister herauf und leitete als solcher einige Zeit den Bau des Doms in Florenz. Der prachtvolle Triumphbogen des Königs Alfons in Neapel, wohin Giuliano später berufen wurde, wird von Manchen ihm zugeschrieben; der imposante Palast von San-Marco in Rom und ein Theil der Kirche von Loreto sind erweislich sein Werk. Er lebte noch 1471.

**Majestät** bezeichnete schon in der Republik Rom die höchste Macht und Würde, welche man der gesammten Bürgergemeinde, dem Volke, zuschrieb. Mit dem Umsturze der Volksregierung ging Würde, Macht und Name der Majestät auf die röm. Imperatoren (Augusti) und von ihnen auf die Kaiser des westlichen Europa über. Den Königen wurde dieser Titel erst viel später zugestanden; in Frankreich führten ihn unter Heinrich II. die Hofleute ein, aber noch bei dem Westfälischen Frieden gab es darüber Streitigkeiten. In dem Friedensvertrage von Cambray 1529 wird nur Karl V. Majestät genannt. Beim Frieden zu Crespy von 1544 heißt Karl V. kaiserl. und Franz I. königl. Majestät, und in dem Frieden zu Château-Cambresis von 1559 findet man zum ersten male die Titel allerchristlichste und kath. Majestät gebraucht. In England legte sich Heinrich VIII. zuerst den Titel Majestät bei, der jetzt allen europ. Königen gegeben wird. Von dem Titel der Majestät ist die Sache, d. i. die persönliche Würde, unterschie-

ben, welche einem jeden unabhängigen und selbständigen Regenten zukommt. Daher legt man auch denjenigen Regenten, welche im europ. Kanzleiceremoniel den Titel nicht erhalten, doch die persönliche Majestät bei, wenn sie nur als wirkliche (erbliche oder gewählte) Monarchen an der Spitze eines Staats stehen. Ein Ausfluß dieser persönlichen Würde sind die **Majestätsrechte**, welche, insofern man sie unterscheidet von den Rechten, welche dem Staate als solchem zustehen, den sogenannten **Staatshoheitsrechten**, wesentlich in der Unverletzlichkeit und Heiligkeit der Person des Monarchen bestehen. Vermöge der erstern gilt der Monarch als unverantwortlich, der Strafgerichtsbarkeit des Staats nicht unterworfen, und zwar nicht nur in Bezug auf seine Regierungshandlungen, für welche statt seiner die Verantwortlichkeit seiner Minister (s. d.) eintritt, sondern sogar in Bezug auf rein persönliche Handlungen, indem das neuere monarchische Staatsrecht (denn in frühern Zeiten konnte z. B. der deutsche Kaiser belangt werden vor dem Pfalzgrafen) von dem Grundsatze ausgeht, daß selbst die Straflosigkeit eines vom Monarchen begangenen Verbrechens ein geringeres Übel sein würde als der Skandal eines gegen denselben eingeleiteten Strafverfahrens und die damit nothwendig verbundenen bedenklichen Folgen für die öffentliche Ruhe und die Staatsordnung. Die gleichermaßen im monarchischen Staate als Axiom aufgestellte Heiligkeit der Person des Staatsoberhaupts bedingt die größere Strafbarkeit aller gegen dasselbe begangenen oder versuchten Verbrechen, der sogenannten Majestätsverbrechen (s. d.).

**Majestätsbrief** heißt die von Kaiser Rudolf II. am 11. Juni 1609 den böhmischen Protestanten verliehene Gnadenacte, durch deren Aufhebung 1618 der Kaiser Matthias den Anstoß zum Beginn des Dreißigjährigen Kriegs (s. d.) gab.

**Majestätsverbrechen** oder **Verbrechen der beleidigten Majestät** (crimen laesae majestatis) heißt in der neuern Strafgesetzgebung jede dolose Verletzung der Ehre des Regenten oder der demselben schuldigen Ehrerbietung. Die gegen Freiheit oder Leben des Regenten gerichteten dolosen Unternehmungen fallen unter den Begriff des Hochverraths (s. d.). Die verschiedenen Arten der Majestätsverbrechen werden in den neuern Gesetzgebungen mit Freiheitsstrafe in verschiedenen Abstufungen, die schwersten derselben, wie Realinjurien, in einigen auch mit dem Tode bestraft.

**Majolika** nannte man anfangs in Italien die Gefäße aus Fayence (s. d.), weil man sie von Majorca aus kennen lernte. Jetzt versteht man darunter aus gefärbtem Thon gefertigtes, mit einer weißen, undurchsichtigen Glasur überzogenes Geschirr, das der Fayence ähnlich, aber geringer und in Italien sehr häufig ist.

**Major** und **Minor** (lat., d. i. „größer" und „kleiner") wird in Bezug auf das Alter (major natu, minor natu) gleichbedeutend gebraucht mit „älter" und „jünger". — **Majorität** und **Minorität**, wörtlich Mehrheit oder Minderheit, ist die übliche Bezeichnung der numerischen Verhältnisse bei Abstimmungen (s. d.) in größern Versammlungen.

**Major** heißt in der militärischen Rangordnung die unterste Charge der Stabsoffiziere, also die nächsthöhere vom Hauptmann (Rittmeister). Dieselbe ist im 16. Jahrh., als sich die Offiziercorps bildeten, entstanden, indem eine Zahl von Compagnien unter den Befehl (das Regiment) eines Obersten gestellt wurden. Was für die Compagnie als Grundabtheilung der Feldweibel (Wachtmeister) war, galt für das Regiment der Oberstwachtmeister, im span. Heere mayor (Oberer, überhaupt Vorgesetzter) genannt, welche Benennung dann in die andern Armeen überging. Der Major hatte besonders für die taktische, zum Theil auch für die ökonomische Ordnung des Regiments zu sorgen. Sein zuerst unbestimmtes Rangverhältniß im Offiziercorps wurde durch Ludwig XIV. festgestellt. Als sich die Infanterieregimenter in Bataillone theilten, wurde das Commando der letztern meist den Majoren übertragen, was bei dieser Truppengattung noch jetzt ihre eigentliche Function ist. Da aber die Function überhaupt nicht an die Charge gebunden ist, so gibt es bei allen Waffen und in allen Dienstverhältnissen, welche der Rangstufe eines Stabsoffiziers entsprechen, Majore, z. B. im Generalstabe, in der Adjutantur, bei den Militärbildungsanstalten u. s. w.

**Majoran** (Majorana) heißt eine Unterabtheilung der Gattung Dosten (Origanum) und ist durch die dachziegeligen, oft kopfförmigen Ähren und den an der untern Seite bis fast zum Grunde aufgespaltenen, oberwärts flach ausgebreiteten und daher einlippig erscheinenden Kelch unterschieden. Von den hierher gehörigen Arten ist der einjährige gemeine Majoran oder **Gartenmajoran** (Origanum Majorana), welcher in Griechenland und im Oriente einheimisch ist, als **Küchengewürz** sehr beliebt und daher allgemein angebaut. Er hat ovale, graugrüne, beider-

seits nur dünn filzige Blätter, zu dreien beisammenstehende rundliche Ähren, gefurchte Deckblätter und kleine weiße Blumen. Die ganze Pflanze riecht und schmeckt eigenthümlich und durchdringend aromatisch und enthält viel ätherisches Öl. Sie dient an Speisen als verdauungbeförderndes Mittel, und in der Heilkunde wird sie ebenfalls, doch meist nur äußerlich, als zertheilendes Mittel und gepulvert als Niesemittel gebraucht. Wird die Pflanze im Orangeriehause gezogen, so wird sie halbstrauchig, bleibt auch im Winter grün und heißt dann Wintermajoran. Die zarten Blätter des smyrnaischen Majoran (O. Smyrnaeum) werden in Griechenland und auf Candia zur Erregung des Appetits gegessen. Der sehr gewürzhafte Diptam-Majoran (O. Dictamnus), dessen Blätter beiderseits sehr dicht weißwollig-filzig, die Deckblätter kahl und oberwärts purpurroth und die Blumen purpurröthlich sind, war seit den ältesten Zeiten seiner Heilkräfte wegen sehr berühmt und unter dem Namen kretischer Diptam gebräuchlich; jetzt wird er nur noch in Töpfen als Zierpflanze gezogen.

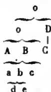
**Majorat** heißt im weitesten Sinne jede Erbfolgeordnung, die sich nach der frühern Geburt bestimmt, und das Vorzugsrecht, welches hiernach dem Ältesten zukommt. Es gibt aber dreierlei Arten Majorate: 1) Die Primogenitur oder das Erstgeburtsrecht, wonach jedesmal der Älteste der ältesten Linie zur Erbfolge gelangt. Von dieser Art sind die Majorate der Lords in England und die neuern franz. Majorate; auch ist hiernach fast in allen europ. Staaten die Thronfolge geordnet. 2) Das **Majorat** im engern Sinne, welches unter denjenigen Verwandten, die dem Grade nach am nächsten sind, den Ältesten zur Erbfolge bringt. 3) Das **Seniorat**, welches dieselbe ohne Rücksicht auf die Nähe der Verwandtschaft, dem Ältesten in der ganzen Familie gewährt. Folgendes Schema wird den Unterschied dieser Erbfolgeordnungen am besten zeigen.

I. Unter Descendenten.




Stirbt A, nachdem sein ältester Sohn (1) vor ihm gestorben, so succedirt nach dem Erstgeburtsrecht sein ältester Enkel (4), nach dem eigentlichen Majorat sein zweiter Sohn (2), nach dem Seniorat sein Bruder (B).

II. Unter Seitenverwandten.




Stirbt A, nachdem sein Bruder (B) und dessen ältester Sohn (a) vor ihm gestorben, so succedirt nach dem Erstgeburtsrechte der älteste Großneffe (d), nach dem Majorat der zweite Neffe (b), nach dem Seniorat der Vaters-Brudersohn (C), wenn nämlich der Oheim (D) früher gestorben; lebte dieser, so würde ihm nicht nur nach dem Seniorat, sondern auch nach dem Majorat die Erbfolge gebühren.

Alle drei Arten des Majorats im weitern Sinne weichen von der gewöhnlichen Erbfolge dadurch ab, daß sie eine Theilung der Güter nicht zulassen. Das Majorat im engern Sinne unterscheidet sich von der Primogenitur auch noch dadurch, daß der Majoratsherr nicht seinem Vorgänger succedirt, und dessen Handlungen (Schulden) auch dann nicht zu vertreten hat, wenn er der Sohn desselben ist, wie bei der Lehnsfolge nach dem Rechte der Erstgeburt eintreten kann. Das Majorat dient daher noch kräftiger als die Primogenitur, die Güter in den Familien zusammenzuhalten und überhaupt das Grundeigenthum in wenige Hände zusammenzubringen. Die Majorate fanden eine neue Stütze in Preußen durch die Bestimmungen Friedrich Wilhelm's IV. über die Standeserhöhungen bei seiner Huldigung im Oct. 1840.

**Majorca**, s. Mallorca.

**Major domus** oder **Comes domus regiae**, deutsch durch Hausmaier, franz. durch Maire du palais übersetzt, war im Fränkischen Reiche unter den Merovingern der Titel des Ersten unter den Hof- und Staatsbeamten. Der Major domus war zunächst Aufseher der königl. Domänen und, da aus diesen der Dienstadel, die Leudes oder Antrustionen, domestici, ihre Beneficien oder Lehen erhielten, zugleich der Vorsteher dieser Leute des Königs und ihr Befehlshaber im Kriege. Durch den Einfluß, den die Majores domus auf die Vertheilung der Beneficier ausübten, durch das wachsende Ansehen des Dienstadels selbst und durch die Schwäche der Könige steigerte sich die Gewalt der Majores domus in solchem Grade, daß namentlich seit Chlotar II. die Könige fast ohne alle Bedeutung und sie die eigentlichen Regenten waren. Während

der Theilung des Reichs (s. Fränkisches Reich) bestand in jedem der Theile ein Major domus, und auch als unter Chlotar II. diese Theile sich wieder vereinten, blieben für Austrasien, Neustrien und Burgund besondere Majores domus. Nach Chlotar's Tode herrschte der austrasische Major domus Pipin von Landen unter Dagobert I. und Siegbert über die ganze Monarchie; der Versuch jedoch seines Sohns Grimoald, 655 seinen eigenen Sohn Childebert auf den Thron zu setzen, scheiterte. Die Pipin'sche Familie wurde verbannt, und unter Chlodwig II. und dessen Sohn Chlotar III. war die Herrschaft bei dem Major domus von Neustrien, bis 660 die Austrasier Chlotar's Bruder Childerich sich zum König setzten. Die Majores domus von Austrasien und von Neustrien kämpften nun um die Herrschaft, bis der Sieg bei Testri 687 für den Austrasier Pipin von Herstall (s. d.) entschied, der beständiger Major domus in allen drei Reichen und dux et princeps Francorum genannt wurde. Nach seinem Tode 714 wählten die Neustrier wieder einen Major domus, aber Pipin's Sohn Karl, genannt Martell (s. d.), vereinigte 719 wieder alle Gewalt in sich. Er theilte bei seinem Tode 741 Austrasien seinem Sohn Karlmann, Neustrien und Burgund dessen Bruder Pipin dem Kleinen zu, der, nachdem jener 747 ins Kloster gegangen war, allein herrschte und endlich 752 zu Soissons den merovingischen König Childerich III. absetzen und sich selbst zum König wählen ließ, womit das Amt der Majores domus aufhörte. Vgl. Pertz, „Geschichte der meroving. Hausmaier" (Hannov. 1819).

**Majorenn**, großjährig, **Majorennität**, Großjährigkeit, im Gegensatze von Minorenn, Minorennität, minderjährig, Minderjährigkeit. Über die Grenzen dieser Altersabstufungen und deren rechtliche Wirkungen s. **Minorennität**.

**Majos** heißen die schön gewachsenen, schlanken und kräftigen Bewohner einiger Thäler in der span. Provinz Andalusien, welche, durch eigenthümliche Tracht ausgezeichnet, als Raufer und Schläger im Lande umherziehen. Wie sie, so sind auch die weiblichen Bewohner jener Gegenden, die **Majas**, sowol ihrer Schönheit und Grazie, wie ihrer verführerischen Leichtfertigkeit wegen in ganz Spanien berühmt.

**Majuskeln** heißen seit der Zeit des spätern Mittelalters die großen Anfangsbuchstaben, gegenüber den **Minuskeln** oder kleinen Buchstaben. Wie bei Griechen und Römern, so wurden auch im frühern Mittelalter alle Buchstaben der Schrift gleich hoch und groß geschrieben. Bald jedoch begann man zu Anfange eines Buchs, dann der Hauptabschnitte und einzelnen Absätze den ersten Buchstaben größer zu schreiben als die übrigen des Textes und pflegte dieselben mit bunten Farben und allerlei Verzierungen, welche nicht selten künstlerischen Werth haben, zu schmücken. In Urkunden des 13. Jahrh. findet sich die Majuskel bereits ins Innere eingedrungen, wenn auch nur vereinzelt bei Eigennamen und dem Namen Gottes, bis sie seit dem 14. Jahrh. auch in den gewöhnlichen, nicht von Staatsschreibern geschriebenen Handschriften vorkommt. Noch in Handschriften und Drucken des 15. und 16. Jahrh. herrscht im Gebrauche der Majuskel vollständige Regellosigkeit: Adjectiva stehen groß geschrieben neben kleinen Hauptwörtern und selbst neben kleinen Eigennamen; ja Eigennamen werden trotz unmittelbarer Folge hintereinander schwankend geschrieben. In Luther's Zeit, wie z. B. in dessen Bibel von 1545, ist meist Alles, was eine religiöse Beziehung hat, durch die Majuskel ausgezeichnet. Im Anfang des 17. Jahrh. erscheinen alle Substantiva, ja selbst alle substantivisch gebrauchten Adjectiva, Zahlwörter und Zeitwörter mit großen Anfangsbuchstaben, doch ohne daß noch die Regel feststände. Namentlich mag Opitz für den weiter um sich greifenden Gebrauch derselben gewirkt haben. Schottel stellt als Regel auf, daß alle Eigennamen, Titel, Namen von Beamten, der Festtage u. s. w. groß geschrieben werden sollen. Im letzten Drittel des 17. Jahrh. ist der Gebrauch der Majuskel bereits allgemein, wenn auch Einzelne im 18. und 19. Jahrh. in ihren Werken dieselbe nur zu Anfang der Sätze und in Eigennamen dulden. Seit Jakob Grimm's Auftreten gegen die Anwendung der Majuskel haben fast alle philologisch geschulten Germanisten, vereinzelt auch andere Gelehrte, dieselbe auf den Anfang der Sätze, die Eigennamen, Anreden und Titel beschränkt. Mehre der neuesten Vorschläge zur Regelung und Vereinfachung der deutschen Rechtschreibung erklären sich zwar für das Vernunftgemäße der Grimm'schen Ansicht, finden dieselbe aber nicht für durchführbar und behalten daher die Majuskel außer in den so eben genannten Fällen auch bei allen wirklichen Substantiven bei.

**Makâme** (arab.) bezeichnet ursprünglich Sitzung, dann aber auch gewisse bei den ältern Arabern gebräuchliche literarische Zusammenkünfte, in denen Einzelne durch geistreiche improvisirte Darstellungen, insbesondere durch Erzählungen aus dem Stegreise die Zuhörer unterhielten. Später bildete sich für dergleichen Darstellungen ein eigener Kunststil aus, welcher sei-

nem Haupttheile nach in einer Prosa besteht, deren einzelne Redeglieder miteinander reimen und mit der zahlreich eingestreute wirkliche Verse vermischt sind. Hamadâni war der Erste, der 400 novellenartige Erzählungen unter dem Titel „Makâmât" zusammenstellte; ihn übertraf Hariri (s. d.). Am meisten wurde diese Kunstform von den jüd. Dichtern des Mittelalters nachgeahmt, besonders von Charizi (s. d.), sowie von dessen Zeitgenossen Immanuel Rumi, dessen „Machberot" zu den bedeutendsten Dichtungen der neuhebr. Poesie gehören.

**Makariew**, ein Flecken im russ. Gouvernement Nishni-Nowgorod, am linken oder Wiesenufer der Wolga, mit dem schönen, von hohen, bethürmten Mauern umgebenen Kloster gleiches Namens, zu welchem fünf Kirchen gehören, war drei Jahrhunderte lang hochberühmt durch seine großartigen Messen, welche, als der Ort 1816 abgebrannt war, nach Nishni-Nowgorod (s. d.) verlegt wurden. Das Kloster, nach einem benachbarten See erst das Kloster vom Gelben Wasser, Scheltowodsky Monastyr, genannt, in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. erbaut und schon 1439 von Ulu-Mahmed von Kasan zerstört, blieb zwei Jahrh. lang in Trümmern liegen. Es war bereits ein Marktort um dasselbe entstanden, und 1524 wurde derselbe von Wasilei Iwanowitsch zu einem russ. Meßorte erhoben, der mit dem feindlichen Kasan rivalisirte. Erst 1624 baute der Mönch Abraham aus Murom das Kloster des heil. Makariew wieder auf und versetzte in dasselbe das Heiligenbild des Makarius aus dem Kloster Makariewi Uschinskoi Monastyr an der Unscha, 2 M. unterhalb Unscha, welche Stadt wie das Kloster 1439 vom heil. Makarius gegründet sein soll.

**Makarius**, mit dem Beinamen der Große oder der Ägypter, ein Schüler des Antonius (s. d.) und wie dieser seit 330 Einsiedler, verpflanzte zuerst die Mystik auf das Gebiet der Beredtsamkeit und behandelte ascetische Stoffe mit vieler Kunst, wie aus den wahrscheinlich von ihm verfaßten 50 Homilien und mehren Abhandlungen, wie „De custodia cordis", „De perfectione in spiritu" u. s. w., erhellt. Er starb 391. Seine Schriften hat G. Pritius (Lpz. 1698; deutsch von Jocham, 2 Bde., Sulzb. 1839) herausgegeben. — Von ihm zu unterscheiden ist **Makarius** der Jüngere oder der Alexandriner, ebenfalls Einsiedler und Presbyter, der 404 starb. — Ein dritter **Makarius**, Patriarch zu Antiochien, vertheidigte auf dem sechsten ökumenischen Concil zu Konstantinopel den Monotheletismus und wurde abgesetzt.

**Maki** oder Halbaffen (Lemuridae oder Prosimiae) heißt eine zu den Vierhändern gehörende Gruppe von Säugethieren, welche sich von den Affen durch den zugespitzten, fuchsartigen Kopf, das behaarte Gesicht, das verschiedene Gebiß und den langen und spitzigen Krallennagel des Zeigefingers unterscheiden; nur selten sind die Nägel aller Finger Krallennägel, wie bei dem **Flockenmaki** (Propithecus). Ihre Gestalt ist schwächlich, ihr Pelz dicht und wollig, und ihr Unterkiefer besteht aus zwei am Kinn völlig getrennten Knochen, deren verbindende Naht niemals unkenntlich wird. Außerdem führt eine hierher gehörende Gattung noch ausschließlich den Namen **Maki** (Lemur), und zu ihr gehören lauter Arten, welche sämmtlich auf Madagaskar einheimisch und mit einem langen und buschigen Schwanze versehen sind. Es sind nächtliche Baumthiere, die sich mit erstaunlicher Leichtigkeit und Zierlichkeit bewegen. Jung eingefangen, werden sie bald sehr zahm, lassen sich gern liebkosen, vergelten aber Beleidigungen mit scharfen Bissen; übrigens sind sie friedlich und zutraulich und geben angenehme Stubenthiere ab. Zwar sind sie frostig, doch ertragen sie bei gehöriger Vorsorge auch unser Klima. Sie schlafen am Tage und ihre Augen leuchten des Nachts. Zu den schönsten Arten gehört der **Vari** (L. Macaco), welcher fast von der Größe einer Katze, reinweiß und mit großen ungleichen schwarzen Flecken bezeichnet und am buschigen Schwanze schwarz ist. Über die Ohren hängt langes lockiges Haar herab. Der **weißstirnige Maki** (Lemur albifrons) ist ebenfalls ein sanftes, zahmes, anhängliches und lebhaftes Thier, welches Sprünge von mehren Ellen so leicht ausführt, daß man bei seinem Niederfallen kaum ein Geräusch vernimmt.

**Makkabäer** heißen in der jüdischen Geschichte überhaupt die Glieder der Heldenfamilie des Judas mit dem Beinamen Makkabi (d. i. Hammer), eines Sohnes von Matathias (1. Makk. 2, 1), dessen Familie den Beinamen Hasmonäer führte. Judas **Makkabäus** sammelte eine Schar muthiger Glaubensgenossen, um die Herrschaft der Syrer über Judäa zu brechen, und seine Brüder Johannes, Jonathan und Simon vollendeten, wenn auch nur auf kurze Zeit, die Wiederherstellung des jüd. Staats (135 v. Chr.). Herodes d. Gr. rottete die Familie der Makkabäer gänzlich aus. Der Mutter und den sieben Söhnen, von welchen das 2. Buch der Makkabäer Cap. 7 redet, widmete die christliche Kirche als Märtyrern des Glaubens schon im 4. Jahrh. ein Fest, das nach Gregor von Nazianz, Chrysostomus und Augustin feierlich begangen wurde, besonders in den Kirchen von Antiochien und Afrika. Diese Festfeier ist um so merkwürdiger,

da sie die einzige in der christlichen Kirche ist, welche sich auf ein vorchristliches Ereigniß bezieht. Das röm. Martyrologium bezeichnet den 1. Aug. als Fest der Makkabäer. Seit dem 12. und 13. Jahrh. hat es nur noch eine geringe Bedeutung und jetzt wird es bei dem Feste von Petri Kettenfeier nebenbei beobachtet. Die in der Bibel befindlichen zwei apokryphischen **Bücher der Makkabäer** zählt die kath. Kirche zu den kanonischen Büchern. Obschon in unsern Bibeltexten nur zwei Bücher aufgeführt werden, hat es deren doch ursprünglich vier gegeben, von denen wir noch drei haben, das vierte ist verloren gegangen. Das erste Buch, in seiner Darstellung rednerisch, oft rhythmisch gehalten, ursprünglich hebräisch oder chaldäisch, etwa um das J. 107 v. Chr. in Palästina geschrieben, schildert die Leiden der Juden unter Antiochus Epiphanes, die Heldenthaten des Judas Makkabäus und geht bis zu dem Tode des Simon, etwa 135 v. Chr. Das zweite Buch zerfällt in zwei Haupttheile, Cap. 1—2, 18 über die Tempelweihe und (nach einem Einschiebsel Cap. 2, 18—70) Cap. 3 bis zum Schlusse in verschiedenen Stücken über die Tempelplünderung, den Krieg mit den Syrern, die Ereignisse unter Demetrius Soter u. A. Nach den Widersprüchen, die sich im Buche finden, rührt dasselbe wahrscheinlich von mehren Verfassern her. Das dritte Buch, in den apostolischen Kanones zuerst erwähnt, wahrscheinlich in Ägypten und erst nach Christus entstanden, erzählt die Verfolgung der Juden in Ägypten unter Ptolemäus Philopator. Die Vulgata hat es nicht übersetzt, daher findet es sich auch nicht im Kanon der kath. Kirche; Luther aber übersetzte es nicht, weil er es für nicht wichtig genug hielt.

**Mäkler** oder **Makler**, in Süddeutschland auch **Sensal** (vom ital. sensale; franz. courtier; engl. broker) wird derjenige Unterhändler genannt, welcher Geschäfte zwischen Parteien, die an einem und demselben Orte wohnen, vermittelt. Besonders wichtig ist die Stellung des Mäklers im Handel, und es beschränken sich hier seine Geschäfte nicht auf Ein- und Verkäufe, sondern sie erstrecken sich auch auf die Vermittelung der Frachten und Assecuranzen. In größern Plätzen gibt es besondere Mäkler für das Waarengeschäft im engern Sinne (Waarenmäkler), für das Geld- und Wechselgeschäft (Wechselmäkler), für Geschäfte in Staatspapieren und Actien (Fondsmäkler), für die Land- und Flußfracht (Frachtmäkler, Güterbestätter, Schaffner), für die Seefracht (Schiffsmäkler), für die Versicherung (Assecuranzmäkler); in London gibt es auch eigene Mäkler für die Besorgung der Verzollungen (Zollmäkler, Custom-house brokers). Der Mäkler fungirt häufig auch als Sachverständiger, und die Leitung der großen Waarenauctionen liegt ihm gewöhnlich ob. Für seine Bemühungen bei Geschäftsvermittelungen erhält er eine Vergütung, die in Procenten oder Promille vom Geldbetrage gerechnet und **Mäklerlohn**, **Courtage** oder **Sensarie** genannt wird. Seine rechtliche Stellung regeln die Mäklerordnungen, und gewöhnlich ist er eidlich in Pflicht genommen, heißt daher vereideter oder beeidigter **Mäkler** und führt einen amtlichen Stempel. In mehren Ländern und Orten bilden die berechtigten Mäkler des Platzes eine Corporation, welcher die Feststellung der Curse, die Aufsicht über die Befolgung der Börsengesetze und die Schlichtung der Streitigkeiten zwischen Mäklern und Privaten obliegt. Ihre Zahl ist an manchen Orten gesetzlich begrenzt. Fast überall gibt es neben den privilegirten auch unberechtigte Mäkler, sogenannte **Winkelmäkler**, **Winkelsensale**, **Beiläufer** oder **Bönhasen** (in Frankreich Marrons). Über die von ihm abgeschlossenen Geschäfte muß der Mäkler ein Buch führen, welches die wichtigsten Punkte der Verabredung enthält: das **Mäklerjournal**; eine Abschrift jedes Einzelpostens desselben ist der **Schlußzettel** (Schlußnote, Schlußschein), welchen der Mäkler beiden Parteien einhändigt, die durch dessen Annahme ihre schließliche Einwilligung in das Geschäft erklären. Mäklerjournal und Schlußzettel gelten als öffentliche Urkunden. Diejenigen der unvereideten Mäkler haben da keine Kraft, wo der berechtigte Mäkler ein vereideter sein muß. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika gibt es keine vereideten Mäkler, ja es bedarf hier zu diesem Geschäft nicht einmal einer Licenz. Geschäfte für eigene Rechnung sind fast überall dem Mäkler untersagt. Die Function des Mäklers findet sich auch außerhalb des Handels; es gibt z. B. eigene Gesindemäkler u. s. w.

**Makrele** (Scomber) ist der Name einer zu den Brustflachelflossern gehörenden Gattung von Meerfischen, bei denen die erste Rückenflosse ganz, die zweite, weit davon entfernt, in Bastardflossen aufgelöst, der Körper mit sehr kleinen Schuppen bekleidet ist und die Seiten des Schwanzes leicht gekielt sind. Weltbekannt ist die gemeine **Makrele** (S. Scombrus), welche 15—22 Zoll lang, oberseits blau, unterseits silberweiß und auf dem Rücken mit zahlreichen, etwas wolkigen, nicht über die Seitenlinie hinabreichenden Querbinden versehen ist. Sie gehört zu den geselligen Seefischen und wird rings um Europa gefangen. An die Küsten Englands, des nördlichen Frankreich und der Nordseeländer kommt sie im Mai und Juni, um zu laichen, in ungeheuern Scharen, und ihr Fang, der meist mittels großer Netze geschieht, steht für manche

Länder an Wichtigkeit nicht hinter dem Heringsfange. So fing man z. B. allein um Yarmouth 1823 anderthalb Mill. Makrelen, und die Fischer und Bootsbesitzer von Suffolk allein hatten 1821 vom Makrelenfange in wenigen Wochen 14000 Pf. St. reinen Gewinn. Im Herbste werden zwar die Makrelen sehr fett, aber weniger schmackhaft; deshalb werden sie im Frühjahre noch ein mal so theuer bezahlt als später. Ihr Fleisch ist weich und zart, jedoch etwas weichlich und nur kurze Zeit haltbar; daher es im Interesse der Fischer liegt, den Fang möglichst schnell auf den Markt zu bringen. Im Norden werden diese Fische nur frisch gegessen, in Südeuropa aber auch eingesalzen und ins Innere versendet. Die Alten schon schätzten die Makrelen hoch und bereiteten aus ihnen eine stark gewürzte Brühe (Garum), welche man zu andern Fischen aß. Der früher zu dieser Gattung gezählte Thunfisch (s. d.) gehört jetzt einer besondern Gattung an.

**Makrobiotik** oder Kunst das menschliche Leben zu verlängern nannte Hufeland (s. d.) in einem bei der Laienwelt berühmt gewordenen Buche (6. Aufl., Berl. 1842) denjenigen Theil der ärztlichen Wissenschaft, welcher die das menschliche Leben widernatürlich verkürzenden Einflüsse erörtert und die Regeln aufstellt, nach welchen man sein Leben den Naturgesetzen gemäß auf möglichst lange Dauer bringen kann. Im Wesentlichen ist dies ganz gleichbedeutend mit Diätetik (s. **Diät**) oder Hygieine (s. d.), und die von andern Ärzten gewählten Namen **Orthobiotik** (Kunst richtig zu leben) oder Cultur der Verjüngung des menschlichen Lebens bezeichnen auch den Zweck, auf welchen es Hufeland absieht, weit sachgemäßer.

**Makrokosmos** und **Mikrokosmos**, s. **Kosmos**.

**Makulatur** bedeutet ursprünglich und eigentlich die beim Druck eines Werks schadhaft gewordenen Bogen. Gegenwärtig versteht man aber darunter auch die durch Unverkäuflichkeit oder neue Auflagen entwertheten Bücher oder andere Drucksachen, welche nun blos noch den stofflichen Werth haben und zum Verpacken, als Unterlage beim Tapezieren u. s. w. gebraucht werden. **Makuliren** heißt: zu Makulatur machen.

**Malabar**, auch die Pfefferküste und bei den Eingeborenen **Malayala** oder **Malayawara**, d. i. Bergland, genannt, der südlichste Theil der Westküste der vorderind. Halbinsel, vom Südende derselben, dem Cap Komorin, bis zum Fort und Flusse Tschandraghiri, $12\frac{1}{2}°$ n. Br., begreift die Küstenterrasse, welche zwischen dem Kamm der westlichen Ghats und dem Arabischen Meere sich hinzieht und ungefähr einen Flächenraum von 780 QM. einnimmt. Das Land wird von vielen kleinen Flüssen bewässert und ist meist gebirgig; es hat eine außerordentliche Vegetation und ein angenehmes Klima, ist sehr gut angebaut und enthält viele Anpflanzungen, besonders von Palmen. Hinsichtlich der Producte im Thier- wie im Pflanzenreiche stimmt es mit dem tropischen Indien überein; im Mineralreiche liefert es vorzüglich Salz. In den Gebirgen findet man noch große Wälder. Die Bewohner bestehen zum größten Theil aus Hindu, aus Mapulern oder **Moplays**, d. i. Mohammedanern, die von eingewanderten Arabern abstammen, bis in die Mitte des 18. Jahrh. einen blühenden Staat bildeten und noch jetzt, wo sie unter einem von den Engländern abhängigen Vasallenfürsten stehen, der in Kananore regiert, wegen ihrer Seeräuberei berüchtigt sind; ferner aus sogenannten Weißen Juden, in der Stadt Cochin, die noch vor der christlichen Zeitrechnung aus Judäa ausgewandert sein wollen, aus Nestorianern und Europäern. Der Landesadel, Nairen genannt, gehört im Allgemeinen zur vierten edeln Classe der Hindu; ein großer Theil aber, namentlich die Fürsten und militärischen Befehlshaber, werden zur zweiten Classe gezählt und heißen Naiken. Die malabarische Sprache, der tamulischen verwandt, gehört zu den wohlklingendsten der Hindusprachen. Ganz M. zerfällt in die Königreiche Calicut, Travankore und Cochin. Calicut (s. d.) steht unmittelbar unter der Englisch-Ostindischen Compagnie; die beiden andern Königreiche werden von zwei der Compagnie tributären Radschas beherrscht. Der mächtigste von diesen ist der Radscha von Travankore, der über ein Gebiet von 330 QM. herrscht und zur ersten Residenz die Hauptstadt Travankore, zur zweiten die Stadt Trivanderam hat. Das Fürstenthum Cochin (gesprochen Kotschin) zählt auf 236 QM. 400000 E., und seine gleichnamige Haupt- und wichtige Seestadt hat 30000 E. Nur sechs M. nördlich von Calicut liegt die franz. Coloniestadt **Mahé** mit 6000 E. und einem kleinen Gebiete, wovon kaum $\frac{1}{10}$ QM. cultivirt ist.

**Malachit**, ein kohlensaueres Kupferoxyd von dunkelgras- und smaragdgrüner Farbe und blätterigem, faserigem oder dichtem Gefüge, kommt in krystallinischen Massen, in traubigen, eiförmigen und knolligen Gestalten und derb auf Gängen und Lagern mit andern Erzen und besonders schön in Chile und Sibirien vor. Der faserige Malachit dient, fein zerrieben, als Malerfarbe; der dichte Malachit wird zu Dosen, Messerheften und Knöpfen, zu Tischplatten, Armleuchtern u. s. w., auch zu manchen Bijouteriegegenständen verarbeitet und nimmt eine schöne

Politur an. Im Alterthume wurde er in der Steinschneidekunst angewendet, sowie er noch jetzt zuweilen zu Caméen u. s. w. verarbeitet wird. Auch gehört er zu den Materialien für die florentiner Steinmosaik. Das größte früher bekannte Malachitstück war ein 30 Ctr. schwerer Block aus den werchoturischen Bergwerken im Berginstitute zu Petersburg. Allein 1835 hat man in einer der Kupfergruben Demidow's bei Nischne-Tagilsk im Ural ein Stück gefunden, welches 17½ F. lang, 8 F. breit und 3½ F. hoch und gegen 500 Ctr. schwer ist. Von außerordentlicher Ausdehnung ist das Vorkommen des Malachits in der westuralischen ältern Flötzformation, welche in den Gouvernements Perm und Orenburg sich ausbreitet.

**Malachowski** (Stanislaw, Graf), poln. Patriot und Staatsmann, geb. 1736, der Sohn des Großkanzlers Jan M., widmete sich dem Richteramte und erlangte als Landbote so allgemeine Achtung, daß er auf dem Reichstage von 1788 zum Reichsmarschall erwählt wurde, welches Amt er trotz der Gefahren, die seiner Person drohten, vier Jahre mit Umsicht und sicherer Hand führte. Er ist als der Gründer der Constitution vom 3. Mai 1791 anzusehen. Der russ. Partei, an deren Spitze sein Bruder Hyacinth M., der Bischof Kossakowski und Xawary Branicki standen, trat er aus allen Kräften entgegen. Vergebens jedoch suchte er die Conföderation von Targowitz zu hintertreiben; er mußte nach Wien flüchten und wurde in die allgemeine Proscription mit aufgenommen. An dem Aufstande Kosciuszko's 1794 nahm er keinen Antheil. Im J. 1799 in Warschau verhaftet, wurde er ein Jahr lang in Krakau als Staatsgefangener festgehalten, weil man ihm den Plan einer Versammlung des poln. Reichstags in Mailand während der Emigration Schuld gab. Wieder freigelassen lebte er auf seinen Gütern, bis ihn die Fortschritte der franz. Waffen in Polen 1807 wieder in den Dienst des Vaterlandes riefen. Nach Errichtung des Herzogthums Warschau wurde er Präsident des Senats, starb aber schon 29. Dec. 1809. — Sein Bruder, **Hyacinth, Graf M.**, Kronkanzler, war ihm nicht nur auf dem Reichstage, sondern auch später als Theilnehmer an der Targowiczer Conföderation entgegen. In der Folge lebte derselbe zurückgezogen auf seinen Gütern, wo er sich ausschließend mit der Literatur beschäftigte, und starb zu Bodzechow 27. März 1821. — **Malachowski** (Kasimir), zu einer andern Familie gehörig, poln. General, wurde 27. Febr. 1765 zu Wisnowo in der Wojewodschaft Nowogrodek in Lithauen geboren. In dem Cadettencorps zu Warschau vorgebildet, sah er sich seiner Armuth wegen genöthigt, 1786 als gemeiner Kanonier Dienste zu nehmen, und wurde erst 1790 Lieutenant. In der Schlacht bei Raclawice zeichnete er sich so aus, daß ihn Kosciuszko vom Hauptmann zum Major erhob. Nach der letzten Theilung Polens folgte er seinen flüchtigen Landsleuten nach der Walachei, von wo aus er die Östreicher angriff. Zurückgetrieben, entkam er glücklich nach Italien und trat hier 1797 in die poln. Legion ein. Bei der Trebia verwundet und von den Östreichern gefangen genommen, wurde er über ein Jahr bis zu seiner Auswechselung zu Kleinzell bei Ofen festgehalten. Nachdem er ganz in franz. Dienste getreten und zum Befehlshaber des 114. Linienregiments ernannt war, nahm er an der Expedition nach San-Domingo Theil. Er war der einzige poln. Stabsoffizier, der den Dolchen der Neger und den Krankheiten glücklich entging. Nach der Capitulation von Cayenne fiel er den Engländern in die Hände, die ihn lange in Jamaica gefangen hielten. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich wurde er Oberst in der neuerrichteten poln. Armee. Während des Feldzugs von 1812 zeichnete er sich besonders an der Beresina durch Deckung des Rückzugs aus und führte die Trümmer der poln. Armee nach Warschau. Von Napoleon zum General ernannt, wurde er in der Schlacht bei Leipzig von den Russen gefangen, doch gegen sein Ehrenwort, daß er nicht gegen die Verbündeten kämpfen werde, entlassen. Im J. 1815 erhielt er die Gouverneurstelle in der Festung Modlin, nahm aber bald seine Entlassung, wies alle russ. Ehrenbezeigungen zurück und lebte auf seinen Gütern. Nach dem Aufstande von 1830 trat er gleich wieder in das poln. Heer, befehligte eine Division und zeichnete sich bei Wawre, Bialolenka und Ostrolenka aus. Beim Rücktritt Skrzynecki's lehnte er die ihm angetragene Oberfeldherrnstelle ab; erst während der Bestürmung von Warschau entschloß er sich, da kein Obergeneral vorhanden war, einstweilen den Oberbefehl zu übernehmen, den er aber gleich nach der Capitulation von Warschau niederlegte. Er trat nach Preußen über, lebte darauf in Frankreich allen Parteikämpfen fremd und starb 5. Jan. 1845 zu Chantilly bei Paris. — **Malachowski** (Gustav), geb. 1797, war während der poln. Revolution 1831 Minister der auswärtigen Angelegenheiten, gehörte zu den vom russ. Kaiser Verurtheilten und starb zu Paris 10. April 1835.

**Malagā**, Stadt in der gleichnamigen Provinz des span. Königreichs Granada, am Fuße mehrer Berge in schöner Ebene am Mittelländischen Meere gelegen, in das sich hier der den

größten Theil des Jahres hindurch trockene Guadalmedina ergießt, hat einen vortrefflichen, durch einige unbedeutende Festungswerke geschützten Hafen, dessen Molo mit einem Leuchtthurm sich 4000 F. weit ins Meer erstreckt. Die Häuser sind hoch, die Gassen schmal, eng und meist schmuzig. Doch hat die Stadt einige schöne freie Plätze und einige ausgezeichnete Gebäude, worunter namentlich die Kathedrale und Aduana, sowie in der Alameda einen angenehmen Spaziergang. Von den vielen frühern Mönchsklöstern ist keins mehr übrig; von Nonnenklöstern bestehen noch sieben. Den Haupterwerbszweig der 94000 E. bildet der Handel. Doch bestanden 1852 außer vielen Seifenfabriken und Seidenwebereien eine große Baumwollenspinnerei und Baumwollen- und Leinweberei, die 1500 Personen beschäftigt, sowie zwei Eisenwerke, von denen das eine sehr bedeutend genannt werden kann. M. ist wegen seiner Früchte und Weine berühmt, die auch vorzugsweise Gegenstand des bedeutenden Ausfuhrhandels sind. In der letzten Zeit wurden jährlich im Durchschnitt 1—1½ Mill. Kisten Muskatelrosinen, 100000 Fässer (zu 100 Pf.) Rosinen, 25—30000 Fässer (zu 50 Pf.) frische Trauben, 20000 Kisten Citronen und Orangen, außerdem ansehnliche Quantitäten von Feigen, Mandeln, Oliven, trockenen Schalen und ähnlichen Producten versendet. In guten Jahren kann man die Ausfuhr von Öl auf 1 Mill. Arroben anschlagen; über 20000 Botas Wein gehen meist nach Nord- und Südamerika. Auch das in den benachbarten Gebirgen gewonnene Blei findet zum großen Theil seinen Weg ins Ausland. Die geschätztesten Sorten der Malagaweine sind Lagrima de Malaga, Dom Pedro Ximenes und Vino de Guindas, letzterer so genannt, weil man ihn zuvor auf den zarten Sprossen einer Art Kirschbäume, Guinda, liegen läßt. M. hat bei einer Lage von 36° 43′ n. Br. das mildeste und schönste Klima Europas und wird daher mit Erfolg vielfach von Lungenkranken besucht. Alle Kranken, die einer trockenen milden Atmosphäre bedürfen, können hier Linderung erwarten. Ungeachtet dieser vortheilhaften Lage wurde die Stadt 1804 von dem Gelben Fieber so furchtbar heimgesucht, daß sie 20000 Menschen dadurch verlor. Das alte Malaca, welches angeblich die Phönizier angelegt, war schon zur Zeit der Römer ein bedeutender Handelsplatz. Im 8. Jahrh. wurde es von den Mauren erobert und erst von Ferdinand dem Katholischen 1487 ihnen entrissen. Im J. 1680 richtete ein Erdbeben bedeutenden Schaden in der Stadt an. Auch in den Parteikämpfen der Karlisten und Christinos hatte sie seit 1834 viel zu leiden. Im Juni 1836 wurden hier der Militärcommandant San-Just und der Civilgouverneur Graf Donodio ermordet und hierauf die Constitution von 1812 proclamirt und eine Junta eingesetzt.

**Malagrida** (Gabriel), Jesuit, war 17. Sept. 1689 zu Menapio am Comersee geboren, machte zu Como und Mailand seine Studien und trat dann zu Genua in den Jesuitenorden. Als Missionar 1721 nach Brasilien gesandt, zeichnete er sich dort durch seinen lebhaften Eifer für die Sache des Ordens aus, bis er nach fast 30jährigem Aufenthalt Amerika verließ und sich 1750 nach Lissabon begab, um die Errichtung eines Seminariums in Camuta zu betreiben. Im folgenden Jahre kehrte er nach Brasilien zurück und war dort noch mehre Jahre thätig, bis ihn die verwitwete Königin 1754 nach Lissabon berufen ließ. In der portug. Hauptstadt bald zu großem Ansehen und ungemeiner Popularität gelangt, zog er sich den Haß Pombal's zu und ward theils wegen seiner Predigten und Schriften, theils weil der Minister seinen geistlichen Einfluß auf den König fürchtete, im Nov. 1756 nach Setubal verwiesen. Vergebens suchte er von dort aus Zutritt zum König zu erhalten und dem Verfahren Pombal's gegen die Jesuiten entgegenzuwirken. Das bekannte Attentat gegen König Joseph, welches den Familien Aveiro und Tavora zugeschrieben ward (1758), benutzte man als Anlaß, um den Pater M. in einen Tendenzproceß zu verwickeln. Im Jan. 1759 ward er verhaftet, der Mitschuld an dem Mordversuch angeklagt und zugleich wegen ketzerischer Meinungen dem Inquisitionsgericht überliefert. Die Schriften M.'s, auf welche die Inquisition ihre Anklage stützte, zeugen mehr von Überspanntheit und Geistesverwirrung als von ketzerischen und strafbaren Meinungen. Nachdem M. dritthalb Jahre in schwerem Kerker geschmachtet, ward er von der Inquisition zum Tode verurtheilt und 20. Sept. 1761 erdrosselt. Sein Körper ward verbrannt und die Asche in den Tejo geworfen. Schon damals erhob sich ein lauter Unwille über die That; jetzt ist kaum ein Zweifel übrig, daß M. das Opfer eines Justizmordes geworden. Bei seiner Verhaftung wurde er der Mitschuld am Königsmorde bezichtigt; das Todesurtheil der Inquisition schwieg davon und verdammte ihn nur seiner ketzerischen Meinungen wegen.

**Malakka**, eine schmale Halbinsel von ungefähr 2800 QM. mit 500000 E., der südliche Theil der inb. Halbinsel jenseit des Ganges, hängt gegen N. durch eine Landenge mit dem übrigen Hinterindien zusammen, wird gegen O. vom hinterind. und gegen W. vom vorderind. Meere

bespült und ist gegen W. durch die Straße von Malakka von der Insel Sumatra geschieden. Eine Fortsetzung der Gebirge Siams läuft mitten hindurch bis zu den Caps Romania und Buro, den südlichsten Spitzen der Halbinsel, und viele Küstenflüsse durchschneiden dieselbe. Im Innern gibt es Moräste und Urwälder. An den Küsten, wo die Hitze durch Seewinde abgekühlt wird, herrscht ein ewiger Frühling; sonst ist das Klima sehr heiß und in den waldigen, morastigen Gegenden höchst ungesund. Köstliche Früchte zu jeder Jahreszeit, welche alle andern in Indien an Wohlgeschmack übertreffen, überhaupt alle Gewächse Indiens und der Philippinen gedeihen im Überflusse. Elefanten, Tiger, Büffel und giftiges Ungeziefer halten sich in den Wäldern und Morästen auf; von zahmem Vieh gibt es viele Schweine und Federvieh, aber wenig Rindvieh. Die Gold- und Silberminen werden nicht ausgebeutet; das Zinn gehört zu dem allerfeinsten, und jährlich wurden sonst davon durch die Niederländer mehr als 40000 Ctr. und zwar zum größten Theil nach China ausgeführt. Die Küstenbewohner sind Malayen (s. d.); im Innern und in den Wäldern leben Wilde, worunter auch Menschenfresser. Die ganze Halbinsel zerfällt, abgesehen von den brit. Besitzungen, in mehre theils unabhängige, theils von dem Reiche Siam abhängige Malayenstaaten. Von jenen sind anzuführen Dschohor, das Südende und die Ostseite der Halbinsel umfassend, mit Einschluß des tributären Staats Pahang und allen Inseln zwischen der Haldinsel und Borneo; Pirak und Salangore im nördlichen Theile der Westseite der Halbinsel; Rumbo oder Rimbau, ein kleiner Bergstaat im Innern der Halbinsel, von Eingewanderten aus Menangkabo besetzt, zwischen denen noch unter dem Namen Dschakong und Benua einige Malayen in völlig wildem Zustande leben, die Manche für den Überrest des Urstamms der Malayennation halten. Den Siamesen sind unterworfen die Staaten Ligor, Bondelon, Patani, Kalantan, Tringanu, Kedah oder Queda, das erst 1822 von den Siamesen erobert wurde. Den Briten gehören die Stadt Malakka mit einem Gebiet von 4 □M. und die Inseln Singapore (s. d.) und Pulo Pinang (s. d.). Diese ihre sämmtlichen Besitzungen an der Malakkastraße zählen auf 74 □M. 200000 E. Die feste Stadt **Malakka**, einst die Hauptstadt des Reichs gleiches Namens, hat 20000 E., einen Hafen und wichtigen Handel; auch besteht daselbst ein für die Civilisation Ostasiens wichtiges anglo-chines. Collegium. Im Besitze der Stadt waren seit 1509 die Portugiesen und seit 1641 die Niederländer; dann wurde sie von den Briten besetzt, im Frieden von 1814 an die Niederländer zurückgegeben, 1825 aber wieder an die Briten abgetreten, die dagegen Bencoolen (s. d.) auf Sumatra den Niederländern überließen.

**Malaria** (wörtlich: schlechte Luft) oder **Aria cattiva** nennt man ursprünglich in Italien die manchen sumpfigen Gegenden (besonders den Maremmen an der Seeküste und den Pontinischen Sümpfen bei Rom) eigene krankmachende (besonders fiebererzeugende) Einwirkung auf lebende Organismen. (S. Miasma.) Der Mensch, welcher sich in solchen Gegenden, besonders nach Sonnenuntergang, der freien Luft aussetzt, wird sehr oft von Fieber befallen, und die daselbst wohnenden Einheimischen zeigen oft ein bleiches, fahles, schlechtgenährtes Aussehen. Einen ähnlichen Einfluß haben die Sümpfe auch in andern Gegenden, jedoch milder im Norden, fast noch giftiger hingegen in manchen Tropenländern, wo sie die dem Gelben Fieber verwandten Sumpffieberformen (Junglefieber u. s. w.) hervorrufen. Es ist wahrscheinlich, daß in den meisten hierher gehörigen Fällen die von den stehenden Wässern oder feuchtem Erdboden entwickelten, durch faulige Zersetzung der zahllosen pflanzlichen und thierischen Körper, welche in solchen Wässern leben, entstehenden schädlichen Luftarten die Ursache jener Erkrankungen sind, doch ist noch nicht nachgewiesen, welches dieser Sumpfgase denn das eigentlich schädliche sei. Auch können möglicherweise noch andere Momente wirken: so z. B. die Feuchtigkeit der Luft selbst, die in ihr schwebenden Luftinfusorien oder Pilzsporen, die Elektricität (welche in solchen Luftschichten meist negativ gefunden wurde), das Trinken des matten, gasarmen und mit organischen Bestandtheilen geschwängerten Wassers solcher sumpfiger Gegenden. Übrigens gibt es auch sumpflose Gegenden, wo ebenfalls eine sogenannte Malaria herrscht, z. B. Gibraltar, manche Gegenden, sogar Hochebenen in Italien und in Peru. Alle Urwälderboden entwickeln, nachdem sie urbar gemacht worden, in den ersten Jahren ein fiebererzeugendes Princip, das den ersten Ansiedlern oft sehr verderblich wird. Die Malariakrankheiten sind, wie schon erwähnt, hauptsächlich Wechselfieber (sogenannte kalte Fieber) und in heißen Klimaten die mit nachlassendem (remittirendem) Charakter verlaufenden Tropenfieber (Junglefieber, Batavian remittent fever der Engländer, Kausos und Hemitritaios der Alten). Außerdem kommt in solchen Gegenden ein langwieriges, schleichendes Siechthum mit Anschwellung der Milz, der Leber u. s. w. und Neigung zu Wassersuchten vor. Manche ärztliche Schriftsteller rechnen zu den Malaria-

seuchen auch die Cholera, das Gelbe Fieber, die Orientalische Pest und die Ruhr. Vgl. Montfalcon, „Über die Sümpfe und die durch Sumpfausdünstungen hervorgerufenen Krankheiten" (deutsch von Heyfelder, Lpz. 1825); Reider, „Untersuchungen über die epidemischen Sumpffieber" (Lpz. 1829); Chervin, „De l'identité de la nature des fièvres d'origine paludéenne" (Par. 1842); Steifensand, „Das Malariasiechthum" (Kref. 1848).

**Mälarsee**, einer der größten und der schönste unter den Seen Schwedens, erstreckt sich von W. nach O. gegen Stockholm 18 M. weit, bei einer mittlern Breite von 3 M., die aber bis 13 M. sich erweitert, und umfaßt, die in ihm gelegenen 1260 Inseln, welche etwa 12 QM. einnehmen, mitgerechnet, ein Areal von mehr als 36 QM. Der See ergießt sich bei Stockholm in die Ostsee, über welcher sein Spiegel nur 5½ F. hoch liegt und mit welcher er auch durch den Söderteljekanal in Verbindung steht. Bald wie ein Fluß, bald wie ein weites Wasserbecken gestaltet, zeichnet er sich aus durch seine außerordentliche Mannichfaltigkeit der Ansicht, durch seine vielen Arme und Buchten, die wechselnde Einfassung von Klippen, Felsen und Landspitzen, waldbegrenzten Bergen und ebenen Fluren, durch seine vielen Inseln, welche wie die Ufer im Allgemeinen eine üppige Vegetation haben. An und in dem See zählt man gegen 200 Schlösser und Landhäuser, auf den Inseln allein 16 Kirchspiele mit 900 Bauerhöfen, an seinen Ufern 90 Kirchspiele in den Landschaften Westmanland, Upland und Södermanland, darunter die Städte Stockholm, Enköping, Westerås, Köping, Arboga, Strengnäs, Thorshälla, Mariefried und Sigtuna. Außer mehren andern Flüssen nimmt der M. auch den Thorshällafluß und den Arbogakanal auf, beide aus dem südwestlicher gelegenen **Hjelmarsee**, welcher von W. gegen O. etwa 9 M. lang und bis 2½ M. breit, 8½ QM. groß ist, von den Landschaften Nerike und Södermanland umgeben wird und 73 F. über dem Meeresspiegel liegt.

**Malaxiren** bedeutet soviel als Kneten, besonders bei Pflastern, welche man dadurch gleichförmiger und zum Ausrollen in Stangen geeigneter macht.

**Malayen** nennt man im weitern Sinne den ganzen Menschenstamm, der als Übergang von dem kaukas. und mongol. zum äthiop. Menschenstamme über sämmtliche Inseln des Indischen Meeres und Polynesiens, im engern Sinne von Madagaskar bis zur Osterinsel als Hauptbevölkerung verbreitet ist. (S. Menschenracen.) Die Völker dieses Menschenstamms, der, abgesehen von den mehr negerartigen Hanaforas (s. d.) oder Alfuren und Negritos oder Papuas (s. d.), von ziemlich schöner Gesichtsbildung, langem, lockigem Haar und mehr oder minder gebräunt ist, haben sich von jeher durch eine gewisse Cultur ausgezeichnet, die unter einigen die zu einem ziemlich hohen Grade gestiegen ist. Außer ihrer körperlichen Gleichartigkeit beweist auch noch der Umstand ihre gemeinsame Abstammung, daß alle ihre Sprachen verwandt und im Grunde nur verschiedene Mundarten Einer Sprache sind. Im engern Sinne aber und gewöhnlich versteht man unter Malayen ein besonderes, zu der malayischen Race gehöriges Volk, das sich durch kleinen, jedoch im Ganzen proportionirten nervigen Körperbau und ungezähmte Leidenschaftlichkeit, die im Zustande des Trunks bis zur völligen Tollheit sich steigert, auszeichnet. Ihre Hautfarbe ist dunkelbraun, ihr Haar lang und glänzend schwarz, die Augen sind dunkel, groß und feurig, der Bart, den sie ausraufen, schwach, die Nase platt und groß, die Schenkel und Waden wie bei den Negern dünn; aus ihrer Leidenschaftlichkeit entwickeln sich ihre übrigen Tugenden und Laster, ihre Tapferkeit und Energie, ihre Treulosigkeit, Raub- und Mordlust. Die verschiedenen Stämme dieses Volkes stehen auf sehr verschiedenen Culturstufen. Ihre ursprüngliche Heimat ist das Innere des Hochlandes von Sumatra (s. d.), wo sie einst das mächtige, auf Landbau gegründete, jetzt der niederländ. Herrschaft unterworfene Reich Menangkabo bildeten. Wahrscheinlich durch ind. Cultur frühzeitig civilisirt, zeichneten sich die Bewohner dieses Reichs vor den Küstenbewohnern aus, die sie dann unterwarfen. Um die Mitte des 12. Jahrh. ließen sie sich auf der kleinen Insel Singapore am äußersten Ende der Halbinsel von Malakka (s. d.) nieder und verbreiteten sich dann bald über diese selbst, die deshalb noch die Malayische Halbinsel genannt wird. Hier stifteten sie das Reich von Malakka, das, ebenfalls auf Ackerbau gegründet, Handel und Gewerbfleiß damit verband und dadurch schnell zu einer großen Macht sich erhob, die mit dem ganzen Orient im Verkehr stand und ihre Handelsflotten bis nach Arabien auf der einen und China auf der andern Seite aussendete. Durch diesen Handelsverkehr wurde im 13. Jahrh. der Islam in Malakka eingeführt, der sich schnell auf friedlichem Wege über alle malayischen Völker im Indischen Archipel verbreitete; denn das Reich von Malakka, dessen Herrscher früher den ind. Titel Radscha führten, nun aber sich Sultane nannten, erstreckte sich nicht nur über die ganze Halbinsel von Malakka, sondern beherrschte auch den ganzen Indischen Archipel, von dessen meisten Inseln es die Küsten mit seinen Colonisten besetzte. Diese Malayencolonien

scheinen zwar selbständige Gemeinden gebildet zu haben, dessenungeachtet aber immer in einer gewissen Abhängigkeit vom Mutterstaate Malakka geblieben zu sein. Dieser stand im Anfange des 16. Jahrh. in der höchsten Blüte, als die Portugiesen erschienen und 1512 mit der Zerstörung Malakkas dieser Blüte ein Ende machten und die Malayenherrschaft im Indischen Archipel mit aller Macht zu brechen suchten, was auch die auf die Portugiesen in der Herrschaft über Ostindien folgenden Holländer nach Kräften anstrebten. Das grausame Verfolgungssystem dieser beiden Nationen gegen die Malayen hatte den unglücklichsten Einfluß auf den Volkscharakter der Letztern. Aus ihren bisherigen gewohnten Beschäftigungen, dem Ackerbau, den Gewerben und dem Handel, mit Gewalt gerissen, machten sie seitdem die Seefahrt und mit ihr die Seeräuberei zu ihrem Hauptgeschäft. Die noch unabhängigen Malayenstaaten sind nur klein; sie sowol als die unter niederländ. und unter siamesischer Oberhoheit stehenden sind auf eine Art Feudalwesen gegründet, daher auch die Oberlehnsherrlichkeit der Sultane von Menangkabo, obwol diese die Souveränetät eingebüßt haben, von allen Malayen fortwährend anerkannt wird. Die monarchische Gewalt ist weniger durch Gesetze bestimmt, als durch das Herkommen und eine mächtige Aristokratie beschränkt, die über eine Menge von Hörigen verfügt. Der Geiz der malayischen Sultane und ihre Bemühungen, allen Handel zu monopolisiren, haben einen fortwährenden Streit zwischen ihnen und ihrem Lehnsadel hervorgerufen, der die Ursache innerer Kriege unter dem Volke geworden ist und dadurch beigetragen hat, es treulos und grausam zu machen, sowie innere Trennung und Zwietracht unter demselben zu nähren. Die wichtigsten Malayenstaaten sind die von den Niederländern abhängigen Staaten Palembang und Menangkabo und die noch freien Staaten Atschin, Siak und das Land der Battas oder Batak auf Sumatra (s. d.); ferner die unabhängigen Staaten Dschohor mit dem tributären Staate Pahang, Pirak, Salangore und Rumbo und mehre von Siam abhängige auf der Halbinsel Malakka, das Sultanat von Mindanao und die Conföderation der Häuptlinge des Illanovolks auf Mindanao (s. **Philippinen**), die kleinen Staaten auf den Suluinseln zwischen Borneo und den Philippinen und die Bugis und Macassaren auf Celebes.

**Malchus** (Karl Aug., Freiherr von), staatswissenschaftlicher Schriftsteller, geb. 27. Sept 1770 zu Manheim, erhielt durch die Gunst des Herzogs Karl von Zweibrücken, bei welchem sein Vater Burgvoigt war, eine sehr vortheilhafte Erziehung, besuchte die Universitäten zu Heidelberg und zu Göttingen, wurde 1790 Privatsecretär des kurmainz. Ministers Grafen von Westfalen und, als dieser 1791 kaiserl. Gesandter am kurtrierschen Hofe wurde, dessen Gesandtschaftssecretär. Im J. 1799 trat er in die Dienste des Hochstifts Hildesheim und wurde, als dieses 1803 an Preußen fiel, Mitglied der Organisationscommission und darauf Kriegs- und Domänenrath bei der halberstadt-hildesheimischen Kammer. Bald nach der Errichtung des Königreichs Westfalen trat er 1807 in die Dienste dieses Staats, wurde Staatsrath, dann Generaldirector der Steuern, 1811 Finanzminister, 1813 Minister des Innern und zugleich zum Grafen von Marienrode ernannt, von welchem Titel er aber später keinen Gebrauch mehr machte. Die Angriffe gegen seine Verwaltung und Person, welche er nach der Auflösung des Königreichs Westfalen erfuhr, suchte er durch die Schrift „Über die Verwaltung des Königreichs Westfalen" (Stuttg. 1814) abzuweisen. Er lebte hierauf in Heidelberg den Wissenschaften, bis er 1817 vom König von Würtemberg zum Chef des Finanzfachs ernannt wurde. Mehrfache Neuerungen, die er machte und die ihm zumal als Ausländer viele Feinde erregten, gaben die Veranlassung, daß er schon nach einem Jahre seine Stelle aufgeben mußte, worauf er wieder Heidelberg zu seinem bleibenden Aufenthaltsorte wählte, wo er auch 24. Oct. 1840 starb. Als seine vorzüglichsten Schriften sind zu nennen: „Der Organismus der Behörden für die Staatsverwaltung" (2 Bde., Heidelb. 1821); „Politik der innern Staatsverwaltung" (3 Bde., Heidelb. 1823); „Statistik und Staatenkunde" (Stuttg. 1826); „Handbuch der Finanzwissenschaft und Finanzverwaltung" (2 Bde., Stuttg. 1830); sein treffliches „Handbuch der Militärgeographie von Europa" (Heidelb. 1832; neue Aufl., 1834—35) und seine letzte Schrift „Die Sparkassen in Europa" (Stuttg. 1838).

**Malcolm** (Sir John), engl. Staatsmann und Geschichtschreiber, geb. 2. Mai 1769 zu Burnfoot bei Langholm in Schottland, ging bereits 1782 als Cadet nach Indien, wo er 1792 bei der Belagerung von Seringapatam sich auszeichnete. Nach einem kurzen Aufenthalt im Vaterlande kehrte er 1795 nach Indien zurück und wurde hier sehr bald von der brit. Regierung zu den wichtigsten Aufträgen gebraucht. Unter Anderm erhielt er 1800 eine Sendung nach Persien, wo es ihm gelang, mit den den Briten gefährlich gewordenen Afghanen ein Bündniß zu Stande zu bringen. Nach Kalkutta zurückgekehrt, wurde er

Secretär des Generalgouverneurs, Marquis von Wellesley. Auch 1802, 1808 und 1810 war er in diplomatischen Aufträgen am pers. Hofe. Persien verdankt ihm die Einführung der Kartoffeln, und der Schah von Persien verlieh ihm beim Abschiede die Würde eines Khans des Reichs. Während seines Aufenthalts in Persien sammelte er den Stoff zu seiner „History of Persia" (2 Bde., Lond. 1815; 2. Aufl., 1828; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1830) und zu den „Sketches of Persia" (2 Bde., Lond. 1827; deutsch, Dresd. 1828). Im J. 1812 kehrte er nach England zurück und erhielt die Ritterwürde, doch schon 1816 war er wieder in Indien. In dem Kriege gegen den Maharattenfürsten Holkar zeichnete er sich rühmlich aus. Nach der Beendigung des Kampfes gegen die Maharatten und die Pindarees 1818 wurde er von dem Generalgouverneur als Civil- und Militärgouverneur der eroberten Landschaften in Mittelindien angestellt, welche Stelle er ausgezeichnet verwaltete. Einen Bericht über seine Verwaltung gab er in dem „Memoir of Central-India" (2 Bde., Lond. 1823), das sich sehr ausführlich über das Land und die Sitten seiner Bewohner verbreitet, wie er denn auch schon früher in „Sketch of the political history of India" (Lond. 1811), die er später seiner „Political history of India from 1784 to 1823" (2 Bde., Lond. 1826) einverleibte, und in „Sketch of the Sikhs" (Lond. 1812) seine genaue Kenntniß Indiens bekundet hatte. Zum Generalmajor ernannt, kehrte er 1823 abermals nach England zurück, wo er nun blieb, bis er 1827 Gouverneur der Präsidentschaft Bombay wurde. In diesem neuen Wirkungskreise erwarb er sich namentlich auch dadurch ein großes Verdienst, daß er den Europäern gestattete, Ländereien zum Anbau oder zur Anlegung von Fabriken zu pachten. Nachdem er 1831 in sein Vaterland zurückgekehrt, wurde er ins Parlament gewählt. Auf Veranlassung der Verhandlungen über die Erneuerung des Freibriefs der Ostindischen Compagnie gab er in seiner Schrift „The administration of British-India" (Lond. 1833) eine aus amtlichen Papieren geschöpfte Darstellung der Verwaltungsverhältnisse in Indien. Er starb zu Windsor 1833.

**Malczewski** (Antoni), poln. Dichter, geb. 1792 in Volhynien, der Sohn eines begüterten poln. Generals, erhielt den ersten Unterricht durch franz. Hauslehrer in Dubno, wo seine Ältern lebten, und vollendete seine Bildung auf dem Lyceum zu Krzemieniec, wo er sich namentlich den mathematischen Wissenschaften widmete. Hierauf trat er 1811 in das poln. Heer, in welchem er für einen der talentvollsten Ingenieuroffiziere galt. Nach beendigtem Kriege und eingetretener Umgestaltung der politischen Verhältnisse wurde er in die Suite des Kaisers Alexander aufgenommen. Ein Beinbruch zwang ihn, 1816 das Heer zu verlassen. Hierauf durchstreifte er Italien, Frankreich und die Schweiz und bestieg 1818 den Gipfel des Montblanc, worüber er in der „Bibliothèque universelle" Bericht erstattete. Nachdem er in Paris die Überreste seines Vermögens verschwendet, führte ihn Überdruß an den sinnlichen Genüssen 1821 nach Warschau zurück, und er pachtete nun ein Gut in Volhynien, um in ländlicher Ruhe zu leben. Hier kehrte bei ihm der Ernst des Lebens wieder ein, und das nun erwachte nationale Streben drängte die franz. Afterbildung zurück. Von hier aus erschienen auch in poln. Zeitschriften seine ersten literarischen Arbeiten, kleine Erzählungen in Prosa und lyrische Gedichte. Endlich reifte in ihm der Gedanke und Plan zu einer größern episch-lyrischen Dichtung, die seinen Namen unsterblich machen sollte. Eine magnetische Wundercur, die er an der Frau seines Freundes gethan, hatte damals zur Folge, daß er mit Einwilligung des Freundes diese Dame zur Lebensgefährtin nahm. Er reiste mit derselben nach Warschau und lebte einige Zeit hindurch im höchsten Glück; aber das Unzureichende seiner Mittel erfüllte ihn zugleich mit Kummer, nagte an seiner Gesundheit und beschleunigte seinen Tod, der 1826 erfolgte. In diesen Umständen veröffentlichte er ein Jahr vor seinem Tode die der Wirklichkeit entnommene, das ukrain. adelige Leben in tief poetischer Weise darstellende episch-lyrische Erzählung „Marja" (Warsch. 1825; Lpz. 1844; Miniaturausgabe, Lpz. 1849; deutsch von Vogel, Lpz. 1845). Die Zeitgenossen verstanden die Dichtung noch nicht zu würdigen, und erst der sich damals vollbringende Sieg der nationalromantischen Schule über den franz. Classicismus stellte M. in gleichen Rang neben Mickiewicz. Ein M. in Warschau errichtetes Denkmal trägt die einfache Inschrift: „Dem Schöpfer der Maria". Seine bekannt gewordenen Gedichte und Aufsätze gab Bielowski (Lemb. 1838) heraus. Es soll jedoch noch Manches unedirt in Verborgenheit liegen.

**Maleachi** oder **Malachias** war der letzte unter den Propheten der Hebräer, mit welchem die Prophetie um 400 v. Chr. schließt. Seine ernsten und kräftigen Vorträge rügen an jüd. Priestern Undankbarkeit gegen Gott, Nachlässigkeit im Tempeldienste und die Ehen mit fremden Weibern. Auch enthalten sie Drohungen der göttlichen Strafe gegen die Unbußfertigen und eine Verkündigung der Wiederkunft des Propheten Elias vor dem Tage des Weltgerichts. Die

Meinung Einiger, daß der Name des M. ein symbolischer und unter ihm Esra oder ein Anderer zu verstehen sei, läßt sich nicht begründen.

**Malebranche** (Nicolas), franz. Philosoph, geb. 6. Aug. 1638 zu Paris, wo sein Vater Vorstand der Rechnungskammer war, hatte von Jugend auf in Folge seines misgestalteten Körpers mit Krankheit zu kämpfen, was ihn menschenscheu machte und in die Einsamkeit trieb. In einem Alter von 22 J. trat er in die Congregation des Oratoriums, wo er sich ganz dem Studium der biblischen Geschichte und der Kirchenväter widmete, bis die Schrift des Descartes „De homine", welche ihm zufällig in die Hand fiel, durch die Klarheit ihrer Schreibart und die Neuheit und scheinbare Gründlichkeit der vorgetragenen Gedanken in ihm die entschiedenste Neigung zur Philosophie erweckte. Nach mehrjährigem Studium der Cartesianischen Grundsätze ließ er endlich sein berühmtes Werk „De la recherche de la vérité" (3 Bde., Par. 1674; beste Ausg., 4 Bde., Par. 1712, 12., und 2 Bde., 4.; deutsch, 4 Bde., Halle 1776—86) erscheinen, welches durch seine tiefsinnige Originalität und die Eleganz der philosophischen Darstellung großes Aufsehen erregte, ihm aber auch manchen Gegner erweckte, darunter namentlich Ant. Arnauld („Des vraies et des fausses idées", Köln 1683) und Bossuet. Der Zweck dieses Werks, welches auch Locke und Leibniz einer kritischen Prüfung unterwarfen, war, die allgemeinen Ursachen der Irrthümer, denen die menschliche Erkenntniß unterworfen ist, psychologisch zu untersuchen, zugleich aber zu bestimmen, was in derselben Wahrheit sei, worauf sich diese zuletzt gründe und auf welchem Wege sie zu erforschen sei. Dasselbe ist ein ehrwürdiges Denkmal eines tiefen, ruhigen, durchschauenden Geistes und enthält eine große Mannichfaltigkeit anziehender psychologischer Beobachtungen und Winke. Der Hauptsatz, zu welchem M. nach Verwerfung der verschiedenen Annahmen über den Ursprung der Erkenntniß gelangt, und in welchem sein Offenbarungsglaube den Resultaten seiner Speculation begegnet, ist, daß wir alle Dinge in Gott schauen (seine berühmte Vision en dieu). Er betrachtete daher, hierdurch den Übergang von Cartesius zu Spinoza bildend, Gott als den einzigen Realgrund alles Seins und Denkens, der alle Dinge auf intelligible Weise in sich schließt („Dieu est le lieu des esprits, comme l'espace est le lieu des corps") und die Grundursache aller Veränderungen der Körper und Seelen ist, wobei sich diese nur passiv verhalten. Überhaupt neigt sich seine Lehre zu einem mystischen Idealismus hin. Außer jenem Werke sind noch zu erwähnen sein „Traité de la nature et de la grâce" (Rotterd. 1680) und der „Traité de morale" (Rotterd. 1684; deutsch von Reidel, Heidelb. 1831). Er wurde 1699 Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften und sah sich dadurch zur Abfassung seines „Traité de la communication du mouvement", dem er ein „Système général de l'univers" beifügte, veranlaßt. Seine „Conversations chrétiennes" (Par. 1677) sind ein Versuch, seine Ideen unmittelbar auf die Theologie anzuwenden. Er starb 13. Oct. 1715 zu Paris und hinterließ den Ruf eines Mannes vom edelsten Charakter, aber von einer fast überspannten Frömmigkeit. Seine „Oeuvres" erschienen in elf Bänden (Par. 1712).

**Malediven**, eine lange Kette zahlloser (12—15000) niedriger Koralleninseln und Korallenriffe, welche sich, fast ganz in der Richtung des Meridians 91° ö. L., von beinahe 7° n. Br. in einer Länge von 116 M. bei einer ziemlich gleichen Breite von durchschnittlich 10 M. bis 1° s. Br. erstreckt. Sie besteht aus 17 Atolls oder ringelförmigen Korallenriffen, auf welchen sich die einzelnen, meist nicht über 20 F. hohen Inselchen erheben. Diese 17 Gruppen korralliger Laguneninseln, die ebenso viele politische Abtheilungen bilden, sind in einer doppelten Reihe angeordnet und durch ein unergründlich tiefes, hier schwarz erscheinendes Meer getrennt, in welches sie mit mehr als gewöhnlicher Steilheit hinabtauchen. Das größte Atoll ist 19 M. lang und 4 M. breit; Suadeva, das nächste an Größe, 9½ M. lang und 5 M. breit, hat eine große Lagune in der Mitte, zu welcher 42 Öffnungen oder Eingänge führen. Diese Inseln bringen hauptsächlich Kokospalmen, Reis, Südfrüchte und die tropischen Knollengewächse hervor. Pferde gibt es gar nicht, Rindvieh nur wenig, dagegen viel Geflügel; die Fischerei bildet einen Hauptnahrungs- und Handelsartikel. Die Kauri (s. d.) genannten kleinen Muscheln dienen in Ostindien und einem großen Theile Afrikas als Münze. Die Einwohner, eingewanderte Hindu, die sich später vielfach mit Arabern mischten und eine dem Cingalesischen verwandte Sprache sprechen, 200000 an der Zahl, bekennen sich zum Mohammedanismus, betreiben lebhaften Handel und Schiffahrt nach Atschin auf Sumatra und der nördlichen Ostküste Vorderindiens und sind im Übrigen ein harmloses Völkchen, das unter einem Sultan steht, der seine Residenz auf der Insel Male hat. Ganz von derselben natürlichen Beschaffenheit wie die Malediven sind auch die beiden andern benachbarten Inselgruppen, die Lakediven und die Tschagos-

inseln, die fast ganz in derselben Meridianrichtung mit den Malediven liegen, die erstern, von Moplays bewohnt und unter engl. Hoheit stehend, im N., die letztern im S. von den Malediven.

**Malefiz**, wörtlich soviel als Missethat, Verbrechen, kommt in der ältern deutschen Rechtssprache häufig in Zusammensetzungen vor, wo jetzt das Wort „Criminal" üblich ist, z. B. Malefizgericht, Malefizrecht; insbesondere ist die Malefizordnung Kaiser Maximilian's I. für Tirol vom J. 1499 bekannt.

**Malerakademie**, s. **Kunstakademie**.

**Malerei** oder **Malerkunst** heißt diejenige bildende Kunst, welche das Schöne in sichtbaren Gestalten mittels der Linien und Farben auf Flächen darstellt. Von den bildenden Künsten ist die Malerei körperlich die beschränkteste, insofern sie über die Fläche nicht hinaus kann oder vielmehr will, geistig dagegen die freieste, weil sie auf dieser Fläche nicht blos den Schein der Körperlichkeit hervorrufen, dieselbe also dennoch haben kann, sondern auch den Abglanz der Seele und des Gemüths, das Innere wiederzugeben fähig ist. Daher kommt es auch, daß man ihr unter allen bildenden Künsten die meiste Illusion (s. d.) zuschreibt und den Ausdruck Gemälde auch auf Werke der Dichtkunst und Musik figürlich überträgt. Die Malerei ist auch unter den bildenden Künsten die reichste, insofern sie das weiteste Gebiet der Darstellungsgegenstände beherrscht. Alles im Himmel und auf Erden, was das Interesse des Subjects erregen kann, wird ihm Gegenstand malerischer Auffassung, soweit körperliche Erscheinung sich damit verbinden läßt. Denn die Malerei ist die Kunst, an der das Subjective, das Gemüth, anfängt, seine Geltung zu erweisen. Wenn man daher sie eine romantische Kunstform nennt, so will dies sagen, daß die Innigkeit der Empfindung, welche der Romantik eigen ist, dazu gehörte, um die Malerei auf diejenige Höhe zu bringen, welche sie dem objectiven Inhalt des classischen Alterthums gegenüber nicht zu erreichen vermochte. Die Technik anlangend, so kann die eigentliche Malerei Körper nur dadurch auf der Fläche darstellen, daß sie dieselben nach ihren perspectivischen Umrissen (s. **Perspective**) auf der Fläche zeichnet; ihr liegt also die Zeichenkunst (s. d.) zu Grunde. Von letzterer aber unterscheidet sich die Malerei dadurch, daß sie die Gegenstände mit ihren eigenthümlichen Farben darstellt, mithin durch das Colorit (s. d.) oder die Farbengebung und die höhere Vollkommenheit des Helldunkels. Die Zeichnung wird erst in der Malerei zu einem vollkommenen belebten Ganzen; sie bestimmt den Charakter der Formen und gibt ihnen Bestimmtheit. Das Colorit hat nach der herrschenden Idee eine Hauptfarbe oder einen Grundton, welcher die Harmonie des Ganzen bewirkt und die mannichfaltigen Localfarben verbindet. Von großer Wichtigkeit ist dann die Linearperspective, welche die stufenweisen Entfernungen von einem angenommenen Standpunkte betrifft, wodurch die Gegenstände sich dem Auge verkleinern. In dieser Abnahme hat sie mathematisch bestimmbaren Gesetzen zu folgen, die auch in der Natur gelten. Nicht minder wichtig ist die Luftperspective, welche uns im Gemälde das Vorhandensein derselben Luftschicht fühlbar macht, durch welche hindurch wir in der Wirklichkeit entferntere Gegenstände undeutlicher erblicken.

Man hat die Malerei auf mehrfache Weise eingetheilt. So vor allem nach den behandelten Gegenständen, wobei sich als Rubriken das sogenannte Historische Bild, das Genrebild, das Porträt, das Thierstück, die Landschaft und das Stillleben ergeben. Die Historische Malerei (s. d.) im weitern Sinne umfaßt nicht blos die Darstellungen aus der Weltgeschichte, sondern alles Dasjenige, was eine höhere, von den Zufälligkeiten des Individuums befreite ideale Auffassung verlangt, also auch die Andachtsbilder (Heiligenbilder, biblischen Historienbilder), die mythologischen Darstellungen u. s. w., und würde somit richtiger ideale Malerei heißen. Die Genremalerei (s. d.) stellt Scenen und Zustände des gewöhnlichen Lebens dar, welchen sie durch sittliche oder humoristische Bezüge oder auch durch den Reiz des Alterthümlichen und Ausländischen, äußerlich durch seine Behandlung ein höheres Interesse abgewinnt. Eine besondere Mittelstellung nimmt das bedeutsam behandelte Porträt (s. d.) ein. Sehr beliebt für den Privatbesitz ist die Landschaftsmalerei (s. d.), welche auch die Seestücke, die Städteansichten und innern Architekturen (s. **Architekturmalerei**) umfaßt. Sie ist der Ausdruck einer poetischen Stimmung des Gemüths, durch die Gegenstände der Natur modificirt und bisweilen der Historischen und der Genremalerei nahe gebracht durch die sogenannte Staffage (s. d.), d. h. die Figuren im Vordergrunde. Ihr ist der Zauber des Lichts und der Farben vorzugsweise und als Hauptelement nothwendig. Blumenstücke und Fruchtstücke (s. **Blumenmalerei**), Stilleben (s. d.), Arabesken (s. d.) und Grotesken (s. d.) schließen sich den genannten umfassenden Classen der Malerei an. In jenen ist Naturwahrheit und Meisterschaft in der feinsten Farbengebung und Beleuchtung größtentheils Hauptzweck, und sie stehen daher in ästhetischer Hinsicht an sich tiefer; diese

find als freie Spiele der ungebundenen Phantasie und eines unüberwindlichen Form- und Bildungstriebes bedeutend. Eine letzte Hauptgattung ist die Thiermalerei, beschränkter als jene und nur dadurch anziehend, daß sie nicht einzelne individuelle Thiere, sondern den Charakter der Thierkraft gewisser Gattungen entweder in Ruhe oder gleichsam handelnd, durch Zusammenstellung mehrer Thiere oder in Begleitung des Menschen mit sprechender Treue und malerischer Mannichfaltigkeit darzustellen hat. Andere Eintheilungen der Malerei beziehen sich auf das Äußere dieser Kunst. In eigentlich technischer Beziehung, nämlich in Hinsicht auf das Material und die äußere Behandlungsart, unterscheidet man die Enkaustik (s. d.) der Alten, die der neuern Wachsmalerei (s. d.) nahekommt; ferner die ihr verwandte Emailmalerei (s. Email) nebst Glasmalerei (s. d.) und Porzellanmalerei (s. Porzellan), Mosaik (s. d.) verschiedener Art, nebst der Malerei durch Sticken, Weben und Stricken. In Beziehung auf das Farbenmaterial zerfällt die Malerei in Ölmalerei (s. d.), Pastellmalerei (s. d.), Malerei mit Wasserfarben (s. d.), wozu die Frescomalerei (s. d.), die Gouachemalerei (s. d.) im engern Sinne und die Miniaturmalerei (s. d.) gehören.

Die **Geschichte** der Malerei zerfällt nach den vorherrschenden und wichtigsten Erscheinungen der Kunst in die antike und die neue oder christliche; denn von einer orient. Malerei vor der Zeit der griech. und röm. Kunst und von den Malereien nichtchristlicher Völker in der neuern Zeit ist nicht viel zu sagen. Die Malerei der frühern Völker erscheint nur als eine Vorbereitung auf die Kunst der Griechen, und so fängt die Malerei erst da an, wo die Farbe selbst Zeichnung wird und mit ihr sich die Bedeutung selbständiger Formen verbindet. In Ägypten und Mexico scheint die Malerei nur auf das Bedürfniß nothdürftiger Verständlichkeit berechnet gewesen. Der ungebildete Sinn der Hindu fand sich durch den bunten Glanz seiner einheimischen Farben leicht für den Mangel an Reinheit und Richtigkeit der Zeichnungen entschädigt. Auch bei den Persern war die Malerei unstreitig blos ein regelloses Farbengemisch. Bei den Ägyptern, welche namentlich auf die Bildung der Griechen wirkten, wurde insbesondere die Malerei durch religiöse Bedürfnisse veranlaßt und bedingt und stand zur Sculptur und Architektonik in einem zwar engen, aber untergeordneten Verhältnisse. Man findet ägypt. Malereien aus der ältesten Zeit an Tempelwänden und in Begräbnißkammern, auf griech. Reliefs, auf Mumiendecken, Mumiensärgen und Papyrusrollen. Die erstern sind bemalte Bildhauereien in vertieften, mit Farben oder Metallen ausgelegten Umrissen, wie die sogenannte Isistafel (s. d.), das wichtigste Denkmal dieser Gattung. Die Wandgemälde in Tempeln und Katakomben bestehen in kolossalen bemalten Figuren, mit eingegrabenen Umrissen und mit kleinern Wandgemälden eingefaßt. Die älteste griech. Malerschule finden wir an den kleinasiat. Küsten auf den Inseln. Ein Zusammentreffen glücklicher Umstände macht die frühe Blüte der Kunst in diesen gesegneten Ländern begreiflich, die schon im Homerischen Zeitalter durch vorbereitende Versuche in gefärbten Teppichen und Geweben begann. Von hier aus sollen die griech. Pflanzstädte an der Küste von Italien und Sicilien die Keime ihrer Kunst empfangen haben. Auch in dem eigentlichen Griechenland finden wir die Malerei ursprünglich als Begleiterin der Sculptur und Plastik zu religiösen Zwecken angewandt. Gewohnt, von Alters her die rohen Idole, denen der Grieche seine Andacht weihte, mit einem bunten Farbenanstrich auszuschmücken, glaubte man auch später dieses Hülfsmittels zur Belebung des farblosen Stoffs sich bedienen zu müssen; zuletzt pflegte man nur noch die Augen zu malen oder aus Schmelz oder Steinen künstlich einzusetzen. Unabhängig von der Plastik in heiligen Tempelgemälden zeigte sich die Malerei erst spät. Auch die Friese der Tempel, die Reliefs an den Frontons, die Galerien und Seitenhallen wurden gemalt oder vielmehr bemalt. Die eigentliche Malerei ging von der Zeichnung und diese von Schattenrissen aus, die man bald auszuzeichnen anfing, Skiagramme und Monogramme genannt. (S. Silhouette.) Von diesen schritt man zu Monochromen (s. d.) fort. Zunächst fing man nämlich an, die Umrisse mit einer Farbe (geriebenem Scherbensand) auszumalen, dann die Rundung der Körper durch Licht und Schatten mittels Abstufung der Farbe genauer auszudrücken. Älteste Überreste dieser einfarbigen Malerei, welche sich auch später erhielt, sind die sogenannten Vasengemälde mit schwarzen, silhouettenähnlichen Figuren auf ungefärbtem Grunde. Für die Linearzeichnung, die nach der Anekdote von dem Wettstreite des Apelles und Protogenes unter den Griechen zu großer Vollendung gedieh, und für die einfarbige Malerei reichte der Griffel aus, mit welchem man gefärbte Wachstafeln, zubereitete Thierfelle und geglättete Buchsbaumtafeln bearbeitete. Das Polychrom aber oder die mehrfarbige Zeichnung setzte ein künstlicheres Werkzeug voraus, nämlich den Pinsel, welchen die Hand freier und kräftiger bewegte. Unter den weniger bekannten Künstlern aus dieser Periode ist Panänus merkwürdig, der Vetter und Gehülfe des Phi-

dias (s. d.). Er war der Erste, der in den öffentlichen Spielen zu Korinth und Delphi um den Preis warb, welchen man für den Wettkampf in der Malerei angeordnet hatte. Seine Wandgemälde im Athenäum zu Elis, seine Gemälde im Jupitertempel zu Olympia, die Ausmalung der Poikile in Athen mit der Schlacht von Marathon, nebst den Bildnissen der griech. und pers. Anführer in mehren Gemälden haben seinen Namen erhalten, weniger die Colorirung und Ausschmückung der Statue des Jupiter. Früher vielleicht noch malte Mikon, der Nebenbuhler des Polygnotus, welcher ebenfalls die Poikile, sowie das Theseum zu Athen mit Schilderungen der Amazonen- und Centaurenkämpfe ausschmückte. Aber erst durch Polygnotus aus Thasus erhob sich ungefähr 420 v. Chr. die Kunst zur Selbständigkeit. Sein Verdienst war erhöhte Lebendigkeit des Ausdrucks und der Charakteristik, ferner Mannichfaltigkeit der Gewänder und symmetrische Vertheilung der Figuren. In der Vertheilung des Lichts und Schattens scheint Apollodor aus Athen, 404 v. Chr., die Kunst weiter gebracht zu haben. Zur Schönheit aber erhob diese Kunst Zeuxis (s. d.), ungefähr 378 v. Chr., der in seiner berühmten Helena einen Kanon derselben aufstellte. Sein Nebenbuhler Parrhasius (s. d.) aus Ephesus neigte sich mehr zur Anmuth oder zum weiblichen Ausdrucke der Schönheit hin, und seine reinen Proportionen machten ihn nicht minder berühmt als sein anmuthiges Colorit. Das Höchste im Ausdruck und in der sinnigen Erfindung erreichte Timanthes aus Samos. Apelles (s. d.) verband mit äußerster Naturwahrheit ein schmeichelndes Colorit und wird als Meister im Porträt gerühmt. Nach ihm verfiel die Kunst in Zierlichkeit, Künstlichkeit, Trockenheit und wendete sich selbst auf Darstellung gemeiner Gegenstände (Ryparographie). Unter den Römern fand die Malerei sehr geringe Theilnahme. Sie kannten früher nur die Malereien der Etrusker, und Fabius, der den Beinamen pictor erhielt, steht allein in den Kunstannalen Roms. Später wurden Griechen die Lehrer der Römer; allein schon war weichliche Üppigkeit eingerissen. Die meisten Denkmale der alten Malerkunst, welche man in den Gräbern und Bädern von Rom, Pompeji und an andern Orten Italiens gefunden hat, bestehen aus Frescomalereien und musivischen Arbeiten. Überhaupt ist die Anzahl der noch vorhandenen Denkmäler der griech. und röm. Malerei so gering, daß der Archäolog oft nur bei Vermuthungen stehen bleiben kann, welche in der Vergleichung mit den Werken dieser Nation in andern bildenden Künsten und durch Zeugnisse der classischen Schriftsteller einige Bestätigung finden. Doch scheint man allgemein anzuerkennen, daß die Malerei überhaupt in dem classischen Alterthume, sowol in Hinsicht ihres Gebrauchs als in Beziehung auf ihre Vollendung, der Plastik immer nachstand und untergeordnet blieb, woher die Behauptung entstanden ist, daß die Malerei damals mehr plastisch gewesen sei. Die Flächendarstellung mußte sich, als die abstractere, überhaupt später entwickeln. Aber noch mehr mögen hierzu mechanische Hindernisse, in Beziehung auf die Bearbeitung der Farben, beigetragen haben und ganz vorzüglich auch der Umstand, daß die öffentliche Ausstellung der Malerwerke beschränkter war. Die Behauptung, daß die Alten die Perspective nicht gekannt hätten, ist ungegründet; wahr ist blos, daß sie bei ihrer blos andeutungsweisen Behandlung der Hintergründe keine Perspective entwickeln wollten, während sie dieselbe beim höchsten Gegenstande, dem menschlichen Körper, in größter Vollkommenheit anwendeten. Gewiß dagegen ist, daß sie das Helldunkel nicht gekannt haben. Hiermit hängt zusammen, daß ihre Malerei sich meist auf Darstellung historischer Situationen und auf Thiermalerei beschränkte und daß die Landschaftsmalerei nicht cultivirt wurde. Vgl. Junius, „De pictura veterum", herausgegeben von Grävius (Rotterd. 1694); Durand, „Histoire de la peinture ancienne" (Lond. 1725); Turnbull, „Treatise on ancient painture etc." (Lond. 1740); Requeno, „Saggi sul ristabilimento dell' antica arte de' greci e de' romani pittori" (2 Bde., neue Aufl., Parma 1787); Riem, „Über die Malerei der Alten" (Berl. 1787); Grund, „Über die Malerei der Griechen" (2 Bde., Dresd. 1810—11); Böttiger, „Ideen zur Archäologie der Malerei" (Bd. 1, Dresd. 1811).

Größere Vollendung erreichte die Malerei in der christlichen Zeit, sobald sie die Oberherrschaft über die Plastik erlangte. Ihre älteste Anwendung auf christliche Ideen soll in den Grüften stattgefunden haben. Musivische Arbeiten wurden fortwährend in Menge geliefert; auch scheint die enkaustische Malerei noch im Gange gewesen zu sein. Seit dem 4. Jahrh. verbreitete sich der Gebrauch heiliger Gemälde, z. B. der Heiligenbilder in den Kirchen, im Morgen- und Abendlande immer allgemeiner, wodurch die Künstler zu neuem Eifer entflammt wurden. So wurde die christliche Religion die Mutter der neuen Malerei; aber oft empfahl auch die Malerei jene bei ihrer Ausbreitung. Obschon die Kunst unter der Herrschaft barbarischer Nationen viel leiden mußte, so hörte sie doch nie ganz auf, indem ihr die Religion Vorschub leistete. Vorzüglich wurden Gemälde religiöser Art im Abendlande geschätzt und viele Legenden von ihrem

übernatürlichen Ursprunge damit in Verbindung gebracht. Als Sitz der vollkommensten Technik erscheint das ganze frühere Mittelalter hindurch Konstantinopel (s. Byzantinische Kunst); hier hatte sich die Tradition der Kunstmittel am vollständigsten erhalten, und dieser alte Ruhm hat in mehr als einer Epoche eine gewisse Einwirkung auf die abendländ. Malerei zur Folge gehabt, die man sich aber gewöhnlich viel zu ausgedehnt denkt. Die älteste deutsche Malerei z. B. zeigt blos directen antiken Einfluß und ist mit Ausnahme einer geringen Einwirkung zu Ende des 10. Jahrh. nicht wieder von der byzant. Kunst berührt worden, was auch bei der schon damals vollständigen Erstarrung und innern Unwahrheit der letztern kein Unglück war. Bei weitem größern Einfluß hatte sie in Italien, wohin in Folge der Bilderstürmerei im Morgenlande seit dem 8. Jahrh. viele griech. Künstler wanderten, und dessen Kunst nun in der That Jahrhunderte hindurch einen vorherrschenden byzant. Stempel trägt, die wenigen spätlombard. Arbeiten ausgenommen. Erst im 13. Jahrh. begann in Italien mit Cimabue (s. d.) eine neue Kunst, die man später die Italienische Malerei (s. Italienische Kunst) genannt hat, da sie in einem gleichsam abgeschlossenen Zeitraume, als dessen Repräsentanten Michel Angelo, Correggio, Rafael und Tizian angesehen werden können, einen eigenthümlichen Charakter entwickelte. In ihren höchsten Leistungen durchdrang sich der poetische Adel des Gedankens vollkommen mit der größten Schönheit der durch das Studium der Antike geläuterten Formen und, wie bei den Venetianern, mit der höchsten Pracht und Wärme der Farben, Vorzüge, die sich wol nie mehr in dieser Art beisammen finden werden und zeither nur theilweise erreicht oder übertroffen worden sind. Auch die nordische Kunst entriß sich seit dem 14. Jahrh. der frühern Befangenheit und betrat mit dem Aufblühen der flandrischen Schule vorherrschend die Bahn des Charakteristischen und Individuellen. Eine höhere Läuterung durch die Werke des Alterthums stand ihr jedoch erst zu Gebote, als es aus andern auch äußern Gründen bereits zu spät war. (S. Niederländische Kunst, Deutsche Kunst und Französische Kunst.) Nachdem durch die allgemeiner verbreitete Kenntniß der Antike und durch einen Austausch der Kunstmittel der verschiedenen Schulen mit dem Ablauf des 16. Jahrh. ein neuer gemeinsamer Boden gewonnen war, entwickelte sich aus diesem eine schöne Periode der Nachblüte, in welcher besonders das Colorit großartige Triumphe feierte. Dahin gehören die neuere niederländ., die span. und die spätern ital. Schulen. Aber Gehalt und Form nutzten sich wiederum ab bis zur widerwärtigen Manier, und erst unter dem Einflusse der großen Bewegung der Geister zu Ende des 18. Jahrh. entstanden neue classische Schulen in Frankreich, z. B. durch David (s. d.), und in Italien, z. B. durch Appiani (s. d.); eine ähnliche Richtung lebte auch in Deutschland auf, z. B. durch Carstens (s. d.). Aus der Reaction der Romantik (s. d.) gegen diese Classiker gingen dann die sämmtlichen jetzt bestehenden Schulen in Frankreich, Deutschland und den Niederlanden hervor. Über die Kunstlehre und Kunstgeschichte finden sich Beiträge in Cennini's, Leonardo da Vinci's und Mengs' Werken. Auch haben Algarotti, de Piles, Watelet, Dubos, Richardson, Reynolds, Dan. Webb, Hagedorn, Lessing in seinem „Laokoon", Winckelmann, Füßli, Fiorillo, Falk in seinen „Kleinen Abhandlungen, die Poesie und Kunst betreffend", Fernow, Goethe in seinen „Propyläen" und besonders in der Schrift „Winckelmann und sein Jahrhundert" Manches hierin vorgearbeitet. Vgl. auch, außer Vasari, Mander und Houbraken, Descamps, „Vies des peintres flamands, allemands et hollandais etc." (5 Bde., Par. 1753); Lanzi, „Storia pittorica d'Italia dal risorgimento delle belle arti" (4. Aufl., 6 Bde., Bassano 1815; deutsch von Wagner, mit Anmerk. von Quandt, 3 Bde., Lpz. 1830—33); Rumohr, „Italienische Forschungen" (3 Bde., Berl. 1827—31); Kugler, „Handbuch der Geschichte der Malerei" (2 Bde., Berl. 1837; 2. Aufl., von Burckhardt, 1847); die Werke von Waagen (s. d.), Passavant (s. d.) u. A.

**Malerfarben** sind diejenigen Substanzen, vermittelst deren die Maler die den Gegenständen ihrer Darstellung eigenthümliche Färbung wiedergeben. Das Alterthum hielt bis auf Apelles die sogenannten vier Farben fest, welche als ebenso viele Hauptmateriale durch Verschiedenheit in sich und Mischung miteinander der Mannichfaltigkeit fähig waren. Diese vier Farben waren: Weiß, eine Erde aus Melas, Roth, eine Erde aus Kappadocien, Gelb aus attischen Silberbergwerken und Schwarz aus verbrannten Pflanzen, z. B. Weintrebern. Später kamen neben diesen strengen Farben (austeri colores) noch glänzendere (floridi) auf. Zu diesen gehört das Grün aus Kupferbergwerken, der Saft der Purpurschnecke, Indigo seit der Kaiserzeit, die blaue Smalte (caeruleum) aus Alexandrien u. s. w. Man brauchte diese Farben in Wasser aufgelöst mit einem Zusatz von Leim und Gummi. Die enkaustische Malerei wurde bei den Alten mit Wachsfarben zu Stande gebracht. Mit Pech vermischt gaben diese Farben das Material zum

Bemalen der Schiffe. Bei der Vasenmalerei kam am meisten jene schwarzbraune, aus Eisenoxyd bereitete Farbe zur Anwendung. Vgl. Knirim, „Die endlich entdeckte wahre Malertechnik des Alterthums und Mittelalters" (Lpz. 1845). Der Ölmalerei liefert ebenfalls hauptsächlich das Mineralreich die Farben, und wenn sie auch von Thieren oder Pflanzen herkommen, so sind sie doch immer an etwas Mineralisches (eine Erde oder einen Metallkalk) gebunden, weil die reinen thierischen oder vegetabilischen Farbestoffe (Saftfarben) für sich keinen Körper haben, sondern ihn erst durch den mineralischen Zusatz erhalten. Der Färber kann allerdings jene im Wasser auflöslichen Farbestoffe ohne mineralischen Zusatz benutzen, weil er mit denselben die Zeuge durchdringen will; der Maler aber muß die Farben, damit sie um so weniger sich in den unterliegenden Grund einziehen, nur mit irgend einer Flüssigkeit, die leicht trocknet und die Farbe nicht verändert, anreiben und auftragen. Diese Flüssigkeit ist entweder wässerig (Gummiwasser oder Seifenspiritus) oder fettig (austrocknende Öle des Mohn- oder Leinsamens). Die Mineralfarben bestehen in metallischen Kalken (Oxyden oder Sauerstoffverbindungen) oder in Metallsalzen und Schwefelverbindungen; doch haben erstere vor letztern ihrer Unveränderlichkeit wegen den Vorzug. Zu den Metalloxyden, welche als Farben benutzt werden, gehören vom Blei die rothgelbe Mennige und das gelbe Massicot; vom Eisen die verschiedenen Ocker, Erden von Siena und Umbra, die durch das Glühen ihre Farben ins Dunklere ändern; vom Kupfer das Bergblau und vom Kobalt die Smalte. Andere salzige und salzähnliche Metallverbindungen sind vom Blei das Bleiweiß und Kremnitzer Weiß und das Kasseler Gelb; vom Eisen das Berliner Blau; vom Kupfer die Grünspanblumen, das Berggrün, das Braunschweiger Grün und das Scheele'sche Grün. Schwefelhaltige Metallfarben sind der Zinnober vom Quecksilber, das gelbe Auripigment vom Arsenik. Die Lackfarben haben Zinn oder Alaunerde zur körperlichen Grundlage und erhalten ihre Farben von einem thierischen oder vegetabilischen Farbestoffe. Hierher gehören die rothen Lacke aus Cochenille mit Alaun oder Zinn und aus Krapp und die schlechtern, aus Fernambuk bereiteten Sorten, die gelben aus Gelbholz, Scharte und Wau, die braunen aus mehren andern färbenden Rinden, endlich der Indigo, obgleich er seiner Entstehung nach ganz vegetabilisch ist. Die Erdfarben müssen vor dem Reiben in Öl geschlemmt werden. Nach dem Reiben bilden sie dann eine butterweiche Masse, die in kleine Beutelchen von Schweinsblase gethan und so verkauft und angewandt werden. Deckfarben nennt man solche, womit andere gedeckt oder verborgen, Lasurfarben, welche so dünn aufgetragen werden, daß die untere Farbe darunter hervorleuchtet. Bei der Porzellan- und Glasmalerei dürfen nur metallische Farben angewendet werden, die im Feuer nicht flüchtig und nicht sehr veränderlich sind. Hier dienen zinnhaltiges Gold zum Purpur und Nickel zum Grün; Blau gibt Kobalt; Schwarz wird vom Eisen und Braunstein erhalten, ebenso Braun; Uran macht gelbe und Chrom grüne Farbe. Als das Beste, um die Kraft und Harmonie der Ölfarben mit der Reinheit der Wasserfarben zu verbinden, empfahl Lucanus die Malerei mit natürlichem Balsam. Vgl. Stieglitz, „Über die Malerfarben der Griechen und Römer" (Lpz. 1817); Bouvier, „Manuel des artistes et amateurs en peinture" (Par. 1827).

**Malerisch**, s. Pittoresk.

**Malesherbes** (Chrétien Guillaume de Lamoignon de), Minister und Vertheidiger Ludwig's XVI. von Frankreich, stammte aus der berühmten Magistratsfamilie Lamoignon und wurde 6. Dec. 1721 zu Paris geboren. Er erhielt seine Erziehung bei den Jesuiten, legte sich mit großem Eifer und Erfolg auf das Rechtsstudium und war schon im Alter von 24 J. Parlamentsrath. Als sein Vater, Guillaume de Lamoignon, 1750 zum Kanzler stieg, folgte ihm der Sohn als Präsident bei der Steuerkammer (cour des aides). Als solcher trat er mit Rechtschaffenheit und Festigkeit für das Volksinteresse auf. Er befreite die Opfer der Finanzjustiz aus den Kerkern, verfolgte die blutsaugerischen Generalpächter und widersetzte sich den drückenden Steueredicten des Hofs. Mit dem Richteramte hatte er zugleich die Direction des Buchhandels und die Aufsicht über die Presse erhalten. Namentlich in dieser Verwaltungsstelle wurde seine Wirksamkeit für die Zeitbewegung von großer Bedeutung. Er begünstigte den Druck und die Verbreitung aufklärender Schriften, und ohne ihn wäre vielleicht die „Encyklopädie" nicht erschienen. Als der Hof die Parlamente auflöste, richtete er an Ludwig XV. im Febr. 1771 eine kühne Vorstellung, in welcher er die Zusammenberufung der Generalstaaten foderte, was aber seine Verbannung auf seine Güter und auch die Auflösung der Steuerkammer zur Folge hatte. Mit der Thronbesteigung Ludwig's XVI. und der Herstellung der Parlamente trat M. wieder an die Spitze der Steuerkammer und erhob nun seine Stimme um so lauter für die Berufung der Reichsstände und eine gründliche Reform des versinkenden Staats. Die große Popularität

welche er besaß, bewog den König, ihn 1775 die Verwaltung des Innern zu übertragen, während sein Freund Turgot (s. d.) die Finanzen erhielt. Die Reformbestrebungen beider Männer scheiterten an dem Widerstande des Hofs und der Parlamente, und der Rücktritt Turgot's bewog auch M. 12. Mai 1776 zum Bedauern des Königs zur Abdankung. Er zog sich nun ins Privatleben zurück, widmete sich naturhistorischen Studien, entwarf mehre Denkschriften zu Gunsten der Protestanten und Juden und trat endlich zu Fuß, unter fremdem Namen, eine Reise durch Frankreich, Holland und die Schweiz an, wo er sich allenthalben über die Volkssitten, den Landbau und die öffentlichen Anstalten gründlich unterrichtete. Mehrmals mußte er sich zu erkennen geben, um sein Schweigen und Misfallen zu rechtfertigen, wenn man seinen Namen und seine Bestrebungen mit leidenschaftlicher Anerkennung überhäufte. Er war schon längere Zeit zurückgekehrt, als ihn der bedrängte Hof 1787, kurze Zeit nach der Versammlung der Notabeln, nochmals ins Ministerium berief. Da man sich jedoch nur seiner Popularität bediente und ihm weder Einfluß gestattete noch seine Rathschläge befolgte, kehrte er schon vor der Versammlung der Generalstaaten wieder in die ländliche Abgeschiedenheit zurück. Bei dem Ausbruche der Revolutionsstürme richtete er mehre Denkschriften an die Nationalversammlung, der er Mäßigung, und an den König, dem er Festigkeit und Patriotismus empfahl; allein die Stimme des Vorkämpfers der Revolution wurde kaum gehört. Als er vernahm, daß man dem Könige den Proceß machen wollte, bot er sich dem Convente in einem Schreiben vom 13. Dec. 1792 zum Vertheidiger des verlassenen Monarchen an und erhielt die gefährliche Gunst zugleich mit Tronchet und Desèze. Ohne Furcht und Rücksicht ging er mit der angestrengtesten Thätigkeit an seine Arbeit. Zugleich benahm er sich als persönlicher Freund und Tröster des Königs. Er besuchte denselben im Gefängnisse, instruirte ihn und erfüllte dessen Wünsche und Aufträge. Die Nachricht von der Verurtheilung des Monarchen setzte ihn in Verzweiflung. Er erschien noch 19. Jan. 1793 vor den Schranken des Convents und beschwor die Versammlung unter Thränen, den Vollzug des Urtheils von der Einwilligung der Nation abhängig zu machen. Unmittelbar nach der Hinrichtung beging M. die Unklugheit, die Gewalthaber zu schmähen und sich selbst als einen der Urheber der Revolution anzuklagen. Zwar durfte er auf seinen Landsitz Malesherbes zurückkehren, aber schon im Dec. 1793 erschienen mehre Mitglieder des Revolutionsausschusses mit bewaffneter Macht und verhafteten zuerst seinen Schwiegersohn, den Präsidenten Rosambo, mit Frau und Kindern, am folgenden Tage auch ihn mit der übrigen Familie. Man klagte dieselben einer Verschwörung gegen die Republik an und verwickelte in den Proceß gegen 30 Personen, darunter mehre alte Magistrate und Frauen und Kinder, die sich nie gesehen hatten. M. vertheidigte mit Eifer seine Verwandten, verschmähte aber, das Wort für seine eigene Rechtfertigung zu ergreifen. Am 22. April 1794 starb er mit Ruhe und Heiterkeit unter der Guillotine, nachdem er zuvor die Häupter seiner Schicksalsgenossen, darunter die seiner Tochter und seiner Enkel, hatte fallen sehen. Im J. 1826 wurde ihm durch Ludwig XVIII. im Justizpalaste zu Paris ein Denkmal errichtet. M. hinterließ zahlreiche Schriften über Landbau und Botanik; seine politischen Denkschriften wurden im Manuscript zerstreut und gingen meist zu Grunde. In der Folge erschienen von ihm: „Maximes, suivies de réflexions sur les lettres de cachet" (Par. 1802); „Mémoires sur la librairie et la liberté de la presse" (Par. 1809; 2. Aufl., 1827); „Oeuvres choisies" (Par. 1809). Vgl. Dubois, „Notice sur la vie de M." (3. Aufl., Par. 1806); Gaillard, „Vie historique de M." (Par. 1805); Boissy d'Anglas, „Essai sur la vie et les écrits de M." (2 Bde., Par. 1818).

**Malfilâtre** (Jacques Charles Louis de Clinchamp de), franz. Dichter, geb. 8. Oct. 1733 zu Caen von unbemittelten Ältern, studirte im Jesuitencollegium seiner Vaterstadt und entwickelte frühzeitig sein Talent zur Dichtkunst. Der Beifall, den er mit seiner Ode „Le soleil fixe au milieu de planètes" erntete, veranlaßte ihn, nach Paris zu gehen, wo seiner, nach einem kurzen Taumel von Glück, Elend und Dürftigkeit wartete. Sein Misgeschick ist durch Gilbert's Vers „La faim mit au tombeau Malfilâtre ignoré" sprüchwörtlich geworden und hat selbst den Stoff zu einem Trauerspiele abgegeben. Er starb zu Paris 6. März 1767 unter Entbehrungen. Von seinen Dichtungen zeichnet sich das lyrisch-romantische Gedicht „Narcisse dans l'île de Vénus" (Par. 1769; neue Aufl., mit Einleitung von Fontanes, 1790) durch Eleganz, Harmonie und Reinheit der Sprache aus; von seinen Übersetzungen ist die Bearbeitung der „Georgica" des Virgil (wieder abgedruckt unter dem Titel „Le génie de Virgile", Par. 1810) und die Übertragung von Ovid's „Metamorphosen" zu erwähnen. Seine „Oeuvres choisies" gab Auger (Par. 1805) heraus.

**Malherbe** (François de), der Schöpfer der classischen franz. Poesie, d. h. der Poesie des Classicismus, geb. zu Caen 1555, stammte aus einer altadeligen Familie und studirte in seiner Vaterstadt, in Heidelberg und in Basel die Rechte. Misvergnügt über den Confessionswechsel seines Vaters, der zur ref. Kirche übergetreten war, ließ er sich nach seiner Rückkehr ins Vaterland im Gefolge des Herzogs Heinrich von Angoulême, des natürlichen Sohns von Heinrich II. und Gouverneurs von Provence, in diesem Lande nieder und brachte den größten Theil seines Lebens in Aix zu. Ein eifriger Katholik, diente er eine Zeit lang mit Auszeichnung unter der Ligue, lernte aber nach der Thronbesteigung Heinrich's IV. diesen Fürsten schätzen und nahm von ihm, als er 1605 in Privatangelegenheiten nach Paris gekommen war, eine Kammerherrnstelle mit 1000 Livres Gehalt an. Nach dem Tode des Königs zahlte ihm Maria von Medici seine Pension fort und erhöhte sie sogar. Er starb im Oct. 1628. Seine Biographie lieferte sein Freund Racan, der nächst Maynard zu seinen bedeutendsten Schülern gehörte. Er war ein ehrlicher Mann, aber mürrisch und voller Sarkasmen. Nächst dem kath. Glauben lag ihm die Reinheit der franz. Sprache am meisten am Herzen; noch auf seinem Sterbebette corrigirte er einen Sprachfehler seines Beichtvaters und bat ihn, von den Freuden des Himmels zu schweigen, da sein schlechter Stil ihm die Sache verleide. Die besten Ausgaben seiner oft gedruckten „Oeuvres" sind die von Chevreau mit Racan's Biographie (3 Bde., Par. 1723), die von Lefèvre de St.-Marc (4 Bde., Par. 1764) und von Didot (Par. 1797). Während die ältern Kunstrichter von M. an die Morgenröthe der franz. Poesie datiren, erkennt die neuere Kritik in ihm zwar einen correcten Versifikator und Sprachkünstler, aber nur einen höchst mittelmäßigen Dichter.

**Malibran** (Maria Felicita), eine der größten Sängerinnen der neuern Zeit, geb. 1808 zu Paris, war die Tochter des span. Sängers und Gesanglehrers Manuel Garcia (s. d.). Alle Bemühungen des Vaters, der sie unterrichtete, schienen bei ihr ganz erfolglos, als auf ein mal mit dem 13. J. die überraschendste Umwandelung ihres körperlichen und geistigen Wesens stattfand und das erwachte Talent sich mit reißender Schnelligkeit entwickelte. Schon im 14. J. feierte sie in London, wohin der Vater sich gewendet hatte, ihre ersten Triumphe in der ital. Oper, und bald war ihr Ruf ein europäischer. Indeß wurde ihre Laufbahn durch eine Episode unterbrochen, die auf ihr Leben den entscheidendsten Einfluß äußerte. Ihr Vater war mit ihr an der Spitze einer ital. Operngesellschaft nach Neuyork gezogen; doch das Unternehmen scheiterte. Mit Rücksicht auf des Vaters Lage nahm die Tochter die Hand eines Franzosen, Malibran, an, der für einen der reichsten dortigen Kaufleute galt, aber bald, nachdem sie die Bühne verlassen, bankrott wurde. Sie überließ ihm hierauf die durch den Heirathscontract ihr ausgesetzte Summe und betrat von neuem die Bühne. Nachdem sie sich aber häuslicher Zwiste halber von ihrem Gatten getrennt hatte, kehrte sie nach Europa zurück, und sogleich mit ihrem ersten Auftreten trat der bis dahin unverkümmerte Glanz der Pasta (s. d.) vor dem neuaufgehenden Gestirn zurück. In Frankreich, England, Deutschland und Italien erregte sie gleichen Enthusiasmus. Von den ungeheuern Summen, die sie erwarb, machte sie den allerebelsten Gebrauch. Sie übte eine wahrhaft verschwenderische Wohlthätigkeit, von der auch ihr Gatte nicht ausgeschlossen blieb, sodaß endlich ihre Freunde selbst Einhalt thaten und ihre Einnahmen in Empfang nahmen. Alle, die in den Kreis ihres Umgangs kamen, rühmten mit Begeisterung ihre weiblichen und häuslichen Tugenden, ihre Bescheidenheit und aufgeweckte Unterhaltungsgabe. Seit 1833 reiste sie mit Bériot (s. d.), mit dem sie 1836, nachdem ihre erste Ehe gerichtlich geschieden worden war, eine zweite schloß. Doch schon im Sept. 1836 ereilte sie der Tod in Manchester, wohin sie gereist war, um bei einem Musikfeste mitzuwirken. In der strengen Schule ihres Vaters hatte sie so viel allgemeine musikalische Bildung erlangt, um auch als Componistin auftreten zu können. Eine ziemliche Anzahl ihrer Lieder, von denen manche sehr beliebt wurden, sind auch gedruckt. Ein Denkmal wurde ihr 1838 in Brüssel errichtet.

**Mallet** (Claude François de), franz. General und bekannt durch seine Verschwörung gegen Napoleon, war 28. Juni 1754 zu Dôle in der Franche-Comté geboren und trat im Alter von 16 J. in die Leibgarde. Nach Auflösung dieses Corps kehrte er in seine Heimat zurück und stellte sich daselbst 1790 als eifriger Anhänger der Revolution an die Spitze der Nationalgarde. Später ging er als Capitän zur Rheinarmee, wurde 1793 Generaladjutant, 1799 aber Brigadegeneral. Als solcher kämpfte er in der Alpenarmee und wurde 1805 nach Italien versetzt, wo er das Gouvernement zu Pavia erhielt. Weil er aber seinen Republikanismus nicht verleugnete und die Unternehmungen Bonaparte's heftig tadelte, setzte man ihn ab. Er kehrte nun nach Paris zurück, ließ sich hier in mehre republikanische Complots ein und wurde 1808 von der Polizei eingezogen, obschon man ihn keines Vergehens überführen konnte. Im Juni 1815

brachte man ihn in ein Detentionshaus, und hier entwarf er mit mehren Royalisten den Plan, Napoleon während des Feldzugs in Rußland zu stürzen. Er entfloh in der Nacht vom 23. zum 24. Oct. mit dem Abbé Lafon, einem kühnen Manne, aus der Haft, erschien in den Kasernen und verkündigte den Soldaten, daß der Tyrann in Rußland umgekommen sei. Hierauf setzte er die in dem Gefängnisse Laforce eingeschlossenen Generale Guidal und Lahorie in Freiheit, ließ ein vorher gewonnenes Bataillon der Garde von Paris unter die Waffen treten und suchte den Platzcommandanten Hullin (s. d.) auf, während sich Lafon an der Spitze einiger Pelotons nach der Präfectur wendete. M. theilte Hullin den Tod des Kaisers und die Errichtung einer Provisorischen Regierung mit, und als derselbe Mistrauen bezeigte, zog er ein Pistol und zerschmetterte ihm das Gesicht. Der Adjutant Laborde, der die nächtliche Scene belauscht hatte, eilte auf den Schuß herbei und vermochte im Verein mit Hullin den Verschwörer zu überwältigen. Schon am nächsten Tage wurde M. mit Guidal und Lahorie vor eine Militärcommission gestellt, wobei er seltene Festigkeit und Geistesgegenwart zeigte. Als man ihn um die Mitschuldigen befragte, erwiderte er: „Ich würde ganz Frankreich, ja ganz Europa zu Mitschuldigen gehabt haben, wäre ich glücklich gewesen." Mit Kaltblütigkeit hörte er sein Todesurtheil und ebenso entschlossen benahm er sich, als er 29. Oct. 1812 mit seinen beiden Gefährten in der Ebene von Grenelle erschossen wurde. Vgl. Histoire des sociétés secrètes de l'armée" (Par. 1815), in der M. jedoch eine sehr abenteuerliche Rolle spielt; Lemare, „M., ou coup-d'oeil sur l'origine, les éléments, le but et les moyens des conjurations etc." (Par. 1814); Lafon, „Histoire de la conjuration de M." (Par. 1814).

**Mallet du Pan** (Jacques), ein ausgezeichneter Publicist des 18. Jahrh., geb. 1749 zu Genf, erwarb sich tüchtige Kenntnisse und kam durch Voltaire, der ihn für die Philosophenpartei vergebens zu gewinnen suchte, als Professor der franz. Literatur 1772 nach Kassel. Hier gab er einen „Discours de l'influence de la philosophie sur les lettres" heraus, legte aber als unabhängiger Charakter schon nach einigen Monaten sein Amt nieder und begab sich zu dem Publicisten Linguet (s. d.) nach London, den er in der Redaction der „Annales politiques" unterstützte. M. sah indeß bald in seinem Genossen einen käuflichen Sophisten und trennte sich von ihm. Als Linguet in die Bastille gesetzt wurde, gründete M. 1779 zu Genf die periodische Schrift „Mémoires historiques, politiques et littéraires", welche die politischen Annalen ersetzen sollte. Da der ernste Ton seines Werks wenig Anklang fand, gab er dasselbe 1782 auf, zumal da Linguet auf freien Fuß gelangte. Zufolge der genfer Ereignisse schrieb er hierauf „De la dernière révolution de Genève en 1782" und zog sich dadurch viele Widersacher zu. Er ging deshalb nach Paris und stiftete hier 1783 mit dem Buchhändler Panckoucke das „Journal historique et politique", das einen großen Aufschwung nahm. Im J. 1788 vereinigte jedoch Panckoucke die Zeitschrift mit dem „Mercure de France" in der Weise, daß M. die Redaction vom politischen Theil des „Mercure" behielt. Er fuhr fort, im Sinne einer gemäßigten, constitutionellen Freiheit zu schreiben, und der Erfolg war so groß, daß der „Mercure" bald in 10000 Exemplaren gedruckt wurde. Beim Ausbruche der Französischen Revolution vertheidigte M. die Sache des Königs. Wiewol er die heftigsten Auffoderungen von Seiten der Bewegungsmänner zum Einlenken erhielt, griff er die Schritte der Nationalversammlung, die Anordnungen vom Juli und Oct. 1789, überhaupt die Revolution mit großer Kühnheit an. Die Flucht des Königs vom 21. Juni 1791 zog ihm eine Untersuchung zu; doch durfte er seine Zeitschrift wieder fortsetzen. Nach Ausbruch des Kriegs ertheilte ihm Ludwig XVI. den Auftrag, die deutschen Fürsten um eine gemäßigte Intervention in den franz. Angelegenheiten zu ersuchen. M. reiste 21. Mai 1792 nach Frankfurt a. M., sah aber sehr bald seine Bemühungen im Fortgange der Ereignisse scheitern. Die Katastrophe vom 10. Aug. 1792, wobei zu Paris seine Wohnung zerstört und in Folge deren seine Zeitschrift unterdrückt wurde, nöthigte ihn, sich nach Genf zu wenden. Als thätiger Gegner der franz. Partei verfolgt, ging er im Frühjahre 1793 nach Brüssel, wo er die heftige Schrift „Considérations sur la révolution de France" herausgab. Mit dem Einbruch der Franzosen zog er sich nach Basel zurück, welches damals der Mittelpunkt aller gegen die Französische Revolution gerichteten Intriguen war. Seines Unterhalts beraubt, wurde er der Berichterstatter an die Höfe zu Wien, Berlin und London und arbeitete in dieser Stellung mit großer Anstrengung an der Fortsetzung des Kampfes gegen die franz. Republik. Die Angriffe auf das Benehmen Bonaparte's in Italien zogen ihm 1796 die Verbannung aus Basel zu. Er ging nach Zürich und von da nach Freiburg im Breisgau, wo er den Winter von 1798 in den traurigsten Verhältnissen zubrachte. Im J. 1799 begab er sich nach London und gründete daselbst das politische Journal „Mercure britannique". Ob-

schon ihn die Regierung nicht unterstützte, nahm doch sein von den Zeitumständen begünstigtes Blatt bald den glänzendsten Aufschwung. Doch starb er schon 10. Mai 1800. Seine mit fünf Kindern hinterlassene Witwe erhielt eine Unterstützung von der brit. Regierung. M. war seinen politischen Doctrinen nach ein Anhänger der brit. Verfassung, die er auch Frankreich zudachte. Sein Stil ist zwar nicht correct, aber kräftig und wirksam; seine Gedanken sind ernst und tief. Zu erwähnen sind auch seine Schriften: „Du principe des factions en général, et de celles qui divisent la France" (1791); „Correspondance politique, pour servir à l'histoire du républicanisme français" (Hamb. 1796); „Essai sur la destruction de la ligue et de la liberté helvétique" (Lond. 1798).

**Mallorca** oder **Majorca**, die größte der zu Spanien gehörenden Balearischen Inseln im Mittelländischen Meere, welche nebst den Pityusischen Inseln das Königreich Mallorca bilden, hat einen Flächeninhalt von 63 QM. Sie ist meist gebirgig; namentlich zieht sich an der Nordwestseite eine Bergkette hin, deren höchste Spitze der 4506 F. hohe Silla de Torellas ist, und die in mehre Vorgebirge, wie Formentor, Calaf Figuera und Dragonera, ausläuft. Dessenungeachtet hat sie ein mildes Klima und ist fruchtbar. Als Haupterzeugnisse liefert sie Seide, Wein, Öl, Südfrüchte, Safran, Salz, Vieh und Wild. Getreide wird nicht ausreichend erbaut, weil man den Boden nicht zweckmäßig zu benutzen versteht. Die ganze Insel hat an den Küsten feste Wachtthürme aus der Zeit der türk. Seeräuber. Die Bewohner, an Zahl 180000, zeichnen sich durch Arbeitsamkeit und Tapferkeit aus. Sehr viel haben sie vom Gelben Fieber zu leiden, das sie oft heimsucht. Der span. Regierung dient die Insel als Verbannungsort für politisch Verdächtige. Sie zerfällt in drei Partidos: Inca im N., Manacor im O. und Palma im S. und W. Die befestigte Hauptstadt **Palma**, mit 41700 E., ist der Sitz des Generalcapitäns des Königreichs Mallorca, eines Bischofs, einer Universität und einer Akademie der zeichnenden Künste. Die Stadt hat einen großen Dom, eine prächtige Börse und einen durch zwei Forts vertheidigten und durch einen 4380 F. langen Steindamm geschützten Hafen mit Leuchtthurm und treibt neben Fabrikation in Tuch, Taffet und fein eingelegten Tischlerarbeiten ansehnlichen Handel. Außerdem sind noch zu erwähnen die Hafenstadt **Alcudia**, mit 11400 E., welche sehr ungesund liegt, Korallenfischerei treibt und sonst der Aufbewahrungsort für Staatsgefangene war, ferner die Städte Inca mit 4800 und Pollenza mit 6500 E. im Norden, Manacor mit 11000 und Felanix mit 9800 im Osten und Andraix mit 5000 E. im Süden.

**Malmaison**, ein Lustschloß, 2½ Stunden westlich von Paris, im Mittelalter ein Maierhof, Mala domus genannt, weil er in der Gegend lag, wo die Normannen im 9. Jahrh. gelandet, gehörte früher dem Minister Richelieu und war dann eine Besitzung der Kaiserin Josephine, die es zu einer der reizendsten Anlagen in der Nähe der Hauptstadt umschuf, und aus deren Erbe es an ihren Sohn, den Herzog Eugen von Leuchtenberg, überging. Obschon M. nach der zweiten Einnahme der Hauptstadt 1815 vielfach verwüstet wurde, so waren doch noch Gegenstände genug vorhanden, welche an die glanzvollen Tage der Kaiserregierung erinnerten; allein sie nahmen immer mehr und mehr ab, bis endlich 1829 auch die Mobilien versteigert wurden, welche Engländer und Freunde des Kaisers zu hohen Preisen erstanden. Im J. 1842 wurde M. für die Königin Maria Christine von Spanien angekauft.

**Malmedy**, eine Kreisstadt im Regierungsbezirk Aachen der preuß. Rheinprovinz, hat 4500 E., welche die bedeutendsten Gerbereien und Lederfabriken des preuß. Staats, aber auch Fabriken in Tuch, Papier, Preßspänen unterhalten, Leimsiederei treiben und die Producte dieser Industrie in den Handel bringen. Auch ist daselbst eine kräftige mineralische Quelle, die aber wegen der Nähe von Spaa nicht zu großem Ruf gelangte. Früher war M. eine reichsunmittelbare Benedictinerabtei, die, um die Mitte des 7. Jahrh. gestiftet, mit Stablo unter einem Fürstabte stand, dessen Besitzungen in dem Fürstenthume Stablo, wozu M. gehörte, und in der Grafschaft Ligne bestanden, die im Frieden zu Luneville 1801 an Frankreich kamen.

**Malmesbury** (James Harris, Graf von), engl. Diplomat, Sohn des Sprachforschers James Harris, ward 9. April 1746 zu Salisbury geboren. Er machte seine Studien auf den Universitäten Oxford und Leyden, ward 1767 zum Legationssecretär in Madrid und bereits 1771 zum Gesandten in Berlin ernannt. Als solcher lebte er vier Jahr an dem Hofe Friedrich's II. und ging dann als bevollmächtigter Minister nach St.-Petersburg. Seine Bemühungen, Rußland zur Eingehung eines Schutz- und Trutzbündnisses mit Großbritannien zu bewegen, mislangen zwar, doch erwarb er sich die persönliche Freundschaft der Kaiserin Katharina. Im J. 1782 wurde er auf sein Gesuch abberufen, um England im Haag zu vertreten, ging indessen 1793 wieder nach Deutschland, wo er die Heirath des Prinzen von Wales

mit der unglücklichen Karoline von Braunschweig zu Stande brachte. In den J. 1796 und 1797 unterhandelte er ohne Erfolg mit der franz. Republik in Paris und Lille. Nachdem er schon 1788 zum Lord M. erhoben worden, erhielt er 1800 den Grafentitel, mußte aber wegen einer Taubheit, von der er bald nachher befallen ward, der Diplomatie entsagen. Doch blieb er stets mit den berühmtesten Staatsmännern seiner Zeit in Verbindung. Seinen politischen Grundsätzen nach war er ein Whig, schloß sich jedoch bei der Spaltung in der Whigpartei 1793 an Burke an. Er starb 21. Nov. 1820. Seine Memoiren („Diary and correspondence of James Harris, first Earl of M.", 2 Bde., Lond. 1846), aus welchen der thätige Antheil hervorgeht, den er an den großen Ereignissen zu Ende des vorigen Jahrh. nahm, bieten für die geheime Geschichte der Höfe und politischen Parteien reichen Stoff dar. — **Malmesbury** (James Howard Harris, Graf von), Enkel des Vorhergehenden, geb. 26. März 1807, heirathete 1830 die Tochter des Grafen von Tankerville und wurde Mitglied des Unterhauses, ohne sich jedoch auszuzeichnen. Nachdem er bisher den Titel eines Viscount Fitzharris geführt, folgte er 1841 seinem Vater als Graf von M. In der literarischen und politischen Welt machte er sich besonders durch die Herausgabe der Denkwürdigkeiten seines Großvaters bekannt, wobei ihn indeß der Vorwurf traf, mehre von andern Personen herrührende Documente ohne Autorisation veröffentlicht zu haben. Um diese Zeit schloß er auch ein Freundschaftsbündniß mit dem als Verbannter in England lebenden Prinzen und nachherigen Kaiser Ludwig Napoleon Bonaparte. Ein eifriger Anhänger der Protectionistenpartei war er doch in staatsmännischer Hinsicht ohne alle Erfahrung, als ihn Lord Derby bei Bildung seines Cabinets im Febr. 1852 zum Staatssecretär für das Auswärtige ernannte. Er zeigte sogleich die Neigung, ein von dem Whigministerium verschiedenes System anzunehmen. Indem er sich Östreich näherte, suchte er das Zerwürfniß mit Toscana in der Mather'schen Angelegenheit durch einen wenig ehrenvollen Vergleich zu beendigen und ließ sich sogar herbei, eine Art von Cartellvertrag mit Frankreich abzuschließen, der jedoch im Oberhause verworfen wurde. Bei Festsetzung der dän. Thronfolgeordnung zeigte er sich Rußland gefällig, während er zugleich durch übereilte Schritte in der Fischereifrage sich der Gefahr eines Bruchs mit den Vereinigten Staaten aussetzte. Die Anerkennung des franz. Kaiserthums geschah durch M. mit ungewöhnlicher Eile und wurde dem Oberhause gegenüber in einer sehr auffallenden Rede entschuldigt. Mit der Auflösung des Ministeriums Derby (1852) trat auch er vom Schauplatz zurück. Anfang 1853 machte er eine Reise nach Frankreich, um dem neuen Kaiser seine Glückwünsche darzubringen.

**Malmö**, die Hauptstadt des gleichnamigen schwed. Län (84 QM. mit 235000 E.), d. i. des südwestlichen Theils von Schonen, am Sunde und in einer fruchtbaren Gegend gelegen, Sitz des Landeshauptmanns, war früher mit Festungswerken umgeben, an deren Stelle jetzt schöne Promenaden und Gärten erstanden sind. Die Stadt besitzt aber noch das alte feste Schloß Malmöhuus, welches Erich der Pommer 1434 anlegte. Die Bürger zerstörten 1534 dasselbe, doch Christian III. baute es 1537 wieder auf; jetzt dient es zur Kaserne, zum Gefängniß und Correctionshause. Die Stadt hat zwei Kirchen, die Peters- und die Deutsche oder Karlskirche, außerdem eine Hospitalkirche und Schloßkapelle, ferner an dem großen, mit Bäumen umpflanzten Marktplatze ein schönes Rathhaus mit dem prachtvollen Magistrats- und dem großen Knutssaale, ein Theater, einen Amaranthenorden und eine Knutgilde, welche zum Andenken König Knut's des Heiligen (gest. 1086) gestiftete Brüderschaft jetzt nur noch gesellige Zwecke verfolgt. Die 10000 E. unterhalten Tabacks-, Seife-, Zucker-, Tuch-, Handschuh-, Strumpf- und Ölfabriken und treiben lebhafte Schiffahrt und Handel, namentlich mit Korn. Von den Schloßwällen hat man bei klarem Wetter eine schöne Aussicht bis nach Kopenhagen, wohin, sowie nach Lübeck, regelmäßige Dampfschiffahrt stattfindet. M. wird schon 1259 als Landungsstelle unter dem Namen Malnhauge, später als Malmöge oder Malmey (lat. Malmogia) erwähnt und von den Deutschen im Mittelalter oft wegen seiner Lage genannt. Am 23. April 1523 wurde zu M. von den Dänen ein Friede mit den Hanseaten und ein Waffenstillstand mit Gustav Wasa von Schweden geschlossen. Im folgenden Jahr hatte Gustav Wasa mit dem neuen Könige Friedrich I. von Dänemark in M. eine Zusammenkunft, um von diesem die Anerkennung als König zu erlangen und sich mit ihm gegen den vertriebenen Christian II. zu verbinden. Durch den Receß vom 1. Sept. wurde bei dieser Gelegenheit die Kalmarische Union für alle Zeiten aufgelöst. Von Christian III. wurde M. 1535 belagert und 1536 erobert, von den Dänen 1676, 1677 und im Winter 1709 auf 1710 abermals belagert. Am 2. Aug. 1842 litt die Stadt durch eine große Feuersbrunst und 26. Aug. 1848 wurde daselbst ein Waffenstillstand auf sieben Monate zwischen Dänemark und Preußen geschlossen.

**Malou** (Julius), belg. Staatsmann, geb. zu Ypern 1810, Mitglied der zweiten Kammer seit 1841, woselbst er streng die Interessen der kath. Partei vertritt, war zuerst Director im Justizministerium, dann Gouverneur von Antwerpen. Am 30. Juli 1845 wurde er an der Seite des liberalen van de Weyer zum Finanzminister berufen. Als die van de Weyer'sche Versöhnungspolitik misglückte (März 1846) und die durchaus antiliberale Verwaltung de Theux' an die Stelle derselben trat, blieb M. in seiner Stellung bis zum Sturze des Cabinets im darauf folgenden Jahre. Von da aber gehörte M. zur schärfsten Oppositionspartei. Als Geschäftsmann wie wegen seiner klaren, obschon etwas trockenen Beredtsamkeit, die sich nicht immer von Bitterkeit fern zu halten weiß, gilt er mit Recht als eine der hervorragendsten parlamentarischen Persönlichkeiten Belgiens. — Sein Bruder **Joh. Bapt. M.**, seit 1835 Professor der Dogmatik zu Löwen, seit 1848 Bischof von Brügge, hat sich theologische Berühmtheit erworben durch das vielverbreitete Buch „La lecture de la Sainte Bible en langue vulgaire, jugée d'après l'écriture, la tradition et la saine raison" (2 Bde., Löwen 1846; deutsch von Clarus, Regensb. 1848, und von Stöveken, Schaffh. 1849).

**Malouinen**, s. Falklandsinseln.

**Malpighi** (Marcello), ital. Anatom, Physiolog und Physiker, geb. 1628 zu Crevalcuore im Gebiete von Bologna, studirte auf der Universität zu Bologna, wo er auch Professor der Arzneikunde wurde. Im J. 1657 ging er in gleicher Eigenschaft nach Pisa, kehrte aber nach drei Jahren nach Bologna zurück, da die dortige Luft ihm nicht zusagte. Hierauf wurde er 1662 Professor der Medicin in Messina, gerieth aber sehr bald mit den Galenisten und Arabern in Streitigkeiten, die ihn abermals zur Rückkehr nach Bologna bewogen. Endlich berief Papst Innocenz XII. ihn 1691 nach Rom und ernannte ihn zu seinem Arzte und Kammerherrn. Hier starb er 29. Nov. 1694. Er war der Erste, der sich zur Untersuchung des Blutumlaufs des Mikroskops bediente. Seine Beobachtungen hierüber theilte er in zwei Briefen an Borelli unter dem Titel „De pulmonibus" mit. Seine Abhandlungen über Gehirn, Zunge, Netzhaut, Tastorgan, Bau der Eingeweide, Nerven, Milz, Uterus u. s. w., sowie über den Seidenwurm, die Bildung des Jungen im Ei, über die Drüsen und besonders über die Anatomie der Pflanzen enthalten scharfsinnige und lehrreiche Beobachtungen. Seine „Opera" erschienen zu London 1686 (2 Bde.; vermehrt, 2 Bde., Leyd. 1687) und seine „Opera posthuma" 1697 und zuletzt sehr vermehrt unter dem Titel „Opera medica et anatomica varia" (Ven. 1743).

**Malplaquet**, Dorf im Bezirk von Avesnes im franz. Norddepartement, wurde durch die Schlacht zwischen den verbündeten Östreichern und Engländern und den Franzosen 12. Sept. 1709 bekannt. Nach der Eroberung von Tournay durch die Verbündeten hatte der franz. Marschall Villars sich in der mit vielem Buschwerk bewachsenen Gegend zwischen Aulnois und M. aufgestellt und durch Verschanzung der Gehölze, an welche er seine Flügel lehnte, gedeckt. Hier wurde er von Eugen und Marlborough angegriffen, und den Engländern gelang es, sein Centrum zu durchbrechen und so seine Flügel zu trennen. Villars selbst wurde schwer verwundet, sodaß Bouflers das Commando übernehmen mußte, der sich mit der Armee über Bavay nach Valenciennes zurückzog, ohne daß er verfolgt wurde. Die Franzosen hatten 15000, die Verbündeten 18000 Mann verloren.

**Malsburg** (Ernst Friedr. Georg Otto, Freiherr von der), bekannt als Übersetzer des Calderon, geb. 23. Juni 1786 zu Hanau, wurde wegen des unstäten Garnisonlebens seines Vaters, welcher in kurhess. Diensten stand, von seinem Oheim, der kurhess. Minister war, in Kassel erzogen und besuchte später das dasige Gymnasium, seit 1802 die Universität zu Marburg, wo er sich für die diplomatische Laufbahn vorbereitete. Nach beendeten Studien begleitete er seinen Oheim nach Paris, wo er ein ganzes Jahr verweilte. Nach der Rückkehr wurde er 1806 Assessor in der Regierung, unter der westfäl. Regierung Auditor im Staatsrathe, 1808 Legationssecretär in München und 1810 in Wien, von wo er erst 1813 nach Kassel zurückkehrte. Zwar mußte er nach der Rückkehr des Kurfürsten in die Stellung zurücktreten, die er vor dem Eintritte der Fremdherrschaft innegehabt hatte, allein schon im nächsten Jahre wurde er Justizrath und 1817 Regierungsrath. Noch in demselben Jahre wurde er als Geschäftsträger seiner Regierung nach Dresden gesendet, und hier war es, wo er im Umgange mit Tieck, Löben und Kalckreuth die glücklichsten Jahre seines Lebens größtentheils zubrachte. Er starb 20. Sept. 1824 auf dem ihm aus der Erbschaft seines Oheims zugefallenen Schlosse Eschenberg. Seine eigenen „Gedichte" (Kass. 1817 und Lpz. 1821) sind meist in dem von Schlegel angeregten südlichen Tone verfaßt. Werthvoller sind die religiösen Gedichte; doch auch in ihnen ist Novalis als Vorbild leicht erkennbar. Bedeutenden Ruf erwarb er sich durch seine Verdeutschung der Schau-

spiele Calderon's (6 Bde., Lpz. 1819—25) und durch die drei frei behandelten Dramen Lope de Vega's unter dem Titel „Stern, Scepter, Blume" (Dresd. 1824). In den letzten Jahren lieferte er auch zahlreiche kritische Beiträge in Zeitschriften. Nach seinem Tode gab die Stiftsdame von Calenberg seinen „Poetischen Nachlaß und Umrisse aus seinem Leben" (Kass. 1825) heraus.

**Malstrom** oder Moskoëstrom, der berühmteste aller Strudel, an der norweg. Küste, zwischen den Inseln Moskoe und Moskenas (s. Loffoden), gleicht einem umgekehrten hohlen Kegel und hat einen so undeschreiblich heftigen Wassersturz, daß auf der einen Seite die Schiffe bis auf eine Entfernung von fast sechs Meilen ihn meiden müssen.

**Malta** (Melite), eine Insel im Mittelländischen Meere zwischen Sicilien und der afrik. Küste, hat mit den ganz nahe dabei liegenden Inseln Gozzo, Comino und dem undewohnten Cominotto, die dazu gerechnet werden, einen Flächeninhalt von $5^3/_4$ QM., wovon auf M. allein $4^1/_2$, auf Gozzo $1^1/_4$ QM. kommen, und zählt mit denselben die überdichte Bevölkerung von 128360 E., oder 22323 auf einer QM. Der Boden, bestehend aus verwittertem Kalkfelsen mit Höhlen und Grotten, ist mühsam durch Erde, die man aus Sicilien herbeigeholt hat, fruchtbar gemacht worden, ziemlich hügelig und voll Steinklippen, dessenungeachtet aber jeder Zoll Landes benutzt. Das Klima ist heiß, doch durch Seewinde abgekühlt und gesund. An Ziegen, Schafen, Eseln, Geflügel, Fischen und köstlichem Honig fehlt es nicht. Man erbaut Hülsenfrüchte, Gemüse, Sodapflanzen, besonders viel Baumwolle, Zuckerrohr, schönes Obst und Südfrüchte, die an Güte die italienischen übertreffen, auch etwas Wein, der dem spanischen gleich kommt, Getreide jedoch für den Bedarf nicht ausreichend. Die Flora ist sehr üppig, besonders waren die Rosen schon im Alterthume berühmt. Waldungen fehlen; nur der südwestliche Theil der Insel enthält etwas Holzung. Man bricht Marmor, Alabaster und gute Bausteine; Salz wird aus Seewasser bereitet. Der Gewerbfleiß beschränkt sich auf die Verfertigung von baumwollenen und seidenen Zeugen, von Cigarren und Tischlerwaaren. Dagegen sind Handel und Schiffahrt sehr bedeutend. Die Einwohner, ein Gemisch sämmtlicher Völker, die nach und nach die Insel beherrscht haben, insbesondere der Araber, sprechen in den Städten italienisch, auf dem Lande aber ein mit Wörtern vieler andern Sprachen gemischtes, verdorbenes Arabisch. Öffentliche Geschäftssprache ist seit 1823 das Englische. Die Malteser sind geschickte Handelsleute, Fischer und Seeleute und bekennen sich zur kath. Kirche. Die Insel ist der Mittelpunkt des engl. Dampfschiffahrtssystems im Mittelmeere, sowie sie auch von großer strategischer Wichtigkeit ist, indem die Engländer durch sie, nebst Gibraltar und den Jonischen Inseln, das Mittelmeer beherrschen, weshalb sie dieselbe sehr befestigt und große Werfte und Arsenale hier angelegt haben. Die Hauptstadt der Insel ist Lavalette (s. d.). Die alte Hauptstadt, **Malta**, auch **Civita-Vecchia** genannt, mit 6500 E. und antiken Ruinen, liegt im Innern der Insel. In dem ehemaligen Lustschlosse des Großmeisters, Il Boschetto, befindet sich gegenwärtig eine Seidenmanufactur. M. und Gozzo waren um 1400 v. Chr. tyrisch-phöniz. Colonien, von deren Bauwerken sich noch jetzt auf Gozzo Spuren finden. Schon während ihrer heroischen Zeit soll die Insel den Griechen bekannt gewesen sein, die sie angeblich damals Ogygia benannten und die Nymphe Kalypso dahin versetzten, deren angebliche Grotte noch jetzt gezeigt wird. Die Inseln wurden um 400 v. Chr. von den Karthagern besetzt, an deren Stelle im zweiten Punischen Kriege die Römer traten. Im J. 56 n. Chr. scheiterte hier der Apostel Paulus, der nach der Sage bereits damals eine christliche Gemeinde gegründet haben soll, und noch zeigt man die Höhle, in der er sich damals aufgehalten. Im J. 454 n. Chr. eroberten die Vandalen die Insel, 494 die Gothen, 533 die Byzantiner unter Belisar, 870 die Araber, die dieselbe **Maltache** nannten und mit einer geringen Unterbrechung bis 1090 besaßen, in welchem Jahre sie die sicil. Normannen einnahmen und als ein Marquisat mit Sicilien verbanden, dessen Schicksale sie bis 1530 theilte, wo sie von Karl V. dem Johanniterorden (s. d.), der nun **Malteserorden** hieß, als ein Lehn des Königreichs Sicilien zugetheilt wurde. Bonaparte nahm sie auf seinem Zuge nach Ägypten 1798 unter dem Großmeister von Hompesch (s. d.) durch Verrath ohne Widerstand ein; doch mußte sich die franz. Besatzung 1800 an die Engländer ergeben. Im Frieden von Amiens wurde zwar die Rückgabe der Insel an den Orden, unter neutraler Garantie, versprochen, von England aber 1803 verweigert. Im Frieden von Paris 1814 verblieb sie den Engländern, die in der innern Verfassung wenig geändert haben. Sie steht unter einem brit. Gouverneur und hat eine engl. Besatzung; die Obrigkeiten und Rechtsbehörden aber wählen die Bewohner aus ihrer Mitte. Die Staatseinkünfte betragen gegen 100000 Pf. St., werden aber bedeutend durch die Ausgaben überwogen. Als Souverän von M. stiftete 1810 der König von England den St.-Georg- und St.-Michaelsorden. Vgl. Boisgelin, „Ancient and modern M." (2 Bde., Lond.

1805); Bres, „M. antica illustrata" (Rom 1816); Avalos, „Tableau historique, politique, physique et moral de M. et de ses habitants" (Par. 1830).

**Maltebrun** (Konr.), eigentlich Malthe Bruun, bekannt als Geograph, geb. 1775 in einer angesehenen jütländ. Familie, studirte in Kopenhagen und warf sich, als die Französische Revolution ausgebrochen, mit jugendlichem Eifer auf die Politik. Er schrieb eine heftige Satire gegen die Aristokraten unter dem Titel „Katechismus der Aristokraten" (1795), wurde gerichtlich verfolgt und flüchtete nach Schweden. Zwei Jahre nachher kehrte er zurück, mußte aber, da er die Machthaber von neuem reizte, abermals flüchten und wurde 1800 in contumaciam zu ewiger Verbannung verurtheilt. Er ging nun nach Paris, wo er vom Unterrichtgeben lebte; auch begann er für Journale zu schreiben. Seit 1806 war er einer der Hauptmitarbeiter an dem „Journal des débats"; 1808 unternahm er die „Annales des voyages, de la géographie et de l'histoire" (24 Bde.), die er 1814 schloß, und 1818 mit Eyries die „Nouvelles annales des voyages etc.". Nach Napoleon's Sturze, zu dessen Gunsten er bis ans Ende seiner Regierung schrieb, gab er das Blatt „Le spectateur", heraus, das mit dem dritten Bande einging, und 1815 wurde er Mitarbeiter an der ultraroyalistischen „Quotidienne". Auch versuchte er in einer besondern Schrift die auf dem Wiener Congreß erfundene Legitimitätstheorie zu vertheidigen. Später trat er wieder beim „Journal des débats" ein, dessen Mitarbeiter er bis an seinen Tod blieb, der 14. Dec. 1826 erfolgte. Sein Hauptwerk ist der „Précis de la géographie universelle" (8 Bde., Par. 1824—28, mit einem Atlas), dessen zwei letzte Bände Huot lieferte, der dann auch die zweite Auflage besorgte. Auch an dem trefflichen „Dictionnaire géographique universel" (8 Bde., Par. 1821) hatte M. bedeutenden Antheil, sowie bei der Stiftung der pariser Geographischen Gesellschaft, deren Secretär er eine Zeit lang war. Seine „Mélanges scientifiques et litéraires" (3 Bde., Par. 1828) gab Nachet heraus.

**Malter**, ein Getreidemaß vieler deutschen Staaten und der Schweiz von sehr abweichender Größe. In Preußen (wo das Maltermaß aber kein gesetzliches ist) begreift dasselbe 12 Scheffel oder ½ Wispel = 659,538 franz. Litres; in Sachsen ebenfalls 12 Scheffel oder ½ Wispel = 1247,82 Litres; in Hannover 6 Himten = 186,91 Litres; das neue schweiz. Malter von 10 Vierteln (Quarterons) und das bad. Malter von 10 Sester sind die nämlichen und = 150 Litres oder 1½ Hectolitre.

**Malteserorden**, s. Johanniterorden.

**Malthus** (Thom. Rob.), ein berühmter engl. Nationalökonom, geb. 1766 zu Rockery in der Grafschaft Surrey, studirte in Cambridge, wo er nachher eine untergeordnete Lehrerstelle bekleidete und eine geistliche Pfründe erhielt. Im J. 1804 kam er als Professor der Geschichte und politischen Ökonomie an das Collegium der Ostindischen Compagnie zu Haileybury, welches Amt er bis zu seinem Tode verwaltete. Noch ehe er dahin abging, hatte er seinen berühmten Versuch über die Principien der Bevölkerung: „Essay on the principles of population" (Lond. 1798; deutsch von Hegewisch, 2 Bde., Altona 1807), veröffentlicht, und das Aufsehen und der Widerspruch, den seine kühnen und paradoxen Behauptungen machten, veranlaßten ihn, seine Ansichten zu einem Systeme auszubilden. Er bereiste 1800 den Continent, stellte die gründlichsten Untersuchungen über die Bevölkerungsverhältnisse an und ließ sein Buch in neuer Gestalt wiederholt (5. Aufl., 3 Bde., Lond. 1817) erscheinen. Wie schon vor ihm der Schotte Wallace, der Engländer Townshend und der Italiener Ricci, behauptete auch M., daß die Vermehrung der Subsistenzmittel nicht gleichen Schritt mit der Vermehrung der Bevölkerung halte. Nach ihm wächst die letztere in geometrischer Progression von 20 zu 20 Jahren, wie 1, 2, 4, 8, 16, während die Hülfsmittel der Unterhaltung nur in dem Verhältniß wie 1, 2, 3, 4, 5 steigen. Er schließt daraus, daß der Staat im Interesse des Ganzen das Wachsthum der Bevölkerung gewaltsam beschränken und auf das Maß der Existenzmittel zurückführen müsse. Die Schwärmerei der deutschen und franz. Philosophen von der Perfectibilität des Menschengeschlechts hatte M. zur Durchführung dieser rein auf abstracten Zahlenverhältnissen beruhenden Theorie geführt. Wie sehr auch schon die Thatsachen seine allgemeinen Grundsätze widerlegten, erwarb er sich doch mannichfaltige Verdienste durch seine statistischen Untersuchungen, die 1834 bei der Reform der Armengesetze in England benutzt wurden. Als sein gründlichster Gegner gilt M. Th. Sadler, welcher „The law of population" (2 Bde., Lond. 1830) herausgab. Außerdem schrieb M. „Principles of political economy" (3 Bde., Lond. 1819—20) und „Definitions in political economy" (Lond. 1827). Er starb zu Bath 29. Dec. 1834.

**Maltitz** (Apollonius, Freiherr von), bekannt als Dichter, geb. 1795, ist der Sohn Pet. Friedr. von M.', der russ. Gesandter an den Höfen von Lissabon, Stuttgart und Karlsruhe

war und 1826 starb. Seine Vorfahren hatten sich zu Anfange des 18. Jahrh. aus Deutschland nach Rußland übergesiedelt. Er widmete sich der diplomatischen Laufbahn, wurde 1830 Attaché bei der russ. Gesandtschaft in Rio-Janeiro, 1836 Legationsrath und Gesandtschaftssecretär in München und ist gegenwärtig russ. Staatsrath und Geschäftsträger am Hofe zu Weimar. Als Mensch wie als Dichter zeichnen ihn tiefes Gefühl, Tüchtigkeit und Bravheit der Gesinnung und Adel des Gemüths aus. Namentlich hat er ein entschiedenes Talent für Sinngedichte und Gedichte humoristisch-satirischen Inhalts. Seiner Erstlingsschrift, „Gedichte" (Karlsr. 1817), folgten die „Geständnisse eines Rappen mit Anmerkungen seines Kutschers" (Berl. 1826). Nächst seinen „Gedichten" (2 Bde., Münch. 1838) ließ er „Dramatische Einfälle" (2 Bde., Münch. 1838—43) und „Drei Fähnlein Sinngedichte" (Berl. 1844) erscheinen. Zu Anfange des J. 1839 wurde er Mitredacteur der „Theeblätter", die sich später in „Deutsche Blätter" umwandelten. — Sein älterer Bruder, Franz Friedr., Freiherr von M., außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister des russ. Hofs im Haag, geb. 1794, war 1826 und 1827 Geschäftsträger bei den Vereinigten Staaten und bekleidete 1832 als Wirklicher Staatsrath und Legationsrath den Posten eines Geschäftsträgers am preuß. Hofe, worauf er nach dem Haag versetzt wurde. Er machte sich in der deutschen Literatur einen Namen besonders durch seine Fortsetzung des Schiller'schen „Demetrius" (Karlsr. 1817). Außerdem ließ er erscheinen „Gedichte" (Karlsr. 1816); „Athalie, ein Trauerspiel nach Racine"; „Alzire, ein Trauerspiel nach Voltaire"; „Die Geister auf Yburg, eine Rittersage"; „Phantasiebilder, gesammelt am malerischen Ufer der Spree" (Berl. 1834), worin außer eigenen Dichtungen auch gelungene Übersetzungen aus dem Russischen, Englischen und Italienischen enthalten sind.

**Maltitz** (Gotthilf Aug., Freiherr von), deutscher Dichter, geb. zu Königsberg in Preußen 9. Juli 1794, wurde ungeachtet eines gebrechlichen Körpers von seinen Ältern dem Forstfache bestimmt, das er auf der Forstakademie zu Tharand studirte. Als 1812 Preußen zum Freiheitskampf aufrief, ließ sich auch M. nicht abhalten, in die Reihen der Freiwilligen einzutreten. Nach beendigtem Kriege widmete er sich wieder dem Forstfache, bis eine Satire auf zwei seiner Vorgesetzten, die er anonym hatte drucken lassen, ihn jeglicher Aussicht auf Beförderung beraubte. Hierauf unternahm er eine Reise nach Italien und wählte dann Berlin zu seinem Aufenthalte. Bald machte er sich durch seine schriftstellerischen Erzeugnisse, sowie durch politischen Liberalismus bekannt. In seinem dramatischen Versuche „Der alte Student" sprach er seine Theilnahme für Polen deutlicher aus, als es die Censur zugestand. Als er dennoch die Schauspieler der königsstädtischen Bühne überredete, die gestrichenen Stellen bei der ersten Darstellung, welcher der König selbst beiwohnte, mitzusprechen, mußte er auf Cabinetsbefehl Berlin sofort verlassen und begab sich nun 1828 nach Hamburg. Die Julirevolution in Frankreich fand an ihm einen überschwänglichen Enthusiasten. Er ging gegen Ende 1830 nach Paris, kehrte jedoch wenig befriedigt 1831 wieder nach Deutschland zurück und wendete sich nach Dresden, wo er in der Zurückgezogenheit lebte und 7. Juni 1837 starb. Bei gesundem Witze und bedeutender Dichtergabe besaß M. doch nicht genug Durchbildung, um als Schriftsteller für die Dauer Fuß zu fassen. Dabei war er eitel und zerfiel seiner politischen Ansichten wegen zuletzt gänzlich mit dem Bestehenden. Das Gemüthlich-Scherzhafte gelang ihm am besten, davon zeugen seine frühern Schriften, wie „Ränzel und Wanderstab" (2 Bde., Berl. 1821—23) und die „Humoristischen Raupen, oder Späßchen für Forstmänner und Jäger" (4. Aufl., Berl. 1839). Auch versuchte er sich im Fache der religiösen Erbauungsliteratur und gab „Sonnenblicke, Gesänge religiösen Inhalts" (6. Aufl., Zitt. 1834) heraus. Einiges Aufsehen machte in der Literatur sein „Gelasius, der graue Wanderer im 19. Jahrh., ein Spiegelbild unserer Zeit" (Lpz. 1826). Später versetzte er seine Productionen mit Politik, wie die „Jahresfrüchte der ernsten und heitern Muse" (Lpz. 1834—35; 2. Aufl., Lpz. 1843). Eine Quintessenz seiner politischen Satire gab er in den „Pfefferkörnern" (4 Hefte, Hamb. 1831—34). Von seinen dramatischen Arbeiten: „Schwur und Rache, ein Trauerspiel" (Berl. 1826); „Hans Kohlhas" (Berl. 1828); „Olivier Cromwell, oder die Republikaner" (Hamb. 1831) und „Die Leibrente", eine Posse, mitgetheilt in Franck's „Taschenbuch dramatischer Originalien", wurden die letztere und „Hans Kohlhas" mit Beifall gegeben. Auch veröffentlichte M. „Balladen und Romanzen" (Lpz. 1832).

**Malvaceen** oder **Malvengewächse** (Malvaceae) heißt eine Pflanzenfamilie, als deren Repräsentant die Malve (s. d.) anzusehen ist. Die meisten dieser Gewächse wachsen innerhalb der Wendekreise, die übrigen in dem gemäßigten Klima beider Hemisphären; von den Erdtheilen besitzt Amerika die bei weitem größte Anzahl der Arten, die wichtigsten aber gehören der Alten Welt an. Die hierher gehörigen Pflanzen sind in ihrer äußern Form einander sehr ähnlich und

stimmen auch hinsichtlich ihrer chemischen Bestandtheile sehr miteinander überein. Alle enthalten einen schleimigen Stoff in großer Menge, der bei den ausdauernden Arten besonders in der Wurzel reichlich enthalten ist, und in den Samen zugleich ein fettes Öl. Sehr wenige enthalten eine freie Säure, wie der dreitheilige Hibisch (Hibiscus Sabdariffa); mehre besitzen einen bisamartigen, manche auch einen widrigen Geruch. Zum Theil werden sie im jungen Zustande als Gemüse benutzt, und mehre erlauben eine ähnliche Benutzung wie Lein und Hanf zu Geweben, wie der hanfartige Eibisch (Althaea cannabina), der hanfartige Hibisch (Hibiscus cannabinus) und vor allen die Baumwolle (s. d.). Einige werden zum Geld-, Schwarz- oder Rothfärben gebraucht; so färben sich die Chinesen mit den Blumen des rosenartigen Hibisch (Hibiscus rosa Sinensis) die Augenbrauen, aber auch die Schuhe schön schwarz. Viele werden bei uns als Zierpflanzen in Gärten gezogen, wie die Malope, der Roseneibisch, die Sammetpappel (Abutilon), die Tutenmalve (Malvaviscus), mehre Arten des Hibisch (Hibiscus) u. a.

**Malvasier** wird der ursprünglich bei Napoli di Malvasia in Morea und nächstdem auf Cypern, Candia und andern Inseln des Archipels wachsende rothe und weiße Wein genannt, welcher sehr süß, fein und geistig ist und durch einen eigenthümlichen Geruch und Geschmack sich auszeichnet. Den im Handel gewöhnlich vorkommenden Malvasier liefern Teneriffa, die Azoren, die Liparischen Inseln, Sardinien, Sicilien und die Provence.

**Malve** (Malva) ist der Name einer Pflanzengattung, deren fünfspaltiger Kelch mit einem dreiblätterigen Nebenkelche umgeben ist, die Staubfäden in eine Röhre verwachsen sind und die zahlreichen, einsamigen, wirtelig an eine Achse befestigten Theilfrüchte eine niedergedrückt-kugelige Spaltfrucht bilden. Sie umfaßt Kräuter und Sträucher mit ganzen, eckigen oder gelappten Blättern; die Blüten stehen gestielt einzeln oder gehäuft in den Blattwinkeln, sehr selten in Ähren, Trauben oder Rispen. In ganz Europa ist an Wegen, Zäunen, Mauern und auf Schutthaufen ganz gemein die **Waldmalve** (M. sylvestris), auch große **Käsepappel** oder **Roßpappel** genannt, mit stets aufrechten Blütenstielen und ziemlich großen bläulichrothen Blüten, und die **rundblätterige Malve** (M. rotundifolia), gewöhnlich **Käsepappel** genannt, mit später herabgeschlagenen Blütenstielen und kleinen weißlichen oder röthlich-weißlichen Blüten. Von beiden sind Blätter und Blüten, welche schleimig und unbedeutend bitterlich schmecken, in der Heilkunde gebräuchlich und werden als erweichende, einhüllende, reizmindernde Mittel gebraucht. Von den Griechen und Römern wurde das junge Kraut als Gemüse gegessen. Die schleimig-süße Wurzel kann ebenso wie die Eibischwurzel (Altheewurzel) angewendet werden. Die in Europa ebenfalls häufig wachsende **schlitzblätterige Malve** (M. Alcea) mit tief zertheilten und eingeschnittenen Blättern wird wegen ihrer großen, schönen, rosenrothen Blumen und ihres zierlichen Ansehens auch in den Gärten cultivirt. Kraut und Wurzel kann wie von den vorigen benutzt werden. Ihr ähnlich, aber weit kleiner ist die **bisamduftige Malve** (M. moschata), die einen schwach moschusartigen Geruch besitzt. Die in den Gärten häufig cultivirte **hohe Stockmalve** gehört der Gattung Eibisch (s. **Althaea**) an.

**Malversation**, s. Unterschlagung.

**Malz** nennt man das zum Bierbrauen, Branntweinbrennen und Essigsieden zubereitete Getreide. Hierzu werden hauptsächlich Gerste und Weizen, seltener Hafer genommen. Das Getreide wird in Bottichen eingeweicht, dann in einer Tenne auf einen Haufen geschüttet, den man, sobald sich die Keime hinlänglich entwickelt haben, umschaufelt, worauf die gekeimte Frucht entweder auf luftigen Böden oder auf geheizten Darren ausgetrocknet wird; ersteres stellt das Luftmalz (Schwelchmalz), letzteres das Darrmalz dar. Außer diesen beiden Arten bereitet man auch noch Filzmalz auf die Art, daß man das aus dem Bottich genommene Getreide in einen Haufen spitzt und in ein Beet von 3—5 Zoll Höhe bringt. Sobald das Malz im Boden fest ineinander gewachsen ist, wird es in regelmäßige Stücke getheilt und das noch nicht gekeimte nach innen zum Keimen gebracht. Nachdem Alles gekeimt, wird das nun fertige Malz mit den Händen gerieben und auf den Welkboden gebracht. Das nicht gekeimte Getreide hat nur in sehr geringem Maße die Eigenschaft, die in ihm enthaltene Säure in Zucker umzuwandeln. Diese Eigenschaft entwickelt sich erst während des Keimens in hohem Grade, sodaß aus diesem Grunde das Getreide zum Behuf der Brauerei u. s. w. in Malz verwandelt wird. Der Gerste aber gibt man hierbei vor andern Getreidearten den Vorzug, weil das Gerstenmalz die zuckerbildende Eigenschaft in noch höherm Maße erlangt als das Malz anderer Getreidearten. Die Veränderungen, welche die Gerste durch das Malzen erleidet, erstrecken sich zunächst auf den Kleber, der löslich wird und die Fähigkeit erhält, Stärkemehl in Zucker überzuführen. Eine Erklärung der Erscheinungen während des Keimens zu geben, ist zur Zeit noch nicht möglich gewesen. Man betrachtet einen eigen-

thümlichen Stoff, die Diastase (s. d.), als den Träger der zuckerbildenden Eigenschaft des Malzes. Es wird jedoch neuern Untersuchungen zufolge diese zuckerbildende Eigenschaft vielmehr dem veränderten Kleber als jenem Stoffe zugeschrieben, der noch niemals dargestellt worden ist und für dessen Vorhandensein keine Thatsachen sprechen. Die Abgänge beim Malzen, der Malzstaub und die Malzkeime, dienen zur Viehfütterung und zur Düngung. Ein gutes Malz muß gleichförmig und weder zu viel noch zu wenig gekeimt, wohlgetrocknet oder geröstet, auch rein, nicht zu alt und verlegen sein und einen starken, angenehmen, süßen Geruch und Geschmack haben. Viele Seestädte, namentlich Danzig, Stralsund, Königsberg, Elbing, Rostock, Wismar, u. s. w., treiben mit Malz starken Handel. Der Malzsyrup wird dargestellt, indem man Kartoffelmehlkleister mit Luftmalz behandelt. Derselbe wird bei einer Temperatur von 56° geklärt und die Flüssigkeit sodann bis zur Syrupdicke abgedampft.

**Mamertiner** nannten sich nach Mamers, wie in oscischer und sabinischer Sprache der röm. Mars hieß, campanische Samniten, die im Solde des Agathokles (s. d.) gestanden und, nach dessen Tode 289 v. Chr. entlassen, sich der Stadt Messana auf treulose Weise bemächtigt hatten. Hier tödteten oder vertrieben sie die männlichen Einwohner und bildeten einen Räuberstaat, der sich durch Züge zur See und zu Lande furchtbar machte. Endlich besiegte sie Hiero II. (s. d.) bei Mylä, wo ihm 8000 Mann entgegenstanden, 265 v. Chr. und bedrängte sie in Messana. Eine Partei nahm Karthager zum Schutz in die Stadt, eine andere wendete sich 264 an die Römer um Hülfe. Diese sendeten ihnen den Consul Appius Claudius mit einem Heere und die Karthager wurden wieder aus der Stadt vertrieben. Da sie nun aber mit Hiero vereinigt diese belagerten, so gab dies die Veranlassung zum ersten Kriege zwischen Rom und Karthago.

**Mamiani** (Terenzio della Rovere, Graf), ital. Gelehrter und Staatsmann, geb. zu Anfange dieses Jahrhunderts im Kirchenstaate, verwickelte sich in die politischen Bewegungen Italiens und mußte deshalb 1831 nach Frankreich entweichen, wo er zu Paris sich der Literatur und philosophischen Studien widmete. Das Amnestiedecret Pius' IX. vom 17. Juli 1846 führte ihn endlich nach Italien zurück. Er schloß sich jetzt wieder der nationalen Bewegung an und ging Anfang 1848 nach Rom, wo er bald einer der beliebtesten Volksmänner wurde und als solcher im März den revolutionären Strom mit großer Anstrengung zurückzudrängen suchte. Nach Verleihung der Constitution und Berufung der Kammer ernannte Pius IX. den zwar liberalen, aber stets maßvollen M. 3. Mai zum Minister des Innern. M. bot seine ganzen Kräfte auf, um den Papst zu stützen, aber die Erklärung desselben gegen den Krieg mit Östreich und der gesammte Zustand Italiens riefen aufs neue die heftigsten Unordnungen hervor, sodaß eine Regierung unmöglich ward und M. Ende Juli mit seinen Collegen vom Staatsruder trat. Er ging jetzt nach Turin, wo er mit Gioberti und Andern die Gesellschaft zur Vereinigung Italiens gründete, auch in das Directorium dieses Vereins trat. Nach der Ermordung Rossi's (15. Nov.) und dem Angriffe auf den päpstlichen Palast zu Rom ließ sich indessen M. verleiten, in dem demokratischen Ministerium Galetti das Portefeuille des Äußern zu übernehmen. Nach der Flucht des Papstes verließ er jedoch Rom wieder und wandte sich nach Genua, wo er seitdem lebte. Unter den Schriften, welche M. veröffentlichte, sind hervorzuheben: „Dialoghi di sciensa prima" (Par. 1846); „Poeti dell' età media" (Par. 1842; 2. Aufl., 1848); „Del papato" (Par. 1851). Auch ist er der Stifter einer philosophischen Akademie zu Genua.

**Mamluken** (arab.), d. i. Sklaven, nannte man in Ägypten die aus den Gegenden des Kaukasus stammenden Sklaven der Beis, welche die bewaffnete Macht derselben bildeten. Als nämlich im 13. Jahrh. Dschingis-Khan den größten Theil Asiens verheerte und eine Menge Einwohner als Sklaven wegführte, kaufte der Sultan Nodschmaddin von Ägypten deren 12000, zum Theil Mingrelier und Tscherkessen, meist aber Türken aus dem Kaptschak, ließ sie in allen kriegerischen Künsten unterrichten und bildete aus ihnen ein Corps, das sich bald zügellos und rebellisch zeigte, die Regierungsangelegenheiten an sich riß und nach Ermordung des Sultans Turan-Schah 1254 aus ihrer Mitte Ibegh zum Sultan von Ägypten ernannte, mit dem die Dynastie der Bahariden begann, denen 1382 die zweite Mamlukendynastie, die Bordschiten, folgte. Beider Herrschaft dauerte 263 J., während welcher Zeit die Mamluken verschiedene Eroberungen machten und die Franken 1291 aus dem Orient vertrieben. Selim I. stürzte ihr Reich, nachdem er die Hauptstadt Kahira 1517 mit Sturm genommen hatte, und setzte einen türk. Pascha über Ägypten, war aber doch durch die Umstände genöthigt, die 24 Beis, welche die verschiedenen Provinzen des Landes als Statthalter regierten, fortbestehen zu lassen. Diese Verhältnisse bestanden ohne besondere Veränderung fort, bis seit der Mitte des 18. Jahrh. die Mamluken durch ihre Anzahl und ihre Reichthümer ein solches Übergewicht über die Regierung

der Osmanen in Ägypten erhielten, daß der von der Pforte ernannte Pascha ganz nach ihrem Willen handeln mußte und die Mamlukenbeis die wirklichen Beherrscher des Landes waren. Dieses Übergewicht verschaffte ihnen vorzüglich Ali-Bei, welcher mit unumschränkter Gewalt regierte und 1773 ermordet wurde. Die Zahl der Mamluken, die durch ganz Ägypten zerstreut waren, betrug ungefähr 10—12000 Mann. Sie ergänzten sich meist durch Sklaven aus Kaukasien, und nur aus ihnen wurden die Staatsämter besetzt und insbesondere die Beis gewählt. Ihre letzte glänzende Rolle spielten die Mamluken, namentlich Murad-Bei, zur Zeit des franz. Einfalls in Ägypten und die nächste Zeit nach dem Abzuge der Franzosen. Durch List gelang es 1811 dem nachherigen Vicekönige von Ägypten, Mehemed-Ali (s. d.), die Beis zu vernichten.

**Mammuth** ist der Name einer Säugethiergattung, welche in der letzten (der unsern zunächst vorausgegangenen) Erdperiode lebten, während der großen Umwälzung vernichtet wurden und hinsichtlich ihrer staunenswerthen Körpergröße im Verhältnisse zu einer Thier- und Pflanzenwelt standen, deren auf uns gekommene versteinerte Reste zum Theil auf einen sehr großen Maßstab der damaligen Schöpfung schließen lassen. Man findet die Trümmer der Mammuthe häufig, zumal aber die Backenzähne einiger Arten; selten aber kommen größere Skelettheile vor. Die Mammuthe sind theils nur grasfressende, theils wol aber auch, wie man aus der Beschaffenheit der Zähne gefolgert hat, fleischfressende Thiere gewesen. Die erstern haben sich vom indischen Elefanten wenig unterschieden, waren aber weit größer (bis 18 F. hoch) und sind zumal an den Küsten Nordasiens in solcher Menge unter dem ewigen Eise umgekommen, daß der Handel mit ihren herumliegenden, oft 200 Pf. schweren Stoßzähnen für die Tungusen sehr einträglich ist. Pallas fand schon 1772 Reste unverfaulter Mammuthe unter dem Eise Nordsibiriens, Adams 1806 ein ganzes Thier, dessen wenngleich haarlose Haut in Petersburg aufbewahrt wird. Für die Geschichte der Erdrevolution ist das Vorkommen so gewaltiger Kräuterfresser in einem jetzt vereisten, pflanzenlosen Lande von großem Interesse und hat zu vielen Vermuthungen Veranlassung gegeben. Die dem Mammuth verwandten Thiere gehören zur Gattung Mastodon (s. d.). In neuester Zeit hat man im Westen der Vereinigten Staaten noch andere Riesenthiere ausgegraben, die wol auch Mammuthe genannt worden sind; so das sogenannte **Missurithier**, dessen Skelet der Sachse Koch 1840 auffand, bis auf wenige kleine Knochen zusammenbrachte und später an das Britische Museum verkauft hat. Es mißt 30 F. in der Länge, ist an den Schultern 15 F. hoch, hat ungeheuere Stoßzähne und steht dem Nilpferde näher als dem Elefanten.

**Man**, eine zu England gehörige Insel in der Irischen See, zählt auf $15\frac{2}{5}$ QM. 52116 E. Ein Bergrücken durchlängt sie in nordöstlicher Richtung, der hauptsächlich aus Schiefergestein und Grauwacke besteht, Blei, Zinkblende, Kupfer und Eisen enthält und Bausteine mit Kalk und etwas Dachschiefer liefert, aber keine Kohlen. Auch ist dieser Rücken unbewaldet, selbst ohne Gesträuche, mit Torf, Moor und Halde bedeckt und von vielen Bächen bewässert. Von dem höchsten Punkte, dem 1880 F. hohen Sneafell, Snaffle oder Snowfield, kann man das 11 Stunden entfernte Irland, das 8 Stunden entlegene Schottland, sowie die 13 Stunden fernen Küsten Englands erblicken. Die Küsten sind, außer am Nordende, felsig und umschließen mehre kleine Buchten. M. ist im Ganzen von Natur öde und unfruchtbar, aber durch den Fleiß seiner Bewohner großentheils in Culturland verwandelt; 7 QM. kommen auf Ackerfelder, Gärten, Wiesen und Weiden, $1\frac{7}{10}$ auf culturfähiges Land, ebenso viel auf Unland. Man baut viel Kartoffeln, Rüben und Flachs, außerdem Weizen, Gerste und Hafer, brennt Kalk in bedeutender Menge; aber der Haupterwerbszweig ist, neben der Vieh-, besonders der Schafzucht, die Heringsfischerei. Nicht unbedeutend ist auch die Küstenschiffahrt. Der früher betriebene Bergbau ist seit längerer Zeit eingegangen. Die Industrie beschränkt sich auf Leinweberei und Verfertigung von Schuhen aus ungegerbtem Leder. M. beschäftigte Ende 1850 595 Fischerfahrzeuge und besaß 352 Segelschiffe und mehre Dampfboote. Die Bewohner, die sich selbst Manks (Manx), ihre Insel Manning nennen, stammen von der celtischen Urbevölkerung der brit. Inseln; ihre Sprache steht aber dem Gaelischen und Irischen weit näher als dem Kymrischen in dem benachbarten Wales und ist, dem Englischen, das in allen Schulen gelehrt wird, immer mehr weichend, dem Erlöschen nahe. Sie sind arm, munter und vaterlandsliebend, bekennen sich zur Episkopalkirche und haben einen eigenen Bischof (von Sodor und Man), der aber keinen Sitz im Parlament hat. Auch nimmt M. an der engl. Verfassung überhaupt keinen Theil, gehört zu keiner Grafschaft, sondern hat seine eigene Verfassung, eigenes Landrecht und überdies auch Zoll- und Abgabenfreiheit. An der Spitze steht ein königl. Gouverneur mit einem Rathscollegium von 4 oder 6 Mitgliedern. Die gesetzgebende Gewalt

üben 24 Repräsentanten oder Keys, die sich seit 1450 durch Selbstwahl aus den größten Gutsbesitzern ergänzen; die richterliche üben zwei Deemsters (Richter). Alle diese bilden das Parlament (Tynwald Court), welches jährlich am Berge Tynwald bei Peel gehalten wird. M. hatte in den ältesten Zeiten eigene Könige, wurde aber im 13. Jahrh. von den Schotten erobert, die sich im folgenden Jahrh. durch die Engländer wieder vertrieben sahen. Seitdem waren verschiedene Familien mit der Insel belehnt. König Heinrich IV. von England gab dieselbe an Heinrich Percy von Northumberland, der sie zum letzten male unter dem königl. Titel besessen hat. Als aber dieser dem Könige untreu ward, erhielt die Insel 1405 Lord Stanley, dessen Enkel zum Grafen von Derby ernannt wurde, und bei dessen Familie sie bis 1735 blieb, wo sie durch Erbschaft an den Herzog von Athol kam. Dieser besaß sie bis 1765, wo sie die brit. Regierung, weil die Insel fortwährend einen Schlupfwinkel von Schleichhändlern abgab, für 70000 Pf. St. kaufte, ihr aber die alte Verfassung ließ. Hauptort und Sitz der Regierung ist der Flecken **Castletown**, früher Sodor genannt, an der Südküste, mit dem alten Schlosse Castle Rushen, einem geistlichen Seminar, 3500 E., einem schwer zugänglichen Hafen und deshalb nur wenig Handel. Die Stadt **Douglas** auf der Ostküste, mit dem schönen Schlosse Monacastle der Herzoge von Athol, einem Theater, einem für Schiffe geeigneten, durch ein starkes Fort beherrschten und durch einen Molo verbesserten Hafen, zählt 7000 E., die sich hauptsächlich mit Schiffahrt, Herings- und Seehundsfang beschäftigen, auch Butter, Geflügel und Rindvieh nach Liverpool ausführen.

**Mänaden**, s. Bacchus.

**Manasse** war nach den Berichten des Alten Testaments der Sohn Joseph's und der Asnath. Bei der Vertheilung des Gelobten Landes unter die Nachkommen Jakob's erhielten die beiden Söhne Joseph's, Ephraim und M., jeder einen besondern Theil. Das Gebiet des **Stamms Manasse** wurde vom Jordan in eine westliche und eine östliche Hälfte getheilt. Westmanasse grenzte gegen N. an Asser, gegen O. an Isaschar, gegen S. an Ephraim; Ostmanasse umfaßte das nördliche Gilead und das ehemalige Land des Königs Og von Basan. — Manasse hieß auch der Sohn des Hiskias, welcher diesem 699 v. Chr. auf dem Throne von Juda folgte. Er begünstigte den Götzendienst, befragte Wahrsager und Zauberer und opferte dem Moloch selbst seinen Sohn. Nach Einigen starb er als Götzendiener, nach Andern wurde er von Asarheddon nach Assyrien in die Gefangenschaft geführt, wo er das noch vorhandene Gebet Manasse verfaßt haben soll. Letzteres wird bei Katholiken und Protestanten unter die Apokryphen gesetzt, in deren Reihe es die letzte Stelle einnimmt; die griech. Kirche jedoch erkennt das Buch als kanonisch an.

**Mancha** oder **La Mancha**, der südlichste Theil des span. Königreichs Neucastilien, seit 1822 der Haupbestandtheil der nach der Hauptstadt benannten Provinz Ciudad Real, welche auf 355 QM. 503000 E. zählt, wird, zwischen Toledo, Cuença, Murcia, Jaen, Cordova und Estremadura gelegen, im S. von der Sierra Morena, im SO. von der Sierra de Alcaraz, im N. von Zweigen der Sierra de Toledo, in der Mitte von ausgedehnten, zum Theil vollkommen horizontalen Ebenen, wie dem Campo de Montiel, Campo de Calatrava, der Mesa (Tisch) de Toboso und andern, durchzogen und von der hier entspringenden und ihre berühmte Flußschwinde bildenden seichten Guadiana und ihren noch wasserärmern Nebenflüssen Azuer, Jabalon u. s. w. kümmerlich bewässert. Der Boden ist strichweise überaus fruchtbar, im Ganzen aber leicht, sandig oder staubig, in den Ebenen quellen- und brunnlos; das Klima im Sommer drückend heiß, im Winter regnicht und kalt, aber fast überall gesund. Man baut guten Wein, schönes Obst, vortreffliche rothe Weine, Hanf, Flachs, Öl, Safran, Sodapflanzen. Sehr bedeutend ist die Viehzucht, namentlich liefert M. sehr schöne Esel und Maulthiere in großer Menge. Der Bergbau wird hauptsächlich auf Quecksilber betrieben (s. Almaden); der Gewerbfleiß beschränkt sich auf Anfertigung von groben Wollenzeugen, Leinwand, Seife und Leder, der Handel auf die Ausfuhr von Getreide, Wein, Vieh und Seife. Die Bewohner sind ein arbeitsames, kräftiges und heiteres Volk. Der dürren und traurigen Landesnatur dagegen entspricht Don Quixote von La Mancha, der Ritter von der traurigen Gestalt in dem berühmten Roman des Cervantes (s. d.), der auch die Heimat der Geliebten desselben, Dulcinea de Toboso, und des Ritters Schildknappen Sancho Pansa hierher versetzt.

**Manche** oder **La Manche** heißt im Französischen der Kanal (s. d.), welcher Frankreich von England trennt, und nach ihm ist das Depart. **Manche** benannt, welches die zur ehemaligen Normandie gehörende Halbinsel Cotentin und Landschaft Avranchin umfaßt, 108⅓ QM. enthält, in die 6 Arrondissements St.-Lô, Avranches, Cherbourg, Coutances, Mortain und Valog-

nes zerfällt, zur Hauptstadt St.-Lô hat und die starke Bevölkerung von 600852 E. (5550 auf 1 QM.) zählt. Ein mäßiger Landrücken bildet die Wasserscheide zwischen den sämmtlich schiffbaren Flüßchen Vire, Terette, Taute, Scie, Douve, Merderet im O. und Couesnon, Selune, Sée, Sienne und Aye im W. Die Küste hat eine Entwickelung von 33 M., bildet die Buchten von Bauville, St.-Germain, Fermanville und Gatteville mit dem Hafen von Cherbourg (s. d.), springt am weitesten im Cap La Hogue gegen NW. vor und ist mit Dünen und einer Menge von Klippen und kleinen Felseilanden umsäumt. Das Innere, eine wellenförmige, von Thälern durchschnittene Ebene, ist theils sehr fruchtbar, theils mit herrlichen Wiesen und Weiden, theils aber auch mit sandigen Haiden oder auch Sümpfen und Moorgründen bedeckt. Das Mineralreich bietet Steinkohlen, Eisen, Quecksilber bei Menilbot, Zinkbaryt bei Pierreville, viel Schiefer und treffliche Bausteine in sehr bedeutender Menge dar. Bei dem sehr milden Klima gedeiht selbst die Myrte im offenen Felde der Haldinsel Cotentin; Birnen und Äpfel werden im Großen gebaut und, da der Wein fehlt, zur Bereitung von Poiré und Cider benutzt. Außerdem baut man Getreide, namentlich aber auch Ölpflanzen und beschäftigt sich mit Viehzucht, sowie mit Bergbau auf Eisen. Lebhaft ist der Industriebetrieb in Leinwand-, Spitzen-, Band-, Tuch-, Wollenzeug-, Serge-, Droguet-, Pergament-, Handschuh-, Glas- und Spiegelmanufacturen, in Töpferei, Ölschlägerei, Gerberei, Salz- und Sodasiederei, in Anfertigung von Quincaillerieарbeiten und Kupferwaaren. Auch der Schiffbau, die Rhederei, die Fischerei an den Küsten und bei Neufundland und der Fang von Austern sind von Bedeutung und der innere Handel mit Getreide, Cider, Honig, Wachs, Salz, Pferden, Butter, Speck, Fischen, Austern und Fabrikaten, sowie der Seeverkehr (namentlich auch mit den benachbarten normannischen Inseln Englands) sehr lebhaft.

**Manchester**, der erste Fabrikplatz Englands, 37 M. nordwestlich von London und 6 M. östlich von Liverpool, in der Grafschaft Lancaster, liegt in einer hügeligen Gegend, am Bridgewaterkanale und am schiffbaren Irwell, an dessen anderm Ufer Salford, eine Vorstadt von M., gelegen ist, die durch zwei steinerne und eine schöne gußeiserne Brücke von einem einzigen, 120 F. weit spannenden Bogen mit der Stadt in Verbindung steht. Unregelmäßig gebaut, hat die Altstadt, der Sitz der Fabriken, ein unfreundliches, rußiges Ansehen, und nur die äußern, neuangebauten Straßen sind schön. Einer der schönsten Theile derselben ist der Crescent, eine in Form eines halben Mondes angelegte schöne Häuserreihe mit einer Terrasse und der Aussicht auf den Fluß; ferner die neue Londoner Straße und der Neumarkt. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus: die neue schöne Collegiatkirche, in goth. Stil gebaut, die geräumige und geschmackvolle Börse, das ungeheuere Gefängniß New-Bailey, welches Raum für 700 Gefangene hat, und das Rathhaus mit einem der prächtigsten und größten Säle in Europa. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten zeichnen sich aus: das große Krankenhaus, welches jährlich 20000 Kranke mit einem Kostenaufwand von 9000 Pf. St. pflegt; das Cheetham-Armenhaus mit einer Bibliothek von 20000 Bänden und einer Erziehungsanstalt für 80 arme Kinder und die große, nach dem Lancaster'schen Systeme (1809) eingerichtete Freischule. Andere bedeutende Institute sind die Englische Gelehrtenschule oder das Manchester-College, nach denjenigen zu Winchester und Eton das älteste Gymnasium Englands, welches 1510 gestiftet wurde und in dessen neuem Gebäude außer dem ursprünglich vorgeschriebenen Latein auch neuere Sprachen und Wissenschaften gelehrt werden; das im März 1851 eröffnete Newcollege, welches John Owens mit 100000 Pf. St. gründete; die Royal-Institution zur Förderung der schönen Künste; zwei Handwerkerinstitute für Bildung und Belehrung und wissenschaftlichen und geselligen Umgang der Handwerker; das naturhistorische Museum, welches, obgleich erst 1801 angelegt, eines der vorzüglichsten in Großbritannien und besonders durch seine reiche Sammlung von Vögeln und vierfüßigen Thieren ausgezeichnet ist. An wissenschaftlichen Vereinen besitzt M. eine statistische, zoologische, phrenologische und botanische und die vor allen berühmte literarische und philosophische Gesellschaft, welche sich 1781 bildete und durch ihre seitdem veröffentlichten Verhandlungen bleibende Verdienste erworben hat. M., das vor 94 J. nur 20000 E. hatte, zählte 1851 mit Einschluß der in seinem Umkreis zu Vorstädten gemachten Flecken und Dörfer Salford, Chorlton und Hulme 439757 E. (100000 mehr als 1841). Es ist der Mittelpunkt der engl. Baumwollenfabrikation, welche weit und breit die ganze Gegend und auch benachbarte Grafschaften beschäftigt. Etwa 400 Fabriken fertigen Nankings, Piqué, Barchent, Ginghams, façonnirte Zeuge, Zitze, Musselin, Twiste und den nach der Stadt benannten Manchester (s. d.). Außerdem aber hat M. in neuester Zeit auch bedeutende Seiden-, besonders Halbseiden- und Shawls-, sowie Spitzenfabrikation, Kattundruckereien und Färbereien, selbst Eisengießereien und Fabriken zum Bau oder zur Ausbesserung von Dampf- und andern bei der Baumwollenverarbeitung erfo-

derlichen Maschinen erhalten. Die Zahl der durch Dampf getriebenen Spinnmaschinen, die mehr als 4 Mill. Spulen in Bewegung setzen, geht weit über 100 und ihre Unterhaltung wird durch den Reichthum der Gegend an Steinkohlen und die wohlfeile Herbeischaffung derselben mittels der Kanalverbindungen sehr erleichtert. Überdies gibt es über 200 Kattunwebereien, überhaupt mehr als 20000 gewerbliche Etablissements. Der Engroshandel, den mehr als 200 Häuser betreiben, wird nicht nur durch mehre Eisenbahnen, besonders die nach Liverpool, sondern auch durch vier Kanäle, namentlich den Bridgewater-, Rochdale- und Huddersfielderkanal außerordentlich befördert. Trotz dieser reichen Industrie, welche ungeheuere Geldsummen nach M. zieht, findet sich hier, ähnlich wie in Liverpool, sehr viel Armuth, großes Elend neben unermeßlichem Reichthum. — M., das Manucium der Römer, erscheint als Dorf mit dem Namen Manigeaster zuerst im 10. Jahrh., wo König Eduard daselbst eine Burg baute. Die Erhebung des Dorfs zum Burgflecken muß in den Tagen Wilhelm's des Eroberers erfolgt sein, wo bereits ein Normanne Nigel als Baron von M. vorkommt, ein Titel, welcher von ihm auf die Familie Grebley und 1307 auf die Delaware überging. Schon zu Ende des 11. Jahrh. wird M. als ein gewerbfleißiger Ort erwähnt, der namentlich wollene und leinene Zeuge fertigte. Doch schritt es bis in die Mitte des 18. Jahrh. nur sehr langsam vor. Von 1708 bis 1759 stieg seine Bevölkerung von 8000 auf 20000, doch erst 1838 erhielt es die Rechte einer Municipalstadt. Seinen Flor verdankt es der Baumwollenindustrie, zunächst der Niederlassung der Arbeiter aus dem Städtchen Wigan unweit Liverpool, wo zwar die erste Baumwollenfabrik entstand, aber der alte Zunftzwang viele Arbeiter vertrieb. Die erste Dampfmaschine zum Betrieb der Baumwollenspinnerei wurde 1789 hier errichtet. Im J. 1800 hatte M. 32 kleine Dampfmaschinen zur Baumwollenspinnerei, 1850 bereits über 300 und zwar meist große. — **Manchester** heißt auch die volkreichste Stadt in dem nordamerik. Staate Newhampshire am Merrimac. Sie zählte 1840 nur 3235, 1850 schon 18933 E. und blüht hauptsächlich durch schwunghaften Fabrikbetrieb so rasch empor. — **Manchesterpartei** oder **Manchesterschule** nennt man in England die politische Partei, deren Bestrebungen sich wesentlich auf die Entwickelung und Berücksichtigung der industriellen Interessen, namentlich aber auf die Durchführung der Freihandelstheorie richtet. Als eine compacte Partei ging sie aus der Anti-cornlaw-league (s. d.) hervor und hat besonders ihren Sitz zu Manchester, dem Centrum der brit. Fabrikindustrie. Als ihr Haupt wird Cobden (s. d.) angesehen.

**Manchester** (Grafen und Herzoge von), Peers von England, leiten ihre Herkunft von Drogo de Montacuto ab, der mit Wilhelm dem Eroberer aus der Normandie kam und dessen Nachkommen in directer Linie 1337 zu Grafen von Salisbury erhoben wurden. Der unmittelbare Stammvater der Manchester ist jedoch Sir **Edward Montagu**, der unter Heinrich VIII. Sprecher des Unterhauses und von 1539—45 Oberrichter der Kings Bench war. Sein ältester Enkel, **Edward**, war der Ahnherr der 1749 erloschenen Herzoge von Montagu; der jüngere, Sir **Henry Montagu**, zeichnete sich als Parlamentsmitglied für London durch sein Rednertalent aus, ward 1616 Oberrichter der Common pleas und 1620 Lordschatzmeister. Zugleich wurde er als Lord Montagu von Kimbolton und Viscount Mandeville zum Peer erhoben und im Febr. 1626 zum **Grafen von M.** befördert. Er bekleidete auch das Amt eines Großsiegelbewahrers und starb 7. Nov. 1642. — Sein Sohn, **Edward**, gehörte als Mitglied des Unterhauses unter dem Namen **Lord Kimbolton** zu den thätigsten Führern der Opposition und wurde, nachdem er seinem Vater als Graf von M. gefolgt, zum General der Armee des Parlaments ernannt. Er zeigte bei mehren Gelegenheiten große Tapferkeit und militärisches Talent und schlug den Prinzen Rupert in der entscheidenden Schlacht bei Marston-Moor (1644), an welchem Siege freilich sein Unterfeldherr Cromwell nicht geringen Antheil hatte. Indessen mußte M. bald dem steigenden Einfluß der republikanischen Partei weichen, und da er die Hinrichtung Karl's I. entschieden misbilligte, so zog er sich von aller Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten zurück. Erst 1660 trat er wieder auf den Schauplatz, indem er der Versammlung der Peers beiwohnte, die für die Restauration Karl's II. stimmten und von denen er beauftragt wurde, dem Könige zu seiner Rückkehr 29. Mai Glück zu wünschen. Er starb 5. Mai 1671. — Sein Enkel, **Charles**, vierter **Graf von M.**, war einer der Ersten, welche sich bei der Revolution von 1688 dem Prinzen von Oranien anschlossen. Er nahm thätigen Antheil an der Schlacht von Boyne und der Belagerung von Limerick, wurde 1696 zum Gesandten in Venedig, 1699 zum Botschafter in Paris und 1701 zum Staatssecretär ernannt. Im J. 1707 erhielt er eine diplomatische Mission nach Wien und erklärte sich 1715 mit Wärme für die Thron-

steigung des Hauses Hannover, wofür ihn Georg I. durch die Erhebung zum **Herzog von M.** im April 1719 belohnte. Als Staatsmann wegen seines unwandelbaren Festhaltens an den Grundsätzen der Whigs geschätzt, starb er 20. Jan. 1722. — **William Montagu**, fünfter **Herzog von M.**, geb. 21. Oct. 1768, war Gouverneur von Jamaica, dann Generalpostmeister und starb zu Rom 18. März 1843. Dessen Sohn, **George Montagu**, sechster **Herzog von M.**, geb. 9. Juli 1799, diente in seiner Jugend in der Marine, erhielt 1822 den Rang eines Commandeurs und war hierauf bis 1837 Mitglied des Unterhauses. Von tiefen religiösen Überzeugungen durchdrungen, trat er sogar selbst als Prediger auf und hat auch mehre theologische Schriften herausgegeben. — Sein ältester Sohn, **William Drogo Montagu, Viscount Mandeville**, geb. 15. Oct. 1823, wurde im Militärcollegium zu Sandhurst erzogen, trat 1841 als Fähnrich in die Armee und diente 1843—46 als Adjutant des Generals Maitland im Capland. Im Jan. 1846 ward er zum Hauptmann im Gardegrenadierregiment befördert, nahm aber 1850 seinen Abschied. Im April 1848 für Bewdley und später für die Grafschaft Huntingdon ins Parlament gewählt, schloß er sich der conservativen Partei an und bekleidete unter dem Ministerium Derby vom Febr. 1852 bis Jan. 1853 ein Hofamt.

**Manchester** nennt man sammetartige, aus Baumwollengarn gewebte Zeuge, welche dem seidenen Sammet mehr oder weniger ähnlich, jedoch durch ein anderes Verfahren der Weberei hervorgebracht sind. Es gibt geschnittenen und ungeschnittenen, auch gestreiften Manchester, ferner solchen mit glattem und mit geköpertem Grunde; er wird in verschiedenen Farben gefärbt, auch bedruckt. Die feinsten geschnittenen Manchester führen den Namen Baumwollensammet oder unechter Sammet. Der Hauptsitz der Manchesterfabrikation ist England, im Besondern die Stadt Manchester (s. d.) und deren Umgebung (Oldham u. s. w.).

**Mancini** (Laura Beatrice), geborene Oliva, eine ausgezeichnete ital. Dichterin, wurde 1823 zu Neapel geboren, wo sie ihre frühere Jugend auf die sorgfältige Pflege ihres kranken Vaters, eines gelehrten, namentlich mit der Literatur der Alten sehr vertrauten Schriftstellers verwandte. Auf dem Krankenlager machte dieser seine talentvolle, empfängliche und dem einsamen Studienleben zugeneigte Tochter mit der Sprache und Literatur der Griechen und Römer, mit der vaterländischen und allgemeinen Geschichte und besonders mit der ital. Poesie und Kunst bekannt. Malerei, Musik und Poesie füllten die Mußestunden des Mädchens aus. Mit außerordentlicher Schönheit und Anmuth begabt, vermählte sie sich, nicht ohne Kampf gegen äußere Verhältnisse, 1840 mit dem Rechtsgelehrten und Professor Pasquale M., einem geschickten Advocaten zu Neapel. Die junge Dichterin trat zuerst mit einer sinnigen Tragödie „Ines" (Flor. 1845) auf, worin sie einen mit ihren eigenen Schicksalen verwandten Stoff aus der portug. Hofgeschichte verarbeitete. Dann folgten ein größeres Gedicht „Colombo al convento della Rabida" (Genua 1846) und „Vermischte Gedichte". Nach den Ereignissen des 15. Mai 1848 zu Neapel, wo ihr Gatte damals Deputirter war, emigrirte sie mit ihrer Familie nach Turin. Von ihren hier veröffentlichten Gedichten sind zu erwähnen: „A E. G. Gladstone un esule Napolitana" (Tur. 1851), das bei Gelegenheit der berühmten Briefe Gladstone's über Neapel erschien, und „L'Italia sulla tomba di Vicenzo Gioberti" (Tur. 1853). Meisterin in der Form und Feinheit des Sprachausdrucks, weiß die Dichterin ihren Poesien einen hohen idealen Schwung zu geben, in welchem reines, jedoch zu Schwermuth geneigtes Gefühl und Gedankenfülle glühendere Phantasie ersetzen. Ihre lyrischen Gedichte erinnern an die Wärme und Zartheit ihres Lieblingsdichters Petrarca.

**Mandarin** ist ein portug. Wort, mit dem die Europäer jeden öffentlichen Beamten in China zu bezeichnen pflegen.

**Mandat** hat in der Rechtssprache sehr verschiedene Bedeutungen. Unter **Mandatscontract** oder Bevollmächtigungsvertrag versteht man zunächst den Vertrag, wodurch Jemand (der **Mandatar**) die Besorgung eines Geschäfts für einen Andern (den **Mandanten**) übernimmt, sei es unentgeltlich, sei es gegen ein Honorar, aber nur nicht gegen Lohn, weil sonst das Geschäft in Dienstmiethe übergeht. Das Recht des Mandatars heißt Mandat oder Vollmacht; oft wird aber auch die darüber aufgesetzte Urkunde so genannt, namentlich in Civilprocessen die dem Sachwalter ertheilte. **Mandat** heißt ferner die richterliche Verfügung, durch welche auf des Klägers einseitiges Anbringen der Gegenpartei etwas anbefohlen oder verboten wird, daher diejenige Art der Summarischen Processe (s. d.), die mit einem solchen Mandate anfängt, **Mandatsproceß** genannt wird. — In manchen Staaten wurden und werden zum Theil noch die allgemeinen landesherrlichen Verordnungen **Mandate** genannt. — **Mandat** hieß in Frankreich zur Zeit der Directorialregierung eine Gattung des Papiergeldes, das die Stelle der entwertheten Assignaten (s. d.) vertreten sollte und ebenfalls auf die Nationalgüter gegründet war.

**Mandel** (Eduard), vorzüglicher deutscher Kupferstecher, wurde 15. Febr. 1810 in Berlin geboren. Der Beruf für sein Fach zeigte sich schon sehr früh bei ihm, und als der Vater, ein armer Instrumentenmacher, den 16jährigen Knaben zu einer ihm nicht zusagenden Lebensbeschäftigung drängte, entwarf er in seiner Noth die saubersten Nachahmungen von Kupferstichen und Kassenbillets mit der Feder, um sich die Erlaubniß für eine künstlerische Laufbahn zu erwirken. Der überraschte Vater sandte diese Sachen an den König Friedrich Wilhelm III., welcher dazu half, daß der junge M. 1826 unter Professor Buchhorn's Leitung einen vierjährigen Cursus in dem Kupferstecherinstitut der Akademie durchmachen konnte. Bald wurde er den geschicktesten Künstlern beigezählt, und sein erster bedeutender Stich, mit dem er auftrat: der Krieger und sein Sohn, nach Hildebrandt, begegnete der allgemeinsten Anerkennung, sodaß der preuß. Kunstverein ihn sofort mit dem Stich der Begas'schen Loreley beauftragte, welche Aufgabe er gleichfalls aufs beste löste. Schon 1837 machte die Akademie ihn zu ihrem Mitgliede und von Paris aus erhielt er die goldene Medaille. Dorthin ging er auch, nachdem er noch einen ital. Hirtenknaben, nach Pollack, mit Präcision und Eleganz vollendet hatte, um van Dyck's Porträt, nach diesem selbst, im Louvre zu stechen. Dieses Blatt wurde eins der gediegensten Meisterwerke, in welchem die Gesetze des Stichs mit klarem, durchgebildetem Bewußtsein zur Anwendung gebracht sind. Im J. 1842 erhielt er das Prädicat eines Professors seiner Kunst. Dann lieferte er gleichsam als Gegenstück zu der zuletzt genannten Arbeit das Porträt Tizian's, von diesem selbst im berliner Museum. Später erschien das Bildniß der Königin Elisabeth von Preußen, nach Stieler (das des Königs hatte er schon früher gefertigt), wofür er die goldene Medaille erhielt. Das Vorzüglichste leistete M. in dem Bildniß Karl's I., nach van Dyck in der dresdener Galerie (1851). Dieses Blatt ist ein Triumph deutscher Kupferstecherkunst. Gegenwärtig (1855) arbeitet M. an einem Stich von Rafael's Madonna di Colonna, wozu schon die Zeichnung von seiner Hand Bewunderung erregt hat. M. sucht auch als correcter, fleißiger und geschickter Zeichner seinesgleichen und ist in dieser Eigenschaft ebenso bedeutend wie als Stecher.

**Mandelkrähe** oder Rake (Coracias) heißt eine zur Abtheilung der Heftzeher gehörige Vögelgattung, deren Füße aber gerade wahre Spaltfüße sind. Der Schnabel ist rabenartig, an der Spitze abwärts gebogen, die Füße sind kurz und die Flügel lang und spitzig. Die Mandelkrähen gehören ausschließlich der Alten Welt an und sind durch schöne, meist metallisch glänzende Färbung ausgezeichnet. In Europa findet sich nur die gemeine Mandelkrähe oder Blaurake (C. garrula), welche einen ungemein großen Verbreitungsbezirk hat und zu den schönsten europ. Vögeln gehört. In manchen Gegenden Deutschlands ist sie ziemlich gemein, während sie an andern fast nie gesehen wird. Sie kommt zu uns im Anfange des Mai und beginnt bereits in der zweiten Hälfte des August uns wieder zu verlassen. In Italien findet sie sich vom März bis September an allen Orten; in Malta und Sicilien wird sie von den Wildprethändlern feilgeboten und der Turteltaube gleich geschätzt, und in Morea, wo sie als Leckerbissen gilt, wird ihr eifrig nachgestellt. Auch in Südafrika, in Japan und in den Ländern am Schwarzen Meere wird sie angetroffen. Männchen und alte Weibchen sind am Kopf, Hals, an der Unterseite und den Flügeldeckfedern hellblau-seegrünlich, am Rücken, an den Achseln, Schultern und am Bürzel kornblumenblau, die Füße sind röthlich braun, der Schnabel braun und an der Spitze schwarz. Die Länge beträgt 13 Zoll. Ihre Nahrung besteht aus Insekten und Würmern. Ihr rauhes und weittönendes Geschrei klingt „rak". Den Namen Mandelkrähe hat sie davon erhalten, daß sie sich gern auf Getreidemandeln setzt. Nur schwer kann sie gezähmt werden.

**Mandeln** nennt man die Samen der Steinfrüchte des Mandelbaums, welche theils süß, theils bitter sind. Die süßen Mandeln enthalten viel fettes, sehr mildes Öl, Emulsin, Gummi und Schleimzucker, sind von angenehmem Geschmacke und sehr nährend und dienen sowol zur Speise wie auch als Heilmittel. Die bittern Mandeln enthalten außerdem noch ein flüchtiges, mit Blausäure innig verbundenes Öl, welches ihnen einen sehr bittern Geschmack und giftige Eigenschaften ertheilt, sodaß sie für viele Thiere, besonders blindgeborene Säugethiere und Vögel, ein tödtliches Gift sind. Man benutzt sie theils als Gewürz an Speisen und Getränke, theils in der Heilkunde als blausäurehaltiges Mittel wie das Kirschlorberwasser. Die mit Zucker gestoßenen süßen Mandeln bilden die Mandelpaste, welche in Wasser aufgelöst ein angenehmes, kühlendes und einhüllendes Getränk, die Mandelmilch gibt. Das aus den süßen Mandeln gepreßte Öl, Mandelöl oder Süßmandelöl, ist ganz mild, fett und von lieblichem Geschmack und wird in der Heilkunde wie auch in Gewerben verwendet; besonders hat man es in neuester Zeit statt des Leberthrans (s. d.) zweckmäßig und mit Erfolg angewendet. Das ätherische Bitter-

mandelöl dagegen ist ein heftiges Gift, das selbst in der geringen Gabe von zwei Quentchen einen Menschen schnell zu tödten vermag. Das fette Öl der bittern Mandeln kann wie das der süßen verwendet werden. Der **Mandelbaum** (Amygdälus communis), welcher dem Pfirsichbaume sehr ähnlich ist, von dem er sich hauptsächlich durch die drüsig-gesägten Blätter unterscheidet, deren Stiel der Breite des Blattes an Länge gleichkommt oder sie noch übertrifft, stammt aus dem Oriente und Nordafrika, ist aber jetzt im ganzen südlichen Europa völlig verwildert und daselbst in zahlreichen Spielarten cultivirt und wird selbst in Deutschland wegen seiner zeitigen und schönen pfirsichrothen Blüten angepflanzt, bringt jedoch hier nicht immer reife Früchte. Die hauptsächlichsten Abarten sind die süße Mandel mit dicker harter Steinschale und süßen Kernen; die **Knackmandel** oder **Krachmandel** mit sehr dünner, fast lederartiger, brüchiger Steinschale und süßen Kernen; die bittere Mandel mit dicker harter (zuweilen aber auch brüchiger) Steinschale und bittern Kernen; die großfrüchtige Mandel mit großen weiß-rosenrothen Blüten und sehr großen Früchten; die kleinfrüchtige Mandel mit sehr kleinen Früchten und die **Pfirsichmandel** mit gelbschwarzer Steinschale und süßen Kernen. Das Fleisch der Frucht ist bei den verschiedenen Varietäten bald mehr, bald minder fleischig-saftig oder trocken. Im Handel sind besonders geschätzt die langen Mandeln aus Malaga, die breiten Mandeln aus Valencia und unter den italienischen die rundlichen Ambrosinmandeln.

**Mandeln** oder **Tonsillen** (tonsillae, amygdalae) heißen in der Heilkunde zwei ovale drüsige Körper, welche im Hintermunde (im sogenannten Rachen) rechts und links zwischen dem vordern und dem hintern Gaumenbogen liegen. Jede Mandel besteht aus zahlreichen Schleimbälgen und faltigen Einstülpungen der Rachenschleimhaut. Das Erzeugniß derselben, ein zäher Schleim, dient hauptsächlich zur Schlüpfrigmachung der Schlingwege für den hindurchwandernden Bissen. Die Mandeln erkranken außerordentlich häufig, indem sie theils durch harte und eckige Bissen, theils durch hitzige und scharfe Dinge beim Hinterschlucken gereizt, theils unmittelbar (bei kaltem Trinken), theils mittelbar der Erkältung sehr ausgesetzt sind; letzteres namentlich bei Erkühlen der Haut am Halse, wenn dieselbe vorher schwitzte, was bei unserer Bekleidungsweise sehr häufig der Fall ist. Die gemeinste dieser Krankheiten ist die **Mandelentzündung** (amygdalitis), bekannt als **Mandelbräune**, **geschwollene Mandeln**, welche leicht in erstickungdrohende Verschwellung der Luftwege im Halse, oder in Eiterung, oder in langjährige Verhärtung übergeht und in allen drei Fällen manchmal ein operatives Verfahren nothwendig macht. Im Übrigen besteht die Behandlung der Mandelentzündung in Ruhe, kühlen Umschlägen, lindernden Gurgelwassern, später auch wol Bepinseln mit Metallsalzen, innerlich aber bald Brech-, bald Abführmitteln u. s. w. Ältere große verhärtete Mandelanschwellungen machen die Sprache näselnd, sogar lallend, hindern die Entwickelung der Nasenhöhle, bewirken manchmal durch Druck auf die innern Gehörgänge (tuba Eustachii) Schwerhörigkeit und unterhalten eine stete Krankheitsanlage im Halse. Man bestreicht sie mit Höllenstein oder mit Jodlösung, oder man schneidet ein Stück der Mandel heraus (Tonsillotomie), was ziemlich gefahrlos ist.

**Mandelstein** nennt man alle diejenigen gemischten Gebirgsarten, welche blasenförmige Räume enthalten, die theils leer, theils mit fremdem Gestein erfüllt sind. Manchmal sind diese Blasenräume so häufig, daß sie nur durch dünne Scheidewände getrennt sind. Die Gebirgsart wird nach der in dem Gestein vorkommenden Hauptmasse bestimmt. Man findet diese Bildung bei Diorit, wo sie den Dioritmandelstein oder grünsteinartigen Mandelstein darstellt, dessen Masse zum Theil thonig und erdig geworden ist und theils leere, theils mit Quarz, Achat, Chalcedon, Amethyst u. s. w. erfüllte Räume enthält. Die Mandelsteinbildung erzeugt bei dem Dolerit den Doleritmandelstein, dessen Blasenräume theils leer und mit glänzendem Schmelz, eisenockerartiger Rinde oder Hyalith auf den Wandungen besetzt, theils mit Chalcedon, Kalkspath u. s. w. erfüllt sind. Bei dem Basalt bewirkt diese Bildung den basaltischen Mandelstein, dessen oft große Blasenräume theils leer sind, theils Analzim, Harmotom, Mesotyp, Stilbit, Chabasie, Laumontit, Kalkspath, Quarz, Chalcedon, Amethyst, Jaspis u. s. w. enthalten. Endlich findet sich die Mandelsteinbildung noch sehr häufig bei der Wacke, woraus der wackenartige Mandelstein entsteht, dessen Blasenräume theils leer, theils auf ihren Wandungen mit andern Mineralsubstanzen bekleidet, theils mit Arragon, Kalkspath, Quarz, Amethyst, Chalcedon, Achat, Analzim, Chabasie u. s. w. erfüllt sind. Der Mandelstein kommt auch in kugelig abgesonderten Massen erweitert vor und bildet ganze Gebirge oder deren Kuppen.

**Mandeville**, s. **Maundeville**.

**Mandingo**, eines der verbreitetsten und interessantesten Negervölker Westafrikas, stammt ursprünglich aus dem 150 M. von der Küste entfernten schönen Bergländchen Manding an

den östlichsten Quellarmen des Senegal und am obern Niger, hat sich aber von dort aus theils in Folge von Eroberungen, theils durch friedliche Auswanderungen allmälig wie am Niger gegen Nordosten, so am Senegal und Gambia abwärts gegen Westen und Südwesten in das Küstenland verbreitet, sodaß die Mandingos in Senegambien schon am Casamansa und Rio-Grande, in Guinea sogar vom Ponga südostwärts bis zum Cap Mesurado oder längs der Küste von Sierra-Leone gefunden werden und ihre Sprache von der Senegalküste bis nach Sego am Niger die herrschende Umgangssprache ist. In Senegambien bilden die Mandingos der Zahl und Verbreitung nach das bedeutendste Volk. Ihre Gesichtsbildung ist regelmäßiger als bei den gewöhnlichen Negern, offen und einnehmend, ihr Gemüth heiter und einfach, ihr Geist ausgebildet und scharf, besonders bei den mohammedanischen Stämmen, die sich hier wie in Guinea vor den heidnischen in jeder Beziehung auf das vortheilhafteste auszeichnen. Ihr Wuchs ist hoch, schlank, in allen Theilen proportionirt; ihr Haar jedoch ganz wollig, ihre Lippen dick, ihre Nase platt, dagegen ihre Hautfarbe durch einen Stich ins Gelbe nicht so tief schwarz als bei den echten Negern. Deshalb und wegen ihrer mehr den dunkelfarbigen Hindu sich nähernden Physiognomie hat man sie auch die Hindu von Afrika genannt. Die mohammedanischen Mandingos sind die eifrigsten Anhänger des Islam und haben nebst den Fulahs durch den unermüdlichen Bekehrungseifer ihrer Marabuts oder Priester und durch Errichtung von Koranschulen für die Jugend seit einer Reihe von Jahren zu dessen Ausbreitung beigetragen. Sie sind der achtungswertheste, mäßigste, arbeitsamste und intelligenteste Theil der Bevölkerung Senegambiens und zeichnen sich zugleich durch Gutmüthigkeit, milde Sitten, Gastfreiheit, Achtung vor dem Alter, Reinlichkeit in Wohnung und Kleidung, guten Betrieb des Ackerbaus, Fortschritte in der technischen Industrie, namentlich im Weben, Gerben, Färben und Eisenschmelzen, sowie durch große Thätigkeit im Betrieb des Handels aus, während ihre heidnischen Stammgenossen roh und ungesittet geblieben sind. Die namhaftesten ihrer zahlreichen Landschaften und theils monarchischen, theils republikanischen Staaten sind außer Bambarra (s. d.) im äußersten Osten am mittlern Niger: **Manding**, mit der volkreichen Stadt Bangassi; **Kaarta**, mit dem Hauptorte Elimané, der nördlichste Theil des senegamb. Berglandes, stark bevölkert, gut angebaut, aber leidend durch die Sklavenjagden der Mauren und den Druck der Bambarraner. Die Staaten von **Bambuk**, zwischen den Senegalquellarmen Bafing und Falemé, reich an trefflichen Bergwiesen mit Viehheerden, an gutem Ackerboden und an Eisenerz; **Dentila**, vom Gambia nordwärts bis zum Falemé, mit dem Handelsorte Dschulifunda, dessen 2000 E. vorzugsweise Commissionare der europ. Contore Senegambiens sind; **Wulli** am Gambia, mit der Hauptstadt Cassana oder Medina und mit Fattatenda, einem der ältesten und entferntesten Stapelplätze des europ. Binnenhandels; **Yani** oder **N'Yani**, nördlich am Gambia, mit der jetzt aufgegebenen engl. Factorei Pisania, von wo aus Mungo Park (s. d.) seine beiden Reisen zur Erforschung des Niger begann; **Barra**, nördlich an der Mündung des Gambia, die westlichste Colonie der Mandingos, mit 200000 E., die sehr thätig sind und viel Salz in das Innere gegen Mais, Elfenbein, Goldstaub und Wollenzeuge verhandeln, und mit dem Hauptbandelsplatz Jillifrey oder Dschillifre. — Auch in Guinea bilden die Mandingos eine Hauptgruppe der Bevölkerung, und zwar die Stämme der Susu vom Cap Verga bis Sierra-Leone, der Bulloms und Timmani in der nächsten Umgebung von Sierra-Leone, die Sulima und Kuranko im bergigen Binnenlande zwischen Sierra-Leone und den Nigerquellen. Ihre Stämme sprechen eine nur dialektisch vom Mandingo Senegambiens verschiedene Sprache und besitzen, mit Ausnahme der gelblichen, dicklippigen und plattnasigen Susu, eine sehr schöne Körperbildung und schwarze Hautfarbe. Am reinsten repräsentiren den Mandingocharakter und sind in der Gesittung vorgeschritten die Anwohner des Melacuri und des Großen Scarcies, welche auch vorzugsweise den Namen **Mandingo** führen. Diese zeichnen sich von ihren hiesigen Stammgenossen durch ihr kluges Gesicht, ihre gekrümmten Nasen, scharfen kleinen Augen, ihren hohen stattlichen Wuchs, ihre gefälligen Manieren, friedliche Gesinnung, Intelligenz, Geschicklichkeit in Handarbeiten und gewissenhafte Befolgung der Vorschriften des Islam aus. In öffentlichen Schulen lernen alle Knaben lesen und schreiben; auch gehen von ihnen besonders die zahlreichen Missionare des Islam aus. Doch sind die andern Stämme meist noch heidnisch, haben aber wie die mohammedanischen die Beschneidung. Die Zahl ihrer oft sehr kleinen Staaten ist groß.

**Mandoline**, ital. mandola oder mandora, heißt ein kleines, mit vier, zuweilen auch mit sechs und mehr Stahl- und Messingsaiten bezogenes lautenartiges Instrument, welches sowol mit einem Federkiel als mit einem Finger der rechten Hand gespielt wird. Als Virtuos auf diesem dürftigen, vorzüglich in Italien beliebten Instrumente machte sich der Italiener Vimercati auch in Deutschland bekannt.

**Mandragora** oder **Alraun** (Mandragora) ist der Name einer zu den Solanaceen gehörenden Pflanzengattung, welche auf einer großen möhrenförmigen Wurzel ovale oder lanzettige Blätter und viele gestielte Blüten trägt, deren Kelch und Blume fünfspaltig sind, fünf Staubgefäße enthalten und einfächerige vielsamige Beeren hervorbringen, die auf dem Boden niederliegen. Man unterscheidet die Frühlings-Mandragora oder den Frühlings-Alraun (M. vernalis), welche im Frühjahre blüht, länglich-ovale Blätter und kugelige Beeren trägt, und die Herbst-Mandragora oder den Herbst-Alraun (M. autumnalis), welche im Herbste blüht und lanzettige Blätter und eirunde Beeren besitzt. Beide sind im südlichen Europa einheimisch und waren schon den Alten bekannt, welche auch von ihrer betäubenden Wirkung hinreichende Kenntniß hatten und von einem schläfrigen, trägen Menschen sprüchwörtlich zu sagen pflegten: „Der hat Alraun gegessen." Die Pflanze riecht betäubend, aber die angeschnittenen frischen Beeren haben einen angenehmen, wein- oder apfelartigen Geruch; allein alle Theile der Pflanze wirken giftig, der Belladonna ähnlich, nur mehr betäubend, weshalb man in frühern Zeiten solche Menschen, an denen bedeutende chirurgische Operationen vorgenommen werden sollten, von der Wurzel vorher eine Gabe einnehmen ließ, um sie zu betäuben. Aus der fleischigen Wurzel wurden früher menschliche Figuren geschnitten, welche man Alraunen (s. d.) nannte und denen man vielfältige Zauberkräfte beilegte. Zuweilen nahm man auch die Wurzeln der Zaunrübe (Bryonia) zur Verfertigung solcher Alräunchen statt der Mandragora. Bei den Alten war die Mandragora auch in Liebessachen berüchtigt, wie noch in Amerika die Beeren der naheverwandten Pflanzengattungen Himeranthus und Jaborosa zur Erregung von Liebeswuth benutzt werden.

**Mandrill**, **Maimon** oder **Waldteufel** (Cynocephalus Mormon) ist der Name einer zur Gattung Pavian gehörenden Affenart, welche einen langen Hundskopf, einen kleinen gelben Bart am Kinn, einen spitzen Haarwulst auf dem Scheitel und blaue tiefgefurchte Backen besitzt, wozu bei den erwachsenen Individuen noch eine scharlachrothe Nase kommt, welche Farbe auch die Gesäßschwielen und die benachbarte Haut haben. Der Mandrill wird 3—5 F. hoch und ist wegen seiner Wildheit und Kraft, sowie wegen seines fürchterlichen Gebisses ein gefährliches Thier und deshalb in seinem Vaterlande Guinea von den Bewohnern sehr gefürchtet. Überhaupt erreicht in diesem Affen die grimmige Leidenschaftlichkeit und empörende Sinnlichkeit, durch welche die Paviane im Ganzen ausgezeichnet sind, ihre höchste Stufe. In seinem Vaterlande bricht er truppweise in Felder und Gärten ein und verübt da arge Plünderungen und Verwüstungen. Er wird von der Westküste Afrikas häufig nach Europa gebracht und ist daher in Menagerien gewöhnlich, bleibt aber immer bösartig.

**Mandschu** oder **Mandschuren** gehören zu dem tungus. Völkerstamme und bewohnen den nordöstlichen Theil des chines. Reichs, die sogenannte Mandschurei, das Flußgebiet des mittlern und untern Amur, im N. von Sibirien und dem Ochotskischen Meerbusen, im O. vom Japanischen Meer, im S. von Korea und dem eigentlichen China, und im W. von der Mongolei und Sibirien begrenzt. In den ältesten Zeiten waren sie unter dem Namen Kin oder Niu-tschi bekannt und wurden 926 den Kitauen zinsbar, gegen die sie sich aber unter Okota 1114 wieder erhoben und 1118 das Reich der Kin in China stifteten. Bald darauf fielen die Mongolen, die bisher Vasallen der Kin gewesen waren, von ihnen ab und nöthigten sie, ihnen ein Stück Landes einzuräumen. Im J. 1208 verweigerte Dschingis-Khan ihnen den Tribut und machte sich im glücklichen Kampfe gegen sie wenige Jahre nachher nicht nur ganz frei von ihnen, sondern sie selbst sich tributpflichtig. Endlich wurde das Reich der Kin 1230 vollends vernichtet und dadurch ihre Auswanderung veranlaßt. Sie fanden in Leatong, einem Erblande der chines. Dynastie, zwischen den Scharaimongolen und Korea, Aufnahme, und erst 1556 erschienen sie unter dem Namen Mandschu wieder in China, das sie im folgenden Jahrh. wieder eroberten und wo sie ihre Dynastie zur herrschenden machten. (S. China.) Die Mandschu gehören, wie alle Tungusen, zur mongol. Race, zeichnen sich aber vor den übrigen Völkern derselben durch schönern Körperbau aus, sind dabei rauh und schmutzig, doch ehrlich und tapfer. In ihrer Heimat, der Mandschurei, treiben sie nur in den südlichen Gegenden derselben Ackerbau und Gewerbe, in dem bei weitem größern nördlichen Theile leben sie als nomadisirende Hirten, Jäger und Fischer. Man schätzt ihre Anzahl daselbst auf ungefähr 4 Mill. Die mit der Herrscherdynastie nach China übergesiedelten Mandschu sind fast ganz der chines. Civilisation erlegen. Sie haben seit zwei Jahrhunderten, wo ihre Sprache die Hofsprache in China wurde, auch eine Literatur, welche meist in Übersetzungen aus dem Chinesischen besteht. Der Grundbestandtheil der Mandschusprache ist das Tungusische, doch hat sie mongol., türk. und chines. Worte aufgenommen. Ein Wörterbuch der Mandschusprache lieferte Amiot (herausgegeben von Langlès,

Par. 1789), eine Grammatik von der Gabelentz (Altenb. 1832). Vgl. Plath, „Die Völker der Mandschurei" (2 Bde., Gött. 1830—31).

**Mandulis**, ein ägypt., zu Kaladscheh, dem alten Talmis, in Unternubien verehrter Localgott, der aber nur in den griech. Inschriften jenes Orts durch Misverständniß so genannt wurde und in den hieroglyphischen Inschriften durchgängig (nur mit einer sehr späten Ausnahme, welche die griech. Form gibt) Merul heiß. Er ist von den neuern Gelehrten unrichtig für den Gott Mentu-Ra gehalten worden, der in Talmis nicht verehrt wurde. Merul war eine Localform des Gottes Horus, wird aber, insofern vom ältern Merul noch ein jüngerer unterschieden wird auch Sohn des Horus genannt.

**Manen** (lat. manes) hießen bei den Römern und altital. Völkerschaften überhaupt die abgeschiedenen Seelen oder Geister der Verstorbenen, besonders der guten und wohlwollenden, deren Überbleibsel man im Hause beizusetzen pflegte, damit sie eine vollkommene Ruhestätte hätten und dem Hause selbst zum Schutze dienten.

**Manes** oder **Mani** (lat. Manichaeus) heißt der Stifter eines gnostischen Religionssystems. Nach den abendländ. Berichten kam er im Knabenalter als Sklave, unter dem Namen Corbicius oder Cubricus, zu einer begüterten Witwe in Persien, wo er durch das Lesen der Bücher des Scythianus, eines ägypt. Schwärmers, und unter der Leitung eines gewissen Terebinthus, dessen Name auf Indien hinweist, auf seine Welt- und Geisterlehre geführt wurde. Er beerbte seine Herrin bei deren Tode, nannte sich nun Mani und versuchte auf den Grund jener Bücher eine neue Religionsphilosophie zu bauen. Durch den Ruf seiner Weisheit kam er an den Hof des Königs Sapor von Persien; als aber der ihm anvertraute kranke Sohn dieses Königs unter seiner Behandlung starb, mußte er dafür mit Gefängniß büßen. Hier faßte er über dem Lesen der Bibel den Gedanken, auch die Christen für seine Lehre zu gewinnen, und sendete deshalb seine Schüler Thomas, Addas und Hermas aus. Nach den morgenländ. Quellen dagegen war M. ein pers. Magusäer, der später Christ und Presbyter zu Ahvaz in der pers. Provinz Huzitis wurde. Als solcher trat er um 270 mit der Idee, Parsismus und Christenthum zu combiniren, hervor und erklärte sich für den Paraklet, der die christliche Lehre von jüd. Zusätzen zu reinigen und mit Hülfe einer Geheimlehre zu vollenden habe. Von den Christen excommunicirt, von den Magiern verfolgt, irrte er umher, bis er die Gunst des Königs Hormisdas sich erwarb. Unter dem Nachfolger desselben, Bahram, wurde er um 277 in der Burg Aradion lebendig geschunden. Seine Anhänger hießen Manichäer (s. d.).

**Manessische Handschrift** nannte Bodmer zu voreilig eine pariser Minnesängerhandschrift (im kritischen Gebrauch durch C bezeichnet), während sein Gewährsmann, der Dichter Johann Hadloub (um 1300), nur erzählt, daß die Manessen zu Zürich (wahrscheinlich der Rathsherr Rüdiger M., 1280—1325, und dessen gleichnamiger Sohn, 1296—1328) Liederbücher sammelten. Sie ist im 14. Jahrh. von verschiedenen Händen wahrscheinlich in der Schweiz geschrieben worden und unter den erhaltenen mittelhochdeutschen Liederhandschriften weder die älteste noch die zuverlässigste, aber bei weitem die reichste; denn sie enthält auf 426 pergamentenen Folioblättern über 7000 Strophen von 140 Dichtern und 137 je eine ganze Seite einnehmende Bilder. Um 1600 befand sie sich im Besitze der Freiherren von Hohen-Sax auf der Burg Forsteck bei St.-Gallen, ward 1607 durch Marquard Freher für die kurfürstl. Bibliothek zu Heidelberg angekauft und kam während des Dreißigjährigen Kriegs nicht mit den übrigen entführten Handschriften nach Rom, sondern auf unbekannte Weise nach Paris, weshalb sie auch 1815 nicht mit den andern palatinischen Handschriften von dort zurückgefodert werden konnte. Wiederholte dringende Versuche einer Wiedererlangung durch Kauf oder Tausch wurden aber von der franz. Regierung beharrlich abgelehnt. Die ersten Proben aus ihr lieferte Goldast um 1600 in verschiedenen seiner Werke; dann ließ Bodmer den größten Theil derselben abdrucken in seiner „Sammlung von Minnesängern aus dem schwäb. Zeitpunkte" (2 Bde., Zür. 1758—59). Endlich gab sie von der Hagen vollständig heraus in den ersten beiden Theilen seiner „Minnesänger" (Lpz. 1838). Derselbe hat auch eine Anzahl ihrer Bilder veröffentlicht und erläutert in den „Abhandlungen der berliner Akademie der Wissenschaften" aus den J. 1842, 1844, 1846, 1848.

**Manethon**, ein ägypt. Priester aus Sebennytos im Delta gebürtig, Oberpriester und Archivar zu Heliopolis, lebte unter den beiden ersten Ptolemäern Soter I. und Philadelphus. Durch ihn und den Athenienser Timotheus wurde die Einführung des Gottes Serapis in Ägypten vermittelt. Er gehörte der gelehrtesten Priesterschaft des Landes an und schrieb auf Veranlassung des Philadelphus in griech. Sprache vornehmlich zwei Werke, welche bestimmt

waren, das Ägypterthum der neuen herrschenden Bevölkerung aufzuschließen und näher zu führen. Das eine handelte „Über das Alterthum und die Religion der Ägypter", aus welchem nach neuerer Vermuthung öfters einzelne Theile unter besondern Titeln angeführt werden, wie „Über Isis und Osiris und Apis und Serapis und die übrigen Götter der Ägypter"; ferner „Über die Feste", „Über die Sothis oder den Hundssternkreis", eine Schrift, welche früh verloren ging und im 3. Jahrh. n. Chr. durch ein untergeschobenes Buch gleichen Titels ersetzt wurde; dann „Physiologisches", worin auch „Über die Bereitung des Kyphi" gesprochen wurde. Von weit größerer Wichtigkeit noch war sein historisches Werk, das er in drei Büchern über die „Ägypt. Geschichte" von den mythischen Götterregierungen und dem ersten geschichtlichen Könige Menes an bis zur pers. Eroberung des Reichs durch Ochus schrieb. Das Buch war dem Ptolemäus Philadelphus gewidmet und wurde seitdem allgemein als das zuverlässigste Grundwerk über die Geschichte Ägyptens anerkannt. Es war vorzüglich aus den unterägypt. Archiven von Memphis und Heliopolis geschöpft und gab sowol eine zusammenhängende und vollständige Chronologie der dreißig Königsdynastien, als auch ausführliche Geschichtserzählungen über die wichtigern Ereignisse. Leider ist das Werk früh untergegangen und wir besitzen nur Fragmente aus demselben bei Josephus, Eusebius, Syncellus u. A. Unter diesen aber befinden sich die vollständigen Listen der einzelnen Dynastien, meistens auch aller einzelnen Könige nach ihren Regierungszeiten in chronologischer Folge zusammengestellt. Diese sind durch die neuern Forschungen in allen wesentlichen Punkten mit den Angaben der gleichzeitigen Monumente, sowol in Bezug auf die Namen als auf die Regierungszahlen, in solcher Übereinstimmung gefunden worden, daß es der Kritik möglich geworden ist, mit ihrer Hülfe das ganze Gebäude der ägypt. Chronologie in allen Haupttheilen und großentheils auch im Einzelnen bis zum Anfange des Reichs zurück, so wie es in den ägypt. Annalen verzeichnet war, wiederherzustellen. In den nachchristlichen Jahrhunderten wurden dem berühmten Namen des M. mehre falsche Schriften untergeschoben, namentlich das schon genannte Buch über die Sothis und ein astrologisches Gedicht, „Apotelesmatica" betitelt (herausgegeben und übersetzt von Art und Rigler, Köln 1832). Die beste Ausgabe der Fragmente des M. mit gelehrten Untersuchungen über Alles, was seine Person und Schriften betrifft, ist die von Fruin (Leyd. 1847), welcher bald darauf die gleichfalls kritische, namentlich mit chronologischen Excursen versehene Ausgabe von Müller im zweiten Bande der „Fragmenta historicorum Graecorum" (Par. 1848) folgte. Vgl. Bunsen, „Ägyptens Stelle in der Weltgeschichte" (Bd. 1); Böckh, „Manetho und die Hundssternperiode" (Berl. 1846); Lepsius, „Chronologie der Ägypter" (Bd. 1, Berl. 1850).

**Manfred**, Fürst von Tarent, geb. 1231, ein ehelicher, aber nicht ebenbürtiger Sohn des Kaisers Friedrich II. von Blanca, der schönen Tochter des Grafen Bonifacius Lanzia, war seinem Vater ähnlich als Regent und Feldherr, als Freund der Dichter und Sänger, aber auch in dessen Schwächen, dabei schön, heiter, zugänglich, mild und freigebig, kenntnißreich und persönlich tapfer. Nach seines Vaters Tode 1250 erhielt er das Fürstenthum Tarent, und bei seines Halbbruders Konrad IV. (s. d.) Abwesenheit führte er die Reichsverwaltung in Italien. Allein Papst Innocenz IV. reizte die Völker zum Aufstande, indem er behauptete, daß, da Friedrich II. im Banne gestorben, dessen Reich der Verfügung des Papstes anheimgefallen sei. M. unterwarf jedoch die abtrünnigen Städte, übergab dem König Konrad 1252 das beruhigte Apulien und blieb ihm selbst dann noch treu, als dieser aus Argwohn M.'s Verwandte von mütterlicher Seite verbannte. Als 1252 sein Neffe Friedrich, des abgesetzten röm. Königs Heinrich Sohn, und 1253 Heinrich, der Sohn des Kaisers und der engl. Isabelle, noch in jungen Jahren starben, beschuldigte man ihn, beide Prinzen vergiftet zu haben, und als 1254 auch Konrad IV. durch den Tod hinweggerafft wurde, erklärte ihn der Papst gleichfalls für dessen Mörder. Auf das Verlangen der Großen und selbst des Markgrafen Bertold von Hohenburg, welchen Konrad IV. zum Reichsverweser bestimmt hatte, übernahm M. als Statthalter im Namen seines Neffen Konradin (s. d.) die Verwaltung des apulischen Reichs, und alle Vasallen erkannten eidlich, im Fall Konradin kinderlos sterben sollte, M.'s Thronfolgerecht an, das schon im väterlichen Testamente für solchen Fall ihm zugesichert worden war. Allein der Papst erneuerte seine Ansprüche auf Apulien, als ein zurückgefallenes Lehn der Kirche, und M. sah sich, da Bertold seine Unterstützung verweigerte, und Mangel an Geld, um die deutschen Söldner zu bezahlen, eintrat, auch außerdem mehre Große sich verschworen, genöthigt, 27. Sept. 1254 mit dem Papste einen Vergleich einzugehen, durch welchen er, nach Aufhebung des Kirchenbanns, seine Besitzungen nebst der Grafschaft Andria als ein unmit-

telbares Kirchenlehn und die Statthalterschaft diesseit der Meerenge im Namen Konradin's erhielt. Innocenz kam selbst als Oberlehnsherr nach Neapel, empfing M.'s Huldigung und von den Baronen den Eid völliger Unterwerfung. Als jedoch zuletzt auch M. diesen Eid schwören sollte und sich dessen weigerte, beschloß der Papst seinen Untergang. Die durch M.'s Leute wider seinen Willen geschehene Ermordung des Aufrührers Burello lieh dazu den Vorwand. Doch glückte es M., den Nachstellungen des Papstes unter vielfachen Gefahren durch die Flucht glücklich zu entgehen. In Luceria fand er Schutz und Kriegsmittel, besonders bei den Sarazenen, und besiegte mit ihrer Hülfe die gegen ihn gesendeten päpstlichen Söldnerhaufen in der Schlacht bei Foggia 2. Dec. 1254. Da nun um diese Zeit Innocenz 13. Dec. 1254 zu Neapel starb, so gehorchte bald ganz Apulien M. wieder und auch der größte Theil von Calabrien unterwarf sich nach und nach seinen Waffen. Doch auch der neue Papst Alexander IV. zeigte bald trotz seiner trügerischen Vorspiegelungen die Absicht, M. zu vernichten. Er brachte die von seinem Vorgänger mit dem Prinzen Edmund, einem Sohne des Königs Heinrich von England, über die Verleihung der apulischen Krone eingeleiteten Verhandlungen zu Ende, ließ gegen M. das Kreuz predigen, wiegelte die ihm untergebenen Städte auf und sendete Truppen gegen ihn. M. kämpfte aufs neue im Felde glücklich, unterwarf sich die abgefallenen Städte wieder und wurde endlich 1257 Herr vom ganzen Sicil. Reiche diesseit und jenseit der Meerenge, ja er ließ sich sogar, als um diese Zeit in Italien das Gerücht von Konradin's Tode sich verbreitete, auf den einstimmigen Wunsch der Prälaten, Barone und Abgeordneten der Städte 11. Aug. 1258 zu Palermo zum König krönen. Als nun in Folge dessen der Papst M. und dessen Anhänger, unter ihnen die ersten Prälaten des Reichs, in den Bann that, überzog der König die päpstlichen Staaten, belegte sie mit harten Steuern und gewann nach dem Siege Siena's über Florenz bei Montaperto, 4. Sept. 1260, ganz Tuscien für sich. Durch diese Glücksfälle schien M.'s Herrschaft fest begründet, er regierte sein Reich mit ebenso viel Kraft als Milde, ließ den Hafen von Salerno bauen, Manfredonia anlegen, stiftete viele Schulen und hielt streng auf Recht, Ordnung und Sitte. Zugleich verheirathete er sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Beatrix von Savoyen im Juni 1259 aufs neue mit der schönen Helena, der Tochter Michael's, des Beherrschers von Ätolien und Epirus, hielt einen glänzenden, von Sängern, Dichtern und Künstlern verherrlichten Hof, dessen Mittelpunkt der schöne, dichterisch begabte M. selbst war, und vermählte auch seine Tochter erster Ehe, die schöne Konstanze, mit Peter, dem erstgeborenen Sohne des Königs Jakob von Aragonien. Aber dieses heitere Glück wurde gestört, als der neue Papst Urban IV. bald nach seinem Regierungsantritte die Entwürfe seiner Vorgänger wieder aufnahm, den Bann über M. und dessen Länder erneuerte und endlich 1263 dieselben als ein noch zu eroberndes päpstliches Lehn Karl von Anjou, dem Bruder Ludwig's IX. von Frankreich, ertheilte. M.'s Feldherren, im Bunde mit den Ghibellinen, besetzten hierauf mehre Provinzen des Kirchenstaats, sodaß Urban nach Perugia flüchten mußte, wo er (1264) starb. Sein Nachfolger Clemens IV. schloß sich noch enger an Karl von Anjou an, wies alle Friedensvorschläge M.'s zurück und ließ Karl, der 21. Mai 1265 zur See mit einem franz. Heere angekommen war, durch seine Cardinäle 6. Jan. 1266 zum König von Sicilien krönen. Zwar hatte M. unterdessen die Pässe bei Tagliacozzo und Ceperano besetzt und seine Vasallen und die deutschen Söldner nach Benevent berufen; aber Briefe und Boten des Papstes und Karl's reizten die Neapolitaner zum Abfall, und der Graf Richard von Caserta öffnete dem Feinde verrätherisch den Paß am Garigliano. Nun erstürmten die Franzosen 10. Febr. San-Germano, worauf die Schlacht bei Benevent 26. Febr. 1266 das Schicksal M.'s entschied. Als ein Theil seines Heeres während der Schlacht zu den Feinden überging und ein anderer sich in wilder Flucht auflöste, stürzte M. sich in das feindliche Getümmel und wurde getödtet. Nach einigen Tagen fand man seinen Leichnam mit Wunden bedeckt und begrub ihn als einen Gebannten bei der Brücke von Benevent; allein das Volk und selbst Franzosen häuften dort Stein auf Stein ihm zu einem Ehrendenkmal, genannt Fels der Rosen. Später ließ ihn der Erzbischof von Cosenza, weil dieser Boden kirchliches Eigenthum sei, wieder ausgraben und nach der Grenze von Abruzzo und Picenum in dem Felsenthale, wo der Verde mit dem Tronto sich vereinigt, einscharren, und noch heute lebt dort unter den Landleuten die Sage von dem schönen, unglücklichen Manfred. Seine Witwe Helena wurde mit ihren vier Kindern von einem treulosen Burgvoigt an Karl's Reiter ausgeliefert. Sie erlag der harten Behandlung und ihrem Schmerze 1271, Beatrix, ihre Tochter, lebte 18 J. als Gefangene, bis Karl 1284 gegen sie seinen in aragon. Haft gerathenen Sohn auslöste. M.'s drei Söhne blieben 31 J. in Fesseln, kümmerlich gehalten und einsam. Im J. 1297 ließ Karl ihnen die Fesseln abnehmen und er-

laubte, daß ein Geistlicher und ein Arzt die unglücklichen Brüder, von denen Heinrich im Gefängnisse erblindet war, besuchten. Vgl. Cesare, „Storia di Manfredi" (2 Bde., Neap. 1837); Münch, „König M." (Stuttg. 1840).

**Mangan** heißt ein Metall, das dem Eisen sehr ähnlich, jedoch noch schwerer als dieses schmelzbar ist, dasselbe in allen Erzen und Verbindungen ziemlich hartnäckig begleitet und daher als ein Feind der Eisenindustrie erscheint, weil es in größern Mengen das Eisen härter und spröder macht. Es findet sich außer als Begleiter des Eisens in den Manganerzen: Braunstein oder Pyrolusit, Braunit, Hausmannit, Manganglanz und Manganspath; in kleiner Quantität in dem Blute des Menschen, in den Knochen und in vielen Pflanzenaschen. Seine Verbindungen gehen denen des Eisens in den niedern Graden parallel. Sie färben Gläser und erdige Mineralien, denen sie sich beimengen, rosenroth oder violett. Technisch werden nur die unter dem Namen Braunstein (s. d.) natürlich vorkommenden Gemenge des Superoxyds und Oxyds angewendet, weil sie einen Sauerstoffüberschuß enthalten, der sie zur Bereitung von Sauerstoffgas und Chlorgas geschickt macht.

**Mangold** (Beta) heißt eine zu den Chenopodiaceen gehörende Pflanzengattung, deren Blüten in langen lockern Blütenähren sitzen, meistens am Grunde zu 2—3 zusammengewachsen sind und aus einem fünftheiligen Perigon mit fünf Staubgefäßen und einem Stempel mit 2—4 Narben bestehen. Die Frucht ist in der verhüllenden Perigonröhre eingeschlossen und endlich mit ihr verwachsen. Von den hierher gehörenden Arten wird der an den Ufern des Mittelländischen Meeres einheimische **gemeine Mangold** (B. vulgaris) äußerst häufig allgemein angebaut. Sein Stengel ist aufrecht und seine grünen Blüten haben eirunde Narben. Im wilden Zustande hat er eine dünne Wurzel, und eine solche dünnwurzelige Varietät wird auch unter dem Namen **weißer Mangold** (B. Cicla) hier und da cultivirt, indem die Blätter theils als Gemüse beliebt sind, theils als Viehfutter dienen. Gewöhnlich aber baut man eine Varietät mit sehr dicker, fleischiger, fast rundlicher Wurzel unter dem Namen Runkelrübe (s. d.). Endlich cultivirt man auch den gemeinen Mangold mit blutrother, langer, möhrenförmiger Wurzel unter dem Namen **lange rothe Rübe**, und mit blutrother, kurzer, fast rettigartiger Wurzel unter dem Namen **kurze rothe Rübe**. Die Wurzeln beider werden zur Speise verwendet und von Manchen, besonders als Salat, gern gegessen, während diese Speise wegen ihres Geruchs und eigenthümlich-widrigen Geschmacks Andern völlig widersteht. In Irland werden die Blätter des **Meerstrands-Mangold** (B. maritima) und in Ostindien die des **bengalischen Mangold** (B. Bengalensis) als Gemüse gegessen.

**Manheim**, ehemals Hauptstadt der Pfalz am Rhein, jetzt zweite Residenz des Großherzogs von Baden und Hauptstadt des Unterrheinkreises, in einer Ebene am linken Ufer des Neckar, oberhalb der Einmündung desselben in den Rhein, über welchen eine Schiffbrücke führt, ist eine der neuesten und deshalb regelmäßigsten Städte Deutschlands. Die Straßen sind schnurgerade, reinlich, mit schönen Häusern besetzt und durchschneiden sich so, daß die ganze Stadt aus 110 regelmäßigen Quadraten besteht. Eine Ausnahme hiervon macht nur die mit Bäumen besetzte Straße der Planken. Die ehemaligen Festungswerke wurden nach dem Luneviller Frieden geschleift, und an ihre Stelle sind Gärten gekommen. Auf dem Paradeplatz befindet sich ein marmorner, aber wasserleerer Springbrunnen mit von Crepello gegossenen Statuen, und der schöne große Marktplatz ist mit einer in Stein gehauenen Gruppe von van der Brand geziert. Das 750 F. lange, 1720—29 unter dem Kurfürsten Karl Philipp erbaute Schloß ist hinsichtlich seines Umfangs eins der bedeutendsten in Deutschland und besteht aus drei großen Vierecken. Der linke Flügel brannte bei der Belagerung von 1795 großentheils ab; der rechte Flügel, den der Kurfürst Karl Theodor erbaute und der Kunst und den Wissenschaften bestimmte, enthält noch gegenwärtig eine Bildergalerie, eine bedeutende Kupferstichsammlung, eine Sammlung von Gypsabgüssen der berühmtesten Antiken, eine Sammlung röm. Antiquitäten und ein kleines Naturaliencabinet. Unter den geistlichen Gebäuden ist das vormalige Jesuitencollegium wegen seiner Kirche zu bemerken, die einen mit Säulen vom feinsten pfälz. Marmor gezierten Hochaltar und eine in Fresco gemalte Decke enthält und auch hinsichtlich ihrer Bauart merkwürdig ist, indem sie zwischen zwei Thürmen eine hohe Kuppel zeigt. Andere ausgezeichnete Gebäude sind das Zeughaus, das Kaufhaus und das Schauspielhaus. Sehenswerth ist auch die neuerbaute Kettenbrücke über den Neckar. Die Stadt hat über 23000 E., ein gutes Lyceum nebst einer Bibliothek, eine Handlungsschule, einen botanischen Garten, eine Sternwarte und eine Armenanstalt. Auch gibt es daselbst mehre Fabriken und Bleichanstalten. Bekannt ist das **Manheimer Wasser**, ein versüßter Anisbranntwein. Der

Handel ist nicht unbedeutend, namentlich wird der Speditionshandel durch die Rhein- und Neckarschiffahrt und die Eisenbahn nach Heidelberg, Karlsruhe und Basel und die nach Frankfurt begünstigt. Jährlich werden zwei Messen gehalten. Unter den Spaziergängen sind zu erwähnen der Schloßgarten, eine engl. Anlage von dem Schlosse bis zum Rhein, und die Mühlaue, eine beim Ausflusse des Neckar in den Rhein gelegene Insel mit freundlichen Anlagen. In der Nähe der Stadt wird viel Garten- und starker Hopfenbau getrieben. Wo jetzt M. steht, lag sonst ein Dorf gleiches Namens. Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz legte daselbst 1606 ein festes Schloß an, die Friedrichsburg, und unter ihm wurde M. zur Stadt, die vorzüglich Niederländer bevölkerten, welche wegen Religionsbedrückung ihr Vaterland verlassen hatten. Während des Dreißigjährigen Kriegs wurde M. 1622 durch Tilly, 1631 durch den Herzog Bernhard von Weimar, 1644 von den Franzosen und nach wenig Tagen wieder von den Baiern erobert. Im J. 1688 von Melac nach 17tägiger Belagerung genommen, wurde es nebst elf andern Städten der Unterpfalz zerstört. Bei dem Wiederaufbau der Stadt 1699 ließ der Kurfürst Friedrich Wilhelm sie nach Coehorn's Manier befestigen, und ein starker Brückenkopf deckte den Paß über die Rheinbrücke. Ihren gegenwärtigen Glanz verdankt die Stadt dem Kurfürsten Karl Theodor, der sie 1721 zur Residenz erhob, was sie bis 1777 blieb. Im Revolutionskriege bemächtigten sich die Franzosen im Dec. 1794 nach zweitägigem Bombardement der Brückenschanze, nachdem das Treibeis die Rheinbrücke hinweggerissen hatte, und 1795 wurde die Stadt ihnen durch Vertrag übergeben. Im J. 1799 wurde sie von den Östreichern unter dem Erzherzog Karl eingenommen, doch nach dem Abzug des Letztern von den Franzosen wieder besetzt. In Folge der Entschädigungsverträge, die der Luneviller Frieden nach sich zog, und des Reichsdeputationshauptschlusses kam die Stadt 1803 an Baden.

**Mani**, s. **Manes** und **Manichäer**.

**Mania**, eine altital. furchtbare Gottheit der Unterwelt, die Mutter der Laren, wurde in den ältesten Zeiten durch grausame Opfer an den Kreuzwegen verehrt. Diese schaffte der Consul Junius Brutus ab und ließ ihr statt der Kinderköpfe Knoblauch- und Mohnköpfe opfern. Ihr Bild hing man an den Compitalien (dem Kreuzwegfeste) vor den Thüren auf, um Gefahr, welche etwa den Familien drohe, abzuwenden. Durch den Tod erst werden die Menschen Kinder der M., dadurch daß die Seelen in die Unterwelt hinabgehen. Hier werden sie von neuem geboren, entweder um die Unterwelt zu bewohnen oder um als Laren (s. d.) auf die Oberwelt hinaufzugehen. Später wurde die M. zu einem Gespenst, womit man die Kinder bedrohte.

**Manichäer** hießen alle Anhänger des manichäischen Religionssystems. Ihr Oberhaupt war Manes (s. d.) oder Mani mit zwölf von ihm gewählten Aposteln. Das manichäische System nimmt zwei gleich ewige Grundwesen an, das gute oder Gott im Reiche des Lichts, und das böse, Hyle oder den Teufel, in der Finsterniß der Materie, jenes verstärkt durch zwei Radien des göttlichen Lichtwesens, Sohn und Geist, und stärker als dieses, beide von unzähligen, von ihnen abhängigen, gleichartigen Äonen oder Elementarkräften umgeben, die in fünf Elementen oder übereinander gethürmten Sphären wohnen, im Reiche des Guten Licht, klares Wasser, heitere Luft, mildes Feuer und reiner Äther; im Reiche des Bösen Finsterniß oder Erde, trübes Wasser, stürmische Luft, verzehrendes Feuer und Rauch, aus deren jedem wieder Geschöpfe, ihm angemessen, hervorgingen. Während eines innern Kriegs der immer zwieträchtigen Kräfte der Finsterniß gewahrte die geschlagene Partei das vorher unbekannte Lichtreich und wollte es erobern. Da im Kampfe darüber ein göttlicher Lichttheil mit der Hyle in Berührung kam, so ließ Gott zur Wiederaufhebung dieser durch die Mutter des Lebens oder den lebendigen Geist das Weltall sich gestalten und ordnete es so, daß der Sonnengeist Christus und der Beherrscher des Äthers, der Heilige Geist, das gebundene Licht (den Jesus passibilis) von der Erde an sich zögen. Um dies zu hindern, bildete das böse Princip den Menschen, dessen Natur aus der guten Vernunftseele oder Lichtstoff und aus der bösen Körperseele besteht. Vermöge jener nun sehnte sich der Mensch nach dem Lichte. Der Sohn des ewigen Lichts, Christus, mußte daher in die Welt kommen, um die Lichtseelen zu befreien. Dieser Erlöser wurde aber nicht Mensch; was das Neue Testament von dem Menschenleben Jesu erzählt, war nur Schein, was auch von seinem Tode und seiner Auferstehung gilt; die Erlösung geschieht nur durch den Unterricht, den Christus begann und den der Tröster (Mani) aus den Reden Christi und selbst empfangenen Offenbarungen kundmacht. Mani's Christenthum verwirft somit das Alte Testament ganz und gebraucht das Neue Testament nur nach seiner Deutung. Nach dem Tode nimmt er Reinigung der Seele durch Feuer und Wasser, aber keine Auferstehung des Leibes an. Die Vollkommenen sollen bald darauf zur Seligkeit im Lichte gelangen, die Unvollkommenen erst nach Wanderun-

gen durch andere Menschen- und Thierkörper, die Unverbesserlichen aber sollen ewige Höllenstrafe leiden. Auch die nicht belebte Schöpfung durchdringt das Licht des leidensfähigen Jesus, das auf die Erde fällt und sie befruchtet, und der lebendige Geist reinigt auch die Vegetation, indem ihre Früchte durch den Genuß, den sie den Menschen geben, sich im Dienste des Lichts verzehren. Erzürnt über diesen Erfolg, erregen jene teuflischen Kräfte Ungewitter und andere physische Übel. Am Ende erfolgen nach Mani's Lehre ein allgemeiner Weltbrand, die Wiederkehr der erlösten Seelen in das Reich des Lichts und der Fall des Teufels in Ohnmacht und ewige Fesseln. Zwischen seinem Gebiete und dem Reiche des Lichts halten die wenigen, ganz ungeläuterten Seelen Wache, damit Beides geschieden bleibe, wie es vom Anfange war. Mit diesem Religionssystem, das wir nur noch aus Citaten bei den Kirchenvätern, besonders des Augustinus in seinen Schriften gegen die Manichäer, kennen, hängt die manichäische Sittenlehre genau zusammen. Sie theilt die Manichäer in zwei Classen. Die Auserwählten sollten drei Kennzeichen (ein signaculum sinus, oris und manus) haben, d. h. sich des Weins, des Fleisches, sowie aller thierischen Nahrung, der Ehe, des Beischlafs, der Musik, des Besitzes irdischer Güter und jeder Üppigkeit, dabei aber auch des Kriegs, der Arbeit und jeder Beschädigung der Pflanzenwelt, ja selbst des Pflückens der Baumfrüchte enthalten, kein Thier, Ungeziefer ausgenommen, tödten und ihr Leben der frommen Betrachtung widmen. Mehr war den Zuhörern oder Unvollkommenern erlaubt; durch ihre Arbeit mußten sie sich und die Auserwählten ernähren, in der Ehe das Kinderzeugen verhüten und ihr Glück in der Armuth suchen. Den Gemeinden standen Bischöfe, deren Mani 72 dazu geweiht hatte, Älteste und Diakonen vor, sämmtlich aus der Classe der Auserwählten, in der es auch heilige Jungfrauen gab. Doch galten diese Geistlichen nur als Lehrer, da das Kirchenregiment von den Gemeinden demokratisch ausgeübt wurde. Tempel, Altäre, Bilder, Opfer und andere sinnliche Hülfsmittel des Gottesdienstes hatten sie nicht; ihre Gottesverehrung bestand aus Gesang, Gebet, Vorlesung ihrer heiligen Bücher und Lehrvorträgen. Die Abendmahlsfeier hielten sie ohne Wein und die Taufe verschoben sie oft ins reifere Alter. Von den Festen der Christen begingen sie nur das Gedächtniß des Todes Jesu und den Sonntag. Im März feierten sie des Mani Todestag (Bema), an dem in ihren einfachen Versammlungssälen ein auf fünf Stufen erhabener Lehrstuhl für den im Geist anwesenden Mani stand. Sie wollten für Christen gehalten sein, mußten aber, ungeachtet des ihnen selbst von Gegnern zugestandenen Ruhms der Sittenreinheit, doch seit der Mitte des 4. Jahrh. härtere Verfolgungen erdulden als andere Ketzer. Bis zu diesem Zeitpunkte hatten sie sich schnell aus Persien, ihrem Vaterlande, durch Syrien und Kleinasien nach Nordafrika und selbst bis Italien ausgebreitet. In Nordafrika, wo sie viele, obwol nicht zahlreiche Gemeinden mit eigenen Bischöfen hatten, wurden sie im 5. und 6. Jahrh. von den Vandalen ausgerottet; gleiches Schicksal hatten sie im röm. Reiche, besonders in Italien, wohin einzelne Haufen derselben sich aus Afrika geflüchtet, durch die Verfolgungsdecrete christlicher Kaiser und bischöfliche Bannflüche. Endlich auch in Persien unterdrückt, zogen sie sich seit dem 6. Jahrh. theils in das noch heidnische östliche Asien, wo sie auf die Ausbildung des Lamaismus Einfluß gehabt zu haben scheinen, theils in das Dunkel geheimer Verbrüderungen zurück und traten in spätern Jahrhunderten nur unter andern Namen wieder auf. Die Priscillianisten, Paulicianer und Katharer hatten viel mit den Manichäern gemein; doch ist ihr Name im Mittelalter ketzerischen Parteien und Gesellschaften, wie den 1022 zu Orléans verbrannten Canonicis, oft ohne Grund und nur, um den Volkshaß aufzuregen, beigelegt worden. Vgl. Baur, „Das manichäische Religionssystem" (Tüb. 1831).

**Manie** (griech., von μαίνω, ich rase, bin außer mir) bezeichnet stets eine durch Exaltation abnorme und auffällige Art zu denken und zu handeln; jedoch verbindet die Wissenschaft und der Sprachgebrauch verschiedene Begriffe damit. In der Seelenheilkunde bedeutet dieses Wort stets einen krankhaften Geisteszustand, eine Art Wahnsinn (s. d.), deren nähere Bezeichnung aber nach den voneinander abweichenden Ansichten der Irrenärzte verschieden gegeben wird. Die als Manie schlechtweg bezeichnete Geisteskrankheit kann deutsch als Tobsucht, Raserei oder Wuth bezeichnet werden. In Zusammensetzungen (Erotomanie, Monomanie, Kleptomanie, Pyromanie) bedeutet das Wort immer die mit übermäßiger Erregung auf einen Ideengang (z. B. Liebe, Stehlen, Brandstiften) hingerichtete krankhafte Geistesthätigkeit. Der Sprachgebrauch nimmt das Wort theils in gleichem Sinne, theils in der Bedeutung einer auffallenden, übertrieben befolgten Geistesrichtung, die sich für ein besonderes Object ausspricht. Letzteres ist der Fall in den aus diesem Worte und einem Eigennamen gebildeten Zusammensetzungen, als Gallomanie, Anglomanie, Gräcomanie u. s. w.

**Manier** (franz.: Art und Weise, Benehmen, Kunstgriff) bezeichnet im tadelnden Sinne die Eigenschaften eines Kunstwerks, die nicht aus dem Wesen des Gegenstandes, sondern aus der nur individuellen Gewohnheit des Künstlers oder der Nachahmung fremden Stils hervorgegangen sind. So nennt man in der Malerei Manieristen Diejenigen, welche den Stil eines großen Künstlers ohne Geist nachahmen. Doch wird das Wort Manier auch oft mit Stil (s. d.) gleichbedeutend genommen. — In der Musik versteht man unter Manieren diejenigen Verzierungen, die entweder durch ein angenommenes Zeichen über den Noten oder zwischen denselben mittels kleiner Noten bezeichnet, oder überhaupt dem Geschmacke des Spielers oder Sängers überlassen werden. Dahin gehören Triller, Doppelschlag, Vorschlag, Nachschlag, Bebung u. s. w.

**Manifest** nennt man eine öffentliche Erklärung einer Staatsregierung über irgend eine wichtige Angelegenheit zur Rechtfertigung ihrer Handlungsweise. Dasselbe wird gegenwärtig meist in nicht officieller Form, d. h. ohne Anrede, Unterschrift und Siegel, erlassen und soll besonders die öffentliche Meinung des Auslandes aufklären. An die auswärtigen Regierungen dagegen werden zu gleichem Zwecke Circularnoten erlassen, an die eigenen Unterthanen Proclamationen, welche meist kürzer sind als das Manifest. — Im Seerecht heißt **Manifest** der Frachtbrief über die gesammte Ladung, welcher die Auszüge aus den einzelnen Frachtbriefen enthält.

**Manila** heißt die größte der zu den Philippinen (s. d.) gehörenden Inseln.

**Manila-** oder **Manillahanf**, s. Abacahanf.

**Manilius** (Cajus), ein bekannter röm. Volkstribun, brachte 66 v. Chr. das Gesetz in Vorschlag, daß statt des Lucullus dem Pompejus (s. d.) die Beendigung des Kriegs gegen Mithridates als außerordentliches Amt aufgetragen und er dazu mit unbeschränkter Vollmacht über Verwendung des Heeres und der Flotte im Osten und mit den Rechten eines Statthalters versehen werde. Das Gesetz, welches Cicero, der damals Prätor war, in einer noch vorhandenen Rede („Pro lege Manilia") anempfahl, wurde angenommen trotz des Widerstandes der Nobilität, M. selbst aber, sobald er sein Amt niedergelegt hatte, wegen ungesetzlicher Handlungen, die ihm Schuld gegeben wurden, belangt und verurtheilt.

**Manilius** (Marcus), ein röm. Dichter, wahrscheinlich aus dem Zeitalter des Augustus, ist der Verfasser eines nicht ganz vollständigen astronomischen Lehrgedichts „Astronomica" in fünf Büchern, welches nach dem Vorgange des Aratus aus Soli in einer ziemlich reinen Sprache und einfachen Darstellung über den Einfluß der Gestirne auf die menschlichen Schicksale handelt und auch einzelne wahrhaft poetische Schilderungen enthält. Dieses Gedicht wurde nach seiner ersten Bekanntmachung (Nürnb. 1472) namentlich von Scaliger (2 Bde., Par. 1579; Leyd. 1600) und Bentley (Lond. 1739) bearbeitet und von Pingré mit franz. Übersetzung (2 Bde., Par. 1786) herausgegeben. Vgl. Jacob, „De Manilio poeta" (4 Thle., Lüb. 1830—36).

**Manin** (Danielo), bekannt aus der venet. Revolution von 1848, wurde zu Venedig um 1800 geboren und that sich als talentvoller Advocat hervor. Zur Zeit der ital. Reformbewegung von 1847 gewann er einen großen Einfluß auf seine Mitbürger, die ihn und Tommaseo (s. d.) als Häupter der nationalen Partei anerkannten. Auf seinen Vorschlag an die östr. Regierung, dem Lombardisch-Venetianischen Königreiche eine unabhängige Stellung zu geben, wurde M. mit Tommaseo im Jan. 1848 verhaftet. M.'s Popularität stieg dadurch nur noch mehr. Als die Nachricht von dem mailänder Aufstande nach Venedig kam, foderte das Volk stürmisch die Freilassung M.'s, die man nach kurzem Zögern gewährte. An der Spitze der angesehensten Bürger der Stadt begab sich M. sodann nach dem Municipium, um Bewaffnung der Nationalgarde zu verlangen, welche Foderung der Gouverneur Palffy ebenfalls gewährte. Nach der Capitulation Zichy's und dem Abzuge der östr. Besatzung proclamirten die Venetianer die Republik San-Marco und eine Provisorische Regierung, an deren Spitze M. und Tommaseo traten. Diese Regierung zog sich wieder zurück, als Venedig sich der Fusion der Lombardei mit Piemont anschloß. Nach dem unglücklichen Ausgange des ersten Feldzugs erhob indessen Venedig abermals die Fahne der Republik, und M. und Tommaseo übernahmen 13. Aug. 1848 aufs neue die Regierung und behaupteten diese Stellung während der Belagerung bis zum Falle Venedigs (s. d.). M.'s Einflusse ward besonders der hartnäckige Widerstand der Stadt beigemessen. M. und 39 andere Häupter der Revolution wurden auch von der östr. Amnestie ausgeschlossen. Er begab sich nach Frankreich, wo er fortan zu Paris als Sprachlehrer lebte.

**Manioc** oder **Mandioka**, auch **Cassave** nennt man das aus den dicken und langen fleischigen Wurzeln des **nutzbaren Manihot** oder **Cassavestrauchs** (Manihot utilissima) bereitete Mehl. Dieser 6—8 F. hohe, der Familie der Euphorbiaceen angehörende Strauch trägt handförmig fünf- bis siebentheilige, ganzrandige, unterseits seegrüne Blätter und end- und blatt-

winkelständige armblütige Trauben, deren Blüten einhäusig sind und aus einem fünftheiligen Perigon mit zehn Staubgefäßen oder einem Stempel mit drei großen kammförmigen Narben bestehen. Er ist im tropischen Amerika einheimisch und wird von der Magellansstraße bis nach Florida allgemein in mehren Spielarten angebaut, jetzt auch im tropischen Afrika, seltener in Asien angepflanzt. Seine gewöhnlich 1—2 F. langen und zu 3—8 büschelig beisammenstehenden Wurzeln enthalten einen äußerst scharfen und sehr giftigen Milchsaft, dessen Schärfe jedoch flüchtig ist, und zugleich eine Menge Satzmehl, und sind deshalb eins der wichtigsten Nahrungsmittel der Amerikaner. Auch ist der Ertrag ein äußerst großer; denn ein mit Manihot bepflanzter Acker hat mindestens sechs mal so viel Nährkraft als ein gleichgroßes Roggenfeld. Um das Mehl zu erhalten, reibt man die Wurzel, wäscht und preßt sie aus und bringt den ausgepreßten Rückstand in einer eisernen Pfanne oder auf einer eisernen Platte, welche durch Feuer erhitzt wird, zum Darren. Das so erhaltene Mehl heißt eben Manioc oder Mandioka. Aus dem Wasser aber, welches zum Auswaschen der geriebenen Wurzel verwendet wurde, setzt sich beim Stehen ein äußerst feines und reines Satzmehl ab, welches Tapiocca genannt wird. Wird das Manioc zu einer Art Kuchen gebacken, so gibt es das Cassavebrot. Man baut auch eine Varietät des Manihot, deren Wurzeln einen ganz milden Saft enthalten und die süße Cassave oder Juca genannt wird, während jene mit giftig-scharfer Wurzel bittere Cassave oder bittere Juca heißt. Die Samen beider wirken drastisch-purgirend und Brechen erregend.

**Manipulation** bezeichnet den kunstgerechten Gebrauch der bloßen Hände insbesondere in der Medicin und Chirurgie, wo namentlich bei der Einrichtung gebrochener oder verrenkter Knochen, beim Zurückbringen vorgefallener Theile, bei Einreibungen u. s. w. die Stellungen, welche die Hände einnehmen müssen, um mit der gehörigen Kraft und Leichtigkeit wirken zu können, sehr genau vorgeschrieben sind.

**Manipulum**, Abtheilung des röm. Heeres, s. Legion.

**Manlius** ist der Name eines röm. patricischen Geschlechts, das noch in den letzten Zeiten der Republik in Ansehen stand, dessen zwei berühmteste Glieder aber der ältern Zeit angehören. **Marcus M.**, Consul 392 v. Chr., war mit unter den Römern, die, als Rom 390 von den Galliern eingenommen wurde, sich auf dem Capitol hielten. In der Nacht, wo die Gallier an dem Felsen hinangeklettert waren, während die Wachen schliefen, die der Juno geweihten Gänse aber durch ihr Geschrei die übrige Besatzung weckten, war M. der Erste an der bedrohten Stelle, warf den Gallier, der schon die Höhe erstiegen hatte, und durch ihn Andere, die ihm folgten, hinab und vereitelte so den Anschlag der Feinde. Doch trug er nichts davon; denn den Beinamen **Capitolinus** führte sein Geschlecht schon vor ihm, weil sein Haus auf dem Capitol stand. Durch Mitleid, vielleicht auch durch Eifersucht gegen den von den Patriciern erhobenen Camillus getrieben, nahm er sich 385 der durch das Schuldrecht hart bedrückten Plebejer an, deren er viele aus eigenen Mitteln von der Schuldknechtschaft befreite und für die er auf Ackervertheilung und Schuldentilgung antrug. Der Dictator Aulus Cornelius Cossus ließ ihn in den Kerker werfen, gab ihn aber wieder frei, als Aufruhr von den Plebejern, die M. als ihren Patronus feierten, drohte. Im J. 384 aber wurde er angeklagt, nach dem Königthum zu streben. Von den Centuriatcomitien, wie es scheint, freigesprochen, besetzte er das Capitol mit seinen Anhängern, da die patricischen Curiatcomitien ihn verurtheilten und Camillus gegen ihn zum Dictator ernannt wurde; doch ein verrätherischer Sklave stürzte ihn herab. Nach andern Erzählungen geschah dies auf Volksurtheil durch die Tribunen, nach noch andern wurde er enthauptet. Sein Haus wurde geschleift, von dem Geschlechte selbst aber der Zuname Marcus für immer verpönt. — **Titus M.** soll den Tribunen M. Pomponius, der seinen Vater anklagte, daß er den Sohn fern vom Staatsdienst auf dem Lande halte, mit dem Dolche gezwungen haben, von der Klage abzustehen. Als Kriegstribun erlegte er 361 v. Chr. im Zweikampf am Anio einen riesenhaften Gallier, und bewog dadurch die Feinde zur Umkehr. Von der Halskette (torques) des Getödteten, mit der er sich schmückte, erhielt er den Beinamen **Torquatus**, der seiner Familie verblieb. In seinem dritten Consulat 340 hatte er mit Publius Decius Mus die Führung des Latinischen Kriegs; gegen das Gebot der Consuln ließ sein Sohn sich in Zweikampf mit einem Lateiner ein; er behielt den Sieg; der Vater aber brachte ihn der Strenge der Kriegszucht zum Opfer und ließ ihn hinrichten, wovon die sprüchwörtliche Benennung strenger Gebote durch Manliana imperia herrühren soll. Er gewann, nachdem Decius (s. d.), sein College, sich für das Vaterland geopfert hatte, die Schlacht am Vesuvius und vernichtete die Trümmer des latinischen Heeres, die dessen Feldherr Numisius ihm noch ein mal entgegenstellte, in einer zweiten Schlacht bei Trifanum zwischen Sinuessa und Minturnä.

**Mann**, s. Geschlecht.

**Manna** nennt man den eingetrockneten, kleberigen, blaßgelben, durchsichtigen, schleimig-süßen Saft, welchen die **Mannaesche** (Fraxinus Ornus), ein im südlichen Europa, besonders in Calabrien und Sicilien wachsender Baum, liefert. Man unterscheidet im Handel die **Röhrenmanna** (Manna canneliata), die gemeine **Manna** (M. in sortis) und die fette oder dicke **Manna** (M. crassa). Die Manna der Israeliten, welche sie auf ihren Wanderungen in der arab. Wüste genossen, fällt zufolge der Entdeckung Ehrenberg's in dessen „Symbolae physicae" (Fasc. 1, 1825) aus den Spitzen eines Strauchs (Tamarix Gallica mannifera) auf die Erde und wird von den Arabern und Mönchen am Sinai gleich Honig zum Brote gegessen. Der Saft rührt von Schildinsekten (Coccus manniparus) her, welche die äußersten Äste des Strauchs bedecken und die Rinde mit ihren Stichen durchbohren. Aus diesen Wunden fließt nach dem Regen ein Saft, der sich zu einem röthlichen Syrup verdickt. Außer der eigentlichen Manna, welche von der Mannaesche abstammt, gibt es noch mehre andere ihr ähnliche Stoffe. Dahin gehören: die Manna von Briançon, die sich auf jungen Trieben des Lärchenbaums (Larix Europaea) findet; die Eichenmanna, die aus Kurdistan kommt und, wahrscheinlich durch Insektenstiche veranlaßt, in der heißen Jahreszeit aus der Oberseite der Blätter von Quercus mannifera schwitzt; die australische Manna von Eucalyptus dumosa und mannifera, welche die Blätter der noch jungen Pflanze überzieht und sich wie Wolle anfühlt. Die Eingeborenen nennen sie Lerp und bereiten daraus ein Getränk. Die Manna wird in der Medicin als gelindes Abführmittel, technisch auch von Schönfärbern und zur Tuch- und Seidenappretirung verwendet. — Es findet sich in der Manna eine in schönen weißen Krystallen vorkommende Zuckerart, der **Mannit**, der außerdem im Pflanzenreiche häufig verbreitet ist und unter Anderm auch in dem sogenannten Honigthau verschiedener Pflanzen gefunden wird. Durch Behandeln mit Salpetersäure wird der Mannit in eine explosive Verbindung, **Nitromannit** oder **Knallmannit**, übergeführt.

**Mannahirse** oder **Mannagras**, auch **Himmelsthau** wird vom Volke eine zur Gattung Süßgras (Glyceria) gehörende Grasart genannt, welche im Systeme den Namen **Flutt-Süßgras** (G. fluitans) führt und sich durch eine einseitige, äußerst lockere Rispe, deren Äste erst der Spindel aufrecht angedrückt, zur Blütezeit aber wagerecht abstehend sind und durch ½—1 Zoll lange, sieben- bis zwölfblütige Ährchen auszeichnet. Dieses Gras wächst überall in Gräben, Sümpfen, Teichen und auf nassen Stellen gemein und ist ausdauernd. Die kleinen, hellen Samen werden unter dem Namen **Mannagrütze** oder **poln. Schwaden** gesammelt und als wohlschmeckende und leicht verdauliche Nahrung verwendet. Auch die Fische sollen die leicht ausfallenden Samen dieses Grases gern verzehren und davon fett werden. Übrigens gibt es ein sehr gutes und einträgliches Futtergras ab und es ist deshalb sein Anbau auf sehr nassen Wiesen und in Gräben zu empfehlen. In manchen Gegenden werden aber die Samen einer ganz andern einjährigen Grasart, nämlich des **Blutfingergrases** oder **Blutfennichs** (Digitaria sanguinalis), welches drei- bis siebenfingerig gestellte, dünne, einseitige Ähren mit einblütigen Ährchen trägt, unter dem Namen Mannahirse gesammelt und verwendet. Dieses Gras wächst an sandigen Stellen und in Weinbergen und wird noch in sandigen Gegenden, besonders in Böhmen, angebaut. Seine Samen, welche genauer als **Bluthirse** bezeichnet werden, geben gleichfalls eine gesunde Nahrung.

**Mannbarkeit**, s. Pubertät.

**Mannen** wird in den Quellen und Urkunden des Mittelalters gleichbedeutend mit Lehnsleuten und Vasallen gebraucht.

**Manners** (John James Robert, Lord), ein Haupt der engl. Protectionistenpartei, wurde als der zweite Sohn des Herzogs von Rutland 13. Dec. 1818 geboren. Seine erste Erziehung erhielt er in Eton, studirte dann in Cambridge und trat schon 1841 für Newark ins Unterhaus, wo er nicht ohne Talent die Grundsätze des extremsten Conservatismus verfocht und sich später an D'Israeli anschloß. Als Schriftsteller, namentlich als Poet, gehörte er zu der sogenannten Schule des Jungen England, die sich jedoch besonders durch ihre Vorliebe für das Mittelalter auszeichnet und in der Wiederkehr der feudalen Zustände die Cur für die Gebrechen unserer Zeit sieht. In diesem Sinne schrieb M. sein „Plea for national holidays" (Lond. 1843), in welchem er die Wiedereinführung der alterthümlichen Volksspiele befürwortet. Da er bei den Parlamentswahlen von 1847 keinen Sitz erlangt hatte, trat er 1849 als Nebenbuhler Rothschild's in London auf, wo er indeß durchfiel. Erst im Febr. 1850 wählte ihn die Stadt Colchester zu ihrem Abgeordneten. Bei der Bildung des protectionistischen Ministeriums im Febr. 1852 wurde M., obwol ganz ohne Geschäftskenntnisse, zum Obercommissar der Wälder und Forsten

(Domänenminister) mit Sitz und Stimme im Cabinet ernannt, in welcher Stellung er bis zum Eintritt Aberdeen's im Dec. 1852 verblieb. Von seinen Schriften sind noch zu nennen: „The Spanish match of the 19. century" (Lond. 1846) und „Notes of an Irish tour" (Lond. 1849).

**Mannert** (Konrad), ein verdienter Schriftsteller im historischen und geographischen Fache, geb. 17. April 1756 zu Altdorf, besuchte die Schule und Universität seiner Vaterstadt und kam 1784 als Lehrer an die Sebaldusschule und 1788 an das Egidinische Gymnasium in Nürnberg. Im J. 1797 wurde er Professor der Philosophie zu Altdorf und 1808 folgte er dem Rufe als ordentlicher Lehrer der Geschichte mit dem Titel eines Hofraths an die Universität nach Landshut, wo er in ununterbrochener Wirksamkeit blieb, bis er bei der Aufhebung dieser Universität 1826 nach München versetzt wurde, wo er 27. Sept. 1834 starb. M. war ein gründlicher Historiker, der es mit der Benutzung und Sichtung der Quellen sehr gewissenhaft nahm. Hiervon zeugen die Schriften: „Geschichte der Vandalen" (Lpz. 1785); „Geschichte der unmittelbaren Nachfolger Alexander's" (Lpz. 1787); „Compendium der deutschen Reichsgeschichte" (Nürnb. und Altd. 1803; 3. Aufl., 1819); „Älteste Geschichte Bojariens" (Nürnb. und Sulzb. 1807); „Kaiser Ludwig IV." (Landsh. 1812); „Handbuch der alten Geschichte" (Berl. und Lpz. 1818); seine mit Liebe geschriebene „Geschichte Baierns" (2 Bde., Lpz. 1826); seine „Geschichte der Deutschen" (2 Bde., Stuttg. 1828—30) und seine „Geschichte der alten Deutschen, besonders der Franken" (Stuttg. 1829). Ein noch größeres Verdienst erwarb er sich jedoch durch Aufhellung der alten Geographie, welche er zuerst allein, dann mit Ukert in der „Geographie der Griechen und Römer" (10 Bde., Nürnb. 1792—1825) bearbeitete. Weniger bekannt sind seine unter dem Titel „Miscellanea" herausgegebenen Bemerkungen über Diplomatik (Nürnb. 1793).

**Mannstollheit**, s. Andromanie.

**Mannszucht**, im Allgemeinen gleichbedeutend mit der militärischen Disciplin (s. d.), umfaßt nicht allein die Subordination, sondern auch das sittliche Betragen des Soldaten. Strenger, augenblicklicher und unbedingter Gehorsam für jeden Befehl des Vorgesetzten ist die Grundlage der Mannszucht, ohne welche weder das Heer im Ganzen noch in seinen einzelnen Theilen bestehen kann. Da es jedoch unmöglich ist, für jedes vorkommende Verhältniß ein Gesetz zu geben, so muß der Soldat gewöhnt sein, auch da sich rechtlich und anständig zu betragen, wo sein Handeln dem eigenen Gefühle überlassen ist. Hat ihn sein Vorgesetzter auf den richtigen Weg gebracht und sein Ehrgefühl dahin berichtigt und gesteigert, daß er aus eigener Überzeugung das Unrecht meidet, so hat die Truppe eine gute Mannszucht. Dieselbe ist im Kriege noch wichtiger als im Frieden, namentlich in Feindes Land, bei anhaltendem Mangel, nach erbitterten Kämpfen u. s. w. Sie wird indessen leicht durch ungerechte, harte Behandlung der Untergebenen von Seiten des Vorgesetzten gestört. Dagegen hat es auch nicht an Vorgesetzten gefehlt, die sich dadurch die Liebe ihrer Soldaten zu erwerben suchten, daß sie nicht auf so strenge Mannszucht hielten und besonders Erpressungen jeder Art und Excesse in Feindes Land duldeten; nie aber sind dadurch glückliche Erfolge im Ganzen erreicht worden.

**Mannus** nannten, wie Tacitus berichtet, die Germanen den Sohn des erdgeborenen Gottes Tuisco (s. d.) und leiteten von seinen drei Söhnen wiederum ihre drei Hauptstämme ab, die Ingävonen, Iskävonen und Herminonen. Er bildete das letzte Glied des nicht blos den Deutschen, sondern den indogerman. Völkern überhaupt zugehörigen Mythus von dem Ursprunge des Menschengeschlechts und steht gleich dem ind. Manus als Urvater an der Spitze der mit Vernunft begabten Erdbewohner. Sein Name ist abzuleiten von der indogerman. Wurzel man, denken. Seine weitern Nachkommen heißen daher auch einfach, wie er, man, oder mit patronymischer Ableitung althochdeutsch manisco, neuhochdeutsch Mensch und die ganze Erde altnordisch manheimr. Vgl. Wackernagel in Haupt's „Zeitschrift für deutsches Alterthum" (Bd. 6).

**Manoel** (Don Francesco), der berühmteste Lyriker in der neuern portug. Literatur, geb. zu Lissabon 1734, bildete sich anfangs für die Musik, wendete sich aber bald zur Literatur und Poesie. Sein Talent wurde zuerst von Ausländern anerkannt, die er als geistvoller Cicerone nach dem Erdbeben von Lissabon 1755 in den Ruinen seiner Vaterstadt herumführte. Hierauf begannen auch die Portugiesen M.'s Gedichte zu lesen und sein Ruf stieg immer höher. Seine Feinde machten indessen aus Neid über sein Talent seine Gesinnungen verdächtig, wozu sie namentlich in seinen Äußerungen über Toleranz und Mönche und in der Übersetzung von Molière's „Tartufe" den Stoff fanden. Im J. 1778 vor die Inquisition gefodert, entwaffnete er den Diener derselben, der ihn festnehmen sollte, und flüchtete sich nach Paris, das er seitdem nicht wieder verließ. Der portug. Gesandte in Paris, Marquis de Marialva, sicherte ihm ein sorgenfreies Alter. Vorzüglich schätzt man seine Oden und die Übersetzung von Lafontaine's Fabeln.

Auch übersetzte er Wieland's „Oberon". Er starb 25. Febr. 1819. Seine „Obras completas" gab er unter dem Namen Filinto Elysio heraus (2. Aufl., 11 Bde., Par. 1818—19).

**Manoeuvre** nennt man die Verbindung taktischer Bewegungen zu einem Ganzen, um sowol im Kriege wie im Frieden das wirkliche oder das Scheingefecht einzuleiten, oder das schon begonnene zu einem günstigen Resultate zu bringen. Die Manoeuvres können daher entweder von einer Truppengattung allein oder von mehren zusammen ausgeführt werden; immer geschieht es jedoch durch größere Abtheilungen aus mehren Bataillonen oder Escadrons mit Batterien zusammengesetzt, wodurch sie sich von den Evolutionen (s. d.) unterscheiden. Oft bedeutet Manoeuvre in weiterm, strategischem Sinne diejenigen Märsche und Stellungen, durch welche der Feind bedroht und auch ohne Gefecht zum Rückzuge gezwungen (wegmanoeuvrirt) wird. Vorzugsweise bezeichnet man indeß durch Manoeuvre diejenigen Truppenübungen im Frieden, welche ein Bild der im Kriege vorkommenden Verhältnisse geben sollen, um nicht allein die Truppen, sondern vorzüglich ihre Führer in steter Übung des Urtheils und schnellen Entschlusses zu erhalten. Je vollkommener hierbei das Ineinandergreifen aller Waffen stattfindet, je ähnlicher das Bild den Verhältnissen des Ernstgefechts wird, um so größer ist die Manoeuvrirfähigkeit der Truppen. Man theilt die Manoeuvres zuweilen in Schul- und Feldmanoeuvres. Bei erstern wird vorher eine bestimmte Disposition über die Folgereihe der Momente und über Das, was in jedem derselben dargestellt werden soll, ertheilt. Bei letztern werden nur die vorausgesetzten allgemeinen Verhältnisse den Führern der Truppen mitgetheilt und ihnen die Ausführung nach eigenem Ermessen übertragen. Da bei den Manoeuvres nicht scharf geschossen und eingehauen werden kann, obgleich Peter d. Gr. zur Übung seiner Truppen auch diese Maßregel ergriffen haben soll, so ist der wirkliche Nutzen davon, aber mit Unrecht, oft in Zweifel gezogen worden. Im Seewesen versteht man unter Manoeuvre die vereinten Bewegungen der Schiffe einer Flotte, um dem Feinde entgegenzugehen, ihm den Wind abzugewinnen, im Treffen seine Schlachtordnung zu durchbrechen, den Fliehenden zu verfolgen oder sich der Verfolgung des Siegers zu entziehen u. dgl. Auch die verschiedenen Arbeiten auf dem Schiffe, welche die Bewegungen desselben zum Zweck haben, z. B. die Handhabung der Taue und der Segel, das Lichten der Anker, das Aussetzen eines Bootes u. s. w., werden so genannt.

**Manometer**, s. Dampfmesser.

**Mans** oder **Le Mans**, ein wichtiger Fabrikort im westlichen Frankreich, die Hauptstadt des Depart. Sarthe wie der ehemaligen Provinz Maine, an der hier dreifach überbrückten Sarthe und nahe unterhalb der Mündung der Huine, Sitz eines Bischofs, ist in seinem alten, am Flußufer gelegenen Theile schlecht gebaut, mit engen, umfahrbaren Gassen und niedrigen Häusern, in dem höher gelegenen aber regelmäßig und geräumig. Die Stadt hat eine prächtige goth. Kathedrale mit herrlichem Chor, ein Priesterseminar, eine medicinische und eine Gesellschaft für Ackerbau, sowie für Künste und Wissenschaften, eine Hebammen- und eine Zeichenschule, eine öffentliche Bibliothek von 42000 Bänden, ein Museum für Naturalien, Waffen, Alterthümer und Gemälde, eine Kornhalle, ein Schauspielhaus und zählt 24000 E., welche Flaggen- und Segeltuch, Hanfleinwand im Großen, grobe Wollenstoffe, in ganz Frankreich berühmte Wachskerzen (jährlich an 3000 Ctr.), schwarze Seife und Leder fabriciren, Bierbrauereien unterhalten und sehr bedeutenden Handel mit Getreide, Bohnen, Luzerne, Kleesamen, Hanf, Branntwein und andern Fabrikaten treiben. M., das Vindium der celtischen Aulerci Cenomani, war, nach den aufgefundenen Alterthümern zu schließen, unter den Römern ein beträchtlicher Ort, gehörte unter Karl d. Gr. zu den größten und schönsten Städten seines Reichs, litt aber sehr in allen folgenden Jahrhunderten durch Kriege, zuletzt in dem Vendéer- und dem Kriege der Chouans 1793 und 1799.

**Mansard** (Jules Hardouin), franz. Baumeister, geb. zu Paris 1645, machte sich zuerst bekannt durch den Bau des Schlosses von Clagny, welches er 1680 vollendete, und erwarb sich frühzeitig das Vertrauen Ludwig's XIV., in dessen Diensten sein Vater als erster Hofmaler angestellt war. Seine Hauptbauten im Auftrage des Königs waren das Schloß in Versailles und der Dom der Invaliden, die Schlösser von Marly und Trianon, der Vendômeplatz und der Siegesplatz, die Kirche Notre-Dame in Versailles u. s. w.; doch stand er nicht über dem Kunstgeschmack seiner Zeit. Er starb als Generaldirector der königl. Bauten zu Marly 11. Mai 1708. — Sein Oheim, François M., geb. zu Paris 1598, gest. daselbst im Sept. 1666, war der Begründer der Kirche Val de Grace in Paris, deren vollständiger Bau ihm darum genommen wurde, weil er selten seinen Entwürfen treu blieb, sondern stets änderte. Er erfand die gebrochenen Dächer, die nach ihm Mansarden benannt wurden.

**Mansfeld**, früher eine Grafschaft des obersächsischen Kreises mit eigenen Grafen gleiches Namens, jetzt zum Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen gehörig, umfaßt 20 QM., ist gebirgig und hat ansehnlichen Berg- und Hüttenbau. Zum Areal der frühern Grafschaft gehören auch zwei Seen, ein süßer und ein salziger, in welchem letztern bei dem Dorfe Röblingen in neuerer Zeit eine Badeanstalt errichtet worden. Gegenwärtig ist die Grafschaft in die Kreise Mansfeldergebirgs-, Mansfeldersee-Kreis und Kreis Sangerhausen getheilt. Die vorzüglichsten Städte sind M. oder Thalmansfeld, Eisleben (s. d.) und Sangerhausen (s. d.). Die Stadt Mansfeld am Thalbache mit 1500 E., die hauptsächlich beim Berg- nnd Hüttenbau und als Steinbrecher Beschäftigung finden, hat in ihrer Nähe die Ruinen des gleichnamigen Stamm- und Residenzschlosses der Grafen von Mansfeld (s. d.), das aber im Dreißigjährigen Kriege geschleift ward und von dem nur noch die Schloßkirche vorhanden ist. Die Grafschaft wurde als magdeburger, halberstädter und kursächs. Lehn, nachdem sie wegen tiefen Verschuldens der Grafen seit 1570 von den Lehnsherren und deren Nachfolgern theilweise bis 1716, theilweise bis 1780 sequestrirt worden war, in zuletzt gedachtem Jahre beim Erlöschen des Mannsstammes der Grafen von Mansfeld zwischen Preußen und Sachsen getheilt. Nachdem der preuß. Antheil 1807 zu dem neuen Königreich Westfalen geschlagen worden, wurde 1808 auch zumeist der sächs. an dasselbe abgetreten. Im J. 1813 setzte sich Preußen wieder in Besitz seines früher besessenen Antheils und erhielt 1815 auch den ehemals sächs. Antheil.

**Mansfeld**, eins der ältesten gräflichen Geschlechter in Deutschland, das von dem alten Schlosse Mansfeld (s. d.) in der gleichnamigen Grafschaft seinen Namen führte, gewann in dem mit der Erbtochter des letzten alten Grafen von M. verheiratheten Burkhard von Querfurt, Burggrafen von Magdeburg, im 13. Jahrh. einen neuen Stifter seines Stamms. Die Enkel Burkhard's stifteten die Linien M. und Querfurt, und 1475 entstanden die vorderortische und die hinterortische, so genannt nach den von ihnen bewohnten Abtheilungen des Schlosses zu M. Die letztere Linie erlosch 1666, nachdem sie sich zuvor noch in die mittelortische und hinterortische Linie getheilt; die vorderortische zerfiel durch die zahlreichen Kinder des Grafen Ernst II. in eine Menge Linien, von denen die eislebische oder protestantische 1710 erlosch und die katholische oder bornstädtische, welche die reichsfürstliche Würde erlangte, 1780 mit dem Fürsten Joseph Wenzel im Mannsstamm erlosch. Die Allodialgüter und der Name gingen in Folge der Vermählung der Tochter des letzten Fürsten an das Haus Colloredo über. (S. Colloredo-Mansfeld.) Unter den alten mansfeld. Grafen hat sich **Hoyer**, der 1115 in dem Treffen beim Welfesholze blieb, um den Kaiser Heinrich V. verdient gemacht. Zur Zeit der Reformation war es **Albrecht**, der sich für Luther's Sache erklärte und als eine der vornehmsten Stützen der Protestanten in dem Religionskriege zu betrachten ist. Albrecht's Sohn, **Vollrath**, gest. 1578, zeichnete sich als Krieger aus und rettete im Treffen von Montcontour durch seinen Rückzug einen Theil der deutschen Reiterei. **Peter Ernst**, Statthalter von Luxemburg und Brüssel, erhielt den Titel eines Fürsten des röm. Reichs und starb 1604. **Karl**, Ernst's Sohn, that sich im flandr. und ungar. Kriege hervor und starb 1695 ohne Nachkommen. — Besonders berühmt ist Graf **Ernst von M.**, ein natürlicher Sohn des Statthalters Peter Ernst, den dieser mit einer niederländ. Dame zeugte. Er wurde 1585 geboren, von seinem Taufpathen, dem Erzherzog Ernst von Östreich, in der kath. Religion erzogen und leistete nebst seinem Bruder Karl dem Könige von Spanien in den Niederlanden und dem Kaiser in Ungarn wichtige Dienste, sodaß ihn Kaiser Rudolf II. legitimirte. Weil man ihm aber die Güter, die sein Vater in den Niederlanden besessen hatte, gegen das gegebene Versprechen vorenthielt, schlug er sich 1610 zu den protest. Fürsten, trat zur ref. Kirche über und wurde einer der gefährlichsten Feinde des Hauses Östreich. Dem Widerstande, den er und einige kleine Reichsfürsten leisteten, ist es wenigstens theilweise zuzuschreiben, daß Östreichs Plan, ganz Deutschland zu unterjochen, vereitelt wurde. Er vereinigte sich 1618 mit den misvergnügten Böhmen, denen er Truppen zuführte, focht lange in Böhmen und am Rhein für die Sache des geächteten Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, verwüstete besonders die Staaten geistlicher Fürsten und wurde wiederholt geschlagen, aber niemals überwunden. Mit engl. und franz. Gelde warb er 1625 ein Heer, mit dem er in die östr. Erbstaaten dringen sollte. Bei Dessau 25. April 1626 von Wallenstein geschlagen, setzte er dennoch seinen Marsch bis Ungarn fort, um sich mit dem Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, zu vereinigen, entließ aber seine Truppen, als dieser seine Gesinnung änderte. Er beabsichtigte über Venedig nach England zu gehen, als er in einem Dorfe unweit Zara erkrankte und 20. Nov. 1626 starb. M. gehörte zu den außerordentlichen Menschen und war einer der größten Generale seiner Zeit. Niederlagen machten ihn nur um so furchtbarer;

kühn trotzte er allen Gefahren und Beschwerden. Mit großem Verstande, der sich besonders in seinen Unterhandlungen zeigte, verband er eine hinreißende Beredtsamkeit und eine unerschöpfliche List. Den Condottieri der Italiener in frühern Zeiten nicht unähnlich, unterhielt er seine Truppen nach der Sitte des Jahrhunderts durch Raub und Plünderung und wurde deshalb auch der deutsche Attila genannt; doch ging er keineswegs darauf aus, sich zu bereichern, sondern blieb arm. Den letzten Augenblick seines Lebens erwartete er völlig gewaffnet und stehend, auf zwei seiner Adjutanten gestützt.

**Manso** (Joh. Kasp. Friedr.), ausgezeichneter Humanist und verdienter Schulmann, geb. 26. Mai 1759 zu Blasienzell im Herzogthume Gotha, erhielt seine erste Bildung im väterlichen Hause, später auf dem Gymnasium zu Gotha und widmete sich in Jena den theologischen, philologischen und philosophischen Wissenschaften. Nachdem er einige Zeit die Stelle eines Hauslehrers zu Gotha bekleidet, erhielt er 1785 eine Collaboratur, bald darauf eine Professur an dem Gymnasium daselbst. Im J. 1790 wurde er als Prorector an das Magdaleneum nach Breslau berufen, dessen oberste Leitung er nach drei Jahren übernahm und bis an seinen Tod, der 9. Juni 1826 erfolgte, rühmlichst führte. Während seines Aufenthalts in Gotha knüpfte er ein enges Freundschaftsbündniß mit dem ihm geistesverwandten Fr. Jacobs (s. d.) und in Breslau später mit Garve (s. d.), dessen Briefwechsel er zugleich mit Schneider veröffentlichte. Wie im Leben, so bewies M. auch in seiner schriftstellerischen Thätigkeit überall einen redlichen Sinn, Wahrheitsliebe, Bescheidenheit und Anerkennung fremden Verdienstes. Unter seinen Bearbeitungen der alten Classiker sind zu nennen: Meleager (Gotha 1789) und Bion und Moschus nebst deutscher Übersetzung (Gotha 1784; 2. Aufl., Lpz. 1807); unter den antiquarischen Schriften: die „Versuche über einige Gegenstände aus der Mythologie der Griechen und Römer" (Lpz. 1794), sowie viele das Alterthum erläuternde Aufsätze und Abhandlungen in den „Vermischten Schriften" (2 Bde., Lpz. 1801) und den „Vermischten Abhandlungen und Aufsätzen" (Bresl. 1821); unter den deutschen, meist freiern Übertragungen: die des Virgilischen Gedichts „Von der Landwirthschaft" (Jena 1783) und des „König Ödipus" von Sophokles (Gotha 1785). Ebenso empfehlen sich seine eigenen poetischen Erzeugnisse, besonders die „Kunst zu lieben" (Berl. 1794), die „Epistel an Garve über die Verleumdung der Wissenschaften" und eine große Anzahl kleinerer Gedichte, die sich in den angeführten „Vermischten Schriften" befinden, durch Leichtigkeit und Eleganz der Darstellung. Vor allen aber verdienen wegen der Gründlichkeit in der Forschung, Klarheit und Wahrheitsliebe seine historischen Werke hervorgehoben zu werden, besonders „Sparta, ein Versuch zur Aufklärung der Geschichte und Verfassung dieses Staats" (3 Bde. in 5 Abth., Lpz. 1800—5); ferner das „Leben Konstantin's d. Gr." (Bresl. 1817); sodann die „Geschichte des preuß. Staats seit dem Hubertusburger Frieden" (3 Bde., Fkf. 1819—20; 2. Aufl., 1835) und die „Geschichte des ostgoth. Reichs in Italien" (Bresl. 1824). Vgl. Jacobs in den „Personalien" (Lpz. 1840).

**Mantegna** (Andrea), einer der berühmtesten ältern Maler und Kupferstecher, geb. zu Padua 1431, wurde, nachdem er in seiner Jugend das Vieh gehütet, wegen seines ausnehmenden Talents von seinem Lehrer Squarcione an Kindesstatt angenommen. Er übte sich vorzüglich im Zeichnen nach antiken Statuen, und schon in seinem 17. J. malte er ein großes Altarblatt in der Kirche der heil. Sophia zu Padua. Doch sehr bald erregte er die Eifersucht und den Haß seines Meisters, namentlich auch deshalb, weil er sich mit der Tochter Giacomo Bellini's verheirathete, der Jenes Nebenbuhler war, und begab sich deshalb in den Dienst des Marchese Lodovico Gonzaga nach Mantua, wo er eine große Schule eröffnete. Hier malte er seinen großen Triumph des Julius Cäsar. Die neun Cartons dazu in Aquarell verkaufte später der Herzog Vincentio II. von Mantua an König Karl I. von England. Unter Cromwell gingen diese für 1000 Pf. St. in Privathände über; doch kamen sie nachher wieder an die brit. Krone und sind gegenwärtig im Palaste Hamptoncourt aufgestellt. Vom Papst Innocenz VIII. nach Rom berufen, um im Belvedere zu malen, vollendete M. dort eine Menge trefflicher Bilder, die aber sehr selten sind. Eins seiner spätesten und vorzüglichsten ist die Madonna della Vittoria, auf welchem Gemälde er die Schutzheiligen von Mantua nebst dem Marchese Giovanni Francesco Gonzaga abbildete, der dasselbe für den Sieg, welchen er 1496 gegen das Heer Karl's VIII. von Frankreich erfochten, gelobt hatte. Ein anderes treffliches Werk M.'s, die Heilige Jungfrau mit dem Kinde, umgeben von Engeln, und Darstellungen der Apostel und Heiligen, befindet sich, nachdem es, gleich jenem, nach Paris gewandert, jetzt wieder in der Kirche des heil. Zeno zu Verona. Auch die Galerie in Dresden bewahrt von M. eine Verkündigung der Maria. Er

starb 1506 zu Mantua. M. ist der Hauptrepräsentant der paduanischen Schule, welche zuerst das Studium der Antike und zwar bis zur Einseitigkeit, mit Vernachlässigung des Naturstudiums, zu ihrem Hauptprincip erhob. Demgemäß ist auch seine Auffassung mehr plastisch als malerisch und seine Darstellung der Formen hart und scharf. Um die Gestalt der Figuren möglichst vollständig hervortreten zu lassen, ersetzte M. die großen, feierlichen Gewandmassen durch eine Menge kleiner geknitterter Falten. Sein Colorit ist meist etwas trocken. Ausgezeichnet war er auch als Kupferstecher, und es werden seine Arbeiten, besonders wegen der vortrefflichen Zeichnung und ihrer Seltenheit, sehr theuer bezahlt. Seine drei Söhne waren ebenfalls Maler; sie malten unter Anderm die Kapelle, in welcher der Vater begraben wurde. Unter M.'s Schülern sind Correggio und Raibolini die berühmtesten.

**Mantelkinder**, die vor der Trauung von den Verlobten miteinander gezeugten Kinder, welche jetzt durch die nachfolgende Ehe gleiche Rechte mit den ehelich geborenen haben. Sie wurden Mantelkinder genannt von der frühern Sitte, daß die Mutter ihren Mantel bei der Trauung über sie breitete.

**Manteuffel** ist der Name eines alten edeln Geschlechts, das schon frühzeitig im alten Kassubenlande zu den burg- und schloßgesessenen Herren zählte, in Pommern die höchsten geistlichen und weltlichen Ämter bekleidete und sich von hier aus nach der Mark, nach Meckienburg, Preußen, Sachsen, Schweden, Kur-, Liv- und Esthland verzweigte. Eine genealogische Fabel läßt das Geschlecht von dem engl. Hause der Mandevel, Grafen von Essex abstammen; andere Forschungen deuten auf einen Zusammenhang mit dem Herford'schen Dynastengeschlecht von Quernheim. In den Kämpfen der Schwertritter werden viele Glieder der Familie M., doch gewöhnlich nur mit dem Zunamen „Zöge", mit Auszeichnung genannt. Ahnherr der Freiherren von M., auf dem Majorate Katzdange in Kurland, war der Ritter Georg von M. aus dem Hause Polzin und Arnhausen in Pommern. Von seinen Nachkommen wurden namentlich **Eberhard von M.** bekannt, der als kaiserl. Oberst unter Tilly vor Magdeburg focht. — **Heinrich von M.**, geb. 1696, trat 1714 in preuß. Kriegsdienste, wohnte unter Anderm 1740—45 den Schlesischen Kriegen bei, commandirte 6. Mai 1757 bei Prag unter Schwerin und erhielt im Sept. 1757 den Befehl über sämmtliche in Pommern stehende Truppen. Mit Erfolg leistete er hier wiederholt den Schweden Widerstand, wurde aber 29. Jan. 1760 von denselben gefangen. Nachdem er 1763 seine Freiheit wiedererlangt, lebte er auf seinem Gute Colletz in Pommern, wo er 10. Juli 1778 starb. — Einem andern Zweige gehört an Freiherr **Georg Aug. Ernst von M.**, geb. 26. Oct. 1765 zu Alt-Hörnitz in der Oberlausitz. Er bekleidete seit 1791 mehre höhere richterliche und Verwaltungsämter, ward 1813 Mitglied der Immediatcommission, welcher der König von Sachsen, als er das Land verlassen mußte, die Verwaltungsgeschäfte anvertraute, und nach der Rückkehr des Königs 1815 Director des zweiten Departements im Geh. Finanzcollegium, 1817 Mitglied des Geh. Raths, 1820 Wirklicher Geh. Rath, später Präsident des Geh. Finanzcollegiums und 1828 Conferenzminister. Nach Rücktritt des Ministeriums Einsiedel (1830) fungirte er als sächs. Gesandter beim Bundestage, bis er 1840 nach Dresden zurückkehrte, wo er 8. Jan. 1842 starb. Sein Bruder, Freiherr **Otto Gottlob von M.**, starb 1812 als Oberamts-Regierungspräsident zu Lübben; sein ältester Sohn ist Freiherr Otto Theodor von M. (s. d.). — Zwei mal kam die reichsgräfliche Würde an die Familie, zuerst durch den königl. poln. und kurfürstl. sächs. Geh. Rath und Staatsminister **Ernst Christoph von M.**, der sie 1719 erhielt, indessen 1749 ohne Nachkommen verstarb. Zum zweiten male gelangte die Würde 1759 an die kur-, liv- und esthländische Linie durch **Gotthard Joh. von M.**, der aus seinen bedeutenden Besitzungen Talkhoff, Herjanorum, Laisholm und Pakkast in Livland ein Fideicommiß gebildet hatte und vier Söhne hinterließ, welche vier Zweige der gräflichen Linie stifteten. Diese vier Söhne waren: 1) **Graf Andreas von M.**, geb. 1714. Derselbe diente zuerst unter Prinz Eugen, trat dann in die russ. Armee, in der er dem Sturme von Oczakow beiwohnte, zeichnete sich dann bei Großjägerndorf aus, nahm als Generallieutenant seinen Abschied und starb 1768. Sein Sohn, Graf Gotthard Andreas von M., geb. 1762, russ. Geh. Rath und Senator, gest. 1832, ist der Vater des Grafen Ernst Gotthard von M., geb. 21. Febr. 1801, welcher nach dem Tode seines ältern Bruders Gotthard von M. (geb. 26. Dec. 1795, gest. 1849) das Majorat erhielt. — 2) Graf Gotthard Joh. von M., geb. 1716, gest. 1753, wurde durch seinen Sohn, Grafen Gotthard Joh. von M., geb. 1750, gest. 1820, Stifter der Linie auf Alt- und Neu-Parmel, deren gegenwärtiges Haupt der Graf Ferd. Joh. von M., russ. Oberst, ist. — 3) Graf Karl Reinh. von M., geb. 1720, gest. 1782. Er hinterließ seinem Sohne Peter Aug. von M. (geb. 1768, gest. 1842) die Erb-

güter Mez und Palser. Sohn des Letztgenannten ist Graf Karl Ludw. von M., geb. 21. Dec. 1820. — 4) Graf Ludw. Wilh. von M., geb. 1721, gest. 1793, kaiserl. russ. Staatsrath und Erbherr auf Metzküll und Berschn. Derselbe hatte drei Söhne, von denen sich jedoch nur einer, Graf Gottlieb Johann von M. (geb. 1791), der als russ. General 1813 in der Schlacht bei Leipzig fiel, vermählte, aber nur weibliche Nachkommen hinterließ.

**Manteuffel** (Otto Theod., Freiherr von), preuß. Staatsmann, geb. 3. Febr. 1805 zu Lübben, wurde nach dem Tode des Vaters seit 1812 mit seinem jüngern Bruder bei einem Oheim erzogen, bis Beide 1819 die Landesschule Schulpforte bezogen. Seit 1824 widmete er sich auf der Universität Halle dem Studium der Rechte und Kameralwissenschaften, daneben aber auch mit besonderer Vorliebe den mannichfachen gymnastischen Übungen. Im J. 1827 ging er nach Berlin, wo er 1829 als Referendarius beim Kammergericht eintrat, aber schon gegen Ende desselben Jahres zur Verwaltung überging. Bald darauf wurde M. das Amt des Landraths im Sternberger Kreise, dann das zu Luckau commissarisch, letzteres Ende 1832 definitiv übertragen. Das Vertrauen, das er sich in diesem Wirkungskreise bei allen Kreisangesessenen erwarb, veranlaßte seit 1837 alljährlich seine Wahl zum Abgeordneten für die Provinziallandtage der Mark Brandenburg, bei denen er sich durch umfassende Kenntniß der Landesinteressen auszeichnete. Als M. 1841 zum Oberregierungsrath und Dirigenten der Abtheilung des Innern bei der Regierung zu Königsberg ernannt wurde, ertheilten ihm die meisten Städte des Kreises Luckau das Ehrenbürgerrecht. Während seines zweijährigen Aufenthalts in Königsberg vermählte er sich mit Bertha von Stammer. Nachdem er hierauf seit 1843 als Vicepräsident der Regierung in Stettin gelebt, erhielt er 1844, unter Beförderung zum Geh. Regierungsrath, das Amt eines vortragenden Raths bei dem Prinzen von Preußen. In dieser Stellung fand er Gelegenheit, sich mit den Einzelheiten der Staatsverwaltung sehr vertraut zu machen. Gleichzeitig trat M. in den Staatsrath ein und wurde, unter Beibehaltung seiner bisherigen Stellung, 1845 zum Director der zweiten (1846 der vereinigten ersten und zweiten) Abtheilung im Ministerium des Innern ernannt. Als 1847 der erste Vereinigte preuß. Landtag zusammentrat, suchte M. mit Entschiedenheit die bestehende Staatsverfassung gegen das Andringen des constitutionellen Liberalismus zu vertheidigen. Auch auf dem zweiten Landtage, der im April 1848 sich versammelte, votirte und protestirte er gegen die Wahl nach der Kopfzahl. Obgleich seit März 1848 das Ministerium des Innern in rascher Aufeinanderfolge an Männer überging, deren politische Überzeugungen weit von denen M.'s verschieden waren, wurde er doch stets in seinem Amte belassen, bis ihm endlich 8. Nov. 1848 der König im Ministerium Brandenburg das Portefeuille des Innern übertrug. Seitdem fällt M.'s amtliche Thätigkeit mit der Geschichte Preußens zusammen. (S. Preußen.) An der preuß. Verfassung vom 5. Dec. 1848 hat M. einen wesentlichen Antheil. Ebenso flossen die meisten diplomatischen Actenstücke, Noten und Circularschreiben Preußens in jener bewegten Zeit aus seiner Feder. Nach dem Tode des Grafen Brandenburg mit der interimistischen Leitung der auswärtigen Angelegenheiten betraut, führte M. durch die Conferenz zu Olmütz jenen so bedeutsamen Wendepunkt in der preuß. Politik herbei, der für Preußen wie für ganz Deutschland zunächst wenigstens den Frieden aufrecht erhielt. Als der König 19. Dec. 1850 das Entlassungsgesuch Ladenberg's angenommen, erfolgte die definitive Ernennung M.'s zum Präsidenten des Staatsministeriums. Während er sich schon in seinen frühern Wirkungskreisen den Ruf eines tüchtigen, willenskräftigen und patriotischen Beamten erworben, gewann er in dieser hohen und schwierigen Stellung immer mehr das Vertrauen des Königs, trotz vielfacher Opposition und Anfeindung von Seiten der extremen Parteien und einzelner politischer Coterien. Als eine besondere Auszeichnung verlieh ihm der König unter Anderm den Rothen Adlerorden mit Krone und Schwert. M. ist Besitzer des Gutes Drahnsdorf im luckauer Kreise. — **Manteuffel** (Karl Otto, Freiherr von), jüngerer Bruder des Vorigen, geb. 9. Juli 1806 zu Lübben, wurde mit seinem Bruder erzogen und seit 1819 auf der Schulpforte vorgebildet. Ostern 1825 bezog er die Universität Halle, wo er sich dem Studium der Rechte und Staatswissenschaften widmete. Er erhielt eine Stellung als Oberlandesgerichtsassessor zu Frankfurt a. d. O., trat aber ebenfalls zur Verwaltung über und wurde, nachdem er längere Zeit bei der Regierung in Frankfurt fungirt, von den Ständen des Kreises Luckau 1841 als Amtsnachfolger seines ältern Bruders zum Landrath erwählt. Dieses Amt verwaltete er bis 1850, wo er zum Vicepräsidenten der Regierung zu Königsberg befördert und von hier Anfang 1851 als Regierungspräsident nach Frankfurt versetzt wurde. Schon im August desselben Jahres erfolgte seine Berufung als Unterstaatssecretär des Innern nach Berlin, in welcher Stellung er seitdem gewirkt hat.

**Mantinea**, eine im Alterthume nicht unbedeutende Stadt in Arkadien, an der Grenze von Argolis, wurde berühmt durch die Schlacht, welche die Thebaner hier 362 v. Chr. gegen die Spartaner gewannen, wobei der theban. Feldherr Epaminondas (s. d.) schwer verwundet wurde und unter Todesschmerzen auf einem nördlich von der Stadt gelegenen Hügel den Ausgang des Kampfes abwartete und hierauf verschied. Aus den Trümmern der Stadt, die Pausanias noch in ziemlicher Menge vorfand, entstand zum Theil später Tripolizza. Eine Schilderung der Schlacht nebst einem Plane gibt Leake in den „Travels in the Morea" (Bd. 3, Lond. 1830) und Boblaye in der „Expedition scientifique de Morée" (Par. 1836).

**Mantisse** (lat., d. i. Zugabe) nennt man in der Mathematik den gebrochenen, in der Regel als Decimalbruch dargestellten Theil eines Logarithmus (s. d.), welcher stets aus einer Tafel entnommen werden muß, während die Charakteristik oder Kennziffer, d. h. der ganze Theil eines Logarithmus, sich bei den gewöhnlichen oder Brigg'schen Logarithmen sofort aus der Anzahl der Ziffern ergibt. — Mit Mantisse bezeichnet man auch den Anhang einer Schrift.

**Manto**, eine Tochter des Sehers Tiresias aus Theben und selbst Seherin, wurde, als die Epigonen Theben erobert, von diesen mit andern Kriegsgefangenen dem Delphischen Apollo geweiht. Dieser schickte sie wieder nach Kleinasien, wo sie sich mit dem Kreter Rhakios, dem sie den Mopsos gebar, vermählte und das Heiligthum und Orakel des Klarischen Apollo unweit Kolophon gründete.

**Mantua**, ital. Mantova, ein ehemaliges Herzogthum in der Lombardei, bildet gegenwärtig mit Einschluß der kleinen Fürstenthümer Castiglione und Solferino eine Provinz des lombard. Gebiets, die auf $42\frac{7}{10}$ QM. 270100 E. zählt. Das Land stand unter den Römern in hoher Blüte. Nach dem Untergange des röm. Staats kam es an die Gothen, dann an die Longobarden, unter Karl d. Gr. an das Fränkische und unter Otto d. Gr. an das Deutsche Reich. Als kaiserl. Lehn kam es an die Este und an die Markgräfin Mathilde von Toscana, später an die Bonacorsi und gegen die Mitte des 15. Jahrh. an die Gonzaga. Der letzte Herzog aus dem Hause Gonzaga, Karl IV., vom Kaiser, weil er in dem Spanischen Erbfolgekriege die franz. Partei ergriffen hatte, 1705 in die Reichsacht erklärt, starb zu Padua 1708 ohne Erben. Seit dieser Zeit blieb Östreich in dem Besitze des Landes und vereinigte es 1785 mit den mailänd. Landschaften, aus denen es die östr. Lombardei bildete. Im J. 1797 wurde es zur Cisalpinischen Republik, dann zur Italienischen Republik, 1805 zum Königreich Italien geschlagen, 1814 aber wieder von Östreich in Besitz genommen und mit dem Lombardisch-Venetianischen Königreiche vereinigt. — Die Hauptstadt des Herzogthums und der jetzigen Provinz, **Mantua**, mit 31000 E., worunter ziemlich viel Juden, durch Natur und Kunst eine der stärksten Festungen Europas, Sitz eines Bischofs, eines Landesgerichts, eines Festungscommandos, einer Collegialprätur, einer Handels- und Gewerbekammer u. s. w., liegt an der nach Verona führenden Zweigbahn der lombard.-venet. Ferdinandsbahn und auf einer Insel im Mincio, welcher hier mehre Arme und sehr morastige Ufer hat und zugleich einen Landsee bildet, der sich auf der Nord- und Ostseite um die Stadt zieht, während dieselbe im Westen und Süden vom Mincio und einer breiten Sumpfstrecke umgeben ist. In diesen westlichen Sümpfen liegt das abgesonderte Hornwerk Pradella, an der Südseite die stark befestigte Insel Cerese oder il Te und zugleich das Außenwerk Miglioretto, welches ein verschanztes Lager deckt und ein gewaltiges Schleußenwerk zu Überschwemmungen des Terrains, deren Rayon durch das starke Fort Pietole (gleichnamig einem in die Befestigungslinie hereingezogenen Dorfe, welches für das ehemalige Andes, den Geburtsort Virgil's, gilt) als Außenwerk gedeckt wird. Die Nordseite gegen Verona zu oder die Vorstadt Borgo di Fortezza, zu welcher über den See ein 1380 F. langer starker Damm (Ponte de' Molini) führt, wird durch die große Citadelle di Porto, die Ostseite oder die Vorstadt Borgo di San-Giorgio aber, wohin eine 2700 F. lange, durch sechs Bastionen und zwei Strandbatterien vertheidigte Steinbrücke führt, durch das Fort San-Giorgio gedeckt. Die Stadt selbst ist nur von einer alten bastionirten Mauer umgeben, nicht besonders gebaut und wegen ihrer tiefen, sumpfigen Lage und schlechten Wassers kein angenehmer Aufenthalt. Merkwürdige Gebäude sind: die alte weitläufige herzogliche Burg (Palazzo vecchio), jetzt der Kaiserpalast (Palazzo imperiale) genannt, einer der größten Paläste Europas, mit dem sogenannten Appartamento di Troja, welches Gemälde von Mantegna und Giulio Romano enthält; ferner der berühmte, größtentheils von Giulio Romano in der Gestalt eines T erbaute Palast de Te vor dem südlichen Thore, der Justizpalast, die Gebäude der 1625 gestifteten, aber längst eingegangenen Universität, das Zeughaus, das elegante Theater, das schöne ovale Tagestheater oder Anfiteatro, die Kathedrale, die großartige Kirche San-Andrea mit einer prachtvol-

im Souterrainkirche und Statuen von Canova, die Kirche San-Barnaba mit bleigedeckter Kuppel und andere Kirchen, die fast alle, wie mehre andere öffentliche Gebäude, Gemälde von Mantegna, Romano u. A. enthalten. (Vgl. Susani, „Nuovo prospetto delle pitture, sculture, architetture etc. di M.", Mantua 1830.) Von öffentlichen Anstalten besitzt M. ein Lyceum, zwei Gymnasien, eine Akademie der Wissenschaften und Künste (Virgiliana) mit einer Gemälde- und Antikensammlung, einen botanischen Garten, eine deutsche und eine israelitische Hauptschule, ein bischöfliches Seminar, eine reichhaltige öffentliche Bibliothek und ein durch viele Denkwürdigkeiten ausgezeichnetes Museum. Ferner befinden sich hier ein großes Militärhospital, ein Stadtkrankenhaus mit Irrenanstalt und Findelhaus, zwei Waisenhäuser, ein Leihamt, eine Arbeits- und Versorgungsanstalt, ein israelitisches Zufluchts- und Arbeitshaus, ein allgemeines Strafhaus (l'Ergastolo), eine Disciplinarcompagnie u. s. w. Die Bevölkerung treibt außer den gewöhnlichen Gewerben Handel mit Seide. Die Stadt soll schon von Karl d. Gr. befestigt worden sein und theilte das Schicksal des Herzogthums. Als durch Verschulden Balduin's del Monte die Kaiserlichen 1630 sich mit stürmender Hand ihrer bemeisterten, wurde sie furchtbar verwüstet und ihrer kostbarsten Werke beraubt. Zwar erholte sie sich nachher wieder; doch seitdem sie aufgehört hatte, Residenz zu sein, kam sie allmälig mehr und mehr ins Sinken. Im J. 1796 wurde sie von den Franzosen blockirt und durch Wurmser's Capitulation erobert, 1799 von den Östreichern unter Kray durch eine förmliche Belagerung denselben wieder entrissen, im Anfange des J. 1801 aber von neuem den Franzosen übergeben. Nach dem Pariser Frieden von 1814 räumten die Franzosen M. ohne Widerstand. — Das sogenannte **Mantuanische Gefäß**, welches sich früher im herzoglichen Museum zu Braunschweig befand, war ein großer zu einer Camee mit zwölf Figuren geschnittener Onyx von 6 Zoll Breite und 2½ Zoll Stärke im Durchmesser, der ein Gefäß von sehr gefälliger Form bildete. Die vollendete Arbeit stellte die Thesmophorien dar. Im J. 1630 wurde dieses überaus kostbare Gefäß bei der Plünderung M.s durch das kaiserl. Heer von einem Soldaten erbeutet, der es dem Herzoge von Sachsen-Lauenburg, einem der Befehlshaber des Heeres, für 100 Dukaten verkaufte, und durch Vermächtnisse kam es endlich an das Haus Braunschweig. Während des Kriegs von 1806 war es in England, nach Andern in Petersburg; seit der braunschweigischen Revolution von 1830 ist es abhanden gekommen.

**Manual**, im Allgemeinen soviel als Handbuch oder Memorial, heißt im Rechnungswesen dasjenige Buch, worin die Ausgaben und Einnahmen nicht nach chronologischer Ordnung, wie im Kassenbuche oder Journal, sondern nach den Quellen und verschiedenen Zwecken (nach Titeln und Capiteln) eingetragen werden. — **Manualacten** oder **Privatacten** heißen die Proceßschriften, sowol die eigenen wie die gegenseitigen, welche der Sachwalter eines Processes aufzubewahren verbunden ist. Gehen etwa die gerichtlichen Acten durch irgend einen Zufall verloren, so werden sie unter Zuziehung der Parteien aus den Manualacten ergänzt. Der Sachwalter hat dieselben, wenn sein Auftrag beendigt ist, wäre es auch durch Zurücknahme, wenigstens nach der richtigern und des Sachwalters würdigern Ansicht, nicht eher an die Partei herauszugeben, als bis er wegen seiner Gebühren und Auslagen befriedigt ist.

**Manuel** (Jacques Antoine), berühmt als franz. Kammermitglied während der Restauration, geb. zu Barcelonette 10. Dec. 1775, war anfangs für den Handel bestimmt, trat 1793 in die Armee, widmete sich aber, nachdem er schon den Grad eines Capitäns erlangt, nach dem Frieden von Campo-Formio der advocatorischen Laufbahn. Nicht ohne Erfolg wirkte er in dieser Eigenschaft am Apellhofe zu Aix. Als er während der Hundert Tage zum ersten mal Paris besuchte, empfing er die Nachricht, daß ihn das Depart. Niederalpen in die Kammer gewählt habe. Zögernd nahm er diese Ehre an und beobachtete längere Zeit ein gänzliches Stillschweigen. Erst nach der Schlacht von Waterloo erhob er sich plötzlich und zeigte sich als großer Redner und kühner Patriot. Mit der zweiten Restauration beschloß M., sich in Paris niederzulassen, wurde aber von der Advocatencorporation als liberaler Charakter von den Gerichtsverhandlungen ausgeschlossen. Obschon er sich hierdurch blos auf Privatconsultationen beschränkt sah, gelangte er doch bald zu Ruf und ausgedehnter Praxis. Bei den Wahlen von 1818 wählte man ihn in den Depart. Finisterre und in der Vendée zugleich. Er entschied sich für letztere und nahm in der Kammer seinen Sitz zur äußersten Linken. Hier zeigte er sich nicht nur als glühender Vertheidiger constitutioneller Rechte, sondern ergriff auch in allen Debatten über die verschiedenen Zweige der Verwaltung das Wort und legte außerordentliche Kenntnisse an den Tag. Mit der Stärke und dem Hasse seiner Gegner wuchs seine Kühnheit, Festigkeit und Begeisterung. Schon oft hatte er sich das Misfallen der Majorität zugezogen und man wartete

nur auf eine Gelegenheit, um sich seiner zu entledigen. Endlich bot sich dieselbe in der Sitzung von 1823 bei den Verhandlungen über den Feldzug nach Spanien dar. Am 1. März hielt M. eine feurige Rede, bei einen maßlosen Tumult verursachte, weil die Ultras in seinen Worten eine Vertheidigung Derer, welche Ludwig XVI. zum Tode befördert, wahrnehmen wollten. Vergebens versicherte er seine monarchische Gesinnung und wiederholte die Phrase; er wurde zur Ordnung verwiesen. Am nächsten Tage schlug Labourbonnaye seine Austreibung aus der Kammer vor, die 3. März auch durchging. Dessenungeachtet erschien M. 4. März auf seinem Sitze und erklärte dem Präsidenten, daß er nur der Gewalt weichen würde. Man rief einen Unteroffizier der wachhabenden Nationalgarde, Namens Mercier, herbei, der aber seine Hand nicht an den Deputirten legen wollte. Gendarmen mußten hierauf eintreten, die ihn nun aus dem Saale schleiften. Sämmtliche Mitglieder der Linken folgten. M. war weit entfernt, die brutale Gewaltthat, welche den Bourbons in der öffentlichen Meinung einen harten Schlag versetzte, für seine Person auszubeuten. Er zog sich zurück und starb 20. Aug. 1827 zu Maisons. Seine Leiche, die man auf dem Kirchhofe Père-Lachaise zu Paris bestattete, wurde von mehr als 100000 Menschen begleitet.

**Manuel** (Nikolaus), genannt Deutsch, Künstler, Staatsmann, Dichter und Soldat, wurde wahrscheinlich 1484 geboren. Man vermuthet, er sei der uneheliche Sohn eines vielleicht aus dem Süden stammenden Emanuel de Alamannis gewesen, aus dessen Namen er den seinigen entlehnt habe. Als Künstler scheint er in der kolmarer Schule Martin Schön's seine Bildung empfangen zu haben; später, wahrscheinlich um 1511, wurde er für einige Zeit in Venedig Tizian's Schüler. In Bern angesiedelt, nahm er als Mitglied des Raths sowol an den ital. Feldzügen wie an den reformatorischen Kämpfen der Schweiz einen thätigen Antheil. Bald nach dem Siege der Reformation in Bern starb er 1530. Sein Hauptwerk, ein auf die Umfangsmauer der dortigen Dominicanerkirche gemalter Todtentanz ist nur noch in Copien vorhanden und unterscheidet sich in der Auffassung nicht wesentlich von ähnlichen Darstellungen in Basel, Lübeck und anderwärts; das bedeutendere Vorwalten der Landschaft deutet wol auf venet. Einwirkung. Von seinen Ölgemälden und Zeichnungen finden sich die meisten in Bern und in Basel. Sein Stil hängt noch ganz deutlich mit der scharfen und strengen Formbezeichnung der kolmarer Schule zusammen; seine geistreiche Subjectivität aber macht sich geltend durch Heiterkeit der ganzen Darstellung und durch einen oft bizarren Humor. In den Zuthaten und in der Kleidung ist er bunt und überladen; den Modeprunk seiner Zeit beutet er oft bis ins Unerlaubte aus. Vgl. Grüneisen, „Nic. M." (Stuttg. und Tüb. 1837).

**Manuel** (Pierre Louis), franz. Conventsdeputirter und Revolutionsmann, geb. 1751 zu Montargis, lebte nach vollendeten Studien als Hauslehrer und Schriftsteller zu Paris und gerieth wegen eines gegen Geistlichkeit und Regierung gerichteten Pamphlets in die Bastille. Wieder in Freiheit gesetzt, wendete er sich mit Leidenschaft der ausbrechenden Revolution zu. Schon nach den Ereignissen vom Juli 1789 trat er in den Gemeinderath von Paris, an dessen Spitze Bailly stand. Hierdurch erhielt er Gelegenheit, aus den Papieren der Polizei die Schrift „La police devoilée" (2 Bde., Par. 1791) abzufassen, die große Abscheulichkeiten aufdeckte. Als eifriger Jakobiner wurde er gegen das Ende des J. 1791 Gemeindeprocurator, während Pétion das Amt des Maire versah. In dieser Stellung betheiligte er sich gewaltig am Umsturze des Throns und leitete die Unruhen vom 20. Juni und 10. Aug. 1792. Nach der letztern Katastrophe mußte er den König in den Templethurm schaffen, wobei er sich einer förmlichen Einkerkerung desselben vergebens widersetzte. Mit Unrecht beschuldigten ihn seine Feinde der Anstiftung und Theilnahme der Septembergräuel. Gewiß ist es, daß er viele angesehene Personen rettete und später vom Convent verlangte, man möchte die während der Metzelei Entwichenen nicht als Emigranten betrachten. Von der Hauptstadt in den Convent gesendet, verlor er seine Popularität, indem er vorschlug, daß der Präsident in den Tuilerien wohnen solle. Am 7. Oct. 1792 mußte er Ludwig XVI. die Errichtung der Republik eröffnen und denselben der äußern Zeichen der königl. Würde entkleiden, was er ohne Roheit vollzog. Seitdem handelte er merkwürdigerweise stets im Interesse des unglücklichen Monarchen. Bei der Abstimmung über dessen Verurtheilung drang er auf Einsperrung und äußerte in der Verhandlung über die Apellation ans Volk: „Das Recht über Leben und Tod gehört der Natur; der Despotismus hat ihr das Recht genommen, aber das Volk wird es ihr wiedergeben." Von der Bergpartei des Betrugs bei Einsammlung der Stimmen beschuldigt, wurde er auf der Stelle infam erklärt und mußte den Convent unter Mishandlungen verlassen. Er ging nach Montargis, wo er im März 1793 von einer wüthenden Rotte fast todtgeschlagen wurde. Im August ließ ihn der Convent verhaften und

nach Paris bringen. Zuvörderst mußte er im Processe der Königin als Zeuge auftreten, wobei er sich rücksichtsvoll und edel benahm, obgleich das Beil auch über seinem Haupte schwebte. Am 15. Nov. stellte man ihn selbst vor Gericht, beschuldigte ihn, Urheber der Septembergräuel gewesen zu sein, legte ihm aber auch zur Last, mehre Schlachtopfer gerettet zu haben. Er ward zum Tode verurtheilt und 16. Nov. 1793 hingerichtet. Seine Schriften sind ohne Bedeutung. Ohne Erlaubniß der Betheiligten gab er die „Lettres de Mirabeau à Sophie" (4 Bde., Par. 1792) heraus.

**Manufacturen** sind im engern Sinne die Werkstätten, in welchen durch die Menschenhand (lat. manus) oder die dieselbe ersetzenden Maschinen Rohstoffe zu Kunstwaaren verarbeitet werden, welche letztere daher Manufacte heißen, wogegen Fabriken eigentlich nur diejenigen Anlagen genannt werden, in welchen zu gleichem Zwecke das Feuer als wesentliches Umwandelungsmittel hinzutritt. Zu den Manufacturen gehören streng genommen z. B. die Spinnereien, die Webereianlagen u. s. w. Jene Unterscheidung wird aber gemeinhin nicht mehr festgehalten und man belegt gewöhnlich die Manufacturen gleichfalls mit dem Namen Fabriken, welcher der vorherrschende geworden ist, sowie die Manufacte mit der Bezeichnung Fabrikate. Wie in Deutschland, so geschieht dies auch in Frankreich, wogegen in England beide Classen von Etablissements Manufactures genannt werden. (S. Fabriken.)

**Manuscript** (lat.), d. i. Handschrift, heißt ein jedes geschriebenes Schriftstück im Gegensatz zu einem durch den Druck veröffentlichten und somit dem Publicum allgemein zugänglich gemachten Schriftwerke. Daher bezeichnet der Buchhändler und Buchdrucker, besonders der Schriftsetzer die ihm zur Herausgabe und zum Druck übergebene handschriftliche Abfassung eines Buchs, Aufsatzes u. s. w. mit dem Worte Manuscript. Häufig werden literarische Erzeugnisse „als Manuscript gedruckt", d. h. sie werden durch den Druck vervielfältigt blos im Interesse des Autors und des Besitzers, ohne daß das Schriftwerk wirklich dadurch dem Publicum zugänglich wird und der Verfasser oder Eigenthümer seine Rechte, die er als solcher an dem nur handschriftlich vorhandenen Werke hat, aufgibt. Namentlich geschieht dieses gegenwärtig nicht selten bei dramatischen Producten, welche „den Bühnen gegenüber als Manuscript" gedruckt werden, d. h. der Dichter behält sich das Recht vor, mit den Bühnen wegen der etwaigen Aufführung seines Stücks noch besonders zu contrahiren. — Manuscripte oder Handschriften (libri oder codices manuscripti) ist insbesondere auch der Name aller theils aus der Zeit vor Erfindung der Buchdruckerkunst, theils auch später abgefaßten handschriftlichen Bücher. Ihre Behandlung und Lesung bildet einen Hauptgegenstand der Diplomatik; ihre Aufbewahrung, Katalogisirung, Benutzung u. s. w. lehrt die Bibliothekswissenschaft. Alle noch vorhandenen alten Manuscripte sind entweder auf Pergament oder Papier geschrieben. Das Papier ist theils ägyptisches, aus der eigentlichen Papyrusstaude verfertigtes, dessen Gebrauch zu Handschriften im Abendlande schon mit dem 9. Jahrh. aufhörte, theils Baumwollen- oder Seidenpapier (charta bombycina), um 706 n. Chr. im Orient erfunden, das bis zur Einführung des Linnenpapiers und neben diesem noch bis in die Mitte des 14. Jahrh. gebraucht wurde, theils endlich Linnenpapier, dessen Erfindung man in das 13. oder 14. Jahrh. setzt, je nachdem man sich auf eine auf solches geschriebene Urkunde Kaiser Friedrich's II. von 1243 oder auf andere derartige Urkunden von 1309, 1311, 1318 u. s. w. stützt. Schreibfedern werden zuerst im 7. Jahrh. erwähnt. Von Tinten war die schwarze die gewöhnlichste. Sie bestand gewöhnlich aus Ofenschwärze, Ruß von Harz und Pech, gebranntem Elfenbein, geriebenen Kohlen u. s. w. und war in der frühesten Zeit nicht mit Vitriol versetzt. Auch rothe (rubrum) Tinte von einer blendenden Schönheit findet man schon in sehr alten Handschriften. Mit ihr wurden die Anfangsbuchstaben, die ersten Zeilen und die Inhaltsanzeigen geschrieben, daher die Ausdrücke Rubrum, Rubrik und Rubricator. Seltener kommt in alten Handschriften blaue Tinte vor, noch seltener grüne und gelbe. Auch mit Gold und Silber schrieb man entweder ganze Handschriften, die jedoch wegen ihrer Kostbarkeit unter die größten Seltenheiten gehören, oder belegte die Anfangsbuchstaben damit. In Ansehung der äußern Gestalt theilen sich die Manuscripte in Rollen (volumina), die älteste Art, und in geheftete Bücher oder Bände, die eigentlichen codices. (S. Codex.) Die Schreiber der Manuscripte (scribae oder librarii) waren bei den Alten meist Freigelassene oder Sklaven, in den folgenden Zeiten die Mönche, unter welchen vorzüglich die Benedictiner durch ihre Ordensregel dazu verpflichtet waren. Correctoren und Rubricatoren besserten und schmückten nachher die Handschriften aus. Von weit größerer Wichtigkeit als die äußern Umstände und Merkmale sind für die Beurtheilung des Alters, Werthes u. s. w. einer Handschrift die innern und namentlich die Züge der Schrift und der Buchstaben, mit denen sie geschrieben sind. Noch immer hat für diesen Theil der Handschriften Walther's „Lexicon diplomaticum" (3 Bde.,

Gött. 1745—47) einen entschiedenen Werth, sowie zur Beurtheilung des Alters griech. Manuscripte nach den Schriftzügen Montfaucon's „Palaeographia" ein unentbehrliches Hülfsmittel ist. Das Alter griech. Handschriften läßt sich aus den Schriftzügen schwerer bestimmen als das der lateinischen. Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß die Züge einer griech. Handschrift desto leichter, gefälliger und flüchtiger sind, je älter sie ist, daß sie aber im Fortgehen der Jahrhunderte immer steifer werden. Der Mangel oder das Dasein der griech. Accente entscheidet nichts. Übrigens wird man nicht leicht ältere griech. Handschriften als aus dem 7., höchstens 6. Jahrh. finden. Die Schriftzüge der lat. Manuscripte hat man theils nach der Größe oder Kleinheit derselben (Majuskeln oder Minuskeln), theils nach der verschiedenen Gestalt und dem Charakter, welche sie bei verschiedenen Völkern oder in gewissen Zeiträumen annahmen (scriptura Romana antiqua, Merovingica, Longobardica, Carolingica etc., wozu seit dem 12. Jahrh. die sogenannte gothische kam, welches eine künstlich abgeschärfte und eckige Minuskel ist), eingetheilt und bei jeder dieser Schriftarten wieder Regeln festgestellt, nach welchen man das Alter einer Handschrift beurtheilen kann. Vor dem 8. Jahrh. wird man selten Interpunctionen antreffen; doch kommen auch nach eingeführter Punctation aus dem 13. und den folgenden Jahrhunderten noch Manuscripte ohne Interpunction, aber mit Absetzen der Worte vor. Handschriften, die keine Capitel- oder andere Abtheilungen haben, sind immer alt. Der sogenannte Custos oder die Wiederholung des ersten Worts des folgenden Heftes am Ende des vorhergehenden gehört in das 12. und in spätere Jahrhunderte. Je wenigere und leichtere Abbreviaturen (s. d.) eine Handschrift hat, desto älter ist sie. In den ältesten Handschriften hängen die Worte gewöhnlich ohne alle Abtheilung ununterbrochen aneinander; erst seit dem 9. Jahrh. ist das Abtheilen der Worte allgemein geworden. Auch die Gestalt der arab. Ziffern, welche man zuerst in Manuscripten aus dem Anfange des 12. Jahrh. findet, trägt zur Beurtheilung des Alters einer Handschrift bei. Manche Manuscripte haben am Ende eine deutliche Bestimmung, wann, gewöhnlich auch durch wen sie geschrieben worden sind, und man nennt sie deshalb datirte Codices. Doch muß man die Richtigkeit dieser Unterschriften nicht gleich für erwiesen annehmen, da sie oft blos die Abfassung des Buchs anzeigen oder sich nur auf einen Theil der Handschrift beziehen oder auch ganz erdichtet sind. Ebenso wenig darf man aus denselben immer auf das Alter der Handschriften mit Bestimmtheit schließen, da spätere Abschreiber oft derartige Notizen aus den Originalen, welche sie vor sich hatten, copirten. Mit Gewißheit läßt sich annehmen, daß keine aller bekannten Handschriften über das erste christliche Jahrhundert hinausreicht. Das 1825 auf der Insel Elephantine in Oberägypten von einem für Sir Joseph Banks reisenden Franzosen aufgefundene Fragment der „Iliade", auf Papyrus in Capitalbuchstaben schön geschrieben, dürfte unstreitig das älteste aller classischen Bücher sein und wahrscheinlich aus den Zeiten der Ptolemäer stammen. Abgeschabte und neu überschriebene Handschriften (codices rescripti) nennt man Palimpsesten (s. d.). Vgl. Pfeiffer, „Über Bücherhandschriften" (Erl. 1810); Ebert, „Handschriftenkunde" (2 Bde., Lpz. 1825—27); Hoffmann, „Handschriftenkunde für Deutschland" (Bresl. 1831).

**Manutius** (Aldus), ital. Manuzio, Manuzzi oder Manucci, auch **Aldus** der **Ältere** genannt, geb. 1446 zu Bassano, studirte hier, zu Ferrara und in Rom, weshalb er sich den Beinamen Romanus gab, und wurde dann Erzieher des jungen Fürsten zu Carpi, Albertus Pius, der ihm neben andern Gunstbezeigungen den Beinamen Pius ertheilte. Im J. 1482 begab er sich nach Mirandola. Erst im männlichen Alter studirte er das Griechische zu Verona, worauf er 1488 in Venedig eine Druckerei anlegte. Er vervollkommnete die Buchdruckerkunst ungemein, schaffte die bisher gebräuchliche Mönchsschrift ab, führte die sogenannte Antiqua ein, erfand die Cursiv, verbesserte die Unterscheidungszeichen und gebrauchte zuerst das Kolon und Semikolon. Auch ließ er sich sehr angelegen sein, nicht nur einfach schöne und correcte, sondern auch gute Texte zu drucken. Zu dem Ende unterhielt er in seinem Hause eine gelehrte Gesellschaft, in welcher über die abzudruckenden Schriftsteller und über die Verbesserung des Textes gesprochen wurde. Seine ersten griech. Drucke waren die griech. Grammatik von Konstantin Laskaris und das Gedicht des Musäus (1494). Überhaupt verdanken wir ihm 28 editiones principes von griech. Classikern. Von seinen eigenen Schriften sind, außer den Anmerkungen und Vorreden zu mehren Schriftstellern, bemerkenswerth die „Institutiones grammaticae Graecae" (1515); das „Dictionarium Graecum" (1497, Bas. 1519 und öfter); „Institutiones Graeco-Latinae" (1501 und 1508) und die „Introductio perbrevis ad Hebraicam linguam" (zuerst mit Laskaris' Grammatik 1501). Vorzüglich sind seine Pergamentdrucke, namentlich ist die Schwärze vortrefflich. Die Päpste Julius II. und Leo X. unterstützten ihn durch

Privilegien. Er starb 6. Febr. 1516 an den Wunden, welche ihm drei Meuchelmörder beigebracht hatten. — Sein dritter Sohn, **Paulus M.**, geb. zu Venedig 6. April 1512, studirte besonders die lat. Sprache, die er vortrefflich schrieb, hatte in Rom die Aufsicht über die apostolische Druckerei (Typographia Pio-Manuliana) beim Druck der Kirchenväter und wurde auch bei der vaticanischen Bibliothek gebraucht. Er besorgte seit 1533 seines Vaters Buchdruckerei, nachdem sie eine Zeit lang geschlossen gewesen war, und übernahm sie 1540. Auf die Einladung des Papstes Gregor XIII. ging er abermals nach Rom, wo er 1573 starb. Seine Ausgaben griech. und röm. Classiker, besonders der Werke des Cicero, sind hochgeschätzt, und unter seinen eigenen Schriften zeichnen sich namentlich seine „Epistolae et praefationes" (1558 und öfter) aus. — **Aldus M.** der Jüngere, der Sohn des Vorigen, geb. 28. Oct. 1547, schrieb bereits in seinem 14. Jahre eine Abhandlung über die lat. Orthographie. Später lehrte er die alten Sprachen zu Venedig, Bologna, Pisa und Rom und starb daselbst 1597 sehr arm, nachdem er die väterliche Buchdruckerei eine Zeit lang fortgeführt, dann aber verkauft hatte. Noch in seinem Todesjahre hatte ihm Clemens VIII. die Leitung der Typographia Vaticana übertragen. Mit ihm erlosch der Ruhm der Aldinischen Presse. Man hat von ihm Anmerkungen zum Vellejus Paterculus, Horaz, Sallust und Eutrop und mehre Abhandlungen über röm. Alterthümer, welche sich in Grävius' und Sallengre's „Thesaurus" finden. Das Zeichen der von den Manutiern gedruckten Bücher ist ein Anker, um den sich ein Delphin schlingt, bisweilen mit der Beischrift: Sudavit et alsit. Die Ausgaben, welche aus den Druckereien der M. hervorgingen, nennt man Aldinen (s. d.).

**Manzoni** (Alessandro), ital. Dichter, wurde zu Mailand 1784 geboren. Sein Vater war Graf, aber ohne Bildung, seine Mutter die geistreiche Tochter des berühmten Beccaria. Zunächst machte er sich durch seine „Versi sciolti" (Par. 1806) auf den Tod seines Pflegevaters, Carlo Imbonati, und hierauf durch die „Inni sacri" (1810) bekannt, worin er eine neue Art Lyrik schuf. Seine Tragödie „Il conte di Carmagnola" (Mail. 1820), in welcher er die Fesseln der franz. Schule abwarf, fand nicht blos in Italien großen Beifall, sondern wurde auch von engl. Kritikern und unter den Deutschen selbst von Goethe ausgezeichnet. Ihr folgte 1823 die Tragödie „Adelchi". In beiden Stücken bedient sich M. des Chors. Auch seine kleinern Gedichte, darunter namentlich eine Ode auf Napoleon's Tod: „Il cinque maggio" (1823), trugen bei, seinen Ruhm zu erhöhen. Das größte Aufsehen aber erregten „I promessi sposi, storia milanese del secolo XVII." (3 Bde., Mail. 1827; deutsch unter dem Titel „Die Verlobten" von Bülow, 2. Aufl., Lpz. 1837; von Leßmann, 3 Bde., Berl. 1827—28), worin in der Geschichte des Seidenwebers Renzo vom Comersee das Leben des ital. Landvolks in unvergleichlicher Weise geschildert wird. Eine höchst interessante Episode dieses Romans bildet die Darstellung der Zustände Mailands während der Pest 1630. Später erschien das Werk von M. selbst im Stile vielfältig umgearbeitet (3 Bde., Mail. 1842) mit einem Anhange: „Storia della Colonna infame", worin M. in Beziehung auf die Hinrichtungen während der Pest in Mailand die Richter des Justizmordes anklagt. Seit vielen Jahren lebt M. in tiefer Abgeschiedenheit nur seiner Familie und seinen christlichen Betrachtungen als eifriger und strenger Katholik. Von dieser seiner Richtung zeugen seine „Osservazioni sulla morale cattolica" (Flor. 1835; deutsch von Anspach, Köln 1835). Seine „Opere" wurden mit kritischen Bemerkungen herausgegeben von Nic. Tommaseo (5 Bde., Flor. 1828—29).

**Mäonide**, eigentlich ein Bewohner von Mäonien oder Lydien (s. d.), wurde von den Alten vorzugsweise Homer genannt, weil Einige Kolophon, das früher zu Lydien gehörte, für dessen Vaterstadt hielten, während Andere, wie Lucian, diese Benennung von Mäon, dem Vater des Homer, ableiteten. — Später bezeichnete man mit Mäoniden die Musen überhaupt.

**Mara** (Gertrude Elisabeth), geborene Schmehling, eine berühmte Sängerin, wurde 23. Febr. 1749 zu Kassel geboren, wo ihr Vater Stadtmusiker war, unter dessen Anleitung sie die Geige so fertig spielen lernte, daß sie schon in ihrem neunten Jahre in Wien Concerte geben und im zehnten in London vor der Königin spielen konnte. Auf Anrathen einer Hofdame legte sie die Geige bei Seite und nahm Gesangunterricht bei dem Sopranisten Paradisi, der sie so weit brachte, daß sie im 14. Jahre als Sängerin bei Hofe sich hören lassen konnte. Im J. 1766 kam sie nach Leipzig, wo sie, von Hiller unterwiesen, bei dem sogenannten Großen Concert als erste Sängerin bald allgemein bewundert wurde und sich zugleich zur Virtuosin auf dem Klavier ausbildete. Kaum hatte sie Friedrich II. 1770 einmal gehört, als er sie sogleich mit 3000 Thlrn. Gehalt in Berlin anstellte, wo sie mit dem Virtuosen Concialini um den Preis eiferte und neben diesem und unter Porpora's Anleitung sich als Sängerin und Schauspielerin

bildete. Doch durch ihre Verbindung mit dem Violoncellisten Jos. Mara 1774 verwickelte sie sich in unzählige Verdrießlichkeiten, wurde 1780 von dem Könige im höchsten Unwillen entlassen und ging hierauf wieder nach Leipzig, 1782 nach Wien und von da nach Paris, wo sie erste Concertsängerin der Königin wurde. Im J. 1784 war sie wieder in London, wo sie mit dem höchsten Enthusiasmus aufgenommen wurde und im Winter 1785 und 1786 am Operntheater angestellt war. So einstimmig die Lobeserhebungen über ihre Kunst, so groß waren die Klagen über ihren Eigensinn. Hierauf machte sie Kunstreisen in Italien, Frankreich, Deutschland und Rußland bis Moskau, wo sie nach dem Tode ihres längst von ihr getrennten Mannes (gest. 1808) ihren bisherigen Begleiter Florio geheirathet haben soll. Als sie durch den Brand von Moskau 1812 ihr ganzes Vermögen verloren hatte, ging sie nach Reval und gab daselbst Unterricht. Im J. 1819 besuchte sie England und 1821 Deutschland. In Reval starb sie 20. Jan. 1833. Ihr Ruhm gründete sich nicht blos auf die Stärke und Fülle ihres Tons und auf den außerordentlichen Umfang ihrer Stimme, sondern auch auf die bewundernswürdige Leichtigkeit, Schnelligkeit und Rundung, womit sie die schwierigsten Passagen vortrug, sowie auf ihren einfachen und hinreißenden Ausdruck im Adagio. Vorzüglich berühmt war ihr Vortrag Händel'scher Arien.

**Marabut** (vom arab. marbuth oder morabeth) ist ursprünglich der Name einer Sekte, welche im nordwestlichen Afrika entstand, hier eine bedeutende politische Macht erlangte und die Dynastie der Morabiten (s. d.) oder Almoraviden gründete. Nach der Überwältigung der Letztern durch die Almohaden blieb das Wort Marabut unter den Berbervölkern zur Bezeichnung von priesterlichen Personen, welche den Dienst bei Moscheen und Grabkapellen besorgten. Sie stehen bei dem Volke in höchstem Ansehen und man traut ihnen Wunderkraft und prophetische Gabe zu. Ihr mächtiger Einfluß erstreckt sich über ihren ganzen Stamm. Die Würde und die Heiligkeit eines Marabut erbt vom Vater auf den Sohn. Auch das Grab eines solchen Heiligen nennt man ein Marabut. — **Marabu** oder unrichtig **Marabut** heißt auch eine Art feiner weißer oder bläulich-grauer wollenartiger Federn, welche häufig von Frauen als Kopfputz getragen oder zum Schmuck der Kopfbedeckungen benutzt werden. Sie haben ihren Namen von dem **Marabu**, einer Art des Storchs (Ciconia Marabu), welcher in ganz Indien, Java und Sumatra lebt und dort von den engl. Colonisten **Adjutant** genannt wird. Diese Vögel spazieren häufig in den Straßen von Kalkutta umher, wo sie den Bewohnern oft zur Last sind, aber nicht getödtet werden dürfen. Wegen der Marabufedern, die im Bürzel und Hintertheil stehen, werden sie heerdenweise in den Dörfern aufgezogen. Es gibt auch unechte Marabus, die meist nur von Pfauen, Störchen und einigen andern ausländischen Vögeln genommen werden.

**Maranhão** oder **Maranham**, eine der nördlichsten Provinzen Brasiliens, zählt auf 3200 QM. 105000 freie Einwohner und 112000 Sklaven, ungerechnet die zahlreichen unabhängigen Indianertribus. Die Küste ist flach, das Innere ein waldiges Hügelland. Die West- und Südgrenze ist von der Serra-Mangabeiras und Serra-Gorgueha erfüllt, die mit ihren Seitenzweigen das Bassin des Tocantins im Westen und des östlichen Grenzflusses Paranahyba trennen und dem Itapicura, Maranham oder Miarim und Pindure ihren Ursprung geben, welche sich in den Ocean ergießen. Das Klima ist heiß, aber gesund. Die Haupterzeugnisse sind Reis, Zucker, Baumwolle, Bau- und Farbehölzer, welche zugleich die Hauptausfuhrartikel sind, außerdem Mais, Manioc, Bananen, Ananas, Orangen und andere Südfrüchte, Obst aller Art, Tabac, Medicinalpflanzen, Steinsalz, Salpeter und Eisen. Die Hauptstadt **Maranhão** oder **San-Luiz de Maranhão**, auf der Westseite der Insel Maranhão und an der Mündungsbai des Maranham, welche auch Bai von San-Marcos oder von San-Luiz heißt, ist ein Seeplatz von 33000 E. und Sitz eines Bischofs. Die Stadt hat gutgebaute Häuser und breite Straßen, mehre große Plätze, einige Hafenforts, ein großes Gouvernementsgebäude, eine Kathedrale, die zu dem ehemaligen Jesuitencollegium gehört, mehre Klöster, eine Gelehrtenschule und einige andere Lehranstalten. Sie führt hauptsächlich Reis, Tapiocca oder Mehl aus der Maniocwurzel und Baumwolle, aber auch Häute, Hörner, Hufe, Kautschuk, Fischleim, Sarsaparille aus.

**Marañon**, s. Amazonenstrom.

**Marasmus** heißt soviel wie Abzehrung, Entkräftung, Atrophie (s. d.); **Marasmus senilis** das Schwinden des Körpers und der Kräfte im Greisenalter.

**Marasquino** oder **Maraschino**, ein feiner ital. Liqueur, wird von zerstoßenen Pfirsichkernen, auch Kirschkernen und Branntwein abgezogen. Am bekanntesten sind der Marasquino de Zara, aus Zara in Dalmatien, und der aus Corsica. Auch wird er in Deutschland, aber minder gut fabricirt.

**Marat** (Jean Paul), berüchtigter Charakter der Französischen Revolution, geb. 1744 zu Baudry im Fürstenthum Neufchatel von protest. Ältern, widmete sich der Arzneikunst und Physik und besaß geistige Mittel und ausgebreitete Kenntnisse, ging aber auf Reisen, um sein Fortkommen zu suchen. Zu Edinburg nährte er sich als franz. Sprachlehrer und gab daselbst 1774 eine revolutionäre Schrift „The chains of slavery" heraus, die er später auch in franz. Sprache (Les chaînes de l'esclavage", Par. 1792 und öfter) erscheinen ließ. Ein anderes Werk „De l'homme, ou des principes et des lois de l'influence de l'âme sur le corps et du corps sur l'âme" (3 Bde., Amst. 1775) verwickelte ihn in einen langen Streit mit Voltaire und dessen Partei. In dieser Zeit veröffentlichte er nacheinander mehre physikalische Schriften über das Feuer, das Licht und die Elektricität, durch welche er Newton widerlegen und die Wissenschaft umgestalten wollte. Er ließ sich als Arzt zu Paris nieder; allein sein stürmischer Geist, seine Paradoxie und große Eigenliebe brachten ihn bei aller verzehrenden Thätigkeit um jeden Erfolg. Endlich erhielt er eine Anstellung als Stallarzt beim Grafen von Artois. Beim Ausbruch der Revolution zeigte er sich sogleich als wilden Demagogen. Von groteskem Äußern, mit scharf markirtem Gesicht und wildem Blick, mischte er sich unter das Volk und brachte durch seine zügellosen Reden bald eine lächerliche, bald eine furchtbare Wirkung hervor. Sein Einfluß auf die niedere Classe, deren Ton er zu treffen verstand, stieg, als er seit 12. Dec. 1789 den „Publiciste parisien" herausgab, den er einige Monate später in den „Ami du peuple" umwandelte. In diesem Volksblatt, das er am Abend der Menge in Person vorlas, verbreitete er die tollsten Gerüchte und denuneirte den Hof, die Minister und die Nationalversammlung unaufhörlich. Schon im Aug. 1789 schrieb er in einem andern Blatte, man müsse 800 Bäume im Garten der Tuilerien in 800 Galgen verwandeln und ebenso viele Deputirte, an deren Spitze Mirabeau, aufhängen. Danton, der M. als Werkzeug gebrauchen wollte, suchte seine Bekanntschaft und brachte ihn in den Club der Cordeliers. Keineswegs durch Ehrgeiz, sondern vielmehr durch das Geräusch und die Unordnung gefährlich, die er um sich verbreitete, befahl der Stadtrath im Jan. 1790 seine Verhaftung. M. verbarg sich in den Kellern der Cordeliers, wo er sein Blatt redigirte, und wagte sich erst nach dem Fluchtversuch des Königs wieder an die Öffentlichkeit. Während der Gesetzgebenden Versammlung griff er besonders die Girondisten (s. d.) an. Guadet foderte endlich ein Anklagedecret gegen den Schmäher, zu dem sich die Jakobiner erst verstanden, als man auch den Proceß gegen den Abbé Royou, den Redacteur des „Ami du roi", bewilligte. M. versteckte sich wieder bei den Cordeliers, bis die Katastrophe vom 10. Aug. 1792 eintrat. Er trat jetzt förmlich in die Dienste Danton's, der Justizminister geworden, und verfolgte sehr heftig den Minister Roland. Als sich im Schoose des revolutionären Gemeinderaths der berüchtigte Ausschuß zur Überwachung der Verräther bildete, ließ sich M. aus eigener Machtvollkommenheit aufnehmen und übte auf die Berathungen, welche den Septembergräueln vorangingen, den entschiedensten Einfluß. Unter den Septembermetzeleien wurde M. in den Convent gewählt, wo er sich noch wilder und blutdürstiger zeigte als in seiner Zeitschrift, die er seit 21. Sept. 1792 „Journal de la république" nannte. Indessen nahm ihn der Convent sehr schlecht auf; Niemand wollte neben dem Septembristen sitzen, und wenn er sprach, erhob sich ein Tumult. Die Girondisten Louvet und Rebecqui klagten ihn in den ersten Tagen an, daß er zu Gunsten Robespierre's die Dictatur vorgeschlagen habe. M. leugnete dies nicht, behauptete aber, daß diese Dictatur nur einige Tage dauern dürfte, während im Gegentheil Frankreich 50 Jahre hindurch unter der Anarchie des Convents zittern würde. Auch machte er geltend, daß sein Dictator fortwährend eine große eiserne Kugel am Bein nachschleppen sollte, damit er sich nie dem Bereiche der Volksjustiz entziehen könnte. Endlich ließ man auf Vorlesung einer spätern Nummer seiner Zeitschrift die Anklage fallen, und M. zog ein Pistol aus der Tasche und erklärte, daß er sich auf der Tribune den Tod gegeben haben würde, hätte man ihn in der That verhaften wollen. Durch die Straflosigkeit kühner gemacht, beschuldigte er 18. Dec. Dumouriez, daß derselbe die Patrioten, die zur Armee gegangenen Septembermänner, muthwillig dem Feinde geopfert habe. Einige Tage später foderte er in seiner Zeitschrift das Opfer von 270000 Köpfen, und als man ihn im Convent zur Rede stellte, meinte er, wenn man ihm diese verweigere, werde er mehr fodern. Während des Processes des Königs, für dessen schleunige Hinrichtung er stimmte, rief er dem Volke in seinem Blatte zu: „Schlachtet, schlachtet 200000 Anhänger des alten Regiments und reduirt den Convent auf das Viertel." Diese und andere Übertreibungen brachten in den Versammlungen im Jan. 1793 furchtbare Scenen zuwege; der Convent heulte und pochte, wenn M. sprach, die Tribunen donnerten Beifall. Am 26. Febr. versuchten die Girondisten vergebens, gegen M. ein Anklagedecret zu erlangen, weil er den Pöbel

zur Plünderung der Kaufläden aufgereizt hatte. Er denuncirte hierauf alle Generale, schlug die Erneuerung der Septembergräuel vor und brachte im April das furchtbare Gesetz gegen die Verdächtigen zu Stande, auf welches in Frankreich 400000 Menschen eingekerkert wurden. Im März unterzeichnete er endlich als Präsident des Jakobinerclubs eine Adresse an das Volk, in welcher dasselbe zum Aufstande und zur Ermordung der Verräther, der Girondisten, aufgefodert wurde. Dieser Schritt erregte selbst den Unwillen der Bergpartei; auf Lacroix' Antrag mußte M. vor dem Revolutionstribunal erscheinen. Fouquier-Tinville (s. d.) aber empfing M. gleich einem Märtyrer, und die Geschworenen erklärten ihn für unschuldig und für den wahren Volksfreund. Man belud ihn mit Bürgerkronen und schleppte ihn auf den Schultern durch die belebtesten Straßen der Stadt in den Convent, wo ihm der Präsident Danton eine Lobrede hielt, die Sitzung aber im Tumulte schließen mußte. Mit diesem Siege begann M. nun noch offener den Kampf mit den Girondisten: er bearbeitete den Gemeinderath, rief die Sectionen zu den Waffen und läutete 31. Mai auf dem Stadthause eigenhändig die Sturmglocke. Jedoch foderte er nur die Ächtung von 22 Deputirten, und als man 1. Juni noch mehr proscribiren wollte, widersetzte er sich. M. hatte jetzt den Gipfel seiner revolutionären Laufbahn erstiegen; er bildete im Auge des Volkes mit Robespierre und Danton das Triumvirat, welches durch gesetzlichen und ungesetzlichen Einfluß das Schicksal der Republik leitete. Indessen war M. in Wahrheit weder ein Parteihaupt noch ein politischer Gewalthaber, sondern der Apostel und das Instrument, dessen sich Danton und Robespierre zur Aufregung und Entfesselung der Massen bedient hatten. Als nun der Kampf zwischen den eigentlichen Häuptern begann und Robespierre auf den Köpfen der Übrigen emporstieg, wurde der Apostel unnöthig, und nur der Zufall hinderte es, daß er nicht ebenfalls das Schaffot besteigen mußte. Eine Entzündungskrankheit hielt ihn seit dem Sturze der Girondisten in seiner Wohnung zurück. Nichts konnte hier seine fieberische Thätigkeit befriedigen; er schrieb unausgesetzt Briefe und beschwerte sich täglich beim Convent, daß man ihm zu wenig Aufmerksamkeit schenke, denn er hielt sich für den größten Staatsmann Europas. Nachdem er den Tag vorher noch die Generale Custine und Biron denuncirt, suchte ihn 13. Juli 1793 Charlotte Corday (s. d.) auf und erstach ihn im Bade, während er für die Guillotine die Reste der Girondistenpartei aufzeichnete. Dieser Mord, der das Leben M.'s nur um einige Tage kürzte, war ein Unglück und brachte die Schreckensherrschaft auf den Gipfel. Robespierre und dessen Genossen benutzten die Volkswuth, um ihre Gegner hinzuschlachten, und ließen den sogenannten Manen M.'s Ströme von Blut fließen. Die Leiche wurde unter Beiwohnung des Convents mit Pomp im Garten der Cordeliers begraben, und der Maler David malte das Bild des Gemordeten mit klaffender Wunde, das man erst auf einem Altare im Hofe des Louvre mit der Büste Lepelletier's (s. d.) feierlich aussetzte und dann in den Convent hing. Seine Haushälterin, mit der er sich, nach Chaumette's Ausdruck, an einem schönen Tage im Angesichte der Sonne vermählte, wurde auf Kosten des Staats ernährt. Am 4. Nov. 1793 gestand ein Decret den Überresten M.'s die Ehre des Pantheons zu; ein anderes vom 8. Nov. 1795 warf die Leiche wieder hinaus. Zugleich entfernte man auch das Bild aus dem Convent.

**Marathon**, ein Flecken an der Ostküste von Attika, jetzt Marathona, oder nach Leake in der Nähe des heutigen Braná, wurde berühmt durch den glorreichen Sieg, den hier 490 v. Chr. die Griechen unter Miltiades (s. d.) über das Perserheer erkämpften. Eine genaue Beschreibung und Abbildung des Schlachtfeldes nebst den Positionen beider Heere gaben in neuester Zeit Leake in den „Demen von Attika" (deutsch von Westermann, Braunschw. 1840) und Finlay, „On the battle of M." in den „Transactions of the society of literature" (Lond. 1839).

**Maratten**, s. **Mahratten**.

**Maratti** oder **Maratta** (Carlo), gewöhnlich als der letzte Maler der röm. Schule betrachtet, wurde 1625 zu Camurano in der Mark Ancona geboren und bildete sich bei dem bolognes. Maler Sacchi, einem Schüler Albani's, hauptsächlich nach Werken der Caracci und des Guido Reni, bis ihn Rafael völlig begeisterte. Nach einer langen, in glänzenden Verhältnissen zugebrachten Künstlerlaufbahn starb er in Rom 1713. Er war im Ganzen ein flacher Idealist, allein er besaß vielen Geschmack und hat sich von der Verwilderung mancher damaligen Kunstgenossen völlig freigehalten. Vielleicht sein verdienstlichstes Werk war die sorgfältige Restauration der Rafael'schen Fresken im Vatican. — Seine Tochter, Faustina M., war als Dichterin berühmt und mit dem Dichter Zappi (s. d.) vermählt.

**Maravedi**, eine altspan. Münze, war im frühen Mittelalter die Bezeichnung für das Gewicht, nach welchem die den Mauren abgenommene Beute (Morobotin) unter die Soldaten

vertheilt wurde. Als Münze wurde der Maravedi durch die Mauren in Spanien eingeführt, doch ist der älteste Werth derselben unbekannt. Die ersten Maravedi waren Gold- und Silbermünzen und erst seit 1474 wurde der Maravedi in Kupfer als Maravedi de vellon, ausgeprägt, was bis 1848 der Fall war. Der Kupferreal (Real de vellon), eine Silbermünze, begriff 34 Maravedis, und der Maravedi de vellon wurde in 2 Biancas oder in 10 castil. Dineros eingetheilt. Nach dem Werthe des Kupferreal berechnet, betrug derjenige des Maravedi de vellon $^{15}/_{17}$ Pf. preußisch. Der Maravedi de plata oder Silbermaravedi war früher eine ideale Münze von $1^{15}/_{17}$ Maravedi de vellon oder $^{1}/_{34}$ Real de plata, wurde aber nachmals in Kupfer ausgeprägt und erhielt als wirkliche Münze auch den Namen Ochavo und den Werth von 2 Maravedi de vellon oder $^{1}/_{17}$ Real de vellon oder 20 castil. Dineros. Außerdem existirten als blos ideale Münzen auch einige abweichende Maravedis in den Provinzialwährungen. Das neue span. Münzgesetz von 1848 hat den Maravedi ganz abgeschafft, indem nach demselben der neue Real (eine Silbermünze) in 10 Decimes eingetheilt wird, welche Decimes, in ganzen und halben, aus Kupfer geprägt werden.

**Marbach**, der Geburtsort Schiller's, eine Stadt im würtemb. Neckarkreise, am Einflusse der Murr in den Neckar, hat etwa 2600 gewerbfleißige und Weinbau treibende Einwohner. In Schiller's Geburtshause ist dessen kolossale Statue von Thorwaldsen aufgestellt. Außerhalb der Stadt liegt die schöne Alexiuskirche, die um die Mitte des 15. Jahrh. gebaut ist. Der Ort scheint schon von den Römern gegründet, auf die wenigstens die in der Umgegend sich findenden zahlreichen Alterthümer hinweisen, und war bereits im 10. Jahrh. befestigt. Von den ältesten Zeiten an war die Stadt würtembergisch, mit Ausnahme der Zeit von 1462—1504, wo es zur Pfalz gehörte. Denkwürdig ist M. durch das 14. Sept. 1405 daselbst von den schwäb. Ständen und Städten gegen Kaiser Ruprecht von der Pfalz geschlossene Bündniß (Marbacher Bund). Im J. 1693 hatte die Stadt von den Franzosen viel zu leiden und wurde fast ganz niedergebrannt. — **Marbach**, ein Marktflecken in der Bezirkshauptmannschaft Krems des Erzherzogthums Östreich unter der Ens, am linken Donauufer, nahe oberhalb Pechlarn, gewöhnlicher Anlandungsplatz der sogenannten Ordinarischiffe, mit einem Graphitbergwerk und einer Graphitgeschirrfabrik, zählt 45 Häuser, meist Wirthshäuser, da die 220 E., außer dem Weinbau, hauptsächlich von dem lebhaften Verkehr mit den Wallfahrern nach Maria Taferl leben, einem berühmten, jährlich von etwa 100000 Pilgern besuchten, auf einer Anhöhe über dem Orte gelegenen Wallfahrtsorte, von 140 E. mit einer 1661 erbauten hübschen und großen Wallfahrtskirche, in welcher das Mariabild „Maria Taferl" zur Verehrung aufgestellt ist. Von dem Platze vor derselben hat man ein prachtvolles Panorama der ganzen Alpenkette von Baiern bis zu den Höhen um Wien vor sich.

**Marbod** oder **Marobod**, König der Markomannen (s. d.), hatte als Jüngling im röm. Kriegsdienst röm. Politik und Kriegskunst kennen gelernt. Sein Volk führte er, als er zu ihm zurückgekehrt war, bald nach Christi Geburt aus den bisherigen Wohnsitzen am Main in das heutige Böhmen und gründete hier ein mächtiges Reich, dem sich viele andere german. Völker als Bundesgenossen anschlossen. Ein Angriff, den die Römer, für ihre Länder im Süden der Donau besorgt, auf ihn, der sich ein stehendes Heer von 70000 Mann zu Fuß und 4000 Reitern gebildet hatte, im J. 6 beabsichtigten, wurde durch den gleichzeitig ausbrechenden Aufstand der Pannonier und Illyrier vereitelt und durch Tiberius mit ihm ein Friede abgeschlossen. Die Macht, die M. als König in Anspruch nahm, überschritt die Grenzen, in denen sonst bei den Germanen fürstliche Gewalt bestand, und er schien der german. Volksfreiheit gefährlich. Darüber brach 17 ein Krieg zwischen ihm und Herman (s. d.) dem Cherusker aus, in welchem sich die Longobarden und Semnonen von M. trennten; nach einer unentschiedenen Schlacht zog sich M. in sein Reich zurück. Die Römer verweigerten ihm ihre Hülfe, und 19 gelang es dem Drusus (s. d.), des Tiberius Sohn, ihm Feinde unter den Seinen zu erwecken. Der Gothe Catualda, der einst vor seiner Gewalt hatte fliehen müssen, übte nun Rache und nöthigte ihn, sich zu den Römern zu flüchten. Tiberius wies ihm Ravenna als Aufenthaltsort an, wo er nach 18 J. starb. Auch Catualda floh bald nach ihm, von den Hermunduren vertrieben, zu den Römern und endete in Forum Julii (jetzt Fréjus) im Narbonensischen Gallien.

**Marburg**, Universitätsstadt und Hauptstadt der kurhess. Provinz Oberhessen, an der Lahn, auf beiden Ufern derselben gelegen, zählt ohne Garnison 8428, mit derselben gegen 9000 E. Der größere Theil der Stadt liegt auf den Terrassen eines bis zum Flußufer allmälig sich abdachenden, mit einem alterthümlichen weitläufigen Schlosse bekrönten Bergs an dem rechten, der kleinere Theil, die Vorstadt Weidenhausen und die Stationsgebäude der Main-Weser Bahn-

hofs, an dem linken Ufer der Lahn. Zwei größere Brücken verbinden beide Stadttheile miteinander. M. gewährt von außen durch seine hohe Lage, die großen alterthümlichen Kirchen und öffentlichen Gebäude und die Schönheit seiner Umgebungen einen sehr malerischen Anblick. Unter den Kirchen zeichnet sich die St.-Elisabethkirche, mit dem nach seiner Beraubung durch die Franzosen immer noch prächtigen Grabdenkmale der heil. Elisabeth, einem Erbbegräbnisse hess. Landgrafen und vielen sonstigen Monumenten, durch Reinheit des Stils und ihre schönen Verhältnisse vorzüglich aus. Ebenso ist das Schloß in vieler Beziehung sehenswerth; insbesondere ist die Kirche nnd der Rittersaal desselben architektonisch merkwürdig. Früher ein landgräfliches Residenzschloß und eine nicht unerhebliche Festung, dient dasselbe gegenwärtig theils zu Gefängnissen, theils zur Kasernirung des Militärs. Historische Bedeutung hat das Schloß, abgesehen von den vielen, ihm zu Theil gewordenen Belagerungen, als Geburtsstätte Philipp's des Großmüthigen und als der Ort des 1529 (vom 1.—3. Oct.) zwischen Zwingli und den Schweizern einerseits und Luther und den Wittenbergern andererseits stattgehabten Religionsgesprächs. (Vgl. Schmitt, „Das Religionsgespräch zu Marburg", Marb. 1840). Die Stadt hat außer der Universität an Unterrichtsanstalten noch ein durchschnittlich von 200 Schülern besuchtes Gymnasium, eine Realschule, eine Handwerksschule, gut eingerichtete Bürgerschulen und viele wohlthätige Anstalten, unter letztern drei Spitäler zur Verpflegung alter und unvermögender Leute, ein Arbeitshaus für Beschäftigungslose und eine Kleinkinderbewahranstalt. Zugleich ist M. der Sitz einer naturforschenden Gesellschaft (seit 1817), der Bibelgesellschaft für Oberhessen und sämmtlicher Oberbehörden des Regierungsbezirks. Die bedeutendsten Industriezweige sind die Töpferei (welche 4200 Ctr. Waare, sogenanntes Marburger Geschirr, exportirt) und die Gerbereien der Vorstadt Weidenhausen, welche gegen 3000 Ctr. Leder meist nach den frankfurter Messen ausführen. Außerdem werden noch vorzügliche chirurgische Instrumente in vier, Pianos in zwei Werkstätten verfertigt. M. erhielt 1227 vom Landgrafen Ludwig von Thüringen Stadtrecht, ward 1228 der Witwensitz der Landgräfin Elisabeth, welche bereits 1231 im 24. Lebensjahre starb und später kanonisirt wurde. Durch die zu ihren Ehren erbaute Kirche und das landgräfl. Schloß erhob sich M. so schnell, daß es bereits 1247 die zweite Stadt Hessens und die Hauptstadt des Landes an der Lahn war. Längere Zeit hindurch, von 1458—99 und von 1567—1604 war es die Residenz hess. Fürsten; Landgraf Philipp der Großmüthige zählte es unter die Orte, wo er am liebsten weilte. Im Dreißigjährigen Kriege hatten Stadt und Schloß viel durch Belagerung und Kriegsnoth zu leiden; besonders tapfer vertheidigt wurde namentlich letzteres 1647 durch den hess.-kassel. Oberstlieutenant Stauf gegen die Kaiserlichen unter dem Grafen Holzappel, sodaß nach einem Monate die Belagerer geschwächt und entmuthigt abzogen. Auch im Siebenjährigen Kriege ist M. noch mehre male, zuletzt 1761 belagert worden. Im J. 1806 und 1809 war es der Schauplatz der Erhebung der hess. Bauern gegen die Franzosen, worauf letztere in den J. 1810 und 1811 die Festungswerke des Schlosses größtentheils sprengten.

Die Universität zu M. ist von Landgraf Philipp dem Großmüthigen 30. Mai 1527 gegründet und reich aus eingezogenen Klostergütern dotirt worden. Mit ihr trat die erste protest. Hochschule in Deutschland ins Leben; erst 1541 erhielt sie von Karl V. ihre Bestätigung. Gleich nach ihrem Entstehen erreichte die neue Bildungsanstalt eine hohe Blüte und bedeutenden Ruf durch das gesammte protest. Europa. Jünglinge aus ganz Deutschland, aus Frankreich, England, Schottland, Schweden und selbst Griechenland bevölkerten ihre Auditorien, und dieser Glanz hielt sich auch, nachdem 1607 schon die Universität Gießen entstanden war und M. durch die Übersiedelung manches tüchtigen Lehrers dorthin schon einigen Abbruch gethan hatte, bis zum Dreißigjährigen Kriege. Nachdem Hessen-Darmstadt 1625 M. besetzt hatte, verlegte es die gießener Universität dahin zurück, sodaß von da an bis 1650, wo die Stadt in Folge des Westfälischen Friedens von 1648 wieder an Hessen-Kassel zurückfiel, nur eine hess. Universität, die zu M. bestand. Nachdem nun Gießen seine Hochschule wieder erhalten, ward auch die zu M. 1653 im Juni von neuem feierlich eingeweiht. Eine zweite, freilich nicht sehr lange währende Glanzperiode durchlebte letztere zu Anfang des 18. Jahrh., wo der Philosoph Christian von Wolf (seit 1723) daselbst wirkte und Zuhörer aus allen Gegenden um sich versammelte. Gegenwärtig ist die Universität von durchschnittlich 300 Studenten besucht, von denen sich eine verhältnißmäßig bedeutende Zahl der Medicin und den gut vertretenen Naturwissenschaften widmet. Bei der reichen Dotation der Hochschule sind deren Institute zahlreich und wohl unterhalten. Die Bibliothek (von 112000 Bänden), das Anatomiegebäude und die Sternwarte mit dem mathematisch-physikalischen Cabinet, beide 1841 erbaut, sind ansehn-

liche, ihrem Zwecke durchaus entsprechende Gebäude. Außerdem verdient das chemische Laboratorium wegen seiner musterhaften Einrichtung unter den Instituten der Universität noch besondere Erwähnung. Im Übrigen besteht noch ein botanischer Garten, eine Entbindungsanstalt, ein klinisches Institut, ein zoologisches Museum, eine Thierarzneischule, das philologische Seminar und das staatswirthschaftliche Wilhelmsinstitut. Die Zahl der ordentlichen Professoren beträgt (Sommer 1853) 29, die der außerordentlichen 11, der Privatdocenten 12. Vgl. Justi, „Geschichte der Universität M." (Marb. 1827). Unter den durch Naturschönheit durchweg ausgezeichneten Umgebungen M.s verdienen die zerfallenen Schlösser Frauenberg und Staufenberg, der St.-Elisabethbrunnen bei Schröck und das ganz nahe bei der Stadt gelegene Dorf Marbach mit einer Kaltwasserheilanstalt besondere Erwähnung.

**Marburg**, die Hauptstadt des gleichnamigen Kreises des östr. Herzogthums Steiermark, welcher auf 108¾ QM. 372300 E. zählt, nach Grätz die größte Stadt des Herzogthums, am linken Ufer der Drau und an der Südbahn gelegen, ist der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts und hat mit den drei Vorstädten 5000 E., welche Handel mit Korn, Obst, Wein und Eisenwaaren treiben, ein Gymnasium, eine Hauptschule, ein Regiments-Erziehungshaus und eine Schwimmschule. Die ansehnlichsten Gebäude sind die Dechanteikirche, die alte Burg und das Bürgerhospital, in welchem ein Theater errichtet worden ist. Auf dem Kirchplatze steht das Denkmal des 1809 hier gefallenen tapfern Reiters Karlik aus Böhmen. In der Nähe ist der seit 1846 befahrene berühmte Tunnel im Leitersberge, 353 Klaftern lang, 25 F. breit, 24 F. hoch und ganz umwölbt. Von hier aus besteigt man die höchste Spitze des Bachergebirgs, die 4700 F. hohe Welka Kappa oder Große Kuppe, welche eine lohnende Aussicht darbietet. Eine Stunde von M. liegt eine Villa des Erzherzogs Johann.

**Marc Aurel**, s. **Antoninus**.

**Marceau** (François Séverin Desgraviers), General der franz. Republik, geb. 1. März 1769 zu Chartres, sollte sich nach dem Willen seines Vaters, der an dem Gerichte daselbst das Amt eines Procurators bekleidete, dem Rechtsfache widmen, trat aber aus Neigung für den Soldatenstand im Alter von 17 J. in das Regiment Savoyen-Carignan und war Sergent, als er 14. Juli 1789 den Abschied erhielt. Nach Chartres zurückgekehrt, wurde er durch Wahl Befehlshaber des Freiwilligenbataillons vom Depart. Eure-Loire, mit welchem er unter Lafayette an der Nordgrenze dem ersten Feldzuge beiwohnte. Hierauf wurde er nach Verdun verlegt, welches die Preußen belagerten. Obschon er im Kriegsrathe heftig gegen die Übergabe des Platzes auftrat, mußte er doch als jüngster Offizier dem Könige von Preußen die Capitulation überbringen, wobei er aus Patriotismus Thränen vergoß. Im April 1793 wurde er zum Hauptmann der Kürassiere in der deutschen Legion ernannt und in die Vendée geschickt. Hier verhaftete ihn der Conventsdeputirte Bourbotte mit sammt dem Stabe, weil er als Verräther denuncirt worden war. Man erkannte jedoch bald den Irrthum und setzte ihn am Tage vor der Schlacht von Saumur in Freiheit. Während des Gefechts übte er an Bourbotte edle Rache, indem er demselben sein Pferd abtrat und ihn dadurch aus den Händen des Feindes rettete. Zufolge dieser That ernannte ihn der Convent im Alter von 22 J. zum Brigadegeneral. M. zeigte sich dessen durch Geschick, Patriotismus und Uneigennützigkeit würdig und schloß sich an Kleber an, mit dem er überhaupt viel Ähnlichkeit besaß. Nach der Theilnahme am Siege des General Rossignol bei Antrain, 18. Nov. 1793, übertrug man ihm provisorisch den Oberbefehl über die beiden Armeen des Westens. M. schlug 13. Dec. 1793 die Vendéer in der heißen Schlacht bei Mans und eroberte die Stadt. Während des Kampfes hatte er ein schönes junges Mädchen, welches gegen die Republik die Waffen führte, gerettet und in Sicherheit gebracht, und diesen Umstand benutzten seine Neider, um ihn beim Convent abermals des Verraths zu beschuldigen. Man rief ihn zurück und würde ihn auf das Schaffot befördert haben, wenn sich nicht diesmal Bourbotte seiner angenommen hätte. Erst im Feldzuge von 1794 erhielt er den Befehl über eine Division in der Armee an den Ardennen, dann an der Maas und Sambre. Nachdem er 26. Juni bei Fleurus an der Spitze des rechten Flügels den Sieg entschieden, nahm er im Herbst Aachen, Bonn und Koblenz und zwang die Östreicher zum Rückzuge über den Rhein. Bei der Rückkehr der franz. Armee auf das linke Rheinufer im Feldzuge von 1795 führte er mit Muth und Geschick die Arrièregarde. Im Feldzuge von 1796 befehligte er unter Moreau in der Rheinarmee. Mit dem 30000 Mann starken linken Flügel blockirte er Mainz, mußte sich aber bei der rückgängigen Bewegung Jourdan's mit der Maas- und Sambrearmee ebenfalls auf Limburg zurückziehen. Jourdan gab ihm den Auftrag, sich mit der Arrièregarde

dem Erzherzog Karl entgegenzuwerfen, damit die franz. Armee das Defilé bei Altenkirchen passiren konnte. M. vollzog diesen Befehl und rettete hiermit das Heer. Am 20. Sept. vom General Hotze im Walde von Hochsteinbach angegriffen, wagte er sich zu weit unter die östr. Plänkler und empfing dabei von einem tiroler Jäger, der hinter einer Hecke lag, einen tödtlichen Schuß. Jourdan brachte ihn nach Altenkirchen, mußte ihn aber der Großmuth der nachfolgenden Östreicher überlassen. Auf Befehl des Erzherzogs widmete man ihm große Sorgfalt; er starb aber schon drei Tage später, 23. Sept. 1796. Seine Leiche wurde nach Neuwied gebracht, wo sich Freund und Feind zu einer feierlichen Bestattung vereinigten. M. besaß ein schönes Äußeres und einen edeln, humanen Charakter. Er hinterließ besonders zu Koblenz ein rühmliches Andenken.

**Marcellinus**, Papst von 296—304 oder 305, kam zur Zeit der Diocletianischen Christenverfolgung ins Gefängniß, gab unter schweren Drohungen der Auffoderung nach, den Götzen wieder zu opfern und dem Christenthume zu entsagen, und gehört daher zu den Gefallenen der alten Kirche. Seinen Tod soll er endlich durch Hinrichtung gefunden haben.

**Marcello** (Benedetto), Componist und Dichter, geb. zu Venedig 1686, wurde in der Musik von seinem ältern Bruder Alessandro und von Gasparini und Lolli unterrichtet. Er bekleidete mehre Jahre das wichtige Amt eines Richters unter den Vierzigern, wurde hierauf Provveditor zu Polo und endlich Schatzmeister zu Brescia, wo er 1739 starb. Seine Motetten, Cantaten und Psalmen, welche letztere Seb. Valle (8 Hefte, Ven. 1803) herausgab, erlangten einen ungemeinen Ruf durch ihre edle und einfache Erhabenheit. Zu seinen Schülerinnen gehörte die berühmte Faustina Bordoni, nachmalige Hasse (s. d.). Auch seine Gattin ward von ihm zur trefflichen Sängerin gebildet.

**Marcellus** ist der Name einer röm. plebejischen Familie des Claudischen Geschlechts (s. **Claudius**), die zu den angesehensten der Republik gehörte. Unter den aus ihr entsprossenen Männern ragt am meisten hervor **Marcus Claudius M.**, der durch seine Thaten im zweiten Punischen Kriege sich den Namen des **Schwerts**, wie Fabius den des **Schilds** der Römer erwarb. Schon 222 v. Chr. hatte er, da er das Consulat zum ersten male bekleidete, die Niederlage der cisalpinischen Gallier durch seinen Sieg über die Insubrer entschieden und von deren Anführer Viridomarus, den er selbst erlegte, die seltenen spolia opima (s. **Spolien**) erbeutet. Im zweiten Punischen Kriege focht er zuerst 216 als Prätor gegen Hannibal bei Nola in Campanien. Der Sieg, den er davontrug, war darum von größter Bedeutung, weil es überhaupt das erste mal war, daß Hannibal geschlagen, und weil der durch die Niederlage bei Cannä gebrochene Muth der Römer dadurch wieder gehoben wurde. Auch 215, wo er das zum zweiten mal erhaltene Consulat wieder niederlegte, damit nicht zu gleicher Zeit zwei Plebejer es bekleideten, schlug er den Hannibal von Nola zurück. Zum dritten male wurde er 214 Consul und mit dem Kriege gegen Syrakus beauftragt, das nach Hiero's II. (s. d.) und seines Enkels Hieronymus Tode unter Hippokrates und Epicydes in offenem Bunde mit Karthago stand. Des Archimedes (s. d.) Maschinen vereitelten seinen Versuch, die Stadt zu stürmen; eingeschlossen hielt sie sich bis 212, wo sie endlich von M. erobert wurde, der hierauf auch das übrige Sicilien durch seinen Sieg über Hanno und Epicydes bei Agrigent den Römern unterwarf, bis auf Agrigent selbst, das erst 210 von Marcus Valerius Lävinus eingenommen wurde. Im J. 210, wo er zum vierten male Consul war, stand er dem Hannibal wieder gegenüber. Die Schlacht bei Numistro in Bruttium blieb unentschieden. Bei Canusium in Apulien siegte Hannibal 209 anfangs über M., verlor aber das am nächsten Tage von M. erneuerte Treffen. Seinen Untergang fand er 208, wo er zum fünften male das Consulat bekleidete. Mit seinem Collegen Titus Quinctius Crispinus gerieth er nämlich zwischen Venusia und Bantia in Apulien in einen Hinterhalt Hannibal's; jener rettete sich stark jedoch bald darauf an den empfangenen Wunden, M. selbst fiel im Gefecht. Seine Leiche wurde von Hannibal geehrt, seine Asche von ihm seinen Söhnen zugesendet, deren einer den Vater begleitet hatte, aber entkommen war und später 196 das Consulat, 189 die Censur, während der andere 183 das Consulat bekleidete. — In den spätern Zeiten waren die Marceller eine der Hauptstützen der Nobilität, der sie seit dem 4. Jahrh. angehörten, gegen Cäsar. **Marcus Claudius M.**, Consul 51 v. Chr., rieth 49 vergebens dazu, erst ein Heer aufzustellen, bevor der Krieg gegen Cäsar erklärt würde. Er begleitete darauf den Pompejus und floh nach der Schlacht bei Pharsalus nach Mitylene. Cäsar schonte ihn und begnadigte ihn ohne sein Verlangen 46 im Senat, wo für ihn Cicero eine Rede („Pro Marcello") hielt, die noch vorhanden ist, da die Zweifel F. A. Wolf's an der Echtheit der unter dieser Aufschrift erhaltenen Rede nicht genügend begründet scheinen. M. wurde auf der Rückkehr

nach Italien 45 zu Athen von einem Begleiter ermordet. Sein Bruder, **Cajus Claudius M.**, Consul 49, fiel im Pompejanischen Kriege. — **Cajus Claudius M.**, Sohn des Oheims des Vorigen, war 50 Consul, zog sich aber beim Ausbruche des Kriegs auf sein Landgut bei Liternum zurück und lebte auch nach Cäsar's Tode entfernt vom Staate, bis er um 40 starb. Seine Gemahlin Octavia (s. d.), die Tochter von Cäsar's Nichte Atia und die Schwester des Octavianus Augustus (s. d.), hatte ihm um 43 einen Sohn geboren, **Marcus Claudius M.**, der an Gestalt, Geist und Gemüth seiner edeln Mutter glich, von Octavian zärtlich geliebt, adoptirt und 25 mit Julia, seiner Tochter, vermählt wurde. Als curulischer Ädil erkrankte er 23 und starb allgemein betrauert zu Bajä, wie man glaubt, durch Livia (s. d.) vergiftet, die durch ihn die Nachfolge ihres Sohns Tiberius für gefährdet hielt. Augustus ließ ihn auf dem Marsfelde begraben, hielt ihm selbst die Leichenrede und weihte seinem Andenken im J. 13 das Theatrum Marcelli, über dessen Resten jetzt der Palazzo Orsini in Rom erbaut ist.

**Marcellus I.**, Papst von 305—310, nach Andern von 308—309, hat in der Geschichte der Kirche keine andere Bedeutung, als daß in seiner Zeit das Mönchswesen anfing, eine bestimmte Lebensordnung bei sich einzuführen. — **Marcellus II.**, vorher Cervinus, geb. zu Fani, Legat Paul's III. auf dem Concil zu Trident, regierte als Papst nur wenige Tage im März 1555. Die nach ihm genannte, unter Paul IV. von Palestrina gegebene Missa Marcelli (1555) diente dazu, der für die Kirche gebräuchlichen, aber damals verkünstelten Musik neuen Aufschwung und edlere Haltung zu verleihen. — Berühmt ist auch **Marcellus**, Bischof von Ancyra (gest. 374), der als Gegner der Arianer große Bewegungen veranlaßte, das Dogma von der Trinität im Sinne der Sabellianer auffaßte, von den orient. Bischöfen deshalb als Irrlehrer verurtheilt, von den occidentalischen dagegen als rechtgläubig vertheidigt wurde.

**March**, slaw. Morawa, bei den Alten Marus, der Hauptfluß Mährens, welcher alle Gewässer dieses Landes sammelt und zur Donau führt, entsteht 3777 F. über dem Meere, unweit Altstadt, an dem Südabhange des 4354 F. hohen Glatzer Schneebergs, bei dem Schwalbensteine, einer Felsmasse, und den sogenannten Quarklöchern, zwei Kalksteinhöhlen, fließt anfangs südsüdöstlich über Olmütz, Kremsier und Hradisch, wendet sich dann südsüdwestlich über Göding, bildet nun erst Mährens, dann Östreichs Grenze gegen Ungarn und mündet bei Theben oder Deven oberhalb Presburg nach einem Laufe von 47 M. in die Donau. Anfangs, bis oberhalb Hohenstadt und Eisenberg, fließt die March zwischen Felswänden und Waldbergen in engem Thale, sodann zwischen sanften Höhen bis oberhalb Olmütz, worauf niedrige Ufer mit Sümpfen und Wald eintreten; nur an der Mündung erhebt sich noch, am linken Ufer, der steile felsige Kobelberg. Die vielfältige Verästelung und Zerspaltung ihres Wasservorraths, der, träge dahin fließend, die breite Thalebene mit einem Netz von Flußarmen übersponnen hat, beschränkt die Schiffbarkeit auf den untern Lauf; dieselbe beginnt erst bei Göding. Nach Ausführung der beabsichtigten Regulationen und Eindeichungen würde aber der Fluß bis Olmütz und weiter aufwärts beschifft werden können und an Bedeutung gewinnen. Der fruchtbarste Theil ihrer Ebene ist die Hanna, südlich von Olmütz. Die bedeutendsten Nebenflüsse sind links die Betschwa, die unterhalb Olmütz mündet, rechts die wichtigere, 37 M. lange, aber unschiffbare Thaya, welche aus der Mährischen und Deutschen Thaya entsteht, von Westen gegen Osten, meist auf der Grenze von Mähren und Östreich fließt, Znaym und Nikolsburg berührt und bei St.-Johann mündet, nachdem sie unterhalb Nikolsburg die vom Mährischen Gebirge über Brünn fließende, links durch die Zwittawa, rechts durch die von Iglau kommende Iglawa verstärkte Schwarzawa aufgenommen hat.

**Märchen** ist seiner ursprünglichen Entstehung nach diejenige mündlich fortgepflanzte Erzählung, welche aus dem entschwindenden Mythus (s. d.) hervorgegangen. Wenn nämlich durch das Eindringen neuer Culte die alte Mythologie sich zersetzt, so können ihre Gestalten sich nur durch eine Verwandelung dem gänzlichen Untergange entziehen. Sie nehmen also entweder mit Verlust ihrer göttlichen Bedeutung ein durchaus nationales Gepräge an und treten als Helden in die bereits vorhandene Volkssage über, oder sie bewahren einen Theil ihrer göttlichen Macht, geben aber dafür jeden Anspruch auf historisches Dasein auf und werden die Träger der jetzt erst möglichen, über die gemeine Wirklichkeit und deren ursächlichen Zusammenhang sich hinwegsetzenden Märchenwelt. Verlangt die Sage (s. d.) eine bestimmte historische Anknüpfung, bezeichnet sie ihre Personen mit festen Eigennamen und bindet sie dieselben stets an gewisse Orte, so bewegt sich dagegen das Märchen durchaus nur im Reiche der Phantasie, benennt Zeit, Ort und Personen entweder gar nicht oder mit Allerweltsnamen und ganz phantastischen Bezeich-

nungen, als der starke Hans, die kluge Else, die Höhle Xara, der Berg Semsi u. dgl., und verschmäht jeden geschichtlichen Anschein. Weil es aber gänzlich auf historische Glaubwürdigkeit verzichtet und nur wegen seiner innern Wahrheit und der ursprünglich in ihm gelegenen göttlichen Idee geglaubt werden will, darf es frei schalten mit der ganzen Welt und allen ihren Kräften und Gestalten, darf es die ganze Natur beleben und selbst den Pflanzen, Steinen, Elementen, sogar bis hinab zum trockenen Strohhalme Vernunft und Sprache leihen, darf es die Phantasie mit voller Keckheit walten lassen, mit Spott, Laune, Humor, bis zur Erhabenheit und zum Grausenhaften. Doch pflegt es andererseits in unschuldiger Einfalt und Vertraulichkeit sich auf die Schilderung der einfachsten Lebensverhältnisse zu beschränken. So wandert das Märchen Jahrhunderte lang von Mund zu Mund und erfährt in diesem Flusse dasselbe Schicksal wie die Sage. Da lösen Theile von einem Ganzen sich ab und hängen sich an ein anderes Märchen oder gehen auch ganz zu Grunde; da gesellen sich neuaufsprießende Erzählungen des gleichen Charakters zu, die aber nun keine echte alte mythologische Wurzel mehr zu haben brauchen. Die Lücken werden so allmälig häufiger, die Ergänzungen ungeschickter, und der ursprüngliche mythologische Kern schwindet immer mehr dahin, weil mit dem Überhandnehmen der Aufklärung oder der rein verständigen Betrachtungsweise die Schöpferkraft des Volkes auch auf diesem Gebiete erlischt. Dann bemächtigt sich die Kunstpoesie der lieblichen Form und versucht ganz neue Gebilde der eigenen Phantasie in dies reizende Gewand zu kleiden, doch selten, ohne auf gefährliche Abwege zu gerathen, die selbst bei bedeutendem Talente sogar zur Abgeschmacktheit führen können. Alle phantasievollen Völker, wie die Inder, Perser, Araber, Griechen, Slawen, Deutschen, Celten, sind reich an Märchen. Die erste mit vollem Bewußtsein von der Natur und Bedeutung des Märchens unternommene Mustersammlung lieferten die Brüder Grimm in ihren „Kinder- und Hausmärchen" (Berl. 1812; 2. Aufl., 2 Bde., mit einem später nicht wieder aufgelegten, die reichen Anmerkungen enthaltenden 3. Bde., Berl. 1819—22; 6. Aufl., 2 Bde., Gött. 1851), die auch in einer kleinern Ausgabe (8. Aufl., Berl. 1850) erschienen sind. Derselben haben sich seitdem zahlreiche andere Sammlungen für Deutschland und andere Länder angeschlossen.

**Marchese**, s. Marquis.

**Marchesi** oder **Marchesini** (Luigi), einer der berühmtesten Sopranisten, geb. zu Mailand 1755, der Sohn eines Hornisten der modenes. Kapelle, war schon als Knabe Virtuos auf dem Waldhorn. Von Kunstverständigen seiner schönen Stimme wegen aufgefodert, ging er heimlich nach Bergamo, wurde hier castrirt und vollendete dann seine Gesangsstudien unter dem Kapellmeister Fiorini am mailänd. Dome. Hierauf bildete er sich noch in München (1775—77) vollends aus. Nach der Rückkehr ins Vaterland wurde er überall mit Enthusiasmus aufgenommen und in Turin mit 1000 Dukaten Gehalt angestellt. Nachdem er sodann von 1786—1801 abwechselnd in Petersburg, Berlin, London und Wien gesungen hatte, kehrte er nach Italien zurück, wo er zu Mailand 15. Dec. 1829 starb. Seine Stimme war überaus rein und hell, und in Ansehung des Vortrags zog man ihn noch dem Farinelli vor; doch gilt er für den Urheber des spätern überladenen Virtuosengesangs.

**Marchesi** (Pompeo, Cavaliere), einer der vorzüglichsten jetzt lebenden Bildhauer, Professor an der Akademie der Künste zu Mailand, wurde 1790 geboren. Ein glänzendes Talent, die Unterweisung Canova's, Studium der Natur und der Alten ließen ihn bald zu einem sehr glücklichen Resultat und zur Berühmtheit gelangen. Er mäßigte in seinen gelungenen Schöpfungen die Weichlichkeit Canova's, obschon manche seiner Werke bei aller Phantasie und technischer Vollendung das akademische Wesen nicht verleugnen können. M. bildete die Basreliefs zum Simplonsbogen, eine Terpsichore und eine sehr schöne Venus Urania, sowie eine kolossale Statue des heil. Ambrosius. Ferner fertigte er eine große Anzahl von Statuen und Büsten, darunter die kolossale Bildsäule des Königs Karl Emanuel, aufgestellt zu Novara; die des Physikers Volta, welche in Como steht; die des berühmten Rechtsgelehrten Marchese Beccaria und des Componisten Bellini; die Büste des Professor Zuccala im Athenäum zu Bergamo und ein Denkmal für die Malibran. Diese und ähnliche Aufträge brachten M. Ruhm und reichen Gewinn. Auf Bestellung dreier frankfurter Bürger fertigte er auch eine Statue Goethe's in Marmor, die in der Stadtbibliothek zu Frankfurt aufgestellt ward. Goethe sitzt in einem Armsessel sinnend, mit Bleistift und Notizbuch in der Hand; die Gewandung ist halbantik. Auch den Kaiser Franz I. bildete M. zwei mal; zuerst mit Manfredoni für die Landstände von Steiermark (das 40 F. hohe Standbild ist in Grätz aufgestellt), dann für die kaiserl. Hofburg zu Wien, welche letztere Arbeit ihm besonders Ehre und Belohnungen eintrug. Auch die Marmorstatue,

bis er von Philibert Amadeus von Savoyen für den König von Sardinien arbeitete, erhielt in hohem Maße den Beifall des Bestellers. Für die Verzierung der Façade des mailänder Castells lieferte M. unentgeltlich zwölf Feldherrenbüsten in Terracotta. Eine Menge von Büsten und Genregruppen gingen nebenbei fortwährend aus seiner Werkstatt hervor. Daneben beschäftigte ihn Jahre lang eine kolossale Marmorgruppe, die er unter der Bezeichnung „Die gute Mutter" oder „Die Feier des Charfreitags" schuf und die 1852 in der mailänder Kirche San-Carlo aufgerichtet wurde. Sie stellt eine mater dolorosa mit dem Leichnam Christi im Schooße dar.

**Marchettus**, nächst Franco von Köln einer der vorzüglichsten Verbesserer des Mensuralgesangs (s. d.), lebte gegen Ende des 13. und zu Anfange des 14. Jahrh. Zwei seiner Schriften hat Gerbert in den „Scriptores de musica" bekannt gemacht. M. gibt schon die wichtige Regel, daß zwei vollkommene Consonanzen (Unison, Quinten und Octaven) nicht in gerader Bewegung aufeinander folgen sollen. Von Dissonanzen aber erkannte er noch weiter nichts als die Nothwendigkeit der Auflösung.

**Marchfeld** heißt die zum Erzherzogthum Östreich unter der Ens gehörige Ebene, welche sich, Wien gegenüber, in der Ecke zwischen der Donau und untern March (s. d.) ausbreitet, und zwar an dem linken Ufer der erstern von den Bisambergen unweit Korneuburg ostwärts bis zur Mündung der letztern 13 Stunden, nordwärts etwa 5 Stunden weit bis gegen Bockfließ. Sie ist ein weites, offenes, kahles Blachfeld, ohne Hügel und Wald, nur von spärlichen Ortschaften belebt, periodisch von den Fluten der durch die Donauschwellen aufgestauten March bedeckt. Anbau, namentlich Getreidefelder, sowie Wiesen und Waldung finden sich vorzugsweise an den Flußufern und an dem Fuße des die Ebene umschließenden Berglandes. Geschichtlich denkwürdig ist das Marchfeld durch zwei nach demselben benannte Schlachten. Am 13. Juli 1260 schlug hier, bei dem Dorfe Kroissenbrunn, zwei Stunden nordwestlich von der Marchmündung, König Ottokar von Böhmen den König Bela IV. von Ungarn und eroberte die Steiermark, die seitdem bei Deutschland blieb. In der zweiten Marchfeldschlacht vom 26. Aug. 1278, die jedoch nicht eigentlich in der Ebene selbst, sondern bei dem Marktflecken Stillfried an der March, acht Stunden nördlich von deren Mündung, geliefert wurde, fiel derselbe Ottokar (s. d.) gegen Rudolf von Habsburg, der mit diesem Tage die Macht seines Hauses gründete. Auch liegen auf dem Marchfelde, näher Wien gegenüber, die 1809 mit Blut getränkten Schlachtfelder von Aspern (s. d.) und Wagram (s. d.).

**Marciano**, ein Dorf im Großherzogthum Toscana, wurde durch den Sieg der Truppen Kaiser Karl's V. und des Herzogs Cosmo I. von Florenz über die Franzosen, 3. Aug. 1554, bekannt, zu dessen Andenken der Herzog 1562 den St.-Stephansorden stiftete, der 1817 von dem Großherzog von Toscana erneuert wurde.

**Marcianus**, griech. Kaiser, von 405—457, s. Byzantinisches Reich.

**Marcion**, der Stifter der Marcioniten, einer gnostischen Partei von vorherrschend ascetisch-praktischer Richtung, war der Sohn eines Bischofs von Sinope in Pontus. Wegen seiner häretischen Ansichten von seinem Vater excommunicirt, ging er zwischen 140—150 nach Rom, schloß sich hier an den syr. Gnostiker Cerdon an und bildete ein der jüdisch-sinnlichen Auffassung des Christenthums schroff entgegengesetztes System aus. Das Evangelium von Christus, meinte er, bestehe nur in freier Liebe zum Guten; der Mosaismus mit den sinnlichen Motiven des Lohnes und der Strafe habe nur Legalität und auch diese blos bei Wenigen, das Heidenthum aber nur Böses erzeugen können. Zur Erklärung solcher specifischen Verschiedenheit zwischen der vorchristlichen und der christlichen Zeit nahm M. drei moralische Principien an: den höchsten guten Gott, den gerechten Weltschöpfer (Demiurg) und den Weltstoff (Hyle) mit dem bösen Oberhaupte (Satan), doch ohne das überweltliche Verhältniß dieser Principien näher untereinander zu bestimmen. Der Demiurg, erklärte er, brachte die Welt hervor. Unter seinem und des in der Hyle erzeugten Satans Einflusse stand die vorchristliche Zeit. Das jüdische Volk wählte er sich zum Eigenthume aus, gab ihm das Gesetz und kämpfte mit ihm gegen die Macht des Satans, dem die Heiden unterworfen sein sollten. Der Demiurg strafte aber die Menschen nach seiner strengen Gerechtigkeit mit Verdammung, oder gewährte ihnen doch nur eine beschränkte Seligkeit. Der höchste gute Gott erbarmte sich indeß der Menschheit und sandte seinen Sohn, Christus, auf die Erde, um die Juden und Heiden zu erretten und zu erlösen. Der Sohn ist der Logos, der in Christus nur einen Scheinkörper annahm, plötzlich in Kapernaum auftrat, zuerst den bis dahin unbekannten höchsten guten Gott verkündigte, aber Widerstand bei dem Satan und Demiurgen fand, der auch die Kreuzigung Jesu veranlaßte, die jedoch, wie dessen Tod und Auferstehung, nur Schein war. Der Glaube an Christus und ein heiliges Leben aus

freier Liebe sollten den Menschen ein seliges Leben bereiten, die Ungläubigen und Gottlosen aber der gerechten Strenge des Demiurgen überlassen bleiben. Zur christlichen Vollkommenheit erfoderte M. ein streng ascetisches Leben mit Fasten und Enthaltung von der Ehe. Seine Anhänger theilten sich in Fideles und Katechumenen. Nach seinen Ansichten vom Judenthume mußte er nothwendig das Alte Testament verwerfen. Vom Neuen Testamente nahm er nur 10 Paulinische Briefe (die Briefe an Titus und Timotheus verwarf er), doch nicht ohne Corruptionen an; außerdem noch das nach seinem Systeme verstümmelte Evangelium des Lucas. Vgl. Volckmar, „Das Evangelium M.'s" (Lpz. 1852). Dagegen behaupteten neuerdings Ritschl und Baur, daß M.'s Evangelium das Urevangelium von Lucas gewesen sei. M. selbst suchte in seiner Schrift „Antitheses" die Verschiedenheit zwischen dem Alten und Neuen Testament zu begründen. Seine Anhänger verbreiteten sich in Syrien, Ägypten, Palästina u. s. w. und bestanden als kirchlich geordnete Partei unter mancherlei Spaltungen trotz der Polemik Tertullian's und trotz strenger Gesetze bis ins 6. Jahrh., obgleich später einige gnostische Speculationen aufnahmen oder, wie Apelles, der kath. Lehre sich mehr annäherten.

**Marco Polo**, s. **Polo**.

**Marcus**, der Evangelist, ist wahrscheinlich derselbe, der in der Apostelgeschichte unter dem Namen **Johannes Marcus** vorkommt. Er stammte aus Jerusalem, war mit Barnabas verwandt, begleitete denselben und den Apostel Paulus nach Antiochien, Cypern bis Perge in Pamphylien, kam nach Jerusalem zurück, ging aber darauf wieder nach Cypern und hielt sich dann in Rom auf (Apostelgesch. 13; Kol. 4, 10; 2. Tim. 4, 11). Die kirchliche Sage redet noch von einer Missionsreise des M. nach Ägypten und in das abendländische Afrika (Libyen, Marmarika, Pentapolis u. s. w.); sie läßt ihn auch im J. 62 oder 66 den Märtyrertod gestorben, seinen Leichnam nach Venedig gebracht sein. Er ist der Schutzheilige dieser Stadt und die kath. Kirche hat ihm den 25. April als Festtag geweiht; doch kommt die Feier dieses Tages vor dem Schlusse des 7. Jahrh. in der Kirche noch nicht vor. Das unter seinem Namen im Kanon befindliche Evangelium ist aus einer ursprünglichen Sammlung von Berichten des M. über Jesu Reden und Thaten, hauptsächlich unter Benutzung der Evangelien des Matthäus und Lucas, durch eine spätere Bearbeitung entstanden; doch charakterisirt sich die Arbeit durchaus als das Werk eines und desselben Verfassers. Dennoch haben neuerdings einige Gelehrte im Evangelium des M. gerade das Urevangelium finden wollen. Vgl. Wilke, „Der Urevangelist" (Dresd. und Lpz. 1838); Baur, „Das Marcusevangelium" (Tüb. 1851). Das Evangelium konnte nach seiner bezeichneten Entstehung allerdings nach M. genannt werden; durch sie und durch die wesentliche Übereinstimmung mit Matthäus und Lucas ist auch seine apostolische Autorität unzweifelhaft. Die Kritik hat namentlich die Echtheit von Cap. 16, 9—20 angefochten, und ein eigentlicher Schluß des Evangeliums fehlt. Übrigens ist die griech. Abfassung zu dem Zwecke, die Heiden oder Heidenchristen über Jesus als Messias zu belehren, kritisch gesichert. Ort und Zeit der Abfassung läßt sich durchaus nicht sicher bestimmen, jedenfalls aber muß das Evangelium später als die Evangelien des Matthäus und Lucas und noch vor der Zerstörung Jerusalems aufgezeichnet worden sein.

**Marder** (Mustēla) ist der Name einer Gattung von Säugethieren, welche zur Abtheilung der fleischfressenden Zehengänger gehört, nur auf animalische Nahrung angewiesen ist und mehre kleinere, aber dafür um so grausamere und blutdürstigere Thiere in sich schließt. Ihre Körpergestalt ist langgestreckt, die Schnauze spitz, die Zehen sind frei mit kurzen Krallen und der Schwanz ist buschig. Der **Edelmarder** oder **Baummarder** (M. Martes) ist über den ganzen Norden von Europa, Asien und Amerika verbreitet, von glänzend kastanienbrauner Farbe, an Kehle und Unterhals geld und auf den Sohlen behaart. Er wird ohne den Schwanz, der über die Hälfte der Körperlänge beträgt, 1½ F. lang, lebt in Wäldern, wo er hohle Bäume und Felsspalten bewohnt, ist schnell, gewandt, schlau, vorsichtig und grausam und fügt den jagdbaren Thieren großen Schaden zu, weshalb, sowie auch wegen seines sehr geschätzten dichten und weichen Pelzes, er viel verfolgt wird, sodaß er jetzt in Deutschland ziemlich selten ist. Aus Nordamerika kommen jährlich gegen 100000 Marderfelle in den Handel, die von einer dem Baummarder sehr verwandten, wahrscheinlich aber doch verschiedenen Art herstammen; die schönsten von diesen Fellen sind sehr fein und fast ganz schwarz. Der **Hausmarder** oder **Steinmarder** (M. Foina) unterscheidet sich von dem erstern durch weiße Kehle und Unterhals, nackte Sohlen und etwas geringere Größe. Derselbe lebt in ganz Europa bis an den Ural verbreitet, fehlt aber in Nordamerika. Er hält sich in der Nähe von Wohnungen auf, bricht mit ebenso viel List als Wildheit in Hühner- und Taubenhäuser ein und tödtet dann weit mehr als er verzehren kann. Sein Pelz ist nur von ge-

ringem Werthe. Man fängt die Marder durch aufgestellte Marderfallen und Tellereisen; am leichtesten aber tödtet man sie, indem man ihnen Eier hinlegt, in welche man ein wenig Strychnin durch ein kleines, in die Mitte des Eies gebohrtes Loch gesteckt hat. Von dem Pekan oder **Canadischen Marder** (M. Canadensis), der über ganz Nordamerika verbreitet ist, werden die Pelze gleichfalls in Menge nach Europa gebracht, haben aber verhältnißmäßig nur einen geringen Werth. Das Frett oder Frettchen (s. d.), Hermelin (s. d.), Iltis (s. d.), der Wiesel (s. d.) und Zobel (s. d.) gehören ebenfalls dieser Gattung an.

**Maremmen** heißen die ungesunden Sumpfgegenden Italiens, die sich an der Meeresküste hin vom Ausflusse des Cecina bis gegen Orbitello in einer Länge von 20 M. oft 1½—4 M. breit ins Land hinein erstrecken. Ihr für die Gesundheit höchst nachtheiliger Einfluß scheint in den hier zahlreich hervorströmenden schwefelhaltigen Quellen, sowie überhaupt in den aus einem von Schwefel und Alaun übersättigten Boden im Sommer hervordringenden starken Ausdünstungen seinen Grund zu haben. Noch im 15. Jahrh. waren diese Gegenden fruchtbar, gesund und bewohnt. Während des Sommers wandern die Bewohner meist aus, und man trifft nur die wenigen Lohnarbeiter aus der Nachbarschaft, welche nicht ohne Gefahr für ihre Gesundheit das hier spärlich wachsende Getreide ernten. Im Winter bieten die Maremmen für die Heerden, welche im Sommer auf die Apenninen getrieben werden, eine sehr gute Weide dar. Durch Baumpflanzungen hat man das Übel zwar etwas vermindert, aber gehoben wird es dadurch keineswegs, wie die Umgebungen des Lago di Bolsena, das alte Volsinii, beweisen, die viel Waldung haben und deren Bewohner dennoch an dem unter dem Namen Malaria (s. d.) bekannten Fieber leiden. Verschieden von den Maremmen sind die Campagna di Roma (s. d.) und die Pontinischen Sümpfe (s. d.).

**Marenco** (Carlo), ein fruchtbarer ital. dramatischer Dichter, wurde zu Cassolo, einem kleinen Orte in der piemont. Provinz Lomellina 1800 geboren und genoß seine erste Erziehung und Jugendbildung zu Ceva. Schon früh entwickelten sich die geistigen Fähigkeiten des Knaben. Mit 10 J. las er den Virgil und war zu den Universitätsstudien vorbereitet. Seine Ältern begleiteten ihn als einzigen Sohn nach Turin, wo er die Rechte studirte und im 18. J. den Doctorgrad erhielt. Der juristischen Laufbahn wenig zugeneigt, richtete M. seine Studien hauptsächlich auf Literatur und Poesie; aber erst nach 1821 gab er sich diesen ausschließlich hin. In der dramatischen Poesie machten sich damals zwei Richtungen, die Alfieri'sche und die Shakspeare'sche, den Vorrang in Italien streitig. In der Tragödie „Levita d'Efraim" schloß M. sich mit Erfolg der erstern an. Bald darauf übten die Tragödien A. Manzoni's einen entscheidenden Einfluß auf die Wahl des Stoffs und die Manier M.'s aus. Sein erstes berühmtes Drama „Boudelmonte" wurde in Turin im Frühjahr 1828 aufgeführt. Dann folgten bis 1842: „Corso Donati", ein Bild des Zwiespalts und der politischen Leidenschaften der Italiener; „Ezzelino terzo", den Sturz eines tyrannischen Fremdherrschers in Italien schildernd; „Ugolino", „La famiglia Foscari", „Arnaldo da Brescia", „Adeliza", „Manfredi", „Giovanna prima", „Pia", „Berengario", „Arrigo di Svevia", „La guerra de baroni", „Cecilia da Baone", „Corradino" und andere bis jetzt noch nicht herausgegebene Tragödien und Dramen, die sämmtlich Episoden aus der vaterländischen Geschichte behandeln. M. schrieb diese Stücke in größter Zurückgezogenheit in dem Städtchen Ceva, das er nur selten verließ, um kurze Zeit Turin zu besuchen, wo seine Dichtungen zumeist auf dem großen Theater Carignano zur Aufführung kamen. Aus Rücksichten auf seine zahlreiche Familie suchte er im Frühjahr 1843 um ein Amt nach und die Regierung ernannte ihn zum Rath der Generalintendanz von Savona. Doch wenige Monate nach Antretung dieses Amts erkrankte er und starb 20. Sept. 1843. Die dramatischen Dichtungen M.'s zeichnen sich durch geistvolle, vor allem aber äußerst treue Charakterzeichnung, Wärme der Darstellung und gewandte und beredte Sprache aus. Doch wird dem Dichter mit Recht vorgeworfen, daß er bei der Schilderung bewegter Momente oder leidenschaftlicher Ausbrüche leicht in Gesuchtheit und pathetische Idealisirung verfällt, die den Effect schwächt. Die künstlerische Form nähert sich in einigen Dramen, wie in der „Famiglia Foscari", großer Vollkommenheit; doch konnte es M. in keiner seiner Dichtungen zu einer vollständigen Unabhängigkeit von Lieblingsvorbildern bringen. Seine Familie in Turin bereitet die Herausgabe der nicht veröffentlichten Tragödien und Dramen vor.

**Marengo**, ein Flecken im sardin. Herzogthume Montferrat, zwischen Alessandria und Tortona, wurde geschichtlich berühmt durch die Schlacht, in welcher der Consul Bonaparte 14. Juni 1800 den östr. General Melas besiegte. Letzterer begann schon im April den Feldzug, erstieg die Apenninen, trennte die franz. Armee und unterwarf sich das Küstenland von Genua.

Erst einen Monat später setzte Bonaparte seine ungefähr 60000 Mann starke, zu Dijon gebildete Reservearmee in Bewegung, die unter dem Befehl Berthier's in der Zeit vom 16.—27 Mai die Alpen überstieg und durch verschiedene Pässe in Italien eindrang. Lannes rückte zuerst durch das Thal von Aosta vor, umging 2. Juni das Bergschloß Bardo, setzte mit Gewalt über die Chiusella und zog sich vor Chiavasso. Murat, der anfangs Lannes folgte, verließ plötzlich die Dora, wendete sich links auf Vercelli, nahm Novara, setzte über den Tessino und traf in Mailand ein. Melas, der sich zu Nizza befand, war erstaunt über das Erscheinen einer Armee, an die er nicht geglaubt hatte. Er schickte den Feldmarschalllieutenant von Ott, der Genua erobert hatte, an den Po vor; allein dieser wurde nach einem harten Gefechte bei Casteggio auf die Bormida zurückgeworfen, jenseit welcher sich die östr. Truppen nun sämmtlich concentrirt befanden. Melas hatte sein Hauptquartier zu Alessandria; er besaß 23000 Mann Infanterie, 7500 Mann Cavalerie und 60 Kanonen. Seine Lage war äußerst kritisch, weil ihn von der Seite von Valenza ein Corps unter Chabran, im Rücken die Armee Suchet's, in der Fronte Bonaparte selbst bedrohte; im Augenblick sah er sich sogar den Abzug ins Genuesische verschlossen. Es blieb ihm die Wahl, sich einen Weg durch die Feinde zu bahnen oder seine Rettung auf eine entscheidende Schlacht zu setzen. Nach langem Zögern beschloß er das letztere. Bonaparte glaubte indessen, sein Gegner wolle ins Genuesische entweichen, und schickte Desaix, der aus Ägypten anlangte, mit 4000 Mann auf der Straße nach Novi vor. Dies geschah 13. Juni. Am 14. jedoch, bei Anbruch des Tages, ging die östr. Armee über die Bormida, stellte sich in Schlachtordnung, griff gegen 8 Uhr Victor in der Stellung bei M. an und trieb dessen Corps mit Verlust und in größter Unordnung bis hinter San-Giuliano zurück, wo sich die Truppen wieder zu sammeln suchten. Die franz. Streitkräfte, welche in der Ebene von M. versammelt waren, mochten sich auf 28000 Mann belaufen. Gegen 9 Uhr erhielt Melas die Nachricht, daß sich franz. Plänkler vom Corps Suchet's hinter seinem Rücken zeigten, gegen welche er einen Theil seiner Cavalerie abschickte, die ihm dann später im entscheidenden Augenblicke fehlte. Gegen 10 Uhr erschien Bonaparte auf dem Schlachtfelde und fand Lannes im Kampfe und ebenfalls hart bedrängt. Er unterstützte denselben mit einigen Brigaden und stellte etwas abwärts von dessen rechtem Flügel die Consulargarde auf, die gleich einer Granitcolonne festen Stand hielt. Dessenungeachtet drangen die Östreicher zwar langsam, aber hartnäckig vor, und am Nachmittage war die ganze Gegend mit flüchtigen und verwundeten Franzosen bedeckt; die Schlacht schien für Bonaparte verloren. Hätte Melas seine gegen Suchet geschickte Cavalerie zum Nachdruck gehabt, so wäre das franz. Heer in der That aufgelöst worden. Melas, der sich des Siegs gewiß hielt, verließ am Nachmittage das Schlachtfeld, um sein Glück nach Wien zu berichten, und übertrug die Verfolgung des Feindes dem Generalstabschef Zach. Gegen 5 Uhr Nachmittags erschien endlich der herbeigerufene Desaix, und Bonaparte faßte Muth und ergriff wieder die Offensive. „Ihr seid als Franzosen schon zu weit zurückgegangen", redete er seine Truppen an; „erinnert euch, daß ich gewohnt bin, auf dem Schlachtfelde zu übernachten." Desaix drang an der Spitze seiner Colonne vor, wurde aber sogleich tödtlich verwundet, und so große Anstrengungen auch seine Truppen machten, um den General zu rächen, so mußten sie doch mit großem Verluste der feindlichen Übermacht weichen. Da entschied Kellermann, der mit einer schwachen Cavaleriebrigade hinter Weingärten versteckt stand, das Schicksal der Schlacht durch eine kühne That. Er sah, wie sich eine Colonne von 6000 ungar. Grenadieren auflöste, um die Franzosen zu verfolgen, brach hervor und nahm das ganze Corps mit dem General Zach selbst gefangen. Bonaparte benutzte den Vortheil, stürzte sich auf das Centrum des seines Führers beraubten Feindes und überwältigte die sehr getrennten Colonnen einzeln. In der Meinung, Bonaparte habe bedeutende Verstärkung erhalten, nahmen die Östreicher den Rückzug, der im Schrecken und in der Verwirrung bald in eine wilde Flucht hinter die Bormida unter die Mauern von Alessandria ausartete. Am folgenden Tage unterzeichnete Melas den Waffenstillstand von Alessandria, der den Feldzug endete und die Franzosen zu Herren von Oberitalien machte. Bonaparte wollte den Ruhm lieber mit dem Todten wie mit einem Lebendigen theilen und schrieb mit Unrecht die Wendung des Kampfes nicht Kellermann, sondern Desaix zu.

**Maret** (Hugues Bernard), Herzog von Bassano, geb. 1. Mai 1763 zu Dijon, wo sein Vater Arzt war, bereitete sich anfangs für die militärische Laufbahn vor, widmete sich aber später der advocatorischen Laufbahn und ging 1785 nach Paris. Beim Ausbruche der Revolution gab er ein „Bulletin" über die Sitzungen der Nationalversammlung heraus. Der Buchhändler Panckoucke veranlaßte ihn aber, dieses Blatt mit dem Moniteur (s.d.) zu vereinigen, wodurch sein Ansehen und seine Wirksamkeit stiegen. In dieser Zeit bewohnte er mit dem Artillerielieutenant

Bonaparte ein Haus in der Straße St.-Thomas-du-Louvre, den er auf diese Weise kennen lernte und oft mit seiner Börse unterstützte. In seinen Ansichten mäßiger geworden, trennte sich M. in der Mitte des J. 1791 von den Jakobinern und half den Club der Feuillants stiften, der die Grundsätze der constitutionellen Monarchie vertheidigte. Nach dem Ereigniß vom 10. Aug. 1792 trat er unter Lebrun als Divisionschef ins Ministerium des Auswärtigen. Gegen Ende des Jahres wurde er als Botschafter nach London geschickt, mußte jedoch im Febr. 1793, gänzlich abgewiesen, zurückkehren. Hierauf übertrug man ihm eine Sendung nach Neapel. Auf der Reise dahin verhafteten ihn jedoch die Östreicher mit dem nach Konstantinopel bestimmten Sémonville und führten ihn nach Mantua, dann nach Kufstein in Tirol. Mit andern angesehenen Gefangenen erhielt er erst im Juni 1795 bei der Auslieferung der Tochter Ludwig's XVI. seine Freiheit zurück. Er lebte nun vergessen zu Paris, bis er 1796 in den Rath der Fünfhundert gelangte. Das Directorium bediente sich seiner in den Friedensverhandlungen zu Lille; allein die Katastrophe des 18. Fructidor machte seine Dienste unnöthig und begrub ihn in gänzliche Dunkelheit. Nach der Revolution vom 18. Brumaire, die er mit seiner Feder unterstützte, erhob ihn Bonaparte zum Generalsecretär der Consuln, welches Amt für ihn später in ein förmliches Staatssecretariat verwandelt wurde. In dieser Stellung, mit der kein besonderer Geschäftszweig verbunden war, erwarb er sich das Vertrauen Napoleon's, begleitete denselben auf allen Feldzügen und Congressen und versah diejenigen Geschäfte, die besondere Verschwiegenheit und Gefälligkeit erfoderten. Nachdem er 1811 den Titel eines Herzogs von Bassano erhalten, führte ihn der Kaiser im Feldzuge von 1812 nach Wilna, wo er die auswärtigen Verhandlungen leitete. Nach dem Rückzuge aus Rußland ging er nach Paris, übernahm das Kriegsministerium und foderte vom Senate die Herstellung einer neuen Armee von 350000 Mann. Von der öffentlichen Meinung heftig verfolgt und in der That mehr ein gefälliger und ergebener Agent des Kaisers als ein Staatsmann, mußte er das Ministerium an Caulaincourt abtreten, fiel aber damit keineswegs in der Gunst des Kaisers, dem er bis zum Abschiede von Fontainebleau treu blieb. Während der Hundert Tage übernahm er wieder das Staatssecretariat. Nach der Schlacht von Waterloo war er nicht zu vermögen, an den öffentlichen Angelegenheiten ferner Theil zu nehmen, wodurch er den Zorn der Bourbons reizte. Im J. 1816 aus Frankreich verbannt, flüchtete er in die Schweiz, wo ihn das östr. Cabinet verhaften ließ. Nachdem er erst zu Linz, dann zu Grätz gelebt, erhielt er 1819 die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich. Später beschuldigte man ihn, den Ministern Karl's X. den Staatsstreich von 1830 angerathen zu haben; allein es ist gewiß, daß er eine Denkschrift ganz im entgegengesetzten Sinne eingereicht hatte. Nach der Julirevolution erhob ihn die Dynastie Orléans zum Pair, und am 10. Nov. 1834 mußte er als Anhänger des Tiersparti sogar das Ministerium des Innern mit der Präsidentschaft übernehmen. Weil der Hof die allgemeine Amnestie verweigerte, legte er schon nach drei Tagen seine Verwaltung nieder. Seitdem lebte er von den Geschäften entfernt und starb zu Paris 13. Mai 1839. Einer seiner beiden Söhne, **Napoleon Joseph Hugues M., Herzog von Bassano**, geb. 1803, fungirte seit 9. Febr. 1852 eine Zeit lang als franz. außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister zu Brüssel.

**Marezoll** (Gust. Ludw. Theod.), Hofrath und ordentlicher Professor der Rechte an der Universität zu Leipzig, der Sohn des Nachfolgenden, geb. zu Göttingen 13. Febr. 1794, studirte seit 1811 zu Jena und dann unter Hugo zu Göttingen, wo ihm für seine Abhandlung „De institutionum ordine" (Gött. 1815) der Preis und bald darauf die juristische Doctorwürde zu Theil wurde. Hierauf begann er in Jena Vorlesungen über das röm. Recht und folgte 1817 dem Rufe als außerordentlicher Professor nach Gießen, wo er, auf Veranlassung eines Rufs an die Universität zu Rostock, 1818 zum ordentlichen Professor und 1826 zugleich zum wirklichen Oberappellationsrath befördert wurde. Seine Vorlesungen wie seine schriftstellerische Thätigkeit blieben dem röm. Rechte zugewandt; doch haben beide auch über das Strafrecht und die philosophische Seite des Rechts sich mit glücklichem Erfolge verbreitet. Im J. 1837 folgte er einem Rufe an die Universität zu Leipzig, an welcher er in den Fächern des Civil- und Strafrechts erfolgreich thätig war. Von seinen Schriften, in denen eine gründliche Durchdringung des Gegenstandes, Scharfsinn und Objectivität sich als charakteristische Eigenschaften offenbaren, sind noch zu erwähnen: „Lehrbuch des Naturrechts" (Gieß. 1818), in welchem er zwischen Hugo und Kant zu vermitteln suchte; „Über die bürgerliche Ehre, ihre gänzliche Aufhebung und theilweise Schmälerung" (Gieß. 1824); „Lehrbuch der Institutionen" (Lpz. 1839; 5. Aufl., 1853), durch welches einem praktischen Bedürfnisse in erwünschter Weise abgeholfen wurde; „Das Gemeine deutsche Criminalrecht" (2. Aufl., Lpz. 1847), welches namentlich mit

Rücksicht auf Vorträge über die Codificationen einzelner Länder abgefaßt ist; ferner eine Reihe Abhandlungen in Grolman's und Löhr's „Magazin" unter dem Titel: „Bemerkungen, Zweifel und Vermuthungen über einzelne Fragen aus dem röm. Civilrechte", und eine große Anzahl von Aufsätzen und Monographien in der „Zeitschrift für Civilrecht und Proceß", welche er mit Linde und Schröter (früher mit Wening-Ingenheim) herausgibt.

**Marezoll** (Joh. Gottlob), deutscher Kanzelredner, geb. zu Plauen im sächs. Voigtlande 25. Dec. 1761, besuchte die dasige Schule, studirte 1779—83 in Leipzig Theologie und fand schon früh auf der Kanzel große Anerkennung. Auf Zollikofer's Anrathen gab er 1786 einige von seinen Predigten und dann anonym die Schrift „Das Christenthum ohne Geschichte und Einkleidung" (Lpz. 1787) heraus, wurde indeß bald als der Verfasser derselben bekannt und hierauf als Universitätsprediger nach Göttingen berufen. Kurz vorher hatte er das „Andachtsbuch für das weibliche Geschlecht" (2 Bde., Lpz. 1788—89; 4. Aufl., 1817) geschrieben, das in mehre Sprachen übersetzt ward. An Münter's Stelle wurde er 1794 Hauptpastor an der deutschen Petrikirche in Kopenhagen, 1803 aber Superintendent in Jena, wo er höchst segensreich wirkte bis zu seinem Tode, der 15. Jan. 1828 erfolgte. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen: „Predigten, vorzüglich in Rücksicht auf den Geist und die Bedürfnisse unsers Zeitalters" (2 Bde., Gött. 1790—92; 2. Aufl., 1795); „Über die Bestimmung des Kanzelredners" (Lpz. 1793); „Predigten zur Erinnerung an die fortdauernde Wichtigkeit der Reformation" (Jena 1822); „Homilien und einige andere Predigten" (herausgegeben von Schott, Neust. a. d. O. 1829).

**Marforio** heißt die große verstümmelte Marmorstatue eines liegenden Flußgottes, welche jetzt in dem Hofe eines Flügels vom Capitol an der Wand steht und an welcher sonst häufig, wie am Pasquino, allerlei Pasquinaden angeheftet wurden. (S. Pasquill.)

**Margarethe von Anjou**, die Gemahlin König Heinrich's VI. von England, eine Tochter des Renatus von Anjou, Titularkönigs von Sicilien, und der Isabella von Lothringen, gehörte, von einem Bruder Karl's V. von Frankreich abstammend, in das Geschlecht der Valois und wurde 1425 geboren. Sie besaß kühnen Geist und seltene Schönheit und verheirathete sich im Nov. 1444 mit dem charakterschwachen Heinrich VI., über den sie bald unumschränkte Herrschaft erlangte. Die Feinde des Herzogs von Glocester, der als Oheim des Königs die Regentschaft führte, schlossen sich alsbald an sie, was dessen Sturz, vielleicht auch dessen Tod im Febr. 1447 herbeiführte. Nach einer geheimen Bedingung des Ehecontracts erhielt der Oheim M.'s, Karl von Anjou, die Grafschaft Maine zurück, und dies erleichterte den Franzosen zwei Jahre später besonders die Wiedereroberung der Normandie. Unwillig hierüber, klagte das Volk den Herzog von Suffolk, den Unterhändler und Lieblingsminister der Königin, des Hochverraths an. Suffolk wurde zwar verbannt, aber an seine Stelle trat der Herzog von Somerset, der Vertraute und Liebhaber der Königin, wobei sich das Volk noch heftiger verletzt fühlte. Unter diesen Umständen brach der dynastische Kampf, der Krieg der Weißen mit der Rothen Rose (s. d.) aus, in welchem M. für ihren Gemahl handelte und große Energie entwickelte. Auf ihren Betrieb entkleidete der König im Jan. 1455 den Herzog von York des usurpirten Protectorats, und auch nach dem Treffen von St.-Albans wußte sie im Febr. 1456 das Parlament zur Einsetzung Heinrich's VI. in seine volle Würde zu bewegen. Nach der Niederlage von Northampton floh sie mit ihrem jungen Sohne, Eduard, nach Schottland, kehrte aber, als das Parlament im Oct. 1460 den Herzog von York zum Thronfolger erklärte, zurück und brachte schnell ein Heer von 20000 Mann zusammen, mit welchem sie 31. Dec. 1460 den Herzog besiegte und erschlug. Desgleichen überwand sie 15. Febr. 1461 den Grafen von Warwick im Treffen bei St.-Albans, wobei der König selbst in ihre Hände fiel. Dessenungeachtet gelang es dem ältesten Sohne York's, Eduard IV. (s. d.), sich zum Könige ausrufen zu lassen, und die Königin sah sich genöthigt, an die schott. Grenze zurückzuweichen. Doch sehr bald hatte sie wieder ein Heer von 60000 Mann gesammelt, dem sie die größten Ausschweifungen erlaubte, das aber 29. Mai 1461 in der furchtbaren Schlacht bei Towton vernichtet wurde. Hierauf wendete sie sich mit ihrer Familie nach Schottland und ging von hier, nachdem das Parlament die Acht über das Haus Lancaster ausgesprochen, zu Ludwig XI. nach Frankreich, der ihr unter der Bedingung der Auslieferung von Calais 2000 Soldaten bewilligte. Mit dieser durch engl. Flüchtlinge verstärkten Macht drang sie aus Schottland in Northumberland ein, eroberte mehre Schlösser, unterlag aber vollständig in der Schlacht bei Hexham, 15. Mai 1463. Sie floh nun mit ihrem Sohne in einen Wald, wo sie in die Hände von Räubern fiel. Bei dem Streite über die Theilung ihrer Kostbarkeiten gelang es ihr, sich durch die Flucht zu retten, aber nur, um in

die Gewalt eines andern Räubers zu gerathen. Angeblich entdeckte sie sich demselben und fand durch ihn Gelegenheit, mit ihrem Sohne nach Lothringen zu entkommen, wo sie mehre Jahre bei ihrem Vater zu Nancy im Privatstande lebte. An der Empörung Warwick's und des Herzogs von Clarence, wodurch Heinrich VI. 1470 für kurze Zeit wieder auf den Thron gelangte, nahm sie anfangs keinen Theil. Erst am Tage der Schlacht bei Barnet, 14. April 1471, in welcher Eduard IV. die Krone wieder eroberte, landete sie in Begleitung ihres 18jährigen Sohnes bei Weymouth in der Grafschaft Dorset mit einem Corps Franzosen. Obschon ihre Sache mit dem Tode und der Niederlage Warwick's verloren schien, drang sie doch entschlossen in die Grafschaft Glocester ein. Am 4. Mai 1471 wurde sie aber in dem mörderischen Gefechte bei Tewkesbury mit ihrem Anhange von Eduard IV. völlig geschlagen und sogar nebst ihrem Sohne gefangen genommen. Man brachte den Prinzen vor den König, der ihn einer kühnen Antwort wegen ins Gesicht schlug, auf welches Zeichen die Herzoge von Clarence und Glocester den Prinzen sofort niederhieben. Gleich ihrem Gemahl, dessen man sich nach einigen Tagen durch Mord entledigte, wurde auch M. in den Tower gesetzt. Hier blieb sie vier Jahre, bis Ludwig XI. von Frankreich zufolge des Vertrags von Pecquigny mit 50000 Kronen sie auslöste. Sie kehrte nun nach Frankreich zurück, wo sie 25. Aug. 1482 starb. M. würde ihrer Charakterstärke wegen hohe Achtung verdienen, hätte sie ihr Leben nicht durch Ausschweifungen befleckt.

**Margarethe**, Königin von Dänemark und Norwegen 1387—1412 und von Schweden seit 1388, geb. 1353, die Tochter König Waldemar's III. von Dänemark und die Gemahlin König Hakon's VIII. von Dänemark, ergriff nach dem kinderlosen Ableben ihres einzigen Sohnes Olav's V. 1387 die Zügel der Regierung in Dänemark und Norwegen. Sie setzte den Krieg mit Schweden, in den Dänemark noch von ihres Vaters Zeiten her verwickelt war, mit Glück fort und nahm in der Schlacht von Falköping 12. Sept. 1388 den König Albrecht gefangen, worauf sie auch den Thron von Schweden bestieg. Sodann berief sie 1397 die Stände der drei nordischen Reiche nach Kalmar (s. d.), wo 12. Juli das Gesetz zu Stande kam, welches alle drei Reiche zu einer Monarchie vereinigte. Diese sogenannte **Kalmarische Union** beruhte auf folgenden drei Hauptpunkten: 1) Das Reich bleibt ein Wahlreich; 2) der Regent ist verpflichtet, abwechselnd in einem der drei Reiche zu residiren; 3) jedes Reich behält seinen Senat, seine Gesetze und seine Freiheiten. Wenn schon in dem ersten Punkte der Keim der künftigen Auflösung der Vereinigung lag, so wurde dieselbe noch mehr dadurch gelockert, daß die Königin mehre der Bedingungen der Vereinigung verletzte und dadurch besonders den Schweden Veranlassung zu Klagen gab. Die Königin starb 1412 und ihr folgte in der Regierung der drei Reiche ihr Neffe Erich, genannt der Pommer. Die Königin M. vereinigte mit den Talenten einer Heldin auch zum Theil die Eigenschaften eines Herrschers. Sie hielt mit lobenswerther Festigkeit am Gesetz, aber freilich nur insoweit, als dasselbe ihren Staatsplanen nicht entgegen war. Ihre Politik war gewandt und schlau. Die Meinung des Volkes suchte sie durch reiche Geschenke an die Kirche zu gewinnen. Sie sprach mit Kraft und Anmuth und bediente sich mit Vortheil der ihr von der Natur verliehenen Gaben weiblicher Schönheit und männlichen Muths. Im Ganzen gebührt ihr der Ruhm einer großen Königin.

**Margarethe von Frankreich** oder von Valois, die Tochter Heinrich's II. und der Katharina von Medici, wurde 14. Mai 1552 zu Fontainebleau geboren. Durch Geist und Schönheit ausgezeichnet, mußte sie sich 18. Aug. 1572 mit dem Könige von Navarra, dem spätern Heinrich IV. (s. d.) von Frankreich, verheirathen. Diese mit großer Pracht vollzogene Vermählung, die vielleicht nur die Hugenotten an den Hof ziehen sollte, war der Vorläufer der Bartholomäusnacht (s. d.) oder pariser Bluthochzeit. Die junge Fürstin liebte ihren ebenfalls flatterhaften Gemahl nicht und hatte ihr Herz schon früher dem Herzog von Guise geweiht. Als Heinrich von Navarra heimlich vom Hofe entfloh, wurde sie noch lange daselbst zurückgehalten und ihrem Gemahl erst 1578 von der Mutter an den Hof nach Pau zugeführt. Ihrer Zügellosigkeit wegen veruneinigte sie sich bald mit demselben. Sie entfernte sich und nahm, vom Hofe zu Paris ebenfalls verstoßen, die ihr als Heirathsgut zugedachte Landschaft Agénois in Besitz, welche ihr jedoch der Marschall Matignon entreißen mußte. Hierauf wendete sie sich in die Auvergne, wo sie Jugend und Schönheit in den unwürdigsten Abenteuern begrub. Als ihr Gemahl den Thron von Frankreich errungen, machte er ihr den Vorschlag, ihre kinderlose Ehe trennen zu lassen. Sie willigte unter der Bedingung ein, daß ihre Schulden bezahlt und ihr ein anständiges Jahrgeld ausgesetzt würde, worauf Clemens VIII. 1599 die Scheidung aussprach. Im J. 1606 ging sie nach Paris und fand bei Hofe einen sehr freundlichen Empfang. Sie baute sich in der jetzigen Faubourg St.-Germain ein großes Schloß mit weitläufigen Gär-

ten längs der Seine, wo sie fortan der Galanterie, frommen Übungen und dem Umgange mit Gelehrten und Schöngeistern lebte. Abgesehen von ihren Verirrungen, besaß sie ebenso viel Gutmüthigkeit als Geist; oft borgte sie, um Unterstützung gewähren zu können. Sie starb, als der letzte Sprößling der Valois, 27. März 1615 und hinterließ ungeheuere Schulden. Ihr Herz wurde im Kloster der Filles du Sacré-Coeur niedergelegt, das sie gestiftet hatte; sie selbst wurde in St.-Denis bestattet. Man hat von ihr interessante „Mémoires" (Par. 1628 und öft.; deutsch von Fr. von Schlegel, Lpz. 1803); eine Sammlung ihrer Briefe besorgte Guessard.

**Margarethe von Östreich**, Statthalterin in den Niederlanden, die Tochter Kaiser Maximilian's I., geb. 10. Jan. 1480, kam als Kind 1482 gleich nach dem Tode ihrer Mutter, Maria, der Tochter des Herzogs Karl des Kühnen von Burgund, an den Hof Ludwig's XI., um dort erzogen zu werden, weil sie dem Dauphin, dem nachherigen Könige Karl VIII., zur Gemahlin bestimmt war. Nachdem jedoch dieser sich 1491 mit Anna, der Erbin von Bretagne, vermählt hatte und deshalb der Kaiser Maximilian mit ihm in Krieg gerathen war, kehrte sie, zufolge der Bestimmungen des Friedens zwischen Beiden, 1493 an den Hof ihres Vaters zurück und verlobte sich 1496 mit dem Infanten von Spanien, Johann, Prinzen von Asturien. Auf der Fahrt nach Spanien hatte das Schiff, welches sie trug, einen heftigen Sturm auszuhalten, der dasselbe mit dem Untergange bedrohte. Damals fertigte sich die Prinzessin folgende Grabschrift: „Cy gist Margot, la gente damoiselle, qu'eut deux maris et si mourut pucelle." Doch noch in demselben Jahre wurde sie Witwe, worauf sie sich 1501 mit dem Herzog Philibert II. von Savoyen vermählte, der aber ebenfalls schon 1504 verstarb. Nach Philipp's des Schönen Tode ernannte sie ihr Vater zur Statthalterin in den Niederlanden, eine Würde, die sie mit Ruhm und zur allgemeinsten Zufriedenheit der Niederländer bekleidete, die sie fast anbeteten. Sie starb zu Mecheln 1. Dec. 1530. Im J. 1850 wurde ihr zu Mecheln ein schönes Denkmal (von Tuerlinx) errichtet. Ihre Reden, ihre Gedichte und Witzspiele nebst ihren „Discours de ses infortunes et de sa vie" sammelte Jean Lemaire in der „Couronne Margaritique" (1549).

**Margarethe von Parma**, Statthalterin in den Niederlanden von 1559—67, geb. 1522, war eine natürliche Tochter Kaiser Karl's V. mit Johanna van der Gheenst. Nach dem Tode ihres ersten Gemahls, Alessandro von Medici, vermählte sie sich 1538 mit Octavio Farnese, dem Herzoge von Parma und Piacenza. (S. Farnese.) Als Statthalterin der Niederlande benahm sie sich nebst Granvella (s. d.), der ihr zur Seite stand, mit solcher Umsicht, daß es ihr vielleicht gelungen wäre, den Aufstand zu bewältigen, wenn nicht Philipp II. den verhaßten Herzog von Alba gesendet hätte. Da derselbe bei seiner Ankunft, im Aug. 1567, sogleich mit Vollmachten auftrat, die ihre Würde zu einem bloßen Titel machten, so legte sie dieselbe bald nachher nieder und ging zu ihrem Gemahl nach Italien, wo sie zu Ortona 1586 starb.

**Margarethe von Valois** oder von Navarra, früher von Angoulême, die Schwester Franz' I. und die Tochter Karl's von Orléans, Herzogs von Angoulême, mit Luise von Savoyen, geb. zu Angoulême 11. April 1492, vermählte sich 9. Oct. 1509 mit Karl, letztem Herzog von Alençon, erstem Prinzen von Geblüt und Connétable von Frankreich, der zu Lyon nach der Schlacht von Pavia 1525 starb. Aus Liebe zu ihrem Bruder, Franz I., begab sie sich nach dessen Gefangennehmung nach Madrid, um ihn während seiner Krankheit zu pflegen, und trug viel dazu bei, ihm eine würdevolle Behandlung zu sichern. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich bezeigte ihr Franz seine Dankbarkeit, besonders bei ihrer Vermählung 1527 mit Henri d'Albret, König von Navarra, mit dem sie einen Sohn, welcher 1530 starb, und Jeanne d'Albret, die Mutter Heinrich's IV., zeugte. Ihre Maßregeln auf dem Throne waren einer großen Fürstin würdig. Sie hob den Ackerbau, ermunterte die Künste, beschützte die Gelehrten, ließ mehre Städte, z. B. Pau, befestigen und trug zu deren Verschönerung bei. Ihr Bestreben, sich von Allem selbst zu unterrichten, veranlaßte sie, auch protest. Theologen Gehör zu leihen und sich mit ihren Grundsätzen bekannt zu machen, und ihre Ansichten hierüber legte sie 1533 in einer kleinen Schrift „Miroir de l'âme pécheresse" nieder, welche von der Sorbonne verurtheilt wurde. Gegen Ende ihres Lebens kehrte sie indeß zur kath. Religion zurück. Sie starb 21. Dec. 1549 auf dem Schlosse Odos oder Ortez in Bigorre. M. verband einen männlichen Geist mit aller Anmuth ihres Geschlechts. Sie liebte die Künste und schrieb mit Leichtigkeit in Versen und in Prosa. Ihre Poesien und ihre Schönheit erwarben ihr den Namen der zehnten Muse und der vierten Grazie. Sie hinterließ „Heptaméron des nouvelles", von Cl. Gruget geordnet (Par. 1559; 2 Bde., Amst. 1698; 3 Bde., Bern 1780—81), eine Sammlung von Erzählungen im Geschmacke des Boccaccio, welche zuerst 1558 unter dem Titel „Les amants fortunés" erschienen waren. Die Leichtfertigkeit derselben stimmte mit den damaligen Sitten

überein und darf keineswegs zu falschen Schlüssen auf den Charakter der Verfasserin verleiten. Ein Theil ihrer dichterischen Productionen war noch bei ihren Lebzeiten unter dem Titel „Marguerites de la Marguerite des princesses, très illustre reyne de Navarre" (Lyon 1547) von ihrem Kammerdiener Jean de la Haye veröffentlicht worden. Einige ihrer Dichtungen sind in den „Vieux conteurs françaises" vom Bibliophile Jacob (Par. 1840) enthalten. Von ihrem inhaltsreichen Briefwechsel hat Fr. Génin eine Ausgabe veranstaltet (Par. 1841).

**Margarin** ist eine sehr verbreitete Fettart, die sich neben Stearin (s. d.) vorzüglich in denjenigen Thierfetten findet, welche nicht ganz hart werden und die man als Schmalz oder Butter bezeichnet: im Schweinefett, Menschenfett, in der Kuhbutter, im Schlangenfett. Von den festen Pflanzenfetten enthalten viele Margarin, so die Cacaobutter; in dem aus flüssigen Pflanzenölen in der Kälte sich abscheidenden festen Fett ist ebenfalls Margarin enthalten. Das Margarin ist nur sehr schwierig von Stearin und Oleïn zu trennen, und es ist deshalb zweifelhaft, ob die Substanz, die man als reines Margarin bezeichnet, wirklich reines Margarin ist. Aus der weingeistigen Lösung scheidet es sich in weißen, glimmerartigen Schuppen ab, die bei 48° C. schmelzen, bei 41° erstarren und nach dem Erkalten eine spröde porzellanartige Masse darstellen. Durch Verseifen des Margarins und Zersetzen der entstandenen Seife durch eine Mineralsäure bildet sich die Margarinsäure, eine eigenthümliche Fettsäure, die sich in geringer Menge im menschlichen Blute und in der Galle findet und durch trockene Destillation von Stearin und von Wachs, sowie durch die Einwirkung von Salpetersäure auf Ölsäure entsteht. Die Margarinsäure ist im reinen Zustande farblos, ohne Geruch und Geschmack, bildet eine auf dem Bruche krystallinische Masse, ist unlöslich in Wasser, sehr löslich in Äther oder wasserfreiem Weingeist. Sie schmilzt bei 60°. Margarinsaueres Natron, zuweilen gemengt mit margarinsauerm Kali, macht einen Bestandtheil der gewöhnlichen Öl- und Fettseife aus. Die sogenannten Stearinkerzen enthalten häufig eine größere Menge Margarinsäure als Stearinsäure.

**Margarita**, die kleinste Provinz der südamerik. Republik Venezuela, nur 21 QM. groß, wovon 18 auf die gleichnamige, drei M. von dem Festlande entfernte Insel, 3 QM. auf die kleinern dazu gehörigen Eilande kommen, zählt 20000 E., welche größtentheils Fischerei und Seefahrt treiben. Die Hauptinsel besteht aus zwei von Westen gegen Osten streichenden, im höchsten Punkte 4200 F. aufsteigenden Bergketten, welche durch einen schmalen und niedrigen Isthmus verbunden sind. Die Küsten sind größtentheils sehr felsig und steril, das Innere zum Theil sehr fruchtbar, ohne jedoch einen Überschuß von Producten zur Ausfuhr zu liefern. Diese beschränkt sich auf Fische, Schildkröten, Schildpatt und Geflügel. Die Hauptstadt ist Asuncion mit 3000 E., einem Collegium und einer Steuermannsschule. Nur eine M. davon liegt der Haupthafen, dessen Eingang durch ein Fort vertheidigt wird und welcher 1829 zum Freihafen erklärt worden ist. M. wurde zuerst 1498 von Columbus entdeckt und erhielt bald eine große Berühmtheit durch die an seinen Küsten und denen der benachbarten Insel Cubagua gefundenen Perlen. Diese Perlenfischerei nahm jedoch schon gegen Ende des 16. Jahrh. schnell ab und hörte zu Anfang des 17. Jahrh. ganz auf, wodurch die Insel sehr an Bedeutung verlor. Im südamerik. Befreiungskriege war dieselbe 1815—17 häufig Kriegsschauplatz, und auch im Juni 1853 schloß sie sich der Revolution Venezuelas an.

**Marginalien** heißen kurze Bemerkungen, welche sich in Handschriften und ältern Drucken zur Erläuterung einzelner Stellen des Textes an dem Rande finden und gewöhnlich in kleinerer Schrift geschrieben sind. Aus den neuern Druckwerken sind sie durch den jetzt herrschenden bessern typographischen Geschmack als die Symmetrie des Ganzen störend und das Auge verletzend fast vollständig verbannt worden.

**Marheineke** (Phil. Konr.), einer der vorzüglichsten deutschen Theologen, geb. 1. Mai 1780 zu Hildesheim, studirte in Göttingen und folgte von hier aus 1804 dem Rufe als zweiter Universitätsprediger nach Erlangen. Hier auch als Privatdocent thätig und deshalb 1806 zum außerordentlichen Professor der Theologie ernannt, wurde er im folgenden Jahre nach Heidelberg berufen und erhielt daselbst 1809 eine ordentliche Professur. Im J. 1811 endlich ging er in gleicher Eigenschaft als Prediger an die Dreifaltigkeitskirche nach Berlin, wo er sein ganzes übriges Leben hindurch verblieb und 31. Mai 1846 starb. M. entwickelte nicht blos ein vorzügliches Lehrtalent, sondern auch eine ungemein fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit in verschiedenen Zweigen der wissenschaftlichen und praktischen Theologie. Haben auch seine „Grundlehren der christlichen Dogmatik" (Berl. 1819) wegen der Schelling'schen Principien und in der zweiten Bearbeitung (Berl. 1827) wegen der Abhängigkeit von der Hegel'schen Schule nicht bei Allen Beifall gefunden, so war dies doch in um so höherm Grade der Fall mit seiner aus-

gezeichneten „Geschichte der deutschen Reformation" (4 Bde., Berl. 1816—34), sowie seiner „Christlichen Symbolik" (Heidelb. 1810—14) und den „Institutiones symbolicae" (3. Aufl., Berl. 1830). Auch sein „Entwurf der praktischen Theologie" (Berl. 1837) verdient alle Anerkennung. Die kirchlichen Zeitfragen blieben von M.'s Seite nicht ohne ernste Würdigung und Antwort, wie dies seine im Agendenstreite, in dem durch Möhler angeregten Kampfe, in der Angelegenheit Bruno Bauer's, gegen Görres und Droste zu Vischering erschienenen Schriftchen beweisen. In seinen Predigten, die in verschiedenen Sammlungen (Gött. 1801; Erl. 1805; Berl. 1814 und 1818) von ihm herausgegeben worden sind, herrscht das didaktische Element vor.

**Maria**, die Mutter Jesu, in der Kirchensprache Unsere Liebe Frau (U. L. F.), auch die Heilige Jungfrau, franz. zuweilen **Notre-Dame**, ist der Nachwelt nur durch wenige beglaubigte Züge bekannt. Die biblischen Nachrichten über sie finden sich bei Matth. 1; 2; Luc. 1; 2; Joh. 19; Apostelgesch. 1; 2. Die evang. Geschichte gibt über ihre Abstammung keinen deutlichen Aufschluß und gedenkt ihrer als einer Jungfrau, die zu Nazareth lebte und mit einem Zimmermann, Namens Joseph, verlobt war. Ein Himmelsbote verkündigte ihr, sie werde durch die Kraft Gottes einen Sohn gebären, der Gottes Sohn heißen und der Retter sein werde, welchen das jüd. Volk erwartete. Demüthig unterwarf sie sich dem Willen des Höchsten. Ihr Verlobter aber wollte sich von ihr scheiden, als er ihre Schwangerschaft wahrnahm; doch im Traume wurde er von einem Engel ermahnt, sie nicht zu verlassen. Als sie zur Schätzung nach Bethlehem gegangen war, gebar sie hier Jesum, den sie am Tage ihrer Reinigung dem Herrn im Tempel zu Jerusalem darbrachte; dann floh sie, im Traume gewarnt, vor Herodes nach Ägypten, nach dessen Tode sie nach Nazareth zurückkehrte. Über ihre erziehende Thätigkeit wie über ihren Charakter läßt sich aus den Evangelien nichts Bestimmtes erkennen; doch ist ihr stilles Aufmerken auf die geistige Entfaltung Jesu unverkennbar. Hierauf weist namentlich auch das Wiederfinden ihres zwölfjährigen Sohnes im Tempel hin. In dem öffentlichen Leben Jesu erscheint sie nur bei der Hochzeit zu Kana und dann in der Nähe von Kapernaum, als sie mit seinen Brüdern zu ihm gehen wollte. Ihre Seelenstärke bei der Kreuzigung Jesu ist ebenfalls nicht zu verkennen. Sie blieb nach Jesu Tod und Himmelfahrt im Hause des Johannes; daß sie aber noch 11 J. in demselben gelebt habe, überhaupt 59 J. alt geworden und zuletzt gen Himmel gefahren sei, ist eine später entstandene Sage. Außerdem knüpft die Sage noch eine Menge Begebenheiten an ihren Namen und ihr Leben. Schon gegen das Ende des 4. Jahrh. erhoben sich unter den Christen Parteien, welche der M. entweder zu viel oder zu wenig Verehrung erwiesen. Thrazische und scythische Christinnen trugen auf sie in Arabien den Cultus der Cybele über; sie dienten ihr mit Gebeten, Umgängen und Opfern, wobei sie auf einem Stuhlwagen kleine Kuchen (griech. Kollyris) darbrachten, weshalb sie Kollyridianerinnen genannt wurden. Doch war es selbst unter strenggläubigen Kirchenlehrern, nach dem Vorgange des Irenäus, Tertullian und Origenes, noch im 4. Jahrh. gebräuchlich, namentlich bei Basilius und Chrysostomus, selbst von Fehlern der M. zu sprechen. Inzwischen fingen einige Theologen an, die Meinung, daß M. ewig Jungfrau geblieben sei und daß sie utero clauso geboren habe, als Glaubenslehre zu verfechten, und nannten eine in Arabien aufgekommene Partei, welche M. als wirkliche Ehefrau Joseph's und nicht ohne biblischen Grund als Mutter mehrer mit ihm erzeugter Kinder betrachtete, **Antidikomarianiten**, d. h. Widersacher der Maria. Wegen dieser Ansicht wurden am Ende des 4. Jahrh. Helvidius in Palästina und der Bischof Bonosus in Illyrien verdammt. Die Verehrung der M. steigerte sich namentlich vom 5. Jahrh. an, als ihr die Kirche gegen des Nestorius Ansicht, der sie nur Christusgebärerin genannt haben wollte, den Namen der **Mutter Gottes** oder **Gottesgebärerin** beilegte. Später kam durch Paschasius Radbertus die Meinung von ihrer wunderbaren Entbindung hinzu. Die Orthodoxie stellte nun die M. an die Spitze der Heiligen. Für ihre göttliche Verehrung, **Marialatrie** genannt, waren besonders Cyrill von Alexandrien und Proklus, Bischof von Cyzikum, thätig. Das erste Beispiel ihrer Anrufung findet man in der Lobrede auf den Märtyrer Cyprian von Gregor von Nazianz, und bald wurde es auch Sitte, in den Gebeten ihre immerwährende Jungfrauschaft zu erwähnen und ihr Kirchen zu weihen, während sich hiervon noch im 4. Jahrh. keine Spur vorfindet, obschon es doch bereits eine Menge Apostel- und Märtyrerkirchen gab. Nachdem M. auf diese hohe Stufe erhoben worden war, betrachtete man sie auch als die Fürbitterin bei Gott in allen Angelegenheiten; sie wurde Schutzpatronin und man weihte ihr eine Menge Feste. Im 6. Jahrh. entstand das Fest der Reinigung (**Mariä Reinigung**), d. h. des Kirchgangs zum Tempel in Jerusalem (2. Febr.), das der Verkündigung (**Mariä Verkündigung**, 25. März) und das der Heimsuchung (**Mariä Heimsuchung**), d. h. des Besuchs der M. bei Elisabeth (2. Juli).

Ferner begehen die griech. und die röm.-kath. Kirche, sowie die schismatische Kirche im Orient noch jetzt als Feste Mariä Geburt (8. Sept.) und Mariä Himmelfahrt (Assumtio, 15. Aug.). Beide Feste entstanden erst im 8. Jahrh. Seit dem 11. Jahrh. weihte man der M. außerdem noch den Sonnabend und zunächst in den Klöstern ein Officium, das aus den Lobgesängen auf M. hervorging, dann aber von Urban II. auf der Kirchenversammlung zu Clermont (1095) für die Kirche gesetzlich wurde. Jetzt und im 12. Jahrh. nahm die Marialatrie den ausschweifendsten Charakter an. Mönchs- und Nonnenorden, wie die Karmeliter, Serviten, Salesianerinnen und alle Orden U. L. F., nannten sich nach ihr. In ihren Dienst mischte sich die ritterliche Galanterie; ihre Verehrung nahm auch die Gestalt eines ritterlichen Frauendienstes an. Die Kirchenlehrer erschöpften sich in ihrer Verherrlichung (namentlich Bonaventura), stellten für M. ein Psalterium minus und majus und die Biblia Mariana auf, ja sie meinten selbst, daß „Gott der Vater Maria minnete". Ihr, die man als die Herrin des Himmels pries, wurden alle Vigilien gewidmet und das Ave Maria (s. d.) kam jetzt zur allgemeinen Geltung. Um diese Übertreibungen dogmatisch zu begründen, meinte man, daß der M. eine höhere Stufe des Dienstes (hyperdulia) zukomme als den übrigen unter die Heiligen versetzten Menschen, deren Dienst man dulia nannte. Jenes höhern Dienstes gedenkt zuerst Petrus Lombardus. War nun auch ihre Sündlosigkeit schon lange anerkannt, so war man doch nicht der Meinung, daß M. selbst unsündlich empfangen sei. Als endlich einige Kanoniker zu Lyon die Lehre von der unbefleckten Empfängniß Mariä aufstellten und auch das Fest derselben aufbrachten (1140), fand jene Lehre bei den gefeiertsten Kirchenlehrern, namentlich bei den Dominicanern, noch entschiedenen Widerspruch. Während dann das Fest zwar im 13. Jahrh. allgemeinern Eingang gewann, erklärte sich noch keine kirchliche Autorität für die Lehre, und schon durfte sie durch Thomas von Aquino als vernichtet angesehen werden, als Duns Scotus dieselbe, wenn auch noch mit einer gewissen Furchtsamkeit, von neuem vertheidigte. Die Lehre blieb auch stets die Lehre der Franciscaner, während die Dominicaner sie verwarfen. Mit dem Feste der unbefleckten Empfängniß verbreitete sich die Lehre derselben im 14. Jahrh. immer weiter. Bei den Streitigkeiten, die von jenen Orden hierüber geführt wurden, erhielt sie durch die zu ihren Gunsten erfolgte Entscheidung durch die pariser Universität und das Ansehen derselben das kirchliche Übergewicht. Die übertriebene Verehrung der M., durch den stärksten Aberglauben der Zeit begünstigt, erkannte nun auch in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. ein ihr bei Recanati in Picenum geweihtes Heiligthum für das eigene Haus der M., das durch Engel hierher gebracht worden sei, wodurch der berühmte Wallfahrtsort Loreto (s. d.) gegründet wurde. Das Concil zu Basel, die Päpste Sixtus IV. (1476) und Alexander VI. (1483), ebenso das Concil von Trident und noch Papst Gregor XIII. (1575) erklärten sich für die Feier des Festes (8. Dec.) und für die mit demselben zusammenhängende Lehre von der unbefleckten Empfängniß der M.; doch ist sie kein wesentlicher Theil der röm. Dogmatik geworden. Im J. 1614 erhob sich über die Lehre in Spanien von neuem ein heftiger Streit unter den Bettelorden. Obschon sich die Könige Philipp III. und Philipp IV. vielfach bemühten, von Rom aus eine bestimmte Entscheidung über die Streitfrage zu erhalten, erfolgte doch nur die Weisung, die Lehre selbst öffentlich nicht anzugreifen. Das Fest erhielt aber noch eine Octave und wurde durch die Verordnungen von Innocenz XII. (1693) und Clemens XI. (1708) zu einem Festum duplex secundae classis erhoben. Andere wichtige der M. geweihte Feste der kath. Kirche sind: das Fest der Darstellung Mariä (Opferung oder Aufopferung, 21. Nov.), entstanden im 13. Jahrh., seit dem 14. Jahrh. in Frankreich und erst seit der zweiten Hälfte des 15. in Deutschland gebräuchlich; das Fest des Mitleidens Mariä, 1423 zu Köln entstanden (wird den Sonnabend vor dem Palmsonntage, anderwärts 19. Juli gefeiert); das Fest der Ohnmachtsfeier Mariä, dessen Entstehung ungewiß ist, aber erst in die Zeit vom 13.—15. Jahrh. fällt, wird an einigen Orten mit dem Feste des Mitleidens, an andern Orten in der Charwoche gefeiert; das Fest der Verlobung Mariä (23. Juni), 1546 entstanden; das Fest der sieben Freuden Mariä (24. Sept.), gestiftet 1745. Daß die Bilder der M. eine wunderthätige Kraft haben, ist orthodoxer Glaube in der kath. Kirche; in dieser Beziehung stehen namentlich die Bilder zu Loreto und zu Czenstochau (s. d.) in Polen noch jetzt in großem Rufe. Die Reformatoren des 16. Jahrh. erklärten sich gegen die Marienfeste und wollten nur einige von ihnen um der Schwachen willen beibehalten wissen, z. B. Mariä Reinigung, Verkündigung und Heimsuchung, weil man diese Feste auch als Feste Jesu, des Herrn, betrachten könne. Übrigens hält auch die protest. Kirche mit ihren Stiftern an der biblischen Lehre fest, daß M. als Jungfrau Jesum durch die Gotteskraft empfangen und geboren habe, ohne ihr eine besondere Verehrung zu erweisen. Die christliche Kunst hat das Leben, die Person

und die Würde der M. als Mutter Gottes in Poesie und Malerei stets zu verherrlichen gesucht, und namentlich die Malerei knüpft an diesen Gegenstand viele ihrer herrlichsten Schöpfungen. — Andere Marien, deren das Neue Testament gedenkt, sind 1) Maria von Bethanien, die Schwester des Lazarus und der Martha; 2) Maria von Magdala (s. Magdalena); 3) Maria, des Kleophas Frau, die Mutter des Apostels Jakobus des Jüngern und zugleich die Schwester der Mutter Jesu; 4) Maria, die Mutter des Marcus; 5) Maria, eine Gläubige zu Rom. — Maria heißen mit besondern Beinamen auch viele Orte, in welchen früher wunderthätige Marienbilder aufgestellt waren; so Mariafeld, ein Wallfahrtsort im illyrischen Gouvernement Laibach; Mariahilf, ebenfalls in Illyrien und in Böhmen; Mariaschein bei Teplitz; Mariazell in Steiermark u. s. w.

**Maria von Burgund**, Tochter Karl's des Kühnen (s. d.) und Gemahlin Kaiser Maximilian's I. (s. d.).

**Maria Theresia**, deutsche Kaiserin, Königin von Ungarn und Böhmen und Erzherzogin zu Östreich, die Tochter Kaiser Karl's VI., wurde zu Wien 13. Mai 1717 geboren und erhielt, von ihrem Vater durch die Pragmatische Sanction (s. d.) zur Thronfolgerin bestimmt, eine diesem hohen Berufe angemessene sorgfältige Erziehung. Unter mehren Fürsten, welche sich um ihre Hand bewarben, wählte sie 1736 den Großherzog von Toscana, Franz Stephan (s. d.), aus dem Hause Lothringen, der von früher Jugend auf am kaiserl. Hofe erzogen worden war, zu ihrem Gemahle. Nach dem Tode ihres Vaters, 21. Oct. 1740, bestieg sie den Thron von Ungarn, Böhmen und Östreich, worauf sie 21. Nov. ihren Gemahl zum Mitregenten ernannte. Sie fand die Monarchie erschöpft, die Finanzen zerrüttet, das Volk misvergnügt und das Heer, mit Ausschluß des in Italien stehenden, nur 30000 Mann stark. Um so gefährlicher und bedenklicher war unter diesen Umständen die gleich nach Karl's VI. Tode von Preußen, Baiern, Sachsen, Neapel und Sardinien geschlossene Verbindung zu einem Kriege, den diese Staaten, von Frankreich angeregt, trotz ihrer Anerkennung der Pragmatischen Sanction, gegen die junge Königin in der Absicht unternahmen, ihre vermeintlichen Erbansprüche auf einzelne Länder der östr. Monarchie nach Erlöschung des habsburgischen Mannsstamms geltend zu machen. Das erste Zeichen zur Kriegserhebung gab der König von Preußen, Friedrich II., der auf veraltete Anrechte an vier schles. Fürstenthümer gestützt, 23. Dec. 1740 mit einer 28000 Mann starken Armee in Schlesien einfiel und binnen kurzer Zeit sich in den Besitz desselben setzte. (S. Schlesische Kriege.) Die übrigen Verbündeten folgten diesem Beispiele, und während Spanien und Neapel der östr. Besitzungen in Italien sich bemächtigten, eroberten die Franzosen, Baiern und Sachsen einen Theil der deutschen Erbländer. Von so vielen mächtigen Feinden zugleich angegriffen, befand sich die Königin in einer höchst gefährlichen Lage. Ohne Geld und Truppen, ohne geeignete Minister und Feldherren, von allen frühern Freunden Östreichs verlassen, hätte sie unterliegen und ihr Reich der Zerstückelung preisgeben müssen, wenn nicht der Beistand des Königs von England, Georg's II., die Treue der Ungarn und ihre eigene Charakterfestigkeit, sowie die Uneinigkeit und Verkehrtheit von Seiten ihrer Feinde sie gerettet hätten. Nachdem Beharrlichkeit und Glück sie nach und nach von dem größten Theil ihrer Feinde befreit, schloß sie endlich auch mit Frankreich, das am längsten und hartnäckigsten sie befehdete, zu Aachen 1748 einen Frieden, der diesem achtjährigen Erbfolgekrieg (s. d.) ein Ende machte. In demselben wurde M. allgemein als die Erbin der väterlichen Monarchie anerkannt. Abgesehen Schlesien und Glatz, verlor sie nur die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla, welche an den span. Infanten Philipp abgetreten werden mußten. Im Laufe des Kriegs war dagegen durch die Krönung ihres Gemahls Franz Stephan (13. Sept. 1745) unter dem Namen Franz' I. zum deutschen Kaiser diese Würde aufs neue an ihr Haus gekettet worden. Mit der Zeit des Friedens wendete nun die Kaiserin ihre ganze Sorgfalt auf die Reorganisation ihrer Staaten. Namentlich faßte sie die Finanzen und das Militärwesen ins Auge. Nachdem sie bereits die übermäßigen Verwendungen ihres Vaters für Prunk und Kunst eingeschränkt, schritt sie zu einer völligen Umgestaltung des Finanzsystems. Zufolge der durch den Grafen von Haugwitz eingeführten Kameraleinrichtung von 1747 wurden die Lasten auf alle Staatsangehörige nach möglichst gleichen und billigen Grundsätzen vertheilt, und hierdurch, sowie durch die Rectificirung der Grundabgaben, Einführung der Urbarien und Grundbücher, Aufhebung von Steuerbefreiungen, Vereinfachung des Staatskassenwesens, besonders aber durch Hebung des Ackerbaus und der Industrie und durch Begünstigung des Handels die Einkünfte des Staats zu so günstigen Verhältnissen emporgehoben, daß 1756 bei einem Ausgabenbedürfniß von 22 Mill. Gldn. dieselben auf 57 Mill. Gldn. stiegen, während sie in den letzten Regierungsjahren

Karl's VI., ungeachtet des damals größern Länderumfangs, nur etwa 30 Mill. betragen hatten. Einen beträchtlichen Theil der durch die verbesserte Finanzverwaltung gesteigerten Einkünfte verwendete die Königin auf das Kriegswesen. Das Heer wurde, außer den in Italien und den Niederlanden befindlichen Truppen, auf 108000 Mann vermehrt, durch Gründung von Militärbildungsanstalten mit geschickten Offizieren versorgt, durch Kriegsmanoeuvres geübt und das ganze Kriegswesen überhaupt unter Daun's Leitung auf einen bessern Fuß gesetzt. Auch in der Gerichtsverwaltung machte die Kaiserin große Veränderungen. Die Justizsachen wurden von den öffentlichen und Polizeiangelegenheiten getrennt, die Provinzialkanzleien aufgehoben und ein höchster Gerichtshof für die letzte Instanz errichtet. Die oberste Leitung des Finanz- und Polizeiwesens wurde gleichfalls einem großen Conseil übertragen. Obgleich M. gern selbst regierte, setzte sie doch Mistrauen in die eigene Einsicht und suchte sich durch Berathung mit ihren Ministern, ihrem Gemahl und sachkundigen Personen von Allem genaue Kenntniß zu verschaffen. Bei der Verschiedenheit der Ansichten zweier ihrer Räthe, Wasner's und Bartenstein's, schwankte sie indessen häufig zwischen den entgegengesetzten Maßregeln, bis sie endlich in dem Grafen, nachmaligen Fürsten Kaunitz (s. d.) den Mann fand, der ihren hohen Anfoderungen für die schwierige Stelle eines Geh. Haus-, Hof- und Staatskanzlers genügte. Mishelligkeiten, welche jetzt zwischen England und Östreich entstanden, ließen letzteres auf eine Aussöhnung mit Frankreich denken, und die Kaiserin, trotz ihres Stolzes und ihrer strengen Grundsätze, willigte, auf Kaunitz' Andringen, ein, an die Marquise von Pompadour sehr verbindlich zu schreiben. Diese, hierdurch geschmeichelt, wendete nun ihren ganzen Einfluß an, die von der Kaiserin gewünschte Verbindung mit Frankreich zu Stande zu bringen; doch scheiterten ihre Bemühungen dieses mal noch an den Gegenbestrebungen der Freunde Friedrich's II. im Cabinet von Versailles. Als aber bald darauf 1755 zwischen England und Frankreich ein neuer Streit über deren Besitzungen in Amerika sich entspann und ersteres Hülfe von Östreich foderte, diese aber verweigert wurde, gab die Weigerung Veranlassung zur offenen Entzweiung der bis dahin so innig befreundeten Mächte. Mit Gewandtheit benutzte Friedrich II. diesen Zeitpunkt, um in Georg II. einen Bundesgenossen für die Zeiten der Gefahr sich zu erwerben, und schloß 16. Jan. 1756 mit diesem einen Vertrag, worin beide Monarchen, außer der gegenseitigen Garantie ihres Länderbesitzes, zur Erhaltung des europ. Friedens und der Abwehr fremder Truppen von Deutschland sich verpflichteten. Unterdessen hatte die Pompadour 1756 eine Veränderung im franz. Ministerium, dadurch zugleich eine Annäherung zwischen den Höfen von Wien und Versailles bewirkt, die durch Kaunitz' unablässiges Bemühen endlich gar in ein enges Bündniß sich umwandelte. Die Folge davon war der Ausdruch des Siebenjährigen Kriegs (s. d.) zwischen Östreich und Preußen, der nach fast gänzlicher Erschöpfung der Kräfte Östreichs im Frieden zu Hubertusburg mit gegenseitiger Anerkennung des vorigen Besitzstandes endigte. Auch nach diesem Frieden ließ es die Kaiserin ihr erstes Geschäft sein, die Wunden, die der Krieg ihren Staaten geschlagen, zu heilen. Sie war auf Abzahlung der Staatsschuld bedacht, schützte aufs thätigste die Landwirthschaft, förderte die bürgerliche Gewerbthätigkeit und suchte hierdurch, sowie durch Erleichterung der Leibeigenschaft den Bürger- und Bauernstand zu heben, gründete und verbesserte Akademien, Schulen, Waisenhäuser und Spitäler, wobei sie sich des Beistandes des tiefgelehrten und genialen Freiherrn van Swieten (s. d.) bediente, und fing auch 1776 an, die Gesetzgebung durch Abschaffung der Tortur und Beschränkung martervoller Todesstrafen zu verbessern. Ihren Sohn Joseph, der 27. März 1764 zum röm. König gewählt worden war, nahm sie zwar nach dem Tode ihres Gemahls, des Kaisers Franz I., 18. Aug. 1765, zum Mitregenten der Erblande an, verstattete ihm jedoch ebenso wenig wie früher ihrem Gemahl, sich in die innern Regierungsangelegenheiten zu mischen, und überließ ihm nur die Fürsorge und Leitung des Kriegswesens. Als nach August's III. von Polen Tode Rußland und Preußen sich erst in die Thronfolgehändel, dann in die innern Regierungsangelegenheiten des in sich zerrütteten Staats mischten und endlich gar zur Theilung eines Drittheils dieses Landes schritten, nahm auch die Kaiserin an diesem Länderraube Antheil. Zwar widerstrebte sie anfangs dem Andringen der übrigen Mächte und befragte sogar den Papst, der ihr Gewissen erst darüber beruhigen mußte; endlich aber, besonders durch Kaunitz überredet, willigte sie in den 5. Aug. 1772 zu Petersburg mit Preußen und Rußland abgeschlossenen Theilungsvertrag, zufolge dessen sie Galizien und Lodomerien, im Ganzen einen Länderzuwachs von 1280 QM. mit 2½ Mill. E. erhielt. Auch die Pforte mußte ihr, da sie dieselbe mit wiederholten Foderungen ängstigte, 25. Febr. 1777 die Bukowina abtreten. Um diese Zeit veranlaßte der Tod des Kurfürsten von

Baiern, 30. Dec. 1777, indem Östreich dieses Ereigniß zur Durchsetzung des Plans, sich nach Süddeutschland hin auszudehnen, benutzen wollte, den kurzen und unblutigen Bairischen Erbfolgekrieg (s. d.), der in dem Frieden zu Teschen mit Abtretung des Innviertels an Östreich endigte, aber im Verein mit der Errichtung des Fürstenbundes (s. d.) eine merkliche Abnahme des Einflusses Östreichs auf Deutschland zur Folge hatte. Nach diesem Frieden schloß sich übrigens die Kaiserin enger an Rußland und Preußen an, um dem Erzherzog Maximilian die Kurwürde von Köln und das Bisthum Münster zu verschaffen, welches ihr auch trotz Friedrich's II. Gegenbemühungen kurz vor ihrem Tode, der 29. Nov. 1780 erfolgte, noch gelang. Die Kaiserin war eine Frau von festem, fast männlichem Charakter, mit Verstand und Muth zum Selbstregieren begabt, mit ernstem, regem Pflichtgefühl ihrem hohen Berufe ergeben und unermüdlich thätig. Sie herrschte zwar nicht frei von Vorurtheilen und Fehlgriffen, aber wohlmeinend und wohlthätig wie eine Mutter. Ihr unablässig auf die innere und äußere Größe der Monarchie gerichtetes Streben hatte so glücklichen Erfolg, daß bei ihrem Tode das Haus Östreich auf dem Gipfel seiner Macht stand. Die Kämpfe, die sie mit halb Europa zu bestehen hatte, machten sie auf die reichen Hülfsmittel der Monarchie aufmerksam, und diese Belebung der materiellen Staatskräfte, verbunden mit dem erhebenden Umschwung und der geistigen Erkräftigung, machten ihre Regierungsperiode zu einem Wendepunkte in der Geschichte des östr. Staats. Wohlstand und Bildung wurden während ihrer Regierungszeit allgemeiner, die Staatseinnahmen überstiegen stets die Ausgaben und das Kriegsheer wuchs bis auf 260000 Mann. Obschon dem röm.-kath. Glauben eifrig zugethan und von Andächtelei befangen, war sie doch nicht blind gegen die vielen Misbräuche ihrer Kirche und wahrte gegen den röm. Stuhl mit großer Festigkeit die Rechte ihrer Krone. So verbot sie die Gegenwart des Geistlichen bei Testamentsverrichtungen, hob das Asylrecht der Kirchen und Klöster und die Inquisition in Mailand auf, unterdrückte 1773 den Jesuitenorden, verordnete für beide Geschlechter ein Alter von 25 Jahren, um in ein Kloster sich aufnehmen zu lassen, schaffte die von den Pfarrern eigenmächtig angeordneten äußerlichen Kirchenstrafen und Bußen ab, untersagte die Reisen der päpstlichen Nuntien in Östreich und befahl, mit dem röm. Stuhle nur mittels des Ministeriums der innern Geschäfte in Verbindung zu treten. Obgleich nicht zur Bedrückung und Verfolgung Andersgläubiger geneigt, that sie doch, besonders in der frühern Zeit ihrer Regierung, wenig, um die Protestanten in ihren Ländern zu schützen oder ihr Loos zu erleichtern. Ihre Kinder liebte sie mit der innigsten Zärtlichkeit, ebenso war sie ein Muster ehelicher Liebe. Nach dem Tode ihres Gemahls erschien sie stets in tiefer Trauer; auch vernachlässigte sie später den Putztisch gänzlich, um so mehr vielleicht, weil sie im spätern Alter übermäßig stark geworden und 1767 erst die Blattern, bald darauf ein Sturz mit dem Wagen ihr Gesicht durch Narben entstellt hatten. In der Regierung hatte sie ihren ältesten Sohn Joseph II. (s. d.) zum Nachfolger. Von ihren drei jüngern Söhnen verhalf sie Leopold (s. d.) zum Großherzogthum Toscana, Ferdinand durch die Vermählung mit der Erbtochter des Herzogs von Modena zur Erbfolge in diesem Herzogthume und Maximilian zur Kur- und Bischofswürde von Köln und Münster. Von ihren sechs Töchtern war die älteste Äbtissin zu Prag und Klagenfurt; die zweite, Marie Christine, der Mutter Liebling, mit Herzog Albert von Sachsen-Teschen vermählt; die dritte Äbtissin zu Innsbruck; die vierte Gemahlin des Herzogs von Parma; die fünfte, Marie Antoinette, mit dem Könige von Frankreich und die sechste, Karoline Marie, mit dem Könige von Neapel vermählt. (S. Habsburg.) Vgl. Duller, „M. Theresia und ihre Zeit" (Wiesb. 1844).

**Maria I.**, Königin von England, 1553—58, die Tochter Heinrich's VIII. (s. d.) aus dessen Ehe mit Katharina von Aragonien, wurde 11. Febr. 1515 geboren. Ihr Vater ließ sie 1534, nachdem er sich von seiner Gemahlin getrennt, für unehelich und nicht thronfähig erklären, gab ihr aber, sowie ihrer Stiefschwester Elisabeth, das Thronrecht durch die Successionsacte von 1544 zurück. Schon im Andenken an ihre Mutter blieb M. streng der kath. Kirche ergeben und lebte während der Regierung ihres Vaters und ihres Stiefbruders, Eduard's VI., in gänzlicher Zurückgezogenheit auf dem Schloß Copped-Hall in der Grafschaft Essex. Als ihr Eduard die Ausübung des altkirchlichen Cultus verwehren wollte, rief sie sogar den Schutz ihres Oheims, Kaiser Karl's V., an, der mit einer Kriegserklärung drohte. Um so geneigter wurde der junge König, auf die Rathschläge des ehrgeizigen Herzogs von Northumberland einzugehen. Derselbe erklärte 1553 ohne Einwilligung des Parlaments M. und deren Schwester Elisabeth von der Thronfolge ausgeschlossen und bestimmte eine entferntere Verwandte, Johanna Gray (s. d.), die Schwiegertochter Northumberland's, zu seiner Nachfolgerin. Wiewol man die kath. Gesinnung M.'s fürchtete, beleidigte eine solche Anordnung doch den Rechtssinn

der Nation. Es gelang Northumberland, als der König 6. Juli 1553 gestorben, seine Schwiegertochter als Königin ausrufen zu lassen. Allein schon nach einigen Tagen sah er sich verlassen, und am 3. Aug. hielt M. ihren feierlichen Einzug in die Hauptstadt. Sie benahm sich anfangs mit Mäßigung. Nur Northumberland und einige Genossen büßten mit dem Kopfe; in Rücksicht der Religion erklärte sie, daß sie es Gott überlasse, die Irrenden auf den rechten Weg zu führen. Doch schon einen Monat nachher begann die Einkerkerung der protest. Wortführer, und im Oct. hob das gefällige Parlament alle Gesetze auf, die in Ansehung der Religion unter der vorigen Regierung waren erlassen worden. Hierauf erfolgte die Einsetzung der kath. Bischöfe und die Berufung des Cardinallegaten Pole. Der Bischof Gardiner, den die Königin zum Kanzler wählte, benutzte die günstige Stimmung der Nation und unterhandelte nach dem Wunsche des Kaisers die Vermählung der Königin mit dessen Sohne, dem spätern Philipp II. von Spanien. Obschon in dem im Jan. 1554 geschlossenen Vertrage die Unabhängigkeit Englands gewahrt war, so erfüllte dieser Schritt doch das Volk in Erinnerung des grausamen Drucks der span. Politik mit Furcht und Unwillen. Ein Edelmann aus Kent, Thomas Wyat, bereitete deshalb mit einigen andern kühnen Männern einen Aufstand vor, an dem sich auch der Herzog von Suffolk betheiligte, um seine im Gefängniß schmachtende Tochter Johanna Gray wieder auf den Thron zu setzen. Der Anschlag mislang durch Zufall gänzlich, und die Königin ließ nicht nur die Häupter der Verschwörung, sondern auch die unschuldige Johanna und deren Gemahl das Blutgerüst besteigen. Zugleich ließ sie auf die falsche Aussage Wyat's ihre Schwester Elisabeth und deren Anbeter, Devonshire, gefangensetzen und scharf verhören. Doch stellte sich Beider Unschuld heraus, sodaß sie ihre Rache nicht befriedigen durfte. Nachdem M. das Ziel zärtlicher Ungeduld erreicht und ihre Ehe 25. Juli 1554 mit Philipp vollzogen hatte, that sie liebesüchtig Alles, was ihrem stolzen, herrschsüchtigen, 26 J. alten Gatten nur gefallen konnte. Während sie eine Obedienzgesandtschaft nach Rom sendete, mußte das durch span. Gold erkaufte Parlament den Legaten Pole reumüthig um Aufnahme der Nation in den Schoos der kath. Kirche bitten und die furchtbaren Ketzer- und Hochverrathsgesetze Heinrich's VIII. erneuern. Unter der Leitung Gardiner's wurden diese Gesetze auch sogleich vollzogen. Viele Protestanten, darunter die Bischöfe Latimer, Ridley, Ferrar und Hooper, starben unter scheußlichen Martern schon in der ersten Hälfte 1555 den Feuertod. Nach dem Muster der span. Inquisition richtete der Hof sogar eine aus 22 Personen zusammengesetzte Ketzercommission ein, an deren Spitze der Bischof Bonner von London stand, ein wilder, brutaler Mann, dem die Barbarei Vergnügen machte. Üble Gemüthsstimmung, in welcher sich die Königin befand, steigerte ihre Verfolgungswuth zum Blutdurst. Die verfehlte Hoffnung auf eine Mutterschaft, die Gleichgültigkeit ihres Gemahls, der schon nach einem Jahre in seine Erdstaaten ging, stürzten sie bereits gegen Ende 1555 in tiefe Schwermuth. Sie brachte ihre Zeit in Einsamkeit unter Thränen zu, oder schrieb zärtliche Briefe an ihren Gemahl, der dieselben nur beantwortete, wenn er Geld brauchte. Um die Foderungen Philipp's zu befriedigen, überlud sie sich durch erpreßte Darlehen mit Schulden und vernichtete den Verkehr durch drückende Steuern. Ihre Finanzverlegenheiten wurden um so dringender, als sie 1555 die Kirchengüter für ihre Person restituirte und die päpstlichen Annaten erneuerte. Weil sie meinte, die Entfernung ihres Gemahls rühre von dem Widerstande der Nation gegen die span. Politik her, so verdoppelte sie mit 1556 ihre Wuth gegen die Protestanten. Im März mußte auch Cranmer (s. d.) den Feuertod sterben; nach Einigen erlitten in den ersten drei Jahren überhaupt 300, nach Andern sogar 800 Personen dasselbe Schicksal. Durch die Drohungen Philipp's sah sich die Königin gegen den Willen und das Interesse der Nation genöthigt, an dem Kriege zwischen Spanien und Frankreich Theil zu nehmen. Nachdem sie 7. Juni 1557 Heinrich II. förmlich den Krieg angekündigt, rüstete sie mittels unerhörter Erpressungen die Flotte und sendete ein Corps von 8000 Engländern nach den Niederlanden, welches daselbst zur span. Armee unter Philibert von Savoyen stieß. Die geringen Erfolge der Spanier, besonders die Eroberung von Calais 8. Jan. 1558 durch den Herzog von Guise, womit die letzte engl. Besitzung auf franz. Boden verloren ging, stürzten sie in Verzweiflung. Sie berief endlich am 21. Jan. das wiederholt auseinandergetriebene Parlament, das reichliche Subsidien zur Ausrüstung einer Flotte bewilligte, welche Brest als Entschädigung wegnehmen sollte. Doch auch dieses Unternehmen scheiterte. Noch während der Friedensverhandlungen erlag die Königin dem Kummer und der Wassersucht; sie starb 17. Nov. 1558. „Nach meinem Tode", äußerte sie oft zu Denen, welche sie aufheitern wollten, „werdet ihr den Namen Calais in meinem Herzen finden."

Bei aller Bigotterie und Grausamkeit, welche ihre Regierung verhaßt machten, war sie nicht ohne Fähigkeit, Bildung und Geistesstärke; sie erhielt den Namen der Blutigen (Bloody Mary). Auf dem Throne folgte ihre Stiefschwester Elisabeth (s. d.). Vgl. Griffet, „Nouveaux éclaircissements sur l'histoire de M." (Amst. und Par. 1766); Turner, „History of the reign of Edward VI., M. and Elizabeth" (4 Bde., Lond. 1829); Tytler, „England under Edward VI. and M." (2 Bde., Lond. 1839).

**Maria Stuart**, Königin von Schottland, 1542—68, die Tochter Jakob's V. von Schottland und der Maria von Lothringen, wurde 5. Dec. 1542 zu Linlithgow bei Edinburg, acht Tage vor ihres Vaters Tode, geboren. Schon in der Wiege Königin, verlangte sie Heinrich VIII. von England zur künftigen Gemahlin für seinen Sohn, und die schott. Protestanten unterstützten diese Verbindung. Die Königin-Mutter aber wahrte als Schwester der Guisen (s. d.) das kath. Interesse und brachte die Tochter im Febr. 1548 nach Frankreich, wo man sie sorgfältig in einem Kloster erzog. M. zeichnete sich durch Schönheit, Anmuth und Bildung aus und wurde 29. April 1558 mit dem Dauphin, dem spätern Franz II. (s. d.), vermählt. Nach dem Tode ihres Gemahls von Katharina von Medici ungern gesehen, kehrte sie im Aug. 1561 nach Schottland zurück, dem sie durch Erziehung und Sitte gänzlich entfremdet war. Nur zufällig entging sie bei der Überfahrt der Nachstellung der Königin Elisabeth (s. d.) von England, die sie als Weib und Königin haßte. Als die Enkelin Margaretha's von England (s. Tudor) hatte sich M. nicht mit der bloßen Aussicht auf den engl. Thron begnügt, sondern war den Ansprüchen Elisabeth's zu nahe getreten, indem sie den engl. Königstitel annahm und ungeachtet aller Gegenvorstellungen behielt. Überdies weigerte sie sich, die Acte anzuerkennen, durch welche 1560 das Parlament in Schottland, nicht ohne Ermunterung von Seiten Elisabeth's, die Reformation eingeführt hatte. Bei ihrer Ankunft versprach sie zwar den kirchlichen Zustand zu achten, ließ aber in ihrer Hauskapelle kath. Gottesdienst halten. Dies, sowie ihre leichten franz. Sitten erbitterten die strengen Protestanten und erregten besonders den Eifer des Reformators Knox (s. d.), der über die Laster der Königin öffentlich predigte. Nachdem M. die Hand des Grafen Leicester (s. d.), des Favoriten Elisabeth's, ausgeschlagen, traf sie Anstalten, sich mit ihrem Vetter, dem Schotten Robert Darnley, dem Sohne des Grafen Lennox, zu vermählen. Derselbe war kath., jung, schön und besaß, als der Enkel Margaretha's von England (s. Tudor) aus einer zweiten Ehe, nach M. die nächsten Ansprüche auf den engl. Thron. Die von Elisabeth angestifteten Protestanten, an deren Spitze der natürliche Bruder M.'s, Graf Murray (s. d.), stand, suchten die Verbindung mit den Waffen in der Hand zu verhindern. Die Königin unterdrückte die Empörung und feierte ihre Vermählung mit Darnley 29. Juli 1565. Darnley zeigte sich jedoch bald ausschweifend und herrschsüchtig, behandelte seine Gemahlin mit Roheit und wurde dafür von derselben mit Kaltsinn und Verachtung gestraft. Die Königin hatte einen alten häßlichen Italiener, Dav. Rizzio, einen Sänger, in ihrer Umgebung, der ihr zugleich als Rathgeber und Secretär diente und besonders die geheime Correspondenz mit den kath. Höfen besorgte. Diesem Manne schrieb Darnley den Kaltsinn seiner Gemahlin zu und beschloß deshalb, von den protest. Häuptern in seinem Verdachte bestärkt, denselben aus dem Wege zu schaffen. Er überfiel 9. März 1566 die hochschwangere Königin, als sie in ihrem Schlosse Holyrood zu Tische saß, und ließ vor ihren Augen den Rizzio von seinen Mitverschworenen ermorden. Die Königin sah sich zugleich in Gefangenschaft gehalten und mußte den Zorn über den Schimpf, den sie als Weib und Königin erlitten, vor der Hand unterdrücken. Sie gewann ihren Gemahl, der ihr die Mitschuldigen entdeckte, floh mit demselben nach Dunbar, wo sie ein Corps Getreuer sammelte und damit die Verschwörer zur Flucht nöthigte. Der Graf Bothwell, der schon große Gewalt über die Königin besaß, besänftigte sie jedoch und wirkte den Verschworenen Verzeihung aus. Am 9. Juni gebar die Königin einen Sohn, Jakob VI., der später als Jakob I. (s. d.) den Thron von Großbritannien bestieg. Darnley zeigte sich bei dem Ereignisse gleichgültig, wohnte der Taufe nicht bei und ging nach Glasgow, wo er an den Blattern erkrankte. Hier suchte ihn die Königin auf, führte ihn unter Beweisen ihrer Zuneigung zurück nach Edinburg und brachte ihn in einem einsamen Hause außerhalb der Stadtmauer unter, um daselbst seine Genesung abzuwarten. Sie pflegte ihn, schlief mehre Tage selbst in dem Hause, verließ ihn aber in der Nacht vom 9. Febr. 1567, angeblich um bei der Hochzeit eines ihrer Diener gegenwärtig zu sein. Gegen Morgen flog das Haus durch eine Pulverexplosion in die Luft, und man fand Darnley und seinen Pagen todt im Felde liegen. Die öffentliche Stimme klagte die Königin und deren heimlichen Geliebten, den Grafen Bothwell, des Mordes an. Letzterer wurde auch alsbald vor Gericht gezogen, aber nach einer Scheinprocedur von der That

freigesprochen. Bothwell trat nun als Bewerber um die Hand der Königin auf und compromittirte dieselbe in den Augen des Volkes, indem er sie zum Schein auf eines seiner Schlösser entführte. Nachdem er Verzeihung erhalten und die Scheidung von seiner ersten Gemahlin bewirkt hatte, ließ sich die Königin in blinder Leidenschaft mit ihm 15. Mai 1567, drei Monate nach dem geheimnißvollen Tode Darnley's, vermählen. Bothwell liebte indessen die Königin nicht, sondern hatte aus Herrschsucht gehandelt; er begegnete ihr sogleich brutal und trachtete sich des Kronprinzen zu bemächtigen. Der protest. Adel, über diese Vorgänge empört, schloß zu Stirling eine Conföderation zum Schutze der Dynastie und des Reichs, zog Truppen zusammen und nahm Edinburg ohne Schwertstreich, während die Königin 6. Juni 1567 mit ihrem Gemahl nach Dunbar floh und sich ebenfalls zum Widerstande rüstete. Als jedoch die Truppen 15. Juni bei Carberry zusammenstießen, knüpfte die Königin Unterhandlungen an und traf persönlich im feindlichen Lager ein, wo man sie gut aufnahm und ihr Schutz und Gehorsam versprach. Dessenungeachtet wurde sie zurückgehalten, als Gefangene unter Beschimpfungen vom Volke nach Edinburg gebracht, von hier aber unter dem Vorgeben, daß sie immer noch mit Bothwell im Briefwechsel stehe, nach Schloß Lochleven abgeführt und daselbst in harte Gefangenschaft gesetzt. Die Lords rissen nun die Staatsgewalt an sich, raubten die königl. Schätze und ächteten Bothwell, der nach Dänemark entkam, wo er acht Jahre später in Elend und Wahnsinn starb. Von ihren Gegnern gedrängt, legte die Königin 24. Juli 1567 zu Gunsten ihres Sohnes die Krone nieder, für den Murray die Regentschaft übernahm. Da ihre Gefangenschaft fortdauerte, bewog die kath. Partei einen jungen Lord Douglas, den Bruder des Schloßherrn zu Lochleven, die Königin zu befreien. Derselbe liebte die Gefangene, hatte von ihr selbst Hoffnung auf ihre Hand erhalten und entführte sie glücklich in der Nacht vom 2. Mai 1568 über den benachbarten See, an dessen Ufer die Königin von einem Haufen Bewaffneter mit Jubel empfangen wurde. Vom Schlosse Hamilton aus erklärte sie nun ihre Abdankung für erzwungen. Ihre Anhänger brachten ein Corps von 6000 M. zusammen; doch 15. Mai besiegte der Regent Murray die Königin in einem Gefecht beim Dorfe Langside. Sie entfloh vom Schlachtfelde nach England, wo sie Elisabeth zu Carlisle um Schutz und eine persönliche Zusammenkunft ansprach. Elisabeth aber ließ ihre Nebenbuhlerin sogleich gefangen halten und schlug ihr die persönliche Zusammenkunft ab, bis sie sich von der Theilnahme an dem Morde Darnley's würde gereinigt haben. Zu dem Zwecke schickte Murray, der seine Schwester in Gemeinschaft mit Elisabeth zu verderben suchte, eine Commission nach England, die eine weitläufige Erörterung über das Verbrechen begann, aber unter den Intriguen beider Parteien zu keinem festen Resultate gelangte. Mit diesen Vorgängen gestaltete sich die Angelegenheit der Königin zur Sache der kath. Partei in England und Schottland wie im Auslande, was Elisabeth noch feindlicher stimmte. Man brachte die Gefangene von einem festen Schlosse zum andern, gab ihr rohe Wächter und behandelte sie aufs härteste. Das unkluge, stolze Betragen der Königin M., der Befreiungsversuch der Grafen Northumberland und Westmoreland, des Leonhard Dacres, des Grafen Norfolk, die Bannbulle des Papstes gegen Elisabeth und mehre andere Complots, die gewöhnlich der span. Herzog Alba von den Niederlanden aus anstiftete, brachten allmälig Elisabeth zu dem Entschlusse, sich der gefährlichen Gefangenen durch Mord oder Hinrichtung zu entledigen. Ein Katholik Namens Babington trat mit mehren Andern 1586 zu einer Verschwörung zusammen, welche wie gewöhnlich die Ermordung Elisabeth's und die Befreiung der Königin zum Zweck hatte. Der Plan wurde zufällig entdeckt, und man stiftete von Seiten des Hofs zu London einen Briefwechsel mit der Gefangenen an, um diese selbst in das hochverrätherische Complot zu verwickeln. Obschon die Königin M., durch Freunde gewarnt, nicht in den Anschlag eintrat, stellte man sie doch im Oct., nach der Hinrichtung der Verschworenen, vor eine Untersuchungscommission, die sie unter dem gesetzlosesten Verfahren für schuldig erklärte und als Hochverrätherin zum Tode verurtheilte. Nachdem das gefällige engl. Parlament das Urtheil bestätigt, unterzeichnete auch Elisabeth mit verstelltem Schmerze. Vergebens waren die Bitten und Drohungen Heinrich's III. von Frankreich, des span. Hofs und Jakob's VI., des Sohnes der Unglücklichen. Am 18. Febr. 1587 wurde sie in einem Saale auf dem Schlosse Fotheringhay enthauptet. Sie starb mit Muth und religiöser Ergebung, nachdem sie sich eigenhändig die ihr vom Papste gesendete Hostie gereicht hatte. Wenn die Dichter aller Völker, wie namentlich Schiller, die Königin als das rührende Opfer der Schönheit, der Schwäche eines zärtlichen Herzens, der Eifersucht eines Weibes und der Barbarei ihres Jahrhunderts dargestellt haben, so darf die Geschichte auch nicht vergessen, daß ihr Tod und ihr Schicksal doch auch ein großes Verbrechen sühnten, von dem sie nie durch überzeugende Gründe freigesprochen worden ist. Vgl. Whitaker,

„M., queen of Scotland vinticated" (3 Bde., Lond. 1787) und Chalmers, „Life of M., queen of Scots" (deutsch, 2 Bde., Lpz. 1826), die Beide M. zu vertheidigen suchten; Miß Benger, „Memoirs of the life of M., queen of Scots" (2 Bde., Lond. 1823), die aus den Handschriften des Britischen Museums schöpfte; Mignet, „Histoire de M." (2 Bde., Par. 1850).

**Maria von Medici**, Königin von Frankreich, die Tochter des Großherzogs Franz II. Medici von Toscana, geb. 26. April 1573 zu Florenz, vermählte sich 16. Dec. 1600 mit König Heinrich IV. (s. d.) von Frankreich. Sie war nicht ohne Reize, aber leidenschaftlich, ehrgeizig und zänkisch, sodaß die Ehe sich bald zu einem fortgesetzten Hader gestaltete. Wiewol sie im Sept. 1601 den Dauphin, den spätern Ludwig XIII., gebar, so floh doch der König seine Gemahlin und suchte um so mehr Entschädigung bei andern Frauen. Vergebens unternahm es Sully (s. d.), den häuslichen Frieden herzustellen. Unseligen Einfluß übten auf die Königin die Kammerfrau, Leonora Galigai, und deren Mann, Concini, die ihr aus Florenz gefolgt waren und den König haßten. Ehe Heinrich IV. an die Ausführung seines großen Kriegsplans ging, bestand die Königin darauf, daß sie gekrönt würde. Die Feierlichkeit fand 13. Mai 1610 statt; am folgenden Tage wurde der König von Ravaillac (s. d.) ermordet. Die Königin zeigte bei diesem Ereignisse weder großen Schmerz noch großes Erstaunen und lud den Verdacht auf sich, der That nicht fremd gewesen zu sein. Sie riß sogleich mit Hülfe des Herzogs von Epernon die Vormundschaft und Regentschaft an sich und kehrte zur Freundschaft mit Spanien und der kath. Politik zurück. Sully, Jeannin und andere ausgezeichnete Räthe Heinrich's IV. erhielten den Abschied; Concini, der zum Marschall und Marquis d'Ancre (s. d.) erhoben wurde, bemächtigte sich der Staatsgewalt; die Königin aber zerstörte die Finanzen durch grenzenlose Verschwendung. Diese Herabwürdigung der Monarchie nahmen die Großen und Prinzen zum Vorwand, um mit den Waffen in der Hand ihre Theilnahme an der Macht zu erzwingen. Ein unwürdiger Günstling des jungen Königs, de Luynes (s. d.), führte endlich den Sturz dieses Regiments herbei. Auf Betrieb desselben wurde Concini 14. April 1617 niedergeschossen, seine Frau aber wurde als Hexe hingerichtet und die Königin-Mutter im Luxembourg in einer Art von Gewahrsam gehalten. Nach einiger Zeit erhielt Letztere von ihrem Sohne die Erlaubniß, auf dem Schlosse zu Blois unter Aufsicht zu leben, wo sie aber mit Hülfe Epernon's in der Nacht vom 22. Febr. 1619 durch ein Fenster entfloh. Sie wendete sich nach Angoulême und sammelte, zumal da ihr Schicksal bald Theilnahme erweckte, viele und angesehene Misvergnügte um sich, die den Bürgerkrieg vorbereiteten. Ihr Sohn rückte mit einem Heere gegen die Mutter ins Feld und zwang dieselbe zur Unterwerfung. Nach dem Tode des de Luynes, 14. Dec. 1621, kehrte die Königin nach Paris zurück und trat wieder an die Spitze des Staatsraths. Um sich zu befestigen, brachte sie Richelieu in die Verwaltung, der ihr aber bald gänzlich die Macht aus den Händen wand und sich zum allmächtigen Minister emporschwang. Die Königin setzte ihren mütterlichen Einfluß und alle möglichen Mittel zum Sturze ihres Nebenbuhlers in Bewegung; allein der gewaltige Richelieu blieb Sieger. Derselbe gewann besonders die Oberhand, indem er den König überredete, als wolle die Mutter ihren jüngern Sohn, den Herzog Gaston von Orléans (s. d.), auf den Thron bringen. Deshalb wurde sie seit dem Febr. 1630 wieder auf dem Schlosse zu Compiègne gefangen gehalten, entkam aber im Juli nach Brüssel. Der Einfall Gaston's nach Frankreich veranlaßte Richelieu, die Königin auch aus den Niederlanden zu vertreiben. Hierauf ging sie 1638 nach England und im Oct. 1641, da man ihr auch hier nicht Ruhe ließ, nach Köln. Hier starb sie 3. Juli 1642. Wie alle Glieder ihres Geschlechts liebte sie die schönen Künste. Sie ließ zu Paris den Luxembourg nach dem Plane des Palastes Pitti zu Florenz ausführen und verewigte sich durch viele andere Baudenkmäler. Auch rührt die Sammlung der allegorischen Gemälde von Rubens im Louvre von ihr her. Vgl. D'Estrées, „Mémoires d'état sous la régence de M. de Medicis" (Par. 1666); Pontchartrain, „Mémoires concernant les affaires de France sous la régence de M. de Medicis" (2 Bde., Haag, 1720); „Histoire de la mère et du fils" (2 Bde., Amst. 1730), welches Buch den Namen Mezeray's trägt, wahrscheinlich aber von Richelieu abgefaßt ist; und der Frau von Arconville „Vie de M. de Medicis" (3 Bde., Par. 1774).

**Maria Luise**, die Gemahlin König Karl's IV. von Spanien, geb. 9. Dec. 1751, des Herzogs Philipp von Parma Tochter, wurde 1765 mit dem Infanten Don Carlos wider dessen Willen auf ausdrücklichen Befehl seines Vaters vermählt. Sie war eine kluge, höchst gewandte und ihrem Gemahl an Geisteskraft weit überlegene Frau. Frühzeitig wußte sie es dahin zu bringen, den stürmischen Sinn ihres Gemahls, der anfänglich sogar in thätliche Beleidigungen gegen sie ausbrach, sich unterthänig zu machen. An allen Staatsangelegenheiten nahm sie den

regsten Antheil; sie wußte sehr klug ihre Günstlinge zu befördern und erhielt auf diesem Wege völlige Herrschaft über ihren Gemahl. Ein Verständniß, in welchem sie als Prinzessin von Asturien mit dem ältern Godoy stand, trennte König Karl III. dadurch, daß er Godoy aus Madrid verwies. Dagegen trat nun die Prinzessin mit des Verwiesenen Bruder, dem nachherigen Herzoge von Alcudia (s. d.), in ein Verhältniß, das sie ihrem scharfsichtigen Schwiegervater trefflich zu verhehlen wußte, während sie zugleich dahin arbeitete, den neuen Günstling bei ihrem Gemahl in besondere Gunst zu setzen. Nachdem Karl IV. seinem Vater in der Regierung gefolgt war, rückte Godoy schnell von einer Stufe der Macht zur andern. Gemeinschaftlich mit der Königin regierte er Spanien ganz unumschränkt, und ihr beiderseitiges Streben ging darauf, den Kronprinzen Ferdinand bei dem alternden Könige zu verdächtigen. Aus diesen Hofränken entspann sich der Proceß vom Escurial vom 29. Oct. 1807. (S. Spanien.) Als hierauf in Folge der Revolution Ferdinand VII. (s. d.) den Thron seines Vaters einnahm und entschlossen schien, seiner Mutter Aufführung einer strengern Untersuchung zu unterwerfen, warf sich dieselbe Napoleon in die Arme. Nebst ihrem Gemahl und dem Herzoge von Alcudia, dem sie die Freiheit erfleht hatte, trat sie in Bayonne vor Napoleon als Anklägerin ihres Sohnes auf, jedoch ohne Erfolg. Sie wurde nach Compiègne gebracht, lebte dann in Marseille und in Nizza und ging endlich nach Rom, wo sie 2. Jan. 1819 starb.

**Maria Christina**, die Gemahlin König Ferdinand's VII. (s. d.) von Spanien und 1833—40 Königin-Regentin im Namen ihrer unmündigen Tochter, der Königin Isabella II. (s. d.), wurde 27. April 1806 als die Tochter des Königs beider Sicilien, Franz' I., mit seiner zweiten Gemahlin, Maria Isabella, der Tochter des Königs Karl IV. von Spanien, in Neapel geboren und ist demnach eine Halbschwester der Herzogin von Berri und rechte Schwester des Königs beider Sicilien, Ferdinand's II. (s. d.). Schon früh entwickelte sich in ihr ein bedeutendes Talent für Malerei und die ihrer Familie eigene Vorliebe für die Freuden der Jagd. Die körperlichen Übungen, denen sie sich dabei widmete, trugen nicht wenig dazu bei, ihr eine dauerhafte Gesundheit zu verleihen. Durch die Intriguen ihrer ältern Schwester, Luise Charlotte, die mit dem Infanten Don Francisco de Paula vermählt war, wurde sie 1829 von dem bereits drei mal verwitweten Ferdinand VII. zur Gemahlin erwählt und 11. Dec. in Madrid getraut. Der König war entzückt über seine Gemahlin, deren Reize seine Erwartungen überstiegen. Desto erbitterter zeigten sich gegen sie die Gemahlin des Infanten Don Carlos und deren ältere Schwester, die Prinzessin von Beira, die durch diese abermalige Verheirathung des Königs ihre Hoffnung in Zweifel gestellt sahen, daß derselbe kinderlos bleiben und folglich Don Carlos (s. d.) ihm auf dem Throne folgen werde. Diese Erbitterung steigerte sich noch, als Ferdinand VII., um auf jeden Fall seiner eigenen Nachkommenschaft die Thronfolge zu sichern, 29. März 1830 das Gesetz der „Siete partidas" wiederherstellte, kraft dessen in Ermangelung von Söhnen die weiblichen Descendenten des Königs zur Thronfolge gelassen werden. Hatten schon vorher die Liberalen der Königin sich zugewendet, so war dies noch mehr der Fall, als dieselbe 10. Oct. 1830 von einer Tochter, der jetzigen Königin Isabella II., entbunden wurde, indem hiermit der gefürchtete Don Carlos die nahe Aussicht auf den Thron verlor. Zugleich wußte die Königin die Liebe ihres Gemahls im höchsten Grade zu gewinnen und manche Maßregel zu hintertreiben, welche Laune und Willkür ihm eingaben. Dagegen verdoppelte nun auch die Partei des Don Carlos ihre Anstrengungen und wußte dem kranken Könige 1832 eine Erklärung zu entreißen, kraft deren er die Verfügung vom 29. März 1830 wieder aufhob. Die Königin selbst hatte, von allen Seiten, insbesondere von dem Minister Calomarde, bedrängt, dem Könige die Unterzeichnung des von den Ministern vorgelegten Decrets angerathen. Allein kaum war ihre abwesende Schwester, die Gemahlin Don Francisco de Paula's, nach Madrid zurückgekehrt, als namentlich durch deren Einwirkung der König abermals seine Anordnung in Bezug auf die Thronfolge änderte. Zuvörderst entließ Ferdinand 1. Oct. sämmtliche Minister und übertrug für die Dauer seiner Krankheit die Leitung der Staatsgeschäfte seiner Gemahlin, die schon 15. Oct. eine fast allgemeine politische Amnestie erließ. Nachdem der König am letzten Tage des J. 1832 das Decret, durch welches er während seiner Krankheit das Erbfolgegesetz vom 29. März 1830 umgestoßen hatte, für erschlichen und nichtig und letzteres wieder in Kraft erklärt, übernahm er selbst wieder die Leitung der Geschäfte, blieb jedoch in einem krankhaften Zustande und starb 29. Sept. 1833. In seinem Testament von 1830 hatte er seine Witwe zur Vormünderin seiner hinterlassenen Kinder (der jungen Königin Isabella, geb. 1830, und der Infantin Maria Luise, geb. 1832, spätern Herzogin von Montpensier) und zur Regentin der Monarchie für den Fall, daß bei seinem Absterben die Thronfolgerin noch nicht

das 18. J. zurückgelegt habe, ernannt, und M. übernahm demnach 2. Oct. die Regentschaft des Reichs im Namen ihrer Tochter Isabella II. Sie lebte die nächsten Monate in Zurückgezogenheit, entzog sich jedoch immer mehr den Staatsgeschäften, obschon der Bürgerkrieg gegen Don Carlos und dessen Partei alsbald ausbrach und unter den größten Wechselfällen und Verheerungen bis ins J. 1840 dauerte. (S. Spanien.) Bald kam Don Fernando Muñoz, aus Tarancon in der Provinz Cuenca, der damals in der königl. Leibgarde diente, in die Gunst der Königin und wurde sehr bald von ihr zum Kammerherrn ernannt und ihr vertrautester und fast einziger Begleiter. Aus ihrer Ruhe ward die Regentin durch die Verschwörung geweckt, welche in der Nacht vom 13. Aug. 1836 in La Granja ausbrach, und in Folge deren Spanien die Constitution vom 18. Juni 1837 erhielt. Die Regentin sah alsbald ihre politische Stellung wieder gesichert; doch zwischen ihr und ihrer ältern Schwester, Luise Charlotte, wurde die Misstimmung so stark, daß Letztere mit ihrer ganzen Familie Spanien verließ und Paris zu ihrem Aufenthaltsort wählte. In politischer Hinsicht hatte sich die Regentin vom Anfange an darauf beschränkt, dem Rath ihrer jedesmaligen Minister nachzugeben. Sie erließ unter Zea-Bermudez ein Manifest, worin sie den Despotismus Ferdinand's aufrecht zu halten verhieß; unter Martinez de la Rosa bewilligte sie dagegen das Estatuto real. Unter Toreño erklärte sie die aufrührerischen Junten und Provinzen außer dem Gesetz, die sie später wieder als rechtmäßig anerkannte. Unter Isturiz wurde die Intervention Frankreichs nachgesucht, um die Wiederherstellung der Constitution von 1812 zu unterdrücken, und unter Calatrava mußte sie erst diese, dann die von 1837 beschwören. Indessen verstand sie sich auch darauf, den Planen ihrer Minister in manchen Fällen unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenzusetzen. Obwol man sie des Geizes und der Habsucht beschuldigte, behielt sie doch die öffentliche Meinung für sich, bis sie sich verleiten ließ, das Gesetz in Bezug auf die Ayuntamientos (s. d.) durch ihre Unterschrift zu sanctioniren. Während sich das Volk zum Theil erhob, gab sie endlich zu Valencia dem neuen Ministerpräsidenten Espartero (s. d.) 10. Oct. 1840 die Erklärung, daß sie als Regentin abdanke, und ging nach Frankreich, von wo aus sie sich jedoch fortgesetzt in die span. Angelegenheiten durch Ränke mancherlei Art mischte. Mit Muñoz hatte sie sich bereits im Dec. 1833 in morganatischer Ehe vermählt und mehre Kinder erzeugt; doch hielt sie Beides geheim. Öffentlich wurde solches zuerst von Espartero ausgesprochen, als sie von Frankreich aus die Vormundschaft über ihre Tochter, die Königin Isabella, beanspruchte. Nach Espartero's Sturze, zu dem sie in Verein mit König Ludwig Philipp das Meiste beitrug, kehrte sie 1843 nach Madrid zurück und ließ sich 13. Oct. 1844 feierlich mit dem zum Herzog von Rianzares erhobenen Muñoz trauen. Bei den Verhandlungen über die Vermählung der Königin trat sie in enges Einverständniß mit Ludwig Philipp und war es hauptsächlich, die zum Gelingen der Doppelheirath 1846 beitrug, wonach die Königin Isabella ihrem Vetter Franz, dem ältesten Sohne des Infanten Franz de Paula, und die Infantin Maria Luise dem Herzoge von Montpensier (s. Orléans) ihre Hand gab. Dies sowie die fortgesetzte Einmischung M.'s in die innern Angelegenheiten, wo sie unverkennbar auf die Abschwächung des constitutionellen Wesens hinarbeitete, zog ihr den lebhaften Haß eines großen Theils des Volkes zu und bereitete ihr manche unangenehme Kundgebung der öffentlichen Stimmung. Dennoch fuhr sie fort die politische Intrigue, wozu sie ihr Geschlecht wie ihre Nationalität in ausnehmendem Grade befähigt, zur Befestigung ihres Einflusses zu benutzen. Auch die span. Vorgänge seit 1852, die Verbannung von Narvaez u. s. w., erfolgten unter ihrer Einwirkung. Im Sommer 1853 begab sich M. auf längere Zeit nach Frankreich, wo sie Malmaison bewohnte.

**Maria II. da Gloria**, Königin von Portugal und Algarbien, eine Tochter des vormaligen Kaisers Dom Pedro I. von Brasilien mit seiner ersten Gemahlin, der Erzherzogin Leopoldine von Östreich, geb. zu Rio-Janeiro 4. April 1819, gelangte nach ihres Grosvaters Johann's VI. Tode in Folge der Entsagungsacte ihres Vaters Dom Pedro (s. d.) bereits 2. Mai 1826 auf den portug. Thron. Noch in demselben Jahre, 11. Dec., verlor sie ihre Mutter durch den Tod. Im folgenden Jahre wurde sie mit ihrem Oheim, Dom Miguel (s. d.), dem Bruder ihres Vaters, verlobt, den Letzterer unter der Bedingung, daß er sich mit seiner Tochter vermähle und die dem portug. Volke verliehene Constitution anerkenne, zum Regenten ernannt hatte. Nachdem die Verlobung vollzogen worden und Dom Miguel die Constitution beschworen und die Regentschaft angetreten hatte, verließ die Königin 1828 Brasilien, um nach Europa zu segeln. Allein inzwischen hatte Dom Miguel 30. Juni 1828 sich zum absoluten König von Portugal erklärt und gestattete der Königin nicht, in Portugal zu landen, sodaß sie sich genöthigt sah, nach England zu gehen, wo sie von Georg IV. zwar als Königin empfangen wurde, aber keine

Unterstützung fand, indem das brit. Ministerium den Usurpator begünstigte. Mit ihrer Freundin, der Prinzessin Amalie von Leuchtenberg, ihrer nachherigen Stiefmutter, kehrte sie deshalb 1829 nach Rio-Janeiro zurück und lebte nun daselbst, bis ihr Vater 1831 zu Gunsten seines Sohnes, Dom Pedro's II., sich genöthigt sah, auf die Kaiserkrone von Brasilien zu verzichten. Seitdem hielt sie sich in Paris auf, während ihr Vater den Kampf gegen Dom Miguel zur Vertheidigung der Rechte seiner Tochter unternahm und glücklich durchführte. (S. Portugal.) Nach der Einnahme Lissabons hielt sie im Sept. 1833 daselbst ihren Einzug. Doch erst 29. Mai 1834 entsagte Dom Miguel seinen Ansprüchen und begab sich nach Italien, wo er indeß alle Zusagen zurücknahm und vom Papste als König von Portugal anerkannt wurde. Dom Pedro ordnete nun als Vormund und Regent den zerrütteten Staat; aber bald waren seine Kräfte erschöpft. Als er im Vorgefühle seines Todes 18. Sept. 1834 den Cortes meldete, daß er außer Stande sei, die öffentliche Verwaltung forthin zu besorgen, erklärten dieselben noch an demselben Tage die Königin für volljährig, wodurch die verschiedenen Bewerber um die Regentschaft und eine Menge Intriguen beseitigt wurden. Sofort dachte nun die Königin an ihre Verheirathung. Ihre Wahl fiel auf den Herzog Karl August Eugen Napoleon von Leuchtenberg (s. d.), der schon früher ihr Herz gewonnen hatte. Nachdem der Vertrag zu München 8. Nov. 1834 geschlossen worden, fand 27. Jan. 1835 in Lissabon die Vermählung statt. Dom Augusto, Prinz von Portugal, wie der Gemahl der Königin genannt wurde, gewann bald durch sein edles und kluges Benehmen die Liebe des Volkes. Seine Gemahlin ernannte ihn zum Pair, bald darauf zum Oberbefehlshaber des Heeres, welche letztere Ernennung von den Cortes als verfassungswidrig angegriffen wurde. Doch kaum hatten die Debatten hierüber begonnen, als der Prinz 28. März 1835 an der Halsbräune starb. Hierauf vermählte sich M. 9. April 1836 mit dem Herzoge Ferdinand, geb. 29. Oct. 1816, dem Sohne des Herzogs Ferdinand von Sachsen-Koburg-Kohary, der mit der Geburt des Kronprinzen den königlichen Titel erhielt. Die Regierung der Königin gestaltete sich sehr bewegt, zum Theil wegen ihres unbegrenzten Vertrauens zu den Brüdern Cabral (s. Costa Cabral), von denen der eine zum Grafen Thomar erhoben ward und als leitender Minister den Haß der liberalen Partei wie die Opposition eines großen Theils der Aristokratie erregte. Eine Volksbewegung im Frühjahr 1846 nöthigte M. zu Concessionen, die indessen nicht hindern konnten, daß sich eine heftige revolutionäre Gährung, namentlich zu Oporto und Coimbra, entwickelte und die Demokraten im Bunde mit misvergnügtem Adel und Miguelisten den Thron bedrohten. Zwar wurde das Insurgentenheer, als es gegen Lissabon vorrückte (November), bei Chaves geschlagen; doch der Aufstand verbreitete sich gleichwol über Algarbien und die südlichen Theile des Landes, und es bedurfte im Sommer 1847 einer Intervention Englands, Frankreichs und Spaniens, um den Thron M.'s vor weitern Gefahren zu schützen. Eine Zeit lang schien die Königin ihre Politik ändern zu wollen; aber schon im Frühjahre 1849 faßte der cabralistische Einfluß wieder Fuß und Graf Thomar kehrte ins Ministerium zurück. Die Folge war eine neue revolutionäre Bewegung unter der Führung des Herzogs von Saldanha, welche die Königin zwang, Cabral zu entlassen und Saldanha an die Spitze der Verwaltung zu stellen. Der überhaupt versunkene Zustand des Landes konnte unter solchen Erschütterungen sich nicht heben. Aus der zweiten Ehe der Königin sind sieben Kinder am Leben: der Kronprinz Dom Pedro de Alcantara, geb. 16. Sept. 1837; Prinz Louis Philippe, geb. 1838; Prinz Joao, geb. 1842; Prinz Fernando, geb. 1846; Prinz Augusto, geb. 1847; die Prinzessin Maria Anna, geb. 1843, und die Prinzessin Antonia, geb. 1845.

**Maria Luise**, die zweite Gemahlin Napoleon's I., nach dessen Falle Herzogin von Parma, Piacenza und Guastalla, geb. 12. März 1791, war die älteste Tochter des Kaisers Franz I. aus dessen zweiter Ehe mit Maria Theresia, der Tochter des Königs Ferdinand von Neapel. Vom Kaiser Napoleon (s. d.) zur Gemahlin erwählt, wurde sie zu Paris 2. April 1810 durch den Cardinal Fesch mit ihm getraut, und es schienen durch diese Vermählung die Dynastie Napoleon und der Continentalfriede eine Stütze mehr gefunden zu haben. Gleichsam im Triumph führte sie der Kaiser durch die Provinzen seines Reichs. Am 20. März 1811 gebar sie ihm einen Sohn, dem Napoleon schon vor der Geburt den Titel eines Königs von Rom ertheilt hatte. Im folgenden Jahre begleitete sie ihren Gemahl nach Dresden und besuchte hierauf die Heimat. Als der Kaiser 1813 zu neuem Kampfe zog, ernannte er sie, jedoch unter vielen Beschränkungen, zur Regentin des Reichs. Sie erfüllte ihre Pflichten mit gewissenhafter Treue, wovon die Rede, welche sie in der großen Senatsversammlung nach der Schlacht bei Leipzig hielt, und ihr Aufruf an die Franzosen aus Blois vom 7. April 1814 die Beweise geben. Bei dem Unglück ihres Gemahls konnte man ihr das Lob eines edeln Betragens nicht versagen.

Auf Befehl Napoleon's mußte sie mit ihrem Sohne 29. März 1814 Paris verlassen und sich nach Blois begeben; doch umsonst bemühten sich des Kaisers Brüder, Joseph und Hieronymus, sie zu vermögen, ihnen jenseit der Loire zu folgen. Nach der Abdankung Napoleon's ging sie nach Orléans, von hier in Begleitung des Fürsten Esterhazy 12. April nach Rambouillet, von wo sie 16. April zu Klein-Trianon mit ihrem Vater eine Unterredung hatte. Ihrem Gemahle zu folgen wurde ihr nicht vergönnt. Daher begab sie sich mit ihrem Sohne durch die Schweiz nach Schönbrunn, wo sie auch während der Rückkehr Napoleon's von Elba sich aufhielt, von dem sie Einladungen erhielt, nach Paris zu kommen. Zu ihrem Oberhofmeister erwählte man den östr. Generalfeldmarschallieutenant Grafen von Neipperg (s. d.), mit dem sie sich später in morganatischer Ehe vermählt haben soll. Am 17. März 1816 übernahm sie die Regierung der ihr, neben dem Titel kaiserl. Majestät, im Vertrage zu Fontainebleau zugesicherten Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla und hielt 20. April 1816 ihren Einzug in Parma. Ihr Sohn, gest. 1832, blieb in Wien und wurde 1818 vom Kaiser Franz zum Herzoge von Reichstadt (s. d.) ernannt. Als 1831 die revolutionären Bewegungen in Italien von Reggio aus sich auch nach Parma verbreiteten, begab sie sich nach Piacenza, bis östr. Waffen die Ordnung wiederhergestellt. Sie regierte ihr Land im Ganzen mit Milde, aber ohne Streben für die Entwickelung einer höhern und den Bedürfnissen entsprechenden Cultur. Als 1847 auch in Parma die politische Bewegnng ausbrach, war M. auf einer Reise in Deutschland begriffen. Dennoch maß man ihr das Blutbad zu, welches 16. Juni in Folge einer Demonstration in der Hauptstadt Parma stattfand. Sie starb inzwischen 18. Dec. 1847 zu Wien, und die Herzogthümer gingen kraft der Verträge an den bisherigen Herzog von Lucca, den Bourbon Karl II. (s. d.) und dessen Familie über.

**Maria** (Herzogin von Würtemberg), Tochter Ludwig Philipp's, s. Orléans (Haus).

**Mariāna** (Juan), einer der ersten span. Geschichtschreiber, geb. zu Talavera 1536, hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet, auf der Universität Alcala studirt und trat in den Jesuitenorden. Er bereiste 1560 Italien, Sicilien und Frankreich, lehrte dann die Theologie in Rom, Sicilien und Paris und kehrte, da das Klima in Frankreich seiner Gesundheit nicht zusagte, 1574 in das Jesuitencollegium zu Toledo zurück. Jedoch erlangte er nie eine höhere Würde in seinem Orden; im Gegentheil zogen ihm seine unerschütterliche Rechtlichkeit, wie in dem famosen Processe des von den Jesuiten verfolgten Herausgebers der Polyglottenbibel, Arias Montano, und seine Unparteilichkeit, womit er sich nicht scheute, die Gebrechen dieses Ordens aufzudecken, wie das unter seinen Papieren gefundene Werk „De las enfermedades de la Compañia y de sus remedios", das 1625 zu Brüssel gedruckt erschien, beweist, Zurücksetzungen und sogar einjährige Einsperrung zu. Er starb zu Madrid 17. Febr. 1623. Sein Hauptwerk ist die „Historia de rebus Hispaniae" (die ersten 20 Bücher Toledo 1592 und dann mit 10 Büchern vermehrt am vollständigsten Mainz 1605) in eleganter lat. Sprache. Seine Darstellung ist unbefangener als die der andern span. Geschichtschreiber und zog ihm selbst den Verdacht der Inquisition zu; doch findet man bei ihm wenig eigene Forschungen, namentlich folgt er dem aragon. Geschichtschreiber Zurita. Die günstige Aufnahme, die sein Werk fand, und die Furcht vor einer fremden, schlechten Übersetzung bewogen ihn, es selbst ins Spanische zu übersetzen (2 Bde., Toledo 1601; 9 Bde., Valencia 1785—96; 8 Bde., Madr. 1819; 10 Bde. mit der Fortsetzung, Barcel. 1839). Außerdem schrieb er eine berühmte Abhandlung „De rege et regis institutione" (Toledo 1598), welche 11 J. nach ihrem Erscheinen wegen der darin aufgestellten Behauptung, daß man sich eines Tyrannen entledigen dürfe, als aufrührerisch von dem Parlamente zu Paris zum Feuer verurtheilt wurde und auch in Spanien ihm viele Unannehmlichkeiten zuzog; ferner „De ponderibus et mensuris" (Toledo 1599) und „Scholia in Vetus et Novum Testamentum" (Madr. 1619). Vgl. Ranke, „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber" (Berl. 1824).

**Marianen** (Inseln), s. Ladronen.

**Mariazell**, ein Marktflecken und der berühmteste Wallfahrtsort der östr. Monarchie, im brucker Kreise des Herzogthums Steiermark, an dem Salzabach, ist der Sitz eines Bezirksgerichts, hat einen Sauerbrunnen und eine Molkencuranstalt und zählt 900 E., die zum großen Theil von den zahlreich herbeiströmenden Fremden und Pilgern, sowie vom Handel mit Heiligenbildern, Rosenkränzen und Reliquien leben. Die hiesige, 1363 von König Ludwig I. von Ungarn wegen seiner Rettung aus der Serbierniederlage an der Marizza gegründete, größtentheils aber erst in neuerer Zeit erbaute und nach dem Brande von 1827 wiederhergestellte Wallfahrtskirche enthält die Gnadenkapelle, die durch ein 400 Mark schweres silbernes Gitter geschlossen ist. Den Hochaltar ziert ein Kreuz von Ebenholz, mit Christus und

Gott Vater aus Silber, 600 Mark schwer. Das Gnadenbild der Maria ist aus Lindenholz und 19 Zoll hoch. Leuchter und Antependium sind aus Silber, und auch sonst ist die Kirche im Besitze vieler Kostbarkeiten und eines bedeutenden Vermögens. Die Wallfahrt von Wien kommt 7. Juli, die von Grätz 12. Aug. an. Man zählt jährlich über 100000 Pilger. Die Umgebungen des Orts sind malerisch schön. Auf dem Wege nach Bruck gelten als die interessantesten Punkte: das große kaiserl. Eisengußwerk, ½ M. von M., das 400 Arbeiter beschäftigt, drei Hohöfen, ein großes Hammerwerk, eine bedeutende Geschützgießerei und einen Modellsaal enthält; dann an dem 3950 F. hohen Seeberge hinan das Eisenbergwerk Gollrath, welches 300000 Ctr. Eisen liefert; ferner der berühmte Landsitz des Erzherzogs Johann, der Brandhof, ein von seinem Besitzer gegründetes, 1841 vergrößertes Gebäude, ganz im Stile eines altdeutschen Gehöftes erbaut, mit einer Kapelle, einer schönen botanischen Anlage und einer Alpenwirthschaft. Nach dieser Besitzung führt die Gemahlin des Erzherzogs, die Gräfin von Meran, den Titel einer Freiin von Brandhof. — Auch Klein-Mariazell, ein unteröstr. Pfarrdorf an der Triesting, unweit Pottenstein, fünf M. südwestlich von Wien, ist ein Wallfahrtsort. Das 1136 daselbst gegründete Benedictinerstift ist aufgehoben worden.

**Marienbad**, einer der besuchtesten Badeorte Böhmens, in der Bezirkshauptmannschaft Plan des Kreises Eger, von Karlsbad fünf, von Eger sechs Meilen entfernt, seitwärts der Straße von Eger nach Pilsen beim Dorfe Auschowitz, 1932 F. über dem Meere gelegen. Obgleich schon Kaiser Ferdinand I. den Plan hatte, hier eine Salzsiederei anzulegen, und die Bewohner der Umgegend mit Erfolg die hier entspringenden Quellen benutzten, so wurden diese doch erst durch die Bemühungen des Arztes Nehr dem Auslande als heilkräftig bekannt und durch die Anstalten, welche Reiterberger, Prälat des 2¾ Stunden entfernten Prämonstratenserstifts Tepl, zu welchem M. gehört, und dessen Nachfolger treffen ließen, zugänglich und in größerer Ausdehnung brauchbar gemacht. Im J. 1807 ward ein Haus zur Aufnahme von Curgästen, 1808 ein Badehaus erbaut, später die vorherige Wildniß durch Anlagen zu einer anmuthigen Gegend umgeschaffen; auch wurden Kunststraßen nach Karlsbad und Eger angelegt. So entstand allmälig der jetzt schon mehr als 100 zum Theil sehr ansehnliche Gebäude und 700 E. enthaltende Ort, in welchen bereits 1844 3373 Badegäste zusammenströmten. Obgleich die Anzahl der Mineralquellen bei M. viel bedeutender ist, so werden doch nur sieben von ihnen als Heilquellen benutzt, nämlich: 1) der Kreuzbrunnen; 2) der Marienbrunnen oder die Badequelle; 3) der Ferdinandsbrunnen oder die Auschowitzer Quelle; 4) der Ambrosiusbrunnen; 5) der Karolinenbrunnen, sonst Neubrunnen; 6) der Wiesensäuerling; 7) die Waldquelle oder der Äolsbrunnen. Diese Quellen haben sämmtlich eine Temperatur zwischen 7—10° R., sind aber in ihren Mischungsverhältnissen und Wirkungsweisen derartig verschieden, daß die drei ersten zu den alkalischen Glaubersalzquellen, die drei nächsten zu den alkalisch-salinischen Eisenquellen und die letzte zu den alkalisch-salinischen Säuerlingen gerechnet werden müssen. Innerlich benutzt man hauptsächlich den Kreuzbrunnen, den Ferdinandsbrunnen, die Waldquelle und den Wiesensäuerling, äußerlich den Marienbrunnen. Auf beide Arten gebraucht man den Ambrosius- und Karolinenbrunnen. Ferner sind vortreffliche Anstalten zu Gas-, Dampf- und Douchebädern vorhanden, und ein in der Nähe befindliches Moorlager liefert hinreichendes Material zu Mineralschlammbädern. Außer der bedeutenden Quantität Gas, welche sich aus den Mineralquellen entwickelt, finden sich noch viele Stellen in der Nähe von M., an denen es aus dem trockenen Boden emporsteigt. Hinsichtlich der medicinischen Benutzung ist zu bemerken, daß im Allgemeinen der Kreuzbrunnen auflösend und ausleerend, der Ferdinands-, Ambrosius- und Karolinenbrunnen mehr belebend und reizend wirken, weshalb ersterer mehr bei stockender, letztere bei vorhandener, aber abnormer Absonderung der Unterleibseingeweide benutzt werden. Die Waldquelle, meist mit Milch oder Molken vermischt, wird besonders schwächlichen Subjecten, bei Krankheiten der Schleimhäute, der Brust- und Unterleibsorgane empfohlen, während der Wiesensäuerling eine besondere Wirksamkeit auf atonische Leiden der Schleimhäute der Harnwerkzeuge entfaltet. Die Bäder unterstützen die innerliche Cur, werden aber auch noch bei gichtischen und rheumatischen Leiden und Hautkrankheiten benutzt. Vom Kreuzbrunnen allein werden jährlich über 200000 Krüge versendet; ebenso gebraucht man auch den Ferdinandsbrunnen und die Waldquelle in der Ferne. Vgl. Frankl, „M., seine Heilquellen und Umgebungen" (Prag 1837). Außerdem hat der Brunnenarzt Heidler theils den Ort im Allgemeinen, theils die einzelnen Quellen und Anstalten mehrfach behandelt.

**Marienbad** (Bain de Marie) ist ein bei chemischen Arbeiten häufig angewendeter Apparat, der zum Erhitzen einer Substanz dient, sodaß dieselbe mit Wasser umgeben ist. Bei dem Ma-

rienbade beabsichtigt man eine gleichmäßigere Erhitzung zu bewirken, als durch unmittelbares Einwirken der Wärme auf das Gefäß möglich wäre. Das Marienbad wendet man im Allgemeinen in allen Fällen an, wo die Temperatur nicht über 100° C. steigen darf; man bedient sich ferner dieser Bäder zum Abdampfen und Concentriren von Lösungen.

**Marienburg**, eine Kreisstadt im Regierungsbezirke Danzig in Westpreußen, an der von einer 539 F. langen Schiffbrücke überspannten Nogat, mit 7000 E., ist besonders wegen des Residenzschlosses der Hochmeister des Deutschen Ordens merkwürdig, welches als ein herrliches Denkmal altdeutscher Baukunst 1824 restaurirt wurde. M. war ursprünglich eine bloße Feste, die 1274 der Deutsche Orden gegen die Einfälle der Polen und Lithauer anlegte. Als der Comthur des Ordens, Siegfried von Feuchtwangen, sich entschloß, seinen Sitz von Venedig hierher zu verlegen, erbaute er 1306—9 die eigentliche Hochburg, von der noch schöne Überreste vorhanden sind. Verdienste um die innere Ausschmückung erwarben sich der Hochmeister Dietrich von Altenburg 1335—41, der die Hauptkirche erweiterte, unter dem Chor der Schloßkirche eine Gruft für die Hochmeister hinzufügte, den Thurm erbaute und durch ein wunderthätiges Marienbild den Altar der Kirche bereicherte. Auch wurde unter ihm M. die festeste der hundert Landesburgen, sowie ihr an Pracht und Geschmack schon früher keine gleichgekommen war. So blieb das Schloß der Sitz der Hochmeister, bis 6. Juni 1457 die Polen M. einnahmen und den Hochmeister Ulrich von Erlichshausen vertrieben. Seitdem war es zum Theil von Jesuiten bewohnt und der Sitz poln. Wojewoden, zuweilen auch das Hoflager der poln. Könige, bis es 1772 mit dem preuß. Staate vereinigt wurde. Beinahe hätte das Ordenshaus kurz darauf seinen Untergang gefunden, wenn nicht Friedrich II. dem Verderben Einhalt gethan. Doch eilte es unbeachtet seinem Verfall entgegen, bis der neu erwachte Sinn für vaterländische Denkmäler auch diesem interessanten Reste die Aufmerksamkeit zuwendete. Besonders nahm seit 1824 der damalige Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen sich der Restauration thätig an. Vgl. Büsching, „Das Schloß in M." (Berl. 1823); Voigt, „Geschichte M.s" (Königsb. 1824); Auer, „Kriegsgeschichtliche Denkwürdigkeiten von M." (Danz. 1824). — **Marienburg**, ein Dorf in Livland mit einem adeligen Hofe und 2000 E., war der frühere Aufenthalt der nachherigen Kaiserin Katharina I. von Rußland, die deshalb den Namen des Mädchens von Marienburg erhielt. — **Marienburg** oder **Marienbourg**, ein Städtchen und eine Festung vierten Rangs in der belg. Provinz Namur, an dem Maaszufluß Schwarzwasser, 1½ M. südlich von Philippeville, mit 1000 E., welche größtentheils in den benachbarten Eisenhütten beschäftigt sind, wurde 1546 erbaut, 1554 von Spanien an Frankreich verloren, 1559 wieder zurückgegeben und 1659 im Pyrenäenfrieden abermals an Frankreich abgetreten. Letzteres behielt es im Pariser Frieden von 1814, mußte es aber 1815 an die Niederlande überlassen, nachdem die Festung 28. Juli an die Preußen unter dem Prinzen August capitulirt hatte.

**Marienglas**, s. Gyps.

**Mariengroschen** nannte man eine Silbermünze, welche ihren Ursprung den Bergwerken bei Goslar verdankte, sich von dort über Niedersachsen und Westfalen verbreitete, später auch in Mariengulden überging und endlich als Marienthaler in Deutschland und den angrenzenden Ländern Geltung gewann. Der Name rührt von dem Gepräge her, der Mutter Gottes mit dem Jesuskinde. In Goslar wurde der Mariengroschen achtlöthig, 80 auf die rauhe Mark, ausgeprägt; doch bereits 1550 war er schon um die Hälfte schlechter. Um das J. 1700 hörte das Prägen desselben fast allgemein auf; doch blieb der Name. In der neuesten Zeit rechnete man 36 Mariengroschen zu 8 Pfennigen auf den Thaler des 20 Guldenfußes, und diese Eintheilung des Thalers fand noch bis vor einigen Jahrzehnden im Braunschweigischen und Hannoverischen statt. Es gab 2-, 3-, 4- und 6fache Mariengroschen; Stücke zu 3 Mariengroschen = $^1/_{12}$ Thlr. Conv.-Geld wurden noch 1820 in Hannover gegrägt. Der **Mariengulden**, mit gleichem Gepräge, wurde zu 20 Mariengroschen ausgeprägt; Braunschweig prägte bis gegen das Ende des 18. Jahrh. Gulden im 18 Guldenfuß oder sogenannte Neue Zweidrittel zu 24 Mariengroschen. Der **Marienthaler** entstand gleichfalls in Goslar und wurde nachmals besonders von Baiern, Mainz, Trier, Eichstädt, Bamberg, Würzburg u. s. w. geschlagen; am reichhaltigsten ist die Reihe der ungar. Marienthaler, mit der Umschrift Patrona Hungariae.

**Marienwerder**, Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks der preuß. Provinz Westpreußen, an der Liebe und Kleinen Nogat, eine Stunde von der Weichsel, auf dem rechten Ufer dieses Stroms, über welchen bei Kurzebrak eine fliegende Fähre geht. M. ist der Sitz einer Regierung, eines Appellationsgerichts, einer Oberpostdirection, der Generallandschaftsdirection, der Provinziallandschaftsdirection, der Landfeuersocietät für die Provinz Preußen und eines

Hauptsteueramts, besitzt ein Gymnasium und ein Landgestüt und zählt gegen 6700 E., die hauptsächlich durch den Aufenthalt der zahlreichen Beamten ihren Erwerb finden. Die Stadt wurde 1233 von dem Deutschen Ritterorden gegründet und hat eine gesunde Lage und freundliche Umgebung. Zu den merkwürdigen öffentlichen Gebäuden gehört: das alte, weitläufige, durch neuern Vandalismus zum Theil zerstörte Schloß, früher die Residenz der pomesanischen Bischöfe und des Domcapitels, mit einem langen, schmalen, auf hohen Bogen ruhenden Anbau, der Danziger genannt, welcher jetzt als Criminalgefängniß benutzt wird; ferner die 1255 erbaute Domkirche, eine der größten in der Provinz Preußen, mit einem 170 F. hohen Thurm, Mosaikarbeiten, Glasmalereien und den Grabmälern dreier deutscher Hochmeister und der pomesanischen Bischöfe. Von neuern Gebäuden sind nennenswerth: die Regierung, das Appellationsgericht, das Gymnasium und die kath. Kirche, deren Grundstein 1847 gelegt wurde. Die zwischen der Stadt und der Weichsel sich hinziehende fruchtbare, besonders an Obstbau reiche **Marienwerdersche Niederung**, 4⅕ QM. umfassend, hat in den letzten Jahrzehnden mehrmals bedeutenden Schaden durch Überschwemmungen gelitten, deren Wiederkehr man durch fortgesetzte Erhöhung der Deiche, sowie durch einen großartigen Wasserbau, die Abdämmung und Kanalisirung des einen Weichselarms bei Pickel, zu verhindern hofft. Von Czerwinsk, der nächsten Station der Berlin-Königsberger Eisenbahn, ist M. 2¼ M. entfernt.

**Mariette** (Pierre Jean), einer der größten Kunstkenner seiner Zeit, geb. zu Paris 1694, wurde von seinem Vater Jean M., der 1742 starb und als Zeichner, Kupferstecher und Buchdrucker gleich ausgezeichnet war, in der Kupferstechkunst unterrichtet und bildete sich dann auf Reisen durch Deutschland und Italien. Sein Ruf als Kunstkenner hatte sich während dieser Zeit schon so verbreitet, daß er den Auftrag erhielt, die kaiserliche Kupferstichsammlung in Wien zu ordnen. Im J. 1750 verkaufte er das nach dem Tode seines Vaters eine Zeit lang fortgeführte Geschäft, kaufte sich die Stelle eines königl. Secretärs und Kanzleicontroleurs und beschäftigte sich nun einzig mit seiner Kupferstichsammlung. Er starb zu Paris 10. Sept. 1774. Wir besitzen von ihm einen „Traité des pierres gravées du cabinet du roi" (2 Bde., Par. 1750), voll gelehrter Untersuchungen; „Lettres à Mr. de Caylus"; die Beschreibungen der Crozat'schen Sammlungen von Gemälden, Kupferstichen, Statuen, Vasen, Gemmen u. s. w. in mehren Werken (1729, 1741 und 1750); „Description du recueil d'estampes de Mr. Boyer d'Aguilles" (Par. 1745) u. s. w. M.'s Talente und liebenswürdiger Charakter hatten ihn in Verbindung mit Caylus, Barthélemy und Laborde gebracht, weshalb er von ihnen beauftragt wurde, bei der Herausgabe des „Recueil des peintures antiques" die Aufsicht zu führen.

**Marignano** oder **Melegnano**, eine kleine Stadt von 4000 E. am Lambro, in der Nähe von Mailand, ist berühmt durch den Sieg, welchen hier Franz I. von Frankreich 13. und 14. Sept. 1515 über die Schweizer davontrug.

**Marina** (Don Francisco Martinez), einer der bekanntesten politischen Schriftsteller und eifriger Vertheidiger des constitutionellen Systems in Spanien, wurde um 1757 wahrscheinlich zu Saragossa geboren. Er widmete sich dem geistlichen Stande und erhielt ein Kanonikat in Madrid; doch nahm er auch an der politischen Wiedergeburt seines Vaterlandes den regsten Antheil und suchte in einer Reihe von Schriften die ständischen Rechte der Nation historisch zu begründen. So gab er 1808 einen „Ensayo histórico-critico sobre la antigua legislacion de los reinos de Leon y Castilla" (2. verm. Aufl., 2 Bde., Madr. 1834) heraus. Diesem folgte sein Hauptwerk zur Vertheidigung der Cortesverfassung, die „Teoria de las cortes" (3 Bde., Madr.; 2. Aufl., Madr. 1821; franz. von Fleury, 2 Bde., Par. 1822), und dazu als Einleitung der „Discorso sobre el origen de la monarquia y sobre la naturaleza del gobierno español" (Madr. 1813); und erst kurz vor seinem Tode, nachdem er sich durch die zweite Restauration genöthigt gesehen, von dem politischen Schauplatz abzutreten, schrieb er das theologische Werk „Historia de nuestro Señor Jesucristo y de la doctrina moral cristiana" (Saragossa 1832). Er starb 1833. Wenn auch seine politisch-historischen Schriften allzu sehr die Farbe des constitutionellen Liberalismus tragen, so kann man ihm doch gründliche, umfassende Gelehrsamkeit, classischen Stil und reine Sprache nicht absprechen.

**Marine** nennt man die Seemacht eines Staats mit Allem, was sie begreift, die Kriegsschiffe von jeder Größe und Art mit ihrer Ausrüstung und Besetzung, die zur Flotte und zu den Häfen gehörigen Offiziere und Bedienungen, die Bootsleute und Seesoldaten.

**Marinemalerei**, s. Seestücke.

**Mariniren** nennt man eine besondere Zubereitung des Fleisches zum Behuf der Aufbewahrung, welche indessen vorzugsweise nur bei Fischen, insbesondere Hering, Lachs, Aal,

Bricken und Anchovis, angewendet wird. Die gar gekochten Fische werden dabei in eine Brühe von Essig, Öl und vielerlei Gewürzen gelegt. Manchmal wird auch Geflügel, um es länger aufbewahren zu können, marinirt; so z. B. Gänse, deren gekochte Theile, in saure Brühe mit Gallert eingelegt, das als Delicatesse geltende Gänsesauer bilden.

**Marino**, s. San-Marino.

**Marino** oder **Marini** (Giambattista), ein bekannter ital. Dichter, geb. zu Neapel 1569, sollte nach seines Vaters Willen sich zum Juristen bilden, wendete sich aber aus Neigung der Dichtkunst zu und fand auch sehr bald Gönner, die ihn unterstützten und in deren Umgebung er Torquato Tasso kennen lernte, der sehr vortheilhaft auf M.'s Bildung einwirkte. In Rom nahm sich später vorzüglich der Cardinal Pietro Aldobrandini M.'s an. Im Gefolge desselben kam M. nach Turin, wo ihm ein Gedicht auf den Herzog von Savoyen, Karl Emanuel, unter dem Titel „Il ritratto", eine günstige Aufnahme, viele Beweise von Wohlwollen und den Titel eines herzoglichen Secretärs verschaffte. Doch der Neid seiner Feinde, seine Eitelkeit und satirische Laune verwickelten ihn auch hier in allerlei Streitigkeiten. Deshalb folgte er dem Rufe Margaretha's, der geschiedenen Gemahlin Heinrich's IV., nach Paris, nach deren Tode er an Maria von Medici eine Gönnerin fand. Sehnsucht führte ihn 1622 nach Italien zurück. Er hielt sich einige Zeit zu Rom auf, dann begab er sich nach seinem Geburtsorte, wo er den schönen Hügel von Posilippo zu seinem Aufenthalte erwählte und 1625 starb. Seine berühmteste poetische Production ist das heroische Gedicht „Adone" (Par. 1623; vollständigste Ausg., 4 Bde., Lond. 1789), das man ebenso sehr bewundert als in der Anlage und Ausführung getadelt und wegen der darin vorkommenden wollüstigen Gemälde unter die verbotenen Bücher gestellt hat. Von seinen Sonetten gehören einige zu den vorzüglichsten der ital. Literatur.

**Marionetten** nennt man die künstlichen Gliederpuppen, die mittels Schnüren oder Drähten sich bewegen lassen und deren man sich auf den sogenannten Marionettentheatern als Darsteller bedient, die der Marionettenspieler, je nach der Person die Stimme verändernd, sprechen läßt. Die Marionetten waren schon bei den Griechen und Römern bekannt. In neuern Zeiten haben die Marionettenspiele, namentlich in Frankreich, großen Beifall gefunden, ja man wollte sogar ihre Erfindung dem Franzosen Brioché zuschreiben, der um die Mitte des 17. Jahrh. in Paris sie vervollkommnete. Allerdings gab es in Paris schon 1674 eine Marionettenoper, und in mehren großen Städten Italiens gibt es noch gegenwärtig Marionettentheater (wie z. B. das Teatro Girolamo in Mailand), welche auf ein gebildetes Publicum berechnet sind. Auch in Deutschland war dies früher der Fall, während das Marionettenspiel hier jetzt als eine Belustigung für Kinder und niederes Volk gilt.

**Mariotte** (Edme), ausgezeichneter franz. Mathematiker und Physiker, geb. in Burgund, Priester zu St.-Martin-sous-Beaune und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, starb 12. Mai 1684. Sein Auftreten fiel in die Zeit, wo die mathematischen Wissenschaften vielfach und mit Erfolg betrieben wurden. Mit seltenem Scharfsinn verband er eine damals bewunderte Fertigkeit im Experimentiren. Er erwarb sich ein entschiedenes Verdienst um die wissenschaftliche Bearbeitung der Hydrostatik und Hydraulik; namentlich gelang ihm die praktische Verarbeitung der Ideen seiner großen Vorgänger Galilei und Torricelli. M. machte eine Menge von Entdeckungen über das Maß und den Abfluß der Gewässer nach der verschiedenen Höhe der Behälter, stellte Untersuchungen über die Leitung des Wassers und über die den Röhren nöthige Stärke zum Widerstande gegen den Druck an und bestimmte die Gesetze des Gleichgewichts flüssiger Körper. Von ihm hat der Lehrsatz, daß die Dichtigkeit der Luft sich wie das Gewicht, welches auf ihr lastet, oder wie die zusammendrückende Kraft verhält, den Namen des Mariotte'schen Gesetzes. Um die Mechanik der festen Körper machte er sich durch vollständigere Bearbeitung der von Sir Christopher Wren zuerst bearbeiteten Lehre vom Stoße verdient. Seine Werke erschienen gesammelt zu Leyden (2 Bde., 1717).

**Marius** (Cajus), der Besieger des Jugurtha und der Cimbern und Teutonen, war der Sohn eines Landmanns und in der lat. Stadt Arpinum 157 v. Chr. geboren. Schon im Numantinischen Kriege, wo er unter dem jüngern Scipio Africanus diente, 133, soll dieser in ihm den künftigen großen Feldherrn erkannt haben. Die Gunst, mit welcher ihn die Familie der Meteller, in deren Patronat die seinige stand, überhaupt und bei der Bewerbung um das Volkstribunat unterstützt hatte, hielt ihn, da er dieses 119 bekleidete, nicht ab, der Nobilität offen entgegenzutreten und ihren Einfluß auf die Abstimmung in den Comitien durch ein Gesetz zu beschränken. Seine Bewerbung um die Ädilität hatte keinen Erfolg, dagegen wurde ihm 117 die Prätur und nach dieser die Verwaltung Spaniens zu Theil, worauf er sich durch seine Verhei-

rathung mit Julia, einer Tante Julius Cäsar's, dem angesehenen Geschlecht der Julier verband. Als Legat begleitete er 109 den Quintus Cäcilius Metellus in den Krieg gegen Jugurtha (s. d.), kehrte aber 108 nach Rom zurück, um sich um das Consulat zu bewerben, das er auch, seit langer Zeit der erste Consul, der sich auf keine Ahnen berufen konnte (homo novus), für das J. 107 erhielt. Zugleich wurde er wider den Willen des Senats mit der Führung des Jugurthinischen Kriegs beauftragt, welche das Volk, seinen Verleumdungen des Metellus Glauben schenkend, diesem entzog. Bei der Ergänzung seines Heeres nahm er zuerst ganz arme Bürger in die Legionen auf, ging dann nach Afrika, schlug den Jugurtha und Bocchus bei Cirta 107, zum zweiten male 106, worauf sein Quästor Lucius Cornelius Sulla (s. d.) den Bocchus zur Auslieferung des Jugurtha, seines Eidams, vermochte. Der Antheil, den auf diese Weise Sulla an dem Ruhm erlangte, den Krieg beendet zu haben, legte den ersten Grund zu dem eifersüchtigen Haß des M. gegen Sulla. Zum zweiten male übertrug das Volk, durch die Gefahr, die von den Cimbern (s. d.) und Teutonen (s. d.) drohte, in Schrecken gesetzt, dem M. das Consulat für das J. 104 und gab es ihm zum dritten, vierten und fünften male für die J. 103—101 bis zur völligen Besiegung der Feinde. Diesen entgegen ging M., nachdem er 1. Jan. 104 seinen Triumph über Jugurtha gefeiert hatte, in das südliche Gallien; hier, an der Mündung der Rhone, übte er sein Heer ein und beschäftigte es durch Arbeiten, wie durch die Ausgrabung eines Kanals zur Trockenlegung der Sümpfe, da die Entfernung der Feinde, die nach Spanien und in entlegene Theile Galliens gezogen waren, ihm Zeit ließ. Endlich 102 brachen die Teutonen mit den Ambronen in das röm. Gallien. Vergebens suchten sie den M. aus seinem verschanzten Lager zum Streit zu locken; erst als sie abgezogen waren, folgte er ihnen mit seinem Heere, das nun an den Feind gewöhnt und nach Kampf begierig war, erreichte sie bei Aquä Sextiä (Aix in der Provence) und vernichtete sie in einer zweitägigen Schlacht. Hierauf zog er 101 nach Italien, wo Quintus Lutatius Catulus als Proconsul den Cimbern, die im Osten des Landes eindrangen, entgegenstand; M. übernahm den Oberbefehl und lieferte in einer günstigen Stellung auf den Raudischen Feldern bei Verona, nach Plutarch bei Vercellä, im August eine Schlacht, die mit der Niederlage des Feindes endete. (S. Cimbern.) Auch hier hatte an der Entscheidung Sulla, der sich von M. verfeindet getrennt und zu Catulus als Legat begeben hatte, den wesentlichsten Antheil. M. zog im Triumph in Rom ein und ward zum sechsten male für das J. 100 zum Consul erwählt. Als solcher unterstützte er anfangs die Volkstribunen Lucius Appulejus Saturninus und den Prätor Cajus Servilius Glaucia in ihren gewaltsamen Feindseligkeiten gegen die Nobilität, durch die auch der von ihm gehaßte Quintus Metellus Numidicus betroffen wurde; als aber jene bis zum offenen Aufstand vorschritten, sah er sich durch den Senat genöthigt, seine bisherigen Verbündeten aufzugeben und sie selbst mit gewaffneter Hand zu vernichten. Durch den Sieg der Nobilität und durch sein eigenes Schwanken hatte M. seinen Einfluß verloren; auch wurde Metellus sogleich aus der Verbannung zurückgerufen; M. ging nun aus Rom und reiste in Asien, während Sulla sich im Staate emporschwang; auch im Bundesgenossenkriege seit 91, wo er wieder als Feldherr thätig war, übertraf ihn Sulla im gleichen Amte. Für das J. 88 wurde der Letztere, der nun schon an der Spitze der aristokratischen Partei stand, mit dem gleichgesinnten Quintus Pompejus Rufus zum Consul erwählt und ihm die Führung des Mithridatischen Kriegs durch den Senat übertragen. Wie einst dem Metellus, so wollte jetzt ihm M. den Oberbefehl entreißen, und hierüber begann der erste Bürgerkrieg. M. verband sich mit Publius Sulpicius Rufus, der als Volkstribun sich als den erbittertsten Feind der aristokratischen Partei, der er bis dahin selbst angehört hatte, zeigte. Durch bewaffnete Scharen setzte dieser seine Absichten gewaltsam durch und ließ dem M. den Oberbefehl übertragen. Sulla war nur dadurch, daß er sich in des M. Haus flüchtete und von diesem geschont wurde, der Ermordung entgangen. Er eilte zum Heere und kehrte mit diesem nach Rom zurück, wo nun die Häupter der Gegenpartei geächtet wurden. M. entkam durch die Flucht zur See; ein Sturm trieb ihn an die ital. Küste; hier irrte er lange umher, bis er entdeckt und gefangen nach Minturnä gebracht wurde. Die Behörde der Stadt beschloß, ihn hinrichten zu lassen; der cimbrische Sklave aber, der ihn tödten sollte, vermochte den Anruf und den furchtbaren Blick des M. nicht zu ertragen und lehnte den Auftrag ab. M. entkam aus dem Gefängnisse und rettete sich auf einem Schiffe, nachdem er in Sicilien einer zweiten Verhaftung mit Mühe entgangen war, nach Afrika. Hier verweigerte ihm der Statthalter den Aufenthalt; der Bote, der ihm die Nachricht überbrachte, soll ihn unter den Trümmern Karthagos getroffen und von ihm die Antwort erhalten haben: „Sage deinem Herrn, du hättest den M. auf den Trümmern von Karthago sitzen sehen." Er hielt sich nun auf einer klei-

nen Insel an der afrik. Küste mit seinem Sohne und andern Anhängern auf, bis ihn 87 Cinna (s. d.) zur Rückkehr rief. An der Spitze von vier Heerhaufen rückte er mit Cinna, Quintus Sertorius (s. d.) und Quintus Papirius Carbo vor Rom, das ihnen nach vergeblich versuchtem Widerstand übergeben wurde. Der greise M. war unersättlich in seiner Rache; auf seinen Antrieb wurde fünf Tage und Nächte gemordet; eine Schar von 4000 Sklaven, die ihm hierbei diente, ließ endlich Cinna selbst niederhauen. Eine große Anzahl von Männern der Gegenpartei, unter ihnen die Consuln Octavius und Merula, der große Redner Marcus Antonius, auch des M. früherer College Quintus Lutatius Catulus, verloren ihr Leben; Sulla wurde für einen Feind des Vaterlandes erklärt. Für das J. 86 ernannte Cinna sich und M. zu Consuln; doch starb Letzterer, nachdem er die Würde, die er jetzt zum siebenten mal erhalten, erst 17 Tage bekleidet hatte. M. war ein gewaltiger Feldherr, aber zur Fassung und Durchführung politischer Plane nicht geeignet; er war tapfer, jeder Entbehrung fähig, aber grausam, wild und aller Bildung feind. — Sein Sohn, **Cajus Marius**, war 82 mit Papirius Carbo Consul, wurde von Sulla bei Sacriportus geschlagen, zog sich hierauf nach Präneste zurück und tödtete sich selbst, als die Stadt sich dem Sulla übergab.

**Marivaux** (Pierre Carlet de Chamblain de), franz. Roman- und Theaterdichter, geb. zu Paris 1688, erhielt von seinen Ältern, welche einer alten Familie von Rouen angehörten, eine sorgfältige Erziehung, wurde 1743 Mitglied der Akademie und starb 11. Febr. 1763. Schon früh fesselte ihn das Theater, und wenn auch seine ersten Versuche als dramatischer Dichter unglücklich waren, so schuf er sich doch in der Folge eine Manier, welche eine Zeit lang wenigstens Anklang fand. Man pflegte sie mit dem Ausdruck **Marivaudage** zu bezeichnen und meinte damit eine gezierte und witzelnde Art des Ausdrucks. Besonderes Glück auf der Bühne machten seine „Jeux de l'amour et du hasard", die „Fausses confidences" und „La mère confidente". Auch übertrug er seine Art und Weise auf das Gebiet des Romans, und zu seinen besten Leistungen auf diesem Felde gehören: „Vie de Marianne" und „Le paysan parvenu". Sein „Spectateur français" steht dem engl. „Spectator" bei weitem nach. Eine Sammlung seiner dramatischen Werke erschien 1758 (5 Bde., Par.); seine sämmtlichen Werke wurden von Duvicquet herausgegeben (12 Bde., Par. 1825).

**Mark**, ein altdeutsches Wort, das zunächst soviel als Erinnerungszeichen bedeutet. Ferner bezeichnet man mit Mark oder Markung die Grenze eines Landes oder Bezirks u. s. w., daher **Markstein** und **Markscheide**, und endlich auch das von bestimmten Grenzen umschlossene Gebiet selbst, daher **Dorfmark**, **Feldmark**, **Holzmark**, **wüste Mark** u. s. w. In letzterer Bedeutung gebrauchte man im Mittelalter das Wort Mark auch von ganzen Ländern, wie der Name Dänemark zeigt, und insbesondere von den Theilen größerer Länder, die an der äußersten Grenze lagen. So hießen namentlich im Deutschen Reiche die nach und nach den Slawen, Ungarn und andern feindlichen Nachbarvölkern entrissenen Landestheile **Marken**, und insofern sie kaiserl. Markgrafen anvertraut waren, welche die unterworfene Bevölkerung im Zaume zu halten und die neuen Grenzen zu überwachen hatten, **Markgrafschaften**. Solche Marken waren die Mark Östreich, Nordsachsen oder Brandenburg, Meißen, Lausitz, Schleswig, Mähren, Steiermark, Kärnten, Baden u. s. w. Auch gebraucht man in einigen Gegenden Deutschlands noch gegenwärtig das Wort Mark von kleinern, geschlossenen, einer Gemeinde gehörigen Bezirken, daher **Markgenossen**, **Markordnungen**, **Markrecht** u. s. w.

**Mark** bezeichnet die aus einer kölner Gewichtsbestimmung hervorgegangene, den neuern deutschen Münzsystemen zu Grunde liegende Einheit, deren Geschichte jedoch zu den verwickeltsten und dunkelsten Theilen der vaterländischen Culturgeschichte gehört. Die fränk. Könige nämlich hatten das in 12 Unzen zerfallende röm. Gewichtspfund angenommen und anfangs zu 24, dann zu 22, endlich zu 20 Schillingen (Solidi) berechnet, von denen jedes wieder in 12 (Silber-) Pfennige (Denarii), als die gewöhnlichste laufende Münzsorte, ausgeprägt wurde, und dieser Münzfuß kam mit der Ausdehnung der karolingischen Herrschaft auch in ganz Deutschland zur Geltung. Solange nun den ursprünglichen Bestimmungen gemäß die Pfennige aus reinem Silber geschlagen wurden, entsprach das Zählpfund dem Gewichtspfunde, oder 240 Pfennige wogen nicht nur ein Pfund, sondern enthielten auch wirklich ein Pfund reines Silber. Als aber die Berechtigung, Münzen zu schlagen, von den Kaisern in steigender Ausdehnung an geistliche und weltliche Herren verliehen wurde, während zugleich die Beaufsichtigung durch die Grafen und Sendgrafen aufhörte, machten jene das Münzrecht zu einer Quelle des Gewinns, indem sie die Pfennige immer mehr verschlechterten, sodaß das Zählpfund von 240 Pfennigen zwar noch ein Pfund wog, aber nur 3/4 oder gar nur 1/2 Pf. Silber enthielt. Endlich gedieh der Misbrauch so

weit, daß fast in allen Münzstätten die neu ausgeprägten Pfennige je für das laufende Jahr und den Bereich des Münzbezirks zu einem willkürlich hohen Satze in Zwangscurs gebracht und zugleich die Pfennige der frühern Jahrgänge mindestens um ein Viertel ihres ursprünglichen Nennwerths herabgesetzt wurden. Da nun alle Abgaben und Gefälle in neuen Pfennigen bezahlt werden mußten, welche nur bei dem Landesherrn oder seinen Münz- und Wechselpächtern zu haben waren, so ergab sich aus diesem Münzsystem eine der drückendsten Auflagen, die auch dem Handel und Verkehre höchst nachtheilig wurde. Deshalb trachteten die Städte, sobald sie nur durch Handel und Thätigkeit aufzublühen begannen, eifrigst danach, solchem Unwesen zu steuern, indem sie theils selbst, und oft mit großen Opfern, das Münzrecht eigen oder pachtweise zu erwerben suchten, theils sich in Vereinen zur Regelung der Münzverhältnisse zusammenschlossen. Unter den deutschen Städten aber war Köln durch Größe, politische Bedeutung und Handel weitaus die vornehmste. Von ihr aus ging also auch die Grundlage der neuen Berechnung der Münzwerthe, indem die Hälfte ihres in 32 Lothe getheilten Pfundes, mit einem bereits 1042 nachweislichen Namen „Mark" benannt, als Gewichtssatz angenommen wurde, auf den man sämmtliche Münzsorten und Münzwerthe zurückzuführen suchte. Durchgreifend ward diese Änderung, als nach dem Falle Heinrich's des Löwen und dem Untergange der Hohenstaufen weder der Kaiser noch irgend ein Fürst des Reichs so überwiegende Macht mehr besaß, um der, wie in allen andern Verhältnissen, so auch im Münzwesen einreißenden heillosesten Zersplitterung und Willkür einen irgend kräftigen Damm entgegenstellen zu können. Um diese Zeit mochte auch der wahre Silberwerth eines (Zähl-) Pfundes von 240 Pfennigen im Allgemeinen ziemlich mit dem Werthe einer kölnischen Mark reinen Silbers übereinkommen. Da aber die Städte nicht mehr zu dem alten fränk. Grundsatze zurückkehren, nicht wiederum reines oder nur unbedeutend mit Kupfer versetztes Silber ausprägen konnten, weil den mächtigern, ringsum beim alten Unfuge beharrenden Nachbarn gegenüber ihre Münzgebiete zu klein waren, weil ferner die eigenen bedeutenden Kosten für die Erwerbung des Münzrechts einer Deckung bedurften, und weil endlich nicht selten sogar noch lästige Verträge mit diesem Rechte übernommen wurden, so mußten sie zunächst sich darauf beschränken, den Gehalt und Werth ihrer Münzen in ein festes und offen ausgesprochenes Verhältniß zur wahren Silbermark zu bringen. Man erließ deshalb gesetzliche Bestimmungen über die Währung, d. h. über den Silbergehalt, der in den Münzen gewährleistet werden sollte, oder über das Verhältniß des Silbers zum Kupfer, des Korns zum Schrote, und führte eine prüfende Aufsicht sowol über die Witte (d. i. Weiße, den Silber- oder Feingehalt) als über die Wichte (das Gewicht) der einzelnen Geldstücke. Daher bedung man im Verkehre, bei Verträgen und Käufen (obschon das köln. Gewicht fast durchgängig als Normalgewicht beibehalten wurde) die Zahlung nicht selten nach der Wichte und Witte einer bestimmten Stadt, zu deren Münz- und Wägeanstalten man eben Vertrauen hatte, und verlangte also z. B. 10 Mark braunschweigischer Wichte und Witte. Sonach war neben die „feine Mark", oder 16 Loth reines Silber, eine „rauhe Mark" getreten, oder 16 Loth derjenigen Mischung, aus welcher die Pfennige geschlagen wurden. Zur Bezeichnung der feinen Mark brauchte man verschiedene Ausdrücke: marca argenti puri (Mark reinen Silbers), marca ponderata oder argenti ponderati (gewogene Mark), marca examinata oder examinati argenti (Mark geprobten Silbers), marca meriata (Mark geläuterten Silbers), marca desecati argenti (Mark Stücksilbers), marca combusti argenti (Brandsilbers), marca signata (ein gestempeltes reines Silberstück von 16 Loth, dergleichen Köln schon frühzeitig ausgab, um ein bequemeres Zahlungsmittel für größere Summen darzubieten). Die rauhe Mark aber unterschied man weiter in eine marca usualis oder marca argenti usualis (Mark Usualsilbers) und marca nummorum oder denariorum (Mark Pfennige). Unter marca usualis verstand man so viel neue Pfennige (oder deren Curswerth), als aus 16 Loth der gesetzlich festgestellten Mischung geschlagen wurden; auch gab man neben den Pfennigen ganze sechzehnlöthige gestempelte Stücke dieser Mischung aus, welche marca argenti usualis signata (gestempelte Usualmarken) hießen, und ferner zu größerer Bequemlichkeit auch andere gestempelte Stücke reinen Silbers, die zwar nicht 16 Loth wogen, aber dem reinen Silbergehalte einer Usualmark entsprachen und marca argenti usualis pura (reine Mark Usualsilber) genannt wurden. Eine solche Mark nun, welche die richtige Witte und Wichte eines Orts hatte, hieß eine „löthige Mark", deren Curs- und Silberwerth mithin je nach der Zeit und dem Orte [illegible] es Ursprungs ein sehr verschiedener sein konnte. Waren dann nach Ablauf des Jahres die Pfennige alt und im Curswerthe herabgesetzt worden, so hieß die gleiche Anzahl Pfennige, welche ursprünglich eine Usualmark

ausgemacht hatte, jetzt eine marca nummorum (Mark Pfennige), die mithin nicht mehr zugleich als Gewichts-, sondern lediglich als Zählmark gelten konnte. Doch auch neue Pfennige konnten eine bloße Zählmark bilden, wenn sie „weiß gemacht" waren, d. h. geringern Zusatz von Kupfer und folglich auch geringeres Gewicht hatten als die gewöhnlichen „schwarzen Pfennige", sodaß die „witte" oder „weiße Mark" der „schwarzen" im Werthe gleichstand, an Gewicht aber leichter war. In Beziehung auf die Mischungsverhältnisse der rauhen Mark, sowie auf Anzahl, Curswerth und Namen der daraus geschlagenen Münzen herrschte in Deutschland sowol neben- als nacheinander eine fast unübersehbare Mannichfaltigkeit, und einfachere, zugleich auch festere Sätze begannen erst dann möglich zu werden, als größere Münzen, zuerst Groschen, dann Gulden, endlich Thaler in Umlauf kamen, deren Herstellung für die kleinern Münzherren und auch für die meisten Städte zu kostspielig und deren jährliche Widerrufung zu unvortheilhaft war. Daneben wirkte noch die Befestigung und Ausdehnung der Landesherrlichkeit, indem die Regenten größerer Landstriche alle innerhalb ihres Gebiets befindlichen Münzstätten unter ihre Botmäßigkeit zu bringen oder ganz aufzuheben bemüht waren. Doch bedurfte es noch eine lange Reihe von Jahren hindurch wiederholter Einigungsversuche auf Reichs- und Kreistagen und vieler Verträge zwischen benachbarten Fürsten und Städten, ehe bestimmte Verhältnisse in weitern Kreisen zu dauernder Geltung gelangten, wie der Leipziger Fuß von 1690, der 12 Thlr. auf eine feine Mark rechnete, und der 21. Sept. 1753 zwischen Östreich und Baiern verabredete Conventionsfuß, nach welchem 20 Gldn. einer feinen Mark entsprachen. Preußen münzte seit 1750 die feine Mark zu 14 Thlrn. aus und brachte in Folge des Zollvereins diesen Fuß allmälig in allen nach Thalern rechnenden Staaten Deutschlands zur Geltung, während aus gleichem Grunde die in Oberdeutschland übliche rhein. Währung von 24 Gulden durch eine neue süddeutsche von 24½ Gldn. auf die Mark ersetzt wurde, in Östreich aber der Conventionsfuß bestehen blieb. Nach Usualmarken rechnen von deutschen Gebieten gegenwärtig noch Hamburg (s. Banco), Holstein und Lübeck, wo die in 16 Schillinge zerfallende Mark ungefähr 12 Sgr. preußisch gilt. (S. Münze und Münzwesen.)

**Mark**, eine vormalige Grafschaft von etwa 40 QM. mit jetzt 180000, meist protest. E., im ehemaligen Westfälischen Kreise, welche gegen N. vom Fürstenthume Münster, gegen O. vom Herzogthume Westfalen und gegen S. und W. vom Herzogthume Berg begrenzt wurde und jetzt zum Kreise Hamm des Regierungsbezirks Arnsberg der preuß. Provinz Westfalen gehört, wird durch die Ruhr in den Hellweg, den größern, nördlichen, und in das Sauerland, den kleinern, südlichen Theil getheilt. Jener ist äußerst fruchtbar und hat viele Eisenerze und sehr gute Steinkohlen, welche letztere bei den Manufacturen, namentlich im Sauerlande, die Metallwaaren aller Art liefern, den Holzmangel ersetzen. Die Grafschaft war in frühester Zeit ein Theil von Westfalen, gehörte seit dem Ende des 12. Jahrh. den Grafen von der Mark, kam im 14. Jahrh. an die Grafen von Kleve und fiel nach langen Streitigkeiten 1666 aus der Jülich'schen Erbschaft an das Haus Brandenburg. Der Große Kurfürst versprach damals den Einwohnern, daß die Grafschaft stets bei seinem Hause bleiben sollte. Als daher 1805 und 1806 verschiedene Ländertausche stattfanden, erinnerten die Einwohner Friedrich Wilhelm III. an das Wort seines Ahnherrn, der dasselbe auch feierlich bestätigte. Allein 1807, im Tilsiter Frieden, mußte sie dennoch abgetreten werden, ward nun zum Großherzogthum Berg geschlagen und machte den beträchtlichsten Theil des Ruhrdepartements aus, bis sie 1813 von Preußen wieder in Besitz genommen wurde. Die vorzüglichsten Orte sind die Kreisstadt Hamm (s. d.), ferner Soest, (s. d.), Iserlohn (s. d.), Altena (s. d.) und Schwelm. In der Nähe von Hamm liegt das Haus Mark in dem Dorfe gleiches Namens, das alte Schloß der Grafen von der Mark, und das Kloster Kentrop, wo seit 1820 eine Taubstummenanstalt ist.

**Mark** wird im Allgemeinen die im Innern von festwandigen Kanälen oder Höhlen befindliche weiche, aber nicht flüssige Substanz genannt, welche die verschiedenartigste chemische und formelle Zusammensetzung haben kann. Im menschlichen Körper gibt es Knochenmark (s. Knochen) und Nervenmark (s. Nerven).

**Mark Brandenburg**, s. Brandenburg.

**Marketender** nennt man Personen beiderlei Geschlechts, welche den Truppen auf Märschen, in Bivouacs und im Lager Lebensmittel zuführen, zuweilen auch die Zubereitung des gelieferten Fleisches und theilweise die Reinigung der Wäsche besorgen. Im Felde, wo der Soldat selten Zeit und noch weniger Gelegenheit hat, seine Bedürfnisse selbst einzukaufen, und oft genug nichts geliefert erhält, geben die Marketender das Mittel ab, eigenmächtiges Wegnehmen von Lebensmitteln wenigstens zu vermindern, wenn sie auch dem Bedarf nicht ganz entsprechen

können und das Requisitionssystem immer beibehalten werden muß. Eine strenge Aufsicht auf die Marketender ist nicht allein nothwendig, um die Güte des Proviants zu prüfen und angemessene Preise dafür festzusetzen, sondern auch im Kriege vorzüglich deshalb, weil die Marketender oft Spione sind und vermöge ihrer Reisen behufs des Einkaufs leicht in feindliches Gebiet eintreten. Die Marketender kommen schon in den ältesten Zeiten bei allen Heeren vor und werden zum Troß der Armee gerechnet; bei den Landsknechten waren sie unter den Befehl des Rumormeisters gestellt.

**Marketerie**, s. Mosaik.

**Markgraf** (marchio) hieß ursprünglich der seit den Zeiten Karl's d. Gr. bestellte Befehlshaber in einem Grenzbezirke oder einer Mark (s. d.). Der Markgraf stand unmittelbar unter dem Kaiser, nicht unter dem Herzoge, zu dessen Territorium der Grenzbezirk gehörte, und hatte herzogliche Befugnisse; doch gab es später auch Markgrafen, die von Herzogen abhingen. Gewöhnlich wurden solche Herren zu Markgrafen bestellt, die in den ihnen zur Beschützung übergebenen Bezirken ansehnliche Güter hatten. Im 12. Jahrh. wurden die markgräflichen Stellen erblich und endlich reichsfürstlich, sodaß ein Markgraf in Ansehung seiner Würde über dem Grafen und unter dem Herzoge stand. (S. Graf.)

**Markobrunn**, eigentlich Markbrunnen, heißt auf seiner in Stein gehauenen Überschrift ein Brunnen, welcher im Rheingau des Herzogthums Nassau, halbwegs zwischen Mainz und Bingen, auf dem Strahlenberge, an der Grenze der Gemarkungen von Erbach und Hattenheim, sprudelt. Im anliegenden Weinberge, dessen schon eine Urkunde vom J. 1104 gedenkt, wird der Markobrunner, einer der geschätztesten und feueigsten Rheinweine, gewonnen.

**Markomannen**, nach der buchstäblichen Bedeutung des Namens „die in der Mark (d. h. im Grenz- oder Waldlande) wohnenden Männer", eine hochdeutsche Völkerschaft, werden zuerst erwähnt von Cäsar unter den Völkern Ariovist's, dann von Florus in der Nachricht über den Zug des Drusus, und scheinen damals am mittlern und obern Main gewohnt zu haben. Marbod (s. d.) führte sie (etwa 10 v. Chr.) östlich in das rings durch Gebirge umschlossene und geschützte Land, welches von seinen frühern Bewohnern, den celtischen Bojen, den Namen Bojohem, Böhmen, behalten hat. Hier bildeten sie das Hauptvolk von Marbod's Reiche, blieben auch nach dessen Zerfalle ruhmvoll und mächtig und hielten fest an der monarchischen Regierungsform. Ihre Macht dehnte sich südlich bis an die Donau, wo sie um 88 n. Chr. einen Angriff des röm. Kaisers Domitian zurückschlugen, von Trajan und Hadrian zwar noch in Schranken gehalten wurden, aber seit der Mitte des 2. Jahrh. mit allen übrigen Donauvölkern, dem heftigern Drucke der nachrückenden östlichen und nördlichen Stämme weichend, ins röm. Reich selbst einzubrechen suchten. In diesem funfzehnjährigen (166—180) schweren, nach ihnen, als dem Hauptgrenzvolke, benannten Markomannischen Kriege, der sie bis in die Nähe von Aquileja führte, konnte Kaiser Marc Aurel (Antoninus) sie nur mit großer Anstrengung zurückdrängen, und sein Sohn und Nachfolger Commodus beeilte sich, den bereits angebahnten Frieden mit nicht unbeträchtlichen Opfern zum Abschlusse zu bringen. Während der ersten Hälfte des 3. Jahrh. gelang es der röm. Politik, die Grenzvölker an der Donau untereinander in Uneinigkeit zu erhalten und dadurch die Gefahr abzulenken. Aber mit dem J. 270 begann aufs neue ein allgemeines Vordringen auf der ganzen Donaulinie. Die Markomannen streiften jetzt bis Ancona und erschreckten Rom. Nur mit dem Aufgebote der äußersten Hülfsmittel warf Aurelian sie wieder über die Donau zurück und nöthigte sie zum Frieden. Mit dem 4. Jahrh. verliert sich ihr Name; aus ihrem Volke aber scheinen die Baiern hervorgegangen zu sein.

**Markscheide**, d. i. Grenze, heißt in der bergmännischen Sprache die Grenze zwischen zwei Gruben, welche über Tage durch einen Lochstein, in der Grube aber mit einem in das Gestein oder Mauerwerk gehauenen Zeichen, die Markscheidestufe, bezeichnet wird. Von dieser Operation her nennt man die ganze unterirdische Geometrie Markscheidekunst und Den, welcher sich damit beschäftigt, Markscheider. Die Markscheidekunst, deren zuerst Georg Agricola 1557 gedenkt, die aber wol viel älter ist und über welche das älteste Buch von Erasmus Reinhold 1574 erschien, ist weiter nichts als die Feldmeßkunst auf den Bergbau angewendet. Sie lehrt den Grubenbau in allen seinen Theilen, sowol über als unter Tage aufmessen und berechnen und denselben graphisch nach allen Richtungen hin in Zeichnungen darstellen, sodaß man daraus die Lage der Grube, die Stellung der Lagerstätte und zugleich das Terrain über Tage erkennen kann.

**Markt, Marktpolizei.** Unter Markt im weitern Sinne verstehen wir jeden Spielraum, wo Güter miteinander vertauscht werden; im engern Sinne die besondern Örter und Zeiten,

welche zum Verkehre mit einzelnen Güterclassen (Woll-, Vieh-, Flachsmärkte u. s. w.), vornehmlich zum Kleinhandel mit den gemeinsten Lebensbedürfnissen (Wochenmärkte) obrigkeitlich bestimmt sind. Eine gewisse Privilegirung der Märkte liegt durchaus im allgemeinen Interesse, wenigstens auf niederer Culturstufe, wo die Bevölkerung noch dünn, der Verkehr träge und ungewohnt ist. Für die Verkäufer ist es da von der größten Wichtigkeit, daß alle, ohnehin so wenigen Käufer der Gegend sicher übersehen werden können; und ebenso umgekehrt für die Käufer, daß sie gewiß sind, die wenigen Verkäufer doch zu finden. Wie leicht müßten sich ohne den allseitig beachteten Markt Angebot und Nachfrage einander verfehlen; wie leicht würden zu derselben Zeit hier Nothpreise, dort Monopolpreise vorkommen, was den ganzen Verkehr des Volkes lähmen müßte. Man kann daher die so gewöhnlichen Bestimmungen, daß alle Verkäufe von Marktgegenständen nur auf dem Markte selbst geschehen sollen, daß z. B. die Höker in einem gewissen Umkreise um die Stadt keine Gemüse u. s. w. aufkaufen, die Käufer den zu Markte kommenden Schiffen oder Wagen nicht entgegengehen dürfen u. dgl. m., für weniger entwickelte Länder nicht misbilligen, nur sollte man sie bei steigender Cultur, wo die obigen Gründe verschwinden, mehr und mehr abkommen lassen. Viele andere Marktvorschriften sind dagegen unter allen Umständen verwerflich, weil sie ihren eigenen Zweck verfehlen. Dahin gehören zumal diejenigen, welche den Preis der Waaren käuflich erniedrigen wollen. Man verbietet z. B. die Steigerung des Preises an demselben Markttage oder auch das Wiedermitnehmen unverkaufter Vorräthe. Durch das erstere Verbot werden natürlich die Verkäufer gezwungen, lieber mit zu hohen als zu niedrigen Preisen anzufangen, durch das letztere aber, den Markt lieber zu sparsam als zu reichlich zu versehen. Es könnte also durch Beides, abgesehen von zufälligen Irrthümern, der Preis nur erhöht werden. Sehr häufig gestattet man bis zu einer gewissen Stunde nur den unmittelbaren Consumenten auf dem Markte zu kaufen; erst nachher dürfen die Höker sich betheiligen. Dies ist unbillig gegen die Landleute, die einen übergroßen Gewinn der Höker schon verhindern würden, jetzt aber außer Stande sind, in arbeitsvoller Zeit ihren Marktbesuch nach Belieben abzukürzen. Es sollten gegenwärtig die Maßregeln der Marktpolizei nur auf Folgendes beschränkt werden: Anweisung der Plätze für jede Waarengattung, deren sämmtliche Verkäufer dicht nebeneinander stehen und wo möglich in bedeckten Räumen; Reinhaltung des Marktes selbst, Offenhaltung der Zugänge u. s. w.; Aufsicht über Maß und Gewicht, in manchen Fällen auch über die gesundheitsmäßige Qualität der Waaren; Verbot, daß sich Dritte in einen angefangenen Handel einmischen; Aufstellung beeidigter Marktleute zum Messen, Abladen, Tragen u. s. w., wenn es verlangt wird. Die Kram- oder Jahrmärkte sind für den Kleinhandel mit solchen Waaren bestimmt, die nicht gerade der alltäglichen Consumtion dienen. Ihre Hauptbedeutung lag früher darin, daß sie gegen die unmäßige Ausbeutung der Bann- und Zunftprivilegien eine Schranke darboten. Bei Schuhwerk, Mobilien, Hausgeräthen aller Art, deren Ankauf man doch gewöhnlich eine Zeit lang verschieben kann, ist es für die städtischen Schuhmacher, Tischler, Klempner u. s. w. kein geringer Sporn und Zügel, wenn je nach Verlauf einiger Monate ein Jahrmarkt gehalten wird, auf welchen die auswärtigen Fabrikanten, die Landhandwerker, ja die Bönhasen der eigenen Stadt frei mit ihnen concurriren können. Wo Gewerbefreiheit ohnehin gesetzlich ist, da hat, wenigstens in höher cultivirten Ländern, die Bedeutung der Jahrmärkte neuerdings sehr abgenommen.

**Marktschreier** nannte man insbesondere die Classe medicinischer Charlatans (s. d.), welche sonst auf Märkten und Messen, gewöhnlich in Begleitung eines Possenreißers, umherzogen und der durch diesen angelockten Menge unter lauten Anpreisungen der außerordentlichen Wirksamkeit ihrer Arzneien, welche meist für Arcana (s. d.) ausgegeben wurden, dieselben zum Kauf anboten. Der Schaden, welchen die Marktschreier durch ihre Medicamente anrichteten, und die Betrügereien, welche sie gegen die leichtgläubige Menge verübten, waren zwar längst bekannt; doch erst in der neuern Zeit ist es der deutschen Medicinalpolizei gelungen, diesem Unwesen wenigstens öffentlich ein Ende zu machen.

**Markwaldungen** bestehen noch jetzt im Nordwesten von Deutschland und zwar der Hauptsache nach in den uralten Formen und Gerechtsamen. Sie entstanden in den ältesten Zeiten, als sich die Eigenthumsverhältnisse zu regeln begannen, aus den Wäldern, welche im Gesammteigenthume einer Gemeinde blieben. Es wird dazu alles Das gerechnet, was sich im Innern der Wälder befindet, als Bäche, Flüsse, Weideplätze, Viehtriften, Haiden u. s. w. Der echte Eigenthümer in der Gemeinde war allein vollberechtigter Markgenosse, welcher also auch, der Größe seines Grundbesitzes entsprechend, Holz zum Brennen und Bauen, Weide, Mast u. dgl. aus dem Walde benutzen konnte. Markwälder waren oft auch im Besitze mehrer Gemeinden. Die

Corporation heißt Märkerschaft, die Genossen Marker, die Nichtberechtigten oder die nicht in der Mark Wohnenden Ausmärker. In Westfalen heißen die Nachkommen der frühern echten Eigenthümer, welche also nur den Markwald benutzen, „Erbexen". Alle Markwalbungen haben einen Vorsteher: Obermärker, oberster Herr über die Marken, Waldbott, oberster Voigt, auch in Westfalen Holzgraf, oberster Erbexe benannt, welcher entweder gewählt wurde oder dessen Amt mit einem in der Mark belegenen Grundbesitz verbunden war. Oft war der Landesherr Obermärker; doch stand das Amt nicht mit der Landeshoheit in Verbindung. Der Obermärker führte die Oberaufsicht und die Schutzherrschaft in der Mark, und ihm standen dafür mehre nutzbare Rechte zu. Die Verhältnisse in der Mark wurden alljährlich, meist im Mai, auf den von dem Obermärker abzuhaltenden „Märkergedingen", in Westfalen „Holzgerichten", berathen und geordnet. Das hierbei Niedergeschriebene gab die Grundlage zu manchen Forstordnungen und ist für die Forstgeschichte von Wichtigkeit. Vgl. Stisser, „Forst- und Jagdhistorie der Deutschen" (Jena 1737); Löw, „Über die Markgenossenschaft" (Heidelb. 1829); Stieglitz, „Geschichtliche Darstellung der Eigenthumsverhältnisse an Wald und Jagd in Deutschland" (Lpz. 1832).

**Marlborough** (John Churchill, Herzog von), einer der größten brit. Feldherren und Staatsmänner, stammte aus einem alten, in den Bürgerkriegen verarmten Geschlechte und wurde 24. Juni 1650 zu Ashe in der Grafschaft Devon geboren. Wenig gebildet, aber von der Natur mit Schönheit und Anmuth begabt, kam er nach der Restauration als Page in die Dienste des Herzogs von York, der ihn, weil er viel Neigung zum Soldaten zeigte, im Alter von 16 J. zum Gardefähnrich ernannte. Als solcher wohnte er der Entsetzung von Tanger und mehren Gefechten gegen die Mauren bei und stieg nach der Rückkehr zum Hauptmann in einem Regimente, das zur Verstärkung der Franzosen nach den Niederlanden abging. Schon im Feldzuge von 1672 trug Churchill die Lobsprüche Turenne's und Ludwig's XIV. mit dem Grade eines Oberstlieutenants davon. Er blieb bis 1677 beim franz. Heere, kehrte dann nach England zurück und heirathete 1678 die schöne Sarah Jennings, welche schon damals die Favoritin der spätern Königin Anna war. Dieser Umstand und die Gunst des Herzogs von York, der Churchill's Schwester, Arabella (s. Berwick), zur Maitresse hatte, versprach ihm eine glänzende Zukunft. Nachdem sein Gönner als Jakob II. den Thron bestiegen, wurde Churchill General und Baron von Sundridge. Wiewol er sich bei der Unterdrückung der Empörung des Herzogs von Monmouth (s. d.) besonders thätig zeigte, verabscheute er doch die Reactionsplane des Hofs und trat in Verbindung mit dem Prinzen von Oranien. Als Letzterer landete, führte er sogar das ihm von Jakob vertraute Truppencorps dem Prinzen zu und betrieb überhaupt den Sturz seines Wohlthäters mit auffallendem Eifer. Wilhelm III. erhob ihn zur Belohnung zum Grafen von M. und übertrug ihm die Unterwerfung Irlands. Aus Schamgefühl verzögerte M. die Abreise, bis sich Jakob II. aus Irland entfernt hatte, worauf er die Insel vollends unterwarf. In Folge der Theilnahme Wilhelm's am Kriege gegen Frankreich erhielt M. hierauf das Commando der brit. Truppen in den Niederlanden. In dieser Stellung begründete er in den Feldzügen von 1690 und 1691 seinen Feldherrnruhm, besonders durch den Sieg bei Walcourt. Weil er sich, vielleicht aus Reue über den frühern Verrath, in die Umtriebe der Jakobiten (s. d.) eingelassen, wurde er bei der Rückkehr nach England plötzlich verhaftet und in den Tower gebracht. Obschon man ihn aus Mangel an Beweis nicht verurtheilen konnte, blieb er doch bis zum Tode der Königin Maria, welche die Rathgeber ihrer Schwester Anna besonders haßte, in Ungnade. Nach dem Frieden zu Ryswijk aber ernannte ihn der König zum Erzieher des Herzogs von Gloucester und beim Ausbruche des Spanischen Erbfolgekriegs zum General der brit. Armee in den Niederlanden. Der Tod Wilhelm's und die Thronbesteigung Anna's im März 1702 eröffnete M. einen schrankenlosen Einfluß; ohne den Titel zu besitzen, übte er die Macht eines Regenten. Während seine Gemahlin die Königin beherrschte, leitete er ganz den Minister Godolphin, dessen Sohn seine Tochter geheirathet hatte. Er begann als Oberbefehlshaber der verbündeten Truppen in den Niederlanden den Feldzug von 1702 mit Vertreibung der Franzosen aus dem span. Geldern und eroberte Venlo, Roermonde und Lüttich. Nachdem ihn die Königin 2. Dec. zum Herzog erhoben, ging er 1703 zur Unterstützung des Kaisers nach Deutschland, verband sich hier mit dem Prinzen Eugen (s. d.) von Savoyen und schlug zuerst die Baiern im Juni 1704 bei Donauwörth, dann 13. Aug. die Franzosen unter Tallard bei Blenheim. Deutschland und die Niederlande betrachteten ihn als ihren Erretter. Das Parlament schenkte ihm die Domäne Woodstock, und die Königin ließ ihm das Schloß Blenheim (s. d.) bauen, dessen ungeheure Kosten sie indessen später nicht bezahlen mochte. Das J. 1705 brachte M. mit diplomatischen Verhandlungen zu. Er besuchte die deutschen Höfe, gewann den Kurfürsten von Bran-

denburg, feuerte die Holländer an und begann dann in den Niederlanden den Feldzug von 1706. Nachdem er Villeroi 19. Mai bei Ramillies geschlagen, reinigte er Brabant, nahm Ostende, Menin, Dendermonde und Ath und vermochte im Frühjahr 1707 in einer persönlichen Zusammenkunft den König Karl XII. von Schweden, daß sich derselbe ruhig verhielt. Mit dem größten Eifer widersetzte er sich den Friedensversuchen, die der gedemüthigte Ludwig XIV. machte. Dabei leitete ihn jedoch nicht allein politischer Scharfblick, sondern auch Ehrgeiz und Habsucht. Nach kurzem Aufenthalt in England, wo er bereits gegen seine Widersacher kämpfen mußte, eröffnete er mit Eugen den Feldzug von 1709 und besiegte Villars 11. Sept. in der blutigen Schlacht bei Malplaquet. Während er aber im Laufe des J. 1710 einen Platz nach dem andern eroberte, wurde in England sein Sturz vorbereitet. Die Königin schüttelte das längst unerträgliche Joch der Herzogin von M. ab, worauf bei Hofe die Tories die Oberhand erhielten. Nach der Auflösung des Unterhauses mußten Godolphin und Sunderland im Jan. 1711 das Ministerium niederlegen, und der Graf Orford (s. d.) gelangte mit der Torypartei ans Ruder. Wiewol M. im Herzen selbst gemäßigter Tory war und trotz seiner Kämpfe gegen Frankreich mit der Königin die jakobitische Partei fortwährend begünstigte, so schränkte man doch sogleich seine Macht ein und beschloß, sich seiner so bald als möglich zu entledigen. Nach der Eroberung von Bouchain kehrte er im Mai 1711 nach London zurück, um sowol den Krieg wie seine Gewalt aufrecht zu erhalten. Das Unterhaus klagte ihn jedoch der Unterschlagung öffentlicher Gelder an und das Oberhaus trat dieser Anklage bei. Die Königin entsetzte ihn hierauf 1. Jan. 1712 seiner Ämter, unterdrückte aber, besonders durch die Vorstellungen des Prinzen Eugen, der mit M. in enger Freundschaft lebte, die gerichtliche Verfolgung. Während der Friedensverhandlungen zu Utrecht verließ M. erbittert sein Vaterland und besuchte Holland, Deutschland und sein ihm vom Kaiser geschenktes Fürstenthum Mindelheim, das er jedoch im Frieden ohne Entschädigung wieder verlor. Mit dem Tode der Königin Anna kehrte er nach England zurück, wo ihn Georg I., der durch seine Partei eigentlich die Krone erhalten hatte, mit Auszeichnung empfing und sogleich in die Stelle eines Generalissimus wieder einsetzte. M. genoß sein neues Glück nicht lange. Am 8. Juni 1716 vom Schlage getroffen, verlor er fast ganz das Geisteslicht und starb in diesem Zustande 17. Juni 1722. Er war der größte Feldherr seines Jahrhunderts, erlitt nie eine ernstliche Niederlage und wußte seine Gegner ebenso sehr durch Kühnheit und Thätigkeit wie durch Benutzung ihrer Fehler zu vernichten. Als Diplomat siegte er durch seltene Gabe der Rede; im persönlichen Umgange gewann er die Herzen durch Anmuth und Schmeichelei. Doch war er auch geizig und habsüchtig und hatte ein ungeheueres Vermögen zusammengerafft. Vgl. Coxe, „Memoirs of John, duke of M., with his original correspondence" (3 Bde., Lond. 1818; deutsch, 6 Bde., Wien 1820); Murray, „Despatches of the duke of M." (5 Bde., Lond. 1845—46); Macfarlane, „Life of M." (Lond. 1852).

Seine Gemahlin, **Sarah Jennings**, Herzogin von M., geb. 29. Mai 1660, stammte aus einer bei Hofe sehr beliebten Familie und kam im Alter von 12 J. in die Dienste der Herzogin von York, wo sie die Freundin der Prinzessin Anna wurde. Durch Schönheit, Liebenswürdigkeit und stets bewahrte Tugend ausgezeichnet, heirathete sie im April 1678 den nachmaligen Herzog von M. Nachdem sie bei der Vermählung der Prinzessin Anna 1683 deren Ehrendame geworden, knüpfte sich zwischen den beiden Frauen das Freundschaftsverhältniß so eng, daß alle Standesrücksichten wegfielen. Bei der Thronbesteigung Anna's wurde sie zur ersten Ehrendame und Großmeisterin der Garderobe erhoben. Ihre Macht war jetzt schrankenlos; sie vergab Ämter und Würden und nahm dafür nach der Behauptung Swift's oft Geld. Einerseits ihre enge Verbindung mit den Whigs, andererseits die an Roheit grenzende Herrschaft, welche sie in allen Fällen über Anna zu behaupten suchte, machten sie allmälig der insgeheim zu den Tories neigenden Königin unerträglich. Zudem entzog ihr das Herz der Fürstin die Lady Masham, ihre Cousine, die sie selbst an den Hof gebracht hatte. Als die Herzogin sah, daß sie Liebe und Vertrauen verloren, legte sie im Jan. 1711 ihre Hofämter nieder, womit allerdings die Tories freieres Spiel gewannen, um auch ihren Gemahl zu stürzen. Die Behauptung Voltaire's, daß damals ein Paar Handschuhe und ein Glas Wasser den Sturz der Favoritin und die Umgestaltung der politischen Verhältnisse Europas bewirkt hätten, ist eine Übertreibung. Die Herzogin begleitete ihren Gemahl 1713 auf das Festland und lebte nach seinem Tode in gänzlicher Zurückgezogenheit. Sie starb erst 29. Oct. 1744 und hinterließ ein Vermögen von 3 Mill. Pf. St. Außer einem Sohne, der zeitig starb, gebar sie ihrem Gemahl vier Töchter. — Die älteste Tochter, **Henriette**, Gemahlin des Grafen Godolphin, folgte ihrem Vater als Herzogin von M., starb aber 24. Oct. 1733 unbeerbt, worauf der Titel und ein Theil der Güter an den Sohn

ihrer Schwester Anna, Charles Spencer, Grafen von Sunderland, übergingen. Dieser zeichnete sich gleichfalls als Krieger aus, commandirte eine Gardebrigade in der Schlacht von Dettingen und wurde 1758 zum Befehlshaber der brit. Hülfstruppen bei der Armee des Prinzen Ferdinand von Braunschweig ernannt. Er erkrankte jedoch während des Feldzugs und starb zu Münster 28. Oct. 1758. Sein Enkel, **George Spencer**, fünfter Herzog von M., geb. 6. März 1766, nannte sich seit 1807 auch Churchill und starb 5. März 1840. Dessen Sohn, **George Spencer-Churchill**, gegenwärtiger Herzog von M., geb. 27. Dec. 1793, war unter dem Titel Marquis von Blandford Mitglied des Unterhauses und stellte 1830, aus Verdruß über das Zustandekommen der Katholikenemancipation, einen Antrag auf allgemeines Stimmrecht. Dies verhinderte ihn jedoch nicht, sich später der Parlamentsreform mit aller Macht zu widersetzen. Sein ältester Sohn, **John Winston Spencer-Churchill, Marquis von Blandford**, geb. 2. Juni 1822, trat im April 1844 als Abgeordneter des von seinem Vater abhängigen Fleckens Woodstock ins Parlament, mußte aber im folgenden Jahre auf Befehl desselben sein Mandat niederlegen, weil er sich den Freihandelsmaßregeln Peel's angeschlossen hatte. Im J. 1847 wurde er indeß mit Zustimmung seines Vaters von neuem gewählt. Bei den allgemeinen Wahlen von 1852 bewarb er sich ohne Erfolg gegen den radicalen Candidaten Osborne um die Vertretung der Grafschaft Middlesex.

**Marlow** oder **Marlowe** (Christopher), dramatischer Dichter und Zeitgenosse Shakspeare's, war der Sohn eines Schuhmachers in Canterbury, wo er im Febr. 1563 geboren wurde. Von seinem Vater zum Gelehrten bestimmt, erhielt er seine Erziehung auf der Königsschule seiner Vaterstadt, studirte dann zu Cambridge und ward 1587 Magister. Schon vorher hatte er ein Trauerspiel „Tamburlaine the Great" geschrieben, welches mit großem Beifall aufgeführt ward. M. ging nach London und wurde selbst Schauspieler, soll jedoch bald von der Bühne zurückgetreten sein. Desto thätiger war er seitdem als Dichter, doch führte er dabei ein zügelloses Leben. Um eines Mädchens willen wurde er im Mai 1593 von einem Nebenbuhler erstochen. Als dramatischer Dichter ist er ein würdiger Vorgänger Shakspeare's. Seine wichtigsten Stücke sind: „Life and death of Dr. Faustus" und „Edward II.". Außerdem sind von ihm: „The jew of Malta" und „The massacre at Paris". Das unter seinem Namen erschienene Stück „Lust's dominion" ist nicht von ihm, wenn auch der Entwurf von seiner Hand sein mag. Auch übersetzte er die „Elegien" des Ovid und zwar so schlüpfrig, daß das Buch auf Befehl des Erzbischofs von Canterbury öffentlich verbrannt wurde, was aber nicht verhinderte, daß es später in mehren Auflagen erschien. Weit zarter ist das Gedicht „Hero and Leander". Die Trauerspiele M.'s zeichnen sich aus durch überwältigende Kraft der Sprache und treffliche Schilderungen der Leidenschaften, zum Theil auch durch treffliche Charakterzeichnung. Doch wird der gute Eindruck, den einzelne Scenen machen, oft wieder durch Scenen gemeinen Scherzes und zügelloser Roheit gestört. Auf Shakspeare hat er ohne Zweifel großen Einfluß ausgeübt. Seine Werke hat Dyce mit Noten und literarhistorischer Einleitung neuerdings herausgegeben (3 Bde., Lond. 1850).

**Marly**, ehemals mit dem Beinamen le Roi, ein Flecken an der Seine, eine Meile von Versailles, war bis zur Revolution wegen des prächtigen Lustschlosses berühmt, das von Ludwig XIV. erbaut, während der Revolution aber nebst dem herrlichen Parke zerstört wurde. Jetzt befindet sich darin eine Tuchfabrik. Merkwürdig sind daselbst noch die Wasserkunstmaschinen, welche mittels einer Dampfmaschine das Wasser der Seine behufs der Wasserkünste in Versailles zu einer Höhe von 500 F. hinauftreiben. Nicht weit davon liegt das jetzt ebenfalls sehr beschädigte Schloß Lucienne, welches Ludwig XV. für die Dubarri bauen ließ; es gehört jetzt dem Bankier Pierre Laffitte.

**Marmárameer, Mar di Marmara**, bei den Alten **Propontis**, im Deutschen gewöhnlich Marmormeer genannt, heißt das kleine Binnenmeer zwischen der europ. und asiat. Türkei, welches durch die 10 M. lange Dardanellenstraße oder den Hellespont mit dem Ägäischen und durch den Bosporus oder die Straße von Konstantinopel mit dem Schwarzen Meere (Pontus Euxinus) in Verbindung steht. Es hat, abgesehen von dem größten seiner Golfe, dem von Isnikmid oder Ismid, der 7 M. weit ostwärts in die Küste von Asien einschneidet und im Alterthum der Meerbusen von Astacus hieß, eine ovale Gestalt von etwa 30 M. Länge und 10 M. Breite und ist durch die Schönheit seiner sanft aufsteigenden Uferlandschaften ausgezeichnet. Unter seinen zahlreichen Inseln ist die größte Marmara oder Marmora (Proconnesus), auf welcher Marmor und Alabaster gebrochen wird und hinter der eine bergige Halbinsel Asiens sich ausdehnt, auf deren Isthmus einst die berühmte Stadt Cyzikus lag.

**Mármaros** (ung. Máramaros), ung. Comitat im jenseitigen Theißkreise, im S. an Sie-

benbürgen, im O. an die Bukowina und Galizien, im N. an Galizien und das beregher, im W. an das szathmárer und ugocsaer Comitat grenzend, hat einen Flächenraum von 179 QM., ist also nach Pesth und Bihar das größte Comitat Ungarns, steht aber diesen an Bevölkerung weit nach, indem es nur 182716 E. zählt, die in 6 Marktflecken, 162 Dörfern und 34 Ansiedelungen wohnen. Mit Ausnahme des kurzen, von Bocskó bis Huszt reichenden Theißthals ist M. durchaus gebirgig, indem es die Karpaten in vielen Richtungen durchschneiden, auch rund umschließen und von Galizien einerseits wie von Siebenbürgen andererseits scheiden. Die höchsten Bergspitzen sind: der Csorna, an dessen Fuß die Schwarze Theiß entspringt; der 4682 F. hohe Trovaga; der Pozivàn, einer der höchsten Berge Ungarns. Die Berge sind durchgehends sehr waldreich, und die Waldungen, die namentlich treffliches Eichenholz liefern, nehmen über zwei Drittel des gesammten Areals von M. ein. Dem Feld- und Obstbau ist diese Beschaffenheit von M. nicht günstig; auch der Weinbau gedeiht wegen des kalten Klimas nicht. Am meisten baut man türkischen Weizen, da die walachischen Bewohner nur diesen zu Brot verwenden. Pferde- und Vieh-, namentlich Schafzucht werden in ausgedehnter Weise betrieben. Den Hauptreichthum von M. bilden indessen seine reichen Waldungen, desgleichen ungeheuere Salzlager. Bei Bukafalu und Borsa wird Gold gegraben. Auch an Mineralquellen ist M. überreich; die bedeutendste ist die von Suliguli, die häufig versendet wird. Die unwegsamen Straßen von M. verhindern jedoch eine ausgedehntere Frequenz und Benutzung dieser Quellen. Aus gleichem Grunde sind auch Handel und Verkehr noch sehr unbedeutend, wiewol die in M. entspringende Theiß und die zahlreichen kleinern Flüsse leicht als Verkehrsstraßen benutzt werden könnten. Die Einwohner sind der großen Mehrheit nach Walachen und Ruthenen, mit Ausnahme von 22570 Ungarn und 7500 Deutschen. Der Confession nach zählt M. an 12000 Katholiken, 8200 Protestanten und 9300 Juden; der Rest gehört der griech.-kath. Kirche an.

**Marmelāde**, vom portugies. marmelo, d. h. Quitte, auch Schachtelsaft genannt, ist eine gelée- oder gallertartige Zubereitung aus Quitten, Pfirsichen, Aprikosen, Orangen, Ananas, Johannis- oder Stachelbeeren u. s. w., in Verbindung mit Zucker und Gewürzen, die man wie Gallert einkocht, warm in flache runde Schachteln oder Büchsen eingießt und als Confect in den Handel bringt. Die besten Waaren dieser Art liefern Italien, Frankreich, Ost- und Westindien.

**Marmier** (Xavier), franz. Journalist und thätiger Schriftsteller, geb. 1809 zu Pontarlier im Depart. Doub, besuchte das Collége zu Rozeroy, bereiste hierauf die Schweiz und Holland und kam dann nach Paris. Hier verschaffte er sich in literarischen Kreisen durch ein Bändchen „Esquisses poétiques" (Par. 1830) Zutritt. Seine journalistische Laufbahn eröffnete er mit der Redaction eines Journals in Besançon. Dann wendete er sich der „Revue de Paris", der „France littéraire" und der „Revue des deux mondes" zu. Durch seine Theilnahme an der „Revue germanique", deren Redacteur er eine Zeit lang war, wurde er auf die deutsche Literatur geführt. Er ging 1832 nach Deutschland, zeigte viel Interesse und ließ verschiedene literarische Arbeiten, z. B. „Choix de paraboles de F. Krummacher" (Par. 1834), „Études sur Goethe" (Par. 1835) und verschiedene Übersetzungen aus dem Deutschen erscheinen. Indessen kam er selbst in sprachlicher Beziehung nirgends über die Oberfläche hinaus. Während er als Journalist durch den dictatorischen Ton, in welchem er über deutsche Literatur absprach, seinem Urtheile ein gewisses Ansehen in Frankreich verschaffte, wies dagegen die schwergekränkte deutsche Kritik seine Anmaßungen mit Ernst zurück. Nicht besser ging es M. in Betreff seiner Studien über die nord. Literatur, z. B. mit seiner „Histoire de la littérature en Danemark et en Suède" (Par. 1839). Auch hier ward ihm Mangel genügender Kenntnisse, verbunden mit einem haltlosen Urtheile, auf das bündigste nachgewiesen. In den J. 1836—38 wurde er vom Unterrichtsministerium mit wissenschaftlichen Aufträgen nach dem Norden gesendet. Diese Reisen beutete er in literarischer Beziehung sowol in verschiedenen Werken, z. B. „Rußland, Finnland und Polen" (deutsch, 2 Bde., Regensb. 1844), als in zahlreichen Journalaufsätzen vielfach aus. Nachdem er kurze Zeit zu Rennes als Professor der ausländischen Literaturen fungirt, erhielt er zu Paris die Bibliothekarstelle im Marineministerium. In neuerer Zeit ist M. als Schriftsteller und Kritiker in den Hintergrund getreten.

**Marmont** (Auguste Frédéric Louis Viesse de), Herzog von Ragusa, Marschall von Frankreich, geb. 20. Juli 1774 zu Châtillon-sur-Seine, trat im Alter von 15 J. als Lieutenant in die Infanterie. Im J. 1792 ging er zur Artillerie über und machte vor Toulon die Bekanntschaft Bonaparte's. Im Feldzuge von 1795 kämpfte er am Rhein, im folgenden Jahre mit Auszeichnung unter Bonaparte in Italien. Er begleitete Bonaparte nach Ägypten, stieg bei der Wegnahme von Malta zum Brigadegeneral, wohnte der Eroberung von Alexandrien und der Schlacht

an den Pyramiden bei und kehrte mit dem Obergeneral nach Frankreich zurück. Nachdem er denselben in der Revolution vom 18. Brumaire (s. d.) unterstützt, führte er im Mai 1800 die Reserveartillerie über den St.-Bernhard und erhielt nach der Schlacht von Marengo den Grad eines Divisionsgenerals. Im Feldzuge von 1805 befehligte er zuerst die Armee in Holland und ging dann mit dem Kaiser nach Deutschland, wo er bei der Einnahme von Ulm mitwirkte. Nach Dalmatien gesendet, vertheidigte er glücklich das ragusanische Gebiet gegen die Russen und Montenegriner und verwaltete das Land bis 1809 zur großen Zufriedenheit Napoleon's, der ihm deshalb den Titel eines Herzogs von Ragusa ertheilte. Bei Eröffnung des Feldzugs gegen Östreich 1809 vereinigte er seine Truppen mit der ital. Armee und traf bei dem großen Heere am Tage vor der Schlacht bei Wagram ein. Er wurde mit der Verfolgung des Feindes beauftragt und erhielt von dem Kaiser nach dem Treffen bei Znaym, das er gewann, auf dem Schlachtfelde die Marschallswürde. Als Gouverneur verwaltete er nun 18 Monate mit großer Umsicht die illyrischen Provinzen, bis er 1811 an Masséna's Stelle den Oberbefehl in Portugal übernehmen mußte. Die Offensive ergreifend, bewirkte er die Verbindung mit Soult und zwang den Feind zur Aufhebung der Belagerung von Badajoz; dann nach dem Tejo sich wendend, hielt er Wellington 15 Monate im Schach. Endlich von einer Kanonenkugel verwundet, kehrte er nach Frankreich zurück, um seine Heilung abzuwarten. Im Feldzuge von 1813 übernahm er den Befehl über ein Armeecorps in Deutschland und focht in den Schlachten bei Lützen, Bautzen und Dresden. In der Schlacht bei Leipzig wurde er 16. Oct. bei Möckern geschlagen und verwundet, vertheidigte aber am 18. und 19. die Vorstädte. Nach dem Rückzuge erhielt er mit Victor und Macdonald den Auftrag, den Rhein zu vertheidigen; allein die Übermacht der Verbündeten nöthigte ihn, sich im Jan. 1814 über die franz. Grenze zurückzuziehen. Er betheiligte sich mit Eifer an den Gefechten bei Brienne, Champ-Aubert, Montmirail und errang einige Vortheile über Blücher bei Meaux. Das Andringen der Verbündeten gegen die Hauptstadt nöthigte ihn endlich, sich mit seinem Corps unter die Mauern von Paris zu wenden. Der Kampf begann am Morgen des 29. März und endete gegen 4 Uhr Nachmittags, nachdem bereits die Unterhandlungen mit Bewilligung Joseph Bonaparte's eingeleitet waren. M. zog sich mit den Trümmern seines Corps am andern Tage auf der Straße von Essonne zurück und schloß, da aller Widerstand vergeblich, mit Barclay de Tolly einen Waffenstillstand. Napoleon, der noch im Sinne hatte, einen Versuch zur Wiedereroberung von Paris zu machen, sah sich nun freilich genöthigt, seine Abdankung zu unterzeichnen. Das Betragen M.'s unterlag heftigem Tadel, und die Bourbons überhäuften ihn mit Gunstbezeugungen. Der Kaiser nahm ihn jedoch bei der Rückkehr in der zu Lyon proclamirten allgemeinen Amnestie aus, sodaß er die Flucht ins Ausland ergreifen mußte. Während der Hundert Tage hielt er sich zu Aachen auf, und nach der zweiten Restauration gab ihm Ludwig XVIII. die schon 1814 ertheilte Pairswürde zurück und erhob ihn zum Generalmajor der Garde. Nachdem er 1817 die Unruhen zu Lyon unterdrückt, widmete er sich fortan dem Ackerbau und industriellen Unternehmungen. Im J. 1826 ging er zur Krönung des Kaisers Nikolaus als franz. Gesandter nach Rußland; nach der Rückkehr trat er wieder in das Privatleben zurück. Beim Ausbruche der Revolution von 1830 ertheilte ihm Karl X. 26. Juli den Befehl über die erste Militärdivision, und in dieser Stellung begann er am 27. den ungleichen Kampf gegen die bewaffnete Hauptstadt. Schon am 28. gerieth er durch Abfall und Mangel an Lebensmitteln in die bedrängteste Lage. (S. **Frankreich**.) Am Abend des 29. zog er sich mit 6000 Schweizern und einigen treu gebliebenen Bataillonen aus Paris zurück und wanderte hierauf in Begleitung des gestürzten Karl X. in das Ausland. Seitdem durchreiste er fast alle Länder Europas, seinen gewöhnlichen Aufenthalt zu Wien nehmend. Im J. 1852 versuchte er als Unterhändler die Fusion der franz. Legitimisten mit den Orléanisten zu Stande zu bringen und starb in diesen Bestrebungen 2. März 1852 ohne Nachkommen zu Venedig. Mit ihm stieg der letzte Marschall des ersten franz. Kaiserreichs ins Grab. Von seinen Reisebeschreibungen erschienen sechs Bände (Par. 1837 fg.). Außerdem ist zu erwähnen seine Schrift „Über den Geist des Militärwesens" (deutsch von Stäger von Waldburg, Berl. 1845).

**Marmontel** (Jean François), ein feiner franz. Stilist, geb. 11. Juli 1723 zu Bort im Limousin, wurde von seinem Vater, welcher Schneider war, für den Handelsstand bestimmt. Eigene Neigung trieb ihn aber zur geistlichen Laufbahn, für die er sich die nöthigen Kenntnisse in Toulouse erwarb. Nachdem er bereits die Tonsur genommen, nöthigten ihn Umstände, seine Laufbahn zu verändern. Einige Zeit hindurch sicherte er seine Existenz durch Unterricht; dann beschloß er, in Paris sich eine Stellung als Schriftsteller zu gründen, nachdem er in Toulouse

bereits einige poetische Triumphe gefeiert. Von Voltaire an angesehene Personen empfohlen, versuchte er sich in Paris zunächst als Theaterdichter. Er schrieb mehre Tragödien, z. B. „Denys le tyran" (1748), „Aristomènes", „Cléopâtre" u. s. w., welche nur mäßiges Glück machten. Mehr Erfolg hatten seine Opern. Aber sie verdankten denselben eigentlich den Componisten, wie Grétry, Rameau und Piccini, für welchen Letztern M. in dem Streite um den Werth der ital. Musik lebhaft Partei nahm. Nachdem es ihm längere Zeit nicht recht hatte gelingen wollen, festen Boden zu gewinnen, erhielt er durch Begünstigung der Pompadour das Secretariat des Bauwesens in Versailles. Glänzender wurde seine Lage, als er die Concession des „Mercure" erlangte, welche ihm jährlich mindestens 15000 Livres eindrachte. Indessen wurde sie ihm unter nichtigem Vorwande nach zwei Jahren entzogen, und er kam sogar eine Zeit lang in die Bastille. Seine in fast alle gebildeten Sprachen der Welt übersetzten „Contes moraux" (2 Bde., Par. 1761) sind eine Sammlung von Erzählungen, von denen ein Theil bereits im „Mercure" erschienen war. Bei allen ihren Vorzügen, von denen anspruchslose Zierlichkeit der vorzüglichste, sind sie doch von einer gewissen Monotonie nicht frei zu sprechen. Sein „Bélisaire" (Par. 1767), eine frostige Nachahmung des „Télémaque", erregte nur deshalb Aufsehen, weil die Sorbonne einige Sätze daraus als ketzerisch verdammte. Auch die „Incas, ou la déstruction du Pérou" (2 Bde., Par. 1777) sind in der Anlage dürftig, sowie in der Ausführung langweilig. Dagegen sind seine „Mémoires d'un père pour servir à l'instruction de ses enfants" für die Geschichte seiner Zeit und seines eigenen Lebens sehr lehrreich. Seine „Histoire de la régence du duc d'Orléans", welche er in seiner Eigenschaft als Historiograph von Frankreich (seit 1771) schrieb, genoß zwar bis zum Erscheinen des Werks von Lemontey (s. d.) großen Ruf, kann aber durchaus keinen Anspruch auf ein werthvolles Geschichtswerk machen. Seine philosophischen Schriften haben ebenfalls eine sehr untergeordnete Bedeutung, und nur seine ästhetischen Anläufe in der „Poétique française" (3 Bde., Par. 1763) verdienen genannt zu werden. In den „Éléments de littérature" (6 Bde., Par. 1787) erscheint er als ein verfeinerter Geistesverwandter von Laharpe, obgleich er sich theilweise wenigstens eine freiere Regung erlaubte. Überhaupt wagte M. Neuerungen, welche für einen Secretär der franz. Akademie, was er seit d'Alembert's Tode (1783) ward, fast keck genannt werden können. Beim Ausbruch der Französischen Revolution büßte er einen großen Theil seines Vermögens ein und zog sich auf eine kleine Besitzung im Dorfe Abbeville bei Evreux zurück, wo er 31. Dec. 1799 starb. Er selbst besorgte eine Ausgabe seiner „Oeuvres" (17 Bde., Par. 1786—87), an die sich seine „Oeuvres posthumes" (14 Bde.) anreihten; andere Ausgaben sind die von Coste (18 Bde., Par. 1819) und die „Oeuvres choisies" (12 Bde., Par. 1824). In den meisten dieser Sammlungen befindet sich das „Éloge de M." vom Abbé Morellet, seinem Verwandten.

**Marmor** nennt man diejenigen Varietäten des Kalksteins ohne Unterschied ihrer Farbe und ihrer sonstigen Beschaffenheit, welche so hart und so feinkörnig sind, daß sie polirt werden können. Daher gehören in diese Classe ebenso wol die Marmorarten und Lucullane der ältern Gebirgsformation als die einfarbigen und bunten Marmorarten der neuern. Um die verschiedenen Marmorarten in ein System zu bringen, hat man sie nach ihrer natürlichen Beschaffenheit in Classen getheilt. 1) Einfache Marmorarten, welche nur aus reinem oder nur mit Farbestoff versetztem Kalke bestehen. Dahin gehören: a) Der weiße Marmor, z. B. der gelblich-weiße parische, der feine pentelische, der koralitische, der von Lumi und der grauweiße vom Hymettus; der carrarische war schon im Alterthum berühmt und liefert noch jetzt das beste Bildhauermaterial. Außer Oberitalien, das am reichsten an weißem Marmor ist, findet man solchen noch in Griechenland, Frankreich, den Pyrenäen, Norwegen u. s. w. b) Der schwarze Marmor: nero antico, Lucullan, welcher in Belgien, in Deutschland u. s. w. gefunden wird. c) Der rothe Marmor: der braunrothe, schwarz punktirte rosso antico aus Ägypten, der marbre griotte aus Narbonne, der rosenrothe von Tirey und der rothe veronesische. d) Der gelbe Marmor: der numidische giallo antico und der florentinische Marmor. Der Varietäten, wo die Farben gemischt sind, existiren eine Unzahl, und man hat sie meist nur nach den Fundorten, bisweilen auch nach der vorherrschenden Farbe zu classificiren gesucht, z. B. mit weißem Grunde, mit schwarzem Grunde, mit blauem Grunde u. s. w. 2) Breccien, welche theils aus verschiedenfarbigen, durch die Marmormasse gleichsam zusammengekitteten Fragmenten bestehen, theils aus solchen Marmorn, welche nur durch Adern getheilt, aus Fragmenten zu bestehen scheinen (Pseudobreccien). Brocatello ist solcher Breccienmarmor, dessen Fragmente sehr klein sind. Außerdem classificirt man die Breccien nach den Farben, z. B. die violetta antica, scharfkantige weiße Fragmente mit violettem Bindemittel; breccia pavonazza, rothe Fragmente mit weißem

Grunde; Breccie von Moutiers, verschiedenfarbige Fragmente in violettem Grunde u. s. w. 3) **Zusammengesetzte Marmorarten**, welche nicht aus reinem Kalkstein bestehen, sondern andere Mineralien, z. B. Chlorit, Serpentin oder Talk u. s. w., in Bändern oder nestförmig eingesprengt enthalten, weswegen sie oft mit den Breccien große Ähnlichkeit haben. Unter den antiken Marmorarten erwähnen wir hier den verde antico, Kalk mit Serpentin. Der **Cipolin** ist weiß oder röthlich und mit Glimmer, Talk oder Chlorit gemengt, geflammt oder geadert. Namentlich sind Savoyen, Piemont, Corsica und die Pyrenäen reich an zusammengesetzten Marmorn. 4) Der **Muschel-** oder **Lumachellmarmor** enthält Schalthiergehäuse, entweder gedrängt oder vertheilt durch den Kalkstein als Bindemittel vereinigt. Der prachtvollste dieser Art ist der Marmor von Bleiberg in Kärnten, welcher opalisirt. Der Lumachell von Astrachan ist dunkelbraun mit orangefarbenen Muscheln; der sogenannte Leichentuchmarmor ist dunkelschwarz mit weißen Petrefacten. Auch gehört hierher eigentlich der rothe Brotatello von Tortosa. Zu figürlichen Bildhauerarbeiten verwendet man jetzt fast ohne Ausnahme nur weißen Marmor, während wir aus dem Alterthume Bildwerke von allen Arten haben. Zu Vasen und architektonischen Ornamenten aber und zu Bekleidungen von Wänden bedient man sich aller Arten und wählt nur nach einem geläuterten Geschmacke die für jeden einzelnen Gegenstand passendsten Farben und Varietäten. Ein sehr gutes Studium bieten in dieser Art die Prachtbauten der neuern Zeit in München und Berlin, wo man die verschiedenen Marmorarten in Wirklichkeit oder als Gypsmarmor mit ebenso viel Glück als Geschmack verwendet hat.

**Marmorchronik**, nach dem muthmaßlichen Fundorte auch Parischer und nach dem ersten Besitzer Arundelischer Marmor genannt, lat. Marmora Paria oder Arundeliana, auch Oxoniensia, heißt die um 263 oder 262 v. Chr. verfertigte und im 17. Jahrh. zu Paros, nach Andern zu Smyrna oder auf der Insel Zea wieder ausgegrabene Marmortafel, welche ein chronologisches Verzeichniß der Hauptbegebenheiten Griechenlands, besonders Athens, enthält und in unversehrtem Zustande einen Zeitraum von 1318 J. umfaßte, indem sie mit Cekrops (1582 v. Chr.) begann und mit dem J. 264 v. Chr. endigte. Dieses in einem ziemlich unleserlichen Bruchstücke, welches bis zum J. 354 v. Chr. reicht, erhaltene Denkmal, das einzige Originalwerk der Art aus dem Alterthume, wurde von dem engl. Grafen Thom. Arundel 1627 erkauft und zu London aufgestellt, von dessen Enkel aber, Henry Howard, 1667 der Universität zu Oxford geschenkt, wo es sich noch gegenwärtig befindet. Seitdem haben mehre Gelehrte, namentlich Selden, Humphrey Prideaux, Maittaire, Robertson und mit prachtvoller Ausstattung Rich. Chandler (Orf. 1763) dasselbe bekannt gemacht. Den gelungensten Versuch, dasselbe gründlich zu entziffern und zu erklären, machte Böckh im „Corpus inscriptionum Graecarum" (Bd. 2, Berl. 1843). Einige haben, obwol nicht mit zureichenden Gründen, an der Echtheit gezweifelt.

**Marne** (Matrŏna), ein rechter und der bedeutendste Nebenfluß der Seine, entspringt auf dem Plateau und nahe oberhalb von Langres im Depart. Ober-Marne, durchfließt die östliche und mittlere Champagne, dann die Landschaft Brie und einen Theil von Isle-de-France, und zwar zur Hälfte gegen Nordwesten über Chaumont, Joinville, St.-Dizier, Vitry, Châlons, dann in vielen Windungen gegen Westen über Epernay, Château-Thierry, La-Ferté-sous-Jouarre und Meaux und mündet bei Charenton, eine kleine Meile oberhalb Paris, nachdem sie auf ihrem fast 59 M. langen Laufe rechts den Rognon, den Ornain mit der Saux, links die Blaisse, Colle, Somme-Soude, den Petit-Morin und Grand-Morin aufgenommen. Schiffbar ist sie im Ganzen 42 M. weit, und zwar von St.-Dizier abwärts, aufwärts aber nur bis Châlons. Sie hat einen ziemlich reißenden Lauf, meist ein weites Bett, ein engeres von Epernay bis Château-Thierry, wo ein bis 800 F. aufsteigender Höhenzug ihr entgegentritt, und bleibt nur von kahlen, 2—300 F. hohen Felsrändern eingefaßt. Das Kanalsystem der Marne ist in neuester Zeit bedeutend erweitert worden. Schon seit 1825 führt der 12¾ M. lange Ourcqkanal von Paris aus der Seine längs der Marne und dem Ourcq nach La-Ferté-Milon. Der Seitenkanal der Marne, welcher 8⅗ M. weit von Châlons über Vitry nach St.-Dizier führt, ist erst 1847 eröffnet, ebenso der 7⅕ lange Marne-Aisnekanal, welcher oberhalb Epernay aus der Marne über Rheims in den Seitenkanal der Aisne führt. Ein noch wichtigeres Glied der ostfranz. Wasserstraßen ist aber der erst 1851 vollendete, 36 M. lange Marne-Rheinkanal, welcher die Seine mit den Strömen von Mittel- und Osteuropa verbindet. Derselbe geht von Vitry ostwärts über Bar-le-Duc, überschreitet und schneidet den Ornain, die Maas, Mosel, Meurthe, Saar u. s. w., berührt Toul, Nancy, Saarburg, Pfalzburg und mündet bei Straßburg in den Rhein, hat 4 Tunnel, 66 Schleußen, 3 große Kanalbrücken, 159 Wasserleitungen, 100 Verbindungsbrücken und 44 Stationsbuchten. Unter den Nebenkanälen, welche sich ihm

anschließen sollen, wird der wichtigste der Kohlenkanal sein, durch welchen der Kohlentransport von Saarbrücken in den Marne-Rheinkanal unterhalb Saarburg und zu der Paris-Strasburger Eisenbahn, die er ebenfalls berühren soll, ermöglicht werden wird. Von den fünf Departements, welche die Marne durchfließt, werden zwei ganz und eins, das Depart. Seine-Marne (s. d.), zum Theil nach ihr benannt.

Das Depart. Marne, eins der größten Frankreichs, aus dem mittlern Theile der Champagne bestehend, ist 149 ☐M. groß, zerfällt in die fünf Arrondissements Châlons-sur-Marne, Epernay, St.-Menehould, Rheims und Vitry-le-Français, hat zur Hauptstadt Châlons-sur-Marne (s. d.) und zählt 373300 E. Von der schiffbaren Marne und ihren genannten Zuflüssen, außer dem Durcq, sowie von der Aisne mit der Suippe und Vesle, im Süden auch von der schiffbaren Aube bewässert, besteht es zu zwei Drittheilen aus den weiten, einförmigen und unfruchtbaren Kalk- und Kreideflächen, welche die Champagne (s. d.) charakterisiren, größtentheils nur als Viehtriften benutzt werden und deren steppenähnliche Öde das Dasein der dichtgedrängten Reihen von Ortschaften in den meist von Wiesenflächen und Saatfeldern bedeckten Thalgründen der Flüsse und Bäche nicht vermuthen läßt. Erst bei Epernay beginnt eine abwechselndere, fruchtbarere und minder eintönige Landschaft. Zwischen Vitry und St.-Menehould, zwischen Montmirail und Epernay gibt es eine große Menge von Teichen, in den holzreichern Landstrichen im Osten und Westen auch mehre Moräste. Der Landmann, von einfachen Sitten und sehr auf sein Wohl bedacht, erzielt in Betracht der Kärglichkeit des Ackerbodens ziemlich reichliche Ernten von Getreide, besonders Roggen, von Rüben, Kohl, Hanf, Flachs, Ölgewächsen und Obst. Berühmt sind die Gemüse, Spargel und Melonen von Châlons. Den Hauptreichthum aber bildet die Cultur des Weinstocks, welcher, besonders um Epernay und Rheims, mit Sorgfalt betrieben, die edelsten Champagnerweine (s. d.) liefert. Der Anbau von Futterkräutern unterstützt die Viehzucht; nicht unwichtig ist auch die Bienenzucht und die Ausbeutung der Steinbrüche, in welchen unter andern die vortrefflichsten Mühlsteine gebrochen werden. Unter den acht Mineralquellen sind die von Sermaize die berühmtesten. Sehr lebhaft ist der Industriebetrieb, namentlich in Tuch, Kasimir, Flanell, Kaschmirshawls und andern Wollenwaaren, in Leinwand, Öl, Wachskerzen, Pfefferkuchen, Papier, Glas und Messerschmiedewaaren, in Weinessig- und Branntweinfabrikation. Einen besondern Ruf haben die unter dem Namen Terre de Champagne bekannten, selbst das heftigste Feuer aushaltenden Töpferwaaren. Diese und andere Fabrikate, namentlich aber die Champagnerweine bilden die Hauptgegenstände des Handels, welchem die Wasserstraßen und Eisenbahnen eine große Ausdehnung geben. — Das Depart. Ober-Marne (Haute-Marne), aus der südöstlichsten Champagne und einem kleinen Theile von Burgund zusammengesetzt, ist 114 ☐M. groß, zerfällt in die drei Arrondissements Chaumont, Langres und Vassy, hat zur Hauptstadt Chaumont und zählt 268400 E. Den südlichsten Theil erfüllt das Plateau von Langres, dessen breiter, höchstens 1500 F. aufsteigender Scheitel die Wasserscheide zwischen dem Seine- und Rheingebiet einer- und dem Rhônegebiet andererseits bildet, indem auf ihm hier die Aube, Marne und Maas, sowie mehre Zuflüsse der Saône entstehen. Nur die Marne, der Hauptfluß des Landes, ist fahrbar, aber auch diese nur 1¼ M. weit, von St.-Dizier bis zur Nordgrenze. Die Oberfläche bietet einen lieblichen Wechsel von schönen Thälern, fruchtbaren Ebenen, rebenbepflanzten Hügeln, ausgedehnten Viehtriften und Wiesen, waldreichen Bergen, hier und da von nackten, unfruchtbaren Felsmassen unterbrochen, dar. Das Klima ist gemäßigt, die Luft rein; Gewitter, Nachtfröste und die Überschwemmungen der Marne richten nicht selten beträchtlichen Schaden an. Die kalkige Felsunterlage des Bodens ist mit einer bald mehr, bald weniger dicken Ackerkrume bedeckt, welche, wo es nur angeht, fleißig bebaut ist und reichlich Getreide, viel Wein, auch Hülsenfrüchte, Raps, Senf und Obst trägt. Die Rinder-, Schaf-, Geflügel- und Bienenzucht ist nicht unbedeutend, und an Waldungen ist das Departement eins der reichsten Frankreichs. Das Mineralreich liefert Eisen in großer Menge, treffliche Bau-, Feuer- und Mühlsteine. Von den Mineralquellen sind die zu Bourbonne-les-Bains (s. d.) die namhaftesten. Die Industrie erstreckt sich außer dem sehr lebhaften Eisenhüttenbetrieb auf Anfertigung von Wollen- und Strumpfwaaren, von Leder, Handschuhen, Wachs. Besonders ausgedehnt aber ist die Fabrikation von Messerschmiedewaaren. Durch diese ist hauptsächlich Langres berühmt, als ihr Mittelpunkt aber gilt das Städtchen Nogent-le-Roi, in dessen Umkreis mehr als 100 Dörfer damit beschäftigt sind. Diese Fabrikate, sowie Getreide, Wein, Honig, Wachs, Eisen, Bauholz und Breter bilden die Hauptgegenstände des Handels, der hier, obgleich er in keinem Departement weniger durch schiffbare Wasserstraßen begünstigt ist, sehr lebhaft ist.

**Marnix** (Philipp van), Herr von Mont Ste.-Aldegonde, einer der berühmtesten Männer des 16. Jahrh., geb. zu Brüssel 1538, studirte in Genf und trat dann in niederl. Kriegsdienste. Der Aufstand der Niederländer 1565 fand an ihm die thätigste Förderung und Unterstützung; auch entwarf er die sogenannte Compromißacte, die, die Glaubens-, Cultus- und Gewissensfreiheit der Niederländer wahrend, besonders gegen die Einführung der Inquisition gerichtet war. Die Theilnehmer an derselben, der Herzog Ludwig von Nassau und Heinrich von Brederode an ihrer Spitze, gelobten einander mit Leib und Vermögen beizustehen. Die Statthalterin Margaretha von Parma verwarf aber die ihr 5. April 1566 überreichte Acte. Nachdem Alba 1567 gelandet, entfloh M. mit den Anhängern des Prinzen Wilhelm von Oranien (s. d.) nach Deutschland. Mit Letzterm kehrte er 1572 nach den Niederlanden zurück. In demselben Jahre sendete ihn der Prinz zu der ersten Ständeversammlung in Dorbrecht; dann war er Militärcommandant von mehren Plätzen. Bei der Einnahme von Maaslandssluys fiel er 1573 in span. Gefangenschaft, kam aber 1574 wieder in Freiheit. Hierauf leitete er als Bevollmächtigter die Unterhandlungen der Republik mit den Höfen zu Paris, London und 1577 auf dem Reichstage zu Worms. Er war sehr thätig bei der Begründung der Universität zu Leyden, sowie 1576 beim Abschlusse des Genter Vertrags, wo sich die Provinzen dem offenen Aufstande Hollands und Seelands anschlossen. Im J. 1584 wurde er Bürgermeister von Antwerpen, das er 13 Monate lang gegen den Prinzen von Parma vertheidigte, 1585 aber an die Spanier übergab. Die Mishelligkeiten, in die er deshalb sich verwickelt sah, veranlaßten ihn, von den öffentlichen Angelegenheiten sich zurückzuziehen, und erst 1590 ging er wieder als Gesandter nach Paris. Hierauf lebte er in Leyden, wo er im Auftrag der Staaten die hebr. Bibel ins Holländische übersetzte und 1598 starb.

**Marode** heißt im Allgemeinen ermattet, erschöpft; Soldaten nennt man so, wenn sie durch die Anstrengungen des Dienstes, Märsche u. s. w. entkräftet sind, sodaß sie nicht mehr Reihe und Glied halten können. Solche Nachzügler heißen dann Marodeurs, ihr Umhertreiben wird Marodiren genannt, womit im Kriege gewöhnlich Excesse, Erpressungen und Gewaltthätigkeiten gegen die Einwohner verbunden sind. Diese Ausdrücke schreiben sich von dem Corps des Generals Merode im Dreißigjährigen Kriege her, welches wegen Zuchtlosigkeit so verrufen war, daß man bald alle Nachzügler und auf Plünderung streifenden Soldaten „Merodebrüder" nannte, wovon die obigen Ableitungen entstanden sind. Das Marodiren muß durch eine gute Marschdisciplin auf die strengste Weise verhindert werden, weil es jede Truppe, wo es einreißt, mit Auflösung bedroht.

**Marokko** oder das Sultanat **Moghrib-ul-Aksá**, d. h. der äußerste Westen, der nordwestlichste Theil Afrikas, zwischen 30—36° n. Br. und 6—17° ö. L. gelegen, wird im N. und W. auf einer Strecke von 180 M. von dem Mittelmeere, der Straße von Gibraltar und dem Atlantischen Ocean, im S. von dem Staate des Sidi-Hedscham im Lande Sus (s. d.) und der Wüste Sahara, im O. von Algier und dem Steppenlande Biledulgerid begrenzt. Das Reich würde in dieser Begrenzung einen Flächeninhalt von 10500 QM., also etwa ein Areal wie Spanien und Portugal zusammen einnehmen; doch beträgt das jetzige politische Gebiet desselben schwerlich mehr als ein Drittel des angegebenen Flächenraums, da die zinspflichtige Bevölkerung nomadisirender Araber- und Berberstämme, welche stets nach der Macht und Thatkraft der marokk. Herrscher sich veränderte, jetzt besonders im Süden deren Herrschaft meist nur nominell anerkennt und nur geringen Theils Tribut zahlt. Der Atlas (s. d.), der hier seinen höchsten Gipfel, den 10700 F. hohen Miltsin hat, durchzieht das Land M. in der Richtung von Südwesten nach Nordosten, dasselbe in eine nordwestliche und eine südöstliche Hälfte scheidend und Seitenarme nach beiden Seiten aussendend, die an der Küste viele Vorgebirge bilden, von denen das Cap Spartel, die nordwestlichste Spitze Afrikas am Westeingange der Straße von Gibraltar, hervorzuheben ist. Trotz der großen Küstenausdehnung besitzt das Land nur wenige und meist schlechte Rheden und Häfen. Der Boden, der sich vom Atlas nach beiden Seiten zu abdacht, bietet allen Stufenwechsel vom Hochgebirge in der Mitte bis zur Ebene auf den beiden Seiten an der Küste und am Rande der Wüste und ist im größten Theile, vorzüglich auf der Nordwestseite, fruchtbar und anbaufähig. Die vielen Flüsse, die der Atlas nach beiden Seiten entsendet, sind meist unbedeutend und nicht schiffbar; am ansehnlichsten sind die 87 M. lange Maluiah oder Mulvia, die sich in das Mittelländische Meer, der Sedu, die Morbeja, der Tensift, Sus und der nur in seinem obern Laufe hierhergehörige 175 M. lange Drah, die sich in den Atlantischen Ocean, und Ghir, Ziz und Tafilelt, die sich in die Wüste verlieren. Klima und Producte hat das Land im Allgemeinen mit der Berberei (s. d.) gemein. Dasselbe gilt von der Be-

völkerung, die wahrscheinlich gegen 8¾ Mill. beträgt; denn wie in der Berberei überhaupt, besteht diese auch in M. aus berberischen Ureinwohnern (Kabylen), hier Amazirghen und Schellöchen genannt und etwa 3¾ Mill. Seelen zählend; ferner aus Mauren (s. d.), Beduinen (s. d.), die zusammen etwa 4¼ Mill. zählen; dann aus Juden, als Sklaven eingeführten Negern und endlich sehr wenigen Europäern. Die Bildung des Volkes, sowie seine Thätigkeit, sowol in Beziehung auf Ackerbau wie auf technische Gewerbe, steht auf einer sehr niedrigen Stufe. Am gebildetsten sind die Mauren, während manche Stämme der Amazirghen fast in dem Zustande völliger Wildheit leben. Bis auf die Juden (über ⅓ Mill.) und die wenigen Europäer bekennt sich die ganze Bevölkerung mit Eifer zum Islam. Ackerbau und Viehzucht sind die Hauptbeschäftigung. Bedeutender als der Gewerbfleiß, der sich nur in der Verfertigung von Mützen, feinen Seidenwebereien und feinem Leder, das daher den Namen Maroquin führt, auszeichnet, ist der Handel, der theils als ansehnlicher Karavanenhandel mit dem innern Afrika, theils als Seehandel mit Europa in den Hafenplätzen, theils als Levantehandel durch die Pilger nach Mekka geführt wird. Für 1 Mill. Piaster nach dem Sudan geführter Waaren bringen die Karavanen, deren jährlich sechs abgehen, für etwa 10 Mill. Piaster an Waaren zurück, die dann in den Küstenländern durch den weitern Handel verbreitet werden. Die Gesammtausfuhr nach Europa wird auf 2 Mill. Piaster geschätzt, wozu M. selbst nur neun Zehntel beisteuert, der Rest auf Sudanproducte kommt. Die Einfuhr aus Europa beträgt dagegen nur 750000 Piaster; der Zollsatz hängt von den Launen des Sultans ab und ist fast in jedem Hafen verschieden. Der Levantehandel wird seit der franz. Besetzung Algeriens immer mehr Seehandel. Die Staatsverfassung ist rein despotisch; der Titel des Herrschers, den die Europäer gewöhnlich Kaiser, die Mauren Sultan nennen, ist Emir-ul-Mumenin, d. i. Fürst der Gläubigen, und Khalifet-Allah-fi-chalkihi, d. i. Statthalter Gottes auf Erden. Der ganze Staat zerfällt in zwei natürliche, vom Atlas getrennte Hälften, deren nordwestliche, der Mauritania Tingitana der Alten entsprechend, von Norden her durch die Reiche Fez (s. d.) und M. im engern Sinne, mit der Provinz Sus, deren südöstliche aber, die Gätulia der Alten, von den Provinzen Tafilelt, Sedschelmesa und Darah gebildet wird. Politisch sind die beiden Reiche Fez und M. in 28 Bezirke getheilt, die durch Paschas und Kaids regiert werden. Das Tafilelt steht unter zwei Kaids; die übrigen Theile des Reichs aber, besonders die Amazirghenstämme im Innern des Atlas, unter fast unabhängigen Häuptlingen, welche die Gewalt eines Großscheikhs, als Hauptes aller Amazirghen und Schellöchen, anerkennen, dem Sultan aber kaum einen geringen Tribut entrichten und durch häufige Empörungen jede geordnete Regierung unmöglich machen. Die Verwaltung der einzelnen Provinzen ist, wie die Centralregierung, ganz orientalisch. Die Staatseinkünfte werden auf jährlich 2½ Mill. span. Piaster, die Ausgaben auf 1 Mill. angegeben, sodaß ein bedeutender Überschuß im Schatze verbleibt, der ein persönliches Eigenthum des Sultans ist und in einem besonders dazu gebauten Schatzhaus zu Meknäs aufbewahrt wird. Das regelmäßige Heer zählt nur etwa 15—20000 Mann und besteht meist aus schwarzen Sklaven; in Kriegszeiten dagegen wird in den Provinzen noch ein besonderes Aufgebot von Milizen, der Gum, ausgehoben, das sich auf 80—100000 Mann belaufen kann. Das Seewesen M.s war früher bedeutend, und die marokkan. Piraten machten sich im 16. und 17. Jahrh. allen europ. Seemächten, vorzüglich aber Spanien, furchtbar. Nach und nach wußten sich die größern Seemächte durch Gewalt oder Verträge gegen diese Gewaltthätigkeiten sicher zu stellen, die kleinern aber blieben M. bis auf die neuere Zeit entweder preisgegeben oder tributär. Dieses Verhältniß gab noch 1829 und 1830 zu einer kriegerischen Expedition Östreichs nach den marokkan. Küstenstädten Veranlassung und hat sich erst in neuester Zeit in Folge der Siege der Franzosen gänzlich geändert. Jetzt ist das Seewesen M.s gänzlich heruntergekommen und der Sultan hat nur noch einige unbedeutende Schiffe. Die bedeutendsten Städte des marokkan. Reichs sind Fez, Meknäs, Tetuan, Tanger, Teza, El-Arisch und Saleh im Reiche Fez; im Reiche M. im engern Sinne: Marokko, eigentlich Marakesch oder Marakesch, die Hauptstadt des ganzen Reichs und die erste Residenz des Sultans, auf einer weiten Hochebene zwischen dem Atlas und dem Flusse Tensift gelegen. Sie wurde 1052, vielleicht an der Stelle des alten Bocanum Hemerum, gegründet, zählte im 12. Jahrh. 100000 Häuser und 700000 E., ist aber jetzt so herabgekommen, daß sie kaum gegen 50000 E. hat. Zwar haben die starken, 30 F. hohen und mit unzähligen Wachtthürmen versehenen Mauern noch zwei M. im Umfang, aber innerhalb derselben gibt es eine Menge öder Plätze und verfallener Gebäude. Die Moscheen, von denen die im 12. Jahrh. erbaute El-Kolubia mit ihrem 220 F. hohen Thurme die merkwürdigste ist, sind zahlreich und zum Theil sehr schön. Der Palast des

Sultans, aus mehren Gebäuden bestehend, ist von prächtiger Bauart, liegt außerhalb der Stadt und ist mit einer starken Mauer umgeben, die einen Umfang von 1½ St. hat. Handel und Verkehr, sowie die Lederbereitung sind noch ziemlich beträchtlich. Die Luft ist rein, die Stadt gut bewässert, aber schmutzig und in winkeligen, engen Straßen ganz nach der gewöhnlichen oriental. Art gebaut. Für die Aussätzigen gibt es eine besondere Vorstadt. **Mogador**, mit 10000 E., von den Eingeborenen Suerah genannt, wurde erst 1760 gegründet, auf Befehl des Sultans Sidi-Mohammed, der einen Centralpunkt des Handels daraus machen wollte. Die Stadt ist regelmäßig am Rande einer kleinen Sandwüste gebaut, hat ziemlich starke Festungswerke, die aber durch die letzte Beschießung sehr gelitten haben, und einen nicht sehr tiefen, aber sichern Hafen, der durch eine Insel gebildet wird, welche die Franzosen eine Zeit lang nach der letzten Beschießung besetzt hielten. Der Handel ist noch immer von Wichtigkeit. **Tarudant**, eine der ältesten Städte des Reichs, von Amazirghen gegründet, zählt 22000 E. und ist wegen ihrer Färbereien, Gerbereien und Salpeterfabriken berühmt. In den Provinzen südöstlich vom Atlas ist nur **Tafilelt** anzuführen, eine Gruppe von befestigten Gebäuden und Dörfern an beiden Ufern des Ziz, mit 10000 E., die einen bedeutenden Karavanenhandel mit dem Innern Afrikas treiben.

Die Geschichte M.s ist bis zum Ende des 15. Jahrh. eng mit der der ganzen Berberei (s. d.) verbunden. Um diese Zeit wurden die Meriniden von den Sanditen gestürzt, denen im Anfange des 16. Jahrh. die Scherife von Tafilelt folgten, unter welchen trotz der innern Thronstreitigkeiten und oriental. Gräuel gegen das Ende des 16. Jahrh. das Reich blühend wurde und seine größte Ausdehnung erreichte, indem es den westlichen Theil von Algerien umfaßte und im Süden bis Guinea reichte. Unter ihnen wurden auch die Portugiesen aus ihren Besitzungen vertrieben und König Sebastian (s. d.) geschlagen. Nach dem Tode Ahmed's, des mächtigsten der Scherifs, um 1603, zerfiel das Reich durch die fortwährenden innern Kämpfe unter seinen Nachfolgern immer mehr, sodaß es dem Mulei-Scherif, einem Nachkommen Ali's und der Fatime, leicht wurde, die Dynastie der ersten Scherife um die Mitte des 17. Jahrh. zu stürzen und die der zweiten, welche jetzt noch regiert, auch die Dynastie der Aliden oder Hoseini genannt, zu begründen. Der berüchtigtste Herrscher dieser Dynastie war **Mulei-Ismail**, der von 1672—1727, zwar nicht ohne Glanz nach außen, indem er Tanger und El-Arisch den Spaniern abnahm, aber im Innern als der größte Wüthrich regierte. Er hatte nacheinander gegen 8000 Frauen und zeugte 825 Söhne und 342 Töchter. Unter seinen Nachfolgern herrschten innere Kriege und Thronstreitigkeiten, die das Land immer mehr in Verfall brachten, bis die Regierung Mulei-Sidi-Mohammed's (1757—89) eintrat, die sich durch Milde und das Bestreben, europ. Cultur den Eingang zu verschaffen, auszeichnete. Nach Mohammed's Tode begann wieder die alte Barbarei. Erst unter dem Sultan Mulei-Soliman (1794—1822) begann theilweise ein besserer Zustand. Ihm folgte 1822 der jetzt regierende Sultan Mulei-Abderrahman, geb. 1778, dem es gleich nach seinem Regierungsantritt gelang, der Empörung der Gebirgsstämme ein Ende zu machen. Übrigens zeigte er sich im Ganzen mild und als Freund des Friedens nach innen wie nach außen. Dennoch ward gerade unter ihm das Reich durch Kriege und innere Vorgänge in die größte Gefahr versetzt. Die Ursache davon lag in der Besitznahme Algiers (s. d.) durch die Franzosen und in den Conflicten, in die der Sultan dadurch auf der einen Seite mit den Franzosen selbst, auf der andern mit den fanatischen, durch Abd-el-Kader (s. d.) aufgewiegelten Volksstämmen seines eigenen Landes gerieth. Schon 1830—32 wäre es beinahe wegen des Sultans Versuche, einen Theil der algier. Provinz Oran an sich zu reißen, zu einem Krieg mit Frankreich gekommen, der damals noch durch das entschiedene Auftreten Frankreichs verhindert wurde. Indessen dauerte die Spannung zwischen Frankreich und M., das Abd-el-Kader als Rückhalt und Stütze diente, fort und steigerte sich endlich zu offener Feindseligkeit, als Abd-el-Kader, durch die Strategie und Siege Bugeaud's (s. d.) aufs äußerste gedrängt, sich auf marokkan. Gebiet zurückzog, wo er offen von der Bevölkerung unterstützt wurde und ein bedeutendes Heer sammelte. Eine Armee, welche der Sultan von M. hierauf an der algier. Grenze versammelte, begann eigenmächtig, statt den Reclamationen der Franzosen Genugthuung zu verschaffen, gegen Ende Mai 1844 selbst die ersten Feindseligkeiten gegen dieselben, sodaß der förmliche Krieg alsbald ausbrach. Eine franz. Flotte unter dem Prinzen von Joinville bombardirte Tanger 6. Aug. 1844, Mogador 15. Aug., und ein Landheer unter Marschall Bugeaud überschritt die marokkan. Grenze und schlug das große marokkan. Heer unter dem Befehle eines Sohnes des Sultans 14. Aug. 1844 in der Schlacht beim Flusse Isly aufs Haupt. Das ganze marokkan. Lager fiel in die Hände der Sieger. Der nun 10. Sept. 1844 zu Tanger abgeschlossene Friedensvertrag erklärte Abd-el-Kader außer dem Gesetze und er-

kannte die alten Grenzen M.s gegen Algier an. Es zeigte sich indessen bald, daß der Sultan von M. nicht die Macht besaß, die im Vertrage gethanen Versprechungen zu erfüllen. Ja er mußte seine fanatisirten Völker und Abd-el-Kader, der es auf des Sultans Sturz und die Gründung eines eigenen Reichs in M. abgesehen hatte, mehr fürchten als die Franzosen. Abd-el-Kader trat schon im Oct. 1845 wieder kampffertig auf, wozu er allein die Mittel aus M. zog. Während des Streits mit Frankreich sah sich auch der Sultan in Händel mit Spanien und den skandinav. Staaten verwickelt. Die Differenzen mit Spanien, die in Folge der Ermordung des span. Consularagenten Darmon entsprangen, wurden indessen durch Englands Vermittelung in dem 4. Sept. 1844 zu Madrid ratificirten Frieden beigelegt. Der Zwiespalt mit Dänemark und Schweden, welche fortan den bisher an M. bezahlten Tribut verweigerten, fand unter Frankreichs und Englands Vermitteiung dadurch seine Erledigung, daß der Sultan auf jeden fernern Tribut (5. April 1845) Verzicht leistete. Am 6. April kehrte auch der franz. Consul wieder nach Tanger zurück, nachdem bereits 18. März die Grenze M.s gegen Algerien festgestellt war. Dieselbe wird hiernach durch eine Linie gebildet, die östlich von der marokkan. Oase Figuig beginnt, die große Angad-Wüste durchschneidet, östlich von der marokkan. Grenzstadt Udscha vorbeizieht und dann sieben M. von dem franz. Posten Dschema-Ghazouat das Mittelmeer erreicht. Da jedoch der Sultan unter mancherlei Vorwänden die Vollziehung des Vertrags verweigerte, erschienen abermals drei franz. Kriegsschiffe vor Tanger, welche endlich die Ratification erzwangen. Inzwischen siedelte Abd-el-Kader die algier. Stämme nach M. über und foderte dies Land von neuem zu einem heiligen Kriege auf, sodaß die Franzosen abermals mit Überschreitung der marokkan. Grenze drohten. Der Sultan sah sich dadurch genöthigt, gegen Abd-el-Kader eine bedeutende Truppenmacht aufzubringen und diejenigen Statthalter, welche bisher dem Emir Vorschub geleistet, abzusetzen. Gleichwol erhoben sich 1846 die marokkan. Grenzstämme für den Emir und begannen willkürlich die Feindseligkeiten gegen die Franzosen, während der Sultan außer Stande war, sich Gehorsam zu verschaffen. Abd-el-Kader wandte sich jetzt offen gegen den Sultan und dessen Herrschaft. Er wurde zwar von Udscha, welches er angriff, durch den dortigen Kadi zurückgeschlagen; als aber die marokkan. Truppen unter dem Prinzen Muley-Soliman der Stadt zur Hülfe herbeigeführt wurden, weigerten sie sich, gegen den Emir zu kämpfen. So bedrängt, rief der Sultan die Hülfe Frankreichs an, obschon sein Verhalten immer zweideutig blieb. Im J. 1847 machten die nördlichen und östlichen Provinzen mit Abd-el-Kader völlig gemeinschaftliche Sache. Im Sommer erlitten die Truppen des Sultans sogar zwei Niederlagen, und Abd-el-Kader eroberte die marokkan. Stadt Teza und bedrohte die franz. Provinz Oran. Da entschloß sich Frankreich im September zu einer nachdrücklichen Intervention in M., und von nun an wandte sich das Glück plötzlich von Abd-el-Kader. Die mächtigsten Stämme der Beni-Amer und der Haschem wurden bei Fez von dem Prinzen Sidi-Mohammed aufgerieben, die aufrührerischen Grenzstämme vom Sultan unterworfen, der Emir selbst zurückgedrängt, auf der andern Seite aber von den Franzosen unter Lamoricière so eingeschlossen, daß er sich 22. Dec. 1847 den Franzosen ergab. Jetzt hatte M. auf einige Zeit Ruhe gegen außen. Aber schon 1849 begannen neue Mishelligkeiten mit Frankreich, welche zunächst veranlaßt wurden durch mehre dem franz. Geschäftsträger Roche zugefügte Beleidigungen, sowie durch die Gefangennehmung und Mishandlung eines franz. Kuriers. Im October war der Zwiespalt bereits so weit gediehen, daß der Consul alle Verhandlungen mit der marokkan. Regierung abbrach und das Land verließ. Das Erscheinen der franz. Fregatte Pomone bewog jedoch den Sultan Genugthuung zu leisten, und der Friede war gegen Ende des Jahres wieder gesichert. Im Anfang des J. 1850 litt M. in Folge ungewöhnlicher Dürre an Hungersnoth und gänzlicher Stockung des Handels. Überdies erregte der Sultan, indem er den Handel mit Häuten zum Monopol für sich machen wollte, einen weit verbreiteten Aufstand, den ein Neffe des Sultans zu dessen Entthronung zu benutzen suchte. Kaum waren diese Unruhen unterdrückt, als neue Differenzen mit Frankreich wegen der Plünderung eines an der marokkan. Küste gescheiterten franz. Schiffes ausbrachen. Der Sultan versagte, wie gewöhnlich, Genugthuung, sodaß der Contreadmiral Dubourdieu 25. Nov. 1851 mit einem bedeutenden Geschwader vor der Stadt Saleh erschien und dieselbe bei fortgesetzter Renitenz der dortigen Behörde am folgenden Tage heftig beschoß. Hierauf wandte sich derselbe nach Tanger, um die Foderungen des franz. Geschäftsträgers zu unterstützen, worauf denn auch Genugthuung gewährt und die Zerwürfnisse 23. März 1852 gänzlich beigelegt wurden. Vgl. Gråberg von Hemsö, „Specchio geografico e statistico dell' imperio di M." (Genua 1834; deutsch von Reumont, Stuttg. 1833); Calderon, „Cuadro geografico, estadistico, historico, politico del imperio de Marruecos" (Madr. 1844); Renou,

„Description géographique de l'empire de Maroc" (Par. 1846); Augustin, „M. in seinen geographischen, historischen, religiösen, politischen, militärischen und gesellschaftlichen Zuständen Nach eigener Anschauung geschildert" (Pesth 1845).

**Maronen**, s. Kastanien.

**Maroniten** ist der Name einer christlichen Sekte in Syrien, welche in Folge der monothe-letischen Streitigkeiten entstand. Als nämlich die Monotheleten (s. d.) nach einem flüchtigen Siege unter der Regierung des Philippikus Bardanes (711—13) seit der Thronbesteigung Anastasius' II. allgemein verworfen wurden, erhielten sich Überreste von ihnen auf dem Libanon am Kloster des heil. Maro oder Marôn, eines Abtes im 6. Jahrh. Sie wählten sich den Mönch Johannes Maro zum Oberhaupte, mit dem Titel Patriarch von Antiochien, und wußten als ein streitbarer Volksstamm auch unter der Herrschaft des Islam ihre politische wie kirchliche Selbständigkeit zu vertheidigen und sie bis in die neueste Zeit gegen Erlegung eines Tributs an die türk. Oberherrschaft zu behaupten. Ihr jetziger Hauptsitz ist das von ihnen fast ganz allein bewohnte Kesrawân, ein District Syriens, welchen der Nahr el-Kelb (Lycus) von dem Bezirk Metn im Süden trennt und im Norden der District Jebeil begrenzt. Sie bewohnen aber auch den Libanon mehr oder weniger seiner ganzen Ausdehnung nach, von seinem nördlichen Ende oberhalb Tripolis bis in die Gegend von Safed, und finden sich gleichfalls in Städten und großen Marktflecken nördlich bis nach Aleppo und südlich bis nach Nazareth hin. Die politische Verfassung der Maroniten ist die eines militärischen Freistaats. Von alten Gewohnheitsrechten regiert, leben sie in ihren Bergen vom Ackerbau und dem Ertrage des Weinstocks und Maulbeerbaums. An Einfalt der Sitten, Mäßigkeit und Gastfreiheit gleichen sie den alten Arabern. Auch gilt unter ihnen noch die Blutrache, und zum Zeichen ihres Adels tragen sie den grünen Turban. Für ihren syr. Ursprung spricht, daß ihre Kirchensprache ganz syrisch ist. Wiewol sich die Maroniten bereits 1182, dann wieder 1445 dem Papste unterwarfen, 1736 die Beschlüsse der Tridentiner Kirchenversammlung annahmen und sehr große Anhänglichkeit an den röm. Stuhl, sowie unbedingten Gehorsam gegen ihre Priester bewiesen, halten sie doch auf ihre eigene Kircheneinrichtung und Gebräuche, die in der europ. päpstlichen Kirche nicht geduldet sind. Sie folgen dem abendländ.. Kalender, beobachten dieselben Fastengesetze wie die kath. Kirche in Europa und feiern jetzt das Sacrament des Abendmahls auf dieselbe Weise, verehren indessen einige ihnen eigenthümliche Heilige, namentlich ihren sonst nicht anerkannten Schutzheiligen Mâr Marôn. Jeder Candidat des Predigtamts, welcher nicht schon durch ein Gelübde der Keuschheit gebunden ist, kann vor der Ordination heirathen, sodaß die meisten ihrer Pfarrgeistlichen verehelicht sind. Ihr Oberhaupt nennt sich noch jetzt Patriarch von Antiochien, wohnt aber in dem angeblich von Theodosius d. Gr. erbauten Kloster Kanôbin auf dem Libanon und legt dem Papste alle zehn Jahre Rechenschaft von dem Zustande der maronit. Kirche ab. Unter ihm stehen die zahlreichen Bischöfe und übrigen Geistlichen, die in sieben Graden aufsteigen. Überall im Libanon gibt es maronit. Mönchs- und Nonnenklöster, die der angeblichen Regel des heil. Antonius folgen. Zur Bildung der Geistlichen besteht seit 1584 ein maronit. Collegium zu Rom; auch hat der Patriarch zu 'Ain Warkah in Kesrawân für dieselben eine Schule errichtet, welche einen höhern Standpunkt einnimmt als irgend ein anderes ähnliches Institut in Syrien. Man studirt daselbst die arab. Muttersprache, Syrisch, Lateinisch und Italienisch. Sodann besteht eine maronit. Druckerei in dem Kloster Kasheiya (unweit von Kanôbin), wo ihre Kirchenbücher in syr. Sprache gedruckt werden. Unversöhnliche Feinde der Maroniten sind die in den Nachbardistricten wohnenden Drusen (s. d.). Nachdem eine Zeit lang durch den Übertritt der herrschenden Emirfamilie, der Beny-Schihâb, vom Mohammedanismus zu dem maronit. Glauben die Maroniten bedeutendes Übergewicht über die an Zahl schwächern Drusen erhalten hatten, ist nach dem Sturze des langjährigen Beherrschers des Libanon, Emir-Beschir, 1840 das Verhältniß ein ungünstigeres geworden, und die Maroniten haben viel zu leiden gehabt. (S. Libanon.)

**Marons, Maruns** oder Maron-Neger heißen die im Innern des niederl. Antheils von Guiana in Südamerika lebenden entlaufenen Neger und deren Nachkommen, welche einige als unabhängig anerkannte kleine Staaten oder doch geschlossene Verbindungen bilden. — Marons ist auch der Name der zum Aufsuchen der Verunglückten besonders abgerichteten Spürhunde des Hospitiums auf dem Großen St.-Bernhard (s. d.) in den Penninischen Alpen. Ihrer bedienen sich die Marouniers oder Diener des Hospitiums zur Rettung der in Gefahr schwebenden Reisenden. Einer dieser Marons, Barry genannt, rettete allein 70 Reisenden das Leben.

**Maroquin**, s. Corduan.

**Maros**, siebenbürg. Fluß, entspringt hart an der moldauischen Grenze im csiker Stuhle des Szeklerlandes und richtet, nachdem er nächst mehren kleinern auch den Aranyosfluß und die beiden Kokelflüsse aufgenommen, seinen Lauf nach Ungarn, wo er Arad und Csanád vom Banat trennt und sich bei Szegedin in die Theiß ergießt. Er wird bei Karlsburg schiffbar und ist von bedeutender Wichtigkeit für den Handel, da er bei dem schlechten Stande der Landstraßen fast die einzige Verkehrsstraße zwischen einigen siebenbürg. und den südöstlichen ungar. Comitaten bildet. Namentlich wird er zum Transport des Salzes und Bauholzes stark benutzt. An seinen Ufern sind hier und da Goldwäschen; doch bleibt die Ausbeute gering. Unter den an der Maros gelegenen Orten ist der bedeutendste Maros-Vásárhely, ein Marktflecken mit 10000 E., lebhaftem Handel, einer alten Festung, einem Steinsalzbergwerk, einer Goldwäsche, einem sehr tüchtigen ref. Collegium, einer öffentlichen Bibliothek und Mineraliensammlung.

**Marot** (Clément), franz. Dichter, wurde 1495 zu Cahors geboren. Sein Vater **Jean M.** (geb. 1463 zu Mathieu, gest. 1523 als Kammerdiener König Franz' I.), machte sich auch als Dichter, namentlich durch sein „Doctrinal des princesses" bekannt. Der Vater selbst, der nicht von strengen Sitten war, legte bei seinem talentvollen Sohne den Grund zu einer Frivolität, welche diesen in den Strudel eines wechselvollen Lebens riß. M. erhielt zuerst eine Stelle unter den Pagen der Margarethe von Valois, mit der er später ein zartes Verhältniß unterhalten haben soll, und trat dann ebenfalls als Kammerdiener in Franz' I. Dienste, dessen Gunst er sich durch das Gedicht „Le temple de Cupidon" erwarb. Er begleitete seinen Herrn auf mehren Kriegszügen und wurde, an der Seite desselben tapfer fechtend, bei Pavia gefangen. Indessen durfte er während der Gefangenschaft Franz' I. zu Madrid nach Paris zurückkehren. Sein poetisches Talent und sein froher Lebensmuth ließen ihn viel Glück bei den Frauen am Hofe finden. Auch mit Diana von Poitiers stand er in einem Verhältniß; sie suchte nachher aus Groll die Verfolgungen der Geistlichkeit gegen M. zu entfesseln. Auf Anstiften des Inquisitors Jean Bouchard wurde M. gefangen gesetzt; aber selbst im Kerker verließ ihn sein Frohsinn nicht. Er schrieb unter dem Titel „L'enfer" ein treffliches allegorisch-satirisches Gedicht gegen seine Ankläger und Richter und bearbeitete um dieselbe Zeit den Roman von der Rose, welcher 1527 erschien. Nachdem er durch Franz' I. Fürsprache die Freiheit 1526 wiedererhalten, begab er sich an den Hof der Königin von Navarra. Seine Poesie nahm nun eine ernstere Färbung an. Seine Bearbeitung der Psalmen, welche er hier begann, zog jedoch den Haß des Klerus abermals auf ihn. Er ging deshalb nach Genf, wo er von Calvin gewonnen wurde und mit Beza fortfuhr, die Psalmen zu übersetzen. Seines anstößigen Lebenswandels wegen sehr bald wieder aus Genf vertrieben, hielt er sich eine Zeit lang am Hofe zu Ferrara auf und wurde dann wieder katholisch, um nach Frankreich zurückkehren zu dürfen. Als er sich aber hier mit Mistrauen empfangen sah, ging er wieder nach Italien und starb zu Turin im Sept. 1544. Seinen Gedichten ist Leichtigkeit und Anmuth nicht abzusprechen, wenngleich bei ihnen nicht selten Adel des Ausdrucks und würdevolle Haltung fehlen. Großen Beifall fanden seine 50 Psalmen, welche nach den Compositionen von Goudimel und Bourgeois überall gesungen wurden. Der naive Stil M.'s, von dem der Ausdruck style marotique entlehnt ist, hat lange als Muster der leichtern Dichtungsgattungen gedient und ward besonders von Lafontaine mit Glück nachgeahmt. Seine Werke erschienen öfters, z. B. von Lenglet-Dufresnoy (4 Bde., Haag 1731), von Auguis (5 Bde., Par. 1823) und von Lacroix (3 Bde., Par. 1824) mit Glossen und Noten. Sein Sohn **Michel M.**, welcher 1534 Page der Königin Margarethe ward, machte sich ebenfalls als Dichter bekannt.

**Maroto** (Don Rafael), nächst Zumala-Carreguy (s. d.) der bedeutendste karlistische Heerführer im span. Bürgerkriege, geb. 1785 zu Conca in Murcia, trat 1808 in span. Kriegsdienste und wurde 1814 Oberstlieutenant und 1815 Oberst. Durch ein großes Vermögen in unabhängige Stellung versetzt, benutzte er diese zu Reisen, zumal in Amerika, England und Frankreich. Als Militär leistete er insbesondere in Südamerika, wo er mit Espartero Freundschaft schloß, ausgezeichnete Dienste. Im J. 1833, wo er Generalcommandant von Guipuzcoa war, folgte er dem aus Spanien verwiesenen Don Carlos nach Portugal, obgleich er wol schon damals die völlige Untauglichkeit des Prätendenten durchschaut zu haben scheint. Im Dienste desselben wurde er 1834 bei der ersten Belagerung von Bilbao unter Zumala-Carreguy verwendet und erhielt nach dessen Tode 1835 das Commando in Biscaya. Er erfocht 11. Sept. 1835 bei Arrigorla einen glänzenden Sieg über Espartero und schloß hierauf Bilbao ein, das Espartero besetzt hielt, fiel aber dann durch die Intriguen der Camarilla und sein entschiedenes

Auftreten gegen Don Carlos bei diesem in Ungnade. Außer Activität, lebte er nun in Tolosa, bis er Mitte 1836 nach Bayonne ging, wo er mit den franz. Behörden wegen einer Intervention unterhandelte. Im J. 1837 folgte er dem Rufe als karlistischer Befehlshaber in Catalonien, kehrte indeß bald darauf nach Frankreich zurück und hielt sich hier auf, bis er nach der Niederlage der Karlisten bei Peñacerrada, 25. Juni 1838, von Don Carlos zum Chef des Generalstabs und bald darauf zum Oberbefehlshaber ernannt wurde. Er schien jetzt die karlistische Sache mit neuem Eifer erfaßt zu haben und that sehr viel für die Reorganisation des zerrütteten Heeres. Allein sehr bald brachte die apostolische Partei eine förmliche Conspiration gegen ihn zu Stande. Am 10. Febr. 1839 hatte er deshalb eine Unterredung mit Don Carlos, dem er hierbei frei erklärte, daß er 20 Intriguanten erschießen lassen werde. Dieses geschah auch 19. und 20. Febr. Doch diese blutige Strenge rief bald eine neue Bewegung gegen ihn hervor und im Hinblick auf die ihn bedrohende Gefahr, sowie unter dem Einflusse eines Theils der Militärchefs, die des endlosen Kampfes für die ihnen verhaßt oder gleichgültig gewordene Sache des Prätendenten müde waren, leitete er 27. Febr. die Unterhandlungen mit den Christinos ein, die 31. Aug. 1839 zu dem Vertrage von Bergara führten. (S. Spanien.) M. begab sich hierauf nach Bilbao, dann nach Madrid, wo er aber sehr wenig für die Aufrechthaltung des von ihm abgeschlossenen Vertrags that. Zum Lohne bewilligte ihm die Königin-Regentin eine Besoldung von 40000 Realen, und 1840 wurde er Beisitzer am höchsten Kriegs- und Marinegerichtshof. Sein Andringen auf pünktlichere Erfüllung des Vertrags von Bergara zum Besten der baskischen Provinzen und seiner Waffengefährten wurde mit dem Bedeuten zurückgewiesen, daß er am wenigsten von allen Betheiligten zur Beschwerde Ursache habe.

**Marozia**, gleich ihrer Mutter Theodora eine der berüchtigtsten Personen der mittelalterlichen Geschichte, war drei mal vermählt, zuerst mit dem Herzog Alberich von Toscana, dann seit 932 mit ihrem Stiefsohne Guido, zuletzt mit König Hugo von Arles und Italien. Sie lebte mit dem Papst Sergius III. in verbotenem Umgange und zeugte mit ihm den nachmaligen Papst Johann XI. Auch war sie Großmutter Johann's XII. und Leo's VII. Auf ihr Veranstalten wurde der von ihrer Mutter auf den päpstlichen Stuhl gehobene Johann X. 928 erdrosselt. M. wohnte in der Engelsburg und beherrschte unumschränkt den Papst und den Kirchenstaat, sowie selbst ganz Italien, bis endlich ihr Sohn erster Ehe, Alberich, der seinen Bruder, den Papst Johann XI., 933 ermordet hatte, sich gegen sie empörte, einen Aufstand erregte und sie ins Gefängniß brachte, wo sie bald darauf starb.

**Marpurg** (Friedr. Wilh.), einer der vorzüglichsten musikalischen Schriftsteller, war zu Seehausen in der Altmark 1718 geboren. Mit dem Studium der Wissenschaften verband er ein gründliches Studium der Musik, welcher er auch dann noch seine meiste Zeit widmete, als er 1763 die Stelle eines Kriegsraths und Lottodirectors zu Berlin erhalten hatte, die er bis an seinen Tod, 22. Mai 1795, bekleidete. M. war ein ebenso scharfsinniger als fruchtbarer musikalischer Schriftsteller, der alle Theile der musikalischen Wissenschaft gründlich bearbeitete, besonders aber die Lehre von der Harmonie aufklärte. Von seinen zahlreichen Schriften sind zu nennen: die „Abhandlungen von der Fuge" (2 Bde., Berl. 1753); „Kritische Einleitung in die Geschichte der Musik" (Berl. 1754); „Historisch-kritische Beiträge zur Aufnahme der Musik" (5 Bde., Berl. 1756—78); „Anleitung zur Singcomposition" (Berl. 1759); „Anfangsgründe der theoretischen Musik" (Berl. 1760); „Handbuch bei dem Generalbaß und der Composition" (Berl. 1762); „Versuch über die musikalische Temperatur" (Bresl. 1776).

**Marquesasinseln**, franz. les Marquises, ist der Name der südlichen Gruppe des Mendaña-Archipelagus im östlichen Theile Australiens, zwischen 7½° und 10½° s. Br. und 120°—122° w. L., während die nördliche Gruppe den Namen Washingtonsinseln führt. Die Marquesasinseln wurden 1596 vom Spanier Mendaña de Neyra entdeckt und nach dem Vicekönig von Peru Marquesas de Mendoza benannt; die Washingtonsinseln entdeckte 1791 der Amerikaner Ingraham. Der ganze Archipel zählt 13 Inseln, die zusammen ungefähr 40 QM. Flächenraum umfassen. Sie sind gebirgig und vulkanischen Ursprungs und kommen hinsichtlich ihrer ganzen Natur, ihres Klimas und ihrer Producte ganz mit den übrigen vulkanischen Inseln des tropischen Australien überein; im Allgemeinen rühmt man sie nicht als fruchtbar und anmuthig. Die Bevölkerung, die auf 25000 Seelen angegeben wird, gehört zum polynesisch-malaiischen Menschenstamm und ist ein schöner Schlag, der sich körperlich vor den übrigen Polynesiern auszeichnet, moralisch aber als sehr entartet erscheint und bis in die neueste Zeit noch Menschenfresserei trieb. Selbst die so thätigen engl. Missionare vermochten unter ihnen nichts

zu wirken. In eine Menge Gemeinden gespalten, die unter eigenen Häuptlingen standen, lebten die Bewohner bis in die neuere Zeit in Unabhängigkeit, aber auch im immerwährenden Kriege. Diesem Zustande wurde 25. Juni 1842 ein Ende gemacht, an welchem Tage der franz. Contreadmiral Dupetit-Thouars den ganzen Mendaña-Archipel für Frankreich in Besitz nahm. In Folge davon ging von Frankreich eine Expedition nach diesen Inseln, die durch ihre Lage, als nächster Punkt im Stillen Ocean auf der Linie von Panama nach China, von hoher Wichtigkeit sind, und brachte einen Gouverneur, Schiffscapitän Bruat, mit einer Besatzung und den nöthigen Colonisationsmitteln dahin. Im Anfange machten die Eingeborenen einige Versuche, den Franzosen sich zu widersetzen, wurden aber jedesmal geschlagen. Die bedeutendsten Inseln sind Hivaoa unter den Marquesas- und Nukahiwa (s. d.) unter den Washingtonsinseln.

**Marquis**, ein Adelstitel, ist zwar aus dem latinisirten marchio, Markgraf, entstanden, aber in der Bedeutung sehr weit davon abgewichen. Denn in Frankreich wie in Deutschland waren die alten Markgrafthümer mit der Ausbildung der Landeshoheit im Herzogthume und in der Grafschaft aufgegangen, und die später in Frankreich unter dem absoluten Königthume wieder erscheinenden Marquisate waren eine ganz neue Schöpfung, welche ihren Rang zwischen dem Herzogthume und der Grafschaft erhielt. Noch später bildete der Marquistitel in Frankreich die Übergangsstufe vom hohen zum niedern Adel. In Italien steht der **Marchese** dem Range nach vor dem Grafen, in England der **Marquis** und in Spanien der **Marques** zwischen dem Herzoge und dem Grafen.

**Marrast** (Armand), franz. Journalist, auch bekannt durch seine Theilnahme an der Februarrevolution von 1848, geb. 1800 in St.-Gaudens, entwickelte früh ein glänzendes Talent und war schon in seinem 17. J. Oberlehrer am Gymnasium von Orthez. Auf Andringen des Generals Lamarque verließ er das Schulfach und kam in den letzten Jahren der Restauration nach Paris, wo er einige Flugschriften über philosophische Fragen herausgab und darin für Laromiguière gegen Cousin, den Stifter der eklektischen Richtung, Partei ergriff. Diese Schriften verriethen ein bedeutendes literarisches Talent, erregten aber kein besonderes Aufsehen. Als die Julirevolution von 1830 ausbrach, war M. Journalist und arbeitete am „Courrier français". Im J. 1831 wurde er Oberredacteur der „Tribune", des leidenschaftlichsten Organs der republikanischen Partei, und entwickelte als solcher ein originelles und wahres Publicistengenie, welches ihm sehr bald eine der einflußreichsten Stellungen in der pariser Journalistik verschaffte. Im J. 1834 verhaftet und in den Aprilproceß verwickelt, brach er aus dem Gefängnisse Ste.-Pélagie und floh nach London, von wo er für den „National" politische Correspondenzen schrieb und mit dem Advocaten Dupont die „Fastes de la révolution française" (Par. 1835) herausgab, die unvollendet geblieben sind. Nachdem er in Folge der Amnestie von 1838 nach Frankreich zurückgekehrt war, übernahm er die oberste Leitung des „National" und gab diesem Blatte wieder das Ansehen, welches es vor dem Tode Carrel's gehabt hatte. Seine leitenden Artikel, die scharf den politischen Republikanismus vertraten, fanden allgemeinen und außerordentlichen Beifall. M. war ein Mann von Geist, ein eleganter und feiner Schriftsteller, auf guten Stil bedacht und ausgerüstet mit wunderbaren Gaben für die feinen Streiche und raschen Manoeuvres der Tagespolemik. Er hatte dabei künstlerischen Geschmack, Takt und Sinn, doch weniger Tiefe des Gedankens. Obschon er jeden Morgen die Regierung auf eine oft unerhört kühne Weise angriff, die keine Staatsgewalt sich gefallen lassen konnte, so war ihm doch nachzurühmen, daß seine Sprache im „National" sich stets einer gesitteten Feinheit befliß, die man früher in der „Tribune" vermißt hatte. In dieser einflußreichen Stellung überraschte M. die Februarrevolution von 1848 und versetzte ihn als Parteimann plötzlich aus dem Redactionszimmer des „National" in den Rath der Provisorischen Regierung und auf den höchst wichtigen Posten eines pariser Maire, der unter den obwaltenden Umständen eine unumschränkte Macht übte. Er vertrat hier, wie Lamartine, das bürgerliche oder vielmehr das vornehmere, gesittetere Element der Revolution und spielte eine der ersten Rollen, solange das sogenannte Regiment des „National" dauerte. Das Depart. Seine und drei andere übertrugen ihm mit großen Stimmenmehrheiten das Repräsentantenmandat in der Constituirenden Nationalversammlung, welcher er von dem berüchtigten Tage des 15. Mai an bis zum Schluß ihrer Arbeiten präsidirte. Die Wahlen von 1849 waren für viele Republikaner nicht günstig, und auch M. wurde nicht wieder gewählt. Er trat jetzt vom öffentlichen Schauplatze ins Privatleben zurück und starb am Schlagfluß 10. März 1852. Von allen ephemeren Gewalthabern, welche die Februarrevolution ans Ruder brachte, ist keiner so leidenschaftlich und so gehässig angefochten worden als M., der die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen gewiß am allerwenigsten verdiente. Von unregelmäßigen Ausgaben

öffentlicher Gelder, wie sie in Zeiten, wo Alles unregelmäßig läuft, nicht zu vermeiden sind, mag er nicht wohl freizusprechen sein; aber für sich hat er gewiß nichts zurückgelegt. Er starb in derselben Wohnung, die er vor der Februarrevolution inne hatte, und hinterließ kaum so viel, um seine Begräbnißkosten zu bestreiten.

**Marryat** (Frederick), engl. Romanschriftsteller, geb. zu London 10. Juli 1792, war der Sohn eines Kaufmanns und Parlamentsmitglieds, Joseph M.'s, der aus einer franz. Refugiéfamilie stammte. Der junge M. trat 1806 in den Seedienst, focht mit Auszeichnung unter Lord Cochrane und ward beim Entern eines franz. Kriegsschiffs schwer verwundet. Hierauf diente er auch in dem amerik. Kriege, wurde 1815 als Commandeur nach St.-Helena beordert und befehligte die Sloop Rosario, welche die Depeschen mit der Nachricht von dem Tode Napoleon's nach England brachte. Im März 1823 segelte er als Befehlshaber der Corvette Larne nach Ostindien und erhielt dann das Commando über die gegen die Birmanen verwandte Flotille, wo er sich besonders in der Expedition gegen Rangun hervorthat. Die Ernennung zum Flottencapitän und Ritter des Bathordens (1825) war sein Lohn. Den Oberbefehl über die brasilische Flotte, der ihm 1839 angetragen wurde, lehnte er ab. Als Schriftsteller trat er 1829 mit dem Romane „The naval officer" auf, dem 1830 „The king's own", 1832 „Newton Forster" und „Peter Simple" folgten. Seitdem erschienen in schneller Aufeinanderfolge: „Jacob Faithful", „The phantom ship", „Mr. midshipman Easy", „The pacha of many tales", „Japhet in search of a father", „Poor Jack", „Joseph Rushbrook the poacher", „Masterman Ready", „Snarleyyow", „Percival Keene", „The pirate" und „The three cutters", die, wie jene, fast insgesammt auch ins Deutsche übersetzt sind. Konnte es bei so großer Fruchtbarkeit nicht fehlen, daß viel Mittelmäßiges mit unterlief, so finden sich doch der Wiederholungen nur wenige in M.'s Romanen. Mannichfaltigkeit und glückliche Zeichnung der Charaktere, leichter, angeborener Witz, natürlicher Entwickelungsgang der Begebenheiten, gesunder Sinn und große Treue und Wahrheit der Schilderungen, endlich Reinheit von aller Ziererei sind Eigenschaften, die seine Romane empfehlenswerth machen, trotzdem daß sie den höhern Anfoderungen, welche die Kritik an ein dichterisches Kunstwerk zu machen befugt ist, nur wenig genügen. M. ist ein trefflicher Zeichner des Kleinlebens, namentlich des seemännischen; auf dem Schiffe ist er zu Hause und meisterhaft weiß er den brit. Seemann in den mannichfachsten Lagen und Abstufungen darzustellen. Auch besitzen wir noch von ihm eine Reisebeschreibung durch Amerika: „A diary in America, with remarks on its institutions" (3 Bde., Lond. 1839, mit Nachträgen), die aber von Engländern wie von Amerikanern bittern Tadel erfuhr, und einige treffliche Jugendschriften, wie „The settlers in Canada" (Lond. 1844) und „The mission, or scenes in Africa" (2 Bde., Lond. 1845). Ferner gab er 1837 einen „Code of signals" für die Handelsmarine heraus, der ins Französische übersetzt wurde und ihm 1840 von Ludwig Philipp das Kreuz der Ehrenlegion eintrug. Sein Roman „Valerie" (3 Bde., Lond. 1849) erschien erst nach dem Tode des Verfassers. M. war durch den Verlust eines hoffnungsvollen Sohnes, der 1847 als Lieutenant des Dampfschiffs Avenger im Mittelländischen Meere verunglückte, tief gebeugt worden. Nach längern Leiden starb er zu Langham in der Grafschaft Norfolk 2. Aug. 1848.

**Mars** oder Marsch, im gewöhnlichen Leben Mastkorb genannt, heißt das auf zwei starken mit dem Mast (s. d.) verbolzten Planken, den Sahlingen oder der Sattelung ruhende Rösterwerk, welches bestimmt ist, den Fuß der Stenge, d. h. der Verlängerung des Mastes, zu tragen und durch die Wandten derselben sie zu befestigen. Der volle Dreimaster, die Pink oder das volle Schiff, hat auf jedem Maste einen Mars, den Großen-, Vor- und Kreuzmars, während die Stengen zur Befestigung der Bramstengen nur Sahlingen ohne Rösterwerk tragen. Auf großen Schiffen findet man auf der hintern Seite der Marse eine auf Stützen ruhende Regelung. Hier haben die zum Ausgucken Beorderten ihren Aufenthalt; auch benutzt man sie, um von hier aus Kleingewehrfeuer zu geben oder Handgranaten zu werfen. Endlich liegen hier zur Zeit eines Treffens die Hülfsmittel der Bootsmänner bereit, um den am Tau- oder Segelwerk in den obern Theilen vorkommenden Beschädigungen sogleich abzuhelfen.

**Mars** oder Mavors, bei den Griechen Ares, der Gott des Kriegs, war der Sohn des Zeus und der Here. Ohne Partei zu ergreifen, betrieb er den Krieg nur als Geschäft und ergötzte sich am wilden Männermord, weshalb er selbst den unsterblichen Göttern verhaßt war. Wenn er in die Schlacht fuhr, schirrten ihm seine Söhne und Begleiter Deimos und Phobos (Furcht und Grauen) die Rosse und schritten nebst seiner Schwester Eris (s. d.) vor ihm her. Doch siegte er nicht immer. Er wurde von Diomedes (s. d.), dem Athene beistand, verwundet, von der Athene zu Boden geworfen und bedeckte bei seinem Falle sieben Hufen Landes. Auch die Aloiden be-

zwangen ihn und hielten ihn 13 Monate gefangen, bis er von Hermes befreit wurde. Sein Wohnsitz war im rauhen Gebirgsland Thrazien. So roh und wild er war, liebte ihn doch Aphrodite, die ihm nach spätern Sagen den Deimos, Phobos, Eros, Anteros und die Harmonia gebar. So erscheint er bei Homer. In den Homerischen Hymnen tritt er in milderer Gestalt auf, als Rächer der Unschuld, Leiter der Gerechten, Helfer der Sterblichen und Geber kräftiger Jugend. Bei den Tragikern ist er der Gott jedes Verderbens, der Seuchen und des Miswachses. Spätere lassen ihn am Kampfe gegen die Giganten Theil nehmen, auf der Flucht vor Typhon nach Ägypten sich in einen Fisch verwandeln, um verborgen zu bleiben, und mit dem Herakles zwei mal in Kampf gerathen, indem er seinen Söhnen gegen diesen beistehen wollte. Den Halirrhothios, den Sohn des Poseidon, tödtete er, weil er der Alcippe, seiner Tochter, Gewalt anthun wollte. Deshalb von dem Poseidon bei den zwölf Göttern verklagt, hielten dieselben über ihn auf einem Hügel bei Athen Gericht; doch sprachen sie ihn frei. Da er der Erste war, über den hier ein Gericht gehalten wurde, so soll dieser Gerichtshof von ihm den Namen Areopagus (s. d.) erhalten haben. Verehrt wurde M. besonders in Thrazien, dann bei den Scythen, bei denen ihm unter dem Symbol eines Schwerts, das man auf einen Haufen Reisholz steckte, Pferde und Menschen, und zwar der hundertste Mann der Gefangenen, geopfert wurden. In Griechenland war seine Verehrung nicht sehr verbreitet. Zu Athen hatte er einen Tempel, worin seine Statue von Alkamenes mit denen der Aphrodite, Enyo und Athene stand; zu Geronthrä in Lakonien einen Tempel und einen Hain, dem sich bei dem jährlichen Feste kein Weib nähern durfte. In Sparta gab es dem Tempel des Poseidon Hipposthenes gegenüber eine alte Bildsäule des Ares Enyalios, welche in Ketten gebunden war, damit Mannhaftigkeit und Kriegsglück stets an Sparta gefesselt sein möchten. In Rom, wo M. nächst Thrazien am meisten verehrt wurde, war er eine der Schutzgottheiten und gehörte zu den zwölf obersten Göttern (Dii consentes), welche die Elemente beherrschten und die Jahreszeiten herbeiführten. Daher begann das alte röm. Jahr nach der Eintheilung des Romulus, der ein Sohn des M. sein sollte, mit dem Monate des Mars. Ihm zu Ehren ordnete Numa den Dienst der Salier (s. d.) an, welche im März, am Feste des Gottes, unter Tanz und Singen von Hymnen einen Aufzug hielten und die heiligen Schilde (ancilia) bewachten. Ihm war das Marsfeld (s. d.) geweiht und außerdem hatte er mehre Tempel; namentlich erbaute ihm unter dem Namen Mars ultor Augustus einen äußerst prächtigen Tempel. Was die plastische Darstellung des Gottes anlangt, so war derselbe seinem Wesen nach zu sehr Abstraction, um ein Hauptgegenstand der Kunst zu werden. Kein griech. Staat verehrte ihn als einen Haupt- oder Schutzgott, wie dieses später in Rom der Fall war. Ausgezeichnete Statuen desselben waren die des Alkamenes und des Skopas, welche den spätern zum Vorbild dienten. Zu seiner Darstellung gehört eine kräftige Musculatur, ein starker fleischiger Nacken, kurzgelocktes und gesträubtes Haar. Er hat kleinere Augen, eine etwas mehr geöffnete Nase und eine weniger heitere Stirn als andere Söhne des Zeus. Dem Alter nach erscheint er männlicher als Apollo und selbst als Hermes. Wenn er nicht ganz unbekleidet erscheint, ist seine Bekleidung ein Chlamys. Auf Reliefs des alten Stils ist er geharnischt, später hat er gewöhnlich nur den Helm. In der Regel steht er aufrecht; auf röm. Münzen bezeichnet ein lebhafter Schritt den Gradivus; der Legionsadler und andere Signa den Stator und Ultor; Victorien, Trophäen, der Ölzweig den Victor und Pacifer. Skopas bildete einen sitzenden Ares. Außerdem sieht man ihn noch mit der Aphrodite zusammen in Statuengruppen. Namentlich wurde er von den Römern gern mit der Ilia oder Rhea Silvia dargestellt, wobei man oft griech. Darstellungen, zumal die Überraschung der Ariadne durch Dionysos, zu Grunde legte. — Über den Planeten Mars s. Planeten.

**Mars** (Anne Françoise Hippolyte Boutet), gewöhnlich genannt Mademoiselle Mars, berühmte franz. Schauspielerin, wurde 9. Febr. 1779 zu Paris geboren. Ihr Vater war der vortreffliche Schauspieler Monvel am Théâtre français und ihre Mutter und ältere Schwester, die 1837 starb, waren beim Théâtre Montansier in Versailles angestellt. Hier trat auch sie seit 1791 in Kinderrollen auf. Nachdem sie sich unter der Leitung der Schauspielerin Contat weiter ausgebildet, wurde sie am Théâtre français angestellt, wo sie junge Liebhaberinnen und naive Mädchen spielte und neben den andern Schauspielern sich so sehr auszeichnete, daß sie bald zu den ausgezeichnetsten Künstlerinnen gezählt wurde. Seit 1812 übernahm sie die Rollen sogenannter grandes coquettes und wendete sich nun zu Molière's Stücken, die durch ihr unnachahmliches Spiel einen neuen Werth erhielten. Als Célimène im „Misanthrope", als Elmire im „Tartufe", ebenso in den Kokettenrollen der Marivaux'schen Lustspiele ließ sie nichts zu wünschen übrig; welche Rolle sie auch übernahm, so war ihr Spiel vollendet. Sie hatte eine sanfte

Stimme, der sie aber die mannichfaltigsten Beugungen, Nüancen und Intonationen zu geben vermochte. Sie übertrieb nie, blieb stets in den Grenzen des Natürlichen und Anständigen und hatte eine ungemeine Sicherheit des Spiels. Eine schöne schlanke Gestalt mit angenehmen Gesichtszügen, zeigte sie auch in ihrem Anzug einen so ausgezeichneten Geschmack, daß sie den Pariserinnen hierin zum Muster diente. Zu der Zeit des Flors des Théâtre français bezog sie ein Einkommen von 30—40000 Frcs. Überdies machten ihr Napoleon und andere Fürsten große Geschenke. In ihren höhern Lebensjahren versuchte sie sich auch mit Erfolg im tragischen Fache. Durch Speculationen an der Börse, die sie früher mit Glück trieb, verlor sie später den größten Theil ihres Vermögens. Erst 1841 verließ sie die Bühne. Sie starb zu Paris 20. März 1847.

**Marsála**, eine Seestadt in der Provinz Trapani der Insel Sicilien, mehr östlich von deren Westspitze oder dem Cap Boëo, von dessen Höhe man bei heiterm Wetter die 25 M. entfernte Küste Afrikas erblicken kann, und etwas nördlich von der Mündung des Flüßchens Marsala, in einer fruchtbaren und gut bebauten Gegend, ist freundlich und ziemlich regelmäßig gebaut, ummauert und von einer langen schönen Straße, dem Cassaro, durchschnitten und zählt 22000 E., welche bedeutenden Handel mit Getreide und Öl, mit Soda und in den Salzwerken der benachbarten Lagunen gewonnenem Salze, besonders aber mit dem im Val di Mazzara oder dem westlichsten Theile Siciliens, namentlich jedoch bei M. selbst angebauten und mit einer in Sicilien ungewöhnlichen Sorgfalt behandelten **Marsalaweine** treiben, einem vortrefflichen trockenen Bergweine, welcher dem Madera ähnlich hauptsächlich nach England, selbst nach Westindien ausgeführt wird, wo man ihn als Madera verbraucht. Die einzige Merkwürdigkeit der Stadt ist eine in der Nähe aufgefundene und in dem Rathhause aufgestellte sehr schöne antike Marmorgruppe, zwei Löwen darstellend, die einen Stier zerreißen. Auch andere Alterthümer, wie Überreste von Wasserleitungen, Gräbern, Statuen u. s. w., hat man in der Nähe gefunden. M. nimmt nämlich einen Theil der alten Stadt Lilybäum (s. d.) ein, deren Namen auch das nahe Vorgebirge Boëo trug. Dieselbe war in dem ersten Punischen Kriege das Hauptbollwerk der Karthager in Sicilien, wie im 5. und 6. Jahrh. der Vandalen und wegen ihres trefflichen Hafens berühmt, welcher indessen jetzt nur leichte Fahrzeuge birgt, seitdem er unter Karl V. aus Besorgniß vor der türkischen Flotte und den Seeräubern absichtlich verschüttet worden ist. Ihre jetzige Gestalt verdankt die Stadt den Sarazenen, welche dieselbe im 9. Jahrh. einnahmen und Mars-Allah (d. h. Hafen Gottes) nannten, und den Normannen, von welchen jene im 11. Jahrh. vertrieben wurden.

**Marsch** heißt die geordnete Bewegung von Truppen auf ein bestimmtes Ziel. Dem Zwecke nach unterscheidet man Friedens- (sogenannte Reise-) und Kriegsmärsche. Die Kriegsmärsche sind ihrer Richtung nach in Bezug auf den Feind entweder Vor- Rück- oder Seitenmärsche, der Zeit nach gewöhnliche und Eilmärsche. Zu den letztern gehören die künstlich beschleunigten Märsche, jetzt auf Eisenbahnen, welche für die Kriegführung außerordentlich wichtig geworden sind. Alle Märsche unterliegen strategischen, taktischen und ökonomischen Rücksichten; je näher aber dem Feinde, desto mehr treten die letztern zurück. Die Vorbereitungen zum Marsch bezwecken, die Truppen durch Abhärtung und Übungsmärsche, sowie durch zweckmäßige Ausrüstung, Gepäck, Fußbekleidung, Hufbeschlag u. s. w. marschfähig zu machen. Die **Marschordnung** bestimmt die Reihenfolge der Truppen. Auf dem Marsche ist eine strenge **Marschdisciplin** nothwendig; dahin gehören alle dienstlichen Maßregeln, welche die Ordnung aufrecht erhalten, das Austreten Einzelner (Marodiren) hindern, für die Gesundheit Sorge tragen u. s. w. Besonders auf Rückzügen und bei Nachtmärschen muß die Disciplin mit größter Strenge erhalten werden. Der **Marschfelddienst** in der Nähe des Feindes bezweckt die Sicherheit der Truppen. Es werden Abtheilungen in der Richtung desselben detachirt, als Avantgarde (Vorhut), Arrièregarde (Nachhut) oder Seitendeckung, um den Feind frühzeitig zu entdecken und zu melden, nöthigenfalls auch aufzuhalten, bis die Truppen ihre Maßregeln getroffen haben. **Marschquartiere** sind solche, die nur auf einen oder zwei Tage bezogen werden, im Gegensatz der Cantonnirungen, in welchen die Truppen länger verweilen. Abmarsch heißt Aufbruch. Man versteht aber taktisch unter Abmärschen die Colonnenformationen aus der Linie, deren Herstellung aus den Colonnen (s. d.) die Aufmärsche sind. In Bezug auf das **Marschtempo** der Infanterie gibt es den Parade- und Geschwindmarsch und den Sturmschritt; ersterer kommt nur noch zur Ausbildung der Rekruten und bei Leichenparaden vor. Unter Friedrich II. von Preußen avancirte die Infanterie im Tempo von 76 Schritt in der Minute gegen den Feind; jetzt ist das gewöhnliche Marschtempo 108 Schritt, das zum Bayonnettangriff noch mehr beschleunigt wird.

**Marschall**, in älterer Form **Marschalk** (mittellateinisch marescalcus), zusammengesetzt aus den altdeutschen Wörtern march, Roß, und schalc, Diener, bezeichnete in frühester Zeit einen untergeordneten Aufseher über eine Anzahl Pferde, daher noch jetzt im Französischen maréchal einen Stallmeister oder einen Hufschmidt bedeutet. Am Hofe der fränkischen Könige merovingischen Geschlechts erscheint dann ein Dienstmann höhern Rangs, der Comes stabuli, Stallgraf, aus welchem später der franz. Connétable (s. d.) hervorging. Im Deutschen Reiche aber erscheint seit der Zeit der sächsischen Kaiser der Marschall als einer der vornehmsten Dienstleute oder Beamten am kaiserlichen Hofe, etwa in der Bedeutung eines Oberstallmeisters und Führers der reisigen Dienstmannschaft. Dieses Amt blieb seitdem mit wachsendem Ansehen bestehen und theilte die Neigung zur Erblichkeit mit den übrigen Lehnsämtern, doch nicht ohne mehrfache Unterbrechung und Abweichung. Endlich ward es zu einem der sogenannten Erzämter (s. d.) und nach dem Beispiele des kaiserlichen Hofs auch an den Höfen der übrigen Landesherrn eingeführt. Des Deutschen Reichs Erzmarschall war schon zur Zeit des „Sachsenspiegel" (im Anfange des 13. Jahrh.) der Herzog von Sachsen, und seitdem blieb dieses Amt bei Kursachsen. Dem Reichserzmarschall lag ob, für die Ordnung auf den Reichstagen und bei feierlichen Gelegenheiten zu sorgen, dem Kaiser bei Aufzügen das Schwert vorzutragen und bei der Kaiserkrönung, mit symbolischer Beziehung auf die ursprüngliche Bedeutung seines Amts, in einen Haferhaufen auf offenem Markte zu reiten und davon für den Kaiser ein silbernes Maß vollzuschöpfen. Vertreter des Reichserzmarschalls war der Reichserbmarschall, eine Würde, die bereits zur Zeit der Goldenen Bulle (s. d.) den Grafen (damals Freiherren) von Pappenheim zustand. Nur den Titel und einen Rest der ehemaligen Amtsrechte hatten solche Erbämter bewahrt; die ursprünglichen Hofämter selbst aber waren nach der Einführung des longobardischen Lehnrechts besoldete geworden, sodaß man nun unterschied den besoldeten Hofmarschall oder den Oberaufseher über den fürstlichen Hof- und Haushalt und den Reichs- oder Landerbmarschall, welchem namentlich der Vorsitz bei Versammlungen der Ritterschaft gebührte. Aus einer Seite der ursprünglichen Amtsthätigkeit war hervorgegangen der Feldmarschall oder Oberbefehlshaber eines Heeres. Auch bezeichnet man schließlich im Allgemeinen mit dem Namen Marschall eine Person, welche für besondere Feierlichkeiten zur Erhaltung der Ordnung oder blos zur Begleitung des Zugs ernannt wird und sich durch eine eigene Festkleidung unterscheidet. Das althergebrachte Amtszeichen des Marschalls ist ein Stab.

**Marschall von Sachsen**, s. Moritz (Graf von Sachsen).

**Marschland** nennt man im nordwestlichen Deutschland im Gegensatz von **Geestland** den in Thälern und Ebenen aufgeschwemmten, vorherrschend fruchtbaren Boden, der anderwärts Aue-, Niederungs- oder Bruchboden heißt. Der Marschboden dient sowol zum Getreide- als zum Futterbau, doch ist letzterer in Verbindung mit einer starken Viehzucht, Melkerei und Fettweide vorherrschender.

**Marschner** (Heinrich), Hofkapellmeister zu Hannover, geb. 16. Aug. 1795 zu Zittau, verrieth frühzeitig Neigung und Anlage zur Musik, kam aber doch erst in Leipzig, wohin er 1814 ging, um die Rechte zu studiren, zu dem entscheidenden Entschluß, sich ausschließend der Musik zu widmen. Schicht stand ihm dabei rathend und belehrend zur Seite. Er studirte die Composition, übte auch das Spiel mehrer Instrumente und trat als Pianofortespieler sogar öffentlich auf. Auf einem künstlerischen Ausfluge nach Karlsbad lernte ihn der ungar. Graf Amadé kennen, auf dessen Veranlassung er 1817 nach Wien ging und in der Folge eine Musiklehrerstelle in Pesth erhielt. Hierdurch ließ sich indessen M. von Verfolgung seines Hauptziels, der Composition, namentlich der dramatischen, nicht abbringen. Die erste Frucht seines Strebens, die Oper „Heinrich IV.", schickte er an K. M. von Weber nach Dresden, der dieselbe 1815 nicht nur zur Aufführung brachte, sondern auch in der Folge, als M. 1822 nach Dresden übersiedelte, demselben allen Vorschub leistete und seine Anstellung als Musikdirector veranlaßte. In jener Zeit schrieb er zwei kleine Opern, „Der Holzdieb" und „Lucretia". Schon 1826 verließ er Dresden wieder, heirathete die Sängerin Mariane Wohlbrück, machte mitunter eine Kunstreise und privatisirte dann seit 1827 eine Zeit lang in Leipzig. Hier schrieb er seine Oper „Der Vampyr", die seinen Ruf weithin verbreitete und selbst in London auf die Bühne gelangte. In ihr tritt zuerst das eigenthümliche Gepräge, obwol noch mit manchen Elementen Weber'scher Weise vermischt, entschieden und kräftig hervor, das M.'s Musik unterscheidend auszeichnet, und welches in der bald darauf folgenden Oper „Templer und Jüdin" noch freier, selbständiger und klarer sich entfaltete und derselben einen dauernden Platz im deutschen Opernrepertoire sichert. Weniger frisch und auch weniger entscheidend in der Wirkung zeigten sich M.'s

folgende Opern: „Des Falkners Braut", „Das Schloß am Ätna" und „Der Bäbu"; nur „Hans Heiling" (zuerst 1833 in Berlin gegeben) fand und verdiente einen größern Erfolg. In früherer Zeit hatte M. auch Vieles für Pianoforte, sowie Trios, Quatuors u. s. w. geschrieben, die aber gegenwärtig größtentheils in den Hintergrund getreten sind, wogegen seine Lieder und Männergesänge zu den beliebtesten gehören. Seit 1832 ist er in Hannover angestellt, wo er von Göttingen aus 1837 den Titel eines Doctors der Musik erhielt.

**Marseillaise** heißt die berühmte franz. Kriegshymne, welche die Armeen der ersten Republik zum Kampfe begeisterte und von **Rouget de Lisle** componirt wurde. Derselbe war als Ingenieuroffizier zu Strasburg zu Anfang des J. 1792, als bei dem Ausbruche des um Freiheit und Vaterland beginnenden Kampfes man nichts als militärische Gassenhauer hörte. Eine Colonne Freiwilliger sollte den folgenden Tag von da abgehen, und bei einem großen Gastmahle, welches der Maire der Stadt, Dietrich, am Abend gab, bat dieser den jungen Offizier, der sich als Dilettant mit Poesie und Musik befaßte, einen Schlachtgesang für die abgehenden Freiwilligen zu komponiren. Rouget sagte zu. Von Dichterbegeisterung hingerissen, schloß er sich ein, und in derselben Nacht war die Hymne und zugleich die von ihm selbst verfertigte Musik dazu vollendet. Der Bürgermeister Dietrich ließ die Hymne am andern Morgen mit voller Orchestermusik auf öffentlichem Markte ausführen, wo sie ihren ersten Triumph feierte. Der „Schlachtgesang der Rheinarmee" („Le chant de guerre de l'armée du Rhin"), so hatte der Verfasser sein Gedicht betitelt, wurde bereits in der ganzen franz. Nordarmee mit Enthusiasmus gesungen, war aber in Paris noch unbekannt. Die marseiller Föderirten, welche Barbaroux (s. d.) kommen ließ, brachten die Hymne im Monat Juli 1792 nach der Hauptstadt, wo sie mit Jubel aufgenommen wurde. Da man ihren wahren Ursprung nicht kannte, so taufte man sie mit dem Namen der „Marseiller Hymne" („Hymne des Marseillais"), und seitdem heißt sie die Marseillaise. Sie hat von allen Gedichten, zu welchen die Französische Revolution Veranlassung gegeben, den meisten poetischen Werth und ist in ihrer Art ein Meisterstück, voll Schwung und hinreißender Gewalt, Ausdruck der Empfindung und Leidenschaft, Kraft und Feuer der Composition. Sie übte bei der damaligen Stimmung der Gemüther einen ungemeinen Zauber, der sich unter ähnlichen Umständen jedesmal neu bewährt hat, und fiel bei den Schlachten der Republik als ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale des Kriegs. Jeder Soldat sang, wenn mitten im Feuer des Angriffs und zwischen dem Kanonendonner diese allgemein beliebten Töne erschallten, in einem sich Allen mittheilenden Enthusiasmus den Gesang mit und fand oder gab so den Tod. Einigermaßen treffend war daher der für den franz. Dichter schmeichelhafte Bewillkommnungsgruß Klopstock's, als Rouget ihn 1797 in Hamburg besuchte. „Sie sind", sagte er zu ihm, „ein schrecklicher Mann; denn funfzigtausend brave Deutsche haben Sie erschlagen!" Rouget de Lisle mußte indessen während der Schreckensherrschaft Verfolgungen erleiden und entging dem Schaffot nur durch Robespierre's Sturz. Zu Quiberon kämpfte er unter Hoche gegen die Emigranten; schwer verwundet, zog er sich ins Privatleben zurück. Sein Name wurde seitdem wenig genannt, denn die Marseillaise galt zur Zeit des Kaiserreichs und während der Restauration als eine revolutionäre Demonstration. Erst mit der Julirevolution erlebte auch die Marseillaise ihre Auferstehung, und dem Verfasser wurde eine Pension von 6000 Frcs. zugesprochen, die er jedoch für seine Person ablehnte. Er starb 26. Juni 1836. Übrigens trat er auch außerdem von Zeit zu Zeit als Liederdichter und Componist auf und gab eine „École des mères" (Par. 1798) und „Cinquante chants français" (Par. 1825) heraus.

**Marseille** (Massilia), die dritte Stadt Frankreichs und die Hauptstadt des Depart. Rhônemündungen (Bouches du Rhône), nach London, Liverpool und Hamburg diejenige europ. Seehandelsstadt, welche die meisten und großartigsten Geschäfte macht, liegt am Fuße eines hohen Felsengebirgs und an einer Bucht des Meerbusens von Lion in Gestalt eines Halbmondes um den sehr geräumigen und sichern Hafen herum, hat zwölf Vorstädte und 160000 E. Sie besteht aus der Altstadt und der Neustadt, welche beide durch den herrlichen, eine Stunde langen Corso und dessen Fortsetzung, die Rue de Rome, verbunden sind. Diese Straße ist mit doppelten Alleen besetzt, unter welchen in dichten Reihen Buden stehen und einen immerwährenden Markt bilden. Die Häuser an derselben haben bei einer Höhe von fünf Stockwerken platte Dächer, mit eisernen Geländern eingefaßt und mit Orangebäumen besetzt. Die Altstadt (vieux quartier), der volkreichere und größere Theil, zieht sich auf der Nordseite an einer Anhöhe gegen den Hafen hinunter und hat enge, steile und winkelige Straßen. Die auf der Süd- und Ostseite liegende Neustadt (le beau quartier) erstreckt sich um den Hafen herum und ihre Straßen sind breit, schnurgerade und reinlich, die Häuser massiv und schön. Zu den

vornehmsten Gebäuden gehören die Präfectur, das Stadthaus mit der Börse; ferner die Kathedrale (Eglise de la Majour), die älteste Kirche Galliens, auf den Ruinen eines Dianentempels erbaut, in welcher sich einige Säulen vom höchsten Alterthume finden und für deren Ausbau 1852 Ludwig Napoleon 2½ Mill. decretirt hat; das neue Theater; das alte und neue Zeughaus; das große, Hôtel-Dieu benannte Hospital, nebst den Quarantäneanstalten. Unter den 38 Plätzen zeichnen sich aus der neue Platz mit vier Springbrunnen, der Kaiserplatz, gleichfalls mit einem schönen Springbrunnen, der St.-Férèolplatz mit einem artesischen Brunnen, die Plätze Castellane, de la Comédie und Monthyon. Der Hafen, der seit 1815 zu einem Freihafen erklärt und seit 1823 durch Vereinigung der festen Felseneilande Ratonneau und Pomègue mittels eines Damms wesentlich verbessert worden ist und den Namen Dieu-Donné führt, bildet ein an beiden Seiten mit prachtvollen Quais oder Steindämmen eingefaßtes längliches Viereck, das eine Viertelstunde weit in die Stadt eindringt, ist gegen alle Winde geschützt und bietet für 1000 Schiffe Raum, zeigt sich aber bei seiner geringen Tiefe und wegen der verborgenen Klippen für Kriegsschiffe nicht geeignet. An und bei dem Hafen, in welchen über 6000 Schiffe jährlich einlaufen, befinden sich die Magazine für die ankommenden Schiffe nebst den Schiffswerften. An der rechten Seite des Hafens liegt das Fort St.-Jean, welches dreifach übereinanderliegende, mit Geschütz besetzte Festungswerke hat, und an der linken Seite das Fort Louis auf einem hohen Felsen. Vor der Rhede erhebt sich auf der Klippe If die Festung Château d'If, welche öfter als Staatsgefängniß gedient hat. Rückwärts der Stadt auf den dieselbe umgebenden Anhöhen liegen Fabriken, Gärten, Weinberge und zwischen Öl- und Mandelbaumpflanzungen eine große Menge von Landhäusern, Bastides genannt (über 5000), auf welche die Vornehmen Sonnabends Abends sich hinbegeben, um den Sonntag dort zuzubringen. M. hat, außer vielen kath. Kirchen, eine ref. und eine griech. Kirche (die einzige in Frankreich), eine Synagoge, ein Lyceum, eine Navigationsschule, eine Arzneischule, eine Gewerb- und Handelsschule, eine Taubstummenanstalt, ein Athenäum, wo öffentliche Vorträge in allen Wissenschaften gehalten werden, eine Akademie der Wissenschaften und Künste, eine akademische Gesellschaft der Medicin, eine Ackerbaugesellschaft, eine großartige Marine-Sternwarte, ein Gemälde-, Münzen- und Antiquitätenmuseum, einen Acclimatisations- und einen botanischen Garten und eine öffentliche Bibliothek von 105000 Bänden. Der Kunst- und Gewerbfleiß ist sehr blühend. Am wichtigsten sind die Fabriken in Seife, die aus schlechtem Olivenöl bereitet wird und zur Verarbeitung der Seide unentbehrlich ist, in Stärke, Puder und Nudeln; ferner in Olivenöl, Zucker, Soda, in Korallen, Parfümerien, Liqueur, chemischen Präparaten, Wachs-, Glas-, Chocolade- und Flechtwaaren; in türk. Rothgarn und rothen marokkan. Mützen. Auch gibt es hier eine phelloplastische Fabrik. Dazu kommt ferner ausgebreitete Sardellen- und Thunfischerei. Ganz besonders hat M. den ganzen levantischen Handel in Händen. Ein regelmäßiger Personenverkehr nach allen wichtigen Plätzen am Mittelländischen Meere, nach Genua, Livorno, Neapel, Algier, Oran, Cadiz, Malta, selbst nach Konstantinopel und Alexandrien wird durch Dampfschiffe unterhalten, und ein treffliches Lazareth mit musterhaften Quarantäneanstalten ist für die aus der Levante kommenden Schiffer und Waaren auf der Insel Pomègue eingerichtet. Wegen des Handels, des schönen Klimas (die mittlere Jahrestemperatur ist 11½° R.), der Seebäder und der angenehmen Gegend halten sich in M. viele Fremde auf. Die Einwohner sind fröhliche, gesellige, gastfreie und das Vergnügen liebende Menschen. Die Straße von M. bis Aix, welche zwischen Gärten und Weinbergen über eine kleine Bergkette durch ein sieben Stunden langes Thal führt, ist eine der schönsten in Frankreich. M. gehört unter die ältesten Städte Europas und wurde von einer vor dem Eroberer Cyrus aus Kleinasien um 546 v. Chr. fliehenden Phocäercolonie gegründet. Es hieß griech. Massalia, war ein aristokratischer Freistaat und hatte bis 50 v. Chr. einen blühenden Handel. Zur Zeit der Völkerwanderung wurde es eine Beute der verschiedenen, Frankreich erobernden Völkerschaften. Später kam es an Burgund und Arelat. In den unruhigen Zeiten des Mittelalters wußte es sich fortdauernd seine Unabhängigkeit und Freiheiten zu bewahren, bis es endlich 1482 den Königen von Frankreich sich unterwerfen mußte.

**Marsen**, zuvörderst ein altes mittelital. Volk (Marsi), sabellischen Stamms, welches die von den Apenninen umschlossene herrliche Hochebene um den Fucinersee (jetzt Lago di Celano) mit dem Hauptorte Marruvium (jetzt San-Benedetto) bewohnte. Sie standen nebst ihren Stammverwandten, den benachbarten Pelignern, Marrucinern, Vestinern und andern fast immer mit den Samnitern im Bündnisse gegen Rom und traten 91 v. Chr. an die Spitze des allgemeinen Aufstandes der Bundesgenossen. In diesem sehr blutigen und verheerenden Bundes-

genossen- oder Marsischen Kriege, welcher den Zweck hatte, für die verbündeten Völker das röm. Bürgerrecht zu erkämpfen, oder den Mitgenuß der Rechte eines Römers, während sie bisher nur die Lasten mitgetragen hatten, schlug ihr Anführer Vettius Cato 90 den röm. Consul Publius Rutilius Lupus, der zugleich dabei sein Leben einbüßte. Darauf aber wurden sie von Marius und Sulla geschlagen; doch verlor noch ein zweiter Consul, Lucius Porcius Cato, gegen sie Schlacht und Leben, und es bedurfte noch wiederholter anderer Siege und des Abfalls mehrer Verbündeten, ehe es dem Consul Cnejus Pompejus Strabo gelang, sie zu unterwerfen. Das röm. Bürgerrecht ward ihnen freilich später noch mit den andern ital. Völkerschaften zu Theil, aber zu einer Zeit, wo es seine alte Bedeutung schon ziemlich verloren hatte. Außer ihrer Tapferkeit waren sie auch berühmt wegen der heil- und zauberkundigen Anwendung ihrer Bergkräuter und wegen ihrer Kunst der Schlangenzähmung. — **Marsen** ist sodann der Name eines zu den ältesten germanischen Stämmen gehörigen Volkes am Niederrhein. Als Augustus nach den Feldzügen des Drusus germanische Völker auf das linke Rheinufer versetzen ließ, wichen sie tiefer ins innere Land zurück, wie es scheint, nach der obern Ruhr, wo sie dann so nachdrücklichen Antheil an der Varusschlacht nahmen, daß ihnen einer der erbeuteten röm. Adler zufiel. Gegen sie führte darauf auch Germanicus wiederholte schwere Rachezüge (s. Hermann), und seitdem wird ihr Name nicht wieder genannt.

**Marsfeld**, **Campus Martius** oder auch blos Campus, hieß bei den Römern der nördliche Theil der großen Ebene, welche außerhalb des Pomörium (s. d.) von Rom sich von den Abhängen des Pincius, Quirinalis und Capitolinus gegen die dort westlich ausbiegende Tiber hin erstreckt, und auf der jetzt der größte Theil der städtischen Gebäude Roms liegt. Ihr südlicher kleinerer Theil erhielt von dem 220 v. Chr. daselbst durch Flaminius erbauten Circus den Namen Circus Flaminius, der seit Augustus als Name der neunten Region auch das Marsfeld mit inbegriff, während der im Osten zunächst an den Hügeln liegende Strich als siebente Region nach der sie im Westen begrenzenden, vom Capitolinus bis zum Flaminischen Thore führenden Straße (jetzt Via del Corso) Via lata genannt wurde. Das Marsfeld war ursprünglich im Besitz der Tarquinier; nach ihrer Vertreibung wurde es dem Mars geweiht, und daher der Name. Es diente als freier Platz theils für gymnastische und kriegerische Übungen, theils gegen Süden hin zunächst der Stadt für Volksversammlungen, namentlich für die Comitia centuriata, später auch für die Comitia tributa. Zum Gebrauche der Magistrate bei diesen und bei andern öffentlichen Anlässen war ein Gebäude aufgeführt (Villa publica). Übrigens blieb die ganze republikanische Zeit hindurch das Marsfeld unbebaut. Erst Cäsar begann für die Comitien marmorne Hallen (Septa, d. i. Gehege) aufzuführen, die Agrippa beendete, der auch die ersten öffentlichen Thermen und das Pantheon (jetzt Santa-Maria rotonda) daselbst erbaute, während Augustus den großen ägypt. Obelisk dort aufstellte und sein eigenes Grabmal (Mausoleum Augusti) errichtete; wie denn das Begräbniß auf dem Marsfelde schon eine republikanische, nicht häufig ertheilte Ehre gewesen war. Auch das erste steinerne Amphitheater des Statilius Taurus lag auf dem Marsfelde, dessen freier Raum durch diese und andere öffentliche Gebäude, deren Zahl sich unter den spätern Kaisern bis Alexander Severus mehrte, und von denen namentlich Domitian's Tempel der Minerva Chalcidica (jetzt Santa-Maria sopra Minerva) und die Säule des Antoninus Philosophus zu erwähnen sind, allmälig auf den dem Flusse nächsten Strich eingeschränkt wurde, der daher bisweilen auch im Gegensatze gegen den bebauten Theil als Campus bezeichnet wird und Übungsplatz blieb. Privatbauten aber begannen, wie es scheint, auf dem Marsfelde erst in der spätesten röm. Zeit.

**Marsfeld**, franz. **Champ de Mars**, heißt zu Paris ein am westlichen Stadtende zwischen dem rechten Seineufer und der Militärschule gelegener, mit Bäumen umschlossener Platz, den man schon vor der Revolution zu Militärübungen und Truppenmusterungen einrichtete. Seit der Revolution erhielt dieser weite Acker durch mehre politische Vorgänge eine geschichtliche Merkwürdigkeit. Nach dem Beschlusse der Nationalversammlung wurde daselbst 14. Juli 1790 die erste constitutionelle Verfassung Frankreichs feierlich beschworen. Man faßte einige Tage vorher den Plan, den Boden des Feldes aus der Mitte auszugraben, um für die Zuschauer ein Amphitheater zu bilden. Da sich 12000 Tagelöhner vergeblich bemühten, die Arbeit zu vollenden, ergriff die Bevölkerung von Paris in Begeisterung Schaufel und Spaten, und das Werk kam zu Stande. Am Tage der Feier erfüllten 400000 Zuschauer den Umkreis des Amphitheaters. Gegen 60000 bewaffnete Milizen der Departements (fédérés), deren Zug drei Stunden dauerte, nahmen ihre Stellung innerhalb des Halbkreises. Auf ebener Erde befand sich ein zweiter Halbkreis, der für die höchsten Autoritäten bestimmt war. Der König und der Präsi-

dent der Nationalversammlung saßen auf gleichen, mit Lilien verzierten Sesseln; hinter ihnen auf einem Balcon befanden sich die Königin, der Hof und die Minister. In der Mitte erhob sich der Altar des Vaterlandes, an dessen Stufen 300 Priester, an ihrer Spitze der Bischof von Autun (Talleyrand), den Meßdienst versahen. Nach Beendigung des Hochamts erhob sich der König und leistete mit den übrigen Autoritäten zugleich den constitutionellen Eid. In dem Augenblicke nahm die Königin, von Begeisterung hingerissen, den Thronerben auf ihre Arme und zeigte denselben dem Volke. Dieser Anblick erregte einen maßlosen Enthusiasmus; Mutter und Kind hatten in dem Augenblicke die Herzen Aller gewonnen. Allein der Hof wußte diesen letzten Sonnenblick der Popularität nicht zu benutzen. Ein Jahr später, nach der verunglückten Flucht Ludwig's XVI., bot das Marsfeld einen andern Anblick dar. Während die Nationalversammlung 16. Juli 1791 das Fortbestehen des Throns decretirte, entwarf der Jakobinerclub unter großem Tumult eine Petition an die Versammlung, in welcher man die Absetzung des Königs foderte. Am 17. sollte diese Petition auf dem Altare des Vaterlandes, der sich noch auf dem Marsfelde befand, niedergelegt werden. Nachdem Lafayette mit einem Theile der Nationalgarde die tumultuarische Menge vergebens zu beschwichtigen versucht, erhielt der Maire Bailly (s. d.) vom Municipalrathe den Auftrag, die Ordnung herzustellen. Bei der Ankunf desselben erneuerte sich der Aufruhr, weil man unter dem Altare des Vaterlandes zwei Invaliden entdeckte, die sogleich erwürgt wurden. Bailly verlas das Kriegsgesetz und ließ dann Lafayette einschreiten. Einige Hundert Menschen büßten mit der ersten Salve das Leben ein. Dieses strenge Verfahren lähmte auf kurze Zeit den Muth der Anarchisten und brachte zwischen der Nationalversammlung und dem Könige eine Vereinigung zu Stande, die Letzterer jedoch schlecht benutzte. Nach der Rückkehr Napoleon's von der Insel Elba wurde das Marsfeld nochmals der Schauplatz einer politischen Feierlichkeit. Die altfränk. Gewohnheit nachahmend, hielt hier der Kaiser 1. Juni 1815 ein feierliches Maifeld (s. Märzfeld), um in den Augen Europas seiner zweiten Thronbesteigung den Charakter der Rechtmäßigkeit zu geben. Nach einer feierlichen Messe las Dubois, einer der 500 Abgeordneten der Centralausschüsse der Wahlcollegien, im Namen des franz. Volkes eine Huldigungsrede vor. Der Reichserzkanzler Cambacérès machte hierauf die Abstimmung der Nation über die 22. April verliehene Zusatzacte (acte additionnel) bekannt. Wiewol von 40 Departements keine Abgeordneten erschienen waren, so rief dennoch der Waffenherold aus, daß diese Acte, welche die Constitution des Kaiserreichs mit einem Repräsentativsystem beschenkte, von der Nation angenommen worden sei. Napoleon unterschrieb den Volksbeschluß, hielt an die Versammlung eine Anrede und beschwor die neue Verfassung. Ungefähr 200000 Personen, die zugegen waren, erwiderten den Eid, dem ein Te Deum folgte. Sodann theilte der Kaiser vom Throne herab an die Nationalgarden und Truppen, deren Zahl sich auf 50000 Mann belief, Adler aus und ließ das Heer defiliren. Hierauf folgte die Eröffnung der Kammern.

**Marsh'scher Apparat** heißt ein häufig angewendeter Apparat zur Entdeckung der geringsten Menge von Arsenik bei chemischen und gerichtlichen Untersuchungen. Er ist wesentlich ein Wasserstoffentwickelungsapparat, dessen horizontal gebogenes Gasleitungsrohr in eine feine Spitze endigt. Soll irgend eine Substanz vermittelst dieses Apparats auf Arsenik geprüft werden, so bringt man in den Apparat, in welchem sich Wasserstoffgas aus Wasser, reinem Zink und reiner Schwefelsäure entwickelt, etwas von der vorher auf geeignete Weise mit Salpetersäure u. s. w. behandelten Substanz, zündet, wenn der Apparat einige Zeit lang in Gang gewesen ist, das entweichende Gas an der Spitze des Gasleitungsrohrs an und hält über die Flamme eine kalte Porzellanschale. War die geringste Spur von Arsenik in der Substanz vorhanden, so gibt sich dessen Gegenwart durch die Entstehung schwarzbrauner, metallglänzender Flecken auf dem Porzellan zu erkennen. Die Marsh'sche Probe ist so scharf, daß sie wol kaum von einem andern Reagens auf irgend eine chemische Substanz übertroffen wird. Der berühmte Proceß über die Vergiftung der Lafarge, der durch Orfila's ungenügende Untersuchung so außerordentlich complicirt wurde, hat dazu beigetragen, diesen Apparat auch in weitern Kreisen bekannt zu machen. Erfunden wurde er vom engl. Chemiker James Marsh, der 1846 zu London starb, wo er am Arsenal angestellt war.

**Marsigli** (Lodovico Fernando, Graf von), ital. Gelehrter, geb. zu Bologna 1658, wurde von seinen Ältern ungeachtet seiner großen Neigung für das wissenschaftliche Leben für das Militär bestimmt. Mit dem venetian. Gesandten machte er 1679 eine Reise nach Konstantinopel; dann trat er 1683 in östr. Dienste, in welchen er sich während des Kriegs mit den Türken als einen geschickten Ingenieur bewies, doch sehr bald in Gefangenschaft gerieth. Nach einem

Jahre wieder ausgewechselt, wurde er zum Obersten ernannt und mit wiederholten Sendungen nach Rom beauftragt. Auch wurde er bei den Grenzbestimmungen verwendet, die in dem Frieden zu Carlovicz 1699 verabredet worden waren. Im Spanischen Erbfolgekriege war er Untercommandant der Festung Altbreisach, die sich 1703 fast ohne alle Gegenwehr an den Herzog von Bourgogne ergab. Deshalb vor ein Kriegsgericht gestellt, wurde er aller Ehren und Würden entsetzt und ihm der Degen zerbrochen, während über den Commandanten Grafen von Arco das Todesurtheil ausgesprochen ward. M. fand Trost in den Wissenschaften, mit denen er sich auch während des Kriegs beständig beschäftigt hatte. Er bereiste die Schweiz, um die Gebirge kennen zu lernen, und das südliche Frankreich, um Untersuchungen über das Meer anzustellen. Im J. 1708 von Papst Clemens XI. berufen, um den Oberbefehl eines kleinen Heeres zu übernehmen, welches sich gegen den Kaiser Joseph I. in Bewegung setzen sollte, blieb er, da der Krieg beigelegt wurde, seitdem in Bologna, machte nachher eine Reise durch die Niederlande, England und Frankreich und starb zu Bologna 1730. Seine Vaterstadt verdankt ihm mehre wissenschaftliche Stiftungen. Außer der Schrift „Histoire physique de la mer" (franz. von Leclerc, Amst. 1725) und dem „Stato militare dell' imperio ottomano" (2 Bde., 1732) lieferte er das Prachtwerk „Danubius Pannonico-Mysicus, cum observationibus geographicis, astronomicis etc." (6 Bde., Haag 1726, mit 288 Kpfrn.).

**Marstall** nennt man die Gebäude, in welchen die Pferde fürstlicher und anderer vornehmer Personen aufgestellt und alle zum Reiten und Fahren gehörigen Geräthschaften aufbewahrt werden.

**Marstrand** (Wilh.), ein ausgezeichneter dän. Maler, wurde 1810 zu Kopenhagen geboren und erhielt auf der dortigen Akademie seine erste künstlerische Bildung, die er von 1835 an in München und später bei einem längern Aufenthalt in Rom vervollständigte. Dort machte er sich hauptsächlich durch den Heimzug einer Gesellschaft vom Octoberfeste bekannt, ein Bild, das eben so sehr wegen des gesunden glücklichen Humors, der es durch und durch beherrscht, als auch wegen charakteristischer Auffassung und solider Technik Beifall erwarb. M. ist dem Gebiete des humoristischen Genre treu geblieben, hat herrliche Bilder nach Holberg's Meisterstücken, z. B. die Wochenstube, Erasmus Montanus und andere, gemalt und pflegt die Fülle seiner Beobachtungen gern in figurenreichen Bildern von Volksfesten u. dgl. zur Darstellung zu bringen, was ihm aufs glücklichste gelingt.

**Marsyas**, der Sohn des Olympos, Dagros oder Hyagnis, ist wegen seines Wettkampfes mit Apollo bekannt. Als Athene die von ihr erfundene Flöte, weil sie beim Spielen das Gesicht entstelle, weggeworfen und Den, der sie aufnehmen würde, mit dem härtesten Fluche belegt hatte, fand M. dieses Instrument, auf dem er bald eine solche Fertigkeit erlangte, daß er es wagen konnte, den Apollo zum Wettkampf herauszufodern. Zu Kampfrichterinnen wurden die Musen herbeigerufen. Der stärkere Flötenton übertäubte anfangs die sanftern Töne der Lyra, welche Apollo spielte, und schon neigte sich der Sieg auf des M. Seite, als Apollo sein Spiel mit Gesang zu begleiten anfing. Dies konnte ihm M. mit seiner Flöte nicht nachthun, und die Musen entschieden zu Gunsten des Apollo, der den Vermessenen an einer Fichte aufhing und ihm die Haut abzog. Dieser Kampf der griech. Kitharistik mit der phrygischen Auletik ist von vielen Künstlern der alten und neuern Zeit dargestellt worden. In Rom und in den röm. Colonien standen Statuen des M. auf den Marktplätzen als Sinnbilder strengen Gerichts.

**Martaban**, eine zur Präsidentschaft Kalkutta gehörige indobrit. Provinz an der Westküste Hinterindiens und am Golf von Martaban gelegen, etwa 570 QM. groß, zählt mit den südlichern Provinzen Ye oder Ji, Tavoy, Tenasserim und Mergui zusammen auf 1530 QM. 85000 E. und wurde, wie diese, 1826 von den Birmanen abgetreten, von deren Gebiet sie bisher durch den Strom Saluen getrennt ward. Die wichtigste Stadt ist Amhersttown (s. Amherst), südlich von Maulmain, dem Sitze der brit. Regierungsbehörden, und von der Stadt und Festung Martaban an der Mündung des Saluen, welche die Engländer am 29. Oct. 1825 einnahmen, im Frieden zu Yandabu 24. Febr. 1826 wieder herausgaben, in dem letzten Birmanenkriege aber 15. April 1852 mit Sturm genommen haben.

**Martellos** heißen die gewölbten runden, mit einigen Kanonen besetzten Thürme auf den Küsten von Sardinien und Corsica, die zur Zeit Karl's V. zum Schutze der Gegend gegen die Seeräuber angelegt wurden. Als Napoleon England mit einer Landung bedrohte, errichtete man hier ebenfalls Martellos, die jetzt als Wachtthürme gegen die Schleichhändler dienen.

**Martène** (Edmond), ein gelehrter Benedictiner von der Congregation St.-Maure, wurde geboren zu St.-Jean-de-Lône 1654. Mit seinem Ordensbruder, Ursin Durand aus Tours,

machte er zur Untersuchung der Archive und Bibliotheken in Klöstern und Kirchen seit 1709 große Reisen nicht nur in Frankreich, sondern auch in den Niederlanden und in Deutschland, die bedeutende Ausbeute für die Geschichtsforschung gaben. Er starb 20. Juni 1739. Unter seinen zahlreichen Werken sind zu bemerken: „Commentarius in regulam sancti patris Benedicti litteralis, moralis, historicus etc." (Par. 1690—95); „De antiquis monachorum ritibus" (2 Bde., Lyon 1690); „De antiquis ecclesiae ritibus" (3 Bde., Rouen 1700); „Thesaurus novus anecdotorum" (5 Bde., Par. 1717) und die umfassende „Veterum scriptorum et monumentorum historicorum, dogmaticorum et moralium amplissima collectio" (9 Bde., Par. 1724—33).

**Martens** (Georg Friedr. von), Diplomat und Publicist, geb. in Hamburg 22. Febr. 1756, studirte in Göttingen und bildete sich dann in Wetzlar, Regensburg und Wien weiter aus. Er wurde 1784 Professor der Rechte in Göttingen und 1789 in den Adelstand erhoben. Von 1808—13 war er Staatsrath im Königreich Westfalen, von 1810 an zugleich Präsident der Finanzsection des Staatsraths. Nach der Restauration ernannte ihn der König von Hannover 1814 zum Geh. Cabinetsrath und 1816 zum Bundestagsgesandten in Frankfurt. Hier starb er 21. Febr. 1821. Seinen literarischen Ruf begründete M. durch den „Précis du droit des gens moderne de l'Europe" (3. Aufl., Gött. 1821). Ein Werk von hoher Wichtigkeit ist sein „Recueil des traités" (7 Bde., Gött. 1791—1801), welcher mit 1761 beginnt und durch ein „Supplement" (4 Bde., Gött. 1802—8) ergänzt ward. Letzteres umfaßt theils die Zeit vor 1761, theils die Jahre von 1801—7. Eine zweite vermehrte Auflage des „Recueil" (8 Bde., Gött. 1817—35) umfaßt den Zeitraum von 1761—1808 und wurde in dem „Nouveau recueil" (16 Bde., Gött. 1817—42) und dem diesen ergänzenden „Nouveau supplement" (3 Bde., Gött. 1839—42) von M.'s Neffen, Karl von M., Saalfeld und Murhard bis zum J. 1839 fortgeführt. Eine Fortsetzung, das „Recueil général des traités" (Bd. 1—10, Gött. 1842—52), hat Murhard begonnen; ein Generalregister über das „Recueil" und „Nouveau recueil" gab Karl von M. (2 Bde., Gött. 1837—43) heraus. Von M.'s übrigen Schriften sind noch hervorzuheben: „Erzählungen merkwürdiger Fälle des neuern europ. Völkerrechts" (2 Bde., Gött. 1800—2); „Cours diplomatique, ou tableau des relations extérieures des puissances de l'Europe" (3 Bde., Berl. 1801); „Grundriß einer diplomatischen Geschichte der europ. Staatshändel und Friedensschlüsse seit dem 15. Jahrh." (Berl. 1807). — Sein Neffe, **Karl von M.**, hat sich als würdigen Nachfolger des Oheims bewiesen durch sein „Manuel diplomatique" (Lpz. 1823), den er in dem „Guide diplomatique" (2 Bde., Lpz. 1832; 4. Aufl., 1851) neu bearbeitete; ferner durch die „Causes célèbres du droit des gens" (2 Bde., Lpz. 1827), „Nouvelles causes célèbres etc." (2 Bde., Lpz. 1843) und den „Recueil manuel et pratique de traités etc." (5 Bde., Lpz. 1846—49), ein Werk, das er mit Cussy gemeinschaftlich herausgab.

**Martha** heißt im Neuen Testament die Schwester des Lazarus und der Maria von Bethanien, die Jesum in Bethanien aufnahm und nach Einigen in Jerusalem, nach Andern bei Marseille gestorben und begraben sei. Die **Schwester Martha**, eine durch ihre barmherzigen Werke berühmte franz. Nonne, hieß eigentlich **Anna Biget**, war 1749 zu Besançon geboren und versah vor der Revolution die Dienste einer Thürsteherin in einem Kloster. Nach Auflösung der Orden lebte sie zu Besançon von einer Pension von 133 Frcs. Mit seltener Aufopferung unterstützte und pflegte sie seit 1792 die Hülflosen und Kranken, und furchtlos besuchte sie die Gefängnisse während der Revolution. Bei Ankunft der Verwundeten und Kriegsgefangenen verdoppelte sie ihren Eifer; sie verpflegte ohne Unterschied Freund und Feind und suchte deren Schicksal selbst durch Verwendung bei den Behörden zu lindern. Im J. 1814 ging die betagte M. nach Paris, um von den Verbündeten die Vollmacht zur Krankenpflege zu erhalten. Die Kaiser von Rußland und Östreich und die Könige von Preußen, Spanien und England erkannten ihre Verdienste an und verliehen ihr Orden und Geld, das sie aber lediglich zu milbthätigen Zwecken verwendete. Auch Ludwig XVIII., dem sie vorgestellt wurde, gab ihr einen Orden und ernannte sie zur Vorsteherin aller Vereine von Barmherzigen Schwestern in Frankreich. In dem Hungerjahre 1817 reiste sie nochmals nach Paris und sprach die Reichen und die Regierung um Unterstützung der Nothleidenden ihrer Gegend an. Sie starb zu Besançon 29. März 1824.

**Martialgesetz** (Martial-law) nennt man überhaupt, ganz besonders aber in England, das Kriegsgesetz oder die Reihe von gesetzlichen Bestimmungen, nach welchen in der bewaffneten Macht die Disciplin geübt wird und die Vergehen bestraft werden. Das Kriegsgesetz, um seinem Zwecke zu entsprechen, ist überall in seinen Strafen härter und in seinem Verfahren formloser als die allgemeinen Landesgesetze. Wenn daher bei Aufruhr oder Tumult die bürger-

lichen Gesetze Leben und Eigenthum der Einwohner nicht mehr zu schützen vermögen, so wendet man auf eine Stadt, einen Distriet oder auch wol auf eine Provinz das Kriegsgesetz an. Die bewaffnete Macht ist dann berufen, Ordnung und Gehorsam zu erzwingen und die Schuldigen nach den Kriegsgesetzen ohne Umstände zu richten. Aber auch wenn eine Stadt oder Provinz vom innern oder äußern Feinde nur bedroht oder belagert ist, stellt man in Rücksicht der großen Gefahr die Bevölkerung unter Militärbefehl und Kriegsgesetz, oder man erklärt, wie man zu sagen pflegt, den Ort in Belagerungszustand (s. d.). In Großbritannien, wo Leben und Freiheit der Bevölkerung am meisten mit schützenden Formen umgeben sind, ist es allein die Sache der Ortsobrigkeit, den Kriegszustand eintreten zu lassen. Diese Magistrate haben ihre Handlungsweise auf Anklage vor dem ordentlichen Richter zu verantworten, während die Untersuchung, ob die bewaffnete Macht die ihr gegebenen Befehle überschritten hat, den Gerichten oder auch dem Parlament selbst unterliegt. Das altengl. im Laufe der Zeit entstandene Kriegsgesetz wurde zum letzten mal unter Jakob II. bei der Empörung des Herzogs von Monmouth (s. d.) in Anwendung gebracht. Die blutige Willkür, welche hierbei der Hof geltend machte, hatte zur Folge, daß mit der Thronbesteigung Wilhelm's III. die sogenannte Aufruhracte (Mutiny-act) zu Stande kam, welche seitdem vom Parlament jährlich wieder erneuert werden muß. Erst nachdem diese Acte verlesen, die Habeas-Corpus-Acte (s. d.) für den bestimmten Ort und auf bestimmte Zeit aufgehoben ist, kann nach Verlauf einer Stunde gegen das aufrührerische Volk mit Militärgewalt verfahren werden. Für Irland galten stets besondere Gesetze, die indessen jedesmal nur mit Bewilligung des Parlaments erneuert werden können. Vgl. Wise, „The law relating to riots and unlawful assemblies" (Lond. 1848).

**Martiālis** (Marcus Valerius), der vorzüglichste röm. Epigrammendichter und der eigentliche Schöpfer des neuern Epigramms (s. d.), geb. zu Bilbilis in Spanien um 40 n. Chr. und erzogen zu Calagurris (jetzt Calahorra), der Vaterstadt seines Freundes Quinctilian, kam als Jüngling unter Nero nach Rom und stand bei den folgenden Kaisern zum Theil in hoher Gunst und Achtung, sodaß ihn Domitian sogar zum Tribun ernannte und reichlich beschenkte. Unter Trajan dagegen, der die Satiriker nicht liebte, sah er sich veranlaßt, in sein Vaterland zurückzukehren, wo er um 100 n. Chr. starb. Seinen Ruhm begründete er durch 14 Bücher Epigramme, die meist scharfsinnig und treffend und voll Anmuth und attischen Salzes sind, obgleich viele derselben, in denen er die Laster seiner Zeit verspottet, auch an Unzüchtigkeit und Schamlosigkeit grenzen. Unter den zahlreichen Ausgaben erwähnen wir nach der ersten (Ven. 1470) die von Rader (Ingolst. 1602 und öft.), Schrevel (Leyd. 1656 und 1670 mit J. F. Gronov's Anmerkungen), Lemaire (Par. 1825) und die neueste, vorzüglichste Textrecension mit einem trefflichen kritischen Apparate von Schneidewin (2 Bde., Grimma 1841). Lateinisch und deutsch besitzen wir die „Sinngedichte des M. in einem Auszuge" von Ramler (5 Bde., Lpz. 1787—91), eine deutsche Übersetzung mit Weglassung der anstößigen Stellen von Willmann (Köln 1825) und „Funfzig Epigramme, mit zeitgemäßen Zusätzen" von Diestling (Fkf. 1835).

**Martignac** (Gaye, Vicomte de), franz. Minister unter Karl X., geb. 1776 zu Bordeaux, widmete sich dem Rechtsstudium, begleitete 1798 Sieyès als Privatsecretär nach Berlin und setzte seitdem in seiner Vaterstadt die advocatorische Laufbahn fort. Während der Hundert Tage erregte er die Aufmerksamkeit der Bourbons, indem er gegen Napoleon schrieb, und wurde dafür bei der zweiten Restauration zum Generalprocurator des Gerichtshofs zu Limoges ernannt. Das Departement Lot-Garonne sendete ihn 1821 in die Kammer, wo er als constitutioneller Royalist großes Rednertalent entfaltete. Im J. 1823 begleitete er als Civilcommissar des Königs die franz. Armee nach Spanien. Er bewies in dieser Stellung Mäßigung und wurde nach der Rückkehr zum Staatssecretär, darauf zum Director der Domänen, 1824 zum Vicomte erhoben. Nach der Auflösung des Ministeriums Villèle stellte ihn der Hof 9. Febr. 1829 als einen nicht unpopulären Charakter an die Spitze der neuen Verwaltung, indem er das Ministerium des Innern erhielt. Seinem Plane gemäß sollten beide Parteien den Fanatismus aufgeben und sich zur Stütze des Throns und Aufrechthaltung der Charte vereinigen. In diesem Sinne suchte er in der Kammer die Anklage gegen das gefallene Ministerium zu beseitigen, sowie den Vorschlag zu einer Petition an den König um Herstellung der Nationalgarde. Dagegen hob er das schwarze Cabinet auf, welches die Brieferöffnungen und andere geheime Spionerien leitete, vertrieb die jesuitischen Polizeimänner und brachte überhaupt eine Menge gemäßigt und constitutionell gesinnter Männer in die Verwaltung. Indessen unterlag bei der schroffen Stellung der Parteien und dem Kampfe um Principien die Vermittelungs- und Friedenspolitik M.'s sehr bald von beiden Seiten den heftigsten Anfeindungen. Als er in der Sitzung

von 1829 einen Gesetzentwurf zur Organisation des Gemeindewesens und einen andern zur Errichtung von Departementalräthen vor die Kammer brachte, verlangte die Linke größere Begünstigung des demokratischen Princips, die Rechte noch mehr Einschränkung des Wahlrechts auf die Höchstbesteuerten. Der König löste zwar 31. Juli 1829 die Kammer auf; aber M. sah sich auch zugleich vom Hofe gänzlich verlassen und legte schon 8. Aug. seine Verwaltung nieder. Unter dem Ministerium Polignac gesellte er sich nun in der Sitzung von 1830 der Opposition zu und stimmte für die Adresse der 221. Dessenungeachtet übernahm er nach der Julirevolution im Processe der gestürzten Minister unentgeltlich die Vertheidigung des Fürsten Polignac. Zu Anfange des J. 1831 zog er sich aus der Kammer zurück und starb 3. März 1832. Nach seinem Tode erschien von ihm „Essai historique sur la révolution d'Espagne et sur l'intervention de 1823" (3 Bde., Par. 1832).

**Martigny** oder **Martinach**, ein Städtchen im Canton Wallis und Hauptort des gleichnamigen Bezirks, mit 1332 E., liegt 1481 pariser F. über dem Meere auf dem linken Ufer der Rhône und am rechten der Dranse, in einer den Überschwemmungen ausgesetzten Gegend. Dem Städtchen gegenüber liegt das Dorf La Batie, mit den Ruinen eines 1260 erbauten und 1518 zerstörten Schlosses, dessen hoher Thurm einen weiten Blick in das Rhônethal gewährt. Der zehn Minuten oberhalb am rechten Dranseufer gelegene Flecken **Martigny** (Martigny le bourg) hat 1069 E. und wird durch einen Kastanienwald gegen Lawinen geschützt. Eine noch aus der Römerzeit stammende Wasserleitung versieht M. mit gutem Trinkwasser. Längs der Dranse zieht sich der Weg über den großen St.-Bernhard (s. d.). Im Juni 1818, da ungeheuere Massen Gletschereises den Strom der Dranse gesperrt hatten, wurde das ganze Thal bis zum Städtchen M. hinab von einer verheerenden Überschwemmung heimgesucht.

**Martin**, der Heilige, geb. zu Saburia in Pannonia (jetzt Stain in Niederungarn) um 316 von heidnischen Ältern, besuchte die Katechetenschule zu Pavia, mußte aber nach dem Willen seines Vaters, welcher Kriegstribun war, in seinem 16. J. unter Konstantius und Julianus Kriegsdienste thun. Später ging er nach Gallien, wo er sich taufen ließ und als ein Muster aller Tugenden erschien. Unter Anderm theilte er sein Kleid mit einem Armen, der ihm an den Thoren von Amiens begegnete, und der Legende zufolge erschien ihm in der folgenden Nacht Christus, mit der Hälfte dieses Kleides bedeckt. Nachdem er nun mehre Jahre als Mönch verlebt, reiste er nach Pannonien, bekehrte seine Mutter und widersetzte sich mit Eifer den Arianern, die in Illyrien herrschten. Deshalb gegeißelt und des Landes verwiesen, wendete er sich nach Mailand, und als er auch hier von Seiten des Bischofs Auxentius neuen Verfolgungen unterlag, ging er nach der Insel Gallinaria im Ligurischen Meere. Nachher ließ er sich bei Poitiers nieder, wo er eine Menge Religiosen versammelte. Gegen seinen Willen wurde ihm 375 das Bisthum von Tours übertragen. Um sich der Welt zu entziehen, erbaute er zwischen der Loire und einem steilen Felsen das Kloster von Marmoutiers, wo er 400 sein Leben beschloß. Höchst achtbar erscheint M. dadurch, daß er sich der Hinrichtung des Priscillian (s. d.) beredt widersetzte. Die Sage, daß einst der Kaiser Maximinus bei einem Gastmahle ihm den Becher zuerst habe reichen lassen, um ihn aus seiner Hand zu empfangen, hat ihn zum Schutzpatron der Trinker gemacht. Die M. beigelegte „Professio fidei de trinitate" wird für ein untergeschobenes Werk gehalten. Sein Leben hat Sulpicius Severus mit vielen Ausschmückungen beschrieben. Zu Ehren des Heiligen wird in der kath. Kirche 11. Nov., als dem Geburtstage desselben, das Martinsfest (**Martini**) gefeiert. Das Volk beging, auf jene Sage mit dem Becher gestützt, früher dieses Fest mit Schmausereien und Gelagen, woher die franz. Ausdrücke martiner und faire la St.-Martin, d. i. schmausen, und mal de St.-Martin, d. i. verdorbener Magen, sich herschreiben. Am Martinsfest empfing auch die Geistlichkeit ihre Zinsen an Hühnern und Gänsen, daher man noch gegenwärtig an diesem Tage die Martinsgänse verspeist.

**Martin** ist der Name von fünf Päpsten. — **Martin I.**, geb. zu Lodi in Toscana, bestieg 649 den päpstlichen Stuhl. Als er auf der ersten Lateransynode die Monotheleten und den Kaiser Heraklius verdammen ließ, wurde er 653 von dem kaiserl. Statthalter Kalliopas gefangen nach Konstantinopel geführt und als ein Majestätsverbrecher zum Tode verurtheilt, jedoch auf Fürbitten des Patriarchen Paulus die Todesstrafe in Verbannung verwandelt. Nach dem Chersones verwiesen, starb er dort 655. Später wurde er unter die Heiligen versetzt. — **Martin II.** oder **Marinus I.** (882—884) und **Martin III.** oder **Marinus II.** (942—946) werden sehr oft nicht mitgerechnet und deshalb **Martin IV.** (1281—85) auch als der zweite aufgeführt. In des Letztern Regierung fiel die Sicilische Vesper (s. d.). — **Martin V.**, aus dem alten Geschlechte der Colonna, wurde 1417, nach Gregor's XII. Entsagung und Benedict's XIII.

Absetzung, während der Kirchenversammlung zu Konstanz zum Papste erwählt. Keiner seiner Vorgänger oder Nachfolger ist je so feierlich geweiht worden. Er ritt auf einem weißen Rosse, das der Kaiser und der Kurfürst von der Pfalz, Beide zu Fuß, beim Zügel führten. Eine Menge von Fürsten und eine ganze Kirchenversammlung bildeten den Zug. Seine Klugheit wußte die reformatorischen Bestrebungen des Concils so zu beherrschen, daß nur unbedeutende Misbräuche aufgehoben wurden. Mit Deutschland, Frankreich und England schloß er Separatconcordate, die nicht in Ausübung kamen, und löste die Versammlung in der 45. Sitzung unter nichtigem Vorwande auf. Als Benedict XIII. 1424 gestorben, wurde zwar ein neuer Gegenpapst in Clemens VIII. gewählt, doch dieser entsagte 1429 seinen Ansprüchen und erhielt als Entschädigung das Bisthum Majorca. Ein Concil, welches M. 1423 nach Pavia berief und von da nach Siena verlegte, wurde ebenfalls aufgelöst, ohne etwas festgesetzt zu haben. M. starb 1431.

**Martin** (Christoph Reinh. Dietr.), ausgezeichneter deutscher Jurist, stammt aus einer franz. Refugiéfamilie, welche sich nach Hessen gewendet hatte, und wurde 1772 in dem damals noch hess. Orte Bovenden, unweit Göttingen, geboren. Er studirte in Göttingen, wurde 1790 Advocat und zugleich akademischer Docent, 1796 Doctor der Rechte, 1797 Assessor der Juristenfacultät, 1802 außerordentlicher und 1805 ordentlicher Professor der Rechte daselbst, folgte aber noch in demselben Jahre dem Rufe nach Heidelberg, wo er die Direction der juristischen Facultät als Spruchcollegium übernahm. Als er hier wegen einer auf Beschleunigung der Einführung der versprochenen landständischen Verfassung gerichteten Petition 1815 in eine Untersuchung verwickelt wurde, fand er sich, obschon dieselbe mit einer vollständigen gerichtlichen Freisprechung endigte, doch bewogen, seine Entlassung zu nehmen. Unmittelbar darauf wurde er Oberappellationsgerichtsrath in Jena und zugleich ordentlicher Honorarprofessor der Rechte; auch übernahm er noch gewisse Arbeiten für die Gesetzgebung des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach und erhielt den Charakter eines Geh. Justizraths. Im J. 1842 legte er indeß seine Ämter nieder und lebte seitdem als Privatmann zu Mügeln im Königreiche Sachsen, von dessen Landständen er zum Mitgliede des Staatsgerichtshofs für die Periode von 1846—48 erwählt wurde. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen: „Lehrbuch des deutschen gemeinen bürgerlichen Processes" (Gött. 1800; 12. Aufl., Heidelb. 1838), durch welches er bedeutend auf die Fortbildung des Processes eingewirkt hat; „Rechtsgutachten und Entscheidungen des heidelberger Spruchcollegiums" (Heidelb. 1808); „Lehrbuch des deutschen gemeinen Criminalprocesses" (Gött. 1812; 4. Aufl., Heidelb. 1836); „Anleitung zu dem Referiren in Rechtssachen" (3. Aufl., Heidelb. 1829); „Lehrbuch des deutschen gemeinen Criminalrechts" (Heidelb. 1820—25; 2. Aufl., 1829). Auch führte er 1816—18 die Redaction des „Neuen rhein. Mercur".

**Martin** (Vincente), einer der beliebtesten Componisten in der ältern ital. Manier, geb. in Valencia 1754, machte sich zuerst bekannt durch seinen in Wien um 1785 geschriebenen und von Kennern geschätzten „Burbero". Den meisten Ruf aber erwarb er sich 1787 durch seine „Cosa rara", welche zum ersten male bei Gelegenheit der Vermählung des Prinzen, nachmaligen Königs von Sachsen, Anton, aufgeführt wurde. Unter seinen übrigen Compositionen sind zu erwähnen die Opern „Arbore di Diana" (1787) und „La capricciosa coretta" (1800); ferner „Dodici canoni per il cembalo", „Dodici ariette italiane con accompagnamento di cembalo" und die Cantate „Il sogno". M. ging 1788 nach Petersburg, wo er Kapellmeister bei der russ. Oper wurde und 1816 starb.

**Martineau** (Harriet), engl. Schriftstellerin, geb. 12. Juni 1802 zu Norwich in der Grafschaft Norfolk aus einer Familie franz. Abkunft. Unter acht Kindern eines Fabrikbesitzers eines der jüngsten, erhielt sie, wie alle ihre Geschwister, eine gute Erziehung. Ihre schwache Gesundheit, die Taubheit, an der sie seit früher Jugend litt, und ein inniges Verhältniß zu ihrem Bruder trugen viel dazu bei, in ihr die Liebe für die Wissenschaft hervorzurufen und ihrem Geiste eine Verstandesrichtung zu geben. Seit ihrem 19. J. trat sie als Schriftstellerin auf, zuerst aus freier Neigung, bald durch Familienunglück gezwungen, die Schriftstellerei als Erwerb zu benutzen. Doch schlug sie 1840 die ihr von der Regierung angetragene Pension aus. Ihre zahlreichen Schriften haben fast alle die Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände im Auge, da der sie keine Mühe gescheut hat, sich mit den für Frauen sonst abstoßenden Wissenschaften der Staatswirthschaft und Statistik aufs innigste vertraut zu machen. Ihre wichtigsten Werke in dieser Hinsicht sind: „Illustrations of political economy" (9 Bde., 1832—34), in der Form von Erzählungen, welche die Staatswirthschaftslehre zur allgemeinen Kenntniß bringen sollen; „Poor laws and paupers" (1834), eine scharfe Kritik der engl. Armengesetze; „Society in

America" (3 Bde., 1837) und „Retrospect of Western travel" (3 Bde., 1838), Beides Schilderungen Nordamerikas, das sie 1836 bereist hatte. Außerdem schrieb sie die Romane „Deerbrook" (1839) und „The hour and the man" (1840); die „Forest and game-law tales" (3 Bde., 1846), in welchen sie die Misbräuche der engl. Jagdgesetze schilderte; „Life in the sick-room, or essays by an invalid" (1844), eine Reihe von Skizzen voll scharfsinniger Gedanken und anziehender psychologischer Bemerkungen; ferner die Kinderschriften „The peasant and the prince", „The settlers at home"; mehre Schriften über Erziehung, als „Five years of youth" (1823), „Household education" (1849), und über Religion, z. B. „Traditions of Palestine", und viele Aufsätze für Journale und Reviews. Eine Reise nach Ägypten, Arabien und Palästina, die sie zum Theil aus Gesundheitsrücksichten unternommen, gab Veranlassung zu dem Werke „Eastern life, present and past" (3 Bde., 1848). Auch auf das Feld der Geschichte wagte sie sich mit entschiedenem Glück in ihrer „History of England during the thirty years' peace" (2 Bde., 1851). Mit Atkinson gab sie „Letters on the laws of man's nature and development" (1851) und neuerdings „Letters from Ireland" (1853) heraus, die zuerst in den „Daily news" veröffentlicht wurden. Die Schriften der Miß M. zeichnen sich sämmtlich durch Gründlichkeit, Klarheit und durch eine frische, belebte, oft sogar dichterische Schreibart aus, haben aber durch die darin entwickelten freisinnigen politischen und religiösen Ansichten bei der hochkirchlichen und conservativen Partei großen Anstoß erregt. Ihr Bruder, James M., unitarischer Geistlicher in Liverpool, ist Verfasser einer Reihe von religiösen Essays unter dem Titel „Endeavours after the christian life" (2 Bde.) und höchst gehaltvoller „Critical miscellanies" (Lond. 1852).

**Martinez de la Rosa** (Francisco), ausgezeichnet als Staatsmann, Redner und Dichter, wurde zu Granada 10. März 1789 geboren und erhielt auch dort seine erste wissenschaftliche Bildung. Beim Ausbruch des Unabhängigkeitskampfes 1808 betheiligte er sich lebhaft, indem er für die Sache der Patrioten als Journalist und Redner wirkte und in letzterer Eigenschaft schon damals bedeutende Fähigkeit zeigte. Als die franz. Waffen siegreich vordrangen, mußte er mit seinen Parteigenossen nach Cadix flüchten. Von diesen wurde er dann zum Gouverneur von Gibraltar gesandt, und es gelang ihm, die nöthigste Unterstützung mit Waffen und Munition von den Engländern zu erhalten, wodurch er viel zu dem Siege bei Baylen beitrug. In Folge dessen konnte die Centraljunta nach Madrid zurückkehren; M. aber ward veranlaßt, nach England zu gehen. Er benutzte diese Gelegenheit, um sich mit dem Constitutionalismus vertraut zu machen. In London gab er 1811 sein episches Gedicht „Zaragoza" heraus, das er auf die heldenmüthige Vertheidigung dieser Stadt 1809 geschrieben hatte. Als er in das Vaterland zurückkehrte, traf er die Cortes abermals auf der Flucht in Cadix, und noch zu jung, um zum Deputirten gewählt zu werden, wurde er zum Secretär der Commission für Preßfreiheit ernannt. Während der Belagerung dieser Stadt geschah es, daß in einem in Eile aus Holz aufgerichteten Theater eine Komödie („Lo que puede un empleo") und eine Tragödie („La viuda de Padilla") von M. aufgeführt wurden und letztere, ein politisches Gelegenheitsstück, allgemeine Begeisterung erregte. Mit den siegreichen Cortes zog auch M. nach Madrid und wurde nun als der eifrigste Verfechter der Constitution von 1812 zum Deputirten seiner Vaterstadt gewählt. Nach der Restauration 1814 traf auch ihn das Loos, zwischen der Deportation oder dem Abschwören seines politischen Glaubensbekenntnisses zu wählen. Er wählte das Erstere und brachte sechs Jahre in den Presidios von Gomera an der afrik. Küste zu. Durch die Revolution von 1820 frei geworden, vertrat er abermals Granada in den Cortes. Aber das erlittene Unrecht hatte ihn nicht, wie die meisten seiner Parteigenossen, noch erbitterter gegen das alte System und noch starrer in der Vertheidigung des neuen gemacht; mit reifer Erfahrung suchte er vielmehr nur das möglich Beste unter gegebenen Verhältnissen durchzusetzen. Als er daher 1821 ins Ministerium trat und die Extreme zu vermitteln suchte, war es natürlich, daß er es mit beiden sich schroff gegenüberstehenden Parteien verdarb. Der Märtyrer des Liberalismus wurde so von seinen frühern Genossen selbst als Verräther angeklagt und der Wuth des Volkes preisgegeben, der er mit Lebensgefahr entkam. Dennoch weigerte er sich nach der zweiten Restauration 1823, dem mit Waffengewalt wieder hergestellten Absolutismus seine Zustimmung zu geben, und zog es vor, abermals in die Verbannung zu gehen. So lebte er acht Jahre in Paris, von wo aus er nur auf kurze Zeit Italien besuchte, fast ausschließend mit poetischen und literarischen Arbeiten beschäftigt; auch begann er dort zuerst eine Sammlung seiner Werke herauszugeben (5 Bde., Par. 1827). Im J. 1830 erhielt er die Erlaubniß, in seine Vaterstadt, 1833 nach Madrid zurückzukehren. Im J. 1834 wurde M. mit der Bildung eines Ministeriums und einer praktisch ausführbaren Verfassung beauftragt. Von der Unhaltbarkeit der Constitution von

1812 überzeugt, hoffte er durch das von ihm ausgearbeitete und auf seine Veranlassung von der Regentin octroyirte „Estatuto real" wenigstens die Gemäßigten beider Parteien zu befriedigen. Er wurde indessen dafür abermals von beiden Parteien angefeindet, und als der Bürgerkrieg in den Baskischen Provinzen ausbrach, woran er durch die vom staatsmännischen Standpunkte zwar wohlgemeinte, aber zu gewaltsame Aufhebung der Fueros nicht ohne Schuld war, mußte er 1836 vom Ministerium abtreten. Als nunmehr die extremen Parteien die Zügel der Regierung an sich rissen, hielt er es für gerathen, sich 1840 abermals nach Paris zurückzuziehen, wo er später den Gesandtschaftsposten bekleidete, welchen er sodann mit dem in Rom vertauschte. Nachdem er wieder nach Spanien zurückgekehrt, ward er 1843 Mitglied des Cabinets Narvaez, trat aber mit diesem im Febr. 1846 aus und ging 1. Nov. 1847 abermals als span. Gesandter nach Paris. Im J. 1851 zurückgerufen, nahm er nun seinen Sitz in der ersten Kammer, wo er zum Präsidenten erwählt wurde und der Regierung gegenüber als gemäßigter Constitutioneller wirkte. M. hat sich in fast allen Gattungen der Dichtkunst versucht. Seine ausgezeichnetsten Werke sind: die Tragödie „Edipo", das Drama „La conjuracion de Venecia" und das Lustspiel „La hija en casa y la madre en la mascara", in welchen, sowie überhaupt in seinen dramatischen Werken, der Einfluß der franz. Schule nicht verkannt werden kann. Sein didaktisches Gedicht „El arte poetica" zeichnet sich durch Eleganz und Präcision aus, ist aber in den Ansichten weder tief noch originell, und die beigegebenen literarhistorischen Anmerkungen und Excurse sind wol das Schätzbarste. Auch in seinen lyrischen Gedichten (Madr. 1833; 2. Aufl., 1847) liegt die Hauptstärke in der Diction und im Wohllaut, in welcher Beziehung seine Elegie auf den Tod der Herzogin von Frias für ein Meisterstück gilt. Minder glücklich war er in seinen prosaischen Schriften. Sein historisches Gemälde „Hernan Perez del Pulgar" (Madr. 1834) ist eine zu manierirte Nachahmung der Schriftsteller des 16. Jahrh.; sein Roman „Isabel de Solis" (3 Bde., Madr. 1837—40) hat den Erwartungen nicht entsprochen; seine Geschichte der Französischen Revolution: „Espéritu del siglo" (10 Bde., Madr. 1835—51) ist nicht viel mehr als eine Bearbeitung von Thiers' bekanntem Werke. Eine Sammlung seiner sämmtlichen Schriften wurde zu Paris (1844—46) in Baudry's span. Bibliothek abgedruckt (5 Bde.), und eine deutsche Übersetzung seiner „Auserlesenen Schriften" besorgte Schäfer (2 Bde., Heidelb. 1835—36). M. ist beständiger Secretär der königl. span. Akademie.

**Martini** (Giambattista), bekannt unter dem Namen Padre Martini, ein geschickter Componist und gelehrter Musiker, geb. zu Bologna 1706, durchreiste sehr jung mehre Länder Europas und selbst einen Theil Asiens und widmete sich nach seiner Rückkehr als Franciscaner mit Eifer dem Studium der Musik. Schon 1725 zum Kapellaristen des Franciscanerklosters zu Bologna ernannt, welches Amt er bis an seinen Tod verwaltete, eröffnete er eine musikalische Schule, damals die gelehrteste in Italien, aus welcher eine beträchtliche Anzahl großer Künstler hervorging. Als Componist hat M. nur untergeordnete Bedeutung; doch sind immer noch seine Kirchenmusiken, seine Duetten und Kanons für das Klavier oder die Orgel wegen ihrer Reinheit und Gründlichkeit geschätzt. Den meisten Ruhm erwarb er sich durch seine Schriften über die Musik, vornehmlich durch seinen „Saggio fondamentale pratico di contrappunto sopra il canto fermo" (2 Bde., Bologna 1774) und seine „Storia della musica" (3 Bde., Bologna 1775—81). Durch anhaltendes Studiren verfiel er später in eine Schlafsucht, in welcher er oft 30 Stunden zubrachte, und starb 1784.

**Martinique**, eine der Kleinen Antillen, etwa 18 QM. mit 122690 E. (ungerechnet 3200 Mann Garnison und Beamte) umfassend, worunter 47350 Freie und 75340 ehemalige Sklaven, ist nächst Guadeloupe (s. d.) die wichtigste Besitzung der Franzosen in Westindien. Die Insel wurde 1493 von den Spaniern entdeckt, aber nicht in Besitz genommen und blieb daher nach wie vor den Karaiben, bis 1635 etwa 150 franz. Colonisten von der Insel St.-Christoph herüberkamen, sich hier niederließen, die Ureinwohner besiegten und zur Übersiedelung nach S.-Domingo und nach St.-Vincent nöthigten. Colbert kaufte sie 1664 den Colonisten für 40000 Thlr. ab. Von den Engländern wurde sie 1761, 1794 und 1809 genommen, beim Frieden aber jedesmal an Frankreich zurückgegeben. Sie hat eine längliche Gestalt mit sehr zackigem Umrisse, ist durchgehends gebirgig, im Innern größtentheils noch mit Urwäldern und Savannen bedeckt und nur längs der Meeresküste, auf einer durchschnittlichen Breite von etwa einer Stunde in das Land hinein, angebaut. M. wird von einer vulkanischen Bergkette durchzogen, deren höchste Gipfel im südlichen Theile der Piton du Vauclain, in der Mitte der Pelée, 4158 F. hoch, mit einem furchtbaren Krater, und an der Nordwestspitze

der 3714 F. hohe Carbet, an dem sich Lavaströme vorfinden, sind. Die Insel hat zahlreiche Vorgebirge, die sichere Baien und Häfen bilden, eine zahllose Menge Flüsse und Gießbäche und bei ihrem vulkanischen Charakter viele heiße Mineralquellen. Das Klima ist trotz der Hitze und dem Witterungswechsel der Tropengegend sehr gesund und die Ergiebigkeit des Bodens an Colonialproducten höchst bedeutend. Von der Gesammtfläche sind 34530 Hectaren bebaut, und zwar 20232 mit Zuckerrohr, 1856 mit Kaffee, 592 mit Cacao, 159 mit Baumwolle, 19 mit Taback, 11672 mit Nahrungspflanzen; dagegen kommen 24008 Hectaren auf Savannen, 69215 auf Waldungen, 26477 auf Unland. Die Ausfuhr betrug seit 1831 jährlich über 3 Mill. Thlr. Im J. 1718 wurden aus dem botanischen Garten zu Paris zwei junge Kaffeebäume nach M. gesendet, die sich so außerordentlich vermehrten, daß man 1778 über 8 Mill. Kaffeebäume zählte. Heftige Stürme richten freilich auf M. bisweilen große Verwüstungen an, und erst 1845 war die Insel der Schauplatz einer furchtbaren Verheerung, bei der auch viele Menschen umkamen. Sie ist in zwei Haupttheile, Basse-Terre und Cabes-Terre, eingetheilt. Die Hauptstadt **St.-Pierre**, an der Westküste, 1635 gegründet, hat 30000 E., ein Fort und einen Hafen und ist besonders als Stapelplatz für den Schleichhandel, der in Westindien mit franz. Erzeugnissen getrieben wird, sehr wichtig. Andere wichtige Festungen und Häfen sind **Fort-Royal**, mit 12000 E., die Residenz des franz. Gouverneurs, ebenfalls an der Westküste, 1672 gegründet, und **La Trinité**, mit 5000 E., an der Ostküste. Unter den Flecken sind bemerkenswerth: Lamentin im Bezirk von Fort-Royal, mit 8000 E. und lebhaftem Detailhandel, und **Macouba** an der Nordküste, welches wegen seines Schnupftabacks berühmt ist, wie **Anees d'Arlet** wegen seines Kaffees.

**Martius** (Karl Friedr. Philipp von), einer der ausgezeichnetsten deutschen Reisenden und Naturforscher, Hofrath, Professor und Director des botanischen Gartens zu München, geb. 1794 zu Erlangen, wo sein Vater, **Ernst Wilh. M.** (geb. 1. Sept. 1756 zu Weißenstadt im baireuther Oberland, gest. 12. Dec. 1849), der sich als Botaniker und Pharmaceut auch literarisch bekannt gemacht hat, damals Hofapotheker war. Der Sohn erhielt eine sorgfältige Erziehung und bald diejenige Richtung, welche für ihn Lebenselement werden sollte. Er besuchte das Gymnasium, dann die Universität zu Erlangen, wo er Medicin studirte. Nachdem er sich die medicinische Doctorwürde erworben, nahm er Theil an der 1817—20 von der östr. und bair. Regierung veranstalteten Reise nach Brasilien und erwarb sich durch den Umfang und die Tiefe seiner Forschungen über jenes Land einen Namen, wie ihn unter den deutschen Reisenden, außer Alex. von Humboldt, noch keiner erlangt hat. Obgleich er nur mit den botanischen Arbeiten der Expedition beauftragt war, zog er doch auch Ethnographie, Statistik, Geographie und allgemeine Naturbeobachtung in sein Bereich. Die Resultate derselben gab er in seiner „Reise nach Brasilien" (3 Bde., Münch. 1824—31), die ebenso reich an neuen Thatsachen als anziehend ist durch vortreffliche Schreibart und die mit Wahrheit und unverkennbarer Liebe wiedergegebenen Bilder einer mit dichterischem Geiste aufgefaßten Natur. Der zeitig verstorbene Spix (s. d.) hat zu diesem vortrefflichen Werke nur wenig Material geliefert und an der Abfassung nur des ersten Bandes Theil genommen. In rascher Folge ließ M. später die rein botanischen Früchte seiner Reise erscheinen, welche Werke meist sehr reich ausgestattet und ohne Unterschied von hohem wissenschaftlichen Werthe sind. Dahin gehören: „Nova genera et species plantarum" (3 Bde., Münch. 1824—32, mit 300 color. Tafeln) und „Icones plantarum cryptogamicarum" (Münch. 1828—34, mit 76 color. Tafeln). Veranlaßt durch ein sehr reiches, aus Brasilien und andern Tropenländern zusammengebrachtes Material, beschäftigte er sich 27 J. lang mit den Palmen und wurde dabei von allen Seiten her so eifrig unterstützt, daß er in den „Genera et species palmarum" (3 Bde., Münch. 1823—45, gr. Fol., mit 219 color. Tafeln) eine vollständige Monographie der ganzen Familie zu geben vermochte. Der erste Band dieses Prachtwerks, welches zu den bedeutendsten gehört, die die botanische Literatur überhaupt aufzuweisen hat, enthält die Allgemeinheiten, der zweite die Beschreibung der brasilianischen, der dritte eine systematische Übersicht aller bekannten Palmen (582), während Linné nur 15, Humboldt (1816) nur 99 aufführt. Abgehend von der herkömmlich trockenen Darstellung, hat M. in den meisten seiner botanischen Werke Naturschilderungen eingewebt, die nicht allein durch ihre Form anziehen, sondern auch für die noch neue Wissenschaft der Pflanzengeographie von Wichtigkeit sind. Landschaftliche Ansichten mit der charakteristischen Vegetation der beschriebenen Gegenden, durch geschickte Künstler entworfen und berechnet, auch dem Laien einen Eindruck der großartigen Natur der Tropenländer zu verschaffen, begleiten das Werk über die Palmen wie die mit Unterstützung der bair. und östr. Regierung großartig angelegte „Flora Brasilien-

sis", die seit 1829 zu Stuttgart erscheint und unter Betheiligung mehrer ausgezeichneter Systematiker fortgesetzt wird. In seinen „Reden und Vorträgen über Gegenstände aus dem Gebiete der Naturforschung" (Stuttg. 1838) und mehren andern kleinern Schriften hebt M. besonders die beschauliche und ethische Seite hervor. Schon vor seiner Reise hatte er „Plantarum horti Erlangensis enumeratio" (Erl. 1814) und „Flora cryptogamica Erlangensis" (Erl. 1817) veröffentlicht. Unter seinen zahlreichen übrigen Schriften sind mehre einzelnen Pflanzenfamilien und Gattungen, wie z. B. den Amarantaceen (Bonn 1825), der Sömmeringia (Münch. 1828), den Eriocauleen (Bonn 1833), dem Erythroxylon (Münch. 1840) gewidmet; andere enthalten treffliche Schilderungen der Natur Brasiliens und seiner Bewohner, wie z. B. „Die Pflanzen und Thiere des tropischen Amerika" (Münch. 1831); „Das Naturell, die Krankheiten, das Arztthum und die Heilmittel der Urbewohner Brasiliens" (Münch. 1843) u. s. w. Andere botanische Schriften M.'s sind: „Conspectus regni vegetabilis secundum characteres morphologicos" (Nürnb. 1835); „Systema materiae medicae vegetabilis Brasiliensis" (Lpz. 1843); „Die Kartoffelepidemie der letzten Jahre" (Münch. 1842); „Amoenitates botanicae Monacenses" (Ffk. 1829—31). Seit 1842 Secretär der mathematisch-physikalischen Classe, hat er auch mehre Gedächtnißreden auf verstorbene Mitglieder, wie von Schrank, Berzelius, Kielmeyer, Zuccarini, Oken, Link u. s. w., veröffentlicht. Auch hat er sich als Präses der botanischen Gesellschaft in Regensburg an den Denkschriften und der Zeitschrift dieses Vereins, der „Flora", betheiligt. Als akademischer Lehrer zeichnet sich M. durch große Klarheit des Vortrags aus. Seine Verdienste sind durch vielfache Auszeichnungen anerkannt worden. — Ein jüngerer Bruder, **Theodor Wilh. Christ. M.**, übernahm 1824 von seinem Vater die Apotheke zu Erlangen, erhielt hier 1848 eine außerordentliche Professur der Pharmacie und Pharmakognosie und hat sich durch einen „Grundriß der Pharmakognosie des Pflanzenreichs" (Erl. 1832), sowie durch das „Lehrbuch der pharmaceutischen Zoologie" (Stuttg. 1838) und andere Schriften literarisch bekannt gemacht. — **Martius** (Heinr. von), ebenfalls ein verdienter Botaniker, geb. zu Radeberg in Sachsen 28. Dec. 1781, ging 1804 als Unteraufseher der kaiserl. Museen nach Moskau, bereiste 1808—11 Sibirien, die Ukraine, den Kaukasus u. s. w. und kehrte 1816 nach Sachsen zurück, wo er erst zu Bautzen als Arzt, dann als Physikus zu Nossen practicirte. Im J. 1828 siedelte er nach Berlin über und starb hier 4. Aug. 1831. Von seinen Schriften sind der „Prodromus florae Mosquensis" (Mosk. 1812; 2. Aufl., Lpz. 1817), „De lepra Taurica" (Lpz. 1816; deutsch, Freib. 1819) und „Das Kloster Altenzelle" (Freib. 1820) zu erwähnen.

**Märtyrer**, vom griech. (und lat.) martyr, d. i. Zeuge, nannte man (nach Apostelgesch. 22, 20; Hebr. 12, 1 und Offenb. Joh. 17, 6) im engern Sinne bis an das Ende des 3. Jahrh. Diejenigen, welche mit ihrem Tode die Wahrheit und das Bekenntniß des Christenthums bekräftigten, im Gegensatze zu den Confessoren (ὁμολογῆται, Matth. 10, 32; 1. Tim. 6, 12. 13), welche den Christenglauben vor Gericht nur mit Todesgefahr bekannten, oder mit Verlust der Freiheit und des Vermögens büßten. Späterhin vermischte man oft die Ausdrücke „Confessoren" und „Märtyrer" und bezeichnete im weitern Sinne mit letzterm überhaupt alle Christen, die ihres Glaubens wegen von Nichtchristen oder in der Kirche selbst wegen ihrer von derselben abweichenden geläutertern Lehre Verfolgungen erlitten. Als den ersten Märtyrer im engern Sinne des Wortes kennt die Kirche den Stephanus. Ihm fügt die kirchliche Tradition alle Apostel mit Ausnahme des Johannes bei; doch gibt schon Herakleon in den „Stromaten" des Clemens von Alexandrien an, daß Matthäus, Philippus, Thomas und Levi (wol Thaddäus) zu den Märtyrern nicht gehören. Die Kirche erwies allen Märtyrern die höchsten Ehrenbezeugungen und legte ihnen die höchsten Verdienste bei. Ihre Aussprüche galten für göttliche Befehle, ihre Handlungen für göttliche Thaten, auf ihre Fürsprache wurden Gefallene, die von der Kirche ausgeschlossen waren, wieder aufgenommen; ihr Tod sollte bei Gott die eigenen und fremden Sünden tilgen, wie die Taufe, sodaß man den Märtyrertod als die **Bluttaufe** (lavacrum sanguinis; Luc. 12, 50; Marc. 10, 39) bezeichnete. Ja dieser Tod sollte die Taufe selbst ersetzen (nach Matth. 10, 39) und sofort zur vollen Seligkeit führen, die außerdem den Frommen erst am Tage des letzten Gerichts verheißen ist. Daher nannte man auch die Todestage der Märtyrer ihre Geburtstage (natalitia martyrum). Ihre Leichname löste man von der Obrigkeit ein, beerdigte sie feierlich, hielt den Gottesdienst an ihren Gräbern und bewahrte Überreste von ihnen als heilige Reliquien (s. d.) auf. Hiermit war aber auch der Grund gelegt, die Märtyrer selbst zum Gegenstande der Verehrung zu machen. (S. **Heiligendienst**.) Die **Märtyrerfeste** scheinen schon im 2. Jahrh. aufgekommen zu sein; sichere Spuren derselben finden sich im 3. Jahrh. Man feierte sie dadurch, daß man zu den Gräbern der Märtyrer wallfahrtete, Lobreden auf diese hielt, ihre Thaten

und Leiden verkündete, Oblationen brachte, betete und das Abendmahl genoß. Im 4. Jahrh. war die Zahl der Märtyrer, da sich auch Fanatiker zum Märtyrerthume drängten, schon sehr groß geworden, sodaß man das Fest aller Märtyrer einführte, welches von der griech. Kirche in der Pfingstwoche, von der röm. Kirche 26. Dec. gefeiert wird. Jetzt pflegte man auch die Namen der Märtyrer, die Angaben von ihren Leiden und ihrer Todesart in die Diptychen (s. d.) einzutragen und auswärtigen Gemeinden mitzutheilen, über ihre Gräber Altäre (mensae martyrum) und Kirchen (martyria; memoriae martyrum) zu bauen oder unter diese ihre irdischen Überreste zu versetzen. Diese Versetzungen hießen translationes; sie wurden von dem Klerus so übertrieben, daß schon der Kaiser Theodosius I. ein Gesetz gegen diesen Gebrauch erließ. War es aber in der Kirche bis in das 5. Jahrh. doch noch Sitte gewesen, selbst für verstorbene Märtyrer zu beten, so galt dies nun, wie Augustin ausdrücklich bemerkte, als ein Unrecht: Augustin meinte, daß man sich vielmehr durch Gebet den Märtyrern empfehlen müsse. Diesen Satz, der schon in der den Märtyrern erwiesenen Verehrung lag, machte die Kirche zur Praxis, und Innocenz III. stellte ihn sogar als durch die Autorität der Heiligen Schrift begründet dar. Bis an das Ende des 6. Jahrh. war die Zahl der wirklichen oder angeblichen Märtyrer bis in das Unglaubliche angewachsen. Dennoch fügte man immer noch mehr hinzu, und selbst in Visionen entdeckte man neue Märtyrer und erdichtete hiermit zugleich eine große Menge neuer Märtyrergeschichten, wie dies namentlich die Schriften des Gregor von Tours hinlänglich beweisen. Von nun an verschmolz die Geschichte und Verehrung der Märtyrer gänzlich mit der Geschichte der Heiligenverehrung. — **Martyrologien** heißen die größtentheils unglaubwürdigen Schilderungen der Verfolgungen und Martern der Märtyrer. Clemens I. von Rom soll das erste Martyrologium entworfen haben. Das römische blieb unter den vielen Märtyrergeschichten immer das berühmteste. Schon Dodwell zeigte, daß die Martyrologien wenig Glaubwürdigkeit verdienen, und daß überhaupt die Anzahl der wirklichen Märtyrer nur gering gewesen sein kann.

**Marx** (Adolf Bernh.), Professor der Musik und Musikdirector an der Universität zu Berlin, geb. zu Halle 27. Nov. 1799, sollte nach dem Wunsche seines Vaters, eines Arztes, eine der Facultätswissenschaften studiren und wurde deshalb vorzugsweise in dieser Richtung hin unterrichtet und gebildet. Sehr frühzeitig lernte er indeß auch Klavier spielen und versuchte sich, zuerst ohne Anleitung, dann unter Beistand des Prof. Türk, in der Composition, übte auch Gesang und Violine. Auf der Universität zu Halle studirte er die Rechte; doch blieb er fortwährend ein eifriger Jünger der Tonkunst. Nach beendigten akademischen Studien arbeitete er beim Stadtgericht zu Halle und wurde dann Referendar beim Oberlandesgericht in Naumburg. Hier componirte er seine beiden ersten Opern, zu denen er den Text selbst lieferte. Auch fing er an, Gluck's Werke zu studiren, deren Verständniß erst jetzt sich ihm eröffnete. Das bringend gefühlte Bedürfniß, in einer großen Stadt zu leben, um dort seine Kunstbildung zu erweitern und selbstthätig aufzutreten, veranlaßte ihn endlich, nach Berlin zu gehen, wo er aus Partituren und Büchern seine Studien erweiterte und befestigte. Unterricht auf dem Klavier, im Gesange und in der Composition, später die Redaction der „Berliner allgemeinen musikalischen Zeitung" und die Abfassung mehrer theoretischer und praktischer Musikwerke gewährten ihm die Subsistenzmittel, bis er 1830 bei der Universität angestellt wurde. Schon zuvor hatte ihn 1827 die Universität zu Marburg zum Doctor der Musik ernannt. Seine Vorträge verbreiteten sich über alle Theile der Compositionslehre, über Geschichte der Musik und Philosophie derselben. Auch als Musikdirector hat er um den akademischen Chor sich wesentliche Verdienste erworben. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: „Die Kunst des Gesangs" (Berl. 1826); die Broschüren „Über Malerei in der Tonkunst" (Berl. 1828) und „Über die Geltung Händel'scher Sologesänge für unsere Zeit" (Berl. 1828); ferner seine Hauptwerke: „Die Lehre von der musikalischen Composition" (4 Bde., Lpz. 1837—45; 3. Aufl., Bd. 1, 1852) und „Allgemeine Musiklehre" (Lpz. 1839; 4. Aufl., 1850). Herausgegeben wurden von ihm Seb. Bach's „Große Passion", „Hohe Messe" und andere Kirchenmusiken, auch eine Auswahl aus Bach's Orgel- und Klaviersachen, letztere mit einer Abhandlung über Auffassung und Vortrag derselben. Von seinen eigenen Compositionen sind zu nennen die Musik zu „Jery und Bätely" (1825) und zum Melodrama „Die Rache wartet" (1827); ferner das „Evangelische Choral- und Orgelbuch" (Berl. 1832); das Oratorium „Johannes der Täufer"; mehre Hymnen für Männerstimmen und weltliche Chorgesänge; das Oratorium „Mose"; ein anderes Gesangwerk „Nahid und Omar"; das „Frühlingsspiel" und Anderes für Klavier und Gesang.

**Maryland**, einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika, umfaßt das Uferland der

innern, 58 M. langen Chesapeakbai und zieht sich zwischen Pennsylvanien, Delaware und Virginien mit einem schmalen Landstriche längs des Potomac bis zum Westabhange des Alleghanygebiets. Das Land ist im Innern sehr fruchtbar und gewährt vornehmlich Eisen, Alaun, Steinkohlen, Taback und alle Arten Getreide und Obst. M. hat 441⅕ QM. Flächeninhalt mit 583000 E., darunter 418600 Weiße, 74000 freie Farbige und gegen 90400 Sklaven. Zucker, Leder, Wollen- und Baumwollenwaaren, Hüte und Quincaillerlearbeiten sind die Hauptgegenstände des Gewerbfleißes. Der Handel ist sehr bedeutend. Die Exporte betrugen 1849 über 8 Mill. Dollars, wovon 7,786695 Dollars auf Landesproducte kamen; die Importe hatten einen Werth von 4,976731 Dollars. Für den öffentlichen Unterricht ist durch mehre Universitäten, Colleges, Akademien oder lat. Schulen und Volksschulen hinlänglich gesorgt. Von dem engl. Capitän Smith im Anfang des 17. Jahrh. besucht, wurde das Land 1632 von König Karl I. an Calvert, Lord Baltimore, verliehen, von diesem zu Ehren der Königin Maria benannt und zum Asyl der damals verfolgten Katholiken bestimmt, ohne jedoch die Anhänger anderer Religionsparteien auszuschließen. Die Colonie gedieh, gab sich 1650 eine Repräsentativverfassung, änderte dieselbe 1776 als Freistaat und trat 1788 zur Union. Die neueste Verfassung ist von 1851. Die gesetzgebende Gewalt übt ein Senat von 22, auf 4 J. gewählten Mitgliedern, und das Repräsentantenhaus, welches aus 74 Mitgliedern besteht, die auf 2 J. gewählt werden. Die vollziehende Gewalt übt ein auf 4 Jahre erwählter Gouverneur, der einen Gehalt von 3600 Dollars bezieht. Zum Congresse sendet M. sechs Repräsentanten. Die Hauptstadt als Sitz der Regierung ist **Annapolis**, mit 4200 E. und dem St.-John's-College; als die bedeutendste Stadt, Handelsplatz und Hafen ist aber Baltimore (s. d.) anzusehen. Außerdem verdienen der Erwähnung Harford wegen seiner Ockerbrüche, Cumberland wegen seiner Eisen-, Blei- und Kupfergruben und die zwei meist von Deutschen bewohnten Orte **Fredericktown** mit 6040 E. und bedeutendem Handel und **Hagerstown** mit 6500 E. — **Maryland-in-Liberia**, s. Liberia.

**März** (lat. Martius), der Lenzmonat oder Frühlingsmonat, ist der dritte Monat des Jahres, der letzte des Winters, der erste des Frühjahrs. In ihm erwacht die lebendige Natur aus dem Winterschlafe, stellen sich die meisten Zugvögel ein, beginnt die Feldbestellung. Eine warme, trockene Witterung sagt der letztern und der Entwickelung der Vegetation am meisten zu, daher: „Märzstaub bringt Gras und Laub, Märzregen wenig Segen." — Unter **Märzbewegung** oder **Märzrevolution** versteht man in der politischen Sprache die Bewegung von 1848, die in den deutschen Staaten meist im März ausbrach und allenthalben, wenigstens vorübergehend, große Veränderungen in Gesetz und Verfassung (**Märzerrungenschaften**) zur Folge hatte. Mit **Vormärz** pflegt man hiernach in Deutschland die politischen Zustände vor 1848, mit **Nachmärz** die Reaction der folgenden Jahre zu bezeichnen. Der **Märzverein** war ein von Mitgliedern der gemäßigten Linken der Deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt gestifteter Verein, der die Erhaltung und Entwickelung der Märzerrungenschaften bezweckte und sein Netz über ganz Deutschland ausbreiten sollte, aber mit dem Niedergange der Bewegung und der Auflösung des Parlaments bald gehemmt ward.

**Märzfeld** (campus Martius) hieß unter den merovingischen Königen der Franken die allgemeine Volksversammlung, die regelmäßig im März gehalten wurde. Pipin der Kleine verlegte sie 755 auf den Mai, weshalb sie nun **Maifeld** (campus majus oder magicampus) genannt wurde, und so blieb es unter Karl d. Gr. und solange der Gebrauch unter den Karolingern sich erhielt. In dieser Versammlung, wie sie auch bei andern deutschen Stämmen im Frühjahr üblich war, erschienen nach altgerman. Sitte alle freien Männer, um über Dinge, die vor die Volksgemeinde gehörten, wie Krieg und Frieden u. s. w., zu berathen und zu beschließen, und zur Abhaltung der Heerschau. Diese letztere und die Versammlung zum Kriegszug wurden bei den Franken die Hauptsache, da die Könige bei dem steigenden Ansehen der königl. Lehnsleute, namentlich derer, die Hof- und Staatsämter bekleideten, sowie der Bischöfe und Äbte nicht mehr das gesammte Volk, sondern nur jene zur Berathung der Staatsangelegenheiten alljährlich auf dem großen Reichstag (placitum) vereinten, der ebenfalls im Frühjahr und in Verbindung mit dem Maifeld gehalten wurde, und neben welchem noch eine zweite Versammlung im Herbst stattfand, zu der der König blos die angesehensten Großen und seine Räthe berief.

**Marzipan**, entstanden aus Marci panis, d. h. Marcusbrot, ist eine Art feines Confect, das aus einem Teige von süßen und einigen wenigen bittern Mandeln und Zucker bereitet, im Ofen bei gelindem Feuer gebacken, dann mit Zuckergelée übergossen und mit buntem Streuzucker bestreut wird. Vorzüglichen Marzipan liefert Königsberg in Preußen.

**Masaccio**, eigentlich **Tommaso Guidi**, ein florentin. Maler, wurde 1402 wahrscheinlich zu San-Giovanni im Valdarno geboren. Ein ihm angeborener tiefer Ernst ließ ihn im Leben oft nachlässig und zerstreut erscheinen, daher die verächtliche Endsilbe seines Namens, welche soviel als der unbehülfliche Thomas bezeichnet. Hauptgegenstand seiner Studien waren die Werke des Brunelleschi und Donatello. Sein Leben brachte er meist in Rom und in Florenz zu, wo er auch 1443 starb. Es sind nur wenige Staffeleibilder, sämmtlich in Tempera gemalt, von ihm vorhanden; um so bedeutender, ja epochemachend sind seine Fresken, besonders diejenigen der Kapelle Brancacci in der Karmeliterkirche zu Florenz, die Geschichte des heil. Petrus darstellend. Hier zum ersten mal läßt sich eine völlige Emancipation von der typischen Strenge des frühern Mittelalters, eine Darstellung der Menschengestalt um ihrer eigenen Schönheit willen erkennen. M. hat zuerst vollständige Kenntniß des Nackten entwickelt und die Gegenstände nicht mehr halb andeutungsweise, sondern in ihrer ganzen Wirklichkeit dem Beschauer vor Augen geführt. Einzelne Gestalten sind bereits so frei componirt, so edel aufgefaßt, daß sie für alle spätern Florentiner, ja für Rafael und Michel Angelo Vorbild blieben und von Ersterm nachgeahmt wurden. Wie in der Modellirung des Nackten, so eröffnete M. auch für die Drapirung einen neuen Stil, indem er dieselbe mehr den Körperformen folgen ließ. Um dem Beschauer vollends sein Werk möglichst nahe zu rücken, umgab er die handelnden Hauptfiguren mit schönen lebendigen Gruppen von Zuschauern. Die Fresken zu San-Clemente in Rom sind entweder nicht von ihm oder bis zur Unkenntlichkeit übermalt.

**Masanderan** oder **Masenderan**, eine Provinz Persiens an der Süd- und Südostküste des Kaspischen Meeres, ein etwa 48 M. langer Landstrich von ungefähr 356 □M. Flächeninhalt, besteht aus einer flachen Küstenebene von wechselnder Breite, aber ohne gute Häfen, mit den terrassenartig dahinter aufsteigenden Vorketten des hohen Elbrusgebirgs. Das Land ist reichlich bewässert durch eine Menge kleiner Flüsse, hat ein warmes, überaus feuchtes und ungesundes Klima, in den Ebenen und Thälern ungemein fruchtbaren Boden, der ungeachtet des nachlässigen Anbaus eine Menge Reis, das Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung, Getreide, Hanf, Baumwolle, Zuckerrohr und Taback, außerdem Melonen, Arbusen, Kürbisse, Gurken, Kastanien, Citronen und viele Obstarten in Fülle hervorbringt. Die Maulbeerbäume werden zur Seidenzucht benutzt; die dichten Waldungen bilden einen Hauptreichthum des Landes. Man zieht Pferde, Maulthiere, Esel, Schafe und Rinder, macht Jagd auf mancherlei Wild, treibt Fischfang, wenig Industrie, aber bedeutenden Handel mit dem übrigen Persien und mit Rußland, welches von hier Seide, Reis und Baumwolle bezieht. Die angesiedelten Bewohner unterscheiden sich von den übrigen Persern, wie die in Ghilan, durch dunklere Hautfarbe, härtere und unreinere Sprache, stehen im Rufe der Unterwürfigkeit und zugleich des Hochmuths und der Ungastlichkeit und sind unduldsame Schiiten. Weit zahlreicher und größtentheils sunnitische Mohammedaner sind die Stämme der Nomaden, welche meist unter eigenen Häuptlingen leben, aber Tribut an Persien zahlen, wie die Kodschawend, die Turkomanen, die kurdischen Modanlu und die türkischen Kadscharen, von welchen letztern die jetzige Dynastie Persiens stammt. M., ein Theil des alten Medien und Hyrkanien, bei Firdusi als das Land der tapfern Krieger und Helden oder Divs, aber auch als das Land der Rosen und des ewigen Frühlings gepriesen und noch heute bei den Persern „der Garten Irans" genannt, blühte ganz besonders unter Schah Abbas d. Gr., um 1600, auf, welcher wie andere Herrscher hier Zaubergärten und Lustschlösser mit Wasserkünsten und Kunstteichen, mit Baumpflanzungen und Terrassenbauten anlegte, deren großartige und liebliche Reste, wenn schon im Verfall, doch heute noch bewundert werden. So der Schahpalast und die Insel mit Orangen- und Citronenhainen zu Balfrusch (s. d.); die glänzenden Reste zu Aschraf oder Aschreff, wo Abbas als Sieger und Mäcen der Künste und Wissenschaften seine Audienzen, Feste und Gelage gab, die Gesandtschaften fremder Fürsten, die Gelehrten und Künstler des In- und Auslandes empfing; zu **Suffiabad**, nicht weit von Aschraf, am Meere, wo noch die Reste einer Sternwarte und Lustgebäude stehen; in **Furrahabad** an der Mündung des Tedjen, der zweiten Residenz des Schah Abbas, wo dieser 1628 starb. Die gegenwärtige Hauptstadt M.'s ist **Sari** mit 30000 E., die des östlichsten Districts ist Asterabad (s. d.). Außerdem ist noch die Stadt **Amol** oder **Amul** mit 40000 E. bemerkenswerth.

**Masaniello** (eigentlich Thomas Aniello), ein Fischer aus Amalfi, war der Führer des Aufstands, der im Juli 1647 gegen den span. Vicekönig Herzog von Arcos in Neapel ausbrach. Der materielle Druck, der auf der Bevölkerung seit lange lastete, war im Jan. 1647 noch durch die unvernünftige Maßregel des Vicekönigs, auch das Obst zu besteuern, ins Unerträgliche gesteigert worden und rief gerade in der ärmern Bevölkerung eine tiefe Gährung hervor. M. selbst

war persönlich erbittert, weil man seine Frau hart behandelt hatte, als sie versuchte, eine kleine Quantität Mehl einzuschwärzen. Er beschloß im Bunde mit einigen Gleichgesinnten Rache zu nehmen, als ein Auflauf an den Zollhäusern 7. Juli 1647, wo man die neue Obststeuer erheben wollte, den zufälligen Anstoß zu einer Revolte der Massen gab. M. vertrieb die Zollbeamten, zerstörte mit den Seinigen die Zollgebäude und schüchterte den Vicekönig so ein, daß sich dieser zu den weitesten Concessionen herbeiließ. Freilich waren die niedern Volksclassen vollständig Herren in der Stadt. Paläste wurden zerstört, blutige Volksjustiz geübt und M. selbst handhabte die thatsächliche Macht. In einem förmlichen Vertrage, den der Vicekönig mit M. 13. Juli in der Karmeliterkirche schloß, waren eine Menge von Zugeständnissen gemacht und namentlich alle neuen Auflagen, die nach den Exemtionen Kaiser Karl's V. auferlegt worden waren, beseitigt worden. M. aber ward durch diesen Erfolg und die Schmeicheleien des Vicekönigs völlig bethört, ergab sich dem ausschweifendsten Trunke und richtete seine launenvolle und grausame Despotie nun gegen die eigenen Freunde und Anhänger. Schon 16. Juli wurde er deshalb das Opfer derselben Volkswuth, die er aufgestachelt, indem Genossen seines frühern Anhangs ihn ermordeten. Diesen Gegenstand hat Auber zu der bekannten Oper „Die Stumme von Portici" als Stoff verwendet. Vgl. Angel Saavedra, Herzog von Rivas, „Insureccion de Napoli en 1647" (2 Bde., Madr. 1849).

**Mascagni** (Paolo), ein ausgezeichneter Anatom, geb. 1752 zu Castelleto, einem Dorfe bei Siena, widmete sich auf der Universität zu Siena der Heilkunde, vorzugsweise der Anatomie und Chemie, und wurde 1774 Professor der Anatomie daselbst. Eine Preisaufgabe der Akademie der Wissenschaften zu Paris über die absorbirenden Gefäße lenkte seine Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand, und durch seinen „Prodrome d'un ouvrage sur le systeme des vaisseaux lymphatiques" (Siena 1784) gewann er den Preis. Hierauf setzte er seine Forschungen in diesem Gebiete fort und begann mit Fontana (s. d.) die Sammlung anatomischer Wachspräparate zu Florenz. Gleichzeitig erschien sein Prachtwerk „Vasorum lymphaticorum corporis humani historia et iconographia" (Siena 1787). Im J. 1800 ging er an die Universität zu Pisa, folgte aber schon 1801 wieder dem Rufe als Professor der Anatomie, Physiologie und Chemie am Krankenhause Sta.-Maria zu Florenz, wo er nach einem erfolgreichen Wirken 19. Oct. 1815 starb. Nach seinem Tode erschienen noch von ihm „Anatomia per uso degli studiosi di scultura e pittura" (Flor. 1816) und „Anatomia universa, 44 tabulis aëneis juxta archetypum hominis adulti accuratissime repraesentata" (Pisa 1823—31).

**Mascarenische Inseln** oder **Mascarenhas-Inseln** heißen die östlich von Madagaskar im Indischen Ocean gelegenen vulkanischen Inseln Réunion oder Bourbon (s. d.) und Isle-de-France oder Mauritius (s. d.), wozu auch das 80 M. östlich von der letztern gelegene Eiland Rodriguez gerechnet wird.

**Maschine und Maschinenwesen.** Die Maschine bildet, im technischen Sinne genommen, den Gegensatz zu dem Begriffe Werkzeug. Unter letzterm versteht man im Allgemeinen jedes Geräth, dessen man sich zur Anfertigung irgend eines technischen Gegenstandes bedient. Das Werkzeug also bedingt nothwendig die führende Hand neben dem denkenden Geiste des Arbeiters; die Maschine dagegen ist eine mehr oder minder künstliche Zusammenstellung einzelner Theile, welche, sobald sie von irgend einer Seite her eine mechanische Kraft in Bewegung setzt, den technischen Gegenstand selbst fertigt und nur einer zeitweisen Beaufsichtigung bedarf. In der Maschine sind die Werkzeuge, deren sich der Arbeiter bei der Handarbeit bedient, oft sehr sinnreich modificirt, angebracht, und die Maschine ersetzt also die Handarbeit in den meisten Fällen vollkommen, beschränkt sie aber mindestens in allen. Ein Beispiel möge genügen. Die Feile ist ein Instrument, dessen man sich z. B. auch bedient, um metallene Scheiben an der Seite mit Zähnen zu versehen. In der Räderschneidemaschine ist jene Feile als eine kreisrunde Scheibe modificirt, welche auf ihrer hohen Kante den Feilenhieb hat (die Fräse) und durch eine mechanische Kraft in Umdrehung versetzt jenes Einschneiden verrichtet. Mit der Feile muß der Arbeiter darauf achten, daß er dieselbe stets genau auf die Theilung ansetze, genau in der Richtung des Halbmessers einschneide und allen Einschnitten eine gleiche Tiefe gebe. Auf der Maschine eingestellt, schneidet die Fräse immer in der richtigen Lage, hört auf zu schneiden, sobald sie auf die gehörige Tiefe gelangt ist, und die Scheibe dreht sich genau um einen Theilstrich des Rades und bietet der Fräse den richtigen Angriffspunkt für den neuen Einschnitt dar. Die Beaufsichtigung, welche der Arbeiter hier zu führen hat, beschränkt sich, wie man sieht, auf sehr Weniges, und ein einzelner Mensch würde, wenn es erforderlich wäre, viele solcher Maschinen beaufsichtigen können, während sonst zu jeder Feile ein geschickter Arbeiter nöthig wäre, dessen physische

Kraft noch außerdem nicht einmal hinreichen würde, in derselben Zeit dieselbe Arbeit und in derselben Güte zu liefern. Die neuere Art der Anfertigung technischer Gegenstände hat gleichsam von selbst auf die Erfindung der Maschinen geführt. Früher und noch jetzt theilweise vollendete ein Arbeiter seinen Gegenstand allein: er mußte also jeden Zweig seines Fachs vollkommen ausgelernt haben. Spätere Unternehmer legten Anstalten an, in welchen die Arbeit so vertheilt wurde, daß ein Arbeiter dem andern in die Hände arbeitete, sodaß einer immer nur denselben Gegenstand fertigte, oft nur aus dem Groben, und ihn dann einem zweiten gab, der ihn ausarbeitete, und so fort, bis alle einzelnen Theile in die Hand des sogenannten Fertigmachers kamen, der Alles zusammenstellte, wo das Ganze dann wieder von andern Arbeitern die letzte Vollendung erhielt. Es liegt am Tage, daß so jeder einzelne Theil besser ausgeführt werden konnte, da der Eine, der immer nur eben diesen Theil machte, es bei demselben leicht zu großer Vollkommenheit bringen konnte. So entstanden die Fabriken. Wenn nun aber eben die Anfertigung dieser einzelnen Theile sich meistens auf sehr einfache Handgriffe zurückführen läßt und fast eine rein mechanische, maschinenmäßige wird, so mußte man bald auf die Idee gerathen, diese Theile durch Maschinen anfertigen zu lassen, welche jedenfalls genauer und stetiger arbeiten konnten und mußten, da man sie stets mit derselben Genauigkeit und Kraft arbeiten lassen konnte. Auf diesen einfachen Grund lassen sich ohne Ausnahme alle Maschinen zurückführen, wenn man dabei nur bedenkt, daß die zusammengesetztern Maschinen die Arbeit mehrer Menschen in sich concentriren, welche sie in nacheinander folgenden Operationen ausführen. Man denke sich die Maschine zur Verfertigung der Krempelbeschläge. Sie schneidet den Draht nach der gehörigen Länge und gibt ihm die gehörige Biegung; sie sticht die Löcher in das Krempelleder; sie steckt die Drahthäkchen in die vorgestochenen Löcher. Dies sind eigentlich drei in eine zusammengezogene Maschinen, welche die Arbeit von drei Menschen verrichten, eine Arbeit, welche viel Genauigkeit verlangt und durch Menschenhände doch nicht so gut als durch die Maschine gemacht werden kann. Auf solche Weise müssen durch die Maschinen nothwendig viele Hände erspart werden, und wenn auch eine allgemein bewegende Kraft, die noch obenein sehr oft eine schon zur Benutzung vorhandene Elementarkraft sein konnte, mit einigem Kostenaufwande herbeigeschafft werden mußte, so trat doch immer eine große Ersparniß an Arbeitslohn ein, während die Erzeugnisse selbst besser wurden.

Es erhoben sich natürlich viele Stimmen gegen die Maschinen, welche geltend machten, wie durch dieselben eine große Menge von Menschen brotlos würde. Ja man brachte es dahin, daß in einzelnen Staaten Prohibitivmaßregeln gegen die Einführung der Maschinen in den Fabriken ergriffen wurden. Allerdings muß man auch den Gegnern des Maschinenwesens zugeben, daß durch die Einführung der Maschinen viele Menschenhände ihre Arbeit einstellen müssen und folglich zunächst brotlos werden; allein der Schluß, der aus dieser Erscheinung gezogen wird, daß nämlich diese augenblickliche Arbeitseinstellung zur Verarmung und zum Verderben im Ganzen führt, ist keineswegs richtig. Die Erzeugnisse der Technik werden durch Anwendung der Maschinen wohlfeiler und besser, die Artikel werden mehr gesucht, weil sie durch billigen Preis Jedermann zugänglich werden, die Consumtion steigert sich und es entstehen immer neue Fabriken, welche jene brotlosen Arbeiter wieder beschäftigen. Die Erfahrung hat sogar gelehrt, daß an Orten, wo die Fabriken mit Maschinen besetzt wurden, sehr bald die früher vorhandenen Arbeiter nicht mehr zureichten, um jene Maschinen zu beaufsichtigen, während in den Staaten, wo man die Maschinen nicht einführen ließ, durch die Concurrenz des Auslandes eine solche Verarmung des Arbeiterstandes eintrat, daß man gern jene Prohibitivmaßregeln aufhob. Außerdem erfodert auch die Anfertigung der Maschinen, selbst wenn wieder Maschinen die Maschinen anfertigen, eine Menge von Händen, die im Allgemeinen besser besoldet werden als die gewöhnlichen Fabrikarbeiter. Endlich aber bilden sich gerade durch die Maschinenindustrie von Tage zu Tage neue Erwerbszweige, welche die menschliche Thätigkeit aufs neue in Anspruch nehmen. Zudem muß man auch noch in Anschlag bringen, daß es gerade die Maschine gewesen ist, welche dem Arbeiter selbst den Genuß und die Entfaltung der Menschenwürde gewährt hat, während er eben früher nur eine Maschine war. Der Betrieb der Maschine an und für sich erfodert schon eine größere Intelligenz und mehr Gewandtheit von Seiten des Arbeiters, und diese Intelligenz eben führt ihn selbst darauf hin, und die Maschine gibt ihm zugleich die Zeit dazu, zu denken und an seiner übrigen Fortbildung zu arbeiten. Daß dies wirklich der Fall ist, beweist die fast durchgängig höhere Bildungsstufe, auf welcher seit einigen Jahrzehnden unsere arbeitende Classe steht und die sicherlich nicht allein in den technischen Lehranstalten u. s. w. ihren Grund haben kann

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit auf die Ausbildung des Maschinenwesens in den verschiedenen Ländern, welche in technischer Hinsicht eine gewisse Bedeutsamkeit erreicht haben, so findet man, wie auf jene Ausbildung einerseits die Individualität des Volkscharakters, andererseits aber die Localität als Grundbedingung eingewirkt hat. Als das eigentliche Vaterland des Maschinenwesens dürfen wir in der That England betrachten. Seine isolirte Lage, die Umständlichkeit, mit welcher die Erzeugnisse des Auslandes noch vor kurzem zu beschaffen waren, weisen den Engländer auf seine eigenen Mittel zurück; sein Seedienst aber, seine verhältnißmäßig große Kriegsmacht, sein Landbau nehmen viele Hände in Anspruch, sodaß die Classe der Gewerbtreibenden nicht allzu zahlreich ist. Dennoch muß aber England viel Geld aus dem Auslande hereinziehen, und dies kann es nur, indem es viele Producte von außen bezieht, durch die Menge und Güte seiner Fabrikate erreichen. Um diese also hervorzubringen, bedurfte es der Maschinen, und man erfand sie. Begünstigt wurde England hierbei durch die große Menge eines guten Eisens und durch den Überfluß am besten Brennmaterial; daher fanden auch in England die Dampfmaschinen am schnellsten Eingang. So hat sich hier vor allen Ländern Europas das Maschinenwesen am frühesten und am meisten entfaltet. Der Engländer, mit fast pedantischer Strenge auf die Vollendung seines Gegenstandes hinarbeitend, denkt stets auf Verbesserung, ergreift gierig jede ihm dargebotene und scheut keine Kosten, welche Versuche, oft sehr ins Große getrieben, ihm verursachen könnten. Dabei begünstigt ihn großer Scharfsinn und eine durch die nicht vom Staate besoldeten Civilingenieurs bis in die untern Arbeiterclassen hin verpflanzte technische Ausbildung. Erst in der neuesten Zeit geht man damit um, nach dem Muster der deutschen und französischen auch in England technische Lehranstalten und Gewerbschulen zu gründen. Der Engländer ist rein praktisch: er erfindet erst eine Maschine, dann sucht er ihre Theorie auf und benutzt diese zur Verbesserung. Einen andern Weg schlägt man in Frankreich ein. Die technischen Bildungsanstalten Frankreichs haben in diesem Jahrhunderte eine sehr hohe Stellung eingenommen; dem dort gezogenen Arbeiter sind die Theorien nicht fremd, und ihnen folgend ist dort manche wichtige Erfindung gemacht worden, welche in das Maschinenwesen greift. Darum nimmt auch der Franzose, obschon er häufig Englands Erfindungen sich aneignet, dieselben nie auf guten Glauben an, sondern legt erst an alle den Maßstab der Theorie und der strengen Prüfung, weshalb auch dort eigentliche Misgriffe im Großen zu den Seltenheiten gehören. Der Franzose faßt, schon vermöge seines lebhaften Temperaments, das Neue leicht auf und weiß es, durch natürlichen Instinct getrieben, für sich auf die eine oder die andere Weise nutzbar zu verwenden. Aus diesem Grunde steht das Maschinenwesen in Frankreich, auch von Seiten der Regierung gefördert, sehr hoch. Für Deutschland hat eine sehr fühlbare Praxis die Lehre gegeben, daß auch hier dem allgemeinen Fortschritte gehuldigt werden müsse, und wenn dies auch nicht überall mit ganzem Erfolge, so hat doch auch in Deutschland der Maschinenbetrieb mächtig seine Schwingen entfaltet. Freilich stellen sich der vollständigen Einführung des Maschinenwesens außer den in der Bedachtsamkeit der Deutschen begründeten Vorurtheilen noch manche Hindernisse anderer Art entgegen. Dahin sind zu rechnen der verhältnißmäßige Mangel an gutem Eisen und Brennmaterial. Der Eisenhüttenbetrieb bedarf eines größern Aufschwungs; die Production ist noch zu theuer, und England sendet sein schlechtes Eisen roh und fabricirt zu Schleuderpreisen nach Deutschland, während es aus Schweden und Rußland gutes Material aufkauft. Ist bei uns erst der Eisenbetrieb gehoben, so werden die inländischen Maschinenfabriken besseres Erzeugniß und zu billigern Preisen liefern können, wozu die bisher in so großer Menge aus England eingeführten Maschinen uns hinlänglich mit guten Mustern bekannt machen können, bis der sichtlich emporwachsende deutsche Erfindungsgeist einen höhern Grad von Selbständigkeit erlangt hat. Einen andern Grund für das Zurückbleiben des Maschinenwesens in Deutschland liefern aber auch die hier durchgängig niedrigen Preise der Handarbeit und der Umstand, daß die eigentlich großartigen Fabrikanlagen durchschnittlich immer nur noch in relativ sehr geringer Anzahl vorhanden sind. Im Allgemeinen aber dürfen wir es uns nicht verbergen, daß die neueste Zeit einen mächtigen Aufschwung des Maschinenwesens zu bringen scheint, und daß die intensive und extensive Wirksamkeit der Industrie- und Gewerbvereine und das Emporblühen technischer Bildungsanstalten demselben mächtigen Vorschub leisten. Nordamerika hat dagegen sein Mutterland England hinsichtlich des Maschinenwesens fast überflügelt, und dies ließ sich nicht anders erwarten. Hier ist der Preis der Handarbeit hoch, und der Speculationsgeist wird stets rege gehalten und dadurch unterstützt, daß von Europa aus nur solche Leute dorthin gehen, welche Geistes- und Willenskraft genug in sich fühlen, den Kampf mit den sich dem Geschäftsbetriebe entgegenstellenden Hindernissen einzugehen. Auch

Belgien hat in der neuern Zeit sein Maschinenwesen bedeutend gefördert und hält in dieser Hinsicht die Mittelstraße zwischen England und Frankreich, obgleich ihm manche Eigenthümlichkeiten nicht abzusprechen sind, welche in der Gestaltung seiner neuern Verhältnisse und seiner technischen Industrie begründet sind. Was die Entwickelung des Maschinenwesens in **Rußland** betrifft, so walten dort ganz andere Verhältnisse ob als bei den übrigen Staaten und Völkern. Während sich anderwärts das Maschinen- und Gewerbswesen aus der industriellen Classe heraus bildete, geht in Rußland diese Entfaltung von den obern Staatsbehörden aus. Es ist aber trotz dieses abnormen Ganges nicht in Abrede zu stellen, daß die russ. Regierung energische und zum Theil sehr erfolgreiche Mittel ergriffen und sehr große Summen aufgewendet hat, um durch die Begründung des Fabrik- und Maschinenwesens Rußland von der Industrie des Auslandes unabhängig zu machen und eine vaterländische Industrie zu schaffen. Über Maschinen und Maschinenwesen erinnern wir in technischer Hinsicht an die größern Werke von Gerstner, Hülße, Langsdorf, Prechtl u. s. w., in staatswirthschaftlicher und rechtlicher Hinsicht an Babbage, „On the economy of machinery and manufactures" (Lond. 1833; deutsch von Friedenberg, Berl. 1833).

**Mascov** (Joh. Jak.), deutscher Publicist und Historiker, geb. zu Danzig 26. Nov. 1689, studirte in Leipzig anfangs Theologie, dann die Rechtswissenschaft und ging hierauf mit zwei jungen Grafen von Watzdorf auf Reisen. Nach seiner Rückkehr wurde er 1719 außerordentlicher Professor zu Leipzig, noch in demselben Jahre in den dasigen Rath aufgenommen, später ordentlicher Professor der Rechte und der Geschichte, Hofrath und Proconsul der Stadt. Er starb 22. Mai 1761. Unter den deutschen Staatsrechtslehrern behauptet er einen ausgezeichneten Rang. Seine „Principia juris publici Romano-Germanici" (Lpz. 1729; 5. Aufl., 1769) wurden lange Zeit auf den meisten Universitäten als Lehrbuch gebraucht. Nicht geringere Verdienste erwarb er sich um die deutsche Geschichtschreibung. Seine unvollendete „Geschichte der Deutschen bis zum Anfang der fränk. Monarchie" (2 Bde., Lpz. 1726—37), die ins Englische, Französische und Holländische übersetzt wurde, zeigt, daß er richtigere Ansichten von dem Wesen der Geschichte hatte, als es sich von seiner Zeit erwarten läßt. Während in allen deutschen Geschichtsbüchern die Idee des Reichs vorwaltete, und sämmtliche deutsche Historiker blos entweder Reichs- oder Kaisergeschichten lieferten, unternahm er es, die Geschichte der Nation zu schreiben. Eine Fortsetzung derselben sind die „Commentarii de rebus imperii Romano-Germanici" (3 Bde., Lpz. 1751—53). Außerdem schrieb er den „Abriß einer vollständigen Historie des Deutschen Reichs" (Lpz. 1722—30) und eine „Einleitung zu der Geschichte des Römisch-Deutschen Reichs" (Lpz. 1752).

**Masculinum**, s. Geschlecht.

**Maser** nennt man diejenige Holzbildung, bei welcher die Verzweigungen der Gefäßbündel sich nach allen Seiten hin unregelmäßig ausbreiten und verworrenene Züge bilden, wobei öfters noch eine verschiedene Färbung stattfindet. Gewöhnlich sind es knotige Verdickungen des Stamms, die nahe übereinander stehen und diesen Gefäßverlauf bewirken. Besonders häufig findet sich die Maserbildung am Grunde des Stamms nahe über der Wurzel. Durch öfteres Auslichten der Zweige kann man die Maserbildung befördern. Das mit Maserbildung versehene Holz heißt **Maserholz** und wird zu ausgelegten Arbeiten, Fournieren u. s. w. verwendet.

**Masern** (morbilli) nennt man eine fieberhafte, ansteckende Ausschlagskrankheit, welche den Menschen in der Regel nur ein mal befällt und sich in der Gestalt kleiner, höchstens linsengroßer blaßrother Flecke darstellt. Dem Ausbruche geht meist Fieber voran, zu welchem sich Augenentzündung, bellender Husten, Niesen u. s. w. hinzu gesellen. Gewöhnlich am vierten Tage des Unwohlseins kommt der Ausschlag im Gesicht zum Vorschein, verbreitet sich in den nächsten drei Tagen über den ganzen Körper, bleibt drei Tage stehen, wird dann blaß und verschwindet, wonach sich die Haut meist nach bestimmter Zeit kleienartig abschilfert. Die Affection der Augen und der Athmungswerkzeuge bei den Masern erreicht nicht selten einen sehr hohen Grad oder hinterläßt bedenkliche Nachkrankheiten (Blindheit, Lungenschwindsucht u. dgl.). Eine strenge Diät und gleichmäßige Temperatur sind die Hauptbedingungen einer guten Behandlung dieser Krankheit. Der Patient muß im Bett liegen, milde schleimige Getränke und Suppen genießen, bis das Fieber vorbei ist. Oft machen die Nebenbeschwerden ein energischeres ärztliches Verfahren nothwendig, besonders aber ist im Schälungsstadium die Gewöhnung an die freie Luft mit großer Vorsicht zu bewerkstelligen, da Erkältungen den nachtheiligsten Einfluß auf die Lungen und andere edle Organe haben können.

**Masinissa**, König der Massylier in Numidien, der Sohn des Gula, ausgezeichnet durch

Tapferkeit, Geistesgaben und voll Ehrgeizes, war im zweiten Punischen Kriege seit 213 v. Chr. mit Karthago verbündet, da ihm Hasdrubal (s. d.), Gisgo's Sohn, seine schöne Tochter Sophonisbe verlobt hatte, und kämpfte in Spanien auf karthag. Seite, während Syphax, ein anderer numidischer König, der auch um Sophonisbe geworben hatte, sich den Römern anschloß. Als aber nach der Niederlage der Karthager bei Bäcula, 207 v. Chr., Hasdrubal, um den Syphax zu gewinnen, diesem M.'s Verlobte gab, näherte sich M. den Römern, wurde darum nach seiner Rückkehr aus Spanien durch Syphax und die Karthager bekriegt und schloß sich (nach Livius) als Flüchtling mit wenigen Reitern dem Scipio an, als dieser 204 in Afrika landete. Mit den Römern verbündet, kämpfte er nun gegen Karthago und gegen Syphax, der 203 sein Reich und Sophonisbe an ihn verlor und besiegt in röm. Gefangenschaft kam. Er verzieh Sophonisben die Untreue und vermählte sich mit ihr; aber durch Scipio gedrängt, welcher fürchtete, daß sie den Gemahl auf karthag. Seite ziehen möchte, und ihre Auslieferung verlangte, sendete er ihr den Giftbecher. Die Römer belohnten ihn mit königl. Ehren und dem Lande des Syphax; nach der Schlacht bei Zama mußten ihn die Karthager im Frieden als König des ganzen Numidien anerkennen. Nach Hannibal's Vertreibung suchte er Stücke des karthag. Gebiets an sich zu reißen und wurde jedesmal von den Römern, die als Schiedsrichter angegangen werden mußten, begünstigt. Endlich reizte er sie, da er einen der fruchtbarsten und bebautesten Striche in Anspruch nahm, zum Kriege, und diesen Vorwand benutzten die Römer, um den Frieden auch für sich als gebrochen anzusehen. Den Karthagern wurde 150 v. Chr. Krieg (der dritte Punische) angekündigt, in dessen zweitem Jahre M., 92 J. alt, 148 v. Chr. starb. Sein Reich wurde nach seinem Willen unter seine drei Söhne, Micipsa, Gulussa und Mastanabal getheilt; der Sohn des Letztern war Jugurtha (s. d.).

**Maskât**, ein arab. Staat auf der Ostküste der Landschaft Omân am pers. Meere, wird gegenwärtig von einem Imam beherrscht, der, von den Engländern unterstützt, durch seine ebenso milde als kluge und einsichtige Regierung M. zu dem mächtigsten Staate Arabiens gemacht hat. Zu M. gehören der lange, schmale Küstenstrich der pers. Provinzen Laristan und Moghistan, sammt den am Eingange des Persischen Meerbusens gelegenen Inseln Ormus und Kischm, sowie auf der ostafrik. Küste ein Landstrich vom Äquator bis südlich zum Vorgebirge Delgado mit den Landschaften und Inseln Zanzibar oder Zanguebar (s. d.), Quiloa, Melinda, Patta, Pemba, Dschuba, Monfia und Lamo; früher auch die Bahreininseln und die Insel Sokotora (s. d.). Der ganze Staat enthält ein Gebiet von ungefähr 8000 QM. mit 2½ Mill. E., wovon 500000 auf das eigentliche M. oder Oman in Arabien kommen. Das stehende Heer wird auf 20—30000 Mann, die Kriegsmarine auf 87 Schiffe mit 730 Kanonen, die Handelsflotte auf wenigstens 2000 Fahrzeuge mit einem Gesammtgehalt von 37000 Tonnen angegeben. Der Betrag der Einfuhr wird auf 1 Mill. Pf. St., die Summe der Staatseinkünfte auf 900000 Pf. St. geschätzt. Die Hauptstadt **Maskat** am pers. Meere, von Gärten und Dattelwäldern umgeben, ist ziemlich gut befestigt, besitzt einen Hafen, treibt bedeutenden Handel und ist der Stapelort zwischen Ostindien, Afrika und dem Persischen Meerbusen. Die Ausfuhr aus M. besteht in Weizen, Datteln, Rosinen, Salz, Schwefel, Fischen, Droguerien und Pferden; die Exporte aus den afrik. Besitzungen in Gummikopal, Arabischem Gummi, Columbowurzel und vielen andern Droguerien, Elfenbein, Schildpatt, Rhinoceroshorn, Fellen, Häuten, Bienenwachs, Cocosöl, Reis, Hirse und Ghee; die Hauptartikel der Ausfuhr aber sind arab. Kaffee und Perlen aus dem Persischen Meerbusen. Den bedeutenden Handel mit Perlen führt ausschließlich die Handelsgilde der ind. oder Banianenkaufleute, und sein Ertrag wird jährlich auf 1½ Mill. Dollars berechnet. Vermehrt wird dieser großartige Umsatz des Bazars von M. dadurch, daß in den Wintermonaten der Hafen zugleich als das sicherste Asyl aller Schiffe des Indischen Ocean dient. Nicht nur die Maskatschiffe handeln dahin, sondern auch die von Guzerate, Surate, Bombay, aus dem Golf von Bengalen, von Ceylon, Sumatra, Java, von Mauritius, Madagaskar und den ostafrik. Besitzungen der Portugiesen; sie bringen alle ind., afrik. und europ. Handelsartikel hierher. In Folge dieses ausgedehnten Verkehrs und der guten Regierung des gegenwärtigen Imam, Seijid-Said, der theils hier, theils in Zanguebar residirt, hat sich die Stadt in der Neuzeit außerordentlich gehoben und soll gegen 60000 E. zählen, die eine eigenthümliche Mischlingsrace von Arabern, Persern, Afghanen, Beludschen, Indiern, Negern, Juden u. s. w. bilden. Durch den mehr als tausendjährigen Verkehr der Banianen Indiens mit der Küste Arabiens ist ihr Hindustani, vermischt mit einheimischen Dialekten, die lingua franca oder Verkehrssprache M.s und der übrigen Hafen- und Küstenstädte geworden. Von 1507, wo Albuquerque die Stadt M. eroberte, bis 1648, wo sie der arab. Imam Seif wieder

nahm, gehörte sie den Portugiesen. Nur wenige Stunden von M. liegt die Hafenstadt Matarah oder Matrah mit den Schiffswerften des Imam, 20000 E. und starker Spinnerei und Weberei. Weiter nordwärts liegt die Hafenstadt Szohar mit 9000 E., einst die Hauptstadt des Landes Omân; im Gebirgsland des Innern der Flecken Rustak, wo einst der Imam residirte.

**Masken** (mittellat. masca, span. mascara, von dem arab. maschara, d. i. Spott oder Possenreißer, obgleich es Andere von dem spätern griech. Worte baska, d. i. Schreckbild gegen Zauberei, ableiten) lassen sich ihrem Entstehen und Gebrauche nach auf das früheste Alterthum zurückführen, und zwar auf die ländlichen Ernte- und Weinlesefeste der ältesten Bewohner Griechenlands, wobei bäuerische Possenreißer auftraten, die ihr Gesicht mit Weinhefen übermalt und so entstellt hatten. Sowie es aber bei den Einweihungen in die Orgien des Bacchus drei Grade gab, den der Satyrn, Silenen und des bärtigen Bacchus selbst, so kamen auch sehr bald besondere, diese verschiedenen Grade charakterisirende Masken auf. In Folge dieser religiösen Bedeutsamkeit wurden sie nun auch bald bei allen andern geheimen Einweihungen, Festen und Processionen gebraucht, bald wie Larven, als vermeintliche Mittel gegen Zauberei, in Verbindung mit andern Symbolen angewendet. Es findet sich darum auch eine große Anzahl der mannichfaltigsten Abbildungen von Masken auf alten Gemmen und Siegelringen. Natürlich war es, daß die Griechen bei ihrem hohen Sinne für Schönheit auch die Bildung der Masken allmälig vervollkommneten und veredelten, und so entstanden aus jenen ursprünglich ungestalteten und verzerrten Zügen gefälligere Silen- und Satyrmasken und andere anmuthige und scherzhafte Künstlerphantasien. Wie der Ursprung des griech. Trauerspiels im innigen Zusammenhange mit dem Bacchusdienste steht, so waren auch gleich anfangs in ersterm die Masken ein wesentlicher Bestandtheil. Unentschieden bleibt es, wann und von wem sie zuerst in der Komödie eingeführt wurden. Man würde indessen irren, wollte man sich die griech. und röm. Masken den heutigen durchaus gleich vorstellen; denn statt daß diese nur das Gesicht bedecken, bestanden jene in einem Überzuge über den ganzen Kopf, welcher außer den Gesichtszügen auch Bart, Haare und Augen mit vorstellte. Die griech. Masken waren anfangs von Baumrinde, dann von Leder, später von Holz, welches geschickte plastische Künstler nach Angabe der Dichter gestalteten. Man unterschied tragische Masken, mit großem aufgesperrtem Munde und furchtbarem Ansehen, komische mit lächerlicher Geberde, Satyrmasken und orchestrische oder Masken mit regelmäßigen Zügen für die Tänzer. Sie hatten meist sehr große Mundöffnungen, die inwendig mit Metallstangen oder andern tönenden Körpern versehen waren, um die Stimme des Schauspielers zu verstärken, eine Vorkehrung, die bei der Einrichtung der alten Theater und ihrer ungeheuern Größe zweckmäßig erscheint. Wenn Viele die Alten wegen des Gebrauchs der Masken im Schauspiele tadelten, weil dadurch alle Mimik und sogar die dem Schauspieler zum Ausdruck der Leidenschaften nöthige Biegsamkeit der Stimme verloren gegangen, so vergaß man freilich, daß die tragische Mimik der Alten vor allem auf den Ausdruck der höchsten Würde gerichtet, d. i. idealisch war, während die Darstellung der Individualität, in welche unsere Schauspieler ihre Meisterschaft setzen, wenig in Betracht kam. Außerdem würde bei der kolossalen Größe der griech. Theater unsere heutige Mimik wol ohnedies größtentheils verloren gegangen sein. Wie das röm. Theater fast in allen seinen Bestandtheilen auf Nachahmung des griechischen berechnet war, so fügte es auch im Gebrauche der Masken wenig Neues hinzu. Eine große Anzahl Abbildungen alter Masken, nebst historischen und artistischen Notizen, denen aber Kritik und Geschmack meist fehlt, findet man in dem Werke von Pacichelli: „De mascheris, capillamentis et chirothecis" (Neap. 1693), ferner in dem ziemlich planlosen, aber prachtvollen Kupferwerke von Ficoroni (eigentlich Pietro Contucci) „De larvis scenicis et figuris comicis" (Rom 1754) und in dem Werke von Berger: „De personis vulgo larvis seu maschoris, von der Carnevalslust" (Fkf. 1723). Vgl. Böttiger, „Kleine Schriften" (Bd. 3, Dresd. und Lpz. 1838) und „Opuscula Latina" (Dresd. 1837).

Nur das ital. Volkstheater, die sogenannte Commedia dell' arte, kennt in der unmittelbaren Verbindung, worin sie mit den altröm. Mimen und Pantomimen steht, noch den theatralischen Gebrauch der Maske. Schon im 12. Jahrh., als dem Zeitalter, wo Irnerius in Bologna eine neue Schule der Rechtsgelehrsamkeit gründete, finden wir den bologneser Dottore, auch Graziano genannt. Er hat eine Maske mit schwarzer Nase und Stirn und rothen Wangen und erscheint als ein pedantischer und langweiliger Raisonneur. Der Pantalone kam gegen Ende des 14. Jahrh. auf die Bühne. Er ist die Maskenrolle des Vaters und stellt einen reichen venet. Kaufmann vor. Seine ehemalige Kleidung war die sogenannte Zimarra, eine Art langer Mantel mit kurzen Oberärmeln und umgelegtem schmalen Kragen. Zugleich gehörte es zum Costüm des Panta-

lone, daß Beinkleider und Strümpfe aus Einem Stück sein mußten, weshalb man auch später diese Strumpfhosen Pantalons nannte. Sie waren bei dem alten Costüm stets roth; die Zimarra war stets schwarz. Als aber die Republik Venedig das Königreich Negroponte an die Türken verlor, verwandelte man auch bei dieser Tracht das rothe Untergewand zum Zeichen der Trauer in ein schwarzes. Dem Charakter nach ist der Pantalone gewöhnlich ein gutmüthiger, einfältiger Alter. Er ist meist verliebt und wird stets durch einen Nebenbuhler, Sohn oder Bedienten, angeführt. In der neuern Zeit macht man oft einen guten Hausvater aus ihm, voll Ehrgefühl und Gewissenhaftigkeit, was sein gegebenes Wort betrifft, und sehr streng gegen seine Kinder; doch bleibt es stets dabei, daß er angeführt wird. Er spricht venetianisch, wie der Dottore bolognesisch. Die Zanni gehören ebenfalls zu den ältesten Masken der ital. Bühne. Der eine derselben ist Arlechino oder Harlekin (s. d.), ein Bergamaske, der andere Scapin; beide sind listige und schelmische Bediente im Dienste Pantalone's und des Dottore. Weniger alt ist **Brighella**, wie sein mit grünen Bändern besetztes, im Geschmack des Mittelalters verfertigtes Kleid beweist. Er soll einen anmaßenden, herzhaften und verschlagenen Plebeser von Brescia vorstellen und macht meist den Kuppler. Der Doctor von Bologna, Pantalon von Venedig, Harlekin von Bergamo, Brighella von Ferrara und alle die Personnagen, die man unter dem Namen Zaneschi zusammenfaßt, die bramarbasirenden Capitäns Spaviento, ein Neapolitaner, Fracasso, Tempesta, die an des Plautus Pyrgopolynices erinnern, und Truffaldin waren seit dem 15. Jahrh. auf der ital. Bühne. Außerdem hatten die Römer den Don Pasquale und die Gelsomini, die Florentiner die Pasquelle, die Calabresen den Giangurgolo, die Sicilianer die Travaglini, die Messineser die Giovanelli, die Neapolitaner den Coviello, Pasquariello, die Mailänder den Girolamo und die Piemonteser den Gianduja. Ferner kennt man Pedrolino, Bertolino, Tartaglia, Trivelino, Mezzolino und Don Plione Balanzoni. Endlich ist noch die Maske des Pulcinell (s. d.) zu erwähnen. Die weiblichen Charaktere der commedia dell' arte, Columbina und Spiletta, treten unmaskirt auf und sprechen römisch oder toscanisch. Ruzzante soll 1530 die Maskencharaktere zuerst in das größere Lustspiel eingeführt haben. Vgl. Valentini, „Trattato sulla commedia dell' arte, ossia improvvisa, maschere italiane ed alcune scene del carnevale di Roma“ (Berl. 1826, mit Kpfrn.). Im Englischen bedeutet **Maske** auch ein ohne Rücksicht auf Theaterregeln und auf die Wahrscheinlichkeit der Handlung, aber doch im tragischen Stil geschriebenes dramatisches Gedicht, wie z. B. Milton's „Comus“. — In der Befestigungskunst versteht man unter **Maske** eine vorliegende Brustwehr, durch welche ein anderes Werk, Batterie u. s. w. dem feindlichen Feuer entzogen wird; daher **maskiren**, d. h. eine Feldbatterie durch eine Truppenaufstellung dem Feinde so verbergen, daß sie erst sichtbar wird, wo sie ihre Wirkung thut.

**Maskenball.** Die Vermummungen und Verkleidungen waren von ältester Zeit her bei den Völkern beliebt. Theils war es die Eitelkeit, die ihnen einen besondern Reiz verlieh, in besonders prächtigen Costümen oder durch sinnreiche und witzige Erfindungen zu glänzen, theils war es die Lust, in der Verkleidung sich ungebunden in gemischter Gesellschaft zu bewegen und Personen und Verhältnissen, die im Leben uns fern stehen, auf vertrauliche Weise näher zu treten. Dies gestattete nach allgemein herrschender Übereinkunft ein Recht, welches man das **Maskenrecht** benannte, und das aufrecht erhalten werden muß, wenn das Vergnügen bei den Maskeraden nicht beeinträchtigt werden soll, welches aber auch zu argem Misbrauch, ja zu sehr ernsten, oft blutigen Folgen geführt hat. Die früher öffentlich abgehaltenen Mummereien, wie die Mummenschanze, das Schönbartlaufen, die Osterspiele, die Narrenfeste, die Faschingsbelustigungen u. s. w., an welchen alle Stände sich betheiligten, sollten, nachdem die Etikette, von den Höfen herab, auch bei den verschiedenen Classen der Gesellschaft einzureißen begann, für geschlossene und ausgewählte Versammlungen sich in eigenthümlicher und vornehmerer Weise gestalten, und dies wurde zuerst am franz. Hofe unter Katharina von Medici eingeführt, welche man als die eigentliche Erfinderin der Maskenbälle betrachten kann. Der Hof des blutigen Heinrich VIII. von England trug diese Lustbarkeit auf heimischen Boden über und ergötzte sich zwischen den gräßlichen Scenen, den Ehebruchsgeschichten, Hinrichtungen und Händeln aller Art an der neuerfundenen Lust, unter erborgtem Schein und verhüllten Gesichtszügen sich heitern Abenteuern zu überlassen. In England war es, wo die Maskeraden zuerst auf großartige Weise wieder unter das Volk traten, jedoch nicht mehr, wie in früherer Zeit, unter allgemeiner Theilnahme im Freien, sondern der beliebten Beschränkung gemäß in großen, prächtig verzierten Räumen, zu denen man nur durch Entrichtung eines Eintrittsgeldes gelangte. Erst mit dem Ende des 17. Jahrh. kamen diese Belustigungen an den deutschen Höfen auf. Sie waren

im Geschmack der damaligen Zeit oft recht sinnreich erfunden, aber demgemäß auch ziemlich plump in Form und Ausführung, wie es schon der Name zeigt, den man dafür erfand: sie hießen „Wirthschaften". Diese Wirthschaften wurden nicht selten in pomphafter Weise von den Dichtern besungen. Wir finden solche Beschreibungen bei dem überschwänglichen Hofmannswaldau, bei Neukirch, Canitz, König u. s. w. Besonders sind hier die Wirthschaften zu erwähnen, welche der prachtliebende König August von Polen an seinem Hofe zu Dresden gab. Als Friedrich Wilhelm I. von Preußen mit dem Kronprinzen sich in Dresden befand, wurde eine lustige Bauernwirthschaft veranstaltet, bei welcher Gelegenheit König August selbst den Wirth vorstellte und die Fürstin von Teschen die Wirthin. Unter Joseph I. und Karl VI. finden wir, daß solche Wirthschaften auch in Wien gegeben wurden. Im J. 1724 sang dabei der Prinz Pio ein Wiegenlied auf den kaiserlichen Prinzen, das an Derbheit seinesgleichen sucht. Diese derbe Lustigkeit ist nicht nur an den Höfen, sondern selbst in den tiefern Gesellschaftsschichten längst verschwunden, welche nach und nach die Maskeraden auch in ihren Bereich zogen. Sie verloren jedoch bald ihren frühern Charakter. Die eigentlichen Charaktermasken, durch die irgend etwas vorgestellt oder verheimlicht werden soll, verschwanden gänzlich, und es traten an ihre Stelle nichtsbedeutende Vermummungen, die nur dazu dienen sollten, dem Feste obenhin sein Recht zu Theil werden zu lassen, und die oft nur gewählt wurden, die Vorzüge des Körperbaus in das schönste Licht zu setzen, nicht aber die Gestalt bis zur Unkenntlichkeit zu verbergen. Diese **bals costumés**, wie man sie nennt, dienen der Eitelkeit und der Gefallsucht, sind mit großen Ausgaben verknüpft, verwandeln für einige Tage ein sonst wohlgeordnetes Hauswesen in ein unerträgliches Chaos und können alle diese Übelstände durch das mäßige Vergnügen, welches sie gewähren, keineswegs aufheben. Sie verschwinden dessenungeachtet nicht aus der Reihe der häuslichen Vergnügungen, sondern werden sogar für Kinder beliebt. In den größten Städten finden öffentliche Maskenbälle, Redouten statt, welche man keineswegs als Beförderer der Sittlichkeit ansehen kann. Namentlich ist dies in Paris der Fall, wo sie während des Carnevals in allen Theatern und auf den Tanzböden abgehalten werden und als Ausbruch einer tollen, alle Schranken überspringenden, wahrhaft bacchantischen Lustigkeit zu betrachten sind, die zwar strenger polizeilicher Aufsicht, jedoch meistens nur mit geringem Erfolg unterworfen sind. Das Gemeinste dieser Art ist der Ball der Courtille außerhalb der pariser Bannmeile, welcher an den drei Faschingstagen abgehalten wird. Hier versammelt sich der Abschaum der pariser Bevölkerung, um seine Orgien in empörender Weise zu feiern. Das Nachhausegehen dieser scheußlichen Gesellschaft am Morgen der Aschermittwoch, la descente de la Courtille genannt, ist ein Schauspiel, welches Denen empfohlen werden kann, die einen Begriff von dieser Sittenlosigkeit erhalten möchten, ohne den Muth zu besitzen, ihrer angeborenen Scham zu entsagen und dem eigentlichen Ball beizuwohnen. Über ältere Maskeraden bei hohen Vermählungsfesten und andern feierlichen Gelegenheiten findet man Ausführliches in Flögel's „Geschichte des Grotesk-Komischen" (Liegn. und Lpz. 1788).

**Masliebe**, s. Chrysanthemum und Gänseblümchen.

**Masōra**, d. i. Überlieferung, heißt die Sammlung von kritischen und exegetischen Bemerkungen, betreffend den Worttext und zum Theil auch die Vocalisirung der Bücher des Alten Testaments. Dieselben stammen ursprünglich von den alten Soferim und jüd. Weisen aus den beiden letzten Jahrhunderten v. Chr. und der darauf folgenden Epoche der Mischna, wurden lange zum Theil mündlich fortgepflanzt, zum Theil hier und da am Rande der Handschriften angemerkt, endlich aber, wol zuerst in Tiberias, nach und nach gesammelt und von Zeit zu Zeit mit Zusätzen vermehrt. Diese Thätigkeit fällt zwischen das 6. und 8. Jahrh. Die gegenwärtige Masora ist indeß erst im 11. Jahrh. vollendet worden, und man theilt sie in die große und die kleine Masora, welche letztere nur in einem Auszuge besteht. Die Masora ist für die Geschichte und die Kritik der hebr. Bibel sehr wichtig. Vieles hat man ihrer Sorgfalt zu danken, namentlich auch schätzbare Beiträge zur Exegese. Indessen haben die Verfasser und Sammler, die sogenannten Masoreten, auch manches Überflüssige gethan, z. B. Worte und Consonanten gezählt, die mittelsten Worte eines jeden Buchs aufgesucht u. s. w. Die allmälig in Unordnung gerathene Sammlung wurde von Jakob Ben-Chajim aus Tunis für den Buchdrucker Dan. Bomberg zu Venedig geordnet und erschien zum ersten male in der rabbinischen Bibel (Ven. 1525; abgedruckt in den Bibelausgaben, Ven. 1548, 1568 und 1617, Basel 1618 und Amst. 1724—27). Eine Erklärung der masoretischen Ausdrücke gaben Elias Levita („Masoreth hammasoreth", deutsch von Semler, Halle 1772) und Burtorf („Tiberias", Basel 1620).

**Masovien** hießen während des selbständigen Bestehens von Polen die fruchtbaren Gegenden an der Weichsel, dem Bug und Narew, mit den Hauptorten Warschau, Plock und Rawa. M. bildete in frühester Zeit einen Theil Polens und wurde erst in Folge der Landestheilungen der poln. Herzoge 1207 ein besonderes Herzogthum unter Konrad I., der auch dadurch denkwürdig geworden ist, daß er, um sein Land vor den Verwüstungen der Porussen zu schützen, die Deutschen Ritter (s. d.) nach Preußen zog. Nachdem 1526 die piastische Linie mit den Herzogen Janusz und Sigismund in M. ausgestorben war, vereinigte der poln. König Sigismund I. das Herzogthum M. wieder mit Polen, dessen Schicksal es von nun an theilte. Die Einwohner werden **Masuren** genannt.

**Massa** (Herzog von), s. **Regnier**.

**Massa-Carrara**, ein zum Herzogthum Modena (s. d.) gehöriges kleines Herzogthum, das mit jenem nur durch einen schmalen Landstrich zusammenhängt, besteht aus dem Herzogthume Massa am Mittelländischen Meere zwischen Toscana, Genua und Lucca und dem Fürstenthum Carrara im Apenninischen Gebirge und zählt auf 4½ QM. gegen 30000 E. Es ist sehr gebirgig, aber gut angebaut und liefert Marmor, Wein, Öl und Seide als Hauptproducte. Die Hauptstadt **Massa** mit 7000 E., in reizender Gegend, hat ein schönes Schloß und bedeutende Seidenfabriken. Die Stadt Carrara (s. d.) ist ihrer Marmorbrüche wegen berühmt. Das Herzogthum gehörte bis ins 18. Jahrh. der Familie Cibo-Malaspina. Nach dem Tode Alderam's, des letzten Fürsten aus dieser Familie, ererbte das Herzogthum 1731 dessen Tochter Maria Theresia, die sich 1741 mit dem nachherigen Herzoge Hercules III. von Modena vermählte. Ihr folgte bei ihrem Tode in der Regierung von M. 1790 ihre Tochter Maria Beatrix, geb. 1750, die mit dem Erzherzog Ferdinand von Östreich vermählt war. Wie Modena, so wurde auch M. 1796 von den Franzosen besetzt. Erst 1814 konnte die Herzogin wieder die Regierung von M. antreten, mit dem durch den Wiener Congreß noch die ehemaligen kaiserl. Lehen in der Lunigiana verbunden wurden. Nach ihrem Tode erbte das Herzogthum ihr Sohn, Franz IV., Herzog von Modena.

**Massachusetts**, einer der Vereinigten Staaten Nordamerikas, zwischen Neuhampshire und Vermont im N., Neuyork im W., Connecticut und Rhode-Island im S., dem Atlantischen Ocean im SO. und O., hat ein Areal von 368 QM. Die vielfach zerrissene und eingezackte Küste hat eine Menge von Vorgebirgen, Landzungen, Baien und vortrefflichen Häfen, namentlich die große **Massachusettsbai**, die im Süden durch die halbmondförmige, im Cap Cod auslaufende Halbinsel Barnstable umschlossen und hier Cap Codsbai genannt wird, und die ihr gegenüberliegende Buzzardsbai. Vor der Südküste liegen viele Inseln, unter denen Martha's Vineyard und Nantucket die größten sind. Die Halbinsel Nahant im Norden des bostoner Hafens wird ihrer wildromantischen Seescenerie wegen häufig besucht. Der Oberflächenbildung nach besteht M. aus drei Abtheilungen. Der Küstensaum ist eine flache, sandige Alluvialebene, hinter welcher sich eine den Staat von S. gegen N. durchziehende Hügelreihe bis zu 300 F. erhebt. Die zweite oder mittlere Region umfaßt das schöne Thal des Connecticut; die dritte oder westliche den gebirgigen, aber fruchtbaren Bezirk Berkshire. Durch diesen letztern ziehen sich zwei Bergketten, die Taghonicberge an der Grenze von Neuyork und die zu dem Grünen Gebirge gehörigen Hoosickberge zwischen dem Connecticut und Houssatonick. Der höchste Punkt ist der 3750 F. hohe Sattelberg im nordwestlichen Theile. Der Connecticut bewässert den Staat auf einer Strecke von elf M.; der Houssatonick fließt im Westen, der Merrimac im Nordosten. Der Boden ist im Allgemeinen wenig ergiebig, wird jedoch vortrefflich angebaut. Nächst Eisen sind Marmor, Talkstein, der wie Holz zersägt und zum Häuserbau verbraucht wird, Granit, Seesalz, Mineralwasser, Hopfen, Hanf, Obst und Kartoffeln die wichtigsten Naturproducte. Getreide wird kaum zum Bedarf der Einwohner in hinreichender Menge gewonnen. Die Rinder- und Schafzucht liefert viel Leder und Wolle; die Federvieh- und Bienenzucht ist allgemein verbreitet. Wesentlich aber ist M. ein Industrieland. Am bedeutendsten ist die Baumwollenfabrikation, welche 1849 in 129 Fabriken betrieben wurde, von denen einzelne bis zu 16, 18, 23, 34, ja 36000 Spindeln im Gange hatten. Wollenfabriken waren 71 vorhanden; 36 andere Fabriken lieferten Eisenwaaren, Nägel, Knöpfe, Schienen, Maschinen, Glas, Tauwerk, Papier, Seife, Lichter, Tabackund namentlich viel Leder. Die Schuhfabrikation ist von außerordentlichem Belang. Dazu kommt der mit großer Lebendigkeit betriebene Fischfang, besonders die Makrelenfischerei, der Stockfisch- und Walfischfang, ferner der Schiffbau, welcher 1849 nicht weniger als 121 Schiffe lieferte, die ausgedehnte Küsten- und Seeschiffahrt und der sehr bedeutende See-

handel. Im J. 1849 betheiligten sich die 13 Hafenplätze am Seehandel mit 636943 Tonnen, wovon 296890 auf Boston (1850 schon 313192), 123911 auf Neubedford, 73756 auf Barnstable kamen. Gleichzeitig bestanden nicht weniger als 119 Banken, darunter 27 in Boston. Den Landhandel befördern zahlreiche Eisenbahnen, die 1852 eine Ausdehnung von 258½ M. hatten. Der Werth der Ausfuhr belief sich 1849 auf 10,681763 Doll., wovon 8,253473 auf die Landeserzeugnisse kamen; die Einfuhr auf 30,374684 Doll. Das Gemeindewesen ist in M. außerordentlich blühend. Die Staatseinnahmen beliefen sich 1850 auf 1,078340 Doll.; die Ausgaben auf 1,057406 Doll.; die Staatsschuld auf 6,135064 Doll., wovon 5,049535 auf die Betheiligung am Eisenbahnbau kamen, also productiv waren. Die Republik besaß dagegen ein Vermögen von 9,228217 Doll., hatte also 3,093153 Doll. mehr Activa als Passiva und außerdem noch 2 Mill. Acres Land in Maine, im Werthe von 1½ Mill. Doll. Die Schulfonds betrugen 1851 die Summe von 958921 Doll. Volksschulen zählt man 3749; von den Akademien oder lat. Schulen waren 64 incorporirt, 1047 Privatanstalten. Außerdem gibt es drei Hochschulen, zwei theologische Bildungsanstalten und drei Normalschulen oder Lehrerseminare.

M. ist der älteste Staat der Union. Die ersten engl. Niederlassungen gründete hier eine Gesellschaft Puritaner von 101 Seelen. Salem ward durch eine Gesellschaft Abenteurer 1628 gegründet, die 1630 eine Verstärkung von Nachzüglern erhielten, von denen ein Theil die Stadt Boston anlegte. Diese Ansiedler wurden die „Massachusetts-Bai-Colonie" genannt und alsbald der Plymouth-Colonie incorporirt; sie bildeten den Mutterstock aller andern in Neuengland angelegten Colonien. Während des franz.-engl. Colonialkriegs nahm M. thätigen Antheil zum Besten Englands, und hier auch entzündeten sich die ersten Funken der amerik. Freiheit, weshalb das brit. Ministerium diesen Staat als die Wiege der Revolution betrachtete und seine Unterdrückungsversuche hier zuerst in Anwendung brachte. Die Felder von Lexington und Concord waren die Wiege der amerik. Unabhängigkeit. Die Einwohnerzahl von M. nimmt ungeachtet der starken Auswanderung nach Westen reißend zu. Sie betrug 1790 nur 378717, 1830 schon 610408, 1840 bereits 737699, 1850 aber 994499 Seelen, darunter 8700 freie Farbige. Der Staat nahm 6. Febr. 1788 die Unionsverfassung an. Seine besondere Verfassung datirt von 1780 und ist mehrfach revidirt worden, zuletzt 1840. Die gesetzgebende Gewalt haben ein Senat von 40 und das Repräsentantenhaus von 456 Mitgliedern, die ausübende ein Gouverneur (mit 2500 Doll. Gehalt) und ein Untergouverneur, denen ein aus den Senatoren durch gemeinschaftliche geheime Abstimmung beider Zweige der Legislatur gewählter Rath von neun Mitgliedern zur Seite steht. Der Gouverneur, sein Stellvertreter, die Senatoren und Repräsentanten werden jährlich vom Volke gewählt. Die Hauptstadt des Staats ist Boston (s. d.). Ganz nahe dabei liegen Cambridge (s. d.) mit der Harvard-Universität, **Charleston** oder **Charlestown** mit einem Staatsgefängniß, Irrenhause, Arsenal und Werft der Union, und **Roxbury**. Gegen Nordosten liegen Lynn mit 16000 E., der Hauptsitz der Damen- und Kinderschuhfabrikation, die 1849 über 10000 Personen beschäftigte und 3,540000 Paar Schuhe lieferte, und der Hafenplatz **Salem** mit 18850 E. und lebhaftem Seehandel. **Lowell** ist die wichtigste Fabrikstadt in Neuengland und wird als solche das Manchester von Amerika genannt. Sie liegt 5½ M. nordnordwestlich von Boston, an den Flüssen Merrimac und Concord und zählt jetzt 33000 E. mit einem Gesammtvermögen von mehr als 20 Mill. Doll. Ferner sind erwähnenswerth: **Neubedford** mit 16500 E., einem sichern Hafen und starker Betheiligung am Walfischfang; **Taunton** mit Eisenwerken und 10200 E.; **Fall-River** mit einem guten Hafen und 13200 E., **Worcester** mit 15900 E., **Springfield** am Connecticut mit 21600 E.

**Massagĕten**, ein nomadisches Volk, wahrscheinlich zu den Scythen gehörig, bewohnten die weiten Steppen im Nordosten des Kaspischen Meeres, nördlich vom Fluß Araxes oder Jaxartes (jetzt Sir Deria Sihon), wo jetzt die Kirgiskaisaken wohnen. Herodot erzählt von ihnen, daß sie Gemeinschaft der Weiber gehabt, ihre Alten geopfert und verzehrt, die Sonne als Gott durch Pferdeopfer verehrt, von der Milch und dem Fleisch ihrer Heerden und von Fischen gelebt und mit Lanze, Bogen und zweischneidiger Axt zu Roß und zu Fuß gestritten haben. Sie wurden von einer Königin **Tomyris** beherrscht, gegen die Cyrus (s. d.) 530 v. Chr. sein Leben verloren haben soll.

**Masséna** (André), **Herzog von Rivoli**, **Fürst von Esling**, **Marschall des franz. Kaiserreichs**, wurde 6. Mai 1758 zu Nizza geboren. In seiner Jugend versah er auf einem kleinen Fahrzeuge die Dienste des Schiffsjungen, trat dann in die sardin. Armee und wurde Unteroffizier.

Da er als Bürgerlicher keine Aussicht auf Beförderung hatte, verließ er nach 14 J. den Dienst und kehrte nach Nizza zurück, wo er sich verheirathete. Während der Französischen Revolution trat er in ein Freiwilligenbataillon und wurde bereits 1. Aug. 1792 Befehlshaber des Corps, 22. Aug. 1793 Brigadegeneral und 20. Dec. Divisionsgeneral. Er hatte sich in den Feldzügen in Oberitalien vielfach ausgezeichnet und die Östreicher unter Anderm 1795 bei Loano geschlagen, als ihm Bonaparte 1796 den Befehl über die Avantgarde übertrug. Stets entschlossen und scharfsichtig, war er auch in diesem Feldzuge vom Glücke sehr begünstigt. Im J. 1798 schickte ihn das Directorium an Berthier's Stelle als Obergeneral in die röm. Staaten. Allein die Truppen des eifersüchtigen Bernadotte legten dagegen Protest ein, und M. verließ, um Blutvergießen zu verhindern, Rom nach drei Tagen und übergab das Commando dem General Dallemagne. Als Entschädigung erhielt er unter Jourdan (s. d.) den Befehl über die Armee in der Schweiz. Nachdem Jourdan 25. März 1799 bei Stockach geschlagen worden, trat er unter den mislichsten Verhältnissen an dessen Stelle, machte dem Erzherzog Karl das Terrain streitig und errang endlich über die Russen 25. Sept. 1799 den Sieg bei Zürich, der Frankreich vor der Invasion bewahrte. Nach der Revolution vom 18. Brumaire schickte ihn Bonaparte nach Italien. Zufolge der Unzulänglichkeit seiner Streitkräfte vermochte er indeß wenig auszurichten und mußte sogar einige Tage vor der Schlacht von Marengo dem Feinde Genua überliefern. Bonaparte gab ihm indessen dennoch nach dem Siege von Marengo den Oberbefehl über die ganze ital. Armee. Obschon M. Republikaner blieb, wurde er doch bei Errichtung des Kaiserthrons zum Marschall erhoben. Im Feldzuge von 1805 erhielt er nochmals den Befehl in Italien, wo er den Erzherzog Karl in einer Reihe von Gefechten an der Brenta und dem Tagliamento aufhielt. Nach dem Frieden mußte er das neapolit. Gebiet für den König Joseph Bonaparte in Beschlag nehmen. Er führte dies ohne Widerstand aus, eroberte noch 1806 das starke Gaëta und nöthigte die in Calabrien gelandeten Engländer, sich wieder einzuschiffen. Im Feldzuge von 1807 vermochte er seine Verbindung mit der großen Armee in Deutschland erst nach der Schlacht bei Eylau auszuführen. Napoleon vertraute ihm hierauf den rechten Flügel der Armee und erhob ihn nach dem Waffenstillstande zum Herzog von Rivoli. Diese Gunst knüpfte M. endlich aufrichtig an den Kaiserthron. Er erschien zum ersten mal bei Hofe, mußte aber diesen Schritt zufällig theuer bezahlen, indem ihm Berthier auf der Jagd unversehens das linke Auge ausschoß. Im östr. Feldzuge von 1809 befehligte M. die sämmtlichen Truppen auf dem rechten Donauufer. Während der Schlacht bei Esling 21. Mai deckte er den Übergang der Armee über die Donau, indem er das Dorf Aspern vertheidigte, welches an diesem Tage 14 mal genommen und verloren wurde. Obschon am Tage vor der Schlacht bei Wagram durch einen Sturz vom Pferde verwundet, wohnte er doch dem Kampfe im Wagen bei und betheiligte sich dann an den folgenden Gefechten bei Hollabrunn und Znaym. Napoleon ernannte ihn jetzt zum Fürsten von Esling und übertrug ihm 1810 den Oberbefehl in Spanien. Mit einer schlecht ausgestatteten Armee von 30000 Mann begann M. seine Operationen gegen das 100000 Mann starke portug.-brit. Heer. Er drängte Wellington unter die Mauern von Lissabon, sah sich aber doch zu einer beobachtenden Rolle verurtheilt. Nachdem er zu Santarem sechs Monate vergebens auf Verstärkung gewartet, versuchte er die Linien des Tejo zu erzwingen, mußte aber zurückweichen, zumal da ihm Ney den Gehorsam versagte. M. schlug die Briten nochmals 3. Mai 1811 bei Fuenta d'Oñoro und legte dann, krank und mismuthig, sein Commando nieder. Erst als sich Napoleon zum Feldzuge nach Rußland vorbereitete, bot er seine Dienste wieder an; erhielt aber nur die achte Militärdivision in der Provence. In dieser Stellung traf und ließ ihn die Restauration. Ludwig XVIII. gab ihm einen Naturalisationsbrief und erhob ihn 20. Dec. 1814 zum Pair. Als Napoleon von Elba zurückkehrte, schrieb er an M. die kurze Auffoderung: „Prinz, pflanzen Sie die Fahne von Esling auf und folgen Sie mir." Allein M. blieb den Ereignissen der Hundert Tage fern; erst nach der Schlacht von Waterloo übernahm er den Befehl über die Nationalgarde zu Paris. Die Bourbons zeigten sich ihm mit der zweiten Restauration wenig günstig; er mußte sich sogar seines Betragens wegen rechtfertigen. In derselben Zeit lehnte er das Richteramt in Ney's Processe ab, angeblich, weil er dessen Feind gewesen. Er zog sich hierauf ins Privatleben zurück und starb 4. April 1817. Auf dem Kirchhofe Père-Lachaise zu Paris, wo er begraben liegt, ist ihm ein Obelisk von weißem Marmor errichtet. Seine Würden erbte sein Sohn François Victor M., welcher sich als Privatmann wissenschaftlichen Studien widmet.

**Massenbach** (Christian von), preuß. Oberst und Generalquartiermeister, geb. 1768 zu

Schmalkalden in Kurhessen, wurde unter den Augen seiner Mutter auf dem Stammgute Massenbach bei Heilbronn in Würtemberg erzogen und zu Ludwigsburg und auf der Militärakademie zu Stuttgart gebildet. Seit 1782 als Offizier in der würtemberg. Garde und zugleich als Lehrer bei der Akademie angestellt, kam er bald in den preuß. Generalquartiermeisterstab. Durch seine schriftstellerische Thätigkeit empfahl er sich dem nachherigen Könige, Friedrich Wilhelm II., der ihm den Unterricht seines Sohnes Ludwig in der Mathematik auftrug. Er wohnte dem Feldzuge von 1787 in Holland und dem Kriege gegen Frankreich bis zum Baseler Frieden bei und focht bei mehren Gelegenheiten mit Auszeichnung. Einige Kriegsplane jedoch, die er entwarf, und manche Vorschläge zu Verbesserungen in der Einrichtung des Generalquartiermeisterstabs erweckten ihm, obschon sie nicht beachtet wurden, viele Gegner. Im J. 1805 sprach er gegen den Krieg mit Frankreich und empfahl ein Bündniß mit Napoleon; als aber der Krieg entschieden zu sein schien, rieth er zu einer schnellen Bewegung gegen den Rhein, um Östreich Luft zu machen. Die neue Richtung, welche die preuß. Politik nach der Schlacht von Austerlitz nahm, veranlaßte ihn, die militärische Besetzung von Hannover vorzuschlagen und einen Plan zu einem Angriffskriege gegen Rußland zu entwerfen. Bei der Eröffnung des Feldzugs von 1806 war er Generalquartiermeister bei dem Hohenlohe'schen Corps, zu dessen Übergabe bei Prenzlau er auf eine Art beitrug, die ihn in eine Untersuchung verwickelte, welche durch die Ereignisse des Kriegs unterbrochen wurde. Hierauf lebte er auf einem vom König von Preußen ihm geschenkten Landgute im Herzogthum Posen, später aber in Würtemberg und schrieb in dieser Zeit seine „Rückerinnerungen an große Männer" (Amst. 1808), „Memoiren zur Geschichte des preuß. Staats unter den Regierungen Friedrich Wilhelm's II. und Friedrich Wilhelm's III." (3 Bde., Amst. 1809—10) und „Historische Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Verfalls des preuß. Staats seit 1792" (2 Bde., Amst. 1809), die, obschon darin das Streben M.'s, sich geltend zu machen und darzuthun, daß er den Untergang des preuß. Staats durch seine Rathschläge abzuwenden gesucht habe, nur zu sichtbar ist, doch wegen vieler Aufschlüsse über zeitgeschichtliche Verhältnisse von Werth sind. Er hatte wiederholt um seine Entlassung aus dem preuß. Kriegsdienste angehalten, sie aber noch nicht erhalten, als er 1817 in Frankfurt am Main auf Ansuchen des preuß. Hofs verhaftet, nach Küstrin gebracht und von neuem in Untersuchung gezogen wurde. Man gab ihm Schuld, wie früher, so auch neuerlich durch beabsichtigten Landesverrath die Staatsgesetze verletzt zu haben, welche die Bekanntmachung von amtlichen Schriften für eine Übertretung der Dienstpflicht erklären, und ein Kriegsgericht, das zum Theil selbst aus seinen Freunden zusammengesetzt war, verurtheilte ihn im Sommer 1817 zu 14jähriger Festungshaft. Er wurde 1820 von Küstrin nach Glatz gebracht, 1826 aber begnadigt und starb 27. Nov. 1827 zu Bialokosz bei Pinne im preuß. Polen.

**Massillon** (Jean Baptiste), berühmter franz. Kanzelredner, geb. 1663 zu Hières in der Provence, trat in seinem 17. J. in die Congregation des Oratoriums. Nachdem er sich bald als Kanzelredner einen bedeutenden Ruf erworben hatte, zog er sich in das Kloster Sept-Fonts zurück, von wo ihn erst der General seiner Congregation, Pater de Latour, 1696 nach Paris berief. Hier wurde er anfangs Director des Seminars St.-Magloire. Damals glänzten vor allen Rednern Bossuet und Bourdaloue, und M. wurde ihr würdiger Nacheiferer, unterschied sich aber von Beiden dadurch, daß er im höhern Grade als sie auf das Gefühl wirkte. Nachdem Ludwig XIV. 1704 zum zweiten male sein Zuhörer gewesen war, wählte er ihn zum Hofprediger, namentlich auch wegen seiner friedliebenden Gesinnungen, indem er so den Cardinal Noailles mit den Jesuiten auszusöhnen meinte. Allein M. misfiel beiden Parteien. Von dem Regenten Herzog von Orléans 1717 zum Bischof von Clermont ernannt, erhielt er den Auftrag, vor Ludwig XV., der erst neun Jahre alt war, zu predigen. Zu diesem Zwecke verfaßte er jene unter dem Titel „Petit-Carême" bekannten Reden, welche ein Meisterwerk der Kanzelberedtsamkeit sind, und in denen er manche für einen Fürsten hochwichtige Wahrheiten berührte. Im J. 1719 trat er in die franz. Akademie, auch erhielt er die Prälatur von Savigny. Seine letzte Rede, welche er in Paris hielt, war die Leichenrede auf die Herzogin von Orléans. Seitdem verließ er seinen Kirchsprengel nicht mehr, wo seine Tugenden ihm große Liebe gewannen. Er starb 18. Sept. 1742. Seine Vorträge waren biblisch und evangelisch, freimüthig, einfach und voll Würde, außerdem in der Sprache von seltener Correctheit und Eleganz. Eine vollständige Ausgabe seiner „Sermons" besorgte sein Neffe Jos. M. (15 Bde., Par. 1745—49); unter den neuern sind die vom Abbé Guillon (16 Bde., Par. 1828) und die vom Abbé Migne in dessen großer Sammlung der Kanzelredner die besten. Vgl. Theremin, „Demosthenes und M." (Berl. 1845).

**Massinger** (Phil.), engl. Schauspieldichter, geb. 1584 zu Salisbury, studirte zu Oxford, verließ aber, noch ehe er seinen Cursus vollendet, die Universität und ging nach London, wo er zahlreiche Stücke für die Bühne schrieb. An einem Märzmorgen 1640 fand man ihn todt in seinem Bette. Seine Trauerspiele sind ernst und würdig, in ruhigem, aber kräftigem Tone gehalten; sein Vers ist glatt und wohlklingend. Seine Lustspiele gleichen denen Ben Jonson's in ungebundener Kraftäußerung und Wunderlichkeit; sie sind oft gemein und roh, namentlich wo er witzig und launig sein will, was ihm nicht gegeben war. Unter den 18 erhaltenen Stücken sind die besten „The virgin martyr", „The bondman", „The fatal dowry", „The city madam" und „The new way to pay old debts". Ausgaben seiner Werke besorgten Gifford (4 Bde., Lond. 1805) und Hartley Coleridge zusammen mit Ford's Werken (Lond. 1839).

**Masson** (Antoine), einer der berühmtesten franz. Kupferstecher, geb. 1636 zu Loury bei Orléans, war anfangs Waffenschmied und gravirte eine Menge Rüstungen in ausgezeichneter Weise. Dadurch wurde er auf die Kupferstechkunst geführt, in welcher er insofern epochemachend wirkte, als er auf den falschen Ruhm der sogenannten Farbennachahmung verzichtete und die Wirkungen der Zeichnung innerhalb der in der Natur der Kupferstecherei liegenden Grenzen hervorzubringen suchte. Die Linie, den Strich, dieses Grundelement des Stichs, in seine Gewalt zu bekommen, blieb sein alleiniges Studium, und er brachte es darin so weit, daß er das Gesetz ihrer Führung für die verschiedenartigsten Gegenstände und Stoffe auffand und in Allem eine glückliche Täuschung erreichte. Freilich konnte bei solchen Bestrebungen ein Überschlagen in das Virtuosenthum nicht ganz ausbleiben. Trifft man daher auch bei den meisten seiner Blätter auf überraschendes Leben und meisterhafte Behandlung, so zeigen doch andere seiner Werke manche Sonderbarkeiten und unmotivirte Spielerei auf. Seine Arbeiten bestehen größtentheils in Porträts, unter denen das unter dem Namen des Cadet à la perle bekannte Bildniß des Grafen Harcourt eins der berühmtesten und ein Musterblatt der Kupferstechkunst ist. Ein Meisterstück ferner ist das Blatt: die Jünger in Emaus, nach Tizian, bei den Franzosen la nappe genannt, weil darin die Falten und die Muster des Tischtuchs mit vollendeter Täuschung behandelt sind. Man kennt 68 Blätter von M. Zu den vorzüglichsten darunter gehören die Bildnisse von M. Brisacier, Olivier d'Ormesson, des Arztes Ch. Patin, eines Criminallieutenants aus Lyon, das den Jüngern von Emaus an die Seite gestellt wird; ferner die Porträts vom Marschall Turenne, Richelieu, Colbert, Emanuel Theodor, das eigene Bildniß des Künstlers u. s. w. M. starb zu Paris 1700.

**Mast** nennt man einen Baum von angemessener Länge und Stärke, um mittels der an denselben befestigten Segel ein Schiff durch die Kraft des Windes forttreiben zu lassen. Da die Masten auf den Seeschiffen oft über 100 F. lang sind, so bestehen sie hier aus drei Stücken, von denen nur das untere der Mast heißt, während das mittlere die Stenge, das oberste die Bramstenge genannt wird. See- und größere Flußschiffe führen zwei bis drei Masten (das Dampfboot Great-Britain sogar sechs), von denen aber einer höher als die übrigen ist und der große Mast heißt. Vor dem großen Mast steht der vordere oder Fockmast, hinter ihm der Besanmast. Ebenso gibt es eine große Stenge, eine Vorstenge und eine Kreuzstenge, sowie eine große Bramstenge, eine Vorbramstenge und eine Kreuzbramstenge. Wie der Länge nach, so bestehen die untern Masten der Linienschiffe und schweren Fregatten auch nach der Stärke aus mehren, miteinander verzahnten Hölzern; das mittlere heißt die Zunge, an welche die übrigen Wangen genau angelegt und durch eiserne Bänder festgehalten sind. Die Stengen hingegen bestehen nur aus einzelnen Bäumen. Auf der Spitze des Mastes, dem Top, befindet sich ein starker Block von Eichenholz, das Eselshaupt, durch dessen rundes Loch die Stenge geschoben und eine Mars (s. d.) befestigt wird. Die Masten stehen mit ihrem Fuße zwischen einigen im Viereck liegenden starken Balken, der Spur, und werden in den für sie bestimmten Löchern der Verdecke, den sogenannten Fischen, festgekeilt. Außer den Masten haben die Seeschiffe am Vordertheil noch einen schräg herausliegenden Baum, das Bugspriet, mit einer vorn ausgeschobenen schwächern Verlängerung, dem Klüverbaum. Starke Taue, die Wandten und Stagen, halten den Mast nach allen Seiten.

**Mastdarm** (intestinum rectum) nennt man das unterste Stück des Darmkanals (s. Darm), welches als Fortsetzung des Dickdarms beginnt und im After (s. d.) endigt. Der Mastdarm steigt längs der hintern Wand des kleinen Beckens an der vordern Fläche des Kreuzbeins vom fünften Lendenwirbel an bis zum Schwanzbeinchen herab. Er besitzt dieselben Wandungen wie die übrigen Theile des Darms, nur sind sie dicker, was besonders durch die vielen ringförmigen Muskelfasern bewirkt wird, die ihn zusammenziehen und verschließen können und des-

wegen Schließmuskel (sphincter ani) genannt werden. Die Bestimmung des Mastdarms ist, die sich bildenden Kothmassen erst zurückzuhalten, dann aber, sobald sie reif zur Entleerung geworden, unter Mithülfe der Bauchmuskelpresse hinauszupressen. In beiden Hinsichten kann das Mittelmaß durch krankhafte Umstände überschritten werden (Stuhlverhaltung, Stuhlträgheit, Durchfall). Von den Krankheiten, welche diesen Theil des Darms befallen können, sind vorzüglich zu nennen: die Hämorrhoïden (s. d.), die Mastdarmverengung, der Mastdarmkrebs, die Mastdarmgeschwüre, welche leicht Fisteln (s. d.) bilden können, und der Mastdarmvorfall (prolapsus intestini recti). Bildungsfehler sind die Mastdarmverschließung (atresia ani), sowie das gänzliche Fehlen desselben, welche bei Neugeborenen vorkommen und zum Theil noch operativ heilbar sind. Man muß daher bei Neugeborenen stets nachsehen, ob eine Afteröffnung vorhanden ist. Vgl. die Schriften von Howship (Fkf. 1824), Syme (Berl. 1839), Silber („Diseases of the rectum and anus", 4. Aufl., Lond. 1846).

**Mastix** heißt das Harz eines auf den Inseln des Griechischen Archipelagus, besonders auf Chios, wachsenden Baums (Pistacia Lentiscus), welches in kleinen weißen oder gelben, durchscheinenden, in der Hitze wohlriechenden Körnern besteht und vielfach in der Medicin, zu Räucherpulver, Firnissen und Lacken verwendet wird. Es erweicht beim Kauen und dient den orient. Frauen dazu, das Zahnfleisch zu stärken. Auch nennt man manche cement- oder kittartige Massen Mastix, aus Misverständniß des engl. und franz. Namens **Mastic**, d. i. Kitt (s. d.), welcher keineswegs für das Mastixharz gebraucht wird.

**Mastkorb**, s. Mars.

**Mastodon** nannte Cuvier eine gänzlich ausgestorbene Rüsselthiergattung, deren Überreste, Knochen und Zähne sehr häufig in diluvialen Ablagerungen gefunden werden. Das Thier hatte Stoßzähne wie der Elefant, auch von gleicher innerer Structur; aber die Backenzähne sind wie die der Schweine gebaut. Nach seiner Zahnstructur zu urtheilen, nährte es sich besonders von weichen Sumpfpflanzen, etwa wie das Nilpferd. Es scheint bis 32 F. Länge erreicht zu haben. Die Zahntürkise von Simore, welche durch Glühen schön blau werden, sind meist Schmelz von Mastodonzähnen. Auch das Missurium Koch's gehört zu dieser Gattung.

**Mastricht**, richtiger **Maastricht**, in vläm. Schreibart **Maestricht**, Hauptstadt der holl. Provinz Limburg mit 25768 meist kath. E., liegt fünf Stunden unterhalb Lüttich am Einflusse der Jaar in die Maas, durch welche sie in zwei Theile gesondert wird, von denen der kleinere, auf dem rechten Ufer liegende Theil Wyk heißt. Beide hängen durch eine schöne, 500 F. lange und bis 1281 herabreichende steinerne Brücke zusammen. Die Stadt ist ziemlich regelmäßig und schön gebaut, hat ansehnliche öffentliche Gebäude und Plätze, unter letztern den großen Marktplatz mit dem sehr schönen Rathhause, wo eine öffentliche Bibliothek aufgestellt ist, und den mit Bäumen umgebenen Paradeplatz, genannt Brijthof, zahlreiche Kirchen, worunter die Servatiuskirche mit dem 1845 von Geefs gearbeiteten Monument Karl's d. Gr., und ein Athenäum (Gymnasium). M. ist die wichtigste Festung der Niederlande und der Schlüssel zu diesem Königreiche von der Maas her. Zu ihr gehört die südlich der Stadt gelegene Citadelle auf dem Petersberge, errichtet 1701, zwischen welcher und der Stadt das flache Land durch Schleußen unter Wasser gesetzt werden kann. Die Erwerbszweige der Einwohner sind Branntweinbrennerei, Bierbrauerei, Tuch-, Flanell-, Gewehr-, Seife- und besonders Lederfabrikation, nächstdem Krapp-, Tabacks- und Cichorienbau. Ausgezeichnet sind auch die hier bereiteten, unter dem Namen Heiligmaker bekannten Pfefferkuchen. Eine besondere Merkwürdigkeit ist der in dem Petersberge befindliche große Steinbruch mit einem Labyrinthe unterirdischer Gänge, welche durch viereckige Pfeiler unterstützt werden und in welchen hin und wieder nach oben ausgehauene Licht- und Luftlöcher, auch kleine Wasserbehältnisse angebracht sind. Nach der Maas zu ist der Eingang, wo die Wagen leicht hineinfahren und hernach die Steine am Ufer des Flusses ausladen können. Bei dem weiten Umfange des Steinbruchs, der auf 12 M. angegeben wird, und wegen der vielen sich durchkreuzenden Wege, deren man 20000 zählt, ist es gefährlich, ohne erfahrenen Wegweiser sich in diese Irrgänge zu wagen, die übrigens den Einwohnern in Kriegszeiten zu einem sichern Zufluchtsorte für sich und das Ihrige dienen. Auch findet man darin Lager von Muscheln und merkwürdige Versteinerungen, unter denen besonders ein Krokodil und die Skelete von mehren unbekannten Seethieren interessant sind. M. stand früher unter der gemeinschaftlichen Regierung der Herzoge von Brabant und des Bischofs von Lüttich. Während des Revolutionskriegs gegen Spanien im 16. Jahrh. mußte M. sehr hart seine Betheiligung am Aufruhr büßen. Im J. 1576 wurde die Stadt von Alba, 1579 vom Herzog von Parma unter vielem Blutvergießen in Besitz genommen. Erst 1632 bemächtigte sich ihrer Prinz Fried-

rich Heinrich von Oranien wieder, und im Westfälischen Frieden wurde sie den Generalstaaten zuerkannt. Von den Franzosen wurde sie 1673, 1748 und zuletzt 1794 von Kleber erobert. Durch die franz. Occupation ward M. zur Hauptstadt des franz. Depart. Nieder-Maas. Im holl.-belg. Kriege von 1830 und 1831 blieb die Stadt stets auf holl. Seite, trotz des Abfalls der von ihm abhängigen Provinz.

**Mästung** oder **Mast** heißt die künstliche Erzeugung eines außergewöhnlichen Fleisch- und Fettansatzes bei den Schlachtthieren vermöge außergewöhnlich nahrhafter und reichlicher Fütterung. Früher wurde die Mästung stets nur nach Herkommen, ohne Grundsätze und Sicherheit betrieben. Zwar hatten die Engländer schon im Beginn des 19. Jahrh. darin bedeutende Resultate erreicht, allein diese blos nach vielen Verlusten, auf rein empirischem Wege. Die Mästung der Thiere ist aber eine besondere Kunst, welche auf richtigen Principien begründet sein muß, wenn sie von wirklichem, auch pecuniärem Erfolge begleitet sein soll. Diese Grundsätze sind durch die Fortschritte der Thierphysiologie, insbesondere durch die bedeutenden Untersuchungen von Boussingault, Dumas und Liebig gewonnen worden. Nunmehr, nachdem man die Wirkungen der verschiedenen Bestandtheile des Futters, der stickstoffhaltigen, stärkemehligen, zuckerigen, öligen, fetten u. s. w. genau kennt, kann man auch bei der Ernährung und Mästung genau damit operiren. So befördern Öle und Fette im Futter den Fettansatz der Mastthiere am meisten, weshalb Getreide, das bekanntlich sehr viel Öl enthält, hauptsächlich aber Ölsamen, wie Lein, oder Ölkuchen die geeignetsten Fettmästungsstoffe sind. Nach Boussingault's Versuchen nahmen Enten, welche blos mit Reis, welcher völlig fettfrei ist, gefüttert wurden, gar nicht zu, hingegen außerordentlich, sobald jenem Stärkemehlstoff etwas Butter zugesetzt wurde. Da aber die Gesundheit des Thieres eine möglichst gleichmäßige Zunahme des Fettes und der Muskelfaser, ingleichen ungestörte Respiration und Erhaltung der gehörigen thierischen Wärme verlangt, so geht hieraus die Nothwendigkeit einer richtig proportionirten Zusammensetzung des Mastfutters aus stickstoffhaltigen (Getreide, Hülsenfrüchte), stärkemehlhaltigen (Wurzeln und Knollen, Heu und Stroh) und fetten (Ölsamen, Ölkuchen) Substanzen genügend hervor. Wird hiergegen gefehlt, so ist das Resultat der Mästung gewöhnlich ein schlechtes. Es kommt übrigens bei derselben auch auf die Natur und das Alter der Thiere Vieles an. Wo, wie in Großbritannien, die Züchtung sich das Ziel steckt, einen Körperbau zu produciren, welcher die höchste Fleisch- und Fettgewinnung ermöglicht, wo, wie dort, die Thiere einzig blos zu diesem Zweck auferzogen und jung zur Mast gestellt werden, da ist die Mästung schon von vornherein begünstigt. In Deutschland dagegen sucht man aus misverstandener Ökonomie das Mastthier gewöhnlich vorher möglichst auszunutzen und betrachtet die Mästung nicht als Aufgabe, sondern nur als Nebengewinn. Dabei und bei der noch vielfach üblichen Verwendung der ungeeignetsten Futterstoffe kann denn natürlich die Mästung nicht solche erstaunenswerthe Resultate liefern, wie dieselben in England alltäglich sind, und steht folglich auch die Fleisch- und Fettproduction der deutschen Viehzucht der britischen bedeutend nach.

**Masûdi** (Ali-Abul-Hassan), berühmter arab. Schriftsteller, geb. zu Bagdad gegen Ende des 9. Jahrh., begab sich schon als Jüngling auf Reisen und besuchte nacheinander Persien, Indien, Ceylon, Transoxianien, Armenien, die Küstenländer des Kaspischen Meeres, verschiedene Theile Afrikas, Spanien und das byzant. Reich. Im J. 915 weilte er zu Isstakhar, dem alten Persepolis, durchwanderte 916 Indien, begab sich hierauf nach Madagaskar und von dort nach Oman und dem südlichen Arabien. Um 926 findet man ihn in Palästina, 943 in Bassora. Er starb 956 in Ägypten. M. besaß ausgebreitete Kenntnisse, die sich nicht blos auf den Wissenskreis des Moslem, sondern auch auf das morgen- und abendländ. Alterthum erstreckten. Unter seinen Werken ist besonders hervorzuheben „Akhbar alzeman", eine sehr umfassende Arbeit, aus der er selbst einen Auszug unter dem Titel „Morudsch-alzeheb", d. i. „Die goldenen Wiesen" (engl. von Sprenger, Bd. 1 und 2, Lond. 1841) veranstaltete, der eine reiche Fundgrube für die Geographie, den Volksglauben und die Geschichte des Orients bildet. Eine andere Sammlung geographischer, historischer und philosophischer Bemerkungen, das „Kitab altanbihl u alischraf", welche noch ungedruckt ist, verfaßte er kurz vor seinem Tode.

**Masurek** oder **Masurka**, auch **Masur**, ein sehr lebhafter, graziöser und heiterer poln. Nationaltanz, zu welchem von dem poln. Landvolke auch häufig gesungen wird, im Dreiachteltakt, ist jetzt, doch ohne seinen ursprünglichen Typus ganz behalten zu haben, durch Europa verbreitet. Den Namen hat er von den Masuren, den Einwohnern des ehemaligen Herzogthums Masovien.

**Masûren** heißt der Landestheil von Ostpreußen, welcher die Kreise Johannisburg, Sensburg, Lözen, Lyck und Olezko umfaßt und auf ungefähr 300 □M. gegen 400000 E. zählt, die

als die Nachkommen der in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. hier eingewanderten Polen, mit Ausnahme der Städtebewohner, ein verderbtes Polnisch sprechen. Das Land ist bergig und reich an Naturschönheiten, namentlich in der Nähe der Stadt Lyck, die, am Somnau- und am Lycksee reizend gelegen, gegen 4000 gewerbthätige E. zählt, ein Schloß und ein Gymnasium hat und bis zur Absperrung Rußlands nicht unbedeutenden Handel trieb. Der Boden ist im Allgemeinen sandig und dürftig, und deshalb, sowie wegen geringer Intelligenz der Landleute steht der Ackerbau auf keiner hohen Stufe.

**Maß und Gewicht.** Um die Größe oder Quantität irgend einer ausgedehnten Größe (Raumgröße) zu bestimmen, muß man sie mit einer bekannten Größe derselben Art, welche als Einheit dient, vergleichen, indem man untersucht, wie viel mal die letztere in der zu bestimmenden Größe enthalten ist. Die Einheit nennt man Maß (Raummaß), die gedachte Vergleichung selbst aber messen. Hieraus ist klar, daß beim Messen von Längen eine Länge oder Linie, beim Messen von Flächen eine Fläche, beim Messen von Körpern ein Körper als Einheit oder Maß angenommen werden muß. Ebenso kann die Schwere oder das Gewicht eines Körpers nur durch Vergleichung mit einem andern als bekannt angenommenen Gewichte bestimmt werden; die Einheiten des Flächen- und Körpermaßes lassen sich aber von der Einheit des Längenmaßes herleiten. Da die absolute Größe jeder Maßeinheit an sich willkürlich ist, so kann es nicht auffallen, daß die Maße der einzelnen Länder sehr verschieden sind, und ihre Mannichfaltigkeit ist so groß, daß die Kenntniß der in den verschiedenen Ländern gültigen Maße und Gewichte einen wesentlichen Theil einer eigenen Wissenschaft (der Metrologie) bildet, deren anderer allgemeiner Theil es mit den Bedingungen der Maße und des Messens überhaupt zu thun hat. In der ältesten Zeit hat man die Einheiten des Längenmaßes (Elle, Fuß, Zoll) von dem menschlichen Körper entlehnt, eine Bestimmung, die offenbar im höchsten Grade schwankend ist und die noch jetzt stattfindende Verschiedenheit zur Folge haben mußte, wie denn namentlich in Deutschland jeder Staat seinen besondern Fuß hat. Erst in der neuern Zeit ist man auf den Gedanken gekommen, unveränderliche Maßeinheiten aus der Natur zu entlehnen, um dadurch ein Universalmaß zu erhalten. Von den verschiedenen dahin zielenden Vorschlägen verdienen nur zwei eine nähere Erwähnung. Im J. 1673 schlug Huyghens die Länge des Secundenpendels, welche nach seiner Theorie auf der ganzen Erde unveränderlich sein mußte, oder vielmehr den dritten Theil derselben als Maßeinheit (Zeitfuß, pes horarius) vor. Aber abgesehen von der willkürlichen Eintheilung des Tags in 86400 Secunden, steht diesem Vorschlage der fast gleichzeitig bekannt gewordene Umstand im Wege, daß die Länge des Secundenpendels nicht überall auf der Erde gleich, sondern von der geographischen Breite abhängig ist, weshalb Bouguer um 1749 die Pendellänge unter dem 45. Breitengrade, Condamine aber, gewiß weit zweckmäßiger, die Länge des Pendels unter dem Äquator als Maßeinheit vorschlug. Indeß kam keiner von beiden Vorschlägen zur Ausführung. Zwar erklärte sich 1790 die franz. Nationalversammlung für die Pendellänge als natürliche Einheit und Grundlage des Maßsystems, aber die von der Akademie der Wissenschaften zur Begutachtung ernannte Commission, welche Borda, Lagrange, Laplace, Monge und Condorcet bildeten, machte 1791 den Vorschlag, die Maßeinheit vielmehr von der Größe der Erde herzuleiten, und zwar den zehnmillionsten Theil des Erdquadranten oder der Entfernung des Pols vom Äquator als Einheit des Längenmaßes anzunehmen. Dieser Vorschlag wurde sofort angenommen, worauf die franz. Regierung eine möglichst genaue und sehr ausgedehnte Gradmessung veranstaltete, um durch diese die Größe jener Maßeinheit, welche Mètre genannt wurde, genau zu bestimmen. Auf die so bestimmte Einheit ist das ganze seit der Revolution in Frankreich geltende sogenannte metrische Maß- und Gewichtssystem gegründet. Obgleich gegen die Grundlage desselben, den Mètre, eingewendet worden ist, daß er als Längenmaß zu groß, zu verschieden von den bisher üblichen Längeneinheiten und überdies nicht einmal völlig richtig bestimmt sei, wie dies neuere Berechnungen allerdings dargethan haben, so ist doch dieses System seines strengen innern Zusammenhangs und seiner consequent durchgeführten Decimaleintheilung wegen in wissenschaftlicher Hinsicht als das vorzüglichste aller vorhandenen Maßsysteme anzusehen und für wissenschaftliche Bestimmungen auch außer Frankreich fast allgemein, mit Ausnahme Englands, in Gebrauch gekommen. Einige Staaten haben es sogar ganz angenommen, andere bei der Regulirung ihrer Maßsysteme wenigstens insofern zu Grunde gelegt, als sie einen bestimmten, bequemen Theil des Mètre als Längeneinheit angenommen haben. Einige Staaten, welche in der neuern Zeit ihr Maßwesen gesetzlich geordnet haben, sind von dem engl. Längenmaße ausgegangen, andere haben sich begnügt, die bisher üblichen Maße durch Vergleichung mit den metrischen genauer zu bestimmen. Durch die genaue

Vergleichung eines herkömmlichen (conventionellen) Maßes mit einem fest bestimmten natürlichen kann jenem der Vorzug des letztern mitgetheilt werden, welcher wesentlich darin liegt, daß sich das Grundmaß aus der Natur jederzeit wieder entnehmen läßt, wenn auch alle Exemplare verloren gegangen sein sollten. So hat man in Preußen die Grundlage des Maßsystems, den Fuß, welcher vorher durch genaue Vergleichung mit dem altfranzösischen (zu 139,13 alten pariser Linien) abgeleitet wurde, mit dem einfachen Secundenpendel von Berlin verglichen und die Länge dieses letztern = 456,1626 preuß. Linien oder = 3 F. 2 Zoll 0,1626 Linien preuß. ermittelt. Diese Grundlage ist für künftig die einzig gültige und der preuß. Fuß dadurch von jedem andern Urmaße unabhängig. Das Gewicht wird am zweckmäßigsten aus dem Raummaße hergeleitet, indem man eine gewisse Maßmenge reinen Wassers einer gewissen Gewichtsmenge gleichsetzt. So ist die Einheit des preuß. Gewichts, das Pfund, in der Weise bestimmt, daß dasselbe 1/66 des Gewichts eines preuß. Kubikfußes destillirten Wassers, im luftleeren Raume bei + 15° R. gewogen, beträgt; ferner ist das franz. Kilogramme die Schwere derjenigen Menge destillirten Wassers, welche bei dessen größter Dichtigkeit (bei 4° C. oder + 3 1/5° R.), im luftleeren Raume gewogen, einen Litre oder Kubikdecimeter genau ausfüllt. Jede Substanz eines concreten Maßes (Maßstabs u. s. w.) erleidet durch die Veränderungen der Temperatur auch Veränderungen ihrer Ausdehnung, wenn auch nur von geringer Bedeutung, und daher kann jedes solche Maß nur bei einem bestimmten Temperaturgrade seine wahre Größe haben. Bei gegenseitigen Vergleichungen verschiedener Maße muß daher auf die gesetzliche Normaltemperatur (wo eine solche vorgesehen ist) gehörige Rücksicht genommen werden; nicht minder aber auch auf den Stoff des Normalmaßes, da die verschiedenen Substanzen (bei den gesetzlichen Etalons der Maßstäbe u. s. w. sind dies fast immer Metalle) auch verschiedene Ausdehnung haben. Diese Rücksicht kommt hauptsächlich bei der wissenschaftlichen Behandlung des Maßwesens in Betracht. Der Normaltalon des franz. Mètre z. B. ist ein Stab von Platin, welcher seine rechte Länge beim Gefrierpunkte des Wassers (0° C. und R.) hat. Noch immer läßt der Zustand des Maß- und Gewichtswesens sehr viel zu wünschen übrig. In vielen Staaten fehlt es noch ganz an einer genauen gesetzlichen Regulirung der Maße und Gewichte, und namentlich in einem Theile Deutschlands ist die in dieser Beziehung herrschende Verwirrung sehr zu beklagen. (Über die einzelnen Maße und Gewichte s. die betreffenden Artikel.) Autorität für Münz-, Maß- und Gewichtskunde ist Noback's „Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maß- und Gewichtsverhältnisse" (2 Bde., Lpz. 1851), sowie dessen „Münz-, Maß- und Gewichtsbuch" (Lpz. 1852—53).

**Mäßigkeitsvereine** hat man jene Verbindungen genannt, deren Mitglieder sich gegenseitig feierlich versprechen, im Genusse geistiger Getränke nicht auszuschweifen und besonders des Branntweins sich entweder ganz oder bis zu einem gewissen Grade zu enthalten. Die Bemerkung, welches Unheil die Trunksucht in vielen, besonders nördlichen Ländern nach sich zog, seitdem der Branntwein eine wohlfeilere Art der Bereitung und demzufolge eine größere Verbreitung erhielt, foderte Staatsmänner und Menschenfreunde auf, diesem Übel aus allen Kräften zu steuern. Wenn in manchen Ländern, z. B. in Schweden, Strafgesetze für Berauschte gegeben wurden, so hat man in andern eben durch Stiftung von Mäßigkeitsvereinen dem übermäßigen Genuß des Branntweins zu begegnen versucht. Entschiedenen Nutzen haben die Mäßigkeitsvereine in Nordamerika und in Großbritannien gebracht, wo besonders der bekannte Pater Matthew (s. d.) als Apostel derselben wirkte. Auch in Deutschland fanden diese Vereine nicht ohne Erfolg Eingang. Doch hat sich freilich zuweilen hieran Übertreibung und religiöse Parteisucht geheftet.

**Maßmann** (Hans Ferd.), Professor der ältern deutschen Sprache und Literatur an der Universität zu Berlin, geb. 15. Aug. 1797 zu Berlin, bezog, auf dem Friedrich-Werderschen Gymnasium vorgebildet, im Herbst 1814 die Universität daselbst, um Theologie zu studiren, schloß sich aber bald darauf den freiwilligen Jägern an und setzte erst nach seiner Rückkehr aus Frankreich im Herbst 1815 seine Studien, die sich zugleich auf Philologie und Geschichte bezogen, anfangs in Berlin und von Ostern 1816—18 in Jena fort, wo er, der Burschenschaft angehörig, manches Lied dichtete, auch die Feier des Wartburgfestes, bei der er besonders thätig war, in einer Schrift schilderte. Für die Turnkunst, die er mit Eifer betrieb, hatte ihn schon als Schüler Friedr. Ludw. Jahn (s. d.) gewonnen. Im Sommer 1817 stand er während Jahn's und Eiselen's Abwesenheit der berliner Turnanstalt vor. Hierauf wurde er in Breslau Mitglied des pädagogischen Seminars und Hülfslehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium und leitete unter Harnisch die öffentliche Turnanstalt. Eine Stelle am Gymnasium zu Magdeburg, die er 1819 erhielt, gab er bald auf, um in Erlangen Naturwissenschaften zu stu-

diren, und wendete sich dann wieder nach Berlin, wo er mit in die Untersuchungen wegen demagogischer Umtriebe gezogen wurde. Im J. 1821 trat er in eine Erziehungsanstalt zu Nürnberg als Lehrer ein, die er aber wieder verließ, um nach Griechenland zu gehen. Von diesem Entschlusse brachten ihn indeß Erfahrungen ab, die er unterwegs in der Schweiz machte. Von Yverdun, wo er Pestalozzi noch kennen lernte, ging er nach Göttingen, dann nach Berlin zurück, wo ihn namentlich das geschichtliche Studium der deutschen Sprache beschäftigte. Auf einer wissenschaftlichen Reise, die er 1824 durch die handschriftenreichen Bibliotheken auch Süddeutschlands machte, erhielt er einen Ruf als Lehrer der Turnkunst bei dem königl. Cadettencorps zu München, dem er 1826, nach einem längern Aufenthalte zu Heidelberg, unter der Bedingung folgte, auch geistige Lehrthätigkeit üben zu dürfen. Bald nachher wurde ihm auch der Turnunterricht bei den königl. Prinzen und 1828 die Stiftung und Leitung einer öffentlichen Turnanstalt für die münchener Schulen übertragen. Im J. 1829 erhielt er eine außerordentliche Professur an der Universität, an welcher er seit Beginn seines Aufenthalts in München Vorlesungen über altdeutsche Literatur gehalten hatte. Vier Jahre nachher machte er eine wissenschaftliche Reise nach Italien, von welcher er unter Anderm Facsimiles und Abschriften goth. Sprachdenkmäler aus Neapel, Rom und Mailand mit zurückbrachte, die er später herausgab. Im J. 1835 wurde er ordentlicher Professor und zugleich im königl. Ministerium Referent für das Schulwesen, später auch ordentliches Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften. Im J. 1842 ging er auf den Ruf der preuß. Regierung nach Berlin, um die Einrichtung des allgemeinen Turnunterrichts im preuß. Staate auszuführen, wo er als Professor der dortigen Universität auch verblieb. Unter seinen zahlreichen literarischen Arbeiten sind zunächst seine Ausgaben älterer deutscher Sprachdenkmäler hervorzuheben. Dahin gehören: „Denkmäler deutscher Sprache und Literatur" (Münch. 1828); „Deutsche Gedichte des 12. Jahrh." (2 Bde., Quedlinb. 1837); „Deutsche Abschwörungs-, Beicht-, Buß- und Betformeln des 8.—13. Jahrh." (Quedlinb. 1839); ferner die Ausgaben des „Eraclius" (Quedlinb. 1842); des „St.-Alexius' Leben" (Quedlinb. 1843); des „Tristan" Gottfried's von Strasburg (Stuttg. 1843); der „Kaiserchronik" (3 Bde., Quedlinb. 1849—53); „Partonopeus und Melius" (Berl. 1847) u. s. w. Um das Gothische hat sich M. durch die Ausgaben der „Auslegung des Evangeliums Johannis" (Münch. 1834) und „Gothische Urkunden zu Neapel und Arezzo" (Wien 1838); um das Althochdeutsche durch seine „Erläuterungen zum Wessobrunner Gebete des 8. Jahrh. (Berl. 1824), die Herausgabe der „Fragmenta theotisca" (Wien 1841) und die Bearbeitung des sechsten Bandes von Graff's „Althochdeutschem Sprachschatz" (Berl. 1846) verdient gemacht. Einen schätzbaren Beitrag zur röm. Epigraphik gab er im „Libellus aurarius" (Lpz. 1841). In Verbindung mit seiner germanistischen Thätigkeit steht seine mit reichem Commentar ausgestattete Ausgabe der „Germania" des Tacitus (Quedlinb. 1847). Von seinen übrigen Schriften sind als verdienstliche Arbeiten noch besonders zu erwähnen: „Die Baseler Todtentänze" (Stuttg. 1847); „Literatur der Todtentänze" (Lpz. 1841); „Der Externstein in Westfalen" (Weim. 1846); Geschichte des mittelalterlichen Schachspiels" (Quedlinb. 1839) u. s. w. Hierzu kommen noch einige das Turnen betreffende Schriften. Auch hat M. viele Holzschnitte und Steinzeichnungen verfertigt und sich im Kupferstich versucht, sowie in Krystallmodellen und erhabenen Landkarten für den Unterricht, dem er wie der Erziehung die zweite Hälfte seiner Geistes- und Lebensthätigkeit gewidmet hat. Es ist von ihm demnächst eine Lebensbeschreibung des Antichius und F. L. Jahn's zu erwarten.

**Maßstab** heißt das Werkzeug, auf welchem die Maßeinheit mit ihren Unterabtheilungen bemerkt ist, um hiernach die Ausdehnung einer Größe abzumessen, wie z. B. die Elle, der Zollstab u. s. w. Der **verjüngte Maßstab**, d. i. der im genauen Verhältniß zu dem wirklichen verkleinerte, dient dem Zeichner, wenn er einen großen Gegenstand verkleinert, aber vollkommen ähnlich darstellen will. Er heißt **Transversalmaßstab**, wenn er nach geometrischen Gesetzen durch horizontale, perpendiculare und diagonale Linien dergestalt abgetheilt ist, daß man mit möglichster Genauigkeit Längeneinheiten und Unterabtheilungen derselben, z. B. bei einem Ruthenmaßstabe die Ruthen, Fuße und Zolle, danach bestimmen kann. Solche verjüngte und Transversalmaßstäbe finden sich in allen bessern Reißzeugen. Auch ist auf allen Bau- und andern Rissen, Planen und Landkarten der verjüngte Maßstab angegeben, nach welchem man mit dem Zirkel Größen abnehmen und messen kann. Eine andere Art von Maßstäben vertritt die Stelle von Tabellen; dahin gehören die quadratischen, kubischen und logarithmischen Maßstäbe.

**Matador**, vom lat. mactator, d. i. Todtschläger, nennt man in Spanien bei den Stiergefechten den Hauptkämpfer, der dem Thiere, wenn es aufs äußerste gebracht ist, den Todesstoß

gibt. Im L'Hombre, Tarok, Solo und andern Kartenspielen bezeichnet man damit entweder einen der höchsten Trümpfe oder die ununterbrochene Reihenfolge der Trümpfe.

**Matelotte** oder **Hornpipe** heißt ein besonders im Fürstenthum Wales gebräuchliches Instrument, das aus einer kleinen hölzernen Pfeife mit drei Schalllöchern besteht und einem Horn an jedem Ende. In dem einen derselben sammelt sich die hineingeblasene Luft, aus dem andern gehen die übrigens ganz pfeifenartig gebildeten Töne hervor. In den Gegenden von Englands nordwestlichen Küsten begleitet man mit diesem Instrument einen Nationaltanz, der auch Hornpipe oder Matelotte heißt. Derselbe besteht in ungeradem Takt, hat eine ziemlich schnelle Bewegung, enthält zwei Theile von je vier oder acht Takten und wird niemals zusammen getanzt, sondern zwei einander gegenüberstehende Personen machen die Schritte abwechselnd.

**Mater**, s. Matrize.

**Materia medica** (Heilmittellehre), s. Pharmakologie.

**Materialwaaren** sind eigentlich alle diejenigen Waaren, welche in dem Zustande, in welchem sie der Handel liefert, zu ihrer letzten Verwendung noch nicht geeignet sind, sondern nur den Stoff (das Material) zu einer weitern Verarbeitung oder Zubereitung geben. Im gemeinen Leben sieht man jedoch von dieser Begriffsstellung ganz ab und gibt jenen Namen gewöhnlich der Gesammtheit jener Waaren, welche die Hauptartikel der gemeinen Kleinhandlungen bilden, wie namentlich Colonialwaaren, Gewürze u. s. w., die man auch wol Spezereiwaaren nennt. Den letztern Namen führen dieselben besonders in Süddeutschland, wo man dagegen unter Materialwaaren die Droguen oder Apothekerwaaren versteht.

**Materie**, im Allgemeinen soviel als Stoff, bedeutet im Gegensatze zur Form sowol im wissenschaftlichen als im populären Sprachgebrauche zunächst das Sachliche, Gegenständliche, den Inhalt im Unterschiede von der Art und Weise der Erscheinung, Gestaltung, Behandlung oder Darstellung. In diesem Sinne spricht man im gewöhnlichen Leben von der Behandlung oder Bearbeitung einer bestimmten Materie, oder unterscheidet man die Form eines Kunstwerks von seinem Stoffe. Ebenso unterschied Kant die Form unserer sinnlichen Empfindungen, das Räumliche und Zeitliche, von der Materie derselben, d. h. von Dem, was wir durch das Gehör, Gesicht u. s. w. wahrnehmen, und in einem andern Gebiete materielle Sittengesetze, d. h. solche, welche vorschreiben, nach welchen Objecten wir zu streben haben, von formalen, die nicht auf gewisse Gegenstände, sondern nur auf Verhältnisse unserer Thätigkeit gehen. Im engern metaphysischen Sinne ist der Begriff der Materie ein Product der Philosophie, und seine Auffassung und Bestimmung hat mit den Veränderungen der speculativen Denkweisen vielfach gewechselt. Die Veranlassung, ihn auszubilden, liegt in den Veränderungen der sinnlichen Erscheinungswelt. Die Frage, was dem Wechsel der Erscheinungswelt zu Grunde liege, warfen sich schon die ältesten Denker auf und beantworteten sie anfänglich so, daß sie einen oder mehre bestimmte sinnliche Stoffe (Wasser, Feuer, Luft u. s. w.) als die elementarische Grundlage aller Erscheinungen betrachteten. Dabei trat aber der Begriff des Stoffs mit dem der Kraft und der Form noch nicht sogleich in einen bestimmten Gegensatz; erst Plato führte den Begriff eines bloßen Stoffs, der durch keinerlei sinnlich wahrnehmbare oder denkbare Qualität bestimmt sein sollte, als Gegensatz der Ideen, d. h. Dessen, was die Dinge ihrer Qualität nach sind, in die Philosophie ein. Aristoteles machte von diesem Begriffe für einen viel weitern Umfang und mit größerer Entschiedenheit Gebrauch. Seine ganze Metaphysik beruht nämlich auf der Unterscheidung zwischen der Materie (Hyle), als einem blos der Möglichkeit nach, und der Form, als dem der Wirklichkeit nach Seienden, sodaß das Entstehen und Vergehen der Dinge als eine Vereinigung und Trennung zwischen Materie und Form und die Veränderung als ein Übergang der an sich form- und bestimmungslosen Materie von einer Form zur andern betrachtet wurde. Diese Auffassung des Gegensatzes zwischen beiden hatte ursprünglich gar nichts mit dem Gegensatze zwischen Körper und Geist, dem Raumerfüllenden und dem Unräumlichen, gemein; die in ihr aufgestellte Unterscheidung zwischen dem potentialen und actuellen Sein, sowie die darauf gegründete zwischen den materialen und formalen Ursachen beherrschte aber die Metaphysik Jahrtausende lang und gab namentlich der Scholastik Veranlassung zu der Frage, ob die Entstehung der Dinge als eine Bestimmung der Materie durch die Form (contractio materiae per formam) oder als eine Entwickelung der Form aus der Materie, in welcher sie der Möglichkeit nach schon liege (eductio materiae e forma), anzusehen sei. Eine ganz andere, später aber mit der erwähnten vielfach zusammenfließende Bedeutung bekam der Begriff der Materie durch Descartes. Dieser ging nämlich von einem ursprünglichen Gegensatze zwischen der ausgedehnten und denkenden Substanz, zwischen Materie und Geist aus, und die Materie wurde hier als

das im Raume Ausgedehnte, Undurchdringliche, Bewegliche, Theilbare aufgefaßt. Der Gebrauch, den Descartes von dieser dualistischen Grundlage seiner Weltansicht machte, bestand im Wesentlichen in dem Versuche, alle Naturerscheinungen, soweit sie mit räumlichen Merkmalen in Verbindung stehen, aus den verschiedenen Verbindungsformen ihrer materiellen Bestandtheile, also mechanisch zu erklären, das Geistige aber von dem Zusammenhange mit dem Körperlichen und Materiellen ganz loszulösen. Diese Richtung der Cartesianischen Philosophie verwickelte bald in Schwierigkeiten. Zuerst nämlich entstand bei der vorausgesetzten völligen Ungleichartigkeit zwischen Geistigem und Materiellem die Frage, wie man sich nicht nur die Entstehung der sinnlichen Empfindungen, sondern überhaupt das Verhältniß zwischen Leiblichem und Geistigem zu denken habe. Leugnete man zwischen beiden einen wirklichen ursachlichen Zusammenhang, und betrachtete man die Entstehung der Vorstellungen als etwas von den Affectionen des Körpers ganz Unabhängiges, so war dadurch einerseits Veranlassung zu idealistischen Meinungen gegeben, wie sie sich auch bei Berkeley, Malebranche, in gewisser Hinsicht auch bei Leibniz finden; andererseits riefen Überspannungen dieser Art auch Versuche hervor, das geistige Leben ganz und gar als eine Reihe von Functionen und Thätigkeiten der materiellen Bestandtheile des Körpers zu betrachten. Unterdessen haben sich die Naturwissenschaften, namentlich seit Newton, bei der Vorstellung des Atomismus (s. Atome) beruhigt, daß die letzten Bestandtheile der Materie selbst wieder materiell, aber physisch untheilbar seien. Da aber hierdurch die Frage nach dem Wesen der Materie blos umgangen, nicht beantwortet wird, so konnte der Menschengeist hierbei nicht auf immer stehen bleiben, besonders seit er durch Kant zur Einsicht gelangte, daß alle Raumbestimmungen unter den Begriff der bloßen Erscheinung fallen und nicht als ursprüngliche Prädicate Dessen, was in Wahrheit ist, betrachtet werden dürfen. Kant selbst ließ das wirkliche Wesen, welches der Erscheinung der Materie als des im Raume Beweglichen zum Grunde liegt, unter dem Namen eines Dinges an sich gänzlich dahingestellt, suchte hingegen die Undurchdringlichkeit und Cohäsion dieses Phänomens durch anziehende und abstoßende Kräfte (s. Anziehung) zu erklären, und gründete so dem Atomismus entgegen die dynamische Ansicht, welche eine Theilbarkeit der Materie ins Unendliche und einen stetigen Zusammenhang ihrer Theile behauptet. Die Schelling'sche und Hegel'sche Naturphilosophie, hervorgegangen aus dem Fichte'schen Idealismus (s. d.), construirte die Materie aus einer Spannung relativ geistiger Kräfte oder Potenzen und erklärte daher Geist und Materie im Grunde ihres Wesens für identisch und nur für die Erscheinung entgegengesetzt. Indessen blieb diese Erklärungsart einestheils in sich selbst zu vag und unbestimmt, anderntheils lag sie den eigentlich naturwissenschaftlichen Bestrebungen zu fern, als daß ihr Einfluß auf die Naturwissenschaft bedeutend werden konnte. Auch der scharfsinnige Versuch Herbart's, den unausgedehnten Realen oder geistigen Atomen, aus denen er die Materie bestehen läßt, für gewisse Fälle chemischer Vermischung eine gegenseitige Durchdringung zu gestatten, hat noch nicht die Anwendung gefunden, welche sich vielleicht davon machen ließe. Und so steht zunächst nur das fest, daß die Materie nicht selbst ein Princip ist, aus welchem die Phänomene erklärt werden könnten, sondern ein Problem, dessen Lösung nur im Zusammenhange der philosophischen Naturwissenschaft versucht werden kann. — **Materialismus** ist die Ansicht, wonach die Materie oder das mit den äußern Sinnen erfaßbare Dasein als die Grundursache alles Lebens angesehen wird und folglich auch die psychischen Erscheinungen aus materiellen Ursachen abgeleitet werden. Diese Annahme trägt aber einen wesentlich verschiedenen Charakter, je nachdem der Materie im Weltall als einer solchen schon außer und vor aller Organisation seelische Eigenschaften beigelegt werden (Hylozoismus), oder das psychische Leben ganz und gar nur als eine Kette von Functionen oder Thätigkeiten des organischen Leibes, welche lediglich an diese seine Organisation geknüpft seien, angesehen wird (reiner Materialismus). Denn während der Hylozoismus die psychische Substanz nur zur Materialität herabzieht, wird dieselbe vom reinen Materialismus gänzlich geleugnet oder zur bloßen Erscheinung am Organismus herabgesetzt. Im Alterthum war der Begründer des reinen Materialismus Leucipp, während der Hylozoismus schon früher als die ausgebreitetste Lehrmeinung bei Heraklit, Pythagoras und den Ionischen Philosophen ausgebildet worden war. Der Erneuerer des reinen Materialismus in der Neuzeit ist Hobbes (s. d.). Seine Lehre breitete sich vorzüglich in Frankreich aus, wo sie Helvetius und Lamettrie auf die Spitze trieben. Der moderne Materialismus erblickt in der Seele einen durch Nervenschwingungen u. dgl. hervorgebrachten Mechanismus von materiellen Eindrücken des Gehirns, deren Beharren man als Gedächtniß, deren Zusammengruppirung als Verstand u. s. w. bezeichnet. Die Fundamente einer beobachtenden Psychologie sind besonders durch ihn gelegt worden. Er

stößt aber in sittlicher und religiöser Hinsicht dadurch ab, daß er, praktisch angewandt, nothwendig zum Eudämonismus und Atheismus führt. Nicht so der Hylozoismus, welcher vielmehr eine Art des Pantheismus (s. d.) ist, und mit welchem eine strenge Ethik und religiöse Gesinnung recht wohl bestehen kann, wie schon das Beispiel des Pythagoras im Alterthum gelehrt hat.

**Mathematik** ist nach der gewöhnlichen Erklärung diejenige Wissenschaft, welche die Größen zu bestimmen, d. h. zu messen oder zu berechnen lehrt, genauer genommen aber die Wissenschaft von den verschiedenen Formen der Größen, weshalb sie am passendsten Größenlehre genannt werden kann. Man unterscheidet die reine und die angewandte **Mathematik**, je nachdem man die Größen an sich oder noch mit andern Eigenschaften verbunden betrachtet. Die reine Mathematik kann als Theorie, die angewandte als Anwendung derselben auf wirklich vorhandene Gegenstände angesehen werden. Die reine Mathematik zerfällt wieder in die Arithmetik (s. d.), welche die Zahlgrößen, und in die Geometrie (s. d.), welche die Raumgrößen behandelt. Angewandte Mathematik nennt man diejenigen Wissenschaften, die zwar auf anderm Boden fußen, aber von den Grundsätzen der reinen Mathematik ihre Bestimmung und Sicherheit erlangen. So das Feldmessen, Nivelliren und die Markscheidekunst; in den mechanischen Wissenschaften die Mechanik, Dynamik, Statik, Hydraulik, Hydrostatik, Aërometrie, Aërostatik u. s. w.; in den optischen Wissenschaften die Optik, Dioptrik, Katoptrik, Perspective; in den astronomischen Wissenschaften die Astronomie, mit der die Chronologie und die Gnomonik in genauer Verbindung stehen. Die mechanischen, optischen und astronomischen Wissenschaften bilden zusammen die **physische angewandte Mathematik**. Von dieser unterscheidet man die **technische Mathematik**, welche in sieben sehr ungleichartige Abtheilungen zerfällt: die praktische Arithmetik (mercantilische, juristische und politische Rechenkunst); die praktische Geometrie (Feldmeßkunst, Forstgeometrie, Nivelliren, Markscheidekunst); die praktische Mechanik oder Maschinenlehre; die bürgerliche Baukunst; die Wasserbaukunst oder Hydromechanik; die Kriegswissenschaften (namentlich Artillerie und Befestigungskunst); die Wissenschaften des Seewesens oder die Nautik (Schiffbau, Leitung des Schiffs, Steuermannskunst). Indessen wird die Anwendung der Mathematik auf die Baukunst, die Kriegswissenschaften, die Schiffahrtskunde ungleich passender als mathematischer Theil dieser Wissenschaften und Künste angesehen und behandelt. Die **mathematische Gewißheit** oder **Wahrheit** ist sprüchwörtlich. Es liegt in der Natur der mathematischen Begriffe und Schlüsse, daß die Lehren der Mathematik jeden Zweifel, jede Ungewißheit ausschließen. Keine andere Wissenschaft kann sich eines solchen Grades von Gewißheit rühmen, und daher versteht man unter mathematischer Gewißheit die absolute oder vollkommene. Die **mathematische Methode**, die von unzweifelhaften Grundsätzen ausgeht und bei ihren Schlüssen alle Lücken vermeidet, kann als Muster einer streng wissenschaftlichen Methode im Gebiete der Erfahrungswissenschaften aufgestellt werden. Daß den einzelnen Sätzen ihre Benennungen beigefügt werden: Lehrsatz, Aufgabe, Zusatz, Beweis u. s. w., ist eine unwesentliche Form, die von vielen neuern Mathematikern, namentlich französischen, gar nicht befolgt wird aber gleichwol beim Unterricht nicht ohne Nutzen bleibt.

Die erste wissenschaftliche Begründung der Mathematik dürfte den Indiern und Ägyptern zuzuschreiben sein; die erste Ausbildung finden wir bei den Griechen. **Thales**, namentlich aber **Pythagoras**, **Plato** und **Eudoxos** bereicherten ihr Gebiet. Doch scheint es, als sei die Geometrie damals sorgfältiger angebaut worden als die Arithmetik. **Euklides**, **Archimedes** und **Apollonius** von Perga brachten die Geometrie der Alten auf ihren Höhepunkt. Außerdem sind unter den griech. Mathematikern noch **Eratosthenes**, **Konon**, **Nikomedes**, **Hipparch**, **Nikomachus**, **Ptolemäus**, **Diophantus**, **Theon**, **Proklus**, **Eutocius**, **Pappus** u. A. zu nennen. Auffallend ist es, daß die **Römer** so wenig Sinn für die Mathematik hatten. Dagegen beschäftigten sich die **Araber**, die in der Mathematik, wie in fast allen ihren wissenschaftlichen Kenntnissen, den Griechen folgten, sehr viel damit. Durch die Araber gelangte die Mathematik nach Spanien, wo sich unter **Alfons** von Castilien ein reger Sinn dafür zeigte; dann fand sie zunächst in Italien und Deutschland gedeihlichen Boden. In spätern Jahrhunderten erwarben sich um die Pflege derselben große Verdienste **Johann von Gmünden**, **Peurbach**, **Regiomontanus**, **Paciolo**, **Tartaglia**, **Cardanus**, **Maurolycus**, **Vieta**, **Ludolf van Ceulen**, **Nuñez**, **Just. Byrgius** u. A. Durch die Erfindung der Logarithmen wurde den Mathematikern ein Mittel in die Hände gegeben, rascher und sicherer auch die schwierigsten Aufgaben zu lösen, und **Newton** und **Leibniz** brachen durch ihre Infinitesimalrechnung Bahnen in Gebiete, in welche früher kein Mathematiker einzudringen vermochte. Von dieser Zeit an gewann die Mathematik eine bewunderungswürdige Ausdehnung und einen Einfluß auf das Leben, wie keine andere Wissenschaft, nament-

lich durch Galilei, Torricelli, Pascal, Descartes, L'Hopital, Cassini, Huyghens, Harriot, Wallis, Barrow, Halley, Jak. und Joh. Bernoulli u. A.; sowie nachher durch Manfredi, Ric. und Dan. Bernoulli, Euler, Maclaurin, Taylor, Bradley, Moivre, Clairaut, d'Alembert, Tob. Mayer, Kästner, Hindenburg, den Erfinder der combinatorischen Analysis, Lagrange, Laplace, Legendre, Gauß u. A.

**Mathew** (Theobald), bekannt als Mäßigkeitsapostel, ward 10. Oct. 1790 aus einer guten Familie zu Thomastown in Irland geboren. Da seine Ältern frühzeitig starben, so wurde er von einer wohlhabenden Tante an Kindesstatt angenommen und erhielt seine Erziehung auf der Akademie zu Kilkenny. Entschlossen, sich dem geistlichen Stande zu widmen, trat er 1810 in das kath. Seminar zu Maynooth ein und wurde 1814 in Dublin zum Priester geweiht. Er begab sich jetzt nach dem südlichen Irland, wo er als Seelsorger in einem von den ärmsten Volksclassen bewohnten District fungirte. Hier war er Zeuge des Elends, welches der übermäßige Gebrauch berauschender Getränke anrichtete, und er beschäftigte sich unablässig mit Planen zur Heilung dieser moralischen Pest. Unterdessen gewannen ihm seine Bestrebungen, die Lage der untern Classen zu verbessern und ihre Sittlichkeit zu heben, allgemeine Achtung, und er machte sich endlich ans Werk, eine Association zu bilden, deren Mitglieder das feierliche Gelübde ablegen sollten, sich aller Spirituosen zu enthalten. Er begann 1833 seine Vorträge zu Cork, wo er zwei mal wöchentlich vor zahlreichen Zuhörern über die Hauptursache der unglücklichen Lage Irlands und deren Heilmittel sprach. Das erregbare Volk, schon geneigt, seine Rathschläge mit Ehrfurcht entgegenzunehmen, wurde von der Beredtsamkeit des Apostels hingerissen, und Tausende von Menschen, zum Theil verhärtete Trunkenbolde, erklärten ihre Bereitwilligkeit, sich dem Mäßigkeitsverein anzuschließen. Seine Reise durch Irland glich einem Triumphzuge, die Behörden wetteiferten in Ehrenbezeugungen, überall begehrte man seinen Segen und legte in seine Hände das Enthaltsamkeitsgelöbniß ab. In Nenagh ließen sich an einem Tage 20000 Personen aufnehmen, zu Galway in zwei Tagen 100000, und auf dem Wege von dieser Stadt nach Portumna versprachen 180—200000 sich künftig des Alkoholgenusses zu enthalten. Gar zu Viele vergaßen jedoch später nach und nach ihr Versprechen, und die allerdings segensreiche Wirksamkeit M.'s hat daher keine so weitgreifenden Folgen gehabt, als man davon erwartete. Nachdem er ganz Irland durchzogen, ging er in gleicher Absicht nach England, wo er mit vieler Herzlichkeit empfangen wurde. Auf einer Reise nach Amerika ward er mit noch größerm Enthusiasmus begrüßt. Im Herbst 1851 kehrte er nach Europa zurück. Da er sein ganzes Vermögen im Dienste der Menschheit zugesetzt hatte und dadurch mehrfach in große Verlegenheit gerathen war, so verlieh ihm die brit. Regierung eine Pension von 300 Pf. St.

**Mathews** (Charles), ein ausgezeichneter engl. Komiker, geb. 28. Juni 1776 in London, kam noch vor Ablauf der Schulzeit bei seinem Vater, welcher Buchhändler war, in die Lehre. Wider den Willen desselben betrat er 1793 die Bühne und zwar zuerst in Richmond. Hierauf spielte er in Canterbury, Dublin und York, bis er 1803 nach London zurückkehrte. Hier wie in Edinburg, Glasgow u. s. w. fand er namentlich als Multiple im „Scherwenzelkomödianten" großen Beifall. In Amerika, wohin er 1822 ging, fand er eine weniger günstige Aufnahme, dagegen benutzte er die Gelegenheit, die Amerikaner zu studiren, die er nach seiner Rückkehr auf der engl. Bühne höchst ergötzlich darstellte. Er blieb der Liebling des Publicums, bis 1833 Kränklichkeit ihn nöthigte, sich von der Bühne zurückzuziehen. Zwei Jahre später, an seinem Geburtstage, starb er zu Plymouth, wo er einen Freund hatte besuchen wollen. Nach seinem Tode ließ seine Frau die „Memoirs of Ch. M." (4 Bde., Lond. 1838) erscheinen.

**Mathilde**, Markgräfin von Toscana, bekannt durch ihre Verbindung mit Papst Gregor VII. (s. d.), war eine Tochter des Markgrafen Bonifacius von Toscana und 1046 geboren. Sie vermählte sich zwar mit Gottfried dem Buckeligen, einem Sohne des Herzogs von Lothringen, lebte aber stets von ihm getrennt in Italien. Im 30. J. verwitwet, trat sie nun ganz auf die Seite Gregor's VII. gegen den Kaiser Heinrich IV., ihren Vetter. Sie war die unzertrennliche Gesellschafterin des Papstes, stets bereit, ihm in Allem, was er bedurfte, beizustehen, jede Gefahr, die sie nicht von ihm abwenden konnte, mit ihm zu theilen und ihn zu ausdauerndem Muthe anzufeuern. Diese enge Verbindung gab schon der Mitwelt zu ungünstigen Bemerkungen über sie Anlaß, die jedoch ungerecht waren. Im J. 1077 oder 1079 schenkte sie alle ihre Güter und Besitzungen an die Kirche. Sie allein stand 1081 dem Papste gegen den Kaiser bei, unterstützte ihn mit ihren Schätzen, als er in Rom eingeschlossen war, und führte selbst noch nach dem Tode desselben den offenen Krieg gegen den Kaiser fort. Sie starb in dem von ihr erbauten Benedictinerkloster zu Polirone 1115. Ihr Tod gab zu neuen Fehden zwischen dem Kaiser und dem Papst

Paschalis III. wegen jener Schenkung (die Mathildische Erbschaft) Anlaß, welche endlich dahin entschieden wurden, daß der Kaiser einen Theil der Mathildischen Güter dem Papste abtrat. Diese hatten in Toscana, Mantua, Parma, Reggio, Piacenza, Ferrara, Modena, einem Theil von Umbrien, dem Herzogthum Spoleto, Verona und fast Allem, was das heutige Patrimonium Petri ausmacht, von Viterbo bis Orvieto, nebst einem Theile der Mark Ancona bestanden.

**Matrikel** heißt jedes schriftliche Verzeichniß gewisser Personen oder Einkünfte; so auf Universitäten das Verzeichniß, worin die Studenten bei ihrer Aufnahme als Bürger der Universität eingetragen (immatriculirt) werden; bei den Geistlichen das Verzeichniß der Eingepfarrten einer Kirche, meist jedoch nur der bei einer Pfarre befindlichen Einkünfte. Die deutsche **Reichsmatrikel** bestand in dem Verzeichniß aller Stände des Deutschen Reichs und ihrer Beiträge zu den Reichsanstalten. Die **Wormser Matrikel** von 1521 enthielt das Verzeichniß der zu stellenden Contingente und der Kriegssteuern (Römermonate), eine andere das Verzeichniß der Kosten für die Unterhaltung des Reichskammergerichts (Kammerzinsen). Beide waren indeß im Laufe der Zeit unbrauchbar geworden, ohne daß man sich über gesetzliche Berichtigung vereinigen konnte, daher behalf man sich nur mit **Usualmatrikeln**, d. i. den durch Reichsschlüsse und Observanzen modificirten ältern Matrikeln.

**Matrize** oder **Mater** nennt man in der Technik im Allgemeinen jede vertiefte Form, in welche ein erhabener Körper paßt oder in der ein solcher gefertigt werden soll, so z. B. in Maschinen eine festliegende Schraubenmutter, durch welche hin eine Schraube sich bewegen soll. In der Schriftgießerei versteht man unter Matrize das kupferne Plättchen, in welches mittels eines geschnittenen Stahlstempels ein Buchstabe vertieft eingeschlagen wird. Dieses Plättchen kommt dann an seinen gehörigen Ort in das Gießinstrument und bildet die Form für das Auge der zu gießenden Letter. In der Galvanoplastik bezeichnet man mit Matrize den ersten Kupferniederschlag, welcher auf einem zu copirenden Originale gemacht wird und nachher als Form für die nachfolgenden Niederschläge dient. Hier tritt der Fall ein, z. B. bei dem Copiren von gestochenen Kupferplatten, daß die Matrize eine erhabene Form bildet.

**Matrosen** nennt man die Seeleute, welche unter dem Befehle des Schiffsführers oder Steuermanns ein Schiff bemasten, betakeln, beladen oder stauen, über See führen und entlöschen und auf der Reise alle Reparaturen an Tauwerk und Segeln besorgen. Ein befahrener Matrose muß steuern und rudern (rojen) können und nüchtern, verständig, gehorsam und entschlossen in Gefahren sein. Auch zur Bedienung des Geschützes werden sie gebraucht, daher sie damit vertraut sein müssen, wie sie überhaupt in Seegefechten, namentlich beim Entern, am Kampfe Theil nehmen. — **Matrosenpressen** heißt das gewaltsame Aufgreifen von Menschen zum Matrosendienst, das in einigen Seestaaten, auch in England, beim Kriegszustande ein zwar grausames und oft zu blutiger Widersetzlichkeit führendes, aber gesetzlich anerkanntes Mittel bot, das Seevolk, wenn die freiwillige Dienstleistung nicht ausreichte, zu ergänzen und zu vermehren. Besonders in den Hafenstädten wurde diese Menschenjagd betrieben.

**Matter** (Jacques), ausgezeichneter kirchenhistorischer und philosophischer Schriftsteller Frankreichs, geb. zu Alt-Eckendorf 31. Mai 1791 von deutschen Ältern, besuchte das Gymnasium zu Strasburg, hörte dann an der protest. Akademie daselbst philologische und philosophische Vorlesungen und erhielt, nachdem er sich die akademischen Grade erworben hatte, am Gymnasium, dessen Zögling er gewesen war, eine Anstellung. Sein Wissensdrang veranlaßte ihn aber, zu seiner weitern Ausbildung noch einige deutsche Universitäten, z. B. Göttingen, zu besuchen. Der Erfolg seines „Essai historique sur l'école d'Alexandrie" (2 Bde., Par. 1820; 2. Aufl., 1844) fesselte ihn für immer an eine literarische Laufbahn. Im J. 1819 erhielt er die Professur der Geschichte zu Strasburg, zwei Jahre darauf die Direction des Gymnasiums dieser Stadt. In dieser Stellung verfaßte er seine „Histoire générale du christianisme et de la société chrétienne, considérée principalement dans ses institutions et ses doctrines" (4 Bde.; 2. Aufl., Par. 1838) und seine „Histoire critique du gnosticisme" (3 Bde., Par. 1828; 2. Aufl., 1843—44; deutsch von Dörner, Heilbr. 1833). Der literarische Ruf, den er sich durch diese gediegenen Werke erwarb und der noch durch mehre akademische Preise, welche er davon trug, erhöht wurde, sicherte ihm den Posten eines Inspectors der Akademie, welchen er 1832 mit der höchst einflußreichen Stelle eines Generalinspectors der Universität zu Paris, d. h. des ganzen höhern Unterrichtswesens in Frankreich, vertauschte. Außer den bereits erwähnten Werken verdienen besonders noch seine Preisschrift „De l'influence des moeurs sur les lois et de l'influence des lois sur les moeurs" (Par. 1832; deutsch von Buß, Freiburg 1833), seine „Histoire des doctrines morales et politiques des trois derniers siècles"

(3 Bde., Par. 1837) und „De l'état moral, politique et littéraire de l'Allemagne" (2 Bde., Par. 1847; deutsch von Kaiser, 2 Bde., Lpz. 1848) hervorgehoben zu werden. Außerdem war er in philologischer und pädagogischer Beziehung sehr thätig, wie er sich denn auch an vielen Sammelwerken und periodischen Schriften betheiligte. Seine Arbeiten haben für Frankreich außer ihrer allgemeinen Bedeutung den eigenthümlichen Werth, daß in ihnen die Forschungen deutscher Gelehrter auf das trefflichste benutzt sind.

**Matterhorn** (Mont Cervin) ein nadelförmig zulaufender Alpenkegel, der sich an der Grenze des Cantons Wallis und Piemonts mehr als 12000 F. hoch über das Meer erhebt. Das kleine Matterhorn ist nur etwa 1000 F. niedriger. Von dem Matterthale, dem obern Theile des Visptháls, zieht sich ein nur in kurzer und günstiger Sommerszeit gangbarer Weg über das 9950 F. hohe Matterjoch nach dem piemontesischen Thale von Tournanche. Das an allen großartigen Erscheinungen der Gebirgswelt besonders reiche Matterthal mit dem Dorfe Zermatt wird in der neuesten Zeit von Fremden zahlreich besucht.

**Matthäi** (Friedr.), Historien- und Porträtmaler, geb. in Meißen 4. März 1777, Sohn Joh. Gottlob M.'s (geb. 17. Juli 1754 zu Meißen, gest. 4. Juli 1832 zu Dresden), Bildhauers und nachmaligen Inspectors über die Sammlung der Mengs'schen Gypsabgüsse in Dresden, bildete sich unter Anleitung seines Vaters und auf der dasigen Akademie unter Casanova. Er wurde 1796 Pensionär dieser Akademie und trat zuerst mit dem sein Talent bewährenden Gemälde, das Urtheil des Paris, auf. Nach Casanova's Tode setzte er seine Studien auf der Akademie zu Wien unter Füger fort und ging dann zu seiner weitern Ausbildung nach Italien. In Florenz gewann er 1803 bei der Preisvertheilung den Preis und wurde Honorarprofessor der dortigen Akademie. In Folge mehrer gelungenen Gemälde, die er später von Italien aus zur Ausstellung nach Dresden sendete und unter denen sich besonders die Ermordung des Ägisthus und die Copie der Grablegung Christi von Rafael auszeichneten, erhielt er 1809 den Ruf als Professor an die Malerakademie zu Dresden. Hier lieferte er unter Andern ein Abendmahl für die Kirche zu Plauen im sächs. Voigtlande und den Tod des Kodrus im Auftrag der niederlaus. Stände für den Landsyndikus Freiherrn von Houwald. Später wurde er erster Inspector der königl. Gemäldegalerie und erhielt dann den Titel eines Directors derselben. Er starb auf der Reise zu Wien im Oct. 1845. Unter seinen verdienstlichen Leistungen dürfte eine unbestrittene Stelle seine Wirksamkeit als Lehrer, namentlich auch außer der Akademie in frühern Zeiten, einnehmen. Steinla, der Kupferstecher, und der Maler Veit sind unter Andern Specialschüler von ihm. Insbesondere war seine Lehrthätigkeit höchst ersprießlich in Hinsicht auf Richtigkeit der Zeichnung. An seinen Gemälden rühmt man besonders die Composition, die tüchtige Zeichnung und die großartige Draperie, vor allem aber das Colorit, welches sich der alten florent. Schule nähert. Seine Porträts sind treffend und wahr. — **Matthäi** (Ernst Gottlieb), Bruder des Vorigen, geb. 1779 zu Meißen, bildete sich seit 1805 in Rom zum Bildhauer, wo er bereits 1806 ein treffliches Basrelief in Gyps, Iris, wie sie dem Priamus als Trösterin erscheint, lieferte. Unter seinen spätern Arbeiten ist namentlich ein Modell für die Anatomie des Pferdes (1827) zu nennen. M. starb 19. März 1842 als Director des zoologischen Museums und Inspector am Museum der Mengs'schen Gypsabgüsse zu Dresden; auch war er Ehrenprofessor an der Universität zu Rom.

**Matthäus**, ein Sohn des Alphäus, einer der zwölf Apostel, von Geburt ein Galiläer, von Christus selbst zum Apostelamte berufen, war vor seiner Berufung Zolleinnehmer am See Tiberias und hieß Levi. Der Apostelgeschichte gemäß war M. nach der Entrückung Jesu von der Erde in Jerusalem. Die Nachrichten von seinen übrigen Lebensumständen und seinen Reisen in Äthiopien oder in verschiedenen asiat. Ländern sind unverbürgt. Auch darüber, ob er als Märtyrer oder eines natürlichen Todes gestorben sei, läßt sich nichts Gewisses ermitteln. Die kirchliche Tradition spricht sich für seinen Märtyrertod aus und Baronius läßt den Leichnam des Apostels 954 nach Salerno gekommen sein. Die röm. Kirche hat dem M. den 21. Sept., die griech. den 16. Nov. geweiht. Merkwürdig ist er besonders als Verfasser des ersten Evangeliums, das er nach der kirchlichen Tradition zwischen 60 und 67 n. Chr. für Judenchristen, um die Messianität Jesu darzustellen, in hebr. oder syro-chaldäischer Sprache aufgezeichnet haben und das dann ins Griechische übersetzt worden sein soll. Die neuere und neueste Kritik hat indeß nach Hug's Vorgange die Unhaltbarkeit der kirchlichen Tradition über die Abfassung des Evangeliums in jenen Sprachidiomen dargethan und sich dahin ausgesprochen, daß die Aufzeichnung ursprünglich in griech. Sprache erfolgt sein müsse, daß das Evangelium, wie wir es jetzt kennen, kein unmittelbar apostolisches Product sei, sondern erst durch einen Judenchristen

nach einer von M. selbst herrührenden Aufzeichnung seine jetzige Gestalt erhalten, daß man aber die kanonische Autorität des Evangeliums durch die Bearbeitung mit dem von M. überlieferten Kerne der evang. Geschichte als hinlänglich gesichert und begründet anzusehen habe. So Dav. Schulz, Sieffert, Schneckenburger u. A. Indessen vertheidigten andere Gelehrte auch noch die Aufzeichnung des Evangeliums durch M. selbst; so Heidenreich, Olshausen, Guerike u. A. Die Authentie und Integrität des ganzen Evangeliums ist übrigens unzweifelhaft und bis der beiden ersten Capitel ohne Grund bestritten worden. Die Annahme, daß das Evangelium von verschiedenen Verfassern aus verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt sei, ward kritisch nicht gerechtfertigt.

**Matthäy** (nicht Matthäi; Karl Ludw.), Baumeister und architektonischer Schriftsteller, Bruder von Friedr. Matthäi, geb. 21. März 1778 zu Meißen, besuchte eine Zeit lang die Fürstenschule daselbst und erlernte die Anfangsgründe seiner Kunst bei Hölzer in Dresden. Nachdem er ein Jahr die Bauschule der dortigen Akademie benutzt, reiste er, ursprünglich in der Absicht, nach Petersburg zu gehen, 1797 nach Bremen, blieb aber hier 13 Monate und schiffte sich 1798 nach Kopenhagen ein. Von dort 1800 nach Dresden zurückgekehrt, ging er noch in demselben Jahre nach Wien, wo er über vier Jahre thätig war, und folgte dann 1805 einem Rufe nach Bremen. Hier gewann er dem der Antike entnommenen Baustile viele Freunde und machte die Stukkaturarbeit als Häuserverzierung bekannt. Hierauf lebte er seit 1814 in Dresden, wo er vergeblich auf eine Anstellung wartete, und seit 1817 zu Wernigerode, wo er als gräflich stolbergischer Baumeister bis 1821 eine außerordentliche Thätigkeit entwickelte und zahlreiche Neubaue, Umbaue und Restaurationen, worunter die Schloßkirche besonders hervorzuheben, ausführte. Im J. 1821 nahm M. seinen Wohnsitz abermals in Dresden und dessen nächster Umgebung, das er seitdem nur 1830—33, wo er in der Nähe von Kalisch, und 1842—47, wo er zu Teplitz wirkte, wieder verließ. Nachdem er in der letzten Zeit seines Lebens vielfach durch Krankheit gelitten und in sehr gedrückten Verhältnissen gelebt, starb er 9. Aug. 1848. M. war ein sehr tüchtiger Architekt, der wahrhaft künstlerische Bildung mit umfassender praktischer Kenntniß vereinigte; daneben war er auch ein geschickter Maler und Stuccateur. Stuckarbeiten und Stickmustermalen, letzteres übrigens ein Industriezweig, zu dessen Hebung in die künstlerische Sphäre wol M. seit 1815 den wesentlichsten Antheil gehabt hat, waren nebst Unterrichtgeben häufig fast seine einzigen Erwerbsquellen. Daneben war er auch schriftstellerisch thätig. Geschätzt sind von seinen Schriften unter Anderm: „Der Maurer" (2 Bde., Weim. 1823; 3. Aufl., 1843); „Der Dachdecker" (Weim. 1834); „Handbuch für Zimmerleute" (3 Bde., 2. Aufl., Weim. 1845); „Der Bildhauer" (Weim. 1830); „Der Ofenbaumeister" (3. Aufl., Weim. 1846) u. s. w. Von vielem Geschmack zeugen: „Abbildungen und Beschreibungen der modernsten Formen für Künstler und Handwerker" (4 Hefte, Weim. 1831—35); „Ideenmagazin für Gold-, Silber- und Bronzearbeiter" (Weim. 1840); „Musterbuch für Sattler und Tapezierer" (Weim. 1841); „Ideen von öffentlichen Denkmälern, namentlich Trauerdenkmälern" (Weim. 1841); „Musterblätter für Drechsler" (Weim. 1841) und mehre andere ähnliche Bücher, durch welche M. einen nicht geringen Einfluß auf die Verbreitung des Sinns für geschmackvollere und künstlerische Form bei Gegenständen des täglichen Lebens ausgeübt hat. M.'s jüngerer Sohn, Karl Ant. August M., geb. zu Bremen 1812, gest. 19. Mai 1842 zu Teplitz, war ebenfalls ein geschickter Bildhauer und Architekt; der ältere Sohn, **Heinrich M.**, geb. zu Bremen 1808, hat sich besonders als Maler einen guten Namen erworben.

**Mathesius** (Joh.), Theolog des Reformationszeitalters, geb. zu Rochlitz 1504, studirte in Ingolstadt Theologie, mußte aber wegen Armuth seine Studien unterbrechen und eine Kinderlehrerstelle bei München annehmen. Durch Luther's 1520 erschienene Schrift „Von den guten Werken" für die Grundsätze desselben gewonnen, ging er 1529 nach Wittenberg, beendete daselbst seinen akademischen Cursus und wurde hierauf Lehrer an der Schule zu Altenburg und 1532 Rector der Schule zu Joachimsthal. Zwar kehrte er 1540 nach Wittenberg zurück, doch schon 1541 ging er als Diakonus und Pastor wieder nach Joachimsthal, wo er nach Einführung der Reformation erster evang. Prediger war und bis zu seinem Tode 1568 blieb. Neben mehren Kirchenliedern, z. B. dem alten Begräbnißlied „Nun laßt uns den Leib begraben", verfaßte er die geschichtlich nicht unwichtigen „Historien von Luther's Anfang, Lehre, Leben, standhaftem Bekenntniß seines Glaubens und Sterben" (Nürnb. 1570; neue Aufl. von Öhler, Lpz. 1806) in 27 Predigten und die „Sarepta oder Bergpostille" (Nürnb. 1564 und öfter).

**Matthiä** (Aug. Heinr.), ausgezeichneter Schulmann und Philolog, geb. 25. Dec. 1769

zu Göttingen, wurde auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorbereitet und widmete sich dann seit 1786 auf der Universität daselbst dem Studium der Philosophie und des classischen Alterthums. Im J. 1789 ging er als Hauslehrer nach Amsterdam, wo er im Umgange mit mehren der gelehrtesten Männer für seine philologischen und philosophischen Beschäftigungen vielfache Anregung fand und nebenbei vorzüglich neuere Sprachen und Literatur betrieb. Hierauf nahm er 1798 eine Lehrstelle an dem von Mounier zu Weimar gegründeten Institut an und erhielt 1801 das Directorat des Gymnasiums zu Altenburg, das er bis an seinen Tod, 6. Jan. 1835, verwaltete. Unter seinen zahlreichen Schriften, in denen er als scharfer und selbstdenkender Forscher über viele Zweige der Alterthumswissenschaft sich ebenso gründlich als geschmackvoll verbreitet und besonders eine tiefere Kenntniß der griech. Sprache gefördert hat, sind namentlich als wichtig zu bezeichnen die „Griech. Grammatik zum Schulgebrauch" (Lpz. 1808; 2. Aufl., 1824); die „Ausführliche griech. Grammatik" (Lpz. 1807; 2. Aufl., 2 Bde., 1825—27; 3. Aufl., 3 Bde., 1835); der „Grundriß der griech. und röm. Literatur" (Jena 1815; 3. Aufl., 1834); das „Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie" (Lpz. 1823; 3. Aufl., 1833; 4. Aufl., 1844); der „Entwurf einer Theorie des lat. Stils" (Lpz. 1826); die „Encyklopädie und Methodologie der Philologie" (Lpz. 1835); ferner „Versuch über die Verschiedenheit der Nationalcharaktere" (Lpz. 1802); die Ausgabe der Homerischen „Hymnen und Batrachomyomachie" (Lpz. 1805), wozu schon früher die „Animadversiones in hymnos Homericos" (Lpz. 1800) erschienen waren; die treffliche Bearbeitung des Euripides (9 Bde., Lpz. 1813—29), zu der später ein Band „Indices" von Kampmann (Lpz. 1837) gekommen ist; sodann die Sammlung der Fragmente des Alcäus (Lpz. 1827) und die Handausgabe des Herodot (2 Bde., Lpz. 1825). Mehre andere Bücher waren lediglich für den Schulzweck bestimmt. Eine Reihe gelehrter Untersuchungen machte er unter dem Titel „Miscellanea philologica" (2 Bde., Jena 1803—4) bekannt, und seine Programme und Schulreden und andere Abhandlungen und Aufsätze erschienen als „Vermischte Schriften in lat. und deutscher Sprache" (Altenb. 1833). — Sein älterer Bruder, **Friedr. Christian M.**, geb. 1763, welcher als Rector des Gymnasiums zu Frankfurt a. M. 1822 starb, hat sich durch Herausgabe des Aratus, Eratosthenes und Dionysius Periegetes ebenfalls verdient gemacht.

**Matthias**, ein Apostel und Jünger Jesu, wurde durch das Loos an die Stelle des Judas Ischarioth berufen (Apostelgesch. 1, 23 fg.). Der kirchlichen Tradition gemäß lehrte er nach Jesu Auferstehung das Evangelium in Judäa und Kappadocien, ging dann nach Äthiopien und fand endlich den Märtyrertod in Jerusalem. Doch erwähnen Hippolytus und Isidor nichts von diesem und sagen nur, daß er in Jerusalem gestorben und begraben sei. Die röm. Kirche hat dem M. den 24. Febr., die griechische den 9. Aug. geweiht. In Rom wie auch in Trier bewahrt man Reliquien von ihm. Auch wird dem M. die Abfassung eines apokryphischen Evangeliums beigelegt.

**Matthias**, deutscher Kaiser, 1612—19, geb. 24. Febr. 1557, war der vierte Sohn des Kaisers Maximilian II. und erhielt, während sein Bruder, der nachmalige Kaiser Rudolf II., in Spanien am Hofe Philipp's II. erzogen wurde, unter den Augen seines Vaters in Deutschland durch den geistvollen und gelehrten Diplomaten Busbecq eine sehr zweckmäßige Erziehung und Bildung. Von regem Thätigkeitstriebe erfüllt, aber durch seinen argwöhnischen Bruder von der Theilnahme an Regierungsgeschäften ausgeschlossen, ergriff er beim Beginn des Aufstandes der Niederlande mit Freuden die Gelegenheit, die sich seinem Ehrgeize bot, als eine Partei unter den niederländ. Großen, die dem zu weitgreifenden Ansehen des Prinzen von Oranien ein Gegengewicht setzen wollte, ihn einlud, zur Rettung der kath. Religion und der habsburg. Herrschaft in jenen Provinzen sich an die Spitze zu stellen. Er ging 1577 heimlich in die Niederlande und empfing bei seiner Ankunft den Titel und die Huldigung als Souverän, legte aber, als er sein Bemühen, neben dem Prinzen von Oranien sich Einfluß zu verschaffen, für vergeblich erkannte, 1580 seine Würde nieder, erhielt vom Könige Philipp II. und von seinem Bruder durch die Vermittelung seiner Mutter Verzeihung und lebte nun aufs neue in geschäftsloser Zurückgezogenheit. Erst als sein älterer Bruder, der Erzherzog Ernst, 1595 gestorben war, vertraute ihm Rudolf, den seine Neigung in Prag fesselte, die Statthalterschaft in Östreich an. Aber von seinem Aufenthalte in den Niederlanden her gegen den Protestantismus mit Groll erfüllt und zugleich von dem wiener Cardinalbischof Khlesl (s. d.) angereizt, erwies er sich in dieser Stellung den Protestanten äußerst ungünstig, rieth seinem Bruder, die von dem vorigen Kaiser ertheilten Religionsconcessionen in Östreich aufzuheben, und hinderte wenigstens, da dieser darauf nicht einging, die weitere Ausdehnung derselben, welche die Stände beantragt hatten

Als er hierauf in Folge einer Verabredung mit seinen Brüdern und Vettern förmlich zum Hauptregenten und Schutzherrn ihres Hauses ernannt worden war, zog er zu Felde gegen die Ungarn, die in Folge der sorglosen und verkehrten Regierungsweise des Kaisers Rudolf unter dem Magnaten Stephan Bocskai einen Aufstand erregt und die Türken zu Hülfe gerufen hatten, und schloß mit ihnen 23. Juni zu Wien und mit den Türken 11. Nov. 1606 Frieden, wodurch die innere und äußere Ruhe wiederhergestellt wurde. Bald darauf durch einzelne Maßnahmen seines Bruders wegen der Erbfolge mistrauisch gemacht, nöthigte er denselben, ihm im Juni 1608 Mähren, Östreich ob und unter der Ens und Ungarn abzutreten und ihm die Nachfolge in Böhmen zuzugestehen. Für den Beistand aber, welchen ihm die Protestanten hierbei geleistet hatten, mußte er ihnen erweiterte Religionsfreiheiten bewilligen, während zugleich der Kurfürst von Sachsen, der die Rolle eines Vermittlers zwischen den beiden Brüdern übernommen hatte, ihn dahin brachte, sich dem Einflusse der Jesuiten zu entziehen. Inzwischen war Kaiser Rudolf auch mit seinen böhm. Unterthanen in Händel gerathen. Vergebens suchte er sie 1609 durch Bewilligung des Majestätsbriefs und durch Zusicherung freier Religionsübung zu beruhigen. (S. Callixtiner.) Als er aus Haß gegen seinen Bruder M. dem Erzherzog Leopold den böhm. Thron zuzuwenden suchte, wendeten sich die Böhmen, die sich durch dieses Beginnen bedroht glaubten, an M., der alsbald mit einem Heere erschien und seinen Bruder zwang, ihm auch Böhmen, Schlesien und die Lausitz 11. April 1611 abzutreten. Nachdem M. alsdann 4. Dec. 1611 sich mit Anna, der Tochter seines Oheims, des Erzherzogs Ferdinand, vermählt hatte, wurde er nach Rudolf's bald darauf erfolgtem Tode 24. Juni 1612 von den Kurfürsten einstimmig zum Kaiser gewählt; doch mußte er in der Wahlcapitulation versprechen, daß er kein fremdes Kriegsvolk im Reiche dulden und die Rheinschiffahrt gegen die Holländer sichern wolle. Seine Regierung war aber keineswegs glücklich. Die bisher im Reiche und den östr. Ländern nur insgeheim thätige und gehässige Wirksamkeit der Glaubensparteien gegeneinander dauerte nicht nur fort, sondern bildete sich sogar unter der Form zweier Verbindungen, der Union und der Liga, zu festen, einander öffentlich entgegenwirkenden Gewalten aus, und vergebens versuchte der Kaiser auf Khlesl's Rath anfangs die Leitung der Liga von Baiern an Östreich zu bringen und, da dies nicht gelang, die Bündnisse zu vernichten. Als er durch einen Machtspruch 3. April 1617 dieselben aufheben wollte, achtete weder der eine noch der andere Theil auf seinen Befehl. Auch die türk. Macht, im Besitze des größten Theils von Ungarn und der Hauptstadt des Königreichs, drohte mit einem Angriffe. Die Umstände wären gerade jetzt günstig gewesen, die Türken zu vertreiben und Siebenbürgen wieder zu erobern; aber M. mußte, da ebenso die Reichsstände wie die Abgeordneten seiner Erbländer ihm die zur erfolgreichen Führung eines Kriegs erforderlichen Mittel versagten, 1615 mit dem Feinde unter leidlichen Bedingungen auf 20 J. Frieden schließen. Bald erregte er auch bei den Protestanten in seinen Erbländern durch Gestattung der ungerechten Übergriffe, welche die hohe Geistlichkeit dem Majestätsbriefe zuwider sich erlaubte, eine Unzufriedenheit, die noch stärker und allgemeiner wurde, als er zu kränkeln anfing, die Regierungsgeschäfte vernachlässigte und endlich auf Andringen der übrigen Glieder des östr. Hauses den bigotten Erzherzog Ferdinand, nachmaligen Kaiser Ferdinand II. (s. d.), 1617 zum Könige von Böhmen und 1618 zum Könige von Ungarn krönen ließ. Nicht sobald hatte daher die Geistlichkeit in Böhmen sich neuer Verletzungen des Majestätsbriefs schuldig gemacht, als hier, während der Abwesenheit M.'s zur Krönung Ferdinand's in Presburg, 23. Mai 1618 eine offene Empörung ausbrach, welche weder des Kaisers milde Abmahnungsschreiben, noch auch, nach der von Ferdinand bewirkten Entfernung des zur Friedenspolitik geneigten Cardinalministers Khlesl, die Ergreifung kriegerischer Maßregeln zu dämpfen im Stande war. Die Böhmen, um ihr Schicksal besorgt, griffen zu den Waffen, stellten den Grafen von Mansfeld an ihre Spitze und hatten schon mehre bedeutende Vortheile über das kaiserl. Heer erfochten, als der Kaiser 20. März 1619 mitten in dieser Bedrängniß starb. M. besaß mehr Ehrgeiz als Fähigkeit, mehr guten Willen als Entschlossenheit und Kraft. Durch seine schwankende, unsichere Regierungsweise machte er sich sehr bald alle Parteien abgeneigt, verlor den Einfluß auf sie und verschuldete so das Unglück des Dreißigjährigen Kriegs, welches unter ihm über Deutschland hereinbrach.

**Matthias Corvinus**, der Große, König von Ungarn, der zweite Sohn Joh. Hunyad's (s. d.), wurde 1443 geb. und bestieg 1458 als Matthias I. den Thron Ungarns, nachdem er bis dahin durch die Feinde seines Vaters in Böhmen gefangen gehalten worden war. Mehre ungar. Große widersetzten sich aber seiner Wahl und luden den Kaiser Friedrich III. ein, sich krönen zu lassen; auch wa-

ren die Türken, diese Spaltungen benutzend, in Ungarn eingefallen und verheerten es. M. zwang nun zunächst den Kaiser, ihm die Krone des heil. Stephanus auszuliefern, ohne welche er, nach der abergläubigen Vorstellung des Volkes, nur dem Namen nach König gewesen wäre; dann eilte er gegen die Türken und vertrieb sie. Mit nicht minderm Glück bemächtigte er sich, von dem Papst angetrieben, im Kriege gegen seinen Schwiegervater, den hussitischen Böhmenkönig Georg Podiebrad, Schlesiens, Mährens und der Lausitz, 1468—78, besiegte die Polen und eroberte, nachdem der Krieg mit Friedrich III. wieder ausgebrochen, einen Theil Östreichs nebst der Hauptstadt. Allein diese Kriege nöthigten ihn freilich auch, seinen Unterthanen viele Lasten aufzulegen, wie er denn überhaupt mit großer Willkür regierte. Nichtsdestoweniger war er ein Mann von außerordentlicher Geistesgröße. Er zeigte während seiner ganzen, fast unter steten Unruhen und Kriegen geführten Regierung große Liebe für die Wissenschaften. Leider wurde der kostbare Bücherschatz, den er in Ofen zusammengebracht hatte, 20 J. nach seinem Tode von den Türken vernichtet. Auch brachte er auf dem Reichstage zu Ofen 1488 mehre Gesetze gegen den Zweikampf, die Chicanen in Processen und andere Misbräuche zu Stande. Mit neuen Kriegsrüstungen gegen die Türken beschäftigt, starb er zu Wien 1490. Er hinterließ einen natürlichen Sohn, Johannes Corvinus, der sich umsonst bemühte, dem Vater auf dem Throne zu folgen. Sein Nachfolger wurde König Wladislaw VII. von Böhmen.

**Matthisson** (Friedr. von), deutscher Lyriker, geb. 23. Jan. 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg kurz nach dem Tode seines Vaters, welcher früher Feldprediger gewesen war, wurde bis in sein 14. J. von seinem Großvater, einem Landgeistlichen, erzogen und besuchte dann die Schule zu Kloster-Bergen, wo „Werther's Leiden", „Sophiens Reisen" und „Siegwart" anregend auf ihn einwirkten. Er studirte auf der Universität zu Halle Theologie, die er aber bald mit Philologie, Naturkunde und schöner Literatur vertauschte, wurde hierauf Lehrer an dem Erziehungsinstitute zu Dessau und nachher Hofmeister der jungen livländ. Grafen Sievers, mit denen er sich in Altona, Heidelberg und Manheim aufhielt. Dann lebte er zwei Jahre bei seinem Freunde Bonstetten zu Nyon am Genfersee, bis er 1790 als Erzieher in ein Handlungshaus nach Lyon ging. Als nach vier Jahren Familienangelegenheiten ihn in die Heimat gerufen hatten, wurde er 1794 Lector und Reisegeschäftsführer der regierenden Fürstin von Anhalt-Dessau, mit der er in den folgenden Jahren Italien, die Schweiz und Tirol bereiste. Nach ihrem Tode trat er 1812 in die Dienste des Königs von Würtemberg, der ihn zum Geh. Legationsrath, Mitglied der Hoftheateroberintendanz und Oberbibliothekar ernannte, nachdem er ihm schon früher das Adelsdiplom ertheilt hatte. Im Gefolge der Familie des Herzogs Wilhelm von Würtemberg bereiste er 1819 noch ein mal Italien. Nach dem Tode seiner Gattin 1824 zog er sich nach Wörlitz bei Dessau zurück und starb hier 12. März 1831. M. war seit 1787, wo er mit einer vollständigern Sammlung seiner „Gedichte" (12. Aufl., Zür. 1824) auftrat, lange Zeit als lyrischer Dichter der Liebling des Publicums, das sich an seinen wehmüthig-sanften Darstellungen zarter Gefühle, insbesondere der Freundschaft und Liebe, an seinen malerisch-lebendigen Naturschilderungen wie an dem Wohlklange und rhythmischen Flusse seiner Verse erfreute. Gleichwol ist es nicht zu verkennen, daß in seinen Gefühlsdarstellungen nicht selten eine gewisse Absichtlichkeit störend hervortritt, daß seine Naturschilderungen oft zur bloßen Landschaftsmalerei herabsinken, und daß die auf die Form verwendete Sorgfalt seinen Gedichten nur zu oft eine marmorartige und darum erkältende Glätte verleiht. Seine poetische Thätigkeit beschränkte sich überhaupt nur auf einen kurzen Zeitraum seines Lebens. In einer Ausgabe letzter Hand erschienen seine „Schriften" in 8 Bänden (Zür. 1825—31). Einige in Stuttgart herausgegebene Fest- und Hofgedichte konnten seinen Ruhm nicht vermehren. Als Prosaiker trat er auf in seinen „Erinnerungen" (5 Bde., Zür. 1810—16), welche interessante Details über Orte und Gegenden und Nachrichten von berühmten Männern enthalten, aber in einer höchst manierirten Sprache geschrieben sind. Seinen „Literarischen Nachlaß, nebst einer Auswahl von Briefen seiner Freunde" gab Schoch heraus (4 Bde., Berl. 1832).

**Maturitätsprüfung**, Abgangs- oder Abiturientenprüfung nennt man diejenige Prüfung auf höhern Schulen, durch welche ermittelt werden soll, ob ein Schüler nach vollendetem Schulcursus die Bildung erlangt hat, welche zum Übergange auf die Universität oder in einen praktischen Lebensberuf erforderlich ist. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. wurden besondere Maturitätsprüfungen angeordnet. Eins der ersten, wo nicht das erste Abiturientenreglement war das in Preußen vom 23. Dec. 1788, welches unter dem 12. Oct. 1812 durch ein neues verbessertes abgeschafft wurde. Zufolge des letztern genügte zur Maturität schon die Vertrautheit mit einer der Hauptrichtungen des Wissens. Mehre der Bestimmungen dieses Re-

glements wurden durch besondere Verordnungen später modificirt, namentlich unterm 11. Dec. 1828 die Anfoderungen im Griechischen, bis endlich unter dem 4. Juni 1834 ein neues Maturitätsprüfungsreglement publicirt wurde, welches von dem frühern in wesentlichen Punkten abweicht. Dieses neue Reglement foderte mehr eine formale, allgemeine, encyklopädische Bildung, sicherte der rein philologischen und mathematischen Bildung ein Übergewicht und hatte die allgemeine Gleichheit aller Gymnasien des Landes zur Folge. Wie überhaupt das Gymnasialschulwesen Deutschlands, besonders des nördlichen, schon seit 1817 sich mehr oder weniger nach dem Muster des preuß. umgestaltet hat, so wurden auch die Maturitätsprüfungen nach und nach bei allen deutschen Gymnasien eingeführt, z. B. 1820 (umgeändert 1828 und 1834) in Kurhessen, 1826 in Braunschweig, 1827 in Oldenburg, 1829 in Hannover und im Königreiche Sachsen (hier 1831 erneuert), 1832 im Großherzogthum Hessen, 1833 in Mecklenburg, 1834 in Würtemberg, und die Anfoderungen im Ganzen meist nach den preuß. bemessen. Unter dem 8. März 1832 wurden Maturitätsprüfungen auch bei den höhern Bürger- und Realschulen in Preußen durch eine vorläufige Instruction angeordnet, die aber 1841 durch zwei Ministerialverfügungen wesentliche Abänderungen erlitt, namentlich die, daß bei Mangel hinreichender Befähigung in der lat. Sprache ein Zeugniß der Reife nicht ertheilt werden solle. Bei den Real- und höhern Bürgerschulen in andern deutschen Staaten, einzelne Anstalten vielleicht ausgenommen, deren Abiturienten aber keine Facultätswissenschaft studiren können, sind bis jetzt ähnliche Maturitätsprüfungen nicht angeordnet worden.

**Maubeuge**, lat. Melbodium, im Mittelalter Melbeauge genannt, eine Stadt im franz. Norddepartement, an beiden Ufern der Sambre gelegen und als starke Festung bekannt, die in Form eines unregelmäßigen bastionirten Siebenecks unter Ludwig XIV. von Vauban gebaut wurde, hat 7400 E., die sich mit Fabrikation von Tuch, Fayence, Eisenwaaren, Marmor- und Quincailleriesachen beschäftigen. Auch ist daselbst eine Gewehrfabrik. M. verdankt seine Entstehung einem schon 618 gegründeten Kanonissinnenstift, war später als Hauptort von Hennegau und fester Platz mehrmals Streitpunkt in den franz.-span. Kriegen, wurde 1649 für Ludwig XIV. eingenommen, 1678 im Nymweger Frieden an Frankreich abgetreten und seit 1680 ganz neu befestigt. Seit dem 2. Oct. 1793 ward es von 65000 Östreichern unter dem Prinzen von Koburg belagert, aber 16. Oct. durch Jourdan's Sieg bei Wattignies entsetzt. Am 20. März 1814 schloß es die deutsche Nordarmee unter dem Herzog von Weimar ein. Nachdem die Festung 20. Juni 1815 durch die Preußen unter General Tippelskirch blockirt worden, mußte sie sich 11. Juli durch Capitulation dem Prinzen August von Preußen ergeben.

**Mauer** oder **Mauerwerk** heißt im Allgemeinen der Theil eines Bauwerks, welcher aus natürlichen oder künstlichen Steinen zusammengesetzt ist, die durch ein Verbindungsmaterial zu einem möglichst festen Ganzen verbunden sind. Der Form nach unterscheidet man stehendes, liegendes und schwebendes Mauerwerk, welches letztere namentlich in den Gewölben vorkommt. Je nach dem Material hat man Mauerwerk von Hausteinen, Feldsteinen, Bruchsteinen und gebrannten oder ungebrannten Ziegeln. Ist als Verbindungsmaterial hydraulischer oder wasserfester Mörtel verwandt worden, so heißt das Mauerwerk hydraulisch; sind die Steine ohne Mörtel aufeinandergesetzt und die Fugen nur mit Moos oder dergleichen ausgefüllt worden, so heißt es trockenes Mauerwerk. An den ältesten Bauten findet sich die **cyklopische Mauer**. Sie besteht aus großen unregelmäßigen Hausteinblöcken, deren Fugen ohne alles Bindemittel ganz dicht zusammengearbeitet sind. Später wurden die Hausteine in regelmäßigen Schichten verarbeitet, die Festigkeit aber immer durch die Genauigkeit der Fugen zu erreichen gesucht; nur zuweilen wurden kupferne Klammern angewandt. Der Mörtel scheint von den Alten zuerst nur zu Gußmauerwerk verwandt worden zu sein, wobei die äußern Flächen aus regelmäßigen Steinen bestehen, während das Innere mit unregelmäßigen Steinen gefüllt und mit Mörtel ausgegossen ist. Eins der ältesten Gebäude von Ziegeln ist das Pantheon des Agrippa; doch sind dieselben auch hier nur zur äußern Verkleidung angewendet, während das Innere aus Gußmauerwerk besteht. An spätern röm. Bauten findet sich häufig das sogenannte **opus reticulatum**. Bei demselben besteht die äußere Verkleidung aus Steinen mit quadratischen Köpfen, welche in schräger Lage sich befinden, sodaß das Ganze ein netzförmiges Ansehen bekommt. Von Zeit zu Zeit gehen regelmäßige horizontale Schichten durch; ebenso sind die Ecken mit horizontalen Schichten gemauert. Auch in manchen Bauten des Mittelalters findet sich Gußmauerwerk. In neuerer Zeit wird es dagegen zu Bauten über der Erde nicht mehr angewendet. Nächst der Auswahl des Materials kommt es, um ein tüchtiges Mauerwerk herzustellen, besonders auf den Verband, d. h. die Art und Weise an, wie die Steine gegeneinander liegen.

Regel ist, daß die Fugen der untern Schicht durch einen Stein in der obern Schicht überdeckt werden, und daß in ein und derselben Schicht nie eine Fuge quer durch die ganze Mauer geht. Nach der Art, wie die Steine von der äußern Seite der Mauer sich zeigen, bekommt der Verband besondere Namen. Bei der Auswahl des Materials kommt es außer den ästhetischen Rücksichten besonders auf den Zweck und die Lage des Mauerwerks an. Zu Mauern, welche im Wasser stehen oder der Witterung sehr ausgesetzt sind, muß das festeste Material verwandt werden, während im Innern der Gebäude minder gutes Material zulässig ist. Ein großer Feind der Mauern ist die Feuchtigkeit, weil dadurch der Mörtel und Stein erweicht werden und an der Luft stark verwittern. Sie befördert auch die Bildung der Mauersalze, welche im gewöhnlichen Leben meist Mauersalpeter genannt werden, indeß nicht immer wirklich Salpeter sind. Derselbe bildet sich da, wo in der Nähe der Mauer animalische oder vegetabilische Stoffe verfaulen. Enthält der Grund Kochsalz, oder ist zu dem Mörtel Seesand oder salzhaltiges Wasser verwandt worden, so entsteht kohlensaures Natron und salzsaurer Kalk, welcher Wasser aus der Luft anzieht und das Mauerwerk dadurch ganz feucht macht. Auch Schwefelthon, der in dem zu den Ziegeln verwandten Thon enthalten ist, bildet Salze und erzeugt feuchte Mauern. Der durch diese Salze und die Feuchtigkeit hervorgebrachte Zustand der Mauern wird zuweilen auch Mauerfraß oder Mauerschwamm genannt.

**Mauguin** (François), franz. Advocat und Staatsmann, geb. 28. Febr. 1785 zu Dijon, wo sein Vater Procurator beim Parlamente war, studirte in Paris die Rechte und lebte dann mehre Jahre der wissenschaftlichen Muße, bis er 1813 als Advocat auftrat. Im J. 1815 übernahm er die Vertheidigung des Obersten Labédoyère (s. d.) und fand dabei Gelegenheit, sein großes Rednertalent zu zeigen. Fortan vertraute man ihm eine ganze Reihe wichtiger Processe an, in welchen es galt, den Liberalismus gegen die Bedrückungen des Hofs und der Regierung zu vertreten. Im J. 1819 mußte er jedoch in Rücksicht auf seine Gesundheit die Berufsgeschäfte aufgeben und Paris verlassen. Als er 1823 zurückkehrte, bewährte er sein Talent und seinen Freimuth vor den Gerichtsschranken wo möglich noch glänzender. Seit 1827 trat er als Abgeordneter des Wahlcollegiums zu Beaune in die Kammer, wo er als Vorkämpfer der Volksfreiheit seinen Sitz auf der äußersten Linken nahm. Mit leidenschaftlichem Eifer unterstützte er kurz vor der Revolution von 1830 die Adresse der 221. Während der Julitage wurde er in die am 29. errichtete Municipalcommission gewählt, die fünf Tage lang die höchste Gewalt in Frankreich vereinigte. Ohne an seine persönlichen Vortheile zu denken, trat er in die Reihen der parlamentarischen Opposition zurück und bekämpfte als einer der hitzigsten Bewegungsmänner die Juste-Milieupolitik der neuen Dynastie. Er wurde hierbei weniger von Kenntnissen als von der Biegsamkeit und dem Reichthume seines Rednertalents unterstützt und zog sich durch die Eitelkeit, welche er oft an den Tag legte, selbst die Abneigung der Liberalen zu. Da er überhaupt gegen die Opposition eine gewisse Unabhängigkeit beobachtete und oft gegen die Maßnahmen seiner Partei auftrat, so gerieth er allmälig in eine Vereinzelung, die seine Wirksamkeit gänzlich schwächte. Staunen erregte es, als er in seiner Eigenschaft als Advocat der Colonien in der Kammer die Negersklaverei vertheidigte, nachdem er zwei Jahre vorher Europa aus den Fesseln der Knechtschaft hatte befreien wollen. Obwol er später sein Amt als Sachwalter der Colonien aufgab, blieb doch das Vertrauen in die Aufrichtigkeit seines Liberalismus erschüttert, zumal da er nach einer Reise nach Rußland 1840 mehrmals ernstlich eine Allianz zwischen Rußland und Frankreich vorschlug. Diese sogenannte Politik der Interessen machte er auch in dem „Journal du commerce" geltend, dessen vornehmster Eigenthümer er geworden war. Die Sorgen des Privatlebens, die über den Staatsmann hereingebrochen, hatten seine liberale Glut gedämpft und ihn zum Schatten von Dem gemacht, was er früher gewesen. Er besaß jedoch im Depart. Côte d'Or immer noch solches Ansehen, daß er von den Wählern dieses Departements nach der Februarrevolution von 1848 in die Constituante und in die Legislative abgeordnet wurde, wo er gewöhnlich mit der Majorität stimmte, ohne deswegen Royalist oder Republikaner zu sein. M. hat seine eigenen socialistischen, gouvernementalen und diplomatischen Theorien, an denen er festhält.

**Mauke** ist eine Hufkrankheit der Pferde und des Rindviehs, welche sich durch einen in der Kronengegend stattfindenden Abfluß einer wässerigen Feuchtigkeit zu erkennen gibt. Veranlaßt wird die Krankheit theils durch innere Schärfe der Säfte, theils durch nachtheilig auf die Füße einwirkende örtliche Ursachen. Das Wesen derselben besteht in dem Anschwellen eines oder beider Hinterfüße, wenn das Thier im Stalle steht; doch vergeht die Geschwulst, wenn es in Gang kommt. Die Krankheit endet mit gänzlicher Abmagerung. Verschieden von dieser Krankheit

ist die ausfallende oder brandige Mauke, die durch vieles Waten in Eis, Schneewasser und gefrorenem Boden entsteht und bald in Schwärung und Brand übergeht. Im Anfange ist die Mauke meist leicht zu heilen durch Reinlichkeit, Abführmittel, Essigumschläge, vermindertes Futter, mäßige tägliche Leibesbewegung und laue Fußbäder.

**Maulbeerbaum** (Morus) ist der Name einer Pflanzengattung, welche Bäume enthält, deren ein- oder zweihäusige Blüten kurze, dichte Ähren bilden und aus einer viertheiligen Blütenhülle mit vier Staubgefäßen oder einem Stempel mit zwei Griffeln bestehen. Die Blütenhülle schließt nach dem Verblühen über der kleinen Frucht zusammen, wird saftig, fleischig und bildet eine unechte Beere, an der man die Theile der Blütenhülle noch deutlich unterscheidet. Am längsten bekannt ist der **schwarze Maulbeerbaum** (M. nigra), welcher aus dem mittlern Asien stammt, aber schon vor Jahrtausenden aus Persien nach dem südlichen Europa gebracht wurde, wo er sich jetzt fast verwildert findet, und auch im mittlern cultivirt wird. Er trägt zottig-gewimperte Blütenhüllen und Narben und violettschwarze Fruchtähren (Maulbeeren) mit dunkelrothem Safte, welche säuerlich-süß, als Obst beliebt und auch in der Heilkunde gebräuchlich sind. Die scharfe und bittere Wurzelrinde wurde schon von den alten Griechen als Purgirmittel und Heilmittel gegen den Bandwurm gebraucht und ist auch neuerdings wieder empfohlen worden. Mit den Blättern werden in Persien die Seidenraupen gefüttert. Der **weiße Maulbeerbaum** (M. alba) ist in China einheimisch und dort seit undenklichen Zeiten wegen des Seidenbaus allgemein angepflanzt, wird auch in gleicher Absicht im südlichen Europa seit ungefähr 1540 und zum Theil auch im mittlern in mehren Varietäten cultivirt. Er unterscheidet sich durch die kahlen Blütenhüllen und Narben, weit längern Stiele der weiblichen Ähren und die meist weißen oder auf einer Seite rothen Fruchtähren. Die süßen, aber minder schmackhaften, mehr faden Früchte dienen als Obst, wie auch als Heilmittel bei katarrhalischen Entzündungen und Halsbeschwerden. Vorzüglich wichtig sind aber die Blätter dieses Baums als das beste Futter der Seidenraupen. Aus der jungen Rinde (dem Baste) kann man schöne Gewebe und Papier verfertigen, wie es auch in China und Japan geschieht. Besser als die beiden vorigen Arten, welche bei uns leicht im Winter erfrieren, verträgt der **rothe Maulbeerbaum** (M. rubra), der in Nordamerika einheimisch ist, unser Klima und ist deshalb zur Anpflanzung bei uns vorzuziehen. Die hellrothen Fruchtähren (Maulbeeren) sind säuerlich-süß und sehr wohlschmeckend. Übrigens ist die Verwendung der Theile dieses Baums ganz dieselbe wie bei den übrigen Arten.

**Maulthier** heißt der Bastard von Eselhengst und Pferdestute, welcher zwar an Gestalt und Höhe dem Pferde ähnlich ist, aber hinsichtlich des Kopfes, der Ohren, des Schwanzes und der Stimme dem Esel gleicht. Da die Maulthiere genügsamer, ausdauernder und auf rauhen Gebirgswegen weit zuverlässiger sind als Pferde, so werden sie in Gebirgsgegenden den letztern vorgezogen, ja in Portugal, Spanien, den gebirgigen Gegenden Italiens und für die Anden Südamerikas sind sie unentbehrlich und daher in diesen Gegenden auch sehr geschätzt. Man verwendet sie zum Reiten und Lasttragen, und im südlichen Frankreich spannt man sie auch vor den Pflug. Im nördlichen Europa erfreuen sie sich keiner Gunst und werden hier höchstens in höhern Gebirgen zur Bequemlichkeit Lustreisender gehalten. Es gibt mehre Farbenvarietäten, in Spanien und Südfrankreich meist schwarze und in Italien dunkelbraune. Um Bassora bewahrt man sorgfältig eine Zucht weißer Maulthiere von großer Schönheit. Das gemeine graue ägyptische oder berberische Maulthier besitzt eine ansehnliche Körpergröße und bedeutende Stärke. — **Maulesel** heißt dagegen der Bastard von Pferdehengst und Eselin. Dieser ist kleiner als das Maulthier, dem Esel ähnlicher und von minder gefälliger Gestalt; denn die kurzen und schwachen Füße stehen zu dem schweren Rumpfe im Misverhältniß. Man gebraucht die Maulesel zum Lasttragen; allein da sie nicht so nützlich als das Maulthier sind, so werden sie überall weit seltener als das letztere und in manchen Ländern Europas gar nicht angetroffen. Maulthier und Maulesel pflanzen sich durch ihre Art nicht fort, wie überhaupt Bastarde unfruchtbar sind.

**Maultrommel**, s. Mundharmonika.

**Maulwurf** (Talpa) ist der Name einer zu den Insektenfressern gehörenden Säugethiergattung mit einem knorpeligen, beweglichen Rüssel und sehr niedrigen fünfzehigen Beinen, von denen die vordern Grabfüße sind. Die vier bis jetzt bekannten Arten sind einander sehr ähnlich. Der **gemeine Maulwurf** (T. Europaea), welcher über ganz Nord- und Mitteleuropa bis nach Toscana verbreitet ist, hat einen sehr weichen blauschwarzen, selten erbsengelben oder ganz weißen Pelz und fleischrothe Pfoten. Er lebt unter der Erde, wo er sich eine Wohnung und verschiedene Gänge zu seinen Jagden gräbt, nährt sich von Insekten und deren Larven und vorzüg-

lich von Regenwürmern und kommt nur in den Sommermonaten des Nachts, selten bei Tage auf die Erdoberfläche nach Nahrung, wo er dann Schnecken und Kröten frißt, aber auch auf Mäuse und selbst kleine Vögel Jagd macht. Im Winter senkt er seine Gänge bis in frostfreie Tiefen, wo Insekten und Würmer Schutz gesucht haben, und hält keinen Winterschlaf. Irrigerweise behauptete man sonst, daß der Maulwurf blind sei; allerdings sind seine Augen sehr klein, besitzen aber ein starkes Sehvermögen und können durch besondere Muskeln hervorgetrieben oder so zurückgezogen werden, daß die dichte Behaarung sie völlig verbirgt. Obschon die Gestalt des Maulwurfs mit raschen Bewegungen unvereinbar zu sein scheint, so läuft er doch in seinen unterirdischen Gängen mit großer Schnelligkeit. Durch die Erdhaufen, welche er bei seinen Jagden nach Würmern aufstößt, wird er dem Gartenbau schädlich, und es wird ihm deshalb durch Maulwurfsfallen und Bügelfallen eifrig nachgestellt. Übrigens ist er wild und kampflustig. Sein Fell gibt ein geringes Pelzwerk. Bei dem südeurop. **blinden Maulwurf** (T. coeca) sind die Augen fast ganz von der Körperhaut überzogen. Der **Goldmaulwurf** (Chrysochloris) bildet eine eigene Gattung und ist durch den schillernden Metallglanz der Haare ausgezeichnet, welcher sich bei Säugethieren fast nirgends weiter findet. Die Arten dieser Gattung sind sämmtlich dem südlichen Afrika angehörig.

**Maundevile** (John), ein engl. Ritter, geb. um 1300 zu St.-Albans, verließ aus abenteuerlicher Wanderlust zwischen 1322 und 1332 sein Vaterland, zog über Frankreich ins Heilige Land, diente dem Sultan von Ägypten und dem Großkhan von Cathai (China) und kehrte nach 34jähriger Wanderung durch die Länder Europas, Asiens und Afrikas in die Heimat zurück. Hier beschrieb er 1366 seine Reisen, wie er selbst bemerkt, sich zur Ergötzung und Andern zur Kurzweil, zuerst in lat. Sprache und übersetzte sie dann für einen größern Leserkreis ins Französische und für seine Landsleute ins Englische. Er starb zu Lüttich, wie sein Leichenstein in der Wilhelmiterkirche daselbst meldet, 17. Nov. 1372. Für die Geographie hat sein Buch nur untergeordnete Bedeutung, da er nicht darauf ausging, getreu zu berichten, was er wirklich gesehen hatte, sondern Alles zu erzählen, was er überhaupt von den durchzogenen Ländern wußte, weshalb er kritiklos auch allerlei Nachrichten aufnahm, die er gehört oder gelesen hatte, und selbst die größten Fabeln nicht verschmähte. Seinen Zweck aber, eine anziehende Unterhaltungslectüre zu liefern, hat er so vollständig erreicht, daß sein Buch eine außerordentliche Verbreitung fand, hinter welcher selbst Marco Polo's treffliche Reisebeschreibung zurückstehen mußte. Es ward sehr oft abgeschrieben und schon im 15. Jahrh. häufig gedruckt in engl., franz., lat., ital., span., deutscher, holl. und böhm. Sprache. In deutscher Sprache existiren davon zwei alte wiederholt gedruckte Übersetzungen, die eine von Michelfelser (zuerst gedruckt 1481), die andere von einem Domherrn von Metz, Otto von Diemeringen. Vgl. „The voiage and travaile of Sir John Maundevile. Reprinted from the edition of A. D. 1725. With an introduction etc. By J. O. Halliwell" (Lond. 1839); Schönborn, „Bibliographische Untersuchungen über die Reisebeschreibung des Sir John Maundevile" (Bresl. 1840).

**Maupeou** (René Charles de), Vicekanzler von Frankreich unter Ludwig XV., war 1688 zu Paris geboren. Er bekleidete seit 1710 die Stelle eines Raths am Parlament zu Paris, stieg 1743 durch Verbindung mit dem Hofe zum ersten Präsidenten auf und erlangte eine gewisse Berühmtheit durch einen langen Streit mit dem Erzbischof Beaumont in Sachen der Hospitalverwaltung und der Jansenisten. Der Hof verbannte demzufolge 1751 das Parlament nach Pontoise und den Bischof nach Conflans, ohne daß die Ruhe hergestellt wurde. Endlich mußte M. 1757 auf Betrieb seiner eigenen Collegen die Präsidentschaft niederlegen. Der Hof erhob ihn indessen 1763 zum Vicekanzler, um durch ihn den Kanzler Lamoignon, welchen besonders die Pompadour haßte, vollends zu stürzen. Als endlich Lamoignon 15. Sept. 1768 seine Entlassung genommen, erhielt M. die Kanzlerwürde, legte jedoch dieselbe schon am folgenden Tage zu Gunsten seines Sohnes nieder. Er starb 1775. — **Maupeou** (Nicolas Charles Augustin de), des Vorigen Sohn, bekannt durch einen Streit mit dem Parlamente, wurde 1714 zu Paris geboren. Er besaß nicht das vortheilhafte Äußere, aber mehr Kühnheit und Kenntnisse als sein Vater und erhielt zeitig die Stelle eines Parlamentsraths. Mit der Erhöhung des Vaters stieg er 1763 zum ersten Präsidenten, in welcher Eigenschaft er den Minister Choiseul (s. d.) zu gewinnen suchte. Nachdem er 1768 das Kanzleramt erhalten, verließ er seinen Gönner und betrieb, schon um seinen Vater zu rächen, mit dem Hofe die Demüthigung des Parlaments. Die Gelegenheit dazu gab ihm der Proceß des Herzogs von Aiguillon, der als früherer Gouverneur von Bretagne vom Parlament zu Rennes bei dem zu Paris wegen Überschreitung und Misbrauch der Amtsgewalt angeklagt worden war. M. ließ dem pariser Parlament in

einem Lit de justice im Juni 1770 die Fortsetzung der Procedur verbieten; allein das Parlament kehrte sich daran nicht, sondern erklärte den Herzog 2. Juli aller Pairsrechte verlustig. Der König mußte nun auf Betrieb des Kanzlers in einem zweiten Lit de justice den Proceß cassiren und dem Parlamente im Nov. 1770 das Recht absprechen, sich der Einregistrirung der königl. Edicte zu widersetzen und mit den übrigen Parlamenten ein untheilbares Corps zu bilden. Das Parlament stellte hierauf seine richterlichen Functionen ein und der Kampf steigerte sich mehr und mehr, als Choiseul zu Ende des Jahres gestürzt wurde und die Dubarri (s. d.) das berüchtigte Ministerium bildete, in welches auch der Herzog von Aiguillon trat. M. ließ in der Nacht vom 21. Jan. 1771 die Parlamentsglieder durch abgesendete Soldaten einzeln verhaften und verweisen und bildete am 23. aus dem Großen Rathe ein Interimsparlament; zugleich ernannte er für den Gerichtsbezirk von Paris sechs Obergerichte (Conseils souverains). Obschon die Prinzen, die Parlamente der Provinzen, die übrigen Gerichtshöfe gegen den Gewaltstreich protestirten, so fuhr M. doch auf dem betretenen Wege fort, hob den Gerichtshof Châtelet auf und erklärte im April 1771 das Interimsparlament für ein ständiges, das er mit seinen Creaturen besetzte. Ebenso erfolgte die Auflösung des Parlaments zu Rouen, und die Mitglieder der übrigen wurden wenigstens größtentheils erneuert. Weil das Volk die Despotie des Hofs noch mehr haßte und fürchtete als den aristokratischen Druck und die Anmaßungen der Parlamente, so gestaltete sich die Aufregung und die Unordnung für Hof und Minister täglich drohender. Der Tod Ludwig's XV. (10. Mai 1774) machte endlich dieser Spannung ein Ende. M. wurde sogleich verbannt und das alte Parlament wiederhergestellt. Er ertrug seinen Fall und den Volkshaß mit Ruhe und starb vergessen zu Thuit 29. Juli 1792.

**Maupertuis** (Pierre Louis Moreau de), ein berühmter franz. Mathematiker, geb. zu St.-Malo 1697 von vornehmen Ältern, zeigte in seiner Jugend viel Neigung für Mathematik und Kriegswissenschaften und nahm 1718 Kriegsdienste, nach einigen Jahren aber seinen Abschied, um sich ruhiger jenen Studien widmen zu können. Er wurde 1723 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen, ging später nach London und nachher nach Basel, wo er mit den Brüdern Bernoulli Freundschaft schloß. Sein Ruf und seine Talente lenkten 1736 auf ihn die Wahl, an die Spitze der Akademiker zu treten, die Ludwig XV. nach Lappland schickte, um durch eine genaue Gradmessung in Verbindung mit einer zu gleicher Zeit in Peru ausgeführten die Gestalt der Erde zu bestimmen, eine Unternehmung, die mit Überwindung unsäglicher Schwierigkeiten in einem Jahre glücklich ausgeführt wurde und welche M. in seinem Werke „De la figure de la terre, déterminée par les observations de M., Clairaut, Camus etc." (Par. 1738, mit Kpfrn.) ebenso unterhaltend als belehrend beschrieben hat. Nach Frankreich zurückgekehrt, folgte er 1740 dem Rufe Friedrich's II. nach Berlin, um die Präsidentenstelle bei der Akademie zu übernehmen. Er begleitete den König ins Feld und wurde in der Schlacht von Molwitz gefangen, in Wien jedoch vom Kaiser sehr ehrenvoll aufgenommen und ihm erlaubt, nach Berlin zurückzukehren. Als er nachher Frankreich wieder besuchte, hofften seine Freunde ihn daselbst festzuhalten; er ging aber wieder nach Preußen, was er später vielfach bereute, da er bei allen Wohlthaten und dem Vertrauen, welches der König ihm schenkte, sich doch in Preußen nicht wohlbefinden konnte. Auch wurde er in mehre Streitigkeiten verwickelt, vornehmlich über einen Aufsatz in den „Memoiren" der berliner Akademie (1746), die Gesetze der Bewegung und Ruhe nach dem metaphysischen Princip der kleinsten Wirkung betreffend, welchen König in Franeker angriff, indem er die Idee dazu Leibniz beilegte. Mehre Schriften waren die Folge dieser literarischen Fehde, in die sich auch Voltaire mischte, der anfangs mit M. in freundschaftlicher Verbindung gestanden und sich seinen Schüler genannt hatte, nun aber ihn, den er 1738 als ein erhabenes Genie, als einen zweiten Archimedes gepriesen hatte, als einen bizarren Kopf und unsinnigen Philosophen verschrie. Eine Brustkrankheit bewog ihn, 1756 nochmals nach Frankreich zu reisen. Im J. 1758 begab er sich nach Basel, wo er 27. Juli 1759 starb. M. war außerordentlich lebhaft im Verkehr, ungemein höflich, selbst einschmeichelnd und sprach mit Geist und Leichtigkeit. Doch eine zu empfindliche Eigenliebe, ein hitziger, herrischer Charakter und das allzu große Bestreben emporzukommen schadeten ihm. Als Schriftsteller ist er geistreich, voll Feuer und Phantasie, aber oft auch gesucht, steif und paradox. Seine Werke, theils philosophischen, theils mathematischen Inhalts, erschienen in vier Bänden (Lyon 1756).

**Mauren**, eines der die Berberei bewohnenden Völker, haben ihren Namen von den Mauren der Alten Welt überkommen, ohne deren echte Nachkommen zu sein. Jene alten Mauren, welche als Urbewohner Mauritanien (s. d.) bewohnten, waren wahrscheinlich mit den Numidiern eines Stamms und haben ihre unverfälschten Nachkommen in den Amazirghen des

fetzigen Marokko. In den ebenern Küstengegenden des Landes waren sie wol schon in der vorhistorischen Zeit mit Einwanderern orient. Stamms gemischt; noch mehr geschah dies, besonders in den Städten, mit den später angekommenen cultivirten Einwanderern und am meisten zuletzt mit den arab. Eroberern des Landes. Während nun die echten Nachkommen der alten Mauren im Gebirge diesen Namen im Mittelalter verloren und wol schon damals den der Amazirghen annahmen, blieb er dem hauptsächlich aus arab. und altmaur. Blut entsprossenen Mischlingsgeschlecht in den Städten und der Küstenebene Mauritaniens und ging von da aus auch auf die Städtebewohner der übrigen Berberei über, die ebenfalls aus einer Mischung der Ureinwohner mit den Arabern entsprungen waren. So versteht man denn gegenwärtig unter Mauren denjenigen Volksstamm der Berberei, welcher vorzugsweise die eingeborene Bevölkerung der Städte der Berberei bildet. Die Mauren sind ein schöner Menschenschlag, mit edeln orient. Gesichtszügen, die den Ausdruck von Milde und Melancholie tragen. Von Charakter sind sie zwar sanft und umgänglicher als die Berbern und Beduinen, aber auch phlegmatisch, kraftlos und geistig stumpf und trotz ihres moslemischen Fanatismus feige, dabei grausam, wollüstig und hinterlistig, geizig und habsüchtig wie alle Mohammedaner und in den größern Städten sehr verdorben. Ein großer Theil von ihnen treibt Kramhandel und Kaffeewirthschaft; die übrigen sind meist Handwerker, Gärtner und Landbauer. Da die Araber, welche Spanien eroberten, aus Mauritanien herüberkamen und auch wol viel mit Mauren gemischt waren, so werden auch sie Mauren genannt und die Namen Mauren, Araber und Sarazenen in der Geschichte Spaniens synonym gebraucht. Von ihnen stammen die **Moriscos**, d. h. die Mauren, welche nach ihrer Besiegung durch Ferdinand den Katholischen gegen Ende des 15. Jahrh. scheinbar das Christenthum annahmen und daher nicht mit ihren dem Islam treu bleibenden Stammgenossen aus Spanien vertrieben wurden. Sie lebten als fleißige, ruhige Unterthanen bis auf Philipp II., welcher ihre gründliche Bekehrung oder ihren Untergang beschloß. Seine Bedrückungen und Verfolgungen brachten sie 1568—70 zu einem bewaffneten Aufstande, nach dessen Dämpfung über 100000 derselben vertrieben wurden. Indeß blieben noch immer viele zurück, die trotz aller Verfolgungen den Glauben ihrer Väter im Geheimen treu bewahrten. Erst den Verfolgungen unter Philipp III. gelang es 1609, sie aus Spanien gänzlich zu vertreiben. Etwa eine halbe Million Moriscos wanderte damals nach Nordafrika aus, wo sie sich aus Rache vorzüglich auf Seeraub gegen die Christen legten. Vgl. Rochau, „Die Moriscos in Spanien" (Lpz. 1853).

**Maurepas** (Jean Frédéric Phelippeaux, Graf von), Minister Ludwig's XV. und Ludwig's XVI. von Frankreich, geb. 1701, wurde noch als Kind in den Malteserorden aufgenommen. Sein Vater, Jérôme, Graf von M., versah das Amt eines Ministers und Staatssecretärs, das vermöge der Amtskäuflichkeit schon 170 J. in der Familie vererbt worden war, mußte aber 1715 abdanken und die Stelle dem 14jährigen Sohne überlassen. Der Marquis de Lavrillière, der Schwager des jungen Ministers, erhielt den Auftrag, denselben zu vertreten und in die Geschäfte einzuführen. Lavrillère starb 1725 und M. übernahm nun im Alter von 24 J. selbst sein Amt, das sich auf Paris, den Hof und das Seewesen erstreckte. Die Formen, in welche Ludwig XIV. die Verwaltung geschlagen hatte, machten allerdings die Geschäfte leicht, sodaß weniger tüchtige Kenntnisse als eine gewisse Routine erfoderlich war. M. zeigte sogleich alle Talente eines höfischen Ministers; er entwickelte Liebenswürdigkeit, Leichtfertigkeit und seltene Biegsamkeit. Doch erwarb er sich auch einige wirkliche Verdienste, indem er Seeschulen anlegte, die Häfen in Person besuchte und Mathematiker in den Dienst zog. Überhaupt unterstützte er die Gelehrten und Dichter und wollte nach der Mode seiner Zeit selbst als Schöngeist gelten. Als die Pompadour an den Hof kam, ließ er sich gegen dieselbe in kleine Intriguen ein, weil ihm diese niedrig geborene Frau die Ehre einer königl. Maitresse nicht zu verdienen schien. Unter Anderm dichtete er auf ein Rosenbouquet, welches die Pompadour dem Könige an dessen Namenstage schenkte, ein sehr beißendes Epigramm, das bei Hofe die Runde machte. Ludwig XV. hatte den Herzog von Richelieu im Verdacht, es verfaßt zu haben; allein dieser bewies durch die Originalschrift, daß M. der Verfasser gewesen. Der Minister wurde sogleich vom Hofe verwiesen und lebte seit 1749 erst zu Bourges, dann zu Pontchartrain 25 J. hindurch in Ungnade. Als endlich Ludwig XVI. den Thron bestieg, empfing M. ein Schreiben, das ihn zum ersten Minister ernannte. Nur von seiner Tante gewissermaßen gezwungen, hatte der junge König Zuflucht zu einem Manne genommen, der kein anderes Verdienst besaß, als daß er das Opfer der Pompadour geworden. M. brachte in die schwierige Stellung nur die Leichtfertigkeit seiner Jugend mit, wählte aber Turgot, Malesherbes und Necker zu seinen Collegen. Um sich und den König populär zu machen und das Volk zu beschwichtigen, stellte er das alte, von Maupeou (s. d.) aufge-

löste Parlament her. Nicht nur die Parteigänger des königl. Despotismus, sondern auch viele freisinnige Männer misbilligten diesen Schritt, weil der Regierung daraus ein neues Hinderniß erwuchs, den versinkenden Staat zu reformiren. In der That brachen sich alsbald die Bestrebungen der Minister an dem Widerstande des Parlaments, das sogleich seine frühere Politik wieder aufnahm. M., der sich außerdem ungern von dem Genie Turgot's überflügelt sah, war auch schwach genug, seine Genossen dem Parlamente zu opfern. Vielleicht noch verhängnißvoller sollte für die Zukunft die auswärtige Politik sein, welche er verfolgte. Mit der Absicht, die brit. Macht zu demüthigen, mußte der König auf sein Andringen die nordamerik. Colonien im Kriege gegen das Mutterland unterstützen. M. erlebte den Ausgang des Kampfes nicht; er starb, sechs Monate nach Necker's Rücktritt, 21. Nov. 1781 und wurde weder vom Hofe noch vom Volke betrauert. Unter seinem Namen gab Soulavie „Mémoires" heraus, ein geistloses Machwerk, das wahrscheinlich untergeschoben ist.

**Maurer** (Georg Ludw., Ritter von), bair. Staatsmann und Rechtsgelehrter, geb. 2. Nov. 1790 zu Erpolsheim bei Dürkheim in der bair. Rheinpfalz, wo sein Vater evang. Prediger war, kam in Folge dessen, daß seine Ältern wegen des Revolutionskriegs flüchten mußten, nach Heidelberg, wo er das Gymnasium besuchte, 1808—11 die Rechte studirte, dann von der juristischen Facultät das Doctordiplom erhielt und einige Zeit prakticirte. Im J. 1812 ging er nach Paris, wo er für Recht, Sitten und Verfassung Germaniens gründliche Studien machte. Nach der Rückkehr im Juni 1814 wurde er wegen seiner genauen Kenntniß des franz. Rechts zuerst in Mainz, dann in Speier und Landau bei den Kreisgerichten als Substitut des Staatsprocurators verwendet. Im J. 1816 kam er als Substitut des Generalstaatsprocurators an das Appellationsgericht in Zweibrücken, 1817 wurde er Appellations- und Revisionsgerichtsrath und 1824 Staatsprocurator bei dem Bezirksgerichte zu Frankenthal. In dieser Zeit erschien seine von der Akademie der Wissenschaften zu München, die ihn 1824 zum Mitgliede erwählte, mit dem ersten Preise gekrönte „Geschichte des altgerman. und namentlich altbair. mündlichen Gerichtsverfahrens" (Heidelb. 1824), welche die Veranlassung gab, daß er 1826 an die von Landshut nach München übersiedelte Universität für die Lehrfächer des deutschen Privatrechts, der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte, sowie des franz. Rechts berufen wurde. Nachdem er 1829 den Ruf an Eichhorn's Stelle nach Göttingen abgelehnt, erhielt er den Titel eines Geh. Hofraths. Gleichzeitig wurde er ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften, noch in demselben Jahre Staatsrath und zu Anfange des J. 1831 lebenslänglicher Reichsrath. Im folgenden Jahre ernannte ihn der König neben dem Grafen Armansperg (s. d.) und dem Generalmajor von Heidegger zum Mitglied der Regentschaft in Griechenland (s. d.). M. galt als politisch gleichgesinnter Freund des Regentschaftspräsidenten Armansperg und wirkte, obschon er sich sehr bald in seinen Ansichten über diesen getäuscht sah, in der neuen Laufbahn in der uneigennützigsten, für Griechenland überaus wohlthätigen Weise. Das größte Verdienst erwarb er sich durch die Abfassung des Strafgesetzbuchs, des Gesetzbuchs für das Strafverfahren, der Gerichts- und Notariatsordnung und des Gesetzbuchs über das Civilverfahren. Als endlich die Regentschaft in offenen Zwiespalt gerathen, war es M., der in Übereinstimmung mit Heidegger und Abel (s. d.) dem Präsidenten am entschiedensten entgegentrat. Deshalb mit Abel 31. Juli 1834 nach Baiern zurückberufen, hatte er sich doch gleich diesem sehr bald wieder der Gnade des Königs zu erfreuen. Zu seiner Rechtfertigung ließ er die heftige Parteischrift „Das griech. Volk in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung vor und nach dem Freiheitskampfe bis zum 31. Juli 1834" (3 Bde., Heidelb. 1836) erscheinen. Nach dem Sturze des Ministeriums Abel (s. Baiern) im Febr. 1847 ward M. Minister des Äußern und der Justiz und somit der einflußreichste Mann der neuen Verwaltung, des sogenannten Ministeriums der Morgenröthe. Aber auch dieses Cabinet, welches den Plan zu den mannichfaltigsten Reformen faßte, mußte 30. Nov. 1847 schon wieder abtreten und einem Ministerium Berks-Wallerstein Platz machen. Seitdem beschränkte M. seine Thätigkeit auf die Verhandlungen in dem Reichsrathe, der ersten Kammer der bair. Stände, und auf wissenschaftliche Arbeiten. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen: „Grundriß des deutschen Privatrechts" (Münch. 1828); „Über die bair. Städte und ihre Verfassung unter der röm. und fränk. Herrschaft" (Münch. 1829); „Über die deutsche Reichsterritorial- und Rechtsgeschichte" (Münch. 1830) und die Ausgabe des Stadt- und Landrechts Ruprecht's von Freysing (Stuttg. 1839), ein Beitrag zur Geschichte des „Schwabenspiegel".

**Mauritania** oder **Mauretania** hieß im Alterthum ursprünglich der nordwestlichste, etwa dem jetzigen Sultanat Marokko entsprechende Theil Afrikas, benannt nach dem dort wohnenden

Volke der Mauri oder Maurusii (Mauren). Im W. grenzte es an den Atlantischen Ocean, im N. an das Mittelmeer, im S. an die Wüste, im O. wurde es durch den Fluß Muluchatti oder Molochath, den jetzigen Maluja oder Mulwia, von Numidien (s. d.) getrennt. Dieses eigentliche M. mit seinem Könige Bocchus, dem Schwiegervater des Jugurtha (s. d.), wurde erst im Jugurthinischen Kriege den Römern näher bekannt. Bocchus erhielt für die Auslieferung Jugurtha's das an M. angrenzende West-Numidien oder das Gebiet der Massäsylier ostwärts bis zum Küstenflusse Nasavath, dem jetzigen Aduse oder Senman, der in die Bucht von Budschia mündet, also fast das ganze frühere Reich des Syphax oder den bei weitem größten Theil des jetzigen Algier. Aber auch mit diesem so bedeutend erweiterten Reiche M. schalteten die Römer wie mit Numidien ganz willkürlich. Die Fürsten des Landes aus der Dynastie des Bocchus, wie die numidischen, ergriffen in den röm. Bürgerkriegen Partei und herrschten je nach der Begünstigung der Sieger. Als der letzte Bocchus 32 v. Chr. gestorben war, gab Augustus M. an Juba II., statt seines väterlichen Reichs Numidien, welches seit dem Untergange Juba's I. im Kampfe mit Cäsar (46 v. Chr.) röm. Provinz geworden war. Zu Ehren des Augustus wurde Jol, die Hauptstadt des Reichs, jetzt Cäsarea genannt; sie ist das jetzige Scherschel. Auf Juba II. folgte sein Sohn Ptolemäus, den Kaiser Caligula 41 n. Chr. ermordete. Im J. 43 machte Kaiser Claudius M. zur röm. Provinz, deren Grenze jedoch noch weiter ostwärts vorgerückt wurde bis zum Küstenflusse Amphaga, d. i. dem jetzigen Wad-el-Kibbir oder Rummel, der an Konstantine vorüberfließt und zwischen Dschidschelli (Ilgilgilis) und Collo mündet. Nachdem der Aufstand der westlichen Mauri unter dem Freigelassenen Ädemon unterdrückt war, theilte Claudius M. in zwei durch den Molochath getrennte Provinzen: Mauritania Tingitana im Westen, etwa das jetzige Marokko, mit der Hauptstadt Tingis, dem heutigen Tanger an der Meerenge von Gibraltar, und Mauritania Caesariensis im Osten, den größten Theil des jetzigen Algier, mit der Hauptstadt Cäsarea (Scherschel). Jede der beiden Provinzen erhielt einen röm. Ritter zum Statthalter. Die letztere aber wurde später, wahrscheinlich unter den Kaisern Diocletian und Konstantin, selbst wieder in zwei Provinzen getheilt: der größere westliche Theil behielt den Namen Cäsariensis, der östliche dagegen, welcher vom Hafen Salbä (dem jetzigen Budschia) bis zum Amphaga reichte, hieß nun Provincia Sitifensis nach der innern Hauptstadt Sitifis, dem jetzigen Setif oder Stif, 17 M. westlich von Konstantine. Diese beiden Provinzen standen unter dem zu Karthago residirenden allgemeinen Vicarius von Afrika. Die Civilverwaltung leitete nun statt des Procurators in jeder Provinz ein Präses. In militärischer Hinsicht stand Sitifensis unter dem allgemeinen Comes von Afrika, Cäsariensis aber unter einem besondern Dux. Die Provinz Tingitana wurde, wann ist unbekannt, ganz von Afrika abgerissen und zu Hispania geschlagen, wozu es auch noch zur Zeit der Westgothenherrschaft gehörte. Von Spanien aus eroberten seit 429 die Vandalen M., Numidien und Karthago. Ihnen entrissen diese Länder die Byzantiner 534, welche dieselben im 7. Jahrh. an die Araber verloren, die von Tingitana aus die Eroberung des westgothischen Spaniens unternahmen.

**Mauritius**, eine englische, zu den Mascarenhas gehörige Insel, östlich von Madagaskar und 17½ M. nordöstlich von Bourbon (s. d.), unter 75° ö. L. und 20° s. Br. gelegen und wegen ihrer vielfachen Vorzüge oft, wie Madagaskar, die Königin unter den Inseln des Indischen Ocean genannt, hat eine elliptische Gestalt, ein Areal von 32 QM. und durchaus vulkanische Natur. Von ihren meist schroffen Küstenrändern steigt sie höchst malerisch überall nach dem Innern auf, wo sich nebst ausgedehnten Tafelflächen vier bewaldete, durchschnittlich 2000 F. hohe und nur auf den Gipfeln nackte Gebirgsketten erheben, die einen uralten, völlig erloschenen und mit Wald bedeckten Krater, einen der größten der Erde, umschließen. Die höchsten Bergspitzen sind der Piton de la Montagne noire von 2717, der Peter Botte von 2691 und der Piton du Pouce von 2665 F. Höhe. Außer dem festen Basalt, der Hauptmasse der Insel, erscheint häufig poröse Lava. Die Küstenränder bestehen zum Theil aus Korallenkalk, der dieselben auch in ½stündiger Entfernung in Gestalt eines Kranzes von Korallenbänken umgibt. M. ist außerordentlich wasserreich, indem aus dem Innern, wo sich mehre ziemlich große Seen befinden, nicht weniger als 100 Bäche dem Meere zufließen, die freilich größtentheils im Sommer austrocknen. Das Klima ist zwar tropisch, aber sehr mild und gesund und war dies früher, ehe die Wälder gelichtet wurden und die Trockenheit zunahm, in noch höherm Grade. Nur die furchtbaren Wirbelwinde, von denen die Insel zu Zeiten heimgesucht wird, bilden eine Plage derselben; namentlich richteten die Orkane des 1. März 1818 und des 23. Febr. 1824 furchtbare Verheerungen an, sodaß die meisten Plantagen viele Jahre lang nichts einbrachten. Der Boden ist ungemein fruchtbar. Neben den europ. Gewächsen gedeihen hier die von den Inseln

des Ostindischen Archipels eingeführten tropischen, wie Zimmt, Gewürznelken, Muskatbäume, Pfeffer, Brotbäume, Manioc, Ananas und vorzüglich Zuckerrohr, dessen Anbau in neuerer Zeit fast alles Culturland in Anspruch genommen hat, sodaß M. bisher von Madagaskar und, seitdem der Verkehr mit dieser Insel fast ganz unterbrochen worden ist, von der Küste Natal Schlachtvieh und Reis einführen mußte. Die Bevölkerung zählt gegenwärtig 175000 Seelen, größtentheils Kulis oder aus Indien zum Ersatz der Sklaven gebrauchte freie Arbeiter, deren seit der Sklavenemancipation 1838 bis zum 31. Dec. 1849 hier 106638 eingeführt worden sind und die vor jener Zeit, seit 1817, in beständiger Abnahme begriffene Bevölkerung wieder erhöht haben. Nächst diesen Indiern gibt es unter den Farbigen noch über 10000 Madagassen, größtentheils Flüchtlinge, auch Malayen, Ceylanesen, Chinesen in beträchtlicher Zahl und Neger von der Ostküste Afrikas. Die Weißen, etwa ein Zehntel der Bevölkerung, sind fast durchweg franz. Abkunft, lebhaft, thätig und intelligent. Die Hauptindustrie von M. besteht in der Bodencultur und dem durch die günstige Lage, die zu guten Häfen dienenden Buchten der Insel sehr geförderten Handel. Das Hauptstapelproduct ist der Zucker. Seit der Tarifverminderung in England hat die Production und Ausfuhr dieses Artikels außerordentlich zugenommen; sie betrug 1850 1,003312 Ctr. blos nach England, wo der Zucker von M. sehr beliebt ist. Weniger bedeutend ist die Ausfuhr von Ebenholz, Baumwolle, Indigo, Kaffee, Schildpatt. Die Einfuhr, welche wesentlich in Getreide, Reis, Wein, Eisen, Blei, engl. und franz. Fabrikaten und ind. Stoffen besteht, hatte 1847 den Werth von 1,143080 Pf. St., die Ausfuhr dagegen von 1,622495 Pf. St., sodaß sich ein Überschuß von 479415 Pf. zum Besten der Insel herausstellt. Dieselbe unterhält Handelsverbindungen, außer mit England, mit Goa, Surate, Batavia, der Capcolonie, Zanguebar, Maskat und dem Arabischen Meerbusen. Zu ihrem Handelsbetriebe gehören 125 Schiffe. Die Religion ist vorherrschend katholisch, mit einem Bischof; die franz. Sprache ist die ausschließliche in der Administration und Justiz; auch steht das franz. Civilgesetzbuch in Kraft. Für den Unterricht und die Wissenschaft ist hinlänglich gesorgt. Die jährlichen Einkünfte beliefen sich 1846 auf 321358, die Ausgaben auf 265143 Pf. St. Von dem Gouverneur, dem noch ein legislatives Conseil zur Seite steht, hängen auch die Sechellen (s. d.), Rodriguez und die übrigen kleinern zum Theil unbewohnten brit. Eilande im westlichen Theile des Indischen Ocean ab. M. hat zwölf Districte und zwei Städte. Die Hauptstadt Port-Louis, in schöner Lage auf der Nordwestseite, an einer großen von Basaltbergen umschlossenen Bai gelegen und wohlgebaut, Sitz des Gouverneurs, des Bischofs, der Handelskammer und des Appellationshofs, hat 30000 E., eine starke Citadelle, ein Theater, eine Kathedrale, ein sehr gutes Gymnasium (Collége royal), eine Thierarzneischule, eine öffentliche Bibliothek, eine Buchhandlung, zwei Buchdruckereien, zwei gelehrte Gesellschaften und ist mit ihrem Freihafen der Hauptsitz des Handels und ein wichtiger Stapelplatz zwischen Ostindien und Ostafrika. Nur 1½ M. von der Hauptstadt liegt der schöne botanische Garten von Pompelmousses. Die Stadt Mahébourg mit 9000 E. liegt auf der Südostseite, an der durch ein Korallenriff gesicherten Bucht Grand-Port. Die Insel wurde nebst den übrigen Mascarenhasinseln 1505 durch den Portugiesen Pet. Mascarenhas entdeckt und gehörte bis 1598 den Portugiesen und von da an den Holländern, die sie M. nannten. Nachdem diese sie 1703 verlassen hatten, wurde sie 1715 von den Franzosen besetzt und Isle-de-France genannt. Im J. 1810 eroberten sie die Engländer, die ihr den alten Namen wieder gaben und sie im Pariser Frieden von 1814 behaupteten.

**Maurokordatos**, eine durch Geist und wissenschaftliche Bildung, sowie durch ihren politischen Einfluß ausgezeichnete Fanariotenfamilie, die von Kaufleuten aus Chios abstammt und ihren Ursprung vom genues. Geschlechte der Scarlati herleitet. **Alex. M.**, der in Padua Professor der Heilkunde und Philosophie gewesen war, ward 1681 Pfortendollmetscher, in welcher Eigenschaft er sich um seine Landsleute vielfach verdient machte, namentlich auch der morgenländischen Kirche die Ansprüche auf das Heilige Grab gegen die Anfoderungen der lat. Kirche sicherte. Als Bevollmächtigter der Pforte bei den Friedensverhandlungen in Carlovicz (1699) zeigte er sich als einen klugen und gewandten Diplomaten. Sein Sohn, **Nikol. M.**, ebenfalls Pfortendollmetscher, war der erste Grieche, welcher Hospodar der Moldau (1709) und der Walachei (1711) wurde. Dessen Bruder, **Konstantin M.**, seit 1735 Hospodar der Walachei, machte sich zum Wohlthäter der walach. Bauern, indem er namentlich die dort noch herrschende Sklaverei abschaffte und die Cultur des Mais einführte. Sein Sohn, **Alex. M.**, bis 1786 gleichfalls Pfortendollmetscher und dann Fürst der Moldau, ließ unter Hauterive's Leitung ein griech.-franz.-ital. Wörterbuch zusammentragen. — **Maurokordatos** (Alex., Fürst), griech. Freiheitskämpfer und Staatsmann, ist der Sohn des Vorigen und wurde 1787 zu Konstanti-

nopel geboren. Er folgte noch jung seinem Oheim, dem Fürsten Karadja, nach der Walachei, begleitete ihn dann ins Ausland und lebte hierauf in der Schweiz und in Italien. Im J. 1821, nach dem Ausbruche des griech. Aufstandes, schiffte er sich in Marseille nach Griechenland ein, wo es ihm, nach Ätolien gesendet, gelang, die Sulioten für die Sache der Freiheit zu gewinnen. Auf dem Congresse zu Epidaurus drang er auf eine Centralregierung und wurde mit Entwerfung der Unabhängigkeitserklärung und der einstweiligen Regierungsform beauftragt. Der Congreß selbst wählte ihn zum Präsidenten der vollziehenden Gewalt. Mit dem Oberbefehle bekleidet, unternahm er im Sommer 1822 den Feldzug in Epirus, der mit dem unglücklichen Treffen bei Peta endigte; doch rettete M. den Peloponnes durch die ebenso entschlossene als kluge Vertheidigung von Missolonghi. Durch die Partei des Kolokotronis und Dimitrios Ypsilantis angefeindet, zog er sich nach Hydra zurück. Hier bewog er die Schiffsbefehlshaber, mit einer Flotte Missolonghi zu entsetzen, und übernahm dann aufs neue den Oberbefehl im westlichen Griechenland. Durch kluge Maßregeln vereitelte er 1824 die Plane des Omer-Vrione auf Ätolien und Akarnanien. Als aber Kolokotronis (s. d.) gegen die Regierung in Nauplia die Waffen erhob, zog sich M. mehr und mehr aus dem öffentlichen Leben zurück, bis er endlich im Oct. 1829 seine Entlassung nahm. Während der Präsidentschaft des Kapodistrias stand er mit Miaulis und Konduriotis an der Spitze der Opposition gegen denselben. Unter der Regentschaft des Königs Otto wurde er Minister der Finanzen und im Oct. 1833 Präsident des Ministeriums. Bei der Veränderung im Ministerium 1834 ward er nacheinander Gesandter an den Höfen zu München, Berlin und London. Im J. 1841 trat er für kurze Zeit als Ministerrathspräsident an die Spitze der griech. Regierung. Darauf ging er als Gesandter nach Konstantinopel, von wo er in Folge der Septemberrevolution von 1843 nach Griechenland zurückkehrte. Er trat jetzt als Minister ohne Portefeuille in das Cabinet Metaxas, bildete aber nach dem Sturze desselben und der russ. Partei, 11. April 1844, ein neues Cabinet, dessen Präsident er wurde. Doch die engl. Partei, als deren Haupt er von jeher in Griechenland galt und noch gilt und in deren Interesse er namentlich 1825 eine Unterwerfung Griechenlands unter England beantragte, wurzelte zu wenig im griech. Volk, als daß sich ein derselben ergebenes Cabinet lange hätte halten können. Dasselbe fiel schon im Aug. 1844 und seitdem hat sich M. nur durch egoistisches Parteistreben und gefährliche Intriguen zum Nachtheile Griechenlands bemerklich gemacht. Seit Nov. 1850 ist er griech. Gesandter in Paris.

**Mauromichalis**, eine in der Geschichte des neuen Griechenland berühmt gewordene Mainotenhäuptlingsfamilie, die den fürstlichen beigezählt zu werden pflegt. **Georg M.** war bei dem Aufstande der Mainoten 1770 der Hauptanführer derselben. **Petros M.**, bekannt unter dem Namen **Pietro-Bei**, war 1816 Bei der Mainoten, schloß sich später der Hetärie an und begann im März 1821 in Morea nebst Kolokotronis (s. d.) den Kampf gegen die Türken. (S. **Griechenland.**) Er zeigte sich als einen der thätigsten und einflußreichsten Beförderer des griech. Freiheitskampfes und hat sich namentlich durch eine edle Hingebung an die Sache des Vaterlandes, der er, fern von egoistischen Parteibestrebungen, diente und zahlreiche Opfer brachte, ausgezeichnet. Er war Mitglied des messenischen und moreotischen Senats (1821), Präsident der Nationalversammlung von Astros und Chef der ausübenden Gewalt (1823). Im Anfange mit Kolokotronis vereint, ward er bald, als dieser im selbstsüchtigen Streben befangen und als Anhänger der russ. Partei auftrat, ein entschiedener Gegner desselben und eins der Häupter der nationalen Partei. In Folge dessen kam er auch in einen schneidenden Gegensatz zu dem im russ. Interesse handelnden Präsidenten Kapodistrias, der sich daher auch bemühte, den mächtigen Mainotenhäuptling zu unterdrücken und unschädlich zu machen. Die Mainoten erhoben sich deshalb gegen Kapodistrias, was die Verhaftung des M. in Nauplia herbeiführte. Dies steigerte die Leidenschaft der Mauromichalis auf den höchsten Grad, sodaß der Sohn des Petros, **Georg M.**, und der Bruder desselben, **Konstantin M.**, 9. Oct. 1831 den Grafen Kapodistrias (s. d.) ermordeten. Konstantin wurde gleich nach der That von dem Gefolge des Kapodistrias auf der Stelle niedergehauen, Georg aber später, in dem nämlichen Jahre, hingerichtet. Nach dem Sturze der Kapodistrianischen Herrschaft wurde Petros M. wieder freigelassen, der sich dann als einen der treuesten Anhänger des Königs Otto bewährt hat und für seine dem Vaterlande erzeigten Dienste vielfach ausgezeichnet worden ist. Er starb, 77 J. alt, 29. Jan. 1848. — Außer den genannten beiden Gliedern der Familie M., welche Beide auch an dem Freiheitskampfe selbst Theil nahmen, haben sich noch andere Glieder derselben hervorgethan und dem Vaterlande geopfert. So ein Bruder des Petros, **Elias M.**, der auf der Insel Euböa, und ein Sohn desselben, **Kyriakulis M.**, der im westlichen Griechenland im Kampfe mit den Tür-

ken fiel (1822). Ein dritter Sohn des Petros M., Anastasios M., ist gegenwärtig Generallieutenant und Adjutant des Königs Otto.

**Maury** (Jean Siffrein), Cardinal, einer der ausgezeichnetsten geistlichen und politischen Redner Frankreichs, geb. 26. Juni 1746 zu Valréas in der Grafschaft Avignon, war der Sohn eines armen Schuhmachers. Nachdem er seine Studien auf eine glänzende Weise beendet, trat er in den geistlichen Stand und ging dann in seinem 19. J. nach Paris. Hier erhielt er anfangs in einem Privathause die Stelle eines Hofmeisters, zeichnete sich aber dann durch sein „Éloge funèbre du Dauphin" (1766), „Éloge de Stanislas" und „Éloge de Charles V" so vortheilhaft aus, daß er einer der königl. Cabinetsprediger, Prior von Lions und Abt von Frenada wurde. Sein „Panégyrique de St.-Vincent de Paule", der „Panégyrique de St.-Louis", „Panégyrique de St.-Augustin" (1775) und seine „Discours choisis sur divers sujets de religion et de littérature" eröffneten ihm 1785 die franz. Akademie. Zum Deputirten der Geistlichkeit von Péronne 1789 in die Nationalversammlung gewählt, bewies er sich als erklärten Widersacher Necker's und der neuen Staatstheorie. Mirabeau fand in ihm seinen gewichtigsten Gegner und der Klerus den tüchtigsten Vertreter. Gleich beim Beginn der Nationalversammlung widersetzte er sich aufs heftigste der Vereinigung der drei Stände, und als diese dennoch bewirkt wurde, verließ er Versailles. In Péronne verhaftet, wurde er auf Befehl der Nationalversammlung freigelassen und erschien sehr bald wieder in derselben. Er war es, der 13. und 30. Oct. sich am standhaftesten der Maßregel widersetzte, welche die Güter des Klerus zur Disposition der Nation stellte und dieser dagegen die Cultuskosten übertrug. Am 19. Juni sprach er gegen die Aufhebung der Adelsprivilegien und 10. Juli lehnte er sich mit Ungestüm gegen die Einverleibung von Avignon auf. Der Verlauf der Revolution zwang ihn zur Auswanderung; er ging nach Rom, wo er mit offenen Armen empfangen wurde. Der Papst gab ihm den bischöflichen Titel und schickte ihn als apostolischen Nuntius zur Krönung Franz' II. nach Frankfurt, ernannte ihn 1794 zum Bischof von Nicäa in partibus und 21. Febr. 1798 zum Cardinal. Als die franz. Heere sich Rom näherten, flüchtete er zunächst nach Toscana, dann nach Venedig. Endlich begab er sich nach Rußland, kehrte aber bald in der Eigenschaft als Gesandter Ludwig's XVIII. zum Papste zurück. Das Verlangen, nach seinem Vaterlande zurückzukehren, erklärt seine plötzliche Annäherung an Napoleon, bei dessen Huldigung er dem Papste assistirte. Indessen erhielt er erst 1806 eine förmliche Autorisation, nach Frankreich zurückzukehren, worauf ihn Napoleon zum franz. Cardinal und Almosenier bei seinem Bruder Hieronymus ernannte. Im J. 1810 nahm er vom Kaiser, welcher sich mit Fesch überworfen hatte, die Ernennung zum Erzbischof von Paris an, mußte aber, da der Papst diese Promotion nicht genehmigt hatte, bei der Restauration seinen Sitz verlassen. Er wendete sich nun wieder nach Rom, wo er ein halbes Jahr auf der Engelsburg gefangen gehalten wurde. Nachdem er seine Freiheit wieder erlangt hatte, wurde er für den Verlust seiner Würden durch eine Pension aus dem päpstlichen Schatze entschädigt. Er starb zu Rom in der Zurückgezogenheit in der Nacht vom 10. zum 11. Mai 1817. Unter seine hervorstechendsten literarischen Leistungen gehört sein „Essai sur l'éloquence de la chaire" (2 Bde., Par. 1810 und öfter). Seine „Oeuvres choisies" (5 Bde., Par. 1827) enthalten auch seine Reden in der Nationalversammlung. Vgl. seines Neffen L. S. Maury „Vie du cardinal M." (Par. 1827).

**Maury** (Juan Maria), ein ausgezeichneter span. Dichter und Kritiker, geb. zu Malaga, wo sein Vater ein angesehener Kaufmann war, kam frühzeitig nach Frankreich, um dort seine Studien zu beginnen, und vollendete seine Bildung in England. Nachdem er auch Italien besucht hatte, ließ er sich in Paris nieder. Sein episches Gedicht „La agresion británica" (Madr. 1806) zeichnete sich besonders durch sorgfältigen Versbau und schöne Sprache aus. Europäischen Ruf aber erwarb er sich durch seine „Espagne poétique" (2 Bde., Par. 1826—27), eine Sammlung der span. Lyriker von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, mit metrischen franz. Übersetzungen und biographisch-kritischen Abhandlungen, worin er sich als einen feinen Kenner der vaterländischen Poesie, geschmackvollen, geistreichen Kritiker und so gewandten Übersetzer bewies, daß die Franzosen selbst seine correcten und eleganten Verse bewunderten. Erst nach langem Zwischenraume ließ er wieder ein eigenes größeres Gedicht, das romantische Rittergedicht „Asvero y Almedora" (Par. 1840) erscheinen, worin er Tasso und Ariosto nachstrebte und sie wenigstens in technischer Meisterschaft, in Vollendung des Versbaus und Schönheit der Diction fast erreicht hat. Seine kleinern Gedichte und vermischten Aufsätze sammelte er in den „Poesías castellanas" (3 Bde., Valencia 1845). Er starb zu Paris 2. Oct. 1845.

**Maus** (Mus) ist eine bekannte, artenreiche, zu den Nagethieren gehörende Säugethiergat-

tung, von welcher mehre Arten durch starke Vermehrung und große Gefräßigkeit den Menschen schädlich werden. Sie haben eine zugespitzte Schnauze, einen mittellangen oder sehr langen, mit Schuppenringen besetzten, selten haarigen Schwanz, vierzehige Vorderfüße mit Daumenwarze und fünfzehige Hinterfüße und entbehren der Backentaschen. Hierher gehört die Hausmaus, die Waldmaus, die Brandmaus, die schwarze Ratte und die Wanderratte. Die **Hausmaus** (M. Musculus) ist ursprünglich in Europa einheimisch, jetzt aber über die ganze Erde verbreitet, lebt stets nur bei dem Menschen und wird niemals außer der Behausung desselben angetroffen. Sie ist mäusegrau, unten heller, 2½—3 Zoll lang und hat einen Schwanz von fast gleicher Länge. Durch ihre Naschhaftigkeit, Lüsternheit und muthwilliges Zernagen wird sie bei ihrer großen Vermehrung dem Menschen sehr lästig; denn das Weibchen wirft in einem Sommer fünf bis sechs mal 4—6 Junge, welche bereits nach 14 Tagen für sich selbst sorgen. Kakerlaken oder Albinos sind unter ihnen nicht selten, und solche weiße Mäuse mit rothen Augen werden zuweilen als zahme Zimmerthiere gehalten. Katzen und Igel sind ihre gefährlichsten Feinde. Die **Waldmaus** (M. sylvaticus), welche in Europa ebenso verbreitet ist als die Hausmaus, hält sich mehr in Wäldern auf, besucht aber des Nachts Gärten und Pflanzungen, zernagt die Rinde junger Baumsetzlinge oder frißt ihre Blattknospen, gräbt frisch gesäete Eicheln, Bohnen und Erbsen aus und beißt den Keim ab. In manchen Jahren vermehrt sie sich zu ungeheuern Scharen, welche sich über die Felder verbreiten und noch weit mehr Getreide zerstören, als sie zur Nahrung brauchen. Dann sind vorzüglich Eulen zu ihrer Vertilgung sehr thätig. Diese Maus ist bräunlich-grau, unten stark abgesetzt weiß, ohne den 4 Zoll langen Schwanz 4½ Zoll lang und frei von dem unangenehmen Geruche der übrigen Mäuse. Sie läßt sich gleichfalls zähmen. Die **Brandmaus** (M. agrarius), welche vorzugsweise in Rußland heimisch, aber auch in mehren Gegenden Deutschlands nicht selten ist, wie z. B. in Thüringen, wo sie hauptsächlich die Erdsenfelder besucht, bezieht im Winter die Scheunen. Sie ist lebhaft rostbraun, den Rücken entlang mit dunklern Streifen gezeichnet und ohne den 2½ Zoll langen Schwanz 3½ Zoll lang. Zu den kleinsten Säugethieren gehört die **Zwergmaus** (M. minutus), welche in Rußland und Sibirien sehr gemein, aber auch im mittlern Deutschland vorhanden, jedoch daselbst nicht sehr häufig ist. Sie wiegt ungefähr ein halbes Quentchen, ist oben rostroth, unten weiß und hat kurze abgerundete Ohren und einen Schwanz von halber Leibeslänge. Ihr fast kugelrundes, aus Rispen und zerschlitzten Grasblättern gefertigtes Nest hängt sie zwischen den Kornhalmen auf. Über die schwarze Ratte und die Wasserratte s. **Ratte**. Die **Feldmaus** und **Scheermaus** gehören einer besondern Gattung, Wühlmaus (s. d.), an.

**Mauser, Mauserung** nennt man einen im Lebensproceß der Thiere sehr wichtigen Act, wobei dieselben abgenutzte veraltete Gewebsbestandtheile (Zellen und aus Zellen hervorgegangene Gebilde) von sich ablösen und nach außen hin abstoßen, um den Körper durch Erzeugung neuer Gebilde ähnlichen Baus an ihrer Stelle wieder zu erneuen, zu verjüngen. Am sinnenfälligsten geschieht dieser Proceß bei den Vögeln, welche ihre Oberhautgebilde (Federn) abwerfen, um neue zu erzeugen, und welche mit oder nach dieser Mauserung auch eine allgemeinere Verjüngung (während derselben aber einen krankhaften Zustand) an sich wahrnehmen lassen. Nächstdem bekannt und gleicher Bedeutung sind die Häutungen der Schlangen, das Abwerfen der Geweihe bei den Hirschen, die Haarungen vieler Säugethiere (Sommer- und Winterpelz) u. s. w. Genauere Nachforschung lehrte diesen Vorgang in der gesammten Thierwelt, einschließlich des Menschen, auffinden, namentlich seit man die hornstoffigen Zellen der Oberhaut und der Schleimhäute (die Epithelien, s. **Haut**) besser kennen lernte; denn diese befinden sich in einem unausgesetzten Abschilferungsprocesse, wobei junge Zellen von unten nachwachsen, alte oben abgestoßen werden, um, entweder als Puiver oder zu Schleim aufgelöst, aus dem Körper zu scheiden. In und nach Krankheiten wird auch dieser Vorgang bisweilen dem bloßen Auge sichtbar: bei den Hautschälungen nach Scharlach oder Masern, bei dem Haarausfallen nach Typhus, bei der reichlichen Schleimabsonderung im letzten Stadium aller Schleimhautentzündungen (Katarrhe). Eine noch nähere Betrachtung hat jedoch gelehrt, daß ähnliche Vorgänge auch in den innern Theilen des Körpers (welche nicht zum Haut- oder Schleimhautsystem gehören) stattfinden müssen, nur mit dem Unterschiede, daß hier die abgelebten und abgenutzten Gewebsbestandtheile (Zellen u. s. w.) nicht unmittelbar nach außen abgestoßen werden können (Formmauser), sondern sich vorher erst im Blute lösen müssen (Stoffmauser), um dann als Auswurfstoffe (Mauserstoffe, Mauserschlacken) den Abscheidungsorganen (Nieren, Leber, Darmkanal, Lungen, Haut u. s. w.) zugeführt und dort als Harn-, Athem-, Koth-, Schweißbestandtheile ausgeschieden zu werden. So besteht also in der That die ganze eine Hälfte des Lebensprocesses in einem unausgesetzten

lebendigen Zurückbilden und Fortschaffen von abgenutzten Körpertheilen, welche man mit der Mauser der Vögel im Wesen gleich achten muß. Ihr gegenüber steht der ebenso unausgesetzte lebendige Neubildungsproceß, der fortwährende Ersatz des Verbrauchten durch neue Zellen, Fasern und andere Gebilde aus denjenigen Stoffen, welche wir uns mittels der Nahrung aneignen. Beide zusammen machen die Reproduction, den Verjüngungsproceß aus, durch welchen allein lebende Körper existiren und sich von den leblosen unterscheiden. Es ist nicht schwer, einen gleichen Vorgang von stetem Aneignen (Lernen) und stetem Ausscheiden (Sichaussprechen, Sichausarbeiten, Vergessen) auch in unserm geistigen Leben nachzuweisen. Die daraus gewonnenen Grundsätze sind außerordentlich einflußreich, nicht nur für die Medicin und Diätetik, sondern auch für die Erziehungskunst und Staatswissenschaft. Das Originalwerk, durch welches dieses fruchtbringende Princip (die sogenannte Mausertheorie) zuerst in die Physiologie eingeführt worden, ist Schultz-Schultzenstein's „Die Verjüngung des menschlichen Lebens und die Mittel und Wege zu ihrer Cultur" (2. Aufl., Berl. 1850).

**Mäusethurm**, bei Bingen am Rhein, bekannt durch die Sage, welche sich an den Erzbischof von Mainz, Hatto II. (s. d.), knüpft, wurde erst zu Anfange des 13. Jahrh. des Zolls wegen angelegt und 1635 durch die Schweden zerstört. Auf Kosten der preuß. Regierung vor dem völligen Einsturz bewahrt, dient er auch gegenwärtig wieder zur Warte, um den Schiffern Signale zu geben.

**Mausoleum** hieß ursprünglich das Grabmal, welches dem Könige Mausolus von Karien seine Gemahlin Artemisia zu Halikarnaß errichten ließ. Es wurde erst nach ihrem Tode vollendet und gehörte seiner Pracht wegen unter die Wunderwerke der Welt. Dasselbe hatte eine Höhe von 104 F., 140 F. im Umfange und war von 36 korinth. Säulen rings umgeben. Auf dem viereckigen Unterbau erhob sich ein pyramidenförmiger Bau von 24 Stufen, und oben darauf stand eine Quadriga. Die Baumeister waren Satyros und Pytheus, die Bildhauer Bryaxis, Leochares, Skopas und Timotheos. Unter den röm. Mausoleen, wie nachmals die prächtigen Grabmäler genannt wurden, zeichnete sich das des Augustus auf dem Marsfelde aus, ein Rundbau, in mehren kolossalen Absätzen emporsteigend. Die Absätze bildeten Terrassen mit Baumpflanzungen; auf dem Gipfel stand die Statue des Augustus. Ferner ist das Mausoleum des Hadrian zu nennen, ebenfalls ein über einem quadraten Unterbau von 320 F. Breite in mehren Absätzen aufsteigender Rundbau; obenauf eine riesige Quadriga mit der Statue Hadrian's. Die untern Theile bilden die heutige Engelsburg. Aus späterer Zeit ist das Mausoleum des Theodorich zu Ravenna bemerkenswerth (die heutige Kirche Sta.-Maria della Rotonda). Es war eine innen runde, außerhalb zehneckige Kapelle, mit einer flachen Kuppel bedeckt. Im 17. Jahrh. ließen viele fürstliche Personen sich kleine Mausoleen bauen. Von neuern Gebäuden der Art sind hervorzuheben: das Mausoleum des Fürsten von Thurn und Taxis zu Regensburg; das Mausoleum der Königin Luise von Preußen zu Charlottenburg, ein einfacher dorischer Bau, sehr edel in seinen Verhältnissen. Nach ihm wurde das Mausoleum der Königin von Hannover von Laves ausgeführt. In Biberich ward ein Mausoleum vom Herzog Wilhelm von Nassau gebaut. Ein Mausoleum für Blücher in Krieblowitz in Schlesien wurde 1853 errichtet.

**Mauth**, s. Zoll.

**Mauvillon** (Jak.), einer der bemerkenswerthesten Anhänger und Vertheidiger des Physiokratischen Systems (s. d.), auch als militärischer Schriftsteller und als Übersetzer bekannt, geb. zu Leipzig 8. März 1743, kam 1756 nach Braunschweig, wo sein Vater als Professor der griech. Sprache am Carolinum angestellt wurde. Er sollte die Rechte studiren, interessirte sich aber mehr für Sprachstudium, Zeichnen und Mathematik und hegte, obgleich schwächlich und verwachsen, viel Neigung für den Militärstand, weshalb er auch im Siebenjährigen Kriege als Ingenieur in hannov. Dienste trat. Nach dem Frieden nahm er seinen Abschied und ging auf seines Vaters Wunsch nach Leipzig, um dort die Rechte zu studiren, was er jedoch bald aufgab. Er wurde 1766 Collaborator an der Schule zu Ilefeld, dann Lehrer der Kriegsbaukunst in Kassel und Hauptmann. Im J. 1785 trat er als Major in braunschw. Dienste und wurde später Oberstlieutenant bei dem Ingenieurcorps und als Lehrer an dem Carolinum angestellt. Ein Freund und Bewunderer Mirabeau's ging er lebhaft auf dessen Plan ein, gemeinschaftlich mit ihm ein politisch-philosophisches Werk über den preuß. Staat zu schreiben, dem er alle seine Muße widmete und zu welchem ihn Mirabeau von Berlin aus reichlich mit Materialien versah. Mirabeau ließ das Werk in Paris unter seinem Namen erscheinen, worauf M. dasselbe

in seiner „Schilderung des preuß. Staats unter Friedrich II." (4 Bde., Lpz. 1793—95) neu bearbeitete. Die Französische Revolution fand an ihm einen enthusiastischen Anhänger; da er sich aber zu lebhaft für Freiheit und Gleichheit aussprach, so verwickelte er sich dadurch in mancherlei Unannehmlichkeiten. In dem Pasquill „Bahrdt mit der eisernen Stirn" durch Kotzebue unanständig angegriffen, zog er sich neuen Verdruß dadurch zu, daß er Zimmermann öffentlich als den Verfasser der Schrift bezeichnete. Er starb zu Braunschweig 11. Jan. 1794. Mit Übergehung seiner Übersetzungen gedenken wir noch seiner „Physiokratischen Briefe an Dohm" (Braunschw. 1780), der „Einleitung in die militärischen Wissenschaften" (Braunschw. 1783) und der „Geschichte Ferdinand's, Herzogs von Braunschweig" (2 Bde., Braunschw. 1794).

**Mävius**, s. Bavius.

**Maxen**, ein Rittergut und Dorf mit 650 E. zwischen Pirna und Dippoldiswalde im Königreiche Sachsen, mit Marmor- und besonders Kalkbrüchen und einer Heilquelle mit Badeanstalt, liegt auf einem Höhenplateau, welches an drei Seiten von tiefen, steil eingeschnittenen Thälern umschlossen ist, und wurde historisch dadurch merkwürdig, daß sich hier 20. Nov. 1759 das Corps des preuß. Generals Fink, welches noch 2000 Combattanten mit sieben Generalen und 550 Offizieren zählte, auf freiem Felde an Daun als kriegsgefangen ergeben mußte.

**Maxentius**, röm. Kaiser, der Sohn des Maximianus (s. d.), wurde 306 von den Prätorianern zum Augustus erhoben und von dem Volke und Senat zu Rom, die Galerius durch eine Schatzung erbittert hatte, anerkannt. Severus, den Galerius gegen ihn und seinen Vater, der sich mit ihm verband, sendete, mußte sich dem Letztern ergeben, und auch der Versuch, den Galerius selbst 307 gegen ihn machte, war vergebens. Bald nachher entzweite sich M. mit seinem Vater, der vor ihm nach Gallien floh, und lebte nun in Üppigkeit und Grausamkeit in Rom. Das Glück, mit welchem eine Empörung der Afrikaner unter Alexander 311 durch seinen Feldherrn schnell unterdrückt wurde, reizte ihn zur Kriegserklärung gegen Konstantin d. Gr. (s. d.), an dem er den Tod seines Vaters rächen zu wollen vorgab. Während nun Konstantin nach Italien drang und die Feldherren des M. bei Turin und Verona schlug, lag dieser mit einem gewaltigen Heere unthätig in Rom. Erst nachdem Konstantin die unbesetzten Pässe des Apennin überstiegen hatte, rückte er ihm unvorsichtig entgegen, wurde in der großen Schlacht am Pons Milvius 27. Oct. 312 geschlagen und ertrank in der Tiber.

**Maxime** ist ein Satz (eine Ansicht, Überzeugung u. s. w.), den ein Individuum zum Grundsatz seines Thuns und Lassens macht, wobei es unbestimmt bleibt, ob dieser Grundsatz blos eine subjective oder auch zugleich eine objectiv allgemeine Gültigkeit hat. In den Maximen, nach welchen der Mensch handelt, wurzelt sein Charakter (s. d.), und deshalb ist die Untersuchung über die in den meisten Fällen unabsichtliche und unwillkürliche Entstehung und Befestigung solcher oder anderer Maximen von großer Wichtigkeit für die Pädagogik und Ethik, indem die sittliche Bildung darauf beruht, daß die subjectiven Maximen des Menschen mit den objectiven Sittengesetzen in Übereinstimmung kommen.

**Maximianus** (Marcus Aurelius Valerianus), genannt Herculius, röm. Kaiser, aus der Gegend von Sirmium gebürtig, hatte sich aus niederm Stande im Kriegsdienste emporgeschwungen und wurde von Diocletianus 285 zum Cäsar und 286, nachdem er den Bund der Bagauda in Gallien unterworfen und die in dieses Land einfallenden deutschen Völker zurückgetrieben hatte, zum Augustus erhoben. Bei der Theilung des Reichs, die er mit Diocletian, nachdem sie Galerius und Konstantius Chlorus zu Cäsaren ernannt hatten, 292 vornahm, erhielt M. Afrika und Italien und nahm seinen Sitz zu Mailand. Durch Diocletian veranlaßt, legte er, wie dieser, die Augustuswürde nieder, nahm sie aber 306, mit seinem Sohne Maxentius (s. d.) verbunden, wieder an. Severus, den Galerius gegen sie schickte, fiel in Ravenna in seine Hände; doch mußte M. bald darauf vor seinem eigenen Sohne aus Rom nach Gallien flüchten. Hier gewann er, nachdem er den Diocletian vergebens zur Wiederannahme der Kaiserwürde zu bewegen gesucht hatte, einen Theil des Heeres seines Schwiegersohns, Konstantin's d. Gr. (s. d.), für sich, um diesen zu stürzen, wurde aber von ihm bei Massilia zur Ergebung und zur Niederlegung des Purpurs, den er zum dritten male angenommen hatte, genöthigt und 310, als er einen Versuch gegen Konstantin's Leben machte, getödtet.

**Maximilian I.**, einer der merkwürdigsten deutschen Kaiser, 1493—1519, Sohn und Nachfolger Kaiser Friedrich's III., geb. 22. März 1459, nahm schon seit 1486, wo er zum röm. König erwählt wurde, Theil an den Regierungsgeschäften. Von ansehnlicher Statur, stark und schön gebaut, entwickelte er, nachdem er bis in sein zehntes Jahr wenig Geist gezeigt hatte, mit einem male seine Fähigkeiten ebenso rasch als vielseitig und machte wie in Künsten und Wissen-

schaften, so in allen körperlichen Geschicklichkeiten und Übungen die ausgezeichnetsten Fortschritte. Im 19. J. vermählte er sich mit Karl's des Kühnen von Burgund Tochter und einzigen Erbin, Maria, und erwarb durch diese Heirath seinem Hause die weitläufigen burgund. Besitzungen. Da der König Ludwig XI. von Frankreich die Hülflosigkeit der Maria benutzt hatte, um eines Theils von Burgund sich zu bemächtigen, so zog M. gegen ihn alsbald zu Felde und zwang ihn zur Herausgabe der eroberten Provinzen. Dagegen mußte er nach dem früh erfolgten Tode seiner Gemahlin (26. März 1482), bei der durch Ludwig's Ränke gegen ihn aufgeregten, mistrauischen Stimmung der niederl. Stände, es ruhig geschehen lassen, daß in Folge des Friedens zu Arras zwischen den niederl. Ständen und Frankreich 1482 seine vierjährige Tochter Margarethe dem Dauphin, dem nachherigen Könige Karl VIII., verlobt, nach Frankreich geführt und Artois, Flandern und das Herzogthum Burgund ihr zur Mitgift gegeben wurden. Ungeachtet dieser erlittenen Kränkungen blieb M. in den Niederlanden, wo er den Krieg gegen das ihm fortdauernd feindlich gesinnte Frankreich mit wechselndem Glücke fortsetzte und in unaufhörlichem Kampfe mit seinen aufrührerischen Unterthanen lebte, die weder Gewalt noch Milde ihm versöhnen konnten. Die von Frankreich fortdauernd angeschürte Aufregung ging endlich so weit, daß die Bürger von Brügge ihn 1488 sogar mit List in ihre Stadt lockten und mehre Monate lang gefangen setzten. Aus dieser Haft durch einen Heereszug seines Vaters und der deutschen Fürsten befreit, eilte er an die Donau, um mit dem Ungarnkönige Matthias, der einen großen Theil der östr. Länder erobert hatte, wegen deren Rückgabe zu unterhandeln, und nach Matthias bald darauf erfolgtem Tode gelang es ihm 1490, die Ungarn aus dem Lande zu treiben. Seine Bemühungen um den ungar. Thron unterbrach der Einfall der Türken aus Bosnien nach Krain, Kärnten und Steiermark 1492, die er mit einem schnell zusammengerafften Heere bei Villach schlug und nach Bosnien zurücktrieb. Schon wollte er auch gegen Karl VIII. von Frankreich, der ihm seine reiche Braut Anna von Bretagne abwendig gemacht, dagegen seine demselben verlobte Tochter zurückgesendet hatte, die Waffen ergreifen, als noch zu rechter Zeit durch des Kurfürsten Philipp von der Pfalz Vermittelung zwischen beiden Fürsten der Friede zu Senlis 1493 zu Stande kam, in welchem M. wenigstens die bedeutende Mitgift seiner Tochter an Ländern zurückerhielt. Nachdem er Friedrich III. auf dem kaiserl. Throne gefolgt, verheirathete er sich mit Blanca Sforza, der Tochter des 1476 ermordeten Herzogs Galeazzo Sforza von Mailand, die ihm zwar 300000 Dukaten Heirathsgut mitbrachte, aber ihn auch in die ital. Händel ihres Hauses verwickelte. Dem unter seines Vaters langer und schlaffer Regierung im Reiche eingerissenen Zustand der Rechtslosigkeit und Willkür suchte er durch Errichtung des Ewigen Landfriedens (s. d.) und die Einsetzung des Reichskammergerichts (s. d.) 1495 und des Reichshofraths (s. d.) 1501 zu steuern. Zum Behuf der Executionen bei Landfriedensbrüchen theilte er Deutschland in sechs und 1512 in zehn Kreise, in deren jedem ein Hauptmann das Kreiscontingent zur Erhaltung der Ruhe und Bestrafung der Ruhestörer führte. Auch trat er den Misbräuchen der Femgerichte (s. d) entgegen. Er gab gute Polizeigesetze, errichtete zuerst stehende Truppen unter dem Namen Landsknechte (s. d.), verbesserte das grobe Geschütz, ließ zur Erleichterung der Communicationen Posten anlegen, beförderte Wissenschaft und Künste, unterstützte Gelehrte und Künstler und sorgte namentlich für die Universitäten zu Wien und zu Ingolstadt. Eine größere Thätigkeit für das Reich nach innen und außen zu entwickeln hinderten ihn seine Feldzüge gegen die Schweiz und gegen die Franzosen in Italien. Hier war der junge Herzog Giov. Galeazzo Sforza von seinem Oheim Ludwig ermordet, dieser aber, nachdem er sich des Herzogthums bemächtigt, von dem mit Galeazzo verschwägerten König von Neapel mit Krieg überzogen worden. Ludwig hatte die Franzosen zu Hülfe gerufen, die sofort mit großer Heeresmacht in Italien erschienen, Neapel eroberten und selbst Mailand bedrohten. Sich weiterer Eroberungen derselben zu erwehren, traten 1495 der Papst, der Kaiser, Neapel und Mailand zu einem Bunde zusammen und zwangen den König Karl VIII., ebenso schnell als er gekommen, nach Frankreich zurückzukehren. Als jedoch 1500 die Franzosen ihre Eroberungsabsichten auf Italien erneuerten und Ludwig XII. nächst dem größten Theile von Neapel auch Mailand in Besitz nahm, blieb M., dem es an Geld und Truppen fehlte, nichts übrig, als im Vertrag von Blois den König von Frankreich gegen ein Geschenk von 200000 Frcs. und gegen das Versprechen einer Heirath seines Sohnes mit dessen Tochter Claudia mit dem Herzogthume seines Schwagers zu belehnen. Da Ludwig XII. dieses Versprechen nicht hielt und seine Tochter anderweit verheirathete, zog M. mit einer kleinen Armee über die Alpen, um Mailand wiederzunehmen. Doch die mächtigen Venetianer lauerten ihm auf, verwehrten ihm den Durchzug,

schlugen ihn bei Cadore und eroberten später sogar Fiume und Triest. Mit lebhaftem Eifer ergriff daher M. die Auffoderung zur Theilnahme an dem Bündnisse, welches der Papst Julius II., Ludwig XII. und Ferdinand von Aragonien zur Demüthigung der Republik Venedig unter dem Namen der Ligue von Cambrai schlossen, um auf diese Weise die erlittene Schmach zu rächen. Aber Venedig, geschreckt durch die heranziehenden Heere, die bereits einzelne Landschaften der Republik erobert hatten, eilte, sich mit dem Papst und Ferdinand zu vergleichen, und so sah M., für seinen Theil zu schwach, in allen weitern Unternehmungen sich gehemmt. Der Groll über den verfehlten Erfolg dieses Feldzugs, dessen Schuld er den Franzosen zuschrieb, bestimmte ihn 1511, der sogenannten Heiligen Ligue zwischen dem Papste, Venedig, Ferdinand von Aragonien und Heinrich VIII. von England gegen Frankreich heimlich beizutreten. Von der feindlichen Übermacht überwältigt, mußten die Franzosen in kurzer Zeit die Lombardei räumen und Mailand dem Maximilian Sforza überlassen, und als Heinrich VIII., mit M. verbündet, in ihr Land einfiel, wurden sie in der sogenannten Sporenschlacht bei Guinegate 17. Aug. 1513 völlig geschlagen. Doch 1515 erneuerte der König von Frankreich, Franz I., seines Vorgängers Eroberungsversuche in Italien, eroberte Mailand und zwang M. im Frieden zu Brüssel nicht nur Mailand an Frankreich, sondern auch Verona an die Venetianer gegen eine Abstandssumme von 200000 Dukaten zu übergeben. Nicht glücklicher als in Italien war er in dem Kampfe mit den Schweizern, die im Frieden zu Basel 1499 sich für immer vom Deutschen Reiche lossagten. Um so besser gelangen ihm die friedlichen Eroberungen für das Haus Habsburg; denn außer der Erheirathung der burgund. Erbschaft bekam er durch den Tod seines Vetters, Erzherzogs Sigismund, dessen östr. Landesantheil Tirol; auch erwarb er Görz, Gradiska, das Pusterthal und nach dem Landshuter Erbfolgestreite 1505 bedeutende Stücke von Baiern. Durch die Vermählung seines Sohnes Philipp mit der span. Infantin Johanna und seiner Tochter Margarethe mit dem span. Infanten Johann legte er den Grund zur Erwerbung Spaniens, und durch die Wechselheirath seiner Enkel, Ferdinand und Maria, mit Anna und Ludwig, den Kindern König Wladislaw's von Ungarn und Böhmen, zur Erwerbung dieser beiden Länder an sein Haus. Er starb zu Wels in Oberöstreich 12. Jan. 1519 und wurde in Wienerisch-Neustadt begraben. Ferdinand I. errichtete ihm zu Innsbruck ein schönes Denkmal. M. war ein wohlwollender, heiterer Charakter, leicht begeistert, thätig und gut unterrichtet. Durch und durch voll echt ritterlicher Gesinnung, zeichnete er sich mehr durch Hang zu Abenteuern, z. B. auf der steilen Martinswand in Tirol, und durch die persönliche Galanterie und Tapferkeit eines Ritters, wie er denn z. B. den Ritter Claudius de Barre aus Frankreich, der die ganze deutsche Ritterschaft herausfoderte, im Zweikampfe niederwarf, als durch consequente Staatsklugheit und großartigen Unternehmungsgeist aus. Übrigens war er nicht blos prosaischer Schriftsteller, sondern auch Dichter. Außer mehren Schriften über Kriegskunst, Gärtnerei, Jagd und Baukunst hatte er eine umständliche, aber romanhafte Beschreibung seines Lebens in die Feder dictirt. (S. **Weisskunig**.) Lange Zeit wurde er auch für den Verfasser des Theuerdank (s. d.) gehalten, dessen Held er ist. Sein Nachfolger war sein Enkel, Karl V. (s. d.).

**Maximilian** II., deutscher Kaiser, 1564 — 76, der Sohn und Nachfolger Ferdinand's I. (s. d.), geb. 1. Aug. 1527 zu Wien, gewann schon in der Jugend durch seinen Lehrer Wolfg. Severius eine günstige Meinung für den Protestantismus. Nachdem er aus Spanien zurückgekehrt, wo er drei Jahre Vicekönig gewesen, wirkte er wesentlich mit für das Zustandekommen des Passauer Vertrags. Er wurde im Sept. 1562 König von Böhmen, zwei Monate darauf röm. König und im Sept. 1563 König von Ungarn. Letzteres war das einzige Land, welches er bei seinem Regierungsantritte als Kaiser mit den Türken im Kriege fand. Doch wurde der alte Sultan Soliman II. sehr bald dadurch beschwichtigt, daß er ihm alle Eroberungen in Ungarn überließ und einen jährlichen Tribut von 300000 Gldn. versprach. Als später Soliman, um des Fürsten von Siebenbürgen, Johann Sigismund, Ansprüche auf dieses Königreich zu unterstützen, aufs neue seine Heere gegen M. marschiren ließ, endigte der Tod des Sultans vor Szigeth schon 1567 den Krieg, indem sein Nachfolger Selim mit M. einen achtjährigen Waffenstillstand schloß. Während Philipp II. von Spanien die Empörung der Niederländer zu bekämpfen hatte und Frankreich von Religions- und Bürgerkriegen zerrissen wurde, genoß Deutschland, da M. in keinen dieser Kriege sich einmischte, einer behaglichen Ruhe, die nur durch die Grumbach'schen Händel (s. Grumbach) und die Religionsstreitigkeiten auf dem Reichstage unterbrochen wurden. Dem östr. Ritterstande bewilligte er 1568 förmlich und den Städten unter der Hand freie Religionsübung; die Protestanten wurden in höhern und niedern Staatsämtern angestellt und die kirchlichen Angelegenheiten einer ständischen Religionsdeputa-

tion übertragen, ja man ließ sogar den evangelischen Theologen Chyträus aus Rostock zur Anordnung des evangelischen Gottesdienstes und zur Ausarbeitung einer Agende nach Östreich kommen. An dem bei seiner großen Neigung für die evangelische Lehre von den Protestanten erwarteten förmlichen Übertritte zur protest. Kirche hinderten ihn die politischen Rücksichten auf Spanien und auf die kath. Reichsfürsten, besonders auf das verwandte Baiern; auch thaten dabei etwas die dringenden Ermahnungen und Bitten, mit denen der Papst erst durch den Nuntius Stanisl. Hosius, dann durch den nach Wien gesendeten Cardinal Commendone ihn unablässig bestürmte. Die Jesuiten hielt er in engen Schranken und verstattete ihnen keinen Einfluß auf sich; doch verbreiteten sie sich, da er nichts Ernstliches gegen sie unternahm, unter seiner Regierung immer mehr und mehr und wußten sich eine nachhaltige Einwirkung auf die Glieder seiner Familie, seine Gemahlin, seine Brüder und seinen Sohn zu sichern, die später verderbliche Früchte trug. Durch diese Halbheit der Maßregeln, die er auch in den ungenügenden Religionsconcessionen an seine Unterthanen bewies, brachte M. bei aller Toleranz, durch die er sich über seine Zeit erhob, unabsichtlich über seine Erbländer die Religionsverfolgungen und Leiden, die dieselben unter seinen Nachfolgern erfuhren. Er starb 12. Oct. 1576. Von den sechs Söhnen, die ihm nebst zwei Töchtern seine Gemahlin Maria, eine Tochter Kaiser Karl's V., geboren hatte, folgte ihm in der Kaiserwürde und in den östr. Erblanden sein ältester Sohn, Kaiser Rudolf II. (s. d.), und diesem, der kinderlos starb, der vierte Sohn Matthias (s. d.).

**Maximilian I.**, Kurfürst von Baiern, 1597—1651, der Sohn des Herzogs Wilhelm V. von Baiern, geb. 17. April 1573 zu Landshut, erhielt eine sehr wissenschaftliche Bildung, erwarb sich namentlich eine große Fertigkeit in fremden Sprachen, studirte in Ingolstadt und machte seit 1591 mehre Reisen. Im J. 1597 übernahm er die Regierung von Ober- und Niederbaiern, die sein Vater, der erst 1626 starb, niederlegte, um desto ungestörter frommen Übungen obzuliegen. Er hatte die redliche Absicht, sein Land auf die höchste Stufe der Macht und Blüte zu erheben; allein der Dreißigjährige Krieg brachte Baiern um einen guten Theil der Früchte, die es von M.'s weiser Regierung erwarten konnte. Im J. 1607 hatte er die vom Kaiser Rudolf II. über Donauwörth ausgesprochene Acht zu vollziehen, das er hierauf trotz der nachdrücklichen Verwendung der evangelischen Stände im Besitz behielt. Als dann in Folge des Falls mit Donauwörth eine Union der evangelischen Stände sich bildete, stellte er sich an die Spitze der dieser gegenüber gebildeten kath. Ligue. Im Bündnisse mit dem Kaiser Ferdinand II. gegen Friedrich V. von der Pfalz brachte er Oberöstreich zum Gehorsam, siegte am Weißen Berge bei Prag und eroberte die Ober- und Unterpfalz. Zum Lohne dafür erhielt er 1623 die der Pfalz genommene Kurwürde und zur Vergütung für die 13 Mill. Gldn. aufgewendeter Kriegskosten die Erblande Friedrich's von der Pfalz. Nach Tilly's Niederlage bei Leipzig sah er seit 1632 und namentlich 1647 sein Land unendlichen Verwüstungen der Schweden und Franzosen preisgegeben. Dagegen erhielt er im Westfälischen Frieden die Oberpfalz und die Graffschaft Cham und die Bestätigung in der Kurwürde nebst dem Erztruchseßamt. Auch während des Kriegs war er für das Aufblühen seines Landes rastlos besorgt; er verschönerte und erweiterte die Residenz, baute das Zeughaus und das Josephsspital, legte daselbst den Hofgarten an, zog die merkwürdige Sooleleitung von Reichenhall nach Traunstein, begründete die Jesuitencollegien zu Amberg, Burghausen, Mindelheim und Heidelberg und ließ dem Kaiser Ludwig dem Baier in der Frauenkirche zu München ein prächtiges Denkmal errichten. Er starb 17. Sept. 1651 zu Ingolstadt. Merkwürdig ist die von M. für seinen Sohn und Nachfolger Ferdinand Maria (1651—79) aufgesetzte „Anleitung zur Regierungskunst", die lat. und deutsch von Aretin (Würzb. 1822) herausgegeben wurde. Vgl. Wolf, „Geschichte M.'s I. und seiner Zeit" (fortgesetzt von Breyer, 4 Bde., Münch. 1807—11).

**Maximilian (II.)** Maria Emanuel, Kurfürst von Baiern, 1679—1726, der Enkel des Vorigen und Sohn des Kurfürsten Ferdinand Maria, geb. 11. Juli 1662, folgte seinem Vater 1679 unter der Vormundschaft seines Oheims, des Herzogs Maximilian Philipp von Baiern. Nachdem er die Regierung selbst übernommen, zog er 1683 der von den Türken belagerten Stadt Wien zu Hülfe und focht dann mit großem Ruhme im Interesse Östreichs nicht nur in Ungarn, sondern auch am Rhein. Im J. 1685 vermählte er sich mit des Kaisers Leopold I. Tochter, Maria Antonia, und 1692 wurde er Gouverneur der Niederlande. Doch noch in demselben Jahre starb seine Gemahlin, und mit dem Tode ihres einzigen hinterlassenen Sohnes 1699 erloschen die Ansprüche seines Hauses auf die span. Erbfolge. Da überdies Östreich ihm viele Ursachen zur Misstimmung gegeben hatte, so verband er sich beim Ausbruche des Spanischen Erbfolgekriegs (s. d.) mit Frankreich, räumte den Franzosen die span. Niederlande ein und be-

mächtigte sich der Städte Ulm, Memmingen, Neuburg und Regensburg. Doch nach den verlorenen Schlachten am Schellenberge und bei Hochstädt (s. d.) 1704 mußte er sein Land verlassen und wurde 30. April 1706 nebst seinem Bruder, dem Kurfürsten Joseph Clemens von Köln, der ebenfalls auf franz. Seite getreten war, vom Kaiser Joseph I. in die Acht erklärt. Der Fürstenrath, dessen Einwilligung nicht eingeholt worden war, protestirte zwar gegen die Acht, allein diese wurde erst im Badener Frieden von 1714 aufgehoben und M. wieder in Besitz seiner sämmtlichen Länder gesetzt. Im J. 1717 schickte er dem Hause Östreich ein Hülfscorps unter dem Kurprinzen wider die Türken. Mit der Pfalz verglich er sich 1724 wegen der Reichsverwesung, die nun von beiden gemeinschaftlich geführt wurde. Zum zweiten male hatte er sich 1694 mit einer Tochter König Johann's III. von Polen vermählt, mit der er zahlreiche Nachkommen zeugte. Er starb 26. Febr. 1726. Sein Nachfolger wurde sein Sohn Karl Albrecht, 1726—45, der als Karl VII. (s. d.) die deutsche Kaiserwürde erhielt.

**Maximilian (III.) Joseph**, Kurfürst von Baiern, 1745—77, der Sohn Kaiser Karl's VII., geb. 28. März 1727, versuchte zwar nach dem plötzlichen Ableben seines Vaters, der nach des Kaisers Karl VI. Tode Ansprüche auf die östr. Staaten gemacht hatte, noch ein mal gegen die Truppen der Kaiserin Maria Theresia das Glück der Waffen, entsagte aber, da der Erfolg kein günstiger war, in dem Frieden zu Füssen 22. April 1745 allen Ansprüchen auf Östreich, wogegen er seine verlorenen Länder zurückerhielt. Seine erste Angelegenheit war nun, durch Einschränkung des Hofstaats, Einziehung eines Theils seiner Truppen und Überlassung eines andern Theils derselben an die Seemächte, überhaupt durch strenge und weise Staatswirthschaft dem erschöpften Lande zu Hülfe zu kommen. Die Staatsschulden wurden geordnet und 1758 eine neue Gerichtsordnung eingeführt. Den Fabriken wurde der nöthige Schutz gewährt und der Ackerbau durch zweckmäßige Verordnungen, Belohnungen und von 1762 an durch Urbarmachung öder Plätze befördert. Auch die Wissenschaften hatten sich seiner Unterstützung zu erfreuen, Schulen und Universitäten wurden verbessert und 1759 die Akademie der Wissenschaften in München gestiftet. Bei aller Anhänglichkeit des Kurfürsten an die kath. Kirche verminderte er doch die Klöster und gestattete den Protestanten in München die Ausübung ihres Gottesdienstes. Auch war er einer der ersten Fürsten, welche dem Aufhebungsbreve der Jesuiten nachkamen. Als man ihm einst eine Liste sogenannter Freigeister überreichte mit der Bitte, diese gefährlichen Leute zu entfernen, antwortete er: „Gerade die besten Köpfe", und warf das Papier ins Feuer. Vermählt war er mit einer Tochter des Königs August III. von Polen. Er starb als Opfer ungeschickter ärztlicher Behandlung an den Kinderblattern 30. Dec. 1777. Mit ihm erlosch die jüngere Hauptlinie des Hauses Wittelsbach, und seine Länder fielen an das pfalzgräfliche Haus Sulzbach, aus welchem ihm der Kurfürst von der Pfalz, Karl Theodor (s. d.), in der Regierung folgte.

**Maximilian Joseph**, Kurfürst von Baiern seit 1799 und König 1806—25, wurde 27. Mai 1756 zu Schwetzingen geboren. Sein Vater war der Prinz Friedrich von Zweibrücken-Birkenfeld, östr. Feldmarschall, seine Mutter Maria Franziska, die Tochter des Erbprinzen Jos. Karl Emanuel von Sulzbach. Im sechsten Jahre seines Alters kam er nach Zweibrücken unter die Aufsicht seines Oheims, des Herzogs Christian IV. von Pfalz-Zweibrücken, wurde 1777 als franz. Oberst zu Strasburg seinem Regimente vorgestellt und 1778 zum Generalmajor erhoben. Nach mehren Reisen in Frankreich verweilte er von 1782 bis zum Ausbruche der Revolution in Strasburg, worauf er nach Manheim ging. Als sein Bruder, der Herzog Karl II. von Zweibrücken, 1. April 1795 kinderlos starb, folgte er ihm in der Regierung, und nach dem Erlöschen des pfalz-sulzbachischen Stamms durch den Tod des Kurfürsten Karl Theodor 16. Febr. 1799 wurde er Kurfürst von Baiern und Herzog von Jülich und Berg. In der nächstfolgenden Zeit ließ er sich höchst angelegen sein, die Landwirthschaft und den Verkehr durch zweckmäßige Einrichtungen zu fördern. Das Criminalrecht wurde 1802 verbessert, den Protestanten und Reformirten 1803 freie Übung des Cultus gestattet. Um seinem Lande den Krieg zu ersparen, schloß er sich 1805 dem Rheinbunde an und nahm hierauf 1. Jan. 1806 den Königstitel an, der ihm im Frieden zu Presburg 26. Dec. 1805 zugesprochen worden war. Nur um so kräftiger griff er von jetzt an reformatorisch in den Gang der Regierung ein und beseitigte in allen Zweigen des Staatslebens das Hemmende und Veraltete. Große Verdienste erwarb er sich auch durch Beförderung des öffentlichen Unterrichts, der Wissenschaften und Künste. Die Universitäten zu Landshut, Erlangen und Würzburg wurden zweckmäßig organisirt, die Schullehrerseminarien in den alten Provinzen nach Bedürfniß vertheilt und für die Gebiete Nürnberg und Augsburg 1809 neue errichtet. Ebenso wurde die Akademie der Wis-

senschaften in München vervollkommnet und 1808 eine Akademie der bildenden Künste gestiftet. Obschon Napoleon den bair. Staat ganz für sich zu gewinnen und M. durch die Vermählung von dessen Tochter mit dem Vicekönig Eugen von Italien an sich zu fesseln gesucht hatte, so verkannte M. doch im entscheidenden Augenblicke nicht das wahre Interesse Deutschlands, und sein Übertritt zur allgemeinen Sache durch den Vertrag zu Ried vom 8. Oct. 1813 war von wichtigen Folgen für dasselbe. Um seinem Lande alle die wohlthätigen Einrichtungen, die es ihm verdankt, auch für die Zukunft zu sichern, gab er demselben 26. Mai 1818 eine Constitution, nachdem er zuvor den Minister Montgelas (s. d.), der der Einführung derselben nicht geneigt war, entlassen hatte. (S. Baiern.) Vermählt war M. in erster Ehe seit 1785 mit Wilhelmine Auguste, der Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Darmstadt, und in zweiter seit 1797 mit Karoline Friederike Wilhelmine, der Tochter des Erbprinzen Karl Ludwig von Baden. Gefällige Herablassung, menschenfreundliche Milde und anspruchslose Einfachheit der Sitten bezeichneten seinen Charakter sowol im öffentlichen als im Privatleben. Er starb auf dem Schlosse Nymphenburg 13. Oct. 1825, und ihm folgte in der Regierung sein Sohn Ludwig I. (s. d.). Vgl. Söltl, „Max Joseph, König von Baiern" (Stuttg. 1837).

**Maximilian II. Joseph**, regierender König von Baiern, geb. 28. Nov. 1811, ist der Sohn des Königs Ludwig I. (s. d.) und der Königin Therese. Unter der Aufsicht seiner Ältern einfach erzogen, begab sich M. im Herbst 1829 in Begleitung eines Grafen Fugger-Hohenegg nach Göttingen zum Zwecke akademischer Studien. Dort und in Berlin erwarb er sich eine vielseitige wissenschaftliche Bildung, die er nach Ablauf seines akademischen Cursus seit 1831 durch größere Reisen in Deutschland, Italien und Griechenland erweiterte. Im J. 1830 zum Generalmajor ernannt, leistete er nach seiner Rückkehr von der Universität den Verfassungseid und ward 1836 von seinem Vater in den Staatsrath eingeführt. In den J. 1837—40 besuchte er von neuem Italien und Griechenland. In Baiern selbst führte er ein eingezogenes Leben, verkehrte viel mit Künstlern und Gelehrten und bethätigte ein lebhaftes Interesse sowol für Literatur und Kunst wie für landwirthschaftliche und gewerbliche Angelegenheiten. Sein Lieblingsaufenthalt war das reizende Schloß Hohenschwangau bei Füssen, das er sehr geschmackvoll neu aufbauen und von einer Reihe namhafter Künstler ausschmücken ließ. Anfang 1842 begab er sich nach Berlin und warb um die Prinzessin Maria Hedwig, die Tochter des verstorbenen Prinzen Wilhelm von Preußen. Die Vermählung ward im October desselben Jahres vollzogen. Ohne Antheil an den Staatsgeschäften und, wie es schien, absichtlich von diesen ferne gehalten, wurde er durch die bewegten Ereignisse des J. 1848 und die Abdication König Ludwig's 21. März 1848 plötzlich zum Throne berufen. Er folgte der liberalen Strömung der Zeit und umgab sich mit freisinnigen Räthen, setzte sich aber in eine entschiedene Opposition gegen das Bestreben, eine deutsche Reichsverfassung mit preuß. Kaiserthum aufzurichten. Er verweigerte die Anerkennung der Reichsverfassung vom 28. März 1849, obwol in der Pfalz ein Aufstand ausbrach und auch in Franken sich unruhige Bewegungen zeigten; aber er nahm auch keinen Theil an der von Preußen geleiteten Unionspolitik. Vielmehr näherte er sich Östreich und betheiligte sich an den Schritten, die zur Restauration des Bundestags und zur Execution in Kurhessen und Holstein führten. Das Bestreben freilich, die Bundesverfassung in der Weise umzugestalten, daß Baiern neben den beiden Großmächten ein Antheil an der Execution eingeräumt würde, blieb ohne Erfolg. In der innern Politik war seit den Ereignissen des J. 1850 eine ähnliche Richtung zur Restauration vorherrschend wie in den meisten andern Staaten; dagegen fand die kirchliche Reaction bei König M. keine Unterstützung. Vielmehr zeigte sich die ultramontane Partei sehr beunruhigt durch die freisinnigen literarischen Neigungen des Königs und durch seine Vorliebe für Männer in seiner Umgebung, die man als entschiedene Gegner des röm. Wesens betrachten mußte. Der König hatte schon früher geäußert, er hoffe der Wissenschaft in Baiern einen ähnlichen Aufschwung zu geben wie sein Vater der Kunst, und seine Handlungen rechtfertigten diese Verheißung. Außer dem noch unausgeführten Entwurfe, eine großartige Bildungsanstalt (Athenäum) in München zu errichten, berief er seit 1852 eine Reihe wissenschaftlicher Celebritäten nach München (Liebig, Pfeufer, Siebold, Carriere) und zog den Dichter E. Geibel an die dortige Hochschule, nicht ohne heftige Opposition der ultramontanen Partei, die darin eine Beeinträchtigung der bair. und kath. Interessen erblickte. Zur Herstellung seiner Gesundheit begab sich der König 1853 nach Rom, Neapel und Sicilien und kehrte im Juni d. J. nach längerm Aufenthalt nach Baiern zurück. Aus der Ehe mit der Königin Maria (geb. den 15. Oct. 1825) sind bis jetzt zwei Prinzen entsprossen, der Kronprinz Ludwig Otto Friedrich Wilhelm, geb. 25. Aug. 1845, und Otto, geb. 27. April 1848.

**Maximilian Joseph**, Herzog in Baiern, der einzige Sohn des 3. Aug. 1837 verstorbenen Herzogs Pius August in Baiern und seiner Gemahlin, einer Prinzessin von Aremberg, wurde 4. Dec. 1808 in Bamberg geboren. Seine Erziehung leitete sein Großvater, der Herzog Wilhelm. Im J. 1817 wurde er der königl. Erziehungsanstalt für Studirende zu München übergeben, wo er einen nachhaltigen Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung legte. Nachdem ihn 1824 sein Oheim, der König Maximilian Joseph von Baiern, zum Oberst und Inhaber eines Infanterieregiments ernannt, ward er auf der Marburg durch Privatunterricht weiter gebildet und besuchte sodann seit 1826 ein Jahr lang naturhistorische, geschichtliche und staatswirthschaftliche Vorträge auf der Universität zu München. Im J. 1827 trat er als volljährig in die Kammer der Reichsräthe und wohnte seitdem allen Ständeversammlungen bei. Im J. 1828 machte er eine Reise nach Frankreich, um daselbst die sehr bedeutenden Güter seiner verstorbenen Mutter in Augenschein zu nehmen, und sodann nach England. Wenige Tage nach seiner Rückkehr vermählte er sich 9. Sept. 1828 zu Tegernsee mit der Prinzessin Ludovica, der jüngsten Tochter des Königs Maximilian Joseph, die ihm 22. Juni 1831 den Prinzen Ludwig gebar. Im J. 1830 verlieh der König Ludwig ihm das dritte Chevauxlegersregiment, das gegenwärtig seinen Namen führt. Nachdem er 1831 eine Reise nach der Schweiz und nach Italien gemacht hatte, bezog er bei seiner Rückkehr das Neue Palais in der Ludwigsstraße. In Folge des Entschlusses seines Großvaters, des Herzogs Wilhelm, der den Rest seines Lebens in ruhiger Abgeschiedenheit zu Bamberg verleben wollte, übernahm er 1834, noch bei Lebzeiten seines Vaters, als Haupt der Familie alle Güter. Da er inzwischen seinen gesammten Grundbesitz in Frankreich verkauft hatte, erwarb er in Oberbaiern die schön gelegenen Güter am Staremberger see und den Landsitz Possenhofen an den Ufern desselben, sowie in Franken die ehemalige fuldaische Domäne Holzkirchen und später Wittelsbach. Im J. 1837 wurde er zum Generalmajor befördert, 1848 zum Generallieutenant und zum Kreiscommandanten der Landwehr von Oberbaiern. Im Jan. 1838 brachte er den längst gehegten Plan einer Wanderung nach dem Orient in Ausführung. Er besuchte Griechenland, Konstantinopel, Alexandrien, Kairo, Oberägypten, Nubien und drang bis zur zweiten Katarakte des Nils hinauf. In Kairo wieder angelangt, ging er sodann nach Palästina. Er beschrieb diese Reise, von der er im Sept. 1838 in München wieder eintraf, in der „Wanderung nach dem Orient u. s. w." (Münch. 1839; 2. Aufl., 1840). Im folgenden Jahre bereiste er Holland und Belgien. Unter dem Namen Phantasus erschienen von dem Herzog mehre dramatische und novellistische Arbeiten, die eine leichte Erzählungsgabe und einen fröhlichen Lebenssinn bekunden. Dahin gehören die „Novellen" (2 Bde., Münch. 1831), das „Skizzenbuch" (Münch. 1834), die Novellen „Jakobina" (Münch. 1835) und „Der Stiefbruder" (Münch. 1838). Seine „Sammlung oberbair. Volkslieder und Singweisen" (Münch. 1846) schließt sich der durch Ritter von Spaur herausgegebenen Sammlung östr. Volksweisen an und dient zur Vervollständigung unserer Kenntniß der Alpenländer.

**Maximilian Heinrich**, Kurfürst von Köln, war der Sohn des Herzogs Albrecht VI. in Baiern und wurde 6. Oct. 1621 geboren. Nach dem Tode Ferdinand's, seines Vetters, erhielt er 1650 das Kurfürstenthum Köln mit den Bisthümern Lüttich und Hildesheim. Mit dem Kurfürsten von Mainz gerieth er 1653 über das Recht, die Kaiserkrönung zu vollziehen, in einen Streit, der dahin geschlichtet wurde, daß sie fortan bei der Krönungsceremonie abwechselnd fungiren sollten. In ein langes und hartnäckiges Zerwürfniß kam er später mit der Stadt Köln, deren Privilegien er angetastet. Nicht nur der Kaiser, sondern auch die Generalstaaten der Niederlande erklärten sich für die Stadt und bedrohten ihn. Deshalb schloß er unter Vermittelung des Bischofs von Strasburg, Wilhelm Egon von Fürstenberg, eines eifrigen Anhängers des franz. Hofs, 1669 mit Ludwig XIV. von Frankreich ein Bündniß, nach welchem dieser ihn bei einem Überfalle mit Truppen unterstützen wollte. Nachdem 1672 dieses Trutz- und Schutzbündniß mit Frankreich gegen die Niederlande erneuert worden war, trat auch der kriegerische Bischof von Münster, Christoph Bernhard von Galen (s. d.), hinzu. Vergebens suchten die Generalstaaten den Kurfürsten zufrieden zu stellen, indem sie ihm die 1633 genommene Festung Rheinberg, um die es sich angeblich handelte, anboten. Der Kurfürst erklärte den Generalstaaten den Krieg, brach mit den Franzosen zugleich in die Niederlande ein und nahm, als sich der Kaiser gegen Frankreich in Bewegung setzte, franz. Truppen in Kaiserswerth, Neuß und Bonn ein. Zugleich eroberte er Deventer und belagerte mit dem Bischof von Münster Gröningen. Als jedoch im Laufe des J. 1673 die Verbündeten der Generalstaaten Bonn belagerten, floh M. nach Köln und leitete sogleich Friedensunterhandlungen ein. Hierauf kam 22. April 1674 der Vergleich der Generalstaaten mit Münster, 11. Mai mit Kurköln zu Stande, in wel-

chem die Niederländer Rheinberg dem Kurfürsten abtraten. Im J. 1683 wurde er Bischof von Münster; weil jedoch die päpstliche Bestätigung ausblieb, so beschränkte sich seine Verwaltung nur auf die weltlichen Angelegenheiten. Er starb 3. Juni 1688. Übrigens war er ein eifriger Alchymist.

**Maximilian** (Franz Xaver Joseph), letzter Kurfürst von Köln, 1784—94, Bischof zu Münster, Hoch- und Deutschmeister zu Mergentheim, königl. Prinz von Ungarn und Böhmen und Erzherzog von Östreich, war der jüngste unter den Söhnen der Kaiserin Maria Theresia und Kaiser Franz' I., geb. 8. Dec. 1756. Nachdem er als Jüngling unter der Leitung des Grafen von Rosenberg Deutschland, Frankreich, Holland und Italien durchreist hatte, machte er unter seinem Bruder, dem nachmaligen Kaiser Joseph II., den Bairischen Erbfolgekrieg mit. Für den geistlichen Stand bestimmt, war er schon 1769 seinem Oheim, dem Prinzen Karl von Lothringen, als Hoch- und Deutschmeister und 1780 dem Kurfürsten und Bischof von Köln und Bischof zu Münster, Maximilian Friedrich, als Coadjutor adjungirt worden und erlangte 1780 die erstere, 1784 die letztern Würden. Sein Bestreben, die Finanzen, Polizei und das Justizwesen in seinem Staate zu ordnen und zu verbessern, gelang ihm in ausgezeichneter Weise, namentlich unter Mitwirkung seines Ministers von Waldenfels. Als Kenner und Freund der Wissenschaften unterstützte er Talent und Verdienst. Die Universität Bonn erweiterte er durch nützliche Anstalten; auch vermehrte er die Hofbibliothek mit den kostbarsten und ausgezeichnetsten Werken. Dagegen lebte er in seinem Hauswesen sehr einfach und haushälterisch. Keinem Unterthan war der Zutritt zu ihm verwehrt; allen schenkte er gleiche Aufmerksamkeit und gegen Jedermann sprach er sich mit liebenswürdiger Offenheit aus. Seine gute Laune und sein Scherz äußerten sich oft originell und naiv. Er sprach mehre Sprachen sehr fertig, war mit den besten Erzeugnissen der Literatur vertraut, liebte die Musik und spielte selbst einige Instrumente. Seinen Sinn für Natur bezeugten seine Anlagen zu Godesberg, Poppelsdorf und Augustusburg. Als der franz. Revolutionskrieg ausbrach, beobachtete er mit weiser Vorsicht für das Beste seines Landes die strengste Neutralität und nahm keinen Theil an der Sache der Emigrirten; sobald aber der Reichskrieg erklärt war, erfüllte er als deutscher Fürst seine Pflicht. Als im Herbst 1794 die Franzosen in Bonn einzogen, sah er sich genöthigt, seine Residenz zu verlassen, und ging nach Münster, von da nach Mergentheim und Ellingen. Im Frühjahre 1800 begab er sich nach Wien und starb 27. Juli 1801 zu Hetzendorf. Vgl. Seida, „M. Franz, letzter Kurfürst von Köln" (Nürnb. 1803).

**Maximilian** (Alex. Phil.), Prinz von Wied, früher von Neuwied, berühmter Reisender, geb. zu Neuwied 23. Sept. 1782, der Onkel des jetzigen Fürsten Hermann von Wied (s. d.), stand früher in preuß. Diensten, aus denen er als Generalmajor seine Entlassung nahm. In der Umgebung seines Stammsitzes hatte er früh die Natur liebgewonnen und beschlossen, die bisher weniger bekannten Länder der Erde zu erforschen. Unter Vorbereitungen zu einer solchen Reise verlebte er die Zeit bis 1815 meist an der Seite seiner Mutter, Luise, einer geborenen Gräfin von Wittgenstein-Berleburg (gest. 1823), die zu den gebildetsten Frauen Deutschlands gehörte. Hierauf ging er im Mai 1815 über London nach Rio-Janeiro und trat dann in Begleitung der Naturforscher Freireiß und Sellow die Reise nach San-Salvador und dem Flusse Espirito-santo an. Die Feindseligkeiten der kriegerischen Botocuden, über welche er die ersten genauen Nachrichten gab, zwangen ihn, von Morro d'Arara im Sommer 1816 sich nach Villa-Viçoza zu begeben, dann nach Caravallas, Sta.-Cruz und Villa-Belmonte. Um die innern Waldungen kennen zu lernen, nahm er hierauf seinen Weg vom Flusse Belmonte nordwärts, quer durch die Waldungen bis zum Flusse Ilhéos, wo man erst mit der Axt sich Bahn brechen mußte, bis zu den Grenzen von Minas-Geraes. Doch eine durch das Klima bewirkte Unpäßlichkeit bestimmte ihn, die Rückreise nach Bahia anzutreten, die durch einen Überfall und eine dreitägige Gefangenschaft in Nazareth gestört und verzögert wurde. Dieser Unfall, verbunden mit mancherlei Verlusten, trug dazu bei, daß er sich zur Rückkehr in die Heimat entschloß und sich 10. Mai 1817 nach Lissabon einschiffte. Ein Theil seiner reichen Sammlungen war vor ihm bereits in Europa eingetroffen. Seine wohlausgestattete „Reise nach Brasilien in den J. 1815—17" (2 Bde., Fkf. 1819—20, mit Atlas in Fol.) gibt ein Zeugniß des Muthes und der Umsicht, womit er das Land längs der Ostküste Brasiliens vom 13.—23.° s. Br. erforscht hat, und seines Eifers für die Wissenschaft. Sehr schätzbar und trefflich ausgestattet sind auch seine „Abbildungen zur Naturgeschichte Brasiliens" (15 Hefte, Weim. 1823—31) und „Beiträge zur Naturgeschichte Brasiliens" (4 Bde., Weim. 1824—33). Eine neue Reise unternahm er 1833 in Begleitung eines geschickten Malers und geübter Sammler nach dem Westen der Vereinigten Staaten.

Er gelangte bis in die Nähe der Felsengebirge und kehrte mit sehr bedeutenden Sammlungen und einem reichen Material an Zeichnungen und Beobachtungen zurück. Die erstern verbrannten mit einem Dampfschiffe auf dem Missouri und er konnte daher die Zoologie jener Provinzen nicht bearbeiten. Seine „Reise durch Nordamerika" (2 Bde., Kobl. 1838—43, mit Atlas von 81 Kpfrn.) ist ein Prachtwerk, dem Ähnliches in Deutschland nicht vorausgegangen ist, und von größtem Werthe für die Ethnographie jener Gegenden. Als Zoolog nimmt der Prinz keine geringe Stelle ein; auch besitzt er eine ausgezeichnete zoologische Sammlung, die er Forschern mit Humanität öffnet.

**Maximilianische Thürme**, nach ihrem Erfinder, dem Erzherzog Maximilian von Este (kaiserl. General-Feldzeugmeister und Großmeister des Deutschen Ordens in Östreich, geb. 14. Juli 1782), benannt und zuerst bei der Befestigung von Linz angewendet, sind gemauerte, zur Vertheidigung eingerichtete, einzeln liegende, mit einem Graben und Glacis umgebene Thürme. Der Thurm besteht aus einem Erdgeschoß, auf welchem zwei Etagen und eine Plateforme ruhen, die zusammen eine Höhe von 32 F. haben. Alle Decken sind bombenfest gewölbt. Die Plateforme ist mit einer kreisrunden Brustwehr versehen, und die daselbst aufgestellten zehn schweren Geschütze sind so laffetirt, daß man sie gleichzeitig auf einen Punkt kann wirken lassen. Die beiden Etagen sind ebenfalls zur Aufnahme von Geschützen, die obern namentlich zu Wurfgeschützen, eingerichtet; die untere ist zur Aufnahme der Besatzung von 150 Mann bestimmt. Im Erdgeschoß werden Pulver und Proviant aufbewahrt, auch befindet sich der Brunnen daselbst. Die obere Breite des Grabens beträgt nach vorn 50, in der Kehle 12 F. Das Glacis vor dem Graben reicht beinahe bis zur Höhe der Sohle der Plateforme. Die Kosten des Baus eines Thurms sollen 40000 Gldn. nicht übersteigen. Die Thürme sind in solcher Entfernung voneinander angelegt, daß der Zwischenraum zur Hälfte von jedem Thurme bestrichen werden kann. Ob es bei dem so sehr verbesserten Gebrauche der Wurfgeschütze und bei der Anwendung schwerer Bombenkanonen nicht möglich sein wird, das Feuer der Plateforme zum Schweigen zu bringen und selbst das Mauerwerk, ungeachtet des vorliegenden Erdwalls, zu treffen und zu erschüttern, und welchen Einfluß der Fall eines Thurms auf die ganze Linie haben wird, kann erst dann mit Sicherheit beurtheilt werden, wenn die Einrichtung im Kriege selbst die Prüfung bestanden haben wird.

**Maximinus** ist der Name zweier röm. Kaiser. Der eine, **Cajus Julius Verus M.**, nach seiner Abstammung **Thrax** (der Thrazier) genannt, eines Hirten Sohn, hatte sich schon unter Septimius Severus als Krieger durch ungeheuere Stärke und Tapferkeit ausgezeichnet, war von Alexander Severus (s. d.) zum Oberbefehlshaber des Heeres ernannt worden und wurde von diesem nach Alexander's Ermordung 235 zum Kaiser ausgerufen. Während er als solcher seine kriegerischen Eigenschaften auf Zügen gegen die Deutschen bewährte, reizte er durch rohe Grausamkeit und durch die Härte, mit der auf seinen Befehl Geld eingetrieben ward, die Bürger Roms und der Provinzen zur Empörung, die zuerst in Afrika ausbrach, dort aber durch die Besiegung der beiden Gordianus (s. d.) von M.' Statthalter unterdrückt wurde. Der röm. Senat, der die Erhebung der Gordiane zur Kaiserwürde gebilligt hatte, ernannte den Pupienus und Balbinus zu Kaisern, den dritten Gordian zum Cäsar. M., gegen den sich nun alle Provinzen erhoben, drang Anfang 238 in Italien ein. Der Widerstand, den ihm Aquileja bot, erbitterte ihn bei der Belagerung zu maßloser Strenge gegen die Soldaten, und so wurde er mit seinem Sohne im Aufstande von ihnen erschlagen. — Der andere, **Cajus Galerius Valerius M.**, genannt Daza, ein Illyrier von niederer Geburt, erhielt durch den Kaiser Galerius 305 die Cäsarwürde und die Verwaltung des Orients, die er mit Willkür und Härte besonders gegen die Christen führte, und nahm 307 den Titel eines Augustus an. Als er die Vereinigung Konstantin's d. Gr. (s. d.) und des Licinius erfuhr, fürchtete er für sich und zog gegen Letztern, wurde aber 313 bei Adrianopel geschlagen und tödtete sich auf der Flucht zu Tarsus.

**Maximum**, (lat.), das Größte, der höchste Grad, Stufe, Werth, im Gegensatze zu Minimum, das Kleinste. In der Mathematik versteht man unter dem größten oder kleinsten Werthe einer veränderlichen Größe denjenigen, welcher größer oder kleiner ist als ein in der Reihe der Werthe dieser Größe vorangehender oder nachfolgender, so nahe auch beide an jenem größten oder kleinsten Werthe genommen werden. Demnach kann eine Function auch mehre Maxima und Minima haben. Die Untersuchung über das Vorhandensein eines Maximums oder Minimums und die nähern Umstände desselben wird am gründlichsten und leichtesten mit Hülfe der Differentialrechnung und bei schwierigen Aufgaben mittels der Variationsrechnung geführt. Ausgebildet wurde diese Lehre, deren Spuren schon in des Apollonius Werken über

die Kegelschnitte zu finden sind, durch die Gebrüder Bernoulli, Newton und Maclaurin; besonders lichtvoll stellten sie Euler und später Lagrange dar. — In der Französischen Revolution sah sich der Convent veranlaßt, unter andern nationalökonomischen Zwangsmaßregeln auch das Äußerste der Preise der Waaren zu decretiren, und diesen gesetzlich vorgeschriebenen, durch harte Strafen aufrechterhaltenen Preis nannte man das Maximum. Diese Anordnung erfolgte auf das Andringen der revolutionären Massen zu Paris, welche die Theuerung der gewöhnlichen Bedürfnisse blos dem Geize und der übeln Gesinnung der Capitalisten zuschrieben, erstreckte sich anfangs nur auf den Kleinhandel, mußte aber bald auch auf die Einkäufe im Großen und den gesammten Verkehr ausgedehnt werden. Mangel, Lähmung jeder Thätigkeit, Entwerthung des Papiergeldes u. s. w. stiegen natürlich durch die Einführung des Maximums erst recht, sodaß diese Maßregel nicht wenig dazu beitrug, den Knäuel der Revolution unentwirrbar zu machen. Nach dem Sturze der Schreckensregierung ward das Gesetz des Maximums wieder aufgehoben, nachdem man es im Verkehr längst nicht mehr respectirt hatte.

**Maximus**, aus Tyrus gebürtig, daher **Tyrius** genannt, ein Lehrer der Beredtsamkeit und Philosophie in der letzten Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr., lebte abwechselnd in Griechenland und Rom und hat 41 philosophisch-rhetorische Abhandlungen hinterlassen, in denen er dem Platonismus huldigt, die aber blos ihres Stoffs wegen Beachtung verdienen und zuerst von Stephanus (Par. 1557), am besten von Reiske (2 Bde., Lpz. 1774) herausgegeben worden sind.

**Mayenne** (lat. Meduana), ein 24 M. langer Fluß im nordwestlichen Frankreich, entspringt im Depart. Orne, fließt südwärts über die Städte Mayenne, Laval, wo sie nach 13 M. langem Laufe schiffbar wird, Château-Gontier, vereinigt sich nahe oberhalb Angers mit der Sarthe und mündet unter dem Namen Maine (s. d.) bei Pont-de-Cé in die Loire, nachdem sie rechts die Varenne, den Calmont, Ernée und Oudon, links die Jouanne und Ouette aufgenommen hat. — Das nach ihr benannte Depart. **Mayenne**, der westliche Theil der alten Provinz Maine und der nördliche von Anjou, ist 93⅕ QM. groß, zerfällt in die drei Arrondissements Laval, Château-Gontier und Mayenne, zählt 374566 E. und hat zur Hauptstadt Laval. Es besteht aus einer welligen Ebene, gehört, gegen Süden abgedacht, fast ganz zum Bassin der Loire, wird von der Mayenne, deren Zuflüssen und vielen Bächen und Teichen bewässert und hat mildes Klima und nur strichweise fruchtbaren, im Ganzen sandigen Haideboden. Das Land erzeugt wenig Weizen, mehr Roggen, Buchweizen, Gerste und Hafer, etwas Wein, viel Äpfel und Birnen zu Cider und Poiré, Kastanien zu Brot, Hanf und Flachs in Menge. Die lange Zeit brachliegenden Felder, die übrigen Hutungen und der Anbau von Futterkräutern unterstützen die Viehzucht, namentlich die bedeutende Rindvieh- und Schafzucht. Die Bienenzucht wird allgemein betrieben. Der Bergbau auf Eisen und die Benutzung der Marmor- und anderer Steinbrüche ist von Wichtigkeit. Die Leinen- und Hanfgarnspinnerei ist ebenfalls allgemein verbreitet und die Leinweberei der wichtigste Zweig der Industrie. Der Handel mit Landesproducten und Fabrikaten erscheint nicht unbedeutend. — Die alte unansehnliche Stadt **Mayenne**, an beiden Ufern der Mayenne gelegen, ist der Hauptort des gleichnamigen, wenig fruchtbaren Arrondissements und zählt 9300 E., deren Hauptgewerbe in der Fabrikation von Leinwand, Zwillich, Schnupftüchern, Serge, Calicots und in Leinwandbleichen besteht, während in den Umgebungen Eisenhütten im Betrieb stehen. Am rechten Flußufer erhebt sich das alte Felsenschloß der ehemaligen Herren von Mayenne, welches die Brücke beherrscht und durch eine schöne Baumterrasse von einem früherhin dazu gehörigen, jetzt als Leinwandhalle dienenden Gebäude getrennt ist. Den Titel Herzog von Mayenne führte der Guise (s. d.) Charles von Lothringen, geb. 1554, gest. kinderlos 1601. Das Depart. Maine-Loire (s. d.) wird bisweilen auch Mayenne-Loire genannt.

**Mayer** (Karl Friedr. Hartmann), deutscher Dichter, geb. 1786 zu Neckar-Bischofsheim im Würtembergischen, lebt als Oberjustizrath und Oberamtsrichter zu Waiblingen. Im Anfange der dreißiger Jahre hielt er als Mitglied der zweiten würtemb. Kammer mit seinen Freunden Schott, Uhland u. s. w., mit welchen er auch die Annahme einer weitern Wahl ablehnte, zu der liberalen Opposition. Bekannter ist er durch seine zahlreichen, zum Theil in Zeitschriften verstreuten, unter dem Titel „Lieder" (Stuttg. 1833; 2. Aufl., 1840) gesammelten lyrischen Gedichte, welche den Charakter der schwäb. Dichterschule auf das vollkommenste an sich tragen. Fast ohne Ausnahme von geringem Umfange, sind diese Gedichte durchweg Naturbilder von tiefster Innigkeit und echt poetischer Wahrheit, verbunden mit seltenem Zauber und Wohllaut der Sprache. M.'s dichterisches Talent bewegt sich nur auf einem eng begrenzten Gebiet, aber innerhalb desselben hat er Vollendetes geleistet.

**Mayer** (Joh. Tob.), ein berühmter Astronom, geb. zu Marbach im Würtembergischen 17. Febr. 1723, wurde zu Eßlingen in Dürftigkeit erzogen und bildete sich ganz allein durch Privatfleiß zum Mathematiker. Er war schon durch mehre schriftstellerische Versuche, z. B. „Allgemeine Methode zur Auflösung geometrischer Probleme" (Eßling. 1741), bekannt, als er in die Homann'sche Officin nach Nürnberg kam, in der er sich namentlich durch Verbesserung der Landkarten verdient machte. Nebenher versäumte er seine allgemeine wissenschaftliche Bildung nicht und erwarb sich im lat. Stil eine seltene Eleganz. Diese Verdienste bewirkten 1750 seine Berufung als Professor der Mathematik nach Göttingen. Um diese Zeit beschäftigte die Mondstheorie, behufs der Erfindung der Länge zur See, die Astronomen. M. überwand alle bisherigen Schwierigkeiten und verewigte seinen Namen durch Mondstafeln, nach welchen man den Ort des Mondes für jeden Zeitpunkt bis auf eine Minute genau bestimmen kann. Er starb 20. Febr. 1762 zu Göttingen, und erst seine Erben erhielten, als einen Theil des von dem engl. Parlamente für Erfindung der Länge zur See ausgesetzten Preises, 3000 Pf. St. Anderweitige Verdienste um die Astronomie erwarb er sich durch Verbesserung der Winkelmeßinstrumente, Einführung des Multiplicationskreises, Aufstellung einer Theorie der Refractionen und Finsternisse, durch seine Fixsternverzeichnisse u. s. w. Seine Hauptwerke sind die „Theoria lunae juxta systema Newtonianum" (Lond. 1767) und die „Tabulae motuum solis et lunae" (Lond. 1770). Aus seinen hinterlassenen Manuscripten gab Lichtenberg „Opera inedita" (Gött. 1774) heraus. — **Mayer** (Joh. Tobias), Sohn des Vorigen, geb. zu Göttingen 5. Mai 1752, seit 1780 Professor der Mathematik und Physik in Altdorf, seit 1786 in Erlangen und von 1790 an in Göttingen, wo er 30. Nov. 1830 starb, trat in des Vaters Fußtapfen und erwarb sich als Schriftsteller einen geachteten Namen, insbesondere durch den „Unterricht zur praktischen Geometrie" (Bd. 1—3, 4. Aufl., Gött. 1814—18; Bd. 4, 4. Aufl., Erl. 1828; Bd. 5, 2. Aufl., Gött. 1821), die „Anfangsgründe der Naturlehre" (5. Aufl., Gött. 1823) und das „Lehrbuch der höhern Analysis" (2 Bde., Gött. 1819).

**Maynooth**, s. Kildare.

**Mayo**, die nordwestliche Grafschaft der irländ. Provinz Connaught, im W. und N. von dem hier buchten-, insel- und klippenreichen Atlantischen Ocean bespült, hat ein Areal von 100 QM., wovon 31½ auf unproductives Gebirgsland und Moore, fast 4⅓ auf Wasser und 64⅓ auf Culturland kommen. Unter den Baien der sehr zerschnittenen Küste sind die Killalabai und der Broadhafen im Norden, die Black-Rod-, die Clewbai und der vortreffliche Killeryhafen im Westen, unter den Inseln Achill- und Clare-Island die bemerkenswerthesten. Den äußersten Küstenvorsprung bildet die anmuthige und ziemlich fruchtbare Halbinsel Mullet. Im Westen ist M. von öden Gebirgen mit steilen Abgründen und Schluchten erfüllt. Es erheben sich hier der Nephin 2477 F. und der Croagh-Patrick 2372 F. über das Meer, jener gegen Norden, dieser im Süden der Clewbai. Der Norden ist durchaus gebirgig und fällt schroff zum Meere ab, enthält aber auch fruchtbare Thäler. Der Osten und Süden besteht aus weiten Ebenen, theils mit Ackerboden, theils mit guten Weiden bedeckt. Von den Flüssen sind der Moy, welcher gegen Norden in die Killalabai fällt, unter den Seen der schöne Conn, der Keromore, der Carra und der Mask die bedeutendsten. Das Mineralreich bietet vortrefflichen Schiefer dar, gleichwol deckt man die Häuser insgemein mit Stroh; auch Eisenerz ist vorhanden, dessen Ausbeutung man aber hauptsächlich aus Mangel an Holz für den Hüttenbetrieb längst eingestellt hat. Der Ackerbau ist sehr vernachlässigt, könnte aber bei der Fruchtbarkeit der Ebenen und Thäler sehr ergiebig sein. Die Rindvieh- und Schafzucht und die Ausfuhr von Fleisch bildet die Hauptnahrungsquelle der Bevölkerung, wozu noch Fischfang, Garnspinnerei und Leinweberei kommen. Die Bevölkerung war 1831—41 von 366328 auf 388887 E. gestiegen, 1851 aber auf 274716 herabgesunken, was eine Abnahme von 29 Proc. ergibt. Die Grafschaft zerfällt in neun Baronien, enthält 68 Kirchspiele, schickt zwei Mitglieder in das Parlament und hat zur Hauptstadt **Castlebar**, unweit östlich vom See Lanach, an einem kleinen Flusse gelegen, ein freundlicher Ort mit einer romantischen Burg des Lord Lucan, einem Grafschaftsgefängniß, einer Gerichtshalle für die Assisen, einer Cavaleriekaserne, einem Hospitale, einer schönen Pfarrkirche mit hohem Thurme und einer kath. und einer Methodistenkirche. Die 6000 E. leben hauptsächlich von Leinweberei, Garn- und Leinwandhandel, Bierbrauerei und Branntweinbrennerei. Das alte verfallene Hafenstädtchen **Killala** ist der Sitz eines anglikanischen Bischofs, hat eine alte kleine Kathedrale, zwei Klosterruinen und 2000 E., die mit Fischfang und der Ausfuhr von Leinwand und Fleisch sich beschäftigen. Südlicher an derselben Bai von Killala liegt der alte Ort **Mayo**, nach welchem die Grafschaft benannt ist, im Mittelalter Magheo genannt und

einst Bischofssitz, jetzt ein ärmliches Dorf Noch südlicher am Moy liegt das Städtchen **Ballina**, Sitz eines kath. Bischofs, mit 6000 E., Getreide- und Pferdemärkten. Am 22. Aug. 1798 landete bei Killala die franz. Flotte aus Rochefort unter Humbert, eroberte den Ort, schlug die brit. Truppen unter Lake bei Castlebar 27. Aug., mußte aber bald wieder abziehen.

**Mayor** heißt in England, Irland und den Vereinigten Staaten die oberste Magistratsperson einer Stadt, die aus den Mitgliedern des Stadtraths mit Stimmenmehrheit auf ein Jahr gewählt wird und zugleich die polizeiliche Gewalt ausübt. In London, Dublin und York führt der Mayor während seiner Amtszeit den Lordstitel (**Lord Mayor**). Seine Stellung unterscheidet sich von der eines deutschen Bürgermeisters dadurch, daß er unabhängig von der Regierung dasteht, nur den Municipalbehörden verantwortlich ist und wegen etwaiger Amtsüberschreitungen nur auf gesetzlichem, nie aber auf administrativem Wege belangt werden kann.

**Mayotta** oder **Mayotte** heißt die südöstlichste und wichtigste der vier ostafrik. **Comoroinseln**, welche, nördlich im Kanal von Mozambique, zwischen 11 und 13° s. Br. und zwischen der Nordspitze Madagaskars und dem Cap Delgado gelegen, sämmtlich bergig sind, an ihren Rändern aus Korallenfelsen bestehen, vulkanisch-fruchtbaren Boden, im Ganzen gesundes Klima haben, reich an Weiden, prächtigen Cocos- und Arecapalmen, vortrefflichem Schiffbauholz, Zuckerrohr, Reis, Bananen, Mangos, Ananas, Baumwolle, Orangen, Carettschildkröten und Vieh sind. M., wie die übrigen dieser Inseln, wird von einem kolossal gebauten, im Ganzen friedfertigen Mischvolke von ostafrik. Suahelinegern, Arabern und Malayen bewohnt, welches arabisch spricht, sich zum Islam bekennt, aber auch noch Fetische verehrt, theils vom Ackerbau lebt, theils auch vortreffliche Leinwand, Waffen, Juwelier- und Schmiedearbeiten fertigt und früher, ehe die Inseln durch Raubzüge der Sakalawa-Piraten von Madagaskar heimgesucht und entvölkert wurden, einen bedeutenden Handel bis nach Indien trieb. M. ist 15¼ M. lang und von sehr ungleicher Breite, pittoresk, mit Bergen von mehr als 3600 F. Höhe, guten Ankerplätzen, reichlich bewässert, fruchtbar und hat sehr gesundes Klima. Die Insel wurde 1843 vom einheimischen Sultan den Franzosen abgetreten, die auf der Landzunge N'zaondzi eine Niederlassung anlegten, und steht seitdem unter einem franz. Militärobercommandanten, der zugleich die von den Franzosen in Anspruch genommenen Inseln an der Nordwestküste von Madagaskar (s. d.) und die Insel Ste.-Marie an dessen Ostküste unter seiner Aufsicht hat. Im J. 1843 hatte M. nur 2000, 1849 bereits wieder 5268 E., worunter 2555 Freie und 2733 ehemalige Sklaven, mit den erwähnten Dependenzien aber 33051 E., worunter 20313 Freie und 12738 ehemalige Sklaven. Durch ihre überaus günstige Lage dürfte die Colonie M. einst ein sehr bedeutender Handelsplatz werden. Die drei übrigen Comoren, deren jede unter einem eigenen Sultan steht, während jedoch fast jeder Ort seinen eigenen, durch die Wahl der Notabeln bestimmten Chef hat, sind **Angazija** oder **Groß-Comoro**, die größte und höchste unter allen, 9 M. lang, 4—4½ M. breit, mit zwei hohen Bergen, deren einer bis zu 7090 F. aufsteigt, und einem thätigen Vulkane; **N'zuana** oder **Hinzuan**, von den Europäern gewöhnlich **Anjuan** oder **Johanna** genannt, außerordentlich fruchtbar und häufig von europ. Schiffern besucht, und **Mohéli** oder **Mohilla**, die kleinste von allen.

**Mayr** (Simon), berühmter Componist, geb. 1763 zu Mendorf bei Ingolstadt in Oberbaiern, erhielt durch seinen Vater, welcher Organist daselbst war, den ersten musikalischen Unterricht, bezog dann nach des Vaters Willen die Universität, wurde aber durch Neigung sehr bald ganz der Musik zugeführt. In Bergamo fand er an dem Grafen Pesenti einen Gönner, der ihm die Mittel verschaffte, in Venedig unter Leitung des Kapellmeisters Bertoni das Studium der Musik fortsetzen zu können. Nach dem Tode seines Wohlthäters sah er sich genöthigt, die theatralische Laufbahn zu wählen. Im J. 1802 wurde er Kapellmeister der Kirche Sta.-Maria Maggiore in Bergamo. In der nächstfolgenden Zeit als Operncomponist fast allein stehend, wurde er nur durch Rossini in den Hintergrund gedrängt, dem er hauptsächlich die Bahn geebnet hatte. Namentlich verdankt ihm die ital. Oper ein besseres Instrumentale. Er starb 2. Dec. 1845. Die Zahl seiner Opern, Oratorien, Cantaten u. s. w. ist sehr groß; am bekanntesten ist seine Oper „Lodoisca" (1807) geworden.

**Mayseder** (Joseph), Director der Hofmusikkapelle, Solospieler bei dem Hofoperntheater zu Wien und k. k. Kammervirtuos, einer der ausgezeichnetsten Violinspieler und Componisten für dieses Instrument, ist 26. Oct. 1789 in Wien geboren. Zum Lehrer hatte er den durch sein Quartettspiel besonders bekannten Schuppanzigh. Sein Spiel charakterisirt sich durch höchst saubere Fertigkeit und Eleganz; besonders werden sein seelenvoller Vortrag des Adagio, sein zierliches Staccato und sein Quartettvortrag bewundert. Die reichsten Früchte seines Talents

erntete er in den J. 1815 bis ungefähr 1820, wo er mit Hummel, später mit Moscheles Concerte gab, die nach dem Eintrittspreise den Namen der Dukatenconcerte erhielten. Von seinen zahlreichen, höchst dankbaren Compositionen (1853 zählte man deren 65) für die Violine gelten besonders seine Concerte und Variationen für glänzende, zur öffentlichen Production geeignete Stücke, mit denen sich namentlich junge Spieler einzuführen pflegen. Den ungetheiltesten Beifall haben sein Quartett Nr. 5 in D-dur und das Quintett Nr. 1 in Es-dur gefunden. Auch hat er in der letzten Zeit für die wiener Hofkapelle eine vorzügliche Messe in Es-dur geschrieben. M. hat mehre ausgezeichnete Spieler gezogen, unter diesen Panofka, Hafner, Hauser und Wolf, und auch als Orchesterdirector der Hofkapelle sich große Verdienste erworben.

**Mazarin** (Jules), Cardinal und Minister während der Minderjährigkeit Ludwig's XIV. in Frankreich, geb. 14. Juli 1602 zu Rom, nach Andern zu Piscina in den Abruzzen, war der Sohn eines sicil. Edelmanns. Er studirte in Rom, dann auf span. Universitäten die Rechte, trat aber 1622 in päpstliche Militärdienste und stand 1625 als Hauptmann im Veltlin. Im mantuanischen Successionsstreite begleitete er den päpstlichen Legaten an die Höfe von Savoyen und Frankreich. In dieser untergeordneten Stellung lernte ihn in Lyon 1630 Richelieu kennen, der in ihm große staatsmännische Talente erblickte und sich seiner fortan zur Aufrechthaltung des franz. Interesses in Italien bediente. Nachdem er 1632 in Rom den Militärstand mit dem Staatsdienst vertauscht hatte, schickte ihn der Papst 1634 als Vicelegaten nach Avignon und bald darauf als außerordentlichen Nuntius in Angelegenheiten der lothring. Dynastie an den franz. Hof. Nachdem er 1636 nach Rom zurückgekehrt, wirkte er nun offen für die franz. Politik. Im J. 1639 trat er völlig in die Dienste Ludwig's XIII. und erhielt auf Verwenden Richelieu's, seines Meisters und Beschützers, 16. Dec. 1641 den Cardinalshut. Richelieu empfahl ihn sterbend dem Könige als den Mann, der allein sein politisches System fortsetzen könne. Ludwig XIII. ernannte hierauf M. zum Staatsrath und erhob ihn auch zum Mitgliede des Regentschaftsraths, der unter der Präsidentschaft des Herzogs Gaston von Orléans (s. d.) das Reich während der Minderjährigkeit Ludwig's XIV. verwalten sollte. M. aber mußte nach dem Tode des Königs, 13. Mai 1643, alle Biegsamkeit des Italieners aufbieten, um sich den Großen und Prinzen gegenüber zu erhalten; besonders war ihm die Königin-Mutter, Anna von Östreich, abgeneigt, weil er die Errichtung des Regentschaftsraths angerathen hatte. Dieselbe verband sich mit dem Herzoge von Orléans und dem Prinzen Ludwig II. Condé (s. d.) und ließ sich 18. Mai 1643 vom Parlament zur einzigen Vormünderin und Regentin erklären. Indeß behielt M. als ein äußerst geschickter Politiker sein Amt als Staatsrath und Minister, und bald gelang es ihm, sich der Königin-Mutter unentbehrlich zu machen und, wenn auch sanfter, doch ebenso unumschränkt zu herrschen wie früher Richelieu. Das Parlament, das unter der neuen Regierung auf Wiedererlangung seiner politischen Gewalt sann, benutzte bei der fortdauernden Unterdrückungspolitik des Hofs die Unzufriedenheit der Großen und das Elend des Staats und Volkes und begann den Kampf gegen die Regierungsgewalt, indem es die Einregistrirung drückender Steueredicte verweigerte. M. wagte endlich nach dem Siege der franz. Waffen bei Lens gegen das Parlament und dessen Anhang einen entscheidenden Schlag zu führen und ließ am Tage der Siegesfeier, 26. Aug. 1648, die Häupter der Opposition verhaften. Schon am folgenden Tage erhob sich die Hauptstadt, womit die sogenannten Unruhen der Fronde (s. d.) ihren Anfang nahmen. Nachdem sich der Hof im Jan. 1649 nach St.-Germain zurückgezogen hatte, wurde M. 8. Jan. vom Parlament geächtet, blieb aber nach dem Vergleich zu Ruel 11. März stillschweigend Minister. Der Kampf gegen ihn und den Hof entbrannte noch heftiger, als die Königin-Regentin auf seinen Rath im Jan. 1650 die Prinzen Condé und Conti nebst dem Herzoge von Longueville (Dunois) verhaften ließ. Er begab sich nun selbst an der Spitze der Hoftruppen in die aufgestandenen Provinzen und zeigte sich nach dem Siege bei Rethel 15. Dec. so übermüthig, daß die Großen und das Volk der Hauptstadt sich verbanden und nicht nur die Absetzung, sondern sogar den Tod des Ministers und Ausländers verlangten. M. entwich unter diesen Umständen im Febr. 1651 aus Paris und kündigte am 12. zu Havre de Grace den gefangenen Prinzen in Person die Freiheit an, wurde aber mit solcher Verachtung aufgenommen, daß er es für gerathen hielt, sich über die niederl. Grenze zu retten. Während ihn das Parlament ächtete und die Presse mit zahllosen Schmäh- und Flugschriften (Mazarinades) verfolgte, ging er von Lüttich nach Köln, wo er seine Verbindung mit der Königin-Regentin herstellte. Die Empörung des Prinzen Condé gab ihm endlich den Muth, Frankreich wieder zu betreten. Er traf im Dec. 1651 mit einer Bedeckung von 2000 Reitern und vier Kanonen zu Poitiers ein und verband sich hier mit der Streitmacht des Hofs. Weil jedoch Paris seine

Unterwerfung von der Entfernung des wiederholt geächteten Ministers abhängig machte, so entfernte er sich 19. Aug. 1652 nach Sedan und von hier nach Rheims. Erst nachdem die Parteien Frieden geschlossen und Condé nach Spanien entwichen war, hielt er 3. Febr. 1653 einen glänzenden Einzug in die Hauptstadt, wobei ihn das Volk mit tiefem Schweigen empfing. In kurzer Zeit jedoch hatte M. sich die Volksgunst, sowie seine frühere politische Gewalt wieder erworben; das Parlament, die Großen und die Prinzen beugten sich vor ihm. Unter seiner Leitung stieg der Einfluß Frankreichs nach außen gewaltig, im Innern aber befestigte sich der von Richelieu geschaffene Regierungsdespotismus, auf dessen Grundlage sich bald die Monarchie Ludwig's XIV. erheben sollte. Die Rechtspflege, der Handel, das Seewesen, besonders aber die Finanzen versanken in M.'s Händen in die tiefste Zerrüttung. Auch gab man ihm Schuld, daß er zur Verlängerung seiner Herrschaft die Erziehung des Königs mit Absicht vernachlässigt habe. Die Anstrengung, mit welcher M. die Unterhandlungen des Pyrenäischen Friedens betrieb, zog endlich den gänzlichen Verfall seiner durch Gicht und Steinschmerzen geschwächten Natur nach sich. Er starb an der Wassersucht 9. März 1661 zu Vincennes, wohin er sich einen Monat vorher hatte bringen lassen. Sein ungeheueres, durch Knauserei und Habsucht zusammengebrachtes Vermögen von 200 Mill. Livres, das ihm der König durch einen Schenkungsbrief kurz vor seinem Tode legitimiren mußte, erbte größtentheils der Marquis de la Meilleraie, der eine seiner wegen ihrer Schönheit berühmten Nichten, Hortensia Mancini, heirathete und den Titel eines Herzogs von Mazarin erhielt. M. war von Charakter äußerst sanft, übte seinen Einfluß mehr durch Feinheit und Geduld als durch Stärke und griff nur im äußersten Falle zur Gewalt. Mit Anna von Östreich soll er heimlich vermählt gewesen sein. Von ihm erschienen: „Lettres, où l'on voit les négociations pour la paix des Pyrénées" (2 Bde., Par. 1745 und öfter). Vgl. Bazin, „Histoire de France sous le ministère du cardinal M." (2 Bde., Par. 1842).

**Mazeppa** (Johann), Hetmann der Kosacken, geb. um 1645, stammte nach Einigen aus einer armen adeligen poln. Familie in Podolien, nach Andern aus Kleinrußland. Als Page bei dem poln. Könige Johann Kasimir erhielt er Gelegenheit, sich nützliche Kenntnisse zu erwerben. Ein Abenteuer wurde der Grund seiner spätern Erhebung. Ein poln. Edelmann, Falibowski, überraschte ihn nämlich bei seiner Frau. Wuthentbrannt ließ er ihn völlig entkleidet und rückwärtsliegend auf sein eigenes Pferd binden und gab ihn seinem Schicksale preis. Das wilde Pferd brachte seinen Herrn übel zugerichtet bis zu dessen entlegenem Gute, welcher darauf aus Scham Polen verließ und sich 1663 in die Ukraine begab. Daß das Pferd selbst bis in die Ukraine gelaufen sei, ist durch historische Zeugnisse widerlegt. M. machte sich unter den Kosacken durch Gewandtheit, Körperstärke und Tapferkeit bemerkbar und beliebt. Seiner Kenntnisse und Einsichten wegen wurde er Secretär und Adjutant des Hetman Samoilowitsch und trat 1687 sogar an dessen Stelle. Auch gewann er das Vertrauen Peter's d. Gr., der ihn mit Würden überhäufte. Kaum aber war er zum Fürsten der Ukraine erhoben, als er auf den Gedanken kam, aus der ihm lästigen untergeordneten Stelle herauszutreten. Nach dem Frieden zu Altranstädt näherte er sich dem Könige Karl XII. von Schweden, suchte durch ihn sich der Oberherrschaft des Zars zu entziehen und die Ukraine unter gewissen Bedingungen an die Krone Polen zu bringen. Diese und andere Ränke wurden endlich Peter d. Gr. durch den Kosackengeneral Kotschubey und den Obersten von Pultawa, Isra, entdeckt; doch der Zar maß diesen Beschuldigungen keinen Glauben bei und schickte die beiden Ankläger M. selbst zur Bestrafung zu, der sie in der That hinrichten ließ. Als aber endlich der Zar doch anderer Überzeugung wurde, ließ er viele Anhänger M.'s einziehen und hinrichten, ihn selbst aber im Bildniß aufhängen. Mit wenigen ihm treu gebliebenen Anhängern wendete sich M. nun zu Karl XII. und hatte großen Antheil an dessen verunglücktem Zuge in die Ukraine. Nach der Niederlage bei Pultawa flüchtete er 1709 nach Bender, wo er noch in demselben Jahre starb. Lord Byron hat ihn zum Helden eines seiner schönsten Gedichte, Bulgarin zum Helden eines Romans gemacht, auch Horace Vernet ihn durch zwei Gemälde verherrlicht.

**Mazzini** (Giuseppe), ital. Demagog, geb. 1808 zu Genua, ist der Sohn eines angesehenen Arztes und widmete sich nach sorgfältiger Erziehung im älterlichen Hause den Rechtswissenschaften und dem Berufe eines Advocaten, womit er zugleich umfassende literarische Studien verband. Nach 1830 betheiligte er sich an revolutionären Versuchen zur Herstellung der Einheit und Unabhängigkeit Italiens. Er mußte deshalb 1831 sein Vaterland verlassen und wurde in contumaciam zum Tode verurtheilt. Mit Ausdauer, aber nicht mit richtiger Würdigung der thatsächlichen Verhältnisse, arbeitete er nun im Auslande, zunächst in Südfrankreich, dann in der Schweiz, an der Verfolgung seiner demokratischen, politisch-socialen Plane.

Erst in Verbindung, dann in Opposition mit der Carbonaria, war er es hauptsächlich, der die Gründung der Vereine des Jungen Italien und Jungen Europa (s. d.) betrieb und den Einfall in Savoyen von 1833 veranlaßte. Zu Anfange des J. 1837 mußte er darum die Schweiz verlassen. Er lebte nun insgeheim bald zu Paris, bald anderwärts und ging 1842 nach London, von wo er den wiederholten revolutionären Versuchen in Italien, zumal dem Unternehmen der unglücklichen Brüder Bandiera 1844 nicht fremd blieb und auch die revolutionäre Zeitschrift „Il apostolo popolare" fortsetzte. Die brit. Regierung hielt sich endlich, dieser Thätigkeit gegenüber, befugt, die Correspondenz M.'s auffangen zu lassen, was 1845 zu nicht unwichtigen parlamentarischen Verhandlungen führte. Bei dieser Gelegenheit tauchte gegen M. der durch gerichtliche Freisprechung beseitigte Vorwurf wieder auf, daß er während seines Aufenthalts in Frankreich die Ermordung zweier der Spionerie verdächtiger Italiener veranlaßt habe, und auch jetzt versäumte der Beschuldigte nicht, diesen Vorwurf als Verleumdung energisch zurückzuweisen. Während der ersten ital. Reformbewegung, nach der Thronbesteigung Pius' IX., stellte M. seine conspiratorische Thätigkeit scheinbar wenigstens und auf den Rath seiner Freunde ein, um die Eintracht zwischen den Fürsten und Völkern Italiens nicht zu stören und so dem Reformwerke hinderlich zu sein. Er richtete indessen im Sept. 1847 ein Schreiben an den Papst, in welchem er denselben auffoderte, an die Spitze der ital. Bewegung zu treten und damit die Wiedergeburt Europas vorzubereiten. Nach dem Aufstande von Mailand und mit der Eröffnung des ital. Kriegs im März 1848 wandte er sich nach Mailand, wo er ein Journal „L'Italia del popolo" schrieb und einen politischen Club, den „Circolo nazionale" gründete. Seine Anwesenheit wurde hier wegen der Furcht, welche sein Name und seine Agitation den Gemäßigten und Piemontesischgesinnten einflößte, den lombard. Angelegenheiten sehr verderblich. Nach dem Rückzuge der Piemontesen ging M. mit seinem Anhange nach dem schweiz. Canton Tessin, von wo aus er auf Italien einzuwirken suchte. Im Herbste 1848 tauchte M. nach der Flucht des Papstes in Rom auf, wo er in die republikanische Constituante gewählt und im März 1849 zu einem der Triumvirn ernannt wurde. Freunde und Gegner klagten ihn an, durch seine Zähigkeit die unnütze und blutige Vertheidigung Roms gegen die Franzosen verlängert zu haben. Nach dem Falle Roms ging M. in die Schweiz, ward aber hier bald ausgewiesen, sodaß er nun wieder Zuflucht in London suchte. Von hier aus setzte er als Haupt des flüchtigen Radicalismus seine auf Italien gerichteten Bestrebungen fort und veröffentlichte 21. Nov. 1850 als Präsident des „Italienischen Nationalcomité" ein Schreiben an die franz. Nationalversammlung, in dem er gegen den Gang der Dinge in Italien protestirte und franz. Einschreiten ansprach. Auch betrieb er die Negocirung einer sogenannten Mazzini'schen Anleihe unter den Radicalen aller Länder, um hierdurch die Mittel zu einer neuen Schilderhebung in Italien zu erlangen. Schadete M. schon durch diese Umtriebe der Sache seiner Vaterlandsgenossen, so geschah dies noch mehr durch den mailänder Insurrectionsversuch vom 6. Febr. 1853, welchen er im Angesicht einer wachsamen und starken Garnison mit einer Handvoll gebungener Popolanos ausführte. Dieses mit unerhörter Leichtfertigkeit angelegte Attentat zog M. in der Lombardei und im übrigen Italien, das unter den Folgen des 6. Febr. schwer zu leiden hat, laute Verwünschungen zu und führte sogar die Auflösung seiner Anhängerschaft herbei. Trotz aller Bemühungen der östr. Behörden in Italien, M. selbst zu fangen, wußte er indessen auch jetzt mit Schlauheit und Verwegenheit der Gefahr zu entgehen und unversehrt wieder nach London zu gelangen. — Die Schriften, welche unter dem Namen „Mazzini" erschienen, sind nicht von Giuseppe, sondern von dessen Vetter **Andrea M.** verfaßt, der sich ebenfalls als Flüchtling zu Paris aufhielt. Derselbe schrieb unter Anderm das interessante geschichtsphilosophische Werk: „De l'Italie dans ses rapports avec la liberté et la civilisation moderne" (2 Bde., Par. 1847; 2 Bde., Lpz. 1847).

**Mazzola** (Francesco), genannt Parmegiano oder Parmegianino, einer der berühmtesten Maler der lombard. Schule, wurde zu Parma 1503 geboren. Sein Talent, Naturgegenstände abzuzeichnen, verschaffte ihm den Unterricht seiner Oheime und seines Landsmanns Marmitta. Correggio's Anwesenheit in Parma (um 1521) machte ihn mit dem Stile dieses Meisters bekannt. In Rom, welches er 1523 besuchte, machte der Anblick der Werke Rafael's den tiefsten Eindruck auf ihn. Er bildete sich von nun an eine Manier, die Correggio's Grazie und Rafael's Ausdruck zu vereinigen suchte, weshalb man ihn auch den kleinen Rafael (Rafaellino) nannte. Bei der Einnahme Roms 1527 erlitt er bedeutende Verluste und ging hierauf nach Bologna. Zu den ausgezeichnetsten Gemälden, welche er hier arbeitete, gehört der heil. Rochus für die Kirche des heil. Petronius, die in der dresdener Galerie befindliche Madonna della Rosa, welche er aus einer Venus zur Madonna umgestaltete, und die heil. Margaretha. Später ging er nach

Parma zurück, arbeitete den Cupido, welcher Bogen schnitzt, und begann dann die neu erbaute Kirche della Steccata mit Gemälden auszuschmücken. Doch bei seiner geschwächten Gesundheit wurde ihm das Arbeiten sehr schwer. Als die Aufseher des Baus seine Nachlässigkeit bemerkten, ließen sie ihn, da er bereits im voraus eine Summe erhalten hatte, ins Gefängniß setzen. Zwar gaben sie ihn auf die Versicherung, die Arbeit vollenden zu wollen, wieder frei, doch M., über diese Behandlung empört, entfloh nach Casalmaggiore, wo er 1540 starb. Seine Arbeiten, namentlich Staffelbilder von ihm, sind außerordentlich selten. Die Grazie, welche schon bei Correggio oft nicht ganz echt ist, erscheint in M.'s Werken meist gesucht und unwahr; die Beweglichkeit, der lebendige Affect gehen bei ihm fast überall in eine unerträgliche Ziererei und in die nüchternste Koketterie über. Auch werden die allzu langen Verhältnisse seiner Figuren getadelt. Was ihm zu seinem großen Ruhme verhalf, war wesentlich die Nachahmung des Helldunkels in den Werken Correggio's; auch sind seine Bildnisse, wobei die Üppigkeit seiner Compositionsweise natürlich wegfiel, vorzüglich. Mit Unrecht hat man ihn sonst als Erfinder der Ätzkunst angesehen, die schon von A. Dürer geübt, in Italien jedoch zuerst von M. angewendet wurde, dessen Blätter hohe Auszeichnung verdienen.

**Mazzolini** (Lodovico), der berühmteste Maler der Schule von Ferrara, geb. 1481, gest. 1530, war ein Schüler des Lorenzo Costa, welcher seinerseits mit der paduanischen Schule Mantegna's (s. d.) zusammenhing. M. ist in der Auffassung der Gestalten wesentlich Naturalist und in den Bewegungen und Physiognomien nicht selten carikirt, zeichnet sich aber durch eine ungemeine Glut und Intensivität der Farben aus. Seine besten Bilder befinden sich gegenwärtig in Deutschland und das Museum von Berlin bewahrt sein Meisterwerk: Christus als Knabe unter den Schriftgelehrten im Tempel. Die Reinheit und Naivetät der jugendlichen Gestalt contrastirt in dieser Arbeit auf sehr interessante Weise mit den übrigen Figuren, welche alle Grade der Sophistik und Rabulisterei in sehr vergnüglicher Abstufung darstellen.

**Mearns** oder **Kincardine**, eine Grafschaft in Mittelschottland, an der Nordsee, umfaßt 18 QM., wovon die Hälfte auf die Ausläufer des felsigen Grampiangebirgs kommt, welche hier im Mount-Battock 3240, im Battock-Hill 2450 F. hoch aufsteigen, die andere Hälfte auf Waldung, Moor und vortrefflich angebauten Ackerboden, der am ausgedehntesten in den südlichen und mittlern Ebenen ist, von wo aus er sich in die Thäler der Vorberge hinzieht. Man gewinnt viel Getreide, Flachs, Hülsenfrüchte und Klee, bricht mancherlei Steine, findet aber nirgends Steinkohlen oder Metalle. Die Küsten mit den Mündungen des Dee an der Nord- und des Esk an der Südgrenze sind zum Theil bis 800 F. hoch, von zackigen Felsen gebildet, mit schwarzbraunem Moose bekleidet, hier und da von Höhlen untergraben und mit Burg- und Klosterruinen gekrönt, von unzähligen Seevögeln umschwärmt und durch Fischerboote belebt. Die Industrie beschränkt sich hauptsächlich auf Leinweberei. Die Grafschaft zählt kaum 35000 E. Hauptstadt ist der ärmliche Burgflecken Berole oder Inverberie mit 940 E. Der Seehafen Stonehaven zählt 2000 E., welche Leinweberei, Segeltuch- und Strumpffabrikation, Thransiederei und bedeutende Fischerei treiben. Nahe südlich von demselben steht auf einer fast ganz vom Meere umgebenen Felsenfläche die große herrliche Ruine von Dunnoter-Castle, eine der schönsten Schottlands. Das Schloß gehörte dem Lord Keith und wurde 1715 zerstört; zu Cromwell's Zeiten flüchtete man die Kronregalien von Schottland in dasselbe.

**Meath**, s. East-Meath.

**Méchain** (Pierre François André), franz. Astronom, geb. 16. Aug. 1744 zu Laon, kam 1772 nach Paris, wo Lalande sich seiner annahm. Er machte sich 1781 durch die Entdeckung und Berechnung zweier Kometen bekannt und gehörte zu Denen, welche die ersten vorläufigen Berechnungen der muthmaßlichen Bahn des kurz vorher entdeckten Planeten Uranus entwarfen. Zur Vermehrung seines Rufs trug noch bei, daß er 1782 den von der Akademie in Beziehung auf die Rückkehr des Kometen von 1661 gesetzten Preis gewann. Seitdem entdeckte er elf Kometen, deren Bahnen er auch berechnete, wie denn überhaupt keine wichtige Erscheinung am Himmel ihm entging. Seine Beobachtungen legte er in der „Connaissance des temps" nieder, die er seit 1788—94 herausgab. Als die Constituirende Versammlung die Einführung eines neuen Maßsystems verordnet hatte, das auf den Erdmeridian gegründet sein sollte, war M. einer der Astronomen, die den Auftrag erhielten, den Meridianbogen zwischen Dünkirchen und Barcelona zu messen. Er bekam auf seinen Antheil an dieser schwierigen Operation die zwischen Barcelona und Rhodez liegende Gegend, wo noch nie Meridianmessungen vorgenommen worden waren; dabei hatte er noch mit großen, aus den damaligen politischen Verhältnissen

entspringenden Schwierigkeiten zu kämpfen, indem die span. Regierung nicht nur die Fortsetzung seiner Triangulirung verhinderte, sondern ihn sogar eine Zeit lang seiner Freiheit beraubte. Erst 1803 konnte er zu seinen Arbeiten zurückkehren, um sie bis zu den Balearischen Inseln fortzusetzen. Er starb 12. Sept. 1804 zu Valencia am Gelben Fieber, ein Opfer seines unermüdlichen Eifers für seine Wissenschaft. Außer seinen Abhandlungen in der „Connaissance des temps" und seinen Denkschriften über verschiedene Kometen findet man auch in der von Delambre herausgegebenen „Base du système métrique décimal" (3 Bde., Par. 1806—10) die Ergebnisse seiner Beobachtungen.

**Mechanik** oder Kraftlehre ist die Wissenschaft von dem Gleichgewichte und der Bewegung der Körper; sie bildet einen Theil der angewandten Mathematik. Sie zerfällt in zwei Haupttheile: 1) in die **Statik**, deren Aufgabe im Allgemeinen es ist, die Bedingungen aufzusuchen, unter welchen mehre auf ein System untereinander fest verbundener Punkte wirkende Kräfte sich im Gleichgewicht halten; und 2) in die **Dynamik**, deren Aufgabe es ist, die Bewegung, die ein Körper unter dem Einflusse von Kräften, die sich nicht im Gleichgewicht halten, annimmt, zu bestimmen. Eine andere Eintheilung der Mechanik bezieht sich auf die Beschaffenheit der Körper, auf welche die Gesetze der Mechanik angewendet werden. Sind die Körper gasförmige, so nennt man die Lehre **Aërostatik** und **Aërodynamik** oder **Pneumatik**; sind sie aber tropfbarflüssig, so bezeichnet man sie als **Hydrostatik** und **Hydraulik** oder **Hydrodynamik**. Eine fernere Eintheilung der Mechanik ist die in niedere und höhere Mechanik, je nachdem zu dem Verständniß der vorgetragenen Lehren die Kenntniß der niedern Mathematik ausreicht, oder die Kenntniß der höhern Mathematik erfordert wird. Die Anwendung der theoretischen Mechanik zur Construction von Maschinen heißt **angewandte Mechanik** oder **Technologie**. Es sind wenig Zweige der Intelligenz, welche, namentlich in den letzten Jahrhunderten, mit so vielem Scharfsinn verfolgt und ausgebildet worden sind, wie die Mechanik. Praktisch war sie allerdings schon den frühesten Völkern bekannt, da ohne Anwendung der mechanischen Hülfsmittel jede Bewegung mühsam und zeitraubend ist. Als Wissenschaft ist sie aber erst in ziemlich später Zeit ausgebildet worden. Als der Gründer der wissenschaftlichen oder theoretischen Mechanik ist Archimedes anzusehen, indem er die Theorie der einfachen Potenzen (Hebel, Schraube, Keil, Flaschenzug u. s. w.) und die Lehre vom Schwerpunkte entwickelte und bei seinen Erfindungen von Kriegs- und andern Maschinen praktisch anwendete. Unter den alexandrin. Mathematikern erwarben sich Ktesiblos, Anthemios und die beiden Heron Verdienste um die Mechanik. Dann ruhte die Wissenschaft, und erst um 1577 traten Guido Ubaldi, der Marchese del Monte, Benedetti, Tartalea u. A. auf. Simon Stevinus stellte ein System der Statik und Hydrostatik auf, und Valerius bildete die Lehre vom Schwerpunkt aus. Galilei legte den Grund zur Lehre von der Pendelbewegung und von der Schwerkraft, welche letztere Torricelli im 17. Jahrh. ausbildete, während Huyghens die erstere vervollkommnete. Borelli, Roberval, Descartes, Mersenne, Wallis und Wren bilden Glanzpunkte in der Geschichte der Mechanik. Auf einen sehr hohen Standpunkt erhob sie aber Isaak Newton durch seine Mechanik des Himmels, wo er sie auf die Bewegung der Weltkörper anwendete. Leibniz und Joh. und Dan. Bernoulli, Mariotte, L'Hôpital und Euler vervollkommneten die Wissenschaft durch Anwendung der Rechnung des Unendlichen. Aus neuerer Zeit sind zu erwähnen: d'Alembert, Lambert, d'Arcy, Lagrange, Laplace, Gauß, Poisson u. A.

**Mecheln** (franz. Malines), in der belg. Provinz Antwerpen, an der Dyle, früher der Sitz des höchsten Gerichts der Östreichischen Niederlande, noch gegenwärtig der Sitz eines Erzbischofs, der sonst den Titel eines Primas der Niederlande führte, eine schöne Stadt mit 30120 E., zeigt durchgehends das Bild gefallener Größe und ist um hundert Jahre hinter dem übrigen Belgien zurück. Sie hat ansehnliche öffentliche Plätze, darunter den sogenannten Großen Platz mit dem errichteten Denkmale Margarethens von Östreich, breite und regelmäßige Gassen, große palastartige Gebäude, aber es fehlt an Leben. Die bedeutendsten Gebäude sind die Kathedrale des heil. Romuald, aus dem 12.—15. Jahrh., mit 375 F. hohem Thurme und herrlichen Gemälden im Innern; ferner die Johanniskirche und die Liebfrauenkirche mit einigen Gemälden von Rubens; das Stadthaus, der Beyarn genannt, aus dem 15. Jahrh., und der ganz moderne erzbischöfliche Palast. Die Stadt hat zwei erzbischöfliche Seminare, ein hohes und ein niederes, ein städtisches Gymnasium, einen botanischen Garten, eine Malerakademie, wichtige Manufacturen in Spitzen, Hüten, Wollwaaren u. s. w. und bedeutende Bierbrauereien. Sie ist der Knotenpunkt des belg. Eisenbahnsystems und das Hauptlager der kath. Hierarchie in Belgien. M. oder, wie es im Mittelalter hieß, Malinae, kam von den fränk.

Königen an Lothringen und im Anfange des 10. Jahrh. an die Bischöfe von Lüttich, in deren Namen es bis 1333 von der Familie Berthold verwaltet wurde. Nach dem Erlöschen derselben ward die Herrschaft M. 1336 zwischen dem Herzog von Brabant, dessen Oberhoheit sie schon seit dem 11. Jahrh. untergeben gewesen, und dem Grafen von Flandern vertheilt, dem sie von dem Bischof von Lüttich, Adolf de la Mark, käuflich überlassen worden war. Diese Gemeinschaft wurde 1346 vertragsmäßig zu Gunsten Brabants aufgehoben. Mit Margarethe, der Enkelin der beiden Fürsten und Gemahlin Philipp's des Kühnen von Burgund, fiel die Herrschaft an das Haus Burgund, an dessen Geschichte es von da ab geknüpft ward. Nach dem Abfall der sieben Vereinigten Provinzen wurde es wieder zu Brabant gezogen.

**Mecheln** oder Meckenen (Israel von) ist der Name eines niederdeutschen Malers und Kupferstechers aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrh., wenn nicht etwa zwei verschiedene Personen, Vater und Sohn, damit gemeint sind. Die einzigen festen Data sind Monogramme von 1462 und später, sowie ein Grabstein vom J. 1503. Der Heimatsort ist jedenfalls nicht Mecheln in Brabant, sondern Meckenen oder Mecheln bei Bocholt, oder ein gleichnamiger Ort bei Münster, oder endlich Meckenheim bei Bonn. Die dem Maler Israel beigelegten Gemälde gehören sicherlich verschiedenen Meistern an. So das Leben der Maria in der münchener Pinakothek einem trefflichen rheinischen Künstler um 1450, die Bilder in Nürnberg, Köln und an andern Orten spätern Malern. Ein beglaubigtes Gemälde Israel's existirt nicht, obschon wir aus einer Notiz des 16. Jahrh. wissen, daß es einen Maler dieses Namens gab. — Um so genauer kennen wir den Kupferstecher J. van M., von welchem gegen 300 Blätter vorhanden sind, z. B. eine Passion und ein Leben der Maria, jedes in zwölf Blättern, Christus und die Apostel in 13 und wiederum in 15 Blättern u. s. w. Im Ganzen erweist sich derselbe als dürrer, geistloser Manierist und sehr mittelmäßiger Zeichner; gleichwol haben die Blätter für Sammler einen bedeutenden Werth.

**Mechitaristen**, eine Congregation armenischer Christen auf der Insel San-Lazaro zu Venedig, die sich auch nach Östreich und Frankreich verbreitet hat, wurde ursprünglich in Konstantinopel nach der Regel des heil. Antonius von dem Armenier Mechitar (d. i. Tröster) da Petro, (geb. 1676 zu Sebaste) 1701 zu dem Zwecke gestiftet, das armenische Volk und seine Nationalliteratur zu heben und die Kenntniß der altarmenischen Sprache zu verbreiten. In Konstantinopel dem armenischen Patriarchen wegen Hinneigung zur lat. Kirche verdächtig geworden, ließ Mechitar seine Schüler nach Morea gehen und erhielt 1703 von der venetian. Regierung, unter welcher Morea damals stand, die Erlaubniß, zu Modon ein Kloster und eine Kirche zu erbauen. Um diese Zeit war er zu den mit der kath. Kirche unirten Armeniern übergetreten, worauf 1712 die Congregation, die nun eine dem Benedictinerorden nachgebildete Regel erhielt, von Clemens XI. bestätigt wurde. Der Krieg zwischen den Venetianern und Türken nöthigte die Glieder derselben 1715 nach Venedig zu flüchten, wo sie 1717 nach der Zerstörung ihres Klosters und ihrer Kirche zu Modon durch die Türken von dem Senate die Insel San-Lazaro erhielten und dort ihr Hauptkloster gründeten. Mechitar starb erst 16. April 1749. Die Mechitaristen legen die gewöhnlichen Klostergelübde ab und verpflichten sich dabei, nicht nur überall hinzugehen, wohin sie, zum Zwecke das Christenthum zu predigen, geschickt werden, selbst wenn Lebensgefahr damit verbunden ist, sondern auch durch den Druck classischer Werke der armenischen Literatur auf die Bildung ihrer Nation einzuwirken und sie von den mohammedan. Einflüssen zu befreien. Die Ausgaben der Mechitaristen sind die correctesten und besten der armenischen Schriftsteller; auch erscheint in San-Lazaro eine Zeitung, die in der Levante viel gelesen wird. Vgl. Boné, „Le couvent de St.-Lazare à Venise, ou histoire succincte de l'ordre des Méchitaristes arméniens" (Par. 1837). Auch die Bildung von Vereinen zur Verbreitung des röm. Kirchenglaubens durch Bücher ist eine wichtige Pflicht der Congregation. In Wien besteht seit 1811 ein Mechitaristencollegium, welches Zöglinge heranbildet, seine literarische Thätigkeit aber besonders auf Deutschland beschränkt und dieses mit Büchern zur Verbreitung der röm. Kirchenlehre versieht. Ein Zweigverein besteht in München. Seit 1842 haben die Mechitaristen die höhern Classen ihrer Erziehungsanstalt, weil man sie in Venedig nicht mehr frei gewähren lassen wollte, nach Paris verlegt und stehen überhaupt in gespannten Verhältnissen mit der Propaganda. Im J. 1816 nahmen sie den Titel Academia an und ernannten als solche sogar Akatholiken als Ehrenmitglieder, wie z. B. Prof. Neumann in München. Vgl. Neumann, „Geschichte der armenischen Literatur" (Lpz. 1836).

**Mechoacan** oder Michoacan, auch Valladolid genannt, einer der westlichen Staaten der

amerikan. Republik Mexico, 1824 aus der ehemaligen Intendanz Valladolid gebildet, zwischen Guanaxuato und Queretaro im N., Mexico im O. und S., dem Stillen Ocean im SW., Colima und Guadalaxara oder Xalisco im W. gelegen, hat ein Areal von 1248 QM., ist großentheils vom Plateau von Anahuac und seinen Cordilleren erfüllt und vulkanischer Natur. Auf einer etwa 15 M. vom Ocean entfernten Ebene am westlichen Abhange des Plateaus erhebt sich 4000 F. über das Meer der Vulkankegel des Jorullo, welcher in der Nacht des 29. Sept. 1759 plötzlich 1480 F. emporgetrieben wurde. Ganz dem Bassin des Stillen Ocean angehörig, aber von demselben nur auf einer Strecke von 15 M. bespült, wird der Staat an der Südgrenze vom Rio-Bolsas und seinen Nebenflüssen bewässert, im Osten aber von der Lerma oder dem Rio-Grande, welcher in den Steppensee Chapala an der Nordwestgrenze mündet. Außerdem befinden sich im Innern noch einige andere Seen, unter welchen der Pazcuaro durch seinen Reichthum an Forellen sich auszeichnet. Der Boden ist im Allgemeinen fruchtbar, weniger jedoch in den nördlichen Gebirgsgegenden, den tierras frias, und den südlichen öden, heißen und ungesunden tierras calientes, als in den gemäßigten Landstrichen des Innern, den tierras templadas. Diese letztern haben ein außerordentlich gesundes Klima und bieten einen schönen Wechsel anmuthiger, wohlbevölkerter Thäler dar. Mais und Weizen sind hier die wichtigsten Cerealien, Gemüse, Kartoffeln und Manioc werden in Menge gewonnen, ebenso vortreffliche Mandeln und Melonen; Hanf und Flachs wachsen ohne Pflege, auch Baumwolle, Zuckerrohr und Indigo gedeihen daselbst. Die Bergabhänge sind mit herrlichen Waldungen bedeckt. Der Papinzeean ist eine dem Lande eigenthümliche Pflanze, und die Weiße Jalappe hat von demselben ihren Namen Mechoacanwurzel. Die europ. Hausthiere finden sich hier in großer Menge; die Schafwolle von M. gilt für die schönste Mexico's. Wilde Bienen liefern Honig in Überfluß, das Mineralreich Gold, Silber, Kupfer, Blei, Eisen und Salz; doch wird hauptsächlich nur auf Silber gebaut und die Industrie beschränkt sich großentheils auf den Minenbetrieb. Der Handel, welcher mit Getreide, Baumwolle, Zucker, Lederwaaren und Metallen getrieben wird, ist blos nach Mexico gerichtet und durch den Mangel an fahrbaren Straßen sehr erschwert. Häfen und schiffbare Flüsse fehlen gänzlich. Die einheimischen Indianer verfertigen sehr viele schöne Arbeiten aus bunten Federn. Die Bevölkerung beträgt gegen 586000 Seelen. Sie besteht größtentheils aus Indianern, welche drei Stämmen angehören, den sanften und kunstfertigen Tarasken, den weniger civilisirten Otomiten und den aztekisch sprechenden Chichimeken. Das Land M. bildete bei der Ankunft der Spanier ein indianisches Königreich, welches dieselben unter Christoval de Olid 1524 eroberten und in die Intendanz Valladolid verwandelten. Die 1536 erbaute Hauptstadt Valladolid oder Morelia, 25 M. nordnordwestlich von Mexico, 6000 F. über dem Meere, in dem schönen, von zwei Flüssen bewässerten Thale Olid gelegen, unregelmäßig gebaut, der Geburtsort Iturbide's, ist der Sitz eines Bischofs und der Centralbehörden, hat eine Kathedrale, zwei Pfarrkirchen, mehre Klöster, ein Collegium, ein Seminar, ein Hospital, eine schöne Wasserleitung und 25000 E. Nordwestlich von ihr liegt am Nordende des Sees von Pazcuaro die Stadt Tzintzontzan mit 8000 E., welche einst unter dem Namen Huitzitzilan die Hauptstadt des Königreichs M. war.

**Meckel** (Joh. Friedr.), der Jüngere, ein ausgezeichneter deutscher Anatom, geb. zu Halle 17. Oct. 1781, der Sohn des 18. März 1803 als hallischer Professor der Chirurgie und Entbindungskunst verstorbenen Phil. Friedr. Theod. M., besuchte die Domschule zu Magdeburg und studirte zu Halle und in Göttingen. Schon durch seine Inauguraldissertation „De conditionibus cordis abnormibus" (Halle 1802) Aufsehen erregend, ging er hierauf nach Würzburg und Wien, später nach Paris und endlich nach Italien. Nach seiner Rückkehr 1806 erhielt er in Halle die Professur der Chirurgie, die er sehr bald mit der der Anatomie und Physiologie vertauschte. Vorzugsweise widmete er sich dem Studium der vergleichenden Anatomie, für welche er in Deutschland sehr viel geleistet hat. Im J. 1810 vermählte er sich, und fortan war seine Gattin ihm eine stete Begleiterin auf seinen vielfachen Reisen, die er namentlich zur Bereicherung seines vom Großvater überkommenen anatomischen Museums machte. In den höhern Lebensjahren zerfiel er in Folge von Kränklichkeit durch seine stete Reizbarkeit und Leidenschaftlichkeit mit allen seinen Umgebungen. Er starb zu Halle 31. Oct. 1833. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: die Übersetzung von Cuvier's „Vergleichender Anatomie" (4 Bde., Lpz. 1809—10), welche in den Anmerkungen einen Schatz der seltensten Kenntnisse enthält, der dieselbe weit über das Original stellt; „Beiträge zur vergleichenden Anatomie" (2 Bde., Lpz. 1809—13), reich an eigenthümlichen und scharfsinnigen Ansichten; „System der vergleichenden Anatomie" (6 Bde., Halle 1821—33); ferner: „Handbuch der pathologischen Anato-

mie" (3 Bde., Lpz. 1812—18); „Handbuch der menschlichen Anatomie" (4 Bde., Halle 1815—20); „Tabulae anatomico-pathologicae" (4 Hefte, Lpz. 1817—26); „Descriptio monstrorum nonnullorum" (Lpz. 1826 mit Kupf.). Alle seine Arbeiten zeugen von dem unermüdlichsten Fleiße bei den mühsamsten Untersuchungen, von seltenem Scharfsinn in Aufstellung von Vergleichungen und Combinationen und tiefer Einsicht in die Bildungsgesetze des Lebens. Sein ausgezeichnetes anatomisches Museum wurde nach seinem Tode von der preuß. Regierung für die Universität angekauft. Schon sein Großvater, Joh. Friedr. M., geb. zu Wetzlar 1714, gest. zu Berlin 1774, hatte sich unter Andern durch die Schrift „De quinto pare nervorum cerebri" (Gött. 1748) einen ausgezeichneten Namen als Anatom erworben.

**Mecklenburg**, Großherzogthum im ehemaligen Niedersächsischen Kreise, ostwärts von Pommern, südwärts von Brandenburg, westwärts von Lüneburg, Lauenburg und Lübeck und nordwärts von der Ostsee begrenzt, zerfällt gegenwärtig in die beiden Großherzogthümer Mecklenburg-Schwerin (s. d.) und Mecklenburg-Strelitz (s. d.), die zusammen (mit Ratzeburg) einen Flächeninhalt von 290⅓ QM. und 640000 E. haben. Vor der Völkerwanderung bewohnten das Land german. Stämme, wie die Suardonen oder Vorfahren der Heruler, die Vindiler, Variner und andere, an deren Stelle, als sie dem Zuge der Völker nach Süden folgten, slaw. Stämme von Osten her einwanderten. Die beiden mächtigsten unter ihnen waren die Obotriten und Wilzen, von denen die erstern seit 782 eine Art Oberhoheit über die letztern übten. Schon Karl d. Gr. machte Versuche, die slaw. Bewohner sich tributpflichtig zu machen und sie zum Christenthume zu bekehren. Doch erst nach langwierigen Kriegen gelang es dem Herzoge Heinrich dem Löwen von Sachsen, das Land vollständig zu unterwerfen, der es dergestalt verwüstete, daß es den wenigen übrigen Einwohnern wol verging, erneute Versuche zur Behauptung der Religion ihrer Väter und der angestammten Freiheit zu machen. Später versöhnte sich Herzog Heinrich mit des im Kampfe erschlagenen slaw. Fürsten Niklot Sohne Pribislaw, gab ihm 1167 seine Erbländer, mit Ausnahme von Wagrien, Stargard, Ratzeburg und Schwerin, zurück und vermählte mit dessen Sohne Burewin seine Tochter Mathilde. Den Namen Mecklenburg erhielt das Land von dem alten obotrit. Hauptorte Mikilinburg oder Meklinborg, jetzt einem Dorfe zwischen Wismar und Brüel. Nach dem Tode Heinrich Burewin's II. entstanden durch seine Söhne vier Linien zu M., Güstrow oder Werle, Rostock und Parchim, von denen jedoch die beiden jüngern bald wieder erloschen. Die ältere Linie wurde von Johannes Theologus gestiftet, den die Universität zu Paris zum Doctor der Theologie machte. Des Johannes Enkel, Heinrich II., 1302—29, brachte durch seine Gemahlin, des Markgrafen Albrecht zu Brandenburg Tochter, die Herrschaft Stargard als Heirathsgut an sein Haus. Heinrich's II. Söhne, Albrecht und Johann, stifteten die Linien zu M. und zu Stargard und wurden 1349 vom Kaiser Karl IV. zu Herzogen erhoben. Nachdem sodann die güstrower Linie mit dem Herzoge Wilhelm 1436 und die stargarder mit dem Herzoge Ulrich II. 1471 im Mannsstamme erloschen waren, wurde Heinrich der Fette, ein Urenkel Albrecht's, Herzog von ganz M. Kurbrandenburg bestritt ihm zwar die Erbfolge; doch im Vergleiche zu Wittstock kam man dahin überein, daß der Herzog die ganze Erbschaft behalten, Brandenburg dagegen nach dem Erlöschen des meckl. Fürstenhauses das ganze Land erben solle. Herzog Joh. Albert I., 1547—76, führte die evang. Lehre in seinem Lande ein. Seine Enkel, Adolf Friedrich I. und Joh. Albert II., stifteten die Linien M.-Schwerin und M.-Güstrow. Beide wurden 1627 durch Kaiser Ferdinand II. wegen ihres Bündnisses mit Dänemark der herzogl. Würden entsetzt und Wallenstein (s. d.) zum Herzoge von ganz M. ernannt; allein schon 1632 führte Gustav Adolf die vertriebenen Fürsten wieder in ihre Erblande zurück. Im Westfälischen Frieden mußten sie jedoch an Schweden die Stadt Wismar und die Ämter Pöhl und Neukloster abtreten; als Entschädigung erhielten sie die säcularisirten Bisthümer Schwerin und Ratzeburg und die Johanniter-Commenthureien Mirow und Nemerow. Auf Adolf Friedrich I., gest. 1658, folgte in der Hauptlinie M.-Schwerin dessen Sohn Christian Ludwig, der zur kath. Kirche zurücktrat und 1692 kinderlos starb. Seine nachgeborenen Brüder stifteten die Nebenlinien M.-Mirow, die aber bald wieder ausstarb, M.-Grabow und M.-Strelitz. Vgl. Hempel, „Geographische Beschreibung von M.-Schwerin und M.-Strelitz" (Neustr. 1829); Rudloff, „Handbuch der meckleb. Geschichte" (3 Bde., Rost. 1781—94; Bd. 3, 2. Aufl., 1821); Lützow, „Pragmatische Geschichte von M." (3 Bde., Berl. 1827—35).

**Mecklenburg-Schwerin**, deutsches Großherzogthum, liegt an der nördlichsten Grenze Deutschlands und umfaßt nach neuern Messungen 240⅓ QM. größtentheils vortrefflichen Boden. Fast nach allen Seiten von sehr guten natürlichen Grenzen umschlossen, bildet es einen

ziemlich ganz in sich abgerundeten Staat. Gegen N. wird es durch die Ostsee, gegen O. von Pommern, gegen S. von Brandenburg und Lüneburg, gegen W. von Lauenburg und Ratzeburg begrenzt. Der Boden ist im Allgemeinen flach und eben, obschon er von mehren Hügelreihen durchschnitten wird. Besonders reich ist das Land an Waldungen, welche noch Anfang des 18. Jahrh. fast die Hälfte des ganzen Flächenraums bedeckten. Seitdem sind zwar die großen Waldungen sehr gelichtet, aber noch immer werden mehre Nachbarstaaten durch M. mit Holz versorgt. Der Boden ist fast durchgehends sowol für den Getreidebau als für die Viehzucht von der vorzüglichsten Beschaffenheit; insbesondere gibt es auch trefflichen Wiesenwuchs, wenngleich in einigen Gegenden von Sandebenen und Moorgründen unterbrochen. Ausnehmend reich ist das Land an Seen, deren es mehr als 60 von mindestens einer Viertelmeile Länge gibt. Der größte darunter ist der Müritzsee, 3¾ M. lang, 1¾ M. breit; sehr malerische Umgebungen hat der Malchinersee. Das Klima ist im Allgemeinen gemäßigt, jedoch durch die Waldungen, die Landseen und durch die Nähe der Ostsee feucht, theilweise rauh und veränderlich, im Ganzen aber gesund. Mehre Flüsse, wie die Warnow und die Elde, durchschneiden das Land, befördern so den innern Landesverkehr und sind wie die Landseen sehr fischreich. Für Wege und Landstraßen ist in neuester Zeit viel gethan worden und 1850 waren 19⅓ M. Staatseisenbahnen für 5,621000 Thlr. vollendet, welche Rostock, Güstrow, Wismar und Schwerin in Verbindung mit Hagenow setzen. Von letzterm Orte führt außerdem die Berlin-Hamburger Bahn durch das Land über Ludwigslust und Boizenburg, eine Strecke von 11¼ M. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 543328; sie bekennen sich zur protest. Kirche, mit Ausnahme von 3333 Juden und 635 Katholiken. Davon leben 171620 in den 40 Städten des Landes. Für den Charakter des Volkes im Allgemeinen spricht sehr vortheilhaft der Umstand, daß grobe Verbrechen nur selten vorkommen. Ackerbau und Viehzucht sind der Hauptbetrieb des Landes und die Hauptquellen seines Wohlstandes. Schon seit früherer Zeit durch den vortheilhaften Betrieb der Ackerwirthschaft bekannt, hat sich dieser Theil der Landesindustrie ganz besonders seit der Mitte des 18. Jahrh. in allen Zweigen ausgebildet und zu einer sehr hohen Stufe der Vollkommenheit erhoben. Hauptausfuhrartikel sind Weizen, Erbsen und Raps. Die Viehzucht anlangend, so beschränkt sich die Rindviehzucht gegenwärtig hauptsächlich auf den Bedarf des Landes; dagegen werden Schweine gemästet und in bedeutender Anzahl ausgeführt. Die beiden Hauptzweige der Viehzucht sind aber Pferde und Schafe. Wenn auch die echt nationale Pferderace in neuern Zeiten fast ganz ausgegangen, so ist dagegen wieder durch die Einführung engl. Vollblutspferde und durch Vermischung derselben mit den einheimischen sehr viel zur Veredelung des Pferdestamms geschehen. Bei weitem die größte Vervollkommnung hat man in der neuern Zeit in der Schafzucht erzielt. Die eigentliche Industrie und Gewerbthätigkeit ist dagegen weniger ausgebildet. Nur einige Eisengießereien liefern vorzügliche Erzeugnisse und machen sehr gute Geschäfte. Der Handel ist nicht unbedeutend, namentlich durch die Ausfuhr in Getreide, Wolle, Butter und Vieh, wie durch die Einfuhr von Colonialwaaren und fast allen Arten von Fabrikaten; die erstere beträgt 3,400000, die letztere 3,000000 Thlr. Die Rhederei beschäftigt 314 Seeschiffe (Rostock 264, Wismar 50) mit 97600 Tonnen Tragfähigkeit; außerdem fünf Dampfschiffe und 52 Küstenfahrzeuge. Für das Schulwesen ist in neuerer Zeit sehr viel gethan worden; es sind vorhanden 5 Gymnasien, 50 Bürgerschulen und über 1000 Landschulen, bei welchen nur im Seminarium zu Ludwigslust gebildete Lehrer angestellt werden dürfen. Auch die Landesuniversität zu Rostock (s. d.) bewährt ihren wohlerworbenen Ruf. Nach der alten in Folge der Bewegung von 1848 abgeschafften, 1850 aber wiederhergestellten Verfassung steht die ausübende Staatsgewalt allein dem Landesherrn zu, ist jedoch durch die aus frühern Zeiten, insbesondere vom landesgrundgesetzlichen Erbvergleiche von 1755 herstammende, mit Mecklenburg-Strelitz gemeinschaftliche ständische Verfassung in der Ausübung bestimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden. Der Fürst übt die vollziehende Gewalt, theilt aber das Recht der Gesetzgebung und Besteuerung mit den Ständen, mit Ausnahme der Gesetzgebung in Beziehung auf die Domänen, die keine Zuziehung der Stände erfodert. Die Stände bestehen, da durch die Säcularisirung der Klöster in Folge der Reformation der Prälatenstand aufgehoben wurde, aus der Ritter- und aus der Landschaft. Zu dem Stande der Ritterschaft gehören alle Besitzer ritterschaftlicher Güter; den Stand der Landschaft bilden die landtagsfähigen Städte. Jährlich wird zur Verhandlung und Beschlußnahme über die vorher schriftlich mitgetheilten Propositionen ein Landtag abgehalten. Zur Besorgung aller in der Zwischenzeit vorkommenden Landesangelegenheiten besteht permanent zu Rostock ein engerer Ausschuß der Ritter- und Landschaft, der in dringenden Fällen definitiv entscheiden kann. Ge-

meinschaftlich mit den Ständen haben beide Herzogthümer das Oberappellationsgericht zu Parchim. Im Engern Rathe des Deutschen Bundes hat M. zusammen mit M.-Strelitz die 14. Stelle, im Plenum aber für sich allein zwei Stimmen. Zum zehnten Armeecorps des deutschen Bundesheers stellt es 3580 Mann Infanterie, Cavalerie und Artillerie mit acht Kanonen. Bis auf weitere Bestimmungen besteht das Contingent zur Zeit aus 1½ Proc. der Bevölkerung von 1847 und zwar auf dem Friedensfuß aus 3004 Mann mit 16 Geschützen, auf dem Kriegsfuß dagegen aus 7860 Mann. Die Staatseinkünfte wurden im Budget von 1851—52 auf 3,153126, die Ausgaben auf 3,395476 Thlr. angegeben, was ein Deficit von 242350 Thlrn. ergab. Die Staatsschuld beläuft sich auf die bedeutende Summe von 11,302216 Thlrn. und zerfällt 1) in allgemeine Landesschulden, im Betrage von 4,609171 Thlrn., 2) in Privatschulden der Reluitionskasse, im Betrage von 6,476408 Thlrn. und 3) in Privatschulden der landständischen Kasse oder des Landkastens, im Betrage von 222637 Thlrn.

Dem Stifter der regierenden Familie in M.-Schwerin, Adolf Friedrich I. (s. Mecklenburg), folgte 1658 sein ältester Sohn, Christian Ludwig, mit dem 1692 die ältere strelitzer Linie erlosch. Wegen der Nachfolge entstanden zwischen der Linie Grabow und der Linie Schwerin Streitigkeiten, die sich noch mehr verwickelten, als 1695 mit Gustav Adolf auch die Linie Güstrow im Mannsstamme erlosch. Endlich kam durch kaiserl. Commissionen zu Hamburg 1701 ein Vergleich dahin zu Stande, daß Friedrich Wilhelm (aus der ältern Linie Grabow) Schwerin und Güstrow, der Herzog Adolf Friedrich II. zu Strelitz das Fürstenthum Ratzeburg und die Herrschaft Stargard nebst Mirow und Nemerow erhielt. Gleichzeitig wurde das Recht der Erstgeburt und die Linealsuccession eingeführt. Friedrich Wilhelm hatte 1713 seinen Bruder Karl Leopold zum Nachfolger, der wegen Eingriffs in die Rechte der Stände 1728 durch eine kaiserl. Commission der Regierung entsetzt wurde. Die Administration des Landes erhielt sein Bruder Christian Ludwig. Zwar machte Karl Leopold einen Versuch, sich mit Gewalt wieder in den Besitz der Regierung zu setzen, allein vergebens. Als er 1747 kinderlos starb, folgte ihm nun der Administrator in der Regierung, der bei seinem Tode 1756 seinen Sohn Friedrich zum Nachfolger hatte. Da dieser 1785 kinderlos verstarb, so kam nun seines Bruders Ludwig Sohn, Friedrich Franz zur Regierung, der sehr wohlthätig für sein Land wirkte, 1803 die an Schweden im Westfälischen Frieden abgetretenen Ämter und die Stadt Wismar für 1,200000 Thlr. zurückkaufte, im Reichsdeputationshauptschlusse von 1803 sieben lübeckische Dörfer erhielt, 1807 dem Rheinbunde als Souverän beitrat, dem er 1813 wieder entsagte, 1815 den Titel als Großherzog annahm und 1837 starb. Ihm folgte in der Regierung, da sein Sohn, der Erbprinz Friedrich Ludwig, vor ihm verstorben, sein Enkel, Paul Friedrich, geb. 1800, der schon 7. März 1842 starb, worauf dessen Sohn Friedrich Franz (s. d.) den großherzoglichen Thron bestieg. Seiner Regierung schien es vorbehalten zu sein, die alte Landesverfassung, welche in M. am längsten unter allen deutschen Ländern den Charakter eines Feudalstaats beibehalten, zeitgemäß umzugestalten, was bisher die beiden nur auf ihre nächsten Sonderinteressen bedachten Stände gehindert hatten. Den Anstoß zu der Bewegung gab der von der Aristokratie selbst herbeigeführte Streit zwischen den adeligen und bürgerlichen Rittergutsbesitzern. Jene hatten für sich allein das Recht in Anspruch genommen, neue Mitglieder in die Ritterschaft aufzunehmen, die Klosterpfründen ausschließlich zu besetzen, die Candidaten zu den Landrathsstellen vorzuschlagen und den engern ständischen Ausschuß zu bilden, d. i. ein Collegium, welches aus zwei Landräthen, drei ritterschaftlichen und vier städtischen Abgeordneten zusammengesetzt, erfoderlichen Falls die gesammte Ritter- und Landschaft vertrat. Eine im März 1842 niedergesetzte gemischte Commission führte keine Einigung herbei und der Landtag von 1843 hatte nur das Resultat, daß der Adel durch die Regierung zur Verzichtung auf die ausschließliche Wählbarkeit in den engern Ausschuß vermocht wurde. Doch brachte dies schon eine bis dahin hier unerhörte Bewegung und Aufregung in das politische Leben des Landes, welche sich immer weitern Kreisen, namentlich der Bürgerschaft einzelner Städte mittheilte und in der Heftigkeit der Verhandlungen auf den Landtagen der nächsten Jahre deutlich genug kundgab. Auf der Ständeversammlung des J. 1845, welche auf dem Judenberge bei Sternberg vom 12. Nov. bis 16. Dec. gehalten wurde, gelang es der bürgerlichen Ritterschaft und den städtischen Abgeordneten zum ersten male, die Wahl eines Nichtadeligen, des Bürgermeisters Langfeldt aus Güstrow, zum Landtagspräsidenten durchzusetzen; auch bei den Ausschußwahlen blieb sie fast ohne Ausnahme in der Majorität, und der Adel leistete auf alle bisher geltend gemachten Vorrechte Verzicht. Auch auf dem Landtage von 1846 zu Malchin hatte die Opposition das Übergewicht: alle Regierungsvorschläge, außer der ordinären Contribution, wurden theils gänzlich abgewiesen,

theils vertagt und im nächsten Jahre zum ersten male die Verhandlungen, wenn auch in beschränkter Weise, veröffentlicht. Der Landtag von 1847 zu Sternberg verschaffte den Juden mancherlei Verbesserungen ihrer Lage. Der Antrag auf Einführung einer constitutionellen Repräsentation wurde hier zwar ignorirt, brachte aber eine mächtige Aufregung im Lande hervor.

Diese Aufregung wurde durch die deutschen Märzereignisse des J. 1848 bedeutend gesteigert, doch mehr in den Städten als in der ländlichen Bevölkerung, in welcher die neuen Ideen nur geringen Anhalt hatten. Zahlreiche Petitionen der größern Städte trugen dem Großherzog die Wünsche des Landes vor. Obenan stand das Verlangen der Einberufung eines außerordentlichen Landtags zur Berathung der Verfassungsreform und der Herstellung einer allgemeinen Volksvertretung. Die den Deputationen aus Schwerin am 11. und aus Rostock 12. März ertheilte abschlägige Antwort vergrößerte die Aufregung bedeutenb. In Schwerin, Rostock und Wittenburg fanden tumultuarische Auftritte statt; in Wismar bildete sich bereits 11. März gegen die ausdrücklich ausgesprochene Ansicht des Großherzogs eine Bürgergarde, und andere Städte folgten hierin nach. Die Regierungsproclamation vom 14. März, worin bie Absendung von Deputationen an den Großherzog geradezu verboten wurde, machte den tiefsten Eindruck und veranlaßte den „Offenen Brief der M.-Schweriner an ihren Großherzog". Dies Verbot wurde auch bald zurückgenommen, 18. März die Einberufung eines außerordentlichen Landtags für den Monat Mai verkündigt und die Censur aufgehoben. Am 23. März wurde eine umfassendere Proclamation erlassen, welche Volksvertretung bei dem Bundestage, Reform der Landesvertretung, Vereinigungsrecht, Volksbewaffnung und Umgestaltung der Justizpflege zusagte. Bereits 26. April eröffnete der Großherzog persönlich den außerordentlichen Landtag in der Domkirche zu Schwerin. Auf demselben wurden zunächst der vom Siebzehnerausschuß zu Frankfurt ausgegangene Entwurf zu einer allgemeinen Volksbewaffnung, ferner Münzangelegenheiten und Maßregeln zur Beruhigung des höchst aufgeregten Tagelöhnerstandes berathen. Hinsichtlich der Verfassung entschied man sich dahin, daß man der künftigen verfassunggebenden Versammlung der aus den Volkswahlen hervorgehenden Repräsentanten durch Revers der Landesherrn als Minimum diejenigen Rechte reserviren müsse, welche die damaligen Stände besaßen; der Wahlmodus solle ein indirecter sein; über die Beibehaltung oder Aufhebung der für beide Landestheile M.-Schwerin und M.-Strelitz bestehenden Union solle die künftige Ständeversammlung entscheiden. Der Landtag wurde 16. Mai geschlossen, nachdem am 15. beide Landesherrn den erwähnten Revers, freilich in sehr allgemein gehaltener Fassung, ausgestellt hatten. In den beiden Landtagsabschieden sprach sich die Regierung für den indirecten Wahlmodus ohne Census aus. Die Publication bes Wahlgesetzes erfolgte 15. Juli. Die bis dahin einige Reformpartei schied sich nun, namentlich in Folge eines 21. und 22. Juli zu Güstrow abgehaltenen Reformtages, in eine constituirende oder demokratische und eine vereinbarenbe oder constitutionelle Partei; jebe wirkte in verschiedenen Vereinen und Clubs. Letztere erhielt durch Unterstützung der abeligen Ritterschaft in kurzem einen streng conservativen Charakter; erstere erstrebte zunächst und bewirkte auch schon im September die Entlassung der Minister und Räthe. In Strelitz erfolgte dieselbe 9. Sept. in Folge heftiger Unruhen, zu deren Beschwichtigung preuß. Militär herbeigerufen werden mußte. Der Minister von Dewitz und der Regierungsrath von Bassewitz wurden entlassen, dagegen der Justizrath Buchka und später noch von Bernstorff in bie Regierung berufen. In Schwerin erfolgte auf die Androhung einer Massendeputation 12. Sept. die Amtsniederlegung des Ministers von Levezow und des Regierungsraths von Örtzen, und dem bleibenden Ministerpräsidenten wurden als verantwortliche großherzogl. Commissare für bie Verfassungsangelegenheiten Kippe, Stever und Landsyndikus Groth beigegeben. Bei den Wahlen für die auf den 31. Oct. nach Schwerin einberufene verfassunggebende Versammlung hatte die demokratische Partei ein entschiedenes Übergewicht, wie auch in der Versammlung selbst bei der Wahl des Präsidenten und ber Ausschüsse. Die Thätigkeit der Constituante nahmen eine Menge mehr oder minder dringende Angelegenheiten, z. B. ein Gesetzentwurf zum Schutze der persönlichen Freiheit, ein Gesetz über bie Aufhebung der politischen Gewalt der alten Landstände, über die Aufhebung der Prügelstrafe, Abschaffung der Landeslotterie, Gründung der rostocker Bank u. s. w. vier Monate lang in Anspruch, ehe sie zur Lösung ihrer Hauptaufgabe, der Berathung eines neuen Staatsgrundgesetzes, gelangte. Mittlerweile hatte die constitutionelle Partei die Majorität gewonnen und ging in der deutschen Frage unter dem Einflusse der rückwärtsdrängenden Zeit mit der Regierung zusammen, bis die Ablehnung der deutschen Kaiserkrone von Seiten Preußens erfolgte.

Während die Regierung sich dereits zur preuß. Union hinneigte, wurde in den Volksver-

sammlungen die Agitation für die deutsche Reichsverfassung auf das eifrigste betrieben; in Schwerin und Rostock leisteten die Bürgerwehren sogar schon den Eid auf dieselbe. Einem Anschluß an das berliner Bündniß waren die Stände sehr wenig zugeneigt; aber ohne Mittheilung darüber vor dieselben zu bringen, trat der Großherzog von Strelitz schon am 4., der von Schwerin 22. Mai 1849 der Militärconvention mit Preußen bei. Von der früher anerkannten Reichsverfassung hatte man sich bereits seit dem 11. Mai losgesagt. Hierauf wurden die Neuwahlen zur Frankfurter Nationalversammlung untersagt und den nicht austretenden Abgeordneten mit dem officiellen Mandate die Ämter entzogen. Nach einer wenigstens scheinbaren Übereinstimmung zwischen der Abgeordnetenkammer und den Regierungen erfolgte bereits 7. Juni unter Vorbehalt der Zustimmung der erstern, in der Mitte des August auch in formeller Weise der Beitritt zum berliner Bündniß, worauf die Kammer in ihrer Schlußsitzung auch die Wahlen für Erfurt vollzog. Unterdessen hatte sich längst schon die allgemeine Aufmerksamkeit vorzugsweise wieder den innern Anlegenheiten zugewandt. Nach Verwerfung des Regierungsentwurfs war die Kammer endlich an die Berathung des ihr von ihrem Verfassungsausschusse vorgelegten selbständigen Entwurfs eines Staatsgrundgesetzes gegangen. Derselbe war ganz entschieden demokratisch. Am 18. Juni traten die Regierungscommissare mit ihren Gegenbemerkungen in 55 Bedenken hervor, und es wurde der Entwurf als im Allgemeinen zur Annahme nicht geeignet bezeichnet, zugleich legte jede der beiden Regierungen einen verschiedeuen Wahlgesetzentwurf vor. Aus den nun folgenden Berathungen ging, da die Linke ihre Majorität längst verloren hatte und das Centrum nach Rechts schwankte, die Verfassung schon fast aller demokratischen Elemente entkleidet hervor und das Wahlgesetz wurde nach dem schwerinschen Regierungsentwurfe angenommen. Am 3. Aug. erfolgte die Annahme des Staatsgrundgesetzes nebst den Wahlgesetzen für Schwerin und Strelitz in gemeinschaftlicher Abstimmung mit 55 gegen 34 Stimmen. Hierauf wurde aber noch eine doppelte Revision vorgenommen, und zwar wegen der allgemeinen deutschen Verhältnisse mit solcher Eile, daß, nachdem Alles im Sinn der Regierungscommissare geordnet war, bereits 21. Aug. das Vereinbarungswerk von Seiten der Kammer beendet erschien. Allein M.-Strelitz hatte schon längst sehr wenig Neigung gezeigt, sich den Vereinbarungen der schwerinschen Regierung mit der Kammer zu fügen. Es hatte sich auch hinsichtlich der Unionsverhältnisse zwischen beiden mecklenb. Ländern, sowie der Feststellung der Civilliste allen Verhandlungen zu entziehen gewußt, sodaß das Staatsgrundgesetz überhaupt nicht für Strelitz zu Stande kommen konnte. Endlich hatte der Großherzog von M.-Strelitz in einer Botschaft vom 11. Aug. geradezu die Erklärung gegeben, außer Stande zu sein, die Verhandlungen behufs der Vereinbarung einer Verfassung mit der gegenwärtigen Kammer weiter fortzusetzen, und 13. Aug. die Auflösung der Kammer ausgesprochen, wozu das Recht nur dem Großherzog von Schwerin zustand. Daher erklärte die Kammer 19. Aug. die Aufhebung der Union der beiden M. für nothwendig, foderte die schwerinsche Regierung zur schleunigsten Einleitung hierzu auf und entschied sich dann auch für getrennte Wahl zum erfurter Staatenhause. Nachdem die strelitzischen Abgeordneten die Sitzungen verlassen hatten, war es der schwerinschen Regierung endlich möglich, die weitere Durchführung des Staatsgrundgesetzes vorzunehmen. Am 22. Aug. wurde die Kammer aufgelöst und 23. Aug. vollzog der Großherzog das vereinbarte Staatsgrundgesetz für Schwerin und gelobte die Verfassung fest und unverbrüchlich zu halten. Am 15. Oct. erschien das Einführungsgesetz wegen der neuen Verfassung, zugleich auch ein Gesetz über die Aufhebung der landständischen Verfassung und eine Verordnung über die Organisation der obersten Staatsbehörden. Gegen die Rechtsbeständigkeit der Verfassung war aber bereits 5. Oct. Protest eingelegt worden von den Herzogen Wilhelm von M.-Schwerin und Georg von M.-Strelitz als Agnaten des mecklenb. regierenden Fürstenhauses, ebenso 6. Oct. vom Herzog Gustav von M.-Schwerin und 10. Oct. vom Erbgroßherzog Friedrich Wilhelm von M.-Strelitz. Nun schritt auch die adelige Ritterschaft ungesäumt zu durchgreifenden Reactionsversuchen. Von ihrem engern Ausschusse zu einem Convente nach Rostock auf den 5. Oct. berufen, brachte sie eine allgemeine Rechtsverwahrung an den Großherzog von Schwerin zum Beschluß, sowie die Wahl von drei Deputirten mit der Vollmacht zur Betretung des Rechtsweges, zur Anrufung der deutschen Bundesgewalt und mit der Befugniß, einen Convent der Ritterschaft auch selbst außerhalb M. zu berufen. Von dem Großherzog von Schwerin sammt ihren Rechtsverwahrungen 8. Oct. abgewiesen, fand die Ritterschaft eine um so huldvollere Aufnahme in Strelitz, an dessen Regierung sich der reagirende Adel schon seit längerer Zeit enger angeschlossen hatte. Das neue constitutionelle Ministerium von Lützow wies die Ansprüche der Ritterschaft auf Eröffnung des Rechtsweges und ihre andern Beschlüsse als die eines illegalen Convents

mit Entschiedenheit zurück und schritt 20. Dec. zur Auflösung des engern Ausschusses, worauf nicht ohne Anwendung von Waffengewalt die Übergabe der Archive, Kassen, Siegel u. s. w. an die großherzogl. Commissare erfolgte. Jetzt verlegten die renitenten Glieder des Ausschusses ihren Sitz nach Neubrandenburg in M.-Strelitz. Mittlerweile hatte die Ritterschaft bereits den Schutz der Regierungen zu Wien und Berlin angerufen, von wo aus denn auch abmahnende Noten an das schwerinsche Ministerium erfolgten. Auch hatte die strelitzische Regierung sich mit einer Klage an das Bundesschiedsgericht zu Erfurt gewandt, und 22. Nov. war der König von Preußen, gestützt auf einen Successionsvertrag von 1442, mit einem Protest gegen das Staatsgrundgesetz von Schwerin aufgetreten.

Am 11. Jan. 1850 erschien nun ein durch die Thätigkeit der Ritterschaft erwirkter Erlaß der Bundescentralcommission zu Frankfurt, welche die Sache der Beschwerdeführer für legal erklärte und von einem weitern Vorschreiten auf dem Boden der neuen Verfassung abmahnte. Die Gültigkeit dieses Erlasses bestritt in ihrer Entgegnung vom 19. Jan. die schwerinsche Regierung, welche nur das Bundesschiedsgericht zu Erfurt als Entscheidungsbehörde anerkannte. Allein in einer Note vom 28. März erachtete die Bundescentralcommission die Entgegnung für nicht begründet und foderte zur Wahl von Schiedsrichtern innerhalb drei Wochen auf, wofern nicht mit den Reclamanten eine Vereinbarung getroffen werden würde; zugleich fand sich als Bevollmächtigter der Bundescentralcommission der preuß. Staatssecretär Graf von Bülow in Ludwigslust ein, um dem Großherzoge, zur Vermeidung der Collision zwischen Erfurt und Frankfurt, die von der Ritterschaft verlangte Compromißinstanz, im Weigerungsfalle die Entlassung des Ministeriums von Lützow zu empfehlen. Hierauf foderte auch 29. März das Ministerium seine Entlassung. Der seit dem 27. Febr. zusammengetretenen, vorherrschend demokratischen Abgeordnetenkammer eröffnete 4. April von Lützow den Rücktritt des Ministeriums, den Entschluß des Großherzogs, der frankfurter Note Folge zu geben, und die Vertagung der Kammer auf drei Monate. Die Linke der Kammer beantragte, sich nicht durch ein bereits abgetretenes Ministerium vertagen zu lassen. Der Präsident Wiggers schloß zwar die Sitzung, beraumte aber die nächste auf den folgenden Tag an. Indeß dieser Versuch, die Vertagung zu umgehen, mislang und die Abgeordneten schieden unter Niederlegung von Protesten gegen die Ausführung der frankfurter Note vom 28. März. Nach dem definitiven Abtreten des Ministeriums von Lützow wurde ein neues Ministerium gebildet aus dem Grafen von Bülow als Vorsitzendem, für Auswärtiges, Inneres und Militärangelegenheiten und den Staatsräthen von Brock für die Finanzen, von Schröter für Justiz, geistliche, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten. Zugleich erklärte der Großherzog sein Eingehen auf eine Entscheidung durch Compromißinstanz. Gemäß der mecklenb. Patentverordnung von 1817 wurde nun das Schiedsgericht constituirt. Der Großherzog übertrug dem König von Hannover das Schiedsrichteramt, der den Cabinetsrath von Scheele damit beauftragte; die Ritterschaft wählte auf Empfehlung des Königs von Preußen den Vicepräsidenten des Obertribunals Götze. Diese Beiden zogen den sächs. Oberappellationsgerichtspräsidenten von Langenn als Obmann hinzu. In Freienwalde an der Oder trat das Schiedsgericht zusammen und fällte 11. Sept. den Urtheilsspruch, wonach die Rechtsbeständigkeit der neuen Staatsverfassung und das Gesetz über die Aufhebung der landständischen Verfassung für nichtig erklärt und der Großherzog verbunden erachtet wurde, für den Herbst des J. 1850 einen Landtag nach dem grundgesetzlichen Erbvergleiche von 1755 zu berufen. Am 14. Sept. erfolgte die landesherrliche Verkündigung dieses Schiedsspruchs. Zugleich entband eine zweite Verordnung die großherzogl. Beamten und Unterthanen von der Verpflichtung auf die Verfassung, und eine dritte vom 16. Sept. betraf die Wiederherstellung der ritterschaftlichen Auslösungsbehörden und der Theilnahme der landständischen Mitglieder an der Wegebesichtigung. Bereits 28. Sept. trat zu Rostock der gesammte engere Ausschuß von Ritterschaft und Landschaft wieder zusammen, nachdem der vom Präsidenten der aufgelösten Kammer, Wiggers, auf den 24. Sept. anberaumten Zusammenkunft der schweriner Abgeordneten ein Verbot vom 18. Sept. zuvorgekommen und die dennoch erschienenen Mitglieder an der Abhaltung gemeinschaftlicher Berathungen polizeilich verhindert worden waren. Die hiergegen erhobenen Proteste waren vergeblich. Am 9. Oct. erfolgte die Aufhebung der deutschen Grundrechte und 27. Jan. 1851 das Verbot aller Versammlungen zu politischen Zwecken. So blieben alle Widerstandsversuche der Oppositionspartei vereitelt und überdies wurde gegen dieselbe mit Haussuchungen, Ausweisungen, Amtsentlassungen vorgeschritten. Wie bereits seit der Mitte des März 1850, so war unterdessen auch Schwerin in Folge der Erklärung Preußens im Fürstencollegium vom 15. Nov. aus der Union ausgeschieden. Am 15. Febr. 1851 trat zu Malchin endlich der allge-

meine Landtag wieder zusammen, zu welchem die adelige Ritterschaft bei allen Wahlen im Übergewicht war. Die Regierungen beantragten theils Geldbewilligungen, theils Maßnahmen zur Fortsetzung der 1848 abgebrochenen Verhandlungen über die Verfassungsfrage, die Wiederaufhebung der Habeas-Corpus-Acte, die modificirte Wiedereinführung der Prügelstrafe u. dgl. Schon 23. März ward der Landtag wieder geschlossen. In das zur Prüfung der Regierungspropositionen über die Verfassungsfrage niedergesetzte Comité hatte die Ritterschaft die entschiedensten Gegner der Verfassung von 1849 gewählt. Die Eröffnung der „commissarisch-deputatischen Verhandlungen über die Reform der Verfassung" erfolgte in Schwerin 1. Oct. Von Seiten der Stände führten dieselben je sechs Mitglieder der Ritter- und der Landschaft und der Bürgermeister von Rostock; die Vorschläge der Regierungen waren sehr umfassender Art. Auch auf dem am 18. Nov. 1851 zu Sternberg eröffneten allgemeinen Landtage hatte die Ritterschaft wieder ein entschiedenes Übergewicht. Die Regierungsvorlagen betrafen die ordinäre Landescontribution und verwandte Angelegenheiten. Der zur Sprache gebrachte Anschluß an den Zollverein wurde, wie bisher immer in M., abgelehnt, und ebenso sprach sich die Ritterschaft und der rostocker Handelsstand als Gegner des Septembervertrags zwischen Preußen und Hannover aus. Am 31. Jan. 1852 wurde die Prügelstrafe wieder eingeführt und im Nov. 1852 von dem Landtage die Beschwerde des kath. Gutsbesitzers von der Kettenburg gegen die antijesuitischen Maßregeln der Regierung zurückgewiesen.

**Mecklenburg-Strelitz**, deutsches Großherzogthum, besteht aus zwei ganz voneinander abgesonderten, nicht blos durch die Lage, sondern auch durch die Verfassung getrennten Theilen, die zusammen 49½ QM. umfassen. Die Herrschaft Stargard, 43½ QM., ist begrenzt gegen N. von Pommern, gegen O. und S. von Brandenburg und gegen W. von Mecklenburg-Schwerin; der andere Theil, das Fürstenthum Ratzeburg, 6 QM., hat im N. den Dossower Binnensee, gegen O. Mecklenburg-Schwerin, gegen S. Lauenburg und gegen W. den Ratzeburgersee und das Gebiet der Freien Stadt Lübeck zur Grenze. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 96700, welche, mit Ausnahme von wenig Reformirten und etwa 700 Juden, Lutheraner sind und wovon auf das Fürstenthum Ratzeburg etwa 16000 kommen. Der Boden ist gleich dem in Mecklenburg-Schwerin, ebenso das Klima; doch ist es wegen weiterer Entfernung von der See etwas gemäßigter. An Producten erzeugt das Land vorzüglich Pferde, Rindvieh, Schafe und Schweine, viel Wildpret, Fische, Holz, Getreide aller Art und Obst. Die Industrie beschränkt sich auf Wollenweberei, Lederfabrikation, Tabacck, Glashütten, Branntweinbrennereien und Papiermühlen. Die Ausfuhr besteht daher größtentheils in rohen Naturproducten. Jedoch gibt der Handel und Absatz der rohen Naturproducte des Landes selbst gegen die bedeutende Einfuhr verarbeiteter Erzeugnisse für das Staatsvermögen keine ungünstige Bilanz: die Einfuhr beträgt 800000, die Ausfuhr 900000 Thlr. Die Staatseinkünfte betragen 3—400000 Thlr., die Staats- und Landesschulden, welche zum großen Theil aus den Zeiten der franz. Invasion herrühren, beliefen sich 1848 auf nahe 1,680000 und sind seitdem auf nahe 2 Mill. Thlr. angelaufen. Der Großherzog hat sehr bedeutende Privateinkünfte; außer den sehr ansehnlichen, in vier Ämtern bestehenden Domänen besitzt er ein eigenes Cabinetsamt, das aus 15 nach und nach angekauften Gütern gebildet ist. In der deutschen Bundesversammlung nimmt M.-Strelitz die 14. Stelle ein, in der weitern Versammlung hat es eine eigene, in der engern aber mit Mecklenburg-Schwerin eine gemeinschaftliche Stimme. Die Staatsverfassung ist, was die Herrschaft Stargard betrifft, dieselbe wie in Mecklenburg-Schwerin, da die Landstände beider Großherzogthümer von frühern Zeiten, wo beide unter Einem Fürstenstamme lebten, durch Landesunion miteinander verbunden sind und das Bestehen dieser Union bei der Begründung von M.-Strelitz bedingt war. Das Fürstenthum Ratzeburg hat keine Landstände. Gemeinschaftlich mit Mecklenburg-Schwerin hat M.-Strelitz das Oberappellationsgericht zu Parchim. Für die innere Bildung ist in neuern Zeiten Vieles geschehen. Es gibt vier Gymnasien und zu Mirow eine eigene Bildungsanstalt für Küster und Landschullehrer. Zum zehnten Armeecorps des Deutschen Bundes stellt das Großherzogthum 718 Mann Infanterie, Cavalerie und Artillerie mit zwei Kanonen. Im Allgemeinen sind in der Staatsverwaltung Verschwendung und Luxus vermieden und ein System weiser Ökonomie vorherrschend.

Der Stifter der Linie M.-Strelitz wurde 1658 der jüngste Sohn des Herzogs Adolf Friedrich I. von Mecklenburg-Schwerin, Adolf Friedrich II., geb. 1658, gest. 1708. Ihm folgte in der Regierung sein Sohn, Adolf Friedrich III., geb. 1686, gest. 1752, und diesem seines Bruders Söhne, **Adolf Friedrich IV.**, geb. 1738, gest. 1794, und **Karl Ludw. Friedrich**, geb. 1741, gest. 1816, der 1807 dem Rheinbunde beitrat, 1813 nach der Schlacht bei Leipzig sich

lossagte und auf dem Congreß zu Wien die großherzogliche Würde erhielt. Zum Nachfolger hatte er den Großherzog Georg (s. d.). Über die neueste Geschichte von M.-Strelitz s. Mecklenburg-Schwerin.

**Medaille, Medailleurkunst.** Das Wort Medaille (mittellat. medalla) stammt von dem lat. metallum, Metall, ab und bedeutet eine Schau-, Denk- oder Gedächtnißmünze, ein Schaustück, das nicht mit den Zeichen des Geldes oder der Umlaufsmünze ausgeprägt ist. Die Münze als Tauschmittel kann allerdings auch durch ein vollendetes Gepräge Kunstwerth haben, bei der Medaille aber, die, wenn von Zwecken die Rede ist, einen höhern hat, ist dies Bedingung. Bei den Alten bestand diese Trennung der Begriffe weniger scharf. In der modernen Kunst dagegen konnte sich die Medailleurkunst um so freier entwickeln, je weniger sie im Dienste des gemeinen Verkehrs stand. In Bezug auf das technische Verfahren hat man gegossene, getriebene, geprägte und niellirte Arbeiten. Der Guß war die erste Verfahrungsweise, als man im 15. Jahrh. anfing, Medaillen zu fertigen. Da Messing und Kupfer zu spröde, benutzte man gern Glockengut oder gereinigtes, mit Zinn versetztes Blei. Einige Medaillons von Pisano in der florent. Sammlung waren von Gold. Das Modell wurde in Wachs, die Form aus Thon oder feinem Sand gemacht. Johann Schwartz von Augsburg fertigte seine Formen in Holz. Seltener als die Gußmedaillen sind die getriebenen. Bei ihnen wurde das Modell in Wachs gemacht, dann in Erz gegossen, darüber das Goldblech gelegt und aus diesem das Bild hervorgetrieben. Da aber bei den getriebenen Medaillen jedes Exemplar somit Gegenstand einer besondern Thätigkeit werden mußte, so sann man zu Anfange des 16. Jahrh. in Folge der steigenden Richtung zur Industrie darauf, die Figuren in Stahl zu schneiden und mittels der Prägung hervorzubringen: ein Verfahren, das schon beim Geldaufertigen, wiewol in geringer Vollkommenheit, geübt wurde. Vittore Camelio schnitt zuerst seine Medaillen in Stahl. Noch dasselbe Jahrhundert sah die Meisterwerke eines Benvenuto Cellini, Giovanni da Castel-Bolognese und des Alessandro Cesati, genannt Greco. Unter den verschiedenen Werken zum Prägen, als da sind Stoßwerk, Klippwerk, Mühlwerk u. s. w., ist das zuerst genannte, durch Varin und Droz sehr verbesserte gegenwärtig allgemein im Gebrauch. Die erwähnten drei Verfahrungsweisen wurden auch zusammen angewandt. Die niellirten Medaillons endlich wurden wie jedes andere Niello (s. d.) verfertigt. Das 16. Jahrh. verzierte die Medaillen bisweilen noch durch Emaille. In Italien bediente man sich zur Verschönerung auch des Lapis lazuli und des Krystalls, in Deutschland sogar der orient. Perlen und Edelsteine; endlich ward auch der Rand durch Filigranarbeit geschmückt. Italier und Deutschland waren es vorzüglich, die in den frühern Jahrhunderten die meisten und schönsten Arbeiten in der Medailleurkunst geliefert haben. In Italien waren es die Kirchenfürsten Leo X., Clemens VII., Paul III. und Julius III., die reichen Familien der Malatesta, Gonzaga, Sforza, Medici u. A., welche die Medailleure gern beschäftigten, in Deutschland die Kaiser Maximilian I., Karl V., Ferdinand I., die Kurfürsten von Sachsen, Brandenburg und der Pfalz u. A. Vornehme Prälaten der Kirche und reiche Privatleute, namentlich in Nürnberg und Augsburg, eiferten ihnen nach. In Frankreich müssen Franz I. und Heinrich IV., in Spanien Philipp II als Beförderer dieser Kunst genannt werden. Die Sitte des 16. Jahrh., Schaumünzen an dem Hute oder an einer goldenen Kette um den Hals zu tragen, bewirkte einen starken Verbrauch derselben. Das 18. Jahrh. ist, wie überhaupt die Zeit des Verfalls der Kunst, auch die der Medailleurkunst, welche erst mit dem 19. Jahrh. wieder einen Aufschwung nahm. Napoleon gab dazu den ersten Anstoß. Denon und der Maler David übten nachhaltigen Einfluß. Deutschland und Italien blieben nicht zurück. In Berlin trat bald unter Rauch's, Schinkel's und Tieck's Einfluß Ausgezeichnetes zu Tage; namentlich entwickelte hier Loos (s. d.) eine erfolgreiche Thätigkeit. Auch Rußland hat die Medailleurkunst gepflegt. Maria Feodorowna, Gemahlin Paul's I., übte sie selbst. Die Franzosen entfernen sich neuerdings von der antiken Einfachheit und suchen mehr Reichthum in die Darstellung zu bringen. Man darf sich nur daran erinnern, daß David sich lange in Rom aufhielt und daß die Franzosen später das Land beherrschten, um sich den franz. Einfluß auf die ital. Arbeiten zu Anfang dieses Jahrhunderts zu erklären. In Deutschland glänzte vor Allen Brandt (s. d.). Nach ihm ist in Berlin namentlich noch Karl Fischer zu nennen, der besonders nach Cornelius'schen Zeichnungen arbeitet und Werke vom ersten Range hervorbringt. In Nürnberg glänzte Dallinger, dann Burgschmied, in Dresden König. Als ausgezeichnete Künstlerin in diesem Fache ist noch Angelica Facius in Weimar zu erwähnen. Unter den Engländern ist William Wyon zu nennen, der die Medaillen für die Londoner Industrieausstellung arbeitete und 1851 starb.

**Medea**, die Tochter des kolchischen Königs Aetes und der Okeanide Idyia oder der Hekate,

eine der berüchtigtsten Zauberinnen des Alterthums, verhalf dem Jason (s. d.) zum Goldenen Vließ und entfloh mit ihm in Begleitung ihres Bruders Absyrtos, den sie aber unterwegs, als sie ihr Vater Aetes verfolgte, tödtete und in Stücken zerschnitten ins Meer warf. Aetes hielt sich bei dem Sammeln derselben auf, und so entkamen Beide glücklich nach Jolkos, nachdem sie auf der Insel der Phäaken miteinander vermählt worden waren. In der Heimat angekommen, beschloß Jason an Pelias Rache zu nehmen für die Ermordung seiner Ältern und seines Bruders. Dies gelang durch der M. List, welche des Pelias Töchter überredete, ihren Vater zu zerstücken und zu kochen, um ihn zu verjüngen. Hierauf flüchteten sie sich nach Korinth, wo aber Jason nach zehnjähriger glücklicher Ehe die M. verstieß, um sich mit der Glauke oder Kreusa zu vermählen. M. rief die Götter um Rache an und schickte durch ihre Söhne der Stiefmutter ein vergiftetes Gewand und Diadem zum Geschenke. Als diese die Geschenke anlegte, wurde sie nebst ihrem Vater, der ihr zur Hülfe kommen wollte, von dem Giftfeuer derselben verzehrt. Hierauf tödtete M. die Kinder, die sie vom Jason hatte, und entfloh auf einem von Helios erhaltenen Drachenwagen nach Athen zum Ägeus, mit dem sie den Medos zeugte. Aber auch von hier mußte sie fliehen, als man entdeckte, daß sie dem Theseus nachstellte, und ging in Begleitung ihres Sohns Medos nach Aria, dessen Einwohner von nun an Meder genannt wurden. Zuletzt unsterblich, genoß sie göttliche Verehrung und wurde in den elysischen Gefilden Gemahlin des Achilleus. M. war sehr oft Gegenstand der tragischen wie der bildenden Kunst. Des Äschylus und Ovid Tragödien dieses Namens sind verloren, ebenso des Sophokles „Kolchides"; nur des Euripides und Seneca Stücke dieses Namens sind noch vorhanden. In der franz. Literatur ist die Tragödie „Medea" von Corneille berühmt. In neuerer Zeit hat sie Grillparzer wieder auf die Bühne gebracht. Auch ein Melodram von Gotter und Benda und eine Oper von Cherubini führen diesen Namen. Die plastische Kunst läßt sie theils in einfachem griech. Costüm, theils mit orient. Gewändern, besonders in dem übergehängten Kandys erscheinen.

**Mediat** nannte man im Gegensatze zu Immediat (s. d.) im alten Deutschen Reiche solche Herrschaften oder Besitzungen, welche nicht unmittelbar unter dem Reiche standen, sondern, als ihrem nächsten Herrn, einem Stand des Reichs und nur mittelbar als oberstem Lehnsherrn dem Kaiser untergeben waren. Schon früher war es ab und zu den mächtigern Reichsständen gelungen, kleinere Mitstände, zumal wenn deren Besitzungen in den ihrigen eingeschlossen lagen, in ein solches Abhängigkeitsverhältniß von sich herabzudrücken, ihrer Reichsunmittelbarkeit mehr oder weniger zu berauben. In größerm Maßstabe fand eine solche Umgestaltung der staatsrechtlichen Verhältnisse, eine Mediatisirung, wie man es nannte, zuerst durch den Reichsdeputationsreceß von 1803 statt, welcher einer Anzahl größerer deutscher Staaten als Entschädigung für ihre Abtretungen an Frankreich auf dem linken Rheinufer gewisse, bis dahin reichsunmittelbar gewesene Gebiete zuwies, letztere somit ihrer Unmittelbarkeit beraubte und in ein wenn auch etwas modificirtes Unterthanenverhältniß zu jenen versetzte. Weit umfassender noch ward mit solchen Mediatisirungen bei und nach der Stiftung des Rheinbundes (1806) vorgegangen. Doch verlor mit dem gleichzeitigen Aufhören des Deutschen Reichs der Ausdruck Mediatisirung seine eigentliche, durch die Beziehungen zu jenem bedingte Bedeutung. Einigermaßen trat dieselbe wieder in Kraft bei der Gründung des Deutschen Bundes, in welchem nur die souveränen Staaten Deutschlands unmittelbar, dagegen die einer fremden Souveränetät entweder schon früher oder durch die Beschlüsse des Wiener Congresses unterworfenen (letzteres Schicksal traf die Häuser Salm, Isenburg, Leyen) nur mittelbar durch jene vertreten waren. In der Bundesacte (Art. 14) wurden den Mediatisirten oder ehemals Reichsunmittelbaren gewisse Vorrechte zugesichert, unter Anderm das Recht der persönlichen, erblichen Standschaft in den Landesvertretungen der Staaten, denen ihre Besitzungen einverleibt worden; daher man sie auch wol **Standesherren** (s. d.) nennt, obgleich zu diesen doch auch Manche gezählt werden, welche niemals wirklich reichsunmittelbar waren. Bei der 1848 durch die Nationalversammlung zu Frankfurt versuchten Umgestaltung Deutschlands kam die Frage wegen neuer Mediatisirungen zur Sprache, wurde indeß, trotz mehrer darauf gerichteter Petitionen aus solchen kleinen Ländern, verneinend entschieden. Vgl. „Die sogenannte Mediatisirungsfrage. Ein Vorschlag zur Verständigung und Lösung" (Ffk. 1848).

**Mediateur** oder **Vermittler** nennt man im Völkerrechte die Macht, welche das gestörte Einverständniß zwischen andern Mächten durch Unterhandlung herzustellen und besonders den Frieden zu unterhandeln oder zu stiften sucht. Bei der Mediation sind beide feindliche Mächte wol einverstanden, die Vergleichsvorschläge einer dritten oder mehrer vermittelnden Mächte anzuhören, aber darum nicht verbunden, dieselben auch anzunehmen. Gewöhnlich wird die Media-

tion nachgesucht; oft aber bieten auch benachbarte oder bei dem Kriege fremder Staaten sonst betheiligte Mächte ihre Vermittelung an. Einen ganz besondern Charakter hatte die Vermittelung oder Mediation, welche Bonaparte als Erster Consul Frankreichs den streitenden Parteien in der Schweiz zur Ausgleichung ihrer nicht internationalen, sondern auf dem Gebiete des innern Staatsrechts sich bewegenden Streitigkeiten nicht sowol anbot als aufdrang, und deren Ausfluß die sogenannte **Mediationsacte** vom 19. Febr. 1803 war. (S. **Schweiz**.)

**Medici** (Mediceer), eine der berühmtesten und mächtigsten florent. Familien, wird zuerst zu Anfange des 13. Jahrh. erwähnt. Schon damals erscheint sie als reich und bedeutend, doch als unlängst erst durch Handel zum Wohlstande gelangt. Durch kluges Benehmen wußte sie es sehr bald dahin zu bringen, daß sie sich unter die Familien zählte, aus welchen die Bürgeroligarchie in Florenz bestand. Sie hauptsächlich trug zur Berufung Walther's von Brienne, Herzogs von Athen, bei, der sich aber seiner Gewalt zur Demüthigung der herrschenden Geschlechter in Florenz bediente und unter Andern **Giovanni dei M.**, weil er Lucca gegen die Pisaner nicht beharrlich genug vertheidigt hatte, 1342 enthaupten ließ. Die M. ließen sich deshalb mit einigen andern Geschlechtern in eine Verschwörung gegen ihn ein, die zwar verrathen, aber vom Herzoge, welcher großmüthig erscheinen wollte, nicht untersucht wurde. Als endlich die Unzufriedenheit mit ihm in öffentlichen Aufstand ausbrach, waren die M. unter den Hauptanführern desselben und fortan bei allen öffentlichen Angelegenheiten vorzugsweise betheiligt. Da aber nach der Vertreibung des Herzogs die Altadeligen, nachdem sie seit 50 J. von der Theilnahme an der Staatsverwaltung ausgeschlossen gewesen, Anmaßungen und Frevel sich erlaubten, war es wieder **Alamanno dei M.**, der Älteste seines Geschlechts, welcher das Volk zu den Waffen rief und den Adel verjagte. In den nächsten Jahrzehnden, wo Florenz durch die Parteien der Ricci und Albizzi beunruhigt wurde, hielten es die M. mit der schwächern Partei der Ricci. Der eine Sohn Alamanno's, **Salvestro dei M.**, der 1378 Gonfaloniere wurde, stürzte die Partei der Albizzi vollends und gewann, nachdem die Volkspartei die Oberhand gewonnen, das große Ansehen, das zu dem von nun an immer mehr steigenden Einflusse seines Hauses den Grund legte. Zwar wurden die M. in der nächsten Folgezeit und zuletzt 1400 durch die argwöhnische Regierung bis auf wenige Glieder aus Florenz verbannt; doch diese Wenigen, welche fortfuhren, sich durch glückliche Handelsgeschäfte zu bereichern, wußten sehr bald den Flor ihres Hauses von neuem dauernder zu begründen. **Giovanni dei M.** war seit 1402 wiederholt Mitglied der Signoria und wurde 1421 Gonfaloniere. Er starb 20. Febr. 1429. Mit seinem ältesten Sohne, **Cosimo dei Medici I.** (s. d.), beginnt die glänzende Reihe der gefeierten Mediceer; der zweite, **Lorenzo dei M.**, wurde der Stammvater der spätern Großherzoge von Toscana. Cosimo's Sohn, **Pietro dei M.**, schien indessen wegen seiner Kränklichkeit wenig zu politischen Geschäften und der Aufrechthaltung des Glanzes und der Herrschaft seines Hauses im Staate geeignet. Er verscherzte gleich im Anfange die Liebe, welche Florenz gern von seinem Vater auf ihn übertragen haben würde, indem er auf den boshaften Rath des Diotisalvi Neroni die Summen, die sein Vater an Bürger ausgeliehen, aufkündigte und eintrieb. Die ihm dadurch und durch die Verlobung seines Sohns Lorenzo mit Claricia Orsini beim Volke erwachsene Ungunst beschlossen Neroni und der herrschsüchtige Luca Pitti, in Verbindung mit dem wahren Patrioten Nicolo Soderini und dem persönlich gegen die M. erbitterten Agnolo Acciajuoli, zu seinem Sturze zu benutzen. Nach vergeblichen Versuchen gemäßigter Maßregeln zur Veränderung der Regierung beschlossen sie den Pietro zu tödten und sich mit Hülfe des Marchese von Ferrara der Herrschaft zu bemächtigen. Doch der Anschlag wurde entdeckt, wodurch sich aber Pitti nicht abhalten ließ, im Aug. 1466 mit einer zahlreichen Schar Bewaffneter nach Florenz zu ziehen. Doch sehr bald söhnte er sich hier mit Pietro aus, und da das Volk durchaus nichts gegen die M. zu unternehmen geneigt war, so sahen sich die Häupter der unzufriedenen Partei genöthigt, aus Florenz zu flüchten. Von nun an wurden die M. immer mächtiger. Da indeß der stets kranke Pietro die Willkürlichkeiten aller Art, welche seine Freunde übten, zu hindern nicht im Stande war, ging er damit um, seine verbannten Feinde zurückzurufen, um durch sie die eigenen Freunde zu bändigen, als der Tod ihn 2. Dec. 1469 übereilte. Die geheimen Feinde der M. glaubten durch die Jugend und Unerfahrenheit seiner Söhne, Lorenzo und Giuliano, einen neuen Versuch zum Sturze des mächtigen Hauses begünstigt. Im Einverständniß mit Papst Sixtus IV. und dem Erzbischof von Pisa, Francesco Salviati, machten die Pazzi, das erste Geschlecht nächst den M., einen Anschlag auf Lorenzo's und Giuliano's Leben, der 2. Mai 1478 in der Kirche Sta.-Reparata ausgeführt werden sollte. Aber die Ermordung des Lorenzo schlug fehl; die gelungene des Giuliano mußten alle Verschworenen, da das Volk alsbald zu Gunsten

der M. sich bewaffnete, mit dem Tode und das Haus Pazzi (s. d.) mit seinem Sturze büßen. Lorenzo dei Medici (s. d.), das nunmehr alleinige Haupt seines Hauses, hinterließ drei Söhne, Pietro, geb. 1471, mit Alfonsina Orsini vermählt, Giovanni, den nachherigen Papst Leo X. (s. d.), und Giuliano, geb. 1478, gest. 1516. Pietro, das neue Haupt des Staats, taugte gerade am wenigsten dazu. In zwei Jahren hatte er den Herzog von Mailand und den König von Frankreich der Republik verfeindet und durch seine Unklugheit und Schwäche, besonders aber durch den nachtheiligen Frieden mit Frankreich zu Sarzanella 1494 sich den Florentinern verhaßt gemacht. Er wurde deshalb der Regierung entsetzt und mit seinem ganzen Geschlechte verbannt. Nach mehren Versuchen, durch List und Gewalt zurückzukehren, kam er 1504 in der Schlacht am Garigliano, die er im franz. Heere mitmachte, in diesem Flusse um. Erst 1513 erlangte sein Bruder Giovanni in Folge eines Aufstandes, der in Florenz ausbrach, die Wiederaufnahme in seine Vaterstadt, und als er kurze Zeit nachher Papst wurde, erhob er seine Familie wieder zu dem alten Glanze. An die Spitze des Staats trat Pietro's Sohn, Lorenzo, geb. 1492, den der Papst zum Herzog von Urbino ernannt hatte. Noch behielt der Staat seine republikanische Form; noch mangelte dem Staatshaupte der fürstliche Titel. Als aber nach Lorenzo's Tode 1519 unter Alessandro's, seines Bastards, Verwaltung 1523 abermals ein Mediceer, Giuliano, des 1478 ermordeten Giuliano Bastard (nach Einigen Alessandro's Vater), unter dem Namen Clemens VII. den päpstlichen Stuhl bestieg, als 1533 Katharina dei Medici (s. d.), Lorenzo's Tochter, dem Könige Heinrich II. von Frankreich sich vermählte, da ließ sich das baldige Ende der Scheinfreiheit von Florenz voraussehen. Zwar schienen die Florentiner noch einen Versuch für ihre alte Freiheit machen zu wollen und verjagten 1527 den lasterhaften Alessandro; allein es war dieses das letzte Aufflammen des republikanischen Geistes. Auf Clemens' VII. Veranlassung belagerte 1531 Kaiser Karl V. Florenz, setzte nach der Einnahme den Alessandro wieder ein, machte ihn zum Herzog von Florenz und vermählte ihn mit seiner natürlichen Tochter Margaretha. Wegen seiner Leutseligkeit wurde Alessandro sogar bei der Nation noch beliebt, ergab sich aber zuletzt einer zügellosen Lebensweise. Er war der erste unabhängige Herzog von Florenz und der letzte Abkömmling des großen Cosimo.

Nachdem Herzog Alessandro von Lorenzo dei M., aus der von Cosimo's Bruder Lorenzo stammenden Linie, 1537 ermordet worden war, machten die Florentiner zwar noch einen letzten Versuch, die Republik herzustellen; doch sofort griff auch wieder Karl V. ein, und sein Machtwort beförderte Cosmus I. oder den Großen, aus einem andern Zweige derselben Hauptlinie, zum Herzoge von Florenz. Cosmus I. besaß, wie seine Nachfolger, zwar die Verschlagenheit, aber nicht die Tugenden der großen Mediceer, deren Thaten er seine Größe verdankte. Diese Größe zu sichern, ließ er sich vor allem angelegen sein, die Erbfeinde seines Hauses, die Strozzi, 1554 gänzlich zu vertilgen. Zur Beschützung des levantischen Handels gegen die Türken stiftete er einen neuen geistlichen Orden, den von St.-Stephan. Er war ein eifriger Sammler von Alterthümern und Gemälden, auch stiftete er die große Sammlung von Bildnissen berühmter Maler und vermehrte fortdauernd die Statuensammlung im Garten Lorenzo's des Prächtigen. Ihm verdankt man auch die Gründung der florent. Akademie und der Zeichenakademie 1562. Sein „Viaggio per l'alta Italia, descritto da Fil. Pizzichi" gab mit neuen Erläuterungen Moreni (Flor. 1828) heraus. Nachdem er sich mit Hülfe der Spanier 1557 auch zum Herrn von Siena gemacht und durch mehre andere Erwerbungen das Gebiet von Florenz erweitert hatte, ließ er sich 1569 vom Papst Pius V. den Titel als Großherzog von Toscana geben und starb 1574. Indeß erst sein Sohn und Nachfolger, Franz, erlangte 1575 vom Kaiser Maximilian II., dessen Schwester Johanna er heirathete, für eine große Summe Geldes die Bestätigung des großherzoglichen Titels. Franz' zweite Gemahlin war die berühmte Venetianerin Bianca Capello (s. d.); seine Tochter Maria von Medici (s. d.) wurde die Gemahlin Heinrich's IV. (s. d.) von Frankreich. Dieser Zweig der M. hatte nicht, wie der ältere, den Handel aufgegeben. Selbst als Fürsten trieben ihn, wie Cosmus I. und Franz, so auch Ferdinand I., geb. 1549, der früher Cardinal, jenem als Bruder 1587 in der Regierung folgte, und sein Sohn Cosmus II., geb. 1590, Großherzog seit 1608. Unter ihnen standen zu Florenz Künste und Wissenschaften in erfreulicher Blüte, und daran sowol als an der feinen Politik, besonders bei dem bedenklichen Verhältnisse zwischen Spanien und Frankreich, erkannte man noch die Erben der großen Mediceer des 15. Jahrh. Ganz anders aber wurde es unter Ferdinand II., geb. 1610, Cosmus' II. Sohn, der 1621 im Alter von 11 J. zur Regierung kam. Während seiner Minderjährigkeit hatte die Geistlichkeit und durch sie der päpstliche Hof einen höchst verderblichen Einfluß auf die Staatsverwaltung gewonnen und den Großherzog dahin gebracht, die Politik seiner Väter zu

verlassen und sich Spanien und Östreich anzuschließen: eine Freundschaft, die von diesen Höfen benutzt wurde, ungeheuere Summen baaren Geldes aus dem für unerschöpflich geachteten Schatze der M. zu ziehen. Ferdinand II. regierte 49 J. und starb 1670; ihm folgte sein mönchisch erzogener, zur Regierung ganz unfähiger Sohn, **Cosmus III**, geb. 1642, der wieder 53 J. regierte und 1723 starb. Unter ihrer Regierung gerieth Toscana durch ungeheuere Staatsschulden und durch Versiegen aller Quellen des Nationalwohlstandes in die traurigste Lage. Zum Glück für das Land war **Johann Gasto**, geb. 1671, der Sohn Cosmus' III., der Letzte seines ohne Hoffnung der Wiedergeburt ausgearteten Stamms. Er starb 9. Juli 1737 nach einer thatenlosen Regierung und hinterließ, zufolge der eventuellen Bestimmung des Wiener Friedens von 1735, sein Großherzogthum dem Hause Lothringen. Der Herzog Franz Stephan (s. d.) von Lothringen und Großherzog von Toscana, nachmals Kaiser Franz I., traf mit der Schwester Johann Gasto's, der verwitweten Kurfürstin von der Pfalz, Maria Anna, gest. 1743, einen Vergleich, wodurch er sämmtliche Allodialgüter ihres Hauses, also auch alle Kunstschätze und Alterthümer, die ihre kunstliebenden Ahnen gesammelt, an sich brachte. — Von einem jüngern Zweige der M., der fürstlichen Familie Ottajano, der sich schon im 14. Jahrh. abtrennte, stammte der Staatsminister des Königs beider Sicilien, **Don Luigi M.**, gewöhnlich **Ritter Medici** genannt, geb. 1760, der sich schon als Acton's Nachfolger seit 1805 durch Verbesserung der Finanzverwaltung verdient machte, 1815 Polizeiminister, überdies 1818 Finanzminister, später auch Minister des Auswärtigen und Oberstihofmeister wurde und 25. Jan. 1830 in Madrid starb.

**Medici** (Cosimo dei), eines der ausgezeichnetsten Mitglieder der florent. Familie Medici (s. d.), geb. 1389, der Sohn Giovanni's dei M., wurde schon 1416 Mitglied der Signoria in der Republik Florenz, später Staatsoberhaupt. So wenig er auch gegen die herrschende Partei der Albizzi etwas unternahm, so bildete er doch bald durch die große Freigebigkeit, welche sein ungeheuerer Reichthum ihm gestattete, eine neue zahlreiche Partei um sich, die, auf die Albizzi eifersüchtig, nichts versäumte, diese zu schwächen. Obgleich dies nicht auf Cosimo's Antrieb geschah, und seine Partei sich nicht nach ihm, sondern nach einem gewissen Puccio Pucci nannte, so mußte er doch vom Anfange an den Albizzi als ihr gefährlichster Feind erscheinen. Endlich 1433 verhaftet, vermochte er nur durch Bestechung des Gonfaloniere Bernardo Guadagni den ihm von Rinaldo Albizzi zugedachten Tod in eine Verbannung nach Padua zu verwandeln. Doch waren seine Freunde so zahlreich, daß ein Jahr nachher die Signoria ihn zurückrief und Rinaldo und dessen Anhänger verbannte, sodaß nun die Partei der M. die herrschende wurde. Gleichwol verschmähte Cosimo, Gewalt gegen seine Feinde zu brauchen; nur einige Verdächtige ließ er 1442 verbannen. Auch als der verdiente Neri Capponi sich seiner Politik widersetzte, wußte er denselben durch Gunstbezeigungen für sich zu gewinnen. Immer in anscheinender Gleichgültigkeit und Unthätigkeit, liebte er, Andere zu seinem Vortheile handeln zu lassen. Wie früher Puccio Pucci das Haupt seiner Partei geheißen, so ließ er, immer im Hintergrunde bleibend, seit 1458 die Republik durch Luca Pitti regieren. Dabei machte er sich zum Gesetz, sich in seinem häuslichen Leben nie vor Andern durch Aufwand und neiderregende Pracht auszuzeichnen; seinen Überfluß verwendete er auf öffentliche Bauten, mit denen er Florenz schmückte, und zu einer glänzenden Freigebigkeit nicht nur gegen seine Anhänger, sondern besonders gegen Künstler und Gelehrte. Namentlich genossen Argyropulos, Marsilius Ficinus u. A. seine Wohlthaten in reichem Maße; denn er selbst war ein gebildeter und kenntnißreicher Freund der Wissenschaften, ohne darum ein minder thätiger Kaufmann oder minder wachsamer Staatsmann zu sein. Es wäre ihm leicht gewesen, sich mit Fürsten zu verschwägern; aber er verheirathete seine Söhne und seine Enkelinnen mit Töchtern und Söhnen florent. Bürger. Mit gleicher Klugheit leitete er auch die äußern Angelegenheiten der Republik in den schwierigen Verhältnissen mit Neapel, Mailand und Venedig, worin seine über die Welt verbreiteten kaufmännischen Verbindungen und sein unermeßlicher Credit ihn kräftig unterstützten. Nachdem er Alles gethan, was seines Hauses Macht befestigen konnte, starb er 17. Nov. 1464.

**Medici** (Lorenzo dei), mit dem Beinamen Magnifico, d. i. der Prächtige, geb. 1448, der Sohn des Pietro dei M., bekleidete nach des Vaters Tode 1469 bis zu seines Bruders Giuliano Ermordung 1478 gemeinschaftlich mit diesem die Würde eines Staatsoberhaupts von Florenz. Glücklich dem ihm ebenfalls zugedachten Tode entronnen, sah er sich, als nunmehr alleiniges Haupt seines Hauses, in dem Vorsteheramte der Republik durch die Liebe der Bürger um so mehr befestigt und führte dasselbe würdig seiner Väter, die er an Klugheit und Mäßigung, wie an Großmuth und Freigebigkeit, besonders aber an thätigem Eifer für Künste und

Wissenschaften noch übertraf. Durch Bündnisse mit Venedig und Mailand wußte er Florenz zunächst gegen die feindlichen Absichten des Papstes und des Königs von Neapel zu decken; dann gewann er den König von Neapel, der bisher der erbittertste Feind der Florentiner gewesen, sich zum herzlichsten Freunde und Bundesgenossen gegen die Angriffe des unversöhnlichen Papstes und der treulosen Venetianer. Überhaupt brachte er durch seine redliche und kluge Politik die Hauptmächte Italiens in ein Gleichgewicht, welches bis zu seinem Tode Allen Sicherheit und Raum zur Ausbreitung und Befestigung ihres Wohlstandes gewährte. Große Unglücksfälle nöthigten ihn, den Handel, welchen er noch immer fortgeführt hatte, aufzugeben und beim öffentlichen Schatze große Summen zu borgen; dennoch blieb er, als er sein Vermögen aus den Geschäften zog, reich genug, um bedeutende Herrschaften anzukaufen und nicht nur diese mit prächtigen Palästen, sondern auch Florenz mit herrlichen Gebäuden zu schmücken. Während des langen Friedens, den seine Klugheit der Republik sicherte, ließ er in Florenz glänzende Volksfeste feiern, sich selbst aber umgab er mit den geistreichsten Gelehrten seiner Zeit, wie Demetrius Chalkondylas, Angelo Poliziano, Cristoforo Landini, Pico von Mirandola u. A., die sein Ruhm und seine Einladung nach Florenz zogen und die seine Freigebigkeit belohnte. Er vermehrte die von Cosimo gestiftete, an Handschriften reiche Mediceische Bibliothek und eröffnete eine Schule der zeichnenden Künste in einem eigens dazu eingerichteten Gebäude. Geehrt von allen Regenten Europas, geliebt von seinen Mitbürgern, starb er 8. April 1492. Vgl. Fabroni, „Vita Laurentii M." (2 Bde., Pisa 1784); Roscoe, „The life of Lor. de M." (deutsch von Sprengel, Berl. 1797). Die „Opere di Lorenzo di M., detto il Magnifico" (4 Bde.), welche zu Florenz 1826 auf Kosten des Großherzogs Leopold II. in einer Prachtausgabe erschienen, sind die erste vollständige Sammlung der Gedichte dieses berühmten Fürsten.

**Medicin** (medicina) bedeutet zunächst soviel als Arznei, dann die gesammte ärztliche Wissenschaft und Kunst (ars medica), daher das Wort nicht völlig durch Heilkunde oder Heilkunst übersetzbar ist. Ehe wir zu der Kunst zu heilen vorschreiten können, müssen wir durch die Wissenschaft, welche die Krankheiten und Heilmittel kennen lehrt, dazu vorbereitet werden; bevor wir Krankheiten annehmen können, müssen wir die Gesundheit kennen, und ehe uns der Begriff der Gesundheit klar werden kann, müssen wir das Einzelne, was dieser Begriff (und der Begriff Leben) umfaßt, erfahrungsmäßig kennen gelernt haben. Dieses Einzelne ist aber nicht nur der Mensch in allen seinen körperlichen und geistigen Theilen, sondern die ganze Natur. Daher können wir die Medicin in drei Wissenschaften abtheilen, deren jede an und für sich schon einen bedeutenden Umfang hat, nämlich die Naturkunde überhaupt nebst der genauen Kenntniß des menschlichen Körpers in seinem regelmäßigen Zustande (Physiologie); ferner die Kenntniß des unregelmäßigen, krankhaften Zustandes des thierischen und menschlichen Organismus (Pathologie) und endlich die Lehre von dem Verfahren, um den unregelmäßigen Zustand wieder zur Regelmäßigkeit zurückzuführen (Therapie). Die Verbindung dieser drei Theile zu einem harmonischen Ganzen bildet erst den vollkommenen Begriff der Medicin. Hieraus ergibt sich zugleich die Reihenfolge, in welcher die Medicin gelehrt und gelernt werden muß, damit ein Fortschreiten von der Theorie zur Praxis sich herausstelle. Noch ehe das eigentliche Studium der Medicin mit Vortheil in Angriff genommen werden kann, ist eine nicht geringe Menge von Vorkenntnissen erfoderlich: dahin gehört die Kenntniß der alten und der gangbarsten neuen Sprachen, der Mathematik, der Philosophie und der allgemeinen Geschichte. Die erste Zeit des eigentlichen medicinischen Studiums wird sodann durch die Naturkunde in Anspruch genommen werden, und in diese gehören zuerst Physik, Chemie, Kosmologie, Geologie und Geogenie, Botanik und Zoologie. Ist durch diese Wissenschaften eine Ansicht der Natur im Ganzen gewonnen worden, so folgen nun die den Menschen besonders betreffenden Disciplinen: die Anthropologie (s. d.), Anatomie (s. d.), Physiologie (s. d.) und Psychologie (s. d.). Hierauf tritt als zweiter Haupttheil die Pathologie (s. d.) auf, welcher dann sich als dritter die Therapie (s. d.) anschließt. Sowie alle die genannten einzelnen Disciplinen wieder in Unterabtheilungen zerfallen, so umfassen namentlich die beiden letztern eine bedeutende Zahl derselben; zu der Therapie kommt noch die Lehre von den Heilmitteln, insbesondere den Arzneimitteln (s. Pharmakologie). In diese letzte Classe gehören eigentlich auch die früher mit Unrecht von der Medicin als völlig geschieden betrachtete Chirurgie (s. d.) und Geburtshülfe (s. d.).

Schon diese Übersicht der Wissenschaften, aus welchen sich die eigentliche Medicin wie aus Grundpfeilern aufbauen muß (und als deren praktische Verwerthung sie erscheint), lehrt aufs deutlichste, daß die Heilkunde nur eine Tochter der Zeit ist und sein kann. Sie mußte Jahrtau-

fende lang voll Irrthümer und Unsicherheiten bleiben, einen Haufen zusammenhangsloser Einzelerfahrungen und Einzelregeln darstellen, welche keine ernste Kritik aushielten. Erst seitdem jene Grundwissenschaften: Physik, Chemie, Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie, sich zu dem Range wahrhaft exacter Naturwissenschaften erhoben haben und zugleich unendlich reich an einem theils in vielen Einzelnheiten, theils in gewonnenen Allgemeinsätzen und Gesetzen auf die Medicin anwendbaren Material geworden sind, hat auch die Medicin angefangen, mehr und mehr den Charakter und Rang einer Naturwissenschaft anzunehmen. Man nennt dies die „neuere Medicin", weniger richtig die „neuere Schule", indem hier von keiner dogmatischen Schule, sondern nur von der Gesammtheit der echt naturwissenschaftlich denkenden und forschenden Ärzte die Rede sein kann, ja im Gegensatze zu allen ältern abergläubigen, an erträumten Lehrsätzen oder Autoritäten hängenden Richtungen in der Heilkunde. Freilich fehlt zum Ausbau der naturwissenschaftlichen Medicin noch unendlich viel, namentlich ein zuverlässiges statistisches Material über Gesundheits-, Krankheits- und Heilungsverhältnisse, sowie exacte Beobachtungen und Versuche über die Einwirkungsweise der äußern Dinge (Lebensmittel, Arzneien, Luft, Klima u. s. w.) auf den gesunden und kranken Organismus.

Den Gang, den die Fortbildung der Medicin genommen, lernen wir aus der Geschichte derselben kennen, welche zugleich den Bestrebungen des Einzelnen sowol wie ganzer wissenschaftlicher Verbindungen und der sogenannten Schulen durch die einfache Thatsache ihres Fortbestehens oder Untergehens das gerechteste Urtheil spricht. Die Geschichte zeigt uns eine Menge glänzender Erscheinungen im Reiche der Medicin, welche aber oft nur einem scheinbaren Fortschritte, einem trügerischen Dogma, einem verlockenden Systeme, einer imponirenden Persönlichkeit zuzuschreiben sind, während viele wahrhafte, epochemachende Entdeckungen (z. B. Harvey's Blutumlauf) von den Zeitgenossen angefeindet oder ignorirt wurden. Diese Geschichte zeigt auch, wie Wahres und Falsches in derselben Zeit entstanden und dasselbe Ansehen genossen hat, wie aber die nachfolgende Zeit nach und nach das Wahre vom Falschen sonderte, wie große und wichtige Entdeckungen erst von Vorurtheilen bezweifelt und bekämpft, ja zuweilen fast gänzlich wieder unterdrückt, doch am Ende, und geschah es auch erst nach Jahrhunderten, ihre siegende Kraft entfalteten und einem neuen Geschlechte auf der Bahn der Erkenntniß voranleuchteten. Im grauen Alterthume war (wie bei den meisten wilden Völkerschaften) die Medicin innig mit der Religionslehre verbunden. Hier war noch, wie jede andere Art von Bildung, auch die Medicin in den Händen der Priester. Besonders waren es die Asklepiaden (s. d.), denen die Pflege der ältesten griech. Medicin anvertraut war. In ihren Tempeln sammelten sie Erfahrungssätze, welche endlich veröffentlicht wurden. Der sogenannte Vater der Medicin, Hippokrates (s. d.), war es, der das gesammte Erfahrungsmaterial und die damalige philosophische Weltanschauung zu einer Wissenschaft zusammenfügte. Jedoch der Mangel an positiver Naturerkenntniß und an Beobachtungsgeist, verbunden mit dem Streben, der jungen Wissenschaft durch Theorien eine Festigkeit zu geben, die sie ihrer Natur nach nie gewinnen konnte, ließ die Nachfolger des Hippokrates in starren Dogmatismus verfallen. So entstanden eine Menge verschiedener Systeme: die dogmatische, empirische, methodische, pneumatische und eklektische Schule u. s. w. Dem Galenus (s. d.) gelang es endlich, diese Verwirrung wieder zu einer Einheit zu vereinigen. Ausgestattet mit den Kenntnissen im Gebiete der Anatomie und Physiologie, welche namentlich unter und nach den Ptolemäern in Alexandria in dem vergangenen Zeitraume gewonnen worden waren, und eingeweiht in die Philosophie der Vor- und Mitwelt, führte er auf dem Grunde des Frühern ein System der Medicin auf, welches durch das ganze Mittelalter hindurch sich in Geltung erhielt. Indessen war in der stürmischen Zeit der politischen Umgestaltung Europas die wissenschaftliche Medicin aus den von germanischen Stämmen besetzten Ländern gänzlich verschwunden und fast ausschließlich in die Hände der Araber gegeben, welche in der Hauptsache die Galenischen Lehren festhielten, denen aber das Verdienst nicht abzusprechen ist, durch Vervollkommnung einzelner Doctrinen zur spätern Vervollkommnung des Ganzen beigetragen zu haben. Doch blieb der allgemein wissenschaftliche Geist in dem immer mehr und mehr sich verkleinernden griech. Kaiserreiche zurück und flüchtete endlich, als seine bisherige Heimat ein Schauplatz der wildesten Verheerung ward, in das nach langen Stürmen ruhende Abendland, wo er von dieser Zeit an eine bleibende Stätte fand und hier den Gährungsstoff abgab, durch welchen sich eine neue Zeitepoche entwickelte. Mit dem Studium der alten Schriftsteller erwachte der Geist der Selbstprüfung, des Selbstdenkens und Selbstforschens. Das erneuerte Studium der alten Schriften über Medicin, namentlich der des Hippokrates, erhob diesen Begründer der Wissenschaft zu seinem verdienten Ansehen und läuterte die auf irrigen Annahmen ruhenden

Ansichten durch Zuziehung der unterdeß errungenen Kenntniß in den Naturwissenschaften (z. B. der Chemie, Astronomie). Das Galenische System wich den aus ihm selbst genommenen Widerlegungsgründen und einer neuern, der Cultur und den Fortschritten der Naturwissenschaften entsprungenen Anschauung der Medicin. Durch Paracelsus' (s. d.) Feuereifer stürzte namentlich Galen's Gebäude zusammen, aber damit keineswegs das Bestreben, dogmatische Systeme als Ersatzmittel eines hinreichenden Thatsachenvorraths in der Medicin aufzubauen. Paracelsus und seine Schüler, van Helmont, Sylvius unternahmen es, das iatrochemische System aufzuführen. Nach Harvey's (s. d.) Entdeckung des Blutumlaufs traten die Jatromathematiker (s. d.) auf, und in neuerer Zeit folgten die verschiedenen Systeme von F. Hoffmann, Stahl, Brown, Hahnemann, Broussais, Rasori, Kieser, Schönlein u. A. Aber alle die Genannten gewannen nur einen beschränkten Kreis von Anhängern und ihre Systeme konnten den ungleichen Kampf mit der ruhig ihren Gang fortschreitenden Wissenschaft nur eine Zeit lang fortführen. Diese gewann durch den einfachen Grundgedanken, daß alles ärztliche Wirken sich auf eine getreue, unbefangene Naturbeobachtung stützen müsse, und durch den Fleiß, welchen dieser Gedanke hervorrief, fortwährend an Ausbildung in allen ihren einzelnen Zweigen, welches die ungeheuern Forschritte der Physik seit Galilei, der Kosmologie seit Kopernicus, der Naturkunde im engern Sinne seit Buffon und Linné, der Anatomie und Physiologie seit Harvey und Haller u. s. w. genugsam beurkundeten. Wenn der Gewinn, den die Therapie als höchster Endzweck der Medicin aus allen diesen Entdeckungen gezogen, noch Vielen, namentlich den Uneingeweihten, nicht klar ist oder sich nicht als genügend herausstellt, so muß bemerkt werden, daß allerdings dieser Theil der Medicin mit den andern in der Vervollkommnung nicht gleichen Schritt halten kann. Denn die Therapie hat die leidende Menschheit zum Object, und der Experimentation ist dadurch eine feste, nur vorsichtig zu überschreitende Grenze gesetzt, indem die bloße Überzeugung von der Heilkraft eines Mittels ohne gegründete Beobachtungen den Arzt noch nicht berechtigt, es andern genauer bekannten vorzuziehen. Der Nutzen, welchen die Medicin als Wissenschaft und Kunst für die Menschheit im Ganzen gebracht hat und noch bringt, wird von Vielen allzu gering angeschlagen. Derselbe muß nicht blos als ein individueller, als Hülfe, Linderung oder doch Trost für den Leidenden und dessen Angehörigen aufgefaßt werden, sondern auch aus einem allgemeinern Gesichtspunkte. Jahrhunderte lang war die Medicin die einzige Zufluchtsstätte für jene Naturwissenschaften, welche das alte Glaubenssystem umgestoßen und eine neue, jetzt eben dämmernde Zeit, eine großartigere Weitanschauung hervorgerufen. Noch jetzt duldet man in der Heilkunde eine Freiheit der Ansicht und Handlungen, welche auf andern Gebieten als Ketzerei verfolgt werden. Das vergilt die Medicin, indem sie auf friedliche Weise jene Reformen unserer öffentlichen Einrichtungen vorbereitet und durchführt, welche zum Gedeihen des Menschengeschlechts in neuerer Zeit gebieterisch und von manchen socialistischen Sekten gewaltsam gefodert werden, und welche das materielle Wohl der Volksclassen, insbesondere deren Gesundheit und Arbeitsfähigkeit zu schützen und zu erhalten streben. Vgl. über die Geschichte der Medicin: Kurt Sprengel, „Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde" (5 Bde., 3. Aufl., Halle 1821—28); Hecker, „Geschichte der Heilkunde" (2 Bde., Berl. 1822—29; Friedländer, „Vorlesungen über die Geschichte der Heilkunde" (Lpz. 1838—39); Häser, „Lehrbuch der Geschichte der Medicin" (2. Aufl., Jena 1853).

**Medicinalpolizei**, Sanitätspolizei, auch Staatsgesundheitspflege nennt man denjenigen Theil der Staatsarzneikunde (s. d.), welcher die von der ärztlichen Wissenschaft und Kunst dargebotenen Erfahrungen und Grundsätze anwendet, um die Gesammtheit der Bürger eines Ortes oder Landes u. s. w. gegen Erkrankungen zu schützen und bei herrschenden Volkskrankheiten zu retten oder doch möglichst vor Schaden zu bewahren.

**Medien** hieß im Alterthume der größtentheils gebirgige nordwestliche Theil von Iran; es wurde im N. durch das Kaspische Meer, im O. durch Parthien, im S. durch Persien, im W. durch Assyrien begrenzt und umfaßte die heutigen pers. Provinzen Aserbeidschan, Ghilan, Masanderan und Irak-Adschemi. Die Meder waren durch Sprache, Religion und Sitte mit den Sogdianern und Baktriern, am nächsten mit den eigentlichen Persern verbunden und bildeten mit ihnen den arischen Zweig des indogerman. Stamms. Nachdem sie, früher als die andern arischen Völker, sich von dem Joch der Assyrer befreit hatten, um 700 v. Chr., vereinigten sich, nach Herodot, die einzelnen Stämme und wählten den Dejoces zu ihrem Richter und Oberhaupt, dem sie Ekbatana als Hauptstadt erbauten. Sein Sohn Phraortes unterwarf die Per-

ser, fiel aber gegen die Assyrer. Das Reich derselben, mit dem babylon. Nabopolassar verbunden, zerstörte um 600 v. Chr. des Phraortes Sohn Cyaxares (s. Assyrien), der auch die scythischen Horden, die Vorderasien und Syrien plündernd durchstreift hatten, als sie M. heimsuchten, überwand. Ein Krieg, den er mit Alyattes von Lydien führte, wurde durch die Verheirathung von dessen Tochter mit seinem Sohn Astyages beendet. Astyages selbst ward 560 durch seinen Enkel Cyrus (s. d.) der Herrschaft beraubt. Damit hörte das medische Reich auf zu bestehen und an seine Stelle trat das der Perser, denen Cyrus durch seinen Vater angehörte. Die drei edelsten pers. Stämme erhielten durch ihn zwar den Vorrang vor den Medern, übrigens aber wurden diese den Persern völlig gleich behandelt, und die Priesterkaste der Magier bestand fortwährend nur aus Medern; Ekbatana aber wurde die Sommerresidenz der pers. Könige. Diese pers. Provinz M. eroberte Alexander d. Gr. 330 v. Chr. und gab sie dem Parmenio zur Verwaltung; nach dessen Tode erhielt sie Python, der mit Antigonus gegen Eumenes kämpfte. Durch Seleukus I. Nikator wurde M. ein Theil des syr. Reichs der Seleuciden (s. d.), und einer derselben, Antiochus III., fügte nach 220 v. Chr. auch das Küstenland zwischen dem Albors und dem Kaspischen Meere, das nach einem Satrapen des Darius, Atropates, bei dessen Nachkommen es blieb, Atropatene oder im Gegensatz gegen das übrige M. Kleinmedien genannt ward und das Alexander auf seinem Zuge nicht berührt hatte, zu seiner Herrschaft, da dessen Fürst Artabazanus sich willig unterwarf. Durch den Arsaeiden Mithridates I. wurde M. dem syr. Könige Demetrius Soter 152 v. Chr. entrissen und gehörte nun zu den Ländern der Parther (s. d.). Einen eignen König hatte es um 36 v. Chr. an Artavasdes, gegen den der Triumvir Antonius Krieg führte. Im J. 216 n. Chr. machte Caracalla auf seinem Zuge gegen die Parther einen Einfall in M.

**Medigo** (Joseph Salomo del), der Sohn Elia's Ben-Eliefer, aus einer ausgezeichneten, aus Deutschland stammenden jüd. Familie, geb. 16. Juni 1591 in Candia, studirte in Padua, wo er Galilei hörte und sich in Philosophie, Astronomie und Heilkunde große Kenntnisse erwarb. Nach kurzem Aufenthalte in seiner Heimat, die er 1616 wieder verließ, machte er Reisen nach Ägypten, der Türkei und Polen, wo er 1621—24 verweilte. Hierauf wurde er Hausarzt bei dem Fürsten Radziwil. Später wendete er sich nach Hamburg und Glückstadt und ließ sich um 1628 in Amsterdam nieder, wo er gegen 20 J. gewohnt zu haben scheint. Zuletzt ging er nach Prag, wo er 16. Oct. 1655 starb. Er strebte in allen Fächern nach klarer Erkenntniß und behandelte jeden Gegenstand großartig. Namentlich war er auch ein großer Kenner der Literatur. Leider besitzen wir von ihm nur einzelne Versuche und Bruchstücke, die von seinen Zuhörern und Freunden herausgegeben wurden; dahin gehören: „Elim und Majan Gannim" (Amst. 1629); eine Sammlung von Aufsätzen über Philosophie, Kabbala u. s. w. (Bas. 1629); Hippokrates' „Aphorismen" (hebr., Prag) und der Brief „Achus" über hebr. Literatur in Geiger's „Melo Chofnajim" (Berl. 1840). — **Elia Ben-Moses Abba del M.**, aus derselben Familie, unter dem Namen **Elia Cretensis** bekannt, lehrte Philosophie in Padua, wo Pico sein Zuhörer war, schrieb Mehres in hebr. und lat. Sprache und starb 1493.

**Medina**, arab. **Medinat-el-Nebi**, d. h. Stadt des Propheten, früher Jathreb genannt und schon von Ptolemäus als Jathrippa erwähnt, die zweite Hauptstadt von Hedschas im westlichen Arabien, mit einer Bevölkerung von 20000 E., ist berühmt als die zweite heilige Stadt der Moslem, durch Mohammed's Flucht dahin und dessen Tod daselbst. Sie liegt 54 M. nördlich von Mekka und 28 M. nordöstlich von dem Seehafen Jembo am Rothen Meere und zwar am Rande der großen arab. Wüste und dicht am Fuße der Hedschaskette, 3000 F. über dem Meere, in einer auf drei Seiten von Bergen umschlossenen, von Gießbächen wohl bewässerten, fruchtbaren, mit Gärten, Dattelpflanzungen und zerstreuten Kornfluren bedeckten Ebene und besteht aus der innern Stadt und den Vorstädten. Die innere Stadt, von ovaler Gestalt, endet gegen NW. mit einem spitzen Winkel, in welchem auf einer Felserhöhung die feste Citadelle liegt, ist ringsum mit einer 35—40 F. hohen starken Steinmauer umgeben und von 30 Thürmen flankirt und gilt als die Hauptfeste von Hedschas und nächst Aleppo als eine der schönsten Städte des Orients, obschon sie gegenwärtig im Verfall. Die Hauptstraße geht von dem südlichen oder Kairo-Thore (Bab-el-Masri), einem der schönsten des Orients, gegen NO. zu der Hauptmoschee, und von dieser läuft die zweitgrößte oder El-Belat zum nördlichen oder syrischen Thore (Bab-es-Schami). Nur in diesen beiden Straßen sind die Kaufläden. Die Häuser haben meist zwei Stockwerke, platte Dächer und sind ganz von Stein aufgebaut, wie auch mehre Straßen mit großen Steinen gepflastert sind. Größere Bauwerke fehlen bis auf die große Hauptmoschee. Außer ihr werden noch eine schöne Medresse, einige kleine Mo-

scheen, ein großes Kornmagazin, ein öffentliches Bad und einige Khane oder Okals genannt. Während interessante Architekturen fehlen, ist dagegen M. durch viele nette, von Gärten, Brunnen, Bewässerungen, Marmorbassins u. s. w. umgebene Privatwohnungen ausgezeichnet. Die Vorstädte im W. und S. nehmen größern Raum als die Centralstadt selbst ein, von welcher sie durch einen breiten Raum, den Monâkh, getrennt sind, der vom Halten der Kameele und Karavanen seinen Namen hat und stets gedrängt von Kameelen, Beduinen, Hökern, Läden und Cafés und Menschengruppen besetzt ist. Von den vielen Moscheen, welche einst in der Vorstadt standen, sind nur noch zwei vorhanden, und als einziges großartiges Bauwerk befindet sich hier nur der vom Sultan Soliman II. im 16. Jahrh. angelegte unterirdische Kanal, welcher von dem eine halbe Meile im S. gelegenen Dorfe Roba süßes Wasser herleitet. Die große Hauptmoschee El-Haram, d. h. die Unverletzbare (von keinem Ungläubigen Betretbare), auf der Stelle des Hauses erbaut, in welchem Mohammed starb und dessen heilige Grabstätte umschließend, ist weit kleiner als das Baitullah oder Gotteshaus zu Mekka, obwol im Wesentlichen ganz nach demselben Plane (seit dem großen Brandschaden 1481) mit einem innern Hofraume, umherlaufenden Colonnaden und Mittelbau errichtet, 165 Schritt lang und 130 breit. Ihr Gewölbe wird von 400 Säulen getragen und 300 Lampen erleuchten sie Tag und Nacht. In ihrer Südostecke, die mit Marmorgetäfel, Mosaikboden und reichen Goldinschriften auf weißen Marmortafeln ornamentirt ist und durch hohe Fenster mit Glasmalereien ihr Licht empfängt, steht das Grab Mohammed's, mit einem eisernen, grün angestrichenen Filigrangitter umgeben, das hier und da mit goldenen Inschriften versehen und so dicht gearbeitet ist, daß man, einige offen gelassene Fenster abgerechnet, nicht in das Innere hineinsehen kann. An der Südseite des Grabmals, wo die Grillage mit Silber plattirt ist, werden die Gebete der Pilger gehalten. Zu dieser Stelle führen vier Thüren, davon nur eine geöffnet und von Verschnittenen bewacht wird. Die Erlaubniß zum Eintritt in diese Grillage oder El-Hedschra erhalten nur Paschas, Anführer der Hâdsch und Solche, die 12—15 Dollars dafür zahlen. Nur Wenige sind aber zu solchem Aufwand neugierig genug, weil nichts als kostbare Vorhänge mit Stickereien zu sehen, die aus Konstantinopel geschickt werden. Diese Stoffe werden alle sechs Jahre gewechselt und die alten zurückgesendet, um als geweihte Grabdecken für die Leichen der Sultane und Prinzen zu dienen. Die Zeuge sollen einen von zwei Säulen getragenen viereckigen Bau von schwarzen Steinen bedecken, in dessen Mitte der weiße Marmorsarg mit Mohammed's angeblich noch unversehrtem Leichnam und ihm zur Seite die Särge der Khalifen Abubekr und Omar stehen. Die Märchen der Europäer von dem in der Luft schwebenden und durch Magnete gehaltenen Sarge, wie von den ungeheuern Schätzen sind zu M. selbst unbekannt. Vordem bewahrte man hier allerdings in Kasten oder an seidene Schnuren gebunden manche bedeutende Schätze, die vorzüglich aus Weihgeschenken reicher Pilger bestanden; aber Vieles davon hat im Laufe der Jahrhunderte das heuchlerische Raubvolk der Tempeldiener und Ulemas davongetragen, und was zur Zeit der Wahabiten noch übrig war, haben diese geplündert, so auch den kostbaren Stern von Diamanten und Perlen, der über dem Sarge des Propheten hing. Die Tempeldiener, 40 Eunuchen mit dem Titel Aga, haben hier größeres Ansehen als in Mekka, erhalten ansehnliche Stipendien von Konstantinopel und ihren Antheil von den Geschenken für die Moschee. Ihr Chef, der Scheikh-el-Haram, ist das Haupt der Moschee und der vornehmste Mann in M., der stets aus dem Hofstaate des Großsultans als Eunuch hergesandt wird. Die meisten Einwohner M.s sind Mischlinge aus den Fremden, die sich jedes Jahr durch Neulinge vermehren. M. lebt nicht vom Handel wie Mekka, treibt etwas Landbau, arbeitet nur für den eigenen Bedarf oder für den der nächsten Beduinen. Großhändler fehlen hier ganz und auch die verweilenden Hadschi machen nur wenig Geschäfte. Blos mit dem Hafenort Jembo, welcher Getreide und andere Nahrungsmittel aus Ägypten einführt, werden bedeutendere Geschäfte gemacht. Das Haupteinkommen aber bieten die Moscheen, der Fremdenverkehr und die von der ganzen mohammedanischen Welt gespendeten Almosen. Die Mediner sind weniger freundlich und fröhlich als die Mekkawi, luxurios, prunkvoll, verschwenderisch, meist unvermögend; an Gelehrsamkeit aber hält man sie jenen für überlegen. Die Stadt besitzt 30 Medressen oder öffentliche Lehranstalten mit Stipendien für Solche, die in Kairo und Damascus studiren; doch hat im Allgemeinen hier wie in Mekka Geldsucht und Faullenzerei jedes Interesse für Wissenschaft und Literatur zurückgedrängt. Der Scherif von Mekka (s. d.) gibt sich den Titel eines Herrn von M., ist es jedoch eigentlich nie gewesen.

**Medina** (arab., d. i. Stadt) heißen in Spanien aus der Zeit der Araberherrschaft mehre Städte und Flecken. So **Medina-Celi**, eine Stadt mit dem Titel eines Herzogthums in der altcasti-

lischen Provinz Soria, am Ebrozuflusse Xalon, angeblich das alte Ocelis, im Mittelaltee Medina Celim, arab. Meoinah-Salem genannt. Sie ist wahrscheinlich die „Stadt des Tisches" (Medinah-Almeida), bei den arab. Geschichtschreibern so genannt nach der von Tarik hier 711 eroberten angeblichen Tafel Salomo's, die reich mit Edelsteinen und Perlen besetzt war und 714 nach Syrien geschafft wurde. Die Stadt hat ein schönes herzogliches Schloß, einen röm. Triumphbogen und Überreste einer röm. Straße. — **Medina-del-Campo** in der Provinz Valladolid, Geburtsort und Residenz mehrer Könige im Mittelalter, mit einem Schlosse, in welchem Cäsar Borgia 1504 gefangen saß. — **Medina-de-Rio-Seco** in derselben Provinz, am Rio Seco, mit 8000 E., berühmten Messen, einst mit so blühendem Handel, daß die Stadt auch India Chica oder Klein-Indien zubenannt wurde, bekannt auch durch den Sieg der Franzosen unter Bessières über Cuesta 14. Juli 1808. — **Medina-Sidonia** im Königreich Sevilla, mit 10000 E. und dem Titel eines Herzogthums, welches einst dem Hause Guzman gehörte, im Mittelalter als Festung und westgothisches Bisthum Assidonia, arab. Schiduna genannt.

**Medoc**, eine Landschaft in der ehemaligen Provinz Guienne des südwestlichen Feankreich, zwischen der Garonne, dem Meere, den Landschaften von Buch, Bordeaux und Bazas, in Ober- und Nieder-Medoc getheilt und dem jetzigen Arrondissement Lesparre im Depart. Gironde entsprechend, ist großentheils eine mit Teichen, Haiden und Gehölzen bedeckte Einöde an der Garonne, aber sehr fruchtbar, namentlich an geschätzten Weinen, den sogenannten **Medocweinen**. (S. **Bordeauxweine**.) Der Hauptort des Landes war das Städtchen Lesparre. Das Fort Medoc liegt 4 M. unterhalb Bordeaux links an der Gironde, welche es bestreicht; es wurde 1690 nach Vauban's Angaben aufgeführt, aber nie ganz vollendet.

**Medusa** und **Medusenhaupt**, s. Gorgo.

**Medusen** oder Quallen, s. **Akalephen**.

**Meer** heißt im Allgemeinen die ganze zusammenhängende Wassermasse, welche das Festland der Erde von allen Seiten umgibt und wahrscheinlich von Pol zu Pol reiche. Es bedeckt von den 9,280000 QM., welche die Oberfläche des Erdkörpers mißt, 6,856000 QM. und nimmt sonach mehr als zwei Drittheile der gesammten Erdoberfläche ein. Die bei weitem größte Wassermasse kommt auf die südliche Hemisphäre; die Hauptmasse des Festlandes adee findet sich um den Nordpol. Um sich auf dieser großen Wasserfläche leichter orientiren und die wechselseitige Lage der Landmassen bequemer bestimmen zu können, haben die Geographen das Meer in gewisse Hauptabtheilungen zerlegt, deren sie fünf annehmen, die bald Oceane, bald Meere genannt werden. Diese Hauptabtheilungen sind: das nöedliche Eismeer und das südliche Eismeer, das Atlantische Meer, das Stille Meer oder der Große Ocean (auch Australocean oder Südsee genannt) und das Indische Meer. Von diesen Hauptmeeren unterscheiden sie wieder die sogenannten Nebenmeere, größere Meerarme, die von den Hauptmeeren aus in die Ländermassen hineinreichen, auch **Binnenmeere** genannt. Kleinere Einbiegungen des Meeres in das Land heißen **Meerbusen** oder Golfe, Buchten, Baien, Rheden und Häfen; **Meerarme**, welche zwischen zwei Ländermassen hindurchgehen und größere Meere miteinander in Verbindung setzen, Meerengen, Straßen, Kanäle oder Sunde; die Ränder des Festlandes, welche das allgemeine Gewässer auf der Oberfläche berühren, Küsten. Sie werden hohe oder Steilküsten genannt, wenn hohe Gebirgsmassen am Wasser endigen, dagegen Gestade oder Strand, wenn große Ebenen gegen das Meer auslaufen. Das höchste bekannte Ufer findet man an der Westseite von Kilda, einer der westlichen schott. Inseln. Die **Meerestiefe** ist noch sehr unvollkommen erforscht, weil die Mittel, deren man sich zur Messung derselben bedient, ihrem Zwecke nicht vollkommen entsprechen. In den tiefen Meeren vermag das Senkblei kaum noch den Grund zu erreichen, weil, wie schwer man auch das Blei nehmen mag, dennoch die Leine leicht verhältnißmäßig so lang wird, daß sie das Blei schwimmend erhält. Daß aber die Tiefe an manchen Stellen sehr groß sein müsse, beweisen viele Erfahrungen. So fand Ellis in der Hudsonsbai mit 891 Faden (zu 6 F.), Capitain Roß in der Baffinsbai mit 1050 Faden, der jüngere Scoresby zwischen Spitzbergen und Grönland in einer Tiefe von 1200 Faden erst Meeresgrund. Diese Tiefen sind aber weit übertroffen worden durch die neuesten Messungen, welche mit sehr großer Vorsicht ausgeführt wurden. Sir James Roß fand unter 15° 3′ s. Br. und 23° 14′ w. L. eine Tiefe von 4600 Faden oder 25896 F., und Henry Mangles Denham als Befehlshaber des Kriegsschiffs Herald im südlichen Atlantischen Ocean unter 36° 49′ s. Br. und 37° 6′ w. L. sogar die ungeheuere Tiefe von 7706 Faden = 43380 F. Das ist also 17000 F. mehr, als die Höhe des Kiutschidsinga, des höchsten wohlgemessenen Himalajagipfels, über dem Spiegel des Meeres beträgt. Der Unterschied zwischen den höchsten und tief-

sten bekannten Punkten der Erdoberfläche ist hiernach 69817 F. oder über drei geogr. M. Eine sehr schnelle Abwechselung der Meerestiefe findet namentlich in der Nähe der Küsten statt. Auch ist erwiesen, daß Binnenmeere in der Regel eine weit geringere Tiefe haben als der offene Ocean. Aus den verschiedenen Tiefen, welche das Meer an verschiedenen Orten hat, können wir nun schließen, daß auch der Meeresgrund, ähnlich der Oberfläche der Erde, wie mit Thälern und weiten Ebenen, so mit Anhöhen, einzelnen Bergen und ganzen Gebirgen ausgestattet sein werde. Die Spitzen und Rücken unterseeischer Berge zeigen sich vorragend als Inseln (s. d.), und sicherlich sind die unzähligen niedrigen Inseln, mit denen der Große Ocean übersäet ist, und die ihr Dasein der Thätigkeit der Korallenthiere verdanken, nichts Anderes als die Gipfel von versunkenen, einst höhern Inselgebieten. Auch die Bänke im Meere sind solche Erhöhungen des Meeresbodens; sie heißen Sandbänke, wenn sie aus Sand bestehen, Korallenbänke, wenn sie mit Korallengewächsen bedeckt sind, und Austerbänke, wenn sie diesen Schaalthieren zum Aufenthalte dienen. Riffe heißen die an der Küste sich hinziehenden Reihen von Felsen und Klippen. In der Ostsee führen die einen Theil der schwed. Küste einfassenden Klippen den Namen Scheeren. Das Meer nimmt die meisten das Land durchschneidenden Flüsse in sich auf, ohne selbst einen Abfluß zu haben; es würde daher unaufhörlich zunehmen und steigen müssen, wenn nicht durch die fortwährend an seiner Oberfläche stattfindende Wasserverdunstung ebenso viel Wasser, als in dasselbe zufließt, von der Atmosphäre aufgenommen, als Wolken über die ganze Erdfläche getrieben würde und als Nebel und Regen wieder herabfiele.

Dem allgemeinen Gesetze des Wassers, daß es stets strebt, an seiner Oberfläche einen horizontalen Stand einzunehmen, folgt auch das Meer, und da alle Meere untereinander in Verbindung stehen, so ergibt sich hieraus, daß die Oberfläche des Meeres auch überall dieselbe Höhe haben muß. Deshalb wird auch der Meeresspiegel als die einzig wahre Grundlage der Messungen, nach der wir die Höhe des Festlandes bestimmen, allgemein angenommen. So richtig dieser Grundsatz im Allgemeinen ist, so machen doch hiervon die Binnenmeere meist eine Ausnahme, indem diese in der Regel einen höhern Wasserstand haben als der offene Ocean. Die Ursache davon liegt in der verhältnißmäßig größern, von den Küsten aus ihnen zuströmenden Wassermenge, deren sie, vom Festlande nach den meisten Seiten hin eingeschlossen und mit der übrigen Wassermasse nur durch enge Kanäle verbunden, nicht so schnell sich entledigen können. Daß das Meer, wie Einige behauptet haben, in einer fortwährenden Abnahme begriffen sei, läßt sich, trotz der dafür angeführten scheinbaren Thatsachen, ebenso wenig erweisen wie die Behauptung, daß eine allmälige Erhebung desselben stattfinde. Nächst den Höhenverschiedenheiten einzelner Theile des Meeres bilden einen noch interessantern Wechsel des Niveaus die Erscheinungen der Gezeiten oder der Ebbe und Flut (s. d.). Von den Gewässern des Festlandes unterscheidet sich das Meerwasser ganz besonders durch seinen eigenthümlichen Geschmack, der außer seiner salzigen Beschaffenheit noch einen Zusatz von widerlicher Bitterkeit hat, übrigens in den verschiedenen Meeren verschieden und bei größerer Entfernung vom Lande am salzigsten ist. Das Salz verhindert die Fäulniß des Seewassers keineswegs, die Erfahrung lehrt vielmehr, daß das Seewasser selbst, wenn es in Ruhe steht, und Alles im Seewasser viel leichter fault als in reinem Wasser. Dagegen gibt der Salzgehalt dem Meerwasser einen Zusatz von specifischer Schwere, der es geschickt macht, größere Lasten zu tragen, und das Schwimmen erleichtert. Die Meeresfarbe im Allgemeinen ist schwach grünlich (meergrün); aber in dieser Grundfarbe treten vielfache Änderungen ein, die bald in dem Leuchten der Sonne, bald in der Farbe des Himmels, bald in der Nähe und Farbe des Grundes, bald in andern Einwirkungen ihre Ursachen haben mögen. Wenn die Sonne in schräger Richtung das Meer bescheint, so sieht man häufig auf der Lichtseite einen herrlich smaragdgrünen Schein, auf der Schattenseite zeigt sich dagegen ein ebenso herrliches Purpurroth. Bei Stürmen pflegt das Meer grün und in Gegenden, wo das Senkblei bald den Grund erreicht, oft milchfarbig zu erscheinen; Klippen verursachen einen bräunlichen oder schwärzlichen, Schlammgrund einen graulichen Ton; Kalkküsten geben dem Wasser eine auffallend helle Farbe, und vom Ufer aus erscheint das Meer zuweilen ganz dunkelblau. Eine merkwürdige Erscheinung ist auch das oft beobachtete Leuchten des Meeres, welches einen herrlichen Anblick gewährt und von Forster aus drei verschiedenen Ursachen erklärt wird. Zuweilen leuchtet nämlich blos die Bahn, welche das Schiff auf der glatten Wasserfläche zurückläßt, was Forster von der aus Reibung des Schiffs am Wasser bei der schnellen Bewegung erregten Elektricität herleitet; öfters leuchten aber alle Wellen, die an feste Gegenstände anschlagen, was, besonders zur Zeit der Windstille, phosphorischen, durch Fäulniß und Verwesung erzeugten Stoffen zuzuschreiben ist; endlich scheint zuweilen das ganze Meer

mit funkelnden Sternen übersäet zu sein, wobei nicht nur die Oberfläche, sondern auch die Tiefe wie Feuer glänzt und die Fische wie aus Feuer gebildet scheinen, was, wie genaue Untersuchungen dargethan haben, von leuchtenden Seewürmern herrührt. K. Vogt, der sich neuerlich sehr viel mit dem Leuchten des Meeres beschäftigt hat, ist der Meinung, daß dasselbe stets durch Thiere und zwar durch sehr verschiedene Arten hervorgebracht werde. Eine merkwürdige Eigenthümlichkeit des Meeres ist auch noch seine außerordentliche Durchsichtigkeit, die im Allgemeinen weit größer als in dem mit fremden Theilchen reich geschwängerten Wasser der Flüsse und in kalten Klimaten auffallender als in den heißen ist. Das Licht dringt, nach den Aussagen der Taucher, 50—60 F. und noch tiefer unter die Oberfläche des Meeres ein, und man hat häufig bei 200 F. Tiefe noch den Meeresgrund deutlich gesehen, ja Capitän Wood lothete bei seinem Versuche, die nordöstliche Durchfahrt zu entdecken, 1676 in der Nähe von Nowaja-Semlja eine Tiefe von 480 F., wo nicht allein der Boden, sondern auch die auf dem Grunde liegenden Muscheln deutlich zu erkennen waren. Die Temperatur des Meerwassers an der Oberfläche hängt mit der Temperatur der Luft zusammen, nur ist die Veränderlichkeit derselben beim Wasser nicht so groß als bei der Luft. Es nimmt daher die Temperatur des Meeres ebenso wie die der Luft vom Pole gegen den Äquator hin zu, obwol locale Verhältnisse auch hier manche Anomalie bewirken. Dagegen verhält es sich mit der Temperatur des Meeres in größern Tiefen gerade umgekehrt wie mit der Temperatur des Festlandes. Diese nimmt zu, die Wärme des Meeres dagegen scheint fortwährend geringer zu werden, je tiefer man eingedrungen ist, und sinkt in den ansehnlichsten Tiefen selbst unter den Gefrierpunkt herab.

Da in Ruhe stehendes Meerwasser sehr bald in Fäulniß übergeht, so muß man als eine der weisen Einrichtungen der Natur, um die Reinheit desselben zu erhalten, die Bewegungen ansehen, die das Meer fortdauernd erfährt. Diese Bewegungen sind theils regelmäßig, theils unregelmäßig. Zu den regelmäßigen gehört, außer der Ebbe und Flut, vor allem das großartige Phänomen der **Meeresströmungen**, unter denen die erste Stelle ohne Zweifel die sogenannte **Äquatorialströmung** oder der **Oststrom**, von Einigen auch **Rotation des Meeres** genannt, einnimmt. Diese Strömung erscheint im Atlantischen Ocean unter dem Äquator und hat ihren Grund in den unter den Wendekreisen beständig herrschenden Ostwinden und in der täglich zwei mal wechselnden Flut, sowie in dem Einflusse, welcher durch den Umschwung der Erde um ihre Achse auf die Wassermasse hervorgebracht wird. Sie nimmt ihren Anfang den Inseln St.-Thomas und Annobon im Guineischen Meerbusen gegenüber, hat bis zum Eintritt in die Karaibische See eine Länge von mindestens 4000 M., fließt gerade auf Westindien los, spaltet sich aber, sowie sie sich der amerik. Küste nähert, in einen nördlichen und einen südlichen Zweig, welcher letztere beim Cap St.-Roque wieder in eine südwestliche und westnordwestliche Abtheilung zerfällt. Jene ist die brasil. Küstenströmung, die jedoch das Gestade nicht selbst zu erreichen, sondern sich in einer gewissen Entfernung von demselben zu halten scheint, diese dagegen bildet den Hauptarm der Äquatorialströmung, dessen Richtung sich nach den nördlichen Küsten Brasiliens bestimmt und der ebenso durch seine bedeutende Breite wie durch seine große Geschwindigkeit sich auszeichnet. Außerdem gibt es noch eine Anzahl besonderer **Meeresströme**. Zu den wichtigsten gehört der **Golfstrom**. Derselbe entsteht dadurch, daß die große Wassermenge des Atlantischen Meeres in ihrer westlichen Richtung, durch die entgegenstehenden Küsten von Amerika gehemmt, sich nach Norden herumwendet und bei der Nordküste von Mittelamerika und der Südküste der Vereinigten Staaten vorbei um die Südspitze von Florida herum längs der Ostküste der Vereinigten Staaten hinläuft, sich dann nach Neufoundland und von hier östlich nach Europa zurückwendet. Die Geschwindigkeit seines Laufs auf dem mehr als 420 M. langen Wege beträgt in der Stunde eine Meile, und in der Straße von Florida steigt dieselbe auf zwei bis vier Meilen in der Stunde. Strömungen ähnlicher Art gibt es von St.-Katharina nach Brasilien und dann zum Vorgebirge der guten Hoffnung, ferner in der Sundastraße bei Sumatra, zwischen Malakka und Cochin, die vom April bis August ostwärts, dann aber mit solcher Heftigkeit nach Westen fließt, daß das Meer braust. Auch gibt es sogenannte **Doppelströmungen des Meeres**, die sich kreuzen, d. h. übereinander in direct entgegengesetzter Richtung sich ergießen. So hat man durch unwiderlegliche Erfahrungen nachgewiesen, daß unterhalb des sichtbaren, vom Atlantischen Meere durch die Meerenge von Gibraltar ins Mittelmeer sich ergießenden Stroms ein anderer, entgegengesetzter durch dieselbe Meerenge vom Mittelmeer in das Atlantische gehe, und ähnliche Doppelströmungen kommen im Bosporus bei Konstantinopel, im Bab-el-Mandeb, am Eingange des Rothen Meeres und im Sunde vor. Eine andere Art der Bewegung des Meeres, wodurch die Ruhe und das Gleich-

gewicht seiner Oberfläche gestört wird, ist auch die mittels der Stürme bewirkte **Wellenbewegung**. Verliert nämlich die Luft ihr Gleichgewicht, so geräth sie in wellenförmige Bewegung, stößt auf die Wasserfläche und stört dadurch auch auf dieser das Gleichgewicht oder den wagerechten Stand. Dadurch erhebt sich der gestoßene Theil über den nächstliegenden, dieser wird niedergedrückt, und es entsteht eine Erhöhung an der Stelle, die aber vermöge der Schwere des Wassers sogleich wieder niedersinkt, den nächstfolgenden Theil niederdrückt und zum Steigen zwingt. Demnach ist die Wellenbewegung ein abwechselndes Steigen und Fallen zweier Wasserberge, wobei jedoch das Wasser nicht fortfließt. Mit der Stärke der Bewegung in der Luft nimmt auch die Bewegung des Wassers zu; die Wasserberge wachsen und üben einen großen Druck aus, daher die Wellen immer stärker werden; indeß unterdrückt der heftige Stoß des Windes auch häufig die Wellen, sodaß sie erst ihre größte Höhe erreichen, wenn der Sturm sich plötzlich legt. Dieser Zustand, welchen die Seefahrer hohle See nennen, ist schrecklicher und gefahrvoller als der Sturm selbst. Noch gehören zu den Bewegungen des Meeres die **Strudel** oder **Wirbel**, welche entstehen, wenn das Wasser an einem Orte mit heftiger Gewalt in kreisförmiger Bewegung herumgetrieben wird. Der berühmteste dieser Strudel ist der Malstrom (s. d.). Im Alterthum waren die Scylla und Charybdis gefürchtet.

**Meer** oder **van der Meer**. Von den vielen niederl. Künstlern dieses Namens sind nur zwei, Vater und Sohn, die beide den Namen Jan führen, als ausgezeichnet aufzuführen. **Jan van der Meer, der Vater**, wurde zu Schoonhoven geboren und zwar wahrscheinlich um 1628. Sein Bildungsgang ist völlig unbekannt; man weiß nur, daß er später allerlei Ämter bekleidete. Er kam dazu durch den Prinzen von Oranien, dem er ein kostbares Bild von D. de Heem, das letzte, was ihm beim Einfalle der Franzosen von seiner Habe geblieben war, schenkte. Er wurde 1674 Rath der Regierung, nachdem er schon seit 1664 die Würde eines Dekans bei der Malergilde bekleidet hatte. Im J. 1682 erhielt er ein anderes Amt. Als Regent des Ambachtskinderhuis zu Utrecht, welchem Posten er gleichfalls vorstand, malte er sich und seine Mitregenten lebensgroß in der Berathung, welches Bild sehr bewundert wurde. Wie viel von einer Reise nach Italien und von Landschaften, Marinen und Thierstücken, die ihm zugeschrieben werden, auf Rechnung seines Sohnes kommt, ist nicht genau zu ermitteln. Höchst wahrscheinlich war der Vater nie in Italien und malte nur wenige Seestücke. Er starb vielleicht 1691. — **Jan van der Meer, der Sohn**, wurde anfangs von seinem Vater, dann von N. Berghem unterrichtet. Er schwang sich bald zu einem der vorzüglichsten Meister auf und genoß Ruhm und Ansehen; doch soll er Beides durch ein liederliches Leben stark geschmälert haben, sodaß er noch vor seinem 50. J. (wahrscheinlich 1706) im Elend starb und auf Freundeskosten begraben werden mußte. Er malte Landschaften mit Thierstaffage und Seestücke, und seine Arbeiten zeugen von Naturstudium und glücklichem Compositionstalent. Man hat auch einige höchst vortreffliche, aber sehr selten gewordene Radirungen von ihm, unter denen besonders ein stehendes und ein liegendes Schaf die Bewunderung der Sammler erregen.

**Meerbusen**, s. Golf.

**Meereicheln**, s. Balanen.

**Meerenge**, s. Kanal.

**Meergötter**, göttliche Wesen, welche die Phantasie der Griechen nach den verschiedenen Erscheinungen, die das Meer darbietet, individuell ausbildete, waren insgesammt dem Poseidon oder Neptun untergeordnet. Die wichtigsten sind Okeanos (s. d.), der Beherrscher des äußern Meeres, und dessen weibliche Nachkommen (die Okeaniden), die unter dem allgemeinen Namen der Nymphen (s. d.) bekannt sind, sowie Tethys (s. d.), des Okeanos Gattin; ferner Nereus (s. d.), der Beherrscher des innern Meeres, und dessen Gattin, die Okeanide Doris, nebst ihren 50 Töchtern, den weissagenden Nereiden, unter welchen Galatea und Thetis, die Mutter des Achilles, hervorragen, und hauptsächlich Amphitrite (s. d.), des Poseidon Gemahlin; sodann der Sohn Poseidon's, Triton (s. d.), und die Tritonen, und endlich die einzelnen Meerdämonen Proteus, Glaukos, Leukothea und Melikertes oder Palämon, bei den Römern Portumnus genannt, die Scylla (s. d.), die täuschenden Sirenen (s. d.) und die Stromgötter, die männlichen Nachkommen des Okeanos. In der Kunst gehen die Dämonen des Meeres von der erhabenen Gestalt des Poseidon, der Schönheit der Amphitrite und Thetis durch mancherlei Mittelstufen in die phantastisch geformten Ungeheuer der See über. Namentlich bilden einen schönen Contrast die fischgeschwänzten, oft mit Seepflanzen überwachsenen und auf Seemuscheln blasenden Tritonen und die meist menschlich gebildeten Nereiden, welche in der frühern Kunst als leicht bekleidete, dann gewöhnlich als unbekleidete, sehr anmuthige Mädchengestalten dargestellt werden

**Meerkatze** (Cercopithecus) ist der Name einer Affengattung, die sich durch rundlichen Kopf, sehr langen Schwanz, vollständigen Daumen der Hände und das Vorhandensein von Backentaschen auszeichnet. Die Arten dieser Gattung gehören fast sämmtlich dem Festlande Afrikas an, und der Name Meerkatzen mag wol daher entstanden sein, daß diese langgeschwänzten Thiere Afrikas nur über das Meer zu uns gebracht wurden. Sie sind immer unruhig, muthwillig und neugierig, daher schwer zu zähmen und im Alter stets bösartig, wenn sie auch in der Jugend mild und freundlich waren. Eine seit den ältesten Zeiten bekannte und sehr häufig nach Europa gebrachte Art ist die **grüne Meerkatze**, der grüne Affe (C. sabaeus), welcher auf den Inseln des Grünen Vorgebirgs, am Senegal und in einem großen Theile des warmen Afrika lebt und das europäische Klima leicht erträgt. Er ist gelbgrünlich, unten weißlich, im Gesichte schwarz, an der Schwanzspitze meist gelblich und wird 1½ F. hoch. Auch der **Mona** (C. Mona) verträgt das europäische Klima besser als andere Affen und ist daher ebenfalls in Menagerien häufig. Sein Rücken ist kastanienbraun, Oberarme, Oberschenkel und Schwanz außen schwarz, innen weiß, und die unbehaarte Haut der Augenkreise und Wangen ist blauroth. Sein Vaterland soll in den Gebirgen Nordafrikas sein, denn die meisten kommen über Ägypten und die Berberei zu uns. Die **Halsbandmeerkatze** (C. Aethiops), welche auf den Inseln des Grünen Vorgebirgs und dem gegenüber liegenden Festlande von Afrika lebt, wird gezähmt zutraulich und gutartig und zeigt sich gelehrig, sodaß sie zu allerlei Kunststücken leicht abzurichten ist. In der Menagerie der londoner zoologischen Gesellschaft gehören diese Affen zu den unterhaltendsten. Sie sind rußig-schwarz, an Händen und Gliedern reinschwarz, am Scheitel rothbraun mit Schwarz gemengt und an Backenbart, Kehle und Halskragen weiß.

**Meermann** (Johann, Reichsfreiherr von), als sittlicher Charakter, Gelehrter und Staatsmann gleich ausgezeichnet, geb. im Haag 1. Nov. 1753, aus einem alten, angesehenen Geschlechte, war der einzige Sohn des als Herausgeber des „Thesaurus juris civilis et canonici" und der „Origines typographicae" rühmlich bekannten **Gerhard M.**, geb. in Leyden 1722, der in den deutschen Reichsfreiherrenstand erhoben wurde und als Rathspensionär in Rotterdam 1771 starb. Der Sohn erhielt seine erste Bildung im Haag und in Rotterdam. Kaum zehn Jahre alt, übersetzte er Molière's „Mariage forcé" und ließ diese Arbeit ohne des Vaters Wissen drucken. Er studirte hierauf in Leyden, Leipzig und zu Göttingen, wo er sich Heyne's dauernde Freundschaft erwarb, bereiste England, Italien, Frankreich und den größten Theil Deutschlands und erwarb sich 1774 zu Leyden die juristische Doctorwürde. Im J. 1787 machte er eine neue Reise nach England, Schottland und Irland, Deutschland, Italien und den nordischen Reichen. Unter der franz. Herrschaft wurde er 1811 franz. Senator. Nach der Restauration kehrte er in sein Vaterland zurück und starb 19. Aug. 1816 als der Letzte seines Geschlechts. Neben seinen Reiseberichten und zahlreichen historischen und staatsrechtlichen Schriften erwarb er sich auch ein großes Verdienst bei der Bearbeitung der „Jaarboeken van wetenschappen en kunsten in het koningrijk Holland over de jaren 1806—7" (1809—10). Zuletzt beschäftigte ihn die Herausgabe von Jean Vandenesse's „Histoire des voyages, faits par l'empereur Charles V depuis l'an 1514 jusqu'à sa mort", die er mit Anmerkungen begleitete. Auch übersetzte er Klopstock's „Messias" ins Holländische (4 Bde., Haag 1803—15). Seine Witwe, eine geschätzte Dichterin, beschrieb sein Leben. Seine auserlesene Bibliothek, deren Katalog eine literarische Merkwürdigkeit ist, wurde 1824 im Haag versteigert.

**Meernesseln**, s. Aktinien.

**Meerrettig** (Armoracia) heißt eine Unterabtheilung der Gattung Löffelkraut (s. d.), Cochlearia, mit deckblattlosen Blütentrauben, geraden Staubfäden, nervenlosen Schötchenklappen und glatten Samen. Es sind ausdauernde, durch die Schärfe ihrer Wurzeln ausgezeichnete Gewächse mit aufrechtem Stengel und weißen vierblätterigen Blumen. Der **gemeine Meerrettig** oder **Kren** (C. Armoracia), welcher auf feuchten Wiesen, an den Ufern der Bäche, Flüsse und an Gräben des mittlern und südlichen Europa wild wächst, wird als Küchengewächs seiner Wurzel wegen häufig cultivirt, welche außer andern Bestandtheilen vorzüglich ein flüchtiges scharfes Öl und zwar in größerer Menge enthält, als jedes andere Gewächs aus der Familie der Cruciferen. Der Geruch und Geschmack der frischen Wurzel ist sehr beißend-scharf, das Thränen der Augen erregend. Man verwendet die Wurzel theils zu Brühen an Speisen, wobei sie durch kürzeres oder längeres Kochen einen Theil oder endlich ihre ganze Schärfe verliert, theils als reizend-scharfes Arzneimittel bei träger Verdauung, Verschleimungen und besonders beim Skorbut; noch häufiger aber wird sie gerieben äußerlich als rothmachendes Mittel statt Senfteig aufgelegt, zumal da sie schnell wirkt. Der in Ungarn und Siebenbürgen einheimische

**großfrüchtige Meerrettig** (C. macrocarpa), der sich durch noch ein mal so große Blüten und Früchte und lauter ungetheilte Blätter unterscheidet, hat gleiche Eigenschaften, nur soll seine Wurzel etwas minder scharf sein.

**Meerschaum,** Kilkeffi oder Kil ist der Name eines weichen und leichten, matten und undurchsichtigen erdigen Minerals aus der Familie des Speckfteins. Seine Farbe ist weiß ins Gelbliche, Röthliche und Grauliche, sein Gewicht kaum schwerer als Wasser, der Strich weiß und etwas glänzend und sein Bruch eben, ins Erdige, selten flach muschelig. Der Meerschaum färbt nicht ab, klebt stark an der feuchten Lippe an, zerknistert im Wasser, ohne durchscheinend zu werden, und besteht aus Talk, Kiesel und Wasser. Er findet sich auf Lagern in derben, selten knolligen Massen besonders im Orient, in Natolien, Livadien und Negroponte, aber auch in der Krimm, in Spanien und Mähren. Er bricht in dichten, zähen, an der Luft härter werdenden, doch immer noch schneidbaren Massen und wird vorzüglich zu Tabackspfeifenköpfen (Meerschaumköpfen) verwendet, welche gepreßt, gebohrt, dann im Backofen getrocknet, hierauf in Milch gesotten und mit Schachtelhalm geglättet, zuletzt in Wachs oder Öl gesotten werden. Die noch roh und plump aus der Türkei zu uns kommenden Köpfe werden bei uns (z. B. in Ruhla) noch zierlicher nachgeschnitten. Eine schlechtere Art macht man aus den Meerschaumabfällen; Verfälschungen, welche aus Gyps und Eierschalen bereitet werden, sind leicht zu erkennen.

**Meerschweinchen** (Cavia) ist der Name einer zu den Nagethieren gehörenden Gattung von Säugethieren, die sich durch dreizehige Hinterfüße ohne Schwimmhäute, wurzellose, mit 2—3 Lamellen besetzte Backenzähne und den Mangel des Schwanzes von den verwandten Thieren unterscheidet. Zu ihr gehört das **gemeine Meerschweinchen** (C. Cobaya), welches bei uns häufig als ein munteres und geselliges Hausthier gehalten wird. Es ist 8 — 9 Zoll lang, unregelmäßig weiß, schwarz und rothgelb und frißt allerlei Pflanzen, wobei es auf den Hinterbeinen sitzt. Seinen Namen erhielt es davon, daß es aus Südamerika, wo es aber jetzt ebenfalls nicht mehr wild gefunden wird, über das Meer zu uns kam und eine Art Grunzen hören läßt. Merkwürdig ist es durch seine große Fruchtbarkeit, denn es wirft jährlich drei mal 4—6 Junge, die schon nach 6 Monaten wieder fortpflanzungsfähig sind. Mehre Naturforscher haben unser gemeines Meerschweinchen von dem **braunen Meerschweinchen** oder der **Aperea** (C. aperea) abgeleitet, weil sie das einzige in Südamerika wild vorkommende Nagethier ist, welches noch die meiste Ähnlichkeit mit unsern Meerschweinchen hat; allein es bestehen doch zwischen beiden Unterschiede, welche zu wichtig sind, als daß sie für die Folge der Cultur angesehen werden könnten. Die Aperea ist um Buenos-Ayres und sonst noch am Ufer des Plataströms häufig; aber ihr Fleisch wird nur von Indianern gegessen, und ihr oben brauner, am Bauche gelblich-grauer Pelz ist werthlos.

**Meerzwiebel** (Scilla) heißt eine Gattung von Zwiebelgewächsen aus der Familie der Liliaceen und ist nahe verwandt mit dem Milchstern (Ornithogalum), von dem sie sich hauptsächlich durch die dem Grunde der Blütenhüllblätter eingefügten Staubgefäße unterscheidet. Die abstehende Blütenhülle hat keinen Honigbehälter und die Kapsel vielsamige Fächer. An den sandigen Küsten des Mittelländischen und Atlantischen Meeres wächst die **gemeine** oder **echte Meerzwiebel** oder **Squille** (S. maritima), deren 2—4 F. hoher stielrunder Schaft mit seiner reichen Traube weißlicher Blüten sich vor den Blättern entwickelt. Die Zwiebel ist schuppig, sehr groß, bis zur Größe eines Kinderkopfs anwachsend und bis zu 4 Pfund schwer; ihre bitter und scharf schmeckenden Schuppen sind getrocknet als ein die Secretionen, besonders der Nieren beförderndes Heilmittel gebräuchlich. Auch bereitet man aus ihnen einen Meerzwiebelessig, Meerzwiebelwein und Meerzwiebelsauerhonig. In größerer Gabe und im frischen Zustande wirkt die Meerzwiebel wie die scharfen Gifte. Als Zierpflanze findet sich häufig in unsern Gärten angepflanzt, wie auch in den Grasgärten verwildert die **schöne Meerzwiebel** (S. amoena), welche mit ihren schönen blauen Blüten auf kantigem Schafte im ersten Frühjahre erscheint.

**Meeting** heißt in England und Nordamerika eine entweder amtlich oder durch Privatpersonen zusammenberufene Versammlung. In keinem Lande der Welt ist dem Volke eine so unumschränkte Freiheit der Bewegung eingeräumt als in Großbritannien und der stammverwandten amerikanischen Union. Bei den Meetings dürfen daher, wie bei O'Connell's Monsterversammlungen und den Sitzungen der Anti-Cornlaw-League, Hunderttausende von Menschen zusammenkommen, unter der einzigen Bedingung, daß sie ihr Programm nicht überschreiten und daß keine richterliche Behörde die öffentliche Ordnung für gefährdet erklärt. Können ihnen jedoch gesetzwidrige **Zwecke** nachgewiesen werden, oder fallen Tumulte vor, welche den sogenannten „**Königsfrieden**" stören, so ist die Obrigkeit befugt, sie zu verbieten und nöthigenfalls poli-

zeilich aufzulösen. Ein solches Einschreiten findet allerdings nur in besonders unruhigen Zeiten, wie bei den Chartistenaufläufen von 1839 und 1848, statt. — **Meeting** nennen auch die Dissenters, namentlich die Presbyterianer, ihre gottesdienstlichen Zusammenkünfte, wovon ihre Kirchen oder Bethäuser den Namen **Meeting-houses** erhalten haben.

**Megalopŏlis**, eine im Alterthume blühende und bedeutende Stadt in Arkadien, mit dem größten Theater Griechenlands, wurde bald nach der Schlacht bei Leuktra, 371 v. Chr., auf Anrathen des Epaminondas (s. d.) zum Schutze gegen die um sich greifenden Spartaner gegründet, von Kleomenes III. aber 222 v. Chr. erobert und großentheils zerstört. Daselbst wurden der große und edle Feldherr Philopömen (s. d.) und der Geschichtschreiber Polybius (s. d.) geboren. Eine Beschreibung der Gegend und der Überreste der Stadt, die sich beim heutigen Orte Sinánu finden, ist in der „Expédition scientifique de Morée" (Bd. 1. Par. 1831) enthalten.

**Megăra**, die Hauptstadt von Megaris (s. d.), auf dem Isthmus von Korinth gelegen, war im Alterthume berühmt durch den sogenannten Muschelmarmor und eine Art von weißem Thon, aus dem man Gefäße verfertigte. Stark befestigt und während des Persischen und Peloponnesischen Kriegs groß und mächtig, sank es später in Folge der unerhörten Sittenlosigkeit und Verderbtheit seiner Bewohner ganz herab, sodaß zur Zeit der türk. Herrschaft seine Stätte nur noch ein elendes Dorf einnahm, welches im letzten Freiheitskampfe vollends zerstört wurde, bis man in neuester Zeit das Ganze wieder in eine neue Stadt umzuschaffen begonnen hat.

**Megära** (Furie), s. Eumeniden.

**Megăris**, eine kleine gebirgige Landschaft in Hellas oder dem eigentlichen Griechenland, grenzte an Attika, Korinth und das Meer und bildet in dem jetzigen Königreiche die Provinz gleiches Namens in dem Departement Attika. Die Hauptstadt war Megara (s. d.). Die Megarenser standen schon frühzeitig in dem Rufe der Verstellung und Falschheit, daher **Megarensische Thränen**, zumal da man dort auch viele Zwiebeln erbaute, von den Alten sprüchwörtlich für erheuchelte gebraucht wurden. Vgl. Reinganum, „Das alte M." (Berl. 1825).

**Megarische Schule** heißt die von dem zu Megara (s. d.) geborenen Philosophen Euklides (s. d.) um 400 v. Chr. gestiftete Schule. Die vorzüglichsten Anhänger derselben, **Megariker** genannt, waren Eubulides, Diodorus Kronos, Philo und Stilpo aus Megara. Namentlich den beiden Erstern schreibt man die Erfindung verschiedener Trug- und Fangschlüsse zu, über deren Zusammenhang mit dem Ganzen ihrer Lehre kein ganz sicheres Urtheil möglich ist, während Stilpo mehr die ethische Seite ihrer Lehre ausbildete. Vgl. Ritter, „Über die Philosophie der Megarischen Schule" im „Rheinischen Museum für Philologie u. s. w." (Bd. 2); Deycks, „De Megaricorum doctrina" (Bonn 1827).

**Megaspiläon** (Μέγα σπήλαιον, d. i. große Höhle), das größte und reichste Kloster in Griechenland, wenige Meilen vom Korinthischen Meerbusen in der Provinz Achaja im Gebirge romantisch an einer Felswand und am Flusse Buraikus gelegen. Am furchtbar steilen Abhange ungeheuerer Felsen, gleich weit vom Fuße und vom Gipfel entfernt, klebt die Wohnung der 200 Mönche gleich einem Bienennest, die durch ihre Lage und ihre Mittel begünstigt, im Kriege mit den Türken als eine unnahbare Festung gegen Ibrahim's Schwärme sich vertheidigt und Tausenden von Unglücklichen ein sicheres Asyl geboten hat, auch noch fortwährend den Reisenden gastfreundlichen Aufenthalt gewährt. In der Kirche, die nebst einem Theile des Klostergebäudes in die vielleicht seit den ältesten Zeiten bestehende Grotte hineingebaut ist, wird ein aus braunem Wachs in Relief gebildetes Marienbild als Werk des Apostels Lucas gezeigt, und diesem verdankt das Kloster, welches ohne Zweifel, wie die meisten andern in Griechenland, auf einem schon in vorchristlicher Zeit geheiligten Grunde steht und der Heiligen Jungfrau gewidmet ist, jetzt seinen vorzüglichsten Ruhm und alljährlich den Zuzug zahlreicher Pilgrime. Für Bildung und Wissenschaft hat der Ort wenig geleistet. Die Handschriften mit den Werken alter Autoren, welche vor und nach 1453 in der dortigen Bibliothek gewesen, sollen zu verschiedenen Zeiten und durch Brand vernichtet worden sein.

**Megatherium**, eine ausgestorbene Thiergattung. Das größte und schönste Skelet derselben wurde 1789 in dem Schlamm der Pampas von Buenos-Ayres gefunden und ist noch jetzt in dem Museum von Madrid aufbewahrt. Cuvier stellte es zu den Faulthieren und Pander nannte es Bradypus giganteus, Riesenfaulthier. Es erreichte eine Länge von 14 F. und eine Höhe von 8 Fuß.

**Mehadia**, Marktflecken in der banater Militärgrenze der östr. Monarchie und zwar im Gebiete des illyrisch-banater Regiments, 3 M. nördlich von Alt-Orsowa an der Donau, am Bache Bella-Reka, mit 1800 E., einer Hauptschule, einem Post-, Salz- und Brückenamte, ei-

nem Contumazhause, einer Kaserne und vielen röm. Alterthümern, ist besonders merkwürdig durch die berühmten warmen Schwefelbäder, Mehadiabäder genannt, welche eine M. ostwärts in einem engen Thale des Flusses Czerna in höchst romantischer Umgebung liegen und seit den Römerzeiten auch Herculesbäder heißen. Unter ihnen hat das Ludwigsbad 37—40° Wärme. Bemerkenswerth sind daselbst auch die neue kath. Kirche, die eiserne Hängebrücke über die Czerna mit Cylinderbogen, die erste Brücke dieser Art im östr. Kaiserstaate, die Überreste einer Römerstraße und einer türk. Wasserleitung beim Dorfe Toplecz. Es führte hier, bei dem Orte Media der Alten, von der Donau durch das Csernathal eine Hauptstraße nach Dacien, wie gegenwärtig noch aus der Türkei nach Ungarn. Die jetzt zerfallene Festung wurde in den frühern Türkenkriegen häufig bestürmt, namentlich von den Türken 1716, 1738 und 1789 erobert und geschleift. Der blutige Sieg der Östreicher unter Königsegg 4. Juli 1738 war 1½ M. nördlich von M. bei dem Dorfe Kornia, bei M. selbst aber fanden vom 17.—28. Aug. 1789 die siegreichen Gefechte unter Haddik statt.

**Mehemed-Ali**, Vicekönig von Ägypten, geb. 1769 zu Kavala, einer kleinen Stadt in Macedonien, verlor zeitig seinen Vater, der Aga der Straßenwächter war, und wurde dann vom türk. Befehlshaber von Kavala, dem der Knabe seiner geistigen und körperlichen Gewandtheit wegen gefiel, in sein Haus aufgenommen. Die Erziehung, die er hier erhielt, war elend genug, denn erst später als Pascha lernte er lesen und schreiben. Auch ein in Kavala ansässiger franz. Handelsmann Namens Lion nahm sich seiner vielfach an und legte so den Grund zu M.'s Vorliebe für die Franzosen. Schon in seinem 14. Lebensjahre gab M. einen auffallenden Beweis seiner Geschicklichkeit und Energie, indem er einen in Kavala ausgebrochenen Aufstand durch sein entschiedenes Eingreifen stillte. Eine Anstellung im Militärdienste war die Belohnung dafür, und 1787 verhalf ihm sein türk. Beschützer zu einer vortheilhaften Heirath. Eine Zeit lang gab er sich nun ausschließend mit Handelsspeculationen in Taback ab; doch die franz. Expedition nach Ägypten machte dieser Beschäftigung ein Ende, indem M. 1800 an der Spitze des Truppencontingents seiner Vaterstadt dahin gesendet wurde. Die Beweise von Tapferkeit, die er auf diesem neuen Schauplatze seiner Thätigkeit bei Gelegenheit des Gefechts von Rahmanieh entwickelte, verhalfen ihm zu einer höhern Befehlshaberstelle; stufenweis stieg er nun immer höher bis zum Befehlshaber des Albanesencorps in Ägypten. In dem Streite, der sich nach der Vertreibung der Franzosen aus Ägypten zwischen den Mamluken und den türk. Herrschern erhob, begründete er, mit seinen Albanesen eine eigene ziemlich zweideutige Stellung einnehmend und bald mit den Mamluken sich verbindend, bald sie bekämpfend, immer mehr seinen militärischen Ruf, zugleich aber legte er dabei den Grund zu der tödtlichen Feindschaft zwischen ihm und Khosrew-Pascha, dem damaligen Pascha von Ägypten, indem er ihn entsetzen half. Durch seine Klugheit, Mäßigung und Mannszucht bei den durch Türken und Mamluken gleich hart bedrängten Eingeborenen, insbesondere bei den Einwohnern von Kairo, die in ihm einen Erretter von der Tyrannei der Mamluken sahen, machte er sich indeß so beliebt, daß diese ihn 1804 zum Pascha ausrufen ließen. Zwar nahm M., dem es zunächst nur auf die Gründung einer eigenen Partei ankam, diesen Titel nicht an, sondern ließ ihn dem neuernannten Pascha Khurschid. Als aber die Erpressungen desselben das ganze Land aufbrachten, erklärte er sich offen gegen ihn und brachte es mit Hülfe des franz. Consuls Drovetti dahin, daß er von der Pforte 1806 als Pascha von Ägypten bestätigt und zum Pascha von drei Roßschweifen ernannt wurde. Vor allem hatte er es nun ebenfalls mit den Mamluken zu thun, die ihre alten Ansprüche auf die Herrschaft des Landes nicht aufgeben wollten und von den Engländern unterstützt wurden. Letztere hatten sich 1807 Alexandrias bemächtigt; allein M. schlug sie mehrmals, zwang sie, sich wieder einzuschiffen, und nöthigte einen Mamlukenbei nach dem andern theils mit gütlichen, theils mit gewaltsamen Mitteln zur Unterwerfung. Kaum hatte er diesen Feind bezwungen, als in den Reihen seiner eigenen Leute der Aufruhr ausbrach. Die Albanesen und Dehlis (kurdische Reiter) griffen M.'s eigenen Palast an und plünderten ihn; nur durch Geldaustheilung vermochte er den Aufruhr zu stillen. Da die damals herrschende Unordnung in den Finanzen Ägyptens die Ursache zu diesen Aufständen war, so suchte M. nun seine Finanzen auf einen bessern Fuß zu bringen. Er that dies durch Vertreibung einer Menge Grundbesitzer aus ihrem Eigenthum und Einziehung der liegenden Gründe aller frommen Stiftungen und begann damit das von ihm später immer mehr ausgebildete Erpressungssystem. Die Mamluken begannen indessen ihr Treiben wieder, sodaß zwischen ihnen und M. ein Kampf entbrannte, der durch Gewaltthat wie Ränke aller Art geführt wurde und mit einer furchtbaren Katastrophe endete. M. lud nämlich alle in Kairo befindlichen Mamlukenbeis zu einem großen Feste zu Ehren seines Sohnes

Tussun auf der Citadelle ein und ließ sie, nachdem sie bewirthet worden, beim Fortgehen in einem engen Gange durch seine Albanesen niederschießen, die Gefangenen aber auf der Stelle enthaupten. Gegen 470 Mamluken, darunter die angesehensten Beis, kamen bei dieser Gelegenheit um und über 1000 wurden überhaupt ermordet. Der Rest derselben warf sich nach Oberägypten, wurde aber 1812 auch hier geschlagen und vertrieben. Sie flüchteten nach Nubien, allein die Expedition, welche M. 1820 dahin sendete, zerstreute sie vollends.

Erst jetzt konnte M. zur ungehinderten Ausführung seiner Plane schreiten. Mit starker Hand ergriff er die Zügel und Ägypten erhielt endlich eine geordnetere Regierung und innere Ruhe. Doch bald schien die wachsende Macht M.'s der osman. Pforte gefährlich, und um sie zu brechen, trug man dem Pascha die Bekämpfung der in Arabien um sich greifenden Wahabiten (s. d.) auf. Der erste Versuch unter Tussun-Pascha, M.'s zweitem Sohne, 1811, mislang; desto glücklicher war M.'s ältester Sohn, Ibrahim-Pascha (s. d.), der die Wahabiten 1816—18 mit Glück bekämpfte und ihre Macht brach. So dehnte M. seine Herrschaft auch über einen großen Theil Arabiens aus, gleichwie er durch die Expedition gegen die Mamluken nach Nubien dieses ganze Land und selbst Kordofan sich unterwarf. Er bekam dadurch den Handel mit schwarzen Sklaven in seine Gewalt, den er auf empörende Art betrieb, indem er sich der Schwarzen auf förmlichen Jagden bemächtigte. Durch diese Kriege waren aber die albanes. Soldtruppen, die bisherigen Werkzeuge zu M.'s Erhebung, zusammengeschmolzen, und es galt diese durch einheimische Truppen zu ersetzen. So begann denn M. die Bildung einer eigenen ägypt. Kriegsmacht. Rekruten wurden aus den Fellahs ausgehoben und nach europ. Art eingeübt und organisirt; auch das Seewesen wurde auf europ. Art eingerichtet; Festungen, Werfte, Zeughäuser wurden erbaut und Werkstätten zur Verfertigung aller Arten von Kriegsbedarf und Maschinen errichtet. Um die Mittel dafür zu gewinnen, bedurfte es aller Maßregeln zur Hebung der materiellen Cultur des Landes, sowie zur Policirung und Organisirung desselben. M. erschien hierbei zugleich als Regenerator des Landes; aber im Grunde war es ihm stets nur um die Herstellung eines Aussaugungssystems zu thun, bei dem das Wohl des Volkes gar nicht in Frage kam. Zudem wurden die Verbesserungen auf das oberflächlichste betrieben, und M.'s Eitelkeit und Unwissenheit bewirkte, daß eine Menge namentlich franz. Abenteurer und Projectenmacher sich um ihn sammelten, die das Land in verkehrten Unternehmungen offenbar ruinirten.

Die erste große Unternehmung, die M. mit seiner neugebildeten Land- und Seemacht begann, war der Zug nach Griechenland (s. d.), mit dessen Unterwerfung ihn Sultan Mahmud beauftragte. Die Zerstörung der ägypt. Flotte bei Navarin trieb ihn zu verdoppelten Anstrengungen, den Verlust zu ersetzen, und damit zu vermehrten Erpressungen. Das Heer, von dessen Unfähigkeit europ. Truppen gegenüber er sich überzeugt hatte, wurde neu organisirt und eine ansehnliche Flotte in kurzer Zeit mit unsaglichem Aufwand wieder hergestellt. Der Zweck dieser eiligen Rüstungen war die Eroberung Syriens. Schon lange hatte M. auf dieses Bollwerk Ägyptens sein Auge geworfen; deshalb verlangte er für seinen Sohn Ibrahim-Pascha das Paschalik von Damascus. Als er dieses nicht erhielt, suchte er einen Vorwand, mit Gewalt seine Plane durchzuführen. Die Händel mit dem Pascha von St.-Jean d'Acre gaben dazu eine erwünschte Gelegenheit. So vollendete er denn vom Ende Oct. 1831 an im Laufe eines Jahres durch seinen Sohn Ibrahim-Pascha die Eroberung Syriens trotz der gegen diesen und ihn ausgesprochenen Amtsentsetzung und Ächtung. Nach dem Siege bei Konieh in Kleinasien 20. Dec. 1832 hätte er der Herrschaft des Sultans ein Ende machen können, wenn nicht die Landung der Russen im Bosporus dem Vordringen Ibrahim's ein Ende gemacht hätte. (S. **Osmanisches Reich**.) Unter diesen Umständen konnte M. dem Andringen der europ. Großmächte nicht widerstehen und willigte in den Frieden, der unter der Vermittelung der letztern 4. Mai 1833 in Konieh zu Stande kam und durch welchen M. unter Aufhebung des Ächtungsfermans in seinen zeitherigen Besitzungen bestätigt wurde, außerdem aber die Statthalterschaft von ganz Syrien und den Bezirk von Adana als Pachtung für seinen Sohn Ibrahim erhielt, nachdem er schon früher nach dem griech. Zuge das Paschalik von Kreta erhalten hatte. Doch M. war hiermit nicht befriedigt; denn er erstrebte vor allem die Unabhängigkeit und Erblichkeit seiner Dynastie. Ebenso war von Seiten des erbitterten Sultans Mahmud II. (s. d.) der Friede nur als zeitweiliger Waffenstillstand betrachtet, den beide Theile benutzten, um sich von neuem zu rüsten. Unterdeß hatte M. viel mit der Beruhigung Syriens zu thun; ebenso mit dem Aufstand der Städte des Hedschas in Arabien, welche unterworfen wurden. Als er seine Herrschaft bis über die arab. Provinz Jemen ausdehnte, machte er dadurch die Engländer argwöhnisch gegen sich. Andere Umstände kamen hinzu, um die Lage der Dinge noch mehr zu verwickeln. So bezahlte

M. seinen jährlichen Tribut von 16 Mill. türk. Piastern an die Pforte nur höchst unordentlich. Auch leistete er ihren Befehlen und Reclamationen, trotz aller scheinbaren äußern Ehrfurcht, keine Folge und widersetzte sich vorzüglich der Ausführung des am 3. Juli 1838 von der Pforte mit Östreich und England abgeschlossenen Handelsvertrags. Endlich vermochte Sultan Mahmud nicht länger an sich zu halten. Derselbe erklärte 1839, kurz vor seinem Tode, M. offen den Krieg, der aber für die Pforte unglücklich mit der Schlacht von Nisib (24. Juni) endigte. Der Verrath des Kapudan-Pascha, welcher mit der türk. Flotte 5. Juli zu M. überging, schien den Triumph M.'s zu vollenden. Er verlangte jetzt nichts weniger als die erbliche Herrschaft über Ägypten sammt den Dependenzien, über Syrien mit Adana und über Kreta, sowie die Absetzung seines alten Todfeindes Khosrew-Pascha, den der junge Sultan Abdul-Medschid zu seinem Großvezier erwählt hatte. Zwar suchte Frankreich (s. d.), der Verbündete M.'s, den Streit in Güte zu vermitteln, allein diese Anstrengungen blieben vergeblich; denn bereits war der Vertrag vom 15. Juli 1840 zwischen Östreich, Preußen, England und Rußland zu London abgeschlossen worden, welcher den Schutz der Pforte gegen ihren Vasallen bezweckte und zu den Ereignissen des J. 1840 in Syrien (s. d.) führte. Als M. sich sogar in Alexandria mit einer Blockade durch die engl.-östr. Flotte bedroht sah, schloß er 27. Nov. 1840 den provisorischen Vertrag mit dem engl. Commodore Napier ab, in welchem er sich anheischig machte, Syrien zu räumen und die osman. Flotte wieder herauszugeben, wenn man ihm Ägypten lassen wolle. Hierauf erfolgte 12. Jan. 1841 der großherrliche Hattischerif, durch welchen er, als Vasall der Pforte, mit der erblichen Statthalterschaft über Ägypten beliehen wurde. Da der Hattischerif jedoch eine Menge Beschränkungen für M. enthielt, so kam unter Vermittelung der vier Mächte der Investitur-Ferman vom 1. Juni 1841 zu Stande, durch den M. in dem Besitz Ägyptens und Nubiens, der erblich auf seine männliche Nachkommenschaft übergehen sollte, bestätigt, zugleich aber auch verpflichtet wurde, als Vasall der Pforte einen jährlichen Tribut zu bezahlen, sich den allgemeinen Gesetzen des osman. Reichs zu unterwerfen, ohne Erlaubniß des Sultans seine Streitkräfte nicht zu vermehren, und alle obern Offiziere, vom Oberst an, durch diesen bestätigen zu lassen. Später wurde M. noch zum Ehrengroßvezier der Pforte ernannt.

So hatte denn M. als Ergebniß der Bestrebungen seines Lebens nichts als die Erblichkeit seiner Dynastie errungen. Sein 130000 Mann starkes Heer war bis zur Hälfte vernichtet, und die Flotte, aus 11 Linienschiffen, 7 Fregatten, 5 Corvetten und mehren kleinern Schiffen bestehend, mußte fortan ungenutzt verfaulen, zumal der Schatz leer und das Land ausgesaugt und entvölkert war. M. erklärte nun, künftig nur den innern Angelegenheiten des Landes leben zu wollen. Indessen verfiel er, von dem politischen Schlage und dem Alter gebeugt, allmälig in eine Geisteszerrüttung, die ihn unfähig machte. Im J. 1844 faßte er, von einer Art Verzweiflung getrieben, plötzlich den Entschluß abzudanken und nach Mekka zu reisen, was jedoch seine Familie zu hindern suchte. Dieser Zustand veranlaßte endlich im Juli 1848 die Pforte, Ibrahim-Pascha, M.'s Adoptivsohn, als Nachfolger zu bestätigen und mit der Regierung förmlich zu belehnen. Ibrahim starb aber schon 9. Nov. 1848 und die Pforte erklärte nun im Jan. 1849 Abbas-Pascha (s. d.), einen leiblichen Enkel M.'s, zum rechtmäßigen Nachfolger. M. selbst aber, zuletzt gänzlich in Stumpfsinn verfallen, starb 2. Aug. 1849. (S. Ägypten.)

**Mehl** nennt man im engern Sinne den zu Pulver zermalmten und von den Bestandtheilen der Samenhüllen (Kleien) durch das Beuteln (ein Durchsieben durch Gewebe von verschiedener Feinheit der Maschen) getrennten, sowie auch durch denselben Proceß in Sorten verschiedener Feinheit getrennten Inhalt der Getreidekörner und Hülsenfrüchte. Es gibt daher so viele Arten Mehl, als es Arten solcher Körner gibt. Die mechanischen Anstalten zur Gewinnung des Mehls nennt man Mühlen (s. d.), und die Qualität des Mehls hängt nicht blos von der Beschaffenheit des Getreides, sondern auch von der Einrichtung der Mühlen ab. Da das Mehl ein kleineres Volumen hat als das Getreide, aus dem es erzeugt wurde, und doch für die technische Verwendung zu Gebäcken und Speisen das Getreide stets erst gemahlen werden muß, so vermahlt man Getreide häufig in großen Quantitäten zur Versendung. Soll sich das Mehl zu langer Aufbewahrung, die stets an trockenen, nicht zu warmen und von Ungeziefer freien Orten geschehen muß, besonders aber zu überseeischem Transport eignen, so muß es auf Mühlen gemahlen sein, welche das Getreide trocken mahlen, ohne es doch durch die Reibung sehr zu erhitzen. Nordamerika, Nordrußland, die Küstenstädte Englands und Frankreichs und seit der neuern Zeit auch viele Orte Deutschlands liefern vorzügliches Mehl für die Versendung. Das Mehl besteht außer dem Stärkemehl (s. d.) und dem Kleber (s. d.) aus Krümelzucker, Dextrin, Salzen der Alkalien und alkalischen Erden, Wasser, Hülsen oder Kleie. Das Weizenmehl enthält

71,5 Proc. Stärkmehl und 11 Proc. Kleber. Das feinste Mehl ist von mattweißer Farbe, fühlt sich weich und fettig an, enthält im lufttrockenen Zustande 12—18 Proc. Wasser und gibt, mit der Hälfte seines Gewichts Wasser zusammengeknetet, einen sehr elastischen, gleichmäßigen Teig. Trockenes Mehl läßt sich an einem trockenen Orte lange Zeit unverändert aufbewahren; feuchtes Mehl oder auch trockenes, an einem feuchten Orte aufbewahrt, erwärmt sich, bildet Klümpchen und wird übelriechend und sauer. Unter dem Einflusse von Feuchtigkeit entwickeln sich endlich Pilze, deren Sporen sogar die Verderbniß auf das Brot übertragen können. In Folge seiner Bereitung ist das Mehl stets durch abgeriebenen Steinstaub verunreinigt. Das Getreidemehl erfährt mannichfaltige Verfälschungen. Am häufigsten findet eine Verfälschung theuerer Mehlsorten mit geringern oder mit Kartoffelstärke statt, seltener mit mineralischen Stoffen. Vgl. Wagner, „Chemische Technologie" (Lpz. 1853); Knapp, „Chemische Technologie" (Braunschw. 1847).

**Mehlthau** bezeichnet bei den Pflanzen diejenige Krankheit der Blätter und Stengel, bei welcher diese mit einem graulich-weißen mehlartigen Überzuge bedeckt sind. Dieser Zustand wird besonders durch einen sehr kleinen parasitischen Pilz, den gemeinen **Mehlthauschlauchling** (Erysibe communis) hervorgebracht, der mit seinem sehr feinen, kaum erkennbaren weißlichen Fadengewebe vorzüglich Blätter und Stengel der Hülsen- und Dolbengewächse im Spätsommer überzieht. Die davon befallenen Pflanzentheile sind kränklich und zum Genusse untauglich.

**Méhul** (Etienne Henri), ein bekannter franz. Componist, geb. 1762 zu Givet in den Ardennen, wurde schon in seinem 10. J. Organist und dann Adjunct in der Abtei Vallebieu, wo er bei einem geschickten deutschen Contrapunktisten, Hanser, die Composition studirte. Im 16. J. ging er nach Paris, wo er nun auch in das Klavierspiel eingeweiht wurde. Zwei Jahre später verschaffte ihm der Zufall die Freundschaft Gluck's, der ihn besonders in den philosophischen und poetischen Theil der Tonkunst einweihte. Nachdem er seit 1791 durch mehre Opern und andere Compositionen sich großen Beifall erworben, wurde er 1795 Professor der Musik am Nationalinstitut und später einer der drei Inspectoren des Unterrichts und Professor am Conservatorium. Er starb zu Paris 1817. Von seinen Opern, deren geschraubt declamatorischer, den dramatischen Ausdruck überbietender Stil nur in dem bizarren Volksgeschmack zur Revolutionszeit einige Rechtfertigung findet, haben besonders „Une folie" („Die beiden Füchse, oder Je toller je besser"); „Les aveugles de Tolède" und „Josephe en Égypte" auch in Deutschland Glück gemacht. Indeß hat nur die letztere, in welcher er zu einer kaum minder übertriebenen Einfachheit übersprang, bis auf die Gegenwart sich erhalten. Zugethan den Grundsätzen der Revolution, componirte er mehre Volksgesänge, unter denen der „Chant du départ", „Chant de victoire" und „Chant de retour" mit Enthusiasmus aufgenommen wurden. Im J. 1835 wurde ihm in seiner Vaterstadt ein Denkmal errichtet.

**Meibom** (Heinr.), der Ältere, geb. 1555 zu Lemgo, gest. 1625 als Professor der Poesie und Geschichte zu Helmstedt, machte sich durch mehre Schriften um die deutsche Geschichte verdient. — Sein Sohn, **Joh. Heinr. M.**, ein gelehrter Arzt, geb. 27. Aug. 1590 in Helmstedt, gest. als Leibarzt des Erzbischofs zu Bremen in Lübeck 16. Mai 1655, gab außer mehren medicinischen Schriften eine „Vita Maecenatis" (Leyd. 1653) heraus. — Größere Berühmtheit als Beide erlangte des Letztern Sohn, **Heinr. M.**, geb. in Lübeck 1638. Er studirte in Helmstedt und auf einigen holländ. Universitäten, durchreiste Deutschland, England, Frankreich und Italien, wurde 1661 in Helmstedt Professor der Medicin, 1678 der Geschichte und Dichtkunst und starb daselbst 1700. In der Anatomie erhält sich sein Andenken durch die nach ihm genannten **Meibom'schen Drüsen**, Schleimdrüsen der Augenlider, welche die sogenannte Augenbutter absondern; ferner durch seine vortrefflichen Untersuchungen der Mutterschlagadern, der Klappen der Gefäße in Betreff des Kreislaufs und des Thränengangs und durch die Entdeckung des blinden Lochs in der Zunge (**Meibom'sches Loch**) und der benachbarten Warzen. Geschätzter noch als seine medicinischen Schriften sind die historischen, welche meist Deutschland betreffen, namentlich seine Ausgabe „Rerum Germanicarum scriptores" (3 Bde., Helmst. 1688). — **Meibom** (Markus), ein Verwandter des Vorigen, geb. 1630 in Tönningen, beschäftigte sich als Philolog hauptsächlich mit der Musik der Alten und gab namentlich die „Antiquae musicae scriptores septem Graeci et Latini" (2 Bde., Amst. 1652), sowie den Vitruv und Diogenes von Laërte heraus. In Folge der Widmung seiner Ausgabe der erwähnten alten Schriftsteller über die Musik wurde er von der Königin Christine von Schweden an deren Hof berufen, und diese schenkte seinen Beschreibungen der alten Musik so viel Beifall, daß sie, um einen recht anschaulichen Begriff davon zu erhalten, Instrumente nach Beschreibung der

griechischen fertigen ließ und M. bewog, in dem damit veranstalteten Concert eine griech. Arie zu singen, wozu der Professor Naudäus einen griech. Tanz tanzen sollte. Doch kaum hatte M. zu singen begonnen, als die ganze Versammlung in ein helles Gelächter ausbrach. M., wüthend darüber, sprang auf und gab Bourdelot, dem Liebling der Königin, den er für den Anstifter hielt, eine Ohrfeige. Gleich darauf verließ er Stockholm und ging nach Kopenhagen, wo er zum königl. Rath und Professor zu Soröe ernannt wurde. Später kam er als Präsident des Zollamts nach Helsingör. Allein seine Lebhaftigkeit verwickelte ihn in so viele Zwistigkeiten, daß er auch diese Stelle niederlegte und sich nach Amsterdam als Professor der Geschichte an der dortigen Schule begab. Hier veruneinigte er sich indeß wieder mit dem Bürgermeister, wurde entlassen, reiste nun nach Frankreich und England und kehrte endlich nach Amsterdam zurück, wo er 1711 starb.

**Meier** (Mor. Herm. Eduard), ausgezeichneter Philolog und Alterthumsforscher, geb. 1. Jan. 1796 zu Glogau, wurde seit 1808 auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, seit 1812 auf dem zum Grauen Kloster in Berlin vorbereitet und widmete sich seit 1813 zuerst ein Jahr lang in Breslau unter Heindorf, später in Berlin den philologischen Studien, wo der Unterricht Böckh's und der freundschaftliche Umgang mit Gerhard, Zumpt und O. Müller auf seine wissenschaftliche Richtung einen wesentlichen Einfluß hatten. Kaum war er 1819 als Privatdocent in Halle aufgetreten, als ihm 1820 eine außerordentliche Professur zu Greifswald übertragen wurde mit der Bestimmung, daselbst eine philologische Gesellschaft zu gründen. Im J. 1825 kehrte er indeß als ordentlicher Professor der Philologie und Director des philologischen Seminars wieder nach Halle zurück, wo er nach Schütz' Tode auch die Professur der Beredtsamkeit erhielt. Ein Anschlag, den er bei Gelegenheit des Jubiläums der Universität Königsberg verfaßt hatte, führte zu Verwickelungen mit dem Ministerium Eichhorn, welche ihn zur freiwilligen Niederlegung des letztern Amts bewogen. Im J. 1848, unter veränderten politischen Umständen, übernahm er auf den Wunsch des Grafen Schwerin dasselbe von neuem. Unter seinen Schriften, in denen er das griech. Alterthum nach verschiedenen Seiten hin, besonders die Rechtsverfassung desselben, zu erläutern suchte, zeichnen sich aus: „Der attische Proceß" (Halle 1824), den er in Verbindung mit Schömann bearbeitete; die noch unvollendete Ausgabe von Demosthenes' „Oratio in Midiam" (Halle 1832); ferner „Historia juris Attici de bonis damnatorum et fiscalium debitorum" (Berl. 1819); „De gentilitate Attica" (Halle 1835); „Die Privatschiedsrichter und die öffentlichen Diäteten Athens" (Halle 1846); „De proxenia, sive de publico Graecorum hospitio" (Halle 1843); „De vita Lycurgi et de Lycurgi orationum reliquiis" (Halle 1847); unter den vielen trefflichen Abhandlungen, die ihm seine amtliche Stellung zu schreiben gebot, die „De Andocidis oratione contra Alcibiadem" (6 Abth., Halle 1836), „De Crantoris Solensis libro deperdito" (Halle 1840) und „Fragmentum lexici rhetorici" (Halle 1844). Im J. 1828 übernahm er die Mitredaction der „Allgemeinen Literaturzeitung", die ihm mehre gediegene Aufsätze, besonders über griech. Komiker, Redner, Staats- und Privatalterthümer der Griechen, sowie über griech. Inschriften zu danken hat; auch redigirte er seit 1830 erst in Gemeinschaft mit Kämtz, dann seit 1842 allein die dritte und seit 1852 auch die erste Section der Ersch- und Gruber'schen „Allgemeinen Encyklopädie", welche ihm eine Reihe bedeutender Monographien verdankt.

**Meierotto** (Joh. Heinr. Ludw.), ein vielseitig gebildeter Schulmann und Pädagog in der letzten Hälfte des 18. Jahrh., geb. 22. Aug. 1742 zu Stargard, wurde, nachdem er zu Frankfurt a. d. O. seine Studien vollendet hatte, 1771 zum Professor an dem Joachimsthalschen Gymnasium, darauf zum Ephorus desselben und Oberschulrath ernannt und starb 24. Sept. 1800. Er war es namentlich, der neben den sprachlichen auch den sachlichen Kenntnissen im höhern Unterrichtswesen eine würdige Stelle anwies und durch das lebendige Wort ebenso sehr wie durch seine Schriften den tödtenden Mechanismus in der Schule zu bekämpfen suchte. Unter letztern sind zu erwähnen seine „Lat. Grammatik in Beispielen aus den classischen Schriftstellern" (2 Bde., Berl. 1785); die treffliche Schrift „Über Sitten und Lebensart der Römer" (2 Bde., Berl. 1776; 3. Aufl., von Buttmann vermehrt, 1814); ferner die „Abschnitte aus deutschen und verdeutschten Schriftstellern zu einer Anleitung der Wohlredenheit" (Berl. 1794) und „Ciceronis vita ex ipsius scriptis excerpta" (Berl. 1783). Über die Erdrevolutionen stellte er geistreiche Vermuthungen auf in den „Gedanken über die Entstehung der baltischen Länder" (Berl. 1790); auch sein in mehre neuere Sprachen übersetztes „Exempelbuch für Seefahrer und Strandbewohner" (Berl. 1790) fand vielen Beifall.

**Meil** (Joh. Wilh.), Zeichner und Kupferstecher, geb. 23. Oct. 1733 zu Altenburg, wo sein

Vater Hofbildhauer war, widmete sich in Baireuth und in Leipzig den Wissenschaften, bis 1752 zu Berlin der Anblick der dortigen Kunstwerke sein Talent für die bildenden Künste weckte, das er von nun an, ohne einem Meister oder einer Schule zu folgen, selbständig auszubilden suchte. So schuf er sich eine eigene Manier im Radiren, welche ihm unter den berühmten Kupferätzern der neuern Zeit eine ausgezeichnete Stelle erwarb, da er alle seine Ideen mit der vollkommensten Richtigkeit entwarf und mit einer bis dahin nicht gekannten Sauberkeit in kleinen lieblichen Gestalten ausführte. Die Zahl seiner reizenden Vignetten, welche viele der vorzüglichern deutschen Schriften zieren, beläuft sich über 500. Zu den gelungensten gehören seine meisterhaften Blätter zu Engel's „Mimik" und „Sebaldus Nothanker" und zu „Gellert's Fabeln". Er starb als Vicedirector der Akademie der Künste zu Berlin 2. Febr. 1805.

**Meile**, ein Längenmaß für weitere Entfernungen, hat seinen Ursprung von dem lat. mille, d. h. tausend, weil die röm. Meile 1000 geometrische Schritte, jeden zu 5 röm. F., ausmachte. Die Länge der Meile ist in den verschiedenen Ländern sehr verschieden. Die geographische Meile wird zu zwei Stunden oder 23650 rhein. F. gerechnet, und 15 geographische Meilen gehen auf einen Äquatorgrad. In England versteht man unter der geographischen Meile die Seemeile. Die deutsche Meile ist zwar etwas größer als die geographische, beide Ausdrücke aber werden gewöhnlich gleichbedeutend genommen. Die preuß. Meile begreift 2000 Ruthen oder 24000 preuß. F. = 7532,485 franz. Mètres, und $14^3/_4$ derselben gehen auf den mittlern Meridiangrad. Die östr. Meile (Postmeile) hat 4000 Klaftern oder 24000 wiener F. = $7586^3/_5$ Mètres, und 14,6456 derselben betragen einen mittlern Meridiangrad. Die gewöhnlich sogenannte engl. Meile (eigentlich die gewöhnliche londoner Meile), welche bei Bestimmung der Wegestrecken in England am üblichsten ist, enthält 5000 engl. F. = 1523,972 Mètres = etwa $^{21}/_{100}$ oder nahe $^1/_4$ geogr. und deutsche Meile. Die eigentliche gesetzmäßige engl. Meile hat dagegen 5280 engl. F. = 1609,315 Mètres = 0,217 oder knapp $^1/_5$ geogr. und deutsche Meilen. In Frankreich dient als Meilenmaß jetzt der Kilomètre von 1000 Mètres und der Myriamètre von 10000 Mètres. Die Seemeile ist bei allen seefahrenden Völkern dieselbe: es sind (wie von der ital. Meile) 60 derselben einem Äquatorgrade gleich.

**Meiler**, s. **Verkohlung.**

**Meinau**, eine zum bad. Seekreise gehörige liebliche Insel im Überlingersee, einem nordwestlichen Arme des Bodensees, $1^1/_2$ Stunden von Konstanz, mit einem Schlosse, das früher dem Deutschen Orden gehörte, hängt durch eine 650 F. lange hölzerne Brücke mit dem Festlande zusammen, hat drei Viertelstunden im Umfange und ist mit Weinbergen, Feldern, Baumpflanzungen und Gärten bedeckt, die sich in Terrassen übereinander erheben, was an die Isola-Bella im Lago-Maggiore erinnert. Auf der obersten Terrasse steht das seit 1839 der Gräfin Langenstein gehörige Schloß, von dem man die entzückendste Aussicht über den Bodensee hat.

**Meineid** (abgeleitet von Mein, soviel als Betrug) heißt die eidliche Versicherung einer dem Schwörenden als unwahr bekannten Thatsache, also ein falscher assertorischer Eid (s. d.), wogegen Verletzung des promissorischen Eides Eidbruch ist. Das ältere gemeine Recht in Deutschland strafte den sogenannten gelehrten, d. h. mit allen Feierlichkeiten geschworenen Meineid mit Infamie und Abhauung der beiden vordersten Finger der rechten Hand. Die spätere Praxis nahm dafür Freiheitsstrafen, welche durch die neuern Gesetzgebungen in verschiedenen Abstufungen festgesetzt wurden, je nachdem es sich um falschen Eid in Civilsachen oder um falsches Zeugniß und dessen Einfluß auf Bestrafung Unschuldiger in Criminalsachen handelt. Mehrere Gesetzgebungen gehen bis zur Todesstrafe, wenn ein Unschuldiger auf ein falsches, wol auch von Mehren verabredetes Zeugniß hin mit dem Tode bestraft wurde. Daneben ist auch zumeist der leichtsinnige oder culpose falsche Eid, d. h. die unüberlegte eidliche Versicherung einer unwahren Thatsache, mit Strafe bedroht.

**Meineke** (Joh. Alb. Friedr. Aug.), einer der scharfsinnigsten Philologen und Kritiker der neuesten Zeit, ebenso geachtet als Schulmann, geb. 1791 zu Soest, erhielt seine Bildung seit 1805 zu Schulpforte und später auf der Universität zu Leipzig, wo er namentlich durch Hermann's Vorlesungen und Umgang für die classischen Studien begeistert wurde. Hierauf folgte er einem Rufe an das damalige Conradinum zu Jenkau und bald nachher an das Athenäum zu Danzig, dessen oberste Leitung er 1821 übernahm. Im J. 1826 vertauschte er diese Stelle mit dem Directorate des Joachimsthalschen Gymnasiums zu Berlin, wo er, wie früher in Danzig, langjährige Übelstände zu beseitigen, einen regen, wissenschaftlichen Sinn zu wecken und die gesunkene Disciplin wieder herzustellen wußte. Als Schriftsteller hat M. für die Kritik und Erklärung der alten, meist nur noch in Bruchstücken vorhandenen Komiker und einiger alexandri-

nischer Dichter, sowie der griech. Anthologie Außerordentliches geleistet, und es sind in dieser Beziehung zu erwähnen: „Curae criticae in comicorum fragmenta ab Athenaeo servata" (Berl. 1815); „Commentationes miscellaneae" (Danz. 1822); „Quaestiones scenicae" (3 Abth., Berl. 1826—30); „Philologicae exercitationes in Athenaeum" (2 Hefte, Berl. 1843—46); die Schrift „De Euphorionis Chalcidensis vita et scriptis" (Danz. 1823); die treffliche Ausgabe von „Menandri et Philemonis reliquiae" (Berl. 1823); vor allem aber die Bearbeitung der „Fragmenta poetarum comicorum Graecorum" (5 Bde., Berl. 1839—43; kleinere Ausg., 2 Bde., Berl. 1847), die einen reichen Schatz des gediegensten Wissens enthalten, und die „Analecta Alexandrina" (Berl. 1843), in denen die Fragmente der Dichter Euphorion, Rhianus und Alexander Ätolus gesammelt und erläutert sind. Außerdem verdanken wir ihm eine gute Textrecension der Bukoliker Theokrit, Bion und Moschus (Berl. 1836), der „Epistolae" des Alciphron (Lpz. 1853) und des Horaz (Berl. 1834); auch enthalten mehre philologische Zeitschriften eine große Anzahl gründlicher Aufsätze und Mittheilungen von ihm.

**Meiners** (Christoph), ein um die Geschichte der Philosophie mehr noch als um die Philosophie selbst, sowie als Historiker und Antiquar verdienter Schriftsteller, geb. 1747 zu Otterndorf im Lande Hadeln, brachte fast sein ganzes Leben in Göttingen zu, wo er studirte, 1772 außerordentlicher, 1775 ordentlicher Professor der Philosophie wurde und 1810 starb. Seiner nicht vollendeten „Revision der Philosophie" (Gött. und Gotha 1772) ließ er eine lange Reihe Schriften folgen, von denen namentlich folgende zu erwähnen: „Versuch über die Religionsgeschichte der ältesten Völker, besonders der Ägypter" (Gött. 1775); „Geschichte des Ursprungs, Fortgangs und Verfalls der Wissenschaften in Griechenland und Rom" (2 Bde., Lemgo 1781—82), verbunden mit der „Geschichte des Verfalls der Sitten und der Staatsverfassung der Römer" (Lpz. 1782) und der „Geschichte des Verfalls der Sitten, der Wissenschaften und der Sprache der Römer" (Wien und Lpz. 1791); „Allgemeine kritische Geschichte aller Religionen" (2 Bde., Hannov. 1806—7); „Geschichte der Ethik" (2 Bde., Hannov. 1800—1); „Geschichte der Entstehung und Entwickelung der hohen Schulen" (4 Bde., Gött. 1802—5); „Geschichte des weiblichen Geschlechts" (4 Bde., Hannov. 1798—1800); „Lebensbeschreibungen von Männern aus der Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften" (3 Bde., Zür. 1795—97); „Über die Verfassung und Verwaltung deutscher Universitäten" (2 Bde., Gött. 1801—2); „Vergleichung der Sitten des Mittelalters mit denen des 18. Jahrh." (3 Bde., Hannov. 1793—94).

**Meinhold** (Joh. Wilhelm), bekannt als Theolog, Dichter und Publicist, war 27. Febr. 1797 zu Netzelkow auf der Insel Usedom geboren. Durch seinen Vater in eigenthümlicher Weise vorgebildet, bezog er kaum 17 J. alt die Universität Greifswalde. Durch dichterische Begabung wurde er dem Idyllendichter Kosegarten und dem Oberpräsidenten Sack bekannt und verdankte ihrem Wohlwollen eine rasche Beförderung. Nachdem er Rector in Usedom gewesen und mehre Pfarrstellen in Pommern innegehabt hatte, erhielt er 1844 die Pfarre zu Rehwinkel bei Stargard; aber theils die Revolution von 1848, der er als starrer Royalist entgegentrat, theils eine steigende Hinneigung zum Katholicismus ließen ihn 1850 sein Amt niederlegen. Seitdem lebte er bis zu seinem Tode, der 30. Nov. 1851 erfolgte, in Charlottenburg. Mehre frühere Arbeiten, z. B. „Vermischte Gedichte" (Greifsw. 1824; 2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1835), das Epos „Otto, Bischof von Bamberg", „Reisebilder von Usedom" (Stralf. 1830), wurden wenig bekannt. Indem sich aber M. als Theolog mehr und mehr strenger Orthodoxie zuneigte, gerieth er auf die Idee, die Angriffe gegen die geschichtliche Echtheit der biblischen Erzählungen dadurch außer Ansehen zu bringen und überhaupt die historische Kritik gleichsam an den Pranger zu stellen und zu vernichten, daß er einen selbsterfundenen Roman, als echten Überlieferungen entnommen, herausgäbe. So entstand sein Hauptwerk „Die Bernsteinhexe" (Berl. 1843), das in der That großes Aufsehen machte, viele Leser rücksichtlich seines Fundaments wirklich täuschte, aber wegen mancher Übertreibung doch keinen höhern Werth beanspruchen konnte. In weit höherm Grade galt dies noch von dem spätern Seitenstück „Sidonia von Bork, die Klosterhexe", in welchem das Gemachte und Tendenziöse arg vorherrscht. Seine „Gesammelten Schriften" (8 Bde, Lpz. 1846—52) umfassen außer jenen Romanen und seinen Gedichten die vaterländischen Schauspiele „Der alte deutsche Degenknopf" und „Wallenstein und Stralsund", sowie eine Ausgabe des „Vaticinium Lehninense" (s. Lehnin) mit Einleitung und Erklärung, welche sich in den wunderlichsten Einfällen ergeht. Ein unvollendetes Werk: „Ritter Sigismund Hager, oder die Reformation", sollte eine Einigung zwischen Protestantismus und Katholicismus erstreben. M.'s ursprüngliche Natur und Kraft verlor sich je länger desto mehr in excentrischer Einseitigkeit.

**Meinicke** (Karl Eduard), einer der vorzüglichsten Geographen Deutschlands, geb. 31. Aug.

1803 in Brandenburg an der Havel, erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf dem Gymnasium zu Potsdam und der Universität zu Berlin. Im J. 1825 als zweiter Collaborator am Gymnasium zu Prenzlau angestellt, ward er 1838 zum Professor ernannt und ihm 1846 provisorisch, 1852 definitiv die Direction der Lehranstalt übertragen. M.'s literarische Arbeiten zeichnen sich durch echte Wissenschaftlichkeit, allseitige Benutzung der Quellen und sorgfältige Kritik derselben aus. Namentlich hat er seine Aufmerksamkeit Oceanien gewidmet. Dahin gehört vor allem sein vortreffliches Werk über „Das Festland Australien" (2 Bde., Prenzlau 1837), ferner die ethnographische Arbeit „Die Südseevölker und das Christenthum" (Prenzl. 1844) und mehre kleinere Schriften, wie z. B. „Bemerkungen über die Geographie der Insel Sumatra" (Prenzl. 1833); „Beiträge zur Ethnographie Asiens" (Prenzl. 1837); „Über den Gebirgsbau der Insel Java" (Prenzl. 1844); „Der Vulkan Smeru in Ostjava" (Prenzl. 1851). Eine sehr schätzbare Arbeit ist der „Versuch einer Geschichte der europ. Colonien in Westindien" (Weim. 1831). Sein „Lehrbuch der Geographie" (Prenzl. 1839; 2. Aufl., 1845), welchem ein für die untern Gymnasialclassen berechneter „Leitfaden" (Prenzl. 1845; 2. Aufl., 1848) folgte, hat die vielseitigste Anerkennung gefunden.

**Meiningen**, die Haupt- und Residenzstadt des Herzogthums Sachsen-Meiningen-Hildburghausen (s. d.) und der Sitz der Landescollegien, liegt in einem engen Thale an der Werra, ist freundlich gebaut und hat 6400 E. In dem Schlosse, das von Herzog Bernhard 1681 angelegt und seiner Gemahlin zu Ehren Elisabethenburg genannt wurde, befinden sich die Bibliothek mit 30000 Bänden, verschiedene Kunstsammlungen und in einem besondern Locale das den Regierungen von Preußen, Sachsen-Weimar und Sachsen-Meiningen gemeinschaftliche hennebergische Gesammtarchiv. Der Englische Garten des Herzogs ist einer der schönsten in Deutschland. Die Hofhaltung bildet den Hauptnahrungszweig der Bewohner. Die früher blühende Tuch-, Barchent- und Leinwandweberei ist in Verfall gerathen. Übrigens hat die Stadt ein Gymnasium (Bernhardinum), eine Realschule und ein neues Theater. Eine Hauptzierde M.'s ist die eine kleine Stunde entfernte Burg **Landsberg**, um 1840 erbaut. Vgl. „M. und seine Umgebungen" (Meining. 1842).

**Meiosis** oder **Miosis** (griech.), eigentlich Verminderung, heißt eine rhetorische Figur, nach welcher man sich in der Rede eines scheinbar verringernden Ausdrucks bedient, um denselben dadurch gerade hervorzuheben.

**Meise** (Parus) heißt eine zu den Kegelschnäblern gehörende Vögelgattung, bei denen das Gefieder locker, weich, der Schnabel von der Wurzel an allmälig verdünnt, gerade und ohne Kerbe ist, die runden Nasenlöcher mit mehren buschig getheilten Federn bedeckt und die Flügel kurz sind. Es sind im Ganzen kleine, lebhafte, listige, unruhige und muthige Vögel, welche sehr geschickt in jeder Stellung auf- und abklettern, sich von Insekten, Samen und Früchten nähren und sehr fruchtbar sind. Zu den gemeinsten deutschen Vögeln gehört die **Kohl-** oder **Speckmeise** (P. major), welche als Zugvogel im April bei uns ankommt und uns gegen Ende des September wieder verläßt, doch bleiben einzelne Pärchen auch über Winter bei uns. Sie ist $5\frac{1}{2}$—6 Zoll lang, oben olivengrün, am gelben Bauche mit einem schwarzen Längsstreifen gezeichnet, am Kopfe schwarz und an den Wangen weiß. Zur Zeit ihres Wegzugs, wenn sie sich zu Schaaren vereinigt hat, wird sie nebst der Blaumeise im Großen zu vielen Tausenden besonders in Kloben und auf Leimruthen gefangen, wobei auf ihre große Neugierde vorzüglich Rücksicht genommen wird. Auch die **Blaumeise** (P. caeruleus) ist sehr gemein in Deutschland, der Kohlmeise ähnlich, aber etwas kleiner, am Bauche ganz gelb, an Stirn und Wangen weiß und am Körper grünblau. Die **Beutelmeise** (P. pendulinus), die im östlichen Europa und Nordasien lebt, ist durch den Kunstbau ihres beutelförmigen Nestes berühmt, welches sie aus Fasern der im Wasser verfaulten Pflanzen und feinen Grashalmen erbaut, die mit der Samenwolle von Weiden, Pappeln, Disteln und Rohrkolben zu einem festen Filze verwebt werden. Mit dem obern Ende, in dessen Nähe sich der Eingang befindet, ist es an einem Rohrstengel oder dünnen Weidenzweige frei aufgehängt und seine Länge beträgt 7—8 Zoll, seine Breite 4—5 Zoll. Die **Bartmeise** (P. biarmicus), welche besonders in Holland gemein, aber auch in Deutschland stellenweise häufig ist, zeichnet sich durch den schwarzen, am Mundwinkel beginnenden und etwas an den Hals hinabreichenden Zwickelbart des Männchens aus. Die **Schwanzmeise** oder **Teufelsbolzen** (P. caudatus), deren Schwanz länger als der Körper ist, übertrifft in der Kunst des Nesterbaus fast noch die Beutelmeise. Die dichte Wandung des eiförmigen, überall geschlossenen und nur am obern Ende mit einer Seitenöffnung versehenen Beutels besteht aus sorgfältig durcheinander gefilztem Moose, Wolle und Insektengespinnst und ist äußerlich mit Baumflechten überzo-

gen, die durch eingearbeitete Fäden von Spinnen und Raupen in ihrer Lage erhalten werden. Im Innern sind Wolle, Haare und ähnliche weiche Stoffe zu einem Lager aufgehäuft. Diese Meisenart ist übrigens in Deutschlands Wäldern gemein, kommt aber im Winter auch in die Dörfer und bis in die Nähe großer Städte. Die **Haubenmeise** (P. cristatus), welche Nadelwälder bewohnt und im Winter nicht fortzieht, ist durch eine zugespitzte Federhaube aus schwarzen, weißgerandeten Federn ausgezeichnet. Da die Meisen als Vertilger einer großen Menge von Insekten sehr nützlich sind, so sollten sie geschont und nicht, wie es geschieht, massenweise vertilgt werden, zumal da sie dem Menschen keinen Schaden zufügen.

**Meisenheim** (Grafschaft), s. Hessen-Homburg.

**Meißen**, Stadt im Königreich Sachsen, ehemals der Sitz der Markgrafen, Burggrafen und Bischöfe von M. und noch gegenwärtig eines Domcapitels, liegt zwischen dem Flüßchen Meiße, von dem es den Namen hat, und dem Triebischbache, auf und zwischen Hügeln, am linken Ufer der Elbe, über die hier eine Brücke führt, in höchst anmuthiger Gegend und hat gegen 8500 E. Das berühmteste Bauwerk ist die Domkirche, ein Meisterstück altdeutscher Baukunst, mit einem merkwürdigen, dem sogenannten höckerigen Thurme, der in eine 60 F. hohe Spitzsäule von durchbrochener Arbeit ausläuft, reich an herrlichen Verzierungen und Denkmalen aus sehr früher Zeit. Ihr erster Erbauer soll Kaiser Otto I. gewesen sein. Zu Anfange des 13. Jahrh. brannte sie gänzlich ab. Bischof Wittigo I., 1266—93, begann sie von Grund aus neu zu bauen; doch kam er damit nur bis zum Haupteingange der Südseite. Wittigo II., 1312—42, setzte das Werk bis auf die beiden westlichen Thürme fort, die zu Anfange des 14. Jahrh. vollendet wurden, aber schon 1413 abbrannten, seit 1479 wieder aufgeführt wurden, aber 1547, vom Blitze entzündet, vollständig ausbrannten und zusammenstürzten. Den westlichen Haupteingang des Doms verdeckt die Fürstenkapelle, die der Kurfürst Friedrich der Streitbare 1425 als Erbbegräbniß seines Stamms erbaute und die unter Anderm das eherne Grabmal ihres Stifters enthält. Vgl. Ursinus, „Geschichte der Domkirche zu M. und ihrer Grabmäler" (Dresd. 1782); Ebert, „Der Dom zu M." (herausgegeben von Klemm, Meiß. 1835); Schwechten, „Der Dom zu M. bildlich dargestellt" (Berl. 1826). Das an die Domkirche grenzende Schloß wurde seit 1471 durch den Kurfürsten Ernst und den Herzog Albert ganz neu gebaut, unter Kurfürst Johann Georg II. um die Mitte des 17. Jahrh. restaurirt und Albrechtsburg genannt und 1710 der Porzellanmanufactur eingeräumt. Vgl. Puttrich, „Das Schloß und der Dom zu M." (Lpz. 1845). Nächstdem sind zu erwähnen die Stadt- und Marienkirche, die schon zu Anfange des 13. Jahrh. vorkommt, und die Kirche des ehemaligen St.-Afraklosters aus dem Anfange des 14. Jahrh. Vgl. Ortel, „Das Münster der Augustiner Chorherren zu St.-Afra in M." (Lpz. 1843). Das Domcapitel, im Besitze bedeutender Grundstücke in der Stadt und zahlreicher Dörfer, besteht aus acht Capitularen, nämlich einem Dompropst, Domdechant, Senior, Cantor, Custos und drei Domherren, worunter die beiden ersten Professoren der Theologie an der Universität zu Leipzig. Die Fürstenschule zu St.-Afra entstand aus der 1205 bei dem gleichnamigen Kloster gestifteten Sing- und Klosterschule 1543 nach der Aufhebung derselben durch den Kurfürsten Moritz; sie liegt auf einem Hügel, den eine im 13. Jahrh. erbaute Brücke mit dem Schloßberge verbindet. Den Unterricht besorgen neun ordentliche Lehrer oder Professoren und einige Hülfslehrer, und die Zahl der Alumnen ist 130; außerdem finden gegen besondere Pension auch Extraneer bei den Professoren Aufnahme. Die Schule hat bedeutend zur Förderung namentlich der classischen Bildung beigetragen und steht in dieser Beziehung, sowie überhaupt in wissenschaftlicher Hinsicht fortwährend in verdientem Rufe. Ihr erster Rector war Georg Fabricius (s. d.). Nächstdem hat M. eine Stadtschule, die, ursprünglich eine Franciscanerschule, 1540 in eine Stadtschule und 1800 in eine Bürgerschule verwandelt wurde. Die Porzellanfabrik auf der Albrechtsburg wurde als die erste in Europa (s. Porzellan) von Böttger (s. d.) 1710 begründet und beschäftigt gegenwärtig mehr als 500 Arbeiter. Was die fernerweite Industrie der Stadt anlangt, so besteht dieselbe in ansehnlichem Wein- und Obstbau, Bierbrauerei, Zuckersiederei und Schiffahrt. Durch die Anlegung der Leipzig-Dresdener Eisenbahn, die eine Stunde nordöstlich an der Stadt vorüberführt, hat dieselbe, als eine ehemalige Hauptstation der Dresden-Leipziger Straße, bedeutend verloren. Doch ist M. durch eine regelmäßige Dampfschiffahrt mit Riesa und Dresden verbunden. Eine Weinbaugesellschaft wurde daselbst 1799 gestiftet. In der Nähe von M. liegt das Buschbad, ein Vergnügungsort, mit einer Kaltwasserheilanstalt.

M. ist eine der ältesten Städte Sachsens. Sie wurde von König Heinrich I. 928 als Schutzwehr seiner deutschen Ansiedelungen in hiesiger Gegend gegen die unterjochten Slawen angelegt; doch von den alten Befestigungen sind nur noch wenige Spuren vorhanden. Zu ihrem

schnellen Aufblühen, obschon sie wiederholt feindliche Anfälle zu erdulden hatte, trug am wesentlichsten bei, daß sie von ihrer Begründung an nicht nur der Sitz der Markgrafen von M. war, bis diese im 13. Jahrh. ihre Residenz in Dresden nahmen, sondern auch der Burggrafen und der Bischöfe bis zur Zeit der Reformation. Indeß hatte sie bei den Fehden der Markgrafen und Bischöfe auch wieder Manches zu leiden. Durch die Hussiten erlitt sie große Bedrängniß. Die Reformation wurde, abgesehen von dem Domcapitel, 1539 eingeführt. Wie schon 1547, so wurde die Stadt auch im Dreißigjährigen Kriege 1632 von den Kaiserlichen genommen, 1637 aber von den Schweden, die sie nicht nur ausplünderten, sondern auch zum Theil niederbrannten. Im J. 1745 fiel sie den Preußen in die Hände, und 13. März 1813 ließ der franz. General Davoust, um die Communication zu unterbrechen, die dasige Elbbrücke abbrennen. Vgl. Reinhard, „Die Stadt M., ihre Geschichte, Merkwürdigkeiten u. s. w." (Meiß. 1829).

Das **Markgrafthum M.** wurde 928 vom Könige Heinrich I. begründet, und es gehörten dazu, außer der Stadt M., namentlich die Städte Lommatzsch, Rossen, Leisnig, Mügeln, Colditz, Dresden, Bautzen und Kamenz. Der Markgraf hatte die Grenzen der neuerworbenen Eroberungen der Deutschen zu schützen gegen die slaw. Nachbarn. Als der erste Markgraf wird Wiggert oder Wigbert um 968 genannt; ihm folgte 985 Ekkard I. Des Letztern Nachfolger gehörten verschiedenen berühmten Dynastengeschlechtern an, bis nach Egbert's II. Ermordung 1090 die Markgrafschaft an das Haus Wettin kam, in welchem sie seit 1127 mit Konrad d. Gr. (s. d.) erblich wurde. (S. Sachsen.) Das **Bisthum M.** verdankt seine Begründung dem Kaiser Otto I. 965 und war, wie die gleichzeitig gestifteten Bisthümer zu Merseburg und Zeitz, in geistlichen Dingen dem Erzbisthum Magdeburg unterworfen. Der erste Bischof war des Kaisers Hofkapellan Burkhard. Sein Nachfolger Volkold brachte bereits die Stadt Wurzen und andere Orte an das Stift, und mehr und mehr sich erweiternd, reichte damals der bischöfliche Sprengel bis an die böhm. Grenze und in die Nähe von Berlin. Unter allen Bischöfen wurde Benno (s. d.) der berühmteste. Nach Einführung der Reformation in der Stadt nahm in Folge Vertrags 1559 auch das Stift die protest. Kirchenverfassung an; der Bischof aber wählte Wurzen (s. d.) zu seiner Residenz. Endlich trat 1587 der Bischof Johann von Haugwitz selbst zur protest. Kirche über und legte sein bischöfliches Amt nieder, worauf zunächst ein Vertrag zwischen dem Kurfürsten von Sachsen und dem Domcapitel dahin zu Stande kam, daß der Administrator desselben stets aus dem Kurhause Sachsen gewählt werden solle. Kurfürst Johann Georg II. erlangte 1663 durch einen anderweiten Vertrag für das Kurhaus Sachsen das Recht fortwährender Administration des Domcapitels, das nun völlig dem kursächs. Lande einverleibt wurde. Das **Burggrafthum M.** gehört zu den wenigen Burggrafenthümern, deren Inhaber von der niedern Stufe eines Befehlshabers der kaiserl. Truppen sich zu höherer Macht, Ansehen und Erblichkeit erhoben und die Zeit des allgemeinen Verfalls der burggräflichen Würde im 12. Jahrh. überlebten. Der erste 1011 vom Kaiser eingesetzte Burggraf war Graf Friedrich von Eilenburg, aus dem Hause Wettin. Die Besitzungen der Burggrafen umfaßten nach und nach die Schlösser Frauenstein, Hartenstein, Rochsburg und eine Menge anderer weit zerstreuter Besitzungen. Der Burggraf Wiprecht von Groitzsch verlegte 1117 seine Residenz nach Leisnig; seine spätern Nachfolger residirten anfangs in Frauenstein, später in Hartenstein. Zuletzt waren die Grafen Reuß zu Plauen seit 1426 mit der burggräflichen Würde in M. belehnt, die sie aber für den Fall des Erlöschens dieser Linie 1546 an das Kurhaus Sachsen zu überlassen versprachen, was 1572 der Fall war, worauf die Burggrafenwürde aufgehoben wurde. Vgl. Märcker, „Das Burggrafthum M." (Lpz. 1842).

**Meißner** (Alfred), deutscher Dichter, geb. zu Teplitz 15. Oct. 1822, besuchte das Piaristengymnasium zu Schlackenwerth und widmete sich zu Prag mit solchem Eifer der poetischen Production, daß er seine Schul- und medicinischen Fachstudien vielfach darüber beeinträchtigte. Doch erwarb er sich 1846 die medicinische Doctorwürde. Nachdem er sich hierauf einige Zeit in Leipzig aufgehalten, reiste er nach Paris, wo er das J. 1847 fast ganz verlebte. Im J. 1848 kehrte er zwar in die Heimat zurück, verließ diese aber, veranlaßt durch die Spaltungen zwischen Czechen und Deutschen, bald wieder, um sich erst nach Frankfurt und dann im Winter 1849 abermals nach Paris zu begeben. Hier schrieb er „Revolutionäre Studien aus Paris" (2 Bde., Fkf. 1849). Seit 1850 hat er seinen Wohnsitz wieder zu Prag genommen. M. ist nebst Moritz Hartmann der namhafteste Vertreter der böhm. Freiheitspoesie. Schwungreicher und würdevoller als Hartmann, ist M. vorwiegend ein socialistischer Dichter mit modern-franz. Färbung. Sein Epos „Ziska" (Lpz. 1846; 6. Aufl., 1853) zeigt einen großen Reichthum an lebendigen Schilderun-

gen, glühenden Bildern und schwungvollem Pathos, entbehrt aber einer tiefern Charakteristik der epischen Gestalten. Seine Verse sind melodisch und getragen; auch in seinen „Gedichten" (Lpz. 1845; 4. Aufl., 1851) ist oft die Form von hinreißendem Zauber und mit Meisterschaft gehandhabt. Übrigens bekundet sich in letztern am deutlichsten seine Zerfallenheit mit den Satzungen der Gesellschaft, seine Hingabe an die melancholischen Eindrücke der düstern Natur. Aus dem „Sohn des Atta Troll" (Lpz. 1850), einer sich zu sehr an ihr Heine'sches Vorbild anlehnenden Dichtung, tritt M.'s Talent für Humor und Ironie deutlich hervor. Als Dramatiker versuchte er sich in den Tragödien „Das Weib des Urias" (Lpz. 1851) und „Reginald Armstrong, oder die Welt des Geldes" (Lpz. 1853).

**Meißner** (Aug. Gottlieb), deutscher Schriftsteller, geb. zu Bautzen 3. Nov. 1753, studirte von 1773—76 zu Leipzig und Wittenberg die Rechte und schönen Wissenschaften. Nachmals wurde er Kanzellist beim Geh. Consil, später Geh. Archivsregistrator zu Dresden und gewann ganz besonders die Gunst des damaligen Ministers von Wurmb. Eine Reise durch einen Theil der östr. und deutschen Staaten verschaffte ihm 1785 den Ruf als Professor der Ästhetik und classischen Literatur nach Prag. Im J. 1805 folgte er dem Rufe als nassau-oranischer Consistorialrath und Director der hohen Lehranstalten nach Fulda, wo er 20. Febr. 1807 starb. Die Bekanntschaft mit Engel veranlaßte ihn, sich zuerst in Lustspielen und Operetten nach dem Französischen für die Seiler'sche Schauspielergesellschaft zu versuchen. Unter seinen selbständigen Arbeiten für die Bühne ist sein „Johann von Schwaben" (Lpz. 1780) die vorzüglichste. Mit Canzler war er 1783—85 Herausgeber der Quartalschrift „Für ältere Literatur und neuere Lectüre", und 1793—95 gab er die Monatsschrift „Apollo" heraus. Seine bekannteste Arbeit sind die „Skizzen" (14 Sammlungen, Lpz. 1778—96) mit prosaischen Aufsätzen verschiedenen Inhalts, Anekdoten, Erzählungen, Fabeln u. s. w.; seine historischen Romane, wie „Alcibiades" (4 Bde., Lpz. 1781—88), „Bianca Capello" (2 Bde., Lpz. 1785) und „Epaminondas" (2 Bde., Prag 1798—1801) geben wegen vielfacher moderner Beimischungen kein treues Bild der geschilderten Zeiten. Auch schrieb er das „Leben des Julius Cäsar" (2 Bde., Berl. 1799—1800; fortgesetzt und vollendet von Haken, 2 Bde., Ffk. 1811—12) und „Bruchstücke zur Biographie J. G. Naumann's" (2 Bde., Prag 1803—8). Eine Gesammtausgabe seiner Werke besorgte Kuffner (36 Bde., Wien 1813—14). Sie empfehlen sich im Allgemeinen durch eine blühende Einbildungskraft, leichte Sprache, Anmuth und Witz und eine glänzende Manier mit einem feinen Anstriche von Galanterie, obgleich man ihnen auf der andern Seite auch gezierten Ausdruck, spielenden Witz und leere Declamation, ja sogar Verstöße wider die Grammatik zum Vorwurfe machen muß.

**Meister.** Dieses heutzutage aus der Umgangssprache der Künstler verschwundene Wort wird in der Schriftsprache der Kunstgeschichte noch festgehalten und außerdem in derselben mit einem näher bezeichnenden Zusatz gebraucht, um Künstler zu benennen, über deren Namen man im Unklaren ist. So verbindet man mit der Bezeichnung der **Meister des kölner Dombildes** die Vorstellung der bedeutendsten kölner Maler zu Anfange des 15. und zu Ende des 14. Jahrh. Sie hießen Meister Wilhelm und Stephan. Der Letztere ist ganz neuerdings durch Marlo als Steffen Lothener festgestellt. Namentlich benennt man Formenschneider mit dem Meisternamen und dem hinzugefügten Monogramm. So ist der **Meister von 1423** ein anonymer Formschneider von großer Bedeutung. Man hat von ihm einen berühmten Holzschnitt, der den heil. Christoph mit dem Jesuskinde darstellt. Derselbe wurde 1669 im Kloster Buxheim entdeckt und befindet sich seit 1823 in England. Ein sehr interessanter und angesehener unbekannter Meister ist der **Meister E. S. von 1466**, für den neulich Nagler den wahrscheinlichen Namen in dem Münchner Erhard Schön aufgefunden hat. Passavant behauptet, daß er auch Maler gewesen sei; sonst hat man ihn bisher nur als ältesten deutschen Chalkographen, von dem man über 100 Blätter kennt, geschätzt. Seine Blätter sind selten, zum Theil sehr schön und von ziemlich correcter Zeichnung, zum Theil aber auch unbedeutend. Die Köpfe sind etwas zu groß, die Nasen lang und dünn, die Haare lang und geschlängelt und die Finger und Zehen sehr verlängert. Der Erdboden ist bei ihm gewöhnlich mit reichem Pflanzenwuchs geschmückt. Der **Meister mit den Bandrollen**, von Duchesne Maître aux banderolles getauft, weil seine Blätter fast alle mit Bandrollen versehen sind, auf denen lat. Sprüche mit goth. Buchstaben stehen, ging der ältesten ital. Periode (1452) voraus. Andere unbekannte Meister von größerm oder geringerm Werthe sind noch: der Meister mit der Heuschrecke, der mit dem Anker, der mit dem Krebs, der mit dem Zirkel, der Meister mit dem Weberschiffe, der mit der Weintraube (vielleicht Weiner), mit dem Leuchter (vielleicht Hopfer) u. a. Die Blätter des **Meisters mit**

dem Würfel werden dem berühmten Kupferstecher Beatrizet zugeschrieben, der um die Mitte des 16. Jahrh. blühte. Seine höchst trefflichen Werke sind fast sämmtlich nach Rafael'schen Werken ausgeführt und er kommt darin dem Marc Anton sehr nahe.

**Meister** (Leonhard), schweiz. Schriftsteller, geb. zu Neftenbach bei Zürich 12. Nov. 1741 kam nach seines Vaters Tode, welcher dort Pfarrer war, nach Zürich, wo Breitinger, Steinbrüchel, Ulrich, Hirzel und Bodmer seine Lehrer wurden, und nächst der classischen Literatur besonders Geschichte und schöne Wissenschaft ihn anzogen. Er wurde 1773 Professor der Geschichte an der Kunstschule zu Zürich, 1791 aber Pfarrer an der dasigen St.-Jakobskirche. Durch die politischen Ereignisse 1799 in die Archive des helvet. Vollziehungsdirectoriums geführt, sehnte er sich sehr bald nach der gewohnten Ruhe und wurde 1800 wieder Pfarrer zu Langnau am Fuße des Albis. Einige Jahre später legte er jedoch auch dieses Amt nieder und lebte ausschließend den Wissenschaften und dem Unterricht der ihm anvertrauten Jünglinge, bis neues Bedürfniß ihn nochmals zur Kanzel führte. Er wurde Pfarrer zu Kappel im Canton Zürich, wo er 18. Oct. 1811 starb. Er arbeitete mit einer Leichtigkeit, die, verbunden mit dem Beifall, den seine Schriften eine Reihe von Jahren fanden, wol oft der Gründlichkeit Eintrag that. Doch sind in allen eigenes Urtheil, freies Denken und ein reicher Schatz von Kenntnissen sichtbar. Am bedeutendsten sind: „Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Nationalliteratur" (2 Bde., Heidelb. 1780); „Geschichte der deutschen Sprache und Schriftsteller des 15. und 16. Jahrh." (2 Bde., Bern 1796); „Zur Geschichte der deutschen Sprache und Nationalliteratur" (Bern 1777). M.'s poetische und historische Arbeiten sind jetzt vergessen.

**Meister** (Simon), einer der bessern neuern Maler, geb. zu Koblenz 1803, studirte in Paris unter Horace Vernet, wo sich seine Vorliebe für Pferde- und Schlachtenmalerei zur Virtuosität ausbildete. Später lebte er in Köln, wo er 1844 starb. Seine namhaftesten Bilder sind eine Löwenjagd, eine große Darstellung des Kronprinzen (Friedrich Wilhelm's IV.) von Preußen zu Pferde, umgeben von seinem Stabe, mehre Scenen aus dem griech. Freiheitskampfe, die Schlacht bei Ligny u. s. w. Feuer der Darstellung und lebendiges Colorit zeichnen seine Werke aus und lassen die Nachlässigkeit in manchem Einzelnen vergessen. Gemeinschaftlich mit seinem Bruder **Nikolaus M.** unternahm er 1840 die Verfertigung eines kolossalen Panorama, den Rheinübergang des Generals Hoche bei Neuwied darstellend, welches mit dem größten Beifall aufgenommen wurde und durch meisterhafte Ausführung des landschaftlichen Theils, sowie durch Lebendigkeit der Staffage sich auszeichnete. Die Gruppe, welche Hoche mit seinem Generalstabe im Vordergrunde haltend bildet, war gut in der Anordnung und durch Porträts und Costümtreue bemerkenswerth.

**Meistersänger**, richtiger **Meistersinger**, heißen die Dichter bürgerlichen Standes, welche seit dem Anfange des 14. Jahrh. die im 12. und 13. Jahrh. von den höfischen Dichtern oder den Minnesängern (s. d.) begründete und ausgebildete lyrische Kunstdichtung in einer durch ihre Standesverhältnisse und durch die Zeitrichtung bedingten Weise fortsetzten. Ihren Ursprung führt die freilich sagenhaft ausgeschmückte Überlieferung der Singschulen auf Heinrich von Meißen, den Frauenlob (s. d.), zurück, und es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß sich zuerst um diesen in Mainz ein Verein von Bürgern zur Pflege der lyrischen Dichtkunst gesammelt habe, welchem nicht lange darauf zahlreiche andere Vereine zu gleichem Zwecke an vielen oberdeutschen Orten und besonders in den Reichsstädten folgten. Eine solche größtentheils aus Handwerkern bestehende geschlossene Verbindung mußte sich nothwendig zunftmäßig gestalten und also auch der Kunst einen handwerkmäßigen Charakter, einen schulmäßigen Betrieb und ihren Pflegern eine zunftmäßige Rangordnung geben. Das rein Äußerliche, die feste Beobachtung der Regeln, deren Inbegriff die Tabulatur hieß, ward jetzt zur Hauptsache, und den Namen „Meister", der also fortan eine bestimmte Stellung und Würde innerhalb der Schule bezeichnete, erhielt, wer einen neuen Ton erfand und nach dem Urtheile der „Merker" fehlerfrei vortrug. Um durch Neuheit den Anspruch des Meisterrechts zu erwerben, ging man mit der Form des Liedes in Beziehung auf Zahl und Stellung der Verse und Reime (doch ohne Beachtung der Quantität, die Silben blos zählend) weit über die Verkünstelung der letzten Minnesänger bis zum Ungeheuerlichen hinaus, während die Form des Instrumentalbegleitung fodernden Leiches und des ungesungenen Spruchs fast ganz vernachlässigt wurde, weil Gesang ohne Begleitung die beinahe allein übliche Vortragsweise war. Den Inhalt anlangend beharrte man auch hierin, die Richtung der letzten Minnesänger fortsetzend, im Ganzen mit ehrbarer und tüchtiger, aber nüchterner Gesinnung bei der Lehrhaftigkeit und griff nur selten und gewöhnlich ohne Glück darüber hinaus. Dünkel und Geschraubtheit ließen sich aber freilich auf dieser Bildungsstufe

natürlich nicht überall vermeiden. Dichterische Begabung zeigte sich sehr selten und gewöhnlich nur bei Solchen, die außer dem eigentlichen Meistergesange sich auch auf andern Gebieten versuchten, wie im 14. Jahrh. bei dem Meißner Heinrich von Mügeln, im 15. bei Muscatblut und Michael Behaim und im 16. bei dem nürnberger Schuhmacher Hans Sachs (s. d.), der aber seinen Ruhm nicht seinen 4275 Bar (Meisterliedern) verdankt. Mit dem 17. Jahrh. begannen die Schulen der Meistersinger einzugehen; die letzte Genossenschaft erhielt sich in Ulm bis 1839 und ihr Inventar kam an den Liederkranz daselbst. Unsere Kenntniß von dem Verfahren in den spätern Singschulen verdanken wir größtentheils dem görlitzer Schuhmacher Puschmann (geb. 1532) und dem Prof. zu Altorf, Joh. Christoph Wagenseil. Jener, ein Schüler von Hans Sachs, schrieb aus eigener unmittelbarer Kunde seinen „Gründlichen Bericht des deutschen Meistergesangs" (Görlitz 1573) und dessen vermehrte Ausgabe unter dem Titel „Gründlicher Bericht der deutschen Reimen oder Rithmen u. s. w." (Fkf. a. d. O. 1596), beide großentheils ausgezogen in Büsching's „Sammlung für altdeutsche Literatur." Wagenseil hat ein „Buch von der Meistersinger holdseligen Kunst" aus andern Büchern und mündlichen Nachrichten zusammengetragen (angehängt seiner „Commentatio de civitate Noribergensi", 1697).

**Mekka**, die heiligste Stadt der Mohammedaner, bei den Arabern Om-el-Kora, d. h. Mutter der Städte, die Wiege der mohammed. Tradition und der Geburtsort Mohammed's, der es den Anhängern seiner Lehre zur Pflicht machte, wenigstens ein mal in ihrem Leben diese Stadt zu besuchen, wodurch sie, wie der natürliche und historische, so der religiöse Mittelpunkt des weiten Länder- und Völkergebiets des Islam wurde, liegt in der arab. Provinz Hedschas, 54 M. südlich von Medina (s. d.), in einem engen, sandigen, unfruchtbaren und von dürren, kahlen Höhen und öden Sandflächen umgebenen Thale, das sich von N. gegen S. senkt und in dieser Richtung von dem Regenbach Wadi-el-Tarafeyn durchzogen ist. Sie ist nur 1500 Schritt lang und zerfällt in die obere und die untere Stadt mit 25 Quartieren, außerhalb welcher sich die Vorstädte in engen Thälern hinziehen. Sie hat ziemlich regelmäßige und breite, aber ungepflasterte und daher staubige, zur Zeit der Regengüsse kothige Straßen, und die Häuser, sämmtlich von Stein und großentheils drei Stock hoch und mit zahlreichen Fenstern nach der Straßenseite versehen, verleihen ihr ein europ. Ansehen. Nur ein größerer öffentlicher Platz ist in der ganzen Stadt, und dieser wird ganz von der im Quadrat erbauten Hauptmoschee mit ihren Höfen und Colonnaden eingenommen. Kein anderer Platz, keine Baumpflanzung, keine andere Hauptmoschee, keine Bazars, keine Khans, keine Thore, keine Erleuchtung, nur 4—5 große Häuser des Scherifs und zwei Medressen, keine andern bedeutenden Gebäude, keine schönen Architekturen sind hier zu finden. Alle Wohnhäuser sind zu Miethswohnungen für Pilger eingerichtet, und während des Gedränges der Hadsch sind unzählige Kaufläden und Kaffeehäuser geöffnet, alle Quartiere mit langen Reihen von Boutiquen besetzt. Die Brunnen sind meist brakisch; der berühmte Brunnen Zemzem hat schwer verdauliches Wasser. Das beste Wasser wird 7—8 Stunden weit von Arafat durch einen Aquäduct herbeigeleitet. Außer einigen Wachtthürmen an den Eingängen der Stadt und einem kleinen Castell deckt dieselbe das an der Ostseite des Thales auf einer Anhöhe gelegene große, von dicken Mauern und Thürmen umgebene Castell, das die Stadt zwar beherrscht, aber von noch größern Höhen dominirt wird. Sonst hatte M. über 100000, jetzt kaum 40000 E. Früher brachten zahlreiche Karavanen aus allen Theilen des mohammedan. Morgenlandes reichliche Gaben nach der heiligen Stadt; doch haben diese frommen Spenden mit der Verminderung der Pilger fast ganz aufgehört, obschon noch immer jährlich die gewöhnlichen Pilgerkaravanen daselbst ankommen. Auch hat der Handel in M. sehr abgenommen, das sonst durch das Zusammenströmen so vieler Pilger ein Hauptmarkt und Stapelplatz zwischen Arabien und dem übrigen Asien, Afrika und Europa war. Als Hafen M.s kann das benachbarte Dschiddah (s. d.) am Rothen Meer gelten. Die Stadt besaß sonst angesehene Schulen und viele fromme Stiftungen und Anstalten, die aber insgesammt sehr im Verfall sind. Von einem Gewerbfleiße der Einwohner, die lediglich von den Pilgern leben, kann fast gar nicht die Rede sein; nur die Fabrikation von Rosenkränzen ist von Bedeutung. Der eigentliche Mittelpunkt der Stadt, um den sich das ganze Leben ihrer Bewohner, sowie der ganze Ideenkreis der mohammedan. Völkerwelt dreht, ist die große Hauptmoschee, das Beitullah, d. h. Gotteshaus, oder El-Haram, d. h. die Unverletzbare, welcher sich weder Christen noch Juden nahen dürfen, ein altes Gebäude, das als solches mit seinen 19 Thoren und 7 hohen Minarets weder durch Größe noch durch Schönheit und Construction sich vor andern Tempeln des Orients auszeichnet, durch lauter Reparaturen und Flickwerke aus alten Resten ein modernes Bauwerk ohne Einheit, ohne Stil geworden und nur wegen des Würfelbaus der Kaaba (s. d.) beachtens-

werth ist, welche in der Mitte des 250 Schritt langen und 200 Schritt breiten, auf allen Seiten mit vierreihigen Pfeilern und Colonnaden von mehr als 500 Säulen umgebenen Hofraumes steht. M. wird schon von Ptolemäus unter dem Namen Macoraba erwähnt; aber die Geschichte der Stadt beginnt mit Mohammed, zu dessen Zeit sie im Besitz der Koreischiten war und nach dessen Tode sie nebst ihrem Gebiet das Erbtheil der Nachkommen Mohammed's wurde. Das Haupt derselben regierte unter dem Titel eines Großscherifs und wußte eine Zeit lang den Khalifen das Gegengewicht zu halten. Später nahmen die osman. Sultane den Titel als Beschützer der heiligen Städte M. und Medina an und ernannten den Großscherif aus der Mitte der Scherifen, jedoch war ihr Einfluß immer nur sehr beschränkt. Im J. 1803 wurde M. von den Wahabiten (s. d.) eingenommen und geplündert. Doch dauerte ihre Herrschaft nur kurze Zeit. Später mußte sie sich dem Pascha von Ägypten, Mehemed Ali, der den Großscherif nach Kairo als Gefangenen führen ließ, unterwerfen. Doch 1840 benutzten die Scherife die schlimme Lage des Vicekönigs von Ägypten und entzogen sich wieder seiner Herrschaft.

**Mela** (Pomponius), ein röm. Geograph, den Einige für einen Sohn des Rhetors Seneca, Andere für den Enkel des Philosophen Seneca halten, lebte um die Mitte des 1. Jahrh. n. Chr. und schrieb unter dem Kaiser Claudius ein geographisches Compendium „De situ orbis", nach des Eratosthenes System gearbeitet, kurz, reichhaltig und in körniger, selten gezierter Sprache. Nach der ersten Ausgabe (Mail. 1471) erwähnen wir als die vorzüglichsten die von Israel Voß (Haag 1658), Jak. Gronov (Leyd. 1685 und 1696), Abr. Gronov (Leyd. 1722 und 1748), Tzschucke (7 Bde., Lpz. 1807) und die guten Handausgaben von Titze (Linz 1804) und Weichert (Lpz. 1816), unter den deutschen Übersetzungen die ältere von Dietz (Gieß. 1774).

**Melampus**, der Sohn des Amythaon und der Idomene oder Aglaia oder Rhodope, der Bruder des Bias und Gemahl der Iphianassa oder Iphianeira, war als Seher und Arzt außerordentlich berühmt und angeblicher Gründer des Dionysosdienstes in Griechenland. Ein Paar Schlangen, welche er aufgezogen, sollen sich ihm einst, während er schlief, genähert, seine Ohren geleckt und dadurch bewirkt haben, daß er die Sprache der Thiere verstand und mit ihrer Hülfe weissagen konnte. Als sein Bruder Bias die Pero, die Tochter des Neleus, Königs von Pylos, nur unter der Bedingung zur Gattin bekommen sollte, daß er die Rinderheerde des Iphiklos als Brautgabe bringe, so versuchte M. dieselbe zu rauben, obschon er wußte, daß ihm dieses nicht gelingen werde. Als Räuber ins Gefängniß geworfen, vernahm er von den Holzwürmern, daß dieses bald einstürzen werde, und bat, daß man ihn herausbringe. Kaum war er heraus, so stürzte es zusammen. Als Iphiklos hierbei die Sehergabe des M. kennen gelernt und auf sein Befragen, wie er zu Nachkommenschaft gelangen könne, eine Antwort erhielt, die sich bewährte, bekam M. die Rinderheerde und gewann so für seinen Bruder die Tochter des Neleus. Hierauf heirathete er die Tochter des Prötus, Königs von Argos, und erhielt mit ihr ein Drittheil des Königreichs. Zu Ägosthena, einem Flecken in Megaris, hatte er ein Heiligthum, wo seine Bildsäule aufgestellt war und ihm ein jährliches Fest gefeiert wurde.

**Melancholie** nennt man im gewöhnlichen Leben jede niedergedrückte Gemüthsstimmung, welche z. B. durch einen traurigen Vorfall herbeigeführt wird. In der Medicin bezeichnet dieses Wort eine Seelenkrankheit, die in dem Verharren in einer derartigen trüben Stimmung sich äußert. Der Melancholische lebt allein in dem Gedanken an das ihm widerfahrene Unglück, welches auch ein eingebildetes sein kann, und nimmt keinen Zuspruch und Trost an. Nichts ist vermögend, den traurigen Gedanken aus seiner Seele zu verbannen. Dieser niedergedrückte Zustand, der gleich anfangs jeder freiern Geistesthätigkeit hemmend entgegentritt, übt nach und nach einen lähmenden Einfluß auf den Geist aus, sodaß alle andern Seelenvermögen stumpfer werden, oder er geht in andere Formen von Seelenstörung über. Letzterer Fall ist so häufig, daß manche Ärzte in allen Geisteskrankheiten ein melancholisches Stadium annehmen, welches den übrigen vorausgeht und sich durch übermäßige Empfindlichkeit gegen geistige und gemüthliche Einwirkungen, durch stete schmerzliche Stimmung (Seelenschmerz) äußere. Die Ursachen der Melancholie sind entweder wirkliches Unglück oder eingebildetes, welches als noch bevorstehend erwartet oder als schon geschehen angenommen wird: so z. B. unglückliche Liebe, irrige Vorstellungen von Religion, von Gott, von der Ewigkeit u. s. w. Auch körperliche Zustände, besonders Unordnungen in der Verdauung und dadurch bewirkte fehlerhafte Blutbereitung können Melancholie herbeiführen. Daher auch der griech. Name, welcher eigentlich eine schwarzgallige Blutmischung bedeutet. Der Verlauf der Krankheit ist verschieden; sie kann von selbst verschwinden, oder durch ärztliche Mittel geheilt werden, oft aber verbindet sie sich mit andern Seelenkrankheiten, oder geht in tödtliche Körperkrankheiten über, wie Lungensucht, Gehirn-

wassersucht, Schlagfluß u. s. w. Ebenso verschieden ist die Behandlung; namentlich kann man öfters da, wo Körperbeschaffenheit und vorherrschende Geistesrichtung die Anlage zur Melancholie anzeigen, durch eine zweckmäßige Lebensart der Ausbildung dieser Anlage vorbeugen. Vgl. Pohl, „Die Melancholie nach dem neuesten Standpunkt der Physiologie" (Prag 1852).

**Melanchthon** (Philipp), eigentlich Melanthon, wie er selbst sich gewöhnlich schrieb, Luther's Mitarbeiter am Reformationswerke, wurde 16. Febr. 1497 zu Bretten in der Pfalz am Rhein, im jetzigen Großherzogthume Baden, geboren und hieß ursprünglich Schwarzerb, wovon Melanchthon die griech. Übersetzung ist. Sein Vater, George Schwarzerd, war Rüstmeister, d. i. Waffenschmied, des Pfalzgrafen und starb 1507; seine Mutter, Barbara, war eine Verwandte des Humanisten Reuchlin. Er besuchte die Schule zu Pforzheim und bezog bereits 1510 die Universität zu Heidelberg, wo er 1512 Baccalaureus der Philosophie und Instructor einiger junger Grafen wurde. Doch noch in demselben Jahre ging er nach Tübingen, widmete sich neben seinen bisherigen Studien besonders der Theologie und hielt 1514, nach erlangter Magisterwürde, Vorlesungen über die Aristotelische Philosophie und über die Classiker. Die Gründlichkeit seiner Kenntnisse, die er um diese Zeit durch die Herausgabe einer griech. Grammatik bewies, und sein geistvoller Vortrag als akademischer Lehrer erwarben ihm bald allgemeine Achtung und selbst die Bewunderung eines Erasmus. Auf Reuchlin's Empfehlung 1518 als Professor der griech. Sprache und Literatur nach Wittenberg berufen, entschied er sich bald für die Sache der wiedererweckten evang. Wahrheit, und sein durch classische Bildung gereiftes Urtheil, sein Scharfsinn als Dialektiker und Exeget, die ungemeine Klarheit, mit der er Alles behandelte, seine Besonnenheit und Mäßigung auch gegen Feinde haben unstreitig ebenso viel zum Fortgang und Gelingen der Reformation gewirkt, als Luther's Thatkraft und Unternehmungsgeist im Anregen, Treiben und Verfechten dieses Werkes leisteten. Schon 1519 in dem Schriftenwechsel, der in Folge der Leipziger Disputation entstand, war er für die Sache Luther's aufgetreten, zwei Jahre später schrieb er seine „Loci communes rerum theologicarum" (Wittenb. 1521; neuere Ausg. von Detzer, Erl. 1828), ein Werk, das zu einer wissenschaftlichen und faßlichen Darstellung der christlichen Glaubenslehre die Bahn brach und das Vorbild aller protest. Bearbeitungen der Dogmatik wurde. Vgl. Strobel's „Versuch einer Literaturgeschichte von M.'s Loci theologici" (Altb. und Nürnb. 1776). Unmittelbar in die Kirchenverfassung Sachsens griffen seine 1527 auf Befehl des Kurfürsten Johann des Beständigen abgefaßten Visitationsartikel ein, in denen er den Visitatoren der sächs. Kirchen eine Instruction über die dem Volke vorzutragende Lehre und das Wichtigste aus der Kirchen- und Schulordnung an die Hand gab. So sanft er übrigens in dieser Schrift manchen streitigen Punkt berührte, so entschlossen drang er doch 1529 auf die Protestation zu Speier, und bewundernswürdig ist die Sicherheit der religiösen Überzeugung, die er neben einer jeder Rücksicht Genüge leistenden Klugheit 1530 bei der Abfassung der Augsburgischen Confession (s. d.) bewies. Dieses Meisterwerk und die bald darauf entworfene gelehrte „Apologie der Augsburgischen Confession" trugen seinen Ruhm durch ganz Europa und bewirkten, daß er 1535 von König Franz I. zur Beilegung der Religionsunruhen nach Frankreich berufen wurde und bald darauf auch eine Einladung nach England erhielt. Er folgte indeß aus politischen Gründen keiner von beiden Einladungen; dagegen fanden sich andere Veranlassungen für ihn, theils zu seiner Erholung, theils in Angelegenheiten seiner Glaubenspartei Reisen zu machen. Auf einer derselben, die er 1540 nach Hagenau unternahm, wurde er zu Weimar tödtlich krank, und nur der kräftige Zuspruch Luther's, der ihm nacheilte, rettete ihn. Da das beabsichtigte Religionsgespräch in Hagenau nicht zu Stande kam, ging er 1541 nach Worms und bald nachher nach Regensburg, um bei den daselbst angestellten Vergleichsverhandlungen mit den Katholiken die Sache der Protestanten zu führen. Leider aber konnte er wegen der Gegenwirkung des päpstlichen Legaten den von ihm ersehnten Frieden nicht herbeiführen und mußte von seiner eignen Partei bittere Vorwürfe über die von ihm bewiesene Nachgiebigkeit hören. Ebenso ging es ihm, da er, vom Kurfürsten Hermann von Köln 1543 nach Bonn berufen, dessen Reformationsplan mit schonender Rücksicht auf die kath. Behörden einzuleiten suchte. Indeß hat weder Luther noch sonst einer seiner Freunde an der Reinheit seiner Absichten und an seiner Treue gegen das Evangelium je gezweifelt. Wie viel M. auch bisweilen von Luther's Heftigkeit leiden mußte, die Freundschaft dieser beiden großdenkenden Männer hielt ununterbrochen bis zu Luther's Tode aus, den M. kindlich betrauerte und durch ein biographisches Denkmal noch im Grabe ehrte.

Ein großer Theil des Vertrauens, das Luther genossen, fiel nun M. zu. Deutschland nannte ihn schon vorher seinen Lehrer, und Wittenberg ehrte in ihm den Wiederhersteller der Universi-

tät nach dem Schmalkaldischen Kriege, in welchem er bald hierhin, bald dahin hatte flüchten müssen. Auch der Kurfürst Moritz zeichnete ihn aus und that in Religionssachen nichts ohne seinen Rath. Doch gerade daß die Liebe zu Wittenberg ihn bewog, sich diesem der protest. Kirche verdächtig gewordenen Fürsten zu unterwerfen, und daß die protest. Völker dennoch fortfuhren, ihn hochzuachten, konnten ihm einige Theologen nicht vergeben und machten deshalb seine Rechtgläubigkeit verdächtig. Allerdings hatte M. schon auf dem Convente zu Schmalkalden und bei jenen Verhandlungen mit den Katholiken gezeigt, daß ihm Manches und selbst eine bedingte Anerkennung des päpstlichen Ansehens nicht so gefährlich schien als seinem Freunde Luther; ebenso war die allmälige Annäherung seiner Ansicht von der Gegenwart Christi im Abendmahle an die Calvin's Wenigen entgangen, und die Veränderung, die der feiner Verstellung fähige Mann deshalb in dem Artikel der Augsburgischen Confession vom Abendmahle gemacht hatte, von Feinden gerügt, von Freunden nicht unbedenklich gefunden worden. Auch erklärte er in den spätern Ausgaben seiner „Loci theologici" wie in andern öffentlichen Schriften in der Lehre von der Rechtfertigung die menschliche Selbstthätigkeit für nicht ganz ausgeschlossen. Unstreitig hatte sein tieferes Durchdringen der Sache einen noch größern Antheil an dieser Veränderung als die ihm natürliche Schüchternheit und Liebe zum Frieden. Denn daß er aus Menschenfurcht oder Gefälligkeit in irgend einem wesentlichen Punkte der evang. Wahrheit etwas vergeben hätte, ist nicht zu erweisen. Die Einführung des Augsburger Interim (s. d.) in Sachsen, welche er nach langer Berathung 1549 unter Bedingungen zugab, schien den Eiferern die beste Veranlassung, ihn offen anzufechten. Die ärgerliche Fehde über die Adiaphora (s. d.), worein Flacius ihn alsbald verwickelte, die Beschwerden, welche Osiander 1557 wegen der Rechtfertigungslehre wider ihn erhob, und endlich die synergistischen Streitigkeiten über die Mitwirkung des freien Willens bei der Besserung (s. Synergismus) häuften eine so große Menge Kränkungen über den durch vielfache Arbeiten geschwächten, ohnehin empfindlichen Mann, daß er in seinen letzten Jahren wenig froh werden konnte. Zwar hatte er nicht Ursache zu bedauern, daß der Krieg des Kurfürsten Moritz gegen den Kaiser seine Theilnahme am Concilium zu Trident, wohin er im Jan. 1552 schon bis Augsburg gereist war, vereitelte, auch wurde seine Rechtgläubigkeit auf dem Theologenconvente zu Naumburg 1554 anerkannt; doch mußte er die bleibende Gegenwirkung seiner Feinde in der Fruchtlosigkeit des letzten Versuchs erkennen, den er 1557 auf dem Convent zu Worms im Namen seiner Partei zum Vergleich mit den Katholiken machte. Die Einigkeit der Kirche war daher M.'s letzter Wunsch, als er 19. April 1560 zu Wittenberg starb. Ihn überlebten von seiner Familie ein Sohn, der nur die Gutmüthigkeit, aber nichts von dem Geiste seines Vaters geerbt hatte, und eine in Wittenberg verheirathete Tochter. Seine ihm am meisten ähnliche erstgeborene Tochter Anna starb schon 1547, seine Gattin 1557. Das schwache, ängstliche Gemüth der Letztern hatte seine häusliche Zufriedenheit oft getrübt, und doch war er nirgends lieber als unter den Seinigen. Bescheidenheit und Demuth verrieth schon seine körperliche Erscheinung. Niemand, der ihn zum ersten male sah, hätte in der kleinen Gestalt den großen Reformator gesucht; doch die hochgewölbte, freie Stirn und die hellen, schönen Augen kündigten bald den lebhaften Geist an, den diese Hülle umschloß, und erheiterten, wenn er sprach, sein ganzes Angesicht. So hat ihn Lukas Cranach in seinen Gemälden aufgefaßt. Heiter in der Unterhaltung, wohlthätig in einem Grade, daß er zuweilen selbst in Verlegenheit kam, offen, arglos und mild gegen Jedermann, erwarb er sich die Liebe Aller, insbesondere auch die seiner Zuhörer. Aus allen Gegenden Europas strömten Studirende nach Wittenberg, um ihn zu hören, und der wissenschaftliche Geist, den er hier verbreitete, wirkte noch lange nach seinem Tode wohlthätig fort, sowie überhaupt seine Verdienste um die Erziehung unvergeßlich sind. Auch hat er besonders durch seine häufig aufgelegten und wohlgeschriebenen lat. Lehrbücher über Rhetorik und Philosophie, z. B. „De dialectica"; „De anima"; „Epitome philosophiae moralis" u. s. w., die wissenschaftliche Bildung der Deutschen gefördert und den Ehrentitel Praeceptor Germaniae mit Recht verdient. Wenn daher gewaltigere Kräfte und größere Thaten ihm die erste Stelle unter den berühmten Männern seines Jahrhunderts streitig machen, so wird er doch immer in den Augen der gerechten Nachwelt der liebenswürdigste, reinste und gelehrteste Mann bleiben. Sein Leben beschrieb sein Freund Joach. Camerarius; ein „Verzeichniß der Schriften M.'s" lieferte Rotermund (Brem. 1814). Seine „Opera" (5 Bde., Bas. 1541) enthalten seine sämmtlichen theologischen, philosophischen und philologischen Schriften, mit Ausnahme seiner Reden; nicht einmal die theologischen vollständig enthält die von seinem Schwiegersohne Peucer besorgte Ausgabe seiner „Opera" (4 Bde., Wittenb. 1562—64). Die neueste und vollständige Ausgabe der Schriften M.'s hat Bret-

schneider in dem „Corpus reformatorum" besorgt. Vgl. Galle, „Versuch einer Charakteristik M.'s als Theologen" (Halle 1840); Matthes, „Phil. M., sein Leben und Wirken aus den Quellen dargestellt" (Altenb. 1841); Ledderhose, „M. nach seinem äußern und innern Leben" (Heidelb. 1847).

**Melanippe**, die Tochter des Cheiron, floh von Äolus geschwängert in das Gebirge des Pelion. Hier bat sie die Götter, um in ihrem Zustande vom Cheiron, der sie suchte, nicht erkannt zu werden, um Verwandelung in ein Pferd. Artemis erhörte ihre Bitte und versetzte sie in dieser Gestalt unter die Gestirne. — Eine andere Melanippe, Tochter Äolus' II. oder Desmontes', gebar vom Poseidon zwei Söhne, den Böotos und Äolus III. Deshalb blendete sie Desmontes und sperrte sie in einen Thurm, die Kinder aber ließ er aussetzen. Doch eine Kuh säugte sie und Hirten zogen sie auf. Theano, in Gefahr, als unfruchtbar von ihrem Gemahl Metapontos, König von Ikarien, verstoßen zu werden, schob sie als die ihrigen unter. Später aber gebar Theano selbst zwei Söhne und stellte diese an, jene zu ermorden. Allein die Söhne des Poseidon siegten, und Theano entleibte sich selbst. Hierauf gab sich ihnen Poseidon als Vater zu erkennen und theilte ihnen das Schicksal ihrer Mutter mit. Nun tödteten sie den Desmontes, befreiten ihre Mutter, der Poseidon das Gesicht wieder gab, und brachten sie zum Metapontos, der sich mit ihr vermählte.

**Melas** (Baron von), östr. Feldmarschall, geb. in Mähren, begann seine militärische Laufbahn im Siebenjährigen Kriege als Adjutant des Feldmarschalls Daun. Er wurde 1793 Generalmajor und stand 1794 als Feldmarschallieutenant an der Sambre, 1795 am Rhein und 1796 in Italien. Als Commandirender des östr. Corps in Italien focht er 1799 gemeinschaftlich mit Suworow und siegte bei Cassano, an der Trebia, bei Novi und Genola. Als er 1800 während der Einschließung von Genua bis an den Varo gedrungen, wurde seine Verbindung mit Östreich durch Bonaparte's unerwartetes Übersteigen der Alpen unterbrochen. Er verlor 14. Juni die schon gewonnene Schlacht bei Marengo (s. d.) und mußte in Folge einer deshalb abgeschlossenen Convention sich bis hinter den Mincio zurückziehen, nachdem er die von den Östreichern in der Lombardei besetzten Festungen an den Sieger übergeben. Bald nachher wurde er commandirender General in Böhmen und 1806 Präsident des Hofkriegsraths, starb aber bereits 1807 zu Prag.

**Melbourne** (William Lamb, Viscount), brit. Staatsmann und Minister, geb. 15. März 1779, war der älteste Sohn des Sir Peniston Lamb, der 1770 zum irischen Lord Melbourne, 1781 zum Viscount und 1815 zum Peer von Großbritannien erhoben ward. Der junge Lamb erhielt seine Bildung zu Eton und Oxford und widmete sich dann dem Rechtsstudium. Als er 1805 ins Unterhaus trat, hielt er sich zu den gemäßigten Whigs, ohne sich jedoch besonders auszuzeichnen. In der großen Welt errang er dagegen durch Geist und Liebenswürdigkeit glänzende Erfolge, zeigte auch literarisches Talent und schrieb das Lustspiel „The fashionable friends". Später schloß er sich Canning an, der ihn 1827 zum Obersecretär für Irland ernannte, welches Amt er aber bald niederlegen mußte, worauf er nach dem Tode seines Vaters 22. Juli 1828 die Peerswürde erbte. Bei der Bildung des Ministeriums Grey 1830 übertrug man ihm als Staatssecretär die Verwaltung des Innern. Auf diesem unter damaligen Umständen schwierigen Posten bewies er Umsicht und Versöhnlichkeit; als daher Grey im Juli 1834 seine Entlassung nahm, wurde M. als erster Lord des Schatzes an die Spitze der Regierung berufen. Indessen erlitt er, namentlich im Oberhause, mehre Niederlagen; die liberale Partei tadelte seinen Mangel an Energie, während die Tories seine Verbindung mit O'Connell als gefährlich darstellten und es in der That dahin brachten, daß der König 14. Nov. 1834 das Cabinet auflöste. Peel und Wellington übernahmen nun mit ihrer Partei das Staatsruder, sahen sich jedoch durch die Majorität im Unterhause genöthigt, ihre Ämter im April 1835 niederzulegen. M. erhielt nun zum zweiten mal den Auftrag, ein Whigministerium zu bilden, welches sich sechs Jahre lang, wiewol unter großen Schwankungen, behauptete. Unterdessen war er 1836 wegen eines angeblichen Verhältnisses mit Mrs. Norton in einen Proceß verwickelt, der zwar mit seiner Freisprechung endete, aber ihm in der öffentlichen Meinung nicht wenig Schaden zufügte. Zum Theil entschädigte ihn das freundliche Verhältniß, in dem er seit der Thronbesteigung der Königin Victoria zu dem Hofe stand. Doch verlor seine Verwaltung, die sich bald nur auf eine Fraction der Whigs stützte, immer mehr das Vertrauen der Parteien. So mußte er denn nach langem Sträuben 28. Aug. 1841 dem Ministerium Peel das Feld räumen. Als die Whigs 1846 wieder ans Ruder kamen, lehnte M. seines vorgerückten Alters halber jede Betheiligung an der Regierung ab. Er starb 24. Nov. 1848. Seine Gemahlin, die durch

ihre Verbindung mit Lord Byron, sowie durch ihre Romane bekannte Lady Karoline Lamb, Tochter des Grafen von Beßborough, war ihm schon 25. Jan. 1828 vorangegangen. — Sein Bruder, Frederick James Lamb, geb. 17. April 1782, war als Diplomat ausgezeichnet und fungirte nacheinander als Gesandter in Frankfurt, Lissabon, Madrid und Wien. Im April 1839 ward er zum Lord Beauvale erhoben, folgte dann seinem Bruder als dritter Viscount Melbourne und starb 29. Jan. 1853. Er war seit dem 25. Febr. 1841 mit Adele, Tochter des preuß. Ministers Grafen Joachim Karl Ludwig Mortimer von Maltzahn vermählt. Da jedoch diese Ehe kinderlos blieb, so erlosch mit ihm der Titel, die sehr bedeutenden Güter des Hauses aber gingen auf seine Schwester, Emily Mary, Witwe des Grafen Cowper und Gemahlin Palmerston's, geb. 21. April 1787, über. Ein dritter Bruder, George Lamb, geb. 11. Juli 1784, Unterstaatssecretär im Ministerium des Innern, war bereits 2. Jan. 1834 gestorben.

**Melchisedek**, d. h. König der Gerechtigkeit, Herrscher von Salem (Jerusalem), das er begründet haben soll, und zugleich Priester, galt schon den Juden als Typus des Messias und wird daher im „Briefe an die Hebräer" als Vorbild Jesu, des wahren Hohen Priesters, benutzt. Hierax, ein Anhänger des Origines im 3. Jahrh., deutete den M. allegorisch vom Heiligen Geiste. — Die **Melchisedekiten**, eine angeblich von einem gewissen Theodotus im 3. Jahrh. gestiftete Sekte, sollen Christum unter M. gestellt haben, weil jener nur für die Menschen, dieser aber für die Engel gewirkt habe. Vielleicht waren sie in Folge ihrer typologischen Auslegung zu deistischen Ansichten gekommen.

**Melchthal** (Arnold von), einer der Gründer der schweizerischen Freiheit, hieß eigentlich von der Halden; Melchthal nannte er sich nach seinem Wohnorte im Canton Unterwalden. Als der östr. Landvoigt von Landenberg dem Vater Arnold's, Heinrich, einem reichen Landmann, um geringer Ursache willen ein Paar Ochsen vom Pfluge wegnehmen ließ und der Knecht des Zwingherrn dabei äußerte: „Die Bauern mögen den Pflug selbst ziehen, wenn sie Brot haben wollen," konnte der Sohn sich nicht halten und schlug den Knecht. Um der Rache des Landvoigts zu entgehen, flüchtete er; doch dieser ließ dem Vater die Augen ausstechen. Sofort verband sich nun M. mit seinen Freunden Walther Fürst und Werner Stauffacher, und alle Drei, nebst dreißig Männern, die sie mitgebracht, beschworen in der Nacht auf die Mittwoch vor Martini des J. 1307 auf dem Rütli am Waidstädtersee den Bund zur Rettung des Vaterlandes. Jeder verpflichtete sich, in seinem Canton die Sache des Volkes zu vertheidigen und dasselbe mit Beirath der Gemeinden um jeden Preis in den Genuß seiner Freiheit zu setzen. Dabei aber wurde ausdrücklich verabredet, den Grafen von Habsburg in seinen Gütern und Rechten nicht zu schädigen, sich nicht vom Deutschen Reiche zu trennen und den Äbten und Edeln nicht zu verweigern, was ihnen gebühre. Auch sollte soviel als möglich vermieden werden, das Blut der Landvoigte zu vergießen, da die Verbündeten nur das Verlangen hegten, sich selber und ihren Nachkommen die von den Altvordern ererbte Freiheit zu sichern. Der Tag der Freiheit erschien mit dem 1. Jan. 1308. Der Schweizerchronist Tschudi ist die Quelle der Erzählung.

**Meleager**, der Sohn des Öneus, Königs von Kalydon, und der Althäa und Gemahl der Kleopatra, nahm in seiner ersten Jugend am Argonautenzuge Theil und war vorzüglich als Jäger berühmt. Seine merkwürdigste That ist die Erlegung des Kalydonischen Ebers, welche er unter Beihülfe einiger andern Helden und der Atalanta (s. d.) vollbrachte. Öneus nämlich hatte einstmals der Artemis Opfer darzubringen vergessen, während die übrigen Götter sämmtlich deren in reichlichem Maße erhalten hatten. Hierüber erzürnt, sendete die Göttin einen gewaltigen Eber in die kalydonischen Gefilde, der Alles verwüstete. M. erlegte ihn. Nun erregte die Artemis Streit über den Kopf und die Haut des Ebers zwischen den Ätolern, den Inhabern von Kalydon, und den Kureten. Solange M. mit gegen die Kureten auszog, war der Sieg stets auf Seiten der Ätoler; als er aber dieses in Folge der Verwünschungen seiner Mutter unterließ, deren Bruder er im Kampfe erschlagen, wurde Kalydon von den Kureten hart bedrängt. Umsonst baten ihn lange Zeit die Ältesten der Stadt und die Seinigen, wieder am Kampfe Theil zu nehmen. Endlich ließ er sich von seiner Gattin bewegen und vertrieb die Kureten. Weiter erfährt man aus Homer nichts. Spätere bildeten diese Sage mannichfach aus. Nach einem Orakel war dem M. von dem Schicksal so lange zu leben verstattet, als ein während seiner Geburt auf dem Herde liegendes Scheit von dem Feuer nicht verzehrt würde. Als Althäa dieses gehört, nahm sie das brennende Scheit vom Herde, löschte es aus und verbarg es in einer Kiste. Nachdem er aber ihren Bruder getödtet, warf sie jenes in die Flamme und M. starb. Althäa und Kleopatra erhängten sich. Von den Künstlern wird M. dargestellt als ein schlanker, kräftiger Jüngling mit breiter Brust, gelocktem Haare und einer zurückgeschlagenen und

nach Art der Jäger und Ätoler um den linken Arm gewickelten Chlamys; sein Attribut ist der Eberkopf, auf den er sich stützt.

**Meleager**, ein griech. Epigrammendichter aus Gadara in Palästina oder Syrien, lebte um 60 v. Chr. noch unter den letzten Ptolemäern und machte sich dadurch namentlich verdient, daß er aus den epigrammatischen und ähnlichen Dichtungen der frühern und spätern Zeit unter dem Titel „Stephanos" (d. i. Kranz) eine reichhaltige Sammlung veranstaltete, welche die Erzeugnisse von 46 zum Theil berühmten Dichtern umfaßte, aber untergegangen ist. Vgl. Passow, „De vestigiis coronarum Meleagri et Philippi in anthologia Graeca" (Bresl. 1827). Seine eigenen Poesien, von denen wir noch eine ziemliche Zahl besitzen, sind besonders von Manso (Jena 1798) und am vollständigsten von Gräfe (Lpz. 1811) gesammelt und herausgegeben worden.

**Melendez Valdes** (Don Juan), einer der ausgezeichnetsten neuern Dichter Spaniens, geb. 11. März 1754 in dem Flecken Ribera del Fresno im Bisthum Badajoz, machte seine philosophischen Studien in Madrid und studirte nachher mit Unterstützung des Bischofs von Segovia zu Salamanca die Rechte. Hier hielt sich damals der Dichter Cadalso (s. d.) auf, und bald war M. der Ausgezeichnetste in dem um jenen versammelten Kreise gleichgesinnter junger Leute. Von ihm datirt das Wiedererwachen des Nationalbewußtseins, das Abwerfen der franz. Fesseln und die Rückkehr zu den heimischen classischen Mustern. Er besang in dieser seiner Jugendperiode die Freuden des Studenten- und Landlebens mit reizender Anmuth und einfacher Natürlichkeit in den alten Nationalformen. Selbst die Akademie krönte 1780 seine berühmte Ekloge „Batilo". Im folgenden Jahre lernte er in Madrid Jovellanos persönlich kennen, durch dessen Einfluß er Professor an der Universität zu Salamanca wurde. Im J. 1789 erhielt er eine Anstellung bei der Audiencia in Saragossa, 1791 in der Justizkanzlei zu Valladolid und 1797 als Fiscal beim Obercriminalgerichtshofe zu Madrid, wo er nun auch Gelegenheit fand, sich als öffentlicher Redner im glänzendsten Lichte zu zeigen. Er hatte Hoffnung, zumal unter dem Einflusse des Justizministers Jovellanos, zu den höchsten richterlichen Würden emporzusteigen; doch schon im folgenden Jahre sah er sich in den durch den Friedensfürsten herbeigeführten Sturz des Jovellanos verwickelt und wurde zunächst nach Medina del Campo und 1800 nach Zamora verwiesen. Erst 1802 gelang es seinen Freunden, ihm die Rückkehr auszuwirken, worauf er Salamanca zu seinem Aufenthalte wählte. Nach dem Sturze des Friedensfürsten kehrte er nach Madrid zurück, aber nicht in die Studirstube, wie er sich gewünscht hatte, sondern sehr verwickelt in das Treiben der Parteien. Daß er sich durch Murat bewegen ließ, eine Reise nach Asturien zu machen, um die Gemüther zu beruhigen, brachte ihn in Oviedo dem Tode so nahe, daß er von dem gegen ihn als Vaterlandsverräther empörten Volke bereits hinausgeführt wurde, um erschossen zu werden. Fast durch ein Wunder gerettet, kehrte er nach Madrid zurück, wo er, anstatt der Patriotenpartei sich anzuschließen, durch Napoleon's persönliche Auffoderung geschmeichelt, sich bewegen ließ, Fiscal, Staatsrath und Präsident der Junta des öffentlichen Unterrichts zu werden. Die Folge davon war, daß er bei dem Siege der nationalen Sache mit den Franzosen flüchten mußte und als Vaterlandsverräther proscribirt wurde. In Frankreich kaum vor Mangel geschützt, starb er zu Montpellier 24. Mai 1817 und wurde zu Montferrier begraben, wo ihm der Herzog von Frias später ein Denkmal errichtete. Seine gesammelten Gedichte, die 1785 zuerst in einem Bande erschienen, dann in der zweiten Auflage drei Bände füllen (Valladolid 1797), von denen aber die neu hinzugekommenen sich durchaus nicht mehr mit jenen seiner ersten Dichterperiode vergleichen lassen, erschienen nach seinem Tode in der von ihm selbst vorbereiteten dritten Auflage (4 Bde., Madr. 1820; wieder abgedruckt, Par. 1832; neuere Aufl., Barcelona 1838). Eine Auswahl derselben findet sich in Wolf's „Floresta de rimas modernas castellanas" (2 Bde., Par. 1837). Neben den Gedichten sind von M. noch seine „Discursos forenses" (Madr. 1820) zu erwähnen. Aber nicht allein durch seine eigenen Werke, sondern auch durch seinen noch dauernden Einfluß auf die Entwickelung der span. Poesie, sowie durch seine zahlreichen Schüler und Nachahmer hat er sich den Namen eines Restaurador del parnaso erworben.

**Meletianer** heißen in der Kirchengeschichte die Anhänger des Bischofs Meletius zu Lykopolis in Ägypten, der 306 wegen Wiederaufnahme der Lapsi oder Abgefallenen und wegen willkürlich verrichteter Ordination mit dem Bischof Peter von Alexandria in Zwiespalt gerieth, dessen Metropolitanrechte über Ägypten nicht anerkannte und sich hierauf an die Spitze Gleichgesinnter stellte, die er die Kirche der Märtyrer nannte. Obschon das Concilium zu Nicäa ihm die Verwaltung des bischöflichen Amts untersagte und er selbst 326 starb, so dauerte doch die Spaltung unter der ägypt. Geistlichkeit bis gegen Ende des 4. Jahrh. fort. — Meletianer

heißen auch diejenigen Anhänger des Nicänischen Concils, welche den 360 zum Bischof von Antiochien durch die Arianer erwählten, aber wegen seiner bald sich kundgebenden Orthodoxie wieder abgesetzten Meletius als rechtmäßig anerkannten, während die Eustathianer an seiner arianischen Einsetzung Anstoß nahmen. Zwar erlosch gleich nach dem Tode des M. 381 der Sektenname, allein die Spaltung dauerte noch lange fort.

**Meli** (Giovanni), der berühmteste sicil. Dichter, geb. 1740 in Palermo, besuchte, doch ohne sonderlichen Erfolg, die dortigen Schulen der Jesuiten. Später entfalteten sich sein Genius und seine Fähigkeiten durch eigene Studien. Die Wolf'sche Philosophie zog ihn zuerst an; später wendete er sich zu den alten Romanen und den classischen Schriftstellern Italiens. Auch verband er damit das Studium der Medicin, der Botanik und Chemie, welche letztere er an der Universität zu Palermo öffentlich lehrte. Seine ersten poetischen Versuche schrieb er in ital. Sprache, gab diese aber bald für immer auf, um nach dem Wunsche seines Gönners, des Fürsten Lucchesi-Palli von Campofranco, fortan nur in sicil. Mundart zu dichten, wodurch er sich die Bewunderung von ganz Italien und einen bleibenden Ruhm erwarb. Er hat das Verdienst, dieses Idiom, welches er meist aus dem Munde des Volkes entnommen, gereinigt und veredelt zu haben, wie er denn auch der erste Sicilianer gewesen, welcher wahre Ottaven gedichtet, während bis dahin die dortigen Dichter alle acht Verse der Strophe miteinander alterniren ließen. Der allgemeine Charakter seiner Werke, seinem persönlichen Charakter entsprechend, ist Milde, Anmuth, heiterer Scherz und edle Einfachheit. Sie zerfallen in lyrische Gedichte, worunter Oden, Canzonen, Sonetten und eine Anzahl bukolischer Dichtungen begriffen sind; ferner in Thierfabeln, acht Capitoli berneschi oder satirisch-komische Gedichte und ein heroisch-komisches Gedicht in zwölf Gesängen „Don Chisciotte", allerdings nach Cervantes, aber doch mit manchen eigenthümlichen Erfindungen bereichert. Mehre seiner Werke sind in verschiedene Sprachen übersetzt worden. Unter den zahlreichen Ausgaben zeichnet sich die neueste (Palermo 1847) auch dadurch aus, daß sie ein brauchbares Glossar der sicil. Mundart und einige freilich dürftige grammatische Bemerkungen über dieselbe enthält. M. starb im Dec. 1815.

**Melikertes**, der Sohn des Athamas und der Ino (s. d.), ist am bekanntesten als Meergottheit unter dem Namen **Paläмon**. Als nämlich seine Mutter, von der Here verfolgt, mit ihm vom Molurischen Felsen in das Meer sprang, wurden Beide in hülfreiche Meergottheiten verwandelt, sie unter dem Namen Leukothea, er unter dem des Palämon. Seinen Leichnam trugen die Wellen oder ein Delphin an die korinth. Landenge. Hier fand ihn Sisyphos, ließ ihn nach Korinth bringen und setzte zu Ehren des in eine Meergottheit Verwandelten, auf Geheiß der Nereïden, die Isthmischen Spiele ein. Auf dem Isthmus stand auch ein Tempel des Palämon, das Palämonion, mit den Standbildern des Poseidon, Palämon und der Leukothea. Von den Römern wurde er mit ihrem Hafengott Portunus oder Portumnus identificirt. Die Kunst stellt ihn als einen von Meergöttern oder Delphinen getragenen Knaben dar.

**Melioration** nennt man die Verbesserung eines Grundstücks oder einer ganzen Wirthschaft. Das Gegentheil heißt **Deterioration**. Um sich bei der Melioration vor Misgriffen möglichst zu schützen, hat man vorher den zur Ausführung nöthigen Aufwand zu berechnen und sich durch Versuche im Kleinen von dem wahren Nutzen der Melioration zu überzeugen. Erweist sich dabei die Verbesserung als nutzbringend, so ist die Ausgabe dafür zu machen, selbst wenn die nöthigen Fonds dazu geliehen werden müßten, weil durch solche Verbesserungen ein bleibender Gewinn, nämlich eine hohe Verzinsung des aufgewandten Capitals erzielt wird. — Rechtlich kommen die **Meliorationen** vorzüglich zur Sprache, wenn Jemand ein Grundstück, Landgut, Haus oder Lehn wieder herausgeben muß, welches er als vermeintlicher Eigenthümer, als Nutznießer, Vasall, Pachter u. s. w. bisher innehatte. Dabei werden nothwendige, nützliche und zum bloßen Vergnügen gereichende (impensae necessariae, utiles und voluptuariae) unterschieden. Die nothwendigen, zur Erhaltung der Sache gereichenden Meliorationen müssen einem Jeden vergütet werden, wenn er auch wußte, daß er kein Recht an der Sache hatte (possessor malae fidei); auch die nützlichen müssen Dem, welcher die Sache redlich besaß (possessor bonae fidei), in der Regel ersetzt werden, dagegen Der, welcher wußte, daß er mit Unrecht besitze, nur die gemachten Verbesserungen wieder wegnehmen kann; ebenso können zum Vergnügen gemachte Meliorationen weggenommen werden, aber nur, soweit dieses ohne Schaden der Substanz möglich ist.

**Melismatisch** wird diejenige Art des Gesangs genannt, bei welcher auf eine Silbe des Textes mehre Töne gesungen werden, entgegengesetzt dem syllabischen Gesange, bei welchem jede Silbe des Textes nur eine einzige Note bekommt. Der syllabische Gesang wird im Recitativ

ganz und im Choral meist unvermischt gebraucht; der melismatische hingegen erscheint immer mit dem syllabischen untermischt. Das **Melisma** ist eine auf eine einzige Silbe zu singende oder eine geschlossene rhythmische Figur bildende Notengruppe; auch versteht man unter **Melismen** überhaupt Verzierungen und unter melismatischem Gesang jeden verzierten Gesang.

**Melisse** (Melissa) ist eine Pflanzengattung aus der Familie der Lippenblümler und durch einen zweilippigen Kelch mit flacher Oberlippe, deren Seitenzähne in einen Kiel gefaltet sind, und durch die bogig zusammenneigenden Staubgefäße unterschieden. Hierher gehört die gebräuchliche **Melisse**, auch **Garten-** oder **Citronenmelisse** (M. officinalis) genannt, ein im südlichern Europa einheimisches, aufrechtes, ausdauerndes Kraut, mit grasgrünen eirunden Blättern, blattwinkelständigen, einseitswendigen Halbwirteln der Blüten und weißen Blumen. Die ganze Pflanze besitzt einen angenehmen citronenartigen Geruch und wird deshalb auch bei uns häufig in Gärten gezogen. Das Kraut ist in der Heilkunde als leicht aromatisches oder nervenstärkendes Heilmittel gebräuchlich; oft wird aber dafür eine melissenähnlich riechende Varietät der gemeinen **Katzenmünze** (Nepeta cataria) fälschlicherweise genommen. Die sogenannte **türkische Melisse**, welche frisch melissenartig, aber minder angenehm riecht und bei uns öfters zum Würzen mancher Speisen verwendet wird, gehört einer ganz andern Pflanzengattung an und führt den systematischen Namen **türkischer Drachenkopf** (Dracocephalum Moldavica). Durch die in lange Borsten endigenden Sägezähne der Deckblätter der blauen oder weißen, mit stark aufgeblasenem Schlunde versehenen Blumen ist diese letztere Pflanze leicht zu unterscheiden.

**Melissus**, aus Samos, ein griech. Philosoph, vielleicht derselbe, der als Staatsmann und Feldherr erwähnt wird, blühte um 440 v. Chr. und war ein Anhänger der eleatischen Philosophie. Von Parmenides wich er hauptsächlich dadurch ab, daß er das Sein für unbegrenzt und unendlich erklärte und daraus erst die Einheit Dessen, was ist, ableitete. Übrigens suchte er den Grundgedanken der eleatischen Philosophie vornehmlich auf indirecte Weise zu vertheidigen, indem er nachwies, daß die Erscheinungswelt mit ihren Veränderungen dem Begriffe des Seins nicht entspreche und man daher zu der entgegengesetzten Annahme eines einigen und unveränderlichen Seins genöthigt sei.

**Melk** oder **Mölk**, ein Marktflecken mit 1000 E. in der Bezirkshauptmannschaft von St.-Pölten, im Erzherzogthum Östreich unter der Ens, rechts an der Donau und Dampfschiffahrtsstation, hat eine Pfarrkirche, die 1481 erbaut und durch alte Steinarbeiten und Bilder ausgezeichnet ist. Sein schönes Posthaus hat der Ort durch die Feuersbrunst vom 29. April 1847 verloren. Besonders berühmt ist der Ort wegen der durch ihren Reichthum, ihre Lage und Bauart berühmten **Abtei Melk**. Dieselbe liegt über dem Orte, auf dem 180 F. hohen felsigen Klosterberge. Die Klostergebäude sind 1719—36 im schönsten ital. Stile aufgebaut, aber nicht vollendet und gewähren mit ihren Thürmen und Kuppeln einen imposanten Anblick. Die Stiftskirche St.-Peter und Paul, eine der schönsten in Östreich, hat in der Mitte eine sehr hohe, schöne Kuppel, rund herum mit Fenstern erleuchtet, Decken- und Frescogemälde, eine Orgel mit 42 Registern, die Gruft der Babenberger und das Grab des heil. Koloman. Im Stifte, welches einen bedeutenden Umfang hat und an 90 Geistliche unterhält, befindet sich eine theologische Lehranstalt, ein öffentliches Gymnasium, ein Convict für 40 Studirende, eine Musikschule für Chorknaben, eine bedeutende Bibliothek von 20000 Bänden und mehr als 1500 alten Handschriften und Urkunden, eine Hauskapelle mit schönen altdeutschen Gemälden, ein Naturaliencabinet, eine Münzsammlung, ein botanischer Garten. In dem Kirchenschatze befindet sich unter Anderm das sogenannte **Melkerkreuz**, ein Kelch aus Donauwaschgold. Das Wasser wird durch eine Kunstmaschine aus halbstündiger Entfernung herbeigetrieben. Ursprünglich stand hier ein von den Römern gebautes Castell, Namare, welches den Avaren mit Erfolg widerstand. Das Kloster kommt urkundlich schon 861 unter dem Namen Magalichim vor. Später wurde dieser Ort unter dem Namen Medelikhe, d. i. Eisenburg, einer der festesten Plätze der Magyaren, bis ihnen Markgraf Leopold I. 984 denselben abnahm und zu seiner Residenz wählte. Das Kloster wurde 1089 aufgehoben und von Leopold II. als Abtei mit Benedictinern aus Subiaco besetzt. Leopold IV. vermehrte die Güter dieses Klosters, welches zugleich unmittelbar unter die Gerichtsbarkeit des Papstes kam. Als später Unordnung eingerissen war, sendete Papst Martin V. 1420 abermals Benedictiner aus Subiaco zur Reformirung der Mönche dahin. Eine große Anzahl deutscher Klöster schloß sich an diese Reform unter dem Namen der **Congregation von M.** an; auch wurde dieselbe 1623 unter den rein östr. Klöstern noch inniger befestigt. Am Hauptthore des Klosters stehen noch mächtige runde Bastionen, Überreste der ehe-

maligen Befestigungswerke, welche das Stift in frühern Jahrhunderten mehrmals gegen feindliche Angriffe geschützt haben. Im J. 1612 hielt dasselbe sogar eine Belagerung aus, und noch im Juli 1685 wurde es vom Abte Müller gegen die Türken vertheidigt. Vgl. Keiblinger, „Geschichte des Benedictinerstifts M." (Wien 1851).

**Mellin** (Gustaf Henrik), schwed. Novellist und Geschichtschreiber, geb. 1813 in Finnland, siedelte als Jüngling nach Stockholm über, wo er bereits in einem Alter von 18 J. als Schriftsteller auftrat. Seine ersten novellistischen Versuche, namentlich „Blomman på Kinnekulle" (3. Aufl., Stockh. 1831; deutsch von Arndt, Berl. 1838), „Anna Reibnitz" (2 Aufl., Stockh. 1833) und „Sivard Kruses Bröllop" (2. Aufl., Stockh. 1832) fanden den allgemeinsten Beifall und stellten ihn zugleich in die Reihe der besten Prosaisten Schwedens. Die Stoffe zu seinen Romanen sind meist der vaterländischen Geschichte entlehnt. Dahin gehören: „Johannes Fjällman" (2 Bde., Stockh. 1831—33); „Flickorna i Askersund" (Stockh. 1832); „Gustaf Brahe" (Stockh. 1832); „Helena Wrede" (Stockh. 1834); „Pawo Nissinen" (2. Aufl., Stockh. 1838); „Jacob Casimir de la Gardie" (Stockh. 1849) und mehres Andere, was M. selbst in den „Svenska historiska Noveller" (4 Bde., Stockh. 1846) zusammenstellte. Sonst sind von seinen außerordentlich zahlreichen novellistischen Arbeiten, die zum Theil auch in dem seit 1831 von ihm herausgegebenen Taschenbuche „Vinterblommor" erschienen, noch zu erwähnen: „Den gamla Grefvinnan" (1846) und „Den unga Grefvinnan" (1847); ferner „Kolarflickan" (2. Aufl., 1837); „Öjungfrun" (1832); „Naema" (2. Aufl., 1839); „Prinsessan af Angola" (1839); „Fröknarna" (1840); „Kolmårds Boerna" (1841); „Fremlingen bland Sina" (1842); „Ulla Fersen" (2. Aufl., 1845); „Fremlingen på Als" (1848); „Tåget öfwer Store Belt" (1849) u. s. w. Nicht minder productiv war bisher M. auf dem Gebiete der Geschichtschreibung. So veröffentlichte er unter Anderm: „Krigen och Statshvälfningerna i våra Dagar" (Stockh. 1849); „Trettioåriga kriget" (Norrköping 1847—49); „Oscar I:s historia" (Stockh. 1844); „Den skandinaviska Nordens Historia" (Stockh. 1850 fg.); ferner die biographischen Werke „Sveriges store män" und „Sveriges märkvärdigaste Fruntimmer" u. s. w. Diese und ähnliche Arbeiten sind zwar ohne wissenschaftliche Bedeutung und nur für das größere lesende Publicum berechnet, zeichnen sich aber durch eine gewandte und gute Sprache vor andern Erscheinungen dieser Art vortheilhaft aus und haben in Schweden allgemeine Beliebtheit gefunden. Auch seine „Fäderlandets Historia" (4. Aufl., Stockh. 1852) gehört zu den verbreitetsten Büchern über schwed. Geschichte. Sonst gab er außer dem Bilderwerke „Sverige framställdt i Teckningar" (Stockh. 1836—40) noch mehre Schriften über Stockholm heraus. Von letztern erschien „Stockholm och Dess Omgifningar" (1840) auch in deutscher (von Freese, Stockh. 1841), franz. und engl. Bearbeitung. Empfehlenswerth ist M.'s „Vägledning för Resande i Sverige" (2. Aufl., Stockh. 1850). In mehren seiner Schriften bekundet M. eine feindselige Gesinnung gegen Rußland, wie namentlich in der poesiereichen Fiction „Sveriges sista strid" (Stockh. 1840). Kleinere Dichtungen verschiedener Art bilden den Inhalt der „Samlade Dikter" (Stockh. 1852). Die meisten Romane und Novellen M.'s sind auch in das Deutsche übersetzt worden.

**Melnik**, Hauptstadt der gleichnamigen Bezirkshauptmannschaft im Königreich Böhmen, am rechten Ufer der Elbe, welche hier durch die gegenüber einmündende Moldau vollständig schiffbar wird, Sitz eines Bezirksgerichts mit Elbzollgerichtsbarkeit, hat 1400 E., eine sehenswerthe alte Dekanatkirche, ein altes Schloß mit der Kapelle der heil. Ludmille, ein sehr altes Rathhaus, einen 114 Ellen tiefen Stadtbrunnen. Bekannt ist der dortige Weinbau, welchen Kaiser Karl IV. durch Anlegung von Burgunderreben gründete.

**Melo** (Don Francisco Manuel de), eigentlich Mello, einer der classischen Geschichtschreiber in span. Sprache, geb. 23. Nov. 1611 zu Lissabon, stammte aus einer altadeligen Familie, die mit dem Hause Braganza stets eng verbunden war. Da er früh bedeutende Anlagen zeigte, so wurde er dem gelehrten Stande bestimmt. Als er aber mit 17 J. seinen Vater verlor, trat er, um schneller weiter zu kommen, in Militärdienste; auch wurde er später zu diplomatischen Sendungen verwendet. Aus Flandern, wo er als Oberster an der Spitze seines Regiments stand, als die Insurrection in Catalonien gegen Philipp IV. ausbrach, wurde er dahin entsendet und erhielt auch den Auftrag, die Geschichte dieses Kriegs aufzuzeichnen. Als 1640 Portugal von Spanien sich trennte, wurde er als ein treuer Anhänger des nun auf den Thron seines Vaterlandes erhobenen Hauses Braganza dem span. Hofe verdächtig und eingezogen. Nachdem er sich gerechtfertigt, verließ er auf immer die span. Dienste und begab sich nach Lissabon, um sich ganz seinem Vaterlande zu weihen. Auch diesem diente er in diplomatischen Verhandlungen, verzüg-

sich mit England und Holland, und durch seine militärischen Kenntnisse. Endlich aber wurde er von seinen Feinden fälschlich des Meuchelmords des Francisco Cardoso angeklagt, eingekerkert, seiner Güter verlustig erklärt und trotz seiner Rechtfertigung auf immer nach Brasilien verbannt. Doch erwirkten Ludwig XIII. und der Cardinal Mazarin 1648 seine Zurückberufung, und von nun an beschäftigte er sich fast ausschließend mit der Vollendung und Herausgabe seiner zahlreichen Werke, da an hundert Bände historischen, politischen, moralischen und poetischen Inhalts von ihm in Lissabon, Madrid, Rom, London, Lyon u. s. w. im Druck erschienen. Er starb zu Lissabon 13. Oct. 1666. Von diesen vielen Werken ist sein berühmtestes, durch das er auf die Nachwelt gekommen, seine „Historia de los movimientos, separacion y guerra de Cataluña en tiempo de Felipe IV.", die er zuerst unter dem Namen Clemente Libertino zu Lissabon 1645 herausgab und wovon mehre Auflagen erschienen, die beste von Vicente Ferrer (2 Bde., Par. 1826—32), wieder abgedruckt in Ochoa's „Tesoro de hisdoriadores españolos", Par. 1840, und in Jaime Tio's „Tesoro de los autores illustres" (Barcel. 1841). Diese Geschichte, die er als Augenzeuge und im Geiste der Alten schrieb, gilt auch von Seiten des Stils als classisches Muster. Noch verdienen seine Gedichte, besonders die satirischen und komischen, erwähnt zu werden, die im Geschmacke Quevedo's, seines vertrauten Freundes, geschrieben sind („Las tres Musas de Melodino", Lissab. 1649 und Lyon 1665).

**Melodie** heißt im Allgemeinen die geregelte Tonfolge im Gegensatz zur Harmonie oder gleichzeitigen Tonverbindung (dem Zusammenklang), im Besondern eine Tonreihe, welche sich durch den Wechsel der Verhältnisse nach Höhe und Tiefe, sowie nach dem Zeitwerth dem Ohre als ein abgerundetes Ganzes oder als Glied eines Ganzen von bestimmtem Gepräge oder Gefühlsausdruck darstellt. Dann heißt auch oft die vorherrschende oder Hauptstimme eines Stücks Melodie. Obwol in gewisser Beziehung ein rein melodisches Element (das Höhenverhältniß oder der Intervallwechsel) dem rhythmischen (Zeitverhältnisse) gegenübergesetzt werden kann, so ist doch eine klare rhythmische Gestaltung wesentliche Lebensbedingung aller Melodie. Auch beim Choral erscheint der Rhythmus zwar auf die einfachsten Grundlagen, meist auf das Verhältniß von 1 : 2 zurückgeführt, aber unentbehrlich, und die schnellern Durchgangsnoten, die Verlängerung der vorletzten Noten bei gewissen Strophenschlüssen und selbst das scheinbar Unregelmäßige der Ruhepunkte in diesen Strophenschlüssen beweisen die Unabweislichkeit einer Gliederung und Abwägung nach bestimmten Gesetzen. Die Lehre von der regelrechten Gestaltung der Melodie heißt Melodik. Wenn die Rhythmik, die Harmonik und die Formenlehre einen schon vorhandenen Stoff zur Grundlage haben, also mehr materieller und positiver Natur sind, so kann die Melodik nur die äußere Ausbildung der Melodie und die Vermeidung von Fehlern lehren, also nur formell und negativ verfahren. Sie kann aber das eigentliche Erfinden einer Melodie so wenig wie die Logik das Denken selbst lehren. Dasselbe ist vielmehr einzig Ergebniß einer glücklichen Naturgabe und kann nicht gelehrt, sondern nur geregelt werden.

**Melodrama** nennt man ein kleines halbmusikalisches Drama oder diejenige Art des Dramatischen, wo der declamatorische Vortrag einzelner gesprochener Sätze durch Instrumentalmusik unterbrochen wird. Es heißt Monodrama, wenn nur eine Person thätig ist, Duodrama (s. d.), wenn deren zwei oder mehre vorkommen. Die Erfindung wird Rousseau zugeschrieben, durch dessen „Pygmalion" veranlaßt, Brandes 1775 die Gerstenberg'sche Cantate „Ariadne" und nachher Gotter die „Medea" bearbeitete, welche beide Benda mit Musik begleitete. Beide Stücke fanden zur Zeit ihrer Erscheinung großen, aber vorübergehenden Beifall; denn eine einzige Person ist außer Stande, eine dramatische Handlung zu beginnen und durchzuführen. Um diesem Übelstande zu begegnen, suchte man den Melodramen eine durchaus lyrische Haltung zu geben; allein hieraus entstand wieder der Widerspruch, daß man stets Empfindungen und Gefühle vor sich hat, ohne daß die Handlungen, durch welche sie erzeugt werden, zur anschaulichen Kenntniß gelangen. Besser verhält es sich zwar mit den Duodramen, weil bei zwei handelnden Personen die Möglichkeit, eine dramatische Handlung gehörig zu beginnen, zu verwickeln und zu vollenden, größer ist. Aber auch dazu wird ein ausgezeichnetes Talent erfodert, da die äußern Hülfsmittel immer noch sehr beschränkt sind. Hierzu kommt noch eine andere Schwierigkeit. Man glaubte diesen Melodramen einen ernsten Charakter geben zu müssen, um den Componisten hinlängliche Veranlassung zur Schilderung der Gefühle und Leidenschaften zu geben. Da aber die Handlung bei dem Mangel an äußerer Bewegung nothwendig sehr beengt bleiben muß, so ist auch damit nicht viel gewonnen. Was die Verbindung selbst, welche im Melodram zwischen Poesie und Musik stattfindet, betrifft, so soll dieselbe den Ausdruck des Sprechenden ver-

stärken, dann aber würde zweckmäßig die Rede selbst in Gesang übergehen. Nur ein Fall möchte denkbar sein, in welchem Musik mit gesprochener Rede sich verbinden kann, nämlich der, wo die Instrumentalmusik die Eindrücke der Natur und Umgebung auf den Sprechenden und Handelnden darstellt. Allein die Musik hat in der Schilderung der Naturgegenstände ein sehr beschränktes Gebiet, und da der Mensch an sich über den Naturerscheinungen steht, so würde das Melodramatische nur da vollkommen gerechtfertigt sein, wo die Natur als ein Übermächtiges, zauberisch Überwältigendes erscheint, oder Geistererscheinungen in die poetische Wirklichkeit treten, wie dies z. B. in der Scene der Wolfsschlucht im „Freischütz" der Fall ist. Endlich wird auch durch das Abwechseln zwischen Instrumentalmusik und Declamation die Ausbildung beider und ein befriedigender Totaleindruck fortwährend verhindert. Der Melodramendichter glaubt meist dem Componisten nicht genug Gelegenheit zur Entwickelung seiner Kunst zu geben, wenn er nicht fleißig die Empfindungen sich untereinander selbst bestreiten läßt. Dadurch entsteht ein solcher Mangel an Einheit in der musikalischen Darstellung, daß fast jede musikalische Periode, welche die Declamation unterbricht, einen verschiedenen Charakter zur Erscheinung bringt. Aus diesen Gründen geht hervor, daß das sogenannte Melodrama eine Gattung dramatischer Erzeugnisse ist, die immer nur eine untergeordnete Wirkung hervorbringen wird, und die episodisch eingeflochtenen melodramatischen Partien in größern dramatischen Kunstwerken, wie z. B. in Goethe's „Egmont", erscheinen leicht als störend und fremdartig. Die spätern, von den Boulevards in Paris ausgegangenen Melodramen, z. B. „Die Waise und der Mörder", „Der Galeerensklave" u. s. w., waren rohe Schauspiele, in welchen nur zuweilen das Melodramatische eingemischt ist, um den Effect zu steigern. Neuerdings ist der Name Melodrama fast gleichbedeutend mit Singspiel oder Vaudeville (s. d.) gebraucht worden. Das Wesen des eigentlichen Melodrama ist aber auf nicht dramatische Dichtungen übergetragen worden, indem z. B. Schillers „Taucher" mit der begleitenden Composition Romberg's declamirt wird. In ähnlicher Weise ist die Symphonie „Die Wüste" von Félicien David behandelt, und hier hat jede der beiden betheiligten Künste größere Selbständigkeit bewahrt.

**Melône** (Cucumis Melo), nach der griech. Insel Melos benannt, ist eine zur Gattung Gurke gehörende einjährige, kürbisartige Feld- und Gartenfrucht von einem eigenthümlichen angenehmen Geruche und gewürzhaft süßen Geschmack. Ursprünglich ist sie im mittlern und südlichen Asien einheimisch, wird aber jetzt in allen Welttheilen cultivirt und kommt in heißen und trockenen Sommern auch in Deutschland im Freien zur Reife. Sie unterscheidet sich durch die abgerundeten Lappen der Blätter; ihre Blüten sind übrigens ebenfalls einhäusig und gelb. Man hat eine große Menge Varietäten der Früchte, hauptsächlich aber unterscheidet man **Kantalupen** mit warzigen Früchten, welche zwar dicke Schale haben, deren Fleisch aber für das feinste gehalten wird; ferner **Netzmelonen**, deren Früchte eine netzartig zerrissene Schale haben und früher reifen als jene; endlich **gerieste Melonen**, deren Früchte außen zwölf senkrechte Furchen zeigen, zwischen denen das Fleisch sich erhebt. Auch gibt es ganz platte Früchte; die Farbe der Früchte ändert in Grün, Gelb und Weiß ab. Das schmackhafte Fleisch der Frucht ist in allen Welttheilen sehr beliebt und wird besonders in wärmern Gegenden wegen seiner erfrischenden und kühlenden Eigenschaften allgemein gegessen. Man genießt es für sich oder mit Zucker oder am zweckmäßigsten mit etwas Pfeffer oder Ingwer. Ein übermäßiger Genuß bewirkt jedoch leicht Magendrücken, Kolik und Durchfall. Die ölreichen Samen können wie die Gurkensamen benutzt werden. Die **Wassermelone** (Cucumis Citrullus), welche ein sehr saftiges Fleisch und übrigens gleiche Eigenschaften wie die vorige besitzt, unterscheidet sich durch die buchtig-fiederspaltigen Lappen der tiefgetheilten, fast seegrünen Blätter. Sie ist ursprünglich gleichfalls im südlichen Asien einheimisch, wird jetzt aber überall, wo nur das entsprechende Klima sich findet, in Menge cultivirt. Die Früchte sind kugelig, glatt, sehr groß und enthalten unter der schwarzgrünen Schale ein rothes oder auch blässeres Fleisch und meistens schwarze Samen. In den im Sommer regenlosen oder doch ziemlich trockenen Ländern, z. B. in Persien, Südrußland, Ungarn, Südeuropa, Südafrika, Chile und Neuholland, wo sie sehr gut gedeiht, wird sie von allen Volksclassen in Menge genossen und als kühlende, durstlöschende Frucht sehr geschätzt. Bei uns gedeiht sie jedoch nicht recht und kommt nicht zu ihrer Vollkommenheit.

**Melos**, jetzt Milo, die südwestlichste der Kykladischen Inseln im Königreich Griechenland, zählt auf 3 QM. gegen 4000 E., die sich theils zur griech., theils zur kath. Kirche bekennen. Im Alterthum die rundeste der Kykladen und deshalb auch der Apfel genannt, hat sie später, wahrscheinlich in Folge eines Erdbebens eine tief gegen Süden eindringende Bucht, die den geräumigsten Hafen im ganzen Archipel bildet, und die Gestalt eines Hufeisens oder Haifischrachens

erhalten. Der höchste Punkt der Insel, der 2408 F. hohe St.-Eliasberg, besteht aus Kalkstein und Glimmerschiefer. Der übrigens vulkanische Boden ist reich an mineralischen heißen Quellen und andern vulkanischen Producten, wirkt äußerst günstig auf die Vegetation und gibt besonders den nach der Insel benannten Melonen (den besten des Archipels) einen vorzüglichen Geschmack, ist aber nachtheilig für die Gesundheit der Menschen. Sonst kommt die Insel, der es auch an gutem Wasser fehlt, hinsichtlich ihres Klimas und ihrer Producte mit den übrigen Cykladen überein. Ausgeführt werden Alaun, Schwefel, Seesalz, Wolle, Ziegenkäse, Weizen, Melonen und Wein, der aber schlecht ist. An der Südostküste befinden sich heiße Schwefelquellen, und M.s natürliche Schwitzbäder gleichen den Stuffi de Nerone bei Pozzuoli. Die frühere Hauptstadt Milo oder Neu-Milo, der Sitz eines kath. Bischofs, an der Südostecke der großen Hafenbucht gelegen, liegt seit der Verödung durch die letzte Pest in Ruinen, indem die Einwohner sich in Kastro niederließen, dem jetzigen Hauptorte, der an der Nordküste auf hoher Bergspitze terrassenartig, malerisch und gesund liegt, eine alte Burg, steinerne Häuser und freundliche Gärten hat und ebenfalls Neu-Milo genannt wird. Nur eine halbe Stunde südöstlich davon liegen die Ruinen der antiken Hauptstadt Melos. Von den Alterthümern sind die Gräber und unterirdischen Gemächer die wichtigsten, die einen ganzen Berg einnehmen und zum Theil bis 15 Steinsärge enthalten. Auch die Überreste eines Amphitheaters finden sich in der Nähe, und nicht weit davon fand 1820 ein Landmann die berühmte, nach der Insel benannte und jetzt im Louvre zu Paris befindliche Venusstatue nebst drei Hermen. M. hatte im Alterthum dorische Bewohner, welche fest an den Spartanern und ihrer oligarchischen Verfassung hielten und, während alle andern Inseln des Archipels sich den Persern unterwarfen, ihre Schiffe zu der griech. Flotte gegen dieselben bei Salamis schickten. Als aber im Anfang des Peloponnesischen Kriegs die Melier neutral bleiben wollten, wurden sie von den Athenern bezwungen und auf das grausamste behandelt, indem Männer und Knaben getödtet, die übrige Bevölkerung als Sklaven verkauft wurde und die Insel athenische Colonisten erhielt. Wein, Öl und vorzüglich reiner Schwefel waren ihre Hauptprodukte. Von 1204—1537, wo sie von den Türken unter Khair-ed-din Barbarossa unterworfen wurde, gehörte sie zu dem venetianischen Herzogthum des Archipelagus. Am 20. Aug. 1661 erfochten bei ihr die Venetianer einen Seesieg über die Türken.

**Melote**, auch Melilote oder Steinklee (Melilotus) heißt eine zur Familie der Leguminosen gehörende kleeartige Pflanzengattung, welche sich von dem Klee durch meist verlängerte Blütentrauben, durch die nicht an die Blumenkrone angewachsenen Staubgefäße und die vorragende ein- bis viersamige Hülse unterscheidet. Alle Arten dieser Gattung haben dreifingerige Blätter und besitzen einen eigenthümlichen starken süßlichen Geruch (Melotengeruch). Von der großwurzeligen Melote (M. macrorrhiza) und der gebräuchlichen Melote (M. officinalis), welche beide in ganz Europa einheimisch sind und verlängerte Trauben mit gelben Blüten tragen, sind die obern blühenden Theile in der Heilkunde als krampfstillendes Mittel, jetzt aber nur äußerlich zu zertheilenden Umschlägen gebräuchlich. Auch wird aus ihnen das bekannte Melotenpflaster bereitet. Man hatte diese Pflanzen, besonders die erstere, unter dem Namen Riesenklee für die Landwirthschaft empfohlen; allein als Futterkraut sind sie nicht passend, da die Milch des Melkviehs den widrigen Geruch und Geschmack der Melote annimmt und ungenießbar wird; aber auch der im Gehöfte aufgehäufte Mist der damit gefütterten Thiere verbreitet einen unausstehlichen Melotengestank. Zur Abwehr gegen Insekten werden diese Pflanzen auch in Pelzwerk und wollene Kleider gelegt. Die bei uns ebenfalls einheimische weiße Melote (M. alba) mit weißen Blumen ist minder kräftig und als Heilmittel weniger wirksam. Die blaue Melote oder Schabziegerklee (M. caerulea), welche in Nordafrika einheimisch ist, aber in mehren Gegenden Europas, z. B. in der Schweiz, Tirol u. s. w. häufig angebaut wird, trägt kurze kopfförmige Trauben mit hellblauen Blumen. Diese Pflanze, welche den Melotengeruch in hohem Grade besitzt, wird in der Schweiz zur Bereitung des Schabziegers oder grünen Kräuterkäses verwendet. Solche Orte aber, in denen dieser Käse in Menge bereitet wird, wie z. B. Mollis im Canton Glarus, soll man auch schon aus beträchtlicher Entfernung riechen können. Der Geruch der frischen Pflanze ist je nach der Witterung bald stärker, bald schwächer, und daher behauptete man früher sogar, daß sie den Geruch sieben mal des Tages verliere und wieder bekomme, woher sie den Namen Siebengeruch oder Siebenzeit erhielt. Früher war sie auch als schmerzstillendes, zertheilendes, harn- und schweißtreibendes, Auswurf beförderndes und wundheilendes Heilmittel vielfach im Gebrauche, und von diesen vielen ihr beigelegten guten Eigenschaften mag sich auch wol jetzt noch die Beliebtheit des Schabziegers herschreiben, indem man ihm wenigstens ähnliche treffliche Wirkungen beimißt.

**Melpomĕne**, eigentlich die Singende, heißt eine der neun Musen (s. d.), welche besonders als Vorsteherin des Trauerspiels angesehen wird.

**Melusine**, eine Fee, die ursprünglich dem celtischen Volksglauben angehört. Die Sage machte sie zur Gattin des Raimondin, eines Sohnes des Grafen von Forêt, und zur Stammmutter des Geschlechts Lusignan (s. d.). Mit Schönheit reich begabt, mußte sie, wie die Sage erzählt, an gewissen Tagen zur Hälfte Fischgestalt annehmen. So überraschte sie einst ihr Gemahl; da stieß sie einen lauten Schrei aus und verschwand. So oft aber dem Königreich oder ihren Nachkommen, den Grafen von Lusignan, ein großes Unglück bevorstand, wollte man sie drei Tage vorher auf dem Thurm des Schlosses von Lusignan in Poitou, das von ihrem Gemahl erbaut und ihr zu Ehren benannt worden sei (Lusinem, Anagramm von Melusine), in Trauer gesehen und ein schmerzliches Wehgeschrei ausstoßen gehört haben. Als der Thurm 1574 abgebrochen wurde, verschwand sie auf immer. Aus den Sagen von ihr, wie sie im Hause Lusignan heimisch waren, bildete Jean d'Arras gegen 1390 ein Gedicht, das später in prosaischer Auflösung zum Volksbuch wurde. Zum deutschen Volksbuch wurde dasselbe durch Thüring von Ringoltingen aus Bern, der es 1456 übersetzte (gedruckt zuerst in Augsburg 1474); auch wurde es in das von Feierabend (Fkf. 1587) herausgegebene „Buch der Liebe" aufgenommen. Vgl. Gräße, „Sagenkreise des Mittelalters" (Dresd. 1842).

**Melville** (Henry Dundas, Viscount), brit. Staatsmann und Peer von England, geb. 28. April 1742 zu Edinburg, wo sein Vater Präsident des obersten Gerichtshofs war, widmete sich mit Erfolg dem Rechtsstudium und erlangte seit 1763 als Sachwalter eine bedeutende Praxis. Die Regierung ernannte ihn 1775 zum Generalanwalt von Schottland; bald darauf aber wählte ihn seine Vaterstadt ins Unterhaus. Dundas eröffnete seine politische Laufbahn in den Reihen der Opposition. Weil er sich durch Kenntnisse und klare Beredtsamkeit auszeichnete, suchte ihn jedoch das Ministerium North zu gewinnen, dessen unselige Politik rücksichtlich der Colonien er fortan mit großer Geschicklichkeit gegen Männer wie Fox, Burke und Sheridan vertheidigte. Auf seine Zukunft bedacht, verschaffte er sich ausgebreitete Kenntnisse im Verwaltungssache, namentlich in den ostind. Angelegenheiten. Nach North's Rücktritt berief ihn der Hof 1782 in den Geheimrath, und einige Zeit darauf, unter der Verwaltung Shelburne's, wurde er Schatzmeister der Marine. Als Fox ins Ministerium trat, mußte er letztere Stelle aufgeben; dafür rächte er sich, indem er aufs heftigste gegen dessen Indiabill das Wort ergriff. Unter der Verwaltung William Pitt's, den er unwandelbar und in allen Fällen unterstützte, erhielt er das Schatzmeisteramt zurück und zugleich die Controle der ind. Angelegenheiten. Besonders machte er sich den Hof dadurch verbindlich, daß er beim Ausbruche der Geisteskrankheit Georg's III. (s. d.) die Erhebung des Prinzen von Wales zum Regenten zu verhindern suchte. Er wurde dafür 1791 zum Staatssecretär für das Innere ernannt, welches Amt er 1794 mit dem Staatssecretariat des Kriegs vertauschte. In dieser Stellung theilte er die feindlichen Gesinnungen seines Collegen gegen das revolutionäre Frankreich und legte auch zugleich mit Pitt 1801 sein Ministerium nieder, als die Unterzeichnung des Friedens von Amiens bevorstand. Er wurde hierauf 1802 zum Baron Dunira und Viscount M. erhoben; mit dem Wiederbeginn des Kriegs aber trat er 1803 als erster Lord der Admiralität in die Verwaltung. Schon längst beschuldigte man ihn der Bevorzugung seines Geburtslandes und der Bestechung bei den Parlamentswahlen. Jetzt klagte ihn das Unterhaus der Verwendung öffentlicher Gelder zu fremden Zwecken an, sodaß er seine Ämter niederlegen mußte. Trotz der Bemühungen des Hofs eröffnete das Oberhaus seinen Proceß im April 1806; schon 12. Juni erfolgte jedoch die Freisprechung. M. beschränkte sich hinfort auf die Wirksamkeit im Oberhause und war 1807 einer der heftigsten Gegner der Emancipation der Katholiken. Seitdem zog er sich ganz vom politischen Schauplatze zurück. Er starb 29. Mai 1811. — **Melville** (Robert Saunders-Dundas, Viscount), des Vorigen einziger Sohn, geb. 14. März 1771, studirte auf der Hochschule zu Edinburg, wo er ein enges Freundschaftsbündniß mit Walter Scott schloß, und trat 1802 für die Grafschaft Edinburg ins Unterhaus. Unter dem Ministerium Portland ward er 1807 Präsident des Indischen Amts, in welcher Eigenschaft er sich als guter Redner und tüchtiger Geschäftsmann zeigte. Im J. 1809 löste er Sir Arthur Wellesley (Wellington) als Obersecretär für Irland ab, ward aber schon 1810 von neuem ins Indische Amt berufen. Der Tod seines Vaters öffnete ihm die Pforten des Oberhauses, worauf er 1812 unter dem Ministerium Liverpool die Stelle eines ersten Lords der Admiralität erhielt, welche er im Ganzen rühmlich bis 1827 bekleidete. Als jedoch Canning an die Spitze der Verwaltung trat, legte M. seine Ämter nieder und gesellte sich zur toryistischen Oppositionspartei. Im Jan. 1828 betraute ihn Wellington abermals mit der Leitung des

Seewesens, bis der Eintritt des Whigministeriums im Nov. 1830 seiner politischen Thätigkeit ein Ziel setzte. In seinem Vaterlande Schottland genoß er indessen bis zu seinem Tode als Großsiegelbewahrer und Kanzler der Universität St.-Andrews einen bedeutenden Einfluß. Er starb auf Melville-Castle 10. Juni 1851. Seit 1796 mit der Nichte und Erbin des Admirals Saunders verheirathet, hinterließ er mehre Kinder, wovon der älteste Sohn, Oberst Sir Henry Dundas, geb. 25. Febr. 1801, ein tapferer Krieger, der sich in den ind. Feldzügen ausgezeichnet hat, als dritter Viscount M. folgte.

**Melville** (Hermann), amerik. Schriftsteller, ist der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns in Neuyork, wo er 1. Aug. 1819 geboren wurde. Schon in seinem 18. J. machte er, von einer unwiderstehlichen Vorliebe für das Seewesen getrieben, als gemeiner Matrose eine Reise nach Liverpool, besuchte London und kehrte dann nach seiner Heimat zurück. Kurz darauf schiffte er sich abermals am Bord eines nach dem Stillen Meere bestimmten Walfischfahrers ein, der nach einer 18monatlichen Fahrt im Sommer 1842 bei Nukahiwa anlegte. Das tyrannische Betragen des Capitäns veranlaßte ihn hier, das Schiff heimlich zu verlassen. Von einem andern Matrosen begleitet, suchte er ein benachbartes Thal zu erreichen, das von freundlich gesinnten Eingeborenen bewohnt war, verirrte sich aber und fand sich nach einer dreitägigen Wanderung in dem einem kriegerischen Stamme gehörigen District Typee. Hier wurde M. von den Wilden vier Monate lang in einer erträglichen Gefangenschaft gehalten. Er hatte bereits die Hoffnung aufgegeben, sein Vaterland wiederzusehen, als er von der Mannschaft eines engl. Handelsschiffs befreit ward. Er begab sich jetzt nach Tahiti und den Sandwichinseln, wo ihn eine amerik. Kriegsfregatte aufnahm und im Oct. 1844 nach Boston zurückbrachte. Die Beschreibung dieser abenteuerlichen Fahrten, die er unter dem Titel „Typee, or a peep at Polynesian life during a residence of four months in a valley of the Marquesas" (Lond. 1846; deutsch von Garrigue, 2 Bde., Lpz. 1847) herausgab, erregte, nebst der Fortsetzung „Omoo, or adventures in the South Seas" (Lond. 1847; deutsch von Gerstäcker, 2 Bde., Lpz. 1847), durch ihren pittoresken Stil und ihre romantischen Darstellungen eines fremdartigen Gesellschaftszustandes allgemeines Interesse und erwarb dem Verfasser schnell Berühmtheit. In seinem „Mardi, or a voyage thither" (Lond. 1849) behandelte er dasselbe Thema, während er in „Redburn, or the adventures of the son of a gentleman" (Lond. 1849) seinen ersten Ausflug zur See und in „Whitejacket, or the world in a man-of-war" (Lond. 1850) das Leben und Treiben auf einem Kriegsschiffe schilderte. Nachdem sich M. 1847 mit der Tochter des Oberrichters Shaw in Boston vermählt hatte, hielt er sich bis 1850 in Neuyork auf und ließ sich dann auf einem Landgute bei Pittsfield im Staate Massachusetts nieder, wo er einen neuen Seeroman „Moby Dick, or the whale" (Neuyork 1851) schrieb. Seine neueste Arbeit: „Pierre, or the ambiguities" (Neuyork 1852), ein Phantasiegemälde in der Manier E. T. A. Hoffmann's, hat weniger Glück gemacht als seine frühern Werke, hinter denen sie in jeder Beziehung zurücksteht.

**Membran**, eigentlich soviel wie Haut (s. d.), dann eine Handschrift auf Pergament.

**Memel**, Kreisstadt im Regierungsbezirk Königsberg, die nördlichste Stadt in Preußen, an dem Eingange des Kurischen Haffs und an der Mündung der Dange in dasselbe, nicht weit von der russ. Grenze, hat über 10000 E., mehre Bernstein-, Seifen-, Branntweinfabriken u. s. w., Schiffbau und bedeutenden Handel, besonders mit England. Die Stadt ist der Sitz einer Hafenpolizeibehörde und einer Navigationsschule. Vortreffliche Arbeiten liefern die Eisengießerei und Kettenschmiedewerkstätte. Der Hafen ist gut und sicher und hat bei der Einfahrt 13—15 F. Tiefe. Vor demselben steht auf einem Hügel ein Leuchtthurm, der 73 F. hoch ist. Außer Getreide, Hanf und Häuten werden besonders guter Leinsamen und Holz aus Lithauen von da ausgeführt. M. hat 90 eigene Schiffe; 1851 liefen in dem Hafen 2202 Schiffe ein und aus und die Gesammtbewegung (Ein- und Ausfuhr) belief sich auf 532984 Tonnen Gehalt. Die Stadt wurde 1253 unter den Mauern der Ordensburg Memelburg gegründet und sollte anfangs den Namen Neu-Dortmund und dortmundisches Stadtrecht erhalten, wurde aber Memelburg genannt und bekam 1254 Lübecker Recht. Da sie auf dem Gebiete des Bischofs von Kurland erbaut war, gehörte ein Drittel derselben diesem, zwei Drittel besaß der livländ. Orden. Letzterer übertrug seinen Antheil 1326 dem preuß. Orden, der 1324 die ganze Stadt erhielt und sie 1404 aufs neue befestigte. Sie hatte in den Kriegen mit den Lithauern und Polen im 13.—15. Jahrh. viel zu leiden, war im 17. Jahrh. eine Zeit lang in den Händen der Schweden, wurde 1757 von den Russen besetzt und war 1806, nach der Schlacht bei Jena, der Aufenthalt Friedrich Wilhelm's III. Am 28. Jan. 1807 wurde daselbst ein Tractat zwischen England und Preußen entworfen, in Betreff der Entsagung des letztern auf Hannover und der Herstellung des gegenseiti-

gen Handels. Am 27. Dec. 1812 wurde M. von den Russen besetzt in Folge der Capitulation zwischen Trabenfeld und Paulucci. — Memel ist auch der deutsche Name des Niemen (s. d.).

**Memleben**, ein Dorf in Thüringen, an der Unstrut, in der jetzigen preuß. Provinz Sachsen, ist für die Geschichte der Baukunst noch gegenwärtig von hohem Interesse wegen der Ruine des daselbst im 10. Jahrh. angeblich von Mathilde, der Gemahlin König Heinrich's I., gestifteten Benedictinerklosters. Dasselbe wurde von Kaiser Otto II. und seiner Gemahlin Theophania in eine Abtei verwandelt und sehr reich ausgestattet; sie stand unter des Kaisers unmittelbarem Schutze, bis er sie wegen der Zügellosigkeit der Mönche an das Stift Hersfeld überließ. Die Klosterkirche war eines der ausgezeichnetsten Bauwerke aus der Übergangsperiode des byzant. in den goth. Baustil; noch sind von ihr bedeutende Ruinen erhalten, auf denen sich auch Wandmalereien befinden; die herrliche Krypta wurde in neuerer Zeit durch die Fürsorge der preuß. Regierung theilweise restaurirt, welche letztere auch sonst dem weitern Verfalle des Ganzen möglichst zu begegnen gesucht hat. M. war der Lieblingsaufenthaltsort der deutschen Kaiser aus dem sächs. Hause. Heinrich I. und Otto I. starben daselbst. Vgl. Wilhelm, „Geschichte des Klosters M." (Naumb. 1827); Puttrich, „Die Kirchen zu M., Schraplau und Treben" (Lpz. 1837).

**Memling** oder **Hemling** (Hans), einer der vorzüglichsten Maler der altflandrischen Schule, war an poetischer Erfindungsgabe wol der ausgezeichnetste unter allen Nachfolgern der Gebrüder van Eyck. Die Niederländer schreiben ihn Memling, die Italiener Memelino, Andere Hemling, da die Aufschriften seiner Bilder nichts entscheiden, indem man den Anfangsbuchstaben seines Namens ebenso gut für ein H wie für ein M lesen kann. Daß seine Familie aus Konstanz hergestammt, beruht auf Vermuthung. Wahrscheinlich war er Schüler Rogier's von Brügge, der zwischen Joh. van Eyck und M. so ziemlich die Mittelstufe einnimmt. Er soll 1477 in der Schlacht bei Nancy unter Karl dem Kühnen von Burgund mitgefochten haben und von hier verwundet in das Johannishospital nach Brügge gebracht worden sein, wo er nun wahrscheinlich seinen bleibenden Aufenthalt nahm. In seinen letzten Lebensjahren scheint er nach Spanien gegangen zu sein, wenigstens haben mehre Gemälde in der Karthause von Miraflores und im Dom zu Palencia aus den J. 1496—1509 große Ähnlichkeit mit M.'s Arbeiten. Sein Todesjahr ist unbekannt. Das Eigenthümliche seines Talents besteht in der Gabe, jede Geschichte deutlich und anmuthig durch Figuren zu erzählen, und in der zartesten und vollendetsten Technik, die mit gewandter und edler, wenn auch noch magerer Zeichnung die größte Kraft und Naturwahrheit des Colorits verbindet. Die Figuren seiner Ölgemälde sind meist klein und miniaturartig. Die schönsten Ölgemälde von ihm sind im Johannisspital zu Brügge der Reliquienkasten der heil. Ursula, die Vermählung der heil. Katharina, die Anbetung der Heiligen drei Könige und eine Heilige Jungfrau; in der Akademie daselbst die Taufe Christi und der heil. Christoph; in der Pinakothek zu München ein Christuskopf, die sieben Frauen der Maria und die Anbetung der Könige mit dem heil. Christoph und Johannes. Unter seinen Miniaturen sind besonders die in einem Breviarium auf der St.-Marcusbibliothek zu Venedig merkwürdig. Auch hat er mehre Manuscripte mit Miniaturen in Wasserfarben verziert.

**Memnon**, der schöne Sohn der Eos bei Homer, wird in der nachhomerischen Sage als ein Äthiopierfürst und Sohn des Tithonos genannt, der seinem Oheim Priamos zu Hülfe eilt und, nachdem er den Antilochos erlegt, von Achilles getödtet wird. Sein Grab wurde nach Strabo nahe bei der Mündung des Aisepos gezeigt. Aus der Asche seines Scheiterhaufens läßt Zeus eine Schar Vögel sich erheben, die über dem Todtenhügel sich bekämpfen und diesen Kampf jährlich erneuern. Daher wurden diese Vögel Memnones oder Memnonides genannt. Große Bauwerke wurden sowol in Asien als in Ägypten dem M. zugeschrieben und Memnonia genannt. Aus Äthiopien sollte er erst nach Ägypten, dann nach Susa, von dort nach Troja gezogen sein (nach Pausanias). Susa war nach der Sage von Tithonos, dem Vater des M., gegründet und die Burg daselbst, Memnoneion genannt, von M. selbst. In Ägypten wurde der ganze westliche Theil von Theben von den Griechen Memnoneia genannt, wahrscheinlich durch ein Misverständniß des ägypt. Mennu, welches Prachtgebäude bedeutet und die Reihe stattlicher Tempel bezeichnete, welche hier am Fuße der Libyschen Berge sich hinzogen. Auch in Abydos wurden die großen Tempelanlagen Memnoneion genannt, und „wenn" (fährt Strabo fort) „M., wie man behauptet, bei den Ägyptern Ismandes heißt, so wäre auch das Labyrinth ein Memnoneion". In Theben ging die griech. Sage noch weiter und fand inmitten der Memnonien auch eine Statue des M., des Gründers jener Gebäude. Vor einem Tempel des Königs Amenophis III., der um 1500 v. Chr. gegen Ende der 18. Dynastie regierte, waren zwei mächtige monolithe sitzende Kolosse dieses Pharaonen errichtet (Memnons-

säulen) und weit vom Wüstenrande nach dem Flusse zu vorgeschoben. Der Stein, aus dem die Statuen bestehen, ist ein Kieselconglomerat von überaus harter und spröder Natur. Diese bewirkte, daß von jeher täglich, besonders während des plötzlichen Temperaturwechsels bei aufgehender Sonne, kleinere und größere Stücken des Steins zersprangen, daher die Oberflächen beider Statuen auch jetzt durch unzählige flachere und tiefere Sprünge zerspalten sind. Es scheint, daß die nördliche der beiden Statuen auf diese Weise einen Sprung durch den ganzen Körper erhalten hatte, sodaß bei einem Erdbeben 27 v. Chr. der ganze Obertheil dieses Kolosses herabgeworfen werden konnte. Seit dieser Zeit wurden häufig bei Sonnenaufgang zitternde Töne aus der Statue vernommen, welche dem Springen einer Saite verglichen werden und welche von dem Platzen der kleinen Steinstückchen herrührten, wobei durch die zufällige Stellung der verstümmelten Statue eine größere Resonanz mitgewirkt zu haben scheint. Wenigstens wird erst von der genannten Zeit an die eigenthümliche Erscheinung jenes Tons von den Schriftstellern und in den Inschriften des Kolosses selbst erwähnt, welcher von den phantasiereichen Griechen mit der Stimme des jungen früh entrafften M., der seine Mutter Eos allmorgentlich begrüßte, verglichen wurde. Die Wahrnehmung der springenden und klingenden Steine in der Wüste und auf großen Ruinenfeldern ist indessen in Ägypten für den Reisenden nichts Seltenes; ganz besonders aber neigt jenes spröde Kieselconglomerat dazu. Dabei ist es auffallend, wie noch immer mehre von den abgespaltenen und nur lose hängenden Stücken metallhell klingen, wenn man darauf schlägt, während andere daneben dumpf und tonlos bleiben, je nachdem sie durch ihre gegenseitige Lage mehr oder weniger gedämpft werden. Die Inschriften des Kolosses beginnen unter Nero und reichen bis zur Zeit des Septimius Severus. Von dem Letztern rührt wahrscheinlich die Restauration des Kolosses her, welche, ohne Zweifel ganz gegen die Erwartung des abergläubischen Kaisers, die hellen Töne so dämpfte, daß sie seitdem, den Inschriften nach zu urtheilen, nicht mehr gehört wurden. Der ägypt. Name des dargestellten Königs Amenophis war übrigens nicht ganz verschollen, da er in den Inschriften erwähnt wird. Jetzt ragen noch immer die beiden Kolosse einsam aus der weiten Saat- oder Wasserfläche hoch empor, obgleich sie bereits 8 F. hoch von dem jährlich steigenden Thalboden bedeckt werden. Die Höhe der nördlichen Statue, vom Kopfe bis zum Fuße gerechnet, beträgt ohne den hohen Kopfschmuck, den sie einst trug, 45½ F. Dazu kommt die als besonderer Block davon getrennte Basis von 13 F. 7 Zoll, wovon gegen 3 F. durch eine herumgelegte Stufe verdeckt werden. Demnach erhoben sich ursprünglich diese Statuen nahe an 60, mit dem Kopfschmuck vielleicht an 70 F. hoch über den Tempelboden. Die Araber nennen jetzt die beiden Bilder die Sanamât, d. h. die Idole (nicht, wie die neuern Reisenden berichten, Salamât) und einzeln Schama und Tama. Vgl. Letronne, „La statue de Memnon, considérée dans ses rapports avec l'Égypte et la Grèce" (Par. 1833); Lepsius, „Briefe aus Ägypten" (Berl. 1852).

**Memoiren** oder Denkwürdigkeiten stehen zur eigentlichen Geschichtschreibung in einem ähnlichen Verhältnisse wie die Chroniken, nur daß diese letztern die Thatsachen einfach und oft mit einer gewissen Dürftigkeit hinstellen, während das Wesen jener in einer Ausmalung des Details und in einer durch die Subjectivität des Darstellers bedingten Darlegung der verstecktesten Motive besteht. Der Memoirenschreiber umfaßt gewöhnlich nur die Erscheinungen, an denen er selbst Theil genommen hat, oder deren Zeitgenosse er wenigstens gewesen ist. Er führt uns in die verborgenen Machinationen der handelnden Personen und zeigt uns das Treiben hinter den Coulissen. So müssen die Productionen dieses Genre, die seit dem Mittelalter eine höchst ergiebige Fundgrube für den Geschichtsforscher bilden, ihrer ganzen Anlage nach insgesammt ein mehr oder weniger individuelles Gepräge an sich tragen. Das classische Alterthum hat nur zwei Schriftsteller aufzuweisen, welche als Muster dieser Gattung genannt werden können; dies sind Xenophon und Cäsar. Unter allen modernen Völkern sind die Engländer und besonders die Franzosen bei weitem am reichsten an historischen Denkwürdigkeiten. In England gewinnen dieselben besonders seit der glorreichen Regierung der Königin Elisabeth an Bedeutung, welche sich noch steigert in den Memoiren aus der Zeit der innern Kämpfe des 17. Jahrh. Die bedeutendsten dieser Erscheinungen sind zusammengestellt in Guizot's „Collection des mémoires relatifs à la révolution d'Angleterre" (33 Bde., Par. 1823). Von da an reicht eine ununterbrochene Reihe von Denkwürdigkeiten bis zur Gegenwart herab, unter denen zwar manches Oberflächliche, aber auch die Aufzeichnungen der bedeutendsten Staatsmänner, wie Walpole's, sich befinden. Steter Hinblick auf das Staatsleben und lebendiger Patriotismus zeichnet die meisten engl. Memoiren aus. Eine bei weitem bedeutendere Rolle spielen die Memoiren in Frankreich. Wenn überhaupt schon die historische Literatur eine der glänzendsten Seiten der

franz. Literatur bildet, so muß man gestehen, daß der Geist der Franzosen für diese leichtere Art der Geschichtschreibung, wo es besonders auf Schärfe der Beobachtung ankommt, ganz vorzüglich geschaffen ist. Hier sind besonders in derjenigen Gattung der Memoiren, deren wesentlicher Inhalt die historisch-psychologische Analyse von Hofintriguen und Cabalen ist, unübertreffliche Meisterwerke zu erwähnen; viele freilich bestehen auch blos in loser Aneinanderreihung pikanter Anekdoten. Die ersten Erzeugnisse dieses Genre finden sich im 13. Jahrh. zu einer Zeit, wo man allmälig anfing, sich zur Abfassung der anspruchslosen Chroniken der Vulgärsprache zu bedienen. Geoffroy de Villehardouin steht mit seinem naiven Geschichtswerke über das lat. Kaiserthum auf der Grenze der beiden Gattungen, während Joinville's Geschichtserzählung von Ludwig IX. mit Recht lange Zeit als das Muster der historischen Memoiren betrachtet worden ist. Froissart, der franz. Herodot, der Letzterm vielleicht die Palme streitig machen könnte, hat seinem Geschichtswerke, welches die Jahre von 1326—1400 behandelt, mehr den Charakter der Chronik gegeben, obwol seine lebensfrische Darstellung nicht selten memoirenartig auseinanderfällt. Ihm schließt sich Philippe de Comines als dritter Stern erster Größe an. Seine Erinnerungen aus der Zeit Ludwig's XI. sind mit Recht zu den Meisterwerken der praktischen Politik zu zählen. Von ganz vorzüglicher Wichtigkeit sind die Werke dieser Art aus dem 16. Jahrh., weil man aus ihnen die religiösen Spaltungen, sowie die endlosen politischen Conflicte dieser Zeit in viel lebendigern Zügen kennen lernt, als aus den Schilderungen der officiellen Geschichte. Vor Allen zeichnen sich hier aus Blaise de Montuc, Gaspard de Saulx-Tavannes (1530—73), Margarethe von Valois, Heinrich's IV. erste Gemahlin, und das später fallende gleichfalls lat. geschriebene Geschichtswerk von de Thou oder Thuanus, welches den Zeitraum von 1544—1607 behandelt. Brantôme's Denkwürdigkeiten sind mit einer Frivolität abgefaßt, welche oft ans Obscöne streift, während die „Économies royales" von Sully, eines der wichtigsten Quellenwerke für die Geschichte Heinrich's IV., ein schönes Bild vom reinen Charakter ihres Verfassers gewähren. Seit der Regierungszeit Ludwig's XIII. und Ludwig's XIV. arten die franz. Memoiren mehr und mehr zur Chronique scandaleuse des Hoflebens aus und tragen auch oft eine merkliche Parteifarbe. Eine durchaus verschiedene Richtung haben die „Confessions" von Rousseau (s. d.). Mit dem Beginn der Revolution schwoll die Memoirenliteratur in ungeheuerm Maße; aber vieles von Dem, was unter berühmten Namen in Umlauf gesetzt ist, kann keinen Anspruch auf Authenticität machen. Überhaupt ward in neuerer Zeit die Memoirenfabrikation besonders auf großartigem Fuße organisirt. Einer der bedeutendsten Unternehmer in dieser Beziehung war Soulavie, dessen Sammlungen jetzt durch die „Collection des mémoires relatifs à l'histoire de la révolution française" (30 Bde., Par. 1822—28) und einige ähnliche Publicationen unbrauchbar geworden sind. Aus der Napoleon'schen Zeit haben fast alle seine bedeutendern Generale, sowie unzählige nichtssagende Personen, welche mit diesem außerordentlichen Manne in Berührung kamen, sich für berechtigt gehalten, ihre Beobachtungen und Reflexionen der Nachwelt zu überliefern; doch nur wenige unter ihnen besitzen geschichtlichen Werth. Es ist übrigens unmöglich, mit wenigen Zügen einen einigermaßen genügenden Überblick über das ganze Gebiet der Memoirenliteratur zu gewähren. Jede Persönlichkeit, jedes Ereigniß, welches der gesinnungslosen Feder der Tagesschriftsteller einige Ausbeute verspricht, wird in diesen Kreis herabgezogen. Die schamlose Fabrikation, die Betrügerei frecher Speculanten machte es immer schwieriger, das Glaubhafte von der leichtsinnigen Lüge des Tages zu unterscheiden. Das hungerige Publicum verschlingt die Denkwürdigkeiten eines Vidocq und Gisquet, die anspruchsvollen Herzensergießungen anerkannter Missethäter, wie Lacenaire und Madame Lafarge, mit gleicher Gier. Unter den echten Memoiren bedeutender Männer der neuesten Zeit haben die „Mémoires d'outre-tombe" von Châteaubriand der Erwartung nicht entsprochen, und die unverfälschten Denkwürdigkeiten von Carnot, die begierig erwartet wurden, sind noch nicht erschienen.

In Deutschland ist die Gattung der politischen Memoiren noch eine zarte Pflanze, welcher erst, wenn ihr mehr Licht und die freie Luft einer größern Öffentlichkeit gewährt wird, ein kräftigeres Gedeihen versprochen werden kann. Zwar nahm man zu den Zeiten der Reformation einen kräftigen Anlauf, und einige lat. Follanten jener Tage können sich, wenn auch nicht in Bezug auf Reiz und Anmuth der Form, doch wenigstens ihrem wissenschaftlichen Gehalte nach mit ähnlichen Erscheinungen des Auslandes messen; aber bald wurden diese ersten Triebe durch die immer mehr überhandnehmende Schwerfälligkeit und Geheimthuerei, welche in den damaligen Verhältnissen begründet waren, wieder niedergedrückt. Nur in der Sphäre der literarischen Denkwürdigkeiten besitzen wir an Goethe's „Wahrheit und Dichtung" und einigen ähn-

lichen Werken Productionen, deren Werth auch spätere Zeiten nicht antasten werden. Was die Beleuchtung politischer Ereignisse anbetrifft, so haben wir von ältern Erscheinungen dieser Art außer Dohm's freilich etwas formlosen „Denkwürdigkeiten" wenig von nachhaltiger Wirkung aufzuweisen. Unter den Männern, welche sich mit Talent und würdigem Ernste der Pflege dieses jetzt zum Theil noch dornigen Gebiets zugewendet haben, verdienen Varnhagen von Ense, von Gagern, Arndt, Ritter von Lang und Hormayr genannt zu werden. Immer aber werden deutsche Memoiren noch meist zu Biographien oder Geschichtswerken verarbeitet, statt in ursprünglicher Gestalt zu erscheinen. — Mit dem Namen eines Mémoire bezeichnet man neuerdings auch häufig Staatsschriften, welche von einzelnen in amtlicher oder außeramtlicher Eigenschaft betheiligten Personen oder Corporationen über schwebende Fragen ausgearbeitet und nach Umständen veröffentlicht werden.

**Memphis** (ägypt. Mennuphi, Memphi) war die älteste Hauptstadt von Unterägypten, deren Ruinen jetzt bei dem Dorfe Metrahinneh, mehre Stunden von Kairo, auf dem westlichen Nilufer zu sehen sind. Die Stadt wurde nach Manethon und Herodot bereits von dem ersten geschichtlichen Könige Ägyptens, Menes, gegründet und zu seiner Residenz erhoben. Seit dieser Zeit blieb sie die erste Stadt des Reichs, bis gegen Ende des alten Reichs in der zwölften Dynastie sich Theben ihr zur Seite stellte, welches in der ersten Hälfte des neuen Reichs während der großen thebanischen Dynastien M. an Macht und Pracht sogar überstrahlte, bis der Königssitz seit der 21. Dynastie wieder nach M. zurückkehrte und hier bis zur macedonischen Eroberung blieb, seit welcher er nach Alexandrien verlegt wurde. Die größten Pharaonen, auch die der thebanischen Dynastien, wetteiferten, den Glanz von M. durch prächtige Bauwerke zu erhöhen, namentlich durch stattliche Erweiterungen des Haupttempels, der bereits von Menes selbst gegründet und dem Phtha oder Hephästos geweiht war. Nach diesem Localgotte der Stadt wurde diese auch hieroglyphisch mit dem heiligen Namen „Stadt des Phtha" genannt. Jetzt sind nur noch unförmliche Schutthügel auf der Stelle des alten M. zu sehen und kaum noch der Umfang des Phthatempels und der Königsburg zu erkennen. Vielleicht werden die jüngst begonnenen Ausgrabungen daselbst von diesen merkwürdigen Anlagen bald mehr erkennen lassen. Die glänzendsten und großartigsten Zeugen der uralten Pracht und Bedeutung M.s sind aber die Pyramiden und unzähligen Privatgräber, die sich am Saum der Libyschen Wüste von Abu-Raasch, Kairo gegenüber, bis zum Fayûm hinauf ziehen. Pläne der Ruinen von M. und den zugehörigen Nekropolen befinden sich in Lepsius' „Denkmälern aus Ägypten" (Abth. 1, Bl. 9—50).

**Mena** (Juan de), der span. Ennius genannt, wurde 1411 zu Cordova geboren. Mit 23 J. begab er sich auf die Universität Salamanca und später nach Rom, um sich insbesondere mit der altclassischen Literatur noch vertrauter zu machen. Hier lernte er auch Dante und Petrarca kennen. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland fand er an dem kunstliebenden Hofe Johann's II. von Castilien bald Gelegenheit, seine Kenntnisse und Talente geltend zu machen und den sogenannten classischen Geschmack einzuführen. Ihn unterstützten hierbei der König und der Marques de Santillana (s. d.), die Beide selbst Dichter waren. Ersterer ernannte ihn zu seinem lat. Secretär und Historiographen, und seine Vaterstadt nahm ihn unter die Zahl der Vierundzwanzig (der Stadtregenten) auf. Er starb 1456 und wurde zu Torrelaguna begraben. Bis zu M.'s Zeiten trat die Dichtkunst auch in Spanien vorzugsweise als Volks- und Hofpoesie auf; M. machte die ersten größern Versuche, nach lat. und ital. Mustern castilianische Gedichte zu verfassen, und schrieb das allegorisch-didaktische Gedicht „El laberinto", das in formeller Hinsicht zu offenbar eine Nachahmung Dante's und Petrarca's, zu sehr mit Gelehrsamkeit überladen ist, um auf einen bedeutenden, absolut poetischen Werth Anspruch machen zu können; doch gibt M. in den Partien, welche die Geschichte seines Vaterlandes und seiner Zeit behandeln, Proben von wirklichem Talent. Neben der ältesten Ausgabe dieses Gedichts (Sevilla 1496) und der mit einem Commentar von Hernan Nuñez (Sevilla 1499) erwähnen wir von den folgenden Ausgaben nur die mit dem Commentar des Francesco Sanchez (Salamanca 1582). Außerdem schrieb M. ein Gedicht zur Feier der Dichterkrönung des Marques de Santillana (1492), ein allegorisch-ascetisches Gedicht „Contra los siete pecados mortales" (Salam. 1500), das er aber unvollendet ließ, und mehre kleinere Minnelieder, Räthselspiele und Anderes im höfischen Tone, die im „Cancionero general" stehen. Seine sämmtlichen poetischen Werke erschienen oft zusammengedruckt (Sevilla 1528; Antw. 1552; Madr. 1804 und 1840). Er ist als epochemachend in der Geschichte der span. Poesie und als Vorläufer von Boscan und Garcilaso anzusehen.

**Menächmus**, ein berühmter griech. Bildner oder Toreut aus Naupaktos, um 480 v. Chr., erwarb sich besonders durch Verfertigung von Götterbildern, die mit Gold oder Elfenbein über-

zogen oder ausgelegt waren, großen Ruhm und legte die Regeln seiner Kunst in einem leider verloren gegangenen Werke nieder.

**Menage** (Ägid oder Gilles), franz. Lexikograph und Sprachforscher, der Varro des 17. Jahrh. genannt, geb. zu Angers 1613, wurde nach Vollendung seiner Studien königl. Sachwalter an seines Vaters Stelle, gab aber bald aus Abneigung gegen die juristische Laufbahn seinem Vater diesen Posten zurück. Er trat nun in den geistlichen Stand, bekam einige Pfründen und bezog das Kloster Notre-Dame, wo er eine gelehrte Gesellschaft, Mercuriales, d. i. Mittwochsversammlung, stiftete, die gegen 40 J. bestand. M. besaß viele Kenntnisse und ein ungeheueres Gedächtniß. Seine Gedichte in ital. Sprache verschafften ihm die Mitgliedschaft der Akademie della Crusca. Auch würde er in der franz. Akademie eine Stelle erhalten haben, wenn er nicht in seinem „Requête des dictionnaires", einer satirischen Bittschrift der Wörterbücher gegen das Ausmerzen vieler Wörter, das Dictionnaire der Akademie spöttisch angegriffen hätte. Überhaupt hatte er die Laune eines bittern und anmaßenden Pedanten, und sein Leben war ein beständiger Krieg. Er starb 1692. Sein „Dictionnaire étymologique de la langue française" (Par. 1650; beste Aufl. von Jault, 2 Bde., Par. 1750) und seine „Origini della lingua italiana" (Genf 1669 und 1685) enthalten viel Nützliches, aber auch eine Menge falscher und gezwungener Etymologien. Seine lat., ital., franz. und griech. Poesien sind ziemlich werthlos. Dagegen begleitete er seine Ausgabe des Diogenes von Laërte (Lond. 1664) mit brauchbaren Bemerkungen. Nach seinem Tode erschienen „Menagiana" (Par. 1693; 3. Aufl., 1715), eine Sammlung von einzelnen Zügen aus seinen Gesprächen, deren Werth sehr ungleich ist.

**Menai-** oder **Menaykanal**, engl. Menai-Strait oder Strait of Menai, eine vier M. lange, nur 1200 F. breite flußartige Meerenge, die von der Caernarvonbai im SW. zur Conwaybai im NO. führend, die Insel Anglesey (s. d.) von der Nordwestküste des engl. Fürstenthums Wales und zwar von der Graffschaft Caernarvon trennt, welche Trennung jedoch durch die vom Ingenieur Telford 1819 begonnene und 1825 mit einem Kostenaufwande von 220000 Pf. St. vollendete Menaibrücke beseitigt ist. Sie ist eine Kettenbrücke und führt über den engsten Theil der hier nur 580 F. breiten Meerenge die große Verkehrsstraße aus England bis Holyhead auf Anglesey fort, von wo längst schon die Dampfschiffahrt und seit dem 3. Juni 1852 ein unterseeischer Telegraph die Verbindung mit Irland herstellt. Sie galt noch in jüngster Zeit für ein Wunderwerk der Baukunst, ist aber durch die in der Entfernung einer engl. Meile errichtete und im Mai 1850 dem Eisenbahnverkehr geöffnete Britanniabrücke (s. d.) noch bei weitem übertroffen worden. Die Verhältnisse der Menaibrücke erscheinen allerdings kolossal. Sie wird von 16 Ketten getragen, deren jede 1714 engl. F. lang und auf beiden Seiten in Felsen befestigt ist, gestützt von zwei daselbst nahe der Küste im Wasser stehenden Pfeilern, die an sich 156 und bis zum Brückenwege 103 F. höher sind als der höchste Flutstand. Die Tragketten ruhen auf zwei Rollen, über welche sie, wenn von der Kälte zusammengezogen oder von der Hitze ausgedehnt, zu der erfoderlichen Verlängerung oder Verkürzung hin und her gleiten. Die an 796 eisernen, von den Ketten gehaltenen Stangen hängende Bahn hat 1000 F. Länge, 28 F. Breite und angegebenermaßen hinreichende Höhe, die Schiffahrt nicht zu behindern. Aus der Ferne schwächen die Berge von Wales, die weite Fläche der Insel und die lange Menaienge auf der einen, das Meer auf der andern Seite den Eindruck des Baus; aber in der Nähe oder beim Hinüber-, noch mehr beim Darunterweggehen zeigt er seine volle Größe.

**Menander**, der vorzüglichste unter den griech. Dichtern der sogenannten neuen Komödie, geb. zu Athen 342 v. Chr., soll sich aus Verdruß über den größern Beifall, den einst sein Nebenbuhler Philemon erntete, ersäuft haben. Er verfaßte über hundert Lustspiele, deren Trefflichkeit ihm Ansehen und Ruhm bei den Griechen erwarb. Zwar sind wir nur noch im Besitz von einzelnen Bruchstücken, die am besten nebst denen des Philemon von Meineke (Berl. 1823) und in neuer Überarbeitung von demselben in den „Fragmenta comicorum Graecorum" (Bd. 1 und 2, Berl. 1839) zusammengestellt und erläutert, auch von W. Dindorf der Gesammtausgabe des Aristophanes (Par. 1838) beigegeben worden sind; doch können uns, da die röm. Komödie eine Nachahmung jener griechischen ist, die offenbaren Nachbildungen bei Terentius (s. d.) einen Maßstab zur Beurtheilung der außerordentlichen Feinheit des Menandrischen Lustspiels geben. — Nicht zu verwechseln mit diesem ist ein ebenfalls bekannter griech. Rhetor Menander, aus Laodicea, welcher im 2. und 3. Jahrh. n. Chr. lebte und außer andern rhetorischen Erläuterungsschriften, die wir nur noch aus Titeln und Fragmenten kennen, eine Abhandlung „De encomiis" oder „De genere demonstrativo" schrieb, besonders herausgegeben von Heeren (Gött. 1785), dann von Walz in den „Rhetores Graeci" (Bd. 9, Stuttg. 1836).

**Mencius**, s. Meng-tsu.

**Mencke** ist der Name einer sehr verdienten deutschen Gelehrtenfamilie. Otto M., geb. 22. März 1644 zu Oldenburg, wo sein Vater Kaufmann und Bürgermeister war, gest. als Professor der Moral zu Leipzig 29. Jan. 1707, wurde durch die Herausgabe der „Acta eruditorum" (s. d.), seit 1682, der Begründer der ersten in Deutschland erscheinenden gelehrten Zeitschrift. — Sein Sohn, Joh. Burkhard M., geb. 27. März 1675 zu Leipzig, studirte daselbst Theologie, wurde 1699 Professor der Geschichte, wendete sich aber bald nachher dem Studium der Rechte zu und promovirte in Halle als Doctor. Im J. 1708 ernannte ihn der Kurfürst von Sachsen und König von Polen, Friedrich August, zu seinem Historiographen und später zum Hofrath. Er starb in Leipzig 1. April 1732. M. war ein sehr vielseitig und gründlich gebildeter Gelehrter. Das bleibendste Verdienst erwarb er sich durch die Herausgabe der „Scriptores rerum Germanicarum, praecipue Saxonicarum" (3 Bde., Lpz. 1728—30). Das größte Aufsehen in seiner Zeit machte er durch seine satirischen „Orationes duae de charlataneria eruditorum" (Lpz. 1715 und öfter), die sowol ins Deutsche wie in mehre andere fremde Sprachen übersetzt wurden. Nach seines Vaters Tode setzte er die „Acta eruditorum" fort; auch begründete er 1715 die „Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen". Zugleich war er unter dem Namen Philander von der Linde ein beliebter Dichter und Vorsteher der Deutschübenden poetischen Gesellschaft in Leipzig. Seine Gedichte erschienen in vier Theilen (Lpz. 1705); seine kleinen und akademischen Schriften, meist historischen und literarischen Inhalts, wurden nach seinem Tode von seinem Sohne gesammelt in den „Orationea academicae" (Lpz. 1734), „Dissertationes literariae" (Lpz. 1734) und „Dissertationum academicarum decas" (Lpz. 1734). Vgl. Treitschke, „B. Mencke, Professor der Geschichte zu Leipzig" (Lpz. 1842). — Sein Sohn, Friedr. Otto M., geb. 3. Aug. 1708 zu Leipzig, gest. daselbst als Professor der Rechte, Hofrath und Rathsherr 14. März 1754, setzte als gelehrter Literator die von seinem Großvater und Vater begründeten gelehrten Zeitschriften fort und schrieb unter Anderm eine „Historia vitae Angeli Politiani" (Lpz. 1736). — Ein Vetter des erwähnten Otto M., Lüder M., geb. zu Oldenburg 14. Dec. 1658, gest. als Professor der Rechte und Ordinarius der Juristenfacultät zu Leipzig 29. Juni 1726, schrieb mehre gelehrte juristische Werke.

**Mendelssohn** (Moses) ausgezeichneter philosophischer Schriftsteller, wurde 10. Sept. 1729 (nach jüd. Zeitrechnung 12. Elul 5489) zu Dessau geboren. Sein Vater Mendel, welcher daselbst eine Elementarschule hielt, gab ihm trotz seiner Armuth eine gute Erziehung, unterrichtete ihn in der hebr. Sprache und den Anfangsgründen der jüd. Gelehrsamkeit und ließ ihn auch im Talmud unterrichten. Übrigens bildete er sich geistig aus durch fleißiges Lesen des Alten Testaments und durch eigenes Nachdenken. Das Werk des Maimonides „More Nebochim" regte ihn zuerst zur Untersuchung der Wahrheit und zu freimüthiger Denkungsart an. Doch durch zu anhaltendes Studiren verfiel er in eine Nervenkrankheit, welche eine Rückgratskrümmung zur Folge hatte und seine Gesundheit für immer schwächte. Da sein Vater ihn nicht ferner unterstützen konnte, so wanderte er 1745 nach Berlin, wo er mehre Jahre in äußerster Dürftigkeit lebte. Gleiches Schicksal führte ihn mit Israel Moses, einem armen Schulmeister aus Galizien, zusammen, der ein tiefsinniger Denker und großer Mathematiker war. Durch ihn wurde in M. der Trieb zur Mathematik geweckt, deren genaueres Studium seinen Verstand ungemein schärfte und ausbildete. Ein junger jüd. Arzt, Namens Kisch aus Prag, unterrichtete ihn im Lateinischen, und durch den Dr. Aaron Salomon Gumperz bekam er seit 1748 Gelegenheit, mit der neuesten Literatur, insbesondere mit Leibniz' und Wolf's damals herrschender Philosophie sich bekannt zu machen. So lebte M. der Wissenschaft ohne irgend eine andere Aufmunterung als die, welche er aus sich selbst schöpfte, und ohne einen bestimmten Lebensunterhalt, bis ein reicher jüd. Seidenfabrikant zu Berlin, Namens Bernard, ihn zum Erzieher seiner Kinder, später zum Aufseher, seit 1750 zum Factor und endlich zum Theilnehmer seiner Fabrik machte. Unter seinen Glaubensgenossen wie unter den Christen gewannen ihm seine Lebensweisheit und sein edler Charakter eine ausgebreitete Achtung. Als ein vortrefflicher Schachspieler wurde er 1754 mit Lessing bekannt, was auf seine Bildung und vorzüglich auf seine Darstellung den vortheilhaftesten Einfluß hatte. Beide haben die Schrift „Pope, ein Metaphysiker" (Danzig 1755) gemeinschaftlich gearbeitet. Seit dieser Zeit wurde die Philosophie M.'s Hauptbeschäftigung. Zunächst ließ er die „Briefe über die Empfindungen" (Berl. 1745) erscheinen, die durch Reinheit und Natürlichkeit der Darstellung sich auszeichnen. Ihnen folgte die Übersetzung von Rousseau's Abhandlung „Von dem Ursprunge der Ungleichheit unter den Menschen". Hierauf trat er mit Abbt und Sulzer, seit 1761 auch mit

Nicolai in genauere Verbindung, und die Abbt'sche Correspondenz ist ein schönes Denkmal der Freundschaft und Vertraulichkeit dieser trefflichen Männer. Er nahm thätigen Antheil an der „Bibliothek der schönen Wissenschaften", an den „Briefen, die neueste Literatur betreffend", und erhielt den von der berliner Akademie 1763 auf die Beantwortung der Frage „Über die Evidenz der metaphysischen Wissenschaften" gesetzten Preis. Dessenungeachtet strich Friedrich d. Gr. M.'s Namen aus der Liste der neu zu erwählenden Mitglieder, auf welche ihn die Akademie einstimmig gesetzt hatte. „Nur dann würde es mich schmerzen", bemerkte M., „wenn die Akademie mich nicht hätte aufnehmen wollen." Sein „Phädon, oder über die Unsterblichkeit der Seele" (Berl. 1767 und öfter) machte ihn in noch größern Kreisen bekannt, ja für die damalige Zeit berühmt, und ohne Originalphilosoph zu sein, gehörte er auch wirklich zu den ausgezeichnetsten Denkern seiner Zeit. Die Auffoderungen und dringenden Vorstellungen Lavater's, der ihn dem Christenthume gewinnen wollte, wußte er mit zarter Feinheit abzulehnen. In seinem „Jerusalem, oder über religiöse Macht und Judenthum" (Berl. 1783) legte er der Welt die trefflichen Ideen vor, die zum Theil deswegen so schief verstanden wurden, weil sie tief eingewurzelte Vorurtheile seiner Stammesgenossen angriffen. M. zeigte sich stets als freidenkender Mann, der mittels einer liberalen Auffassung der Urkunden des Alten Testaments in diesem die Grundsätze der natürlichen Religion, in die Gestalt der ehrwürdigsten Vorzeit gekleidet, zu finden glaubte und deshalb auch äußerlich dem Ceremonialgesetze seiner Stammesgenossen anhing, ohne eine andere Religion zu verachten. Die Anfangsgründe seines philosophischen Systems, besonders die Lehre von Gott, gab er in den „Morgenstunden" (Berl. 1785), deren Fortsetzung sein baldiges Ende verhinderte. Als er die an ihn gerichtete Schrift F. H. Jacobi's „Über die Lehre des Spinoza" erhielt, glaubte er seinen dahingeschiedenen Freund Lessing gegen die Beschuldigung, ein Anhänger des Spinozismus gewesen zu sein, vertheidigen zu müssen. Ohne Rücksicht auf seine erschöpften Kräfte eilte er, den ersten Eindruck der Jacobi'schen Beschuldigung durch die Schrift „Moses Mendelssohn an die Freunde Lessing's" zu vertilgen. Er befand sich aber in einem so gereizten Zustande, daß eine Erkältung hinreichend war, seinem Leben 4. Jan. 1786 ein Ende zu machen. Deutschland hat M. um so williger den ihm gebührenden Ruhm zuerkannt, je größere Hindernisse er zu überwältigen hatte. Die deutsche Sprache verdankt ihm einen Theil ihrer Bildung und Würde, und die philosophischen Untersuchungen erhielten durch ihn ein gefälliges Gewand. Im philosophischen Dialoge machte er unter den Deutschen den ersten gelungenen Versuch, indem er denselben Plato und Xenophon nachbildete. Insbesondere hat er vortheilhaft auf die Bildung seiner Glaubensgenossen gewirkt. Außer seinen bereits genannten Schriften führen wir noch an seine „Philosophischen Schriften" (2 Bde., Berl. 1761—71), „Über die Rettung der Juden" (Berl. 1782) und seine Übersetzung der fünf Bücher Mosis und der Psalmen. Jacobi machte M.'s Briefe über den von ihm angeregten Gegenstand bekannt. Eine „Sammlung theils noch ungedruckter, theils in andern Schriften zerstreuter Aufsätze und Briefe von ihm, an und über ihn" gab Heinemann (Lpz. 1831) heraus; die vollständigste Ausgabe seiner „Gesammelten Schriften" besorgte sein Enkel G. B. Mendelssohn (7 Bde., Lpz. 1843—45). — **Mendelssohn (Joseph)**, ältester Sohn des Vorigen, geb. 11. Aug. 1770, gest. 24. Nov. 1848, war als Mensch, Bürger und Kaufmann gleich ausgezeichnet und hat sich literarisch unter Anderm durch die beiden Schriften „Bericht über Rossetti's Ideen zu einer neuen Erläuterung des Dante" (Berl. 1840) und „Über Zettelbanken" (Berl. 1846) bekannt gemacht. Er gründete mit seinem Bruder **Abraham M.** das Bankierhaus **Mendelssohn u. Co.**, eines der angesehensten in Berlin, das gegenwärtig von den Söhnen der Begründer fortgeführt wird. **Abraham M.**, welcher im Nov. 1835 starb, hat sich als Stadtrath große Verdienste erworben; er ist der Vater Felix M.-Bartholdy's (s. d.). — **Mendelssohn (Georg Benjamin)**, Sohn Joseph M.'s, geb. 1794 zu Berlin, zog später mit seinen Ältern nach Hamburg und begann 1811 seine Studien zu Berlin, die jedoch durch die Feldzüge von 1813 und 1815 unterbrochen wurden. Seit 1828 zu Bonn für das Fach der Geographie und Statistik habilitirt, rückte er an der dortigen Universität allmälig zum ordentlichen Professor auf. Außer der Ausgabe der Werke seines Großvaters veröffentlichte er die vortreffliche Arbeit „Das germanische Europa" (Berlin 1836), sowie später die Schrift über „Die ständischen Institutionen im monarchischen Staat" (Bonn 1846). — Der dritte und jüngste Sohn Moses M.'s, **Nathan M.**, war wol der erste Deutsche, der als Mechanikus in England und Frankreich Studien machte. Auf Verwendung A. von Humboldt's ließ König Friedrich Wilhelm III. eine englische Theilungsmaschine zu seinem Gebrauch anschaffen. — Von Moses M.'s Töchtern war die älteste in zweiter Ehe mit Friedr. von Schlegel (s. d.) vermählt; die jüngste

blieb unverheirathet und vertrat später Mutterstelle an der einzigen Tochter des Generals Sebastiani, der nachmaligen unglücklichen Herzogin von Praslin (s. d.).

**Mendelssohn-Bartholdy** (Felix), einer der ausgezeichnetsten Tonsetzer dieses Jahrhunderts, geb. 3. Febr. 1809 in Hamburg, war der Enkel des Philosophen Moses M. (s. d.). Unter den glücklichsten äußern Verhältnissen erhielt das wunderbar früh sich zeigende Talent des Knaben die trefflichste Pflege und Ausbildung. Zelter wurde sein Lehrer in der Composition, Ludw. Berger im Pianofortespiel. Im neunten Jahre spielte M. zuerst öffentlich in Berlin, dann im folgenden Jahre in Paris, wohin er mit seinen Ältern gereist war. Compositionen aller Art, selbst in schwierigen Formen, hatte er schon damals in großer Anzahl geschrieben. Im J. 1824 erschien die erste derselben, drei Quartetten für Pianoforte mit Begleitung der Streichinstrumente, im Druck. Im J. 1825 machte er eine zweite Reise nach Paris, weil sein Vater den Rath der dortigen Musiker, insbesondere Cherubini's, zuvor noch zu hören wünschte, ehe er es dem Sohne gestattete, sich ausschließend der Musik zu widmen. Die Frage über den Beruf des Sohnes zum Musiker ward unbedingt mit Ja entschieden. Nach Berlin zurückgekehrt, brachte M. 1827 die Ouverture zum „Sommernachtstraum" und seine erste größere Oper „Die Hochzeit des Gamacho" zur Aufführung. Zum Jüngling allmälig herangereift, trat er nun selbständig in die Welt und begann eine dreijährige Reise durch England, Frankreich und Italien. Als Virtuos durch den Vortrag classischer Werke wie als geistreicher Tonsetzer erwarb er sich überall Anerkennung. Endlich kehrte er in seine Heimat zurück und veranstaltete Concerte zu wohlthätigen Zwecken, worin er sich theils als Componist, theils als Spieler nach den mannichfachsten Richtungen hin bewährte. Da er indeß hier wol Anerkennung, aber keinen Wirkungskreis fand, so ging er nach Düsseldorf, wo er mit Immermann gemeinschaftlich die Aufgabe unternahm, ein Theater, nur auf Kunstgrundsätze gestützt, ins Leben zu rufen. Hatte dasselbe nicht so bedeutenden Erfolg, als man erwarten konnte, so war doch für M. der Gewinn insofern ein großer, als er hier ein musikalisches Ansehen erwarb und sich von diesem Zeitpunkte an die großen Erfolge desselben in England, wohin er, wie gleichzeitig in Deutschland, zur Leitung großer Musikfeste berufen wurde, datiren. Nachdem er die düsseldorfer Verhältnisse gelöst, wurde er 1835 als Musikdirector nach Leipzig berufen, um die Abonnementsconcerte im Gewandhause zu leiten. Hier, im Mittelpunkte deutschen Musiklebens, gelang es ihm, die vorhandenen Kräfte in einer Weise zu steigern, daß die Leistungen des leipziger Orchesters zu den vollendetsten in Deutschland gerechnet werden konnten. War sein Ruf schon vorher ein weitverbreiteter gewesen, so stieg er jetzt zur glänzendsten Höhe. Nach einigen Jahren der erfreulichsten Wirksamkeit schied M. von Leipzig, einem Rufe nach Berlin als Generalmusikdirector über die Kirchenmusiken folgend. Bald jedoch gab er diese neue Stellung wieder auf und kehrte, nachdem er ein Jahr in Frankfurt a. M. privatisirt, im Sommer 1843 nach Leipzig in seine frühere Stellung zurück, um aufs neue thätigen Antheil an einer bei seinem frühern Aufenthalt von ihm ins Leben gerufenen Schöpfung, an der Leitung des Conservatoriums der Musik, zu nehmen. M. besaß in eigenthümlicher Weise das bewußte Streben nach dem Höchsten in der Kunst, verbunden mit ausgezeichneter, sowol musikalischer wie allgemeiner Bildung. Früh schon versuchte er sich in den edelsten und schwierigsten Formen und Gattungen, und mit Energie arbeitete er auf Erreichung eines hohen Ideals hin. Dabei zeichnete er sich stets aus durch feinsten Geschmack und klares, bewußtes Erkennen der Aufgaben, welche der Künstler der Gegenwart zu lösen hat. Dennoch ist die Kritik genöthigt, M. das Prädicat eines Meisters ersten Rangs zu versagen, indem es ihm zweifellos an Ursprünglichkeit und Fülle der Phantasie, an Naturkraft und Unmittelbarkeit des Schaffens fehlte. Alles, was die edelste und reichste Bildung zu gewähren vermag, Alles, was der Künstler durch eigene Thätigkeit erlangen kann, sehen wir in M. verwirklicht, aber das natürliche Fundament, die andere Seite im künstlerischen Geiste, welche in gleicher Kraft vorhanden sein muß, wenn harmonische Schöpfungen hervorgehen sollen, entspricht jenem Erworbenen nicht ausreichend, und so tritt bei ihm die Thätigkeit des Verstandes auf Kosten der Phantasie hervor. Was die in seinen Werken ausgeprägte Weltanschauung betrifft, so müssen wir bemerken, daß die glücklichen Verhältnisse, in denen er lebte, ihn fern gehalten haben von den Abgründen des Schmerzes, fern gehalten von den Bewegungen des Tages und dem Schmerz und Kampf desselben; ungetrübte Heiterkeit, Lächeln des Glücks, Versöhnung, wie sie den Künstlern vor dem J. 1830 eigen war, sind daher die Grundzüge seines Wesens. Zugleich richtete die ihm früh zu Theil gewordene umfassende Bildung seine Blicke vorzugsweise auf die Vergangenheit. Allgemein bekannt wurde M. zuerst durch seine Ouverture zum „Sommernachtstraum"

der dann die zum Märchen „Die schöne Melusine", „Meeresstille und glückliche Fahrt" und die „Hebriden" folgten; allgemeine Anerkennung als Meister errang er durch sein Oratorium „Paulus", welches er 1836 in Düsseldorf schrieb. M. war zugleich ausgezeichneter Pianofortecomponist; er schuf die „Lieder ohne Worte", und diese Compositionen verschafften ihm schon früh Eingang im größern Publicum. Viele andere Werke von größerm oder geringerm Umfange, vier Symphonien, zwei Concerte für Pianoforte, Trios, Sonaten u.s.w. verbreiteten sodann seinen Namen immer mehr und boten der musikalischen Welt reiche Genüsse. Unter seinen zahlreichen Compositionen für Gesang sind die meisten allgemein beliebt worden. Unter seinen größern Werken müssen als besonders gelungen noch hervorgehoben werden: „Die Walpurgisnacht" (1833), „Antigone" (1841), „Der Sommernachtstraum" (1843), „Athalia" (1844) und „Elias" (1846). Eine Oper „Lorelei" und ein Oratorium „Christus" blieben unvollendet. M. starb zu Leipzig 4. Nov. 1847 und wurde auf die feierlichste Weise in Berlin beerdigt.

**Mendes**, eine Stadt im ägypt. Delta, in welcher die Localgottheit, wahrscheinlich eine Form des Osiris, unter dem Symbol eines Bocks verehrt wurde. Den besondern Namen dieses Gottes, den die Griechen zu Herodot's Zeit wegen des Bocks mit dem Pan verglichen, kennen wir nicht. Es scheint, daß er, wie andere Analogien sehr wahrscheinlich machen, gewöhnlich nur der Mendesische (Gott) genannt wurde. Es ist nur ein daraus erklärliches Misverständniß, wenn Herodot erzählt, daß der Gott selbst und sein heiliger Bock Mendes geheißen hätten.

**Mendicanten**, soviel als Bettelmönche (s. d.).

**Mendizabal** (Don Juan Alvarez y), span. Finanzmann, geb. um 1790 in Cadiz, wo sein Vater, Mendez, als jüd. Handelsmann lebte. Der Sohn entwickelte ebenfalls zeitig Talent als Handelsmann und ward nach der Invasion der Franzosen 1808 bei der Proviantverwaltung angestellt. Nach dem Kriege kam er auf das Contor des reichen Bankiers Don Vincente Beltran de Lis in Madrid. In Cadiz 1819 durch Galiano und Isturiz in die Verschwörung eingeweiht, welche die Wiederherstellung der Constitution von 1812 zum Zwecke hatte, wußte er sich bei der revolutionären Armee durch die Beitreibung der nöthigen Gelder sehr verdient zu machen. Nach der Wiederherstellung der Constitution leistete er Canga-Arguelles bei Ausführung von dessen Finanzplanen hülfreiche Hand. Als die constitutionelle Sache unterlag, flüchtete M. nach England, wo er durch engl. Capitalisten, die mittels seiner Dazwischenkunst der constitutionellen Regierung in Spanien die letzten Summen vorgeschossen hatten, in Schuldenarrest gebracht, aber bald wieder freigelassen wurde. In London begann er nun mit geringem Vorschuß einen Detailhandel, der bald sehr einträglich wurde. Geschäftliche Reisen nach Lissabon brachten ihn 1827 mit einem Agenten Dom Pedro's in Bekanntschaft, der für Letztern eine Anleihe suchte. M. erbot sich zu dem Geschäft und brachte die Anleihe wirklich zu Stande. Sein bereits erworbenes Vermögen setzte ihn in den Stand, seine Handelsunternehmungen immer weiter auszudehnen. Jetzt wurde der General Alava, damals span. Gesandter in London, auf M. aufmerksam und schloß 1833 mehre Lieferungsgeschäfte für die Bedürfnisse der Truppen der Königin mit ihm ab. Durch Alava wurde M. auch in Madrid als ein sehr fähiger Mann empfohlen. Als einen Vertrauten der engl. Regierung und äußerst geschickten Geldmann ernannte ihn der Graf Toreño 13. Juni 1835 endlich zum Finanzminister. M. zögerte nicht, diese Stelle anzunehmen, verweilte aber noch einige Zeit in England, um seine eigenen Geschäfte zu ordnen und die ihm übertragene Ausrüstung der Hülfslegion zu beschleunigen. Schon 4. Aug. 1835 schloß er in London mit dem Hause Ricardo (Ardoin) den Vertrag über eine Anleihe von 1,150000 Pf. St. ab. Darauf ging er über Paris nach Bordeaux und schiffte sich nach Santander ein. Mit Jubel wurde er überall auf seiner Reise nach Madrid empfangen. Binnen einem Monat verhieß er die Auflösung der Junten und die Beendigung des Bürgerkriegs. Toreño mußte ihm nun im Ministerium weichen und im Sept. 1835 ward er sogar interimistischer Conseilpräsident. M. berief die Cortes, um das Estatuto real zu revidiren, und verpflichtete sich prahlerisch, den Bürgerkrieg binnen sechs Monaten zu Ende zu bringen. Die Cortes gestatteten ihm auch die Aushebung von 100000 Mann und bewilligten ihm fast einstimmig (16. Jan. 1836) ein Vertrauensvotum, durch das er ermächtigt wurde, alle möglichen Hülfsmittel herbeizuziehen. M. verfügte sonach die Aufhebung der Mönchsklöster, veräußerte leichtfertig die Staatspapiere, brachte aber die Finanzzustände des Staats nur noch mehr herab und löste endlich 27. Jan. 1836 die Cortes auf. Aus Übermuth über die vertrauliche Weise, auf welche der engl. Gesandte mit ihm umging, beleidigte er den franz. Botschafter, Grafen Rayneval, der nun zunächst an seinem Sturze zu arbeiten begann. Auch war inzwischen die Zeit abgelaufen, wo er dem Lande den Frieden hatte bringen wollen, und Jedermann erkannte, daß M. eigentlich nur täuschende Versprechungen gemacht. Die neuen Cortes

griffen ihn daher auf das heftigste an, sodaß er (15. Mai 1836) seine Entlassung nehmen mußte. Bis zur Insurrection von La Granja verhielt er sich sobann in Zurückgezogenheit. Erst als Calatrava keinen Finanzminister finden konnte, übertrug man ihm, doch unter dem Widerstande der Königin-Regentin, 11. Sept. 1836 abermals das Finanzministerium. Allein sein neues Auftreten diente nur dazu, ihn in der öffentlichen Meinung noch tiefer herabzusetzen. Mit dem Ministerium Calatrava mußte M. abermals das Finanzministerium (10. Aug. 1837) abgeben. In den drei folgenden Jahren war er Deputirter der Provinz Madrid in den Cortes. Als solcher gehörte er stets zu der heftigsten Opposition. Unter dem Regenten Espartero übernahm er 1841 nochmals das Finanzministerium, sah sich aber nach dessen Sturze genöthigt, nach Portugal zu flüchten, von wo er nach England und später nach Frankreich ging.

**Mendoza** (Don Diego Hurtado de), ein span. Classiker, zugleich berühmt als Staatsmann und Feldherr unter Karl V., geb. zu Granada um 1503, hatte kaum die Universität zu Salamanca verlassen, als ihn Karl V. als Gesandten nach Venedig schickte. Später ging er als kaiserlicher Bevollmächtigter auf die Tridentinische Kirchenversammlung und 1547 als Botschafter an den päpstlichen Hof. Als Generalcapitän und Statthalter von Siena unterwarf er diese Republik und gab sie Cosimo I. Medici unter span. Oberhoheit zu Lehn. Verhaßt bei Allen, die noch Sinn für Volksrecht und Freiheit hatten, verabscheut vom Papste Paul III., den er in Rom selbst zu demüthigen den Auftrag hatte, herrschte er nur durch Todesstrafen, und obgleich unaufhörlich von den Dolchen der Mörder bedroht, die er sowol durch Gewaltmisbrauch als durch seine Liebesabenteuer in Rom gegen sich aufgereizt hatte, behauptete er sich dennoch bis 1554, wo Karl V., ermüdet von den wiederholten Klagen seiner ital. Unterthanen, ihn zurückberief. Mitten unter den Entwürfen einer tyrannischen Gewalt war indessen M. in Italien mit literarischen Nachforschungen, besonders mit dem Sammeln griech. Manuscripte und Alterthümer eifrig beschäftigt. Er sendete Gelehrte auf den Berg Athos, um in dem dortigen Kloster alte Handschriften aufzusuchen; auch benutzte er zu diesem Zwecke das Ansehen, in welchem er am Hofe Soliman's stand. Nach Karl's V. Abdankung lebte er an Philipp's II. Hofe, bis ein Streit wegen eines Liebeshandels mit einem Nebenbuhler ihn 1568 ins Gefängniß brachte, worauf er nach Granada verwiesen wurde, wo er Gelegenheit fand, den Gang des Aufstandes der Mauren genau zu beobachten. Er starb zu Valladolid 1575. Seine Bibliothek ist jetzt eine der Zierden des Escurial. In seinen poetischen Episteln gab M. seinem Vaterlande das erste gute Muster für dieses Fach. Seinen Sonetten fehlen bei edelm Ausdruck Anmuth und Wohllaut, und seine Canzonen sind oft dunkel und gesucht. Seinen Satiren wurde von der Inquisition der Druck versagt. Als Prosaiker machte er Epoche durch seinen komischen Roman „Vida de Lazarillo de Tormes" (Burgos 1554; beste Ausg., Par. 1627; Tarragona 1556; fortgesetzt von de Luna, Par. 1620; deutsch von Keil, Gotha 1810), den er als Student schrieb, und sein ausgezeichnetes Geschichtswerk „Guerra de Granada etc.", welches erst 1610 in Druck kommen durfte, unverstümmelt aber zuerst zu Valencia (1776) erschien. Seine poetischen Werke erschienen nur ein mal zusammengedruckt (Madr. 1610). — Sein Bruder, Don **Antonio Hurtado de M.**, war Vicekönig von Neuspanien und ließ das naturhistorische Werk „De las cosas naturales y maravillosas de nueva España" erscheinen. — Ein anderer Don **Antonio Hurtado de M.** lebte unter Philipp IV. und war dessen Geh. Secretär und Rath der Inquisition. Man hat von ihm mehre Komödien und einen Band lyr. Gedichte Lissab. 1690; 2. verb. Aufl., Madr. 1728).

**Mendoza** (Inigo Lopez de), s. Santillana.

**Menedemus**, aus Eretria auf Euböa, ein griech. Philosoph, der ungefähr um das J. 300 v. Chr. lebte, ist der Stifter der sogenannten **Eretrischen Schule**, die nur ein unbedeutender Nebenzweig der Megarischen Schule (s. d.) war. Das Wenige, was die Alten von M. sagen, zeigt nur sein Anschließen an die Megariker.

**Menelaus**, König von Lacedämon, einer der Atriden, ein jüngerer Bruder des Agamemnon (s. d.), Gemahl der Helena (s. d.) und Vater der Hermione und des Megapenthes, ist einer der schönsten Charaktere bei Homer und bekannt durch die Entführung seiner Gattin durch Paris. Er selbst führte 60 Schiffe gegen Troja, war daselbst unter dem Schutz der Here und Athene einer der tapfersten Streiter und befand sich auch mit den andern Helden in dem hölzernen Pferde. Nach Trojas Fall segelte er sogleich mit Helena ab und war auf seiner Rückkehr schon in die Gegend von Maleia gelangt, als Zeus einen Sturm sendete, der seine Flotte zerstreute und ihn acht Jahre lang an den Küsten von Kypros, Phönizien, Äthiopien, Ägypten und

Libyen umherzuirren nöthigte. Auf der Insel Pharos endlich, wo er zwanzig Tage verweilte, gab ihm Eidothea den Rath, ihren Vater, Proteus, durch List zu fangen und dann zu zwingen, Das zu verkünden, was er thun müsse, um glücklich nach Hause zurückzukehren. Dieses geschah, und M. kam glücklich mit Helena in seiner Heimat wieder an, gerade an dem Tage, an welchem Orestes die Klytämnestra und den Ägisthos bestattete. Als ihn hier Telemachos besuchte, vermählte er gerade die Hermione (s. d.) an Neoptolemos und den Megapenthes an die Tochter des Alektor. Als des Zeus Eidam nahm ihn endlich, wie ihm schon von Proteus prophezeit worden war, Elysium auf. Zu Therapne in Lakonien zeigte man sein und der Helena Grab; auch hatte er hier einen Tempel.

**Menelāus**, ein griech. Mathematiker aus Alexandria, lebte zu den Zeiten Trajan's und schrieb drei Bücher „Sphaerica", die sich aber nur noch in einer lat. Übersetzung, herausgegeben von Maurolycus (Messina 1558) und Halley und Costard (Orf. 1758), erhalten haben.

**Menenius Agrippa** hieß der Gesandte, welchen die röm. Patricier bei der ersten Secession der Plebejer auf den Heiligen Berg, 496 v. Chr., an diese abschickten, und der sie durch die Erzählung von den Gliedern, welche dem Magen den Dienst verweigern, zur Eingehung eines Vergleichs überredete, der die Einsetzung der Volkstribunen zur Folge hatte.

**Menestrels** und **Minstrels**, s. **Provenzalen** und **Troubadour**.

**Mengs** (Ant. Rafael), einer der ausgezeichnetsten Künstler und Kunstschriftsteller des 18. Jahrh., geb. zu Aussig in Böhmen 12. März 1728, wurde von Jugend auf von seinem Vater, Israel M., einem mittelmäßigen Künstler, der, ein geborener Däne, Hofmaler in Dresden war, höchst tyrannisch behandelt. Zum Künstler bestimmt und vom Vater in die ersten Regeln der Kunst eingeweiht, mußte er demselben 1741 nach Rom folgen, wo er unterdessen fortwährend unter sehr strenger Leitung von den Meisterwerken der alten Sculptur zu den genialen Arbeiten des Michel Angelo und Rafael überging. Im J. 1744 kehrte er mit seinem Vater nach Dresden zurück und wurde vom König August III. zum Hofmaler ernannt, doch erhielt er zugleich die Erlaubniß, wieder nach Rom zurückkehren zu dürfen, wohin ihn der Vater ebenfalls begleitete. Seit 1748 trat er nun mit eigenen größern Compositionen auf, die ungetheilten Beifall erhielten. Besonders trefflich gelang ihm eine Heilige Familie, die er dort aufstellte und die noch insbesondere deshalb merkwürdig wurde, weil er sich in das schöne Bauermädchen, welches im Beisein der Mutter ihm zum Modell diente, verliebte, zur kath. Kirche übertrat und sie heirathete. Nachdem er 1749 abermals nach Dresden zurückgekehrt, ernannte ihn der König zum ersten Hofmaler, und als 1751 die kath. Kirche eingeweiht werden sollte, erhielt er den Auftrag zur Fertigung des Gemäldes für den Hochaltar und zugleich die Erlaubniß, dasselbe in Rom arbeiten zu dürfen. Hier übernahm er 1754 die Direction der neuerrichteten Malerakademie auf dem Capitol. Im J. 1757 malte er für die Cölestinermönche die Decke in San-Eusebio, später für den Cardinal Albani in dessen Villa ein Deckengemälde und dann verschiedene Ölgemälde, z. B. eine Kleopatra, eine Heilige Familie und eine Magdalene. Ein junger Engländer, Webb, dem er seine Ideen über die Kunst mittheilte, gab diese in den „Untersuchungen über die Schönheit" (Zür. 1771) für die seinigen aus und machte sich mittels dieses Plagiats berühmt. Im J. 1761 folgte M. einem Rufe König Karl's III. nach Spanien, wo er seine Himmelfahrt Christi für den Hochaltar in Dresden vollendete und unter Anderm eine Götterversammlung und eine Kreuzabnahme malte. Intriguen seiner Gegner veranlaßten ihn, sich 1770 Urlaub zu erbitten, um nach Italien zu gehen, wo er in der vaticanischen Bibliothek ein großes allegorisches Deckengemälde ausführte. Erst nach drei Jahren kehrte er nach Madrid zurück und arbeitete den Plafond im Speisesaale des Königs, darstellend die Vergötterung Trajan's und den Tempel des Ruhms, der sein Hauptwerk wurde. Schon 1776 begab er sich indeß wieder nach Rom, wo er 29. Juni 1779 starb. Von seinen 20 Kindern überlebten ihn sieben. Sein Wohlthätigkeitssinn, die Unterstützung junger Künstler, die sorgfältigste Erziehung seiner Kinder, seine Liebe für die Kunst, die ihn bewog, Handzeichnungen berühmter Meister, Vasen, Gypsabgüsse, von denen er eine Sammlung der königl. Akademie in Madrid schenkte, eine andere in Dresden sich befindet, Kupferstiche u. s. w. oft für hohe Summen zu erkaufen, ferner seine immerwährenden Reisen, endlich auch seine vornehme Lebensart hatten, als er starb, die großen Summen, die er verdiente, aufgezehrt; doch seiner Familie nahmen sich seine Freunde und Verehrer an. Seine Composition und Gruppirung ist einfach, edel und studirt, vielleicht auch zuweilen gesucht, seine Zeichnung immer richtig und gewählt. Sein großes Vorbild, Rafael und die Antike, bewahrte ihn vor aller Manier, und seine Bilder sind Werke des vollendeten Geschmacks. Gleichwol lassen sie den Beschauer kalt, weil sie eine gewisse Absichtlichkeit und

Mangel an eigener Inspiration verrathen. Das Colorit, worin Tizian sein Muster war, ist kräftig und schön; überhaupt sind seine meisten Werke mit großer Sorgfalt und Liebe vollendet. Im Unterricht war er streng, machte aber seine Schüler mehr auf die begangenen Fehler aufmerksam, als daß er sie auf die noch fehlenden Schönheiten hinwies. In Deutschland sind besonders seine drei Altarblätter in der kath. Kirche zu Dresden bekannt. Höchst belehrend sind auch seine Schriften, die ital. von Azara (2 Bde., Parma 1780) und deutsch von Prange (3 Bde., Halle 1786) herausgegeben wurden und bei deren Ausarbeitung ihn sein Freund Winckelmann sehr unterstützte.

**Meng-tse** (d. i. Lehrer Meng) oder **Mencius**, wie die Jesuiten den Namen latinisirt haben, früher Meng-ko geheißen, ein chinesischer Weiser, ward in den ersten Jahren des vierten Jahrh. v. Chr. in dem heutigen Kreise Schan-tong geboren und starb gegen 314, im 84 J. seines Alters. Kong-tse oder, ebenfalls latinisirt, Confucius (s. d.) und Meng-tse werden von den Völkern des chinesischen Culturssystems als ihre ersten Lehrer und Weisen verehrt. Sie erhielten viele Ehrennamen, worunter Sching, was mit heilig oder vollkommen übersetzt werden kann, der gewöhnlichste. M. erhielt von seiner Mutter, weil der Vater früh gestorben war, eine sehr sorgfältige Erziehung; „die Mutter des Meng" ist ein chinesisches Sprüchwort zur Bezeichnung einer trefflichen Erzieherin. Um diese Zeit zerfiel China in eine Menge erbliche Lehnsstaaten, welche kaum die Oberherrlichkeit des Kaisers der Tscheu anerkannten. Meng-tse besuchte mehre Höfe, um seinen Lehren der Tugend und Gerechtigkeit Eingang zu verschaffen; aber vergebens. Die hierüber gepflogenen Gespräche mit den Fürsten und ihren Ministern, mit seinen Jüngern und Bekannten wurden von den zahlreichen Bewunderern des Meisters aufgezeichnet. Sie bilden das „Buch des Meng-tse", das vierte der sogenannten „Vier Bücher", die Grundwerke zur Erziehung und Heranbildung der chinesischen Jugend enthaltend. Das Buch des Meng-tse ist umfangreicher als die drei übrigen zusammen. Man hat hiervon mehre Übersetzungen, die aber sämmtlich weit hinter der Energie und Kürze, hinter der Frische und Lebendigkeit des Originals zurückbleiben. So die lat. des P. Noel (Prag 1711) und Stan. Julien (2 Bde., Par. 1824); der letztern wurde auch der lithographirte Text beigegeben. Übersetzungen des Meng-tse finden sich auch mehre in modernen Sprachen, unter denen der Vier Bücher, wie der englischen von Collie (Malakka, 1828) und der französischen von Pauthier.

**Meninski** (Franz), eigentlich Menin, der vorzüglichste Förderer des Studiums der türk. Sprache unter den übrigen europ. Völkern, war in Lothringen 1623 geboren, studirte in Rom und begleitete in einem Alter von 30 J. aus Neigung den poln. Gesandten nach Konstantinopel. Hier erwarb er sich eine so vollkommene Kenntniß der türk. Sprache, daß er zum ersten Dollmetscher bei der Gesandtschaft und später zum Gesandten ernannt wurde. Nachdem er das poln. Indigenat erhalten, verwandelte er seinen Familiennamen Menin in Meninski. Indeß schon 1661 trat er in die Dienste des deutschen Kaisers und wurde erster Dolmetscher der orient. Sprachen in Wien. Im J. 1669 besuchte er Jerusalem. Er starb 1698. An seinen „Thesaurus linguarum orientalium, sive Lexicon Arabico-Persico-Turcicum" (3 Bde., Wien 1680—87) schließen sich seine „Linguarum orientalium, Turcicae, Arabicae, Persicae, institutiones, sive grammatica Turcica" und das „Complementum thesauri linguarum orientalium, sive Onomasticum Latino-Turcico-Arabico-Persicum" als vierter und fünfter Band (Wien 1680) an. Einen Wiederabdruck der Grammatik besorgte Kollar (Wien 1756) und eine neue Ausgabe des Lexikon Jenisch (4 Bde., Wien 1780—1802).

**Menippus**, einer der berüchtigtsten Cyniker und Schüler des Diogenes, aus Gadara in Syrien gebürtig, hatte sich durch schändlichen Wucher ein bedeutendes Vermögen erworben, büßte dasselbe aber wieder ein und soll sich aus Gram über diesen Verlust erdrosselt haben. Mit beißendem Spotte verfolgte er die Verkehrtheiten der Menschen und namentlich der Philosophen, daher der Römer Varro (s. d.) unter dem Namen Satira Menippea oder cynica eine besondere Art von Satiren verfaßte, die sich in einzelnen Bruchstücken noch erhalten haben. Über das Leben des M. und das Wesen der nach ihm benannten Menippeischen Satire handelt Öhler in „Marci Terentii Varronis saturarum Menippearum reliquiae" (Quedlinb. und Lpz. 1844).

**Mennige** nennt man das ziegelrothe Oxyd des Bleis, welches entsteht, wenn man gewöhnliche Bleiglätte längere Zeit bei einer nicht bis zum Schmelzen steigenden Temperatur an der Luft erhitzt. Die Mennige findet als Malerfarbe und zur Fabrikation einer Bleiglasur und des Bleiglases Anwendung; auch bedient man sich ihrer zur Bereitung eines Kittes und Pflasters. Sie wird mit Ziegelmehl nicht selten verfälscht, dient ihrerseits wieder als Verfälschungsmittel

des Zinnobers und unterliegt in der Anwendung denselben Vorsichtsmaßregeln wie andere Bleiverbindungen, deren giftige Eigenschaften sie theilt.

**Menno** (Simons), Stifter der Mennoniten oder Wiedertäufer (s. d.), wurde zu Witmarsum in Friesland 1496 geboren. Im J. 1524 trat er in den geistlichen Stand und bekleidete einige Jahre die Stelle eines Priesters, anfangs in dem benachbarten Dorfe Pinjum, nachher in seinem Geburtsorte selbst. Das Studium des Neuen Testaments regte schon seit 1530 mancherlei Zweifel an der Wahrheit der Kirchenlehre in ihm an, und da ihn auch das Formelwesen der Kirche nicht befriedigte, sagte er sich 1536 gänzlich von derselben los. Von der Schriftmäßigkeit der Taufe der Erwachsenen überzeugt, schloß er sich an die Taufgesinnten an, die damals in den Niederlanden unter dem Namen der Wiedertäufer sich als eine eigene Religionspartei konstituirten, wurde zu Leeuwarden getauft und als Lehrer und Bischof in Gröningen angestellt. Von jetzt an war es sein Hauptstreben, die Wiedertäufer in Deutschland und in den Niederlanden zu einer Verfassung zu bringen, durch die sie sich der weltlichen Obrigkeit empfehlen, Duldung und Ruhe erwerben könnten. Zu diesem Zwecke durchwanderte er verschiedene Theile von Holland und Norddeutschland, ja er kam selbst bis nach Livland und Gothland; doch blieb Friesland sein eigentlicher Aufenthalt. Er sah sich manchen Verfolgungen ausgesetzt, sodaß er sogar nach Wismar flüchten mußte, wo er das „Colloquium Wismariense" hielt, welches Joh. Wigand in seinem Werke „De anabaptismo" (Lpz. 1582) aufbewahrt hat. Zuletzt ließ er sich in der Herrschaft Fresenburg bei Oldeslohe im Holsteinischen nieder, wo er nicht nur Freiheit und Schutz fand, sondern auch die Vergünstigung erhielt, eine Druckerei zur Verbreitung seiner Schriften zu errichten. Nachdem er noch eine Reise nach Köln unternommen hatte, wo er vergebens sich bemühte, die Streitigkeiten mit den hochdeutschen Taufgesinnten über den kirchlichen Bann beizulegen, starb er 1561 in Oldeslohe. Sein freimüthiges Auftreten für die Wahrheit bekundete einen unabhängigen Geist; sein Wirken athmete einen regen Eifer für ein geläutertes praktisches Christenthum. In den mancherlei Spaltungen seiner Anhänger, vorzüglich über den kirchlichen Bann, neigte er sich stets zur Milde, Duldsamkeit und Verträglichkeit hin. Sein Lehrbegriff, den er besonders in dem „Fundamentbuch von dem rechten christlichen Glauben" (1539) darstellte, unterschied sich von dem der ref. Kirche fast nur in der Lehre über die Menschwerdung Jesu, die ohne körperliche Mitwirkung der Maria erfolgt sei, in der Lehre von der Verwerfung der Kindertaufe, in der Lehre von der Kirche, die nur aus Heiligen bestehe, weshalb er auch meinte, daß die Obrigkeiten nur für Unheilige eingesetzt seien, daß man keinen Krieg und keinen Proceß führen, keinen Eid ablegen und keine Ehescheidung gestatten dürfe. Die Fußwaschung behielt er als eine heilige Handlung bei; die strenge kirchliche Disciplin und Sittenlehre, die er aufstellte, beruhte auf der buchstäblichen Erklärung der Bergpredigt. Die zahlreichen Schriften M.'s wurden später von seinen Anhängern gesammelt (Amst. 1600 und 1646; am vollständigsten Amst. 1681). Ihr Inhalt ist meist polemisch und asketisch, zeichnet sich aber durch eindringliche Kraft und Wärme der Rede aus.

**Menou** (Jacques François, Baron de), franz. General, geb. 1750 zu Boussay in Touraine, stammte aus einem alten Geschlechte und trat sehr jung in die Armee. Beim Ausbruche der Revolution war er bereits Maréchal-de-Camp. Im J. 1789 vom Adel seiner Provinz zum Abgeordneten der Generalstaaten erwählt, vereinigte er sich ohne Zögern mit dem Dritten Stande und gab seine Privilegien auf. Als Mitglied des Kriegscomité beschäftigte er sich eifrig mit der Bildung des neuen Heeres und unterstützte dann die Bewaffnung der Nationalgarden. Nach der verunglückten Flucht des Königs half er zur Erhaltung des Throns den Club der Feuillants (s. d.) stiften. Wiewol mit parlamentarischen Arbeiten überhäuft, blieb er stets im activen Dienst und befehligte die Truppen in der Nähe der Hauptstadt. Im J. 1793 kämpfte er in der Vendée, wurde von Larochejacquelin entscheidend geschlagen und mußte sich auf Robespierre's Anklage vor dem Convent vertheidigen. Barère nahm in dieser gefährlichen Lage seine Partei und rettete ihm das Leben. Als sich nach dem Sturze der Schreckensherrschaft die Vorstadt St.-Antoine 2. Prairial (Mai 1795) gegen den Convent erhob, bezwang er die Empörer an der Spitze der Linientruppen, widersetzte sich aber dem Willen der Conventsabgeordneten, die Vorstadt anzuzünden. Der Convent verehrte ihm dafür eine volle Rüstung. Bei dem Aufstande der Section Lepelletier, 13. Vendémiaire (Oct. 1795), bewies er als Befehlshaber weniger Energie; er weigerte sich, mit der Linie die Nationalgarde anzugreifen. Während ihm der junge Bonaparte im Commando folgte, wurde er verhaftet, aber auf dessen Verwenden vom Kriegsgerichte freigesprochen. Seitdem lebte M. zurückgezogen, bis ihn Bonaparte bei der Expedition nach Ägypten als Divisionsgeneral anstellte. Ohne sich auszuzeichnen, kämpfte er wäh-

rend des Feldzugs nicht ohne Tapferkeit. In Rosette heirathete er die Tochter eines reichen Mohammedaners, trat selbst zum Islam über und nahm den Namen Abdallah Jakob Menou an. Nach Kleber's Ermordung erhielt er als der älteste Divisionsgeneral den Oberbefehl über die Heerestrümmer. Er machte sich in dieser Stellung durch Anhänglichkeit an den Islam lächerlich und verächtlich, zeigte sich auch schwach und nachlässig in der Landesverwaltung und erregte die Erbitterung seiner Vaterlandsgenossen und Kameraden. Bei der Landung der Engländer unter Abercromby machte er 21. Mai 1801 einen ohnmächtigen Versuch, dem Feinde entgegenzutreten. Er wurde nach Alexandria zurückgeworfen und mußte capituliren. Als er 8. Mai 1802 zu Paris anlangte, vertheidigte ihn der Erste Consul gegen die Ankläger, besonders gegen Reynier, seinen heftigsten Gegner. Acht Tage darauf trat M. ins Tribunat; später schickte ihn Bonaparte als Gouverneur nach Piemont, wo er sich allgemeine Achtung erwarb. In der Folge wurde er Gouverneur von Venedig und starb daselbst 13. Aug. 1810.

**Mensch.** Es gibt drei verschiedene Seiten der Beobachtung, von denen der Mensch aufgefaßt und beurtheilt werden kann, nämlich von Seiten seiner leiblichen, seiner geistigen und seiner socialen Natur. Die leibliche Auffassung ist die, welche durch die äußern Sinne vermittelt wird; die geistige ist die vermöge des innern Sinns oder unmittelbaren Bewußtseins des Menschen von sich selbst; die sociale Auffassung ist aus beiden zusammengesetzt. In leiblicher Beziehung stellt der Mensch dadurch den vollkommensten unter den thierischen Organismen dar, daß bei ihm das Nervensystem, als der Träger der innern oder psychischen Functionen, die ausgebildetste Gliederung und im Nervenbau sein beherrschendes Centralorgan, das Gehirn (s. d.), das größte Übergewicht über die Masse der übrigen Nerven besitzt. Denn eben hierdurch wird eine größere Entwickelung und Ausbildung des die Sinneneindrücke verknüpfenden innern Sinns oder Bewußtseins bedingt, während unter den einzelnen Sinnen das Gesicht, das Gehör und der Geruch bei andern Thieren eine größere Schärfe zu erlangen vermögen. Dagegen gibt die Unbedecktheit der Haut dem Sinne des Getastes eine weitere, durch das Schweben der umhertastenden Hände unterstützte Ausbreitung, macht aber den menschlichen Leib dadurch auch verletzlicher und verwundbarer, dazu den Angriffen des Frostes und der Witterung mehr ausgesetzt, sodaß der Verstand von vorn herein aufgefodert ist, die hier hervortretende Blöße und Wehrlosigkeit durch Kleidung, Wohnung und künstliche Waffen und Werkzeuge zu ersetzen. Als das Bewunderungswürdigste im Bau der Menschengestalt springt dies hervor, daß sie in den äußerlichen Formen ihrer Glieder ein Musterbild der plastischen Schönheit ist bei normal hergestellten Verhältnissen, hingegen bei gestörten Verhältnissen ein Zerrbild ohnegleichen, wie in der Figur des Affen. Diese plastische Ausdrucksfähigkeit beruht besonders darauf, daß, während bei den sonstigen Thiergestalten die Längendimension vom Haupte zum After vorherrscht (am vollkommensten in Würmern und Schlangen), hier umgekehrt die Dimension von Rechts und Links sich vorzugsweise in symmetrischen Gliedern ausarbeitet, mit einem Anschwellen der Extremitäten, besonders der Schenkel, zu einer sonst unerhörten verhältnißmäßigen Stärke, wobei sich der Schädel abrundet und die sonst mehr seitwärts gerichteten Augen gänzlich nach vorn treten. Dabei ist das Maß der ausgestreckten Arme so groß, daß es ungefähr der ganzen Körperlänge gleichkommt. Das Längenmaß des Körpers enthält bei wohlgebildeten Erwachsenen 7½—8 Kopflängen und darf weder über 8½ steigen, noch unter 7 herabsinken, wenn die Gestalt nicht ins Monströse übergehen soll. Dagegen beträgt in den ersten Lebensjahren das Körpermaß nur vier Kopflängen. Der menschliche Organismus steht vermöge der Structur seiner Zähne, sowie auch seiner Verdauungswerkzeuge in der Mitte zwischen pflanzen- und fleischverzehrenden Säugethieren, deren erste Ordnung (die der Zweihänder) er ausmacht. Diese unterscheidet sich von den ihr verwandten Vierhändern (den Affen, zunächst dem Orang-Outang) durch die Anlage des ganzen Körperbaus zum aufrechten Gang, nämlich durch die festgewölbten Knochen des Fußes mit dem daran hinten hervorragenden Hacken- oder Fersenbein, den Bau des unten breiten, nach oben schmaler werdenden Rückgrats und des schwächern Bandes, welches im Nacken den Kopf mit ihm verbindet; ferner durch die Kürze der Arme im Verhältniß zu den längern und mit stärkern Knochen, Bändern und Muskeln versehenen Beinen, durch die kleine und biegsame Handwurzel und das sich nach dem Leibe zu biegende Gelenk des Elnbogens. Hierzu kommt noch das stark hervorragende Kinn und die aufrechte Stellung der untern Schneidezähne nebst der auch dem Orang-Outang gänzlich fehlenden Ausbildungsfähigkeit der Sprechorgane. Der Streit darüber, ob der Mensch seiner Organisation nach zu den Affen gehöre oder nicht, wurde im vorigen Jahrhundert mit großem Eifer geführt, weil man hiermit die Fragen nach seiner höhern Bestimmung im engen Zusammenhange glaubte, und ist erst durch

Blumenbach zu der erwähnten endgültigen Entscheidung gebracht worden. Linné hatte nämlich zuvor das Geständniß abgelegt, kein sicheres Kennzeichen zu wissen, das den Menschen berechtige, eine eigene Ordnung unter den Säugethieren zu bilden, und hatte ihn deshalb in seinem „Systema naturae" zusammen mit Affen und Fledermäusen in die Ordnung der Primaten (mit vier parallelen Schneidezähnen und zwei Warzen auf der Brust) gethan. Dabei hatte er zwei Arten Menschen als Homo sapiens und Homo troglodytes sive nocturnus unterschieden, zur letztern Gattung den afrik. und asiat. Orang-Outang mitzählend, dessen Lebensgeschichte damals noch voll Fabeln war; zum Homo diurnus oder sapiens aber als eine besondere Varietät den Homo ferus (vierfüßig, stumm, mit Haaren bedeckt) gefügt, wozu ihm die angeblich wild in Wäldern als Überbleibsel früherer Bevölkerungen gefundenen Menschen Veranlassung gegeben hatten, wie z. B. einer 1344 in Hessen unter Wölfen, ein anderer 1661 unter den Bären der lithauischen Wälder gefunden und andere, besonders aber der sogenannte wilde Peter von Hameln, ein, wie man später erfuhr, seinen Ältern entlaufener blödsinniger Knabe, welchen 1726 ein Bürger von Hameln im Walde fand, wo er eine Zeit lang von Beeren und Wurzeln gelebt hatte. In dieses Chaos wurde zuerst von Blumenbach Ordnung gebracht und dabei zugleich in seiner berühmten Inauguralabhandlung „De generis humani varietate nativa" (1775; 5. Aufl., 1795) der Begriff der verschiedenen Varietäten des Menschengeschlechts oder der Menschenracen festgestellt, welcher für alle nachfolgenden Forschungen die solide Unterlage geblieben ist.

Blumenbach's Eintheilung in fünf Racen, nämlich die kaukasische, mongolische, äthiopische, amerikanische und malayische, beruhte auf den beharrlichen Formen des Skelets, namentlich des Schädels, sodann auf der Hautfarbe, sowie der Form und Farbe der Haare, wobei er jedoch sogleich zugab, daß die verschiedenen Racen durch so mancherlei Abstufungen und Übergänge vermittelt sind, daß sich im Einzelnen nur willkürliche Grenzen setzen lassen. Er nahm die kaukasische als die Stamm- und Centralrace an, von welcher die mongolische und äthiopische ausgeartet seien. Die amerikanische und malayische sind mehr Übergangsformen. Kant in seiner Abhandlung „Von den verschiedenen Racen der Menschen" (1775) bestimmte unabhängig von Blumenbach genauer den Gattungsbegriff vom Standpunkte der Zeugung aus. Cuvier folgte Blumenbach, reducirte aber die fünf Racen auf drei. Oken kehrte zu den fünf Racen Blumenbach's zurück. Bory de St.-Vincent nimmt 15 verschiedene Paare von Stammältern unabhängig untereinander an, von denen elf schlichthaarig und vier kraushaarig gewesen seien. Desmoulins nimmt 16 Arten (species) des Menschengeschlechts an. Nach Prichard's Annahme gibt es nur eine Art (species), aber mit sieben Varietäten. Morton hat für Nordamerika, d'Orbigny für Südamerika in diesem Fache weiter gearbeitet, ferner J. van der Hoeven in Leyden und Retzius in Stockholm, Letzterer durch Aufstellung neuer allgemeiner Typen des Schädelbaus. Die Sache ist also noch lange nicht als abgeschlossen zu betrachten. Wie sehr man aber auch in den speciellern Eintheilungen voneinander abgewichen ist, so sind doch als die entschiedensten und gegensätzlichsten ausgeprägten Typen immer die folgenden drei stehen geblieben: 1) Kaukasischer Typus, in Europa, dem südwestlichen Asien und nördlichen Afrika, mit ovalem Gesicht, verhältnißmäßig zum Gesicht großer Hirnschale, gewölbtem Scheitel, Gesichtswinkel von 80—85°, großer schmaler Nase, kleinem Mund und vortretendem Kinn. Die Hautfarbe ist weiß, bei südlichen Völkern ins Braune überspielend, der Bart stark. Der Ausdruck des Erröthens der Wangen ist hier am bemerkbarsten. Dabei herrscht die größte Mannichfaltigkeit in Beziehung auf die dunkeln, braunen oder blauen Augen, den schwarzen, braunen, rothen oder blonden Haarwuchs. Diesem Typus entsprechen in Asien die Perser, Afghanen, Beludschen, Bulgaren, Tscherkessen und andere, im südlichen Europa die Pelasger (in Griechenland und Italien), die Celten und die Iberier oder Basken, im nördlichen Europa die Germanen, welche im Süden und Westen mit den Celten, im Norden und Osten mit den Slawen vermischt sind. Die Slawen in Rußland, Polen, Böhmen, wozu auch Wenden und Slowaken gehören, gehen durch die Finnen, Esthen, Karelen, Liven und Lappländer in den tatar. und mongol. Typus über. Umgekehrt findet vom aramäischen Zweige in Syrien, Arabien, Habessinien und Mauretanien aus durch Ägypten und Nubien eine Annäherung an den Neger statt. Ähnlich in Hindostan. Endlich gehören noch annäherungsweise zum kaukasischen Typus die Malayen im Indischen Archipel, auf den Marianen und Karolinen, sowie die von Neuseeland, den Palmen-, Sandwich-, Marquesas-, Freundschafts- und Gesellschaftsinseln. 2) Mongolischer Typus, hervorstechend durch vorherrschende Breite des Gesichts. Die eigentlichen Mongolen, vorzüglich die Kalmücken, haben kleinen Wuchs, breite Brust, kurzen Hals, großen, durch senkrechte Seitenwände eckigen Kopf, breites, nach oben und unten schmal zulaufendes (rautenförmiges), plattes Gesicht, schmale und

niedrige Stirn, schmale, wenig gebogene Augenbrauen, weit voneinander stehende, schräg von innen und unten nach außen und oben geschlitzte, kleine, schwarzbraune Augen, kleine Nase mit platter Wurzel und breiten Flügeln, vorragende Backenknochen, große, vom Kopf abstehende Ohren, breite Lippen, kurzes, spitzes Kinn, dünnen Bart, schwarzes grobes Haar und schmutzig-gelbe Hautfarbe. Die Chinesen weichen hiervon ab durch größere Statur, stark gebogene Augenbrauen, bräunlich-gelbe Haut und glänzend schwarzes Haar. Die sämmtlichen Nordasiaten, Samojeden, Jakuten, Kamtschadalen, Tschuktschen u. s. w. gehören zum mongol. Typus. Annäherungsweise ein Theil der Bewohner auf den Karolinen, Nikobaren und Neuguinea, sowie auch die drei verschiedenen in Amerika vorkommenden Grundformen, sowol die den Tschuktschen verwandten Eskimos oder Polarvölker von der Beringsstraße und Alaschka bis Grönland, als auch die rothen und kupferbraunen Indianer vom Polarkreise bis zur Magellansstraße, mit breitem Gesicht, stark vorragenden Backenknochen, aber scharfen Zügen und erhobener Nase; zuletzt die Pescherähs des Feuerlandes. Die Hypothese, die sämmtlichen Ureinwohner Amerikas für eingewanderte asiat. Mongolen zu halten, ist daher eine bei vielen Naturforschern verbreitete. 3) **Äthiopischer Typus**, am reinsten im westlichen Theile von Afrika, namentlich in Guinea, mit schmalem, gegen den Scheitel seitlich zusammengedrücktem Schädel, großem Schläfengruben für die Kaumuskeln, flachem Hinterhaupt, schmalem und durch den vorstehenden Oberkiefer nach vorn gestrecktem Gesicht, Gesichtswinkel von meist nur 75°, schmaler und niedriger Stirn, vorstehenden vollen Augen, geplätschter Nase, wulstigen Lippen, schräg gestellten Schneidezähnen, zurücktretendem Kinn, schwarzem krausem und wolligem Haar bei übrigens wenig behaartem Körper. Dabei ist die Haut schwarz, dick, weich, sammetartig und kühl anzufühlen, die Ausdünstung von starkem eigenthümlichem Geruch. Der Wuchs ist schlank, das männliche Becken langgestreckt und eng, der Unterarm lang bei sehr flachen Händen und Füßen, langen und zugespitzten Fingern und Zehen. Unter diesen nähern sich dem kaukasischen Typus die gebirgbewohnenden gelbbraunen Kaffern mit hoher Stirn, die auf dem Hochlande von Guinea wohnenden gelbbraunen Fulahs, die den Hindu ähnlichen gelbschwarzen Mandingos, die gelblichbraunen Madagassen u. a. Dahingegen nimmt der Negertypus bei den Hottentotten und Buschmännern mongolische Züge in sich auf. Die gelblichschwarzen Papuas sind die Neger von Australien, in der Organisation unter den afrikan. Negern stehend, ohne Kinn wie die Hottentotten, mit affenähnlich langen Armen. Sie gehen durch die Alfuras oder Horaforas auf den Molukken und andere in die Malayen über.

Man zählt alle Menschen auf der Erde darum zu einer Gattung, weil die verschiedenen Racen untereinander fruchtbare Kinder zeugen. (S. **Farbige**.) Das Veränderlichste unter den Charakterzeichen der Menschenracen ist die Farbe, indem beim Europäer im fremden Welttheil sogleich bei der zweiten Generation Farbenwechsel eintritt, z. B. in Nordamerika Abbleichung, in Afrika braune Schminke. Die Portugiesen, welche sich im 14. Jahrh. nicht weit vom Senegal niederließen, sind an Farbe nicht mehr von den Negern zu unterscheiden, ebenso wenig die gänzlich unvermischt gebliebenen Juden in Abyssinien. Auch werden die Negerkinder weiß geboren, bräunen sich erst innerhalb vier Tagen und werden erst in drei bis vier Wochen schwarz, und zwar desto eher, je früher sie in die freie Luft gebracht werden. Der Grund der Färbung der braunen und schwarzen Menschen ist nicht in der Oberhaut, sondern in der unter dieser liegenden Netzhaut, deren kleberiger Schleim bei den Weißen weiß, dagegen durch vermehrte Ablagerung von Kohlenstoff bei den Negern schwarz, bei den Braunen braun ist. Alle flüssigen Theile, auch das Gehirn und der Samen, sind bei den Negern schwärzlich gefärbt. Durch übersauere Kochsalzsäure kann die Haut des Negers in wenigen Minuten weiß gewaschen werden. Bei Weißen ist in seltenen Fällen ein gänzliches oder partiales Schwarzwerden vorgekommen, z. B. bei Gelbsucht, Schwangerschaft, übermäßigem innern Gebrauche des Höllensteins und bei Executionen. Umgekehrt geht der Neger durch eine Hautkrankheit in den Albino oder Kakerlaken (s. d.) über. Unter den Polen verkrüppeln die Menschen wie die Gewächse. Der Mensch kommt einzig unter allen Thieren in allen Klimaten fort. Er ist von Natur hülfloser und hat unter allen die langsamste Entwickelung. Seiner geistigen Ausbildung sind aber die gemäßigten Klimate allein zuträglich, indem die Hitze ihn erschlafft, die Kälte ihn verdumpft und abstumpft. Er reift spät zur Mannbarkeit, am spätesten in den nördlichen Ländern und ist in Hinsicht der Geschlechtsfunctionen an keine Brunstzeit gebunden. Der Gegensatz der Geschlechter ist beim Menschen größer als bei den Thieren. (S. **Geschlecht**.) An Anzahl überwiegt das weibliche Geschlecht um ein Geringes; in der kaukasischen Race verhalten sich die neugeborenen Mädchen zu den Knaben wie 21 zu 20. Der Mensch genießt unter allen Thieren die mannichfaltigste

Nahrung, deren der Erwachsene täglich etwa vier Pfund bedarf. Hierdurch wird die vollkommenste Mischung des Blutes als des allgemeinen Materials zur Wiedererzeugung aller Organe bedingt, daher in Bezug auf die Veredelung der Organisation die richtige Wahl der Nahrungsmittel von der größten Wichtigkeit sein muß. Die Menge des im Kreislauf circulirenden Blutes ist beim Menschen ebenfalls verhältnißmäßig groß, nämlich 26—28 Pfund, als der fünfte oder sechste Theil des gesammten Körpergewichts, während man bei verschiedenen Arten von Säugethieren dasselbe nur den 10.—20., bei Vögeln den 30. Theil desselben ausmachen sah. Das gewöhnliche Lebensziel des Menschen von 70 Jahren läßt sich in seltenen Fällen bis auf 150 und darüber ausdehnen, sowol im Norden, z. B. England, als im Süden, z. B. Mauretanien; dagegen tritt in Beziehung auf die Folge der Lebensalter der Unterschied ein, daß der südländische Organismus in Folge der früher eintretenden Pubertät (s. d.) auch früher abblüht und also die Zeit der Jugend oder der unfertigen Entwickelung sich im Verhältniß zur übrigen Lebenszeit abkürzt. Der südliche Mensch ist daher mehr der fertige und sich gleichbleibende Mensch, der nördliche mehr der werdende, unfertige und entwickelbare. Denn je länger die Entwickelung dauert, um desto länger bleibt der Mensch durch immer neue Eindrücke bildsam. Unter den Geschlechtern gleicht das weibliche darin den Südvölkern, daß es ebenfalls der zeitiger zur Reife gelangende und rascher abblühende Theil ist, das männliche darin den Nordvölkern, daß es langsamer zur Reife gelangt, länger in der Unfertigkeit beharrt, dagegen auch vorzugsweise seine Entwickelbarkeit ins Unendliche ausdehnt. Ob das Menschengeschlecht von nur Einem Paare (nach Blumenbach) oder von mehren Paaren Stammältern (nach Bory von 15) abstamme, darüber zu entscheiden fehlt es ganz an festen Anhaltspunkten. Jedoch greift unter den Naturkundigen immer mehr die Annahme um sich, daß das Entstehen aller Organismen auf Erden nicht sprungweise, sondern durch eine allmälige Entwickelung der höhern aus den niedern oder auch der höhern aus untergegangenen Geschlechtern, von denen die niedern nur als Abarten zurückblieben, fortgeschritten sei, eine Annahme, welche durch den Umstand, daß man noch nirgends auf unzweifelhafte Weise fossile Menschenknochen gefunden hat, daß also die höchste Stufe der Organisation zugleich die letzte gewesen zu sein scheint, unterstützt wird. Die gegenwärtige Kluft zwischen Menschen und Thieren kann hierbei kein Gegengrund sein, weil diese durch das Fortschreiten des Menschengeistes in Erfindungen u. s. w. noch immer im Wachsen begriffen ist, und daher nichts im Wege steht, dieselbe für eine erst im Verlaufe der Weltgeschichte entstandene anzusehen. Vgl. Weber, „Die Lehre von den Ur- und Racenformen der Schädel und Becken des Menschen" (mit Abbild., Düsseld. 1830); Desmoulins, „Histoire naturelle des races humaines" (Par. 1826); Bory-de-St.-Vincent, „Essai zoologique sur le genre humain" (3. Aufl., 2 Bde., Par. 1836); Prichard, „Researches into the physical history of mankind" (3. Aufl., 5 Bde., Lond. 1836—47; deutsch von Wagner und Will, 4 Bde., Lpz. 1840—48); Derselbe, „The natural history of man" (Lond. 1843); Burmeister, „Geschichte der Schöpfung" (4. Aufl., Lpz. 1851); Derselbe, „Geologische Bilder zur Geschichte der Erde und ihrer Bewohner" (Bd. 1, Lpz. 1851); Frankenheim, „Völkerkunde" (Bresl. 1852).

In geistiger Beziehung steht der Mensch im Mittelpunkte des Weltalls als das Verbindungsglied von Naturwelt und Geistwelt, indem in ihm der Proceß der Organisationen sich schließt und damit der Proceß der freien Handlungen beginnt. Denn während das Thier vermöge seines Instincts (s. d.) eingeschlossen steht in einem engen ihm vorgeschriebenen Vorstellungskreise, kann der Mensch durch Überlegung und Nachdenken den anfänglichen Kreis seiner Vorstellungen nach Belieben erweitern und dadurch die mit ihm verbundenen und von ihm abhängigen Gefühle und Triebe überschreiten und abändern. Hierdurch wird das Leben dem blos natürlicher Organismus seiner Triebe enthoben und in einen durch die Thätigkeit des Verstandes und seiner Begriffe künstlich modificirten Trieborganismus hinaufgeschraubt, welcher eben darum, weil er ein künstlich abgeänderter ist, zeitlebens sowol durch äußere Eindrücke als durch Nachdenken modificirbar bleibt. Durch das Denken verwandeln sich die Vorstellungen in Begriffe (s. d.). Das äußerliche Zeichen vom Beginn dieser Thätigkeit beim Menschen und ihrer fortschreitenden Entwickelung ist die Sprache (s. d.), welche in der Kindheit der Völker arm und unbestimmt ist, aber mit der fortschreitenden Entwickelung an Reichthum und Präcision gewinnt. In der Thätigkeit der Überlegung oder der Vernunft vermag der Mensch seinen naturwüchsigen Trieben als gleichsam ein zweites Ich gegenüberzutreten, indem die überlegende Thätigkeit beim Handeln darin besteht, daß durch irgend einen innern oder äußern Eindruck die Wirksamkeit des vorhandenen Triebes aufgehalten, zurückgedrängt, in Frage gestellt wird und der Mensch sich nun nicht mehr als den Trieb, sondern als diesen Fragezustand, von welchem der

Trieb abhängig wird, empfindet. Der Trieb oder Wille wirkt nun nicht mehr blindlings, sondern wird insofern frei, als er aus der Welt der Begriffe Motive empfängt, welche ihm im Naturzustande gänzlich unbekannt waren. Daher denn freies Handeln und Handeln aus Überlegung synonyme Begriffe sind. Hieraus nun entspringt die Bedeutung des Wortes Mensch im höhern oder geistigen Sinn, wo man nicht mehr die Basis der organischen Triebe darunter versteht, sondern die Thätigkeit des Denkens oder der Vernunft, insofern ihr die Anschauungen, Erinnerungen und Triebe als Mittel ihrer Ausführung dienen. Der Mensch als Geist ist eine mit Naturtrieben und einem Vorstellungsmechanismus zu ihrer Bethätigung ausgerüstete Denkthätigkeit oder Vernunft. Die reine oder innere Bethätigung derselben ist das Erkennen, dessen Erzeugniß in Beziehung auf den erkannten Gegenstand die Wahrheit, aber in Beziehung auf die erkennende Thätigkeit oder das Subject (das Ich) das Fürwahrhalten oder die Überzeugung heißt. Die Überzeugung von Dem, was das der Vernunft Angemessene und folglich wahrhaft Menschliche im Handeln ist, heißt das Gewissen (s. d.). Im Gewissen kommt der Mensch zum tiefsten Bewußtsein seiner geistigen Natur als des echt Menschlichen oder Guten. Denn die Bethätigung des diesem Bewußtsein Angemessenen im Mechanismus der Vorstellungen und Triebe heißt das Gute oder die moralische Bestimmung des Menschen. Der Mensch als Geist oder als eine die Triebe als Mittel beherrschende Vernunft ist der gute Mensch, und sofern in Jedem das Princip des Geistes thätig ist, wenn es sich auch noch nicht das richtige Verhältniß zu den Trieben gegeben hat, trägt ein Jeder den von ihm selbst entwickelbaren Keim des Guten in sich. (S. Ethik.) Er ist die Anlage zur höchsten Selbständigkeit durch Handeln nach fester Überzeugung. Soll aber das Gute oder die praktische Vernunft, das eigentlich Geistige im Geistmenschen, ihm nicht selbst nur als ein vergängliches Phänomen erscheinen, vielmehr eine unerschütterliche und Alles beherrschende Macht in ihm gewinnen, so ist dies schlechthin unmöglich ohne die Zuversicht auf eine höhere Vernunftthätigkeit, aus welcher die Menschenvernunft stammt und mit welcher sie beim Aufhören des Lebens in eine nähere Verbindung zu treten hofft. Hiermit hängt aufs engste zusammen, daß die geistige Sphäre seines Daseins dem Menschen minder hell und anschaulich ist als die körperliche, weil nämlich der Einblick in die Totalität der Körper- oder Weltsphäre ihm verstattet, der Einblick in die Totalität der Geistsphäre aber versagt ist.

In socialer Beziehung ist die Menschheit eine Gesellschaft freier und folglich zur Humanität oder geistigen Vollkommenheit bestimmter Wesen, welche die in Folge ihrer moralischen Anlage eintretenden Bündnisse und socialen Vereinigungen von engerer oder weiterer Natur untereinander schließen. Die Geschlechtsverhältnisse vergeistigen sich zur Familie (s. d.), das System der Bedürfnisse und ihres Austausches zum Staat (s. d.), während das Bedürfniß nach unmittelbarer Vervollkommnung der moralischen und intellectuellen Anlagen das Zusammentreten zu Religions-, Bildungs- und Erziehungsanstalten veranlaßt. Man unterscheidet unter den socialen Verhältnissen solche, welche die Erlaubniß zu zwingen mit sich führen, als die rechtlichen Verhältnisse (s. Recht) von denen, bei welchen dies nicht der Fall ist, als den socialen im engern Sinn. Nur in der Gesellschaft vernünftiger Wesen ist dem Menschen die Ausbildung zur Humanität möglich, und man darf insofern alle Rechts- und socialen Verhältnisse als Bildungsanstalten der Menschheit im Großen und Ganzen ansehen. Aber auch im Einzelnen will der Mensch zur Humanität ermuntert und erzogen sein. Man hat daher, besonders seit Pestalozzi und Fichte, mit Recht den Grundsatz festgehalten, daß die Erziehung des Charakters zur Humanität im Sinn von Freiheit und Selbständigkeit (Autonomie) der Vernunft das erste Augenmerk alles Unterrichts sein müsse. Da nun eine solche nur durch wirkliche Überzeugungstreue gewonnen wird, so ist die Hauptsache die Erziehung zu dieser, zunächst zur Wahrhaftigkeit gegen sich selbst und Andere. Durch sie gelangt der Mensch ebenso zur moralischen Reife, zum sittlichen Ernst und zum Muthe der Selbstbestimmung, als durch eine Nährung des versteckten Wesens, der Heuchelei und der sophistischen Ausreden die Gesinnungslosigkeit und Frivolität und in ihrem Geleite die Unselbständigkeit, Untreue und Unzuverlässigkeit um sich greift. Das sociale Leben der Menschen in seinem Fortschreiten bildet die **Geschichte der Menschheit**. Man hat die Gesetze dieses Fortschreitens unter dem Namen einer Philosophie dieser Geschichte sich zu verdeutlichen gesucht. Den ersten anerkennungswerthen Versuch hierzu hat Herder gemacht in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", nachdem Lessing durch seinen Gedanken einer Erziehung des Menschengeschlechts das Thema angeschlagen hatte. Durchgreifende Gesichtspunkte hierin festzustellen ist aber erst Hegel gelungen. Ihm zufolge herrscht bei den Völkern des Orients, als Chinesen, Indiern, Persern, Ägyptern und Hebräern das Sittliche mehr nur als äußeres Lebensgesetz in Familie und Staat, sodaß das absolut In-

nerliche, Gesinnung, Gewissen, formelle Freiheit noch nicht zur Entfaltung kommt, der Unterschied zwischen sittlichem und rechtlichem Bewußtsein schlummert, daher auch Religion und Staat Eins sind. Die Selbstbefreiung des individuellen Subjects beginnt in Griechenland unter der Form der Genialität, während in Rom zuerst die Nüchternheit des abstraeten Rechtsbewußtseins aufgeht und sich Alles unterwirft. Hierzu tritt das Christenthum als das Princip einer Verneinung des Natürlichen als des Unfreien und Setzung der reinen ethischen Freiheit und Unabhängigkeit als des reinen Herzens. Die german. Völker wurden dem neuen Princip zum Organ. Ihre Bestimmung ist daher Realisirung der Freiheit als ethischer Selbstbestimmung. Dies erfoderte den allermühsamsten und schwierigsten Proceß. Zuletzt schloß sich in der Philosophie der idealistische Standpunkt des Christenthums völlig auf, indem das Denken als Element des freien Geistes zum Panier der Völker erhoben wurde. Der reine Wille als Inhalt der Vernunft wurde als die Grundlage alles Menschlichen, ja alles Daseins überhaupt anerkannt. So ist die Weltgeschichte nach Hegel die Entwickelung des Begriffs der Freiheit im Elemente des Allgemeinen, d. h. des ethischen Gemeinwesens oder der Menschheit. Nimmt man hingegen die Geschichte der Menschheit im weitern, nämlich im anthropologischen oder ethnographischen Sinn (s. **Ethnographie**), so entsteht der Begriff einer allgemeinen Culturgeschichte, welche nach geistiger Seite die Geschichte der Sprachen, Künste und Wissenschaften, nach der leiblichen die Geschichte der Völker nach Abstammung und Lebensart befaßt. Insofern das Gebiet der Culturgeschichte drittens auch das ganze sociale Leben in sich faßt, so begreift es der Idee nach auch die Staatengeschichte oder Geschichte vom politischen Standpunkte genommer mit in sich. Doch pflegt die Willkür des Sprachgebrauchs dieses Gebiet davon zu trennen unt zwischen politischer Geschichte und Culturgeschichte einen Gegensatz zu machen, welcher in der Wirklichkeit sich immer mehr aufhebt, indem bessere Geschichtschreiber, wie z. B. Macaulay und Schlosser, es sich überall zum Zweck setzen, die politische Geschichte mit dem Inhalte der allgemeinen Culturgeschichte zu erfüllen und zu befruchten.

**Menschenraccen**, s. Mensch.

**Menschenraub** (plagium) kann in der eigentlichen, dem röm. Rechte zu Grunde liegenden Bedeutung nur da vorkommen, wo es Sklaverei gibt, indem dieses Verbrechen darin besteht, einen freien Menschen widerrechtlich zum Sklaven zu machen, was nach röm. Rechte mit dem Tode bestraft wurde. Diejenigen analogen Verbrechen, welche man gegenwärtig unter Menschenraub begreift, sind eigentlich Abarten des Verbrechens der Gewalt (crimen vis); hauptsächlich rechnet man hierher diejenige widerrechtliche Handlung, wodurch Jemand mit Beraubung seiner Freiheit in den Zustand einer dauernden Abhängigkeit von fremder Gewalt versetzt oder in entfernte Weltgegenden geschleppt wird, also das Verkaufen in fremden Kriegs- oder Schiffsdienst, die sogenannte Seelenverkäuferei u. dgl.; ferner den Kinderdiebstahl und Verkauf von Kindern an Seiltänzer, Bettler u. s. w., wiewol hier zum Theil noch Verletzung der Familienrechte hinzutritt. Die Strafe ist Freiheitsstrafe in verschiedenen Abstufungen.

**Menschenrechte** sind überhaupt die ewigen, unveräußerlichen Rechte, die dem Menschen in Gemeinschaft mit Andern eine freie, sich selbst bestimmende Persönlichkeit sichern, ohne welche Niemand seiner vernünftig-sittlichen Bestimmung nachleben kann. Es bedurfte einer Arbeit von Jahrtausenden, ehe die Völker und Staaten auf die Höhe der Sittlichkeit und Civilisation gelangten, daß dem Einzelnen die allgemeinen Rechte und Güter auch nur in der Theorie zugestanden wurden. Ein Sklave, ein Leibeigener, ein Höriger, selbst ein Bürger, der seiner nichtadeligen Geburt wegen auf gewisse Rechte verzichten muß, kann nicht persönlich frei genannt werden. Die franz. Aufklärungsphilosophie des 18. Jahrhunderts erwarb sich das Verdienst, die Freiheit der Person als rechtsphilosophisches Princip aufzustellen. Mitten in den lastenden, schimpflichen Zuständen des öffentlichen Lebens, in dem Zerwürfnisse der Zeitbildung mit dem Feudalstaate und dem Hofdespotismus ergriff das franz. Volk diese Grundidee und bildete dieselbe zu seiner Weltanschauung aus. Je näher der Bruch mit der geschichtlichen Gegenwart heranrückte, um so entschiedener machten die Wortführer der gebildeten Masse eine Reihe praktischer Foderungen geltend, welche jener Idee und jener Anschauung entsprungen waren. Indessen erhielten diese praktischen Foderungen ihre erste positive Anwendung schon in Nordamerika, wo der Congreß der Vereinigten Staaten 1776 die Menschenrechte als die leitenden Grundsätze des Staatsrechts anerkannte. Lafayette soll nach diesem Vorgange der franz. Nationalversammlung zuerst den Vorschlag gemacht haben, der zu entwerfenden Constitution die Grundsätze der freien Persönlichkeit voranzustellen. Nach längerer Verhandlung, wobei sich besonders Sieyès, Mirabeau, Condorcet und Pétion betheiligten, wurde im Aug. 1789 die berühmte Er

klärung der Rechte des Menschen und des Bürgers (Déclaration des droits de l'homme et du citoyen) zum Decret erhoben und hierauf der Constitution vom 3. Sept. 1791 einverleibt. Als der Nationalconvent nach Proclamation der Republik die Verfassung änderte, brachte Robespierre eine neue, sehr demagogische Erklärung der Rechte zu Stande, die als das Seitenstück zur Verfassungsurkunde vom 24. Juni 1793 das Misfallen aller Gemäßigten erregte. Nach dem Sturze der Schreckensherrschaft fügte darum der Convent der Constitutionsacte vom 5. Fructidor des J. III (22. Aug. 1795) eine gereinigte und bei weitem geordnetere Erklärung der Menschenrechte bei. Die Cardinalrechte, die hiernach dem Menschen im Staate und in der Gesellschaft zukommen, sind das Recht der Freiheit, Gleichheit, Sicherheit und des Eigenthums. Die Freiheit gibt dem Menschen das Recht zu allen Handlungen, welche die Rechte Anderer nicht verletzen. Die Gleichheit besteht darin, daß Jeder vor dem Gesetze gleichen Schutz und gleiche Strafe zu erwarten hat, daß alle Vorrechte der Geburt und alle erblichen Privilegien aufhören. Die Sicherheit beruht in der Vereinigung Aller zur Aufrechterhaltung der Rechte des Einzelnen. Dem Eigenthumsrechte nach kann Jeder über sein Vermögen und die Früchte seines Fleißes frei disponiren. Das Gesetz gründet sich auf den Willen Aller, der von der Majorität der Bürger oder deren Vertreter ausgesprochen wird. Was im Gesetz nicht verboten ist, kann auch nicht gehindert werden. Niemand kann anders vor Gericht gezogen, angeklagt, verhaftet und beunruhigt werden, als in den gesetzlich bestimmten Fällen und Formen. Das Gesetz darf nur Strafen feststellen, die nothwendig und dem Vergehen angemessen sind. Kein Gesetz hat eine rückwirkende Kraft. Jeder Mensch besitzt das Recht, seine Zeit und seine Fähigkeiten zu verdingen; allein er kann sich nicht verkaufen noch verkauft werden, denn seine Persönlichkeit ist ein unveräußerliches Eigenthum. Die Abgaben, welche im allgemeinen Interesse zu erheben sind, müssen auf alle Bürger und zwar mit Berücksichtigung ihrer Erwerbs- und Vermögensverhältnisse vertheilt werden. Die Souveränetät beruht wesentlich in der Gesammtheit der Bürger; kein Individuum und keine Vereinigung Einzelner kann die Souveränetät in Anspruch nehmen. Nur Der, welchem eine Autorität oder ein öffentliches Amt gesetzlich übertragen ist, darf dasselbe ausüben. Jeder Bürger hat das Recht, bei der Gesetzgebung, den Wahlen der Volksvertreter und öffentlicher Beamter mittelbar oder unmittelbar Theil zu nehmen. Die öffentlichen Ämter können nie das Eigenthum Derer werden, welche sie verwalten. Das Bestehen der öffentlichen Ordnung macht die gesetzliche Trennung und Beschränkung der Gewalten, sowie die Verantwortlichkeit der Beamten nothwendig. Der Erklärung der Rechte war auch eine Erklärung der Pflichten beigegeben, die folgende Punkte enthielt. Thue nur Das, von dem du wünschest, daß dir es auch Andere thun. Jeder Bürger hat die Pflicht, den Staat zu vertheidigen, der Gesellschaft zu dienen und sich den Gesetzen und deren Vollstreckern zu unterwerfen. Niemand ist ein guter Bürger, der nicht zugleich ein guter Sohn, Vater, Bruder, Freund und Gatte ist. Nur wer offen und gewissenhaft die Gesetze beobachtet, darf auf den Namen eines rechtschaffenen Menschen Anspruch machen. Wer die Gesetze offen verletzt, hat der Gesellschaft den Krieg erklärt; wer dieselben heimlich umgeht, muß die Achtung und das Wohlwollen seiner Mitbürger verlieren. Die ganze Ökonomie der Gesellschaft hängt wesentlich von der Achtung vor dem Eigenthum ab. Wenn das Vaterland die Bürger zur Vertheidigung der Freiheit, der Gleichheit und des Eigenthums ruft, hat Jeder die heilige Pflicht, dem Rufe zu folgen. Die Erklärung der Rechte von 1789 fügte noch ausdrücklich die Freiheit des Gewissens, des Cultus, der Meinungsäußerung und der Presse, die von 1793 außerdem das Recht des Bürgers auf Unterricht, auf Unterstützung und, im Falle einer Gesetzübertretung von Seiten der politischen Autorität, das Insurrectionsrecht hinzu. Die Verfassung, welche den Ereignissen vom 18. Brumaire folgte, sowie die Institutionen des Kaiserreichs schwiegen von den allgemeinen Rechten und Pflichten. Dagegen erkannte die von Ludwig XVIII. 4. Juni 1814 verliehene Charte die allgemeinen Menschenrechte als die Principien des öffentlichen Rechts wieder an. Dem Beispiele Frankreichs folgten die südamerik. Staaten, indem sie ihren Verfassungen allgemeine und leitende Rechtsgrundsätze voran stellten. Auch den sogenannten Grundrechten (s. d.), welche von der Deutschen Nationalversammlung aufgestellt, in den meisten deutschen Staaten promulgirt und zum Theil in die neuen Verfassungen des J. 1848 aufgenommen, später aber mit dieser Gesetzgebung wieder aufgehoben wurden, lag dieselbe Idee zum Grunde. Der Parteigeist und eine klügelnde Sophistik hat die Aufstellung der Menschenrechte zum Behufe politischer Gesetzgebung auf das heftigste angefeindet und herabgesetzt; dennoch gründen sich diese Versuche auf das Bedürfniß des civilisirten und selbstbewußten Menschen, seine innern Überzeugungen und geistigen Errungenschaften in die Wirklichkeit zu versetzen. Fast in

allen Ländern haben auch politische Clubs, Vereine, sowie theoretische Politiker in ihren Verfassungsentwürfen ähnliche Erklärungen der Menschenrechte aufgestellt, freilich je nach den verschieden politischen Standpunkten und der Bildung in sehr verschiedener, oft gerade die Menschenrechte verletzender Weise (z. B. die Communisten, Socialdemokraten u. s. w.).

**Menschikow** (Alex. Danilowitsch), russ. Staatsminister und Feldmarschall, nach der gewöhnlichen Annahme der Sohn eines Kleinbürgers in Moskau, wo er 17. (28.) Nov. 1672 geboren wurde. Als Bäckerlehrling gefiel er durch seine aufgeweckte Miene dem General Lefort, der ihn Peter d. Gr. vorstellte. Zum Denschtschik des Zaren ernannt, gelang es ihm, eine Verschwörung der Strelitzen zu entdecken, wodurch er sich die Bahn zu den höchsten Ehrenstellen öffnete. Als Sergent im Garderegiment Preobraschensk machte er 1696 den Feldzug gegen Asow mit, begleitete den Zar auf seiner Reise nach Holland und England und gewann sich das Vertrauen desselben in so hohem Grade, daß ihm der Monarch nach dem Tode Lefort's die Stelle dieses Günstlings einräumte und fortan nichts ohne seinen Rath unternahm. M. war aber auch unbestreitbar eines der größten Genies seiner Zeit, gleich groß als Feldherr und Diplomat, wie als Bildner des Volkes und als Förderer der Künste und Wissenschaften, des Handels, Bergbaus, der Schiffahrt und aller Gewerbe überhaupt. Ihm verdankt Rußland zumeist sein Ansehen im Auslande, und die Plane Peter's d. Gr. gingen zum Theil von ihm aus, der in seiner Jugend weder zu lesen noch zu schreiben verstanden hatte. Er war es, der 30. Oct 1706 die Schweden bei Kalisch schlug, nicht wenig zu den Siegen von Ljesnoi und Pultawa beitrug und nach dieser letztern Schlacht den größten Theil der schwed. Armee unter Löwenhaupt zur Capitulation zwang. Im J. 1710 nahm er Riga, rückte dann mit den russ. Truppen in Pommern und Holstein ein und eroberte 1713 Stettin, welches er jedoch gegen den Willen des Zaren an Preußen überließ. Dieses und M.'s Eigennutz und Habsucht, die ihn mehrfach zu Veruntreuungen führten, brachten Peter d. Gr. so gegen ihn auf, daß er ihn vor ein Kriegsgericht stellte, welches ihn durch Stimmenmehrheit zum Tode verurtheilte. Der Kaiser begnadigte ihn zwar, ließ ihn in allen seinen Würden und sogar in dem Amte eines Generalgouverneurs von St.-Petersburg; doch mußte M. eine bedeutende Geldbuße zahlen und gewann unter Peter seinen frühern Einfluß nicht wieder. Eine desto gewaltigere Rolle spielte er während der Herrschaft Katharina's I., welche hauptsächlich durch seine Entschlossenheit auf den Thron gehoben wurde und sich in Allem seinem Willen fügte. Doch ging sein Plan, sich zum Herzog von Kurland ernennen zu lassen, nicht in Erfüllung. Nach dem Tode Katharina's stellte er sich eigenmächtig an die Spitze der Regierung, übte im Namen des minderjährigen Peter II. die unumschränkteste Gewalt aus und stand bereits auf dem Punkte, durch Vermählung seiner Tochter Maria Schwiegervater des Kaisers zu werden, als er plötzlich von den Dolgoruki gestürzt und nach Sibirien verbannt wurde, während sein Vermögen, das außer ansehnlichen Gütern mit mehr denn 100000 Seelen aus 3 Mill. Rubeln an Juwelen, Kostbarkeiten und baarem Gelde bestand, der Krone verfiel. Im Sept. 1727 reiste der Mann, den Kaiser Leopold I. 1702 zum Grafen, 1706 zum deutschen Reichsfürsten erhoben, dem Peter d. Gr. 1707 die Würde eines russ. Fürsten und auf dem Schlachtfelde von Pultawa den Feldmarschallstab verliehen, der die höchsten Ehren, wie Keiner vor ihm, bekleidet hatte, mit seiner Gemahlin, seinem Sohne und seinen beiden Töchtern nach Beresow ab. Er ertrug anfangs sein Unglück mit stoischer Resignation, nach dem Tode seiner Gattin und seiner ältesten Tochter aber versank er in tiefe Schwermuth und beschloß sein kummervolles Leben 22. Oct. (2. Nov.) 1729. — Seine beiden noch übrigen Kinder wurden ein Jahr nachher von der Kaiserin Anna aus der Verbannung zurückberufen. Die Tochter Alexandra, deren Hand der Vater dem Erbprinzen von Anhalt-Dessau bestimmt hatte, heirathete den General, Grafen Gustav Biron, Bruder des Herzogs von Kurland, und starb zu St.-Petersburg 13. (24.) Oct. 1736. Der Sohn, Fürst Alexander Alexandrowitsch M., geb. 1713, wurde Gardeoffizier, zeichnete sich in den türk. und schwed. Kriegen aus und starb als General en chef 27. Nov. (8. Dec.) 1764. — **Menschikow** (Fürst Alexander Sergejewitsch), Enkel des Letztgenannten, russ. Admiral, Seeminister und Generaladjutant des Kaisers Nikolaus, ist 1789 geboren, trat 1805 in Dienst und war eine Zeit lang Attaché bei der Gesandtschaft in Wien. In der Folge machte er als Flügeladjutant des Kaisers Alexander die Feldzüge von 1812—15 mit, stieg bis zum General, nahm aber 1823 mit Kapodistrias, Stroganow u. A. seine Entlassung, weil die von ihnen gewünschte Intervention zu Gunsten Griechenlands nicht stattfand. Nach der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus ward M. mit einer außerordentlichen Mission nach Persien abgeschickt, fand jedoch den Schah auf das Gerücht von einer in Rußland ausgebrochenen Revolution zum Kriege entschlossen und nahm auf

seiner Rückkehr an den ersten Ereignissen desselben Theil. Im türk. Feldzuge von 1828 erhielt er das Commando der Expedition nach Anapa, welche Festung sich ihm nach kurzer Belagerung ergab. Alsdann mit der Belagerung von Varna beauftragt, wurde er bei einem Ausfall der Garnison schwer verwundet und mußte den Kriegsschauplatz verlassen. Nach seiner Wiederherstellung trat er, einer schon früher erhaltenen Bestimmung zufolge, als Viceadmiral und Chef des Marine-Generalstabs an die Spitze des russ. Seewesens, welches, unter der Regierung Kaiser Alexander's in Verfall gerathen, ihm hauptsächlich sein Aufblühen und seinen gegenwärtigen Flor verdankt. Seit 1831 auch Generalgouverneur von Finnland, wurde M. 1834 zum Admiral befördert und übernahm 1836 nach dem Rücktritt des Admirals Moller die unmittelbare Leitung des Marineministeriums. Im März 1853 erschien er mit glänzender Suite als außerordentlicher Botschafter in Konstantinopel, um die wegen der heiligen Stätten entstandenen Differenzen zu schlichten und zugleich die Pforte zur Anerkennung des russ. Protectorats über die griech.-kath. Bevölkerung zu zwingen. Da jedoch der Sultan letzteres entschieden ablehnte, brach M. die Unterhandlungen ab und schiffte sich 21. Mai wieder nach Odessa ein.

**Menstruation** oder **Monatliche Reinigung**, auch die **Regeln** oder **Catamenien** nennt man jene den Frauen und auch einigen weiblichen Thieren eigenthümliche Blutausscheidung durch die Geschlechtsorgane, und zwar durch die Gebärmutterschleimhaut, welche mit der Entwickelung der Mannbarkeit eintritt und bis zu Ende der zeugungsfähigen Jahre periodisch wiederkehrt. Sie geht mit der Lösung und dem Austritt eines reifen Eichens aus dem Eierstocke in die Muttertrompete einher und beurkundet am zuverlässigsten die eingetretene Empfänglichkeit des Weibes für die Einwirkung der Zeugungskraft des Mannes, verräth gewissermaßen körperlich das Bedürfniß des Weibes nach Schwängerung und ist übrigens so innig mit der ganzen Natur des Weibes verwebt, daß ihr nicht nur die Frauen aller Menschenracen, Länder und Stände unterworfen sind, sondern überhaupt auch die Gesundheit des mannbaren Weibes bei Unregelmäßigkeiten derselben nicht lange ungestört bleibt. Ihr erstes Erscheinen, das häufig mit mannichfachen Beschwerden verbunden ist, naturgemäß aber ohne alle krankhaften Zufälle stattfindet, fällt in den gemäßigten Klimaten in das 13.—20. Lebensjahr; in den heißern um einige Jahre früher und in den kältern später. Der Blutabgang dauert mehr oder weniger stark drei bis vier, oft aber auch acht Tage, hört dann von selbst auf und kehrt hierauf alle vier Wochen, oft mit dem Tage, regelmäßig zurück. Doch gibt es auch Frauen, welche alle drei Wochen, ja alle 14 Tage menstruiren. Die Menge des in der genannten Zeit tropfenweise ausfließenden Blutes, welches die Eigenthümlichkeit hat, nicht wie das andere Blut zu gerinnen, richtet sich hauptsächlich nach der körperlichen Constitution, Lebensweise u. s. w. Städterinnen, zumal wenn sie vielleicht eine verweichlichende Erziehung erhalten haben und ein mehr müßiges Leben führen, verlieren in der Regel durch die Menstruation mehr Blut als Mädchen und Frauen auf dem Lande, und sind außerdem einer Menge Beschwerden ausgesetzt, welche Letztere nicht kennen. Insbesondere gesellen sich bei ihnen gern Schleimausfluß, Schmerzen, Krämpfe, Mattigkeitsgefühl u. s. w. hinzu. Bei eintretender Schwangerschaft verschwindet die Menstruation entweder sogleich und völlig, was der gewöhnlichere Fall ist, oder sie kehrt während der ersten Monate nach stattgefundener Empfängniß noch einige male, aber schwächer, zurück, hört dann ganz auf und stellt sich nicht eher wieder ein als nach Beendigung des Säugens. Abgesehen von solchen Unterbrechungen, die auch in Folge von Krankheiten eintreten können, währt der monatliche Blutabgang so lange fort, als die Zeugungsfähigkeit des Weibes dauert, und verschwindet naturgemäß erst mit dieser für immer. Dies geschieht am gewöhnlichsten in den vierziger Lebensjahren. Wie aber Klima, körperliche Constitution, Lebensweise u. s. w. ihren Einfluß auf früheres oder späteres Erscheinen der Menstruation ausüben, so bedingen sie auch zum Theil das naturgemäße Aufhören derselben. Die Menstruation bietet eine Menge Abweichungen dar, welche eines Theils Folgen gestörter Gesundheit sind, andern Theils mehr oder weniger auf das übrige Befinden des Weibes einwirken und so die Quelle sehr verschiedenartiger Krankheiten werden können.

**Menstrūum** ist eine in der pharmaceutischen Chemie gebrauchte Bezeichnung für jede Flüssigkeit, die als Auflösungs- oder Extractionsmittel dient. Der Name rührt daher, daß man früher solche Flüssigkeiten sehr lange, etwa einen Monat (mensis) einwirken ließ.

**Mensur** gebraucht man in der Musik vorzugsweise von dem mathematischen Verhältniß der Töne. Die Instrumentmacher verstehen unter Mensur sowol die mathematische Eintheilung, nach welcher sie die Länge oder Kürze der Saiten, den Umfang des Stegs, überhaupt die Verhältnisse der wesentlichen Theile des Instruments bestimmen, wie diese Verhältnisse selbst.

Beim Orgelbau bezeichnet man mit Mensur das Verhältniß der Weite der Pfeifen zu ihrer Länge. Zwei Stimmen unterscheiden sich demnach durch engere und weitere Mensur, wenn die Pfeifen bei gleicher Länge von verschiedener Weite sind. Bei dem Klavier, der Geige u. s. w. redet man von einer guten oder schlechten, einer langen oder kurzen Mensur. Die kleine Mensur der Instrumente hängt mit der erhöhten Stimmung des Orchesters zusammen. In der **Bildhauerkunst** nennt man **Mensur** das Maß, nach welchem die Theile des Modells auf dem Blocke mit Zirkel und Bleiloth aufgetragen werden. In der Fechtkunst und beim Duell heißt **Mensur** der Abstand, den die Gegner voneinander nehmen.

**Mensuralgesang** oder **Mensuralmusik** nannte man in den ältern Zeiten diejenige Musik, bei welcher alle Noten nach einem genau bestimmten Zeitmaße vorgetragen wurden, zum Unterschiede von der Choralmusik (s. **Canto fermo**), die in keiner strengen Taktbewegung vorgetragen wird. Übrigens pflegt man alten und neuen Mensuralgesang zu unterscheiden. Der alte, der schon von den Griechen ausgeübt wurde und sich bis in das 13. Jahrh. erhielt, hat nur zwei verschiedene Arten der Zeitdauer der Töne, nämlich eine lange und eine kurze, sodaß jede lange Silbe des Textes einen Ton bekam, der gerade noch ein mal so viel Zeitraum einnahm als der Ton einer kurzen Silbe. Der neue Mensuralgesang, dessen Erfinder man nicht kennt und der besonders seit Franco von Köln vervollkommnet wurde, welcher die Zeichen für das Zeitmaß genauer bestimmte und anwendete, ist nichts Anderes als der gegenwärtige Figuralgesang (s. d.), in welchem die Länge und Kürze der Töne nach Noten von ganzen Takten mit Unterabtheilungen verändert werden kann.

**Mentor**, der Sohn des Alkimos, war der vertraute Freund des Odysseus, der ihm bei seiner Abreise nach Troja die Sorge für sein Hauswesen anvertraute, und der Lehrer des Telemachos, den er zur Tugend und Weisheit anleitete. Sein Name wurde später zum Appellativum, welches einen Lehrer und Führer von Jünglingen bezeichnet.

**Menu**, s. **Minutoli**.

**Menuet** nennt man ein kleines, zum Tanzen eingerichtetes Tonstück im langsamen Dreivierteltakt, bestehend aus zwei Theilen, deren jeder wieder aus acht Takten besteht. Öfters kommt noch ein Trio, auch Menuetto secondo genannt, hinzu, ebenfalls aus zwei Theilen bestehend, welches dieselbe Bewegung und denselben Rhythmus behält, und nach dessen Beendigung die Menuet wiederholt wird. Der musikalische Charakter der Menuet ist reizender Anstand, mit edler Einfachheit verbunden, daher abgemessene, langsamere Bewegung und Vermeiden aller harten Ausweichungen. Der die Menuet begleitende Tanz, ein franz. Nationaltanz, soll aus der Provinz Poitou stammen und ursprünglich eine schnellere Bewegung gehabt haben. Der Componist Lully soll der Erfinder desselben sein, und Ludwig XIV. 1660 die erste Menuet zu Versailles getanzt haben. Wahrscheinlich nahm sie an Ludwig's Hofe erst den graziösen Charakter an. In den Symphonien und Quartetten erschien früher die Menuet gewöhnlich als dritter Satz; gegenwärtig hat sie das Scherzo (s. d.) verdrängt.

**Menzel** (Adolf), ein genialer und origineller Künstler der Gegenwart, wurde 8. Dec. 1815 in Breslau geboren. Sein Vater war Vorsteher einer Töchterschule, beschäftigte sich aber daneben aus Liebhaberei mit der Lithographie, die er sogar später ganz zu seinem Berufe machte. Dennoch bestimmte er den Sohn für die Wissenschaften und duldete dessen künstlerische Versuche nur nach Vollendung der Schularbeiten, griff auch nie besonders anleitend ein. Als der Vater endlich einsah, daß Naturanlage dem 15jährigen Jüngling die Künstlerlaufbahn vorgeschrieben, siedelte er nach Berlin über, gründete dort eine lithographische Anstalt und wünschte, daß der Sohn dem Lehrgange der Akademie folge. Allein dies war dem selbständigen, ungebundenen, obwol gegen sich selbst strengen Charakter des jungen Künstlers zuwider, der vielmehr Autodidakt blieb und auf eigene Hand in der Natur und halbe Tage lang vor den Schaufenstern der Kunsthändler weiter studirte. Auch half er seinem Vater in der Anstalt und überraschte plötzlich (1833) sowol den alten Schadow, der damals Akademiedirector war, als auch das Kunstpublicum mit einer Reihe von lithographischen Blättern unter dem Titel „Künstlers Erdenwallen". Die tüchtige Composition und das unverkennbare practische Geschick erwarben ihm Ansehen bei den Kunstgenossen, und dies gab ihm Muth, seinen eigenthümlichen Bildungsweg mit noch größerer Entschiedenheit zu verfolgen. So erklärt sich auch seine durchaus naturalistische Richtung. Im J. 1836 erschien von ihm lithographirt ein Cyklus von 12 Blättern aus der brandenburgischen Geschichte. Eine Menge anderer Sachen, unter denen eine satirische Darstellung der fünf Sinne, arbeitete er für die Kunsthändler. Mehre male hatte er inzwischen einen Anlauf genommen, auch das Ölmalen zu erlernen. Seine autodidaktische Weise

machte ihm diese Sache sehr schwer; dennoch erschien er endlich 1837 mit einem Genrebilde, welches eine Rechtsgelehrten-Consultation vorstellte, das Anerkennung fand. Diesem folgten bald mehre Genrestücke, unter denen der Gerichtstag, ein Spazierritt Friedrich's d. Gr., die Störung hervorzuheben sind. Durch die mit Kugler gemeinsam unternommene „Geschichte Friedrich's d. Gr." wurde er tiefer in das Studium der Zeitgeschichte dieses Monarchen hineingeführt. Bekannt sind die geistreichen Illustrationen, mit denen M. jenes Volksbuch schmückte. Seine geniale Manier zu zeichnen eröffnete dem Holzschneider Unzelmann einen glänzenden Wirkungskreis. Friedrich d. Gr. und dessen Zeit blieb nun der Hauptstoff für die künstlerische Thätigkeit M.'s. Außer seiner Theilnahme an der illustrativen Ausstattung der Werke dieses Königs, welche mit 200 Darstellungen 1849 erschienen, den Compositionen zu dem Prachtwerke: „Friedrich's d. Gr. Armee in ihrer Uniformirung", von dem der erste Band 1852 in farbiger Lithographie veröffentlicht ward, den Zeichnungen zu den „Soldaten Friedrich's d. Gr.", die mit Text von Lange und in Holzschnitt von Ed. Kretzschmar zur selben Zeit herauskamen, endlich den „Kriegshelden Friedrich's d. Gr.", die als Brustbilder im Holzschnitt von Kretzschmar ausgegeben werden sollen, wandte sich M. auch der Darstellung jener Zeit in Form von größern historischen Ölgemälden zu. Zuerst trat er auf der Ausstellung von 1850 mit dem Bilde: Friedrich d. Gr. mit seinen Freunden an der Tafel zu Sanssouci, hervor. Ein anderes: das Concert in Sanssouei, erschien auf der Ausstellung von 1852; dann entwarf M. in wandgroßer Dimension den Überfall bei Hochkirch, sowie das Stück: Friedrich d. Gr. auf der Reise. Noch sind der eigenthümlichen Technik wegen M.'s „Versuche auf Stein mit Pinsel und Schabeisen" (Berl. 1851) zu erwähnen. Dieselbe Akademie, welche er in seiner Jugend so consequent gemieden, hat ihn 1853 zu ihrem Mitgliede erwählt.

**Menzel** (Friedr. Wilh.), Geh. Secretär und Kanzlist in dem königl. Cabinet zu Dresden, geb. um 1726, trug durch Verrath viel zu dem beschleunigten Ausbruche des Siebenjährigen Kriegs bei. Friedrich II. hatte nämlich Grund, zu vermuthen, daß zwischen den Höfen von Petersburg, Wien und Dresden Unterhandlungen gegen ihn gepflogen würden, und gab deshalb seinem Gesandten am sächs. Hofe den Auftrag, ihm darüber Licht zu verschaffen. Ein Zufall machte den Gesandten mit M. bekannt, den Sucht zu glänzen und Hang zu einem verschwenderischen Leben in Verlegenheiten gestürzt und sogar eine Kasse anzugreifen verführt hatten. Durch ein größeres Verbrechen hoffte sich der Unglückliche zu retten und lieferte für große Summen dem preuß. Gesandten Abschriften von der geheimen Correspondenz, welche zwischen Sachsen, Rußland und Östreich in Bezug auf Preußen geführt wurde. Während einer Reise im Gefolge seines Königs nach Warschau kam man endlich seinem Vergehen auf die Spur. Er suchte sich durch die Flucht zu retten, kam aber nur bis Prag, wo er auf Requisition des sächs. Hofs festgenommen und nach Brünn und nach Abschluß des Hubertusburger Friedens nach dem Königstein gebracht wurde. Hier lebte er 33 J. lang, namentlich die erste Zeit, in sehr strenger Haft. Er starb im Mai 1796.

**Menzel** (Karl Adolf), Consistorial- und Schulrath in Breslau, geb. 7. Dec. 1784 zu Grünberg in Niederschlesien, erhielt seine wissenschaftliche Vorbereitung auf dem Elisabethanum zu Breslau und auf der Universität zu Halle und hatte sich anfangs für die Theologie bestimmt, wendete aber sehr bald, da ihm der in dieser Wissenschaft damals herrschende Geist dieses Studium verleidete, seine Neigung auf Philosophie, Philologie und besonders Geschichte. Nach beendigten Universitätsstudien wurde er, nachdem er seit 1804 als Privatlehrer auf der schles. Herrschaft Wartenberg, in Breslau und in Liegnitz gelebt hatte, 1809 außerordentlicher Professor und zweiter College am Elisabethanum zu Breslau, bald nachher erster College und 1814 Prorector und zweiter Professor, auch Bibliothekar der Rhediger'schen Bibliothek, welches Amt er auch beibehielt, als 1824 seine Ernennung zum Consistorial- und Schulrath erfolgte. Zwar hörte 1825 seine Thätigkeit beim Consistorium auf in Folge der neubestimmten Verhältnisse der Behörden, dagegen erhielt er neben der Aufsicht über die zum Ressort des Provinzialschulcollegiums gehörigen evang. Gymnasien und Seminare noch die über das Bürger- und Elementarschulwesen der Hälfte des Regierungsdepartements. Von seinen schriftstellerischen Arbeiten aus früherer Zeit sind zu erwähnen: „Topographische Chronik von Breslau" (2 Bde., Bresl. 1805—7); „Geschichte Schlesiens" (3 Bde., Bresl. 1807—10); „Die Geschichte der Deutschen" (8 Bde., Bresl. 1815—23), die erste in lebendiger, schöner Darstellung geschriebene deutsche Geschichte, übrigens auf gutes Quellenstudium gestützt und mit patriotischem Geiste aufgefaßt; „Geschichte unserer Zeit seit dem Tode Friedrich's II." (2 Bde., Berl. 1824—25), die Fortsetzung zu Becker's „Weltgeschichte". In letzterm Werke sprach er eine

entschiedene Abneigung gegen die Revolution und eine ebenso entschiedene Anhänglichkeit an das monarchische Element aus, ohne jedoch zu verkennen, daß die Monarchie selbst durch ihre Verdorbenheit und Entsittlichung die Revolution gewissermaßen hervorgerufen habe, daß es einen neuen, nicht verwerflichen Weltgeist gebe, mit dem die Monarchie sich in Harmonie setzen müsse, und daß diese Vereinbarung beider Elemente, was wenigstens angedeutet wird, noch nicht gefunden sei, sondern die Aufgabe der Zukunft bilde. Das größte und bedeutendste seiner Werke ist die „Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte" (Bd. 1—14, Bresl. 1826—48). Aus gründlichen Quellenstudien hervorgegangen, bringt dasselbe in das Innere der kirchlich-politischen Zustände des deutschen Volkslebens tiefer, als bisher geschehen, ein. Diese Zustände wurden im 16. und 17. Jahrh. vornehmlich durch das Ergebniß der zunächst aus theologischen Lehrstreitigkeiten hervorgegangenen Kämpfe bestimmt. Die Reden und Handlungen, in welchen das Werk, seinem Zwecke gemäß, den Geist derselben sich aussprechen ließ, hatte in den frühern Darstellungen der deutschen Geschichte, nach der herkömmlichen Sonderung des theologischen und politischen Materials, keinen Platz erhalten; viele Protestanten, welchen die Geschichte der Reformation nur aus traditionellen Daten bekannt war, fanden sich daher durch dieses ihnen neue Material unangenehm überrascht und in die Meinung versetzt, daß die Tendenz des Werks eine dem Protestantismus feindliche sei, obwol dasselbe eben den unprotest. Charakter des aus der Reformation hervorgegangenen theologischen Dogmatismus einleuchtend machte. Seitdem hat M. noch „Historische Lehrstücke für Religions- und Staatsthumskunde" (Bresl. 1851) und „Staats- und Religionsgeschichte der Königreiche Israel und Juda" (Bresl. 1853) veröffentlicht.

**Menzel** (Wolfgang) deutscher Kritiker und Schriftsteller, geb. 21. Juni 1798 zu Waldenburg in Schlesien, verlor frühzeitig seinen Vater, welcher praktischer Arzt war, und folgte dann seiner Mutter auf ihr Gut, wo er in der hinterlassenen Bibliothek seines Vaters reiche Nahrung fand. Erst 1814 kam er auf das Elisabethanum nach Breslau, verließ dasselbe aber bald wieder, um 1815 an dem Feldzuge Theil zu nehmen. Nach der Rückkehr ging er, ein leidenschaftlicher Turner, als das Turnen untersagt wurde, zu Jahn nach Berlin. Im J. 1818 bezog er die Universität zu Jena, wo er Philosophie und Geschichte studirte, und als nach Kotzebue's Ermordung allen Studirenden aus Preußen untersagt ward, fremde Universitäten zu beziehen, wendete er sich nach Bonn. Im J. 1820 ging er nach der Schweiz und wurde in Aarau erster Lehrer an der Stadtschule, legte aber zwei Jahre nachher seine Stelle nieder und privatisirte daselbst, bis er 1824 sich nach Heidelberg begab, um die Bibliothek zu benutzen, worauf er im nächsten Jahre seinen Aufenthalt in Stuttgart nahm und mit Cotta in Verbindung trat. Im J. 1830 als Deputirter des Oberamts Bahlingen in die Ständeversammlung gewählt, schloß er sich an Schott, Uhland und Pfizer an, mit denen er sich, nachdem er den Landtagen von 1833, 1836 und 1838 beigewohnt hatte, von der politischen Thätigkeit zurückzog. In der literarischen Welt machte er sich zuerst bekannt durch die „Streckverse" (Heidelb. 1823), welche eine Fülle von originellen Lebens- und Kunstansichten, von Poesie und Witz enthalten, und durch die mit Troxler, List, L. A. Follen und Mönnich begründeten „Europ. Blätter" (Zür. 1824—25), in welchen er zuerst den Kampf gegen die hohle Form in der Poesie und gegen gepriesene Nullitäten der deutschen Literatur eröffnete, zugleich aber durch seine nüchterne Polemik gegen die Goethe'sche Schule sich zu den Verehrern Goethe's in ein feindliches Verhältniß setzte. Hierauf erschien seine „Geschichte der Deutschen" (3 Bde., Zür. 1824—25; 2. Aufl., in Einem Bande, Stuttg. 1834; 4. Aufl., 1843), bestimmt für das größere Publicum und die Schulen. Bei Gelegenheit der Streitigkeiten zwischen Voß und Creuzer schrieb er die kleine Schrift „Voß und die Symbolik" (Stuttg. 1825), durch welche er sich den Haß Voß' und dessen Anhänger zuzog. Durch den polemischen Theil seines Werks „Die deutsche Literatur" (2 Bde., Stuttg. 1828; 2. Aufl., 4 Bde., 1836) rief er von vielen Seiten heftige Angriffe hervor. Inzwischen blieb er beharrlich auf seiner Bahn und verschaffte sich durch die planmäßige Umgestaltung des „Literaturblatt", das er seit 1825, anfangs ohne sich zu nennen, redigirte, ein Organ für seine Ansichten und literarischen Kämpfe. Nach der Julirevolution trat er immer heftiger dem franz. Einflusse und der denselben unterstützenden Literatur entgegen, sodaß Börne endlich die Schrift „Menzel der Franzosenfresser" (Par. 1837) wider ihn veröffentlichte. Als Dichter ist M. hauptsächlich in zwei geist- und phantasiereichen, auch in der Form meisterhaften Märchen „Rübezahl" (Stuttg. 1829) und „Narcissus" (Stuttg. 1830) aufgetreten. Seine „Reise nach Östreich" (Stuttg. 1831) schildert treffend den Nationalcharakter der Östreicher, namentlich der Wiener, sowie die dortigen literarischen Verhältnisse. Interessant und ver-

dienstlich ist auch sein „Taschenbuch der neuesten Geschichte" (5 Bde., Stuttg. 1829—33). Von seinen neuern Arbeiten sind noch zu erwähnen: „Die Reise nach Italien im Frühjahre 1835" (Stuttg. 1835); die kleine Schrift „Geist der Geschichte" (Stuttg. 1835); „Europa im J. 1840" (Stuttg. 1839); „Mythologische Forschungen und Sammlungen" (Bdchn. 1, Stuttg. 1842); der Roman „Furore" (3 Bde., Lpz. 1851), ein lebendiges Gemälde der Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs; „Die Gesänge der Völker" (Lpz. 1851), eine werthvolle lyrische Mustersammlung, und „Geschichte Europas von 1789—1815" (2 Bde., Stuttg. 1853). M. gehört ohne Zweifel zu den bedeutendsten deutschen Kritikern; doch die Einseitigkeit und der Eifer, mit dem er Alle verfolgte, die seinen Standpunkt nicht theilten, verführten ihn nicht selten zu ungerechten Foderungen und Urtheilen. Nachdem sein Literaturblatt 1848 eingegangen, erneuerte er es 1852 als ein Organ der entschiedenen kirchlichen und politischen Reaction. In den J. 1848 und 1849 war M. abermals Mitglied der würtembergischen Kammer.

**Mephistophĕles** ist eine Benennung des Teufels, die namentlich durch Goethe's Faust in Umlauf gekommen ist. Goethe entnahm diesen Namen der alten Volkssage; in dieser aber heißt er Mephistophiles. Bei dem engl. Dichter Marlow (s. d.) findet sich der Name Mephistophilos, bei Shakspeare und Suckling Mephostophilus, in dem alten Puppenspiel Mephistophles. Ursprung und Bedeutung dieses Namens ist nicht sicher zu ermitteln. Wahrscheinlich ist er ein nicht ganz richtig gebildetes Wort, das das Griechische: μὴ (nicht) φῶς (Licht) φίλος (liebend) zur Grundlage hat. Mephistopheles würde also wörtlich heißen: der Lichtscheue, der das Dunkle und Unheimliche Liebende.

**Mephitisch** heißt jede Luftart, in welcher kein Licht und Feuer brennt und welche von Menschen und Thieren nicht geathmet werden kann, ohne tödtlich zu wirken. Die Benennung kommt von dem lat. Mephitis, d. h. Schwefelgeruch, her, unter welchem Namen zu Rom auch eine Göttin als die Schützerin wider schädliche Ausdünstungen verehrt wurde.

**Merän**, die Hauptstadt einer Bezirkshauptmannschaft im brixener Kreise der östr. Grafschaft Tirol, etwa 1200 F. über dem Meere, am Fuße des Küchelbergs und an der Mündung des Passeyerthals in das Etschthal, von einer paradiesischen Natur wie einem Garten umgeben, hat 2600 E., ein Gymnasium, ein Benedictiner- und ein Augustinerkloster, ein Englisches Fräuleinstift. Die Bauart der Stadt zeigt wenig Ausgezeichnetes; nur in der Vorstadt Steinach sind einige bessere, von Gärten umgebene Häuser. Die Arcaden der Laubengasse verleihen ihr indessen ein italienisches Ansehen. Die Pfarrkirche mit dem höchsten Thurme Tirols und die Spitalkirche sind durch ihr Alter merkwürdig. Das dem Fürsten von Thurn und Taxis für die Abtretung der Posten überkommene Kelleramt, ein ehemaliges Residenzschloß, hat einige historische Merkwürdigkeiten, namentlich die Kapelle, in welcher Margarethe Maultasche mit Ludwig dem Brandenburger getraut wurde. In neuester Zeit hat M. als Sommeraufenthalt für Brustleidende bedeutenden Ruf erlangt; auch zur Molken- und besonders zur Traubencur kommen viele Gäste hierher, welchen die Umgegend große Genüsse darbietet. In derselben wird vortreffliches Obst gezogen, von welchem die Pearmaināpfel weit versendet werden; auch wächst daselbst ein guter Wein, der rothe oder Küchelberger Landwein und der Hochhütter, welcher der beste ist. M. war im Mittelalter der Sitz der mächtigen Grafen von Andechs, deren Besitzungen, welche an der Etsch und am Inn in Tirol lagen, durch Kaiser Friedrich I. (1180) zum deutschen Herzogthum Meran erhoben wurden. Die Herzoge von M. erweiterten sehr bald die Grenzen desselben, starben jedoch schon 1248 aus, worauf ihre Besitzungen zumeist an den Grafen Albert I. von Tirol kamen. Die Stadt und noch mehr das benachbarte Dorf Mays sind im 10. Jahrh. auf der Stelle des altröm. Majae erbaut, welches um das J. 800 durch den Einsturz des Kaiserbergs verschüttet wurde, daher man in diesem tirolischen Herculanum häufig Alterthümer hervorzieht. Auch jetzt noch sind Erdfälle in dieser Gegend nicht selten, und noch 7. Juli 1850 wurden die der Stadt benachbarten Orte Algund und Gratsch durch einen Wolkenbruch und Erdsturz verschüttet. Unter den zahlreichen alterthümlichen Burgen und Ruinen, welche in der Umgebung auf die Rebenhügel herabschauen, ist besonders das ganz nahe über dem gleichnamigen Dorfe gelegene Bergschloß Tirol, das Teriöli oder Castra Teriola der Römer und das Stammhaus der alten Grafen von Tirol, bemerkenswerth. Es war der Standort eines Präfecten der dritten Legion, der die Versendung der öffentlichen Gelder in Rhätien zu besorgen hatte, und kommt unter dem Namen Tirol urkundlich erst 1140 vor. Gegenwärtig ist es im Besitz des Kaisers, der es im wohnlichen Zustande für den Schloßhaupt-

mann erhalten läßt. Kaiser Ferdinand belehnte auf demselben 1838 die Familie des Helden Andreas Hofer mit dem Gute „Zum Sande" im Passeyerthale.

**Mercadante** (Saverio), Director des Conservatoriums der Musik zu Neapel, ein in Italien sehr bekannter Operncomponist, geb. 1798 zu Altamura, studirte die Musik in dem Collegium von San-Sebastiano daselbst. Früher für die Violine bestimmt, widmete er sich erst später der Composition. Nachdem er mannichfache Versuche darin gemacht hatte, rieth ihm der Director der Anstalt, Zingarelli, sich der Vocalmusik zu widmen. M. folgte dieser Weisung, entzog sich jedoch der Leitung des Meisters früher, als dieser billigen konnte, sodaß derselbe später erklären mußte, daß er selbst ihn noch nicht entlassen habe. M. erhielt hierauf eine Anstellung als Componist am großen Theater San-Carlo in Neapel, woselbst seine erste Oper 1819 mit vielem Beifall gegeben wurde. Von jetzt an war er ununterbrochen thätig im Fache der Operncomposition, und eine sehr große Anzahl seiner Werke wurde in Italien auf verschiedenen Theatern bald mit großem Beifall, bald mit dem entgegengesetzten Erfolg aufgeführt. Im J. 1830 war er beim Hoftheater in Madrid angestellt. Bald indeß kehrte er wieder in sein Vaterland zurück, wo er 1833 die Kapellmeisterstelle in Novara erhielt. Im J. 1839 wurde er, wenn auch mit vielem Widerspruch, zum Director des Conservatoriums der Musik zu Neapel erwählt, welche Stelle er noch bekleidet. M. gehört zu den bessern Tonsetzern des gegenwärtigen Italien. Neben vielfach Entlehntem, geradezu Abgeschriebenem in seinen Werken und vielen andern Mängeln finden sich hin und wieder doch auch originelle Gedanken. Jedenfalls war es der Verbreitung seines Rufs nachtheilig, daß seine Thätigkeit in die Epoche Rossini's fiel, während neuere Tonsetzer diesen Rival nicht zu fürchten hatten und darum, ohne M. im hohen Grade überlegen zu sein, allgemeinern Eingang auch in Deutschland finden konnten. Als die beste seiner Opern bezeichnet man „Elisa e Claudio"; sie ist charakteristischer als die übrigen, in denen er allein der Mode des Tags gehuldigt hat.

**Mercantilsystem.** Die meisten namentlich praktischen Nationalökonomen waren im 17. Jahrh. und im Anfange des 18. der Meinung, daß der Reichthum eines Volkes, wo nicht allein, so doch vorzugsweise in seinem Vorrathe an edeln Metallen bestände. Die ganze Volkswirthschaftspolitik mußte auf Erhaltung und Vermehrung dieses Vorraths hinarbeiten. Also wo möglich eigener Betrieb von Gold- und Silberbergwerken; hier durften die größten Kosten nicht gescheut werden, da ja das neugewonnene Metall wahre Vermehrung des Reichthums wäre und das zur Ablohnung der Arbeiter u. s. w. hingegebene Geld wenigstens im Lande bliebe. Strenge Verbote der Gold- und Silberausfuhr mußten alsdann noch hinzukommen. Andere Länder, welche selbst keine Gold- und Silberminen besitzen, können sich das edle Metall nur auf dem Wege des auswärtigen Handels verschaffen. Auf diesen legte das System einen unverhältnißmäßigen Werth, daher der Name Mercantilsystem. Man verglich das Verhältniß zwischen Aus- und Einfuhr mit den Schalen einer Wage (Handelsbilanz). War die Einfuhr von Waaren bedeutender als die Ausfuhr, so mußte der Überschuß (das sogenannte Saldo) nach der Lehre des Systems mit Geld aufgewogen werden und das Land wurde ärmer; umgekehrt natürlich, wenn die Waarenausfuhr größer war als die Einfuhr. Der Staat kannte keine dringendere Pflicht, als die Bilanz für seine Unterthanen möglichst günstig zu gestalten. Also Verbote oder wenigstens Zölle gegen die Waareneinfuhr, Prämien aller Art für die Ausfuhr. Da übrigens verarbeitete Waaren regelmäßig einen höhern Werth haben als die Rohstoffe, so war es nur consequent, daß man die Einfuhr dieser begünstigte, ihre Ausfuhr erschwerte, um desto mehr Fabrikate ausführen zu können. Weil es endlich manche Waaren gibt, die z. B. unser Klima schlechterdings nicht hervorbringt, so strebte man, um sich auch hierin vom Auslande unabhängig zu machen, nach Besitzungen in fremden Welttheilen (Colonien), die aber ganz wie exterritoriale Bestandtheile des Mutterlandes behandelt wurden, ihre Erzeugnisse nur an das Mutterland absetzen, ihre Bedürfnisse nur von daher beziehen sollten. Bei diplomatischen Verhandlungen legte man auf Handelsverträge das größte Gewicht, in welchen jeder Contrahent den andern hinsichtlich der Handelsbilanz zu übervortheilen suchte; denn nach der Lehre dieses Systems kann das eine Volk nur gewinnen, was irgend ein anderes verloren hat. Auch Handelsverträge spielen seit der Mitte des 17. bis gegen Schluß des 18. Jahrh. eine Hauptrolle in der Weltgeschichte. Daß man im Ganzen den Ackerbau weniger schätzte als den Gewerbfleiß, die gröbere Industrie weniger als die feine, den passiven und indirecten Handel weniger als den activen und directen, wird nach dem Vorigen begreiflich sein. Man ist gewöhnlich der Ansicht, das Mercantilsystem sei von Colbert gestiftet, daher es die Italiener wol Colbertismo nennen, allein die Hauptzüge lassen sich viel früher, so z. B. in Spanien schon gegen Anfang des 16 Jahrh.

nachweisen. Noch gewöhnlicher ist der Irrthum, als wenn vor Mitte des 18. Jahrh. alle oder fast alle Nationalökonomen diesem Systeme gehuldigt hätten; indessen hat Roscher („Zur Geschichte der ältern engl. Volkswirthschaftslehre", Lpz. 1852) gezeigt, wie bei den Engländern während des 16. und 17. Jahrh. ein ganz anderes System mit ungleich wahrern Ansichten über Geldreichthum u. s. w. geherrscht hat und der Mercantilismus erst gegen Ende des 17. Jahrh. förmlich aus Frankreich hierher übergesiedelt ist. Wissenschaftlich überwunden wurde das System besonders durch Hume, Tucker, die Physiokraten und Adam Smith, welche namentlich den Reichthum im Besitze von Brauchbarkeiten fanden und eben darum das edle Metall nur insofern als Reichthumselement gelten lassen wollten, wie es menschliche Bedürfnisse (des Schmucks, mehr noch des Tausches u. s. w.) wirklich befriedigte. Nur sollte man sich hüten, wegen der falschen Grundlage des Mercantilsystems auch alle Schlüsse, welche es darauf gebaut hat, ohne weiteres für falsch zu erklären. (S. Nationalökonomie.)

**Mercator** (Gerhard), Mathematiker und Geograph, geb. zu Ruremonde in Flandern 5. März 1512, studirte zu Löwen, trat dann als Kosmograph in die Dienste des Herzogs von Jülich und starb zu Duisburg 2. Dec. 1594. Seine Verdienste um die Geographie haben ihm ein bleibendes Andenken geschaffen; insbesondere verbesserte er die Seekarten, weshalb man auch die Manier, in welcher er sie entwarf, Mercator's Projection genannt hat. (S. Projection). Auch stach er selbst einen von ihm entworfenen großen Atlas in Kupfer und fertigte mehre Globen, unter denen besonders einer für Kaiser Karl V. von vorzüglicher Schönheit war.

**Mercia**, das Land der Mercier (Merke), eines Stamms der Angeln, hieß das von diesen bei der Eroberung Britanniens zuletzt, vielleicht erst zu Ende des 6. Jahrh., durch Creoda, einen Abkömmling Wodan's, gestiftete Reich, das sich von dem Meere, wo um Lincoln (Lindum) der verbundene Stamm der Lindisvaren wohnte, auf beiden Seiten des Trent bis an die Gebirge von Wales erstreckte, im N. an Northumbrien, im S. an Ostangeln und die sächs. Staaten an der Themse grenzte. Ein König von M., Penda, ein gefürchteter Kriegsheld, den endlich Oswiu, der Bretwalda von Bernicien, 654 fällte, war der letzte mächtige Anhänger des Heidenthums unter den Angelsachsen. Im J. 823 suchten die Ostangeln gegen die übermächtigen Mercier, die mit ihren Nachbarn in häufigen Kriegen lebten, Hülfe bei Egbert, dem König der Westsachsen; der Sieg bei Ellendoune, den dieser erfocht, und die bald darauf (825) folgende Unterwerfung Wiglaf's, des mercischen Königs, war der erste Schritt zur Vereinigung der angelsächs. Reiche unter Egbert's Herrschaft.

**Mercier** (Louis Sebastien), einer der geistreichsten Genremaler der franz. Literatur, geb. zu Paris 7. Juni 1740, war vor der Revolution Advocat in Rheims und beim pariser Parlament. Als Schriftsteller trat er zuerst mit einigen Heroiden auf, welche aber einen so unbefriedigenden Erfolg hatten, daß er sich später ausschließend der Prosa zuwendete, indem er die Behauptung aufstellte: „Les prosateurs sont nos vrais poëtes." Mehre seiner Dramen, z. B. „Le déserteur", „L'habitant de la Guadeloupe", „L'indigent", welche unter dem Titel „Théâtre" (4 Bde., Amst. 1778—84) gesammelt erschienen, wurden eine Zeit lang mit Beifall aufgeführt. Sich zu den Grundsätzen der Revolution mit Interesse hinneigend, wurde er in den Convent, wo er gegen den Tod Ludwig's XVI. stimmte, und in den Rath der Fünfhundert gewählt, wo er zur republikanischen Partei gezählt wurde. Nachdem er eine Zeit lang den Posten eines Lotterieeinnehmers bekleidet hatte, wurde er Professor der Geschichte an der Centralschule und Mitglied des Nationalinstituts. Er starb zu Paris 25. April 1814. Seine eigentliche literarische Bedeutung hat M. als Zeichner frischer, kräftiger Skizzen, in denen sich das Volksleben in allen seinen Richtungen abspiegelt. Es ist dies ein Genre, in welchem der scharf beobachtende Geist der Franzosen vorzüglich glänzt. Der erste Versuch M.'s in demselben war sein „L'an 2440" (Par. 1771) worin er einen Pariser nach einem 700jährigen Schlafe erwachen und das veränderte Paris mit dem ehemaligen vergleichen läßt. Größeres Interesse gewährte sein „Tableau de Paris" (12 Bde., Amst. 1782—88), welches das Muster zahlloser Schilderungen des pariser Volkslebens geworden ist. Die Fortsetzung „Le nouveau Paris" (5 Bde., Par. 1797), welche die Sitten der Pariser während der Revolutionszeit schildert, steht ungeachtet schöner Einzelnheiten an Gehalt tiefer. Mit Interesse werden auch noch jetzt sein „Bonnet de nuit" (4 Bde., Amst. 1778—84) und „Bonnet de matin" (2 Bde., Par. 1786) gelesen. Als Kritiker war er sehr absprechend, wie unter Anderm sein „Essai sur l'art dramatique" und seine „Satire contre Racine et Boileau" (1808) beweisen. Deshalb wurde er auch in vielfache literarische Fehden verwickelt. Namentlich machte man ihm seine ungehemmten stilistischen Frei-

heiten und sein Abweichen vom sanctionirten Sprachgebrauche zum Vorwurfe. Er suchte die Berechtigung seiner Neuerungen auf theoretischem Wege durch seine „Néologie, ou vocabulaire de mots nouveaux à renouveler, ou pris dans des acceptions nouvelles" (2. Bde., Par 1801) darzuthun. Man kann M. als einen Vorläufer der stilistischen Emancipation von den Fesseln der akademischen Bestimmungen ansehen.

**Merck** (Joh. Heinr.), Goethe's Jugendfreund, war in Darmstadt 11. April 1741 geboren. Nach vollendeten Universitätsstudien begleitete er einen Herrn von Bibra auf Reisen, heirathete in Genf eine Französin und wurde 1767 in seiner Vaterstadt als Secretär der Geheimkanzlei, später als Kriegskassirer und Kriegsrath angestellt. M.'s eigene literarische Thätigkeit war von geringem Umfange, darunter Übersetzungen von Hutcheson's „Untersuchungen unserer Begriffe von Schönheit und Tugend", Addison's Trauerspiel „Cato" und Shaw's „Reise in der Levante"; ungleich wichtiger und anregender war seine Theilnahme an Lavater's „Physiognomik", an den „Frankfurter gelehrten Anzeigen", am „Deutschen Mercur" und andern Zeitschriften und Sammelwerken. Seine hauptsächlichste Bedeutung aber liegt in seiner persönlichen Wirksamkeit. In Darmstadt, Gießen, Frankfurt und Umgegend lebte ein eng verbundener Kreis geistig bedeutender Männer, und M. bildete durch vielseitige Bildung, welche nächst der gesammten modernen Literatur und Kunst namentlich auch die Naturwissenschaften umfaßte, durch seine geistige Regsamkeit und rücksichtslos offene Kritik den delebenden Mittelpunkt desselben. Groß war sein Einfluß auf Herder's Entwickelung, noch größer auf Goethe, den er eigentlich in die dichterische Productivität hineinriß. Durch Letztern trat M. mit dem ganzen weimar. Musenhofe in die engste Verbindung. Bald nach 1770 begleitete M. die Landgräfin von Hessen-Darmstadt auf einer längern Reise nach Petersburg; 1790 wurde er in Geschäften seines Landesherrn nach Paris gesendet. Unter seinen zahlreichen, aber fast durchaus fragmentarischen Schriften befindet sich auch ein „Lesebuch für die ersten Anfänger". Seine letzten Lebensjahre waren durch häusliches Misgeschick und ökonomische Verluste getrübt. Es gewann darum die scharf zersetzende Richtung seines Geistes mehr und mehr die Oberhand, die sich zuletzt gegen ihn selbst wendete, sodaß er sich 27. Juni 1791 erschoß. Vgl. „Briefe an M. von Goethe, Herder, Wieland u. A." (herausgegeben von Wagner, Darmst. 1835); „Briefe an und von M." (herausgegeben von Demselben, Darmst. 1838); „M.'s ausgewählte Schriften" (herausgegeben von Stahr, Oldenb. 1840).

**Mercoeur** (Elise), franz. Dichterin, war 1809 zu Nantes geboren, wo sie als Kind schon durch ihr poetisches Talent eine gewisse Berühmtheit erlangte. Nachdem ihr Ruf immer mehr in der Provinz sich verbreitet hatte, wurde sie durch die aufmunternden Urtheile eines Châteaubriand, eines Victor Hugo und Lamartine, von denen der Letztere mit Bezugnahme auf ihre 1827 erschienenen „Poésies" (neue Aufl., 1829) an einen Freund schrieb: „Dieses kleine Mädchen wird uns Alle überflügeln", veranlaßt, sich nach der Hauptstadt von Frankreich überzusiedeln. Auf Verwendung des Ministers Martignac erhielt sie von Karl X. eine Pension aus dessen Privatkasse, durch welche ihr und ihrer Mutter ein dürftiger Unterhalt gesichert wurde. Die Julirevolution raubte ihr die Pension; die wenigen Privatstunden, die sie mühsam erlangte, wurden schlecht bezahlt; sie kam immer tiefer ins Elend, aus dem sie 1835 der Tod erlöste. Unter ihren Gedichten finden sich einige reine lyrische Klänge, und es ist wol anzunehmen, daß sie, wenn ihr ein längeres und weniger gedrücktes Leben vergönnt gewesen wäre, bei ihrem heiligen Enthusiasmus und ihrem feinen Gefühl für Formschönheit Bedeutendes geleistet haben würde.

**Mercurialmittel**, s. Quecksilbermittel.

**Mercurius**, bei den Griechen Hermes, ein Sohn des Zeus und der Maja, geboren in einer Höhle des Bergs Kyllene in Arkadien, schlüpfte gleich in den ersten Stunden nach seiner Geburt aus der Wiege, ging nach Pierien und stahl dem Apollo Rinder, die er nach Pylos trieb. Um sich hierbei nicht auf die Spur kommen zu lassen, zwang er die Rinder rückwärts zu gehen, indem er auch selbst so ging, und band ihnen Baumzweige an die Schwänze, um die Fußtapfen zu verwischen. Hierauf begab er sich schnell an seinen Geburtsort zurück, fand daselbst eine Schildkröte, tödtete dieselbe, spannte Saiten über die Schale und erfand so die Lyra (s. d.). Apollo aber entdeckte durch seine Wahrsagergabe den Dieb seiner Rinder, der indeß die Sache leugnete, und brachte ihn vor Zeus. Endlich führte M. den Apollo nach Pylos, wo er die Rinder verborgen hatte; doch überließ sie ihm Apollo gegen Abtretung der Lyra. Nun weidete M. die Rinder und erfand die Syrinx (s. d.), die er ebenfalls an Apollo abtrat, der ihm dafür den goldenen Stab Caduceus gab. Später lehrte ihn Apollo aus Loosen die Kunst der Weissagung;

Zeus aber machte ihn zum Götterherold, und in dieser Eigenschaft erscheint er bereits bei Homer. Ursprünglich gehörte M., als ein pelasgischer Naturgott, in den Kreis der chthonischen Gottheiten, welche aus der Tiefe Früchte und Segen spenden, und als solchen setzte ihn das alte Griechenland auf alle Straßen und Wege in der Form eines mit einem bärtigen Kopfe und einem Phallus versehenen Pfahls. Spuren dieses seines ursprünglichen Wesens finden sich auch noch bei Homer. Allmälig aber wurde dieser Segensgott zu einem ökonomischen und mercantilischen Gotte des Gewinns und Verkehrs; vornehmlich verehrten ihn nun die in der Vorwelt den Verkehr vermittelnden Herolde. In der Gestalt derselben erscheint er schon in der ältern Poesie. Auch die ältern Kunstwerke zeigen ihn in dieser Eigenschaft als einen kräftigen Mann mit spitzem Bart, langen Haarflechten, in einer zurückgeschlagenen Chlamys, mit einem Reisehute, Fußflügeln und dem Caduceus in der Hand. Hier ist er noch nicht jener schlanke, gymnastisch ausgebildete Jüngling. Diese höhere Ausbildung ging von den Gymnasien aus, denen er seit alten Zeiten als Spender leiblichen Wohlgedeihens in phallischen Pfeilerbüsten vorgestanden hatte. Zur Begleitung hat er auch hier die Chlamys, welche gewöhnlich sehr zusammengezogen ist, und nicht selten den Petasus als Bedeckung des Kopfs, dessen Haar kurz abgeschnitten und wenig gelockt ist. Die Züge des Gesichts zeigen einen ruhigen und feinen Verstand und ein freundliches Wohlwollen an. Verehrt wurde M. schon früh durch ganz Griechenland; der älteste Sitz seiner Verehrung war aber Arkadien. Seine Feste hießen **Hermäa**. Auch in Rom hatte er mehre Tempel und sein Fest fiel auf den 15. Mai. An diesem brachten ihm vorzüglich die Kaufleute Opfer dar, damit er ihnen im Handel Glück bringen möchte. Der german. und gallische M., welche von Cäsar und Tacitus erwähnt werden, sind einheimische Gottheiten jener Völker, welche nur wegen irgend einer Ähnlichkeit mit dem M. von den Römern so genannt wurden. Unter den Kunstwerken tritt eine Classe besonders hervor, in der das Hermesideal sich am höchsten steigert. Der Gott erscheint als Vorsteher gymnischer Übungen in reifer Jünglingsgestalt voll gediegener Kraft, in fester, ruhiger Stellung und mit der Chlamys, welche zurückgeworfen und um den linken Arm gewickelt ist. Hieran schließen sich ähnliche Statuen, bei denen indeß der erhobene rechte Arm zeigt, daß er hier als Hermes Logios, als Gott der Redegewandtheit, zu fassen sei. Als Bote des Zeus findet er sich abgebildet halb sitzend und halb schon wieder aufspringend, um davon zu eilen, aber auch in ruhender Stellung, wobei er den Arm auf einen Pfeiler stützt. Ein Hauptattribut des Gottes war in der spätern Zeit der Beutel. Als Opferanrichter, Beschützer des Viehs, besonders der Schafheerden, Erfinder der Leier, dem als solchem die Schildkröte heilig ist, als Seelenführer und Wiederbeleber der Todten sieht man ihn meist nur in geringern Kunstwerken. — Über den Planeten Mercur s. Planeten.

**Mercy** (Franz, Freiherr von), ein ausgezeichneter General im Dreißigjährigen Kriege, stammte aus einem alten lothring. Geschlechte und wurde zu Longwy in Lothringen geboren. Noch sehr jung nahm er in der kaiserl. Armee Dienste; 1631 war er unter dem damaligen Oberst Piccolomini Oberstwachtmeister und 1633 Befehlshaber eines Regiments. Als solcher hielt er 1634 Rheinfeld im Oberelsaß besetzt, das er dem Rheingrafen Johann Philipp kurz vor der Schlacht bei Nördlingen ausliefern mußte. Im J. 1635 trat er als Generalwachtmeister in bair. Dienste. Er eilte dem Herzoge von Lothringen in der Belagerung von Kolmar zu Hülfe und wohnte dann der Entsetzung von Dôle bei, wurde aber 1637 mit dem Herzoge von Lothringen wiederholt geschlagen. Nachdem er 1638 zum Generalfeldzeugmeister aufgestiegen, focht er 1640 gegen den Herzog von Longueville in der Unterpfalz und widersetzte sich dem schwed. General Banér bei Regensburg. Den General Schlangen aber umzingelte er bei Waldneuburg und nahm denselben mit vier Regimentern gefangen. Im Feldzuge von 1643 überfiel und schlug er den franz. General Ranzau bei Duttlingen in Schwaben, wofür ihn der Kurfürst von Baiern zum Generallieutenant, der Kaiser zum Feldmarschall erhob. Im folgenden Jahre nahm er Überlingen und Rottweil und eroberte Freiburg, zog sich aber endlich unter heftigen Gefechten mit dem Herzoge von Enghien auf Villingen zurück. Im J. 1645 gelang es ihm, Germersheim und Mergentheim zu nehmen, in welchem letztern Treffen 5. Mal er Turenne besiegte. Am 3. Aug. 1645 lieferte er Enghien bei Allersheim ein heftiges Treffen, wobei er seinen Tod fand. Sein Bruder, **Kaspar von M.**, ebenfalls ein ausgezeichneter Krieger und bair. Generalwachtmeister, fiel bei Freiburg. — **Mercy** (Claudius Florimund, Graf von), Enkel des Letztgenannten, geb. in Lothringen 1666, zeichnete sich in kaiserl. Diensten zuerst im Kriege gegen die Türken aus. Als Oberstlieutenant kämpfte er 1701 in Italien, wo er bei Borgoforte mit 300 Reitern eine Batterie wegnahm und ein ganzes Cavalerieregiment in die Flucht schlug. Im Feldzuge von 1702 befehligte er die kaiserl. Reiterei vor Cremona, wurde aber gefan-

gen. In den nächsten Jahren zeigte er sich als kühnen Reitergeneral am Rhein. Er stürmte 1705 die Linien von Pfaffenhofen und zwang die Franzosen zum Rückzuge unter die Mauern von Straßburg. Im J. 1706 deckte er durch geschickte Märsche Landau, welches er verproviantirte, und am 22. Sept. 1707 schlug er den franz. General Vivans bei Offenburg. Als er jedoch im Feldzuge von 1709 zu tief im Elsaß eindrang, wurde er bei Rumersheim von dem General Dubourg 26. Aug. gänzlich geschlagen. Gegen Ende des Kriegs zum Feldmarschall ernannt, befehligte er hierauf 1716 in der Armee gegen die Türken und betheiligte sich an den Siegen von Peterwardein und Belgrad. Im J. 1719 führte er mit Auszeichnung das Commando der kaiserl. Armee in Sicilien. Nach seiner Rückkehr erhielt er 1720 das Gouvernement von Temesvar und machte sich um die Cultur des Banats sehr verdient. Als Generalfeldmarschall übernahm er 1733 den Oberbefehl in Italien, wurde aber während des Feldzugs vom Schlage gerührt. Im folgenden Jahre besetzte er Parma; gegen den Rath seiner Generale unternahm er 29. Juni 1734 in Person den Angriff auf das feste Schloß Croisetta, wobei ihn eine Kugel durchbohrte. Man bestattete seine Leiche zu Reggio. Da er keine Kinder hinterließ, erbte das Lehn Mercy mit dem Grafentitel einer seiner Verwandten, Ant. von Argenteau, der gleichfalls in kaiserl. Dienste trat, sich in Ungarn, Baiern, besonders in den Niederlanden auszeichnete und 1767 als Generalgouverneur in Essek starb.

**Mergel** nennt man ein natürlich vorkommendes Gemenge von Thon und kohlensauerm Kalk, welches mitunter auch Sand und andere zufällige Beimengungen enthält. Nach den verschiedenen Mengungsverhältnissen wird der Mergel in Thon-, Kalk- und Sandmergel eingetheilt. Nach der Formation, zu welcher die Mergellager gehören, unterscheidet man Kreidemergel, Liasmergel, Keupermergel u. s. w. Im Allgemeinen zeichnen sich die Mergelbodenarten durch eine große natürliche Fruchtbarkeit aus, weil sie bei jeder Witterung ein angemessenes Feuchtigkeits- und Wärmeverhältniß zu bewahren vermögen. An der Luft liegend zerfällt der Mergel leicht. Derselbe wird mit günstigem Erfolg als Dünger und als mechanisches Verbesserungsmittel des Bodens angewendet. Er wirkt theils durch seinen Kalk-, theils durch seinen Thongehalt und gibt deshalb den zu lockern Bodenarten größern Zusammenhang und den zu bündigen größere Lockerheit. Außerdem wirkt er mittels des Kalkgehalts auflösend auf die organischen Stoffe und tilgt die schädlichen Säuren im Boden. Endlich ist der Mergel auch durch einen geringen Alkaligehalt wirksam. Daher wirkt er auch um so besser, je düngkräftiger der Boden ist oder je mehr unzersetzten Humus derselbe enthält. Außer als Düngemittel benutzt man den Mergel zur Fabrikation von Cement und hydraulischem Mörtel, sowie zur Construction von Treibherden.

**Mergentheim** oder **Mergenthal**, ursprünglich Marienthal genannt, ein Städtchen in Schwaben, im würtemb. Jaxtkreise, an der Tauber, mit 3000 E., einem Gymnasium, Kloster und Schlosse, war sonst mit seinen Umgebungen (10 QM. mit 32000 E.) die bedeutendste der elf Balleien des Deutschen Ordens und seit 1527—1809 der Sitz der Hochmeister, die sich für gewöhnlich in dem nahe dabei gelegenen Schlosse Neuhaus, in welchem sich gegenwärtig ein Oberamt befindet, aufhielten. (S. Deutsche Ritter.) In dem Schlosse, welches ein bedeutendes Archiv enthält, hat der gewöhnlich hier residirende Herzog Paul von Würtemberg seine reiche naturhistorische Sammlung aufgestellt. Unweit von dem schönen Schloßgarten befindet sich eine sehr besuchte Brunnen- und Badeanstalt. In der Nähe von M. wurden 5. Mai 1645 die Franzosen unter Turenne von den Östreichern unter Mercy geschlagen.

**Merian** ist der Name einer berühmten Künstlerfamilie. — **Matthäus M. der Ältere**, geb. zu Basel 1593, lernte bei Dietr. Meyer in Zürich und bei Theod. de Bry zu Oppenheim, der nachmals sein Schwiegervater wurde, und lebte längere Zeit in Paris. Später ließ er sich in Frankfurt a. M. nieder, wo er einen starken Kunsthandel trieb, und starb zu Schwalbach 1651. Er arbeitete sehr sauber und fleißig mit der Radirnadel. Am berühmtesten wurde er durch seine Abbildungen der wichtigsten Städte Europas, besonders Deutschlands, die er mit Beschreibung unter dem Titel „Topographien" erscheinen ließ und die auch nach seinem Tode fortgesetzt wurden (30 Bde., Frkf. 1640—88; nebst Register, 1726). Die von ihm nach der Natur gezeichneten Städteansichten, namentlich die perspectivischen, sind in der That meisterhaft, ebenso seine frühesten Landschaften; da aber seine Unternehmungen allmälig eine ungeheure Ausdehnung gewannen, so wurde das Meiste von Gehülfen zum Theil nachlässig und schlecht ausgeführt. Nichtsdestoweniger ist seine Topographie ein historisch wichtiges Werk und noch gegenwärtig geschätzt. Unbedeutender sind die unzähligen Geschichten, Schlachten, Ceremonien u. s. w., wo-

mit er eine Anzahl von Büchern illustrirte, so z. B. die Bibel, das „Theatrum Europaeum", Gottfried's „Chronik" u. s. w.; Stich und Composition ist dabei insgemein etwas fabrikmäßig und nur Dasjenige antiquarisch wichtig, was sich auf die Zeitgeschichte, nämlich auf den Dreißigjährigen Krieg, bezieht. Sein Sohn, **Matthäus M. der Jüngere**, geb. zu Basel 1621, ein guter Porträtmaler, war ein Schüler von Joach. von Sandrard und Ant. van Dyck, hielt sich um 1644 in Rom auf und bereiste nachher England, die Niederlande und Frankreich. Ein zweiter Sohn, **Kaspar M.**, übte die Ätzkunst, jedoch nicht mit der Geschicklichkeit des Vaters. — Des jüngern Matth. M. Sohn, **Joh. Matth. M.**, war ebenfalls ein geschickter Bildnißmaler und starb zu Frankfurt 1716. — Des ältern Matth. M. Tochter, **Maria Sibylla M.**, verehelichte Graff, geb. zu Frankfurt a. M. 1647, gest. zu Amsterdam 1717, machte sich gleichfalls als Künstlerin berühmt. Sie lernte bei ihrem Stiefvater Jak. Morrels oder Marrel und bei Abr. Mignon und erlangte einen großen Ruf durch den guten Geschmack, die Geschicklichkeit und Genauigkeit, mit welcher sie Blumen, Schmetterlinge, Raupen, Mücken und Insekten aller Art in Wasserfarben, meist auf Pergament, malte. Aus Liebe für dieses Fach ging sie von Holland aus, wohin sie sich aus Religionseifer begeben hatte, nach Surinam, um die Verwandelungen der dort einheimischen Insekten zu beobachten. Sie verweilte daselbst zwei Jahre und zeichnete eine Menge Gewürme, Pflanzen und Früchte auf Pergament, die in der That nichts zu wünschen übrig lassen. Unter der großen Zahl ihrer hinterlassenen Werke, zu denen sie die Kupfer selbst gestochen hat, sind besonders zu nennen: „Der Raupen wunderbare Verwandelung und sonderbare Blumennahrung" (2 Bde., Nürnb. 1679 — 83) und „Metamorphosis insectorum Surinamensium" (Amst. 1705).

**Merida**, eine Stadt mit 10000 E. in der span. Provinz Badajoz in Estremadura, in einer schönen, fruchtbaren Ebene am rechten Ufer der Guadiana, über welche hier eine prächtige Römerbrücke von 18 Bogen führt, und an deren ebenfalls überbrücktem Nebenflusse Abarregas, hat einige gut erhaltene Paläste, ein festes maurisches Schloß, viele röm. Alterthümer und unterhält bedeutende Vieh-, besonders Schweinemärkte. M., eine röm. Colonie, Emerita Augusta, durch Augustus, der hier die Emeriti der fünften und zehnten Legion ansiedelte, war dann Sitz des Obergerichtshofs und des Proprätors der Provinz Lusitania, sowie später des westgoth. Erzbischofs der Diöcese Lusitania, wurde in den gothisch-suevischen Kriegen des 5. und 6. Jahrh. öfters erobert, 714 nach langer Belagerung von den Arabern eingenommen und von diesen bis zur Eroberung durch Alfons IX. 1230 behauptet. — **Merida**, eine Provinz der südamerik. Republik Venezuela, zwischen Truxillo, Maracaybo, Apure, Varinas und Neugranada, zählt auf 510 QM. 65000 E., die meist Ackerbau treiben, producirt alle Nahrungspflanzen der heißen und der gemäßigten Zonen und zur Ausfuhr Kaffee, Cacao und Zucker. Die Hauptstadt **Merida**, 1558 von Juan Rodriguez Suarez gegründet, liegt auf einer kleinen, schönen und überaus fruchtbaren Bergebene, in der Nähe des ungestümen Rio-Chama und im Angesicht der imposanten Sierra-Nevada, welche sich 14000 F. über das Meer und 9000 F. über die Stadt erhebt, wurde durch das Erdbeben von 1812 fast gänzlich zerstört, blieb eine Zeit lang in Ruinen liegen, ist jedoch gegenwärtig wieder aufgebaut und stärker bevölkert als zuvor. Ihre 12000 E. sind fleißig, gewerbthätig und meist wohlhabend. Sie ist der Sitz eines Bischofs, hat ein Seminar, ein Collegium, verschiedene Schulen und ein Kloster, dessen Nonnen schöne Handarbeiten verfertigen. Zur Ausfuhr wird eine ganz vortreffliche Sorte Kaffee gebaut. — **Merida** heißt auch die Hauptstadt von Yucatan (s. d.).

**Meridian** oder **Mittagskreis** heißt der Kreis der Himmelskugel, welchen man durch die beiden Pole und durch das Zenith, also auch durch das Nadir eines Orts der Erde zieht. Er durchschneidet demnach senkrecht den Äquator und den Horizont. Es ist für einen Ort und gleichzeitig für alle diejenigen Orte der Erde, welche unter demselben Meridiane liegen, Mittag, wenn der Mittelpunkt der Sonne in denselben tritt. Alle Orte, welche einerlei Meridian haben, haben auch einerlei Länge, und derjenige Meridian, von welchem man die übrigen zu zählen anfängt, heißt der erste Meridian. (S. Länge.) Jeder Meridian wird, wie überhaupt jeder Kreis, in 360 Grade getheilt, und diese dienen zur Bestimmung der geographischen Breite (s. d.). Der Meridian hat ferner die Eigenschaft, daß die Gestirne, sobald sie in ihn treten, nicht nur ihren halben Tagbogen zurückgelegt, sondern zugleich ihre größte Höhe erreicht haben. Dieses zu benutzen, stellen die Astronomen Meridiankreise auf, künstliche Kreise, deren Flächen genau in die Fläche des Meridians ihrer Sternwarte fallen. Mit diesem Kreise ist ein Fernrohr verbunden, das sich in der Richtung des Kreises auf- und abbewegen läßt und zur genauen Beobachtung des Augenblicks dient, in welchem ein Gestirn den Meridian passirt, weshalb es

Mittagsrohr oder Passageninstrument genannt wird. Als Erfinder desselben kann der dän. Astronom Römer betrachtet werden.

**Meridianmessung.** Die Größe der Erde genau zu kennen, ist nicht nur für die Astronomie und Geographie von großer Wichtigkeit, sondern überhaupt von hohem Interesse. Mit dem Maßstabe und der Meßkette läßt sie sich aber augenscheinlich nicht bestimmen, und man muß daher zu andern Hülfsmitteln seine Zuflucht nehmen. Glücklicherweise erleichtert die beinahe genau kugelförmige Gestalt der Erde dieses schwierige Geschäft. Um nämlich die Größe einer Kugel zu finden, braucht man nur den Umfang eines größten Kreises derselben zu kennen und auch hierzu ist es nicht nöthig, den ganzen Umfang desselben unmittelbar zu messen, da man durch die Messung eines bestimmten Theils desselben, von welchem man auf das Ganze schließt, zum Ziele gelangt. Angenommen, man hätte gefunden, daß 10 Grade von dem Umfange eines Kreises (gerade der 36. Theil desselben) 38 F. lang sind, so geht daraus hervor, daß der ganze Umfang 36mal so viel oder 1368 F. beträgt. Um also die Größe der Erde zu bestimmen, muß man die Länge eines bestimmten Theils von einem größten Kreise der Erdkugel messen. Ganz vorzüglich hierzu sich eignende größte Kreise sind die Meridiane, weshalb man eine solche Messung eine Meridianmessung, auch eine Gradmessung oder Breitengradmessung nennt. Die Meridianmessung zerfällt in einen geodätischen und einen astronomischen Theil. Nachdem der Astronom die Richtung des Meridians, d. i. die Richtung, in welcher gemessen werden soll, genau angegeben, dann aber die Größe des zu messenden Bogens nach Graden, Minuten, Secunden und die Endpunkte desselben auf der Erde auf das genaueste bestimmt hat, muß der Geodät, nachdem er auf der Erde eine hinreichend große Basis unmittelbar ausgemessen hat, die von dem Astronomen bezeichnete Richtung durch Verbindung von geeigneten Dreiecken (s. **Triangulirung**) so verfolgen, daß er aus denselben die Länge des bezeichneten Bogens zu berechnen im Stande ist. Eine solche Messung dient übrigens nicht blos zur Bestimmung der Größe der Erde, sondern auch zur Bestimmung ihrer Gestalt. Man hat nämlich die Erfahrung gemacht, daß die Erde keine vollkommene, sondern eine an ihren Polen abgeplattete Kugel oder, was noch richtiger, ein elliptisches Sphäroid sei. Ist aber dieses der Fall, so wird die Länge der Meridiangrade zunehmen müssen, je mehr man sich den Polen nähert, und genaue Messungen einiger Meridiangrade im hohen Norden und in der Gegend des Äquators werden auch das Verhältniß des Äquatorialhalbmessers zum Polarhalbmesser oder die Abplattung der Erde kennen lehren. (S. **Gradmessungen**.)

**Mérilhou** (Josephe), franz. Advocat und Staatsmann, wurde 15. Oct. 1788 zu Montignac im alten Guyenne geboren und studirte die Rechte. Bereits 1812 trat er als Auditeur beim kaiserl. Gerichtshofe ein, welche Stelle er auch während der ersten Restauration behielt. Nach der Rückkehr Napoleon's von Elba wurde er Substitut des Generalprocurators, weshalb er mit der zweiten Restauration den Staatsdienst verlassen mußte. Er widmete sich nun der Sachwalterschaft und wurde bald durch sein Auftreten in politischen Processen, die sich zu förmlichen Parteikämpfen gestalteten, eine Hauptstütze der Volkspartei und des Liberalismus. Unter Andern wählte ihn der General Berton (s. d.) zum Vertheidiger. Der Minister Peyronnet versagte ihm aber die Erlaubniß, sich nach Poitiers zu begeben, wo die Assisen gehalten wurden; auch durfte er den Angeklagten, wie es herkömmlich ist, nicht als Freund vertheidigen. Ebenso wenig vermochte er die Cassation des Verfahrens, bei welchem er Fälschung nachwies, durchzusetzen. Im J. 1828 kam er als Abgeordneter in die Volkskammer. Wiewol er neben den vielen ausgezeichneten Rednern der Opposition nicht ganz den Erwartungen seiner Freunde entsprach, galt er doch immer als einer der bedeutendern Wortführer; besonders betheiligte er sich am Kampfe gegen das Ministerium Polignac und unterschrieb die Adresse der 221. Außer der Kammer hatte er längst schon in den öffentlichen und geheimen Gesellschaften gewirkt. Er gehörte zu den vornehmsten Begründern des Vereins der Freunde der freien Presse, sowie der sogenannten Nationalsubscription. Nach der Julirevolution nahm M. an der Begründung der neuen Ordnung wesentlich Antheil. Als Laffitte 2. Nov. 1830 an die Spitze der Verwaltung trat, erhielt er das Portefeuille des öffentlichen Unterrichts und nach Dupont's de l'Eure Ausscheiden das ihm angemessenere Justizministerium. Ein persönlicher Streit mit seinem frühern Freunde, dem Procurator Comte, und dem Generalprocurator Persil, in welchem sich das Cabinet für Letztern erklärte, bestimmte ihn indeß sehr bald, wieder seine Entlassung zu nehmen. Er trat zwar in die Reihen der Opposition zurück, zeigte aber fortan gegen die Regierung und den Hof so entschiedene Mäßigung, daß man ihn zur Belohnung zum Rath am Cassationshofe und 1837 zum Pair ernannte. Seit der Februarrevolution von 1848 hat er

sich im öffentlichen Leben nicht mehr bemerkbar gemacht. Unter Anderm schrieb er die Biographie Mirabeau's, die dessen Werken (Par. 1825) vorangestellt ist.

**Mérimée** (Prosper), franz. Dichter, geb. 1800 in Paris, wo er auch seine Erziehung und Bildung erhielt, ließ sich nach beendigtem Studium der Rechte als Advocat aufnehmen, ohne jedoch zu plaidiren, indem er es vorzog, sich der politischen Journalistik, der Poesie und dem Studium der bildenden Kunst zuzuwenden. Nach der Julirevolution, als Graf d'Argout wieder in das Ministerium trat, wurde er zunächst dessen Cabinetssecretär, dann Secretär im Handelsministerium und etwas später Bureauchef im Ministerium des Seewesens. Als Vitet die von Guizot geschaffene Generalinspection der historischen Denkmäler 1835 abgab, übernahm M. diese Stelle, gab sie aber 1837 an Vatout ab und übernahm nun wieder die Stelle eines Bureauchefs in einem der Ministerien. Im J. 1844 wurde er an Nodier's Stelle Mitglied der franz. Akademie. Das erste Werk, mit dem er selbständig auftrat, war sein pseudonymes „Théâtre de Clara Gazul, comédienne espagnole" (Par. 1825; neue Aufl., 1840), welches als bloße Übersetzung geboten wurde, um die classische Kritik zu verwirren. Auch „La Guzla, ou choix de poésies illyriques, recueillies dans la Dalmatie, la Bosnie etc." (Par. 1827) war eine ganz glückliche Mystification, die von Goethe, der um das Geheimniß wußte, zuerst in Deutschland verrathen wurde. „La Jacquerie, scènes féodales, suivies de la famille Carvajal" (Par. 1828) und „1572. Chronique du règne de Charles IX" (Par. 1829), ein historischer Roman, bieten zwar wegen ihres fleißigen Materials und der durchgebildeten Darstellung manches Interesse, aber es fehlt ihnen doch das eigentliche poetische Element. Überhaupt geht ihm dieses bei einem zu großen Anschmiegen an die Wirklichkeit in seinen Romanen, die insgesammt durch hervorragende stilistische Vorzüge glänzen, nicht selten verloren. Zu den bedeutendern darunter gehören das treffliche Sittenbild „La double méprise" (Par. 1833); „Colomba" (1840) und „Carmen" (1847). Sammlungen seiner kleinern Romane und Novellen erschienen unter den Titeln „Mosaïque" (Par. 1833), „Contes et nouvelles" (Par. 1846) und „Nouvelles" (Par. 1852). Von besonderm Werthe sind seine Aufzeichnungen über die Resultate seiner zahlreichen Wanderungen, welche meist archäologischen Forschungen gewidmet waren. Dahin gehören seine „Notes d'un voyage dans l'ouest de la France" (Par. 1837). Ähnliche Berichte hat er über die Provence, über Corsica und andere Theile Frankreichs geliefert. Von seinen historischen Arbeiten hat besonders seine „Histoire de Dom Pedro I, roi de Castille" (Par. 1848; deutsch, Lpz. 1852) vielen Beifall gefunden.

**Merino**, ein geköpertes, in verschiedenen Farben gefärbtes, oft auch bedrucktes Wollenzeug. Bei guter Waare sind Kette und Einschlag von Kammwollgarn, geringe Sorten haben baumwollene Kette. Die sächs. Industrie concurrirt in diesem Artikel auf sehr rühmliche Weise mit England und Frankreich. Ein dem Merino sehr ähnlicher Stoff ist der Tibet.

**Merino** (Don Geronimo), bekannt unter dem Namen des Pfarrers Merino, ein berüchtigter span. Parteigänger, geb. um 1770 in Villaobiado, einem Dorfe Altcastiliens, bereitete sich in dem Collegium zu Lerma für den geistlichen Stand vor, wurde aber nach vier Jahren von den Ältern zurückberufen, um ihnen bei der Bewirthschaftung ihres Gütchens behülflich zu sein. Dessenungeachtet erhielt er nachher die Pfarrstelle in seinem Geburtsorte. Beim Ausbruche des Kampfes gegen die Franzosen erschien er im Mai 1808, einer der ersten der unter dem Namen Guerrilleros so berühmt gewordenen Parteigänger, an der Spitze eines berittenen Haufens, mit dem er den Franzosen großen Abbruch that. Durch die Grausamkeiten, die er an den Gefangenen beging, wurde sein Name ein Schreckbild, vor welchem der Feind die Flucht ergriff. Die Wälder von Burgos und Soria gaben ihm eine sichere Zufluchtsstätte. Nie suchte er sich aber zu bereichern; der gemachte Raub wurde stets das Eigenthum seiner Mannschaft. Unterstützt durch eine eisenfeste Gesundheit, setzte sich M. den größten Beschwerden und Entbehrungen aus. Er besaß persönliche Tapferkeit und außerordentliches Glück, sodaß es dem Feinde niemals möglich war, seiner habhaft zu werden. Allmälig entwickelte sich die Grausamkeit seines Charakters auf eine furchtbare Weise. Im Mai 1811 nahmen die Franzosen vier Mitglieder der Provinzialjunta von Burgos gefangen und ließen dieselben erschießen. Um sie zu rächen, ließ M. 110 franz. Gefangene niedermachen. Nach Beendigung des Kriegs zog sich M. in seine Heimat zurück, gefürchtet und gemieden selbst von seiner eigenen Familie. Nach der Wiederherstellung der Constitution 1820 erklärte er sich sogleich als Feind derselben und kehrte zu dem Handwerke des Guerrillero zurück. Vertheidigung des absoluten Königs und des Altars, Ausrottung der Liberalen wurden der Deckmantel, unter welchem er die unerhörtesten Grausamkeiten beging. Nach der Wiederherstellung der unumschränkten Gewalt belohnte der König die

Dienste M.'s, indem er ihn zum Brigadier ernannte und ihm eine bedeutende Pension anwies. Abermals zog M. sich in seine Heimat zurück, und lange Zeit vernahm man nichts von ihm, bis er 1833 in Madrid erschien, um der Königin Maria Christina seinen Beistand zuzusichern. Gleichzeitig aber arbeitete er bereits am Aufstande zu Gunsten des Don Carlos. In Burgos, wo er sich gewöhnlich aufhielt, hatte sich eine geheime Junta gebildet, welche Don Carlos als König ausrufen wollte. Mit den einzelnen Mitgliedern der Junta nicht im besten Vernehmen, verzögerte indessen M. den Aufstand, bis er für seine eigene Person zu fürchten begann. Am 14. Oct. 1833 entwich er heimlich von Burgos und fast das ganze Bataillon der königl. Freiwilligen folgte ihm. Er ging zunächst nach San-Pedro de Cardeña, dann nach Sepulveda, versetzte die Gegend zwischen Burgos und Aranda in Aufruhr und stand im November an der Spitze von 20000 Freiwilligen. Als diese aber durch den General Quesada in Altcastilien gezwungen wurden, die Waffen niederzulegen, flüchtete sich M. in die Wälder von Soria. Sehr bald nun begann er den kleinen Krieg, den er mit mehr oder weniger Erfolg fortführte, bis er 1838 eine so entscheidende Niederlage erlitt, daß er eine Zuflucht in den Nordprovinzen suchen mußte und nicht wieder auf dem Kriegsschauplatze zum Vorscheine kam. Mit dem Prätendenten flüchtete er sodann nach Frankreich, wo er im Innern des Landes einen Aufenthaltsort angewiesen erhielt. Hier starb er, ohne sein Vaterland wiedergesehen zu haben, 1847. — Ein anderer span. Priester, **Martin Merino**, ein zur Gegenpartei des Vorigen gehöriger politischer Fanatiker, unternahm 2. Febr. 1852 ein Attentat gegen die Königin Isabella, als dieselbe aus der Kirche zurückkehrte. Er verwundete dieselbe mit einem Dolche, doch nicht bedeutend, an der Seite und wurde 7. Febr. durch die Garotte hingerichtet.

**Merinos** ist der span. Name einer aus der Berberei stammenden, seit dem 14. Jahrh. in Spanien eingeführten und daselbst heimisch gewordenen Schafrace, die sich vor andern Schafen durch gedrungenen, kleinern Körperbau und vorzüglich durch Feinheit und Weichheit der Wolle auszeichnet. (S. Schafzucht.) Die Merinos weiden auf den Gebirgen fast ganz Spaniens, waren ursprünglich ausschließliches Eigenthum der Krone, gingen aber später durch Verkauf in Privathände über. Schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. wurden sie nach Frankreich und Schweden, später nach Sachsen, Preußen, England und Östreich verpflanzt. In der neuesten Zeit ist die deutsche Merinozucht, namentlich in Schlesien, zu einem so hohen Grad der Vollkommenheit gediehen, daß man aus Schlesien hochfeine Böcke nach Spanien wieder importirt hat, um dadurch die dasigen, sehr heruntergekommenen Merinoherden wieder zu heben.

**Merioneth**, eine Grafschaft im engl. Fürstenthum Wales, zählt auf 31⅒ QM. 53242 E. und hat einen wildromantischen Charakter, indem sie fast ganz von steilen Bergen und herrlichen Thälern erfüllt ist. Unter jenen ist der 2770 F. hohe Arran-Fowdy der höchste, der 2733 F. hohe, fast unersteigliche Cader-Idris der berühmteste. Gegen Westen fließen der Avon oder Maw, der Dysinwy und Dovey, gegen Osten die Dee durch das Pimble-Meer oder den Bala-Pool, einen der größten unter den Walliserseen mit hellem Wasser und großem Fischreichthum. Der Boden ist wenig fruchtbar, der Ackerbau daher nicht von Belang, wichtiger die Viehzucht und ziemlich verbreitet die Strumpf- und Handschuhstrickerei, Wollenweberei, besonders die Flanellweberei. Die Hauptstadt ist Bala an dem gleichnamigen See, die in ihrem District 6736 E. zählt und den Hauptvertrieb der gestrickten Strümpfe und Handschuhe hat. Der Flecken **Dolgelly** mit einem District von 12915 E., abwechselnd mit Bala der Sitz der Assisen, ein enger, schmutziger Ort in einer der erhabensten Landschaften, treibt starke Flanellweberei. In der Nähe von Blangollen am Dee, mit 7000 E. und Wollenmanufacturen, führt der Ellesmerekanal auf 20 Bogen in einer Höhe von 145 F. und einer Länge von 2000 F. über die Dee. An dieser liegt auch das freundliche Städtchen Corwen mit einem District von 15400 E. in dem romantischen Thale Glendurdwy, wo der Held von Wales, Owen Glyndwr, eine Zuflucht fand, um auf dem Friedhofe von Corwen zu schlafen, welcher Glyndwr's Schwert genannt wird. Der Küstenort Barmouth an der Mündung des Avon, wegen seiner längs und auf einem Felsen erbauten Häuser das Kleine Gibraltar genannt, ist ein vielbesuchter Badeort, umgeben von alten Denksteinen, Cromlechs und Druidenkreisen in einer an mancherlei Ausbeute für Naturforscher reichen Gegend.

**Merkel** (Garlieb), eine Zeit lang durch seine Verbindung mit Kotzebue und als Gegner der Schlegel'schen Schule bekannter Literat, geb. 1776 in Livland, widmete sich philosophischen und geschichtlichen Studien und war eine Zeit lang Privatdocent in Frankfurt an der Oder. Im J. 1803 übernahm er, nachdem er sich schon durch verschiedene Schriften bekannt gemacht, gemeinsam mit Kotzebue die Redaction des „Freimüthigen" in Berlin. Wegen mancher politischer

Äußerungen hielt er es aber 1806 bei Annäherung der Franzosen für gerathen, in seine Heimat zurückzugehen. Erst 1816 kehrte er nach Berlin zurück, wo er es vergebens versuchte, den „Freimüthigen" in der alten Weise neu zu beleben, weshalb er sich bald wieder auf sein Landgut bei Riga zurückzog, wo er der Landwirthschaft oblag und 28. April 1850 starb. Unter seinen selbständigen Schriften haben die auf die Geschichte seines Vaterlandes sich beziehenden, z. B. „Die Vorzeit Livlands" (2 Bde., Berl. 1798), wirklichen Werth; doch sind sie jetzt ebenso vergessen als seine tiefer stehenden erzählenden Schriften. Am bekanntesten machte er sich seiner Zeit durch die heftigen Angriffe, die er zu Anfang dieses Jahrhunderts gegen die Häupter der romantischen Schule richtete und die ihm reichlich vergolten wurden. M. zeigte in diesen Kämpfen große Eitelkeit und Anmaßung bei sehr mangelhafter Sachkenntniß, weshalb sein Auftreten auch nur ein rasch vorübergehendes Aufsehen machte. In der spätern Zeit schrieb er „Über Deutschland, wie ich es nach zehnjähriger Entfernung wiederfand" (2 Bde., Riga 1818). Ein neuerer Versuch, durch „Darstellungen und Charakteristiken aus meinem Leben" (2 Bde., Riga 1839) sein Andenken zu erneuern, mislang.

**Merle** (Jean Toussaint), franz. Journalist und dramatischer Dichter, geb. zu Montpellier 16. Juni 1785, machte seine Studien in der Centralschule des Hérault und kam 1803 nach Paris, wo er in den Bureaus des Ministeriums des Innern angestellt wurde. Der Conscription verfallen, trat er unter die kaiserl. Jäger, erhielt aber bald seinen Abschied und ging 1808, bei einem franz. Armeecorps angestellt, nach Spanien. Bei seiner Rückkehr nach Paris widmete er sich vorzugsweise der dramatischen Literatur, die mit seinen Neigungen und Anlagen übereinstimmte. Noch in demselben Jahre trat er als dramatischer Dichter am Vaudeville auf mit „Le retour au comptoir" und verfaßte nachher „Le petit almanach des grands hommes", ein so beißend witziges Stück, daß die kaiserl. Regierung es bei der dritten Vorstellung verbieten ließ. Später arbeitete er für das Théâtre des Variétés, wo er eine geraume Zeit als der geistreichste und fleißigste Vaudevillist mit seinen Stücken viel Glück machte. Am bekanntesten darunter sind: „Le ci-devant jeune homme", eine treffliche Posse, worin Potier sich auszeichnete; „La jeunesse de Henri IV"; „Le savetier et le financier"; „Le bourguemestre de Saardam" und „La maison du rempart", welches nachher zu einer komischen Oper verarbeitet wurde, wozu Caraffa die Musik machte. Auch die „Cadet roussel" und die „Jocrisses", kleine Possen und Schwänke, die außerordentlich viel Beifall gefunden, stammen mit von ihm her. Neben seiner dramatischen Thätigkeit schrieb er auch Journalartikel. In den J. 1808 und 1809 arbeitete er für den „Mercure", und von ihm ist das Beste in den Feuilletons des „Ermite de la chaussée d'Antin", die zur Zeit des Kaiserreichs unter Jouy's Namen in der „Gazette de France" erschienen und die Blüte dieses Blattes begründeten. Zu Anfang der Restauration gehörte M. zur liberalen Opposition und schrieb für den „Nain jaune" und die „Pandore"; später bekehrte er sich zum orthodoxen Royalismus und war abwechselnd Theaterdirector an der Gaîté und an der Porte Saint-Martin. Hier machte er die Bekanntschaft der berühmten Schauspielerin Marie Dorval, die er heirathete. Im J. 1830 begleitete er als Secretär den Grafen von Bourmont auf dem Zuge nach Algier. Nach der Julirevolution wurde er Mitarbeiter an der „Quotidienne", wo er fast 20 J. lang die Theaterkritiken schrieb und in der letzten Zeit unter dem Namen „Le causeur" jede Woche ein Feuilleton erscheinen ließ, das sich durch feinen Witz und liebenswürdige Laune bemerklich machte. Auch arbeitete er für die „Mode" und polemisirte kräftig, aber immer anständig gegen die Julidynastie. Er starb zu Paris im Febr. 1852. In seinen Journalartikeln für die „Quotidienne" ist eine Fülle von Geist und Talent ausgegossen.

**Merle d'Aubigné** (Joh. Heinr.), ausgezeichneter Kirchenhistoriker, geb. 16. Aug. 1794 zu Genf, stammt aus einer franz. Refugiéfamilie, welche nach Aufhebung des Edicts von Nantes nach Genf übersiedelte. Die erste wissenschaftliche Bildung empfing M. in seiner Vaterstadt, worauf er seine theologischen Studien zur Zeit des deutschen Reformationsfestes auf der berliner Hochschule vollendete. Jene Feier erweckte in ihm zuerst den Entschluß, einst eine Reformationsgeschichte zu schreiben. Seine Wirksamkeit als Prediger begann er 1818 an der franz. Kirche zu Hamburg, von wo er sich auf den Ruf des Königs Wilhelm I. 1823 nach Brüssel wendete, um hier die Predigerstelle an der dem franz.-protest. Cultus eröffneten Hofkapelle zu übernehmen. Die Losreißung Belgiens von Holland veranlaßte ihn zur Rückkehr nach Genf, wo er eine Professur der historischen Theologie an der dortigen 1831 durch Privatkräfte errichteten theologischen Lehranstalt übernahm. In dieser Stellung, wie auch als Präsident der Schuldirection wirkt er seitdem mit unermüdeter Thätigkeit. Von seinen Predigten ist Mehres im Druck erschienen; seine bedeutendsten literarischen Leistungen aber gehören dem Gebiet der Kir-

chengeschichte an. Vor allem verdient hervorgehoben zu werden seine „Histoire de la réformation du XVI$^{me}$ siècle" (Bd. 1—4, Par. und Genf 1835—50), ein Werk, das bereits in das Deutsche (von Runkel, Bd. 1—4, Stuttg. 1848—50) und Englische übersetzt und in Großbritannien und Nordamerika in 300000 Exemplaren verbreitet ist. Auch gibt es einen englischen Auszug des ungemein anschaulich geschriebenen, doch in etwas breiter Anlage gehaltenen Buchs. Noch sind von seinen Schriften zu erwähnen: „La république d'Angleterre aux jours de Cromwell" (Par. und Genf 1849), worin er Cromwell für einen Heros des Protestantismus ansieht, und „Trois siècles de luttes en Ecosse" (deutsch von Fiebig, Lpz. 1850). M. ist ein strenger Calvinist, dabei aber, wenn auch unduldsam, namentlich gegen den röm. Katholicismus, doch ein höchst ehrenwerther Charakter. Unter Anderm behauptet er, Deutschland besitze wol eine Wissenschaft, aber keine Kirche.

**Merlin**, der Zauberer, ist eine der bedeutendsten Gestalten in den altbrit. Sagen, die, wie es scheint, durch die Verschmelzung zweier Personen entstand. Die eine ist der Barde Merddhin, der unter Artus gegen die Sachsen stritt und nach dem Verlust der Schlacht beim Walde Celidon in wahnsinnigem Schmerze in diesen floh. Ihm wird ein Gedicht „Afallenau", das jene Kämpfe schildert, zugeschrieben, welches in „The Myvyrian archaiology of Wales" (Bd. 1, Lond. 1801) mit den Liedern anderer Barden gedruckt ist, deren Echtheit Turner in den „Vindications of the genuineness of the ancient British poems of Aneurin, Taliesin, Llywarch-Hen and Merddhin" (Lond. 1803) vertheidigt hat. Die andere Person, nach der Sage um ein Jahrhundert früher zu setzen, ist der wunderbare Knabe M. mit dem Beinamen Ambrosius, von dem Nennius in seinem wahrscheinlich um 620 verfaßten „Elogium Britanniae" erzählt, daß er vor den König Vortigern gebracht wurde, als das Kind ohne Vater, welches seine Zauberer ihn suchen heißen, damit auf dem mit seinem Blute besprengten Boden der vergeblich versuchte Bau einer Burg gelänge. Er entdeckte ihm, was die Zauberer nicht vermochten, die Geheimnisse, die an jener Stelle der Boden barg, und als deren letztes bei der Nachgrabung sich ein rother und ein weißer Drache zeigten, von denen dieser, nachdem er fast unterlegen, den andern doch zuletzt im Kampfe vertrieb, was der Knabe auf den nach langer Unterdrückung doch endlich erfolgenden Sieg der Briten über die Sachsen deutete. Während aber bei Nennius der Knabe als seinen Vater, der selbst seine Mutter nicht kannte, einen röm. Consul angibt, ist bei Gottfried von Monmouth (1130—50) in seiner brit. Chronik und in seiner poetischen „Vita Merlini" M. aus der Vermischung eines Dämon mit einem irdischen Weibe entstanden, und der Merlin der franz., dem bretonisch-normand. Sagenkreise angehörigen Romane aus dem Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrh. wird von einem Teufel mit einer Jungfrau erzeugt, um durch seine Hülfe Das wieder zu gewinnen, was der Erlöser der Hölle entrissen. Nachdem Vortigern durch die rechtmäßigen Thronerben Pendragon und Uter gestürzt ist und Letzterer unter dem Namen Uterpendragon allein herrscht, verhilft ihm M. zum heimlichen Umgange mit der schönen Igerne, aus dem Artus entsproß; in spätern Bearbeitungen sind die Sagen vom Graal (s. d.), von Joseph von Arimathia und der Tafelrunde (s. d.) hereingezogen, und obwol M. den Artus begleitet und ihm durch seine Zauberei meist zum Siege verhilft, so scheint doch hier die Gestalt des alten Barden verwischt. Endlich wird M. von der schönen Viviane, für die er in Liebe entbrennt und die ihm seine Kunst ablernt, im Bretagnischen Walde von Breceliand in einen Hagedornbusch gebannt, aus dem nur seine Stimme noch erklingt. Die nationale Erinnerung an M. erhielt sich durch geheimnißvolle Dichtungen, die schon Gottfried als „Prophetiae Merlini" seiner Chronik einfügte, und in denen man noch lange nachher Voraussagungen über die Geschichte Englands finden wollte. Der franz. Roman von M. wurde zuerst 1498 in drei Foliobänden in Paris gedruckt. Vgl. „M.'s life, his prophecies and predictions" (Lond. 1813); Friedr. von Schlegel, „Geschichte des Zauberers M." (Lpz. 1804); San-Marte, „Die Arthursage" (Quedlinb. und Lpz. 1842); Villemarqué, „Contes populaires des anciens Bretons" (2 Bde., Par. 1842); Grässe, „Sagenkreise des Mittelalters" (Dresd. 1842).

**Merlin de Thionville** (Ant. Christophe), ein merkwürdiger Charakter der Französischen Revolution, wurde 1762 zu Thionville geboren, wo er beim Ausbruche der Revolution das Amt eines Huissiers versah. Er wendete sich mit Enthusiasmus der politischen Bewegung zu, trat 1791 als Abgeordneter des Moseldepartements in die Nationalversammlung und gesellte sich den leidenschaftlichen Gegnern des Hofs bei. Im Verein mit Chabot und Bazire verfolgte er besonders die Priester, welche den constitutionellen Eid verweigerten, und schlug deren Deportation in Masse vor. Bei den Unruhen vom 20. Juni 1792 erhielt er als Deputirter den Auftrag, die Volksmasse aus den Tuilerien zu entfernen. Der Anblick der mishandelten Königs-

familie rührte ihn so, daß er Thränen vergoß. „Sie weinen", wendete sich die Königin an ihn, „bei solcher Behandlung eines Fürsten, der sein Volk nur glücklich machen wollte." „Es ist wahr, Madame", erwiderte M., „ich weine beim Anblick einer schönen unglücklichen Frau und Mutter; aber ich hasse die Könige und Königinnen." Während des Aufstandes vom 10. Aug. erschien er vollständig bewaffnet im Schlosse zum Schutze des Königs. Sein Anblick hauptsächlich soll den Procureur Roederer veranlaßt haben, Ludwig XVI. zur Flucht in die Nationalversammlung zu drängen. Von der Hauptstadt in den Convent gewählt, nahm er seinen Sitz unter den eifrigsten Mitgliedern des Bergs. Da er sich bei der Abstimmung im Processe des Königs auf einer Sendung in Mainz befand, stimmte er schriftlich für den Tod. Bei der Belagerung von Mainz durch die Preußen entwickelte M. mit seinem Collegen Rewbell eine wüthende Tapferkeit. Als die Offiziere der Besatzung nach der Capitulation angeklagt wurden, übernahm er deren Vertheidigung und setzte ein Decret durch, in welchem die Hingebung jener Besatzung Anerkennung erhielt. Der Reichthum, den er seit seiner Rückkehr von Mainz blicken ließ, zog ihm die Anklage zu, daß er dort die kurfürstlichen Schätze geplündert habe. Doch wurde er mit Hülfe seiner Freunde freigesprochen und ging hierauf als Volksrepräsentant in die Vendée, wo die vom Convent verfolgten Generale Canclaux und Westermann an ihm einen warmen Vertheidiger fanden. Noch vor dem Sturze Robespierre's neigte er sich gemäßigtern Ansichten und Gesinnungen zu und am 9. Thermidor unterstützte er die Angriffe gegen dessen Partei. Am Abend dieses Tages bemächtigte sich Henriot (s. d.) seiner; allein er rief mehre Bürger zu Hülfe und verhaftete den Rebellen. Als einer der zehn Conventscommissarien stellte er sich an die Spitze der bewaffneten Macht und trug durch seine Entschlossenheit sehr viel zur Vervollständigung des Siegs bei. Die Anerkennung, welche er im Convente für sein Betragen erntete, machte ihn bald zu einem entschiedenen Thermidoristen und Beförderer der politischen Reaction. Wie er früher die Royalisten verfolgt, so verfolgte er jetzt die Jakobiner, deren Club er eine Höhle von Räubern nannte. Ende 1794 erhielt er eine Sendung zur Rheinarmee, wo er sich äußerst mild gegen die gefangenen Emigranten benahm und Hunderten das Leben rettete. Bei Einführung der Constitution vom J. III trat er in den Rath der Fünfhundert. Auch hier setzte er seine Mäßigung fort und arbeitete der republikanischen Reaction vom 18. Fructidor entgegen. Nachdem er 1798 sein Amt als Abgeordneter niedergelegt, ging er als Commissar der Regierung zur Armee nach Italien; nach seiner Rückkehr aber wurde er zu Paris bei der Postverwaltung angestellt. Weil er gegen das Consulat auf Lebenszeit stimmte, verlor er auch diese Stelle und zog sich nun auf ein kleines Landgut zurück. Als die Verbündeten zum zweiten male Frankreich überzogen, wirkte er sich ein Patent als Oberst aus und errichtete ein Freicorps, das jedoch nicht zum Kampfe gelangte. Er starb zu Paris 14. Sept. 1833.

**Merlin de Douai** (Philippe Antoine, Graf), Director der franz. Republik und Rechtsgelehrter, wurde von wohlhabenden Landleuten 30. Oct. 1754 zu Arleux in der Nähe von Douai geboren und erhielt seine Bildung im Collége zu Douai. Nach vollendeten Studien ließ er sich am Parlament von Flandern (Douai) nieder und erwarb sich bald eine große Praxis. In dieser Zeit gründete er seinen wissenschaftlichen Ruf als Mitarbeiter an dem „Répertoire universel de jurisprudence" (64 Bde., 1775—86), sowie in den berühmten Processen Beaumarchais' und des Präsidenten Dupaty. Während der Revolution wurde er als Deputirter in die Nationalversammlung gesendet. Wiewol seine Thätigkeit durch den Umstand gelähmt war, daß er durchaus nicht aus dem Stegreif sprechen konnte, erlangte er bald entscheidenden Einfluß in den legislativen Arbeiten. Unter Anderm erstattete er 3. Febr. 1790 den berühmten Bericht, in welchem er nachwies, daß die Reform mit der einfachen Aufhebung des Feudalwesens noch nicht vollendet sei. Das Directorium stellte ihm die Aufgabe, aus den unzusammenhängenden Gesetzen und Decreten den neuen Strafcoder vom 3. Brumaire des J. IV zu redigiren, durch welche Arbeit er sich das größte Verdienst erwarb. Er wurde hierauf Justizminister und ersetzte nach der Revolution vom 18. Fructidor Barthélemy im Directorium. Diese Stellung war jedoch weder seinem Charakter noch seinen Erfahrungen angemessen; er unterstützte die streng republikanische Partei und mußte zufolge der Krisis vom 30. Prairial (18. Juni 1799) austreten. Nach der Revolution vom 18. Brumaire gab man ihm das Amt des Generalprocureur beim Cassationshofe. In dieser Eigenschaft erwarb er sich bei der Lückenhaftigkeit der Gesetzgebung außerordentliche Verdienste, indem ihm die umfassendste Gesetzkenntniß aller Länder und Zeiten und eine scharfe Logik zu Gebote standen. Napoleon, der ihn nicht liebte, ernannte ihn zwar zum Staatsrathe, hütete sich aber, den alten Republikaner bei der Abfassung seiner Gesetzbücher zu verwenden. Mit der Restauration verlor M. seine Ämter und mußte, weil er dieselben während

der Hundert Tage wieder angetreten, 1815 nach Belgien entfliehen. Auch hier von der franz. Regierung verfolgt, schiffte er sich mit seinem Sohne nach Amerika ein, erlitt jedoch noch an der europ. Küste Schiffbruch und rettete sich ans Land. Hierauf erlaubte man ihm, zu Harlem zu wohnen, wo er sich ganz juristischen Arbeiten widmete. Erst 1832 kehrte er in sein Vaterland zurück. Er starb zu Paris 26. Dec. 1838. Von seinen gelehrten Werken erwähnen wir noch den „Recueil des questions de droit, qui se présentent le plus fréquemment dans les tribunaux" (8 Bde., Par. 1804—10 und öfter). — Sein Sohn, **Antoine François Eugène, Graf M.**, geb. zu Douai 27. Dec. 1778, zeichnete sich in den Feldzügen des Kaiserreichs aus und war beim Eintritt der Restauration Brigadegeneral. Er verließ mit seinem Vater Frankreich, kehrte aber 1818 zurück und lebte bis zur Julirevolution in der Zurückgezogenheit. Im J. 1832 wurde er zum Generallieutenant erhoben, 1835 in die Deputirtenkammer gewählt und 7. Nov. 1839 zum Pair ernannt. In neuerer Zeit ist er nicht mehr in die Öffentlichkeit getreten.

**Merode** (Grafen von), eine der ältesten, angesehensten und reichsten belg. Adelsfamilien, die bei den vielen Streitigkeiten zwischen Volk und Regierung in Belgien fast immer auf der Seite des erstern stand und insbesondere in der Revolution von 1830 auf der Seite der hierarchisch-revolutionären Partei eine große Rolle spielte. Das jetzige Haupt derselben ist **Karl Anton Ghislain** (geb. 1. Aug. 1824), der als solches die Titel Graf von M., Marquis von Westerloo, Fürst von Rubempré und Grimberghe und Grand von Spanien erster Classe führt. Seit 1849 ist er mit einer Prinzessin von Aremberg vermählt und seit 1850 Mitglied der belg. Repräsentantenkammer. Sein Vater war **Heinrich Maria Ghislain**, Mitglied des belg. Senats, geb. 15. Aug. 1782, gest. 23. Sept. 1847, dessen Witwe noch jetzt (1853) die Stelle einer Oberhofmeisterin am belg. Hofe bekleidet. — **Merode** (Ludwig Friedr. Ghislain, Graf von), bekannt durch seine Theilnahme an der belg. Revolution, wurde 9. Juni 1792 geboren. Als 1830 die Unruhen zu Brüssel begannen, eilte er aus Frankreich herbei und kämpfte in den Reihen des Volkes. Sodann trat er unter das Corps der Chasteler'schen freiwilligen Jäger, in welchem er an allen Gefechten gegen die weichenden Holländer Theil nahm, bis er 24. Oct. 1830 im Gefecht auf dem Kirchhofe von Berchem vor Antwerpen so verwundet wurde, daß er 4. Nov. zu Mecheln kinderlos starb. Hierdurch einer der gefeiertsten Helden Belgiens, ward ihm in der Kathedrale zu Brüssel ein großartiges Monument (von Geefs) errichtet. — **Merode** (Phil. Felix Balth. Otto Ghislain, Graf von), belg. Staatsmann, wurde 13. April 1791 geboren. Auch er nahm am brüsseler Septemberaufstande sogleich den thätigsten Antheil und machte dabei vorzüglich seinen Einfluß auf die Geistlichkeit und die mittlern und untern Volksclassen geltend. Als Mitglied der provisorischen Regierung stellte er sich, den kath.-hierarchischen Interessen ergeben, der republikanischen Partei entgegen und betrieb besonders die Gründung einer constitutionellen Monarchie. Nach Ernennung Surlet de Chokier's zum Regenten Belgiens blieb er Mitglied des Congresses und wirkte in dieser Stellung für die Annahme des Systems friedlicher Unterhandlungen, sowie später für die Wahl des Königs Leopold, als dessen treuen Anhänger er sich fortwährend zeigte. An der Regierung des Landes nahm er nur vom 15. März bis 20. Mai 1832 als interimistischer Kriegsminister Theil, nachdem er schon 12. Nov. 1831 zum Staatsminister ohne Portefeuille ernannt worden war. Seit dieser Zeit beschäftigten ihn die öffentlichen Angelegenheiten blos als Mitglied der Deputirtenkammer, der er seit ihrem ersten Zusammentritt (1831) angehörte und in der er sich stets als entschiedenen Anhänger der kath. Partei bewies. Doch zeichnete er sich fortwährend durch eine gemäßigte Haltung aus, die ihn nur 1838 bei den Verhandlungen über den definitiven Friedensvertrag mit den Mächten der Londoner Conferenz und mit Holland verließ, indem er entschieden für die Nichtannahme der vorgeschlagenen Bedingungen war und deshalb die thörichtsten kriegerischen Maßregeln in Vorschlag brachte. Da jedoch eine Sendung, mit der man ihn Anfang 1839 an den König Ludwig Philipp nach Paris beauftragte, ihn von der Unausführbarkeit seiner Vorschläge überzeugte, gab er seine Stellung als Staatsminister ohne Portefeuille auf, um sich seitdem immer mehr von der politischen Bühne zurückzuziehen. Von seinen zwei Söhnen lebt der eine, **Karl Werner Ghislain**, geb. 13. Jan. 1816, bis 1853 Mitglied des franz. Legislativen Körpers, in Paris, der andere, **Friedr. Xaver Ghislain**, geb. 25. März 1820, früher belg. Lieutenant, als geheimer Kämmerer des Papstes in Rom. Unter den directen Ahnherren der Grafen von M. verdient noch Erwähnung der 1732 verstorbene kaiserl. Feldmarschall **Joh. Philipp Eugen, Graf von M.**, Marquis von Westerloo, dessen Memoiren von dem obengenannten Grafen Heinrich (2 Bde., Brüss. 1840) veröffentlicht wurden.

**Meroë**, die Hauptstadt des äthiopischen Reichs, welche Herodot die Mutterstadt aller

Äthiopier nennt. Nach Strabo war M. eine Stadt und zugleich die Insel, d. h. die von zwei Flüssen umgebene Landschaft, in welcher die Stadt lag. Nach der Strabonischen Beschreibung wird jetzt allgemein angenommen, daß M. in der Nähe des heutigen Begerauieh, nördlich von Schendi lag, zwischen dem Nil und dem Atbara, dem alten Astaboras, wo noch jetzt die ausgedehnten Ruinen einer bedeutenden Stadt und zwei Gruppen von Pyramiden zu sehen sind. Dies ist auch ohne Zweifel richtig für die Zeit des Strabo. Zur Zeit des Herodot war aber die Hauptstadt des Reichs noch nicht so weit nach Süden verlegt, sondern diese war seit den Zeiten des äthiopischen über Ägypten regierenden Königs Tahraka (das Tirthaka der Bibel) bei dem heutigen Berge Barkal gelegen, wo noch jetzt ein Dorf Méraui heißt, das möglicherweise den alten Namen fortgeführt hat, während zu Strabo's Zeit in der Nähe von Barkal auch die Stadt Napata lag. Die äthiopischen Tempel und Inschriften gehen hier bis zu Tahraka in das 7. Jahrh. v. Chr. zurück, und ägyptische Bauwerke finden sich selbst noch aus der Zeit des Ramses-Sesostris, welcher zuerst Äthiopien bis hierher eroberte. Auch hier sind noch zwei Pyramidengruppen, die eine beim Berge Barkal, die andere auf der gegenüberliegenden Seite des Flusses bei dem Dorfe Nuri sichtbar. Fast um Christi Geburt erscheint der Mittelpunkt des Reichs auf der Insel des Astaboras, welche außer der Residenz auch noch andere Tempelstätten enthielt, deren Ruinen noch jetzt näher bei Schendi und tiefer im östlichen Lande unter den Namen von Naga und E'Sofra bekannt sind. In M. waren früher die Priester, wie berichtet wird, der mächtigste Stand, aus dem selbst die Könige gewählt wurden. Diese mußten sogar, wenn es die Priester befahlen, sich selbst den Tod geben, eine Sitte, welche erst vom Könige Ergamenes zu den Zeiten des Ptolemäus Philadelphus abgeschafft worden sein soll. Daß der meroitische Staat oft auch von Königinnen regiert wurde, berichten die Alten und bezeugen auch die Denkmäler, welche, soviel sich davon in den Ruinen des nördlichen alten und des südlichen jüngern M. erhalten hat, zum ersten mal vollständig und treu in Lepsius' „Denkmäler aus Ägypten und Nubien" zur Darstellung kommen werden.

**Merope**, die Tochter des Kypselos und Gemahlin des Kresphontes, Königs von Messenien, wurde durch Polyphontes, der sich der Herrschaft bemächtigte, ihrer Kinder beraubt. Nur ihren jüngsten Sohn Äpytos hatte sie bei einem Gastfreunde in Ätolien verborgen; seiner habhaft zu werden, war schließlich ein Hauptbestreben des Polyphontes. Er setzte Preise für den Tod desselben aus, welche Äpytos, als er glücklich das Jünglingsalter erreicht hatte, selbst zu erwerben beschloß, indem er sich zugleich mit der Absicht, die Seinen zu rächen, bei Polyphontes als den Mörder des Äpytos darstellte. Als die Mutter, welche, besorgt wegen dieses Wagnisses, Boten entsendet hatte, um über den Ausgang schnelle Mittheilung zu erhalten, die Nachricht erhielt, daß ihr Sohn verschwunden sei, entschloß sie sich, in der Überzeugung, daß er von Polyphontes ermordet sei, diesen im Schlafe zu ermorden. Schon war sie im Begriffe, ihren Entschluß auszuführen, als sie ihren Sohn wiederfand, mit dem sie sich nun zu des Polyphontes Untergang verband. Zum Schein bot sie dem Polyphontes Versöhnung an und versprach ihm, seine Liebe zu erwidern. Sogleich ordnete Polyphontes Dankopfer an, doch am Altare ermordete ihn Äpytos, der sich hierdurch die väterliche Herrschaft wiedererwarb. Euripides hatte diese Mythe zum Trauerspiel „Kresphontes" benutzt; unter den Neuern haben sie Voltaire, Maffei u. A. bearbeitet.

**Merovinger** oder **Merowinger** nennt man das Geschlecht der fränkischen Könige, die das Frankenreich in Gallien begründeten, einen Theil der deutschen Stämme damit vereinigten und den Grund zu der spätern Gestaltung deutschen und franz. Gebiets gelegt haben. **Merwig** oder **Merovaus** wird als einer der Könige genannt, der um die Mitte des fünften Jahrh. regiert und dem Geschlecht den Namen gegeben habe; sein Sohn war **Childerich**, der mit seiner Gemahlin Basina, einer thüringischen Fürstin, den Chlodwig zeugte. **Chlodwig** (gest. 511) sicherte sich mit List und Grausamkeit die Alleinherrschaft über die fränkischen Stämme, vernichtete den Rest röm. Herrschaft in Gallien (486), bezwang die Alemannen, erlangte in Gallien das Übergewicht über die Burgunder und Westgothen, nahm das orthodoxe Christenthum an und trat zuerst in das folgenreiche Verhältniß zur röm. Kirche, aus dem später die Herstellung eines germanisch-röm. Kaiserthums erwuchs. Er theilte das Reich unter seine Söhne **Theodorich** (gest. 534), der den östlichen Theil (Austrasien), **Chlodomer** (gest. 524), der die südlichen Striche mit Orléans, **Childebert** (gest. 558), der den mittlern Theil mit Paris, und **Chlotar** (gest. 561), der den nordöstlichen Theil bis zur austrasischen Grenze mit der Hauptstadt Soissons erhielt. Theodorich's Stamm starb bereits mit seinem Enkel **Theodebald** (gest. 553), dem Sohne **Theodebert's** (gest. 547), aus. Die Nachkommenschaft Chlodomer's ward auf grauenvolle Weise von den Oheimen Childebert und Chlotar ermordet, sodaß, da Childebert ohne männ-

liche Erben starb, Chlotar (558) das ganze Frankenreich wieder vereinigte und von ihm die Reihe der folgenden Könige abstammt. Nach seinem Tode wurde das Reich abermals getheilt. Sein Sohn **Charibert** (gest. 567) erhielt den Antheil mit Paris, **Guntram** (gest. 593) regierte zu Orléans und in dem seitdem eroberten Burgund, **Siegbert** (gest. 576) in Austrasien, **Chilperich** (gest. 584) in Soissons. Der Haß zweier Frauen, der **Brunehild**, einer westgothischen Königstochter, die Siegbert's Gemahlin war, und der **Fredegunde**, die Chilperich's Beischläferin war und nach dem Tode der westgothischen Galeswintha, der Schwester Brunehild's, seine Gemahlin wurde, war Ursache, daß in dem ohnehin schon wilden und zügellosen Geschlecht Verbrechen auf Verbrechen sich häuften und die blutige Zwietracht durch Generationen hindurch das Haus zerriß. Siegbert ward während eines Kriegs mit seinem Bruder Chilperich von gedungenen Mördern der Fredegunde getödtet. Brunehilde, in Chilperich's Gewalt gerathen, verführte dessen Sohn Merwig, entzweite ihn mit dem Vater und floh dann zu ihrem Sohne **Childebert** nach Austrasien, der bei des Vaters Siegbert Tode erst fünf Jahre alt gewesen war. Childebert erlangte dann auch durch Gunst seines Oheims Guntram, der von den Gräueln der Brüder unbefleckt blieb, dessen Reich, und als er starb (596), fiel der austrasische Antheil an seinen ältern Sohn **Theodebert** (gest. 612) und der burgundische an **Theodorich** (gest. 613). Über die beiden Enkel suchte nun Brunehilde die Herrschaft zu führen und ward der böse Geist des ganzen Hauses. In Austrasien wie in Burgund vom allgemeinen Hasse getroffen, suchte sie vergebens einen der unehelichen Söhne Theodorich's zur Herrschaft zu bringen. Ein Aufstand der Großen führte sie dagegen in die Gewalt **Chlotar's II.** (geb. 584), des Sohnes von Chilperich und Fredegunde, der blutige Rache an der Feindin seines Hauses nahm und das ganze fränkische Reich weiter in einer Hand vereinigte. Das Geschlecht war aber durch solche Gräuel verwildert und durch furchtbare Ausschweifungen geschwächt, und bereits erhob sich aus den Reihen der Aristokratie eine neue Macht, die der Majores domus (s. d.), welche allmälig das merovingische Königthum verschlang. Nach Chlotar's II. Tode (628) theilten **Dagobert** (gest. 638) und **Charibert** (gest. 631), dem Chilperich folgte, das väterliche Reich. Es standen aber bereits die Ahnherren der künftigen Könige (s. Karolinger), Pipin von Landen und Bischof Arnulf von Metz, dem König Dagobert als Majores domus zur Seite. Zwar war es noch zu früh, als Pipin's Sohn Grimoald (656) versuchte, den jungen König **Dagobert II.** zu beseitigen und seinen eigenen Sohn zum Frankenkönig zu machen; aber der geistige und physische Verfall des Hauses nahm mit reißender Schnelligkeit zu. Der folgende Kampf entspann sich schon nicht mehr zwischen den Königen, sondern zwischen deren Majores domus und den verschiedenen Parteien, die hinter diesen standen. Aus diesen Kämpfen, in welchen Dagobert's Nachkommen, **Chlodwig II.** (gest. 656), **Chlotar III.** (gest. 670), **Childerich II.** (gest. 673) die träge Rolle von Schattenkönigen spielen („rois fainéants" bei den franz. Geschichtschreibern), erhebt sich nach dem Siege bei Testri (687) der Karolinger Pipin von Heristall als alleiniger Major domus und vererbt diese Würde, die thatsächlich das Königthum erfaßt, auf seine Nachkommen Karl Martell und Pipin den Jüngern. Die Könige selbst, zum Theil unmündig, zum Theil schwach und entnervt, treten völlig in den Hintergrund. Als auf **Dagobert III.** (gest. 715) dessen Sohn **Theodorich IV.** gefolgt und 737 gestorben war, blieb der Thron vier Jahre lang unbesetzt, bis die Söhne Karl Martell's einen geistesschwachen Sohn Chilperich's II. aus dem Kloster holten und als **Childerich III.** auf den Thron setzten (742). Dieser war es denn, der (752) von Pipin im Einverständniß mit Papst Zacharias entfernt und, nachdem man ihm die langen Haare, das Symbol der königl. Abkunft, abgeschnitten, in ein Kloster gesteckt ward. Damit ging das Haus der Merovinger zu Ende. Für die frühere Zeit der M. ist Gregor von Tours die wichtigste Quelle. Vgl. auch A. Thierry „Récits mérovingiens" (Par. 1839); „Löbell, „Gregor von Tours" (Lpz. 1839); Pertz „Geschichte der merovingischen Hausmeier" (1819).

**Mersch** (van der), Anführer der brabantischen Patrioten 1789, geb. zu Menen oder Menin in Westflandern, stand zuerst in franz., dann in östr. Diensten, die er als Oberstlieutenant verließ, um sich in seine Vaterstadt zurückzuziehen. Hier lebte er ruhig, bis die mit Kaiser Joseph's Verwaltung misvergnügten Belgier 1789 sich in Breda versammelten. M. schloß sich sogleich den sogenannten Patrioten an und übernahm das Commando eines zusammengeraffien Haufens, mit dem er schnell nach Brabant vorrückte und die Östreicher bei Hoogstraaten unweit Antwerpen besiegte. Von noch größerer Wichtigkeit war das Treffen in und um Turnhout, wo den Patrioten die Artillerie und Bagage der Östreicher unter General Schröder in die Hände fielen. Nachdem M. auch Gent und Brüssel genommen, wurde er zum General en chef der sämmtlichen belg. Truppen ernannt. Doch als van der Noot und van Eupen Ein-

fluß erlangten und man anfing, die öffentlichen Gelder zu vergeuden, hatten die Vorstellungen, welche M. bei der Regierung dagegen machte, sehr bald die Folge, daß man ihn verdächtigte. Um ihn im Commando wenigstens zu beschränken, stellte man zunächst den General Schönfeld an die Spitze eines zweiten Corps, und als man es wagen zu können sich getraute, wurde M. verhaftet, vor Gericht gestellt und in die Citadelle von Antwerpen gebracht, wo man ihn festhielt, bis die Östreicher das Land wieder besetzten. Er starb 14. Sept. 1792 auf seinem Gute bei Meenen.

**Merseburg**, die Hauptstadt im gleichnamigen Regierungsbezirke (187 QM., nach der amtlichen Zählung 1852 mit 756346 E.) der preuß. Provinz Sachsen, Hauptort des gleichnamigen Kreises (mit 55829 E.), der Versammlungsort der Provinzialstände des preuß. Herzogthums Sachsen, Sitz der Regierung und eines evang. Domcapitels, liegt an der Saale, über welche hier eine steinerne Brücke führt, und an der Thüringischen Eisenbahn und zählt mit den drei Vorstädten Altenburg, Neumarkt und Venenien 10994 E. Sie hat ein alterthümliches Ansehen und ist schlecht und unregelmäßig gebaut. Ein herrliches Denkmal mittelalterlicher Baukunst ist die Domkirche mit vier schönen Thürmen und einer der größten Orgeln Deutschlands. In derselben befindet sich neben andern Merkwürdigkeiten das metallene Grabmal Rudolf's von Schwaben; auch bewahrt man daselbst gedörrt dessen rechte Hand, die ihm 1080 in dem Treffen gegen Heinrich IV. abgehauen wurde. Vgl. Puttrich, „Die Kirche zu M." (Lpz. 1836). Ein zweites interessantes Gebäude ist das ehemalige Residenzschloß, welches mit der Domkirche einen ansehnlichen viereckigen Hofraum umschließt. Dasselbe dient gegenwärtig zum Regierungsgebäude und enthält in seinem Garten ein Denkmal des Feldmarschalls Grafen Kleist von Nollendorf und ein altes heidnisches Grabdenkmal, das 1750 bei Göhlitz ausgegraben wurde. Nächstdem sind von öffentlichen Gebäuden zu erwähnen: das Ständehaus, das Capitelhaus und die Kirche in der Altenburg. Die Stadt hat ein Domgymnasium, mehre wohlthätige Anstalten, eine große Obstbaumschule und Fabriken in Pappwaaren und bunten Papieren; ferner Leimsiedereien, Färbereien, Essigsiedereien und Webereien. Weit und breit wurde sonst das merseburger Bier versendet. M. ist eine der ältesten und berühmtesten Städte Deutschlands; doch sind von ihrem frühern Glanze nur noch geringe Spuren vorhanden. Sie war seit dem 9. Jahrh. der Hauptort der gleichnamigen Grafschaft und dann die Lieblingsresidenz König Heinrich's I. und dessen Sohnes, Otto's I. Jener umgab sie 922 mit steinerner Mauer und erbaute 930 eine massive Kirche, dieser erhob sie zur kaiserl. Pfalz und begründete daselbst ein Bisthum. Zahlreiche Reichsversammlungen wurden unter Letzterm und seinen Nachfolgern in M. gehalten. Wie sie durch größere Brände in den J. 1323, 1387, 1444, 1479 und 1662 heimgesucht wurde, so hatte sie auch im Bauernkriege 1525, namentlich aber im Dreißigjährigen Kriege viel zu leiden, wo sie von den Kaiserlichen wie von den Schweden gebrandschatzt und geplündert ward. Von 1656—1738 war sie wieder Residenz der herzoglichen Linie von Sachsen-Merseburg. Am 29. April 1813 wurde sie nach hartem Kampfe von den Franzosen, 18. Sept. aber von Thielmann wieder genommen.

Die **Grafschaft M.**, welche schon im 9. Jahrh. vorkommt, umfaßte außer der Stadt M. namentlich auch die Städte Memleben, Wurzen, Rochlitz, Leisnig u. s. w. Unter die berühmtesten Grafen von M. zählt Erwin, zu Anfange des 10. Jahrh., dessen Tochter die Gemahlin König Heinrich's I. wurde. Der letzte Graf war Esiko, der 1007 zu Leipzig starb. Das **Bisthum M.** wurde 968 vom Kaiser Otto I. gestiftet und dem Erzbisthum Magdeburg untergeordnet, vom Bischof Giseler, nachdem derselbe Erzbischof von Magdeburg geworden, 982 wieder aufgehoben und in eine Abtei verwandelt, durch Kaiser Heinrich II. aber 1004 wiederhergestellt. Der erste Bischof war Boso, der sich um die Bekehrung der Slawen in seinem Sprengel große Verdienste erwarb. Am wichtigsten aber wurde Bischof Dietmar (s. d.). Nächstdem sind als Erbauer und Verschönerer des Schlosses und der Kirche zu erwähnen: die Bischöfe Heinrich von Warin im 13. Jahrh. und Thilo von Trotha, gest. 1514. Von Letzterm rührt die Stiftung her, daß fortwährend ein lebender Rabe gehalten und sorgsam gepflegt wird, an den sich die Sage knüpft, daß der Bischof Trotha seinen Kammerdiener auf den Verdacht hin, einen Ring ihm entwendet zu haben, hinrichten ließ, der Ring aber nachher im Neste eines Raben wiedergefunden wurde. Unter dem Bischof Sigismund von Lindenau fand 1543 die Reformation in M. Eingang. Nach seinem Tode wählte 1544 das Capitel den Prinzen August von Sachsen, einen jüngern Bruder des Herzogs Moritz, zum Administrator des Stifts, der zwar nach der Schlacht bei Mühlberg 1547 noch ein mal einem kath. Bischof, Michael Helding, genannt Sidonius, weichen mußte; nach

des Letztern Tode aber kam die Administration des Stifts wieder an Kurſachſen, dem ſie im Weſtfäliſchen Frieden mit Einwilligung des Capitels auf ewige Zeiten zugeſprochen wurde. Zufolge des Teſtaments des Kurfürſten Johann Georg I. wurde deſſen dritter Sohn, Chriſtian, 1656 der Stifter der herzoglichen Linie Sachſen-Merſeburg, die aber 1738 wieder erloſch. (S. Sachſen.) Schon 1731 hatte das Domcapitel mit Kurſachſen den Vergleich abgeſchloſſen, künftig ſtets den Kurfürſten von Sachſen ſelbſt als Adminiſtrator zu poſtuliren, und dieſer dagegen verſprochen, das Capitel im Beſitze ſeiner Rechte zu belaſſen. So blieb es, bis durch den Congreß zu Wien 1815 das Stift, welches unter der Verwaltung einer beſondern Stiftsregierung ſtand und die Ämter Merſeburg, Schkeubitz, Lützen und Lauchſtädt umfaßte, zum größten Theil an Preußen kam. Das Domcapitel beſteht noch gegenwärtig, iſt jedoch nicht mehr vollzählig. Die Gegend von M. iſt hiſtoriſch merkwürdig durch die Schlacht bei Mölſen, 15. Oct. 1080, wo Heinrich IV. ſeines Gegners, Rudolf's von Schwaben, ſich entledigte, und durch die große Hunnenſchlacht bei Keuſchberg (ſ. d.) 933, die auch oft die Schlacht bei M. genannt wird.

**Merſljakow** (Alexei Feodorowitſch), ruſſ. Dichter und Kritiker, geb. 1778 zu Dalmatow im Permſchen Gouvernement, kam in ſeinem 11. J. in die Hauptvolksſchule zu Perm, an deren Director Panaew er wegen ſeiner erſten dichteriſchen Verſuche einen aufmerkſamen Beſchützer fand. Die Nachricht von dem Frieden, den Katharina II. mit Schweden abgeſchloſſen, begeiſterte den 14jährigen Jüngling zu einer Ode, welche durch Panaew in die Hände des Grafen Sawadowitſch, damaligen Oberdirectors ſämmtlicher Volksſchulen, gelangte. Die Kaiſerin ließ ſie zum Beſten des Dichters abdrucken und befahl, denſelben nach beendigten Schulſtudien bei der moskauer Univerſität aufzunehmen und ihr alle halbe Jahre von ſeinen Fortſchritten Bericht zu erſtatten. Dem Univerſitätscurator Cheraſkow anvertraut, trat er 1793 in die obere Claſſe des Univerſitätsgymnaſiums. Er beſuchte bis 1798, wo er ſeine Candidatenprüfung beſtand, nicht blos die philologiſchen Vorleſungen, ſondern auch die anderer Facultäten; den claſſiſchen Studien widmete er ſich unter Sochanſki, der ruſſiſchen Literatur unter Snegirew. Nachdem er bereits den Lehrſtuhl der Redekunſt und Poeſie an der Univerſität erhalten, folgte er 1805 der Einladung Murawjew's nach Petersburg und fand in deſſen Hauſe, dem Sammelplatz der bedeutendſten Literaten, die ſchmeichelhafteſte Aufnahme. Nach Moskau zurückgekehrt erhielt er das Doctordiplom und die Stelle eines Profeſſor-Adjunct an der dortigen Univerſität. Im J. 1807 ward er zum außerordentlichen und 1808 zum ordentlichen Profeſſor ernannt, was er bis 1830, ſeinem Todesjahre, blieb. Außer den Vorleſungen an der Univerſität hielt M. 1812 und 1816 auch öffentliche Vorträge über ruſſ. Literatur. Unter ſeinen literariſchen Arbeiten ſind außer Überſetzungen, wie der von den Idyllen der Madame Deshoulières (1807), der Eklogen Virgil's (1807), von Taſſo's „Befreitem Jeruſalem" (2 Thle., Mosk. 1828), als beſonders einflußreich hervorzuheben: „Kurze Rhetorik" (2. Aufl., Mosk. 1821); „Kurzer Umriß der Theorie der ſchönen Literatur" (2 Bde., Mosk. 1821—22); ferner: „Rede über den Geiſt der alten Poeſie und deren Einfluß auf die Bildung der Völker"; „Lobrede auf Kaiſer Alexander I. (1814); „Nachahmungen und Überſetzungen aus griech. und lat. Dichtern" (Mosk. 1825—26); „Ode zur Krönungsfeier Kaiſer Nikolaus' I." (1826); „Lieder und Romanzen" (1830). Im J. 1815 gab M. gemeinſchaftlich mit Smirdin das Journal „Amphion" heraus. Außerdem finden ſich Abhandlungen M.'s über verſchiedene Gegenſtände der Literatur, ſowie Überſetzungen in Verſen und Proſa in den „Arbeiten" der Moskauer Geſellſchaft der Freunde ruſſ. Literatur, im „Europ. Boten" und andern periodiſchen Schriften abgedruckt. Unter ſeinen eigenen poetiſchen Erzeugniſſen nehmen die „Ruſſ. Lieder" wegen ihrer Einfachheit, ihres ungekünſtelten Tons und des in ihnen ausgedrückten Gefühls die erſte Stelle ein. Auch iſt dieſen Liedern nicht ſelten ein echt nationaler Charakter aufgeprägt. Das größte Verdienſt jedoch hat ſich M. durch ſeine Kritiken erworben. Durch einen von Natur hellen Verſtand, ein angeborenes Schönheitsgefühl und einen, wenn auch nicht immer richtigen, doch nach den Vorbildern der alten Claſſiker gebildeten Geſchmack zum Kritiker befähigt, ſtellte er ſich die Aufgabe, den Werth der bedeutendſten ruſſ. Schriftſteller, beſonders der Dichter, feſtzuſtellen. Dadurch daß er die Theorie der franz. Äſthetiker mit der Eſchenburg's vereinigte, hatte er zwar die Einſeitigkeit der erſtern entfernt, aber auch zugleich den Eklekticismus erzeugt, der keine poſitiv richtige Anſchauung gewährt. Allein obgleich ſein Princip in der Folge für falſch anerkannt ward, ſo beurtheilte er die Schönheiten und Mängel doch richtig da, wo er ſich von ſeinem angeborenen Schönheitsgefühl und ſeinem durch Muſterwerke gebildeten Geſchmack leiten ließ. Jedenfalls iſt ſein Wirken als eine höchſt wichtige Stufe in der darauf folgenden Entwickelung der ruſſ. Kritik und Poeſie zu betrachten.

**Mesmer** (Franz, nach Andern Friedr. Ant.), der Begründer der Lehre vom Thierischen Magnetismus (s. d.) oder des **Mesmerismus**, geb. 23. Mai 1733 zu Iznang am untern Bodensee (nach Andern 1734 zu Meersburg in Schwaben oder in einem kleinen schweiz. Orte am Bodensee), besuchte die Schulen zu Dillingen und zu Ingolstadt und begab sich dann nach Wien, wo er studirte und 1766 die medicinische Doctorwürde erlangte. Seit 1772 begann er mit dem Pater Hell die Heilkräfte des Mineralmagnets zu untersuchen und kam dadurch auf den Gedanken an eine der des Magnets ähnliche Kraft, welche diesen gänzlich entbehrlich mache. Er nannte sie thierischen Magnetismus und veröffentlichte, nachdem er sie medicinisch angewendet, die neue Entdeckung in seinem „Sendschreiben an einen auswärtigen Arzt über die Magnetcur" (Wien 1775). M. wurde vom Kurfürsten von Baiern als Mitglied der Akademie nach München gerufen, kehrte aber nachher nach Wien zurück und legte daselbst ein Hospital zur weitern Verbreitung und Vervollkommnung seiner Entdeckungen an. Endlich ging er 1778 nach Paris und gewann hier nicht nur unter den Laien, sondern auch unter den Ärzten Anhänger und ein solches Ansehen, daß er das Anerbieten der Regierung, ihm für sein Geheimniß 20000 Livres jährliche Rente zu bewilligen, nicht annahm, wol aber gegen eine Subscription, die sein Anhänger Bergasse veranstaltete und die ihm über 340000 Livres eindrachte, den Subscribenten seine Heilmethode mitzutheilen versprach, was jedoch niemals geschehen ist. Das Aufsehen, welches diese Begebenheit machte, und das Geheimnißvolle des magnetischen Verfahrens veranlaßten die Regierung, eine Untersuchung desselben zu veranstalten, wobei sich beide niedergesetzte Commissionen, denen die vorzüglichsten Ärzte und Naturforscher Frankreichs beigegeben waren, nicht zu Gunsten M.'s aussprachen. Auf diese Weise verlor er auch in Paris sein Ansehen, ging nun nach England und von da nach einiger Zeit nach Deutschland zurück, wo er in ziemlicher Vergessenheit 5. März 1815 zu Meersburg starb.

**Mesonero y Romanos** (Ramon de), einer der geistreichsten span. Sittenschilderer, geb. 10. Juli 1803 zu Madrid, sah sich durch den frühen Tod seines Vaters 1820, trotz seiner Vorliebe für literarische Beschäftigungen, genöthigt, dessen Handelsgeschäft zu übernehmen. Dabei benutzte er jede Mußestunde, um die Geschichte seiner Vaterstadt in den Quellen zu studiren. Ein Ergebniß dieser Studien war der „Manual de Madrid, descripcion de la corte y de la villa" (Madr. 1831 und öfter), der nicht nur in historischer, topographischer und statistischer Beziehung volle Befriedigung gewährte, sondern auch durch beigegebene geistreiche und lebendige Sittenschilderungen sich auszeichnete und in der neuesten Auflage in jeder Hinsicht das beste Buch über diese Residenz ist. Außerdem veröffentlichte er eine Reihe von Sittengemälden und Genrebildern in Zeitschriften unter dem Namen „El curioso parlante", worin er sich die Engländer Addison und Sterne und die Franzosen Mercier und Jouy zu Mustern nahm, und die bald auch durch Lebendigkeit, Treue, Witz und Anmuth des Stils so sehr die Aufmerksamkeit auf sich zogen, daß er 1835 die erste Reihe als selbständiges Werk unter dem Titel „Panorama Matritense" (2 Bde.) herausgab, der 1837—42 die zweite Reihe folgte, die beide in der dritten Auflage unter dem Titel „Escenas Matritenses" (4 Bde., 1842) erschienen; auch gab er 1842 „Recuerdos de viage por Francia y Bélgica" heraus und redigirte die 1836 von ihm begonnene Zeitschrift „Semanario pintoresco español" (8 Bde., Madr., mit vielen Illustrationen) bis 1842. Bereits seit 1838 hat er sich von den Geschäften zurückgezogen; dagegen benutzt er seine unabhängige Stellung, um an allen das Gemeinwohl fördernden Anstalten den regsten Antheil zu nehmen. Er ist Mitglied der span. Akademie und seit 1845 an der Nationalbibliothek angestellt. Proben aus seinen Sittenschilderungen in Prosa und Versen finden sich in Ochoa's „Apuntes para una biblioteca de escritores españoles contemporaneos" (Par. 1840).

**Mesopotamien** heißt in weiterer Bedeutung das ganze Land zwischen dem Euphrat und Tigris, das im N. von den südlichen Randgebirgen Armeniens begrenzt wird und einen Flächenraum von ungefähr 5000 QM. begreift; in engerer Bedeutung der größere nördliche, von den Arabern al-Dschesira, d. h. die Insel, genannte Theil dieser Landschaft, während der südliche unter dem Namen Babylonien, jetzt Irak-Arabi, bekannt ist. Nur der nördlichste Theil M.s mit den südlichen Ausläufern der Gebirge Armeniens ist gebirgig, das Übrige ist eine selten von felsigen Erhöhungen unterbrochene, nach Süden sich abdachende Ebene, deren Niveau bei ihrem nördlichen Anfang auf 1500 F. sich erhebt. Der Charakter dieser Ebene ist größtentheils der einer steinigen und mitunter sandigen Wüste oder einer dürren, blos in der nassen Jahreszeit grünenden Steppe; nur da, wo die Natur oder die Kunst für hinreichende Bewässerung sorgt, zeigt sich noch eine reichere Vegetation. Das Klima ist im Sommer im höchsten Grade heiß,

während der Winter für diese Breite ganz ungewöhnliche Kältegrade zeigt. Die Hauptproducte des Landes sind die gewöhnlichen der Ebenen und Wüsten Vorderasiens. Die Einwohner bestehen aus wenigen Türken, ferner aus Kurden, Turkomanen und Yezidis, sowie aus christlichen Syrern (besonders Nestorianern), Armeniern im nördlichen gebirgigern Theil und aus Syrern und Arabern im Flachlande. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner besteht in der Viehzucht; Handel und Gewerbfleiß sind gegen ihre frühere Blüte sehr zurückgekommen, wie überhaupt das ganze Land kaum noch einen Schatten der Cultur bietet, die im Alterthum und noch im Mittelalter in demselben herrschte. Gegenwärtig steht es unter türk. Herrschaft und bildet die Ejalets Diarbekr, Mossul, Rakka, Bagdad und Bassora (letztere beide im Irak-Arabi). Die bedeutendsten Städte in M. im engern Sinne sind Diarbekr oder Amid (das Amida der Alten) am Tigris, mit 60000 E.; Märedin mit 20000 E.; Edessa (s. d.); Nisibis (s. d.); das verfallene Harran oder Karrä, der Hauptsitz der Sabäer; Mossul (s. d.); Rakka am Euphrat. M. enthält viele Ruinen und Denkmäler sowol aus dem Alterthume als aus dem Mittelalter; die merkwürdigsten sind die in der neuesten Zeit entdeckten von Ninive (s. d.). Von den Uranfängen der Menschheit an bis auf das Mittelalter herab spielte M. eine wichtige Rolle in der Geschichte. Eine der Wiegen der menschlichen Cultur, zeigten sich in M., dessen Ureinwohner, zu denen später die Chaldäer (s. d.) kamen, semitischen Stamms waren, die ältesten Staatenbildungen in Vorderasien. Hier war der Sitz von Nimrod's Reich; auch herrschte hier der gewaltige König Kusam Rischataim (Buch der Richter 3, 8). Am bedeutendsten und blühendsten aber war es unter der assyr. und babylon. Herrschaft. (S. Babylonien.) Auch nach dem Sturze der letztern unter pers., griech., röm. und sassanidischer Herrschaft war es fortwährend von höchster Bedeutung und durch ein künstliches Bewässerungssystem auf einem hohen Grade der Cultur. Unter der Herrschaft der mit dem Islam erobernd eingefallenen Araber wurde es der Sitz der Khalifen und erhob sich zu einer zweiten hohen Blüte. Erst mit den Einfällen der Völker Mittelasiens seit dem 11. Jahrh., der Seldschuken, Tataren und Türken, begann das Sinken dieser Landschaft, das fort und fort, besonders unter der barbarischen Herrschaft der Türken, fortgedauert und unter den unaufhörlichen Kriegen und Raubzügen das Land dahin gebracht hat, daß es zum größten Theil eine entvölkerte Wüste geworden ist.

**Messa di voce**, im Gesange das allmälige Anschwellen und Abnehmen der Töne, findet statt bei Noten von längerer Dauer, insbesondere auf Fermaten und bei Vorbereitung einer Cadenz, darf aber nicht zu häufig vorkommen. Nach der Länge der Noten richtet sich die Gradation im piano, crescendo, forte und decrescendo. Bei kürzern Tönen findet geringere Gradation statt.

**Messāla Corvinus** (Marcus Valerius), ein von seinen Zeitgenossen hochgeschätzter röm. Redner und Geschichtschreiber, der Gönner und Freund des Tibullus (s. d.), geb. um 70 v. Chr., erhielt seine Bildung zu Athen. Nach seiner Rückkehr schloß er sich mit jugendlicher Kraft und Begeisterung der republikanischen Partei an und nahm selbst an dem Kampfe gegen Octavianus bei Philippi Theil, trat aber später zuerst zu Antonius und dann zu Octavianus über. Im J. 30 v. Chr. zum Consul erwählt, erkämpfte er sich ein Jahr nachher einen Triumph in Gallien und übernahm bald darauf die Leitung der Angelegenheiten in Asien. Zuletzt lebte er zurückgezogen von öffentlichen Geschäften allein den Wissenschaften. Er starb um 3 n. Chr. Von seinen Reden, die sich durch eine würdevolle und imponirende Sprache auszeichneten, haben sich wenige Bruchstücke erhalten, welche Meyer in „Oratorum Romanorum fragmenta" (2. Aufl., Zür. 1842) zusammengestellt hat; seine historischen Schriften, wie die „Über den Bürgerkrieg" und die „De Romanorum familiis", kennen wir nur dem Namen nach; das früher ihm beigelegte Buch „De progenie Augusti", welches von Egger in „Latini sermonis vetustioris reliquiae" (Par. 1843) herausgegeben wurde, ist offenbar ein Machwerk des Mittelalters. Vgl. Egger, „Examen critique des historiens anciens de la vie et du règne d'Auguste" (Par. 1844).

**Messalianer** oder **Eucheten**, d. h. Betbrüder, auch **Enthusiasten** oder **Pneumatiker** hießen die Glieder einer mystischen Sekte, die um 360 zuerst in Mesopotamien entstand und unter Adelphius, einem ihrer Lehrer, noch im 4. Jahrh. sich nach Syrien verbreitete. Sie waren Verächter des herrschenden Kirchenthums und hielten das Gebet für eine unablässig fortzusetzende Übung, weil nur dieses, nicht die Taufe und das Abendmahl, von der Herrschaft der Dämonen befreie. Merkwürdig ist, daß Epiphanius gleichzeitig heidnische Eucheten erwähnt. Ungeachtet der Gegenwirkung der Concilien, Kaiser und Bischöfe erhielten sich Messalianer, obwol nicht zahlreich, unter den orient. Christen bis in das 6. Jahrh. Fälschlich trug man ihren Namen auf die Bogomilen über.

**Messalina** (Valeria), die Tochter des Marcus Valerius Messala Barbatus und erste Gemahlin des röm. Kaisers Claudius, ist berüchtigt wegen ihrer schamlosen Wollust und Üppigkeit. Dieser und einer unersättlichen Habgier opferte sie, die blödsinnige Schwäche des Kaisers benutzend, das Leben vieler Menschen, wie des Appius Silanus, des zweiten Gatten ihrer Mutter, der ihre blutschänderischen Anträge zurückgewiesen hatte, und des edeln Valerius Asiaticus, der hingerichtet wurde, damit sie die Gärten des Lucullus, die er besaß, erhielte. Endlich ging sie so weit in ihrer Frechheit, daß sie nicht blos wie die öffentlichen Dirnen ihre Reize feilbot, sondern während einer Abwesenheit ihres Gemahls sich mit ihrem damaligen Liebling Cajus Silius öffentlich vermählte. Dieses Beginnen stellten Pallas und Narcissus, die Freigelassenen des Kaisers, die ihn mit M. beherrschten, jetzt aber ihre Übermacht fürchteten, dem Claudius als auf seinen Sturz und Tod abzielend dar und erlangten von ihm den Befehl zu ihrer Hinrichtung, den sie sogleich ausführen ließen, 48 n. Chr. — Messalina (Statilia) hieß die dritte Gemahlin des Kaisers Nero, die er, nachdem er ihren Gatten, Atticus Vestinus, hatte tödten lassen, heirathete.

**Messe** (lat. missa) hieß in der alten Kirche jeder Theil des öffentlichen Gottesdienstes; vornehmlich aber unterschied man die mehr belehrende Messe der Katechumenen und die in der Communionfeier, an der jene nicht Theil nehmen durften, bestehende Messe der Gläubigen oder Getauften. Am Schlusse beider rief ein Kirchendiener: „Ite, missa est" (nämlich concio), d. h.: „Gehet, die Versammlung ist entlassen." Dieses Wort missa trug man nun auf die Theile des Gottesdienstes selbst über und nannte sie Messe. Späterhin erhielt der Ausdruck in der röm.-kath. Kirche die Bedeutung, daß man darunter das bei der Haltung des Abendmahls gebräuchliche officium, d. h. Gebet vor dem Altar (daher der Ausdruck „Messe lesen"), und vor allem das sogenannte Meßopfer, d. h. die priesterliche Handlung versteht, durch welche Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi verwandelt und so als ein Versöhnungsopfer für die Lebendigen und Todten Gott geopfert werden sollen. Papst Gregor d. Gr. bildete die Meßgebräuche aus, und bereits im 8. Jahrh. kamen die Privatmessen auf, bei denen der Priester allein das Abendmahl feierte. Da die Messe zugleich eine sinnbildliche Wiederholung des Opfertodes Jesu sein sollte, so mußten die Handlungen des Priesters auf die besondern Umstände der Passion hindeuten. Die Feierlichkeit der Messe, wie sie in der röm.-kath. Kirche stattfindet, wird in drei Theile getheilt: 1) das Offertorium (s. d.); 2) die Wandelung oder die Einsegnung der Hostie und des Weins, welche der Geistliche genießen soll; 3) die Sumtion oder der Genuß des geweihten Brots und Weins. Ist Musik mit der Messe verbunden, so wird sie gewöhnlich **Hochamt** genannt. Nach den Graden der Feierlichkeit und der Zahl der dabei ministrirenden Personen wird sie eingetheilt in hohe oder große und niedrige Messe, zu welcher auch die stille, wo die Gebete still gelesen werden und die Handmessen, welche täglich gelesen werden und wofür der Priester das Geld auf die Hand empfängt, gehören. Die hohe Messe wird von den Chorsängern gesungen und unter dem Beistande eines Diakons und Subdiakons gehalten. Sie wird feierlicher dadurch, daß der Bischof sie hält; die feierlichste Messe aber ist die päpstliche. Auch sind die Messen nach den Festen verschieden, an welchen sie gehalten werden, z. B. die Messen der Heiligen, sowie nach den Veranlassungen und Gelegenheiten, bei welchen sie stattfinden, z. B. die Heiligegeistmesse bei einer feierlichen Wahl oder Versammlung der Geistlichen. Eine besondere Art sind die Seelenmessen und Todtenmessen für die Errettung der Seelen der Gestorbenen aus dem Fegfeuer und die Linderung ihrer Qualen. Sie werden theils von den Sterbenden, theils von ihren Verwandten bestellt und gaben früher eine Hauptveranlassung zu Vermächtnissen an Kirchen und Geistliche. Die Todtenmesse (missa pro defunctis) hat ihre besondern Feierlichkeiten. Die sogenannte trockene Messe wird auf der See gelesen, weil man bei derselben den Kelch wegläßt, damit nicht durch die Bewegung des Schiffs etwas von dem consecrirten Weine verschüttet werde. Die griech. Kirche weicht in mehren Meßgebräuchen von der römischen ab; die Protestanten aber verwerfen die Messe und vor allem die Idee des Meßopfers.

Die Musik während des Hochamts in der kath. Kirche, gewöhnlich ebenfalls Messe oder **Misse** benannt, besteht nach den Anfangsworten des zu singenden Textes 1) aus dem Kyrie eleison oder Christe eleison; 2) aus dem Gloria in excelsis Deo, wozu noch das Laudamus te etc.; Gratias agimus tibi etc.; Domine Deus rex coelestis etc.; Qui tollis peccata etc. und Cum sancto spiritu etc. kommen; ferner 3) aus dem Credo oder apostolischen Glaubensbekenntniß; 4) dem Sanctus und Hosianna; 5) dem Benedictus und 6) dem Agnus Dei. Da die Messe einen wesentlichen Theil des kath. Gottesdienstes bildet, so haben von jeher die größten Tonkünstler ihre Kraft an der Composition dieser zum Theil hochpoetischen Werke versucht, weshalb wir

hier die bedeutendsten Werke der Kirchenmusik zu suchen haben. Das Herrlichste in der Messe haben Italien und Deutschland geleistet. Palestrina's „Missa papae Marcelli" erlangte einen Weltruf und Seb. Bach's „Hohe Messe" aus H-moll ist als ein unsterbliches und als das größte Werk dieses Meisters zu bezeichnen. Aus neuerer Zeit sind als Componisten von Messen zu nennen Jos. und Mich. Haydn, Mozart, Cherubini, Naumann, Seyfried, Eybler, Tomaschek u. A. — **Meßbücher** oder **Missalen** (s. d.) heißen die Bücher, welche die Gesänge und Feierlichkeiten beim Gottesdienst der kath. Kirche enthalten. — **Meßgewand** nennt man die Kleidung des kath. Priesters beim Messelesen. Dasselbe hat je nach der Zeit fünferlei Farben. Es ist weiß vom Christabend bis mit Octava Epiphaniae, wie auch in den Messen de Spiritu Sancto, de Maria Virgine, de confessoribus, de Virginibus und in Paschate, roth vom Pfingstheiligabend bis auf den folgenden Sonnabend, wie auch in den Festtagen der Apostel und Märtyrer, grün von der Octava Epiphaniae bis zu Septuagesimae, violett vom ersten Advent bis zum Christabend, auch in der Fastenzeit und schwarz am Charfreitage und bei den Seelenmessen. Für die übrigen Zeiten des Jahres unterliegt die Farbe besondern Bestimmungen.

**Messen** oder **Handelsmessen**. Die Messen sind eine großartige Gattung von Jahrmärkten, großartig durch den Maßstab der Geschäfte, durch die Menge der Besucher, welche zum großen Theil aus entfernten Gegenden kommen, sowie durch die längere Zeitdauer. Ihre Entstehung fanden sie in den alten Kirchenmessen, denen sie auch den Namen verdanken: der mit denselben verbundene Ablaß rief vorzüglich an einigen Orten eine große Menge Volkes herbei und erzeugte mittelbar einen sehr lebhaften Verkehr, welcher allmälig als Zweck in den Vordergrund trat und einzelne Plätze, welche für den Austausch von Waaren besonders günstig gelegen waren, zu Mittelpunkten des Handels ganzer Erdtheile machte. Auch das noch übliche Ein- und Auslauten der Messen deutet auf ihren kirchlichen Ursprung hin. Der Verkäufer wußte, daß er an jenen Plätzen ein großes kauflustiges Publicum, der Käufer, daß er Verkäufer und Waaren jeder Art in Menge vorfand, und was anfangs ein Kleinverkehr mit Consumenten war, wurde nach und nach zugleich und endlich vorzugsweise ein sehr wichtiger Großhandel. Ort und Zeit trugen dazu bei, einer Messe den Vorrang vor der andern zu verschaffen und die Bedeutsamkeit der einzelnen Handelsversammlungen dieser Art wesentlich zu unterscheiden; ebenso schieden insbesondere die geographische Lage des Orts und die davon abhängigen Nationalitäten der Besucher die zur Messe gebrachten Waarenclassen. Durch die Messe wurden entlegene Länder in Berührung gebracht und die Handelsverbindungen mit dem Auslande wesentlich gefördert. Der Handel des Meßplatzes selbst und mittelbar auch des betreffenden Staates schöpften aus den Messen beträchtlichen Nutzen, indem neue Gewerbe sich hier niederließen und ein sehr reger Geldumlauf entstand, auch die große Zahl der Meßfremden durch ihre persönlichen Bedürfnisse nicht unansehnliche Geldsummen dem Meßplatze zurückließ. Diese Vortheile und die Absicht, immer mehr Käufer und Verkäufer heranzuziehen, die Blüte der Messen möglichst zu fördern, vermochte die Landesregierungen zur Verleihung der sogenannten Meßfreiheiten. Diese bestanden vorzüglich in der Befreiung von Zöllen und manchen andern Abgaben, sicherm Geleite auf der Hin- und Rückreise, sowie Befreiung vom Arrest für die Besucher und ihre Waaren bis zum Zahltage und einem besondern Meßgericht, welches alle während der Messe entstandenen Handelsstreitigkeiten ohne die sonst üblichen Förmlichkeiten in letzter Instanz entschied. Auch jetzt noch sind diese Freiheiten zum großen Theile aufrecht erhalten. Die Gesammtheit der die Messe betreffenden gesetzlichen Vorschriften bildet das **Meßrecht**, welches in der sogenannten **Meßordnung** enthalten ist. Auch das Wechselgeschäft und das Wechselrecht entstanden in den Messen. War es ehemals hauptsächlich der Mangel regelmäßiger und schneller Communication, welcher auf den Messen das große Zusammenströmen von Käufern und Verkäufern bewirkte, die sich bis zur nächsten Messe mit ihren Bedürfnissen versorgten, so mußte der Eintritt schleuniger Verbindungsmittel zwischen den verschiedenen Ländern die Bedeutung der Messen nothwendig schmälern, und in der That hat dieselbe in der neuern Zeit sehr abgenommen, seitdem die einzelnen Plätze sich auf directem Wege und fast zu jeder beliebigen Zeit ihren Bedarf verschaffen können, seit gesicherte staatliche Zustände, verbesserte Straßen, regelmäßiger Postenlauf, Vermehrung und größere Sicherheit der Frachtfahrt mehr und mehr die entferntesten Orte in bleibende Verbindung brachten, seit Jahrmärkte und Wochenmärkte sich erweiterten, seit Handelsreisende mit Mustern und Proben zahlreich alle Städte besuchen, seit endlich die neueste Zeit durch Dampfschiffahrt und Eisenbahnen die Communicationen aufs höchste beschleunigt und vermehrt hat. Soweit daher diese Verbindungen reichen, d. i. fast für die ganze civilisirte Welt, haben die Messen aufgehört ein strenges Bedürfniß zu sein, wäh-

rend sie in denjenigen Ländern, welche der Communicationsmittel entbehren, immer noch die größte Wichtigkeit besitzen, wie z. B. die Messe von Kiachta und Nishni-Nowgorod. Doch auch da, wo die Civilisation ihre Stätten aufgeschlagen, behaupten sie zum Theil noch eine ansehnliche Bedeutung, insofern sie nämlich dem Käufer den Vortheil gewähren, daß er eine sehr reiche Auswahl vieler Waaren beisammen findet, von denen er beliebige Mengen sogleich entnimmt oder nach deren Muster er Bestellungen macht, daß er gleichsam eine Art Industrieausstellung vor sich aufgebaut findet; daß ferner eine große Anzahl von Fabrikanten und Kaufleuten in nähere Berührung und persönlichen Verkehr treten, der zu neuen Bekanntschaften und Anknüpfungen führt. Die Verkäufer sind größtentheils, namentlich auf den deutschen Messen, Fabrikanten, da die Manufactur- und Fabrikwaaren sich vorzugsweise für den Meßverkehr eignen, indem bei ihnen der Wechsel von Form und Farbe (Zeichnung, Muster), der Einfluß der Erfindungen, die Neuheit des Products, die Mode vorherrschen und sie zu den eigentlichen Gegenständen der besondern Wahl des Käufers machen. Daher sparen denn auch die Fabrikanten das Heranbringen neuer Formen, neuer Muster u. s. w. vorzugsweise für die nächste Messe auf, und sachgemäß bringen die Frühjahrsmessen z. B. neue Artikel der Frühlings- und Sommerkleidung, die Herbstmessen solche der Winterkleidung. Schon die jetzige Häufung neuer Artikel in Folge der durch Maschinen erleichterten Fabrikation und der hiermit zusammenhängende weit öftere Wechsel der Mode kommen heutzutage den Messen zu Gute. Auch sind dieselben nicht wol ganz zu entbehren, weil Sendungen von Proben für alle genusterten und Modeartikel nicht ausreichen, von denen man erst durch Anschauung des Ganzen eine richtige Ansicht erhält; weil bei den zahlreichen und so verschiedenartigen Handelsgegenständen ein Austausch der Ideen nöthiger ist als sonst; weil noch immer sehr viele Gegenstände auf die Messen kommen, die durch Reisende und Proben nicht angeboten werden können, so wenig als durch Fremde, welche oft von der ganzen auf die Messe kommenden Kundschaft für ihre Artikel noch nicht die geringste Kenntniß haben. Auf den Messen finden Gegenstände ihren Käufer, die außerdem noch lange auf ihn würden haben warten müssen, während auf der andern Seite Käufer unerwartet auf Gegenstände stoßen, die ihnen wenigstens die Reisespesen und den Zeitverlust ersetzen. Die deutschen Messen werden endlich auch dadurch gehalten, weil das Publicum bei dem raschen Wechsel der Moden sich zu der Meinung hinneigt, daß, wer die Messen nicht besucht, auch keine Neuigkeiten zu verkaufen haben könne, und weil die Orientalen viele Bedürfnisse immer noch nicht daheim zu befriedigen im Stande sind, sie daher auf unsern Messen kaufen. Auch viele Rohstoffe erfodern persönlichen Verkehr, wie dies namentlich in Leipzig besonders in Hinsicht der Rauchwaaren der Fall ist, von denen daselbst der Osten bis von Sibirien und der Westen bis von der amerikan. Nordwestküste ihren Überfluß austauschen und oft in einer Messe einen Verkehr von 2—3 Mill. Thlr. bewirken, der ohne persönliches Zusammenkommen gar nicht zu bewerkstelligen sein würde.

Diejenigen Waaren, welche eine größere Stabilität des Wesens besitzen, also die meisten Naturerzeugnisse, kommen in den an Communicationen reichen Ländern nicht als Meßartikel vor; man kauft auf denselben nicht Kaffee, Zucker, Reis, Tabacк, Öl, Getreide, Spiritus u. s. w. In Rußland und Asien ist freilich der Fall ein anderer: die Producte der Landwirthschaft, Thee, Mammuthknochen finden hier ihre Stelle neben dem Pelzwerk. Einige Artikel von besonders großer Bedeutung haben sich selbständige Märkte geschaffen, wie z. B. die Wolle, und die bedeutendern Wollmärkte, wie der breslauer und berliner, sind nichts Anderes als eine Art Messe für diese Waaren und von weit und breit besucht. Die Hopfenmärkte, Ölmärkte (sogenanntes Rüböl, in Norddeutschland), Saatmärkte, Holzmärkte (sogenannte Holzmessen) finden sich gleichfalls hier und da isolirt. Eine ähnliche Emancipirung findet rücksichtlich der wollenen und halbwollenen Stoffe auf der sogenannten Tuchmesse in Stuttgart statt, welche ausschließlich dem Großhandel gewidmet ist; auch Augsburg hat eine Tuchmesse. Einige größere Märkte führen besondere Namen, so die beiden jährlichen Dulten in München und der Umschlag in Kiel, welcher eigentlich vorzugsweise eine Geldmesse zur Umsetzung, Ausleihung und Einfoderung von Capitalien für Holstein ist. Die Meßbesucher werden gewöhnlich Fieranten (vom ital. fiera, Messe, Markt) genannt. Alle diejenigen Waaren, welche auf den Messen des Deutschen Zollvereins vom siebenten Tage von ihrem Beginn an und noch während der Messe eingehen, zahlen sogenannte Meßunkosten, deren Ertrag hauptsächlich zur Besoldung der für die Meßangelegenheiten fungirenden Beamten und zur Bestreitung anderer Meßeinrichtungen verwandt wird. Die Meßzeit unterscheidet man in die für die eigentlichen Meßgeschäfte bestimmten Meßtage und die zur Erfüllung der eingegangenen Verbindlichkeiten festgestellten Zahltage. Die größern

Messen haben ihre besondere Meßwoche und ihre eigene Zahlwoche, letztere aber meist mit einem bestimmten Zahltage oder sogenannten Scontro; gewöhnlich werden jedoch schon vor dem Eintritt der Meßwoche die wichtigsten Geschäfte des Großhandels abgeschlossen, namentlich in Leipzig, wo die der Meßwoche vorausgehende Woche die Böttcherwoche heißt (wegen des in derselben stattfindenden Verkaufs der Böttcherwaaren). Es werden aber keineswegs alle in der laufenden Messe entstandenen Schuldverpflichtungen auch während der Dauer derselben erledigt, vielmehr erfolgen viele Käufe auf Credit und viele Schulden aus der laufenden Messe werden zahlbar in der nächsten oder einer der nächsten Messen contrahirt; so kauft man auch auf der Messe zu Nishni-Nowgorod sehr häufig unter der Bedingung, die Zahlung in der 6 Monate später stattfindenden Messe zu Irbit oder in der zweitnächsten Messe zu Irbit oder auch in der folgenden oder zweitnächsten Messe zu Nishni-Nowgorod zu leisten. Hier und da, namentlich noch auf den leipziger Messen, existirt eine besondere Meßzahlung (Meßvaluta), welche in den genannten Messen gegenwärtig um durchschnittlich 13 Proc. geringer ist als die Landeswährung (der 14-Thalerfuß), aber nicht mehr von allen Verkäufern in diesem Umfange gestattet wird; natürlich werden in Rücksicht hierauf die Preise der Waaren selbst verhältnißmäßig höher gestellt, als es sonst der Fall sein würde. Die wichtigsten deutschen Messen sind diejenigen von Leipzig, Frankfurt a. M., Frankfurt a. d. O. und Braunschweig; weniger bedeutend sind diejenigen von Kassel, Lüneburg, Offenbach, Breslau, Danzig, Kiel (der Umschlag), München (die Dulten), Wien, Botzen und Triest; die Messen von Naumburg a. d. Saale sind zu gewöhnlichen Jahrmärkten herabgesunken. Die Messen zu Leipzig (s. d.) sind die wichtigsten der Welt und werden von fast allen handeltreibenden Völkern besucht; die Hauptmessen sind die Oster- und die Michaelismesse, von geringerer Bedeutung ist die Neujahrsmesse. Nächst Leipzig hat Frankfurt a. M. die wichtigsten deutschen Messen, die jedoch nicht die Vollständigkeit der leipziger bieten. Von den außerdeutschen Messen in Europa sind besonders wichtig diejenigen von Zurzach (in der Schweiz), Pesth (in Ungarn), Sinigaglia (im Kirchenstaate), Bergamo (in der Lombardei, hauptsächlich für den Seidenhandel), Beaucaire (die wichtigste franz., ehemals ungleich bedeutender), Lyon (vier Messen jährlich), Nishni-Nowgorod (in Rußland; die dortige Peter-Pauls-Messe ist nächst der leipziger die wichtigste aller Messen; sie beginnt am 29. Juni, dauert 6—8 Wochen und wird von Europa, Nord- und Mittelasien sehr stark besucht); außerdem sind mehre Messen der europäischen Türkei von localer Wichtigkeit, besonders einige in Rumelien abgehaltene, wie die von Usundschowa. Von den außereuropäischen Messen sind vorzüglich zu nennen diejenigen von Tanta (in Oberägypten), Kiachta (im südlichen Sibirien; der dortige Verkehr, eine Art Tauschhandel, vermittelt fast den ganzen Handel zwischen Rußland und China), Irbit (in Sibirien), Mekka (in Arabien) und Hurdwar (die wichtigste Messe Ostindiens). Deutschland hat seine besondere Buchhändlermesse in Leipzig, deren Zweck aber nicht der Kauf und Verkauf, sondern vielmehr die Abwickelung der gegenseitigen Rechnungen und die Zahlung der Jahresschulden ist. (S. Buchhandel).

**Messenhauser** (Wenzel), bekannt durch seine Theilnahme an der wiener Revolution von 1848, geb. zu Proßnitz in Mähren 4. Jan. 1813, trat 1829 in die östr. Armee, wurde 1832 Lieutenant zweiter Classe bei dem Regiment Dom Pedro, das damals in Galizien stand, und rückte 1839 zum Lieutenant erster Classe im Regiment Hoch- und Deutschmeister auf. Mit letzterm kam M. 1840 nach Wien, wo er alsbald auf belletristischem Gebiet eine rege Thätigkeit zu entfalten begann. Zum Oberlieutenant befördert, kam er bei Ausbruch der poln. Revolution von 1846 mit seinem Regiment nach Galizien. Hier seiner politischen Gesinnung nach bald bekannt, ward er bei Beginn der Revolution von 1848 in das Comité zur Organisirung der lemberger Nationalgarde, sowie mehrfach zum Sprecher bei Deputationen gewählt. Da er sich hierdurch die Misbilligung der Militärbehörden zuzog, beschloß er aus dem Dienst zu treten. Doch wurde sein Gesuch zurückgewiesen und er selbst erhielt Befehl, sich sofort zu dem dritten Bataillon seines Regiments nach Wien zu begeben. Nachdem er einen dreitägigen Arrest, den er sich hier zugezogen, verbüßt hatte, erhielt er endlich seine Dienstentlassung. Wieder zu schriftstellerischen Arbeiten zurückgekehrt, betheiligte er sich unter Anderm an Frankl's „Sonntagsblättern", Schuhmacher's „Gegenwart" u. s. w. Die Wahl zum frankfurter Parlament für seinen Geburtsort Proßnitz konnte er nicht ermöglichen. Nach dem 6. Oct. 1848 erhielt M. unter Genehmigung des Ministers Kraus und im Einverständniß mit dem Reichstagsausschuß das Obercommando über die wiener Nationalgarden. In dieser Stellung errichtete er Mobilgarden, organisirte ein Kriegsgericht und ordnete die Vertheidigung. Als 29. Oct. die Vorstädte bereits in der Gewalt der Truppen waren, verkündigte er die Capitulation; doch wurde dieselbe auf das

Gerücht vom Anmarsch der Ungarn gebrochen und der Kampf von neuem begonnen. Da aber die Flucht der Ungarn eine fernere Vertheidigung Wiens unmöglich machte, legte M. seine Stelle nieder. Auf den dringlichen Wunsch des Gemeinderaths, des Reichstags und der Massen blieb er jedoch in der Stadt und verweilte in derselben auch noch fünf Tage nach dem Einzuge der Truppen (31. Oct.). Als endlich die Flucht unmöglich geworden war, stellte er sich 6. Nov. selbst, worauf er in den sogenannten Schuldthurm gebracht und 16. Nov. in der Bastion des Stadtgrabens nächst dem Fischerthore standrechtlich erschossen wurde. Außer einer Schrift „Über die schiefe Schlachtordnung" (Wien 1832) veröffentlichte er einige Novellensammlungen, wie „Wildniß und Parquet" (3 Bde., Wien 1847) und „Ernste Geschichten" (2 Bde., Wien 1848). Sein Trauerspiel „Demosthenes" ist werthlos. Unter dem Namen Wenzel March erschienen von ihm „Die Polengräber" (1848); „Der Rathsherr" (4 Bde., Lpz. 1849); „Erzählungen des östr. Hausfreundes" (Wien 1848); „Novellen und Erzählungen" (5 Bde., Wien 1849); „Letzte Novellen und Erzählungen" (2 Bde., Wien 1850).

**Messenien**, eine überaus fruchtbare und namentlich durch seine Weizenernten bei den Alten berühmte Landschaft im Südwesten des Peloponnes, östlich von Lakonien, nördlich von Arkadien und Elis, südlich und westlich vom Ionischen Meere begrenzt, erhielt bald nach der dorischen Einwanderung Selbständigkeit und eigene Herrscher, gründete mehre wichtige Städte, besonders Messene mit der Bergfestung Ithome, Methone und Pylos und gelangte schnell zu Wohlstand und Macht. Doch wurde es schon frühzeitig, der Sage nach wegen des Raubes spartan. Jungfrauen, wahrscheinlich aber in Folge von Grenzstreitigkeiten, mit Sparta in blutige Kämpfe verwickelt. In dem ersten dieser Kriege, von 743—724 v. Chr., siegten anfangs die Messenier, von den Achäern, Arkadiern und Sicyoniern unterstützt, unter ihrem Könige Aristodemus; doch, nachdem sich Letzterer auf dem Grabe seiner Tochter getödtet, wurden sie unterworfen und zinspflichtig. Über die harte und unwürdige Behandlung, die sie von jetzt an zu erfahren hatten, erbittert, ergriffen sie nach fast 40 J. die Waffen und vertheidigten sich, von 685—668 v. Chr., unter Anführung des jugendlichen und heldenmüthigen Aristomenes und mit Hülfe ihrer frühern Bundesgenossen voll Verzweiflung gegen die Spartaner unter Tyrtäus, unterlagen jedoch abermals und wanderten zum großen Theile nach Sicilien aus, wo sie Zankle einnahmen, welches von nun an Messana (das jetzige Messina) hieß, während die Zurückgebliebenen in schimpfliche Sklaverei verfielen. Der flüchtige Aristomenes ging nach Sardes, wo er starb. Nach beinahe 200jähriger Knechtschaft benutzten sie in Gemeinschaft mit den spartan. Heloten (s. d.) die allgemeine Verwirrung, die in Sparta 465 v. Chr. bei einem furchtbaren Erdbeben entstand, und machten den letzten Versuch, ihre Freiheit wiederzugewinnen, wurden aber nach zehnjähriger tapferer Gegenwehr, von 465—455 v. Chr., unterjocht und aus dem Peloponnes nach Naupaktos (s. d.) und an andere Orte verwiesen. Später von dem edeln Epaminondas aus politischen Gründen wieder zurückberufen, bauten sie Messene 369 v. Chr. wieder auf und behaupteten ihre Unabhängigkeit, bis 146 v. Chr. der Peloponnes mit Hellas zur röm. Provinz vereinigt wurde. Jene Kämpfe, in der Geschichte unter dem Namen der **Messenischen Kriege** bekannt, von denen die beiden ersten mit epischer Ausschmückung durch die Alten überliefert worden sind, kosteten den Spartanern theils wegen ihrer langen Dauer, theils wegen des heldenmüthigen Widerstandes der Messenier unglaubliche Anstrengungen und Opfer.

**Messias**, ein hebr. Wort, dem griech. Christus (s. d.) entsprechend, heißt der Gesalbte und bezeichnet im Alten Testament vorzugsweise den großen, von Gott gesandten Erretter und Heiland, welchen die Juden erwarteten, der sie wieder zu dem Glanze und der Macht zurückführen sollte, welche sie unter David besaßen, als ein irdischer König sie zum Welt beherrschenden Volke erheben und die vollendete Theokratie zur allgemeinen Geltung bringen würde. Diese Vorstellung von dem Messias entwickelte sich indeß vornehmlich erst in der Zeit nach Salomo, indem die ältesten biblischen Urkunden in ihren Andeutungen auf den Messias sich vielmehr auf den Eintritt eines höchst glücklichen Zustandes beziehen, den das auserwählte Volk Gottes erwarten dürfe. Diese Erwartung trat schon in den Abrahamiten hervor, schien sich mit der Eroberung Kanaans zu verwirklichen, blieb aber bei den eintretenden, oft unglücklichen Kriegen mit auswärtigen Völkern und bei den um sich greifenden innern Zerwürfnissen des jüd. Volkes unerfüllt. Dennoch wurzelte die Hoffnung auf die Erscheinung des Messias fest in dem Volke, und die Vorstellungen über denselben bildeten sich durch die ruhmreiche Regierung David's und Salomo's bestimmter aus, sodaß die Juden gerade damals, als für sie mit der Theilung des Reichs in Juda und Israel und mit der Zerstörung dieser Reiche die verhängnißvollste Zeit eintrat, nicht nur die Hoffnung auf eine allgemeine Weltherrschaft und den Genuß eines äußern hohen Glücks

lebendig hegten, sondern auch zuversichtlich erwarteten, daß Gott ihnen einen Sprößling aus dem Stamme David's als Messias und Begründer ihres Nationalglücks und der allgemein zu verbreitenden Theokratie erwecken würde. Jener Sprößling sollte ein „Gesalbter des Herrn“ sein, und indem David selbst diesen Namen sich beilegte, trugen die Juden denselben auch auf den Erretter über, den sie erwarteten, und nannten ihn einen „Sohn David's“. Die prophetischen Schriften enthalten viele solche Hinweisungen auf den Messias, dessen Erscheinung sie in kurzem und noch zur Zeit der damals lebenden Menschen erwarteten, den sie zu Bethlehem geboren werden lassen und mit göttlichen Eigenschaften versehen sich dachten. Diese prophetischen Hinweisungen bezeichnet man mit dem Ausdrucke Messianische Weissagungen, mit denen aber die Propheten auch die Idee verbanden, daß ein Vorläufer, Elias, Jeremias oder Moses, das Volk auf das Erscheinen des Messias vorbereiten sollte und daß demselben wie der Gründung des Messianischen Reichs eine Zeit schweren Unglücks und herber Leiden zur Versöhnung des Volkes mit Gott vorangehen würde (Jes. 1, 25 fg.; Joel 3; Dan. 9; Zach. 13). Diese Leiden nannte man Messiaswehen; sie werden namentlich in dem vierten Buche Esra, einem apokryphischen Werke, näher bezeichnet. Mit diesen Messiaswehen brachte man selbst die Idee von einem leidenden Messias in Verbindung und behauptete, daß schon vor und zur Zeit Jesu die Meinung unter den Juden verbreitet gewesen, der Messias selbst werde durch die Erduldung von Leiden und Schmerzen die Entsündigung und Versöhnung des Volkes mit Gott bewirken. Man stützte sich hierbei auf die Vorstellung von einem „Knechte Gottes“ in Jes. 52; 53. Leicht konnte man wol zu der Idee kommen, den Prophetenstand als ein Sühnopfer für des Volkes Glück zu betrachten; doch spricht gegen jene Behauptung vornehmlich der Umstand, daß sie selbst in den Apokryphen keinen Anhaltspunkt findet, abgesehen davon, daß der Volksglaube meinte, der Messias werde ewig leben (Joh. 12, 34), daß den Juden ein gekreuzigter Messias ein Ärgerniß war (1. Cor. 1, 23), daß selbst die Jünger Jesu die Anspielungen auf seinen Tod nicht verstanden und daher in dem Glauben an ihn als Messias selbst zweifelhaft wurden. Eben dieser Volksglaube war die Ursache, daß die Juden Jesus als den Messias nicht anerkannten. In dem spätern Judenthume, wie es im Talmud sich ausbildete, erhielten die Vorstellungen über den Messias selbst einen an Sonderbarkeiten reichen Charakter. Man glaubte namentlich, daß dem eigentlichen Messias, einem Sohne David's, ein anderer Messias, der ein Sohn Joseph's oder Ephraim's sei, vorangehen, welcher für die Menschen leiden und als Sühnopfer sterben sollte. Von Jahrhundert zu Jahrhundert erwarteten die Juden das Erscheinen des Messias, den sie sich dachten, und wiederholt traten unter ihnen Schwärmer oder Betrüger auf, welche sich die Messianität beilegten: so schon im 2. Jahrh. Bar-Cochba, dann in der Mitte des 5. Jahrh. ein Moses auf der Insel Candia; im 6. Jahrh. ein Julian in Palästina; im 12. Jahrh. gab es mehrere Messias in Persien und Arabien; noch im vorigen Jahrh. erhob sich der Jude Sabatai Levi in Aleppo als Messias. Noch jetzt ist die Hoffnung auf das Erscheinen des Messias unter den strengen talmudistischen Juden nicht verschwunden.

Indem nun Jesus bei seinem Auftreten den Glauben an die Erscheinung des Messias allgemein verbreitet fand, erklärte er sich selbst als solchen, doch nicht in dem oben bezeichneten jüdischen Sinne, sondern als den Stifter des Gottesreichs, indem er die Aussprüche der Propheten auf sich anwandte, die Weissagungen derselben als nun erfüllt darstellte und durch seine göttliche Sendung auch seine Messiaswürde beurkundete. Ebenso sprachen sich dann seine Jünger aus, die ihn als den längst ersehnten Messias verkündeten. Nur ein Theil der Juden, die ihre sinnlichen Vorstellungen vom Messias in Jesus nicht erfüllt fanden, und die Gnostiker (s. d.), die von einem physischen Messias sprachen und meinten, daß Jesus für den Messias sich nur ausgegeben habe, um unter den Juden leichter Eingang zu finden, erkannten ihn als Messias nicht an. Diesen Widersachern gegenüber hielten die Lehrer der orthodoxen Kirche um so eifriger und fester an der Lehre fest, daß Jesus der von den Propheten verheißene Christus sei, und im 3. Jahrh. war sie bereits allgemeine Kirchenlehre, in deren Vertheidigung die Kirchenväter diejenigen Stellen des Alten Testaments, welche den Messias als irdischen König bezeichnen, entweder allegorisch erklärten oder sie auf eine dereinstige Wiederkunft Jesu bezogen. Auf die Feststellung des Begriffs der prophetischen Weissagungen ließen sie sich dabei nicht ein, und dieser Begriff, wie eine deutliche Vorstellung davon, worin die Göttlichkeit der Weissagung bestehe, blieb selbst bis in das 17. Jahrh. unbestimmt. Die engl. Deisten des 18. Jahrh. bestritten die biblischen Weissagungen auf Jesus als Messias geradezu, regten aber dadurch die Vertheidigung derselben um so mächtiger an; hierzu gebrauchte man besonders die Typologie. Die neuere Theologie der freiern Richtung ist zu der gemäßigten historischen Ansicht gekommen, daß sich im Alten Testa-

ment allerdings viele Stellen finden, die sich auf das Zeitalter und die Person des Messias beziehen, die aber doch nicht als Weissagungen im eigentlichen Sinne gelten und nicht wirklich auf Jesu Person bezogen werden können, daß aber durch sie, wenn man auch in ihnen nur Weissagungen vom Messias überhaupt annehme und die Anwendung auf Jesu Person für Accommodation halte, das Auftreten Jesu vorbereitet und erleichtert und Jesus dadurch auch von der göttlichen Vorsehung als göttlicher Gesandter beglaubigt worden sei. Die streng kirchliche Richtung hält dagegen die Ansicht fest, daß sich durchgängig Weissagungen und Vorbilder auf die Person Jesu als Messias im Alten Testament finden.

**Messina**, eine sehr alte Stadt auf Sicilien, dem Range nach die zweite des Landes, die erste Handelsstadt der Insel, der Hauptort der gleichnamigen Provinz, welche auf 65¼ QM. 350000 E. zählt, Sitz eines Erzbischofs, eines Oberappellations- und eines Handelsgerichts, hat, von einem Gürtel zerrissener Felsengipfel umgeben, eine reizende Lage an der **Straße von Messina** oder **Faro di M.** (Fretum Siculum bei den Alten), einen durch eine sichelförmig vorspringende Landzunge gebildeten vortrefflichen Hafen, der 1000 Schiffe aufnehmen kann, mit zwei Leuchtthürmen, und wird durch eine starke Citadelle und sechs Forts vertheidigt. Der Corso theilt sie in die See- und Hügelstadt; längs des Meeresufers führt die eine Meile lange Straße Marina. Sie hat mehre schöne Plätze, mit Lava gepflasterte Straßen, einen alterthümlichen Dom, viele andere, auch griech. Kirchen und Paläste, unter welchen letztern sich der königliche, der des Senats und der der Udienza auszeichnen, mehre Bibliotheken und das große Hospital Loggia. Von dem Kloster San-Gregorio hat man die schönste Aussicht auf die Meerenge und die Küste von Calabrien. Die Zahl der Einwohner wird zu 80000 angegeben. Der Handel hat gegen früher sehr abgenommen; jährlich findet im August eine Messe statt; die Industrie, namentlich die Seidenweberei, ist noch immer sehr bedeutend. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich in Seidenstoffen, Oliven, Südfrüchten und Korallen. M. hieß im frühesten Alterthum Zankle (d. i. Sichel), war ursprünglich eine sicilische Stadt, wurde aber griechisch, als Anaxilus von Rhegium, ein geborener Messenier, sie eroberte und mit den nach dem zweiten Messenischen Kriege 668 v. Chr. auswandernden Messeniern bevölkerte, wodurch sie unter dem Namen Messēna in die Reihe der dorischen Städte eintrat. Sie wurde nun eine bedeutende Handelsstadt mit ansehnlichem Gebiete, aber 396 von den Karthagern erobert und zerstört. Dionys von Syrakus baute sie sogleich wieder auf. Er und sein Sohn blieben Gebieter derselben, später ward es Agathokles, seit 282 dessen Söldner, die Mamertiner, dann die Römer seit dem zweiten Punischen Kriege, der hier 264 ausbrach. Im Mittelalter kam die Stadt 1060 in die Gewalt der Sarazenen, der Normannen, dann der Hohenstaufen, 1266 in die Karl's von Anjou, 1282 Peter's von Aragonien durch die Sicilische Vesper. Im 15. Jahrh. war sie als Sitz der Wissenschaften berühmt, daher sich hier auch der gelehrte Konstantin Laskaris niederließ, der ihr seine wichtige Büchersammlung vermachte. Im 16. Jahrh. stiftete daselbst Polidoro da Caravaggio, ein Schüler Rafael's, eine blühende Malerschule; von ihm finden sich in dem Dome und mehren andern Kirchen werthvolle Gemälde. Innere Factionen verleiteten die Stadt, sich 1673 Ludwig XIV. von Frankreich zu unterwerfen. Bei der Bekämpfung der Franzosen fiel der niederl. Seeheld Ruiter 1676 in der Schlacht bei Messina. Karl II. von Spanien bestrafte die Stadt für ihren Abfall, indem er ihr alle Privilegien nahm. Seitdem gerieth M. immer mehr in Verfall. Theils verödete es 1743 eine furchtbare Pest, theils das furchtbare Erdbeben von 1783, welches die halbe Stadt einstürzte; 1823 wurde es durch eine Überschwemmung furchtbar verwüstet. Auch in der neuesten Zeit litt die Stadt durch die Revolutionskämpfe. Schon in den Unruhen am 1. und 2. Sept. 1847 kam es zum Straßenkampfe zwischen Volk und Militär. Neue Aufstände und blutige Kämpfe erfolgten 1848, wo die Stadt mehrmals vom Castell Terranuova aus bombardirt wurde: so vom 29. Jan. bis zum 20. Febr. und vom 26. Febr. bis zum 10. März. Im October ward M. von den neapolit. Truppen besetzt und wegen neuer revolutionärer Symptome 28. März 1849 in Belagerungszustand erklärt. Das sicil. Parlament hatte 12. April 1848 M. zum Freihafen erklärt. Dies Decret setzte der König im Dec. 1848 zwar außer Wirksamkeit, erklärte jedoch im März 1852 M. wieder zum Freihafen.

**Messing** ist eine Legirung aus Kupfer und Zink, welche gegenwärtig in den Messinghütten meist unmittelbar gemacht wird, früher aber, wie auch noch jetzt an vielen Orten, durch Zusammenschmelzen aus Kupfer und Galmei (kieselsauerm oder kohlensauerm Zinkoxyd) erzeugt wurde. Das Messing enthält gewöhnlich 73 Theile Kupfer und 32 Theile Zink, doch wird das Verhältniß für die verschiedene Anwendung des Messings vielfach geändert. Das Messing ist hochgelb und desto heller, je mehr Zink es enthält; es nimmt eine schöne Politur an und ist hart,

wird aber durch wiederholtes Glühen und Hämmern sehr dehnbar und elastisch. Seine Verwendung ist vielfach, und es gibt fast keinen Zweig der Technik und des Haushalts, in welchem es nicht unter irgend einer seiner Gestalten erschiene. Seine rohe Erzeugung geschieht auf den Messinghütten, und man bedient sich dazu entweder des reinen Rosettekupfers oder alten Bruchkupfers, dem man den gehörigen Zuschlag gibt. Das geschmolzene reine und brauchbare Metall wird schließlich zu Platten von 100 Pf. Schwere und ¼—½ Zoll Dicke geformt. Das Bruchkupfer, welches meist unrein, verzinnt oder mit Eisen versetzt ist und nach der ersten Schmelzung in Eingüsse gegossen wird, welche große dicke Platten mit tiefen, sich kreuzenden Furchen liefern, heißt dann Arcot oder Stückmetall und muß mit einem Zusatze von neuem Kupfer umgeschmolzen werden. Zu Uhren, Flittergold und Leonischem Draht wird das Kupfer nur cämentirt, d. h. den Zinkdämpfen ausgesetzt, ohne zu schmelzen. Aus der Hütte kommen die Platten unter den Latunhammer, wo sie zu Blechen gewalzt oder zu Kesseln u. s. w. ausgetrieben werden. Die verschiedenen Arten des in den Handel kommenden Messings sind das Rollenblech, die dünnste Art, das Klempnerblech in 17 Nummern, das Schlosserblech zu Beschlägen, das Trommelblech von verschiedenen Nummern, das Drahtband, für den Drahtzug in schmale Zaine geschnitten, und das Tafelblech in schwarzen dicken Tafeln von $^1/_{10}$—½ Zoll Dicke. Flittergold (Knitter- oder Rauschgold) ist das dünnste Rollendblech. Hämmerbares oder schmiedbares Messing (Yellow metal) hat die Eigenschaft, sich im glühenden Zustande hämmern zu lassen, eine Eigenschaft, die dem gewöhnlichen Messing abgeht; es besteht aus 60 Theilen Kupfer und 40 Theilen Zink. Deutschland hat am Harze, in Baiern, am Rhein, in Sachsen, in Schlesien, Tirol und Steiermark vortreffliche Messingwerke, England in Birmingham, Schweden in Bjufors; auch Norwegen und Frankreich haben viele Messinghütten.

**Messis** oder **Metsys** (Quentin), genannt der Hufschmied von Antwerpen, einer der größten Maler der niederl. Schule, geb. zu Antwerpen um 1450, trieb bis in sein 20. J. daselbst das Schmiedehandwerk und verfertigte, wie man glaubt, die eleganten eisernen Zierathen, welche dem Ziehbrunnen vor dem dasigen Dome zur Bedachung dienen. Zur zeichnenden Kunst trieb ihn zuerst die Noth, indem er während einer Krankheit mit Fertigung von Holzschnitten für Kinder sich zu beschäftigen anfing, dann die Liebe zu einem Mädchen, welches einen Maler zum Manne zu haben wünschte, und hierauf bezieht sich die Inschrift unter seinem Bildniß in Basrelief an der Façade des Doms: „Connubialis amor de Mulcibre fecit Apellem." Daß er ohne Anleitung eines Meisters die Malerei gelernt, mag im Wesentlichen wahr sein; wenigstens ist er von seinen Vorgängern völlig unabhängig. Er hat nicht nur zuerst unter allen nordischen Künstlern eine bis ins Einzelnste gehende Darstellung der Menschengestalt in Lebensgröße gewagt, sondern auch den geistigen Ausdruck des Individuums und des Moments, die ganze Scala der Leidenschaft zuerst vollständig dargestellt. Sein Colorit ist nicht glänzend und dabei von einem sanften Lichte durchdrungen, die ganze Behandlung frei und scharf; seine wahre Größe aber beruht in den ergreifenden, oft mächtigen Charakteren. Sein wichtigstes Werk ist die berühmte Grablegung mit ihren beiden Seitenbildern (dem Marterthum des Evangelisten Johannes und der Herodias mit dem Haupte Johannis des Täufers), gegenwärtig im Museum zu Antwerpen; auch das Leben der heil. Anna, in der Kathedrale von Löwen, ist von hoher Vortrefflichkeit. Die lebensgroßen Genrebilder, welche M. wahrscheinlich nur um seines Unterhalts willen malte, behandeln meist zwei Wucherer, einen Geldwechsler mit seiner Frau u. dgl.; von den beiden Wucherern befindet sich das beste Exemplar in Windsor. Echte Bilder von M. sind nicht häufig. Er starb in seiner Vaterstadt 1529. Sein Sohn **Joh. M.** war ein unbedeutender Nachahmer seines Stils.

**Mestizen**, s. Farbige.

**Mészáros** (Lazar), ungar. Revolutionsgeneral und Kriegsminister, wurde 20. Febr. 1796 zu Boja in Ungarn von einer altadeligen Familie geboren. Schon frühzeitig verwaist, übernahm ein Bruder seiner Mutter die Erziehung des Knaben, den er anfangs dem geistlichen und, als M. hierfür keine Neigung zeigte, dem juristischen Stande bestimmte. Durch Privatunterricht vorbereitet, hatte M. bereits in Pesth seine Studien begonnen, als ihn der Aufruf Franz' I. 1813 ins Militärleben überführte. M. wohnte den Feldzügen von 1814 und 1815 als Lieutenant der ungar. Freiwilligen bei und ward nach dem Frieden zum Oberlieutenant in der Armee befördert. Ohne Protection schwang er sich durch eigenes Verdienst langsam empor und ward 1826 zum zweiten, 1834 zum ersten Rittmeister, 1837 zum Major und 1844 zum Obersten des fünften Husarenregiments ernannt. In dieser Stellung kam er in unmittelbare Berührung mit dem Inhaber des Regiments, Feldmarschall Grafen Radetzky, der in M. den wackern Hau-

degen und gebildeten Militär achtete. Die Muße des Friedens zu Studien benutzend, machte sich M. durch mehre fachwissenschaftliche, in ungar. Sprache abgefaßte Schriften auch in weitern Kreisen bekannt und wurde 1844 von der ungar. Akademie zum Ehrenmitgliede ernannt. Als in Folge der Märzereignisse von 1848 Graf L. Batthyányi ein ungar. Ministerium bildete, übertrug er M., der bei der Armee in Italien stand, das Kriegsportefeuille. Dieser wollte jedoch seine Stellung nicht verlassen, hielt sich auch in seiner Bescheidenheit nicht für hinlänglich geeignet, einen so hohen Posten zu versehen. Erst auf ein königl. Handschreiben vom 7. Mai nahm er das Portefeuille an, langte Ende Mai in Ungarn an und gab sich nun mit Eifer seinem Amte hin, obschon er lange einen harten Kampf zwischen seinen östr. Gesinnungen und der neuen, bald sehr kritischen Stellung zu bestehen hatte. Namentlich widersetzte er sich der nationalen, von der östreichischen gesonderten Organisation der ungar. Armee. Als jedoch der offene Kampf zwischen Östreich und Ungarn ausbrach, erklärte er sich entschieden für die nationale Sache und vollzog rasch und geschickt die Organisation der ungar. Armee. Minder glücklich war M. als Anführer. Seine Anwesenheit im Südlager konnte den Kampf nicht zur Entscheidung bringen, und als er im Jan. 1849 in den Norden gegen Schlick zog, erlitt er eine bedeutende Niederlage, sodaß er das Commando an Klapka abgab und der Regierung nach Debreczin folgte, wo er mehre Monate hindurch blos als Kriegsminister mit Erfolg wirkte. Nach der Unabhängigkeitserklärung vom 14. April 1849 trat er freiwillig von seinem Posten zurück, wurde zum Feldmarschallieutenant ernannt und betheiligte sich als Deputirter seiner Vaterstadt Boja an der Nationalversammlung. Als Anfang Juli 1849 Görgei das Obercommando abgenommen werden sollte, ward M. mit demselben betraut, konnte es jedoch bei den damaligen Zerwürfnissen im Schoose der Regierung nicht recht behaupten. In seiner Eigenschaft als General und mit Dembinski die Perczel-Wysocki'sche Theißarmee befehligend, folgte er der Regierung auf ihrem Rückzuge bis Temeswar und betheiligte sich an den Schlachten von Szöreg und Temeswar. Nach der Waffenstreckung von Vilagos wandte er sich mit Dembinski in die Türkei, wo er die Wechselfälle der gesammten ungar. Emigration theilte. Im Sommer 1851 von der Internirung befreit, bald darauf von den östr. Kriegsgerichten in effigie gehängt, ging M. erst nach England, dann nach Frankreich. Nach dem franz. Staatsstreiche vom 2. Dec. 1851 zog er sich auf die Insel Jersey zurück, wo er im Sommer 1853 sich zur Auswanderung nach Amerika anschickte. M. ist nicht nur im militärischen Fache sehr unterrichtet, sondern besitzt auch eine bedeutende allgemeine, namentlich classische Bildung. Als Redner entwickelte er stets viel Humor und machte sich dadurch, sowie durch seine patriotische Gesinnung sehr populär. Obschon thätig und persönlich tapfer, fehlte ihm jedoch Feldherrentalent.

**Meßkatalog** heißt das halbjährlich zu Ostern und Michaelis ausgegebene Verzeichniß der erschienenen Bücher, Kunstsachen, Landkarten u. s. w., welchem in einer eigenen Abtheilung auch ein Verzeichniß der in der nächsten Folgezeit erscheinenden Bücher beigegeben ist. Zu seiner gegenwärtigen Gestalt gelangte das Buch erst im Laufe der Jahrhunderte. Früher besorgten die Buchdrucker den Vertrieb ihrer Bücher selbst und machten ihren Verlag durch Kataloge bekannt, von welchen der älteste bis jetzt entdeckte der des augsburger Druckers Joh. Bämler um 1473 ist. Als der Buchhandel in der Folge sich von der Buchdruckerkunst trennte und die Büchermessen zu Frankfurt am Main der Hauptsitz desselben wurden, kam Georg Willer, ein augsburger Buchhändler, 1564 zuerst auf den Gedanken, jede Messe einen Meßkatalog, d. h. ein Verzeichniß aller neuen Bücher, worin das Format und die Verleger angezeigt wurden, drucken zu lassen. Auch seine Söhne, Elias und Georg Willer, druckten solche Kataloge noch bis 1610. Sehr bald fanden andere Buchhändler, sowol zu Frankfurt als zu Leipzig, z. B. Pet. Port, J. G. Portenbach, Thom. Luz u. A. sich bewogen, neben jenem von Willer ebenfalls dergleichen Verzeichnisse zu liefern. Ein Verzeichniß sämmtlicher in den Katalogen von 1564—92 aufgeführten Bücher besorgte Nik. Bassäus (3 Bde., Fkf. 1592) und ein ähnliches über die Zeit von 1593—1600 erschien zu Leipzig (1600). Von 1600—16 erschien der Meßkatalog, obgleich der frankfurter noch bis 1616 unter kaiserl. Privilegium herauskam, mit sächs. Privilegium bei Albr. Lamberg zu Leipzig; hierauf kam er in den Verlag des dasigen Buchhändlers Henning Große, dann an dessen Nachkommen und endlich an die Weidmann'sche Buchhandlung, die ihn bis 1850 fortsetzte. Die frühere systematische Einrichtung desselben wurde später mit der alphabetischen vertauscht und statt des Quartformats seit 1795 Octav gewählt. In Hinsicht der bessern Einrichtung desselben war zwar schon seit langer Zeit Vieles erinnert worden, namentlich schon 1797 von Fr. Roch im „Allgemeinen literarischen Anzeiger", allein es war bis auf die neueste Zeit herab nur wenig geschehen. Erst seit Ostern 1851, wo der Katalog in den Verlag von Georg

Wigand in Leipzig überging, strebte man nach größerer Vollständigkeit und bibliographischer Genauigkeit. Im J. 1852 übernahmen Avenarius und Mendelssohn in Leipzig den Verlag des Meßkatalog und ließen ihn Ostern 1853 in einer gänzlich neuen, erweiterten und verbesserten Gestalt als „Bibliographisches Jahrbuch für den deutschen Buch-, Kunst- und Landkartenhandel", ausgestattet mit mannichfachen Repertorien, Notizen nnd Nachweisungen erscheinen, sodaß er in seiner gegenwärtigen Form vollständig allen Anfoderungen Genüge leistet, welche der Literator und Bibliograph wie der Buchhändier an ein solches Verzeichniß machen kann, und zugleich eine Übersicht der neuesten Erzeugnisse des deutschen Buch-, Knnst- und Landkartenhandels liefert, wie keine andere Literatur eine ähnliche besitzt. Vgl. Schwetschke, „Codex nundinarius Germaniae literatae bisecularis. Die Meßjahrbücher des deutschen Buchhandels von dem Erscheinen des ersten Meßkatalogs 1564 bis zu der Gründung des ersten Buchhändlervereins 1765" (Halle 1850).

**Meßkunst.** Die Messungen, welche man unternimmt, um die Ausdehnung von Raumgrößen auszumitteln, machen einen sehr wichtigen Theil der angewandten Mathematik aus, den man auch die praktische Geometrie zu nennen pflegt. Das Vermessungsgeschäft erfodert eine tüchtige Kenntniß der reinmathematischen Lehren, besonders der Geometrie und Trigonometrie, sowie Fertigkeit im Gebrauch der Hülfsmittel, d. h. der Meßinstrumente, und in Anwendung der mathematischen Formein und Sätze. Das Feldmessen oder das Ausmessen eines Feldes oder einer Fläche von geringerm Umfang ist einfach und geschieht nach geometrischen Sätzen mit Hülfe einer **Meßkette** oder der **Meßstäbe**, auf denen eine gewisse Anzahl in Fuße abgetheilter Ruthen bezeichnet ist. Hat das zu vermessende Stück mehr als drei Seiten, so lehrt die Geometrie es in Dreiecke zu zerlegen, diese auszumessen und ihren Inhalt zu berechnen. Auch bedient man sich beim Feldmessen gewöhnlich der Boussole (s. d.), um die Winkel zu bestimmen. Da, wo es nicht auf Schärfe, sondern nur auf ungefähre Bestimmung der Größe und Gestalt abgesehen ist, schreitet man die Linien aus und schätzt die Entfernungen und Winkel nach dem Augenmaße, was bei einiger Übung oft ziemlich genaue Resultate gibt. Allein das beim Feldmessen übliche Verfahren würde bei größern Fluren oder Districten für das Ganze keine Genauigkeit ergeben, wenn es in den einzelnen Theilen auch noch so richtig ausfällt. In einem solchen Falle muß in der zu vermessenden Gegend eine möglichst lange, gerade Linie, die Standlinie, äußerst genau gemessen und als Basis für ein System von Dreiecken angenommen werden, deren Scheitelpunkte ausgezeichnete, leicht erkennbare Gegenstände, wie Thurmspitzen, Schornsteine, Bäume u. s. w., und in Ermangelung derselben besonders aufgerichtete Signalstangen oder Jalons abgeben, und deren Lagen sodann entweder durch Winkelmeßinstrumente und trigonometrische Berechnungen bestimmt oder durch Operationen auf dem Meßtisch gefunden werden. Alle diese Dreiecke bilden gewissermaßen ein Netz, und es ist das durch Construction erhaltene dem in der Natur vorhandenen im mathematischen Sinne ähnlich, aber verjüngt, d. h. die gleichliegenden Winkel der Dreiecke sind in der Construction und in der Gegend einander gleich, die gleichliegenden Seiten hingegen stehen in einem bestimmten Verhältniß und zwar in demjenigen, welches der angenommene verjüngte Maßstab bestimmt. Durch dieses Verfahren erhält man nicht allein ein vollkommen ähnliches Bild der Gegend im Grundriß, sondern es läßt sich auch der Flächeninhalt derselben aufs genaueste berechnen, und man nennt dieses Geschäft gewöhnlich das **Aufnehmen** einer Gegend. Je weiter und umfassender aber der zu vermessende Raum wird, desto verwickelter und zusammengesetzter wird das Dreiecksystem oder das **Netz**, und man bezeichnet dann die ganze Operation mit dem Namen **Triangulation**. Bei **Landesvermessungen**, wo die sphäroidische Gestalt der Erde in Betracht kommt, werden astronomische Vorarbeiten nöthig, auch genauere Winkelmeßinstrumente, z. B. Astrolabien, Theodoliten, Spiegelsextanten und Theilungskreise, der Reflector u. s. w., sowie mancherlei Anstalten, besonders die Errichtung von Signalstangen. Es müssen mehre Orte, wenigstens 20—30 M. voneinander entfernt, astronomisch nach ihrer Länge und Breite genau bestimmt und ihre Mittagslinien auf dem Boden bemerkt werden. Diese Punkte bilden das Hauptnetz, welches sich auf eine große Basis stützt, die sowol durch genaue Messung als auch aus trigonometrischen Berechnungen oder auch sorgfältiges Trianguliren entstanden, wo möglich in Einem Meridian gelegen und astronomisch orientirt und geprüft ist. In jedes große Dreieck des Hauptnetzes wird dann ein System von kleinern Dreiecken gelegt und das Ganze in Quadratsectionen getheilt, sodaß in jede derselben etliche der trigonometrischen Netzpunkte fallen, um der Special- oder Detailvermessung als Richt-, Anhalte- oder Prüfungspunkte zu dienen. Zur Specialvermessung dient der Meßtisch (s. d.). Zu Messungen ganz kleiner oder ihrer Entfernung wegen nur als klein erscheinender Gegenstände bedient man sich des Mikrometers (s. d.). Die astrono-

mischen Messungen der Größen, Entfernungen und Bahnen der Weltkörper lehrt die praktische Astronomie; zur Bestimmung der Gestalt und Größe der Erde dienen die Gradmessungen (s. d.) und zur genauen Kenntniß der Unebenheiten der Erdoberfläche die Höhenmessungen (s. d.).

**Meßtisch** oder Mensel heißt das sehr einfache, für den Feldmesser unentbehrliche Instrument, welches der Professor Joh. Prätorius zu Altdorf, gest. 1616, erfunden haben soll, von welchem es lat. mensula Prätoriana genannt wurde. Dasselbe besteht aus einem kleinen, mit drei beweglichen Füßen versehenen Tischchen, dessen quadratförmige Platte, die zugleich als Zeichenbret dient und deshalb mit Papier überzogen wird, mittels dreier Schrauben horizontal gestellt werden kann. Um von dem Nutzen und Gebrauch desselben eine Idee zu geben, nehmen wir an, es sei ein Feld, das die Form eines Dreiecks hat, zu vermessen. Dieses zu bewerkstelligen, muß der Geometer zuerst in die Ecken des Feldes Pfähle oder Stangen einschlagen, die ihm als Signalzeichen dienen. Den Meßtisch stellt er horizontal ungefähr in der Mitte des Feldes, steckt in das Reiß- oder Zeichenbret eine Nadel ein und bezeichnet überdies den Punkt auf dem Felde, über welchem diese Nadel steht. Ist dieses geschehen, so legt er an die Nadel sein Diopterlineal (s. d.) an, und visirt damit auf eines der Signalzeichen an den Ecken des Feldes. Hierauf zieht er an der der Nadel zugekehrten Seite des Diopterlineals eine Linie, läßt die Entfernung des genannten Zeichens von dem Punkte, über welchem die Nadel sich befindet, mit der Kette messen und trägt sie mit Hülfe eines Zirkels, nach einem verjüngten Maßstabe, auf die Linie auf. Ebenso verfährt er mit den andern Ecken des Feldes und verbindet dann, wenn sie alle aufgetragen sind, die verzeichneten Endpunkte durch gerade Linien, wodurch er eine Zeichnung erhält, die dem Felde vollkommen ähnlich und zu jeder Berechnung desselben geschickt ist.

**Metabasis** (rhetorische Figur), s. Apostrophe.

**Metabole** (griech.), eigentlich das Umsetzen oder die Veränderung, nennt man in der Grammatik die Versetzung von Buchstaben, wie sie in einigen Wörtern des Wohlklangs, bisweilen auch des Versmaßes wegen vorgenommen wird, in der Rhetorik aber das Zusammenstellen von Gegensätzen in umgekehrter Ordnung.

**Metallbaum** nennt man die baumartig verzweigten Niederschläge von Metallen, welche zuweilen entstehen, wenn man ein Metall durch ein anderes, welches größere Verwandtschaft zum Sauerstoff, Chlor u. s. w. hat, aus seinen Salzen ausscheidet. Wenn man z. B. in eine Auflösung von Bleizucker in Wasser ein Stück Zink hängt, so wird das Blei in schönen, funkelnden Blättchen gefällt, welche sich zuerst am Zink ansetzen, sich aber alsdann von diesem ab weiter ausbreiten und den Bleibaum bilden.

**Metalle** nennt man alle diejenigen einfachen Körper oder Elemente, die sich von den Nichtmetallen oder Metalloiden (s. d.) hauptsächlich durch folgende Eigenschaften unterscheiden: Sie sind undurchsichtig (eine Ausnahme macht das Gold, das in dünnen Blättchen mit grüner Farbe durchscheinend ist); sie besitzen einen eigenthümlichen Glanz, Metallglanz, der auf den Krystallflächen und im polirten Zustande wahrzunehmen ist; sie besitzen in höherm Grade das Vermögen, Wärme und Elektricität zu leiten; sie sind zum Theil geschmeidig; sie haben meistens ein hohes specifisches Gewicht. Durch letztere Eigenschaft sind besonders die sogenannten schweren Metalle charakterisirt, weniger die Metalle der Erden, am wenigsten die der Alkalien, von denen z. B. Kalium specifisch leichter als Wasser ist. Alle Metalle sind bei gewöhnlicher Temperatur fest, mit Ausnahme des flüssigen Quecksilbers, und verbinden sich ohne Ausnahme mit Sauerstoff zu Oxyden, die zum größten Theil basische Eigenschaften besitzen, sowie mit Chlor, Brom, Jod und Schwefel. Man unterscheidet leichte Metalle und schwere Metalle. Zu den leichten Metallen gehören alle Metalle von einem specifischen Gewicht nicht über 5,0, die sich mit Sauerstoff sehr lebhaft zu Oxyden verbinden und die sämmtlich basisch und durch Wasserstoffgas nicht reducirbar sind, nämlich: a) die Metalle der Alkalien, leichter als Wasser, dasselbe unter Feuererscheinung zersetzend und mit Sauerstoff die bekannten in Wasser löslichen Alkalien gebend (Kalium, Natrium und Lithium); b) die Metalle der alkalischen Erden, schwerer als Wasser und Schwefelsäure, das Wasser rasch zersetzend, die Oxyde ebenfalls mit alkalischer Reaction in Wasser löslich, aber weit schwerer als die vorigen (Baryum, Strontium und Calcium); c) die Metalle der Erden, schwerer als Wasser, dasselbe bei gewöhnlicher Temperatur nur langsam zersetzend, die Oxyde starke Basen, aber in Wasser unlöslich (Aluminium, Zirkonium, Beryllium oder Glycium, Magnesium, Cerium, Yttrium und die noch wenig bekannten Thorium, Lanthan, Erbium, Terbium und Didym). Die schweren Metalle, die eigentlichen Metalle der ältern Chemiker, von einem specifischen Gewicht über 5,0 und sämmtlich mit deutlichem Metallglanz, die die Elektricität unzweifelhaft leiten und deren Oxyde, mit Ausnahme des Mangans, durch Wasserstoffgas reducirbar sind, sind: a) strengflüssige, welche Masse im

Rothglühen für sich, mit Säuren bei gewöhnlicher Temperatur (mit Ausnahme der drei letzten) zersetzen, an der Luft sich ganz von selbst allmälig oxydiren und mit Sauerstoff eine ganze Reihe von Verbindungen geben, deren höchste sauere Eigenschaften haben, während die niedrigern kräftige Basen sind (Mangan, Eisen, Kobalt, Nickel, Chrom, Uran, Molybdän, Vanadium und Wolfram); b) leichter schmelzbare, die Wasser im Glühen, aber nicht durch Säuren zersetzen, zwei basische Oxyde bilden, deren höheres sich auch als Säure verhält (Zinn und Kupfer); c) leicht schmelzbare, zum Theil flüchtige, die Wasser zersetzen und nur ein basisches Oxyd bilden (Wismuth, Blei, Zink und Cadmium); d) sogenannte edle Metalle, welche Wasser bei keiner Temperatur zersetzen, sich an der Luft nicht von selbst oxydiren und deren Oxyde schon durch bloße Erhitzung zersetzbar sind (Quecksilber, Silber, Gold, Platin, Palladium, Rhodium, Osmium, Ruthenium und Iridium). Endlich gibt es noch einige Körper, deren Stellung unter den Metallen aber zweifelhaft ist, so das Niobium, Pelopium, Aridium, Horium, Titan, Tellur und Tantal. Manche Chemiker rechnen Selen, Arsenik und Silicium noch zu den Metallen.

An den eigentlichen Metallen sind technisch bemerkenswerthe Eigenschaften: a) die Fähigkeit, eine hohe Politur anzunehmen, welche aber nur bei den edeln Metallen an der Luft beständig ist, daher sich nur diese zu Metallspiegeln eignen, und nächst ihnen Kupfer und seine Legirungen (Bronze und Messing), wenn sie gehörig rein gehalten werden; b) die Schmelzbarkeit, wovon die Möglichkeit abhängt, Metalle durch den Guß zu formen, in welcher Beziehung die Metalle so folgen: Zinn, Wismuth, Blei, Zink, Kupfer, Silber, Gold, Eisen und Platin (letzteres nur im Knallgasgebläse und im Kreise einer galvanischen Batterie schmelzbar); c) die Schweißbarkeit, d. h. die Eigenschaft, sich in Weißglühhitze so zu erweichen, daß man getrennte Theile unmittelbar vereinigen kann, welche nur dem Eisen, Platin und Palladium, in gewisser Beziehung auch dem Blei, Kalium und Natrium zukommt. Destillirbar sind das Quecksilber, Zink, Cadmium, Kalium und Natrium. Die Farbe der Metalle ist sehr verschieden, und die Eigenschaft derselben, Legirungen zu geben, d. h. sich untereinander in verschiedenen Verhältnissen zusammenschmelzen zu lassen (s. Legiren), gestattet eine große Mannichfaltigkeit, wie die verschiedenen Farben des mit Kupfer und Silber legirten verarbeiteten Goldes, das Messing und die andern Legirungen aus Kupfer und Zink (Tombak, Semilor, Chrysokall u. s. w.), die Bronzen (aus Kupfer, Zinn und Zink) und das Argentan oder Neusilber (Kupfer, Zink und Nickel) beweisen. Manche Metalle nehmen beim Erkalten eine krystallinische Structur an, wovon z. B. das Metallmohr (s. d.) der verzinnten Blechwaaren abhängt. Hart sind die Metalle, mit Ausnahme der kohlehaltigen Verbindungen des Eisens (des Stahls), nur in geringem Grade; damit hängt zum Theil ihre Elasticität und Biegsamkeit zusammen, sowie die Fähigkeit, zu klingen. Auch hierin lassen sich durch Legirungen besonders technisch anwendbare Zwischenstufen erzeugen. Die meisten technisch nicht anwendbaren Metalle sind spröde; hämmerbar sind Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Platin, Blei, Zink und Eisen, letzteres besonders in der Hitze, was jedoch nach dem Grade der Reinheit manche Abänderung erleidet. Zu Drähten und Blechen dehnbar sind dieselben Metalle, doch in etwas anderer Ordnung, nämlich Gold, Silber, Platin, Eisen, Kupfer, Zink, Zinn und Blei. Indem die Metalle sich mit Sauerstoff verbinden, entstehen die Metalloxyde, die mit Ausnahme einer geringen Anzahl, wie z. B. der Chromsäure, Mangansäure, Übermangansäure, sich als Basen oder indifferent wie die Suboxyde und Superoxyde verhalten. (S. Oxyd). Durch die Verbindungen der Metalloxyde mit Säuren entstehen die Metallsalze, obgleich man im engern Sinne nur die Verbindungen der Oxyde der sogenannten schweren Metalle mit Säuren, namentlich die im Wasser löslichen, deren Lösungen wie die des Kupfervitriols u. s. w. metallischen Geschmack besitzen, darunter versteht.

**Métalliques** oder Rescriptions métalliques, d. i. Scheine für klingende Münze, wurden in Frankreich die von dem Directorium 1797 ausgegebenen, die Mandate ersetzenden Staatspapiere genannt. Später erhielten diesen Namen die östr. Staatsobligationen, welche auf Conventionsmünze ausgestellt und darin verzinst wurden, im Gegensatze der in Papiergeld verzinsten und realisirten, und ebenso die russ. Staatspapiere, welche auf Silberrubel lauten und in Silbermünze verzinst werden, im Gegensatze der Papiere, die auf Banco-Assignationen gestellt sind und in solchen verzinst werden. Die östr. Staatsschuldverschreibungen werden jedoch in neuester Zeit mit geringer Ausnahme thatsächlich in Papiergeld verzinst und heimgezahlt, und auch die in letzter Zeit neugeschaffenen derselben, welche vorschriftsmäßig in Papiergeld verzinst werden, nennt man gemeinhin Métalliques.

**Metallmohr** kommt in zweierlei Bedeutungen vor. In der Pharmaceutik bezeichnet es, gleichbedeutend mit Äthiops, mehre schwarze pulverartige Präparate, in denen allen, mit Aus-

nahme des Eisenmohrs, des Platinamohrs und des vegetabilischen Mohrs, mehr oder weniger das Quecksilber als Agens mit eintritt. Dann aber ist Metallmohr die deutsche Übersetzung für Moiré métallique, eine in Holland erfundene und von Allard in Paris 1818 verbesserte Methode, das verzinnte Eisenblech zu verzieren. Aus dem Metallmohr werden allerlei Gegenstände verfertigt; doch sind diese Arbeiten jetzt aus der Mode.

**Metallochromie** oder **galvanische Metallfärbung** nennt man ein von Becquerel begründetes Verfahren, durch Überziehen von Metallgegenständen mit gewissen Oryden auf galvanischem Wege verschiedene Farben hervorzubringen. Dieses Verfahren wird jetzt bereits in der Technik zur Verzierung von Gegenständen aus Kupfer, Tomback und Messing, welche vorher eine dünne galvanische Vergoldung empfangen haben, vielfach angewendet. Die Bleiglätte (Bleioryd) wird besonders in der Metallochromie benutzt, indem man in eine gesättigte Lösung der Bleiglätte in Ätzkalilauge den zu färbenden Metallgegenstand bringt, welcher mit der Anode einer galvanischen Batterie in Verbindung steht, während ihr gegenüber eine Platinplatte als Kathode dient. Es lagert sich auf dem Metallgegenstande Bleisuperoryd ab, dessen Farbe sich mit der Dicke der Schicht ändert. Die auf diese Weise erzeugten Farben gehören in die bekannte Kategorie der Farben dünner Schichten. Die Hauptfarbe ist Grün oder Purpurroth, welche in Nebenfarben (Hellroth, Blau, Violett, Gelb) übergeht.

**Metalloïde** nannte man sonst die Metalle der Alkalien und Erden. Berzelius braucht den Namen für alle nichtmetallischen Elemente. Soweit unsere Erfahrungen reichen, gibt es vierzehn Metalloïde oder Nichtmetalle. Diese sind: Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Bor, Kohlenstoff, Silicium, Schwefel, Selen, Phosphor, Fluor, Chlor, Brom, Jod, Arsenik. Einige rechnen Arsenik und Selen zu den Metallen, andere Tellur und Antimon zu den Metalloïden.

**Metallurgie** ist im weitern Sinne die Lehre von den Processen, durch welche die Metalle und gewisse Verbindungen derselben aus ihren Erzen dargestellt werden. Die Metallurgie im engern Sinne umfaßt nur diejenigen dieser Processe, deren Ausführung im Großen (in Hüttenwerken) vor sich geht. Die metallurgischen Processe, welche fast alle auf chemischen Principien beruhen, erfodern zunächst zur Ausführung gewisse Apparate, und da die meisten dieser Processe auf heißem und trockenem Wege ausgeführt werden, so sind Brennmaterialien ein zweites Haupterfoderniß. Bei der Anwendung der letztern kommt es darauf an, daß der größtmögliche Nutzeffect derselben erreicht werde. Die Mittel, deren man sich zur Erreichung dieses Zwecks bedient, faßt man unter dem Namen **Wärmebeförderungsmittel** zusammen.

**Metamorphōse** (griech.) heißt eigentlich jede Verwandelung in eine andere Gestalt oder eine Umgestaltung; doch bezeichnet man mit Metamorphosen vorzugsweise in der Mythologie der Alten Welt die zahlreichen Sagen und Fabeln über die Verwandelungen von Menschen in Thiere, Steine, Bäume, selbst in Feuer oder Wasser u. s. w., deren Ursprung und Deutung sich meist nicht mehr sicher nachweisen läßt. Viele derselben mögen in der frühesten Beobachtung der Erscheinungen und Veränderungen der Natur, andere in den symbolischen und allegorischen Darstellungen auf Kunstwerken oder in der Bildersprache der Dichter, die man eigentlich auslegte, die meisten aber wol in dem Aberglauben und dem Streben, eine einfache Begebenheit ins Übernatürliche und Abenteuerliche zu ziehen, ihren Grund haben, während in der spätern Zeit mehre solcher Erzählungen zum Zwecke moralischer Belehrung erfunden wurden. Die kühne und lebhafte Einbildung der Morgenländer hat eine lange Reihe von Dichtungen dieser Art geschaffen; ihnen zunächst stehen die Griechen und Römer, von denen die Erzählungen dieser Art in gebundener und ungebundener Sprache mit Vorliebe zusammengestellt und bearbeitet wurden. Unter den Griechen geschah dies besonders von den Dichtern, Sophisten, Rhetoren und Grammatikern des alexandrinischen Zeitalters, namentlich von Kallisthenes, Antigonus, Nikander, Parthenius u. A., aus deren Werken uns Antoninus Liberalis (s. d.) in seinen „Metamorphoses" noch Bruchstücke erhalten hat; unter den Römern vor Allen von Ovidius (s. d.) in dem unter dem Titel „Metamorphosen" bekannten Gedichte. Ebenso geben in der deutschen Literatur die Feen-, Zauber- und Volksmärchen eine reiche Ausbeute, und welche Anmuth und Gefälligkeit diesen Verwandelungen sich geben läßt, hat in späterer Zeit Wieland und noch mehr Herder in seinen „Paramythien" bewiesen.

**Metamorphose** wird in der Botanik die Veränderung genannt, welche ein und dasselbe Organ auf den verschiedenen Lebensstufen der Pflanze erleidet, wie das Blattorgan, welches zuerst als Samenblatt auftritt, dann als Laubblatt erscheint und immer weiter hinauf am Pflanzenstengel in Deckblatt, Kelchblatt, Blumenblatt, Staubblatt und Fruchtblatt umgewandelt

wird. Ist dabei das Organ auf eine höhere, spätere Stufe der Ausbildung gehoben worden, so bezeichnet man dies als die **fortschreitende Metamorphose**, z. B. die Erhebung des Laubblattes zum Kelchblatte, des Blumenblattes zum Staubblatte u. s. w. Tritt aber das schon höher entwickelte Organ auf eine tiefere, frühere Ausbildungsstufe zurück, z. B. wenn Kelchblätter wieder zu Laubblättern werden, wie zuweilen bei den Rosen, oder die Blumenblätter zu Kelchblättern, wie bei dem sogenannten Vergrünen der Blüten, oder die Staubblätter zu Blumenblättern, wie in gefüllten Blüten, so wird dies die **rückschreitende Metamorphose** genannt. Goethe war der Erste, welcher in seiner Schrift „Über die Metamorphose der Pflanze" (Gotha 1790) die Lehre von der Pflanzenmetamorphose aufstellte. — In der Zoologie nennt man Metamorphose bei den Insekten das Durchlaufen der vier Lebensperioden als Ei, Larve (Raupe, Made), Puppe und vollkommenes Insekt. Vollkommen nennt man hier die Metamorphose, wenn Larve und Puppe dem vollkommenen Insekte sehr unähnlich sind und die Puppe, ohne zu fressen, ruht, wie bei den Schmetterlingen; unvollkommen heißt aber die Metamorphose dann, wenn Larve und Puppe dem vollkommenen Insekte ziemlich ähnlich sind und die Puppe, welche dann Nymphe genannt wird, frißt und sich bewegt, wie bei den Heuschrecken. Durch die Metamorphose werden aber nicht alle Organe umgewandelt, sondern sie entwickeln sich nur allmälig weiter. — Endlich findet eine ganz eigenthümliche Form von Metamorphose bei den Pflanzenthieren und Eingeweidewürmern statt, welche **Generationswechsel** genannt wird und darin besteht, daß sich das Mutterthier nicht in seiner eigenen Brut, sondern in seinen Nachkommen des zweiten, ja sogar bisweilen des dritten Grades wiederholt. Dabei sind die Thiere der Zwischenstufen dem Mutterthiere sehr unähnlich und werden **Ammen** genannt. Diese Form der Metamorphose wurde von dem Dänen Steenstrup entdeckt, welcher zeigte, daß ein mit Geschlechtsorganen versehener Eingeweidewurm Eier legen könne, aus denen Geschöpfe hervorgehen, welche dem Mutterthiere ganz unähnlich sind und, ohne Geschlechtsorgane zu haben, dennoch Eier legen, aus denen sich endlich Würmer entwickeln, welche der Großmutter wieder vollkommen gleichen. Dasselbe findet auch bei den Echinodermen, Quallen und Polypen statt, wo dieser Generationswechsel regelmäßig erfolgt.

**Metapher** oder Metaphöra (griech.) heißt in der Rhetorik die Vertauschung des eigentlichen oder gewöhnlichen Ausdrucks mit einem bildlichen oder übertragenen, ohne daß dadurch die grammatische Stellung und Geltung verändert wird. Sie gehört zu den gangbarsten Tropen und dient, da sie die abstracte Vorstellung durch ein versinnlichendes Bild bezeichnet, namentlich zur Veranschaulichung und Belebung des Gedankens und der Rede überhaupt. In diesem Sinne gebraucht man „Hafen" statt „Zuflucht", „Wunde" statt „Kränkung" oder „Verlust", „kalt" für „gefühllos". Mehre schöne Metaphern enthält der Anfang der Elegie Matthisson's: „Schweigend in der Abenddämm'rung Schleier ruht die Flur, das Lied der Haine stirbt." Obgleich aber die Metapher einen weit freiern Gebrauch zuläßt als die Allegorie (s. d.) und das Gleichniß (s. d.), so hat man dennoch einen zu schnellen Übergang aus dem uneigentlichen Ausdruck in den eigentlichen ebenso sehr zu vermeiden als die Vermengung zweier Metaphern unter sich, wie in folgenden Beispielen: „Diese Säule des Staats ist ihrem Tode nahe", und: „Du hast jeden Keim des Stolzes in mir ausgelöscht." Überhaupt muß die Metapher, wenn sie zur Verschönerung des Ausdrucks dienen soll, stets dem Wesen, der Würde und Bedeutung des Gegenstandes entsprechen und daher weder unanständig und gemein, noch dunkel und zu weit hergeholt oder gelehrt sein, wie letzteres in den Schriften von Jean Paul häufig der Fall ist. Auffallende Metaphern pflegt man dann wenigstens durch einen mildernden Zusatz, wie „so zu sagen" oder „gleichsam", einzuleiten.

**Metaphräse** oder Metaphrasis (griech.) nennt man die Umschreibung oder wortgetreue Übersetzung einer Schrift in eine andere Sprache, wie wir unter diesem Titel aus späterer Zeit griech. Übersetzungen lat. Schriftsteller, z. B. des Eutrop von einem gewissen Päanius und des Julius Cäsar von Planudes, besitzen. Besonders aber bezeichnet man damit die Übertragung eines Gedichts in die Prosa, dergleichen in späterer Zeit von den Fabeln des Äsop und Phädrus mehre geliefert worden sind. (S. Paraphrase.)

**Metaphysik** kann als die Wissenschaft von den Realprincipien der Erscheinungen bezeichnet werden. Der Name soll zufällig entstanden sein, indem der Theil der Schriften des Aristoteles, der die Untersuchungen über die höchsten theoretischen Begriffe enthält, als „der auf die physischen Bücher folgende" (μετὰ τὰ φυσικά) bezeichnet wurde. Bei den Alten ist dieser Name nicht gewöhnlich gewesen; bei ihnen bezeichnet der Ausdruck Physik nicht wie in der neuern Zeit nur die empirische Auffassung der Naturerscheinungen und die mathematische Bestimmung ihrer Gesetze,

sondern Das, was die Neuern Metaphysik oder theoretische Speculation nennen. Die Sache ist daher älter als der Name, und das Bedürfniß der Metaphysik hat sich, bewußt oder unbewußt, von jeher darauf gegründet, daß die Begriffe, durch welche die gegebene Erscheinungswelt factisch aufgefaßt worden, sich als unzureichend oder mangelhaft erweisen und daher eine Berichtigung, Umbildung und Erweiterung verlangen. Gerade deshalb, weil es die Metaphysik mit Begriffen zu thun hat, die gleichsam das Knochengerüste aller theoretischen Erkenntniß bilden und von allen übrigen theoretischen Wissenschaften vorausgesetzt werden, mit den Begriffen des Seins und des Werdens, der Kraft und des Stoffs, des Raums und der Zeit u. s. w., sind die metaphysischen Untersuchungen von jeher das Gebiet gewesen, auf welchem sich die Gegensätze der philosophischen Systeme vorzugsweise begegnen mußten, und die Geschichte der Metaphysik ist geradezu die Geschichte der theoretischen Speculation selbst. Schon in den Zeiten vor Sokrates hatten sich die verschiedenen Grundansichten über die Realgründe der Erscheinungswelt beinahe vollständig geltend gemacht, und die Fragen, ob das Reale, was den Erscheinungen zu Grunde liege, eines oder vieles; ob es als körperlich oder als unkörperlich zu denken sei; ob Dem, was ist, die Veränderung an sich selbst zukomme, oder ob alle Veränderung nur ein äußerer, das Seiende selbst nicht berührender Schein; ob die vorliegende Naturordnung ein Product des Zufalls oder der Nothwendigkeit oder das Werk einer vernünftigen Intelligenz sei? diese und ähnliche Fragen hatten die Denker ebenso beschäftigt, wie voneinander getrennt. Die Platonische und Aristotelische Philosophie sind als die umfassendsten und großartigsten Vermittelungsversuche dieser speculativen Gegensätze zu betrachten und namentlich die Art, wie Aristoteles die Grundbegriffe der Metaphysik bestimmt hatte, ist lange Jahrhunderte hindurch maßgebend gewesen und läßt sich das ganze Mittelalter hindurch bis herab auf Leibniz und Wolf verfolgen. Im Laufe der Zeit wurden die metaphysischen Fragen theils durch die Rücksicht auf religiöse Voraussetzungen und die Glaubenslehren des Christenthums, theils durch die Erweiterung der empirischen Naturkenntniß immer verwickelter; die einfachen und ursprünglichen Probleme, welche die alten Denker beschäftigt hatten, traten in den Hintergrund, und in dem Streite über überlieferte Lehrmeinungen gerieth die Philosophie oft in Gefahr, den natürlichen Gang der Speculation zu verkennen. Die Schwierigkeit und die Unsicherheit der metaphysischen Erkenntniß gab überdies dem Skepticismus Nahrung, und man überzeugte sich immer mehr, daß eine gründliche Beantwortung der auf die Natur des Daseienden überhaupt bezüglichen Fragen nur gewonnen wird durch eine Erforschung des Wesens und der Einrichtung unseres Erkenntnißprocesses. Kant, welcher diesen vorzüglich durch Locke und Hume vorbereiteten Weg mit der größten Entschiedenheit und dem vollsten Bewußtsein desselben einschlug, nannte seine auf ihm gefundene Philosophie die kritische oder den Kriticismus im Gegensatz vom Dogmatismus als dem ältern Verfahren, alle speculativen Behauptungen aus gewissen ersten, von vornherein als gültig angenommenen Lehrsätzen nach sogenannter mathematischer Methode abzuleiten, wie z. B. Spinoza und Wolf gethan hatten. Der Kant'sche Kriticismus führt weder die Erkenntniß allein auf die Erfahrung oder Beobachtung durch die Sinne zurück, wie der Sensualismus, noch auch nimmt er angeborene Ideen als unmittelbare Erkenntnisse des wahrhaft Seienden an, sondern er weist nach, daß die Erfahrungserkenntniß ein Erzeugniß des Verstandes als einer spontanen und combinirenden Thätigkeit ist, welche in den sinnlichen Empfindungen einerseits, den apriorischen Anschauungen (Raum und Zeit) andererseits den Stoff zu ihren Gebilden theils von außen, theils von innen her geliefert bekommt. Die Metaphysik ist seit Kant ihrem geläuterten Charakter, Kriticismus zu sein, im Ganzen treu geblieben; dies hat jedoch nicht gehindert, daß sich die Gegensätze von Idealismus (s. d.), Realismus (s. d.) und Dualismus in ihr aufs neue, jedoch von höhern Standpunkten des methodischen Denkens aus, wiederholt haben. Nicht geschlichtet ist der alte Streit durch den Kriticismus, wol aber sind die Waffen zu seiner Führung durch ihn verändert und in hohem Maße verschärft worden. Ein besonders großes Gewicht legen die beiden entgegengesetzten Pole der nachkantischen Philosophie, die Herbart'sche und Hegel'sche, auf den auch schon von Kant mit Nachdruck angegriffenen, aber unbedenklich schwierigsten Theil des kritischen Verfahrens, welcher sich mit den in den Erfahrungsbegriffen liegenden verdeckten Widersprüchen beschäftigt. Ehemals pflegte man zur Metaphysik außer ihrem eigentlichen Inhalte, welcher als Ontologie bezeichnet wurde, auch noch die Kosmologie, die rationale Psychologie und die natürliche Theologie zu zählen. Heutzutage betrachtet man die letztern unter dem Namen der Naturphilosophie, der speculativen Psychologie und der Religionsphilosophie als gesonderte Wissenschaften.

**Metastasio** (Pietro Antonio Domenico Bonaventura), ein classischer ital. Dichter, der Schöpfer des neuern ital. Singspiels, geb. zu Assisi 1698, hieß eigentlich Trapassi und war der Sohn eines gemeinen Soldaten. Seine Liebe für die Poesie entwickelte sich früh, besonders durch das Lesen des Tasso. Schon als Knabe verrieth er sein poetisches Talent durch Reimen und Improvisiren; doch mußte er letzteres seines angegriffenen Nervensystems wegen bald aufgeben. Zufällig lernte ihn der berühmte Rechtsgelehrte Gravina kennen, der nun, nachdem er ihm den Namen Metastasio beigelegt hatte, nicht nur für seine sorgfältige Erziehung und Bildung sorgte, sondern ihn auch bei seinem Tode 1717 zum Erben seines ganzen Vermögens einsetzte. So konnte sich M. ganz seiner Neigung für die Poesie überlassen. Er betrat die Laufbahn als lyrisch-dramatischer Dichter mit dem Singspiel „Didone abbandonata", das von Sardi in Musik gesetzt, 1724 in Neapel aufgeführt wurde und worin er sein Verhältniß zu der damals berühmten Sängerin Maria Romanina, nachherigen Bulgarelli, geschildert haben soll. Schon nach wenigen Jahren hatte er sich einen solchen Ruf erworben, daß ihn 1729 Kaiser Karl VI. nach Wien berief, zu seinem Hofdichter ernannte und ihm einen Jahrgehalt von 4000 Gldn. bewilligte. Seitdem fand am kaiserl. Hofe kein Fest statt, das er nicht durch seine Verse verschönerte. Zu dem Glücke, das er in ganz Europa und besonders an den Höfen machte, trug hauptsächlich bei, daß er nicht blos vermöge seines Amts, sondern auch durch seine Manieren Hofdichter war. Er starb 12. April 1782. Am berühmtesten machte er sich durch seine Opern und Cantatendichtungen, die von den Componisten sehr gesucht waren; doch haben sich wenige der von ihm gedichteten Opern auf der Bühne erhalten. Die besten Ausgaben seiner Werke sind die zu Paris (12 Bde., 1780—82) und zu Mantua (20 Bde., 1816—20).

**Metathĕsis** (griech.) nennt man in der Grammatik die Umstellung von Buchstaben, die man häufig bei Verpflanzungen von Wörtern in eine andere Sprache wahrnimmt, z. B. bei den aus der griech. Sprache in die lateinische übergegangenen Eigennamen „Herakles" und „Hercules", „Karchedon" und „Karthago".

**Metelino**, s. Lesbos.

**Metellus** ist der Name einer Familie des plebejischen Geschlechts der Cäcilier, die zu den angesehensten der röm. Nobilität gehörte, seitdem Lucius Cäcilius M., der im ersten Punischen Kriege zwei mal (250 und 247 v. Chr.) Consul war und 243 als Pontifex Maximus das Palladium aus dem Tempel der Vesta bei einem Brande rettete, die Größe seines Hauses begründet hatte. Am bekanntesten sind: **Quintus Cäcilius M., Macedonicus** benannt, weil er als Prätor 148 v. Chr. den Andriscus besiegte, der sich unter dem Namen Philippus zum König von Macedonien aufgeworfen hatte. Nach seinem Consulat 143 kämpfte er 142 gegen Viriathus (s. d.) und 131 bekleidete er mit Quintus Pompejus die Censur. Von den Alten wurde sein Glück gepriesen, das sich theils in seiner Abkunft, seinen körperlichen und geistigen Kräften, dem Ruhme und den Ehrenstellen, die er erlangt, und in dem Besitz einer tugendhaften und fruchtbaren Gattin, theils darin bewährt habe, daß, als er 115 starb, schon der dritte seiner Söhne Consul war, einer von ihnen, Quintus, der von der Unterwerfung der Balearischen Inseln 123 und 122 den Beinamen Balearicus erhielt, triumphirt hatte, und der vierte sich um das Consulat bewarb. — **Quintus Cäcilius M. Numidicus**, Neffe des Vorigen, wurde 109 v. Chr. Consul, kämpfte siegreich gegen Jugurtha in Numidien, bis ihm 107 der Oberbefehl durch Marius (s. d.) entzogen wurde. Im J. 102 bekleidete er die Censur, wurde 100 wegen seiner Weigerung, das Ackergesetz des Volkstribun Saturninus (s. d.) als Senator zu beschwören, verbannt und starb bald, nachdem er 99 aus Asien zurückberufen worden. Er war einer der reinsten und festesten Männer seiner Zeit. Sein Sohn, **Quintus Cäcilius M.**, erhielt wegen des zärtlichen Eifers, den er bei dem Volke für die Rückrufung seines Vaters bittend dargelegt hatte, den Beinamen **Pius**. Er focht als Prätor 89 und 88 v. Chr. im Bundesgenossenkriege und entfloh nach des Marius Rückkehr 87 nach Afrika. Im J. 83 schloß er sich an Sulla, als dieser nach Italien zurückkehrte, an und siegte für ihn bei Faventia über Papirius Carbo und Norbanus. Mit Sulla, den er in den Proscriptionen zu mäßigen gestrebt hatte, bekleidete er 80 das Consulat; dann erhielt er 79 das jenseitige Spanien zur Provinz und gegen Sertorius (s. d.) den Oberbefehl, den er 76—72 mit Cnejus Pompejus theilte. Er starb 64 als Pontifex Maximus. — **Quintus Cäcilius M. Creticus** erhielt diesen Beinamen von seinen Kriegen in Kreta, das von ihm, nachdem er 69 v. Chr. mit Hortensius Consul gewesen, 68 und 67 unterworfen und zur Provinz gemacht wurde. Dem Cnejus Pompejus, der ihm den Ruhm dieser Unternehmung hatte entziehen wollen und seinen Triumph bis 62 hinzuhalten wußte, war er verfeindet. — **Quintus Cäcilius M. Celer** focht 66 v. Chr. unter Pompejus in Asien und besetzte 63 gegen

die Catilinarier als Prätor die Pässe, die über den Apennin nach dem cisalpinischen Gallien führen, das er 62 unter dem Titel Proconsul verwaltete. Im J. 60 trat er als Consul gegen die Anmaßungen des Pompejus, 59 gegen Cäsar's Ackergesetz auf und starb, vielleicht durch seine Gattin Clodia vergiftet. Sein jüngerer Bruder, **Quintus Cäcilius M. Nepos**, hatte unter Pompejus im Seeräuberkrieg und in Asien gefochten. Als Volkstribun trat er 63 v. Chr. gegen Cicero beim Schluß von dessen Consulat und 62 für Pompejus auf; sein Vorschlag, daß dieser mit dem Heere zur Herstellung der Ruhe nach Rom berufen werde, scheiterte an dem Widerstande des Senats und namentlich des Cato Uticensis (s. d.). Er floh zu Pompejus, kehrte mit ihm zurück und wurde 60 Prätor und 57 Consul. — **Quintus Cäcilius M. Pius Scipio**, bald Quintus Scipio, bald Scipio Metellus genannt, der Sohn des Publius Cornelius Scipio Nasica und der Licinia, wurde vom oben erwähnten Metellus Pius im Testament adoptirt und durch seine Tochter Cornelia 52 v. Chr. Schwiegervater des Pompejus. Im August desselben Jahres von Pompejus zu seinem Collegen im Consulat ernannt, war er für ihn bis Anfang 49 gegen Cäsar im Senat einer der Thätigsten. Namentlich betrieb er den Beschluß, durch den dieser für einen Feind des Staats erklärt wurde. Beim Ausbruch des Kriegs ging er nach Syrien, stieß 48 zu Pompejus, unter dem er in der Schlacht bei Pharsalus befehligte, und floh dann nach Afrika zu Juba, wo er, obschon verhaßt wegen seiner Üppigkeit und Grausamkeit, durch Cato's Vermittelung den Oberbefehl über das Heer der Pompejaner erhielt. Nach dem Verluste der Schlacht bei Thapsus 46 tödtete er sich selbst auf der Flucht nach Spanien, nachdem seine Schiffe durch das Geschwader des Cäsarianers Publius Sittius überwältigt waren.

**Metempsychose**, s. Seelenwanderung.

**Meteora**, eine Gruppe kegelförmiger, aus der Ebene in merkwürdigen Gestaltungen hervorragender und den Wanderer an die Pyramiden und Obelisken Ägyptens erinnernder Felsenmassen in Thessalien von 80—300 F. Höhe. Auf denselben sind mehre griech. Klöster erbaut, deren Zahl früher 24 betrug und zu denen man nur mittels Stricken und Leitern gelangen kann.

**Meteore** oder **Lufterscheinungen** heißen im weitern und wissenschaftlichen Sinne alle Erscheinungen, welche vorübergehenden Veränderungen in der Atmosphäre ihren Ursprung verdanken, z. B. Wolken, Nebel, Schnee, Regen, Regenbogen, Morgen- und Abendröthe, Höfe um Sonne und Mond, Sternschnuppen und Feuerkugeln; im engern Sinne aber blos die seltenern Erscheinungen letzterer Art. Man unterscheidet gewöhnlich vier Classen von Meteoren: 1) luftige, wohin die Winde gehören; 2) wässerige oder Hydrometeore, z. B. Thau, Reif, Nebel, Wolken, Regen und Hagel; 3) feurige, z. B. Blitz, Wetterleuchten, Nordlicht, Sternschnuppen, Feuerkugeln, und 4) optische, wie die Regenbogen, Höfe, Nebensonnen, Nebenmonde.

**Meteorologie** heißt derjenige Theil der Physik, welcher sich mit den Änderungen in der Atmosphäre und also besonders auch mit den sogenannten Meteoren (s. d.) beschäftigt. Da die Reihenfolge, in welcher sich diese Veränderungen an einem Orte zeigen, die Witterung bestimmt, so wird der Ausdruck Meteorologie auch gleichbedeutend mit **Witterungskunde** genommen. Unstreitig war dieser Theil der Physik derjenige, auf welchen die Menschen zuerst ihren Scharfsinn wendeten, da die hierher gehörigen Erscheinungen viel zu auffallend und einflußreich sind, als daß sie hätten lange unbeachtet bleiben sollen. Die ältesten Völker schrieben dieselben mächtigen Gottheiten zu. Schon die Griechen und Römer bemühten sich, die Meteorologie wissenschaftlich zu bearbeiten; sie machten manche scharfsinnige Bemerkungen und wichtige Beobachtungen, allein ein bedeutendes Resultat ihrer Forschungen vermochten sie nicht zu erzielen, weil es ihnen an zweckmäßigen Instrumenten und den nöthigen physikalischen Vorkenntnissen mangelte. Nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften wurde auch an der Meteorologie von neuem gearbeitet, jedoch nicht mit günstigem Erfolg, da die verkehrte Richtung und Sucht der meisten Gelehrten aus ihr eine Lehre der Voraussagung des Wetters machte. Eine neue Epoche erblühte der Geschichte dieser Wissenschaft in Folge der Erfindung des Barometers (s. d.) und Thermometers (s. d.), welche auch jetzt noch die vorzüglichsten Instrumente der Meteorologen sind. Aber noch verging lange Zeit, bevor ein wissenschaftlicher Anfang der Meteorologie möglich war. Es fehlte noch an über die ganze Erde sich erstreckenden guten Beobachtungen in hinreichender Zahl und hauptsächlich an Männern, die Scharfsinn genug besaßen, um sich in der Combination so mannichfacher Erscheinungen mit Glück zu versuchen. Endlich erklärte Franklin die elektrische Natur des Blitzes, Saussure und Deluc erfanden neue Instrumente, verfolgten die wechselnden Erscheinungen in den Alpen, und der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz entschloß sich zur Stiftung einer meteorologischen Societät in Manheim. Instrumente wurden von letzterer nach allen Punkten in Deutschland, Frankreich, Rußland und Italien versendet, die Beobachtungen genau

verzeichnet und gedruckt, und noch lange werden die „Ephemeriden" dieser Societät wahre Fundgruben für die Meteorologie bleiben. Doch alle oder wenigstens die meisten der damals gemachten meteorologischen Forschungen bezogen sich nur auf die westliche Halbkugel; von dem Witterungsverhalten der übrigen Weltgegenden, namentlich der Äquinoctialgegenden, war wenig bekannt. Alex. von Humboldt (s. d.) war der Erste, der, innig vertraut mit den Phänomenen Europas, mit kräftigen Zügen das Gemälde der Tropen entwarf. Er zeigte die Verschiedenheit in dem Witterungsverhalten in niedern und höhern Breiten, auf Inseln und im Innern der Länder, und durch scharfsinnige Combinationen verband er eine Menge paradox scheinender Phänomene zu einem harmonischen Ganzen. Demnächst entwarf Leop. von Buch (s. d.), welcher die Erscheinungen des hohen Nordens, des südlichen Europa und der Canarischen Inseln sorgfältig beobachtet hatte, eine meisterhafte Übersicht der wichtigsten Erscheinungen, welche das Barometer zeigt. Er wies nach, daß das Steigen und Fallen des Barometers hauptsächlich von der Temperaturveränderung benachbarter Gegenden verursacht wird, und nur insofern als Wetterprophet dienen kann, als jene Änderung Störungen in dem bisherigen Zustande der Atmosphäre nach sich zieht. Hieraus ging aber hervor, daß das Vorhersagen der Witterung zur Zeit noch etwas Unmögliches wäre, und daß man nur dann über den allgemeinen Charakter ganzer Jahreszeiten und Landstrecken etwas mit einiger Wahrscheinlichkeit bestimmen könnte, wenn man gleichzeitig die Beschaffenheit der ganzen Atmosphäre zu überblicken im Stande wäre. Insbesondere verdankt die Meteorologie den beiden zuletzt genannten Gelehrten vortreffliche Aufklärungen über die Entstehung und Richtung der Winde, die auf Klima und Witterung so großen Einfluß haben. In den letzten 20 J. haben sich in Deutschland Kämtz und Dove große Verdienste um die Ausbildung dieses Theils der Physik erworben. In Preußen sind eine große Anzahl meteorologischer Stationen eingerichtet, welche jetzt unter der Leitung von Dove stehen. Die in Rußland errichteten Stationen stehen unter der Leitung von Kupfer in Petersburg.

**Meteorsteine**, auch **Mondsteine**, **Meteorolithen**, **Aërolithen** oder **Uranolithen** nennt man vom Himmel herabgefallene steinartige Massen, die beim Zerplatzen von Feuerkugeln auf die Erde geschleudert werden. Die Feuerkugeln, auch Boliden genannt, erscheinen plötzlich in der Atmosphäre, bewegen sich in der Regel mit reißender Geschwindigkeit, die zuweilen der der Erde in ihrer Bahn gleichkommt; öfter zerplatzen sie nach kurzer Sichtbarkeit mit heftigem Knalle, meist in großer Höhe, in mehre Stücke, welche noch heiß und mit einer dünnen schwarzen Rinde überzogen, mit solcher Gewalt herabfallen, daß sie oft mehre Fuß in die Erde eindringen. Diese Steinfälle und somit auch die von den alten Schriftstellern oft erwähnten Steinregen sind erst in neuern Zeiten seit Chladni durch zahlreiche Beobachtungen außer allen Zweifel gesetzt. Die Bestandtheile der Meteorsteine sind in der Hauptsache immer ziemlich dieselben, vorzüglich Eisen, Kieselerde, Nickel, in geringer Menge Chrom- und Manganoxyd, Schwefel, Kalk, Talkerde, Thon, zuweilen auch Natron, Kali, Wasser, Kohle, Salzsäure, Kupfer und Zinn. Die Größe und Menge der herabgefallenen Steine ist sehr verschieden. Bei Aigle fielen 1803 gegen 2000 Stück von 2 Quentch. bis 17½ Pf.; die Steine von Ensisheim und Verona wogen 2—300 Pf. Außer diesen eigentlichen Meteorsteinen fallen zuweilen auch kleinere oder größere Massen gediegenes Eisen, sogenanntes Meteoreisen herab; einige dieser Massen sind sogar von sehr bedeutender Größe. Über den Ursprung der Meteorsteine hat man mehre Hypothesen aufgestellt, nach denen sie tellurischer, atmosphärischer, lunarischer oder kosmischer Natur sein sollen. Einige Physiker, namentlich die Gebrüder Deluc, hielten sie für Auswürflinge von Erdvulkanen, was theils ihrer großen Verschiedenheit von vulkanischen Producten, theils der zum Emporschleudern solcher Massen in solche Weiten ungenügenden Wurfkraft der Vulkane wegen unstatthaft ist. Mayer, Diruf, Freygang, Wrede u. A., in der neuesten Zeit namentlich Egen, hielten sie für Gebilde, die sich in der Atmosphäre durch unbekannte chemische Processe aus den von der Erde aufgestiegenen mineralischen Dämpfen erzeugen. Dagegen spricht aber namentlich die große Höhe, in der wir die Feuerkugeln erblicken und den Ursprung der Meteorsteine suchen müssen und besonders die große Geschwindigkeit, mit welcher sie sich bewegen. Olbers sprach 1795 die Idee aus, daß Auswürflinge von Mondvulkanen auf die Erde gelangen könnten, und wies die Möglichkeit, wiewol nur unter der Bedingung nach, daß beide Körper sich in Ruhe befänden. Ihm stimmte Laplace 1802 bei, und mehre andere Geometer zeigten gleichfalls durch Rechnung die Möglichkeit jenes Ereignisses. Die Rechnung wies nach, daß eine vom Monde mit einer anfänglichen Geschwindigkeit von etwa 8000 F. nach der Erde zu geschleuderte schwere Masse nicht wieder zum Monde zurückkehren, sondern in Folge der starken Anziehung der Erde möglicherweise in einem Zeitraume von 60—70 Stunden auf letztere

gelangen könne und mit einer Geschwindigkeit von etwa 1½ M. in der Secunde ankommen werde. Hierauf gestützt nahmen Vauquelin, Prechtl, Fourcroy, Benzenberg und Berzelius den lunarischen Ursprung der Meteorsteine an, Letzterer besonders deshalb, weil dieselben metallisches Eisen enthalten, das sich als solches nicht an einem Orte erhalten könnte, wo es Wasser gibt, und daher sehr wahrscheinlich aus dem Monde komme, wo es keins gibt. Indeß ist die lunarische Hypothese schon darum unhaltbar, weil nur durch das ohne Zweifel höchst seltene Zusammentreffen günstiger Bedingungen ein vom Monde ausgeworfener Körper in den Bereich der Anziehung der Erde gelangen und dieselbe nicht nur umkreisen, sondern erreichen könnte, was mit der verhältnißmäßigen Häufigkeit der Meteorsteinfälle unvereinbar ist, abgesehen davon, daß man den Mondvulkanen, deren Dasein ohnehin gar nicht erwiesen ist, wegen der Größe vieler Meteorsteinmassen und der reißenden Geschwindigkeit vieler Feuerkugeln ganz ungeheuere Wurfkräfte zutrauen müßte. Demnach bleibt als wahrscheinlich nur die zuerst 1819 von Chladni ausgesprochene, neuerdings außer vielen Andern auch von A. von Humboldt vertheidigte Annahme übrig, nach welcher die Meteorsteine kosmischen Ursprungs sind, nämlich Massen, die sich, sei es nun als Bruchstücke eines größern Weltkörpers oder als selbständige kleine planetarische Körper, im Weltraume bewegen und auf die Erde fallen, wenn sie der Erde zu nahe kommen und von dieser angezogen werden. Das Hauptwerk über Meteorsteine ist noch immer das von Chladni: „Über Feuermeteore und die mit denselben herabgefallenen Massen" (Wien 1819). Chladni's große Sammlung von Meteorsteinen befindet sich jetzt in Berlin, eine andere vorzüglich reichhaltige im Mineraliencabinet zu Wien.

**Meter**, franz. **Mètre** (vom griech. μέτρον, Maß), heißt das Grundmaß des neuen franz. Maßsystems. Der Meter ist der zehnmillionste Theil des Viertels eines Erdmeridians (1/10,000000 des Erdquadranten) und zwar des Quadranten zwischen dem Äquator und dem Nordpol. Der 1799 definitiv construirte Meter ist gesetzlich = 443,296 par. Linien = 3,1862 preuß. Fuß oder 1,4994 (fast 1½) preuß. Ellen = 3,16345 wiener Fuß oder 1,28335 wiener Ellen = 3,2809 engl. Fuß und dient als Fuß- und Ellenmaß. Er wird drei mal eingetheilt in 10 Decimeter zu 10 Centimeter à 10 Millimeter; 10 Meter sind = 1 Decameter, 10 Decameter oder 100 Meter = 1 Hectometer, 10 Hectometer oder 1000 Meter = 1 Kilometer, 10 Kilometer oder 10000 Meter = 1 Myriameter. Kilometer und Myriameter sind Meilenmaße. Das Normal-Etalon des Meters ist ein Stab von Platin, welcher seine rechte Länge beim Gefrierpunkte des Wassers (0 Grad Celsius und Réaumur) hat. Der Quadratmeter ist die Grundlage der Flächenmaße (100 Quadratmeter = 1 Are), der Kubikmeter diejenige der Körpermaße Frankreichs (1/1000 Kubikmeter oder 1 Kubikdecimeter = 1 Liter); als Holzmaß dient der Kubikmeter unter dem Namen Stère. Auch das franz. Gewicht ist aus dem Meter abgeleitet: die Schwere eines Liters oder 1/1000 Kubikmeters destillirten Wassers, bei dessen größter Dichtigkeit (4 Grad Celsius oder + 3⅕ Grad Réaumur) im luftleeren Raum gewogen, ist das Kilogramm.

**Meth** oder **Meht**, ein weinartiges, hauptsächlich in Polen, Westpreußen und Rußland beliebtes Getränk, wird aus Honig und Wasser durch Kochen und Gährung gewonnen und zwar in desto besserer Qualität, je besser der Honig ist. Auch gibt man dem Meth durch Zusatz von Obst, z. B. von Johannisbeeren, Kirschen, Himbeeren u. s. w., durch Gewürz und Kräuter ein größeres Arom. Jung hat der Meth einen starken Geschmack nach Honig, der sich aber im Alter vermindert. Häufig wird der Meth mit Most von Äpfeln oder mit Wein, Bier, auch wol mit Essig versetzt und dann Wein-, Bier-Meth u. s. w. genannt.

**Methfessel** (Albert), Hofkapellmeister zu Braunschweig, wurde 23. Sept. 1786 in Stadt-Ilm im Fürstenthume Schwarzburg-Rudolstadt geboren, wo sein Vater Cantor und Musikdirector war. Sein älterer Bruder Friedrich M., geb. 1771, der sich ebenfalls als Sänger und Componist einen Namen erwarb, starb bereits 1807. Schon in früher Jugend zeigte sich bei Albert M. die entschiedene Begabung für Musik, sodaß er im zehnten Jahre bei dem öffentlichen Gottesdienste die Orgel spielen konnte und mehre kleine Klaviersachen und Chorlieder componirte. Von 1800—7 besuchte er das Gymnasium zu Rudolstadt, wo er sich eine gründliche Schulbildung erwarb, zugleich aber für seine musikalische Ausbildung eifrig bemüht war. Schon als Gymnasiast gab er seine erste Liedersammlung heraus. Im J. 1807 ging er nach Leipzig, um sich den theologischen Studien zu widmen; bald aber zog ihn seine vorherrschende Neigung fast ausschließlich zur Musik. Damals erregte er vorzüglich durch seine ansprechende Tenorstimme und namentlich durch seine Lieder zur Guitarre Aufmerksamkeit. Besonders interessirten sich Rochlitz und Schicht für ihn und veranlaßten auch seine Mitwirkung in den Gewandhausconcerten, während Schicht seine harmonischen Studien beförderte. M. gab hier eine

Reihe von Compositionen für Gesang, Klavier, unter Anderm auch ein „Guitarren-Journal" heraus. Im J. 1809 ging er mit Unterstützung des Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt nach Dresden, um sich ganz der Tonkunst und vorzugsweise dem Studium des Gesangs zu widmen. Sodann ward er 1811 als Kammersänger und Musiklehrer der regierenden Fürstin in Rudolstadt angestellt, wo er im Verein mit dem genialen Max Eberwein belebend für die musikalischen Zustände wirkte. Auf einer Rheinreise begegnete ihm der berühmte Musikdirector Schwenke, bekannt durch seine Polemik gegen die Catalani, und veranlaßte ihn, sich in Hamburg niederzulassen. Hier wurde er (1822) einer der gesuchtesten Gesang- und Musiklehrer und entwickelte überhaupt eine ungemein rege und wirksame Thätigkeit. Er leitete mehre Musikvereine und erwarb sich (1823) besonders durch Begründung und Leitung der ersten hamburgischen Liedertafel, die noch jetzt unter Heinr. Schäffer's Führung besteht, ein bedeutendes Verdienst. Dabei componirte er zahlreiche Lieder, Chöre und Klaviersachen, eine große Kirchencantate (zur Jubelfeier des Pastor Behrmann), sowie mehre größere Werke für Männerchor im Auftrage des hanseatischen Vereins. Im J. 1832 wurde er als Hofkapellmeister nach Braunschweig berufen; nach einer zehnjährigen Amtsführung sah er sich indessen wegen Gehörleiden veranlaßt, seine Stelle niederzulegen. Seine zahlreichen Lieder (mehre von ihm selbst gedichtet) sind weit verbreitet und viele davon recht eigentlich Volkslieder geworden. Vorzüglich durch sein allbekanntes, vortreffliches und weit verbreitetes „Commersbuch", das viele Auflagen erlebte, hat M.'s Name große Popularität erhalten. Von seinen übrigen Compositionen, Orchesterwerken, Sonaten, Operneinlagen u. s. w. ist besonders noch ein Cyklus von Kirchencantaten für Männerchor, mit Orgel- und Instrumentalbegleitung, zu erwähnen. Als Meister des Fortepiano gilt M. vorzugsweise in der Begleitung des Gesangs und in seinen Improvisationen. Auch als Schriftsteller und Mitarbeiter an Journalen leistete M. Ausgezeichnetes, wobei ihm seine gründliche, wissenschaftliche Bildung und ein geistreicher Stil zu statten kamen.

**Methode** bezeichnet im Allgemeinen die Regelmäßigkeit eines Verfahrens, welches angewendet wird, um einen bestimmten Zweck zu erreichen. Der Begriff der Methode ist daher keineswegs auf die Erziehung oder die Wissenschaft beschränkt, sondern er gilt ebenso gut für die gewöhnlichen Geschäfte und Arbeiten des täglichen Lebens, für das Verfahren der Agricultur, der Gewerbe u. s. w. Entgegengesetzt ist dem methodischen Verfahren das fragmentarische, tumultuarische, rhapsodisch abspringende, planlose und blos von subjectiven Einfällen und Launen abhängige. Eine besondere Wichtigkeit hat jedoch der Begriff der Methode theils für die Zwecke der Erziehung, theils zur Bestimmung des wissenschaftlichen Verfahrens überhaupt. In der erstern Beziehung unterscheidet man nach der Form des Vortrags die **akroamatische Methode**, d. h. die Lehrart, wo der Lehrer ununterbrochen allein spricht und dem Lernenden die Auffassung des Gesprochenen überläßt, von der **erotematischen** oder **dialogischen**, d. h. der abfragenden, welche auf einem gegenseitigen Gedankenaustausch des Lehrenden und Lernenden beruht, daher die Selbstthätigkeit des Letztern unmittelbar in Anspruch nimmt und dem Lehrer ebenso Gelegenheit gibt, die Art, wie der Lehrstoff aufgefaßt wird, zu controliren, als auch der eigenen Gedankenentwickelung des Lernenden zu Hülfe zu kommen. Dadurch geht die erotematische Methode in die **katechetische** über, welche man häufig auch die **Sokratische** nennt, weil Sokrates vorzüglich die Kunst geübt hat, den Lehrstoff im Gespräche mit den Schülern durch geschickt aneinander gereihte Fragen entstehen zu lassen, eine Kunst, die er als geistige Mäeutik (Hebammenkunst) bezeichnete. Einen ähnlichen äußern Unterschied bietet die Methode des gewöhnlichen einseitigen und des gegenseitigen Unterrichts dar. (S. **Bell-Lancaster'sches Unterrichtssystem**.) Jede pädagogische Methode muß auf das Ziel hinarbeiten, Das, was gelernt werden soll, auf die leichteste, sicherste und natürlichste Weise zum geistigen Eigenthume des Lernenden zu machen. Der Zweck des theoretischen Unterrichts ist theils Aneignung von Kenntnissen, theils Entwickelung der geistigen Fähigkeiten. In dieser Beziehung macht sich der Unterschied zwischen einer blos darstellenden und mittheilenden Methode geltend, welche eine Einprägung der Gegenstände im Gedächtniß des Schülers bezweckt, und einer analytischen oder entwickelnden Methode, welche dem Verstande des Schülers zur eigenen Erzeugung und Entwickelung der Erkenntnisse an der Anschauung der Gegenstände die Anleitung gibt, eine Art des Unterrichts, wie sie besonders von Pestalozzi (s. d.) geübt und empfohlen wurde. Obgleich der analytischen oder entwickelnden Methode ihre Vorzüge für Entwickelung des Verstandes nicht abzusprechen sind, so ist doch dabei niemals aus dem Auge zu verlieren, daß bei der Jugend die Verstandesentwickelung erst im Keimen, dagegen die Gedächtnißkraft bereits in voller Stärke besteht, und folglich bei ihr immer noch mehr das Gedächtniß als der Verstand als

Hebel gebraucht werden muß, wenn naturgemäße Erfolge erzielt werden sollen. Um aber das Gedächtniß möglichst zu unterstützen, muß man die Hülfen benutzen, welche die anschaulichen und concreten Vorstellungen mehr als die abstracten, die zu lebendigen Gruppen verbundener mehr als die vereinzelten dem Gedächtnisse bieten. Hierauf gründen sich z. B. in Betreff des Sprachunterrichts die Methoden Jacotot's (s. d.) und Hamilton's (s. d.).

Unabhängig von solchen pädagogischen Rücksichten sind die eigentlich wissenschaftlichen Methoden, welche ausschließend durch die Natur der wissenschaftlichen Probleme und den innern Zusammenhang der wissenschaftlichen Erkenntniß bedingt sind. Für solche Wissenschaften, die sich damit begnügen können, aus einer Vielheit beobachteter Fälle allgemeine Gesetze abzuleiten, sind vorzüglich die Methoden der Induction (s. d.) wichtig; wo es sich um einen innern Zusammenhang der Begriffe handelt, wird sich die Methode zu einer speculativen auszubilden suchen. Insofern in diesem letztern Falle das wissenschaftliche Erkennen durch einen Fortschritt von den Gründen (Principien) zu den Folgen oder durch einen Rückgang von den Folgen zu den Gründen erzeugt wird, unterscheidet man **progressive** und **regressive Methoden**, die man bisweilen auch als **synthetische** und **analytische** bezeichnet. In nahem Zusammenhange damit steht ein anderer Unterschied des methodischen Verfahrens, indem man entweder ein Ganzes der Erkenntniß schon als gefunden betrachtet und unabhängig von der Art seiner Entstehung darstellt, oder in der Art der Entstehung selbst die Gründe der einzelnen Sätze darlegt. Die letztere Methode ist die **heuristische** oder **genetische**. Für die methodischen Hülfsmittel, deren jede Wissenschaft je nach der Beschaffenheit der Probleme mannichfaltige bedarf, bietet die Logik mit ihrer Lehre von den Definitionen, Eintheilungen und Beweisen nur die allgemeinste Grundlage dar, und es war eine zu enge Ansicht, wenn man die sogenannte **mathematische** oder **Euklidische Methode**, die von Erklärungen und Axiomen zu Lehrsätzen fortschreitet, für den alleinigen Ausdruck einer strengen wissenschaftlichen Methode hielt und, wie Spinoza und Wolf thaten, in dieser Sonderung von Definitionen, Axiomen, Theoremen, Corollarien, Scholien, Lehnsätzen u. s. w. das Wesen der mathematischen Methode suchte. In der Philosophie bezeichnet die Methode den willkürlosen Gang eines nothwendig fortschreitenden Denkens. (S. Dialektik.) Die Behauptung, daß es für die ganze Philosophie nur eine einzige Methode gebe, hat Hegel (s. d.) am entschiedensten ausgesprochen. Hegel's dialektische Methode trat mit dem Anspruch auf, in der Entwickelung der Gedanken und Begriffe zugleich die Natur der Dinge vor Augen zu legen; sie machte Anspruch, die wahrhaft genetische, das Wesen der Sache selbst evolvirende Methode zu sein. Andere Denker, wie namentlich Herbart (s. d.), gestatten nicht nur, sondern fodern für die Auflösung der verschiedenen philosophischen Probleme verschiedene Methoden, weil jede Methode ihrem Gegenstand immanent sei und die Verschiedenheit der Gegenstände auch verschiedene Methoden verlange.

**Methodik** oder **Methodologie** heißt die Anweisung zur methodischen und zweckmäßigen Behandlung irgend einer Aufgabe, z. B. zur Erlernung oder zum Vortrag einer Wissenschaft, zur Ausführung eines Geschäfts u. s. w. So spricht man von einer Methodologie des akademischen Studiums, der Medicin u. s. w. (S. Hodegetik.) Eine allgemeine wissenschaftliche Methodologie ist eine Aufgabe, die nur durch ein specielles Eingehen in den Geist der einzelnen Wissenschaften würde gelöst werden können, und deshalb nicht zu verwechseln mit der bloßen logischen Lehre von der Methode, welche nur diejenigen Gesetze berührt, welche allen Wissenschaften gemein sind. Den ersten berühmten Versuch einer allgemeinen Methodik machte im Mittelalter Raymund Lullus in seiner großen Kunst (ars magna Lulli), auf welche später Bruno (s. d.) ein großes Gewicht legte. Sie war aber mehr eine Anleitung zum Disputiren als zur wissenschaftlichen Forschung. Einflußreicher wurde die Methodik, welche Baco (s. d.) unter dem Titel eines „Novum organon scientiarum" (Lond. 1620) bekannt machte und worin er mit Bekämpfung der Aristotelischen Methode das inductorische Verfahren anempfahl, durch welches seitdem die Naturwissenschaften sich zu ihrer imposanten Stellung emporgeschwungen haben. Unter spätern Arbeiten dieser Art zeichnen sich Lambert's „Neues Organon" (2 Bde., Lpz. 1764) und „Anlage zur Architektonik" (2 Bde., Riga 1771) aus. Kant's Vernunftkritik ist insofern ebenfalls eine wissenschaftliche Methodik zu nennen, als sie der ganzen folgenden Richtung der speculativen Wissenschaft in demselben Grade die Bahn vorgezeichnet hat, als es Baco für die empirische Naturwissenschaft gethan.

**Methodisten** heißen zuvörderst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. und späterhin diejenigen röm. Controversisten, welche die Streitigkeiten mit den Protestanten durch eine neue dialektische Methode abkürzen und beseitigen zu können glaubten. Diese Methode bestand theils

darin, den Protestanten fest bestimmte Vorschriften, nach denen die Disputationen gehalten werden sollten, aufzudringen, theils darin, den Protestantismus nicht in seinen speciellen Lehren, sondern nur mit allgemeinen Gründen anzugreifen. Zu den Vertretern dieser Methode gehörten vornehmlich die Jesuiten, wie Peter Nicola, Franz Veron, Barthold Nihus u. A. — Gegenwärtig aber bezeichnet der Name **Methodisten** die Mitglieder einer Religionsgesellschaft, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. im Schoose der Anglikanischen Kirche (s. d.) und im Widerspruche mit derselben, in Beziehung auf die Heiligung durch den Glauben und Erneuerung im Heiligen Geiste, entstand. Die Stifter dieser kirchlichen Partei wollten keine neue Lehre oder Verfassung aufstellen, sich darum auch von jener bischöflichen Kirche nicht lossagen, sondern das Volk durch eine pedantisch bestimmte Frömmigkeit, durch eine neue praktische „Methode" zu jener Heiligung und Erneuerung hinführen. Hiernach bildete sich der Name Methodisten, zunächst als Spottname; man nannte Die, welche ihn erhielten, auch „Glieder der heil. Gesellschaft", ihre Richtung und Denkart **Methodismus**, der, genau genommen, nur als eine Abart des Herrnhuterthums oder als Pietismus erscheint. Die Anhänger jener Denkart und Richtung nahmen später selbst den Namen Methodisten an. Die Gründung dieser in mehren Ländern Europas und besonders in Amerika stark vertretenen Partei wurde durch einige Studenten der Theologie zu Oxford, durch die Brüder Wesley, durch Morgan und Kirkham hervorgerufen, die sich 1729 zu strengen Sitten, zum Beten, Fasten und der Feier des heil. Abendmahls an jedem Sonntage, namentlich aber auch zu einer genauern Beobachtung der Vorschriften des Neuen Testaments, als damals in der engl. Kirche gebräuchlich war, verbanden und den Werken der Liebe, besonders dem Besuche der Verbrecher in den Gefängnissen und der Kranken zu geistlichem Zuspruche und der Predigt des Evangeliums für das unwissende Volk sich widmeten. In dem Bunde zeichneten sich John Wesley (s. d.), der eigentliche Stifter der M., sein Bruder Karl Wesley und der 1732 beigetretene Georg Whitefield (s. d.) durch Talent, Eifer und Ansehen aus. John Wesley ging 1735 nach Georgien in Nordamerika, wo er als Heidenbekehrer zwei Jahre lang mit Erfolg für seine Richtung arbeitete. Durch seine Verbindung mit den dortigen Herrnhutern angeregt, beschloß er, den frühern Bund bei seiner Rückkehr nach England (1738) nach Art der Brüdergemeinde zu erweitern und einzurichten. Durch Whitefield's Predigten unterstützt, sammelte er zu London eine kleine Gemeinde 1739; daher gilt dieses Jahr als das eigentliche Stiftungsjahr der Methodisten. Als die Geistlichkeit der bischöflichen Kirche den methodistischen Predigern die Kanzel verbot, predigten sie im Freien. Der eigene Charakter dieser Feldpredigten vermehrte sehr bald den Anhang der Methodisten. Auch trug hierzu bei, daß man wichtige, aber durch Lauigkeit und Skepticismus der brit. Geistlichkeit von den Kanzeln verdrängte Glaubenssätze in den methodistischen Versammlungen behandelte und das natürliche Verderben des Menschen, die Versöhnung durch den Tod Christi, die Buße und den Durchbruch der göttlichen Gnade in der Wiedergeburt wieder zur Sprache brachte. Sie bauten sich nun eigene Bethäuser, die sie Tabernakel nannten, und da die Regierung ihr Unternehmen nicht hinderte, schritten sie zur Errichtung einer Kirchenverfassung, die, obgleich das gute Vernehmen mit den Herrnhutern schon 1739 aufgehört hatte, doch zum Theil nach dem Muster der Brüdergemeinde zu Stande kam. Innerer Streit über die Gnadenwahl verursachte 1741 eine Trennung der **Whitefieldianer**, die sich zu der strengen Prädestinationslehre Calvin's bekennen, von den **Wesleyanern**, welche die meisten Anhänger fanden und, wie die Arminianer oder Remonstranten, eine allgemeine Vorherbestimmung zur Seligkeit annehmen. Diese sind mehr in Nordamerika (Hauptsitz Bristol), jene mehr in England (Hauptsitz London) verbreitet. Die Trennung hinderte aber keineswegs die schnelle Verbreitung der Methodisten in England, Irland und Nordamerika. Sie fanden ihre Anhänger besonders in den niedrigen Volksclassen, deren Bekehrung häufig mit Seufzen, Schluchzen, Schreien, Verzuckungen und Krämpfen verbunden war: Erscheinungen, die selbst als sichere und nothwendige Kennzeichen der Wiedergeburt galten. In dogmatischer Beziehung erkennen die Methodisten zwar den symbolischen Lehrbegriff der Anglikanischen Kirche an; doch haben sie die Zahl der 39 Artikel auf 25 herabgesetzt und außerdem bekennen sie namentlich, daß Gott den rechtfertigenden Glauben bewirke, daß die Bekehrung augenblicklich und auf übernatürliche Weise erfolge, die Wunderkraft des Heiligen Geistes noch fortdauere, der Anfang der Seligkeit auch augenblicklich, ein Wachsthum derselben durch die Einwirkung Gottes eintrete, und daß die Taufe durch Untertauchen zu vollziehen sei. Die Liturgie ist das Rituale der bischöflichen Kirche; nur beobachten sie es mit mehr Wärme und Innigkeit, namentlich im Gesange durch Wechselgesänge zwischen Männern und Frauen. An den Wochentagen versammeln sie sich früh vor und Abends nach 6 Uhr zum Got-

tesdienste; die Sonntagsfeier beobachten sie sehr genau. Monatlich ein mal hält jede Gemeinde eine Wachnacht, welche vom Abend bis zum Morgen mit Lehren, Beten und Singen zugebracht wird, und am Neujahrstage kommen alle Wesleyaner im Tabernakel zu Moorfields bei London zur Feier des Stiftungsfestes zusammen. Zur Erhaltung der Kirchenzucht sind die Gemeinden in Classen von 10—20 Mitgliedern und diese wieder nach den Geschlechtern in kleinere Gesellschaften oder Bands getheilt, deren jede unter ihrem eigenen mit der Seelsorge und einer strengen Sittencensur beauftragten Vorsteher, der selbst mit Bann und Ausschließung aus der Gemeinde einschreiten kann, wöchentlich zusammenkommt. Alle Bands und Classen einer Gemeinde feiern vierteljährlich ein gemeinschaftliches Liebesmahl. Geleitet werden die Gemeinden von den Bischöfen, Orts- und Reisepredigern; diese sind meist Laien, gehören oft dem niedern Stande an und dürfen ungeachtet der Besoldung, die sie erhalten, ihr Gewerbe fortsetzen. Den Ortspredigern stehen in jeder Gemeinde sieben Älteste zur Besorgung der bürgerlichen und ökonomischen Angelegenheiten zur Seite, außerdem die Vorsteher der Classen und Bands und die Krankenbesucher. Die Conferenz, aus einer gewissen Anzahl Prediger bestehend, die sich jährlich versammeln, berathet die gemeinsamen Angelegenheiten der Gesellschaft. Die Gemeinden haben eigene Schullehrer, und zu Kingswood bei Bristol besteht eine von Wesley gegründete Bildungsanstalt für methodistische Prediger. Alle diese Diener der Gesellschaft wurden ehedem allein von den Predigern durch das Loos gewählt. Als aber nach Wesley's Tode 1791 unter seinen Anhängern die Frage entstand, ob man nicht das Abendmahl, das sie bisher nach Wesley's Willen in den Versammlungen der bischöflichen Kirche genossen hatten, in den eigenen Tabernakeln halten und sich gänzlich von dieser Kirche lossagen wolle, und die Prediger hierüber zwar bejahend, aber nicht durch Abstimmung, sondern wieder durchs Loos entschieden, bildete sich unter dem Namen der **neuen Methodisten** eine besondere Partei unter den Wesleyanern, die 1796 ein aus Predigern und Laien zusammengesetztes Kirchendirectorium bildete und jetzt zahlreicher ist, als die alten Wesleyaner und Whitefieldianer. Außerdem haben sich unter der Methodisten noch verschiedene kleinere Parteien gebildet, wie die kirchlichen (Church methodists), die ursprünglichen Methodisten (Primitive methodists), auch Jumpers oder Ranters genannt, die Londoner methodistische Association, die Shakers, die Sekte vom neuen Lichte u. A. Die Methodisten sind in Großbritannien sehr zahlreich und wirken theils durch Missionen unter den Sklaven in Westindien und unter den Wilden auf den Südseeinseln, theils dadurch heilsam, daß sie die niedern Volksclassen zur Arbeitsamkeit, Sittsamkeit und Gottesfurcht gewöhnen. Um die Abschaffung des Sklavenhandels haben sie sich die wesentlichsten Verdienste erworben. In dieser Beziehung hat sich besonders der Methodist Wilberforce (s. d.) ausgezeichnet. In Frankreich konnten sich die Methodisten besonders seit 1830 verbreiten, obschon nicht ohne Überwindung mancher Hindernisse. Paris und Lyon sind hier ihre Hauptsitze; in der Facultät zu Montauban haben sie einen academischen Lehrstuhl. Ihrer Verbreitung nach der Schweiz, wo sie ihren Hauptsitz im Canton Waadt haben, hatte die Frau von Krüdener vorgearbeitet; hier führen sie auch den Namen Momiers (s. d.). In Deutschland fanden sie durch den Methodisten Müller in Würtemberg, dann auch in Bremen, wo eine methodistische Tractatengesellschaft besteht, Eingang; dagegen gelang ihre Einführung in Schweden 1840 durch den Methodisten Scott nicht.

Die **Methodisten in Nordamerika** sind zwar Wesleyaner, unterscheiden sich aber von den brit. Gemeinden auf mehrfache Weise. Schon 1766 gründeten methodistische Prediger aus Irland eine Gemeinde in Neuyork, für die zwei Jahre später ein Bethaus angelegt wurde. Die erste Conferenz der amerik. Methodisten wurde 1773 zu Philadelphia unter dem Vorsitze Thom. Rankin's gehalten, dem Wesley die Oberaufsicht über die Gemeinden in den Colonien übergeben hatte. Nach der Revolution sendete Wesley 1784 einen seiner Jünger nach Amerika, welcher in einer Versammlung zu Baltimore einen Oberaufseher oder Bischof der amerik. Gemeinde einsetzte und zugleich zwölf Prediger zu Ältesten ernannte. Seitdem ist die bischöfliche Verfassung in Amerika eingeführt, und die Methodisten heißen die **methodistische Episkopalkirche**. Sie besteht aus Diakonen, Ältesten und Bischöfen. Jeder, der sich vom Heiligen Geiste ergriffen glaubt, wendet sich an seinen Prediger und erhält von ihm, wenn er für befähigt gehalten wird, die Erlaubniß, zu ermahnen. Hat er seine Befähigung auf diese Weise einige Zeit bewährt, so ertheilt ihm die örtliche Predigerconferenz die Erlaubniß, in einer Gemeinde aufzutreten, oder die jährliche Conferenz ernennt ihn zum reisenden Prediger. Wenn er zwei Jahre lang gereist ist, wird er Diakon und zwei Jahre später Ältester. Die Prediger in den Gemeinden sind Laien, die nur Sonntags predigen. Die jährliche Conferenz besteht als allen reisenden

Predigern; die Generalconferenz bilden die Abgeordneten der jährlichen Conferenzen, sie wird von vier zu vier Jahren gehalten und hat alle Anordnungen für die Gemeinden zu machen; doch besteht auch eine Partei, welche die Reiseprediger von den Generalconferenzen ausgeschlossen wissen will. Die Bands bestehen aus drei bis vier Mitgliedern, entweder Männern oder Frauen, Verheiratheten oder Unverheiratheten, die besonderes Vertrauen zueinander zieht. Die deutsche bischöfliche Methodistenkirche in Nordamerika ist von Wilhelm Nast, einem geborenen Würtemberger, 1835 gegründet worden. Im J. 1842 zählte man 3 Mill. Methodisten in Amerika in 3506 Gemeinden; ein methodistisches Seminar wurde 1831 zu Middletown in Connecticut eröffnet. Vgl. Southey, „J. Wesley's Leben, die Entstehung und Verbreitung des Methodismus" (deutsch von Krummacher, 2 Bde., Hamb. 1828); „The life of G. Whitefield" (deutsch von Tholuck, Lpz. 1834).

**Methuenvertrag** heißt der von dem brit. Gesandten Methuen in Lissabon 1703 mit der portug. Regierung abgeschlossene Handelsvertrag, welcher festsetzte, daß wollene Tuche und andere Wollenwaaren brit. Ursprungs, die seit 1684 nicht mehr hatten eingeführt werden dürfen, wieder zu dem frühern Eingangszolle von 23 Procent vom Werthe in Portugal zugelassen werden sollten, wogegen Großbritannien sich verpflichtete, die portug. Weine bei der Einfuhr stets um ein Drittel niedriger als die französischen zu besteuern. Dieser Vertrag galt lange Zeit als ein höchst vortheilhafter für Großbritannien, wie ihn denn die Schule des sogenannten nationalen Systems der politischen Ökonomie auch noch gegenwärtig für sich als einen solchen erkennt. Allein schon ein geringes Nachdenken lehrt, daß dem nur bedingungsweise so ist. Denn da sich der Vertrag nur auf Portugal, nicht auf dessen Colonien bezieht, so wird durch ihn den portug. Weinen ein zehn mal größerer Verbrauch der Seelenzahl nach in Großbritannien als den brit. Wollenwaaren in Portugal selbst zugewiesen; sodann hat Großbritannien doch sicher ein größeres Bedürfniß und Vermögen für portug. Weine als Portugal für brit. Tuche, und endlich verringerte Großbritannien noch dadurch seinen Verkehr mit Frankreich, daß es einen der Hauptausfuhrartikel desselben, den Wein, von seinem Markte ausschloß und Frankreich zu Vergeltungsmaßregeln veranlaßte. Dagegen kam durch den Vertrag allerdings das portug. Weingeschäft zum größten Theil in die Hände engl. Kaufleute, während zugleich Portugals Wollenmanufactur, seine Hauptindustrie, wofür das Land einen vorzüglichen Rohstoff lieferte und deren Erzeugniß es zum großen Theil seinen Colonien zuführte, dem Untergange zugeführt wurde, indem Portugal nun wieder, wie früher, genöthigt war die Manufacte, die es für sich selbst und für seine Colonien braucht, in England zu kaufen. Thatsächlich sind dadurch die Industrie-, Handels- und Geldgeschäfte Portugals allmälig von England abhängig geworden.

**Methymna**, jetzt Molivo, eine ehemals bedeutende Stadt auf der Ostküste von Lesbos, berühmt durch seinen Weinbau, blieb im Peloponnesischen Kriege allein den Athenern treu, als alle übrigen Städte der Insel die Bundesgenossenschaft mit denselben aufgegeben hatten.

**Metidja** oder Metidschah heißt eine wohl bewässerte und überaus fruchtbare Ebene in Algier (s. d.), die sich südlich von der Hauptstadt Algier 10—12½ M. weit in einer Breite von 2—3 M. ausdehnt.

**Metis**, die Klugheit, eine Tochter des Okeanos und der Tethys, war die erste Gemahlin des Zeus, welche auf Bitten desselben dem Kronos ein Brechmittel eingab, wonach er seine verschlungenen Kinder wieder von sich geben mußte. Als dem Zeus Gäa und Uranos verkündeten, daß sie zuerst ein Mädchen, dann einen Knaben gebären werde, der einst die Herrschaft erhalten werde, verschlang er sie, als sie noch mit der Athene schwanger war, und gebar dann diese selbst.

**Metonomasie** nennt man die Veränderung eines Namens, besonders durch Übersetzung desselben in eine fremde Sprache, z. B. Melanchthon statt Schwarzerde, Sartorius statt Schneider, Celtes statt Meißel u. s. w. Namentlich herrschte die Sitte, den deutschen Namen ins Lateinische oder Griechische zu übersetzen, unter den Gelehrten des 15. und 16. Jahrh. Viele dieser Übersetzungen sind zu wirklichen Familiennamen geworden und dauern zum großen Theil bis auf den heutigen Tag fort.

**Metonymie** (griech.) nennt man in der Rhetorik die Vertauschung des eigentlichen oder allgemeinen Begriffs mit solchen, die nothwendig oder zufällig mit ihm verbunden sind, um dadurch beim Leser und Hörer eine bestimmtere oder anschaulichere Vorstellung zu erwecken. Dahin gehört namentlich die Vertauschung 1) von Ursache und Wirkung, wie „kalt" statt „todt"; 2) von Vorhergehendem und Nachfolgendem, wie bei Herder: „Nimm den Kern des Heeres und zieh' tapfer wider die Kroaten", statt „kämpfe"; 3) des Stoffs und des daraus Gebildeten, wie bei Schiller: „Jenem Gotte, den sein Marmor preist", oder „Kränze pflücken", statt „Blu-

men"; 4) der Eigenschaft und ihres Subjects oder des Abstractum und Concretum, wie „Tugend" statt „Tugendhafte", „Laster" statt „Lasterhafte"; 5) des Werkzeugs mit dem Gebrauche desselben, wie bei Engel: „Die Zunge und der Griffel machten den Menschen endlich zu Dem, was er werden sollte"; 6) des Orts und der Zeit mit den darin enthaltenen Personen und Begebenheiten, wie „Markt" statt „Menschen", „Griechenland" statt „die Griechen", „Gegenwart" statt „die Zeitgenossen"; 7) des Zeichens mit der Sache selbst, z. B.: „Sie treten unter die Fahnen". (S. Tropen.)

**Metopen** oder **Zwischenfelder** nennt man in der Baukunst diejenigen Theile des dorischen Frieses, welche sich zwischen den mit den Triglyphen versehenen Balkenköpfen befinden. Sie bilden den Übergang der Holzconstruction in die Steinconstruction, indem die letztere noch die Formen der erstern darstellt, welche die spätere Baukunst immer mehr und mehr verwischte. Über die Säulen hin ist der Länge nach ein Tragebalken, der Architrav, gelegt, auf welchem die Querbalken, die die Decke bilden, ruhen. Ihre Enden, die Balkenköpfe, sind zum bessern Wasserabschuß mit kleinen Kanälen, den Triglyphen, versehen, und die Felder zwischen den Balken, die Metopen, sind offen. Diese Verbindung bildet den Fries. Später wurden die Metopen ebenfalls geschlossen, standen aber immer etwas hinter den Balkenköpfen zurück; nachmals brachte man auch Sculpturen, z. B. am Tempel des Theseus u. s. w., in den Metopen an. Da dieselben fast quadratisch waren, machte ihre Eintheilung später, als man größere Säulenweiten annahm, Schwierigkeiten; sie erschienen zu lastend, und die ionische, schon weiter ausgebildetere Säulenordnung zeigt nur noch den glatten Fries. Auch sie hat eine Art Metopen, aber an einer andern Stelle, nämlich am Kranzgesims.

**Metrik** (griech.) ist die Wissenschaft der allgemeinen Gesetze des Rhythmus (s. d.) als Grundlage aller Versmessung, verbunden mit der Darstellung der verschiedenen, von den Dichtern gebrauchten Versmaße, sofern dieselben durch jene allgemeinen Gesetze bedingt sind, obgleich man gewöhnlich nur die Theorie der Verskunst darunter versteht. Sie erhielt bei den Griechen, die sich schon frühzeitig durch Gesang und Tanz an eine feste Wahrnehmung der rhythmischen Ordnung gewöhnt hatten und deren Dichter zugleich Tonkünstler und Gesetzgeber der Musik waren, durch vielseitigen Reichthum und Wohlklang der Versarten die vollendetste Ausbildung, während die Römer sich einen weit beschränktern und mehr praktischen Kreis derselben schufen und sich auch hierin meist sklavisch an ihre Vorgänger, die Griechen, hielten. Als Wissenschaft aber wurde sie von den alten griech. Musikern, Grammatikern, Rhetoren und Scholiasten, namentlich von Aristoxenus, Hephästion u. A. sehr mangelhaft behandelt, ebenso von den lat. Grammatikern, wie von Priscian und Terentianus Maurus, da man lediglich die praktische Nothdurft berücksichtigte und mit einer oberflächlichen Sildenzählung oder mit bloßen Schematismen sich begnügte. So lag das Studium der Metrik fast ganz in Vergessenheit, mit Ausnahme der nothwendigsten Regeln für das heroische Versmaß, bis Rich. Bentley (s. d.) mit Hintansetzung der Theorie der Grammatiker und der rein mechanischen Messung der Verse das Wesen der Metrik in dem rhythmischen Elemente erfaßte und so eine neue Bahn zeigte. Doch blieb seine Reform nur eine partielle und ohne tiefern Einfluß, da sich seine feinen Beobachtungen ausschließend auf die röm. Komiker beschränken. Die Verdienste Bentley's hat Hermann in der Schrift „De Bentleio ejusque editione Terentii" (Lpz. 1819; auch im 2. Bde. der „Opuscula") trefflich gewürdigt. Zwar stellten auch nach Bentley mehre Gelehrte, besonders Brunck (s. d.) und Reiz (s. d.), recht gute und zum Theil scharfsinnige Bemerkungen über die antike Metrik auf; ein eigentlich und streng wissenschaftliches System derselben aber begründete zuerst Gottfr. Hermann (s. d.), der auf dem Wege, welchen ihm die kritische Philosophie vorzeichnete, zunächst nach den Kant'schen Principien aus dem Begriffe des Rhythmus selbst die neue Wissenschaft entwickelte und die vorher ungeordneten Massen unter allgemeine und besondere Gesetze reihte. Diese gänzliche Umgestaltung blieb nicht ohne Widerspruch und Tadel, indem Einige, besonders Apel in seiner „Metrik" (2 Bde., Lpz. 1814—16), den Mangel aller musikalischen Grundlage rügten, Andere, wie Böckh, nur in der Theorie der alten Grammatiker als der einzig sichern historischen Basis das Wahre zu finden meinten. Vgl. Freese, „De Hermanni metrica ratione" (Halle 1829). Nach Hermann's Grundsätzen unterwarfen Friedemann, Spitzner und Seidler einzelne Versarten mit glücklichem Erfolge einer genauern Untersuchung; Andere dagegen, wie Lange, hatten dessen Ansicht nicht einmal richtig verstanden, und so bietet gerade diese Wissenschaft bis jetzt noch die meisten Widersprüche und Verkehrtheiten dar. Theils jene schwankenden Principien selbst, theils der immer mehr überhand nehmende Wahn, daß die Kenntniß der antiken Metrik zu abstract und ungenießbar sei und zu we-

nig praktischen Gewinn verheiße, haben dieser Wissenschaft selbst auf Schulen und Universitäten nur geringen Eingang verschafft, obschon die neueste Zeit mehre brauchbare Handbücher darbietet, unter denen das von Munk, „Die Metrik der Griechen und Römer" (Glogau 1834), und von Freese, „Griech.-röm. Metrik" (Dresd. 1842) hervorzuheben ist. Die Metrik der modernen Völker bietet besondere Schwierigkeiten vorzüglich dadurch dar, daß hier die einzelnen Silben nicht ihre unabhängige, auf der eigenen Beschaffenheit beruhende Messung haben, sondern daß ihr metrischer Werth und deshalb auch ihre Zusammenfügung zu Versen durch ihre Betonung in jedem einzelnen Worte und im Satze bestimmt wird. In allen romanischen Sprachen besteht deshalb alle metrische Kunst fast nur in der Zählung der für jeden einzelnen Vers nöthigen Silben; es kann deshalb in ihnen auch kein eigentlich rhythmischer Reichthum, sondern höchstens eine Abwechselung iambischer und trochäischer Verse von verschiedener Länge stattfinden. Die deutsche Sprache besaß in der alt- und mittelhochdeutschen Periode eine streng geregelte Verskunst, die aber erst durch neuere Forscher, namentlich durch Lachmann („Über althochdeutsche Betonung und Verskunst", Berl. 1831—32) wieder entdeckt worden ist. Im 14. und 15. Jahrh. war dieselbe bloßer Silbenzählung gewichen; erst Martin Opitz legte durch das „Buch der Teutschen Poeterey" (1624) den Grund zu einer neudeutschen Metrik und bewies die Bildungsfähigkeit der deutschen Sprache für die mannichfaltigsten Rhythmen. Nachdem Klopstock die deutsche Metrik durch Anwendung der antiken Metrik praktisch erweitert hatte, schrieb J. H. Voß seine „Zeitmessung der deutschen Sprache" (2. Aufl., Königsb. 1831). Von seinen zahlreichen Nachfolgern ist der neueste Minckwitz, der ein „Lehrbuch der deutschen Prosodie und Metrik" (Lpz. 1852) veröffentlichte. Alle diese theoretischen Versuche aber leiden an dem Mangel, daß sie die deutsche Metrik zu unbedingt der griechischen nachbilden, welche vieles im Deutschen Unzulässige gestattete. Dagegen hat die Praxis der deutschen Dichter seit Goethe eine ebenso reiche als eigenthümliche Anwendung einer sprachgemäßen Metrik ausgebildet.

**Metropŏlis**, eigentlich Mutterstadt, im Gegensatze der Colonialstädte, hieß in Griechenland die Hauptstadt einer Provinz und in Asien überhaupt jede größere Stadt. Daher erhielten auch die Erzbischöfe, welche in großen Städten ihre Sitze hatten, den Titel Metropolit oder Metropolitan, und die erzbischöfliche Haupt- oder Mutterkirche den Namen Metropolitankirche.

**Metrum** (griech.), eigentlich Maß überhaupt, wird vorzugsweise in der Dichtkunst das Silben- oder Versmaß genannt, welches aus einer rhythmischen Aufeinanderfolge der Silben besteht und die bestimmte Form der Dichtersprache bildet. Über das Wesen und den Werth des Metrums, worüber schon Aristoteles seine Ansichten mittheilte, hat namentlich Klopstock in seinen „Grammatischen Gesprächen" und in der Schrift „Über Sprache und Dichtkunst" sich verbreitet.

**Mette**, vom lat. matutina, heißt der Frühgottesdienst, welcher vor Tagesanbruch gehalten wird, besonders der einem großen Feste in der kath. Kirche vorhergehende nächtliche Gottesdienst, z. B. die Christmette. Andere leiten den Ursprung des Worts daher, daß Karl d. Gr. zu Metz die erste fränk. Sängerschule gründete und deshalb der Kirchengesang cantilena Metensis (Mette) genannt wurde. Auch in der protest. Kirche sind noch hier und da dergleichen Metten üblich.

**Metternich** ist ein sehr altes rheinländisches, ursprünglich jülichsches Dynastengeschlecht, das schon im Freiherrenstande, noch vor der Erhebung zur reichsgräflichen Würde, das Sitz- und Stimmrecht auf dem Reichstage übte. Von den einstmaligen zwölf Linien der Familie ist nur noch eine einzige vorhanden, die 1697 die reichsgräfliche, 1802 die reichsfürstliche Würde für den jedesmaligen Senior und durch Kaiser Franz I. von Östreich 1813 die fürstliche Würde für alle Nachkommen erhielt. Als nach dem Erlöschen der Linien Winneburg und Beilstein deren Besitzungen, die Reichsgrafschaften Winneburg und Beilstein, die zwischen der Mosel und dem Hundsrück lagen, dem Kurfürstenthume Trier anheimfielen, belehnte mit ihnen der Kurfürst und Erzbischof Lothar von M. (1599—1623) seine Vettern, Karl Heinr. von M., der 1679 Kurfürst von Mainz wurde, und **Phil. Emmerich von M.**, der durch Kaiser Leopold I. die Reichsgrafenwürde erhielt. Als die erwähnten und andere unmittelbare reichsritterschaftliche Herrschaften und Güter jenseit des Rhein 1801 an Frankreich kamen, erhielt die Familie M. 1803 die Reichsabtei Ochsenhausen in Schwaben zur Entschädigung, die dann den Namen Fürstenthum Winneburg erhielt, 1806 mediatisirt und an Würtemberg abgetreten und 1825 vom Könige von Würtemberg angekauft wurde, zu dessen unmittelbaren Domänen sie seitdem gehört. Den fürstlichen Titel erhielt zuerst **Franz Georg Karl von M.**, geb. zu Koblenz 9. März 1746, der seit 1773 kaiserl. außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister an den Kurhöfen von Mainz, Trier und Köln und am Westfälischen Kreise, 1790 Wahlbotschafter bei der Wahl und Krönung Leopold's II., 1791—94 dirigirender Minister in

den Niederlanden war, bei dem Rastadter Congresse als östr. Principalcommissarius fungirte, 1810 in Abwesenheit seines Sohnes, des nachmaligen östr. Staatskanzlers Clemens M. (s. d.), provisorisch das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten verwaltete und 11. Aug. 1818 starb. Gegenwärtig besitzt die Familie M. die Herrschaften Königswart und Plaß in Böhmen, die Herrschaft Kojetein in Mähren und die übrigen Kaunitz'schen Allodialgüter; am Rhein die Güter Gramme, Bronbach, Oderehe und Reinhardsstein; am Bodensee das Gut Hersberg und endlich das Schloß und Gut Johannisberg (s. d.) unter nassauischer Landeshoheit.

**Metternich** (Clemens Wenzel Nepomuk Lothar, Fürst von), Herzog von Portella, vormaliger östr. Haus-, Hof- und Staatskanzler, geb. 15. Mai 1773 zu Koblenz, bezog 1788 die Universität zu Strasburg und versah bei der Krönung des Kaisers Leopold II. 1790 das Amt eines Ceremonienmeisters. Nachdem er hierauf noch bis 1794 die Rechte zu Mainz studirt und sodann eine Reise nach England gemacht hatte, wurde er kaiserl. Gesandter im Haag und vermählte sich 1795 mit der Gräfin Eleonore von Kaunitz, der Enkelin und Allodialerbin des berühmten Ministers Kaunitz. Seine diplomatische Laufbahn eröffnete er bei dem Rastadter Friedenscongresse als Gesandter des westfäl. Grafencollegiums. Er wurde 1801 östr. Gesandter in Dresden, war im Winter 1803—4 in Berlin, wo er, als der dritte Coalitionskrieg ausbrach, den Allianzvertrag zwischen Östreich, Preußen und Rußland zu Stande brachte, und ging 1806 als Botschafter nach Paris. Als solcher schloß er 1807 zu Fontainebleau die für Östreich vortheilhafte Übereinkunft, durch welche Braunau zurückgegeben und der Isonzo als Grenze gegen das Königreich Italien bestimmt wurde. Bei dem Ausbruche des Kriegs zwischen Östreich und Frankreich 1809 wurden ihm die Pässe verweigert, die er erst kurz vor der Schlacht bei Wagram erhielt. Als Graf von Stadion 9. Juli seine Stelle als Minister der auswärtigen Angelegenheiten niederlegte, erhielt M. erst provisorisch, dann 8. Oct. definitiv die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Er brachte die Friedensverhandlungen zu Ungarisch-Altenburg mit dem franz. Minister Champagny zu Ende und begleitete dann die Kaiserin Marie Luise nach Paris. Seine Bemühungen, als er Napoleon 1812 in Dresden sah, den Ausbruch eines neuen Kriegs im Norden zu verhindern, scheiterten an dessen stolzen Entwürfen. Die große Aufgabe war nun, unter Schonung aller Verträge und Verpflichtungen, sowie der Rücksichten, welche die Familienverbindung erfoderte, in dem rechten Augenblicke und mit der gehörigen Macht dazustehen, wo Europa Östreichs Hülfe erwartete. Die Katastrophe in Rußland und die Erhebung Preußens führten auch sehr bald diesen Augenblick herbei. Sehr geschickt temporisirend, führte M. zu Prag das Geschäft der bewaffneten Vermittelung Östreichs, welche nach einer Zusammenkunft M.'s mit dem Kaiser Alexander zu Opotschna an der böhm.-schles. Grenze im Juni 1813 von Rußland und Preußen und zufolge des mit Napoleon zu Dresden 30. Juni unterzeichneten Vertrags auch von Frankreich anerkannt wurde. Als aber mit dem peremtorischen Termine, 10. Aug., das Friedensgeschäft noch nicht begonnen hatte, verfaßte M. in der Nacht vom 10. zum 11. Aug. die Kriegserklärung Östreichs gegen Frankreich, und schon am Morgen des 11. überschritten die russ.-preuß. Heere die böhm.-schles. Grenze. Hierauf brachte M. in Reichenbach und in Teplitz, wo er 9. Sept. 1813 die Quadrupelallianz unterzeichnete, die feste Verbindung mit den Alliirten zu Stande; auch schloß er 8. Oct. zu Ried den Vertrag mit Baiern. Am Abend der Völkerschlacht von Leipzig ertheilte Kaiser Franz ihm die östr. Fürstenwürde für sich und seine Nachkommen. Frankfurt, Freiburg, Basel, Langres und Chaumont waren sodann Zeugen der diplomatischen Thätigkeit M.'s. Während des Congresses zu Chatillon leitete er die Verhandlungen im Hauptquartiere des Kaisers und von Dijon aus die mit dem Grafen von Artois, der in Nancy eingetroffen war. Dann begab er sich nach Paris, unterzeichnete die mit Napoleon bereits geschlossene Übereinkunft von Fontainebleau, sowie den Frieden vom 30. Mai und ging hierauf nach England, um den neuen Quadrupelallianztractat abzuschließen, bei welcher Gelegenheit ihm die Universität zu Oxford die Doctorwürde verlieh. Bei Eröffnung des Congresses in Wien übertrugen ihm die versammelten Minister einstimmig den Vorsitz. Er unterhandelte nebst Talleyrand und Wellington mit dem Könige von Sachsen in Presburg und schloß als östr. Bevollmächtigter den zweiten Pariser Frieden 20. Nov. 1815 und im folgenden Jahre zu Mailand den Vertrag mit Baiern. Im J. 1817 verhandelte er mit dem röm. Stuhle. Er war 1818 östr. Bevollmächtigter auf dem Congresse zu Aachen, führte 1819 den Vorsitz bei dem Congresse zu Karlsbad, leitete zu Wien 1820 die Ministerialverhandlungen zur Vervollständigung der deutschen Bundesacte und hierauf die zu Troppau und Laibach. Im J. 1821 zum Haus-, Hof- und Staatskanzler ernannt, war er sodann mit der Leitung der Verhandlungen zu Wien und auf dem Congresse zu Verona vom

Oct. bis Dec. 1822 beauftragt und erhielt nach dem Tode des Staats- und Conferenzministers, Grafen Karl Zichy, im Oct. 1826 das Präsidium der Ministerialconferenzen für die innern Angelegenheiten. Nach Kaiser Franz' I. Tode 1835 blieb er im Besitze aller seiner Ämter und seines vollen Einflusses. Er begleitete den Kaiser Ferdinand I. im Sept. 1835 nach Teplitz und Prag zur Zusammenkunft mit den Monarchen von Preußen und Rußland, war fortdauernd für Aufrechthaltung des Friedens, namentlich bei Gelegenheit des Conflicts über die oriental. Frage 1840 und 1841 thätig, zog Frankreich durch den Tractat vom 13. Juli 1841 wieder in den Bund der Großmächte und wußte bei den mehrmals hervorbrechenden Unruhen in Italien und in der Schweiz lange Zeit der bestehenden Ordnung den Sieg zu verschaffen. Aber das ängstliche Bemühen, durch Polizei, Censur und geistige Absperrung Östreich vor liberalen und revolutionären Anwandelungen zu bewahren, gegen alle Neuerungen in mistrauischer Unthätigkeit zu beharren, die verschiedenen Nationalitäten des Reichs durch gegenseitige Eifersucht im Schach zu halten: diese Politik konnte dennoch keinen Theil der östr. Monarchie vor den revolutionären Einflüssen und Erschütterungen sicher stellen. Die ganze Verwaltung erstarrte gleichsam unter diesem System, und es fehlte, als neue Krisen eintraten, sowol in der deutschen Bundesgewalt, die M.'s Einfluß leitete, als in der Regierung Östreichs jeder Zusammenhalt und jede Energie, größere Gefahren abzuwenden. Die Vorgänge in Italien seit 1846, das Wachsen des oppositionellen Einflusses in Ungarn, die Ereignisse in der Schweiz (1847) deckten bereits die Schwäche von M.'s Regierungspolitik auf. Die Erschütterung, die dann im Febr. 1848 von Frankreich aus sich nach Osten verbreitete, ergriff mit größter Gewalt Östreich und M. ward durch den wiener Aufstand vom 13. März gezwungen, seinen Rücktritt zu nehmen. Kaum vermochte er sich vor der Erbitterung des Volkes zu schützen und dem revolutionären Sturme glücklich zu entfliehen. Er wandte sich über Holland nach England, wo er bis zum Nov. 1849 mit seiner Familie verweilte. Im Herbste dieses Jahres, als die Verhältnisse sich wieder geändert hatten, siedelte er nach Brüssel über, knüpfte auch wieder mit allen diplomatischen Freunden engere Verbindungen an und verließ im Juni 1851 Belgien, um nach Wien zurückzukehren. Auf dem Johannisberg, den man in den stürmischen Märztagen mit Sequester belegt, aber schon im Jan. 1849 wieder frei gegeben hatte, empfing er den Besuch des Königs von Preußen und trat dann im September den Rückweg nach Wien an, wo er mit Auszeichnung empfangen und durch einen Besuch des Kaisers geehrt ward. Einzelne Äußerungen ließen darauf schließen, daß er das straffe militärische Regiment seiner Nachfolger nicht ganz billige und weder mit der Politik des Einheitsstaats noch mit dem Verfahren in Ungarn völlig einverstanden sei. Ohne Antheil an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten bringt er an dem Sitze seiner ehemaligen europ. Macht sein immer noch rüstiges Alter zu. Auszeichnungen sind ihm früher in reichem Maße zu Theil geworden. Schon im Mai 1814 beschenkte ihn, sowie den Fürsten Karl von Schwarzenberg, der Kaiser Franz I. in Paris mit dem Rechte, das östr. und lothring. Wappenzeichen in das erste Feld seines Familienwappens aufzunehmen. Der König beider Sicilien, Ferdinand IV., erhob ihn im Febr. 1816 zum Herzog, mit einer Dotation von 60000 neapol. Ducati, und gab ihm 1. Aug. 1818 den Titel eines Herzogs von Portella. Auch erhielt er 1. Aug. 1816 von dem Kaiser Franz I. das Erbeigenthum des Schlosses und Gutes Johannisberg mit Vorbehalt des Rückfalls an Östreich im Falle des Aussterbens der Familie. Der König von Spanien verlieh ihm die Grandezza erster Classe mit dem Herzogstitel, und mit Ausnahme des engl. Hosenbandordens ist er Ritter aller ersten europ. Orden. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, gest. 1819, vermählte er sich 1827 mit der schönen Freiin von Leykam, die zur Gräfin von Beilstein erhoben wurde und 1829 starb, und 1831 zum dritten male mit der Gräfin Melanie Zichy-Ferraris, geb. 1805. Neben drei Töchtern hat er einen Sohn, Richard, geb. 1829, der in die diplomatische Laufbahn eingetreten und der östr. Gesandtschaft in Paris attachirt ist, aus der zweiten und zwei andere aus der dritten Ehe, nämlich Paul, geb. 1834, und Lothar, geb. 1837.

**Metz**, eine sehr starke Festung mit Citadelle und mehren Forts, ein Kriegsplatz erster Classe, die Hauptstadt des franz. Moseldepartements, am Einflusse der Seille in die hier schiffbare Mosel, hat im Ganzen ein altmodisches Ansehen, doch fehlt es nicht an geraden und gut gepflasterten Straßen, schönen Häusern und mehren öffentlichen Plätzen. Sehenswerth sind der schöne Dom, das Zeughaus, eins der wichtigsten in Frankreich, die Ruinen einer röm. Wasserleitung und die Ruinen des Grabmals Kaiser Ludwig's des Frommen. Sie ist der Sitz einer Militärdivision, eines Appellationshofs, eines Tribunals erster Instanz, eines Handelsgerichts und einer Handelskammer, sowie eines Bischofs und hat eine Universitäts-Akademie, ein Lyceum

eine vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule, eine Pionierschule und eine Gesellschaft der Wissenschaften und Künste, eine Gesellschaft für Ackerbau und Industrie u. s. w. und eine öffentliche Bibliothek, die 69000 Bände zählt. Außer wichtigen Wollen- und Baumwollenfabriken findet man daselbst viele Gerbereien und Färbereien. Auch treiben die 55000 E. einen beträchtlichen Handel mit Landeserzeugnissen und bauen viel Obst. Jährlich wird im Mai eine Messe gehalten. M. ist das Divodurum der Gallier und das Mediomatrica der Römer. Unter der Herrschaft der Franken erlangte es große Wichtigkeit und wurde die Hauptstadt Austrasiens. In der Theilung der karolingischen Länder kam es an das Deutsche Reich, dem es als Freie Reichsstadt unmittelbar unterworfen blieb, bis 1552 die Franzosen sich seiner bemächtigten, denen es erst im Westfälischen Frieden förmlich abgetreten wurde.

**Metze**, ein Getreidemaß in mehren deutschen Staaten. In Preußen ist die Metze $\frac{1}{16}$ des Scheffels und = 3,435 Liter, in Sachsen ist gleichfalls die Metze $\frac{1}{16}$ des (dresdner) Scheffels und = 6,499 (oder ziemlich $6\frac{1}{2}$) Liter. In Süddeutschland ist der Name Metzen gebräuchlich, ein weit größeres Maß als die in Norddeutschland übliche (gleichfalls verschiedene) Metze; der bair. Metzen ist = 37,0596 Liter und 6 Metzen machen das Schäffel oder Schaff; der östr. Metzen ist = 61,5045 Liter und 30 Metzen machen den Muth. In Ungarn ist bisher noch vorzüglich der presburger Metzen (zu 75 halben) = 62,5181 Liter = 1,0165 wiener oder östr. Metzen, dann auch hier und da der pesther Metzen von $1\frac{1}{2}$ presburger Metzen gebräuchlich.

**Metzu** oder **Metsu** (Gabr.), einer der vorzüglichsten niederländ. Genremaler, geb. zu Leyden 1615, lebte meist zu Amsterdam und starb daselbst, von übermäßiger Arbeit erschöpft, 1658. Seine Gemälde gehören meist dem feinern, gemüthlichern Genre an; seine Auffassung ist ungezwungen und einfach, die Ausführung höchst vollendet, sodaß er mit Terburg und Dow, nach deren Werken er sich bildete, in eine Linie gestellt werden kann. Sein Laboratorium, seine Frau mit Früchten, vor allem die mehrfach vorhandene Kranke mit dem Arzt gehören zu dem Geistreichsten, was das niederländ. Genre geschaffen. Seines langsamen Arbeitens und seines frühen Todes wegen sind verhältnißmäßig nicht viele Werke seiner Hand vorhanden, weshalb dieselben außer allem Preise stehen. Er genoß schon bei Lebzeiten hohe Achtung und sein Umgang war sehr gesucht. Seine besten Schüler waren J. van Geel und van der Meer.

**Meudon**, ein sehr altes königl. Lustschloß im gleichnamigen Flecken in der Nähe von Paris, unfern der Seine, gehörte im 16. Jahrh. der Geliebten König Franz' I., Anna de Pisseleu, der nachherigen Herzogin von Etampes, und im 17. Jahrh. dem Minister Louvois, der den Park erweiterte und das Schloß der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften zu ihren Sitzungen einräumte. Nach Louvois' Tode kaufte es Ludwig XIV. und schenkte es dem Dauphin (Ludwig XV.), welcher neben dem alten von Philibert Delorme erbauten Gebäude einen neuen Palast aufführen und durch Lenotre den Garten verschönern ließ. Nachdem es unter Ludwig XVI. der Königin Marie Antoinette und dem jungen Herzog von der Normandie, nachherigem Dauphin (Ludwig XVII.), zum Wohnorte gedient hatte, erhielt es während der Revolution durch Beschluß des Wohlfahrtsausschusses vom 20. Oct. 1793 die Bestimmung, dem Nationalinstitut zur Vorbereitung nützlicher, besonders militärischer Erfindungen zu dienen. So fertigte man daselbst unter Anderm die in der Schlacht von Fleurus 1794 angewendeten Luftballons, und später wurde es der Sitz einer aëronautischen Schule. Zur Zeit des Kaiserreichs wurde das Schloß prächtig wieder erneuert und hierauf dem Könige von Rom, solange er noch Säugling war und während des russ. Feldzugs auch Napoleon's Gemahlin als Aufenthaltsort angewiesen. Nach dem Staatsstreiche von 1851 ist es die Sommerresidenz von Jérôme Napoleon. Den Bewohnern des Fleckens M. gibt der Weinbau und die Arbeit in den Kreidebrüchen vollkommen Arbeit. Bekannt ist im Handel die Kreide unter dem Namen Blanc de Meudon.

**Meulen** (Ant. Franz. van der), Schlachtenmaler, geb. zu Brüssel 1634 von reichen Ältern, hatte den dasigen Hofmaler Pet. Snayers zum Lehrer. Einige seiner Arbeiten, die nach Frankreich kamen, machten Lebrun auf ihn aufmerksam, worauf er von Colbert an die Gobelinmanufactur berufen wurde. Durch sein Talent als Schlachtenmaler setzte er sich bei Ludwig XIV. in Gunst, der ihn auf seinen Feldzügen stets in seinem Gefolge hatte und nicht selten ihm selbst die Gegenstände anwies, die er durch den Pinsel verewigt wünschte. So fand M. Gelegenheit, sich immer mehr in seinem Fache zu vervollkommnen, und erhielt bald den Ruf als einer der vorzüglichsten Schlachtenmaler. Auch zeichnete er sich in der Genre- und Landschaftsmalerei aus. Unter die berühmtesten seiner Arbeiten gehören der Einzug Ludwig's XIV. in eine eroberte Stadt, dessen Einzug in Arras und die Belagerung von Mastricht; ferner ein Ritter, welcher, ein

Glas in der Hand, mit einem jungen Frauenzimmer spricht, die ihre Guitarre stimmt; ein Jäger, gleichfalls das Glas in der Hand, und eine Federviehhändlerin inmitten ihres Krams. Außerdem hat man von ihm viele trefflich gearbeitete Ansichten der königl. Schlösser in Frankreich und mehre Arbeiten, die er zum Behuf der Gobelinmanufactur lieferte. Seine große Gewandtheit in der Pferdemalerei bewog seinen Freund Lebrun, ihm die Ausführung der Pferde in dessen Gemälden der Schlachten von Alexander zu übertragen. Er wurde 1673 Mitglied der Akademie und starb 1690. Unter seinen Schülern ist Jan van Hugtenburgh der berühmteste.

**Meursius** (Johannes), der Ältere, eigentlich de Meurs, einer der thätigsten Philologen und Alterthumsforscher, geb. 1579 zu Loosduinen beim Haag, studirte zu Leyden Philologie und bereiste nach Vollendung seiner akademischen Studien einen großen Theil Europas. Bei seiner Rückkehr 1610 erhielt er die Professur der Geschichte und ein Jahr darauf die der griech. Sprache in Leyden. Später nahm er, als in den Generalstaaten die politischen Parteiungen überhand nahmen und auch ihn, den zurückgezogenen und friedliebenden Gelehrten, unangenehm berührten, eine vom Könige von Dänemark ihm angetragene Lehrerstelle an der Akademie Soröe an, die er auch bis an seinen 1639 erfolgten Tod bekleidete. Außer den Ausgaben von mehren griech. Schriftstellern der spätern Zeit, insbesondere des Lykophron (Leyd. 1597), der „Wundergeschichten" des Antigonus Karystius (Leyd. 1619), des Apollonius Dyskolos (Leyd. 1620) und Phlegon Trallianus (Leyd. 1620), des „Glossarium Graeco-barbarum" (Leyd. 1614), sowie der Schrift „Athenae Batavae" (Leyd. 1625), bearbeitete er namentlich in einer großen Anzahl von Monographien einen fast encyklopädischen Kreis der griech. Alterthümer, die in dem „Thesaurus antiquitatum Graecarum" von Jak. Gronov (13 Bde., Leyd. 1697—1702) und in der von Lami besorgten Gesammtausgabe der Werke des M. (12 Bde., Flor. 1741—63) enthalten sind, freilich aber ganz im Geiste jener Zeit mehr Sammelfleiß und Belesenheit als Kritik und Geschmack verrathen. — Sein Sohn, Johannes M., der Jüngere, geb. 1613 zu Leyden, welcher seinem Vater nach Dänemark gefolgt war und zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, aber schon 1653 starb, hat die Alterthumswissenschaft ebenfalls durch einige gründliche Abhandlungen bereichert, während er an den unter seinem Namen erschienenen schmuzigen „Elegantiae linguae Latinae" (beste Ausg., Leyd. 1757), die den Franzosen Chorier aus Grenoble zum Verfasser haben, auch nicht den entferntesten Antheil hatte.

**Meurthe**, ein im ehemaligen Lothringen gelegenes Departement des östlichen Frankreich, das seinen Namen von der auf den Vogesen entspringenden, 18 M. langen, über Luneville gegen Nordwesten fließenden und 1½ M. unterhalb Nancy schiffbar in die Mosel mündenden Meurthe hat, wird von den Departements Mosel, Niederrhein, Vogesen und Maas begrenzt, hat ein Areal von fast 111 QM., zerfällt in die fünf Arrondissements Nancy, Luneville, Château-Salins, Sarrebourg und Toul, zählt 450425 E. und hat zur Hauptstadt Nancy (s. d.). Es ist von zahlreichen, aber nur hügelartigen Verzweigungen der Vogesen durchzogen, gehört ganz zum Bassin der Mosel, welche in dem westlichen Theile fließt und die Meurthe mit der Vezouze, dem Sanon und der Mortagne aufnimmt. Außerdem geben die Moselzuflüsse Seille und Saar, sowie viele Bäche, mehre Seen und Teiche eine reichliche Bewässerung. Die Thäler sind von waldbedeckten Anhöhen und von Weinbergen umgeben und nur gegen die waldigen Vogesen hin eng, tiefer eingefurcht und pittoresk. Der Ackerboden, auf einer Unterlage von Kalk und Gyps, ist ziemlich fruchtbar, der Landbau die Hauptbeschäftigung der Einwohner. Man gewinnt hinlänglich Getreide, besonders Roggen und Hafer, auch Ölgewächse, Hanf, Flachs, Cichorien, viel Kartoffeln, Gemüse und Obst. Ausgedehnt sind die Waldungen, in denen sich noch viel Wild findet, die Wiesen und Hutungen. Man zieht Pferde, Rindvieh, Schafe und Geflügel; die zahlreichen Flüsse liefern viel Fische und Krebse. Eisen findet sich an vielen Orten, aber nirgends in größerer Masse. Dagegen ist das Departement das reichste an Salzquellen, welche hauptsächlich dem Bassin der Seille angehören und unter welchen die von Dieuze, Château-Salins, Moyenvic die ergiebigsten. Sie haben lange Zeit hindurch Frankreich Salz geliefert, bis 1819 in derselben Gegend Steinsalz gefunden wurde, das sich über einen Flächenraum von mindestens 30 QLieues erstreckt und bei der Mächtigkeit des Lagers für eine Periode von 96000 J. ausreichen wird, bei einer jährlichen Förderung von 1 Mill. Ctr. Die erste Steinsalzgrube wurde 1823 zu Vic eröffnet, statt welcher später die Grube Dieuze in Betrieb gekommen ist. Mineralbäder sind die von Mousson bei Pont-à-Mousson und von St.-Thiebault bei Nancy. Die Bevölkerung, meist katholisch und größtentheils deutscher Abstammung, in einigen Gegenden, z. B. von Sarrebourg, Château-Salins, ihre Muttersprache, wiewol schlecht, noch sprechend, ist arbeitsam und beschäftigt sich außer der Land-

wirthschaft vorzugsweise mit Verfertigung von Glas-, Krystall- und irdenen Waaren, Weberei, Liqueurfabrikation. Auch treibt man ansehnlichen Handel mit diesen Industrieerzeugnissen, sowie mit Holz, Salz, Getreide, Vieh und Wolle.

**Meusebach** (Karl Hartwig Gregor, Freiherr von), einer der ausgezeichnetsten Kenner und Beförderer der deutschen Literaturgeschichte, war geboren 6. Juni 1781 auf dem seinem Vater Christian Karl gehörigen und in der Grafschaft Mansfeld belegenen Rittergute Bockstedt bei Artern. Nach einer Vorbildung durch Hauslehrer besuchte er die Klosterschule zu Roßleben und das Domgymnasium zu Merseburg, bezog im 19. J. die Universität Göttingen und vollendete sein letztes Studienjahr in Leipzig. Von dort ging er auf den Wunsch seines Oheims, des nassau-oranischen Geh. Regierungsraths Gottlob Justus von M., nach Dillenburg, wo er 1803 als Kanzleiassessor angestellt wurde und sich im folgenden Jahre mit Ernestine von Witzleben, einer Tochter des kurhessischen Oberjägermeisters und nachmaligen Finanzministers von W., verheirathete. Schon hier beschäftigte er sich ernstlich mit der deutschen Literatur, und namentlich mit den Schriftstellern des 17. Jahrh., und legte zugleich den Grund zu seiner trefflichen Bibliothek. Nach der Eroberung des Landes durch die Franzosen und der Errichtung des Großherzogthums Berg übernahm er das Amt eines Procurators am Obergerichtshofe zu Dillenburg nicht ohne Widerstreben, obgleich die Stellung an sich, abgesehen von ihrem Ursprunge, seinen Neigungen entsprach und das franz. Gerichtswesen ihm nicht nur bald geläufig wurde, sondern auch mit seinem Institute der Geschworenen seinen entschiedenen Beifall fand und dauernd behielt. In Folge dieser gründlichen Kenntniß des neuen Rechts und Verfahrens kam er nach der Befreiung der Rheinlande 1814 zu dem Gouverneur des Mittelrhein, Justus Gruner, nach Trier, um die Leitung des Justizwesens daselbst zu übernehmen, und ward sodann mit der Präsidentur des provisorischen Cassationshofs zu Koblenz betraut. Dort verkehrte er mit einem seltenen, zum Theil durch das Ende des Kriegs zusammengeführten Kreise der ausgezeichnetsten Männer, als Gneisenau, Pfuhl, Clausewitz, Max v. Schenkendorf, Stein, Johannes Schulze, Goethe, Tieck, Görres, Hebel u. A., und trat zu mehren derselben in ein näheres Verhältniß. Bei der definitiven Regelung des rheinischen Gerichtswesens endlich 1819 kam er als Geh. Ober-Revisions-Rath nach Berlin zugleich mit dem rheinischen Cassations- und Revisionshofe, dessen Präsident er später wurde. Auch hier wieder neben und nacheinander in theils engerm, theils loserm Verkehre mit ausgezeichneten Freunden und Forschern der Wissenschaft und Literatur, wie Savigny, General von Below, Bettina von Arnim, Lachmann, den Brüdern Grimm, Ph. und Wilh. Wackernagel, Haupt, Hoffmann, Maßmann u. A., wandte er mit steigendem Eifer, sobald er den Pflichten des Amtes genügt, nicht nur die meisten Mußestunden des Tages, sondern gewöhnlich auch selbst einen großen Theil der Nacht auf die Ergründung der vaterländischen Literatur und die damit im engsten Zusammenhange stehende Vermehrung seiner Bibliothek. Ausgerüstet mit einem geraden, ehrenhaften Charakter, mit eben so feinem als durchgebildetem ästhetischen Gefühle, mit durchdringendem Scharfsinn und zugleich mit tiefem Gemüthe, Eigenschaften, die ihn zu psychologischer Beobachtung und zum Verständnisse und Genusse komischer, humoristischer, volksmäßiger und religiöser Schöpfungen vorzüglich befähigten, erstreckte er seine Forschung mit unermüdlicher Emsigkeit über die gesammte deutsche Literatur von Erfindung der Buchdruckerkunst bis auf die Gegenwart herab, doch so, daß er den Gebieten, die seiner geistigen Natur am nächsten verwandt waren, dem Volks- und dem geistlichen Liede, den Schriften Luther's und einzelner anderer Verfasser, vor Allen aber Fischart's, sowie den nach seiner richtigen Meinung zu sehr verachteten und vergessenen Schriftstellern des 17. Jahrh. einen gewissen Vorrang zugestand. Alle erheblich scheinenden Bücher, welche seine scharfsinnigen, überall bis in die kleinsten Einzelnheiten hinabsteigenden Untersuchungen ihn kennen gelehrt hatten, suchte er mit ausharrendem Eifer auch für seine Sammlung zu erwerben, und die prüfende Durchmusterung des Erworbenen führte ihn wiederum zu neuen Untersuchungen und Entdeckungen, die neue Erwerbungen nach sich zogen. So gedieh seine Bibliothek allmälig zu einer äußern Vollständigkeit und zu einem so reich und fein gegliederten innern Zusammenhange, der jedem darin aufgenommenen auch noch so unscheinbaren Blatte einen Werth verleiht, daß die Verwaltung einer öffentlichen Anstalt nimmermehr und auch ein Privatmann selbst mit dem Aufwande der reichsten Mühe und Geldmittel schwerlich sie zum zweiten male herstellen könnte. Nachdem nun die Bibliothek noch in den Händen ihres Gründers schon manchem Forscher die wichtigsten Beiträge zu schätzbaren Werken gewährt hatte, kaufte sie die preuß. Regierung wegen ihrer hohen Bedeutung 1849 nebst der ebenfalls sehr reichen

Autographensammlung an und erwarb sich durch ihre Einverleibung in die königl. öffentliche Bibliothek zu Berlin das große Verdienst, der vaterländischen Wissenschaft und Forschung eine allgemein zugängliche, sichere und ausreichende Grundlage darzubieten, auf welcher nun erst eine wirklich gute deutsche Literaturgeschichte erbaut werden kann. M. selbst hatte sich zwar mehre schöne Aufgaben gestellt, eine kritische Ausgabe der Werke Fischart's mit ausführlichen Erläuterungen, eine kritische Ausgabe der Schriften Luther's, Sammlungen der Volks-, der geistlichen Lieder und der Lyriker des siebzehnten Jahrh., endlich eine Bibliographie der deutschen Nationalliteratur; aber die Erfüllung dieses Kreises war für die Kraft und Lebensdauer des Einzelnen zu weit. Doch findet sich in seinem schriftlichen Nachlasse ein reicher Schatz der trefflichsten kritischen, grammatischen, biographischen, bibliographischen und ästhetischen Untersuchungen und Bemerkungen, unter denen die Erläuterungen zu Fischart's „Geschichtsklitterung" am weitesten gediehen sind. Was selbst auszuführen und zu vollenden ihm versagt war, dazu hat er jedoch durch seine Bibliothek dem nachlebenden Geschlechte die Möglichkeit geboten und dadurch seinen Namen für immer an die Geschichte der deutschen Nationalliteratur geknüpft. Den deutschen Literarhistorikern aber bleibt die moralische Verpflichtung, sein Erbe in seinem Geiste fruchtbar zu machen. Während der letzten Lebensjahre ward ihm der gesellschaftliche Umgang und auch die Ausübung seines Amtes durch allmälige Abnahme des Gehörs erschwert, sodaß er zunächst der Theilnahme an den öffentlichen Verhandlungen entsagen und sich auf schriftliche criminalistische Bearbeitungen beschränken mußte und dann 1842 sich gänzlich aus dem Staatsdienste zurückzog nach einer zu Baumgartenbrück an der Havel unfern Potsdam erkauften ländlichen Besitzung. Dort lebte er zurückgezogen der Pflege seines Gütchens und seinen Büchern, bis ihn 22. Aug. 1847 der Tod abrief. Im Drucke ist nur Weniges von ihm erschienen, und auch dieses meist ohne seinen Namen: „Kornblumen von Alban" (Marburg 1804); „Geist aus meinen Schriften durch mich selbst herausgezogen und an das Licht gestellt von Markus Hüpfinsholz" (Fkf. a. M. 1809); „Zur Recension der deutschen Grammatik. Unwiderlegt herausgegeben von Jakob Grimm" (Kassel 1826); „Bericht des Cassationshofs (vom 22. Jan. 1823) an den Justizminister über die Verwerfung des Cassationsgesuchs im Fonk'schen Processe" (in Hitzig's „Annalen der deutschen und ausländischen Criminal-Rechtspflege", Bd. 15) und zwei treffliche Recensionen in der Hallischen „Allgemeinen Literatur-Zeitung" über von Halling's Ausgabe von Fischart's „Glückhaftem Schiff" (1829) und von Bettina's „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" (1835). Vgl. Zacher, „Die deutschen Sprüchwörtersammlungen nebst Beiträgen zur Charakteristik der Meusebach'schen Bibliothek" (Lpz. 1852).

**Meusel** (Joh. Georg), Kunst- und Literarhistoriker, geb. 1743 zu Eyrichshof bei Bamberg, wo sein Vater Cantor war, erhielt seine akademische Vorbildung in Koburg und studirte 1764—66 zu Göttingen. Hierauf wendete er sich nach Halle, wo er sich habilitirte, wurde 1769 Professor der Geschichte in Erfurt und 1780 in Erlangen, wo er 19. Sept. 1820 starb. Die Menge seiner Schriften ist ein Beweis des ernsten Fleißes und der Vielseitigkeit seiner gelehrten Thätigkeit. Sein „Gelehrtes Deutschland" (fortgesetzt von Ersch und von Lindner, 23 Bde., Lemgo 1796—1834), das „Lexikon der von 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller" (15 Bde., Lpz. 1802—16) und seine nicht beendigte Bearbeitung von B. G. Struve's „Bibliotheca historica" (Bd. 1—11, Lpz. 1782—1804) sind in Rücksicht des Sammlerfleißes, der Genauigkeit und Vollständigkeit einzig in ihrer Art. Zur Beförderung der Kunstgeschichte trug er dadurch viel bei, daß er zu einer Zeit, wo man in Deutschland kaum einzelne Partien derselben bearbeitet hatte, größere Sammlungen unternahm. Dahin gehören sein „Deutsches Künstlerlexikon" (2 Bde., Lemgo 1778; neue Aufl., 3 Bde., 1808—9); „Miscellaneen artistischen Inhalts" (30 Hefte, Erf. 1779—87); „Museum für Künstler und Kunstliebhaber" (18 Stück, Manh. 1787—92); „Neues Museum u. s. w." (4 St., Lpz. 1794—95); „Neue Miscellaneen artist. Inhalts" (14 St., Lpz. 1795—1803); „Archiv für Künstler und Kunstliebhaber" (4 St., Dresd. 1803—8). Um die Statistik endlich, über welche er in Erlangen zuerst Vorlesungen hielt, machte er sich durch die „Anleitung zur Kenntniß der europ. Staatenhistorie" (5. Aufl., Lpz. 1816), die „Literatur der Statistik" (2 Bde., Lpz. 1806—7) und das „Lehrbuch der Statistik" (4. Aufl., Lpz. 1817) verdient, und ebenso um die allgemeine Geschichte durch mehre Journale und Sammlungen. Weniger glücklich war er mit seiner „Geschichte von Frankreich", die den 36.—39. Theil der „Allgemeinen Welthistorie" bildet, und mit seinem „Leitfaden zur Geschichte der Gelehrsamkeit" (3 Abth., Lpz. 1799), indem besonders in dem letzten Werke der große Reichthum an Materialien ihn nicht hat Meister seines Stoffs werden lassen.

**Meuterei** heißt das meist geheime Aufregen Anderer zu einer Empörung, indem man seine Unzufriedenheit gegen sie ausspricht und sie verleitet, sich gegen die bestehende Ordnung und ihre Obrigkeit aufzulehnen. Insbesondere gebraucht man dieses Wort von dergleichen Handlungen, wenn sie von Soldaten oder auf der See von Matrosen begangen werden, während in andern Beziehungen die Begriffe Verschwörung und Aufruhr dafür Platz ergreifen. Die Meuterei wird im Kriege und auf der See jedesmal auf der Stelle mit dem Tode bestraft.

**Mexicanischer Meerbusen** oder Golf von Mexico, derjenige Theil des Atlantischen Ocean, welcher am weitesten westwärts in das Festland der Neuen Welt vordringt, wird als ein großes Binnenmeer im N. von den Vereinigten Staaten Nordamerikas, im W. und S. von Mexico, im O. aber von den Halbinseln Florida und Yucatan eingeschlossen und steht zwischen beiden in einer Breite von nahe 100 M. dem Ocean offen, und zwar, indem vor diesem Eingange die Insel Cuba liegt, durch zwei etwa 30 M. breite Kanäle, nämlich die Straße von Yucatan, welche gegen Südosten in das Antillen- oder Karaibische Meer führt, und die Straße von Florida, welche den östlichen Ausgang bildet. Die Gestalt des Meerbusens ist durch eine gleichförmige Küstenbildung sehr regelmäßig und nähert sich derjenigen eines Eirundes, dessen größter Durchmesser von Südwesten gegen Nordosten eine Länge von 240 M. hat, während der kleinere, senkrecht auf demselben stehende nur 150 M. zählt. Der südliche Abschnitt des großen Wasserbeckens heißt **Bai von Veracruz** oder **Campechebai**, der nordöstlichste **Apalacheebai**. Im Meerbusen selbst finden sich nur wenige kleine Inseln; doch hat er keine bedeutende Tiefe. Seine seichten Ufer bestehen sämmtlich aus angeschwemmtem Land und bieten nur wenige gute Häfen dar, unter welchen die von Veracruz in Mexico, Neuorleans in Louisiana, Pensacola in Florida, Havaña auf Cuba die bedeutendsten sind. Außer den kleinern Flüssen des mexican. Plateau und des nordamerikan. Tieflandes, deren Ausgänge fast sämmtlich, besonders im Westen, durch Barren gesperrt sind, münden blos zwei größere Flüsse in denselben, der Mississippi und der Rio del Norte.

**Mexico** oder Mejico, eine Föderativrepublik Nordamerikas, wird im N. von den Vereinigten Staaten, im O. von den letztern und dem Mexicanischen Meerbusen, im S. von den Staaten Mittelamerikas und dem Stillen Ocean und im W. von diesem Meere allein begrenzt und hat, auch nachdem, wie früher schon Texas, so 1848 die nördlichsten Gebiete, wie Ober- oder Neucalifornien, Neumexico, die Länder der freien Indianer und alle Provinzen im Osten des Rio del Norte den Vereinigten Staaten von Nordamerika einverleibt worden sind, immer noch einen Flächenraum von etwa 40000 □M. Die Bodengestaltung M.s wird von den das Land durchziehenden Cordilleren bestimmt, die hier einen eigenthümlichen Charakter haben, indem sie durchaus als ein Plateau austreten, dessen südlicher Theil ein völliges Tafelland, das von Anahuac (s. d.), bildet, auf dessen Scheitelfläche sich nur eine Reihe isolirter vulkanischer Schneegipfel erhebt, während im nördlichen Theile wieder Kettengebirge aufsteigen, welche die Hochflächen von Durango, Sonora u. s. w. bilden. (S. Cordilleras.). Das Tafelland von Anahuac oder dem eigentlichen M. liegt zwar innerhalb der Wendekreise, doch besitzen in Folge der Höhe dieses Plateau (7000 F.) nur die Küstenterrassen zu beiden Seiten desselben ein tropisches Klima, das von der furchtbarsten Hitze am Küstensaume durch alle Nüancen des Klimas hindurch bis zum ewigen Schnee auf den Gipfeln der riesigen Vulkane sich abstuft. So unterscheidet man denn hauptsächlich drei klimatische Abstufungen, die heiße, die gemäßigte und die kalte Region. Die nördlichen Plateaulandschaften M.s außerhalb der Wendekreise haben natürlich ein um so weniger heißes Klima als das Plateau von Anahuac, je mehr sie nach Norden liegen. Eine Landplage sind die Erdbeben und die Orkane an den Küsten. Sämmtliche Plateaus M.s, besonders die nördlichern, leiden an großer Trockenheit, da die Tropenregen nur im südlichen M. während der Monate Juni bis September herrschen. Daher kommt es auch, daß M. weder viele noch große Flüsse aufzuweisen hat; die bedeutendsten sind der Rio del Norte, der im Hochlande von Neumexico entspringt, die Nordostgrenze der Republik bildet und in den Mexicanischen Meerbusen mündet, und der Colorado de Occidente, der ebenfalls im Hochlande von Neumexico entspringt, in den Meerbusen von Californien mündet und dessen Nebenfluß Gila einen Theil der Nordgrenze bildet. Unter den Landseen ist der Chapala der größte, der Tezcuco oder See von M. der berühmteste. In Folge seiner klimatischen und der Bodenbeschaffenheit ist M. im Ganzen nicht überall gleich fruchtbar. Das eigentliche M. oder das Plateau von Anahuac gehört wegen seiner ungemeinen Fruchtbarkeit zu den gesegnetsten Gegenden der Erde; doch finden sich schon hier neben der üppigsten Tropenvegetation dürre, sandige Striche und auf dem Plateau neben den herrlichsten Hochthälern viele wasserlose, öde Gegenden. Noch mehr ist dies in den nördlichern

Gegenden der Fall, in denen des eigentlich anbaufähigen Bodens verhältnißmäßig nicht viel ist, indem der größere Theil von Savannen, die in der heißen Jahreszeit fast ganz verbrannt und nur in der nassen mit schönem Graswuchs bedeckt sind, oder von völligen Einöden und kahlen Felsgebirgen eingenommen wird. Die terrassenförmige Gestaltung des Landes verleiht ihm in Folge der damit verbundenen klimatischen Abstufungen gleichzeitig die Nahrungspflanzen der Tropenwelt und die Culturgewächse des Nordens. Es gedeihen die Banane, der Brotfruchtbaum, die Cocospalme, die Vanille und der Cacaobaum; aber ebenso Kaffee, Zucker, Baumwolle, Indigo, Mais und Weizen in der größten Üppigkeit, sowie Gerste und Kartoffeln. Der Landbau ist daher die wichtigste und ergiebigste Nahrungsquelle M.s. Er wurde, wie schon vorher von den Eingeborenen, so zur Zeit der span. Herrschaft auf den Meiereien (haciendas) der Creolen mit großem Fleiß und Eifer betrieben; doch die unaufhörlichen innern Unruhen haben demselben Hände und Capitalien entzogen, die Felder verwüstet, die Dörfer verödet, die künstlichen Bewässerungsanstalten, die in einem so trockenen Lande wie M. die erste Bedingung eines gedeihlichen Anbaus sind, verdorben und bei der Unsicherheit der Existenz den Anbau auf das Nöthigste beschränkt. Auch die Viehzucht ist allgemein und erstreckt sich auf alle europ. Hausthiere, leidet aber ebenfalls unter dem gegenwärtigen traurigen politischen Zustande des Landes. Hinsichtlich des Mineralreichthums steht M. noch immer unter allen edle Metalle ausbeutenden Ländern auf erster Linie; denn wenn es auch nicht mehr die ungeheuern Massen Gold und Silber wie zur Zeit der span. Herrschaft, die den Bergbau als Hauptquelle ihres Einkommens vor allem schützte und förderte, liefert, und die innern Kriege auch diesen Gewerbszweig in Verfall gebracht haben, so schlägt man die jährliche Ausbeute doch noch immer auf 4000 Mark Gold und 1,956000 Mark Silber an. Neuerdings hat sich der Bergbau in Folge der Bemühungen und Capitalien auswärtiger, besonders engl. Bergwerksgesellschaften wieder mehr gehoben; doch werden unedle Metalle, obschon sie ebenfalls in großer Menge vorhanden sind, verhältnißmäßig nur wenig zu Tage gefördert. Den durchschnittlichen Jahresertrag der Minen von 150 Mill. Frcs. überstieg der von 1849—50 schon um 25 Mill., und mit der Preisverminderung des Quecksilbers in Folge der Ausbeutung dieses Metalls in Niedercalifornien und Sonora wird sich der mittlere Ertrag beträchtlich vermehren. Noch nachtheiliger als auf die Erzeugung der Naturproducte hat die gegenwärtige politische Zerrüttung des Landes auf die Gewerbe, die sich übrigens auch unter der span. Herrschaft in fortwährender Kindheit befanden, und auf den Handel eingewirkt, der außerdem durch den Mangel an Straßen, an Credit und öffentlicher Sicherheit, an guten Häfen auf der östlichen Küste, sowie durch die Widrigkeit der im Mexicanischen Meerbusen herrschenden Winde und Strömungen so benachtheiligt wird, daß die reichen Naturproducte des Landes, seine kostbaren Mahagoni-, Campeche- und andere Hölzer, seine Baumwolle und Colonialwaaren, sein Tabacк, Cacao und Getreide, seine Vanille, Cochenille u. s. w. aus Mangel an Vertrieb keinen Absatz finden. So kommt es denn, daß die Ausfuhr fast nur in Gold- und Silberbarren, die Einfuhr fast nur aus Gewerbserzeugnissen besteht. Die wichtigsten Zweige der mexican. Industrie sind die Baumwollenmanufactur, welche besonders in Guadalaxara und Puebla heimisch ist, sich auf grobe weiße Kattune (mantas), die landesüblichen Shawls (rebózos), einige Sorten anderer Zeuge, Tischgedecke und Bettdecken beschränkt und nur durch das strenge Verbot der Einfuhr gleichartiger Stoffe noch einiges Leben erhält; die Wollenmanufactur, welche verschiedene Stoffe für Mäntel und Decken in nicht unbedeutender Menge und erträglicher, häufig selbst vorzüglicher Güte, aber zu mehr als doppelt so hohem Preise liefert, als sie in Europa kosten würden; Sattler-, Hutmacher- und Wagnerfabrikate und insbesondere Gold- und Silberarbeiten, welche zwar gut, aber etwas plump und schwer sind, während unter den Filigranarbeiten sich viel recht Feines und Niedliches findet. Handel und Industrie sind durch ein weitgreifendes Prohibitiv- und Monopolsystem wie durch prohibitivähnliche Zölle sehr gedrückt, der Schleichhandel unglaublich ausgedehnt und durch die Bestechlichkeit der Mauth begünstigt, sodaß mindestens ein volles Drittel aller in M. consumirten ausländischen Waaren auf unerlaubtem Wege eingeschwärzt wird. Häfen am Mexicanischen Meerbusen sind Sisal, Campeche, San-Juan de Tabasco, Veracruz, Tampico, Isla de Carmen und Matamoras, Südseehäfen Acapulco, San-Blas, Mazatlan, Huatulco und Manzanillo, Hafenorte Guaymas und Altata am Meerbusen von Californien. Die Handelsflotte besteht aus 280 Schiffen mit 45000 Tonnen Last. Den innern Verkehr hemmt besonders der Mangel an guten Verbindungsstraßen. Außer der großen Handelsstraße, welche von Veracruz über Jalapa, Perote und Puebla nach Mexico und von da weiter nach Toluca, und dem Anfang einer zweiten, welche ebenfalls von Veracruz über Orizaba,

Cordova und Realzingo zur Hochebene führt, gibt es in ganz M. keine einzige dieses Namens würdige Kunststraße. Auf den Hochebenen, in den flachen Küstengegenden und in einigen ausgedehnten ebenen Thälern können zwar Wagen auch ohne solche Straßen rollen, allein bei weitem die meisten aller mexican. Wege sind steile, mehr oder minder gefährliche Gebirgspfade, auf welchen der Gebrauch der Achse unmöglich ist. Alles wird daher auf dem Rücken von Maulthieren fortgeschafft, und diese beschwerliche Art des Transports erhöht natürlich den Preis aller Waaren ins Unglaubliche. Was die Wasserverbindungen betrifft, so sind die Ströme M.s theils gar nicht, theils nur auf kurze Strecken schiffbar, und der Anlegung von Kanälen stellen sich unübersteigliche Niveauverhältnisse entgegen. Seit einigen Jahren ist man indeß auf ein neues System von Verbindungsstraßen bedacht; bereits sind zwei Eisenbahnen im Bau begriffen, von denen diejenige, welche über den Isthmus von Tehuantepec (s. d.) führen und beide Oceane verbinden soll, von unberechenbarer Wichtigkeit werden wird. Auch gehen Dampfboote auf dem See von Tezcuco nach Mexico, und von dieser letztern Stadt ist kürzlich die Anlage einer elektrischen Telegraphenlinie nach Veracruz vollendet worden.

Die Einwohnerzahl M.s beläuft sich auf 7,200000, deren größerer Theil auf dem Plateau von Anahuac concentrirt ist, während die nördlichern Provinzen schwächer bevölkert sind. Die gesammte Bevölkerung zerfällt ihrer Abstammung und Sprache nach, seitdem alle geborenen Spanier, in M. Chapetones genannt, 1829 aus dem Gebiete der Republik verbannt worden sind, in vier Haupttheile: 1) Creolen oder Weiße span. Abkunft, deren Zahl man auf 1 Mill. schätzt, und deren Sprache, die spanische, da sie bis auf die neueste Zeit die Herrschenden waren, die allgemein verbreitete und auch der Mehrzahl der ursprünglichen Einwohner bekannt und geläufig ist, ohne jedoch die verschiedenen Sprachen derselben verdrängt zu haben; 2) Indianer oder Ureinwohner, etwa 4 Mill., am zahlreichsten die aztekischen Völker auf dem Plateau von Anahuac, wogegen die nichtaztekischen Indianerstämme meist nur schwache, größtentheils herumschweifende Jägerhorden sind; 3) Neger, deren Zahl etwa noch 70000 beträgt und in Folge der Aufhebung der Sklaverei täglich mehr abnimmt; 4) die aus der Vermischung der drei vorgenannten Racen entstandene Bastardbevölkerung, Mestizen, Mulatten, Zambos, Chinos u. s. w. in ihren verschiedenen Abstufungen (Tercerones, Quarterones u. s. w.) und Übergängen, die auf 2 Mill. Seelen sich beläuft und seit der Freierklärung aller Racen in dem Volks- und Staatsleben M.s ein höchst bedeutsames Element bildet. Dabei ist zu bemerken, daß die farbigen Racen an Zahl gewinnen, während die Creolen, theils durch die immerwährenden Bürgerkriege, theils durch ihre häufigen Verbindungen mit Mischlingen, theils in Folge des Mangels an Einwanderung aus Europa, fortwährend sich mindern. Mit Ausnahme von ungefähr 200000 wilden Indianern, die im Gegensatz zu den Indios fideles, den gläubigen, d. i. christlichen Indianern, Indios bravos genannt werden und in den nördlichen Provinzen herumschweifen, bekennt sich die ganze eigentliche Bevölkerung zur röm.-kath. Kirche; denn die wenigen Protestanten, die in den größern Städten des Handels oder der Gewerbe wegen sich angesiedelt haben, sowie die Abenteurer, die seit der Revolution nach M. eingewandert, sind mehr als Ausländer denn als mexican. Staatsangehörige zu betrachten. Die kath. Kirche, die durch einen Erzbischof und acht Bischöfe, abgesehen von dem zu Yucatan, verwaltet wird, hat durch kluges Nachgeben und thätiges Eingreifen bei der Lossagung von Spanien noch den größten Theil ihres alten Ansehens, ihren Pomp und ihre Einkünfte, ihre Klöster und einen zahlreichen Klerus gerettet, welcher letztere jedoch keineswegs auf der sittlichen und intellectuellen Höhe steht, um einen wahrhaft heilsamen und bildenden Einfluß auf die meist sehr rohe, ohne allen Unterricht aufwachsende Menge ausüben zu können. Daher kommt es auch, daß der Gottesdienst in M. lediglich in äußern Ceremonien, in Bilderdienst, Processionen und Schaustellungen besteht und um so weniger die alten heidnischen Traditionen und götzendienerischen Gebräuche bei einem großen Theile der Urbevölkerung auszurotten gewußt hat, als er einestheils selbst noch den Charakter halben Heidenthums trägt, anderntheils aber unter dem gebildeten oder halbgebildeten Theile der Bevölkerung eine religiöse Gleichgültigkeit erzeugt hat, die täglich weiter um sich greift.

Das gegenwärtige M. begreift den größten Theil des ehemaligen Vicekönigreichs Neu-Spanien, das in das eigentliche M. oder Alt-Mexico, den mittlern und südlichen, in Neu-Mexico, den nordöstlichen, und in Californien, den nordwestlichen Theil des Landes umfassend, zerfiel. Unter dem Namen der Vereinigten mexican. Staaten (Estados unidos mexicanos) bildet M. eine Republik, die auf der Verfassung vom 4. Oct. 1824 beruht, welche, größtentheils der der Vereinigten Staaten nachgebildet, wie diese eine föderative, demokratische und repräsentative ist. Die

Souveränetät steht dem Volke zu, die gesetzgebende Gewalt aber wird von dem aus einer Abgeordnetenkammer und einem Senat bestehenden Congreß ausgeübt. Jede Provinz wählt zwei Senatoren und auf je 40000 E. einen Deputirten. Ein Präsident und ein Vicepräsident, auf vier Jahre gewählt, stehen an der Spitze der ausführenden Gewalt. Die Freiheit der Presse ist garantirt, dagegen ist der kath. Cultus die Staatsreligion und keine andere darf neben ihr bestehen. Alle Mexicaner ohne Unterschied genießen gleiche Rechte und sind mit 18 J. vollkommen selbständig. Die Richter sind unabhängig; Güterconfiscationen, Tortur und Einkerkerungen auf bloße Verdachtsgründe sind aufgehoben. Neben dem Congreß bestehen in jeder Provinz noch Provinzialversammlungen, um die Verwaltung derselben zu leiten. Doch hiervon ist zur Zeit wenig in der Wirklichkeit ins Leben getreten. Alle Theile der Verwaltung liegen danieder; die Gerechtigkeitspflege verdient diesen Namen nicht. Die Finanzen sind in der größten Unordnung, die Ausgaben übersteigen bedeutend die Einnahmen. Nach dem seit langer Zeit zum ersten mal 1849 aufgestellten Budget beliefen sich die erstern auf 16,500000 Thlr., die letztern auf 9,833000 Thlr., und 23. Oct. 1850 betrugen die Staatsschulden 108,640333 Thlr.; das Heer besteht aus einer ebenso feigen als zuchtlosen Soldateska, welche jedem Abenteurer feil ist und seit beinahe 30 J. nach Art der Prätorianer durch Militärrevolutionen das Land regiert; die Marine zählt nur wenige kleine Schiffe, die sich nie vor einem Feinde zu zeigen wagen und im Hafen von Veracruz verfaulen; an Straßen-, Wohlfahrts- und Sicherheitspolizei fehlt es so gut wie ganz und das Unterrichtswesen ist im höchsten Grade vernachlässigt. Die Verfassung ist durch die vielen Revolutionen fortwährend verändert worden, bald im Sinne des föderalistischen oder demokratischen Princips, bald im Sinne des centralistischen oder aristokratisch-hierarchischen, je nachdem das eine oder das andere siegte. Im Ganzen war in den letzten Jahren das centralistische vorherrschend, dem gemäß die Föderativrepublik der souveränen Staaten in eine einzige untheilbare Republik, welcher allein die Souveränetät zukommt, verwandelt wurde. Die ganze Republik zerfällt gegenwärtig, außer dem kleinen Bundesdistrict Mexico mit der gleichnamigen Bundeshauptstadt und außer den nach Abtretung von Neu- oder Ober-Californien und Neu-Mexico von fünf auf drei reducirten Territorien, die keine unabhängige innere Verwaltung haben, nämlich Alt- oder Untercalifornien, Colima und Tlascala, in 21 Staaten, von denen jeder seine eigene Regierung und seine besondern drei Gewalten, die vollziehende, gesetzgebende und richterliche, hat, nämlich M. mit der Hauptstadt Toluca, Guerrero (seit 1850 von dem Einzelstaate M. seiner allzu großen Ausdehnung wegen getrennt und nach dem General Guerrero benannt, mit der Hauptstadt Chilpancingo), Queretaro, Puebla, Veracruz, Tabasco, Yucatan, Chiapa, Oaxaca, Mechoacan oder Valladolid, Xalisco oder Guadalaxara, Tamaulipas, San-Luis Potosi, Guanaxuato, Zacatecas, Durango, Cohahuila, Neu-Leon, Chihuahua, Sonora und Cinaloa. Die wichtigsten Städte sind Mexico, Guadalaxara, Guanaxuato, Morelia oder Valladolid, San-Luis Potosi, Puebla de los Angelos, Queretaro, Guaxaca oder Oaxaca, Veracruz, Tampico und Acapulco.

Die erste Kunde von M. erhielt Europa durch die span. Seefahrer Solis und Pinzon, welche 1508 Yucatan entdeckten; doch erst 1518 wurde die Ostküste von Anahuac von Grijalva aufgefunden. Das Jahr darauf landete Cortez (s. d.) daselbst und eroberte das ganze Reich der Azteken (s. d.), das nun, seit 1540 unter dem Namen eines Königsreichs Neuspanien, unter span. Herrschaft kam und von Vicekönigen regiert wurde, die aller fünf Jahre wechselten. Zwar versuchten die Eingeborenen häufig durch Aufstände das Joch der Spanier abzuschütteln; aber nie gelang es ihnen. Das Mutterland Spanien führte in M., der reichsten und beträchtlichsten seiner Colonien, ein noch strengeres Sequestrationssystem als in seinen übrigen überseeischen Besitzungen ein. Während 270 J. wurde Neuspanien, gleich dem Schatze des Geizhalses, mit wahrer Eifersucht gehütet und der Zutritt zu demselben allen Fremden untersagt. Der gesammte überseeische Handel des Landes war auf die Häfen von Veracruz und Acapulco beschränkt. Von dem letztern ging alljährlich eine einzige königl. Galeone von 12—1500 Tonnen nach Manila; sie holte daher Specereien und andere kostbare chinesische und ostindische Waaren und führte dagegen Silber, Gold und eine geringe Menge europ. und span.-amerik. Manufactur- und Bodenerzeugnisse nach den Philippinen. Den Handel mit Europa durch den Hafen von Veracruz besorgten bis 1778 eine Anzahl sogenannter Registerschiffe, welche, von der Regierung dazu privilegirt, ein mal alle vier Jahre von Sevilla und Cadix ausliefen. Einige große Handelshäuser der Hauptstadt Mexico kauften die Ladungen auf dem zu Jalapa gehaltenen Markte und verkauften sie wieder zu vollkommen willkürlichen Preisen an den Detailhändler. Im J. 1778 schaffte Spanien diese Registerschiffe ab und gestattete mehren seiner Häfen eine freie

Communication mit M. Die mexic. Creolen durften weder Weinstöcke oder Olivenbäume pflanzen, noch Hanf, Flachs oder Safran bauen. Das Land durfte keine andern Erzeugnisse als die des Mutterlandes verbrauchen. Ungeachtet dieses unerbittlichen Unterdrückungssystems blieb M. dem Mutterlande treu und vegetirte wie die übrigen span. Colonien fort, bis die Vertreibung der bourbonischen Dynastie aus Spanien auch hier einen Umschwung der Dinge herbeiführte. Schon 1809 hatte in Folge davon, da die Mexicaner sich nicht unter das Joch Napoleon's beugen wollten, in M. eine Regierung im Namen Ferdinand's VII. sich gebildet, die aber gegen die hohe Junta in Spanien sich erklärte, da sie die Abschaffung der alten Misbräuche und Beschränkungen, wie sie auf den span. Colonien lasteten, verlangte, welche die letztere nicht gewähren wollte. Denn bereits damals hatten sich zwei Parteien gebildet, die altspan. und die der Creolen, welche letztere, die reichsten und einflußreichsten Grundbesitzer des Landes in ihrer Mitte zählend, nach größerer Unabhängigkeit und Betheiligung an der Regierung des Landes strebten. Der Vicekönig Venegas suchte M. im Gehorsam gegen die Regentschaft und die Cortes in Cadiz zu halten, reizte aber durch seine Verfolgungen der Freisinnigen nur um so mehr zur Revolution, die denn auch mit dem Aufstande des Pfarrers Hidalgo, eines talentvollen und bei den Indianern beliebten Mannes, im Sept. 1810 begann. Mächtig von den Indianern unterstützt, marschirte er mit 80000 Mann vor die Hauptstadt, wurde aber, da er mit seinen undisciplinirten Banden dieselbe nicht anzugreifen wagte, von den Truppen des Vicekönigs in mehren Gefechten geschlagen, von den Seinen dann verrathen und den Spaniern ausgeliefert, die ihn 27. Juli 1811 hinrichten ließen. Der Parteigängerkrieg dauerte in den Provinzen zwar noch fort, aber die Ausschweifungen der Insurgentenbanden waren den Creolen ebenso lästig wie den Spaniern. Die Revolution würde nach und nach aus Mangel an Unterstützung von Seiten der mächtigsten Volksclasse erloschen sein, wenn nicht die Grausamkeiten des neuen Vicekönigs Colleja von neuem den Aufstand angefacht hätten. Zwar suchte der Nachfolger desselben, Admiral Apodaca, durch Güte den Aufruhr zu beschwichtigen, aber schon war es zu spät. Weder die Unterwerfung mehrer Insurgentenhäuptlinge, noch die Gefangennehmung Nicholas Bravo's, noch die Verjagung Vittoria's, noch die Erschießung des Xaver Mina (s. d.) vermochten den Gang der Revolution aufzuhalten. Immer kräftiger und bewußter entwickelte sich das Streben nach Unabhängigkeit; aus den Provinzialmilizen wurden Provinzialjunten, aus diesen Provinzialregierungen und Congresse und 1820 war das Wort Unabhängigkeit die allgemeine Losung. Die Hauptstütze des Aufstandes um diese Zeit war Guerrero, der sich allein fortwährend aufrecht gegen die Spanier erhielt. Mit ihm vereinigte sich Iturbide (s. d.), um als Kaiser von M. eine kurze Rolle zu spielen. Doch erst nach des Letztern Sturz vollendete der Congreß das Werk der Constitution vom 16. Dec. 1823, welche 4. Oct. 1824 in Wirksamkeit trat. Zum ersten Präsidenten wurde vom Congreß der General Fernandez Vittoria erwählt und der Sklavenhandel vom 13. Jan. 1825 an durch ein Gesetz abgeschafft. Am 29. Dec. 1824 erklärte der Congreß seine Sitzung für geschlossen. Von diesem Tage an erst datirt eigentlich das Bestehen der Republik M., die zuerst von den Vereinigten Staaten und 1. Jan. 1825 von Großbritannien, hierauf von Portugal, Brasilien, den Niederlanden, Schweden, Dänemark und Preußen anerkannt wurde. Erst später trat Frankreich in Handelsverbindungen mit M. und ernannte Handelscommissarien. Auch Papst Leo XII. hatte 29. Juni 1825 ein Schreiben an den Präsidenten Vittoria, worin er die kirchlichen Angelegenheiten des neuen Bundesstaats unter seine Obhut nahm, erlassen. Spanien widerstand den Vorstellungen Englands und dem Rathe Frankreichs, die Unabhängigkeit M.s unter vortheilhaften Bedingungen anzuerkennen. Endlich verlor es den letzten Punkt, den es noch in diesem Reiche besaß, die Feste San-Juan de Ulloa auf der Rhede von Veracruz, die 19. Nov. 1825 capituliren mußte. Alles schien in Eintracht und Ruhe, als ein encyklisches Schreiben des Papstes Leo, das die Mexicaner ermahnte, sich wieder dem Mutterlande zu unterwerfen, unruhige Bewegungen veranlaßte. Die Partei der aristokratischen Independenten, die Escoceses, wünschten einen Prinzen des Hauses Spanien auf dem Throne von M. zu sehen; an die Partei der demokratischen Independenten, die Yorkinos, schlossen sich die europ. Spanier und die Centralisten oder Aristokraten an, welche statt der demokratischen Föderation eine aristokratische Centralregierung vorzogen. Erstere gewannen unter dem Vicepräsidenten General Bravo eine Zeit lang die Oberhand; allein im Jan. 1828 siegten die Yorkinos unter dem General Guerrero. Hierauf mußten die einflußreichsten der Altspanier das Gebiet der Republik räumen. Die Wahl des neuen Präsidenten 1. Sept. fiel auf den verdienstvollen Kriegsminister Pedrazza, der bei den Yorkinos für einen Aristokraten galt. Erbittert griffen sie zu den Waffen, und Santana (s. d.) trat an ihre Spitze.

Am 2. Dec. 1828 wurden die Parteien in der Hauptstadt handgemein; am 4. blieb der Sieg den Yorkinos und der Pöbel plünderte drei Tage lang die Häuser der Escoceses und Spanier. Pedrazza hatte sich geflüchtet, legte die Präsidentenstelle nieder und begab sich im Febr. 1829 nach Europa. Die Wahl seines Nachfolgers fiel auf Guerrero; Bustamente wurde Vicepräsident, General Santana Kriegsminister und die Yorkinos kamen in die Verwaltungsstellen. Der Congreß bestätigte 1. Jan. 1829 Guerrero's Wahl und promulgirte 20. März ein Gesetz, das alle Spanier ohne Ausnahme und für immer verbannte. Gegen 22000 Spanier sollen damals M. verlassen und ihr Vermögen mitgenommen haben.

Inzwischen hatte Spanien eine Expedition zur Wiedereroberung M.s in Havaña ausgerüstet und dem General Barradas den Oberbefehl über die Truppen gegeben. Die Expeditionstruppen, ungefähr 34000 Mann, landeten 24.—27. Juli bei Punta de Xeres, vier Meilen von Tampico, und bemächtigten sich dieser Stadt 7. Aug., wurden aber von Santana eingeschlossen, sodaß Barradas sich genöthigt sah, 11. Sept. 1829 zu capituliren, Waffen, Fahnen und Kriegsvorräthe auszuliefern, Tampico zu räumen und sich nach Havaña wieder einzuschiffen. Kaum zwei Monate später brach gegen den unwissenden und als Mestize verhaßten Präsidenten Guerrero eine Verschwörung aus, an deren Spitze der Vicepräsident Bustamente stand. Guerrero dankte ab, und 1. Jan. 1830 wurde nun Bustamente zum Präsidenten gewählt. Zwar versuchte Guerrero im Juli 1830 sich wieder an die Spitze der Republik zu stellen; allein mehrmals geschlagen und zuletzt durch Verrath gefangen, wurde er nach kriegsgerichtlichem Urtheil 17. Febr. 1831 zu Oaxaca erschossen. Bustamente stellte die Ordnung wieder her; allein auch er beleidigte die Patrioten durch aristokratisches Regiment und hauptsächlich durch Aufhebung des Decrets, welches die Spanier verbannte. Daher stellte sich im Jan. 1832 Santana an die Spitze einer Insurrection und proclamirte Pedrazza als den rechtmäßigen Präsidenten, für den sich auch die Mehrheit der Staaten erklärte. Nach mehren Gefechten entschied Santana's Sieg über Bustamente bei Puebla 1. und 2. Oct. 1832 den Kampf. Bustamente schloß mit Pedrazza und Santana eine Übereinkunft, nach welcher Pedrazza bis zum 1. April 1833 Präsident bleiben und für alle Ereignisse seit 1828 eine allgemeine Amnestie eintreten sollte. Am 2. Jan. 1833 rückte Santana's Heer in M. ein, und Pedrazza bezog den Nationalpalast. Im März 1833 wurde nun Santana zum Präsidenten und der Arzt Valentin Gomez Farias zum Vicepräsidenten gewählt. Die liberale Partei schien nach vierjährigem Kampfe obgesiegt zu haben; allein die Geistlichkeit und die wenigen in M. trotz der beiden Verbannungsdecrete noch ansässigen Spanier setzten Alles in Bewegung, um die durch den Congreß beschlossene Reform des geistlichen und Militärstandes rückgängig zu machen, die besonders in der Einziehung der geistlichen Güter und Beschränkung des die Einkünfte des Staats verzehrenden Militärbudgets bestehen sollte. Santana erschien dabei in einem zweideutigen Lichte; er begünstigte im Geheimen die Ansprüche des Klerus und des Militärs. Auf Anregung des Generals Bravo und des aus der Verbannung zurückgekehrten Bischofs von Puebla entstanden in mehren Provinzen Anfang 1834 neue aufrührerische Bewegungen; doch General Bravo wurde vom General Vittoria geschlagen. Santana trat im Mai wieder an die Spitze der Regierung; allein 2. Febr. 1835 reichte er dem versammelten Congresse seine Resignation ein, worauf der General Don Miguel Baragan zu seinem Nachfolger erwählt wurde. Doch die Umtriebe der Geistlichkeit, welche die Indianer und die niedern Classen fanatisirte, erzeugte eine neue Militärrevolution, an deren Spitze sich Santana stellte, der, plötzlich die Maske abnehmend, nun auf ein mal aus einem Föderalisten zum entschiedenen Centralisten geworden war. Er löste vor allem den Congreß auf, rief einen neuen zusammen und erstickte durch blutige Maßregeln jeden Widerstand. Nachdem er so einen Gegenaufstand unterdrückt, erließ er das Edict vom 23. Oct. 1835, welches die Unabhängigkeit der einzelnen Staaten aufhob und überhaupt die ganze Republik aus einer föderativen zu einer centralistischen machte. Diese Ereignisse beschleunigten den Aufstand und den Abfall von Texas (s. d.), das 2. März 1836 sich für unabhängig erklärte, nachdem Santana von den Texanern in einem Treffen geschlagen und gefangen worden war. Gegen Ende des J. 1836 erfolgte nach langen Unterhandlungen die Anerkennung der Republik M. auch von Seiten Spaniens. Durch die Gefangenschaft Santana's ging die Präsidentschaft an Bustamente über, der die Politik seines Vorgängers fortsetzte. Um diese Zeit begannen in Folge der Beeinträchtigung, welche franz. Bürger in ihren Rechten in M. erfuhren, die Zwistigkeiten mit Frankreich, die am Ende zum Kriege mit diesem Staat führten, der mit der Beschießung und Capitulation des Forts von San-Juan de Ulloa 27. Nov. 1838 und der Einnahme von Vera-Cruz durch die Franzosen

5. Dec. 1838 endigte und zuletzt zum Abschluß eines Friedens 9. März 1839 führte, in welchem M. Genugthuung und eine Entschädigung von 600000 Dollars an Frankreich leisten mußte. Santana war während dessen aus der Gefangenschaft zurückgekehrt, und in Folge davon begannen gleich nach dem Friedensschlusse von neuem wieder die innern Kämpfe zwischen Centralisten und Föderalisten, welche letztere in dem Kriege mit Frankreich durch die Gewalt der Umstände für eine kurze Zeit die Oberhand erhalten hatten, jedoch schon im Sept. 1841 wieder völlig den Gegenbestrebungen Santana's erlagen, der ganz als Dictator schaltete und nach Bustamente's Abgange die Präsidentenstelle übernahm. Dieser Kampf zwischen beiden Parteien hatte die Ablösung und Unabhängigkeitserklärung von Yucatan, wo die Föderalisten die Oberhand behielten, zur Folge. Von nun an bis 1845 herrschte Santana so gut wie unbeschränkt mit dem nur zu sichtlichen Bestreben, förmlich sich zum Dictator zu machen, und mit einer Anmaßung gegen die auswärtigen Mächte, die zu einer Menge Differenzen mit den Vereinigten Staaten, England und Frankreich führte. Dabei wuchs die innere Zerrüttung immer mehr, sodaß es Santana, trotz seiner Willkürherrschaft, nichts weniger als möglich war, seine Herrschaft zu consolidiren. So lag es denn ganz in der Natur der Dinge, daß durch seine willkürliche Veränderung der Verfassung im Dec. 1842 und seine übrigen Gewaltmaßregeln die Opposition gegen ihn so zunahm, daß sie ihn Anfang 1845 völlig zu stürzen und aus dem Lande zu verbannen vermochte.

Es war nämlich schon 1. Nov. 1844 in Guadalaxara unter dem General Paredes, 2. Dec. in der Hauptstadt unter General Herrera ein Aufstand ausgebrochen und in letzterer 7. Dec., nachdem der Vicepräsident Canalizo, welcher Santana zum Dictator und den Congreß für aufgelöst erklärt hatte, durch Abfall der Truppen zur Unterwerfung gezwungen und gefangen genommen worden war, von dem inzwischen wieder zusammengetretenen Congreß eine neue Regierung mit dem General Herrera als interimistischen Präsidenten an der Spitze eingesetzt worden, welcher sich das Land sofort anschloß. Auf die Nachricht von dieser Umwälzung rückte Santana, welcher unterdessen Puebla vergeblich belagert hatte, gegen die Hauptstadt vor, wurde jedoch von seinem Heere verlassen, auf der Flucht 5. Jan. 1845 ergriffen, von dem Congreß des Hochverraths, der Veruntreuung öffentlicher Gelder und des Amtsmisbrauchs angeklagt und 16. April zu lebenslänglicher Verbannung und Vermögensconfiscation verurtheilt. Er zog sich vorläufig nach Havaña auf Cuba zurück. Die Versuche, welche M., besonders unter Santana, zur Unterwerfung von Yucatan (s. d.) und Texas gemacht, waren völlig erfolglos gewesen und hatten nur dazu gedient, eine neue Seite des Verfalls zu enthüllen, nämlich die Gefahren, welche ihm von außen durch das immer weitere Umsichgreifen der Vereinigten Staaten von Nordamerika drohten. Die neue Regierung unter Herrera mußte sich dazu bequemen, Texas als unabhängig anzuerkennen und dessen im Sommer 1845 erfolgter Einverleibung in die nordamerik. Union zuzusehen. Der Einmarsch von Unionstruppen zum Schutze gegen etwaige Angriffe der Mexicaner und Streitigkeiten über die Grenze zwischen M. und Texas, als welche der Unionsvertrag den Rio-Grande bel Norte festgesetzt hatte, während die mexican. Regierung den nördlichern Rio-Nueces anerkannte und die Auslieferung des zwischenliegenden Gebiets verlangte, führten bereits am 16. Juli zur Kriegserklärung M.s gegen die Vereinigten Staaten. Die Truppen der letztern concentrirten sich am Rio-Nueces, die mexicanischen unter General Ampudia bei Matamoras am Rio-Grande del Norte. Fürs erste suchte die amerik. Regierung noch den Frieden zu erhalten und schickte zu diesem Behufe Slidell mit ausgedehnten Vollmachten nach M., der jedoch nach vergeblichen Versuchen 17. Jan. 1846 wieder abreiste. Es war nämlich unterdessen der 16. Sept. 1845 definitiv eingesetzte Präsident Herrera am 30. Dec. durch eine neue übrigens unblutige Umwälzung gestürzt und General Paredes zum Präsidenten erwählt worden, der, thatkräftiger als sein Vorgänger, am 2. Jan. ein kriegerisches Ministerium gebildet und alle Vermittelungen mit der Union abgewiesen hatte. Das amerik. Beobachtungscorps unter Taylor bestand Anfang März aus etwa 2300 Mann mit 12 Geschützen, zugleich aber hatte die Union auch ihre Seegeschwader im Mexicanischen Meerbusen und im Stillen Ocean ergänzt. Taylor ging, um das streitige Gebiet gegen die Angriffe der Mexicaner zu schützen, 6. März südwärts gegen Punto-Isabel oder San-Isabel, und 22. März traf seine Avantgarde am Rio-Grande del Norte ein, Matamoras gegenüber, wo 11. April General Ampudia erschien und General Arista den Oberbefehl über die mexican. Truppen übernahm. Die erste Feindseligkeit der Mexicaner war ein versuchter Angriff auf das schwach besetzte San-Isabel, welches Taylor 2. Mai entsetzte, besser befestigte und 6. Mai wieder verließ. Am 8. Mai wurde bei Palo alto, im Westen von San-Isabel, das etwa 7000 Mann starke mexican. Heer mit einem Verluste von 400 Mann

und in einem zweiten Gefechte bei dem noch westlichern Orte Reseca de la Palma mit einem Verluste von mehren Hundert Mann und sämmtlichen Geschützes zurückgeworfen und zur Flucht über den Rio-Grande del Norte gezwungen. Bereits 17. Mai hatte Taylor sein Heer am rechten Ufer dieses Stroms vereinigt; am folgenden Tage verließ Arista, der vergeblich um einen sechswöchentlichen Waffenstillstand angehalten hatte, mit noch 4000 Mann Matamoras, welche Stadt sich an Taylor ergab, und setzte sich nach Monterey in Neu-Leon in Bewegung. Hiermit trat die erste der in diesem Kriege sich mehrfach wiederholenden längern Pausen ein.

Bei der Eröffnung des Congresses in M. am 6. Juli erklärte Paredes, daß er selbst mit allen disponibeln Truppen an die Nordgrenze marschiren werde. Aber dazu kam es nicht. Schon im Mai hatte sich in Guadalaxara eine Bewegung zu Gunsten Santana's gezeigt, den man daselbst als Präsidenten proclamirte. Diese Bewegung verbreitete sich sehr rasch weiter; selbst die meisten Generale schlossen sich ihr an; 31. Juli erklärte sich Veracruz für den Exilirten und sendete sofort Abgeordnete nach Havaña, um ihn zur Rückkehr zu bewegen. Am 4. Aug. brach die Revolution in der Stadt selbst aus; Paredes wurde, von allen Truppen verlassen, in seinem eigenen Lager gefangen genommen und auf die Citadelle von M. gebracht. General Sales übernahm provisorisch die neue Regierung und rief den Congreß zu einer neuen Präsidentenwahl zusammen. Am 15. Aug. kam Santana, erklärte sich in einer Proclamation zu Gunsten des Föderalismus, enthielt sich aber für jetzt jeder andern Einmischung, hielt 15. Sept., am Jahrestage der Unabhängigkeitserklärung, seinen Einzug in die Hauptstadt, zog aber der Stelle eines Präsidenten die bei der Armee vor, zu deren Generalissimus er 1. Oct. ernannt wurde. Mittlerweile hatte England, dessen Interesse in M. durch den Krieg bedeutend gefährdet war, seine Vermittelung angeboten und unterm 27. Juli hatte auch die Unionsregierung Friedensanträge gemacht. General Sales lehnte jedoch im September alle Friedensvorschläge ab. Das amerik. Heer hatte sich inzwischen namentlich durch Zuzug deutscher Freiwilliger beträchtlich verstärkt. Außer der Hauptarmee unter Taylor, welche jetzt 5600 Mann Infanterie und 1050 Mann Cavalerie mit 19 Geschützen zählte, waren noch drei verschiedene Operationscolonnen gegen M. organisirt worden: die erste unter General Wool nach Cohahuila und Chihuahua von Neuorleans und San-Antonio de Bejar aus, die zweite unter Oberst Kearney in St.-Louis nach Santa-Fé in Neu-Mexico und nach Californien, die dritte von Neuyork aus nach Californien auf dem Seewege. Am 15. Sept. verließ Taylor Comargo und erschien am 19. vor Monterey, welches General Ampudia verschanzt hatte und mit 7000 Mann und einigen Tausend Rancheros oder berittenen Landleuten besetzt hielt. Am 20. Sept. erfolgte der Angriff auf die Stadt; nach heißem Kampfe waren die Mexicaner am 23. fast nur auf die Citadelle beschränkt und am 24. kam, nach beträchtlichen Verlusten auf beiden Seiten, eine Capitulation zu Stande, wonach die mexican. Armee freien, ehrenvollen Abzug mit einer sechspfündigen Batterie erhielt, den Amerikanern die Besetzung der Citadelle und des bischöflichen Palastes zugestanden, eine sechswöchentliche Waffenruhe festgesetzt und eine Demarcationslinie längs dem Rio del Tigre bestimmt wurde. Am 1. Oct. zog Ampudia mit vollen Ehren aus. Im Laufe dieses Monats erhielt Taylor von Washington aus, wo man den Waffenstillstandsvertrag verworfen hatte, den Befehl, die Demarcationslinie zu überschreiten und den Krieg mit Nachdruck fortzusetzen. Demgemäß besetzte er Saltillo im Staate Cohahuila, welche Stadt, obgleich wohl befestigt und verproviantirt, von den Mexicanern ohne Schwertstreich verlassen wurde. Hierauf trat eine zweite Monate lange Pause ein. Unterdessen hatten die Operationen der drei andern Colonnen ihren Fortgang genommen. Die erste unter General Wool rückte vom 8. Oct. an über den Rio-Grande del Norte in den Staat Cohahuila, besetzte, ohne Widerstand zu finden, 1. Nov. dessen Hauptstadt Monclova und vereinigte sich Mitte December zu Saltillo mit Taylor. Die zweite unter Oberst Kearney hatte gleichfalls ohne Kampf, aber unter vielfachen Entbehrungen 16. Aug. Santa-Fé, die Hauptstadt von Neu-Mexico, erreicht, worauf Kearney 22. Aug. dies Gebiet der Union einverleibt erklärte; 1. Oct. trat er selbst, unterdessen verstärkt, den wegen seiner unglaublichen Beschwerden denkwürdigen Marsch nach Californien an, wogegen der von ihm detachirte Oberst Donniphan südwärts gegen Chihuahua vorrückte, die gleichnamige Hauptstadt dieses Staats ohne Schwertstreich einnahm und nach einem höchst beschwerlichen Marsche von 300 deutschen Meilen in der Mitte des Mai 1847 in Saltillo eintraf. Zu der dritten Colonne gehörten die Operationen der Südseeflotte unter Commodore Sloat, der Californiaexpedition von Neuyork und des nun zum General ernannten Kearney von Santa-Fé aus. Bereits 6. Juli 1846 war durch Proclamation des Commodore Sloat vom Hafen Monterey aus die Besitzergreifung von Neu-Californien erfolgt. Der neu eintreffende Commodore Stockton und das unterdessen an-

gelangte Corps Kearney's hatten im nächsten Jahre schwere Kämpfe zu bestehen, in denen es namentlich auf die Behauptung von Los-Pueblos ankam. Stockton's Sieg am 8. und 9. Jan. 1848 bei diesem Orte hatte den Friedensvertrag vom 2. Febr. zur Folge, wodurch Neu-Californien an die Union abgetreten wurde. (S. Californien.) General Taylor in Saltillo, welchem zur Bildung der sogenannten Veracruzarmee, die zur raschen Beendigung des Kriegs geradezu auf die Hauptstadt Mexico selbst losgehen sollte, der größte Theil seiner Truppen entzogen und so eine misliche Lage bereitet worden war, wurde erst im Dec. 1846 durch das Eintreffen des Generals Wool wieder kampffähig. Sein Heer bestand jetzt wieder aus 4500 Mann Infanterie und 1200 Mann Cavalerie mit 16 Geschützen. Dagegen stand Santana, der als Generalissimus der mexican. Armee in Potosi seine Truppen concentrirt und die Generale Urrea und Miñon mit 5—6000 Rancheros zur Beunruhigung des Feindes mit gutem Erfolge vorgesendet hatte, Mitte Februar 1847 bei Salado, nur drei M. südlich von Saltillo, mit 15000 Mann Infanterie, 6000 Mann Cavalerie und 28 Geschützen. Am 22. und 23. Febr. kam es zur Schlacht bei der nahen Meierei Buena-Vista, in welcher die Amerikaner 700 Mann an Todten und Verwundeten, darunter eine große Anzahl höherer Offiziere, verloren, die Mexicaner aber nach einem Verluste von angeblich 4000 Mann die Wahlstatt räumten. Santana sendete gleichwol einen prahlerischen Siegesbericht nach Mexico. Taylor blieb ruhig in Saltillo und beschäftigte sich mit der Organisation des Landes. Die Veracruzarmee unter dem Oberbefehle des Generals Scott, unterstützt durch eine Flotte von 37 Schiffen mit 395 Kanonen, begann 13. März die Einschließung, am 18. die Belagerung der von 5000 Mexicanern besetzten, mit Geschützen und Vorräthen reichlich versehenen Stadt Veracruz und erzwang durch ein verheerendes Bombardement vom 22.—26. März, nachdem der mexican. General Morales das Commando niedergelegt, dessen Nachfolger, den General Don Jose Juan Landero, zu der Übereinkunft zu Puente de Hornos, in welcher Veracruz und das wohlbesetzte Fort San-Juan de Ulloa, sowie die Forts Santiago und Concepcion capitulirten. Am 29. zog Scott in die zum vierten Theile in Trümmern liegende Stadt ein, ernannte den General Worth zum Gouverneur der Festungen und rückte gegen die Mitte des April mit kaum 10000 Mann Infanterie, 256 Mann Cavalerie und 15 Geschützen nordwestwärts gegen Xalapa vor. Santana, der sich nach der Schlacht bei Buena-Vista über Potosi zurückgezogen und auf die Nachricht von der Belagerung von Veracruz, um allen politischen Bewegungen zuvorzukommen, nach der Hauptstadt geeilt war, wurde daselbst zum Präsidenten der Republik ernannt, leistete 23. März als solcher den Eid der Treue, hielt am folgenden Tage seinen Einzug, sammelte zu den 6000 Mann, die er mitbrachte, mühsam noch einige Tausend Streiter und ergänzte die bedeutenden Verluste seiner Artillerie. Bei dem verschanzten Dorfe Cerro-Gordo erlitt er 18. April durch General Scott eine neue gänzliche Niederlage mit bedeutendem Verluste, zog sich darauf nach Orizaba zurück, organisirte den Guerrillaskrieg und begab sich dann, um der Friedenspartei entgegenzuwirken, nach der Hauptstadt, wo er zum Dictator erwählt, Alles zum ernstesten Widerstande gerüstet, eine Zwangsanleihe von 1 Mill. Dollars ausgeschrieben, das Kriegsgesetz verkündigt, durch starke Verschanzungen nach jeder Seite dem Feinde der Weg zum Vordringen verlegt und im August durch Herbeiziehung des Generals Valencia aus Potosi die Streitmacht wieder auf 20000 Mann mit 50 schweren und 30 Feldgeschützen vermehrt wurde. Die Amerikaner hatten 22. April Xalapa und Perote besetzt, am 27. das Hauptquartier nach Puebla verlegt, wo Scott mehre Monate unthätig auf Verstärkung aus Veracruz warten mußte. Am 9. Aug. rückte er mit etwa 12000 Mann und 30 Geschützen unter fast täglichen Gefechten auf höchst schwierigen Wegen vor. Am 19. und 20. Aug. kam es zu den Schlachten bei Contreras und Churubusco; in ersterer verlor Santana vier Generale und 1500 Mann an Gefangenen, in letzterer büßte er 3000 Mann und 15 Geschütze ein. Doch auch Scott hatte diese Siege mit dem Verluste von 16—1800 Mann erkauft; er machte hierauf noch ein mal Friedensvorschläge. Santana zeigte sich jetzt nachgiebig. Sein Feind nämlich, der frühere Präsident Paredes, welcher seiner Haft entkommen und nach längerm Aufenthalte im Auslande wieder zurückgekehrt war, hatte von Orizaba aus eine Guerrillasarmee gebildet und durch seine zahlreichen Anhänger sich auf eine bedrohliche Weise rasch verstärkt. So kam es 23. Aug. zwischen Santana und Scott zu einem Waffenstillstande, während dessen die Friedensunterhandlungen zu Ende geführt werden sollten. Diese gediehen aber zu keinem Resultate, theils weil auf beiden Seiten die Foderungen zu hoch gestellt wurden, theils weil mehre Staaten im Vertrauen auf Paredes, der erklärt hatte, er werde den Krieg fortführen, solange noch ein Amerikaner auf mexican. Boden stehe, Ende August ein Sonderbündniß zur Fortsetzung des Kampfes geschlossen hatten und deshalb Santana

die Verhandlungen möglichst hinzuziehen suchte. So verstrich die Frist des Waffenstillstands und der Krieg begann von neuem. Am 13. Sept. rückte Scott gegen die Hauptstadt vor, nahm die beiden ihr benachbarten Forts Chapultepec und Königsmühle und begann am 14. die Beschießung; am 15. wurde Mexico erstürmt und ein noch an demselben Abende ausgebrochener Volksaufstand am 16. unterdrückt. General Quitman wurde Gouverneur der Stadt. Santana war entflohen, Paredes verschollen, die mexican. Armee völlig zerstoben. Nur der Guerrillaskrieg wurde im Lande fortgeführt. Erst 2. Febr. 1848 kam zu Guadalupe-Hidalgo ein Friedensvertrag zu Stande, welcher, nachdem er einige Abänderungen von Seiten der Vereinigten Staaten erfahren, von dem mexican. Congreß zu Queretaro unter dem Vorsitze des mittlerweile wieder zum Präsidenten ernannten General Herrera 29. Mai 1848 ratificirt wurde. Derselbe bestimmte als Grenze beider Staaten den Rio-Grande del Norte von seiner Mündung bis zur Südgrenze des frühern mexican. Gebiets Neu-Mexico, dann eine Linie, welche an dessen Süd- und Westgrenze bis zum Rio-Gila sich hinzieht, diesem Strom westwärts bis zu seiner Mündung in den Rio-Colorado folgt, diesen schneidet und nun, Ober- und Untercalifornien scheidend, am Stillen Ocean eine Seemeile südlich von der Südspitze des Hafens von San-Diego endet. Durch diese Abgrenzung verlor die Republik M. die jenseits des Rio-Grande del Norte gelegenen und nun zu Texas geschlagenen Theile der Staaten Tamaulipas, Cohahuila und Chihuahua, sowie Neu-Mexico und Neu-Californien, im Ganzen etwa 30000 QM. Nach weitern Bestimmungen des Vertrags sollte den Amerikanern freie Schiffahrt auf dem untern Rio-Colorado und im Californischen Meerbusen, beiden Theilen auf dem Rio-Grande und Gila zustehen. Die Union sollte 15 Mill. Dollars an M. zahlen und außerdem die Entschädigungen, welche M. nordamerik. Bürgern laut frühern Übereinkünften zu zahlen hatte, übernehmen, dagegen M. vor den Indianerstämmen, welche auf den abgetretenen Gebietstheilen wohnen, schützen. Im Juli verließen die amerik. Truppen die Hauptstadt. Gegen dieselbe und die Friedenspartei zog nun, unterstützt von dem Guerrillasführer Pater Jaranta, der wieder zum Vorschein gekommene Expräsident Paredes, welcher ein Manifest gegen die neue Regierung erlassen und sich der Stadt Guanaxuato bemächtigt hatte, wurde aber 14. Juli in der Schlacht bei Marfil von den Regierungstruppen unter General Bustamente geschlagen und sah nach einer zweiten Niederlage seine gegen Herrera gerichteten Plane völlig vereitelt. Dem von Letzterm 2. Nov. vertagten und 1. Jan. 1849 wieder eröffneten Congresse wurde endlich einmal wieder ein Budget vorgelegt, welches ein Deficit von nicht weniger als 7 Mill. Thlrn. ergab; neue Verlegenheiten bereitete ein im April wiederholter Aufstand des Generals Paredes, der zwar ebenfalls unterdrückt wurde, aber doch aufs neue dazu beitrug, die Unsicherheit der öffentlichen Zustände zu vermehren. Das J. 1850 war insbesondere durch lobenswerthe Versuche in materieller Beziehung bezeichnet. Die Einnahmen mit den Ausgaben ins Gleichgewicht zu setzen und die Nationalschuld zu regeln, war das doppelte Ziel, welches der Präsident Herrera in seiner Eröffnungsrede vom 1. Jan. 1850 den Arbeiten des Congresses vorlegte. Es begann dieses Jahr mit einem Budget von 8 Mill. Piaster Einnahmen und 11 Mill. Ausgaben, also mit einem Deficit von 3 Mill. Piaster. Eine gebieterische Nothwendigkeit foderte die beiden für die J. 1850—51 gewählten Kammern auf, sich mit den der Wichtigkeit der Lage entsprechenden Finanzmaßregeln zu beschäftigen. Außerdem übermachte das J. 1849 dem J. 1850 ungewöhnliche Schwierigkeiten, welche die angeblich durch nordamerik. Intriguen erfolgten gewaltsamen Aufstände und Angriffe der wilden Indianerhorden in den nördlichen und westlichen Grenzstaaten, ferner ein Vernichtungskampf mit den, wie es heißt, durch England zur Empörung angestachelten Indianern von Yucatan und endlich eine vor Ablauf des Jahres zu treffende Präsidentenwahl darboten. Einer solchen Perspective gegenüber mußte man sich auf wichtige Verwickelungen, vielleicht einen Bürgerkrieg und eine neue Zerstückelung der Föderation gefaßt machen. Gleichwol bot das J. 1850 nicht das düstere Beispiel dar, das man befürchten konnte. Das Deficit und die Geldverlegenheiten waren bisher und blieben auch fortan für die mexican. Republik allerdings der Normalzustand; auch konnte die Föderalregierung, welche mit ihren geringen Hülfsmitteln den Einzelstaaten keinen Schutz zu gewähren vermag, keine andere als eine Scheingewalt behaupten, sodaß jene durch Sonderbündnisse gegen drohende Gefahren sich zu schützen suchten und selbst in Zoll- und Steuersachen eine Art Autonomie sich anmaßten; die Indianerkriege führten die Verödung blühender Landschaften herbei, und den verschiedenen Candidaten für die Präsidentschaft gegenüber entbrannten die heftigsten Parteikämpfe. Allein die besonders beunruhigenden Gefahren von Seiten der nördlichen Indianer, in Folge deren schon 16. Juni 1849 die sieben Staaten Alt-Californien, Sonora, Cinoloa, Chihuahua, Cohahuila

und Tamaulipas ihre Unabhängigkeit proclamirt hatten, hatten gleichwol keine Zersprengung der Conföderation zur Folge; in Yucatan wurde während des ganzen Jahres 1850 der Krieg unter verschiedenen Wechselfällen, zuletzt aber, als man von der Defensive zum Angriff überging, zum Vortheil der Weißen geführt, und bei der Präsidentenwahl behielt die republikanische Partei die Oberhand. Am 15. Jan. 1851 trat der mit einer sehr starken Majorität erwählte General und bisherige Kriegsminister Don Mariano Arista als Präsident an die Spitze der Vollziehungsgewalt. Sein Vorgänger Herrera starb 15. April. Die Versuche der neuen Regierung, das restrictive Zollsystem in ein gemäßigtes Schutzsystem zu verwandeln, scheiterten an dem Widerstande der reichen Monopolisten und des von ihnen abhängigen Congresses. Da erhob sich gegen Ende September der Bürgergardenoberst Carbajal gegen die Föderalregierung, um Herabsetzung der Zölle und Aufhebung der Prohibitionen zu erzielen. Nach einigen Gefechten gegen die Regierungstruppen belagerte er den befestigten Hafen von Matamoras am Rio-Grande del Norte. Der dortige Gouverneur Avalos gewann durch die kühne Maßregel, auf eigene Verantwortung den Zolltarif für Matamoras zu ändern, die Prohibitionen aufzuheben und die Zölle noch mehr herabzusetzen, alle Einwohner für sich, und Carbajal mußte nach achttägigem Kampfe die Belagerung aufheben und später sogar nach Texas übertreten, von wo aus sein Unternehmen lebhaft unterstützt worden war. Ein inzwischen von der Föderalregierung bei dem Congresse eingebrachter Entwurf auf Zollreform wurde 24. Nov. in der Deputirtenkammer nur mit einer Stimme Majorität angenommen und blieb, da der Senat durch Schließung der Sitzungen die Discussion abschnitt und diesem Beschlusse die Deputirtenkammer beitrat, völlig wirkungslos. Indessen hatte sich durch das Verfahren des Generals Avalos der Import fast ausschließlich nach Matamoras gelenkt, was den Ruin aller andern Handelsplätze befürchten ließ. Deshalb wandte sich selbst das diplomatische Corps zuletzt mit Beschwerden an die Regierung, und diese desavouirte die Zollreduction des Generals Avalos, schrieb dagegen eine allgemeine Consumtionssteuer von 8 Proc. auf jeden zu Markte gebrachten Gegenstand aus. Die Erbitterung über diese Maßregel, der Widerstand des Congresses gegen die Zollreform, die Misstimmung der Generale über denselben, die Neigung der Einzelstaaten zur Unabhängigkeit, die wiederholten Rüstungen Carbajal's und das immer drohendere Vordringen der Indianerstämme, alles Dies stellte das Fortbestehen nicht nur der Regierung, sondern der ganzen Föderation in Frage. Die Revolution von 1852 gegen Arista brachte den General Cevallos an die Spitze der Regierung. Die allgemeine, in Volks- und Soldatenaufständen sich kundgebende Anarchie bot dem seit 1847 in Jamaica lebenden und auf die Rückkehr nach M. sinnenden Santana die günstigste Gelegenheit hierzu. Nachdem bereits die Aufständischen ihn aufgefodert hatten, zurückzukehren und sich an die Spitze zu stellen, wurde er im Febr. 1853 vom Präsidenten Cevallos und den Führern des Aufstandes zur Präsidentschaft berufen. Er landete in Veracruz und hielt 27. April 1853 seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt. Seine ganze Reise dahin bot das Schauspiel eines wahren Triumphzugs dar. Vgl. Prescott, „History of the conquest of Mexico" (3 Bde., Bost. 1844; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1845); Young, „History of Mexico" (Neuyork 1847); Torrente, „Historia general de la revolucion moderna hisp.-americana" (5 Bde., Madr. 1829—30); Mora, „Mejico y sus revoluciones" (8 Bde., Par. 1836); die Werke von Ripley (2 Bde., Neuyork 1849), Jenkins (Auburn 1848), Henry (Neuyork 1847), Mansfield (Neuyork 1848), Jay („Causes and consequences of the Mexican war", Boston 1849), Livermore (Neuyork 1850) und vieler Andern über den Krieg mit den Vereinigten Staaten; Mühlenpfordt, „Versuch einer getreuen Darstellung der Republik Mexico" (2 Bde., Hannov. 1844); Mrs. Calderon de la Barca, „Life in M." (2 Bde., Neuyork 1842); die Reisebeschreibungen von Brantz, Mayer, Chevalier, Farnham, Robinson, Thompson, Gilliam, Mac Sherry („El Puchero", Neuyork 1850) und vieler andern Amerikaner, welche seit dem Kriege erschienen sind; Heller, „Reisen in M." (Lpz. 1853).

**Mexico**, die Hauptstadt der Republik gleiches Namens, der Sitz der Regierung, des Congresses und eines Erzbischofs, die prächtigste Stadt Amerikas, die mit ihrem Gebiet, gleich Washington in den Vereinigten Staaten, einen eigenen District bildet, wurde in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. von den Azteken gegründet und Tenochtitlan genannt, wiewol sie den Europäern nur unter ihrem andern Namen Mexico (von dem aztekischen Kriegsgotte Mexitli) bekannt geworden ist. Sie liegt 7200 F. hoch an zwei Seen, die gegen 30 St. im Umkreise und schwimmende Gärten (Chinampas) haben, in einem von schneebedeckten Vulkanen umgebenen Thale, wo ein ewiger Frühling herrscht, bildet ein Viereck und hat schnurgerade Straßen, fast durchgehends niedrige Häuser, da sie durch Erdbeben ebenso häufig leidet wie durch Überschwem-

mungen, und keine Thore und keine Wälle. Zwei große Wasserleitungen führen ihr gesundes Wasser zu. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 220000. Daselbst bestehen eine Universität, eine Akademie der schönen Künste, eine Bergwerksschule, ein botanischer Garten, einige Theater, worunter das schöne, 1846 erbaute Nationaltheater, und andere Anstalten, freilich gegenwärtig im höchsten Verfall. Unter den vielen Kirchen, die sich sämmtlich durch Überladung mit Schmuck aller Art, besonders an edeln Metallen, auszeichnen, ist die große Domkirche zu erwähnen, erbaut auf den Trümmern eines alten Tempels. Unter der span. Regierung war die Stadt der Mittelpunkt eines bedeutenden innern Handels und der Sitz einer Bildung, durch die sie sich im ganzen span. Amerika auszeichnete; allein in beider Rücksicht ist sie seit der Unabhängigkeitserklärung in Folge der innern Kriege unendlich zurückgekommen, und nur Überreste des alten Reichthums und der alten Civilisation und Bildung sind noch zu finden.

**Meyendorff** (Freiherren von), ein in den russ. Ostseeprovinzen ansässiges, ursprünglich aus Sachsen stammendes Adelsgeschlecht. Konrad von M. kam um 1200 mit den Schwertrittern nach Livland, wo er sich durch seine Tapferkeit in den Kriegen mit den Eingeborenen auszeichnete und ansehnliche Güter erwarb. Ein Zweig der Familie nannte sich Urküll, nach der esthnischen Übersetzung des Namens. — **Kasimir, Freiherr von M.**, russ. General der Cavalerie, commandirte 1807 nach dem Tode des Generals Michelson und bis zur Ankunft des Feldmarschalls Prosorowsky die russ. Armee in den Donaufürstenthümern. Er hinterließ vier Söhne, wovon der dritte, **Peter, Freiherr von M.**, geb. um 1792, als Offizier im Generalstabe den Feldzug von 1812 mitmachte und sich nachher der diplomatischen Laufbahn widmete. Er wurde Legationssecretär in Madrid, dann Gesandtschaftsrath in Wien und 1832 Gesandter in Stuttgart. Im J. 1839 ward er nach Berlin versetzt, wo er, seit 1840 Geh. Rath, während einer Reihe von Jahren und besonders seit den Ereignissen von 1848 sich als fähiger Staatsmann bewährte und zugleich durch seinen persönlichen Charakter Achtung einflößte. Als sich daher die Beziehungen zwischen Preußen und Östreich immer mehr trübten, ernannte ihn Kaiser Nikolaus im Aug. 1850 zu seinem Botschafter in Wien, um hier eine Vermittlerrolle zu übernehmen. Er betheiligte sich mit Erfolg an den Unterhandlungen, die der Übereinkunft von Olmütz vorangingen, bei der er selbst gegenwärtig war. Kurz vorher hatte er vom König von Preußen den schwarzen Adlerorden erhalten. Im Herbst 1852 ward er nach Petersburg berufen, kehrte aber Ende Mai 1853 auf seinen Posten zurück. Er ist auch wissenschaftlichen Bestrebungen nicht fremd und beschäftigt sich namentlich mit der Numismatik. — Sein jüngerer Bruder, **Alexander, Freiherr von M.**, ist Besitzer des schönen livländischen Gutes Roop, das an der großen Heerstraße von Tauroggen nach Petersburg liegt. Nachdem er Frankreich, Italien, Deutschland besucht, ward er 1839 wirklicher Staatsrath und begleitete 1840 Murchison und Verneuil auf ihrer geognostischen Reise durch den Norden Rußlands, zu der er den ersten Anstoß gab. Als Präsident der Handelskammer in Moskau erwarb er sich durch seine Bemühungen, den Handel und Gewerbfleiß Rußlands zu heben, große Verdienste um sein Vaterland. Im Verein mit Paul Sinowjew fertigte er eine industrielle Karte des russ. Reichs an, welche 1842 zu Petersburg und 1844 zu Berlin in einer deutschen Übersetzung erschien. Außerdem schrieb er „Opyt prikladnoi Geologii preimuschtschestwenno sjéwernago basseina Jewropeiskoi Rossii" (Moskau 1849). Im J. 1851 wurde er dem Statthalter Fürsten Woronzow zur Leitung des Handels und der industriellen Angelegenheiten Transkaukasiens beigegeben und im März 1853 zum Geh. Rath befördert. — Zum esthländischen Zweige der Familie gehört **Georg, Freiherr von M.**, der als Hauptmann im Generalstabe die Reise von Orenburg nach Bokhara ausführte, die er in dem Werke „Voyage d'Orembourg a Boukhara fait en 1820" (Par. 1826; deutsch von Scheidler, Jena 1826) beschrieben hat. In der Folge ward er Oberst und Commandeur des Kürassierregiments Prinz Albrecht von Preußen, womit er in der Schlacht von Grochow einen glänzenden Angriff machte und bis an die Festungswerke von Praga drang, aber freilich auch mehr als die Hälfte seiner Schar einbüßte. Er wurde hierauf zum Generalmajor, dann zum Generaladjutanten des Kaisers und 1843 zum Generallieutenant und Chef des kaiserl. Marstalls ernannt. Seine Gemahlin, **Olga**, verwittwet gewesene Potemkin, eine durch ihre Wohlthätigkeit ausgezeichnete Dame, starb 2. Juni 1852 zu Petersburg.

**Meyer** (Friedr. Joh. Lorenz), Präses des ehemaligen Domcapitels zu Hamburg, der Freund Klopstock's, geb. zu Hamburg 22. Jan. 1760, studirte in Göttingen und machte seit 1782 Reisen in der Schweiz, Italien und Frankreich. Er war Mitglied der Deputation von Lübeck und Hamburg, welche 1796 an das franz. Directorium, sowie der, die 1801 an den Ersten Consul gesendet wurde. Außerdem machte er sich ganz besonders verdient um seine Vater-

stadt als Mitglied der patriotischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und Gewerbe. Er starb 21. Oct. 1844. Als Schriftsteller erwarb er sich einen geachteten Namen hauptsächlich im Fache der Länder- und Völkerkunde und der Kunstgeschichte. Seine „Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg" (6 Hfte., Hamb. 1800—4), die „Darstellungen aus Italien" (Berl. 1792) und die „Fragmente aus Paris" (2 Bde., Hamb. 1798) stehen noch immer in gutem Andenken. Seine „Briefe aus der Hauptstadt und dem Innern Frankreichs" (2 Bde., Tüb. 1803) enthalten interessante Beiträge zur Geschichte aus Bonaparte's ersten Regentenjahren. Wie in ihnen, so hat er sich auch in seinen „Darstellungen aus Norddeutschland" (Hamb. 1816), den „Briefragmenten vom Taunus, Rhein, Neckar und Main" (Hamb. 1822) und den „Darstellungen aus Rußlands Kaiserstadt und ihrer Umgegend" (Hamb. 1829) als Welt- und Menschenkenner, als geistreichen Beobachter und Darsteller bewährt. — **Meyer** (Friedr. Ludw. Wilh.), geb. 28. Jan. 1759 zu Harburg, gest. 1. Sept. 1840 auf seinem Gute Groß-Bramstedt in Holstein, erwarb sich besonders durch seine in ihrer Art classische Biographie F. L. Schröder's (2 Bde., Hamb. 1819) einen ehrenwerthen literarischen Ruf. Vgl. „Zur Erinnerung an M., den Biographen Schröder's" (2 Bde., Braunschw. 1847).

**Meyer** (Joh. Friedr. von), ein um die Stadt Frankfurt a. M. hochverdienter Beamter, auch bekannt als Schriftsteller, geb. zu Frankfurt 12. Sept. 1772, ist der Sohn eines dasigen Großhändlers, dessen Familie Kaiser Joseph II. in den Adelstand erhob. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte seit 1790 in Göttingen und Leipzig die Rechte, Philologie und Geschichte und ging 1794 nach Wetzlar, um hier mit dem Reichsproceß sich vertraut zu machen. Im folgenden Jahre wurde er fürstlich salm-kyrburgischer Kammerdirector, in Folge der Territorialveränderungen in Deutschland kehrte er aber 1802 nach Frankfurt zurück, wo er anfangs in diplomatischen und andern Geschäften verwendet, 1807 unter dem Fürsten Primas als Rath und Beisitzer in das Stadtgericht kam. Im J. 1816 wurde er Senator und zum evangel.-luth. Consistorium deputirt und, nachdem er 1821 auf die Schöffenbank vorgerückt, Syndikus und 1837 Gerichtsschultheiß. Er war seit 1824 wiederholt Präsident des Gesetzgebenden Körpers und bekleidete 1825, 1839 und 1843 die Würde eines ersten Bürgermeisters. Als Theilnehmer und Präsident der frankfurter Bibelgesellschaft wirkte er eifrig mit zur Beförderung des geoffenbarten christlichen Glaubens. Mit gleicher Tendenz hat er seit 1810 bis auf die neueste Zeit herab eine Menge religiöser Schriften herausgegeben. Sein Hauptwerk ist „Die Heilige Schrift in berichtigter Übersetzung, mit kurzen Anmerkungen" (3 Bde., Hamb. 1819; 3. Aufl., 1842). Auch sind zu erwähnen sein episches Gedicht „Tobias" (2. Aufl., Kempten 1831, mit Zeichnungen von J. Schnorr); „Blätter für höhere Wahrheit" (11 Samml., Fkf. 1820—32); „Die Wahrnehmungen einer Seherin" (Fkf. 1827); „Das Buch Jezira" (hebr. und deutsch, Lpz. 1830); „Inbegriff der christlichen Glaubenslehre" (Kempten 1832). Im J. 1821 erhielt er von Erlangen aus den Titel eines Doctors der Theologie. M. starb 28. Jan. 1849.

**Meyer** (Hermann von), deutscher Naturforscher, geb. zu Frankfurt a. M. 3. Sept. 1801, Sohn des Vorigen, erlernte in einem angesehenen Bankhause seiner Vaterstadt die Handlung und studirte hierauf 1822 in Heidelberg Kameralwissenschaft und Chemie. Im J. 1834 ward er zum Mitgliede der ständigen Bürgerrepräsentation seiner Vaterstadt gewählt und zum Rechenei- und Rentamte deputirt und trat 1837 in die Deutsche Bundes-Kassenverwaltung ein. Schon auf dem Gymnasium für sich mit dem Naturstudium beschäftigt, ging er hierin später von der Mineralogie und Chemie zur Meteorologie, Geologie und Paläontologie über. Außer den von ihm in Zeitschriften und den Denkschriften von Akademien enthaltenen Untersuchungen sind von selbständigen Werken anzuführen: „Palaeologica zur Geschichte der Erde und ihrer Geschöpfe" (Fkf. 1832); „Tabelle über die Geologie" (Nürnb. 1833); „Die fossilen Knochen von Georgensgmünd" (Fkf. 1834); „Neue Gattungen fossiler Krebse" (Stuttg. 1840); „Beiträge zur Paläontologie Würtembergs" (mit Plieninger herausgegeben, Stuttg. 1844); „Homöosaurus und Rhamphorhynchus" (Fkf. 1847); „Palaeontographica. Beiträge zur Naturgeschichte der Vorwelt" (mit Dunker herausgegeben, Kassel 1846 fg.); „Die Reptilien und Säugethiere der verschiedenen Zeiten der Erde" (Fkf. 1852). Ein größeres Werk begann er unter dem Titel „Zur Fauna der Vorwelt" (Fkf. 1845 fg.) Im J. 1847 erkannte ihm die Holländische Societät der Wissenschaften in Harlem die Preismedaille zu.

**Meyer** (Joh. Heinr.), ein verdienter Alterthumsforscher und Kenner der Kunst, Goethe's vertrauter Freund, geb. zu Stäfa am Zürichersee 16. März 1759, widmete sich der Malerei und hielt sich 1784—88 zu seiner weitern Ausbildung in Italien auf. Hier schloß er den

Freundschaftsbund mit Goethe, dem bald auch Tischbein angehörte, und in Neapel, wo sich damals die Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar aufhielt, lernte er Herder und andere Weimaraner kennen. Nach seiner Rückkehr lebte er in der Schweiz, bis ihn Goethe 1792 nach Weimar zog, wo er an der neueingerichteten Zeichenakademie eine Professur erhielt. Im J. 1795 reiste er wieder nach Italien, doch der Einmarsch der Franzosen nöthigte ihn 1797 zur Rückkehr nach der Schweiz, wo er mit Goethe zusammentraf, mit dem er damals den Plan zu den „Propyläen" entwarf. Hierauf ging er wieder nach Weimar und vermählte sich hier mit Amalie, der Tochter des Kanzlers von Koppenfels. Der Umstand, daß ihm in den Kriegsunruhen 1806 seine Mappe, in welcher er seine vorzüglichsten Studien bewahrt hatte, entwendet wurde, gab seinen Studien eine ganz andere Richtung, und ununterbrochen beschäftigte ihn nun die Geschichte der alten Kunst. Im J. 1807 wurde er Director der Zeichenakademie in Weimar, der er bis zu seinem Tode 14. Oct. 1832 vorstand. In seinem Testamente bestimmte er 33000 Thlr. für eine Armenstiftung in Weimar, die zu seinem und seiner 21. April 1825 verstorbenen Gattin Gedächtniß den Namen Meyer-Amalienstiftung erhielt. Mit Fernow verband er sich zur Herausgabe von Winckelmann's „Werken", die er nach dessen Tode mit Joh. Schulze (8 Bde., Dresd. 1808—17) herausgab. Resultate eigener Forschung enthält seine „Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen" (fortgesetzt von Riemer, 3 Bde., Dresd. 1824—36) Auch ein großer Theil der kritischen Beurtheilungen in den „Propyläen", „Horen" und in Goethe's Journal „Kunst und Alterthum" rühren von ihm her.

**Meyer** (Joh. Georg) von Bremen, ein vorzüglicher Genremaler, bildete sich auf der Akademie zu Düsseldorf und begann 1836 die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Er malte anfänglich biblische Geschichten, wie: den Weheruf Christi über Jerusalem; Abraham mit Sarah, Hagar und Ismael, wie sie Sodoms und Gomorras Untergang erblicken (lebensgroße Figuren); ferner den Propheten Elias, in der Wüste vom Engel gespeist; dann den Tod Mosis u. s. w. Später baute er das Genre mehr an, griff seine Stoffe aus dem bürgerlichen Leben und wußte dieselben poetisch zu behandeln. Ein besonderes Studium verwendete er auf das Leben und Treiben der Kinder, und die Resultate davon zeigen sich in den meisten seiner neuesten Schöpfungen, daher man ihn auch den Kinder-Meyer genannt hat. Das bescheerende Christkindlein unter Kindern, die Witwe, welche dem Begräbniß ihres Mannes aus der Ferne zusieht, sind zarte, tief empfundene Werke. Ausruhende Kinder an einem Bach, Großvater und Enkelin sind anmuthige Idyllen. Die Witwe, das jüngste Brüderchen, Blindekuhspiel sind die jüngsten Erzeugnisse des Künstlers. M.'s Vortragsweise ist sauber, zart und im Ausdruck innig. Nebenher liebt er Beleuchtungseffecte, die er glücklich durchzuführen versteht. Seit 1852 ist M. nach Berlin übergesiedelt.

**Meyer von Knonau** (Ludwig), ein Enkel des gleichnamigen von Klopstock und Wieland hochgeschätzten Fabeldichters, geb. zu Zürich 12. Sept. 1769, widmete sich in Halle, wo er ein eifriger Schüler F. A. Wolf's war, philologischen und historischen, sowie juristischen Studien, bereiste mehre Länder Europas und erwarb sich nach der Rückkehr in die Heimat mannichfache Verdienste in diplomatischen Geschäften, in richterlichen und administrativen Ämtern, sowie im höhern Lehrfache. Im J. 1829 in den Staatsrath gewählt, trat er nach der Staatsveränderung von 1830 an die Spitze der züricher Tagsatzungsgesandtschaft, lehnte aber 1832 die von vielen Mitgliedern des Großraths ihm zugedachte Bürgermeisterstelle ab. Bei der Berufung des Dr. Strauß (s. d.) stimmte er mit der Mehrheit des Erziehungsraths. Nach der Umwälzung vom 6. Sept. 1839 zog er sich von allen öffentlichen Stellen zurück und starb 21. Sept. 1841, bis zu seinem Ende in Denk- und Handlungsweise den reinsten Republikanismus bewährend. Unter seinen Schriften ist hauptsächlich sein „Handbuch der Geschichte der schweiz. Eidgenossenschaft" (2 Bde. Zür. 1826—29) zu erwähnen, die unter den vollständigen Geschichten der Eidgenossenschaft als die gründlichste, unbefangenste und geistvollste gilt.— **Meyer von Knonau** (Gerold), Sohn des Vorigen, Staatsarchivar des Cantons Zürich, geb. 2. März 1804, setzte auf der Hochschule zu Berlin, wo ihm unter seinen Lehrern der berühmte Geograph Ritter am nächsten stand, seine kameralistischen und historischen Studien fort, nachdem er schon in seinem 19. J. einen sehr verbreiteten „Abriß der Erdbeschreibung und Staatskunde der Schweiz" herausgegeben hatte. Er lernte einen großen Theil Europas auf Reisen kennen und arbeitete nach seiner Rückkehr 1827 mehre Jahre im Finanzfache, bis die Leitung des Staatsarchivs, des bedeutendsten der Schweiz, in seine Hände kam. In dieser Stellung leistete er so Tüchtiges, daß ihm auch die Oberdirection des Bundesarchivs übergeben und er zugleich mit der Hauptredaction der Bearbeitung der Tagsatzungsverhandlungen bis 1798 betraut wurde, eines historisch-diplomatischen

Werks, welches auf Kosten der Eidgenossenschaft erscheinen wird. Seiner Hingabe, wissenschaftliche Forschungen zu unterstützen, haben sich manche Gelehrte Deutschlands, Englands und Frankreichs zu erfreuen gehabt. Seine wichtigsten schriftstellerischen Arbeiten sind die unter seiner Leitung erschienenen und zum Theil von ihm bearbeiteten „Historisch-statistischen Gemälde der Schweiz", die „Erdkunde der schweiz. Eidgenossenschaft" (2 Bde., 2. Aufl., Zür. 1838—39) und die Fortsetzung des von Vögelin begonnenen historisch-geographischen Atlasses der Schweiz. M. von K. ist ferner Fortsetzer von G. E. Haller's „Bibliothek der Schweizergeschichte" und hat in jüngster Zeit mit Erfolg sich auch der Numismatik hingegeben.

**Meyerheim** (Friedr. Eduard), vorzüglicher deutscher Genremaler, wurde 7. Jan. 1808 in Danzig geboren, erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater und versuchte sich zuerst in landschaftlichen Gegenständen und Perspectiven, die er in Öl- und Wasserfarben wiedergab. Durch Unterstützung der Friedensgesellschaft wurde es ihm 1830 möglich, nach Berlin zu gehen, wo er die Akademie besuchte, mehr aber auf eigene Hand im Verein mit Freunden studirte. Seine Verhältnisse zwangen ihn, nebenher aus dem Lithographiren einen Erwerb zu machen, und so erschien von ihm ein Heft mit danziger Ansichten und ein größeres Werk, welches die Denkmäler der Altmark enthält und das er im Verein mit Kugler und Strack herausgab. Von 1834 an erregten seine Genrebilder die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde, welche sich bald zur Bewunderung steigerte. Eins dieser ersten Bilder ist der blinde Bettler, ein anderes das Scheibenschießen westfäl. Bauern. Die Altenburger im Korn, eine Ernte, hat er später selbst radirt. M. malt vornehmlich Dorfgeschichten. Die einfachsten Zustände des norddeutschen, meist bäuerlichen Volkslebens, heiteres Familiendasein in seiner Arbeit und seiner Ruhe, am Werkeltage und am Feiertage, draußen und im Hause, in seinen kleinen Freuden und Kümmernissen sind seine Stoffe, in denen er einen so großen poetischen Reichthum auszulegen weiß. Nichts ist in diesen Zuständen idealisirt. M. läßt Alles wie es ist, aber er sieht in den innersten Kern des Volkslebens, wo es schön und gesund ist, und stellt es mit anmuthsvoller Wahrheit dar. Er bildet seine Aufgaben mit liebevoller Sorgfalt durch, sodaß dem unbedeutendsten Gegenstande darin ein gleicher Fleiß gewidmet ist. Sein Farbenvortrag ist voll Milde und Sauberkeit. M.'s Kunstreisen bestehen in Ausflügen in die Gebirgsdörfer. So hat ihm der Harz eine ganze Folge der anmuthigsten Gegenstände geliefert: ein Milchmädchen, das am Wege niedersitzt und seine Baarschaft zählt (bekannt durch den trefflichen Farbensteindruck von Winckelmann), die Harzerin, die am Gartenzaune nach ihrem Schatz aussieht (gestochen von Teichel), eine Alte, die der Enkelin Strickunterricht ertheilt, die Kätzchen (gestochen von Grundmann), eine Dorfschule u. s. w. Neuerdings hat M. auch Thüringen besucht, und die ersten Früchte dieser Reise haben begonnen, seine Werkstatt zu verlassen. Seit 1838 ist er Mitglied der berliner Akademie der Künste. — **Meyerheim** (Wilh. Alex.), der jüngere Bruder des Vorigen und sein Studiengenosse, trat mit ihm zugleich auf, und zwar mit Arbeiten, die ebensowol ein entschiedenes Talent als auch einen bestimmten Darstellungskreis bezeichneten. Pferde, Lager- und Schlachtenscenen, Bivouacs u. dgl. sind seine Stoffe, die er, oft mit humoristischen Zügen gewürzt, in höchst lebendiger Weise und mit großer Naturtreue und gesundem Tone vorzutragen weiß. Auch als Lithograph hat er ausgezeichnete Sachen geliefert; namentlich ist der russ. Schlitten nach H. Vernet zu dem Besten in seiner Art zu zählen.

**Meyern** (Wilh. Friedr.), deutscher Romanschriftsteller, geb. 1762 in oder bei Ansbach, erhielt eine eigenthümliche Erziehung bei einem Landgeistlichen, der er außer vielem Andern seine innige Liebe zur Natur, aber auch manche später hervortretende Eigenheit verdankte, studirte in Altdorf die Rechte, jedoch so, daß er Mathematik, Geschichte, Sprachen und Naturkunde mit in seinen Kreis zog. Eine gewaltige Reiselust zog ihn dann nach England, wo er vergebens Seedienste zu nehmen wünschte. Nachdem er sodann kurze Zeit als östr. Artillerielieutenant gedient hatte, unternahm er mit zwei jungen Adeligen eine Reise durch Italien, Griechenland und Kleinasien; später durchreiste er große Theile von Europa. Auf seinen Reisen verband er in seltener Weise das Studium der Natur mit Erkenntniß der Menschen und Staaten. Um 1807 hielt er sich lange mit der östr. Gesandtschaft in Sicilien auf und entwarf hier großartige Colonisationsplane, die aber nicht verwirklicht wurden. Im J. 1809 trat er wieder als Hauptmann in die östr. Artillerie, war bei Organisirung der Landesbewaffnung thätig und arbeitete eine große Anzahl der wichtigsten Vorschläge aus, deren Werth aber meist zu spät erkannt wurde. Er wurde 1813 zum Generalstab versetzt und leitete 1815 in Paris die Rückgabe der ital. Kunstwerke. Nachher lebte er bei den östr. Gesandtschaften in

Rom und Madrid, wurde dann der Militärcommission bei dem Bundestage in Frankfurt a. M. beigegeben und starb daselbst 13. Mai 1829. M. war durch Geist und Kenntnisse in seltenem Grade zum Staatsmann befähigt, aber die Abgeschlossenheit seines edeln, im höchsten Grade anspruchslosen Charakters und die Unfähigkeit, auf Äußerlichkeiten des Lebens einen Werth zu legen, verhinderten ihn, eine entsprechende Lebensstellung einzunehmen. Als Schriftsteller trat er anonym zuerst auf mit dem geistvollen, aber in wunderliche Form gehüllten politischen Roman „Dya-na-Sore, oder die Wanderer" (5 Bde., Wien 1787—91; 3. Aufl., 1840—41), der seiner Zeit einen seltenen Beifall fand. Von seinen übrigen zahlreichen Arbeiten, die er selbst zu gering achtete, scheint Vieles verloren gegangen zu sein; das Erhaltene gab Feuchtersleben in „M.'s hinterlassenen kleinen Schriften" (3 Bde., Wien 1842) heraus.

**Mézeray** (François Eudes de), franz. Historiker, geb. 1610 zu Ry bei Falaise in der Normandie, entlehnte den Namen de Mézeray von einem bei Ry gelegenen Dorfe, als er in Paris anfing, von der Schriftstellerei zu leben. Zuerst widmete er sich der Dichtkunst, die er aber auf Anrathen des damals sehr einflußreichen Yvetaux mit dem Studium der Geschichte und Politik vertauschte. Später erhielt er die Stelle eines Richtoffiziers bei der Artillerie, die er während zweier Feldzüge in Flandern mit großem Widerwillen bekleidete, worauf er den Abschied nahm und im Collége Ste.-Barbe in Paris mit solchem Eifer den Studien oblag, daß er in eine schwere Krankheit verfiel. Der Cardinal Richelieu, welcher auf ihn aufmerksam geworden war, verschaffte ihm, nachdem der erste Theil seiner „Histoire de France" (3 Bde., Par. 1683—51) erschienen war, den Titel eines Historiographen von Frankreich mit einer Pension von 4000 Livres. M. wurde 1648 Mitglied der Akademie und 1675 deren beständiger Secretär, in welcher Eigenschaft er an der Redaction des „Dictionnaire de l'académie" Theil nahm. Der Auszug aus seinem großen Geschichtswerke: „Abrégé chronologique de l'histoire de France" (3 Bde., Par. 1668; beste Ausg., 14 Bde., 1775), ist viel besser als das Hauptwerk. Colbert, der über einige Bemerkungen M.'s in Bezug auf die Entstehung der Abgaben erzürnt war, entzog ihm, da die versprochenen Veränderungen nicht für genügend befunden wurden, seine Pension. Überhaupt tragen M.'s Werke das Gepräge eines derben, freisinnigen Charakters. Außer mehren andern unbedeutenden literarischen Productionen gab er einen „Traité de l'origine des Français" (Amst. 1688) heraus. Er starb 10. Juli 1638 zu Paris.

**Mézières**, franz. Festung zweiten Rangs und Hauptstadt des Depart. Ardennen, auf einer Einbiegung und am rechten Ufer der Maas, mit einer Citadelle auf der Ostseite der Stadt, klein, im Allgemeinen schlecht gebaut und ohne weitere merkwürdige Gebäude als die Pfarrkirche, in welcher die Vermählung Karl's IX. 1570 gefeiert wurde, hat 4900 E., eine Ingenieur- und Artillerieschule, eine Ackerbau- und eine Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft, Gewehrfabriken, im Rufe stehende Gerbereien und in der Nähe die Pulverfabrik von St.-Ponce. M. galt im Mittelalter für einen der festesten Plätze Frankreichs und beherrscht noch gegenwärtig die Maas. Durch den Ritter Bayard (s. d.) wurde die Stadt aufs tapferste gegen Kaiser Karl V. vertheidigt. Gegenüber liegt, durch eine Brücke mit M. verbunden, die freundliche, regelmäßig gebaute Stadt Charleville, mit dem Tribunal erster Instanz für das Departement, einem Handelsgerichte, einer Manufacturenkammer, einem Communal-Collége, einer öffentlichen Bibliothek von 24000 Bänden und einem Seminar. Die 9975 E. unterhalten Eisen- und Nagelschmieden, fabriciren Waffen und treiben Handel mit Getreide, Steinkohlen, Marmor, Schiefer und Eisen. Die Stadt hat ihren Namen von Karl von Gonzaga, Herzog von Nevers und Mantua, der sie 1606 erbauen ließ.

**Mezöhegyes**, ein auch im Auslande berühmtes ungar. Gestüt, liegt im csanader Comitat, etwa 5 M. von Arad entfernt. Zu M. gehören auch die Ansiedelungen Kiskamarás, Fecskés und Nagyzereg, die zusammen einen Flächenraum von 39911 Joch umfassen, der jährlich an 2—300000 Ctr. Frucht liefert. Der Feldbau und die Pferdezucht beschäftigen im Sommer an 7000 Arbeiter. Das Gestüt wurde 1785 von Joseph II. als militärische Anstalt gegründet und untersteht direct der obersten Kriegsverwaltung in Wien. Anfangs züchtete man nur ungar. Pferde, später führte man aber auch Stuten aus mehren berühmten europ. Gestüten und sogar aus Arabien ein, wodurch die Racen mehr gekreuzt wurden. Doch ist man in neuerer Zeit hiervon abgekommen und züchtet jetzt wieder vorzüglich die heimische Race. Die Zahl der hier erzeugten Pferde schwankt seit 35 J. gewöhnlich zwischen 2900—3000, worunter 700 Mutterfohlen. Ein Filial dieser berühmten Anstalt ist das kaiserl. Gestüt von Bábolna (s. d.).

**Mezza voce**, abgekürzt m. v., d. h. mit halber Stimme, ist bei dem Gesange die Andeutung eines gedämpften Vortrags.

**Mezzofanti** (Giuseppe), einer der ausgezeichnetsten Sprachkenner, wurde 19. Sept. 1771 zu Bologna geboren, wo er auch seine Bildung erhielt und später als Bibliothekar angestellt wurde. Im J. 1831 ward er in die Bewegungen verwickelt, welche die Besetzung Anconas durch die Franzosen herbeiführten. Er gehörte damals zu der Deputation, die sich nach Rom begab, um bei dem Papste Vorstellungen zu thun. In Rom wurde er zum Monsignore befördert, 1833 zum Secretär des Collegiums der Propaganda, dann auch an Angelo Mai's Stelle zum ersten Custos der Vaticanischen Bibliothek ernannt. Gelehrte, welche die ihm anvertrauten Bücherschätze benutzten, rühmten zwar seine Bescheidenheit und Freundlichkeit, hatten aber häufig Ursache, sich über Mangel an Liberalität zu beklagen. Am 13. Febr. 1838 erfolgte M.'s Erhebung zum Cardinalpriester. Er starb 14. März 1849 zu Neapel. M.'s europ. Ruf gründet sich weniger auf seine literarischen Arbeiten als vielmehr auf sein in Wahrheit eminentes Talent, sich fremde Sprachen anzueignen. Gegen Ende seines Lebens sprach und verstand er 58 Sprachen der verschiedensten Stämme. Ganz besonders wußte er sich im Deutschen mit so vieler Gewandtheit auszudrücken, daß nur ein geübtes Ohr den Ausländer zu erkennen vermochte. Doch besaß er blos eine große Sprachfertigkeit und war keineswegs ein gründlicher Sprachkenner. Vgl. Malavit, „Esquisse historique sur le Cardinal M." (Par. 1853).

**Mezzotinto** nennt man in der Malerei die Mittelfarben, d. i. diejenigen, welche aus dem Übergange zweier Farben ineinander entstehen und die man auch bisweilen halbe Farben oder gebrochene Farben im Gegensatz zu denen, aus welchen sie gemischt sind, oder überhaupt Tinten nennt. In der Kupferstechkunst ist die Mezzotintomanier gleichbedeutend mit derjenigen, welche Schwarzkunst genannt wird. (S. **Kupferstechkunst**.)

**Miako**, die alte Reichshauptstadt und die heilige Stadt der Japaner, die Residenz des Dairi oder geistlichen Oberhaupts, auf der Insel Nipon, hat lange, gerade, aber sehr enge Straßen, viele schöne und großartige Gebäude, namentlich in den zahlreichen Palästen des weltlichen Oberhaupts und der Vasallenfürsten, und ist der Prägort aller Münzen, der Hauptsitz der Gelehrsamkeit, Künste und Gewerbe in Japan. Daselbst werden auch die meisten Bücher gedruckt. Die Zahl der Bewohner betrug ehemals $1\frac{1}{2}$ Mill., soll sich aber jetzt nur noch auf 600000 belaufen. Der Palast des Dairi bildet einen eigenen Stadttheil, der $2\frac{1}{2}$ M. im Umfange hat und mit Mauern und Gräben umgeben ist; neben demselben erhebt sich ein ungeheuerer Thurm. Unter den Buddhatempeln zeichnet sich der Fokozitempel aus mit der kolossalen Statue des Buddha aus vergoldetem Holz, 33333 andern Idolen und mit der größten Glocke der Erde. Das Innere ist mit farbigen Marmorplatten gepflastert und das Schiff wird von 96 Säulen aus Cedernholz getragen.

**Miasma** (griech.), eigentlich Verunreinigung, bezeichnet in der Lehre von den ansteckenden und epidemischen Krankheiten ein die atmosphärische Luft verunreinigendes und so auf den Gesundheitszustand Vieler nachtheilig einwirkendes Krankheitsgift, besonders wenn eine solche verdorbene Luft bei vielen Menschen eine und dieselbe Krankheitsform hervorruft (Typhus-, Cholera-, Wechselfiebermiasma). Miasmen entstehen am häufigsten durch Fäulniß organischer Körper, daher um so leichter, wenn der Zustand der Atmosphäre die Fäulniß befördert, bei Wärme und Feuchtigkeit. Was aber eigentlich aus dieser Fäulniß sich entwickelt und das Miasma bildet, ist unbekannt, da unsere Sinne, von denen nur der Geruch zuweilen ein Miasma wahrnimmt, darüber keine Auskunft geben und die Chemie noch nicht so weit ausgebildet ist, um ein Miasma aus der Luft abzuscheiden und seiner Natur nach kennen zu lehren. Möglicherweise können auch mechanisch der Luft beigemischte mikroskopisch feine Körperchen (z. B. die Keimkörner der Schimmelpilze, die Eier mancher niedern Thiergattungen, die Luftinfusorien) an Entstehung miasmatischer Krankheiten Schuld sein. Das Ozon (s. d.) wird neuerdings sowol bei Entstehung als bei Zerstörung gewisser Miasmen wirksam geglaubt. Nach der Ursprungsstätte, gleichsam Quelle derartiger Miasmen (auch Effluvien genannt) unterscheidet man: das der Sumpfluft, Sumpfmiasma, welches man auch häufig mit dem ital. Namen Malaria (s. d.) bezeichnet (dahin gehört auch das der Seeufer, Lagunen, Maremmen, Reispflanzungen, Flachsrösten u. s. w.); ferner das Erdbodenmiasma (wohin das der Urwälder, der Kirchhöfe, gewisser alter Städte u. s. w. gehört); das Thierdunstmiasma (z. B. aus Kloaken, aus Orten, wo viel Fleisch fault, aus eingeschlossenen Orten, wo viel gesunde oder kranke Menschen zusammengedrängt sind, daher Hospitalmiasma, Feldlagermiasma, Kerkermiasma, Schiffsmiasma); endlich ein Luftmiasma (wie es z. B. oft der Thauwind von den Alpen her oder aus den Nordpolgegenden zu uns führt). Da die Luft der Träger der Miasmen ist, so sind die Winde in dieser Beziehung theils schädlich, indem sie die Miasmen verbreiten, theils nützlich, indem sie dieselben durch Ver-

dünnen unschädlich machen. Zwischen Miasma und Contagium (s. d.) lassen sich keine scharfen Grenzen ziehen; denn einerseits verbreiten sich viele Ansteckungen (die sogenannten flüchtigen Contagien) durch die Luft und haben dann den Charakter des Miasma; andererseits können Seuchen, welche auf miasmatischem Wege entstanden sind, später auch von Person zu Person übergetragen (also ansteckend) werden. Die fast durchgängige Unmöglichkeit, ein einmal erzeugtes Miasma zu zerstören, legt der medicinischen Polizei die Verpflichtung auf, die Entstehung eines solchen so viel möglich zu verhindern und bei Anlegung von Begräbnißplätzen, anatomischen Theatern, großen Versammlungshäusern, Scharfrichtereien, Schlachthäusern, gewissen Fabriken u. s. w. die gehörige Rücksicht darauf zu nehmen, und Gegenden, in denen sich Miasmen aus dem Boden erzeugen, für die Bewohner unschädlicher zu machen, was, je nach dem besondern Falle, durch verschiedene Mittel geschehen kann, z. B. bald durch Trockenlegung, bald durch Bewässerung, bald durch Ausrodung, bald durch Anpflanzung von Wäldern. Übrigens hat die Erfahrung gelehrt, daß es bei herrschenden miasmatischen Krankheiten, wie bei allen Seuchen (s. Epidemien), wesentlich darauf ankommt, den Gesundheitszustand der bedrohten Bevölkerung im Allgemeinen zu heben durch Sorge für gute Nahrung, Kleidung, Wohnung, Gemüthsstimmung u. s. w. Je verwahrloster und herabgedrückter in diesen Hinsichten eine Bevölkerung ist, desto mehr ist sie solchen Seuchen ausgesetzt und desto größer ihre Sterblichkeit dabei.

**Miaulis** (Andreas Vokos), Admiral der griech. Flotte während des Freiheitskampfes, geb. zu Negroponte 1768 von Ältern niedern Standes, begann seine Laufbahn als gemeiner Matrose und erhielt den Namen Miaulis von dem türk. Miaul, was eine Felucke bezeichnet. Allmälig hatte er sich ein großes Vermögen erworben, das er jedoch dadurch verlor, daß er sich dem Geschwader des Livadiers Lambros Katzonis anschloß, welches seit den Zeiten der Kaiserin Katharina II. den Kampf für die Unabhängigkeit allein und längere Zeit nicht ohne Glück fortsetzte, endlich aber um 1790 der türk. Übermacht unterlag. In der Französischen Revolution machte er, ungeachtet der engl. Blockade, von Odessa aus in franz. und span. Häfen mit Getreideladungen bedeutende Geschäfte. Später ließ er sich auf Hydra nieder und erbaute ein größeres Fahrzeug, das er im Schiffbruch an der portug. Küste verlor. Nichtsdestoweniger erholte er sich auch von diesem Schlage, wurde unter die Primaten von Hydra aufgenommen und erhielt einen bedeutenden Einfluß auf die gemeinsamen Angelegenheiten dieser Insel. Obschon er beim Aufstande 1821 zögerte sich anzuschließen, so that er dies doch nicht um so mehr Enthusiasmus, sobald er über Zweck und Art des Aufstands im Klaren war. Er schloß sich der schnell ausgerüsteten hydriotischen Flotte an, erhielt 1822 den Oberbefehl über dieselbe und errang namentlich den Sieg bei Patras über die feindliche Flotte. Im J. 1823 wurde er zum Befehlshaber der gesammten Flotte erwählt. Er vollbrachte im Mai 1825 die kühne That, die türk. Flotte im Hafen von Modon zu verbrennen, wodurch er jedoch den Verlust Navarins an die Feinde nicht verhindern konnte, und bewies sich überaus thätig, bis die Misstimmung zwischen ihm und Lord Cochrane ihn 1827 veranlaßte, das Commando der Flotte niederzulegen. Hierauf lebte er theils zu Poros, theils zu Hydra ohne weitere Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, bis er nach der Ankunft des Präsidenten Kapodistrias von neuem den Oberbefehl über die Flotte übernahm. Um ihn für die Regierung zu gewinnen, ernannte ihn Kapodistrias gegen Ende des J. 1829 zum Chef und Oberaufseher des Kriegshafens von Poros. Dessenungeachtet trat er auf die Seite der Opposition, in der er ebenso große Redlichkeit als Charakterstärke zeigte. Er war Mitglied der Commission, welche die Regierung der Insel Hydra übernahm, und 1831 auch bei der Deputation, welche mit dem Präsidenten einen versöhnenden Vergleich versuchte. Als dieser nicht zu Stande kam, verbrannte er 13. Aug. die im Hafen von Poros liegenden griech. Kriegsschiffe, um sie nicht in die Gewalt der Feinde Griechenlands gelangen zu lassen. Noch war der Proceß deshalb gegen ihn nicht eingeleitet, als die Ermordung des Präsidenten den Dingen eine unerwartete Wendung gab. Hydra erklärte sich zu jeder Ausgleichung bereit und M. wurde 1832 zum Oberadmiral ernannt. Nach der Wahl des Prinzen Otto zum Könige von Griechenland und der Flucht Augustin Kapodistrias' war er unter den Abgeordneten, die dem neuen Könige die Huldigung der Nation überbrachten. Mit der Leitung der Seemacht beauftragt, gehörte er nun zu den kräftigsten Stützen des neuerrichteten Königsthrons und wurde 1835 zum Viceadmiral ernannt, starb aber noch in demselben Jahre im Juni in Athen, wo er neben dem Denkmal des Themistokles begraben wurde, während sein Herz in silberner Urne in Hydra beigesetzt ist. M. ist ein antiker Charakter, wie sie selbst Athen, Sparta und Rom nicht häufig erzeugt haben, der mit Wenigem viel vermochte und das Verdienst hat, daß er nach 1821 der Erste war, der den Griechen die Schwäche der türk. Seemacht offenbarte und durch sein Bei-

spiel sie ermunterte, ihr in offener Schlacht Trotz zu bieten. Er hat dadurch, sowie durch seine Kühnheit, Kaltblütigkeit und Schnelligkeit in der Ausführung und durch seine Thaten zur See Griechenland gerettet.

**Micali** (Giuseppe), ital. Archäolog, geb. zu Livorno und einer begüterten Familie aus dem Handelsstande angehörend, machte schon früh größere Reisen durch Italien, Frankreich und Deutschland und widmete sich, nach der Heimat zurückgekehrt, gänzlich den archäologischen Studien. Als eine Frucht derselben erschien zunächst sein großes, von Raoul-Rochette ins Französische übersetztes Werk „L'Italia avanti il dominio dei Romani" (4 Bde., Flor. 1810; 2. Aufl., 1831), dem nach sehr langem Zwischenraume die „Storia degli antichi popoli italiani" (3 Bde., Flor. 1832; 2. Ausg. 1835—36), eine völlige Umarbeitung des frühern Werks und die Frucht Jahre langer Arbeiten und Reisen, folgte und zu dem die Kupfersammlung der „Monumenti antichi" auf 120 Foliotafeln (Flor. 1844) eine höchst schätzbare Beilage bildet. So wenig man veranlaßt sein mag, viele von des Verfassers Ansichten anzunehmen oder überhaupt im Allgemeinen sein System hinsichtlich der Abstammung ital. Völkerschaften, wie in der Erklärung der Kunstwerke gutzuheißen, so bleibt seinem Werke immer das Verdienst, beim ersten Erscheinen das Studium dieses Zweigs der Alterthumswissenschaften in Italien mächtig angeregt und in der zweiten Bearbeitung eine Menge Monumente vereint zu haben, die man nirgends anderswo zusammengetragen findet. M. starb zu Florenz 28. März 1844.

**Micha**, einer der zwölf kleinen Propheten des Alten Testaments, war gebürtig aus der Stadt Moreschethi-Gath im Stamme Juda und weissagte 740—720 unter den Königen Ahas und Hiskias. Sein im Kanon vorhandenes Buch enthält drei Strafreden, an Israel und Juda gerichtet, worin er in einer schönen Sprache wider die Abgötterei und Sittenlosigkeit eifert und die später eintretenden Katastrophen androht, aber auch auf eine glücklichere Zukunft hinweist. Eine poetische Übersetzung des M. gab F. Rückert. — Micha hieß auch der Israelit zur Zeit der Richter, der Veranlassung wurde, daß die Einwohner zu Dan einen separaten Jehovahcultus einrichteten.

**Michael** ist der Name eines der drei im Alten Testamente erwähnten Erzengel. Er galt als Schutzengel des jüd. Volkes und sollte unter Andern über den Leichnam des Moses, dessen Bestattung ihm übertragen war, mit dem Satan gekämpft haben. Auch die Johanneische Apokalypse stellt ihn als Sieger über den Drachen oder Satan dar. Da er später bei den Christen als Beschützer der Kirche angesehen wurde, so widmete man ihm, zugleich aber allen übrigen Engeln, im 9. Jahrh. das Fest, das noch gegenwärtig 29. Sept. von der kath. Kirche gefeiert wird.

**Michael**, König von Polen, geb. 1638, war der Sohn des als Krieger berühmten, von den Jagellonen abstammenden Woiewoden von Reußen, Jeremias Wisniowiecki, und mütterlicher Seits ein Urenkel Johann Zamoiski's (s. d.). Sein Vater hatte seine großen Besitzungen in der Ukraine in Folge der unglücklichen Kriege zwischen Polen und Rußland an den russ. Zar verloren, daher befand sich M. in den ärmlichsten Verhältnissen, als er 1669 nach der Thronentsagung Johann Kasimir's (s. d.) von dem niedern Adel, der den Magnaten gegenüber hier seine Allgewalt zeigen wollte, plötzlich zum Könige von Polen ausgerufen wurde. Bei der Nachricht von seiner Wahl rief er unter Thränen aus: „Es gehe dieser Kelch an mir vorüber!" Er entfloh vom Wahlfelde, wurde aber eingeholt, mußte sich dem Willen der Nation fügen und vermählte sich darauf mit Eleonore, der Schwester des Kaisers Leopold. Seine kurze Regierung brachte Polen an den Rand des Verderbens, indem er in keiner Weise den Verhältnissen gewachsen war. Er wußte weder dem gegen ihn eingenommenen Adel noch den auswärtigen Feinden zu widerstehen. Sultan Mohammed IV. zwang ihn durch einen Einfall in Polen Podolien und die Ukraine abzutreten und einen jährlichen Tribut zu zahlen. Johann Sobieski (s. d.), sein Gegner und Nachfolger, hatte den großen Sieg über die Türken bei Chocim davongetragen, als M., fast allgemein verachtet, 10. Nov. 1673 zu Lemberg starb.

**Michaelis** (Joh. Benj.), ein früh verstorbener deutscher Dichter, war 31. Dec. 1746 zu Zittau in ärmlichen Verhältnissen geboren. Ein Lehrer am dasigen Gymnasium regte in ihm zuerst das poetische Talent an, welches sich schon früh in deutschen, dann in lat. Gedichten aussprach. Im J. 1764 ging er nach Leipzig, um Medicin zu studiren; doch trotz einiger Unterstützung, die er von Gottsched erhielt, gerieth er bald in die größte Noth, die ihn um so mehr drückte, je weniger Geschmack er an dem erwählten Studium fand. Eine kleine Gedichtsammlung und häufige Gelegenheitsgedichte gewährten nur augenblickliche Hülfe, ebenso wenig Bestand hatte seit 1770 sein Antheil an der Redaction des „Hamburger Correspondenten". Endlich nahmen sich Gleim und G. Jakobi seiner an und in enger Verbindung mit dem Erstern lebte er in Halberstadt bis an seinen Tod, 30. Sept. 1772. Seine Hauptarbeiten sind Fabeln,

Lieder und Satiren, darunter die letztern die bedeutendsten; doch tritt überall weder entschiedene Eigenthümlichkeit noch vollständige Durchbildung hervor. Vieles noch Ungedruckte findet sich in Gleim's Nachlasse zu Halberstadt. Gesammelt wurden seine „Poetischen Werke" von Schmid (2 Bde., Gieß. 1780); seine „Sämmtlichen Werke" erschienen in Wien (4 Bde., 1791).

**Michaelis** (Joh. Dav.), einer der gelehrtesten und angesehensten Theologen des 18. Jahrh., wurde 27. Febr. 1717 zu Halle geboren, wo sein Vater, Christian Benedict M., der sich ebenfalls als Theolog und Orientalist einen Namen erwarb, Professor war. Er bildete sich auf der Schule des Waisenhauses und auf der Universität zu Halle und machte dann Reisen in England und Holland. Nach der Rückkehr setzte er seine Studien eifrig fort und verfaßte unter Anderm einen wissenschaftlich geordneten Katalog der Universitätsbibliothek zu Halle. Im J. 1745 erhielt er den Ruf als Professor der Philosophie nach Göttingen, wo er 1751 mit Haller die Grundgesetze der damals errichteten Societät der Wissenschaften ausarbeitete, deren Secretär und nachheriger Director er eine Zeit lang war, bis er wegen Mishelligkeiten mit einem seiner Collegen aus der Gesellschaft trat. Von 1753—70 versah er die Direction und Mitredaction der „Göttinger gelehrten Anzeigen", sowie auch von 1761—63 die Function eines Bibliothekars bei der Universität. Zugleich leitete er von 1761 an ohne Vergütung das philologische Seminarium. Während des Siebenjährigen Kriegs beschäftigte er sich mit den Vorarbeiten zu einer Entdeckungsreise in Arabien, die nachher von Niebuhr (s. d.) unternommen wurde. In der letzten Zeit seines Lebens sah man ihn fast nur auf dem Katheder oder am Schreibtisch. Er starb 22. Aug. 1791 und hinterließ den Ruhm eines ebenso rechtschaffenen als gelehrten Mannes. Sein Wirken für biblische Grammatik, Geschichte und sachliche Exegese war bedeutend; seine „Einleitung in die göttlichen Schriften des Neuen Bundes" (2 Bde., Gött. 1750; neue Aufl., 1787—88), das „Mosaische Recht" (6 Bde., Fkf. 1770—75; 2. Aufl., 5 Bde., 1776—80) und seine „Moral" (herausgegeben von Stäudlin, 3 Bde., Gött. 1792—1823) sichern ihm eine bleibende Stelle unter den ausgezeichnetsten Gelehrten seiner Zeit. Er war Mitglied der Akademien von London und Paris, kaiserl. Rath und hannov. Geh. Rath. Vgl. seine „Lebensbeschreibung von ihm selbst abgefaßt" (Rinteln und Lpz. 1793). — Sein Sohn, **Christian Friedr. M.**, starb als Professor der Medicin zu Marburg 1814.

**Michailowski-Danilewski** (Alex. Iwanowitsch), russ. Geschichtschreiber, geb. 1790, erhielt seinen ersten Unterricht in der Petri-Paulsschule zu Petersburg und setzte diesen in der moskauer Universitätspension fort. Von hier kam er auf die Universität Göttingen, wo Bouterwek, Schlözer, Heeren, Martens und Sartorius seine Lehrer waren. Zu seiner speciellen Beschäftigung hatte er sich die Cameralwissenschaft erwählt und trat nach beendigtem Studium (1812) in die Kanzlei des Finanzministers, wo er sofort den Rang eines Titularraths erhielt, da er schon seit 1801 im Dienste eingeschrieben war. Als Kutusow den Befehl über die petersburger Truppen erhielt, wurde M. sein Adjutant und blieb in dieser Stellung auch dann, als Kutusow der Oberbefehl der ganzen Armee anvertraut ward. Durch einen besondern Zufall wurde er näher mit dem Oberbefehlshaber bekannt. Kurz vor dem Treffen bei Tarutin sollte ein Brief in franz. Sprache an Murat geschrieben werden. Fuchs, welcher die diplomatischen Geschäfte zu verwalten hatte, war erkrankt, und daher besorgte M. diese Arbeit, welche sich der größten Zufriedenheit Kutusow's zu erfreuen hatte. Doch beschäftigte er sich nicht allein mit den schriftlichen Arbeiten, in seiner Eigenschaft als Adjutant nahm er auch an allen berühmten Schlachten Theil, wofür er mehre Auszeichnungen erhielt. Im J. 1813 wurde er in des Kaisers Gefolge aufgenommen und trat in demselben Jahre in die Kanzlei des Fürsten Wolkonski, wo er gleichfalls Gelegenheit hatte, allen Treffen in den J. 1813 und 1814 beizuwohnen. In den J. 1814 und 1815 war er beim Wiener Congreß zugegen und machte den zweiten Feldzug nach Frankreich mit. Später (1815—18) folgte er dem Kaiser Alexander auf dessen Reisen im Auslande und in Rußland; auch war er 1818 mit ihm beim Congreß zu Aachen. Im J. 1823 erhielt er den Rang eines Generalmajors und das Commando über die dritte Brigade der siebenten Infanteriedivision. Im J. 1829, während des Türkenkriegs, commandirte er die zweite Brigade der 6. Infanteriedivision und wurde später dejourirender General bei dem Oberbefehlshaber der Truppen, Grafen Diebitsch-Sabalkanski. Im J. 1835 ward er zum Generallieutenant und Präsidenten des Kriegscensurcomité und 1839 zum Mitglied des Kriegsraths ernannt. Er starb 1848 zu Petersburg. Als Schriftsteller war M. sehr fruchtbar. Seine Hauptwerke: „Beschreibung des türk. Kriegs unter der Regierung des Kaisers Alexander von 1806—12" (4 Bde., Petersb. 1843); „Denkwürdigkeiten über die Feldzüge der J. 1812—13" (Petersb. 1834); „Denkwürdigkeiten über den Feldzug des J. 1813" (deutsch von

Goldhammer, Lpz. 1837); „Beschreibung des Feldzugs in Frankreich im J. 1814" (2 Bde., Petersb. 1836) und „Denkwürdigkeiten über den Krieg aus den J. 1814—15" (2 Bde., Petersb. 1835; deutsch von Goldhammer, Lpz. 1838), wurden viel gelesen und bewundert und erlebten theilweise viele Auflagen. Nach seinem Tode erschien eine vollständige Sammlung derselben (7 Bde., Petersb. 1849—50). Sie sind in einem gefälligen, reinen Stile geschrieben und zeigen überall das Talent des Verfassers, die Geschichte in dramatischer Weise zu behandeln, stehen aber an Wahrheit der Forschung und Präcision der Darstellung vielen andern Werken der Neuzeit über dieselben Ereignisse nach.

**Michaud** (Josephe), franz. Historiker und Publicist mit royalistischen Grundsätzen, geb. in einem Dorfe an der Grenze von Savoyen 1769, erhielt seine Bildung in Bourg-en-Bresse und kam 1791 nach Paris, wo er sich durch eine vielseitige literarische Thätigkeit bald bekannt machte. Sein erstes selbständiges Werk war die „Voyage littéraire fait en 1787 au Mont-Blanc". Durch seine einschneidenden Journalartikel machte er sich den republikanischen Machthabern so unbequem, daß auf Befehl des Conventsmitglieds Bourdon de l'Oise über ihn das Todesurtheil gesprochen wurde. Zwar wirkten seine Freunde die Cassation dieses Urtheils aus; aber nichtsdestoweniger war er auch noch für die Folge wegen seiner politischen Ansichten vielfachen Verfolgungen ausgesetzt. Dessenungeachtet behauptete er sich in Paris in seiner Stellung als Journalist. Im J. 1797, wo er Redacteur der royalistischen „Quotidienne" war, wurde er mit mehren andern Journalisten, wie Fontanes, Bertin, Fiévée, Lacretelle, zur Deportation nach Cayenne verurtheilt. Es gelang ihm, sich nach dem Jura zu flüchten, wo er sein berühmtes descriptives Gedicht „Le printemps d'un proscrit" (Par. 1804; vermehrt 1827) schrieb. Nach dem 18. Brumaire kehrte er nach Paris zurück, wo er sich mit historischen Forschungen und nur nebenbei mit Journalistik beschäftigte. Seine vorzüglichsten Werke sind: „Histoire des progrès et de la chûte de l'empire de Mysore sous le règne d'Hyder-Aly et de Tippoo-Saib" (2 Bde., Par. 1801); „Histoire des croisades" (3 Bde., Par. 1812—17; 6. Aufl., 6 Bde., Par. 1840; deutsch von Ungewitter und Förster, 6 Bde., Quedlinb. 1827—32), welche, ungeachtet vieler Mängel und Unrichtigkeiten, vorzüglich wegen der plastischen Darstellung zu den bedeutendern historischen Erscheinungen der neuern Zeit gehört; und die mit letzterer in Verbindung stehende „Bibliothèque des croisades" (4 Bde., Par. 1830), welche Auszüge aus den Quellenschriftstellern der Kreuzzüge gibt. Im J. 1802 erschien aus M.'s Feder eine „Biographie moderne" (4 Bde.), welche von der Polizei mit Beschlag belegt wurde. Um diese Zeit hatte M. mit seinem Bruder, Louis Gabr. M., geb. um 1772, und Giguet eine Buchdruckerei und ein Verlagsgeschäft angelegt. Zu ihren vorzüglichsten Unternehmungen gehört die „Biographie universelle" (seit 1811), deren eigentliche Leitung M.'s Bruder übernahm. Er selbst blieb stets ein Anhänger der Bourbons, wenn er auch hin und wieder wol dem Kaiser und dem Könige von Rom in Gedichten huldigte. Dafür ließ er seinem Hasse gegen Napoleon freien Lauf in seiner „Histoire des 15 semaines, ou le dernier règne de Bonaparte" (Par. 1816), ein Pamphlet, welches hintereinander 27 Auflagen erlebte. Er war 1813 Mitglied der franz. Akademie geworden; 1815 wurde er Deputirter in der Chambre introuvable. Seiner Stellen als Censor und Vorleser des Königs, welche ihm kurz nach der Rückkehr der Bourbons ertheilt worden waren, ging er wegen seiner Sympathie für eine freiere Regung der Presse verlustig. Während der J. 1820—24 betheiligte er sich vorzüglich an der Redaction der vielgelesenen „Lettres champenoises". Die „Correspondance d'Orient" (7 Bde., Par. 1830—38), ein Ergebniß seiner Reise nach Afrika und Kleinasien, und die „Collection de mémoires pour servir à l'histoire de France depuis le XIIIme siècle" (20 Bde.) hat er in Verbindung mit seinem jüngern Freunde Poujoulat herausgegeben. Außerdem verdankt man ihm noch die Besorgung vieler bedeutender Werke, z. B. einer neuen Ausgabe des „Abrégé chronologique de l'histoire de France" von Hénault, die Veröffentlichung der ersten Abtheilung der wichtigen „Correspondance littéraire de Grimm" u. s. w. Körperliche Leiden nöthigten ihn, sich nach Passy zurückzuziehen, wo er 30. Sept. 1839 starb.

**Michel** ist die volksthümliche Abkürzung des Namens Michael, welche in keinem Zusammenhang mit dem altdeutschen Worte „Michel", d. i. stark, groß, steht. Dem deutschen Michel hat man eine reiche Dosis Schwerfälligkeit und gutmüthiger Unklugheit beigelegt, um in ihm die Thorheiten und Verkehrtheiten der deutschen Nation in ähnlicher Weise zu personificiren, wie dies die Engländer in ihrem John Bull, die Nordamerikaner in ihrem Bruder Jonathan u. s. w. thun.

**Michel Angelo**, mit seinem vollen Namen **Michel Angelo Buonarotti**, einer der größten Heroen der Kunst des christlichen Zeitalters stammte aus dem alten Hause der Grafen von Canossa

und wurde 1474 zu Caprese oder Chiusi geboren. Sein Vater, Podestà in den genannten Orten, gab nur ungern dem übermächtigen Drange des Knaben zur Kunst nach. M. erlernte die Malerei bei Domenico Ghirlandajo, damals dem ausgezeichnetsten Meister von Florenz; doch genügte ihm dies einzelne Kunstfach nicht, auch die Sculptur und die Architektur trieb es ihn, sich zu eigen zu machen. Der Herzog Lorenzo dei Medici, der sich seiner Erziehung mit persönlichem Interesse annahm, glaubte ihn besonders zum Bildhauer berufen und ließ ihn in dieser Kunst durch Bertoldo, einen Schüler des berühmten Donatello, unterweisen. Der Ernst, mit welchem M. seinen künstlerischen Studien nachging, wird am besten durch den Umstand bezeugt, daß er zwölf Jahre mit rastloser Anstrengung dem Studium der Anatomie widmete, wodurch er sich in der That eine für die damalige Zeit unerhörte und für alle Zeit seltene Sicherheit in der Darstellung des menschlichen Körpers erwarb. Seine frühesten Kunstschöpfungen von Bedeutung sind plastische Werke: die zarte Statue eines knieenden Engels am Grabmale des heil. Dominicus zu Bologna, eine Faunslarve und die Statuen des Bacchus und David zu Florenz, sowie die großartig schöne Gruppe der Mater dolorosa in der Peterskirche zu Rom. Dann folgte, um 1504, die Zeichnung eines Cartons, die er im Wettstreit mit Leonardo da Vinci und im Auftrage der florentin. Regierung anfertigte. Beide Künstler hatten Scenen der florentin. Geschichte zum Gegenstande der Darstellung gewählt; ihre Cartons, die für die Förderung der jüngern Kunstwelt von großer Bedeutung waren, sind jedoch untergegangen, und wir kennen M.'s Compositionen nur aus einigen alten Kupferstichen. Die bekannteste Gruppe ist die unter dem Namen der Kletterer (Grimpeurs) von Marc Antonio und Agostino da Venezia gestochene: nackte Krieger, die, beim Baden vom Schlachtruf überrascht, hastig das steile Arnoufer hinabklettern. Gleich nach dieser Arbeit wurde M. durch Papst Julius II. nach Rom berufen, mit dem Auftrage, ein kolossales Grabmonument zu entwerfen und auszuführen, das Julius sich selbst in der Peterskirche errichten wollte. Das Werk sollte mit einer großen Menge Statuen und Reliefs geschmückt werden; es gerieth aber bald durch verschiedene Umstände ins Stocken; nachmals neu aufgenommen und auf geringere Maße reducirt, wurde es wieder unterbrochen, bis es endlich in nochmals sehr verringertem Umfange 1545, lange nach des Papstes Tode, in der Kirche San-Pietro ad Vincula in Rom aufgestellt ward. Die Statue des Moses ist der vorzüglichste Schmuck dieses Monuments. Die erste Unterbrechung, die die Arbeit des Grabmonuments erlitt, wurde durch Papst Julius selbst herbeigeführt, indem dieser, ganz gegen den Willen des Künstlers, darauf bestand, daß derselbe die weite Decke der Sixtinischen Kapelle im Vatican zu Rom mit Frescomalereien von seiner Hand schmücken sollte. Unwillig ging M. 1508 an diese Arbeit; aber er vollendete sie in der Frist weniger Jahre und zwar ohne alle Beihülfe, und schuf in ihr das gediegenste Meisterwerk seines ganzen Lebens. Die Gegenstände dieser Deckenmalerei bilden die Hauptmomente aus den Geschichten der Genesis, die Gestalten der Propheten und Sibyllen, die irdischen Vorfahren des Erlösers und eine Menge symbolischer und decorativer Figuren. Durch Papst Leo X., aus dem Hause der Medici, der auf Julius II. 1513 folgte, erhielt M. den Auftrag zu neuen plastischen Arbeiten, nämlich zu den Grabmonumenten für Leo's Bruder, Giuliano dei Medici, und für seinen Neffen Lorenzo, Herzog von Urbino; aber auch diese Arbeit wurde unterbrochen und kam erst unter Papst Clemens VII., gleichfalls einem Mediceer, der von 1523—27 regierte, zur Vollendung. Die Monumente befinden sich in der Sacristei von San-Lorenzo zu Florenz; sie enthalten die Statuen der Genannten, unter denen besonders die des Lorenzo als Meisterwerk ersten Rangs betrachtet werden muß, und Sarkophage, welche mit den symbolischen Gestalten, der eine der Aurora und des Abends, der andere der Nacht und des Tags, geschmückt sind. Die Architektur der Sacristei von San-Lorenzo und die des Vestibuls der dortigen Bibliothek, die gleichzeitig mit den genannten Sculpturwerken ausgeführt wurden, sind unter M.'s frühern architektonischen Leistungen zu nennen. Später war M. auch in Rom im Fache der Architektur thätig, in welchem Betracht zunächst, als nach seinem Entwurfe ausgeführt, der Klosterhof von Santa-Maria degli Angeli und die neue Anlage des Capitols zu nennen sind. Schon stand M. im höhern Mannesalter, als ihm das zweite große Werk im Fache der Malerei übertragen ward, das 60 F. hohe Frescogemälde mit der Darstellung des Jüngsten Gerichts an der Altarwand der Sixtinischen Kapelle; er fertigte dasselbe 1534—41. Es ist ein gewaltiges Werk, darin seine Auffassung aber mehr den Tag des Zorns als den ewiger Beseligung vor Augen führt. Christus erscheint durchaus als Richter. Ein ergreifendes Pathos herrscht in den Gruppen, deren Figuren mit meisterhafter Charakteristik durchgeführt sind. Sie waren ursprünglich alle nackt. Paul IV. wollte deshalb das Bild herunterschlagen lassen. Als Auskunftsmittel mußte Daniel de Vol-

terra die auffallendsten Blößen mit Lappen bedecken. Eine vorzügliche Copie des Gemäldes, von M. Venusti unter des Meisters Augen gefertigt, befindet sich im Borboni'schen Museum in Neapel. Gestochen haben es Ghisi, Metz und Longhi. Ungefähr in dieselbe Zeit fallen noch zwei andere, doch kleinere Frescobilder seiner Hand, in der Paolinischen Kapelle des Vaticans. Das letzte große Werk seines Lebens, seit 1546, war der Bau der Peterskirche zu Rom. Schon seit geraumer Zeit war hier an der Stelle der alten Basilika des heil. Petrus ein Neubau von großartigen Dimensionen unternommen, doch bis M. die Leitung desselben erhielt, nur wenig gefördert worden. M. führte den Bau, trotz mannichfacher Hemmnisse, die auch ihm entgegentraten, so weit, daß unmittelbar nach seinem Tode die grandiose Kuppel, welche ihn bekrönt, nach seinem Entwurfe vollendet werden konnte. Nach seinem Plane sollte die Kirche nur aus einem griech. Kreuz mit kurzen Flügeln zu den vier Seiten des Kuppelraums bestehen; später wurde sie durch ein gedehntes Vorderschiff, welches man dem Ganzen noch vorsetzte, und durch eine schlechte Façade entstellt. Am 17. Febr. 1563, nach Andern, 1564, starb M., von ganz Rom tief betrauert. Seine Leiche wurde nach Florenz geschafft, wo sich über ihrem Grabe, in der Kirche Santa-Croce, ein prächtiges Denkmal erhebt. M.'s Werke sind der Ausdruck eines majestätisch-erhabenen Geistes, der, seiner Machtfülle sich bewußt, nur die Gesetze und Gebote seines Innern anerkennt. Leise zurückgehalten, noch wie in der Knospenhülle, läßt sich dies in jenem zarten Werke seiner Jugend, dem Engel am Grabe des heil. Dominicus, erst ahnen, tritt aber bald immer deutlicher hervor, bis es sich an den Deckengemälden der Sixtina im hellsten, freudigsten Glanze offenbart. In dem Bilde des Jüngsten Gerichts sieht man dagegen den Beherrscher im Reiche der Kunst, der zur Sicherung seiner Macht schon gewaltsame Mittel aufwenden muß, daher der Gesammteindruck dieses Werks, bei allem Aufwande der Meisterschaft, schon ein mehr düsterer ist. Auch in den architektonischen Werken M.'s läßt sich eine solche Richtung erkennen; doch ist ihm das eigentliche Wesen der Architektur fremder, und seine künstlerische Obermacht wird hier schon in hohem Grade zu Laune und Willkür. M. war aber nicht blos Maler, Bildhauer und Architekt, auch im Fache der Poesie hat sein Name einen ehrenvollen Klang. In seinen Gedichten erkennt man denselben hohen, forschsamen Geist, zugleich aber auch eine milde Hingebung, sowie einen heiter-neckischen Humor, was mit dem Ernste seiner künstlerischen Gebilde oft eigenthümlich contrastirt. Seine Gedichte wurden wiederholt herausgegeben, namentlich von seinem Neffen Michel Angelo Buonarotti (Flor. 1623) und ins Deutsche übersetzt von K. Witte unter dem Namen F. Licio (Bresl. 1825) und von Regis (Berl. 1842). Sein Leben ist beschrieben durch seine Schüler Vasari in den „Vite de' pittori etc." und Ascanio Condivi in der „Vita di Michel Angelo" (Rom 1553; Flor. 1746; Pisa 1823).

**Michelet** (Jules), franz. Historiker, geb. 21. Aug. 1798 zu Paris, widmete sich von Jugend an ernsten historischen Studien und trat frühzeitig als öffentlicher Lehrer auf. Vom J. 1821 an behandelte er an verschiedenen Unterrichtsanstalten, besonders am Collège Rollin, abwechselnd die historischen, philologischen und philosophischen Disciplinen. Im J. 1830 wurde er Guizot's Suppleant, 1838 Mitglied der Akademie und Professor der Geschichte am Collège de France sowie an der Normalschule. Außerdem wurde ihm die Leitung der historischen Section im Reichsarchiv übertragen. Als Geschichtschreiber strebt er einen philosophischen Standpunkt an. Seine Ansichten gründen sich auf die Philosophie der Geschichte, wie sie sich in Deutschland gebildet hat, mehr aber noch auf die Lehre Vico's, der er in dessen „Oeuvres choisies" (2 Bde., Par. 1835) eine besondere Berücksichtigung zuwendet. Sein „Tableau chronologique de l'histoire moderne" (Par. 1825), die „Tableaux synchroniques de l'histoire moderne" (Par. 1826) und sein „Précis de l'histoire moderne" (Par. 1828; 6. Aufl., 1840) sind geistreiche Skizzen, während die „Introduction à l'histoire universelle, suivie du discours d'ouverture prononcé à la faculté des lettres" (Par. 1831; 2. Aufl., 1834) für das erste Manifest seiner geschichtsphilosophischen Ansichten gelten kann. Seine „Origines du droit français" (Par. 1837) sind zum größten Theil aus Grimm's „Deutschen Rechtsalterthümern" geschöpft. Zwei Werke sind es vorzüglich, welche M. als die Aufgabe seines Lebens ansieht, die „Histoire romaine" (Bd. 1 und 2, Par. 1831; 2. Aufl., 1833) und die „Histoire de France" (Bd. 1—8, Par. 1833 fg.). Beide Werke bieten bei höchst auffallenden Mängeln ganz vorzügliche Schönheiten; besonders ist ihre ganze künstlerische Gestaltung ausgezeichnet. Sehr werthvoll ist der Abriß der franz. Geschichte, welchen er in dem „Précis de l'histoire de France jusqu' à la révolution" (Par. 1833 und öfter) geliefert hat. In seinen „Mémoires de Luther, écrits par lui-même, traduits et mis en ordre" (2 Bde., Par. 1835) travestirte er zum Theil das Wesen der Reformation. Es erklärt sich dies aus seiner Vorliebe für die

formelle Einheit des Katholicismus. Da ihm derselbe aber mehr von seiner künstlerischen Seite zugänglich ist, war es auch um so leichter möglich, daß er mit den ultramontanen Bestrebungen des franz. Klerus in Widerspruch treten konnte. Dies that er offen und unverhohlen in seinen Vorträgen, von denen er einen Theil in der mit Quinet gemeinschaftlich herausgegebenen Schrift „Les Jésuites" veröffentlichte, sowie in besondern Werken, z. B. in seinem „Du prêtre, de la femme, de la famille" (Par. 1845). Sein durch Forschung wie Darstellung ausgezeichnetes historisches Hauptwerk, die „Histoire de la révolution française" (Bd. 1—4, Par. 1848—49), ist mehr eine Gelegenheitsschrift als ein gründliches historisches Werk. Im J. 1850 wegen seiner Geschichtsvorträge von seinem Lehramt am Collège de France suspendirt, verlor M. nach den Decemberereignissen auch seine Archivarstelle und lebt seitdem aus Paris verwiesen in der Bretagne, wo er an der Fortsetzung seiner „Histoire de France" arbeitet.

**Michelet** (Karl Ludwig), einer der geistvollsten deutschen Philosophen, einer durch die Aufhebung des Edicts von Nantes aus Frankreich vertriebenen Familie angehörig, wurde 4. Dec. 1801 zu Berlin geboren und erhielt seine wissenschaftliche Ausbildung auf dem von der franz. Colonie daselbst gegründeten Gymnasium. Im J. 1819 bezog er die Universität Berlin, um sich der juristischen Laufbahn zu widmen, wurde 5. Oct. 1822 als Auscultator beim königl. Stadtgericht zu Berlin vereidet, beurlaubte sich aber nach einer praktischen Thätigkeit weniger Monate, um seine philosophischen und philologischen Studien fortzusetzen. Sodann erlangte er 1824 in Berlin die philosophische Doctorwürde auf seine Inauguraldissertation „De doli et culpae in jure criminali notionibus". Die darin niedergelegten Principien der Lehre von der Zurechnung der menschlichen Handlungen, die er später in seinem Werke „Das System der philosophischen Moral" (Berl. 1828) entwickelte, sind mehrfach von den Criminalisten, namentlich in der letzten Zeit von Köstlin, als die richtigen anerkannt worden. Seine philologischen Studien verschafften M. zunächst ein Lehramt am franz. Gymnasium, wo er von 1825 bis 1850 in den höhern Classen Unterricht in der Philologie und Philosophie ertheilte. Im J. 1826 habilitirte er sich in seiner Hauptwissenschaft, der Philosophie, an der berliner Universität und wurde 1829 zum Professor in der philosophischen Facultät derselben ernannt. Von seinen Schriften betreffen drei den Aristoteles: außer einer Ausgabe der „Nikomacheischen Ethik" (Bd. 1, Text, Berl. 1829; Bd. 2, lat. Commentar, 1835; 2. Aufl., 1848) noch „Die Ethik des Aristoteles in ihrem Verhältnisse zum Systeme der Moral" (Berl. 1827) und das von der pariser Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften 1835 gekrönte „Examen critique du livre d'Aristote, intitulé Métaphysique" (Par. 1836). Mit der ersten der beiden letztgenannten Schriften eröffnete M. einen neuen Abschnitt der Literatur über Aristoteles, indem er die von Hegel aufgestellte Ansicht, daß Aristoteles kein bloßer Empiriker, wie seit Locke fast alle Geschichtschreiber der Philosophie behaupteten, sondern auch der größte speculative Philosoph des Alterthums sei, durch die Bearbeitung eines Werks des Aristoteles nachwies. Über Geschichte der Philosophie gab M. zwei Werke heraus: „Geschichte der letzten Systeme der Philosophie in Deutschland von Kant bis Hegel" (2 Bde., Berl. 1837—38) und „Entwickelungsgeschichte der neuesten deutschen Philosophie mit besonderer Rücksicht auf den gegenwärtigen Kampf Schelling's mit der Hegel'schen Schule" (Berl. 1843). Daran schloß sich die Streitschrift gegen Schelling: „Schelling und Hegel, oder Beweis der Echtheit der Abhandlung über das Verhältniß der Naturphilosophie zur Philosophie überhaupt" (Berl. 1839). Von 1832—42 nahm M. an der Herausgabe von Hegel's Werken Theil. In dieser Zeit erschien von M. eine „Anthropologie und Psychologie" (Berl. 1840) in einer von der Hegel'schen Darstellung in vielen Punkten abweichenden Bearbeitung. Seinen eigenen philosophischen Standpunkt hat er am bestimmtesten in den „Vorlesungen über die Persönlichkeit Gottes und die Unsterblichkeit der Seele oder die ewige Persönlichkeit des Geistes" (Berl. 1841) und „Die Epiphanie der ewigen Persönlichkeit des Geistes, eine philosophische Trilogie" (Th. 1: „Über die Persönlichkeit des Absoluten", Nürnb. 1844; Th. 2: „Der historische Christus und das neue Christenthum", Darmst. 1847; Th. 3: „Die Zukunft der Menschheit und die Unsterblichkeit der Seele, oder die Lehre von den letzten Dingen", Berl. 1852) ausgesprochen. Die Persönlichkeit des Absoluten, die Bedeutung der Person Christi und die Unsterblichkeit der Seele werden darin als verschiedene Seiten einer und derselben Frage aufgefaßt. Besonders in den J. 1848 und 1849, hin und wieder auch schon früher, betheiligte sich M. in Zeitschriften wie durch Broschüren an der Discussion der öffentlichen Verhältnisse. So erschien von ihm: „Zur Verfassungsfrage" (Ffk. a. d. O. 1848); „Zur Unterrichtsfrage" (1848); „Die Lösung der gesellschaftlichen Frage" (1849); „Vorschläge zur Umgestaltung der deutschen Hochschulen"

(Berl. 1849); ferner zwei Reden: „Über Einrichtung der Bezirksvereine“ und „Die gesellschaftliche Frage in ihrem Verhältnisse zum freien Handel“ (Berl. 1849). In allen diesen Schriften wird die neue Gesellschaft, die ungeachtet der jetzt vorwaltenden rückströmenden Bewegung unausbleiblich heranziehe, in bestimmten Umrissen gezeichnet und auf der Grundlage der Gleichberechtigung aufgebaut. Außerdem veröffentlichte er die interessanten Abhandlungen „De Sophoclei ingenii principio“ (Berl. 1830) und „Über die Sixtinische Madonna“ (Berl. 1837) und betheiligte sich vielfach an wissenschaftlichen Zeitschriften. Im J. 1845 stiftete M. mit dem Grafen von Lieszkowski eine philosophische Gesellschaft zu Berlin, deren Abhandlungen und Verhandlungen zum Theil in den von Noack herausgegebenen „Jahrbüchern für speculative Philosophie“, die sich später „Jahrbücher für Wissenschaft und Leben“ nannten (1846—48), abgedruckt sind. Im J. 1828 unternahm er eine Reise nach Paris, wo er den Commentar des Syrian über Aristoteles' Metaphysik excerpirte, und 1852 nach Italien.

**Michelsen** (Andreas Ludw. Jakob), ausgezeichneter Germanist, geb. 31. Mai 1801 zu Satrup auf der schlesw. Halbinsel Sundewitt, erhielt nach dem frühen Ableben seines Vaters seine Jugendbildung auf dem Gymnasium zu Altona und seine Erziehung vorzüglich in dem Hause seines Vormunds, des Grafen Blücher-Altona. Hierauf studirte er die Rechtswissenschaft zu Kiel, Göttingen, Berlin und Heidelberg und begann die Laufbahn des praktischen Justizbeamten in seiner Heimat, gab dieselbe jedoch bald wieder auf, um sich zum akademischen Lehrer der Staats- und Rechtswissenschaft auszubilden. Zu diesem Behufe unternahm er eine zweijährige Reise durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich, Holland und Dänemark. Im J. 1824 wurde er zum Doctor der Rechte in Berlin promovirt und hielt sich dann mehre Jahre in Kopenhagen auf, mit dem Studium der nordischen Geschichte, Sprache und Rechte, mit Sammlungen im geheimen Archive und mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt. Unter letztern ist besonders die „Geschichte Nordfrieslands im Mittelalter“ (Schlesw. 1828) hervorzuheben, wodurch die Geschichte der Friesen in ein ganz neues Licht gestellt wurde. Die günstige Aufnahme, welche dieses Werk fand, war zum großen Theile die Veranlassung, daß M. 1829 an Dahlmann's Stelle nach Kiel berufen ward. Hier hielt er mit entschiedenem Erfolge 12 J. lang staatshistorische und publicistische Vorlesungen und veröffentlichte unter Anderm das vortreffliche „Urkundenbuch zur Geschichte des Landes Dithmarschen“ (Alt. 1834), sowie die „Sammlung altdithmarscher Rechtsquellen“ (Alt. 1842); ferner die Schriften: „Über die Erbverpachtung größerer und kleinerer Grundstücke“ (Rost. 1832); „Die vormalige Landesvertretung in Schleswig-Holstein“ (Hamb. 1831); „Die erste holst. Landestheilung“ (Kiel 1838); „Der ehemalige Oberhof zu Lübeck“ (Alt. 1839) u. s. w. Auch war M. einer der Stifter und das thätigste Mitglied der Gesellschaft für die Geschichte der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg, für welche er als beständiger Secretär fungirte. Seine deutsche Gesinnung, verbunden mit seiner Wirksamkeit für die Aufrechterhaltung des alten Landesrechts und der Gemeinsamkeit der Herzogthümer Schleswig und Holstein hatten ihm in den höchsten Kreisen der dän. Hauptstadt einflußreiche Gegner gemacht, was für ihn mehre Zurücksetzungen in seinen amtlichen Verhältnissen zur Folge hatte. Er nahm daher 1842 einen Ruf nach Jena an, wo er seitdem als Docent der publicistischen und germanistischen Rechtswissenschaft eine erfolgreiche Thätigkeit entwickelt hat. An den Germanistenversammlungen zu Frankfurt und Lübeck war er sehr lebhaft betheiligt. Bei der Erhebung der Herzogthümer Schleswig und Holstein nahm er sofort Urlaub und stellte sich der Provisorischen Regierung in Rendsburg zur Verfügung. Diese sandte ihn alsbald in außerordentlicher Mission nach Berlin. Kaum zurückgekehrt wurde er von Femern und Nordschleswig für die Deutsche Nationalversammlung gewählt. Hier hatte er beständig seinen Sitz auf dem rechten Centrum, auch fungirte er im Gesetzgebungsausschusse als zweiter Vorsitzender und stand an der Spitze der zur Berathung über die Einführung der allgemeinen deutschen Wechselordnung ernannten Commission. Nach Auflösung der Nationalversammlung kehrte er nach Jena zurück, wo er sich seitdem seinen Studien und Vorlesungen widmete und sich auch als Consulent in staatsrechtlichen Angelegenheiten durch praktische Arbeiten, von denen mehre gedruckt sind, bekannt machte. An die Spitze einer neugestifteten Gesellschaft für die Geschichte Thüringens getreten, hat er an der von derselben herausgegebenen Zeitschrift Theil genommen und die Veröffentlichung einer umfassenden Sammlung „Rechtsdenkmale aus Thüringen“ (Heft 1, Jena 1852) begonnen. Durch Zeitfragen hervorgerufen wurden M.'s frühere Schriften: „Polemische Erörterung über die schlesw.-holst. Staatssuccession“ (Lpz. 1844), der eine „Zweite polemische Erörterung u. s. w.“ (Lpz. 1846) folgte, und die germanistische Untersuchung „Über die Genesis der Jury“ (Lpz. 1847).

**Michigan**, einer der nördlichsten unter den Vereinigten Staaten von Nordamerika, besteht aus zwei Halbinseln. Die größere, südliche erstreckt sich von der 44 M. langen Grenzlinie der Staaten Indiana und Ohio 61 M. weit nordwärts zwischen dem Erie-, St.-Clair- und Huronsee, welche durch die Straßen von Detroit und St.-Clair miteinander verbunden sind, im O. und dem Michigansee im W. (welcher 74 M. lang, bis 18 M. breit, bis 750 F. tief ist, 544 F. über dem Meere liegt, 205 M. im Umfange hat und eine Fläche von 1038 QM. bedeckt) bis zu der gegen 9 M. langen Straße von Macknaw, welche die beiden letztern Seen verbindet. Die nördliche, kleinere Halbinsel erstreckt sich von dem Montreal und Menomonee, den Grenzflüssen gegen Wisconsin, ostwärts zwischen dem Obern See im N. und dem Michigansee im S. bis zu der 13 M. langen Straße von St.-Mary, welche den Obern mit dem Huronsee verbindet. Beide Halbinseln haben zusammen ein Areal von 2655 QM., wovon 850 auf die nördliche kommen. Diese ist rauh, gebirgig und außerordentlich malerisch, besonders an den Küsten des Obern Sees, zwar in keiner Weise zu Ackerbauniederlassungen geeignet, aber reich an Kohlen und Metallen, besonders unerschöpflich an Kupfererz, das stellenweise sogar gediegen vorkommt. Die südliche Halbinsel hat keine Gebirge, ist zum Theil wellenförmig, steigt bis 300 F. über das Niveau der See auf und wird von einer Menge von Bächen und Flüssen bewässert, unter welchen der Raisin und Huron in den Eriesee, der Rouge in die Straße von Detroit, der Saginaw in die Saginawbai des Huronsees fällt. Das Klima gilt für viel milder als unter gleichen Breitengraden in den atlantischen Staaten der Union, es ist aber im Allgemeinen streng, namentlich im Norden; die Winter dauern vom November bis Ende März, Herbst und Frühling sind kurz, der Sommer heiß; viele Gegenden sind Gallen- und Wechselfiebern unterworfen. Zum größern Theile ist M. mit herrlichen Waldungen von Eichen, Eschen, Linden, Ulmen, Zuckerahorn, Pappeln, Fichten u. s. w. bedeckt; theils besteht es aus trockenen und nassen Prairien oder aus Sümpfen, die im Ganzen 335 QM. einnehmen; doch ist des guten Bodens so viel vorhanden, daß man das Land ein sehr fruchtbares und für die europ. Cultur geeignetes nennen kann. Von dem gesammten Ackerboden waren 1850 schon 1,929110 Acres bebaut, 2,454780 noch unbebaut, und die 34089 Farms hatten einen Werth von 51,874446 Doll. Die Landwirthschaft erzeugte 5,620215 Bushel Mais, 4,918706 Bushel Weizen, 2,208700 Bushel Kartoffeln, 394717 Tonnen Heu, 7,043794 Pf. Butter, 1,012551 Pf. Käse, außerdem viel Hafer (1845 schon 2,222620 Bushel), auch Gerste, Roggen, Hanf, Flachs, Leinsaat, Hopfen, Obst, Wein und Taback; der Viehstand hatte den Werth von mehr als 8 Mill. Doll., und an Wolle wurden 2,047364 Pf. gewonnen. Wild, Wassergeflügel und Fische sind in Menge vorhanden; die Fischerei gab 1847 einen Ertrag von mehr als 200000 Doll. Das Mineralreich liefert Kohlen, Kalk, reiche Salzquellen und Silber. An Kupfer wurden 1845—47 allein 10,244200 Pf. gewonnen; das Kupfererz wird von einer großen Anzahl Speculantencompagnien ausgebeutet und zum Theil im Lande selbst geschmolzen. Fabriken und Manufacturen haben bereits einen bedeutenden Anfang gewonnen; 1850 zählte man deren 1979, worunter die 15 Wollenfabriken 141510 Ellen Tuch, die Eisenwerke 660 Tonnen Roh- und 2070 Tonnen Gußeisen, die 66 Gerbereien für 363980 Doll. Leder lieferten; 1848 wurden in 730 Sägemühlen weit über 157 Mill. F. Holz gesägt, und Mehlmühlen gab es 228 mit 568 Gängen; die Production von Ahornzucker stieg von 1840—50 von 1,329748 auf 2,423897 Pf. Auch die Handelslage des Staats ist sehr vortheilhaft. Abgesehen von den Wasserwegen der großen Seen und der Flüsse, hat die Regierung die größte Anstrengung für die Communication durch Straßen und Eisenbahnen gemacht; der letztern waren 1. Jan. 1853 schon 427 engl. M. vollendet, und die große Centralbahn ist eine Hauptverkehrstraße zwischen dem Osten und Westen geworden. Daher steigt, wie die Industrie, so auch der Handel von Jahr zu Jahr. Noch 1834 führte der Staat Getreide aus Ohio ein, seit 1838 führt er solches aus und kann eine wahre Kornkammer werden. Der Ein- und Ausfuhrhandel übersteigt 15 Mill. Doll. Schon 1847 betrugen die Gesammtexporte von Landesproducten, nämlich Weizen, Mehl, Stärke, Asche, Holz, Fischen, Wolle, Häuten, Pelzwerk, Kupfer u. s. w., 7,119852 Doll. Auf das Hauptemporium Detroit (s. d.) kamen von diesen Exporten 3,883318 Doll.; von den Importen, die für den Staat 7,276829 Doll. betrugen, 4,020559 Doll. Die Rhederei war 1831—49 von 1202 auf 34658 Tonnen gestiegen, und 1850 wurden 14 neue Schiffe von 2062 Tonnen gebaut. Die Bevölkerung belief sich 1810 auf 4762 Seelen, 1820 auf 8896, 1830 auf 31639, 1840 auf 212267 (wobei 50000 Deutsche), 1850 schon auf 397654 und zwar 395097 Weiße (worunter 100000 Deutsche) und 2557 freie Farbige. Die Besiedelung im Großen datirt eigentlich erst von 1830. Während bis 1834 vorzüglich nur die südöstlichen Gegenden ange-

baut waren und nur der äußerste Norden einige Niederlassungen hatte, ist man seitdem dem Laufe der Flüsse nachgegangen, hat die fruchtbare Westküste erreicht, die Wälder zum Theil gelichtet und die Thäler fleißig angebaut. Das Staatseigenthum belief sich 1850 bereits auf 625224 Doll., außerdem die Schulfonds auf ½ Mill. Doll., das besteuerte Privateigenthum auf 30,877223, das wirkliche auf 59,787225 Doll., das Congreßland auf 30,629076 Acres, wovon 48675 für 77356 Doll. verkauft wurden, die Schuld auf 2,529873 Doll. Die kath. Kirche organisirt sich schneller als die protestantische. Auf der 1837 gegründeten Staatsuniversität zu Ann-Arbor wird der Unterricht unentgeltlich ertheilt, ebenso in den Volksschulen, für deren Errichtung und Ausstattung seit jener Zeit viel geschehen ist; ein Schullehrerseminar erhielt der Staat zu Ypsilanti; auch für die Bezirksbibliotheken hat der Staat gesorgt. Die Justiz, früher sehr autonomisch, ist seit 1837 im Fortschreiten begriffen und ein humaner Sinn der Verwaltung zu bemerken. Die militärische Verfassung der Union ist fast in keinem Staate der Union besser bestellt als in M.; die Miliz besteht aus 63938 Mann, worunter 2793 Officiere mit einem Generalstabe von 184 Mann. Der Staat zerfällt in 40 Bezirke. Die Hauptstadt als Sitz der höchsten Staatsbehörden ist seit 1847 das Städtchen Lansing mit 2000 E.; früher war es Detroit (s. d.), welches die bedeutendste Stadt in M. ist. An der Nordspitze der südlichen Halbinsel liegt **Mackinaw** oder **Michillmackinak** (d. h. die große Schildkröte) auf einer Insel in der gleichnamigen Straße zwischen dem Michigan- und Huronsee, mit einem Fort, einem kleinen Hafen und 1000 E., noch immer ein wichtiger Platz für den Pelzhandel, gleich **Sault de Ste.-Marie** mit 1200 E. an der Straße zwischen dem Obern und Huronsee.

Ursprünglich war das Land der Wohnsitz der Huronen, die von dem Bunde der sechs Nationen daraus verdrängt wurden. Die Franzosen predigten hier den Erstern schon 1648 mit Erfolg das Christenthum, behaupteten aber nach Vertreibung der Huronen und ihrer Priester nur einige Forts zur Beschützung des Pelzhandels, die sie dann mit Canada den Engländern überlassen mußten. Hier und an den benachbarten Küsten und Seen kämpfte bereits um 1771 der größte bekannte indianische Häuptling gegen die Engländer mit solchem Erfolge, daß ihre Herrschaft in Nordamerika in Gefahr kam, und zu seinem Andenken wurde die Stadt Pontiac in M. gebaut. Im Frieden von 1783 kam das Land an die Union, doch wurde das Fort Detroit erst 1796 ausgeliefert. Der Congreß errichtete hier ein Gebiet der Vereinigten Staaten, das anfangs den Namen Waine führte, 1805 aber nach dem See den Namen Michigan erhielt. Die sehr freie Verfassung des Staats, die im Entwurfe dem Congreß vorgelegt wurde, machte dessen Aufnahme in die Union zweifelhaft, die erst nach sehr langen Debatten im Juni 1836 durchging. Die Verfassung gab nämlich in M. jedem Weißen nach zurückgelegtem 21. J. bei allen Wahlen Stimmrecht. Nichtnaturalisirte Einwanderer, welche erweisen konnten, daß sie zwei Jahre in der Union und ein Jahr in M. ansässig waren oder dort sich so lange aufgehalten hatten, wurden zum Stimmen bei allen Wahlen, selbst zu der des Unionspräsidenten gelassen. Im Nov. 1850 hat sich der Staat eine neue Verfassung gegeben. Die gesetzgebende Gewalt haben der Senat von 22 auf zwei Jahre und das Repräsentantenhaus von 66 auf ein Jahr gewählten Mitgliedern, die executive Gewalt hat ein auf zwei Jahre gewählter Gouverneur, der 1500 Doll. Gehalt bezieht. Zum Congreß sendet M. zwei Senatoren und vier Repräsentanten.

**Mickiewicz** (Adam), einer der vorzüglichsten unter den neuern poln. Dichtern, geb. 1798 in Nowogrodek in Lithauen von armen adeligen Ältern, erhielt seine erste Bildung in seinem Geburtsorte und auf dem Gymnasium zu Minsk. Er studirte seit 1815 in Wilna auf der eben zu einer hohen Blüte gelangenden Universität. Bei glänzenden Talenten und angestrengtem Fleiße hatte sich M. einen seltenen Schatz von Kenntnissen, namentlich in der Geschichte, in der allgemeinen Literatur, den neuern Sprachen und auch in den Naturwissenschaften, besonders Physik und Chemie, zu welchen er immer eine Vorliebe gezeigt hatte, erworben; der Keim des schlummernden poetischen Talents aber war in ihm durch die Liebe zu der Schwester eines seiner Freunde in Wilna erweckt worden. Als diese, da ungleiche Verhältnisse die Liebenden trennten, einem Andern ihre Hand reichte, schilderte M. seine unglückliche Liebe in dem Gedichte „Dziady" („Die Todtenfeier"), dem er später einen dritten Theil hinzufügte und eine allgemeine höhere Bestimmung gab. Die erste Sammlung seiner zerstreuten Gedichte, Romanzen, Sonette, Balladen, eine epische Erzählung „Grażyna" nebst den „Dziady" gab er in Wilna 1822 heraus, wodurch der Kampf mit den Classikern entschieden wurde. M. war damals Lehrer der lat. und polnischen Sprache an dem Gymnasium zu Kowno. In Folge der 1823 über die Universität Wilna verhängten Proscriptionsmaßregeln wurde auch M. längere Zeit festgehalten, und als man keine Beweise einer Verschwörung auffinden konnte, auf den bloßen Verdacht in das In-

nere Rußlands verwiesen. In der Verbannung machte er eine Reise nach der Krim. Am Ufer des Schwarzen Meeres dichtete er die trefflichen Sonette, durch die er sich die Gunst des Militärgouverneurs von Moskau, Fürsten Galyzin, erwarb, der ihn 1826 in sein Gefolge nahm und unter dessen Patronat M.'s Sonette gedruckt wurden (deutsch von Schwab im „Deutschen Musenalmanach", 1833). In Petersburg ließ er 1828 sein episches Gedicht „Konrad Wallenrod" (deutsch von Kannegießer, Lpz. 1834; polnisch, Lpz. 1846) erscheinen, das ungemein kräftig zur Weckung des Nationalgefühls unter der poln. Jugend gewirkt hat. Das widrige Geschick des Dichters erhöhte die Theilnahme an seinen Gesängen. Endlich gelang es seinen Verehrern, für ihn die Erlaubniß zu einer Reise ins Ausland zu erlangen. Er durchreiste nun 1829 Deutschland, wo er mit Goethe bekannt wurde, und Frankreich, und war in Italien, als 1830 die poln. Revolution ausbrach. Damals wurde seine „Ode an die Jugend" dadurch berühmt, daß die letzten Worte derselben 30. Nov. 1830 an das Rathhaus zu Warschau geschrieben und als ein glückliches Vorzeichen von der begeisterten Volksmasse tausendstimmig wiederholt wurden. Im J. 1831 lebte er in Dresden und im Sommer 1832 ging er nach Paris, wo er der hier erschienenen Sammlung seiner Dichtungen (3 Bde., 1828) einen vierten Theil hinzufügte (1832). Das Schicksal seines Vaterlands veranlaßte ihn zu der Schrift „Księgi narodu polskiego i pielgrzymstwa polskiego" (Par. 1832), welche in einer der biblischen Sprache nachgebildeten Prosa Polens Bestimmung in der Vergangenheit und Zukunft schildert (deutsch unter dem Titel „Die Bücher des polnischen Volkes und der poln. Pilgerschaft", Par. 1833). Sein episches Gedicht „Pan Tadeusz" (2 Bde., Par. 1834; deutsch von Spazier, Lpz. 1836), ein durchaus nationales Werk, enthält die treueste Darstellung poln. Volkslebens. Nachdem er 1839 Professor der lat. Literatur in Lausanne geworden, übertrug ihm bald nachher die franz. Regierung den am Collège de France neuerrichteten Lehrstuhl der slaw. Literatur, und hier trug M. 1840—43 in einem vierjährigen Cursus seine „Vorlesungen über slaw. Literatur und Zustände" (deutsch, 4 Bde., Lpz. 1843—44; neue Ausg. 1849) vor, die freilich mehr auf einer für kath. Interessen gänzlich eingenommenen Phantasie als auf gründlichem Studium der Quellen beruhen, daher wol Interesse erwecken, aber keine wahre Belehrung gewähren können, auch unter seinen Landsleuten nur sehr getheilten Beifall gefunden haben. Die Theilnahme M.'s an dem mystischen Treiben Towianski's veranlaßte endlich die franz. Regierung, M. auf unbestimmte Zeit von seiner Lehrthätigkeit zu dispensiren. Eine Sammlung seiner Werke erschien zu Paris in acht Bänden 1838, der 1845 eine neue Ausgabe folgte. Im J. 1848 ging er nach Italien und Rom, suchte die Idee polnischer Legionen ins Leben zu rufen und kehrte dann wieder nach Paris zu seiner Familie zurück. Da er lange vor der Revolution bereits in seinen Vorlesungen eine Art göttlichen Cultus mit Napoleon's I. Geiste trieb und die Wiederkehr desselben offen verkündete, so hat ihn Ludwig Napoleon zum Bibliothekar einer der kaiserl. Bibliotheken in Paris ernannt.

**Midas** ist der Name der meisten ältern phrygischen Könige; besonders aber bekannt ist Midas, der Sohn des Gordios und der Kybele, ein Schüler des Orpheus. Ihm wurde der Sage nach von Dionysos der Wunsch gewährt, Alles, was er berühre, in Gold zu verwandeln. Von dieser lästigen Wohlthat konnte er sich nur dadurch befreien, daß er sich auf Befehl des Gottes im Paktolus badete, der seitdem Gold führte. Nach einer andern Sage erkannte er bei einem Wettstreite des Pan und Apollo, der Syrinx und der Kithara, dem Pan den Preis zu, wofür er vom Apollo Eselsohren bekam. Obgleich M. dieselben unter seiner phrygischen Mütze zu verbergen wußte, entdeckte sie doch sein Diener. Diesen drückte das Geheimniß so, daß er es wenigstens in eine Grube hineinflüsterte, über welcher aber bald Schilfrohr emporwuchs, durch welches die Sache verrathen wurde. Alle Fabeln über M. haben ihren Ursprung den satirischen Dramen der Athener zu verdanken.

**Middelburg**, Hauptstadt und Sitz des Gouverneurs der niederl. Provinz Zeeland, mitten auf der Insel Walcheren, steht durch einen Kanal, der die schwersten Kauffahrteischiffe trägt und bei der Schanze Rammekens an der Südostseite der Insel endet, wo der eigentliche Hafen der Stadt sich befindet, mit der Westerschelde in Verbindung. Die Stadt ist durch breite Gräben und Wälle einigermaßen befestigt, im Ganzen gut gebaut und hat 16000 E. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus das prachtvolle, von Karl dem Kühnen von Burgund 1468 erbaute Rathhaus im goth. Stile, mit 25 Steinbildern der alten Grafen von Zeeland, die Peterskirche mit den Grabmälern von Cornelius und Jan Evertsen und die Abteikirche mit einem Denkmale des deutschen Königs Wilhelm von Holland und seines Bruders Florenz. Die Stadt besitzt eine Börse, ein Gymnasium, eine Akademie für Maler-, Zeichen- und Baukunst, ein Museum und Gesellschaften für Wissenschaft, Kunst und Naturforschung.

**Middlesex**, nach Rutland die kleinste der Grafschaften Englands, mit der Hauptstadt London (s. d.), die aber auch dem kleinern Theile nach zu der Grafschaft Surrey gehört, außer der Themse von mehren ihrer Nebenflüßchen reichlich bewässert, von mehren Kanälen, namentlich dem Grand-Junction, durchschnitten wird, bildet, mit Ausnahme des mit seinem Thurme 235 F. über dem Meere liegenden Hanger-Hill, den Anhöhen von Hampstead, Highgate und Harrow-on-the-Hill, eine fast ganz ebene, meist sandige Landschaft von 13⅓ QM. oder 180480 Acres, von denen 150000 auf Felder, Gärten, Hutungen, meist aber auf Wiesen kommen. Der jährliche Ertrag eines Acre wird im Durchschnitt auf 200 Pf. St. geschätzt. Das Klima ist feucht und außerordentlich veränderlich; im Winter liegen zuweilen mehre Tage lang dicke Nebel auf der Gegend, und im Frühjahr und Herbst gibt es nicht selten heftige Stürme. Die Zahl der Einwohner ist, mit Einschluß der zu M. gehörigen Theile der Hauptstadt, gegenwärtig auf 2 Mill. angewachsen, wonach 150000 auf 1 QM. kommen, während außerhalb London wenig über 150000 E. wohnen. Die letztern finden ihren Unterhalt hauptsächlich in Viehwirthschaft und Gartencultur (namentlich dient der reiche Boden von Kensington bis Isleworth vorzugsweise zu Obst-, Gemüse- und Blumengärten) und führen ihre Producte der Hauptstadt zu, an welche sie sich übrigens auch in Bezug auf Fabriken und Manufacturindustrie anschließen. M. zerfällt, abgesehen von London, in sechs Hundreds und sendet 14 Mitglieder in das Parlament, nämlich zwei für die Grafschaft, vier für die City von London, zwei für die City von Westminster und je zwei für die Districte Marylebone, Finsbury und Tower-Hamlets. Die vorzüglichsten Orte nächst London sind Chelsea (s. d.), Fulham mit dem Palaste des Bischofs von London, Hamptoncourt (s. d.), Kensington (s. d.), Cheswick mit dem Schlosse des Herzogs von Devonshire, Brentford mit dem benachbarten Landsitze Sionhouse des Herzogs von Northumberland. Auch die zwei großen Irrenhäuser der Grafschaft sind bemerkenswerth: das seit 1850 zu Colney Hatch erbaute und das 2 M. von London zu Hanwell 1831 gestiftete Pauper lunatic asylum for the county of M., eine großartige Anstalt, die über 55 Acres Land besitzt, an 900 Betten unterhält, eine eigene Bäckerei und Brennerei, Bade- und Waschhaus, Stallungen für Kühe und Pferde, Bibliothek und Bazar zur Ausstellung von Handarbeiten hat und jährlich blos an Gehalten über 5000 Pf. St. ausgibt.

**Middleton** (Conyers), ein freisinniger engl. Theolog und geistreicher Geschichtschreiber, geb. 1683 zu Richmond in der Grafschaft York, erhielt seine gelehrte Bildung zu Cambridge, wo er 1717 Professor und erster Universitätsbibliothekar wurde. Er war sehr wohlhabend, doch der Aufwand, den er auf einer Reise nach Italien 1724 in Rom machte, zerrüttete seine Vermögensumstände gänzlich. Er starb zu Cambridge 28. Juli 1760. Sein Eifer verwickelte ihn in ein Netz von literarischen Fehden, namentlich auch mit Rich. Bentley (s. d.), der ihn wegen seiner Vorliebe zur Musik spottweise den Fiedler nannte, aber dennoch in Folge der „Remarks paragraph by paragraph upon the proposal lately published by Rich. Bentley etc." (Lond. 1721) sich veranlaßt fand, seine projectirte kritische Ausgabe des Neuen Testaments wieder aufzugeben. Das meiste Aufsehen erregte sein noch jetzt geschätztes Werk „The history of the life of Cicero" (2 Bde., Lond. 1741; 4 Bde., Basel 1790; 3 Bde., Lond. 1801; deutsch von Seidel, 4 Bde., Danz. 1791—93). Allein auch diese Schrift, die uns ein lebhaftes, obwol zuweilen zu vortheilhaftes Bild von Cicero's Charakter und dessen Zeitalter gibt, wurde wegen mancher schiefen Urtheile und historischen Ungenauigkeiten bald nach ihrem Erscheinen von Tunstall, Markland, Warburton und andern Gegnern heftig angegriffen. Außerdem sind seine „Antiquitates Middletonianae" (Lond. 1754) und „Miscellaneous works" (4 Bde., Lond. 1752—57), welche Gegenstände aus der Theologie und Alterthumskunde behandeln, noch immer nicht ohne Werth.

**Midianiter**, ein arab. Volksstamm, hatten Midian, einen Sohn Abraham's von der Ketura, zum Stammvater und bewohnten der Mehrzahl nach den Landstrich zwischen der Nordseite des Arabischen Meerbusens und dem Glücklichen Arabien bis zu den Ebenen Moabs, während ein Theil derselben in der Arabischen Wüste nomadisirte. Sie trieben Handel, insbesondere nach Ägypten, und belästigten die Israeliten durch wiederholte Einfälle, bis Gideon sie demüthigte. Ihr Nationalgott hieß Baal-Peor.

**Mid-Lothian** oder **Edinburghshire**, die mittelste der drei Grafschaften von Lothian (s. d.) in Südschottland, zählt auf 16⁷⁄₁₀ QM., wovon zwei Drittel culturfähig sind, eine Bevölkerung von 258824 E. und hat zur Hauptstadt Edinburg (s. d.). Hinter dem Küstenstriche, in welchem Ebenen, Hügelgelände und herrliche Thäler abwechseln, erhebt sich das Pentlandgebirge, dessen

höchste Punkte, der Black Hope Scars 2060, der Bowbeat Hill 1966 und der Brown Dod oder Muirfoot 1957 F. über das Meer aufsteigen und welches die Brald Hills und Blackford Hills mit Spuren vulkanischen Ursprungs bis an die Nähe der Hauptstadt aussendet; dicht südöstlich von derselben stehen isolirt zwei kahle, merkwürdig geformte Berge, der Arthur's Seat von 760 und der Salisbury Craigs von 510 F. Erhebung. Bewässerung geben der Nord- und Süd-Esk, die aus romantischen Gebirgsthälern hervorbrechen, der Fluß von Leith und der Almond an der Ostgrenze. Unter den Kanälen ist der Unionskanal der wichtigste. Der Kreideboden ist vorherrschend, strichweise sehr fruchtbar und vortrefflich bebaut mit Getreide, Kartoffeln, Flachs, besonders aber mit Gemüse und andern Gartenfrüchten. Ausgedehnte Hutungen unterstützen die Viehzucht und Milchwirthschaft. Kalksteine, Porzellanerde und Brennmaterialien sind reichlich vorhanden, namentlich auch Steinkohlen, deren ergiebigste Lager bei Dalkeith ausgebeutet werden. Das Klima ist ziemlich kühl; die rauhen Ostwinde des Frühlings und die dichten Nebel des Herbstes schaden nicht selten den Feldfrüchten. Die Einwohner ziehen ihren Unterhalt hauptsächlich aus der Versorgung der Hauptstadt, den Mittelpunkt der Fabrik- und Manufacturindustrie, mit den Erzeugnissen der Landwirthschaft, des Bergbaus und der Fischerei. Außer Edinburg und dessen Hafen Leith sind bemerkenswerthe Orte: der Borough Musselburgh an der Mündung des Esk, eine Meile von Edinburg, mit 7100 E., welche starken Fischfang, Gemüsebau und Gerbereien unterhalten; das benachbarte freundliche Dorf Portobello mit 3500 E. und Seebadeanstalten, und das Städtchen Dalkeith mit 6000 E. und bedeutenden Getreidemärkten. Bei letzterm, wo sich der Esk in die zwei Thäler des Nord- und Süd-Esk spaltet, befindet sich der schöne Park des Herzogs von Buccleugh mit Dalkeith-House; in derselben wildromantischen Gegend der Landsitz des Lords Melville in goth. Stile, in der Nähe von Steinbrüchen und Kohlengruben; im Dorfe Roslin die herrlichen Ruinen der goth. Kirche Roslin Chapel, die im Kriege von 1688 zum Theil zerstört wurde, aber sorgfältig erhalten wird, mit den herrlichsten Steinverzierungen, und die Reste der Felsenburg Roslin; ferner der Landsitz des Marquis von Lothian, Newbattle Abbey, in dem höchst romantischen Waldthale des Süd-Esk, an der Stelle der ehemaligen Abtei gleiches Namens, und 2 engl. M. davon Dalhousie-Castle, ein neueres Gebäude im alten Burgenstil.

**Midshipmen**, d. i. Mittenschiffmänner, heißen bei der engl. Marine die Cadetten der Kriegsschiffe, meist junge Leute von Bildung, die, nachdem sie den praktischen Seedienst erlernt und sich einer Prüfung unterworfen haben, Schiffslieutenants werden. Auf einem Linienschiffe ersten Ranges oder von 120 Kanonen gibt es 24 Midshipmen. In der amerik. Marine gibt es außerdem Passed-Midshipmen, d. h. solche, die ihr Examen gemacht und die erste Anwartschaft zu den Lieutenantsstellen haben.

**Mieczyslaw** ist der Name dreier poln. Herzoge und Könige. — **Mieczyslaw I.**, der von 962—992 regierte, nahm, nachdem er sich mit Dombrowka oder Dubrawka, einer Tochter des Herzogs Boleslaw I. von Böhmen, verheirathet hatte, 965 das Christenthum an. Er führte dasselbe auch in Polen ein, ließ die Gründung des ersten poln. Bisthums in Posen zu und begann die Ausrottung des Heidenthums. Mit den Deutschen und Böhmen hatte er mehre Kämpfe zu bestehen. Im J. 973 wohnte er dem Hoftage zu Quedlinburg bei als Mitglied des Deutschen Reichs und Herr der Länder zwischen der Oder und Warthe. Seine Bildsäule, von Rauch gefertigt, steht neben der seines Sohnes, Boleslaw Chrobry, des Besiegers der Russen, im Dome zu Posen. — **Mieczyslaw II.** oder der Träge, von 1025—34, der Sohn Boleslaw Chrobry's, verlor fast alle von seinem Vater gemachten Eroberungen, Rothpreußen an den Herzog Jaroslaw von Kiew, die Slowakei und Mähren an Ungarn, die slaw.-deutschen Landschaften an den deutschen Kaiser, dessen Oberhoheit er auf dem Hoftage zu Merseburg 1032 von neuem persönlich anerkannte. Sein Sohn war Kasimir I. (s. d.). — **Mieczyslaw III.** oder der Alte erhielt bei der Theilung des poln. Reichs durch seinen Vater Boleslaw III. 1139 Großpolen und gelangte nach mehren Zwistigkeiten mit seinen Brüdern zur Oberherrschaft über Polen und in den Besitz von Krakau. Seine Bedrückungen veranlaßten aber 1177 seine Vertreibung nach Schlesien, worauf Kasimir II. (s. d.) ihm folgte. Nach manchen vergeblichen Versuchen, die Oberherrschaft über Polen von neuem zu erlangen, erreichte er dieses Ziel erst gegen das Ende seines Lebens auf kurze Zeit. Er starb 1202.

**Miene** nennt man die individuelle Gestaltung des menschlichen Antlitzes, wie sie sich nicht blos unbewegt, sondern namentlich wie sie sich bewegt zeigt und insofern als Zeichen und Ausdruck innerer Gemüthszustände sich darstellt. Das Mienenspiel ist daher ein Spiegel der Seele, und wenn auch die Physiognomik (s. d.) zu viel behauptete, wenn sie aus der Bildung und den

feststehenden Zügen des Antlitzes sichere Schlüsse auf Charakter und Gemüthseigenschaften machen zu können glaubte, so gibt es doch eine Sprache der Mienen, die um so deutlicher ist, je weniger die Civilisation den Menschen dahin gebracht hat, sein Gesicht zu beherrschen oder zu verstellen. Vorzugsweise bezeichnend sind die Veränderungen des Auges, des Mundes und der Stirn, in denen sich Zorn, Schmerz, Liebe, Spott, Nachdenken, Schreck u. s. w. in deutlich erkennbaren Zügen darstellen. Insofern jedoch der noch unerforschte Zusammenhang zwischen dem geistigen Leben und den äußern Veränderungen des Körpers sich noch weiter erstreckt als auf das Antlitz, verknüpft sich mit dem Mienenspiel die Geberde, erkennbar theils in der Haltung und Stellung des ganzen Körpers, theils namentlich in den Bewegungen der Arme. Das Mienen- und Geberdenspiel ist zunächst etwas Unabsichtliches und Unwillkürliches; wird es absichtlich benutzt, so wird es oft ein Hülfsmittel der Heuchelei und Verstellung; als natürliches Symbol innerer Zustände ist es aber auch einer wahrhaft künstlerischen Ausbildung und Benutzung fähig. (S. Mimik.)

**Mierevelt** (Mich. Janson), ein berühmter Porträtmaler, geb. zu Delft 1568, der Sohn eines Goldschmieds, hatte Ant. von Montfort, genannt Blocklandt, zum Lehrer. Seine Arbeiten ließ er sich sehr theuer bezahlen. Er war Mennonit, von liebenswürdigem Charakter und starb zu Delft 1641. Die vorzüglichsten ältern holländ. Stecher haben Blätter nach ihm geliefert. Auch sein Sohn, Pieter M., geb. 1596, gest. 1632, ist als Porträtmaler geschätzt.

**Mieris** (Frans van), der Ältere, das Haupt einer berühmten holländ. Künstlerfamilie und einer der ausgezeichnetsten Genremaler, geb. zu Delft 1635, wurde schon früh Schüler Gerard Dow's, dessen Richtung er sich in jeder Beziehung aneignete. Es war dies das feinere gemüthliche Genre, durchgängig in kleinem Maßstabe und mit der höchsten Sorgfalt im Einzelnen ausgeführt; Farbe und Helldunkel sind von derselben Wahrheit und Schönheit wie bei Dow selbst, nur ist M. etwas bewußter und absichtlicher als sein Lehrer. Seine Bilder, meist Darstellungen aus dem geselligen und häuslichen Leben der Vornehmern, wurden schon bei Lebzeiten des Künstlers zu sehr hohen Preisen bezahlt und ihr Werth hat sich im Laufe der Zeit nur erhöht. Das Beste besitzen nächst den holländ. Sammlungen die Galerien in München, Dresden und Florenz. M. schätzte jede Stunde seiner Zeit einen Dukaten, kannte aber nur wenig den Werth des Geldes, verschwendete es mit seinem Freunde, dem berühmten Jan van Steen, in Trinkgelagen und war wie dieser stets arm und in Schulden. Dabei war er äußerst gutmüthig. In Folge eines Falls bei dunkler Nacht in der Trunkenheit in eine Grube starb er zu Leyden 1681. Die besten Stiche nach M. hat J. G. Wille geliefert. — Sein Sohn und Schüler, **Willem van M.**, geb. zu Leyden 1662, war weniger erfinderisch als der Vater und malte auch nicht mit solcher Leichtigkeit wie dieser, ersetzte aber diese Mängel durch fleißige, fast ängstliche Vollendung seiner Gemälde. Wie mehre gleichzeitige holländ. Meister lieferte er auch Darstellungen aus der heiligen Geschichte. Er starb, als Mensch und Künstler hochgeachtet, 1747. — Ein zweiter Sohn von Frans van M., **Jan van M.**, geb. zu Leyden 1660, ebenfalls ein ausgezeichneter Künstler, ging nach Florenz, wo er schon 1690 starb. Seine Gemälde bestehen in Bildnissen von bedeutender Größe. — **Frans van M.**, der Jüngere, geb. 1689, ein Sohn von Willem van M., war ein oft glücklicher Nachahmer der Werke seines Vaters und Großvaters; mehr aber ist er als Historiker durch seine „Historie der nederlandsche vorsten" (3 Bde., Haag 1732—35) und das „Groot charterboek der graaven van Holland, van Zeeland en herren van Vriesland" (4 Bde., Lpz. 1753—56), in welchen Werken die Münzen nach seinen Zeichnungen gestochen wurden, bekannt. Auch radirte er einige kleine Blätter. Er starb 1763. Seiner unvollendeten Geschichte von Leyden fügte Dan. van Alphen einen zweiten Band hinzu.

**Mieroslawski** (Ludwig), poln. Emigrant, Schriftsteller und Militär, ward 1813 in Frankreich geboren. Sein Vater, poln. Oberst, war zuletzt Adjutant bei dem franz. General Davoust, seine Mutter eine Französin. Diese Umstände brachten es mit sich, daß die Erziehung des körperlich und geistig höchst vortheilhaft ausgestatteten Sohnes eine halb französische, halb polnische, seine Laufbahn eine militärische geworden. Er befand sich in der Cadettenschule in Kalisch, als der poln. Aufstand von 1830 zum Ausbruch kam. Als 16jähriger Jüngling trat er in die Reihen der Nationalarmee, machte in derselben, zuletzt als Offizier, den ganzen Feldzug mit und wanderte nach Beendigung des Kampfes mit tausend Andern nach Frankreich aus, wo er seinen stehenden Aufenthalt in Paris nahm. Zu jung, um an den politischen Bestrebungen seiner Landsleute Geschmack zu finden, stürzte er sich anfänglich mit Leib und Seele in das Treiben und die Genüsse des öffentlichen Lebens, ohne dabei seine Ausbildung und die nationalen Bande,

die ihn an die Emigration knüpften, ganz außer Acht zu lassen. In dieser Zeit war er Dichter, schrieb einige kleinere und größere Erzählungen politischer Tendenz, von denen „Bitwa Grochowska" (Par. 1835), „Szuja", „Pugaczew", „Zelazna Maryna" (Par. 1836) gedruckt erschienen. Die letztere war eine frivole Dichtung, deren Exemplare er später einkaufte, um sie zu verbrennen. Gleichzeitig schrieb er französisch: „Aperçu rapide sur l'histoire universelle" (Par. 1836) und „Histoire de la révolution de Pologne" (3 Bde., Par. 1837). Sein Leben und Streben gewannen eine bestimmtere und ernstere Richtung, als er sich um 1840 der demokratischen Partei der poln. Emigration anschloß und bald darauf in den Centralausschuß derselben gewählt wurde. Seit dieser Zeit arbeitete er mit rastloser Thätigkeit für die Zwecke der poln. Demokratie und widmete sich als designirter künftiger militärischer Chef der Revolution mit dem größten Eifer den politischen und Kriegswissenschaften. Als Frucht dieser Thätigkeit gingen aus seiner Feder hervor die Fortsetzung von Mochnacki's „Hictorya powstania narodu polskiego" (Bd. 3, Par. 1845) und „Kurs sztuki wojennéj, czyli Rozbiór krytyczny kampanii 1831" (Par. 1845; deutsch unter dem Titel „Kritische Darstellung des Feldzugs von 1831 mit Anwendung auf Nationalkriege", 2 Bde., Berl. 1847). In der demokratischen Verschwörung von 1846 war M. die leitende Persönlichkeit und bekundete sich auch in diesem Charakter als Gefangener und Angeklagter in dem bekannten Polenprocesse von 1847 in Berlin. Zum Tode verurtheilt, aber zu Gefängniß begnadigt, wurde er in den Märztagen 1848 befreit. Nach kurzem Aufenthalt in Berlin ging er nach Posen, wurde hier Chef der zum Aufstande gereizten bewaffneten Scharen und im einem glücklichen Augenblicke Sieger über preuß. Militär bei Miloslaw. In Folge eines Vergleichs begab er sich nach Paris, wurde von hier durch die demokratische Revolutionspartei als Commandeur nach Sicilien gesendet und im folgenden Jahre als Oberbefehlshaber der revolutionären Armee nach Baden (s. d.) berufen. Nach Unterdrückung des bad. Aufstandes lebte er zurückgezogen in Versailles, seinen militärischen Studien obliegend und durch Privatunterricht sich seinen Unterhalt sichernd. Auch schrieb er hier seine Darstellung des posenschen Aufstandes: „Powstanie poznańekie" (Par. 1853), ein Buch, durch das er sich die Herzen seiner poln. Mitkämpfer im Großherzogthum Posen vollständig entfremdet hat. Gegenwärtig lebt M. in Paris.

**Miethvertrag** heißt im Allgemeinen jeder Vertrag, durch welchen man Jemandem den Gebrauch einer nicht verzehrbaren Sache oder gewisse Dienste gegen Entrichtung eines gewissen Lohns verspricht, und es schließt der Miethvertrag im erstern Falle (locatio conductio rerum auch den Pacht oder dasjenige Verhältniß ein, vermöge dessen Jemand Gebrauch und Nutzung eines Landguts oder einer gewissen Art Wirthschaft für einen bestimmten Zins erhält. Der Miethmann oder Admiether (conductor) ist berechtigt, die ihm übergebene Sache auf die bestimmte Art zu gebrauchen, kann aber auch, wenn keine besondere Übereinkunft es hindert, deren Gebrauch Andern in Aftermiethe (subiocatio) überlassen. Der Vermiether oder Verpachter darf vor beendigter Miethzeit dem Miethmann die Sache nicht entziehen. Der Miethmann ist zur Entrichtung des Miethzinses (locarium) auch dann verpflichtet, wenn er durch persönliche Verhältnisse verhindert worden ist, die Sache zu gebrauchen. Der Lohnvertrag oder Miethvertrag über Dienste (locatio conductio operarum) heißt Verdingungsvertrag (locatio conductio operis), wenn man sich zur Verfertigung eines Werks, einer Arbeit Jemandem verbindlich macht und Dienstvertrag, wenn Dienste bestimmter Art, z. B. häusliche Dienste, auf gewisse Zeit gegen einen Lohn versprochen werden. Unter solchen Diensten sind jedoch solche, durch welche eine Wissenschaft ausgeübt wird (z. B. die eines Arztes, Advocaten u. s. w.), nicht verstanden.

**Mignard** (Pierre), franz. Historien- und Bildnißmaler, geb. 1610 zu Troyes, war anfangs für die Medicin bestimmt, ging aber schon frühzeitig zur Malerei über und lernte dieselbe zuerst bei Jean Boucher in Bourges, dann bei Simon Vouet, wo Lesueur und Lebrun seine Mitschüler waren. Wegen seines längern Aufenthalts in Rom erhielt er den Beinamen Mignard le Romain; dort und in Venedig malte er viele Porträts; auch studirte er die großen Italiener, besonders Tizian, so genau, daß er Einzelne derselben bis zur Täuschung nachahmte und z. B. selbst seinen frühern Freund und nunmehrigen Feind Lebrun mit einer in Guido's Geschmack gemalten Magdalena zu täuschen vermochte. Im J. 1658 durch Colbert in die Dienste Ludwig's XIV. berufen, wurde er das Haupt der Akademie San-Luca und nach dem Tode Lebrun's an dessen Stelle erster königl. Hofmaler. Er führte eine der größten Frescoarbeiten, welche Frankreich besitzt, aus, nämlich die Kuppel von Val-de-Grace, schmückte den großen Saal zu St.-Cloud mit Vorstellungen aus der Mythologie, malte Mehres in Versailles und lieferte eine große Anzahl Porträts, besonders des Königs und der übrigen Glieder des königl. Hauses

Auch war ihm die Direction der königl. Kunstsammlungen, der Malerakademie und der Manufactur der Gobelins übertragen. Er starb 1695. M. theilt die meisten Mängel seiner Schule, ihre Kälte und ihr conventionelles Wesen; dagegen ist sein Colorit, von seinen venetian. Studien her, wärmer und harmonischer, und ebenso sind seine Gestalten, zumal die Madonnen, naiver und weltlich anmuthiger als die seiner franz. Zeitgenossen; seine Bildnisse sind wol die besten dieser ältern franz. Schule.

**Mignet** (François Auguste Alexis), franz. Geschichtschreiber, geb. 6. Mai 1796 zu Aix in der Provence, erhielt seine erste Bildung in Avignon und widmete sich dann zu gleicher Zeit mit Thiers in seiner Vaterstadt den Rechtsstudien. Ein akademischer Triumph, der ihm für seine Preisschrift „De la féodalité des institutions de St.-Louis et de la législation de ce prince" (Par. 1822) wurde, bestärkte ihn noch mehr in dem Entschlusse, sich der literarischen Laufbahn zuzuwenden. Mit seinem Freunde Thiers ging er 1821 nach Paris, wo sich ihnen die Journalistik als dankbares Feld eröffnete. M. stritt im Lager des „Courrier français", dem er bis 1830 treu blieb, wo er bei dem von Thiers gegründeten „National" eintrat. Vorlesungen über neuere Geschichte, welche er am Athénée mit großem Beifall gehalten hatte, veranlaßten ihn zur Abfassung seiner „Histoire de la révolution française" (2 Bde., Par. 1824; 10. Aufl., 1840; deutsch von Burckhardt, 2 Bde., Lpz. 1842). In diesem Werke steht M. auf dem Standpunkte der fatalistischen Schule, d. h. er sucht den nothwendigen Ideengang der Französischen Revolution nicht blos in seinen allgemeinen Umrissen, sondern selbst in den äußersten Consequenzen nachzuweisen. Nach der Julirevolution, an der er durch Theilnahme an der Protestation der liberalen Journalisten mitwirkte, wurde er Staatsrath und Archivar im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Als Mitglied der Kammer 1832—35 sprach er mehrfach im Interesse der Regierung. Bei Gründung der fünften Classe des Instituts der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften 1832 wurde er Mitglied derselben und nach A. Comte's Tode Secretär; auch kam er 1837 in die franz. Akademie. Als Mitglied des von Guizot gegründeten historischen Comite hat er die „Négociations relatives à la succession d'Espagne" (4 Bde., Par. 1835) herausgegeben, deren Einleitungsschrift ein historisches Meisterstück genannt werden kann. Die geistreichen Gedächtnißreden, welche er als Secretär der Akademie der moralischen Wissenschaften gehalten hat, sowie einige kürzere Aufsätze sind in den „Notices et mémoires historiques" (2 Bde., Par. 1843; deutsch von Stolz, 2 Bde., Lpz. 1843) zusammengestellt. Namentlich diese Elogien sind geeignet, die glänzenden Eigenschaften seines Stils im rechten Lichte erscheinen zu lassen. Ein neueres tüchtiges Werk von ihm ist die „Histoire de Marie Stuart" (2 Bde., Par. 1850; deutsch von Bülau, Lpz. 1852).

**Mignon** (Abraham), einer der berühmtesten Blumen-, Früchte- und Stilllebenmaler, geb. um 1640 zu Frankfurt a. M., wo sein Vater Kaufmann war, kam, als dieser 1647 fallirte, in das Haus des Blumenmalers Jak. Moreel von Utrecht und von da zu dem berühmten J. D. van Heem in Utrecht, dessen Stil er sich bald völlig aneignete; doch blieb ihm Heem in der Freiheit und Keckheit der Behandlung überlegen. Äußerst geschmackvoll in der Wahl der Blumen, wußte er sie auch wohl zu ordnen und mit überaus natürlichen Insekten zu zieren. Seine Fliegen und Schmetterlinge scheinen zu fliegen, der Thau auf seinen Blumen und die dadurch hervorgebrachten Perlen sind der Natur so getreu, daß man versucht wird, sie hinwegzuwischen. Seine Gemälde, die in den meisten Galerien sich vorfinden, stehen wie bei seinen Lebzeiten, so noch gegenwärtig in hohen Preisen. Aus Liebe zu seiner Mutter, die in Wetzlar lebte, verließ er Holland und hielt sich bei ihr bis zu ihrem Tode auf. Er starb daselbst 1679. Neben der berühmten Maria Sibylla Merian (s. d.) waren seine beiden Töchter seine vorzüglichsten Schülerinnen.

**Migräne** (verstümmelt aus dem griech. hemicrania, d. h. halbseitiges Kopfweh) ist eine besondere Art Kopfschmerz, welche gewöhnlich nur eine Seite des Kopfes einnimmt, heftiger ist als der gewöhnliche Kopfschmerz und periodisch wiederkehrt, oft ohne daß eine veranlassende Ursache gefunden werden kann. Sie ist der Hauptsache nach eine Neuralgie (s. d.) der Schädelnerven, besonders der Äste des fünften Nervenpaares. Der Schmerz selbst ist nach Stärke und Sitz verschieden. Die Anfälle kommen in sehr verschiedenen Zwischenräumen, von einer Woche bis zu mehren Monaten, beginnen meist mit übler Laune und Verdauungsbeschwerden, oft auch mit einer Fieberanwandelung, dauern acht bis zwölf Stunden und endigen sich mit einem sanften Schlafe. Die Anlage zur Migräne ist oft erblich. Das Übel befällt besonders Erwachsene, aber es kann schon bei Kindern von sieben bis acht Jahren auftreten; es verschwindet meist im Alter. Blutarme, bleichsüchtige, hysterische Personen sind der Migräne am meisten ausgesetzt, besonders nach Gemüthsbewegungen. Bei der Behandlung sorgt man

für Linderung der Schmerzen und Entfernung der veranlassenden Schädlichkeiten; am besten ist es, den Kranken in einem finstern kühlen Zimmer unter Entfernung aller Sinnes- oder Seelenreize (Geräusche, Gerüche, Besuche, Geschäfte u. s. w.) ganz ruhig im Bett liegen und so den Anfall austoben zu lassen. Manche empfehlen im Anfall den starken schwarzen Kaffee oder Thee, das Coffeïn (besonders das citronsaure), die Guarana (Paullinia), das Morphium, das Chinin, das Tief- und Langeinathmen; bisweilen nützen Ableitungen, Senffußbäder, Klystiere, Brausepulver, starke Magnete u. s. w. Die Radicalcur kann (wie bei allen Nervenübeln) sehr verschiedene Wege einzuschlagen haben, z. B. oft Stärkung (durch Stahlmittel, Chinin, Landluft u. s. w.), oft auflösende Curen (Karlsbader oder Kissinger Wasser) oder Bethätigung der Haut (Dampfbäder, Schwitzen in nassen Decken u. s. w.).

**Miguel** (Dom Maria Evarist), der Usurpator Portugals, geb. zu Lissabon 26. Oct. 1802, der dritte Sohn des Königs Johann VI. von Portugal und der span. Infantin Charlotte Joachime, wuchs in Brasilien als Liebling seiner Mutter ohne alle Zucht und Bildung zum Jüngling heran. Nachdem er 1821 mit seiner Familie nach Portugal zurückgekehrt, machte ihn seine Mutter zum Werkzeug ihrer herrschsüchtigen Plane und stellte ihn an die Spitze der absolutistisch-theokratischen Partei. Eifrig von dieser unterstützt, beabsichtigte er, die Constitution umzustürzen und seinen schwachen Vater, wo nicht abzusetzen, wenigstens zu beherrschen. Nachdem 1. März 1824 der treue Diener des Letztern, der alte Marquis von Loulé, ermordet worden war, ließ Dom M. 30. April als Infant-Generalissimus die Minister verhaften, den Vater aber streng im Palaste bewachen. Doch dieser wurde noch zeitig genug von den Planen seines Sohnes durch den franz. Gesandten Hyde-de-Neuville unterrichtet, und Dom M. sah sich genöthigt, um Gnade zu bitten. Gleich seiner Mutter 12. Mai Landes verwiesen, ging er über Paris nach Wien, wo er seine frühere ungezügelte Lebensweise fortsetzte. Nach dem Tode seines Vaters 1826 sah die Partei der Königin in ihm den legitimen Erben der Krone Portugals, welche sein älterer Bruder Dom Pedro (s. d.) als Kaiser von Brasilien nicht tragen könne. Doch Letzterer betrachtete sich als den von seinem Vater in dessen Testamente bezeichneten rechtmäßigen Nachfolger, gab Portugal 26. April 1826 eine Constitution, entsagte aber 2. Mai der Krone zu Gunsten seiner ältesten Tochter, Donna Maria da Gloria (s. d.), und bestimmte derselben Dom M. zum Gemahl, der bis zu ihrer Volljährigkeit auch Regent sein sollte. Dom M. genehmigte Alles, beschwor die Constitution, verlobte sich mit seiner Nichte und wurde 3. Juli 1827 von Dom Pedro zum Regenten ernannt. Im Febr. 1828 langte er in Lissabon an und übernahm die Regentschaft aus den Händen seiner Schwester Isabella. Doch die Partei der Königin hatte Alles zur Herstellung der absoluten Gewalt und zur Erhebung des Infanten auf den Thron vorbereitet. Dom M. löste daher schon 13. März die versammelten constitutionellen Cortes auf, berief 3. Mai die alten Cortes und ließ sich von ihnen 25. Juni zum legitimen König von Portugal erklären. Zwar erklärte Dom Pedro seinen Bruder aller Rechte für verlustig und hob dessen Verlobung mit seiner Tochter auf; allein Dom M.'s Waffen siegten und die Getreuen der Königin Donna Maria mußten sich von Porto aus über London nach Terceira und Rio-Janeiro zurückziehen. Der Usurpator folgte nun ganz der Leitung seiner Partei. Durch ein Schreckenssystem unterdrückte er den Liberalismus mit wilder Lust und Tyrannenlaune. Er mishandelte selbst seine Schwestern, ließ sich durch kein gerichtliches Urtheil bestimmen und beging die grobsinnlichsten Ausschweifungen. Jagd und Stiergefechte, Maitressen, Hunde und Pferde waren seine Kurzweil. Endlich gelang es Dom Pedro, von Terceira aus 1832 Porto zu erobern, 1833 Lissabon zu besetzen und Donna Maria dahin zurückzuführen. England und Spanien erklärten sich für die Letztere, und 26. Mai 1834 mußte Dom M. zu Evora die Capitulation unterzeichnen, nach welcher er allen Ansprüchen auf den Thron von Portugal entsagte, die Ruhe des Landes nie wieder zu stören und dasselbe nie wieder zu betreten versprach. Auf einem engl. Kriegsschiffe schiffte er sich 1. Juni nach Genua ein, wo er nicht unterließ, gegen die von ihm in Evora unterzeichnete Acte zu protestiren. Die Folge davon war, daß er das ihm in Portugal zugesicherte Jahrgeld verlor und daß sein ihm vorbehaltenes Privatvermögen mit Beschlag belegt wurde. Im J. 1834 ging er nach Rom, wo er, von der röm. Curie als König anerkannt, seitdem die meiste Zeit sich aufhielt. Längere Zeit in Zurückgezogenheit lebend, erregte er neuerdings wieder die Aufmerksamkeit, indem er sich im Sept. 1851 mit der Prinzessin Adelheid, der Tochter des verstorbenen Erbprinzen Konstantin von Löwenstein-Wertheim-Rosenberg (geb. 3. April 1831) vermählte. Die aus dieser Ehe entsprossene Tochter Maria Isabella ist 5. Aug. 1852 geboren. Seit seiner Vermählung lebt er meistens in Heubach bei Millenberg, der Residenz des Löwenstein-Rosenbergischen Hauses. Seine An-

sprüche als legitimer König gab er nicht auf, sondern scheint durch seine Heirath ihnen eine neue Stütze gewinnen zu wollen.

**Miklosich** (Franz), der gelehrteste Slawist der Gegenwart, ward 20. Nov. 1813 bei Luttenberg im slaw. Theile der Steiermark geboren. Nachdem er die Gymnasialstudien theils zu Warasdin in Kroatien, theils zu Marburg in seiner Heimat und die sogenannten philosophischen Jahrgänge in Grätz zurückgelegt, studirte er vier Jahre hindurch an der Universität der letztgenannten Stadt die Rechtswissenschaften. Im Winter 1837 ward ihm, nachdem er zum Doctor der Philosophie promovirt worden, in den beiden philosophischen Jahrgängen der grätzer Universität der Unterricht in der Philosophie anvertraut; die damalige Form des höhern Unterrichts sagte ihm jedoch so wenig zu, daß er Advocat zu werden beschloß und in dieser Absicht 1838 nach Wien ging. Er ward daselbst zum Doctor der Rechte promovirt und hatte eben angefangen, in einer Advocatenkanzlei sich mit den Geschäften praktisch bekannt zu machen, als er 1844 die seinen Neigungen mehr zusagende Stellung eines Scriptors an der Hofbibliothek erhielt. Im J. 1848 ward M. von seinen Landsleuten zum östr. constituirenden Reichstag gewählt, an dessen Arbeiten er jedoch nur so lange Antheil nahm, als man Erreichbares anstrebte. Sodann wurde er 1849 zum außerordentlichen, 1850, in Folge eines Rufs ins Ausland, zum ordentlichen Professor der Slawistik an der wiener Hochschule ernannt. Auch wählte ihn 1850 die kais. Akademie der Wissenschaften zu ihrem wirklichen Mitgliede. Sprachstudien waren von jeher M.'s Lieblingsbeschäftigung, und schon früh entwarf er den Plan zu einer vergleichenden Grammatik der slaw. Sprachen, den er jedoch bald aufgab, als er die Überzeugung gewann, die altslowenische oder sogenannte slaw. Kirchensprache, von welcher man bei einem solchen Werke ausgehen mußte, sei noch nicht gehörig erforscht. In Wien lernte er den epochemachenden Text des „Glagolita Clozianus" kennen und ward auf die Nothwendigkeit eines gründlichen Studiums der Werke der großen Meister Grimm und Bopp aufmerksam. Diese Vorstudien und die Schätze der Hofbibliothek machten es ihm möglich, das in jeder Hinsicht so wichtige Altslowenisch richtiger darzustellen, als es seine Vorgänger Dobrowsky und Kopitar gethan. Seine dahin einschlagenden Arbeiten kamen nicht nur den slaw. Sprachen, deren wissenschaftliches Studium erst dadurch möglich ward, sondern auch dem ganzen indogerman. Sprachstamme zu Gute. Seine vorzüglichsten das Altslowenische betreffenden Schriften sind: „Radices linguae palaeoslovenicae" (Lpz. 1845); „Lexicon linguae palaeoslovenicae" (Wien 1850); „Vergleichende Grammatik der slaw. Sprachen", von welcher bis jetzt der erste Band, die Lautlehre umfassend (Wien 1852), erschien, und die für das Slawische Das zu werden verspricht, was die Arbeiten Grimm's und Diez' für das Deutsche und Romanische sind. Außerdem veröffentlichte M. an Texten: „Vita S. Clementis" (griech., Wien 1850); „Codex Suprasliensis" (Wien 1851); „Apostolus monasterii Shishatovacensis" (Wien 1853); „S. Johannis homilia in ramos palmarum" (Wien 1845); „Vitae sanctorum" (Wien 1841). Die von ihm begonnene „Slawische Bibliothek" (Bd. 1, Wien 1851) ist ein Sammelwerk für die Geschichte und Literatur der Slawen.

**Mikrokosmos**, s. Kosmos.

**Mikrolog** (griech.), d. h. Kleinigkeitskrämer oder Silbenstecher, nennt man vorzugsweise einen solchen Gelehrten, der bei seinen wissenschaftlichen Untersuchungen auf ganz außerwesentliche Dinge einen hohen Werth legt und von diesem beschränkten Standpunkte aus auch die Leistungen Anderer beurtheilt, wie dies namentlich in den zunächst vorhergehenden Jahrhunderten bei der grammatischen und kritischen Erklärung der alten Schriftsteller der Fall war, daher die Grammatiker und Kritiker aus dieser Zeit noch jetzt zum Theil mit diesem Namen belegt werden. Dieses verkehrte Streben des Mikrologen, die **Mikrologie**, hat mit der erfoderlichen und lobenswerthen Genauigkeit und Sorgfalt bei Behandlung eines Gegenstandes nichts gemein.

**Mikrometer** nennt man das Instrument zur Abmessung sehr kleiner Größen, welches gewöhnlich an Fernröhren und Vergrößerungsgläsern angebracht ist. Erfunden wurde es um 1640 von Gascoigne, der zu dem angegebenen Zwecke in dem Brennpunkte des Fernrohrs feine Fäden befestigte, während nachher mehre Physiker dazu sehr voneinander abweichende Vorschläge gemacht haben. Kirch zu Berlin erfand 1679 ein Schraubenmikrometer, bei dem die Fäden, zwischen welche der zu messende Gegenstand gebracht wird, mittels zweier sehr feiner Schrauben einander genähert und wieder entfernt werden können. Ein ähnliches Mikrometer mit einer Schraube brauchten schon 1666 die franz. Astronomen Auzout und Picard. Noch gegenwärtig werden Schraubenmikrometer vorzugsweise häufig angewendet, namentlich bei Vergrößerungsgläsern. Das einfachste aller astronomischen Mikrometer ist die das Gesichtsfeld

begrenzende Blendung selbst, wenn sie genau kreisförmig abgedreht ist, bequemer für die Beobachtungen aber das Kreismikrometer, bestehend in einem an beiden Seiten genau kreisförmig abgedrehten Ringe, der nur etwas kleiner als die Öffnung der Blendung des Fernrohrs ist und an der Blendung entweder mittels Metallplättchen befestigt oder in ein in die Blendung eingespanntes ebenes Glas eingelassen wird. Dasselbe dient zur Bestimmung der Differenz in Rectascension und Declination zweier einander naher Gestirne und läßt sich an jedem Fernrohr andringen. Auch kann man damit ohne Beleuchtung Beobachtungen anstellen, weshalb es sich ganz besonders zur Beobachtung der so schwach beleuchteten Kometen eignet. Dechales und Zahn empfahlen Mikrometer aus Gittern von Linien auf Glas, mit dem Diamant geschnitten, und zwar in solcher Feinheit, daß sie kaum $^1/_{200}$ einer Linie breit werden und daß ihre Abstände $^1/_{10}$—$^1/_{20}$ einer Linie betragen. Ähnliche Mikrometer wie letztere werden auch gegenwärtig noch in Verbindung mit Mikroskopen zur Messung sehr kleiner linearer Ausdehnungen, z. B. der Dicke eines Menschenhaars, gebraucht.

**Mikroskop** heißt jeder optische Apparat, durch welchen sehr kleine Gegenstände dem Auge vergrößert erscheinen. Man unterscheidet einfache und zusammengesetzte Mikroskope. Das einfache Mikroskop besteht aus einer (oder auch mehren dicht aneinander liegenden und also nur die Stelle einer einzigen vertretenden) Glaslinse; es wird gewöhnlich mit dem Namen Loupe (s. d.) bezeichnet. Das zusammengesetzte Mikroskop (schlechthin Mikroskop genannt) besteht dagegen wenigstens aus zwei in einer bestimmten Entfernung voneinander, gewöhnlich in messingenen Röhren befestigten Linsengläsern, von denen das eine entsprechend wie beim Fernrohr das Objectiv, das zweite das Ocular heißt; ersteres wird beim Gebrauche dem zu betrachtenden Gegenstande (Objecte), letzteres dem Auge zugewendet. Das Objectiv ist bei dem Mikroskop eine sehr kleine Linse, deren Flächen sehr stark gekrümmt sind. Wenn einem solchen Linsenglase ein kleiner Gegenstand genähert wird, so erscheint hinter der Linse sein Bild in umgekehrter Lage, das man auf einem Papierschirme oder mit einer auf einer Seite mattgeschliffenen Glastafel auffangen kann, solange die Entfernung des Gegenstandes von der Linse noch größer ist als die Brennweite der letztern (d. h. als die Entfernung, in welcher parallel auf eine Linse fallende Strahlen hinter ihr vereinigt werden). Der Ort, wo das Bild hinter der Linse erscheint, wo also der Papierschirm oder die Glastafel hingestellt werden muß, wenn das Bild deutlich darauf erscheinen soll, hängt von den Krümmungen der Linse und von der Entfernung des Gegenstandes von derselben ab; je näher der Gegenstand der Linse kommt, um so weiter entfernt sich das Bild von ihr, nimmt aber dabei auch gleichzeitig an Größe zu. Soll das Bild deutlich, scharf und rein in feinen Umrissen sein, so muß die Linse durch Zusammensetzung aus zwei Linsen, einer converen aus gewöhnlichem Glase und einer concaven aus bleihaltigem Flintglase, achromatisch gemacht und durch angemessene Wahl der Krümmungen der Oberflächen auch von der In Folge ihrer Kugelgestalt vorhandenen Abweichung der Strahlen befreit sein. Das von einer solchen Objectivlinse erzeugte Bild fängt man in dem Mikroskope nicht mit einem Schirme auf, sondern man behandelt es gewissermaßen wieder als einen Gegenstand, indem man hinter dasselbe eine zweite Linse, das Ocular, so stellt, als wollte man das Bild durch sie, wie durch eine Loupe, betrachten, was bekanntlich geschieht, wenn das durch das Objectiv von dem Gegenstande gebildete Bild sich etwas näher an dem Ocular, als die Brennweite des letztern ist, befindet. Das durch das Objectiv erzeugte vergrößerte Bild erscheint dann durch das Ocular von neuem vergrößert. Bei fast allen guten Mikroskopen befindet sich zwischen dem Objectiv und Ocular noch eine dritte Linse, **Collectivglas** genannt. Um hinlängliche Helligkeit für die Vergrößerungen zu erhalten, beleuchtet man die vor dem Objectivglase auf einem kleinen Tischchen befindlichen Gegenstände durch einen kleinen Hohlspiegel oder durch eine Linse, welche das zerstreute Licht des Himmels oder am besten das Licht einer weißen Wolke auf den Gegenstand concentriren. — Das **Sonnenmikroskop** besteht aus einer (oder mehren nur die Stelle einer einzigen vertretenden) Glaslinse, welche dem Objectiv des eben beschriebenen Mikroskops entspricht; vor ihr stellt man den Gegenstand nahe in der Entfernung der Brennweite der Linse, aber noch ein wenig außerhalb derselben auf, sodaß auf einem mehre Fuß hinter der Linse befindlichen weißen Schirm ein vergrößertes Bild entsteht. Zur Beleuchtung des Gegenstandes dienen eine oder mehre vor dem Gegenstande befindliche Linsen, welche das von einem ebenen Spiegel in horizontaler Richtung zurückgeworfene Sonnenlicht auf den Gegenstand concentriren. — Das **Lampenmikroskop** und das **Hydrooxygengas-Mikroskop** (s. d.) unterscheiden sich von dem Sonnenmikroskop nur dadurch, daß anstatt des Sonnenlichts bei dem erstern das Licht einer Lampe und bei dem zweiten das Licht des durch ein Knallgasgebläse weißglühend gemachten Kalks angewendet

wird. Die Vergrößerung eines Mikroskops, d. h. die Zahl, welche angibt, wie viel mal das durch ein Mikroskop erzeugte Bild größer als der Gegenstand erscheint, wird in wissenschaftlichen Schriften stets so genommen, daß sie angibt, wie viel eine Linie verlängert erscheint (sogenannte lineare Vergrößerung). In marktschreierischen Anpreisungen findet man dagegen gewöhnlich die Flächenvergrößerung oder gar die cubische Vergrößerung aufgeführt; die erstere erhält man, wenn man die Zahl der linearen Vergrößerung aufs Quadrat, die letztere, wenn man dieselbe auf die dritte Potenz erhebt. Eine hundertfache lineare Vergrößerung ist also gleich einer tausendfachen Flächen- und millionfachen kubischen Vergrößerung.

**Milbe**, eine Familie der Spinnenthiere bildend, sind kleine, oft mikroskopische Gliederthiere, deren Kopf, Bruststück und Hinterleib verschmolzen sind. Sie haben in der Jugend drei, im reifen Alter vier, selten auch dann nur drei Fußpaare, und ihr Hinterleib ist ungegliedert. Ihre Ausbildungsstufe ist eine sehr niedrige, da sich bei ihnen mit Ausnahme der bisweilen auch fehlenden Augen von Sinnesorganen keine Spur zeigt. Manche nähren sich durch Anbohren der Pflanzen, deren Saft sie saugen, wie die in den Gärten sehr unangenehme sogenannte **Spinnlaus** (Gamasus telarius), andere leben als lästige Schmarotzer auf Vögeln, Säugethieren und Insekten oder gar auf andern Milben, wie die sehr kleine **Milben-Milbe** (Acarus acarorum), mehre wohnen in kranken thierischen Körpern und einige schaden unsern Lebensmitteln. Sie sind in viele Gattungen zertheilt worden, je nach der Beschaffenheit der Füße, der Kiefern oder des Saugrüssels oder dem Vorhandensein oder Fehlen der Augen. Zu ihnen gehört die **rothe Erdmilbe** (Trombidium holosericeum), welche oft rothe Erdspinne genannt wird und bei uns zwischen Gartenerde und unter Gebüschen häufig ist. Andere weit größere ind. Arten liefern eine schöne rothe Farbe. Auf Taubenschlägen, in Hühnerställen und Vogelkäfigen ist die **Vogelmilbe** (Dermanyssus avium) sehr häufig, welche den Vögeln Blut aussaugt und deshalb röthlich gefärbt ist. Die **Büchermilbe** (Cheyletus eruditus) lebt vom Kleister unter Einbänden von Büchern an feuchten Orten. Im hohen, herbstlich dürren Grase hält sich die rothe **Grasmilbe** (Leptus autumnalis) auf; diese bohrt sich in die Haut ein und erregt peinliches Jucken. Am berüchtigsten ist jedoch Persiens **Giftmilbe** oder die **pers. Saumzecke** (Argas Persicus), die in Reisebeschreibungen als Giftwanze von Miana aufgeführt wird. Sie soll vorzüglich in der Stadt Miana einheimisch sein, den Menschen durch ihren Biß binnen 24 Stunden tödten können und bereits die Bewohner aus mehren Dörfern Persiens vertrieben haben. Dies sind jedoch starke Übertreibungen; wahr ist nur, daß ihr Biß bedeutende Schmerzen erregen und auch wol Geschwüre hervorbringen kann. Verwandt mit ihr ist der Holzbock (s. d.). Insbesondere wird aber eine der hierher gehörigen Gattungen ausschließlich mit dem Namen **Milbe** (Acărus) belegt und zu ihr gehört die allgemein bekannte **Käsemilbe** (A. Siro), welche auf trockenem alten Käse lebt und denselben nach und nach in Pulver verwandelt. In altem Mehle wohnt die **Mehlmilbe** (A. farinae), ja selbst der weiße Überzug auf trockenen Feigen, Pflaumen, Birnen u. s. w. besteht oft nur aus kleinen Milben. Unter den bei krankhaften Zuständen des Menschen vorkommenden Milben sind besonders die **Krätzmilbe** (A. scabiei), welche die Krätzkrankheit (s. **Krätze**) begleitet, und die **Balgmilbe** (A. folliculorum) zu erwähnen, welche letztere sich in den sogenannten Mitessern, dem talgartigen Inhalte der um die Nase gelegenen Hautbälge, findet.

**Milch** ist die bekannte in den Brustdrüsen der weiblichen Säugethiere abgesonderte Flüssigkeit, welche alle dem Thierkörper nothwendigen organischen und unorganischen Substanzen in hinreichender Menge enthält, um an und für sich bei längerm Genuß nahrungsfähig zu sein und alle den Jungen erfoderliche Substanzen in einer zum Wachsthume hinreichenden Menge zu liefern. Die Hauptbestandtheile der Milch sind Milchzucker, Caseïn (Käsestoff), Butter, mehre mineralische Substanzen, wie Chlorkalium, Chlornatrium, phosphorsaueres Kali u. s. w., und Wasser. Die Kuhmilch enthält 5,2 Proc. Milchzucker (s. d.), 3,8 Proc. Caseïn, 4,3 Proc. Butter und 0,2 Proc. Mineralsalze. Die Milch ist ein Gemenge außerordentlich fein zertheilter, in Wasser unlöslicher Substanzen, mit einer wässerigen Flüssigkeit. Das specifische Gewicht schwankt zwischen 1,018 und 1,045. Unter dem Mikroskop nimmt man wahr, daß die weiße Farbe von kleinen Kügelchen (den Milchkügelchen) herrührt. Diese Kügelchen sind meist kugelrund und bestehen aus einer Hülle, in der sich Butter befindet. In der Ruhe sammeln sich diese Kügelchen auf der Oberfläche und bilden den **Rahm** (Sahne), unter welchem sich eine bläuliche durchscheinende Flüssigkeit befindet, welche den Milchzucker, die Salze und das Caseïn (letzteres in Gestalt von Caseïnnatron) aufgelöst enthält. Läßt man die Milch längere Zeit an der Luft stehen, so wird ein Theil des Milchzuckers in Milchsäure umgewandelt, welche das Caseïnnatron zersetzt und das Caseïn freimacht, das sich als eine im Wasser unlösliche Substanz ausscheidet.

Man sagt dann, die Milch gerinnt. Durch längeres Stehenlassen wird aller Milchzucker in Milchsäure umgewandelt. Eine ähnliche Coagulation erleidet die Milch durch Lab (s. d.). Die von dem ausgeschiedenen Casein abfiltrirte Flüssigkeit führt den Namen Molken (s. d.). Das Sauerwerden der Milch kann man dadurch längere Zeit verhüten, daß man dieselbe wiederholt abkocht, wodurch die aufgenommene Luft ausgetrieben wird, die außerdem auf das Casein zersetzend eingewirkt haben würde. Im gewissen Sinne wirkt auch die während des Kochens auf der Milch sich bildende Haut conservirend, indem sie den Zutritt der Luft beschränkt. Außerdem läßt sich das Sauerwerden der Milch verhüten und aufhalten durch Zusatz kleiner Mengen kohlensauern Natrons. In Gegenden, in denen Milch in verhältnißmäßig großer Quantität consumirt wird, wie in großen Städten, wird die Milch mit Reis-, Kleien- oder einem Gemenge von Wasser mit Hammelgehirn verfälscht. Auch besteht eine sehr häufig vorkommende Verfälschung darin, daß man die Milch mit Wasser verdünnt. Diejenigen Instrumente, die man zur Prüfung der Milch auf ihren Gehalt an Butter und Casein anwendet, heißen **Galaktoskope**. Die Milch dient theils für sich als Nahrungsmittel, theils zur Fabrikation von Butter und Käse. Man benutzt sie auch zum Anstreichen der Wände und zum Entfärben und Klären einiger Flüssigkeiten. Die beim Sauerwerden der Milch sich bildende Milchsäure findet sich auch im Sauerkraut, in den sauern Gurken und ist ein nie fehlender Bestandtheil aller thierischen Flüssigkeiten. Sie ist als Bestandtheil der Lohenbrühe in der Gerberei, als Bestandtheil des Kleienbades in der Färberei von technischer Wichtigkeit; sie findet sich als nicht flüchtige Säure in dem Destillationsrückstande der Branntweinbrennereien, dem **Spühlicht**, der seiner sauern Eigenschaften wegen zum Reinigen von Metallgefäßen benutzt wird.

Die Milch ist eins der wichtigsten landwirthschaftlichen Producte. Begreiflich kommt in dieser Hinsicht nur die Milch der Kühe in Betracht, denn wenn auch Kleinrussen und Tataren die Roßmilch, Piemonteser, Bergamasken, Griechen und Syrier die Schafmilch nutzbar zu verwenden wissen, und die Milch der Ziege, wo sie nicht, wie im Mont-d'Or zu ergiebiger Käserei im Großen benutzt wird, eins der gewöhnlichsten und besten Nahrungsmittel der Armen ist, so wird doch nur die Kuhmilch so allgemein und in so großer Menge gewonnen, daß, wenn von Milchwirthschaft die Rede ist, man an keine andere Gattung denkt. Unter **Milchwirthschaft** oder **Molkerei** versteht man denjenigen Zweig der Rindviehzucht, dessen Hauptaufgabe die Gewinnung von Milch und deren Producten ist. Sie begreift also in sich die Fabrikation von Butter, Käse, Zieger, Milchzucker und Milchessig. Die drei letztern Producte werden jedoch niemals anders wie als Nebengewinn erzielt. Der Betrieb der Milchwirthschaft oder Molkerei ist die wichtigste Branche der Rindviehzucht. Abhängig ist die Menge und Beschaffenheit der Milch von der Fütterung, sodann aber auch von der Race, der Abkunft, der Erziehungsart, der Behandlung und dem Alter der Kühe, ebenso aber auch von Klima und Witterung. Das **Melken** geschieht täglich zwei oder drei mal und erfodert Geschicklichkeit, Pünktlichkeit und Ausdauer. Sogleich nach dem Melken wird die Milch durch Seihen gereinigt und danach zu ihrer weitern Bestimmung in die Milchkammer oder Käserei gebracht. Soll sie zu Butter verarbeitet werden, so kommt sie in der Milchkammer, die stets eine gleichmäßige Temperatur haben und vollkommen rein gehalten werden muß, in flache Gefäße von Holz, Steingut, Gußeisen oder Glas, worin der Rahm sich absetzt. Eine Hauptbedingung zur Bereitung von ganz guter Butter ist eine musterhafte Reinhaltung aller Räume und Geräthschaften, die zu diesem Geschäfte dienen. Der süß abgenommene Rahm bleibt bis zum Buttern in der wärmern Jahreszeit 24 Stunden, im Winter aber zwei bis drei Tage bei mäßiger Wärme in dem Rahmständer stehen und wird darin zuweilen umgerührt, damit er sich so weit verdicke, als nothwendig ist, das Buttergeschäft in der gewöhnlichen Zeit und ohne Schwierigkeiten zu beenden. Auch der Rahm von saurer Milch wird verbuttert, liefert aber minder gute und haltbare Butter wie der süße; ebenso verarbeitet man, wie z. B. in England, die frische Milch nicht selten gleich zu Butter. Es geschieht dies in dem Butterfaß, von welchem eine große Menge von Constructionen im Gebrauch ist. Beim Buttern sollen die Stöße oder Schwingungen regelmäßig aufeinander folgen, im Sommer langsamer, im Winter schneller. (S. Butter.) Ein zweckmäßiges Verfahren bei Bereitung der Butter vorausgesetzt, hängt der Gewinn davon aus einer gewissen Quantität Milch hauptsächlich von der Qualität der letztern ab. Der zweite Hauptzweig der Milchwirthschaft ist die Käsefabrikation. Die Bereitung des Käse ist nicht minder wichtig als die der Butter, indem durch jene bei einem größern Molkereibetriebe nicht selten eine höhere Verwerthung der Milch erreicht werden kann als durch diese, und überdies die Käsebereitung auch neben dem Buttermachen möglich ist. Nach der Bereitungsart lassen sich alle, wenn auch unter sich noch so sehr verschie-

denen Arten von Käse abtheilen in Süßmilchkäse und Sauermilchkäse. Nur die erstern, deren Nebenproduct Zieger ist, während aus den Molken noch Milchzucker und Milchessig gewonnen werden können, kommen in den großen Verkehr. (S. Käse.) Welche Art der Milchwirthschaft die vortheilhaftere sei, ob der unmittelbare Verkauf der Milch oder deren Verarbeitung zu Butter oder Käse, oder Beides zusammen, können nur die Localverhältnisse entscheiden. Sobald man die Milch frisch zu guten Preisen absetzen kann, so ist dies wol anerkannt die beste Verwerthung, um so mehr, da es auch die einfachste ist; die Gelegenheit dazu findet sich aber fast nur für solche Molkereien, welche so nahe bei größern Städten gelegen sind, daß die Milch täglich frisch dahin gebracht werden kann. Die schlechteste Verwerthung ist die Fabrikation von Butter mit Verwendung der abgerahmten Milch für die Schweine; wird aber damit noch die Bereitung eines magern Käse verbunden, so steigt die Rente beinahe um das Doppelte. Die Verfertigung von fettem Süßmilchkäse kann bei gutem Absatz der getheilten Benutzung der Milch zu Butter und Käse noch vorzuziehen sein, es gehört aber dazu ein großer Viehstand. In manchen Ländern, z. B. in Mecklenburg, Holstein, werden die Kühe und somit die ganze Milchwirthschaft verpachtet (Holländereien). Zweckmäßiger ist es, nur die Milch zu gewissen Preisen an einen Unternehmer zu verkaufen, der dann Käserei und Buttern auf eigene Rechnung betreibt; eine Einrichtung, die sich in Württemberg und der Schweiz bewährt hat. Daß in allen Fällen die Kälber noch beträchtlichen Nutzen bei der Molkerei gewähren, versteht sich von selbst. Vgl. Pabst, „Anleitung zur Rindviehzucht" (Stuttg. 1851); Schreiber, „Die Milchwirthschaft" (Wien 1847).

**Milchsaft**, s. Chylus.

**Milchschorf**, Milchborke (Crusta lactea) ist einer der gemeinsten Kinderausschläge, welcher im Gesicht in Form kleiner Bläschen auftritt, welche eine honigdicke klebrige Flüssigkeit ergießen. Letztere vertrocknet zu dicken, gelblichen Borken, welche der am Feuer getrockneten Milch ähnlich sind. Ganz im Wesen dasselbe, nur im Sitz verschieden, ist der bei denselben Kindern auf dem behaarten Kopfe auftretende sogenannte schleimige Kopfgrind (Tinea mucillua). Diese an sich leichte Hautkrankheit befällt besonders zarthäutige und überreich ernährte Säuglinge und besteht darin, daß die Talgdrüsen mit Blut angeschoppt werden (dies sind die vorausgehenden Knötchen und Bläschen) und dann einen eiweiß-fetthaltigen Saft ausschwitzen. Die Behandlung besteht in Entziehung der allzu üppigen Nahrung (selteneres Anlegenlassen, dünnere Milch, weniger feste Speisen) und in großer Reinlichkeit. Äußerliche austrocknende und zurücktreibende Mittel sind gar nicht, immer höchst selten am Platze (bisweilen etwas Stiefmütterchenthee oder Magnesia oder Kinderpulver u. dgl.).

**Milchstraße** nennt man den hellen, weißlichen Streifen, der sich fast in der Gestalt eines größten Kreises, welcher mit dem Äquator einen Winkel von 63° bildet, um die ganze Himmelskugel erstreckt. Sie schneidet die Ekliptik bei den Füßen der Zwillinge, geht hierauf durch den Fuhrmann, den Perseus, die Kassiopeia, den Kopf des Kepheus und den Schwan, dann, in zwei Arme getheilt, durch den Fuchs, den Adler, den Sobiesti'schen Schild, den Schützen, den Poniatowski'schen Stier und den Schlangenträger. Bei dem Sternbilde des Kreuzes ist sie dem Südpole am nächsten; dann geht sie durch das Schiff und das Einhorn nach den Füßen der Zwillinge. Ihre Breite ist sehr verschieden und wechselt zwischen 3½ und 22°; in vielen Gegenden erscheint sie dem bewaffneten Auge um 6—7° breiter als dem unbewaffneten; nur etwa ⅖ des ganzen Zugs derselben sind ungetheilt. Schon Demokrit soll von der Milchstraße die richtige Ansicht gehabt und dieselbe aus dem vereinigten Glanze unzähliger Fixsterne erklärt haben; dieselbe Behauptung sprach Galilei bald nach der Erfindung der Fernröhre mit Bestimmtheit aus, aber erst Herschel vermochte durch seine trefflichen Instrumente die Milchstraße wirklich in einzelne Sterne aufzulösen. Kant machte bereits in der Mitte des 18. Jahrhunderts darauf aufmerksam, daß sie, wenn anders Galilei Recht habe, auf eine ungleiche Vertheilung der Sterne schließen lasse; diese Ansicht wurde durch Herschel's Beobachtungen vollkommen bestätigt, und gegenwärtig sind die Astronomen der großen Mehrzahl nach der Meinung zugethan, daß die Milchstraße nichts Anderes als eine linsen- oder vielleicht auch ringförmige, an einer Stelle in zwei Theile gespaltene Sternschicht sei, in deren Mitte oder nahe bei derselben das Sonnensystem sich befinde. So erklärt sich ganz ungezwungen, warum die Sterne immer dünner gesäet zu sein scheinen, je weiter sich unser Auge von der Milchstraße entfernt.

**Milchzucker** (saccharum lactis) ist ein Bestandtheil der Milch der Säugethiere und wird im Großen besonders in der Schweiz durch Verdampfen der vom Fett- und Käsestoff befreiten Kuhmilch, der sogenannten süßen Molken (s. d.), und durch darauf folgende Krystallisation erhalten, worauf er durch wiederholtes Auflösen in heißem Wasser und Krystallisiren gereinigt

wird. Im Handel trifft man ihn gewöhnlich in der Form von Cylindern an. Er ist in Alkohol und Äther gar nicht und in Wasser schwerer als der Rohrzucker löslich; auch ist er härter und enthält mehr Kohlen- und weniger Sauerstoff als dieser. Er besitzt einen schwachen, aber angenehm-süßen Geschmack. In der Medicin benutzt man ihn als schwaches, die Verdauung beförderndes Mittel, meist jedoch nur, um kleine Gaben stärkerer Mittel, welche man ihm beimischt, in fein vertheiltem Zustande zu geben. Auch wird er zu sogenannten künstlichen Molkenpulvern verwendet, indem man ihn mit arabischem Gummi zusammenreibt und in warmem Wasser auflöst.

**Milde Stiftungen** nennt man die durch die Willenserklärung einer Person festgesetzten und von der zuständigen Behörde bestätigten Verwendungen eines bestimmten Capitals oder einer bestimmten Rente zu Zwecken der Wohlthätigkeit, z. B. Waisenhäusern, Freischulen, Krankenanstalten, Legaten zur regelmäßigen Unterstützung Armer, Stipendien für unbemittelte Studirende u. dgl. In frühern Zeiten war es die Kirche, welcher man solche Stiftungen entweder als Vermächtnisse für den Todesfall oder als Schenkungen bei Lebzeiten (gewöhnlich auf besondere Veranlassungen, z. B. Rettung aus Lebensgefahr u. s. w.) zur Verwaltung und Verwendung übergab. Auch waren die Zwecke derartiger Stiftungen in damaliger Zeit öfter rein kirchliche als wohlthätige, wie z. B. die Gründung eines Klosters, einer Wallfahrtskapelle oder die Veranstaltung einer Anzahl von Seelenmessen für die im Fegfeuer Leidenden. Später traten an die Stelle dieser „frommen Stiftungen", namentlich in den protest. Ländern, die „milden Stiftungen" zur Linderung der mannichfachen Arten menschlichen Elends, zur Verbesserung der geistigen und materiellen Zustände jenes Theils der Menschheit, der sich selbst nicht hinreichend helfen kann. Der Name **Fromme Stiftungen** (piae causae) ist denselben wenigstens im amtlichen Ausdrucke geblieben, desgleichen die privat- und staatsrechtliche Ausnahmestellung, welche man jenen eingeräumt, wie die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand bei gewissen Fällen, die Stellung derselben unter den besondern Schutz des Staats, womit eine Beaufsichtigung ihrer Verwaltung seitens des letztern, sowie die Bürgschaft verbunden wird, daß ihr Vermögen niemals zum Staatsvermögen eingezogen oder für andere als stiftungsmäßige Zwecke verwendet werden solle. Doch gestatten in der Regel die Gesetzgebungen für den Fall, wo dieser stiftungsmäßige Zweck nicht mehr zu erreichen steht, die Umwandelung der betreffenden Stiftungen zu andern ähnlichen Zwecken, jedoch, wo eine Volksvertretung vorhanden, nur unter Bewilligung dieser und, soweit bei dem Genuß der Stiftung Betheiligte vorhanden, mit Zustimmung derselben. Auf solche Weise sind z. B. in mehren Ländern die aus kath. Zeit stammenden Domcapitel oder Stifte, deren eigentliche Bestimmung schon mit Einführung des Protestantismus erloschen war, nach Entschädigung der noch vorhandenen Capitularien und Ämter aufgehoben worden.

**Milet**, am Mäander, war im Alterthume eine der größten und blühendsten Städte von Karien in Kleinasien, berühmt durch treffliche Wollenfabrikation und ausgebreiteten Handel nach Norden. Schon frühzeitig gründete es eine bedeutende Anzahl von Colonien am Schwarzen Meere und in der heutigen Krim, und im Besitze einer Flotte, führte es lange und kostspielige Kriege mit den lydischen Königen. Nach der Eroberung Lydiens durch den ältern Cyrus wurde es gleich ganz Jonien unterworfen. Unter der pers. Oberherrschaft mit vieler Milde behandelt, obgleich durch innere Unruhen öfters zerrüttet, blieb es in Wohlstand bis zu dem unglücklichen Jonischen Kriege, in welchem es, von seinem damaligen Statthalter Aristagoras zum Widerstande gegen die Perser aufgereizt und von den europ. Griechen nur sehr schwach unterstützt, 494 v. Chr. von Grund aus zerstört wurde. Die Einwohner bauten die verödete Stadt zwar wieder auf, sodaß sie sogar gegen das siegreiche Heer Alexander's d. Gr. sich eine Zeit lang hielt; aber ihr altes Ansehen vermochte sie nicht wieder zu erlangen, und die jetzt noch wenigen Überreste, die unter dem Namen Palat, d. h. Paläste, ein elendes Dorf bilden, lassen die ehemalige Größe kaum ahnen. Die früher so mächtigen Milesier dienten daher den Alten zur sprüchwörtlichen Bezeichnung verfallener Glückskinder. Vgl. Schröder, „De rebus Milesiorum" (Stralf. 1827); Soldan, „Res Milesiae" (Darmst. 1829). — Nach M. nannten die Griechen eine besondere Art von Erzählungen, die ein Gemisch von Wahrheit und Dichtung enthielten und von einem gewissen Aristides zuerst verfaßt worden sein sollen, **milesische Geschichten** oder **Märchen**. (S. Roman.)

**Milfordhafen**, s. Pembroke.

**Militär** ist die Gesammtbenennung für alle zum Soldatenstande gehörenden und vom Landesherrn besoldeten Personen. Die Stärke des Militärs eines Staats bestimmt sich nach Maßgabe der Bevölkerung, der Beschaffenheit des Landes, der Eigenthümlichkeit seiner Bewohner und der besondern Verhältnisse gegen die Nachbarstaaten; doch hängt sie nicht selten auch von

den disponibeln Geld- und andern Mitteln ab. Sie ist im Frieden geringer und beschränkt sich auf die Truppenzahl, welche zum Garnison- und Arbeitsdienst, sowie zur Ausbildung der jungen Mannschaft erfoderlich ist. Großbritannien hat bei 27½ Mill. E. ungefähr 130000 Mann Militär; Frankreich bei 35½ Mill. E. 366000 Mann; Östreich bei 38,700000 E. 400000 Mann; Preußen bei 17 Mill. E. 138000 Mann; Rußland bei 65½ Mill. E. 800000 Mann. Es kommen also auf 1000 E. in England beinahe fünf, in Frankreich gegen zehn, in Östreich zehn, in Preußen acht bis neun und in Rußland zwölf Mann Militär. Das Verhältniß der Truppengattungen richtet sich nach der Beschaffenheit des Landes, nach der Eigenthümlichkeit der Nation und nach dem Bedarfe in besondern Fällen. Gebirgiges Terrain macht mehr Infanterie als Cavalerie nöthig; die Orientalen haben verhältnißmäßig ungleich mehr Reiterei als andere Völker. Im Allgemeinen kann man jedoch annehmen, daß die Zahl der Infanterie fünf bis sechs mal größer ist als die der Cavalerie. Auf 1000 Mann Infanterie rechnet man 2½—3 Geschütze Fuß- und auf 1000 Mann Cavalerie fünf bis sechs Geschütze reitender Artillerie. Die Eintheilung oder Gliederung der Armee anlangend, so wird bei der Infanterie das Bataillon (s. d.), bei der Cavalerie die Escadron (s. d.) und bei der Artillerie die Batterie (s. d.) als Einheit angenommen. Durch die Vereinigung mehrer Einheiten zu einem Ganzen bilden sich die Regimenter, Brigaden, Divisionen und Armeecorps; doch gibt es für diese Heerestheile bei den einzelnen Armeen sehr verschiedene Benennungen. Als Grundsatz ist anzunehmen, daß jeder selbständige Trupp sich leicht in zwei, vier oder acht Theile zerlegen läßt. Noch bis 1806 fand beinahe überall das Werbesystem statt, nach welchem Leute, die sich zum Dienst meldeten, Handgeld bekamen und auf Capitulation, d. h. auf eine gewisse Anzahl Jahre, angeworben wurden. Man nannte sie Ausländer und rechnete zu ihnen auch diejenigen Eingeborenen, welche sich freiwillig zum Dienst stellten. Außerdem hatte jedes Regiment seinen Canton, d. h. eine Anzahl Ortschaften, aus denen es seine Rekruten aushob. Gegenwärtig kommt das Werbesystem in dem angegebenen Sinne nur noch in England vor. Zwar gibt es fast in allen Armeen Ausländer, sie sind aber entweder in besondere Corps vereinigt (s. Fremdenlegion) oder dienen auf Beförderung. Außer England erfolgt der Ersatz des Heeres jetzt überall durch die zuerst in Frankreich eingeführte Conscription (s. d.) Jeder gesunde junge Mann ist verpflichtet zu dienen, und nur ganz besondere häusliche Verhältnisse können ihn davon befreien; doch darf in einigen Ländern, z. B. Frankreich, Hessen, Sachsen, Würtemberg u. s. w., der zum Dienst Aufgerufene einen Stellvertreter für sich besorgen. Gewiß ist es ein großer Vortheil, die Dienstzeit des Soldaten nicht zu weit auszudehnen; denn wenn jährlich ein Drittheil oder die Hälfte des stehenden Heeres in der Friedenszeit entlassen wird und ebenso viel Rekruten eintreten, so ist in wenigen Jahren der größte Theil der waffenfähigen Männer ausexercirt. Die entlassenen Leute kehren im preuß. Staate und anderwärts zu ihren bürgerlichen Geschäften oder zum Landbau zurück und bilden die Kriegsreserve, d. h. diejenige Mannschaft, die bei ausbrechendem Kriege zuerst eingezogen wird, um das stehende Heer zu vervollständigen. Nach zwei bis drei Jahren gehen sie zum ersten Aufgebot und nach vollendetem 32. Lebensjahre oder nach etwa siebenjähriger Dienstzeit beim ersten Aufgebot zum zweiten Aufgebot über, in welchem sie abermals sieben Jahre verbleiben. (S. Landwehr.) Auch ist es in Preußen jungen Leuten, die sich selbst kleiden und nähren können, gestattet, ihre Dienstpflicht durch einjährige Dienstzeit abzuleisten und sodann in die Landwehr einzutreten. Dagegen ist auch wieder Soldaten, die sich durch musterhaftes Betragen ausgezeichnet haben und zu Unteroffizieren geeignet sind, gestattet, über ihre Dienstzeit zu dienen. Die Beförderung oder das Avancement zum Offizier erfolgt beim Militär fast durchgängig nur in Folge einer abgelegten Prüfung, in welcher nächst vortheilhaften Dienstzeugnissen die erforderlichen Kenntnisse nachgewiesen werden müssen. Die Ernennung der Offiziere jeden Grades erfolgt durch den Landesherrn. In England sind noch gegenwärtig die Offizierstellen unter gewissen Bedingungen käuflich. Das Ausscheiden aus dem Dienst erfolgt, abgesehen von Todesfällen und von denjenigen Militärs, welche in andere Verhältnisse übergehen, zunächst durch den Eintritt der Invaliden (s. d.) in eine Invalidencompagnie, oder durch die Entlassung in die Heimat mit einer kleinen Pension und einem Beitrage an Kleidungsstücken u. s. w., oder endlich durch die Aufnahme ins Invalidenhaus bei gänzlicher Unfähigkeit, sich selbst noch fortzuhelfen; auch werden die Abgegangenen häufig in Civilstellen angestellt. Für schwere, entehrende Verbrechen erfolgt die Ausstoßung aus dem Soldatenstande. Offiziere, deren Invalidität durch besondere Zeugnisse nachgewiesen sein muß, erhalten eine dem Einkommen ihres Grades und ihrer Dienstzeit angemessene Pension und unter Umständen ebenfalls Anstellung in Civilstellen. Die ehemals häufige Cassation derselben kommt gegenwärtig nur

noch in seltenen Fällen vor. Die Dislocirung der Truppen im Frieden wird nothwendig wegen gleichmäßiger Vertheilung in die einzelnen Provinzen, wegen des mehren Garnison-, Wacht- und Arbeitsdienstes in Festungen und größern Städten, wegen Unterbringung der Pferde und wegen ökonomischer Verhältnisse.

Das Militär hat nicht allein den Landesgesetzen zu gehorchen, sondern auch den besondern, auf die Verhältnisse seines Standes Bezug nehmenden Kriegsartikeln. Es bildet fast überall einen eigenen Gerichtsstand. Die **Militärgerichtsbarkeit** ist eine höhere für schwere Verbrechen, eine niedere für leichtere Vergehungen. Außerdem bestehen in Preußen noch Ehrengerichte der Offiziercorps für Fälle, die vor dem Gesetz nicht strafbar, aber der Ehre des Offizierstandes zuwider sind. Vergehungen werden in Verhören untersucht, die ein Auditeur leitet und ein Offizier überwacht, und die Strafe wird von Standgerichten, bei größern Verbrechen von Kriegsgerichten den Acten und Gesetzen gemäß bestimmt. (S. **Kriegsrecht**.) Im Kriege, wo die Zeit drängt, ist das Verfahren meist sehr kurz und der überwiesene Verbrecher erleidet sofort die ihm gebührende Strafe. Im Allgemeinen muß die Art der Strafen und ihrer Ausübung stets das Ehrgefühl berücksichtigen, um diesen so mächtigen Hebel der Disciplin und den den Truppen nöthigen Geist der Ehre in allen Beziehungen aufrecht zu erhalten. Das Medicinalwesen wird von Militärärzten verwaltet. (S. **Militärheilkunde**.) Leichte Krankheiten werden im Quartier behandelt, schwerer Erkrankte kommen in das Lazareth oder Hospital. Ebenso schwierig als wichtig ist im Kriege die Einrichtung der Feldlazarethe (s. d.). Die Behandlung der Mannschaften und Chargirten erfolgt unentgeltlich, auch erhalten sie freie Medicin; die Offiziere dagegen müssen den Arzt bezahlen. Die kirchlichen Angelegenheiten besorgen die Feldprediger (s. d.). Alles das Erwähnte und vieles Andere zusammengenommen begreift man unter dem Namen der **Militärverfassung**, wohin auch die Bedingungen gehören würden, unter welchen die Militärs die Erlaubniß zur Verheirathung bekommen; ferner die Herbeiziehung der Truppen zu größern Arbeiten (z. B. Weg- und Kanalbau) und die Anordnungen zur Ausbildung des Soldaten im Allgemeinen und der militärischen Übungen insbesondere.

Einen besondern Zweig der Militärverfassung bildet die **Militärökonomie**, die es mit der Ausrüstung und Verpflegung der Truppen zu thun hat. Die hierzu erfoderlichen Behörden stehen unter dem Kriegsministerium. Sie haben die Anschaffung und Erhaltung der Waffen und des Pulvers im Einverständnisse mit dem Chef der Artillerie zu besorgen. Die Remonten werden durch besonders dazu bestimmte Commissionen sachverständiger Offiziere theils in den Gestüten ausgewählt, theils im Lande gekauft und an die Truppen nach Maßgabe ihrer Erfodernisse vertheilt. Die Bekleidung und Verpflegung mit Lebensmitteln und Fourage ist der Intendanturbehörde übergeben, welche auch im Felde durch Einrichtung von Bäckereien und mittels der Traincolonnen für Beides zu sorgen hat; nächstdem beaufsichtigt diese Behörde das Rechnungswesen der Truppen. Die Geldverpflegung und die Bezahlung aller zur Liquidation geeigneten Bedürfnisse der Armee erfolgt durch die General-Militär- oder Kriegskasse. Endlich gehören auch zum Ressort der Behörden für die Militärökonomie die Feststellung und Auszahlung der Pensionen für verabschiedete Soldaten, Offiziere und für Offizierswitwen.

In der neuern Kriegführung, welche an die Intelligenz der Offiziere, oft bis in die kleinsten Verhältnisse hinab, so bedeutende Foderungen stellt, ist es eine der wichtigsten Aufgaben, im Heere ein wissenschaftliches Streben zu befördern. Dazu wirkt besonders ein richtig geleitetes **Militärbildungswesen**. Alle Staaten, welche das erkannt haben, widmen dem auch die größte Sorgfalt und stellen ausgezeichnete hohe Militärs an die Spitze desselben, so in Preußen den Generallieutenant von Radowitz. In Rußland ist der Großfürst Thronfolger Chef aller Militärbildungsanstalten. Frankreich hat von jeher diesen wichtigen Zweig der Militärverfassung gepflegt, in Östreich wird eine umfassende Reform desselben bewirkt. Das Militärbildungswesen umfaßt alle Anstalten, welche für den Unterricht der Militärzöglinge und die Heranbildung von Offizieraspiranten sowol als auch für die höhere wissenschaftliche Ausbildung von Offizieren errichtet sind; dahin gehören die **Militärschulen** im Allgemeinen, die Cadettenhäuser (zugleich Erziehungsinstitute), die Artillerie- und Ingenieurschulen, die Kriegsschulen und Militärakademien. Diese Anstalten haben die Bestimmung, den jüngern Zöglingen zunächst diejenige allgemeine Bildung zu geben, welche ihr künftiger Stand fodert, um seine ehrenvolle Stellung im Staate und in der Gesellschaft zu behaupten, dann aber vorzüglich dieselben für ihren Beruf durch gründliche Kenntnisse in den Militärwissenschaften (s. **Kriegswissenschaften**) vorzubereiten und zu weitern Studien zu veranlassen, den Offizieren endlich, welche eine höhere Ausbildung suchen, dieselbe im vollen Maße zu gewähren. In letzterer Beziehung fehlt es noch im-

mer an einer Militärakademie, welche den höchsten Anfoderungen, zu denen die Wichtigkeit der Aufgabe berechtigt, vollkommen entspricht. Die Leistungen der verschiedenen Anstalten werden meist durch eine Militärstudiencommission geregelt und der Ausfall derselben in den Prüfungen vor einer Obermilitärexaminationscommission bekundet, welche, in ihren Aussprüchen jedoch selbständig, ebenfalls der Generalinspection des Militärbildungswesens untergeordnet ist. Wissenschaftliche Bestrebungen von Kriegsmännern haben schon frühzeitig eine Militärliteratur hervorgerufen, welche sich immer reicher und gediegener entwickelt hat. Repertorien derselben sind von Walter, Rumpf, Hoyer, Schütte, Scholl und von Witzleben erschienen, Militär-Conversationslexika von von der Lühe, Löhr und einem Verein östr. Offiziere (1850). Auch eine Militär-Journalistik ist seit dem vorigen Jahrhundert entstanden und in allen europ. Staaten von Bedeutung geworden.

**Militärcolonien** bestanden schon zur Zeit Alexander's d. Gr. von Macedonien und unter den Römern. In neuerer Zeit fanden sie eine Nachahmung in dem Grenzinstitute des östr. Kaiserthums (s. Militärgrenze), in der Indelta in Schweden zu Ende des 17. Jahrh. und seit 1820 in den Militärcolonien Rußlands, die freilich wesentlich von den früher erwähnten Kriegsinstituten verschieden sind. Die Einrichtung der sogenannten Indelta oder der eingetheilten Truppen in Schweden, die noch gegenwärtig besteht, rührt von Karl XI. her, der sie zu dem Zwecke machte, eine größere Kriegsmacht mit geringerm Kostenaufwande bereit zu halten. Sie besteht darin, daß die Besitzer einzelner Grundstücke für die Befreiung von gewissen Abgaben die Verpflichtung haben, einen oder mehre Soldaten zu stellen, von denen jeder den zu seiner Ernährung erfoderlichen Acker und Viehstand erhält. Seine Arbeiten während der Einberufung zu den Übungen und im Kriege haben die Zurückgebliebenen zu besorgen; nur im Kriege erhält er Sold. Zu den russ. Militärcolonien entwarf auf Alexander's I. Anregung Graf Araktschejew den ersten Plan, dem die Idee zum Grunde lag, mittels Ansiedelung ganzer Regimenter in bestimmten Bezirken unter einer besondern militärisch-bürgerlich-polizeilichen Verwaltung den Stand der Kronbauern mit dem Stande der besoldeten Krieger so zu verschmelzen, daß dadurch verschiedene Zwecke zugleich erreicht würden, nämlich eine Verminderung der Kosten für das stehende Heer, Erleichterung der Rekrutirung, die Bildung einer Reserve für das Heer, die Gründung eines Asyls für die ausgedienten Krieger und deren Familien und eine gleichzeitige Beförderung des Anbaus und der Bevölkerung culturfähiger Landstriche, wo es bisher nur an der Hand eines thätigen Anbauers gefehlt hatte. Araktschejew rieth zu dem Ende, die Soldaten bei den Kronbauern einzuquartieren, militärische Dörfer nach einem bestimmten Plane zu erbauen, jedem Hause eine gewisse Zahl Morgen Landes anzuweisen und ein Gesetzbuch für dieses neue Institut zu entwerfen. Der Soldat sollte als Soldat durch Feldbau zu seinem Unterhalte beitragen, die ganze männliche Bevölkerung der Colonistendörfer aber in den Waffen geübt und als Reserve zum Felddienst genommen werden. Auf diese Weise bezweckte Araktschejew die ganzen Streitkräfte Rußlands längs der Grenzen Polens, der Türkei und Kaukasiens in Militärcolonien zusammenzudrängen, durch welche, außer den erwähnten Vortheilen einer wachsenden Landescultur und Bevölkerung und der Versorgung der Familien der ins Feld ziehenden Soldaten, auch der Krieger selbst in Friedenszeiten im Umgange mit Weib und Kind und in der Bekanntschaft mit dem eigenen Herde Anhänglichkeit an das Vaterland gewänne. Diese Idee, so zweckmäßig sie im Ganzen schien, verlor dennoch Vieles von ihrem beabsichtigten Nutzen durch jene unerbittliche und rücksichtslose Strenge, mit der Araktschejew den vom Kaiser gebilligten Plan durchzuführen bestrebt war. Ganze Dörfer empörten sich, und Sibirien verdankte zu jener Zeit, besonders zwischen 1820—25, einen großen Theil seiner Bevölkerung dem strengausgeführten System jener Militärcolonien, in die Araktschejew 1825 bereits 400000 männliche Bewohner, darunter 40000 Mann zu Pferde, untergebracht hatte. In Folge der Revolte eines Theils der Garden 1825 gab jedoch der Kaiser Nikolaus das System, die ganze Armee zu colonisiren, auf. Araktschejew, der von den Soldaten fast verabscheut wurde, erhielt seinen Abschied und zog sich auf sein Gut Grusino am Wolchowflusse zurück, wo er 21. April 1834 starb. Die bereits vorhandenen Militärcolonien haben im Laufe der Zeit wesentliche Veränderungen erfahren. Nur die Ansiedelungen der Kosacken und die von etwa 2900 Soldatenfamilien am Kaukasus bieten den östr. Grenzeinrichtungen nahe Verwandtes. Sonst bilden die Colonien nur noch eine Art permanenten Cantonnements, indem Bauer und Soldat vollständig getrennt sind und erstern die Erhaltung des letztern obliegt. Ähnliches war sonst bei der hannov. Cavalerie zu finden. Die Colonien im Süden zerfallen in die ukrainischen im Gouvernement Charkow, in die südrussischen im Gouvernement Cherson und in die in den Gouverne-

ments Kiew und Podolien, letztere meist auf sequestrirten Gütern des poln. Adels errichtet. In denselben sind 224 Escadrons mit 128 reitenden Geschützen activer Truppen nebst ihren Reserven, Arbeiterbataillonen u. s. w. angesiedelt, außerdem noch 4—5000 Cantonisten. — Die Militärcolonien im Norden, bei Nowgorod, hauptsächlich für Infanterie (das Grenadiercorps) bestimmt, sind als solche völlig eingegangen und stehen nur noch im Verhältniß von Domänen zur Verfügung des Kriegsministeriums. Es haben also die jetzigen russ. Militärcolonien lediglich den Zweck, eine gute und zahlreiche Cavalerie zu schaffen und zu erhalten, was hier unter den günstigsten Umständen erreicht wird. Außerdem haben dieselben für einen Krieg im Südosten, also gegen die Türken, noch den großen militärischen Vortheil, daß sie als Kornniederlagen dienen können. Vgl. Pidoll zu Quintenbach, „Einige Worte über die russ. Militärcolonien im Vergleiche mit der k. k. östr. Militärgrenze" (Wien 1847).

**Militärgrenze** heißt der lange schmale Landstrich der östr. Monarchie, welcher dieselbe von der Türkei scheidet, seine eigene militärisch-administrative Verfassung hat und seit 1849 zu einem eigenen Kronlande erhoben worden ist. Dasselbe grenzt im N. an Illyrien, Kroatien und Slawonien, die Wojewodschaft Serbien und das Temeser Banat, im O. an Siebenbürgen und die Walachei, im S. an das Fürstenthum Serbien, an Bosnien und Dalmatien, im W. an das Adriatische Meer und enthält nach Ausscheidung der 1851 aufgehobenen siebenbürgischen Militärgrenze (104½ QM. mit 283000 E.) einen Flächenraum von 609⅓ QM. mit 1,010000 E. Im Westen ziehen sich die Julischen Alpen aus Kroatien her bis an den 6500 F. hohen Felsen Klek oder den Ogulinerkopf bei Zengg; zu ihnen gehört das Große und Kleine Kapellagebirge. Am Klek beginnen die Dinarischen Alpen, die sich längs der Grenze hinziehen, zum Theil den Namen Vellebit oder Morlakisches Gebirg führen, hier im Heiligenberg 5400 F. aufsteigen und in die Türkei übergehen. Im Osten senken sich bei Orsova die Karpaten an die Donau ab und senden mehre Zweige in die banatische Grenze aus, worunter die Alpe Gugu, 7200 F., der Szemenik, 4570, der Szarko, 6930, der Mick, 5730 F. hoch, u. a. Der mittlere Theil ist meistens eben. Auch gibt es herrliche Thäler, z. B. das seiner feenartigen Schönheit wegen berühmte Almaserthal in der banater, das Zermagna-, das Korbawa und Kaveniczathal in der kroatischen Grenze. Die Gewässer sind sehr ungleich vertheilt. Im Westen berührt das Adriatische Meer mit dem Morlakenkanal das Land; die Flüsse der kroatischen Grenze verlieren sich zum Theil unter die Erde, um ihren Abfluß in das Meer zu nehmen, z. B. die Likka, die Gaczka u. a. In den übrigen Theilen ist die Donau (s. d.) der Hauptfluß; sie betritt das Gebiet der Militärgrenze aus der Wojewodschaft Serbien her bei Peterwardein, bildet von Semlin an die Grenze gegen die Türkei und verläßt bei Orsova das Land gänzlich. Von ihren Nebenflüssen bespülen das Land die Drau, die Save mit der Kulpa und Unna, die Theiß, Bega, Temes, Nera und Cserna. Nur in der karlstädter Grenze befinden sich einige kleine Gebirgsseen, von denen die acht Plitviczer Seen und der Gaczkasee bei Ottochacz die bedeutendsten sind. Desto größer sind die Moräste und Sümpfe an der Save, Drau, Donau und Theiß. Das Klima ist in den Gebirgsgegenden großentheils rauh, in den Ebenen um Carlovicz, Semlin u. s. w. sehr mild. Ungesund ist die Luft in den morastigen Gegenden, wo sich nicht selten Fieber und andere Krankheiten erzeugen. Die Einwohner, in 12 Städte, 9 Marktflecken und 1760 Dörfer vertheilt, sind größtentheils Slawen, namentlich Kroaten, Slowenen und Serben, dann Walachen, Deutsche, Clementiner. Der Religion nach sind die nichtunirten Griechen, deren Oberhaupt der Patriarch zu Carlovicz ist, die zahlreichsten (551500), nächst ihnen die Röm.-Katholischen (435000); Protestanten zählt man gegen 17000, unirte Griechen kaum 5400, Juden wenig über 400. Die Producte sind sehr mannichfaltig; außerordentlich ist die Fruchtbarkeit und Güte des Bodens in dem banatischen und nicht viel geringer in dem slawonischen Grenzgebiet. Man gewinnt alle Gattungen Getreide, besonders Mais, dann Hülsenfrüchte, Kartoffeln, viel Kohl, Rüben, Kürbisse, Melonen u. s. w.; Futterkräuter wachsen, obgleich man an künstlichen Anbau wenig denkt, in großer Menge. Der Gartenbau ist nicht von besonderm Belang, weit wichtiger dagegen die Obstcultur, welche namentlich in der slawonischen Grenze viel Pflaumen liefert, woraus der Zwetschkenwein (Slivovicza) gebrannt wird. Wein wird mit Ausnahme der Hochgebirge fast überall gebaut, am vorzüglichsten in der slawonischen Grenze, in welcher das Weingebirge Fruska Gora Berühmtheit erlangt hat, und welche ihre carlovicer Rothweine, ihren Schillerwein, den Tropfwermuth u. s. w. weit versendet. Außerdem baut man Flachs, Hanf und Taback, sammelt viele färbende Kräuter und Wurzeln, mancherlei wildwachsende Gewürze und Arzneipflanzen, große Quantitäten Schilf und Rohr, welches in holzarmen Gegenden als Brennma-

terial verwendet wird. Die ausgedehnten Waldungen, besonders in der karlstädter Grenze, geben viel Beschäftigung. Der gesammte landwirthschaftlich benutzte Boden nimmt 4,624767 Joch ein, wovon 1,378877 auf Äcker, 48088 auf Weingärten, 792756 auf Wiesen und Gärten, 775301 auf Weiden, 1,629745 auf Waldungen kommen, welche letztere jährlich 2,382000 Klafter Holz liefern. Aus dem Thierreiche hat man Hornvieh von gemeinerm Schlage, Pferde, Schafe, noch ohne Veredlung, Ziegen und Schweine, viel Geflügel, besonders in der slawonischen Grenze zahlreiche Heerden von Truthühnern. Bienenzucht wird in vielen, Seidencultur nur in den wärmern Gegenden getrieben. Jagd und Fischerei sind erheblich. Das Mineralreich liefert mitunter etwas Gold, dann Silber, Kupfer, Blei und Eisen, viele Erden und Steine; auf Kohlen wird nur wenig, auf Salz gar nicht gebaut. Unter den Mineralquellen stehen die berühmten Schwefelbäder von Mehadia (s. d.) obenan; auch das Schwefelbad zu Topuszko in der Banalgrenze ist besucht. Die gewerbliche Industrie ist von geringer Erheblichkeit; von Fabrikanstalten zählt man nur 32. Nennenswerth sind mehre in Weißkirchen und anderwärts errichtete Filanden zur Abspinnung der rohen Seidenecocons, der Schiffbau zu Jaszenovacz, einige Papiermühlen, Glashütten, Kupfer- und Eisenhämmer. Übrigens verfertigt man gute Hausleinwand und Baumwollengewebe, wollene Teppiche, Strümpfe und andere Strickwaaren, Leder, Schuhmacherarbeiten, Holzwaaren, irdene Pfeifenköpfe u. s. w. Unter diesen Umständen ist der Handel mit eigenen Erzeugnissen nicht bedeutend. Desto wichtiger ist der Durchgangshandel, da fast aller Verkehr, welchen die östr. Monarchie mit der Türkei führt, seinen Zug durch die Militärgrenze nimmt. Der Hauptpunkt dieses Handels ist Semlin, und außerdem gibt es noch viele Rastelle, d. i. umzäumte Marktplätze. Die Straßen sind meist gut gebaut, namentlich besitzt die banater Grenze einige höchst ausgezeichnete Kunststraßen. Die zwei Straßenzüge von Babakei bis Orsova längs der Donau und von Orsova über Mehadia durch die Engpässe von Teregova und Szlatina nach Karansebes würden selbst in mehr cultivirten Ländern Aufsehen erregen. Zum Wassertransport eignen sich die Donau, Save, Drau, Unna, Kulpa, Theiß und Temes und auf den erstern Strömen ist die Dampfschiffahrt im Gange. Die Seeküste wird wegen der Unzugänglichkeit der Gebirge wenig für den Handel benutzt; doch besteht Seeverkehr zu Zengg und Carlopago. Im J. 1847 liefen in den Häfen der Militärgrenze 1259 beladene Schiffe im Gehalte von 23045 Tonnen ein und 1444 beladene Schiffe von 37244 Tonnen Gehalt aus. Was die geistige Cultur betrifft, so ist für den Volksunterricht durch Elementarschulen gesorgt; aber sie reichen, zumal in der kroatischen Grenze, für die ganze Anzahl der schulfähigen Kinder nicht aus. Im J. 1847 bestanden 24 Haupt-, 1131 Trivial-, 40 Mädchenschulen, außerdem 158 Militärbildungsanstalten. Zu Vinkovcze befindet sich ein kath., zu Carlovicz ein illyrisches Gymnasium, zu Zengg ein Obergymnasium.

Die eigenthümliche Verfassung des Landes, welche die Bewohner gewissermaßen als colonisirte Soldaten erscheinen läßt, hat durch das neue Grundgesetz für die Militärgrenze vom 7. Mai 1850 wesentliche Veränderungen erfahren, die jedoch nicht die auch fernerhin beibehaltenen militärischen Einrichtungen, sondern nur das bürgerliche Verhältniß betreffen. Während letzteres bis dahin einen rein feudalen Charakter hatte, nehmen jetzt die Grenzer an allen den Angehörigen der übrigen Kronländer durch die Reichsverfassung vom 4. März 1849 verliehenen Rechten insofern Theil, als dieselben mit den Zwecken und Bedürfnissen des Militärinstituts vereinbarlich sind. Die Grenzer stehen für Militärvergehen und Militärverbrechen unter den Gesetzen des kaiserl. Heeres, in allen übrigen Fällen unter den allgemeinen Gesetzen. Sie sind verpflichtet, dem Kaiser im Frieden und im Kriege, in und außer dem Lande nach Vorschrift alle Militärdienste zu leisten und zur Unterhaltung der innern Grenzanstalten beizutragen. Hingegen sind nunmehr alle liegenden Güter der Grenzbewohner vollständiges Eigenthum der Grenzcommunionen, indem das nach dem Grenzgrundgesetz von 1807 bisher bestehende, aus dem grundherrlichen Lehnsverbande abgeleitete Verhältniß, wonach der Grund und Boden Staatseigenthum, aber zu erblichem Nießbrauch unter völliger Abgabenfreiheit an Bauernfamilien gegen die Verpflichtung des Kriegsdienstes verliehen war, aufgehoben worden ist. Der Grundbesitz der Grenzhäuser zerfällt in Stammgut und Überland. Ersteres bildet nebst den Wohn- und Wirthschaftsgebäuden die Grenzansässigkeit und ist in der Regel unveräußerlich; letzteres umfaßt alle übrigen Besitzungen der Grenzhäuser, welche nach den bestehenden Vorschriften veräußerlich sind. Die bisher von den Gemeinden benutzten Hutungen sind Eigenthum derselben. Die Waldungen sind zwar Staatsgut, aber es wird aus denselben, nach vorläufiger Deckung des Ärarialbedürfnisses für das Land, den Grenzern nach ihren alten Rechten das Bau- und

Brennholz zu den häuslichen Bedürfnissen unentgeltlich angewiesen. Die bisherigen Beschränkungen der Grenzbewohner in Erlernung des Handels, der Gewerbe und Künste sowie in der Pflege der Wissenschaften haben aufgehört. Das patriarchalische Leben des Grenzvolkes als Nationalsitte ist unter den Schutz der Gesetze gestellt. Als Familie eines Hauses werden alle Personen betrachtet, welche bei demselben conscribirt und nicht Dienstboten sind, sie mögen einander verwandt oder nur in die Communionen aufgenommen sein. Um Ruhe, Ordnung, Eintracht, Religiosität und Sittlichkeit in der Hausfamilie zu erhalten, hat in der Regel der älteste fähige und dienstfreie Mann die Hausvaterstelle zu führen und das Hausvermögen zu verwalten; ihm steht sein oder ein anderes dazu geeignetes Weib als Hausmutter zur Seite. Die Grenzer, welche sich von ihrem Hause trennen und in ein anderes begeben, oder aus dem pflichtigen Grenzstande treten und dadurch von selbst aufhören, Mitglieder der Hauscommunion zu sein, haben kein Recht auf das unbewegliche Hausvermögen. Aus dieser abgeschlossenen Anzahl der Familien (1853 waren ihrer 112739) entspringt einerseits die große Wichtigkeit und eigenthümliche Ausbildung des Familienverbandes in der Militärgrenze, andererseits aber die Fruchtbarkeit und Größe der Familien in derselben. Der Staat hat durch diese Einrichtung ein stets bereites Kriegsheer, das ihm im Frieden nichts kostet. Vor der 1851 erfolgten Aufhebung der siebenbürg. Militärgrenze bestanden 18 Grenzregimenter, worunter ein zur bewaffneten Flotille auf der Donau und Save gehöriges Matrosen- oder Tschaikistenbataillon. Der gewöhnliche Etat des regelmäßigen Grenzmilitärs betrug 50000 Mann, konnte jedoch im Kriegsfalle leicht auf 70000 Mann verstärkt und zugleich in der Heimat durch eine Landwehr von mehr als 18000 Köpfen verstärkt werden; ein allgemeines Aufgebot aber konnte an 200000 waffengeübte Streiter auf die Beine bringen. Seitdem ist der Etat auf 14 Regimenter zu 3 Bataillonen und ein Tschaikistenbataillon festgesetzt. Das Heer ist gut eingeübt und wohl disciplinirt und beschützt in einem ununterbrochenen Grenzcordon gegen die Türkei nicht nur das Land gegen feindliche Angriffe und das Eindringen der Pest, sondern dient auch für Sold dem Staate im Kriege gegen andere Länder, wie denn die Grenzer in allen Türkenkriegen, im Östreichischen Erbfolgekriege, im Siebenjährigen sowie neuerdings im ungar. und ital. Kriege die wichtigsten Dienste geleistet haben. Der Wehrpflicht unterliegen vom 20. J. an alle männlichen Grenzbewohner, welche in der Grenze ein unbewegliches Vermögen besitzen und die Waffen zu tragen im Stande sind. Der Grenzsoldat erhält vom Staate die vollständige Bekleidung, Bewaffnung, Rüstung und Munition; außerdem erhält jeder enrolirte Dienstmann der Feldbataillone einen jährlichen Beitrag, der im Felde und im Garnisonsdienste außerhalb des Grenzgebietes verdoppelt und noch mit einem Zuschusse vermehrt wird. Die unter dem Namen der Militärgrenzcommunitäten bestehenden Städte und Marktflecken haben ihre eigene Gemeindeverfassung auf Grundlage des allgemeinen Gemeindegesetzes mit Beachtung ihrer eigenthümlichen Verhältnisse und stehen als integrirende Theile der Militärgrenze mit dieser im Verbande; es kommt daselbst die allgemeine östr. Conscriptions- und Recrutirungsnorm in Anwendung. Die durch das kaiserl. Patent vom 3. Mai 1853 festgesetzten neuen Bestimmungen über die innere Einrichtung und Geschäftsordnung sämmtlicher Gerichtsbehörden aller übrigen Kronländer treten allein in der Militärgrenze nicht in Anwendung.

Den Grund zur Militärgrenze legte König Sigismund von Ungarn durch die Errichtung des zengger Capitanats. Eine weitere Ausbildung jedoch gewann diese Einrichtung erst im 16. Jahrh., als der König Ludwig II. von Ungarn seinem Schwager, dem Erzherzoge Ferdinand von Östreich, die festesten Plätze Kroatiens, um sie auf eigene Kosten gegen die Türken zu vertheidigen, übergeben hatte. Ferdinand I. räumte damals flüchtigen Serben, Kroaten und Romanen, welche der Wuth der osmanischen Würger entgangen waren, die Grenzen von Kroatien zur Niederlassung und Vertheidigung ein. Sie blieben von Abgaben frei, jedoch zu beständigen Kriegsdiensten verbunden, erhielten theils Sold aus östr. Hülfsgeldern, theils dienten sie ohne Sold. Die Ausbildung der kroatischen Grenze entstand 1580 durch Aufnahme mehrer Morlakenfamilien, vorzüglich aber durch die Ansiedelung zahlreicher Flüchtlinge aus der Kleinen Walachei, welchen 1597 der nachmalige Kaiser Ferdinand II. Unterkunft in 70 verlassenen Schlössern gab. Ein Privilegium Rudolf's II. verlieh ihnen Religions- und Abgabenfreiheit und machte ihnen die Bebauung ihrer Grundstücke und die Vertheidigung der Grenzen gegen die Türken zur Pflicht. Neue Ankömmlinge und Angeworbene schlossen sich ihnen in verschiedenen Zeiträumen an, indem man die Wichtigkeit des Grenzinstituts immer mehr einsah und dasselbe daher begünstigte. So entstanden nach dem Carlovitzer Frieden 1699 drei Grenzgeneralate, das karlstädter, warasdiner und Banalgrenzgeneralat. Das im Süden der karl-

städter Grenze 1689 eroberte Land Likka, Korbawia und Zwonigrad wurde 1711 ebenfalls der Militärverwaltung untergeben, wodurch die karlstädter Grenze ihren Schlußstein und einen vermehrten Truppenbestand erhielt. Unter Leopold I., welcher den längs der Save, Theiß und Maros gelegenen Gegenden nach dem Vorbilde der kroatischen Grenze eine militärische Verfassung zu geben beschloß, entstand 1702 die slawonische Grenze unter der Verwaltung des Hofkriegsraths und der kaiserl. Kammer zu Wien. Diese slawonische Grenze erfuhr 1747 eine Verminderung durch die Verschmelzung eines beträchtlichen Theils derselben mit Ungarn; indessen wurde, zum Ersatz für diese bis auf die vorbehaltenen Bezirke an der Save eingegangene Grenzprovinz, das Grenzwesen im Banate ausgebildet und erhielt hier 1774 seine jetzige Ausdehnung. Zur Sicherung des Cordons in den Grenzplätzen von Slawonien und Syrmien wurde 1747 ein schon früher aufgestelltes Bataillon Tschaikisten in bester Wirksamkeit erhalten und 1763 auf Befehl der Kaiserin Maria Theresia in den Landstrich zwischen der Donau und Theiß versetzt. Von derselben Kaiserin wurde auch die siebenbürgische Grenze errichtet und zwar die Szeklergrenze 1764, die walachische 1766. Der Szistower Friede 1791 wirkte auf die banatische, die karlstädter und Banalgrenze, indem er insbesondere der karlstädter Grenze auch Czettin verschaffte und die Grenzlinien im Banat berichtigte. Im J. 1807 erhielt die Grenze ihr bisher gültiges Grundgesetz. Nach den unglücklichen Ergebnissen des Wiener Friedens 1809 vereinigte der Pariser Friede 1814 die Grenzländer wieder mit der östr. Monarchie. Dieselben bildeten bislang staatsrechtlich zwar einen Theil des ungar. Reichs und des Großfürstenthums Siebenbürgen, waren aber durch eine ihrem Zweck gemäße eigenthümliche militärische Einrichtung in den ungar. Erdstaaten nach Verfassung und Verwaltung gänzlich von denselben getrennt, in Siebenbürgen aber, wo die Grenzsoldaten ohnehin keine geschlossenen Bezirke bewohnten, sondern im Provinzialgebiete zerstreut lebten, nur militär.-administrativ, nicht politisch gesondert. Eingetheilt war die Militärgrenze in vier von einander unabhängige, unter dem Hofkriegsrath stehende Generalcommandos oder Generalate als höchste Behörden, unter denen die Regimentscommandos standen, welche die Bezirksbehörden vorstellten und nicht nur alle rein militärischen Verrichtungen, sondern auch alle politisch-ökonomischen und Justizgeschäfte besorgten. Die vier Generalate waren: 1) das kroatische mit den wichtigsten Orten Carlopago, Zengg, Bellowar, Petrinia, Kostainicza; 2) das slawonische mit Alt- und Neu-Gradiska, Brood, Mitrowicz, Peterwardein, Carlovicz, Semlin, wohin auch der District der Tschaikisten (s. d.) gehörte; 3) das banater oder ungar. mit Pancsova, Weißkirchen, Mehadia und Karansebes; 4) das siebenbürgische. In den Wirren von 1848 wurde die Militärgrenze anfangs unter die Botmäßigkeit des ungar. Ministeriums gestellt, schloß sich aber dann dem Kampfe gegen die ungar. Insurrection mit Standhaftigkeit an und half ihn siegreich beendigen. Zum Lohne für die bewiesene Treue der Grenzer in Italien und Ungarn wurde das Militärgrenzgebiet durch die Reichsverfassung von 1849 zu einem eigenen Kronlande erklärt und erhielt 1850 ihr oben erwähntes neues Grundgesetz mit wichtigen Vortheilen für das Land und seine Bewohner. Nachdem 1851 die siebenbürgische Militärgrenze aufgehoben und zur Civilverwaltung gezogen war, erfolgte die Eintheilung in drei Hauptabtheilungen: 1) die kroatische Grenze, welche in drei Grenzgebiete mit zusammen 8 Infanterieregimentsbezirken zerfiel, nämlich in die karlstädter Grenze mit dem likkaner, dem ottochaner, oguliner und szluiner Regiment, die Banalgrenze mit dem ersten und dem zweiten Banalregiment und die warasdiner Grenze mit dem kreuzer und dem St.-Georgenregiment; 2) die slawonisch-serbische Grenze (früher auch die syrmische genannt) mit drei Infanterieregimentsbezirken, nämlich dem gradiskaner, brooder und peterwardeiner Regiment und mit dem Districte des Tschaikistenbataillons; 3) die banatische Grenze mit drei Infanterieregimentsbezirken, nämlich dem deutsch-banater, dem illyrisch-banater und dem romanisch-banater. Eine neuerdings erst getroffene Haupteintheilung unterscheidet nur zwei Landesmilitärcommandos: 1) das kroatisch-slawonische, welches 10 Regimentsbezirke, nämlich die oben erwähnten 8 kroatischen und außerdem den gradiskaner und brooder Bezirk umfaßt, zusammen 354⁴/₁₀ QM. mit 671000 E., und 2) das serbisch-banatische, welches den peterwardeiner Regimentsbezirk, den Tschaikistendistrict und die drei erwähnten banater Regimentsbezirke umfaßt, zusammen 255¹/₁₀ QM. mit 339000 E. Vgl. Hitzinger „Statistik der Militärgrenze des östr. Kaiserthums“ (Wien 1823); Benigni von Mildenberg, „Statistik der siebenbürgischen Militärgrenze“ (Hermannst. 1837); Neigebaur, „Die Südslawen und deren Länder in Beziehung auf Geschichte u. s. w.“ (Lpz. 1851).

**Militärheilkunde** oder **Kriegsheilkunde** (medicina militaris oder castrensis) bezeichnet

die Anwendung der Heilkunde auf den besondern Stand der Soldaten. Da nun aber der Kriegerstand keine besondere Menschengattung ist, so hat er auch keine besondern Krankheiten für sich, wenn schon in ihm, wie in jedem streng abgeschlossenen Stande, eine Anzahl Krankheiten und Verletzungen häufiger vorkommt als bei andern Menschen. Demnach muß der Militärarzt völlig dieselbe Bildung, dieselbe Kenntniß der Krankheiten und Verletzungen und der gegen sie anzuwendenden Mittel besitzen wie der gewöhnliche praktische Arzt. Er muß aber außerdem eingeweiht sein in die aus den Verhältnissen des Kriegerstandes und der Kriegführung und Kriegsbereitschaft hervorgehenden Anordnungen und Veranstaltungen. Die Militärheilkunde ist durchaus eine Schöpfung der neuern Zeit, in der die Regierungen einsahen, daß es nicht nur die Pflicht, sondern auch der Nutzen des Staats sei, für Diejenigen zu sorgen, welche im Dienste desselben ihre Gesundheit und ihr Leben fortwährend zum Opfer bringen. Es hat sich dies besonders in der neuesten Zeit herausgestellt, wo man einerseits durch die verallgemeinerte oder ganz ausnahmslose Militärdienstverpflichtung auch die Verpflichtung auf den Staat übernommen hat, für die jungen Conscribirten ganz ebenso vollständig, als es im älterlichen Hause geschehen würde, zu sorgen, während andererseits alle neuern Kriege (besonders die sogenannten Freiheitskriege von 1813—15) gelehrt haben, daß heutzutage mehr als zwei Drittheile der Soldaten den Krankheiten und kaum ein Drittheil den feindlichen Waffen zum Opfer fällt. Eben daraus ging aber auch die heutzutage von allen aufgeklärten Regierungen anerkannte Verpflichtung hervor, dem Militär vollkommen ebenso vielseitig und tüchtig ausgebildete Ärzte wie dem Civilstande zu verschaffen. Während man demnach in den ältesten Zeiten den Söldnern nur sogenannte Feldscherer, d. h. meist verlaufene Barbiere und andere Empiriker beigab, gründete man später besondere Lehranstalten für Militärärzte, die sogenannten Pépinièren und die chirurgisch-medicinischen Akademien. Am berühmtesten unter denselben sind das Josephinum in Wien, das Friedrich-Wilhelmsinstitut in Berlin und das Val-de-Grace zu Paris. Zu unserer Zeit, wo die Untrennbarkeit einer medicinischen und chirurgischen Bildung allgemein anerkannt wird, ist kein hinreichender Grund mehr zur Ausbildung von Militärärzten auf besondern Lehranstalten vorhanden.

Gegenwärtig findet man in allen gut organisirten Heeren ein ziemlich zahlreiches Personal von Ärzten, welche theils größern theils kleinern Heeresabtheilungen beigegeben sind, und untereinander ein ebenso geordnetes Ganzes bilden wie die fechtenden Soldaten selbst, indem sie vom obersten Arzte an bis zum untersten hinab einen ihrer Stellung entsprechenden militärischen Rang einnehmen und nach diesem Range voneinander beaufsichtigt werden und Befehle erhalten. Die oberste Behörde des Militärmedicinalwesens, welche entweder aus einem Collegium gebildet wird oder aus einem Einzigen besteht, ist unmittelbar dem Kriegsministerium untergeordnet, und die obersten Ärzte haben die ärztliche Verpflegung des Kriegsheeres im Großen zu leiten, während die unmittelbare Behandlung der Kranken den Ärzten niederer Grade überlassen bleibt. Im Frieden, wo weniger äußere Verletzungen als innere Krankheiten unter den Soldaten vorkommen, ist die Wirksamkeit des Militärarztes, ausgenommen die durch das Dienstverhältniß gebotenen Leistungen (z. B. die Theilnahme an den Rekrutenaushebungen, Märschen, Cantonnements u. dgl.), von der eines andern praktischen Arztes, der eine öffentliche Stellung einnimmt, nicht verschieden, vielmehr stellt derselbe hier noch weit mehr als der Civilstaatsarzt das Ideal eines Arztes dar, indem er nicht blos die Erkrankungs- und Verwundungsfälle abwartet, sondern Tag für Tag für das körperliche und geistige Wohlsein seiner Pflegbefohlenen sorgt, den Erkrankungen vorbeugt. Anders jedoch gestaltet sie sich im Kriege, wo Märsche, Lager, Bivouacs, Belagerungen und Schlachten dem obern wie dem untern Militärarzte Pflichten und Beschwerden auflegen, welche im gewöhnlichen Leben vollkommen unbekannt sind. Besonders wichtig sind die Anordnungen bei Schlachten, wo der dirigirende Arzt zuvor für einen außerhalb der Schußweite liegenden Verbandplatz zu sorgen hat, um sich daselbst mit seinem ganzen Personal aufhalten zu können. Die Verwundeten werden durch eigens dazu bestimmte und unter die fechtenden Truppen vertheilte Leute nach diesen Plätzen gebracht, um die ersten Verbände anzulegen und die nöthigsten Operationen auszuführen, zu welchem Behufe jetzt in den meisten Heeren die sogenannten Sanitätscompagnien (die auch als Krankenwärter zur Hospitalkrankenpflege verwendet werden können) eingeführt sind. Da es indeß nicht fehlen kann, daß im Laufe der Schlacht oft eine Verlegung des Verbandplatzes nöthig wird, so verwandelte Larrey diese festen Verbandplätze in die fliegenden Ambulancen (Ambulances volantes), bei denen sämmtliche Medicinalpersonen beritten und zweckmäßig eingerichtete Wagen zum Transport der Verwundeten bereit sind, um mit der größtmöglichen Schnelligkeit

die ganze Anstalt auf einen andern Ort versetzen zu können. Von den Verbandplätzen und aus den Ambulances volantes kommen die Verwundeten in die eigentlichen oder stehenden Ambulancen und dann in die weiter entfernten Hauptfeldlazarethe. (S. Feldlazarethe.) Die Anschaffung und Beaufsichtigung der nöthigen Wirthschaftsgegenstände, Nahrungsmittel u. s. w. haben besondere zum Medicinalwesen gehörige Ökonomiebeamte zu besorgen, welche im Frieden in den Garnisonen wie im Kriege einen umfangreichen Wirkungskreis finden. Für den Arzneibedarf sorgen die ebenfalls militärisch gegliederten Militärapotheken, und in vielen Staaten gibt es sogar besondere Arzneivorschriften für die militärärztlichen Verordnungen (die Militärpharmakopöen, Pharmacopoeae castrenses). — Die detaillirte Beschreibung eines jeden längern Feldzugs der neuern Zeit bietet zahlreiche Beispiele von Fällen dar, bei denen von dem Verfahren eines Militärarztes das Wohl und Wehe der ihm übergebenen kranken Soldaten und Heeresabtheilungen nicht nur, sondern auch ganzer Landstriche und ihrer Einwohnerschaft abhing, und wo es sich zeigte, welchen Einfluß die Militärheilkunde durch ihr physisches Eingreifen und durch den moralischen Einfluß, welchen das Vertrauen auf die Tüchtigkeit eines Mannes hervorbringt, auf Länder, in denen der Krieg wüthet, ausübt. Von den Männern, welche sich um die Militärheilkunde besonders verdient machten, sind anzuführen Petit, Lapeyronnie, Sabatier, Pelletan, Percy, Thomassin und vor Allen Larrey in Frankreich; Holzendorf, Schmucker, Bilguer, Cothenius, Theden, Voitus, Mursinna, Görcke und Gräfe in Preußen; Brambilla in Östreich; Pringle, Brocklesby, Don. Monro und J. Hunter in England; doch haben Letztere mehr durch ihr ärztliches Wirken sich einen Namen erworben als durch Verbesserung der Einrichtungen, wozu am meisten R. Hamilton durch sein berühmtes Werk „The duties of a regimental surgeon etc." (2. Aufl., Lond. 1795; deutsch von Hunczovsky, Wien 1790) beitrug. Vgl. Kühn, „De medicinae militaris apud veteres Graecos Romanosque conditione" (11 Hefte, Lpz. 1824—27); Josephi, „Grundriß der Militärstaatsarzneikunde" (Berl. 1829).

**Militärkarten.** Nicht jede Landkarte ist für militärische Zwecke geeignet, denn wenn sie auch dem Haupterfoderniß genügt und die Lage und die Entfernungen der Punkte richtig angibt, so enthält sie doch selten Das, was der Militär sucht und nöthig hat, oder stellt es nicht mit der nöthigen Klarheit dar. Die Militärkarte muß zuvörderst in einem Maßstabe gezeichnet sein, welcher vollkommen deutliche Angaben aller der Gegenstände erlaubt, die für militärische Operationen von Wichtigkeit sind. Ein übergroßer Maßstab erschwert die Übersicht größerer Terraintheile; ist er aber zu klein, so müssen einzelne Punkte weggelassen werden, die Schrift fällt unleserlich aus, und das Auge verwirrt sich leicht. Der angenommene Maßstab muß ferner ein aliquoter Theil der natürlichen Größe und nicht nur mit feinen Unterabtheilungen auf einer Linie, sondern auch in Zahlen auf der Karte angegeben sein. Ein den gewöhnlichen Ansoderungen ganz entsprechender ist der von $^1/_{100000}$, d. h. die Längeneinheit der Karte, z. B. die Meile, ist der hunderttausendste Theil der wirklichen Meile und beträgt also zwei Decimalzoll. Auch für die Höhe der Schrift müssen bestimmte Größen angenommen werden, um nicht allein durch die Form der Buchstaben, sondern auch durch das mehr oder weniger Hervorstechen derselben größere und kleinere Orte, die Namen der Flüsse u. s. w. zu unterscheiden. Die Militärkarte soll orientirt sein, d. h. wenn man die Schrift gerade vor sich liegen hat, so muß Norden oben sein. Auf ihrem Rande muß auch die Gradeintheilung bemerkt werden, obgleich die Meridian- und Parallelkreise selten ausgezogen sind. Unter den aufzunehmenden Gegenständen darf keiner fehlen, der irgend eine militärische Wichtigkeit erhalten kann; es ist daher nöthig, zuweilen selbst einzelne unbedeutende Häuser, hervorragende Bäume, hochstehende Windmühlen, ja selbst Wegweiser u. s. w. anzugeben, weil sie zur spätern Orientirung auf dem Terrain unentbehrlich sind. Die Bezeichnungen, ob eine Brücke gemauert sei oder nicht, wo Furten vorhanden sind, wie viel Feuerstellen sich an einem Orte befinden u. s. w., sind nicht zu vernachlässigen. Auch ist oft eine Cottirung nothwendig, d. h. die Bezeichnung einzelner Punkte mit Zahlen, welche durch ein + oder — angeben, um wie viel der Punkt höher oder tiefer als der angenommene Horizont liegt. Übrigens ist man nach und nach über gewisse Zeichen oder Signaturen übereingekommen, mit denen man gewisse Gegenstände darstellt, um eine leichte Übersicht zu gewinnen, ohne Verwechselungen befürchten zu müssen. Besondere Schwierigkeit macht die Zeichnung des Terrains, d. h. der Höhen und Thäler. Nachdem die unpassende Form der Berge in Gestalt von Heuschobern zuerst durch den preuß. Ingenieurhauptmann Ludw. Müller dadurch verbessert, daß der Grad der Böschung durch schwächere und stärkere Striche bezeichnet wurde, später aber durch den sächs. Hauptmann Joh. Georg Lehmann 1799 ganz verdrängt war, gab Letzterer die Methode an, durch das Verhältniß des weißen Raums zwischen den Strichen zur

Breite der letztern alle Gradationen von 5° bis zu 45° auszudrücken. Da die Möglichkeit, ein Terrain mit den verschiedenen Truppenarten zu passiren, so sehr von den Neigungswinkeln der Berge abhängig ist, so würde die Kartenzeichnung seit Lehmann die bedeutendsten Fortschritte gemacht haben, wenn die richtige Ausführung seiner Manier nicht mit eigenthümlichen Schwierigkeiten verknüpft gewesen wäre. Diese suchte der preuß. General von Müffling dadurch zu beseitigen, daß er nächst den geraden geschlängelte Bergstriche einführte. Sehr geübte Zeichner geben das Terrain auch mittels des Pinsels an, wobei die stärkern Gradationen mit dunkler Tusche oder Sepia angedeutet werden; doch ist dies nur bei einzelnen Karten und nicht bei der Fertigung vieler Exemplare anwendbar. Zu den Militärkarten gehören auch die **Situationsplane**, die gewöhnlich im 1/5000 Maßstab, auch wol noch größer gezeichnet sind, um alles Detail eines kleinen Terraintheils noch genauer aufnehmen zu können. So unentbehrlich aber gute Karten, namentlich im Kriege sind, so kann man sich doch nie auf sie allein verlassen, sondern muß zu Recognoscirungen seine Zuflucht nehmen, theils um die seit dem Erscheinen der Karte vorgekommenen Veränderungen der Erdoberfläche kennen zu lernen, theils um die Beschaffenheit des Bodens zu untersuchen, die auf der Karte nicht ausgedrückt sein kann und selbst von Witterungsverhältnissen abhängig bleibt. Gegenwärtig gibt es fast in allen Staaten gute Militärkarten.

**Militärmusik** war schon in den frühesten Zeiten gebräuchlich und von allen kriegerischen Völkern gepflegt. Selbst die Wilden haben mindestens Lärminstrumente und Kriegsgesang. Die Veränderungen im Wesen der Taktik und der Tonkunst veränderten nothwendig auch die Militärmusik. Stets aber diente sie zur Belebung des Muthes, keineswegs allein zur Erleichterung des Marschirens. Der Marsch selbst ist zwar jetzt ein wichtiger Theil der Militärmusik, aber erst gegen die Zeit des Dreißigjährigen Kriegs eingeführt worden. Namentlich hob sich die Musik in der neuern Zeit sehr bedeutend in Folge der Verbesserungen und der Vermehrung der musikalischen Instrumente. Diejenigen, welche die Militärmusik vortragen, führen den aus dem Französischen entlehnten Namen **Hautboisten**. Die Benennung kommt davon, daß sonst, ehe man die Clarinette (s. d.) kannte, die Hauptstimme eines Musikstücks der Oboe (Hautbois) zugetheilt war, auch wol in früherer Zeit die ganze Blasmusik aus verschiedenen Gattungen des letztern Instruments bestand. Bei der Militärmusik werden die Hautboisten jetzt gewöhnlich durch die Janitscharenmusik verstärkt, und man hat gegenwärtig bei Regimentern Hautboistencorps von 36—40 Musikern, wo sonst sieben bis acht hinreichten. Ausgezeichnete Componisten für Militärmusik sind F. Ulrich, K. F. Müller, Hinkel, A. Neithardt, Fr. Weller, J. Küffner, J. H. Walch, K. Meyer und der Director der Musikchöre des preuß. Gardecorps, W. Wieprecht in Berlin, der sich außerordentliche Verdienste um das Militärmusikwesen erwarb.

**Militärschulen**, s. Militär.

**Militärstraßen** nennt man im engern Sinne die Wege, welche für die Marschrichtung der Truppen besonders ausgewählt und zugerichtet sind. Der Grad der Beweglichkeit der letztern und die in den einzelnen Zeiten herrschenden verschiedenen taktischen Ansichten machen den Begriff einer Militärstraße relativ; was in einem Falle für unmöglich gehalten wurde, kann im andern vielleicht mit großem Vortheile benutzt werden. Die allgemeinen Erfodernisse einer Militärstraße sind keine andern als die, welche überall das gute Fortkommen bedingen. Da aber oft die gewöhnlichen Wege verdorben oder absichtlich gesperrt sind, oder in einer nicht günstigen Richtung laufen, und da größere Heeresmassen sich nicht auf einem Wege allein bewegen können, so werden sehr oft die Colonnenwege zu Militärstraßen benutzt. Auch kann man die Etapenstraßen hierher rechnen, d. h. die Wege, welche den nach einer gewissen Richtung marschirenden Truppentheilen vorgeschrieben sind. Sie führen über die Etapen (s. d.) und werden im Kriege namentlich für alle der Armee folgenden Transporte benutzt, kommen aber auch im Frieden vor, um die für die Etape nöthigen Einrichtungen an bestimmten Orten vereinigen zu können. Daß die unwegsamsten Gegenden zur Militärstraße gemacht werden können, zeigen die Züge Hannibal's und Napoleon's über die Alpen und die Übersteigung des Balkan durch Diebitsch. Als Militärstraßen sind in neuester Zeit besonders wichtig geworden die Eisenbahnen. Ihre Benutzung unterliegt zwar vielen taktischen und strategischen Rücksichten, aber bei richtiger Erkenntniß werden sie für künftige Kriege als Operationslinien von bedeutendem Einfluß sein, was in dem Maße steigen wird, als sich das Eisenbahnnetz vervollständigt, überall Doppelgeleise und gleiche Spurweiten eingeführt und die Schwierigkeiten des Transports noch mehr, als jetzt schon geschehen, überwunden werden. Gegenwärtig läßt sich ein Bataillon von 1000 Mann von 38—40 Wagen in einem Zuge von zwei gekuppelten Locomotiven fortschaf-

sen, es braucht je fünf Minuten zum Ein- und Aussteigen. Eine Escadron von 160 Pferden braucht 30—32 Wagen, zum Hereinschaffen zwei Stunden, zum Verlassen eine Stunde. Eine Batterie von acht Geschützen kann ebenfalls in 32 Wagen fortkommen, wenn die Hälfte der Munitionswagen und die Vorderpferde mit einem einfachen Zuge nachgeschafft werden. Die Fahrzeit würde sein: vier Meilen in einer Stunde. Alle zehn Minuten kann ein Zug abgehen. Durch 16 Locomotiven mit den nöthigen Transportmitteln können fünf Bataillone, zwei Escadrons und eine Batterie 12—24 M. in einem Tage befördert werden.

**Militärwissenschaften**, s. Krieg.

**Milizen** nennt man diejenigen Soldaten, welche außer dem stehenden Heere und der Landwehr im Kriege Dienste leisten und nach dessen Beendigung in ihre frühern Verhältnisse wieder eintreten. Hierher gehört z. B. der **Landsturm**, welcher zu Kriegszeiten aufgeboten wird, um Ordnung zu erhalten, Gefangene zu transportiren und zu bewachen u. s. w. In den nordamerik. Freistaaten gibt es außer den Milizen nur kleine Abtheilungen stehender Truppen als stehende Besatzungen, Artilleristen und Ingenieure. Landmilizen kommen schon im Mittelalter vor, so die milice des communes in Frankreich während der engl. Kriege. Im 17. Jahrh. werden sie allgemeiner: in Sachsen (die sogenannten Defensioner), in Schweden, in Brandenburg. Hier schaffte sie König Friedrich Wilhelm I. ab und verbot sogar den Namen. In neuester Zeit hat England der Miliz für die Landesvertheidigung mehr Aufmerksamkeit gewidmet.

**Mill** (James), engl. Historiker und Nationalökonom, war der Sohn eines Schuhmachers zu Logie-Pert in der schott. Grafschaft Forfar, wo er 6. April 1773 geboren wurde. Nachdem er die Primärschule seines Geburtsorts und das Gymnasium in Montrose besucht hatte, erhielt er von einem benachbarten Gutsherrn, Sir John Stuart, dem der Fleiß und das Talent M.'s aufgefallen waren, die Mittel, in Edinburg zu studiren. Er erwählte die Theologie zum Brotstudium, fühlte sich aber besonders durch die Vorlesungen Dugald Stewart's über Metaphysik und Ethik angezogen, und da es ihm nicht gelang, eine Pfarrstelle zu erhalten, so begab er sich zu Anfang dieses Jahrhunderts nach London, um sein Glück als Schriftsteller zu versuchen. Er ward Mitarbeiter an mehren Journalen, wie „Edinburgh review", „Eclectic review" und „Critish review", namentlich aber am „Philanthropist", einem unter Anregung Bentham's gegründeten Journal, welches sich die Reform der engl. Criminalgesetzgebung und die Verbesserung der Gefängnisse zum Ziel setzte. So ernährte sich M., obwol verheirathet und Familienvater, eine Reihe von Jahren hindurch ganz von seiner Feder, ohne seine Unabhängigkeit aufzuopfern, und fand dabei noch Zeit, die Materialien zu seinem großen Werke über Britisch-Indien zu sammeln und zu verarbeiten. Zugleich wirkte er eifrig für die Einrichtung der Lancasterschulen und war später einer der Gründer der londoner Universität. Als endlich seine „History of British-India" (6 Bde., Lond. 1818—19), die Frucht zwölfjährigen Fleißes, erschien, vereinigten sich alle Stimmen zum Lobe der Gründlichkeit, des philosophischen Blicks und des Geistes hoher Unparteilichkeit, wodurch sich dieselbe auszeichnet. Es gereicht den Directoren der Ostindischen Compagnie zur Ehre, daß sie dem Verfasser, trotzdem daß er die Misbräuche der dortigen Verwaltung schonungslos aufgedeckt hatte, zu einem einträglichen Posten im India House ernannten und bald darauf zum Chef der ind. Correspondenz beförderten, wodurch er wesentlichen Antheil an der Leitung der Geschäfte erhielt. Nachdem er also gezeigt hatte, wie Indien regiert werden mußte, wurde ihm das seltene Glück zu Theil, seine Verbesserungsplane selbst verwirklichen zu helfen. Sein neuer Wirkungskreis hinderte ihn jedoch nicht, seine literarische Thätigkeit fortzusetzen. Im J. 1821 erschienen seine „Elements of political economy", in welchen er, sich hauptsächlich auf Ricardo stützend, diese Wissenschaft in eine systematische Form zu bringen suchte. Hierauf folgte die „Analysis of the phenomena of the human mind" (Lond. 1829), die sich durch Kühnheit der Ideen und Schärfe des Raisonnements auszeichnet. Außerdem nahm M. thätigen Antheil an der neuen Ausgabe der „Encyclopaedia Britannica", für die er umfangreiche Artikel über Colonien, Erziehung, Preßfreiheit u. s. w. schrieb, und an der von Bentham gegründeten „Westminster review", in welcher sein Aufsatz über das Ballot für ein Muster politischer Argumentation gilt. Seine bittern Kritiken verwickelten ihn indeß in einen heftigen Federkrieg mit Macaulay. Seine letzte Schrift war „Fragment of Mackintosh" (Lond. 1835), eine scharfsinnige Zergliederung der Abhandlung desselben über Moralphilosophie. Er starb nach längerm Leiden an der Auszehrung 23. Juni 1836.

**Mill** (John Stuart), engl. Philosoph und Nationalökonom, Sohn des Vorigen, geb. in London 1806, wurde unter den Augen seines Vaters erzogen, dem er nachher in seinem Amte bei der Ostindischen Compagnie folgte, und erhielt 1835 die Redaction der vereinig-

ten „London and Westminster review", die bis 1840 unter seiner Leitung stand. In den Händen M.'s wurde diese Vierteljahrsschrift die beste Revue ihrer Zeit; seine eigenen sehr zahlreichen Artikel sind mit nicht geringerer Wärme als Tiefe geschrieben. Als denkender Philosoph machte er sich durch das „System of logic, ratiocinative and inductive" (2 Bde., Lond. 1843; 3. Aufl., 1852; deutsch von Schiel, Braunschw. 1849) bekannt, in welchem er auch den Muth hatte, dem Aristoteles Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und ihn von seinen scholastischen Nachfolgern zu unterscheiden. Seine bedeutendste Arbeit sind jedoch die „Principles of political economy" (2 Bde., Lond. 1848, deutsch von Soetbeer, 2 Bde., Hamb. 1852), ein Werk, welches den Leistungen eines Adam Smith, Say und Ricardo würdig angereiht werden kann. M. berücksichtigt darin besonders die praktischen Bedürfnisse der Gegenwart. Ohne sich aber, wie manche seiner Vorgänger, damit zu begnügen, die socialen Übel unserer Zeit aufzuzählen und zu beklagen, gibt er sich ebenso Mühe, sie zu bekämpfen und forscht nach Mitteln und Wegen einer möglichst gründlichen Abhülfe. Beachtung verdienen auch seine „Essays on unsettled questions of political economy" (Lond. 1851). In den Angelegenheiten Indiens gilt M., wie sein Vater, für eine große Autorität, und bei den Verhandlungen des Parlaments im Juni 1853 über Erneuerung des Freibriefs der Ostindischen Compagnie ist sein Name oft genannt worden.

**Miller** (Joh. Mart.), Romanschriftsteller und Liederdichter, geb. zu Ulm 3. Dec. 1750, erhielt durch seinen Vater, welcher daselbst Prediger am Münster und Professor der orient. Sprachen am Gymnasium war, eine gründliche Vorbildung für die Universität. In Göttingen, wo er seit 1770 Theologie studirte, gehörte er zu dem von Boje gegründeten Hainbund (s. d.). Nachdem er dann kurze Zeit Leipzig besucht hatte, kehrte er 1775 nach Ulm zurück und wurde Vicar am Gymnasium, 1780 Pfarrer zu Jungingen bei Ulm und im folgenden Jahre Professor am Gymnasium zu Ulm, wo er nun fortan in verschiedenen geistlichen Ämtern lebte und als Dekan und geistlicher Rath 21. Juni 1814 starb. Großes Aufsehen machte gleich sein erster Roman „Siegwart, eine Klostergeschichte" (2 Bde., Ulm 1776 und öfter), der durch Goethe's „Werther" veranlaßt, fast nur in der Schilderung weicher und schwärmerischer Gefühle besteht. So gelungen diese aber auch ist, so ganz fehlt es dagegen an wahrer Darstellung der Welt und an scharf gezeichneten Charakteren. Übrigens wurde die „Siegwart'sche Sentimentalität" bald sprüchwörtlich. M. selbst schrieb noch zahlreiche Romane in derselben Weise, doch bei weitem größer noch war die Zahl meist unberufener Nachahmer. Die Wirkung dieser Romane war namentlich im Bürgerstande sehr bedeutend und andauernd. M.'s lyrische „Gedichte" (Ulm 1783), darunter mehre geistliche Lieder, tragen bei großem Wohllaut denselben Charakter der Milde und Weiche wie seine Romane an sich. Seine „Predigten" (3 Bde., Lpz. 1776—84) athmen den Geist und das Gefühl echter Religiosität und Sittlichkeit und zeichnen sich durch eine einfach-würdige und herzliche Form aus. Vgl. Prutz, „Der Göttinger Dichterbund" (Lpz. 1841).

**Millesjchauer**, s. Donnersberg.

**Millesimo**, eine Stadt von 1400 E. im Herzogthum Montferrat in Sardinien, ist geschichtlich denkwürdig durch die Gefechte vom 13.—15. April 1796, in welchen Bonaparte die östr.-sardin. Armee unter Beaulieu vollständig besiegte.

**Millevoye** (Charles Hubert), franz. Dichter, geb. zu Abbeville 24. Dec. 1782, zeigte schon früh die entschiedensten Anlagen zur Poesie. Er studirte die Rechte, wendete sich aber dann dem Buchhandel zu. Alle seine Mußestunden waren der Poesie gewidmet. Ein leichtes Leben untergrub seine Gesundheit; er starb 26. Aug. 1816. Von seinen Werken sind zu erwähnen seine „Plaisirs d'un poëte" (Par. 1801), sein schönes Lehrgedicht „L'amour maternel, das beschreibende Gedicht „Belzunce, ou la peste de Marseille" und seine durch liebenswürdige Nachlässigkeit ausgezeichneten Elegien, unter denen die „Chute des feuilles" und „Le poëte mourant" die werthvollsten sind. Seine beiden epischen Gedichte „Charlemagne à Pavie" und „Alfred" sind weder in Hinsicht der Anlage noch der Behandlung irgend bedeutend. Noch geringeres Interesse bieten seine dramatischen Versuche. Eine Sammlung seiner Werke veranstaltete er schon selbst (5 Bde., Par. 1814—16); später wurde dieselbe vervollständigt (4 Bde., Par. 1827).

**Milliarde**, s. Million.

**Millin** (Aubin Louis), einer der gelehrtesten Archäologen Frankreichs, geb. zu Paris 19. Juli 1759, stammte aus der angesehenen Familie Millin de Grandmaison, machte seine Studien auf dem Collége Duplessis und war ursprünglich dem geistlichen Stande bestimmt. Er erhielt frühzeitig die Erlaubniß, als Volontär bei der königl. Bibliothek einzutreten, und seine erste schriftstellerische Arbeit waren die „Mélanges de littérature étrangère" (6 Bde., Par. 1785—

86), Übersetzung aus dem Deutschen und Englischen. Ein eifriger Anhänger der republikanischen Grundsätze schrieb er den „Almanac républicain" für 1793 und mehre andere republikanische Schriften, die er jedoch nachmals nicht in das Verzeichniß seiner Schriften aufgenommen wissen wollte. Während der Schreckensregierung war er einige Zeit eingekerkert und unter dem Directorium verlor er durch Reduction der Renten sein Vermögen, sodaß er sich genöthigt sah, eine Stelle im Bureau des öffentlichen Unterrichts anzunehmen. Nachher wurde er Professor an der Centralschule des Seinedepartements, dann Professor der Alterthümer zu Paris, Mitglied der Akademie der Inschriften und nach dem Tode Barthélemy's Conservateur des Antiken- und Medailleneabinets der Nationalbibliothek. Unter der Kaiserregierung machte er zwei archäologische Reisen: die eine 1807 in das südliche Frankreich, die andere 1811 nach Italien. Er starb zu Paris 14. Aug. 1818. Durch das von ihm gegründete „Magasin encyclopédique" (122 Bde., Par. 1792—1816) und die „Annales encyclopédiques" (12 Bde., Par. 1817—18), durch das „Dictionnaire des beaux arts" (3 Bde., Par. 1806) und die „Monuments antiques inédits" (2 Bde., Par. 1802—4) setzte er die Franzosen in Kenntniß von den gründlichen Arbeiten der Deutschen; um die Archäologie aber machte er sich verdient durch seine „Peintures des vases antiques" (Par. 1808—10) und die „Galérie mythologique" (2 Bde., Par. 1811), und um die Kunstgeschichte durch seine „Voyage dans les départements du midi de la France" (5 Bde., Par. 1807—11) und die „Histoire métallique de la révolution française" (Par. 1806), die von James Millingen (s. d.) fortgesetzt wurde. Seine Lehrbücher über Archäologie, Münzkunde, Gemmenkunde und Mythologie gaben, wenn sie auch nichts Neues enthielten, eine gute Übersicht dieser Zweige der Kunst und Wissenschaft. Interessant ist auch seine „Description des tombeaux de Canosa" (Par. 1816). M.'s letzte Arbeit war „Description d'une mosaique antique du Musée Pio-Clémentin à Rome" (Par. 1819).

**Millingen** (James), Archäolog, geb. zu London 1775 aus einer Familie holl. Abkunft, erhielt seine Bildung in der Schule zu Westminster und in Paris und gewann schon früh Neigung für die Denkmäler des Alterthums, weshalb er alle Staatsämter ausschlug, zu welchen ihn sein Talent wol hätte berufen können. Hauptsächlich seine schwächliche Gesundheit bestimmte ihn, die südlichen Länder Europas zum Aufenthalt zu wählen; doch bezog er von England eine Pension. Er starb zu Florenz 1. Oct. 1845. Seine Forschungen galten dem classischen Alterthume in seinem weitesten Umfange. Die Reihe seiner Schriften eröffnete ein „Recueil de médailles grecques inédites" (Rom 1812), dem die „Peintures antiques inédites de vases grecs" (Rom 1813, Fol., mit 63 Kpfrn.) und die „Peintures antiques de vases grecs de la collection de Sir John Coghill" (Rom 1817, Fol., mit 52 Kpfrn.) folgten. Von seinen nachfolgenden nicht minder wichtigen Schriften erwähnen wir die „Ancient inedited monuments of Grecian art, from various collections, principally in Great-Britain" (2 Bde., Lond. 1823), „Ancient coins of Greek cities and kings" (Lond. 1831) und die Fortsetzung der von A. L. Millin (s. d.) begonnenen „Histoire métallique de la révolution française" (Lond. 1818; Supplementband 1822). Sein Sohn, James M., der als Sergent in der Brigade des Lord Byron den griech. Freiheitskampf mitmachte, bei der Einnahme von Navarin in die Hände Ibrahim-Pascha's fiel und erst nach einem Jahre durch Vermittelung des brit. Gesandten zu Konstantinopel seine Freiheit wieder erhielt, ist der Verfasser der interessanten „Memoirs on the affairs of Greece" (Lond. 1831). — **Millingen** (J. G.), praktischer Arzt in London, hat sich durch seine „Curiosities of medical experience", sowie durch das Werk „Mind and ter" (Lond. 1847), in welchem er die Beziehungen zwischen Geist und Körper in höchst anziehender Weise bespricht, einen vortheilhaften literarischen Ruf erworben.

**Million** nennt man in der Arithmetik die Zahl tausend mal tausend oder 1,000000. Dagegen bezeichnet das Wort Milliarde die Zahl tausend Millionen (1000,000000); es ist jedoch in der franz. Sprache ungleich häufiger als in der deutschen und wird hauptsächlich von Geldsummen gebraucht. Gleichbedeutend mit dem Worte Milliarde ist im Französischen das Wort Billion (un billion), während dasselbe im Deutschen eine Million Millionen bezeichnet.

**Milman** (Henry Hart), engl. Dichter und Historiker, geb. zu London 10. Febr. 1791, der Sohn eines angesehenen Arztes, Sir Francis M., erhielt seine Bildung zu Eton und dann zu Oxford, wo er 1815 Fellow in Brazennose-College wurde. Im J. 1817 trat er in den geistlichen Stand und wurde bald nachher Pfarrer in Reading. Er bekleidete dann 1821—26 das Amt eines Professors der Poesie an der Universität zu Oxford, das stets nur auf fünf Jahre vergeben wird, erhielt später die Pfründe von St.-Margaret in Westminster und ward 1849 Dechant an der St.-Paulskirche in London. Als Dichter trat er zuerst 1817 auf mit dem

Trauerspiele „Fazio", das schnell mehre Auflagen erlebte und dann auch auf dem Drurylane-Theater mit Beifall dargestellt wurde. Hierauf schrieb er 1820 seinen „Fall of Jerusalem" und bald noch mehre andere, wie „Belshazzar", „The martyr of Antioch" und „Anna Boleyn", die sämmtlich nicht für die Darstellung bestimmt sind. Der Plan in ihnen ist einfach und natürlich, die Handlung nicht ohne Interesse und die Sprache schön und geglättet; doch fehlt ihnen die Wärme der Einbildungskraft und die Glut der Leidenschaft. Ferner ließ er ein erzählendes Gedicht „Samor, Lord of the bright city" (Lond. 1818) erscheinen. In der Folge wandte er sich der Geschichte zu, besorgte eine Ausgabe von Gibbon's „History of the decline and fall of the Roman empire", die er mit kritischen Anmerkungen und einem Leben des Verfassers (1839) versah, und schrieb eine „History of the Jews" und „History of christianity, from the birth of christ to the extinction of paganism" (neue Aufl., 3 Bde., Lond. 1853), deren Fortsetzung die „History of christianity, from the fifth century down to the reformation" (4 Bde., Lond. 1853) bildet. Auch gab er eine Übersetzung des Horaz (Lond. 1849) heraus und war ein fleißiger Mitarbeiter an der „Quarterly review".

**Milner** (John), ein gelehrter kath. Theolog, geb. 1752 in London, erhielt seine Bildung in dem Seminar zu Douai und wurde 1779 als Pfarrer der Kapelle zu Winchester angestellt. Seine ersten literarischen Beschäftigungen wendete er besonders der kirchlichen Architektur zu, und eine schätzbare Frucht war die 1798 erschienene Abhandlung über den modernen Stil in der Veränderung der Domkirchen. Gleichzeitig erschienen seine „History civil and ecclesiastical and survey of the antiquities of Winchester" (2 Bde., Lond. 1798), der bald eine Abhandlung über die kirchliche Baukunst in England während des Mittelalters folgte. Später betrat er mit Eifer die polemische Laufbahn als Verfechter der Ansprüche der brit. Katholiken auf Rechtsgleichheit. Im J. 1803 wurde er apostolischer Vicar für den sogenannten mittelländischen District und Titularbischof von Castabala. In den J. 1807 und 1808 bereiste er Irland, um die gegen die irischen Katholiken vorgebrachten Beschuldigungen zu untersuchen. Das Ergebniß seiner Beobachtungen gab er in dem interessanten „Inquiry into certain vulgar opinions concerning the catholic inhabitants and the antiquities of Ireland" (Lond. 1808). Um diese Zeit wählte ihn die irische kath. Geistlichkeit zu ihrem Geschäftsführer, und 1814 bewog ihn sein Eifer für die Interessen seiner Kirche in den brit. Inseln nach Rom zu reisen. In der Schrift „The end of religious controversy" (Lond. 1818) suchte er diejenigen Satzungen des kath. Glaubens, die den Protestanten besonders anstößig sind, in ein günstiges Licht zu stellen. Er starb 1826.

**Milo von Kroton**, ein durch seine beispiellose Körperstärke berühmter Athlet, lebte nach Herodot um 520 v. Chr. zur Zeit des Darius Hystaspis. Er gab viele Beweise seiner fast übermenschlichen Kraft, von denen das Alterthum, wol mit einiger Übertreibung, namentlich zwei hervorhebt, indem er einmal einen lebendigen Stier zu Olympia auf den Schultern durch die Rennbahn trug und an demselben Tage auch noch allein verzehrte, ein ander mal den Einsturz des Gebäudes, in welchem Pythagoras mit seinen Schülern versammelt war, dadurch verhinderte, daß er die Hauptsäule ergriff und das Ganze so lange zusammenhielt, bis sich Alle gerettet hatten. In Folge des allzu großen Vertrauens auf seine Stärke fand er aber auch sein Ende, als er einst beim Spaziergange in einem Walde einen starken Baumstamm, den man mit Keilen zu spalten vergebens versucht hatte, auseinanderreißen wollte, dabei aber die Hände sich einklemmte und so im hülflosen Zustande eine Beute wilder Thiere wurde. Diese Todesart ist später in das Märchen vom undankbaren Zwerge übergegangen.

**Milo** (Titus Annius), der leibliche Sohn des Cajus Papius Celsus und der Annia und von deren Vater Titus Annius Luscus adoptirt, war in der kleinen lat. Stadt Lanuvium geboren, wo er nachmals die Würde eines Dictators bekleidete. Seine Feindschaft mit Clodius (s. d.), die Rom zum Schauplatz wilder Kämpfe der Fechterbanden machte, die Beide unterhielten, begann 57 v. Chr., wo M. als Volkstribun für Pompejus und für Cicero's Zurückberufung auftrat. Nach des Clodius Ermordung 52 verurtheilt, ging M., den Cicero vergebens vertheidigt hatte, ins Exil nach Massilien, und Cäsar vergönnte ihm 49 nicht, wie andern Verbannten, die Rückkehr. Dadurch erbittert, folgte er 48 dem Rufe des Marcus Cälius, der von dem Senate, weil er die Schuldgesetze Cäsar's während dessen Abwesenheit umgestürzt hatte, der Prätur entsetzt worden war. Mit einer Schar, die er in Campanien gebildet, belagerte er ein Castell Cassanum bei Thurii und wurde dabei getödtet, wie bald nachher Cälius selbst vor Thurii.

**Miloradowitsch** (Michail Andrejewitsch, Graf), russ. General der Infanterie, geb. 1770, stammte aus einer altruss. adeligen Familie und fand frühzeitig Gelegenheit, unter Suwarow's Fahnen, den er auf seinen Feldzügen in Italien und der Schweiz begleitete, sein militärisches

Talent auszubilden. Schon damals legte er die glänzendsten Beweise seiner Unerschrockenheit und Tapferkeit ab. In dem Feldzuge von 1805 zeichnete er sich bei Ens, Krems und Austerlitz aus; 1806 und 1807 focht er bei Bukarescht und Schurſha und im türk. Feldzuge von 1809 bei Rassewat. Im russ.-franz. Kriege von 1812 nahm er Theil an der blutigen Schlacht von Borodino. Als Befehlshaber der Arrièregarde behauptete er sich während des Rückzugs der Armee mit glänzendem Erfolge gegen die feindlichen Überfälle. Gemeinschaftlich mit dem General Bennigsen schlug er die Franzosen 18. Oct. 1812 bei Tarutino und 24. Oct. unter Kutusow's Oberbefehl bei Malojaroslawez. Ebenso schlug er als Befehlshaber der Avantgarde der Armee des Feldmarschalls Kutusow die Franzosen auf ihrem Rückzuge bei Wiäsma, Dorogobusch und Krasnoi. Am 8. Febr. 1813 besetzte er Warschau. Im J. 1813 führte er das Commando einer russ. Heeresabtheilung, mit der er während der Schlacht bei Lützen die linke Flanke der Verbündeten deckte. Als Commandant der russ. Arrièregarde hatte er sodann die Gefechte bei Rochlitz, Dresden, Bischofswerda und am Kapellenberge zu bestehen. Hierauf zum Grafen erhoben, führte er in der Schlacht bei Bautzen die Avantgarde. Nach dem Waffenstillstand erhielt er unter dem Großfürsten Konstantin das Commando der russ.-preuß. Garden und Reserven, mit denen er an den Schlachten bei Kulm und Leipzig wesentlichen Antheil nahm und die er auch nach Paris führte. Nach dem Frieden wurde er vom Kaiser Alexander, der ihn sehr hoch schätzte, auf mehrfache Weise ausgezeichnet und 1818 zum Militärgouverneur von Petersburg erhoben. Als solcher fiel er in dem Aufstande vom 26. Dec. 1825 als ein Opfer des Muthes, mit welchem er den Empörern entgegentrat.

**Milosch Obrenowitsch**, ehemaliger Fürst von Serbien, ward um 1780 in dem Dorfe Dobrinje in Serbien geboren, wo sein Vater Tescho (Theodor) als Tagelöhner lebte. Seine Mutter hieß Wischnja und war vorher an einen Bauer Obren verheirathet gewesen. Nach dem ebenfalls frühzeitigen Tode seines Vaters mußte er mit seinen beiden Brüdern, Jowan (geb. 1787, gest. zu Neusatz im Jan. 1850) und Jefrem (geb. 1790, gegenwärtig in der Walachei lebend), durch Viehhüten seinen Unterhalt gewinnen. Später diente er als Knecht bei seinem Stiefbruder Milan Obrenowitsch, einem wohlhabenden Viehhändler, der bei dem ersten Aufstande der Serben 1801 in mehren Bezirken zum Befehlshaber gewählt wurde. Da M. schon in diesem Aufstande große Tapferkeit und Entschlossenheit entwickelte, übertrug ihm sein weniger befähigter Stiefbruder statt seiner das Commando. An der Spitze eines Heerhaufens that sich M. nun unter dem Oberbefehle Czerny's, der ihn zum Wojewoden ernannt hatte, in allen Gefechten hervor. Als derselbe Stiefbruder Milan als Unterhändler 1810 in das russ. Hauptquartier geschickt wurde, aus dem er nicht wieder zurückkehrte, behielt M. seine Stelle und nahm nun den Namen Obrenowitsch an. Wegen einer Zurücksetzung, die er 1811 von Czerny erfuhr, kam er mit diesem in offenes Zerwürfniß, das nur deshalb nicht schlimmere Folgen für ihn hatte, weil er schon in zu großem Ansehen stand. Als in Folge der Niederlagen, die die Serbier 1813 erlitten, allgemeine Entmuthigung sich Aller bemächtigte und selbst Czerny, an jedem Erfolge verzweifelnd, nach Östreich sich flüchtete, war es M., der am längsten unermüdlich thätigen Widerstand leistete, unter Anderm 17 Tage lang den Flecken Rawani tapfer vertheidigte und sein Vaterland nicht nur nicht verließ, sondern durch Unterhandlungen eine ehrenvolle Stellung sich und seinen Anhängern zu sichern wußte. Er erlangte eine allgemeine Amnestie und wurde zum Oberknes der Bezirke Poschega, Kragujevatz und Rudnik ernannt. Anfangs wirkte er dahin, die Ruhe im Lande zu erhalten; allein als die Türken die alten Gewaltthaten und Bedrückungen wieder begannen und sogar M. nicht mehr sicher war, stellte er sich selbst 1815 an die Spitze des Aufstandes. Anfangs zwar nicht überall glücklich, gelang es ihm doch endlich, die Türken aus dem Innern des Landes zu vertreiben, sodaß sie sich zu Unterhandlungen verstehen mußten, die den Abschluß des Friedens mit seinen günstigen Folgen für Serbien (s. d.) 1816 zur Folge hatten. M. wurde darin von den Türken als Oberhaupt der Serben factisch anerkannt und 6. Nov. 1817 von den Knesen und der hohen Geistlichkeit seines Volkes zum erblichen Fürsten Serbiens erwählt. Lange hatte er in seiner neuen Stellung innere und auswärtige Schwierigkeiten zu bekämpfen, und erst durch die Bestimmungen des Vertrags von Akjerman 1826 hinsichtlich Serbiens, wie durch die neue Wahl zum erblichen Fürsten durch die Volksversammlung zu Kragujevatz 1827 wurde seine Macht in Serbien völlig consolidirt. In Folge der Bestimmungen im Frieden zu Adrianopel (1829) verbürgte der Sultan 1830 die Unabhängigkeit Serbiens und bestätigte zugleich M. als erblichen Fürsten. M. ließ bereits 4. Febr. 1830 die Vorsteher der Districte, die Richter und Geistlichen zu einer Nationalversammlung nach Kragusevatz berufen und eine Commission ernennen, welche unter seinem Vorsitze eine Verfassung für

Serbien entwerfen sollte; allein es schien nicht, als wäre es ihm Ernst mit dieser Angelegenheit. Seine Regierung gestaltete sich dagegen immer willkürlicher, die Verwaltung drückender, der gesammte Handel ward als ein fürstliches Monopol behandelt. Die Nation sah sich hierdurch in ihren Hoffnungen getäuscht. So konnten Wukssitsch, Petroniewitsch, Protitsch, Simitsch und andere Häuptlinge 1835 es wagen, die Fahne des Aufruhrs zu erheben. Der Aufruhr wurde zwar unterdrückt, aber das allgemeine Misvergnügen zwang endlich M. zu dem Versprechen, dem Lande eine Verfassung zu geben, was nun auch auf der 10. Febr. 1835 zusammenberufenen Volksversammlung geschah. Auf Anregung Rußlands und Östreichs ward indessen diese Verfassung von der Pforte verworfen und dem Lande eine andere politische Einrichtung in Aussicht gestellt. Zwar ging M. gegen Ende 1835 nach Konstantinopel, doch eine Änderung vermochte er nicht hervorzubringen. Als endlich 1838 der Hattischerif in Betracht Serbiens erschien und von M. angenommen und ausgeführt wurde, war dadurch sein Urtheil gesprochen. Die Einrichtung eines aristokratischen Senats gab alle Macht so sehr in die Hände der M. feindseligen Häuptlinge, daß er sich diesen gegenüber nicht zu halten vermochte. Dabei war er durch sein ungeordnetes Leben zum Theil mit seiner eigenen Familie, insbesondere mit seiner Frau zerfallen und hatte sich durch despotisches Wesen und habsüchtige Bedrückungen die Gemüther des Volkes entfremdet. So geschah es, daß M. der 1839 gegen ihn ausbrechenden Bewegung nicht widerstehen konnte. Er wurde gezwungen, die Regierung, die auf seinen Sohn Milan überging, niederzulegen, und aus Serbien verbannt. Seitdem lebte er bald auf seinen Gütern in der Walachei, bald in Wien oder auf Reisen. Die Versuche, die er seit seiner Entsetzung und besonders nach der Vertreibung seines Sohnes Michael 1843 machte, um seine Wiedereinsetzung in Serbien zu bewirken, hatten, obschon sie ihm große Summen kosteten, keinen andern Erfolg, als partielle Aufstände, die fehlschlugen und viel Unglück über ihre Theilnehmer brachten. (S. Serbien.) — M. hatte sich 1805 mit Liubitza, geb. 1788, der Tochter Bukoman's und Maria's, vermählt. Aus dieser Ehe gingen zwei Töchter (Petria und Savka) und zwei Söhne (Milan und Michael) hervor. — **Fürst Milan Milosch Obrenowitsch** war 12. Oct. 1819 geboren, folgte seinem Vater 13. Juni 1839 in der Regierung, starb aber schon 26. Juni (8. Juli) zu Belgrad. M.'s zweiter Sohn, **Fürst Michael Milosch Obrenowitsch**, geb. 4. (16.) Sept. 1823 zu Kragujevatz, reiste 26. Oct. 1839 nach Konstantinopel, wo sein Regierungsantritt bestätigt wurde. Nach seiner Vertreibung ging er nach Berlin, bereiste 1844—45 Deutschland, Holland, Belgien, den Rhein, die Schweiz, Italien, Malta und Griechenland, lebte 1846—47 theils auf seinen Besitzungen in der Walachei und Böhmen, theils abermals auf Reisen, den Winter 1847—48 in Rußland und während des J. 1848 in den östr. Gebieten der Südslawen. Nachdem er 1850 noch England und Frankreich besucht hatte, nahm er seinen Wohnsitz seitdem theils zu Wien, theils in der Walachei. Auch gab er 1850 zu Paris eine Schrift über die Regierung seines Vaters heraus.

**Milreïs**, Milreï, Milrea, ursprünglich eine portug. Rechnungsmünze, ist in Folge des Gesetzes vom 24. April 1835 auch eine Münzeinheit geworden durch Prägung der Coroa oder Krone zu 1000 Reïs, von denen 8,6156 Stück auf die köln. Mark fein Silber gehen und das Stück 1 Thlr. 18¾ Sgr. preuß. Courant werth ist; es gibt auch halbe Coroas zu 500 Reïs. Als Rechnungsmünze ist das Milreï auch in Brasilien in Gebrauch. — Ein Conto de Reïs ist eine Million Reïs oder 1000 Milreïs, ungefähr 1625 Thlr. preuß. Courant.

**Miltiădes**, ein ausgezeichneter athen. Feldherr um 500 v. Chr., erwarb sich namentlich bei dem zweiten feindlichen Einfall, den die Perser unter Anführung des Datis und Artaphernes nach Griechenland machten, einen bleibenden Ruhm, indem er mit einer kleinen Schar tapferer Athener und unterstützt von 1000 Platäensern 29. Sept. 490 v. Chr. in den Ebenen von Marathon (s. d.) über die weit überlegene Macht der Perser den glänzenden Sieg erfocht, der die Griechen für die heldenmüthige Vertheidigung ihres Vaterlandes und ihrer Freiheit in den bald darauf folgenden Kämpfen begeisterte. Doch ließen ihn der Neid und die Verfolgung seiner Gegner die Ehre dieses Siegs nicht lange genießen; denn als er bald nach jenem Unternehmen auch die zu den Persern abgefallenen Inseln des Ägäischen Meeres bestrafen und wieder unterwerfen wollte und für diesen Zweck eine Flotte von 70 Segeln von den Athenern erhalten hatte, seine Belagerung von Paros aber völlig mislungen war, so ergriff die Gegenpartei diese Gelegenheit, ihn bei seiner Rückkehr zu einer bedeutenden Geldstrafe als Ersatz der Kosten zu verurtheilen, die, da er selbst an den Wunden im Gefängnisse starb, sein ebenso berühmter Sohn Cimon (s. d.) nach des Vaters Tode entrichten mußte. Einen Abriß seines Lebens verdanken wir dem Cornelius Nepos.

**Miltitz** (Karl Borromäus Alex. Stephan von), Componist und Dichter, geb. 9. Nov. 1781 zu Dresden, zeigte früh Neigung für Musik und Poesie, die sorgfältig gepflegt wurde, sodaß er im 11. J. nicht nur fertig Klavier spielte, sondern auch zu componiren und zu dichten begann. Im J. 1798 trat er in die sächs. Armee, kam dann zur Garde-du-Corps in Dresden und wurde später Hauptmann bei der Schweizergarde. Die Muße, die ihm sein Dienstverhältniß gewährte, benutzte er theils zum Studium der franz. und ital. Literatur, theils zu geschichtlichen und poetischen Arbeiten, hauptsächlich aber zu musikalischen Beschäftigungen. Tiefere Einsicht in letztere Kunst gewährte ihm besonders Weinlig in Dresden und Rochlitz in Leipzig. Im J. 1811 nahm er den Abschied und wandte sich mit seiner Gattin auf das Gut Scharfenberg bei Meißen. Den Freiheitskrieg machte er als Offizier in östr. Diensten mit. Im J. 1820 unternahm er eine längere Reise nach Italien. Nachdem 1823 seine Gemahlin Oberhofmeisterin der Prinzessin Johann geworden, erhielt auch er 1824 die Oberhofmeisterstelle bei dem Prinzen Johann. Seitdem lebte er mit wenigen Unterbrechungen in Dresden, fortwährend den schönen Künsten mit Liebe und thätiger Theilnahme zugewendet. Er starb daselbst 19. Jan. 1845. Von seinen Compositionen wurden bekannt: eine Messe in G-moll, eine Ouverture (1830), die den Geist der Ossian'schen Gesänge in Tönen wiederzugeben suchte; ferner die Opern „Saul" (1833) und „Georg Czerny" (1839), welche letztere rein recitativisch und fast nur mit Begleitung des Pianoforte, der Bässe und Celli geschrieben ist. Als Dichter trat er zuerst selbständig auf mit einer Sammlung von Erzählungen: „Ausstellungen" (2 Bdchn., Erf. 1819—20), denen als Frucht seiner ital. Reise die „Orangenblüten" (3 Bde., Lpz. 1822—25), dann seine „Gesammelten Erzählungen" (4 Bde., Lpz. 1825—28) und zahlreiche Novellen in Zeitschriften und Taschenbüchern folgten. — Sein Bruder, Alex. von M., preuß. Kammerherr und früher Gesandter in Konstantinopel, geb. 1785 in Dessau, trat 1798 auf kurze Zeit in östr. Kriegsdienste und machte dann, bis 1807, große Reisen durch Europa und Amerika. Durch seine Schrift zur Zeit des Wiener Congresses: „Was darf von seinen Fürsten und Völkern Deutschland jetzt hoffen, Europa erwarten?" eröffnete er sich die diplomatische Laufbahn, von der er jedoch wegen seines Verhaltens bei den Verhandlungen über die griech. Frage 1828 abberufen wurde. Als ein gediegen-praktisches Werk gilt sein „Manuel des consuls" (2 Bde., Par. und Lond. 1837—38). Er starb im Jan. 1843 zu Dresden.

**Milton** (John), einer der größten engl. Dichter, wurde in London 9. Dec. 1608 geboren. Durch seinen Vater, einen Notar, der wegen seines Übertritts zur protest. Kirche von seinen kath. Ältern enterbt worden und ein ernster, strenger Mann war, erhielt er eine sorgfältige Erziehung. Er besuchte die Universität zu Cambridge, wo er von 1625—32 verweilte. Obgleich für die Kirche bestimmt, konnte er sich doch nicht entschließen, den von den Geistlichen verlangten Religionseid zu leisten, und kehrte daher zu seinem Vater zurück, auf dessen Landgute in Buckinghamshire er nun fünf Jahre verlebte. Schon 1629 hatte er eine „Hymn on the nativity" geschrieben, die große Talente verrieth; um dieselbe Zeit entstanden wahrscheinlich auch schon seine beschreibenden Gedichte „L'allegro" („Der Fröhliche") und „Il pensieroso" („Der Schwermüthige"), die aber erst 1645 in den „Juvenile poems" in Druck erschienen. In des Vaters Hause schrieb er die Masken „Arcades" und „Comus" (1637) und das Gedicht „Lycidas", eine Klage über den Tod eines Freundes. In den J. 1638 und 1639 bereiste er Frankreich, die Schweiz und Italien; er sah Florenz, Rom und Neapel und wurde überall ehrenvoll aufgenommen. Nach seiner Rückkehr begann er sich in alle religiösen und politischen Streitfragen einzumischen und erlangte bald ein bedeutendes Ansehen. Er schrieb Abhandlungen über Kirchenverwaltung, über Ehe und Ehescheidung (veranlaßt durch seine 1643 geschlossene unglückliche erste Ehe), über Erziehung (1644) und über Preßfreiheit („Areopagitica", 1644), vertheidigte die Hinrichtung Karl's I. („The tenure of kings and magistrates", 1649), widerlegte die Karl I. zugeschriebene Schrift „Ikon basilike" in dem „Iconoclastes" und bekämpfte des Salmasius „Defensio regis" in der berühmten „Defensio pro populo Anglicano" (1651), der er 1654 noch eine „Defensio secunda" und 1655 eine „Defensio pro se" folgen ließ. Zur Belohnung ernannte ihn Cromwell 1649 zum Geheimschreiber des Staatsraths für die lat. Ausfertigungen; auch erkannte ihm das Parlament für seine „Defensio" eine Belohnung von 1000 Pf. St. zu. Obwol seit 1652 unheilbar erblindet, ließ er doch seine Feder nicht ruhen und bekämpfte nach Cromwell's Tode die ermuthigten Anhänger des Königthums in den Schriften „Upon the model of commonwealth" und „Ready and easy way to etablish a free commonwealth". Bei der Wiederherstellung des Königthums wurden zwar seine „Defensio" und sein „Iconoclastes" von Henkershand verbrannt, er selbst aber blieb ungekränkt und wendete sich nun wieder der

Dichtung zu. Bereits 57 J. alt, vollendete er 1665 sein berühmtes Gedicht „Paradise lost", für welches er erst nach zwei Jahren einen Verleger fand, der ihm 10 Pf. St. zahlte (erste Ausg., Lond. 1667; deutsch von Bodmer, Zür. 1732; von Bürde, Braunschw. 1793 und Bresl. 1823; von Kottenkamp, 2. Aufl., Pforzh. 1842). Unwahr ist die Angabe, daß dieses Gedicht lange Zeit vernachlässigt worden sei, ehe es sich habe Bahn brechen können, denn bereits in den ersten elf Jahren waren über 3000 Abdrücke verkauft. Dasselbe ist mehr dramatisch als episch angelegt und ausgezeichnet durch Schönheit, Kraft und Adel der Sprache und herrliche Schilderungen, unter denen die des Satans und der gefallenen Engel einerseits und die von Adam und Eva andererseits obenan stehen. Im J. 1671 ließ M. das „Paradise regained" folgen, das bei großen Schönheiten doch dem „Paradise lost" nachsteht. Sein Trauerspiel „Samson Agonistes", das zu gleicher Zeit erschien, ist als Trauerspiel verfehlt. Auch einige prosaische Schriften erschienen noch von ihm, die aber nicht von Bedeutung sind. Er starb 8. Nov. 1674. Freundlich und wohlwollend im geselligen Verkehr, war er um so heftiger im Streite. Seine Werke sind wiederholt gesammelt; die dichterischen von Th. Newton (4 Bde., Lond. 1761), Hawkins (4 Bde., Lond. 1824) und Todd (neueste Aufl., 4 Bde., Lond. 1842); die prosaischen von Fletcher (Lond. 1833) und die sämmtlichen Werke ebenfalls von Fletcher (Lond. 1834 und 1838), zuletzt aber, mit einer Biographie, von John Milford (8 Bde., Lond. 1851). Lebensbeschreibungen von ihm lieferten auch Hayley (Lond. 1796) und Ivimey (Lond. 1833). Eine deutsche Übersetzung der „Sämmtlichen dichterischen Werke" begann A. Böttger (Lief. 1 und 2, Lpz. 1843). Die Echtheit von M.'s 1825 in der Handschrift aufgefundenem Werke „De doctrina christiana" (herausgegeben von Sumner, Lond. 1826; abgedruckt Lpz. 1827) ist vielfach in Zweifel gezogen worden.

**Milutinowitsch** (Simeon), serbischer Dichter, wurde 3. Oct. 1791 alten Stils zu Sarajewo in Bosnien geboren, wo sein Vater Kaufmann war. Nur mühsam und unter vielen Beschwerden erwarb er sich in Belgrad, wohin seine Ältern vor der Pest geflohen waren, und auf dem Gymnasium zu Carlovicz einige Bildung. Von der letzten Anstalt verwiesen, erhielt er 1806 eine Schreiberstelle bei der Staatskanzlei zu Belgrad, die er bis 1813 versah. Während des darauf eintretenden Aufstandes der Serben irrte er meist unstät umher; bald war er Schreiber des serb. Bischofs, bald unter versprengten Scharen, endlich wurde er sogar Gärtnergehülfe bei einem Türken in Widdin. Nach Belgrad zurückgekehrt, übernahm er eine Zeit lang eine Stelle bei dem Bruder des Fürsten Milosch; dann reiste er nach Bessarabien, um seine Ältern wiederzusehen. Die walachisch-griech. Unruhen, die indessen ausgebrochen waren, verhinderten seine Rückkehr nach Serbien; er mußte bleiben, und im Genusse einer Unterstützung von Seiten des russ. Kaisers widmete er sich nun den Musen. Damals dichtete er seine „Serbianka", eine Reihe lyrisch-epischer Gedichte, in denen der Aufstand der Serben mit Wärme und Treue geschildert wird. Dann ging er 1825 nach Leipzig, wo er nicht nur dieses Gedicht (4 Bde., 1826), sondern auch noch zwei andere Gedichtsammlungen: „Nekolike pjesnice stare" (1826) und „Zorica" (1827), erscheinen ließ. Glühende Vaterlandsliebe, Wärme des Gefühls, kühne Originalität in Bild und Ausdruck charakterisiren diese Gedichte. In Leipzig suchte M. zugleich eine höhere Bildung sich zu verschaffen und besuchte die Vorlesungen an der Universität; auch bot er Wilh. Gerhard bei der Herausgabe seiner „Wila" hülfreiche Hand. Im J. 1827 begab er sich, da er nach Serbien nicht gehen konnte, nach Montenegro, wo ihn der Metropolit Petrowitsch gastfreundlich aufnahm und ihm Muße gewährte, eine neue reiche Sammlung serb. Volkslieder anzulegen, die dann mit dem Titel „Volkslieder der Montenegriner und herzegowiner Serben" unter der persönlichen Leitung M.'s in der Originalsprache 1837 in Leipzig gedruckt wurde, wo M. auch seine in serb. Sprache verfaßte „Geschichte Serbiens in den J. 1813—15" erscheinen ließ. Seit 1840 lebte er in Serbien, dichtete mehres Epische und Lyrische im Geiste der „Serbianka" und wurde zum Mittelpunkt der neu auflebenden literarischen Thätigkeit.

**Milwaukee**, die wichtigste Stadt des nordamerik. Freistaats Wisconsin, an der Mündung des gleichnamigen Flusses in den Michigansee gelegen und durch Kanäle und Eisenbahnen mit dem Mississippi verbunden, gehört zu den jüngsten und am schnellsten emporblühenden Fabrik- und Handelsplätzen der Vereinigten Staaten. Im J. 1835 stand dort nur die Hütte eines Pelzhändlers, 1840 ein Dorf mit 1712 E.; 1850 zählte die Stadt schon 20061, 1852 bereits 26000 E., worunter 10000 Deutsche. Die Wasserkraft des Flusses wird zu Mühlen und Fabriken benutzt; der Hafen ist sicher und geräumig und steht mit allen wichtigen Handelsplätzen an den Seen in lebhafter Verbindung. Das besteuerte Privateigenthum hatte 1850 den Werth von 1,498619 Doll., darunter das bewegliche den von 349735 Doll. Im J. 1849 lieferte

M. schon für 1,714200 Doll. Manufacturen und Fabrikate, darunter Wollenwaaren für 40000, Lederwaaren für 120000, Maschinen für 195000, Metallwaaren für 150000 Doll., Tischler- und Wagnerarbeiten für 127700, Kleibungsstücke für 97000, Buchbinderarbeiten für 8000 Doll. Die Importe des Platzes beliefen sich auf 3,828650 Doll., und die Ausfuhr war seit 1841 von 186777 auf 2,098469 Doll. gestiegen, wovon 1,136623 auf Weizen und 136637 auf Weizenmehl kamen. Die Bleiausfuhr hatte 1846 1,770651, 1847 wegen der durch anhaltende Regen unfahrbaren Wege nur 1,210649 Pf. betragen. Die Stadt besaß 1849 schon 39 Segelschiffe und hatte Antheil an mehren Dampfschiffen; die Rhederei betrug zusammen 8542 Tonnen. Im J. 1840 waren 300, 1849 bereits 1176 Schiffe eingelaufen, darunter 746 Dampfschiffe. Die Zahl der Einwanderer und Angekommenen belief sich auf 36316, darunter 25566 Fremdgeborne, meist Deutsche, 1850 dagegen auf 54774. Zeitungen erschienen zu M. 1850 fünf, darunter zwei deutsche täglich.

**Milz** (lien oder splen) nennt man die große Blutdrüse, welche in der linken Seite des Unterleibs im linken Hypochondrium eine solche Stellung einnimmt, daß sie nach oben an das Zwerchfell, nach unten an den Grimmdarm und die linke Nebenniere, nach rechts an den Magen grenzt und an den übrigen Seiten frei liegt. Sie hat eine fast halb eirunde Gestalt, und von der äußern und innern Fläche, die man an ihr unterscheidet, ist die erstere convex, die letztere, welche sich an den convexen Magengrund anlegt, leicht concav. Beide sind mit Ausnahme einer Stelle (hilus linealis), wo die Milzgefäße ein- und austreten, von dem Bauchfelle mittels Einstülpung überzogen, und das ganze Organ wird durch verschiedene Verdoppelungen oder Falten dieses Überzugs, welche die sogenannten Milzbänder bilden, an den Magen und an das Zwerchfell angeheftet und so in seiner Lage erhalten, muß aber auch deshalb den Bewegungen dieser Theile folgen. Die Milz besteht aus einer sehr weichen breiigen Masse, welche von einer großen Anzahl höchst fein sich verästelnder Blut- und Lymphgefäße nebst rundlichen (Malpighi'schen) Bläschen und einer im Vergleich zu andern Organen geringen Menge von Nerven durchzogen wird. Größe und Gewicht der Milz sind sehr verschieden; durchschnittlich beträgt erstere 9—15 Kubikzoll und letzteres 8—10 Unzen; die Farbe ist gewöhnlich dunkelroth. Anlangend die Bestimmung der Milz, so gibt es viele Meinungen darüber, aber durchaus noch keine hinreichenden Beweise für die Richtigkeit einer derselben. Höchst wahrscheinlich steht die Milz in einer gewissen Beziehung zur Erneuerung des Blutes und vielleicht auch zur Gallenabsonderung der Leber. Die Meinung, daß die Verrichtung der Milz eine sehr untergeordnete, zum Leben nicht durchaus nothwendige sei, scheint allerdings dadurch ihre Bestätigung zu finden, daß dieses Organ beim Embryo sich erst ziemlich spät entwickelt, daß es nur bei den Wirbelthieren gefunden wird und daß man es oft schon bei Thieren gänzlich exstirpirt hat, ohne daß bedeutendere Störungen in den Functionen der Unterleibseingeweide darauf folgten. Die Krankheiten der Milz sind zur Zeit noch ganz dunkel. Die Anschwellung dieses Organs ist für den Arzt bei manchen Krankheiten (wie bei Wechsel- und Nervenfieber, sowie bei allen Blutkrankheiten und Leberleiden) eine wichtige Erscheinung. Vgl. Heusinger, „Über den Bau und die Verrichtung der Milz" (Eisenach 1817); Giesker, „Anatomisch-physiologische Untersuchungen über die Milz des Menschen" (Zür. 1835).

**Milzbrand** oder **Milzseuche** ist eine höchst gefährliche Krankheit, besonders des Rindviehs. Sie charakterisirt sich durch eine eigenthümliche Veränderung der Blutmasse mit auffallender Neigung zum Brande einzelner Gebilde, außerdem aber durch eine große Veränderlichkeit ihrer Symptome und kommt vorzugsweise in der heißen Jahreszeit und in sumpfigen Gegenden vor, weshalb sie auch den Namen **Sommerseuche** und **Sumpffieber** erhalten hat. Sie befällt vorzugsweise die am besten genährten und kräftigsten Thiere und tödtet in der Regel schnell. Durch innige Berührung wird sie für alle Thiere ohne Ausnahme ansteckend und unter gewissen Umständen selbst dem Menschen gefährlich. Die Erscheinungen, unter denen sich der Milzbrand darstellt, sind sehr mannichfaltig; doch unterscheidet man bei Rindern hauptsächlich drei Formen desselben: den sehr schnell verlaufenden oder fliegenden Milzbrand, bei welchem die Thiere meist plötzlich todt zu Boden stürzen; den langsamer verlaufenden Milzbrand, der gewöhnlich 24 Stunden, oft aber auch acht Tage und länger dauert, ehe der Tod erfolgt, und den Brand, bei welchem sich Knoten und Beulen bilden und der deshalb auch **Knotenkrankheit**, **Karbunkelkrankheit**, **Beulensucht** genannt wird. Ein der letzten Krankheitsform nahe verwandtes Leiden ist der Zungenkrebs oder die milzbrandige Maulseuche der Rinder. Bei Pferden, Schafen und andern Thieren ist der Milzbrand in den Erscheinungen anders gestaltet als bei den Rindern. Pferde beginnen gleich im Anfange der Krankheit heftig zu fiebern und fallen gewöhnlich

binnen acht Tagen. Schafe, bei denen der Milzbrand unter der Benennung Blutseuche, Blutstaupe oder Blutkrankheit vorkommt, bleiben plötzlich wie erstarrt stehen, verfallen in Zuckungen und sterben unter typhösen Erscheinungen. Wesentlich tragen zur Entstehung des Milzbrandes bei anhaltende Dürre mit abwechselnd schwülen und kalten Tagen, das Weiden auf überschwemmt gewesenen Triften, der Genuß verschlämmten und verdorbenen, mit Mehl- oder Honigthau verunreinigten Futters, sowie gährenden, faulenden Wassers, plötzliche Änderung der Fütterung und Mangel an reinem Wasser. Ist die Krankheit ausgebrochen, so müssen die erkrankten Thiere von den gesunden getrennt, abgesondert von eigenen Wärtern gepflegt und, wenn sie gefallen sind, nebst Allem, was etwa mit ihren Auswurfsstoffen beschmutzt ist, sorgfältig vergraben werden. Die gesunden Thiere aber müssen gesundes Futter, reines und gesalzenes Wasser erhalten, auf andere Weiden, auch ein oder zwei mal täglich ins Wasser gebracht werden. In neuester Zeit heilt man den Milzbrand bei Rindvieh und Schafen durch fortgesetzte Sturzbäder von kaltem Wasser auf Bug und Kreuz, sowie durch Anwendung von Fontanellen mit weißer Nießwurz und innerlicher Gabe von Salpeter und Glaubersalz. Ein starker Aderlaß ist dabei unumgänglich. Der Genuß des Fleisches des am Milzbrande gefallenen Viehs hat tödtliche Folgen. Menschen, welche mit milzbrandigen Thieren umzugehen haben, müssen sehr vorsichtig sein, um nicht angesteckt zu werden.

**Mimen** nannten die Alten im Allgemeinen kleine Dramen oder dramatische Spiele, die ohne kunstgemäße Ausbildung, zunächst den Zweck hatten, eine poetische Schilderung der Wirklichkeit zu geben, oft nur aus einzelnen, namentlich komischen Scenen, zuweilen mit improvisirtem Dialog, bestanden und vorzugsweise bei heitern Gastmählern vorgestellt wurden. Besonders aber versteht man darunter eine vom Syrakusaner Sophron, um 420 v. Chr., und dessen Sohn Xenarchos ausgebildete dramatische Dichtungsart, welche dialogisirte Lebensgemälde oder Darstellungen menschlicher Sitten und Leidenschaften bald in ernster, bald in komischer Weise enthielt und zwar nur in dorischer Prosa, aber mit gewissen rhythmischen Abschnitten verfaßt war. Diese Mimen des Sophron, die der Philosoph Plato eifrig studirte, blieben nicht ohne Einfluß auf den Sokratischen Dialog und fanden bei Theokrit Nachahmung, namentlich in dessen „Adoniazusen“. Bei den Römern waren die Mimen ursprünglich planlose Possenspiele, welche durch Ausgelassenheit und schonungslosen Scherz das Volk belustigten; erst nach und nach wurden sie kunstgerecht bearbeitet und durch Monologe und Dialoge ergänzt. In der Verfertigung solcher Mimen zeichneten sich bei den Römern vorzüglich aus Decimus Laberius und sein Zeitgenosse Publius Syrus. Nicht nur die Künstler, welche solche Mimen aufführten, sondern auch die Schauspieler überhaupt, die besonders niedrig-komische Charaktere durch Declamation und Geberden darstellten, hießen ebenfalls Mimen und unterschieden sich von den Pantomimen (s. d.) dadurch, daß diese die Gedanken, Empfindungen und Handlungen nur durch Geberdenspiel ausdrückten. Die Verfasser oder Dichter der Mimen nannte man **Mimographen**.

**Mimik** ist die Kunst, durch Mienen (s. d.) und Geberden die Zustände des Gemüths zusammenhängend und mannichfaltig auszudrücken. Sie ist in gewissem Umfange dem Redner wichtig und unentbehrlich (s. **Declamation**), ihren größten Wirkungskreis aber erhält sie bei der Darstellung der dramatischen Poesie. Hier macht sie einen Haupttheil der Schauspielkunst im engern Sinne aus, sowie sie im weitern Sinne oft auch Schauspielkunst deshalb genannt worden ist, weil sie das Auge zunächst beschäftigt und sich meist auf der Schaubühne zeigt. (S. **Action**.) Eine selbständige, aber in Hinsicht ihres Inhalts beschränktere Art der Mimik ist die Pantomimik. (S. **Pantomime**.) Die Mimik der Griechen war im eigentlichen Sinne plastisch, die der Neuern ist mehr malerisch. Ihre Mimik diente nämlich, wie die der Römer, zur Veranschaulichung der abgeschlossenen, selbständigen Gestalt, wobei die Individualität des Darstellers, namentlich auch durch den Gebrauch der Masken, möglichst unterdrückt wurde. Übrigens war dieselbe mit Declamation und Musik auf der einen und mit Tanzkunst auf der andern Seite eng verbunden. Die Römer hatten die ausgezeichnetsten Mimen; vor Allen war Roscius (s. d.) berühmt. Selbst noch gegenwärtig haben die Italiener ein ausgezeichnetes mimisches Talent, welches sich hauptsächlich in der Buffonnerie ihrer theatralischen Komiker zeigt. In der neuern Zeit war überhaupt das Ziel der Mimik, die sich als Kunst größtentheils auf die Bühne beschränkte, die möglichst ausgeführte subjective Charakteristik, welche einige Zeit lang durch die bürgerlichen Familiengemälde sehr unterstützt wurde. Vgl. Engel, „Ideen zu einer Mimik“ (2 Bde., Berl. 1785), und über die Mimik des Redners insbesondere Cludius, „Grundriß der körperlichen Beredtsamkeit“ (Hamb. 1792).

**Mimnermus**, ein berühmter griech. lyrischer Dichter, lebte um 630 v. Chr. als der ältere

Zeitgenosse Solon's. Im Flötenspiele sehr erfahren, liebte er die darin ebenfalls ausgezeichnete schöne Nanno, jedoch ohne günstigen Erfolg, daher er seinen tiefen Schmerz darüber in einer Reihe von Elegien auszudrücken suchte, die eine schwermüthige Betrachtung des menschlichen Lebens enthalten, dabei aber nicht frei sind von üppiger Weichheit. Die noch vorhandenen nicht unbedeutenden Bruchstücke dieser erotischen Elegien, die in zwei Bücher getheilt den Namen der Nanno selbst als Aufschrift führten, sind in den Sammlungen von Brunck, Gaisford und Boissonade, sowie von Schneidewin im „Delectus poetarum elegiacorum Graecorum" (Gött. 1838) zusammengestellt und erläutert, von Bach (Lpz. 1826) besonders herausgegeben und von Herder in dessen „Zerstreuten Blättern", sowie von Weber in den „Elegischen Dichtern der Hellenen" (Fkf. 1826) trefflich übersetzt worden. Vgl. Schönemann, „De vita et carminibus Mimnermi" (Gött. 1823).

**Mimose** oder **Sinnpflanze** (Mimōsa) heißt eine zu der mit den Leguminosen nahe verwandten Familie der Mimosaceen gehörende Pflanzengattung, welche tropische Bäume und Sträucher enthält, deren Blätter gezweiet-fingerig oder doppelt gefiedert sind und deren kleine Blüten mit langen haarförmigen Staubgefäßen in kugeligen weißen oder rosenrothen Köpfchen stehen. Am bekanntesten ist die schämige Mimose oder **Sensitive** (M. pudica) wegen der starken Reizbarkeit ihrer Blätter, mit vier ziemlich fingerförmig gestellten Fiedern, deren zahlreiche kleine Blättchen sich bei der Berührung sogleich aufwärts aneinander legen. Bei wiederholter oder stärkerer Berührung legen sich auch die Blättchen der benachbarten Fiedern zusammen, dann senken sich die ganzen Fiedern hinunter und endlich biegt sich auch der gemeinschaftliche Blattstiel herab, sodaß das ganze Blatt dann wie verwelkt herabhängt. Wird der ganze Stamm erschüttert, so zeigen alle Blätter dieselbe Erscheinung. Nach einiger Zeit richten sich die Stiele wieder auf und die Blättchen breiten sich wieder aus. Wegen dieser Erscheinungen wird die Pflanze bei uns häufig in Gewächshäusern, doch meist als einjährig gezogen. Aber auch noch viele andere Arten zeigen diese Reizbarkeit der Blätter in hohem Grade, wie die **empfindliche Mimose** (M. sensitiva), die **keusche Mimose** (M. casta), die **sittige Mimose** (M. pudibunda), die **träumende Mimose** (M. somnians), die **zuckende Mimose** (M. palpitans), die **lebendige Mimose** (M. viva) u. s. w., ja in geringerm Grade kommt diese Eigenschaft fast bei allen Arten dieser Gattung vor.

**Mina** (Don Francisco Espoz y), span. Guerrillasführer und General, geb. 1782 in einem kleinen Dorfe bei Pampelona und aus einer wohlhabenden Familie stammend, lebte in gänzlicher Zurückgezogenheit, bis er nach seines Neffen Don Xaverio Mina Gefangenschaft durch die Franzosen 1811 die Führung des von diesem geworbenen Guerrillashaufens übernahm. Tapfer, unermüdlich, mit bewundernswürdiger Geistesgegenwart ausgerüstet, wußte er im kleinen Kriege die Streitkräfte der Feinde auf alle Weise zu schwächen und bald sich zum Schrecken der Franzosen und ihrer Anhänger zu machen. Die Centraljunta ernannte ihn noch 1811 zum Obersten und die Regentschaft zu Cadiz zum Brigadier und 1813 zum Marechal del Campo. Er stand 1813 an der Spitze von 11000 Mann Fußvolk und 2500 Reitern, wovon der eine Theil Pampelona einschließen, der andere Saragossa, Monzon und andere Orte erobern half. Nach der Rückkehr Ferdinand's VII. bemühte er sich vergebens, den König zur Berufung der Cortes zu bewegen, und wurde außer Activität gesetzt. Mit seinem Neffen machte er im Sept. 1814 den Versuch, die Constitution von 1812 wiederherzustellen, sah sich aber wegen der Muthlosigkeit seiner Guerrillas genöthigt, nach Frankreich zu flüchten, wo sich Ludwig XVIII. seiner Auslieferung widersetzte und ihm ein Jahrgeld gewährte. Napoleon's Anträge nach dessen Rückkehr von Elba lehnte er ab und ging nach Genf. Nach der zweiten Restauration lebte er ruhig in Frankreich. Als aber 1820 das span. Heer in Cadiz die Fahne des Aufstandes erhob, eilte er nach Navarra, sammelte seine Guerrillas und zog gegen Pampelona, wo bereits die Constitution angenommen war. Hierauf wurde er 1821 Generalcapitän von Navarra, machte sich aber hier durch seine strenge militärische Verwaltung viele Feinde und erhielt deshalb den Oberbefehl in Galicien. Da er auch hier mit gleicher Strenge verfuhr, so wurde er im Dec. 1821 nach Siguenza verwiesen. Doch nach dem Siege der Liberalen über die Absolutisten im Juli 1822 erhielt er als Generalcapitän von Catalonien den Oberbefehl gegen die sogenannte Glaubensarmee. Furcht und Schrecken vor sich verbreitend durch die grausame Strenge, mit der er gegen die Anhänger des Absolutismus verfuhr, erfocht er 29. Nov. 1822 über die Glaubensarmee einen vollständigen Sieg. Im J. 1823 zum Generallieutenant ernannt, führte er nach dem Einrücken der Franzosen in Catalonien den kleinen Krieg gegen

diese in der meisterhaftesten Weise, bis er, überzeugt, daß ein längerer Widerstand vergeblich sei, die Stadt Barcelona auf günstige Bedingungen im Nov. 1823 dem Marschall Moncey übergab und sich nach England einschiffte. Abwechselnd lebte er nun in England und Frankreich, bis er nach der Julirevolution sich an die Spitze span. Flüchtlinge stellte und mit ihnen im Oct. 1830 die Pyrenäen überschritt. Doch die Zwietracht unter der constitutionellen Partei schwächte seinen Einfluß so sehr, daß es ihm nicht möglich war, Einheit in sein Unternehmen zu bringen. Mit seinen Anhängern geschlagen, erreichte er als ein Hauptgegenstand der Verfolgung nur unter Beschwerden und Gefahren der furchtbarsten Art die franz. Grenze, wo er entwaffnet und in das Innere des Landes gebracht wurde. Nach Ausbruch des Bürgerkriegs in den baskischen Provinzen begab er sich wieder in die Nähe des Kriegsschauplatzes nach Bayonne. Die Königin Christine amnestirte ihn, setzte ihn in seinen alten Rang wieder ein und ernannte ihn 23. Sept. 1834 zum Oberbefehlshaber der span. Nordarmee und zum Generalcapitän von Navarra. Wegen Kränklichkeit konnte er jedoch erst 30. Oct. in Pampelona eintreffen, wo er 4. Nov. das Commando übernahm und eine Proclamation erließ, die aber keine Begeisterung für ihn hervorrief. Unfähig, den Befehl im Felde selbst zu führen, konnte er gegen Zumala-Carreguy sehr wenig ausrichten, wohl aber fachte er durch die strengsten Maßregeln gegen die Anhänger der Insurrection und durch grausame Tagesbefehle den Bürgerkrieg immer heftiger an. So sah er sich genöthigt, 18. April 1835 das Commando niederzulegen, das nun an seiner Stelle Valdez übernahm. Zur Wiederherstellung seiner zerrütteten Gesundheit ging er zunächst nach dem franz. Gesundbrunnen Cambo und dann nach Montpellier. Unter Mendizabal wurde er im Oct. 1835 wieder Generalcapitän in Catalonien und starb zu Barcelona 26. Dec. 1836.

**Minaret** oder **Minäreh** (arab.) nennt man in der Architektur des Islam den schlanken Thurm, der sich in Stockwerke abgetheilt an der Seite der Moscheen erhebt und von welchem herab der Muezzin dem Volke der Stadt die fünf Stunden des Gebets verkündet. Das Wort in der arab. Sprache heißt soviel als Ort des Lichts, Leuchtthurm. Der Minaret soll zuerst zu Damascus unter dem Khalifen Walid im 88. J. der Hedschra (710) eingeführt worden sein.

**Mincio**, ein schiffbarer Fluß im Mailändischen, entspringt in Tirol und führt anfangs den Namen Sarca, geht unter diesem in den Gardasee, den er als Mincio wieder verläßt, und fällt unweit Mantua in den Po, nachdem er in den Niederungen von Mantua den obern und untern See gebildet. Geschichtlich denkwürdig wurde der Fluß durch die Schlacht vom 25. und 26. Dec. 1800 zwischen den Franzosen unter Brune und den Östreichern unter Bellegarde, in welcher die Erstern den Sieg davontrugen und über 4000 Östreicher zu Gefangenen machten.

**Mind** (Gottfr.), in der Schweiz der **Berner Friedli** genannt, in der Kunst der **Katzenrafael**, weil seine Katzenblätter alle frühern an Vortrefflichkeit übertrafen, wurde 1768 zu Bern geboren, wo sein Vater, ein Schreiner und Formenschneider aus Lipsch in Oberungarn, in einer Papiermanufactur Arbeiter war. Als ein armer, ganz vernachlässigter Knabe fand M. bei einem deutschen Landschaftszeichner Legel Theilnahme und zeichnete nach dessen Vorlegeblättern und nach Ridinger Löwen, dann nach der Natur Ziegen, Schafe und Katzen, die er auch in Holz schnitzte. Acht Jahre alt kam er in Pestalozzi's Anstalt für arme Knaben, wo Zeichnen seine einzige Beschäftigung war. Dann lernte er bei dem Landschaftsmaler Siegm. Freudenberger in Bern coloriren und arbeitete in der Folge bei dessen Witwe. Ein Kretin, in Allem unwissend, außer im Zeichnen, lebte er fast nur im Umgange mit Katzen. Auch ergötzte er sich sehr an den Bären im Bärengarten zu Bern, die eine besondere Zuneigung zu ihm hatten und vertraulich herbeieilten, sobald er sich am Graben sehen ließ. Er starb zu Bern nach einem sehr jammervollen Leben 7. Nov. 1814. Außer Katzen und Bären zeichnete er auch Gruppen spielender Knaben und Betteljungen wahrhaft geistreich und ergötzlich. Er zeichnete selten nach der Natur oder er that es nur mit wenigen Strichen; seine Einbildungskraft war so stark, daß, wenn er etwas genau betrachtet hatte, dieses seinem Gedächtniß sich so fest einprägte, daß er es zu Hause und oft geraume Zeit nachher auf das genaueste wiederzugeben vermochte. Nach seinem Tode wurden seine Zeichnungen zu hohen Preisen, besonders nach England, verkauft. Viele derselben sind täuschend copirt. Zehn Blätter Katzengruppen nach M. lithographirt erschienen 1827 in Leipzig; auch Brodtmann lithographirte sechs Blätter Katzengruppen und zehn Blätter Kinderspiele nach M., und Joh. F. Hegi radirte vier Blätter Katzen.

**Minden**, zu unterscheiden von Münden (s. d.) in Hannover, unmittelbar am linken Weserufer in einer angenehmen Gegend, theils auf einer Ebene, theils am Abhange einer Bergkette liegend, welche letztere hier durch die Weser getrennt und wodurch die sogenannte Porta Westphalica gebildet wird, ist eine Festung und die Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks der preuß.

Provinz Westfalen. Über die Weser führt eine gegen das Ende des 16. Jahrh. schön und dauerhaft erbaute, 600 F. lange und 24 F. breite steinerne Brücke. Die Stadt zählt 12000 E., hat theilweise enge, unregelmäßige Straßen, ist aber größtentheils massiv gebaut. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich aus das jetzige, in der zweiten Hälfte des 11. Jahrh. wieder aufgeführte Gebäude des Doms oder der ehemaligen bischöflichen Kathedralkirche. Dieses Kirchengebäude, welches seit der Aufhebung des Domcapitels (1811) den kath. Einwohnern zum Gottesdienste dient, ist ganz von Quadersteinen auf einem pilottirten Grunde erbaut. Das Gewölbe ruht auf zehn mächtigen Rundpfeilern, davon sechs frei stehen. Seine Länge beträgt 100 Schritt, die Breite aber 30—40. Im J. 1832 ward das Innere des Doms mit großem Kostenaufwande restaurirt. Die übrigen vier Kirchen der Stadt, welche sich im Besitz des evangelischen Theils der Einwohner befinden, nehmen rücksichtlich ihres Alters und ihrer Architektur theilweise ebenfalls die Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Gebäude des 1530 gegründeten Gymnasiums wurden 1821, der Bürgerschule 1835 und der sogenannten Reckert'schen oder Elementarschule 1837 neu erbaut. Auch das an dem schönen öffentlichen Domhofsplatze gelegene königl. Regierungsgebäude, dessen neuer Theil 1846 im geschmackvollen Baustile aufgeführt worden, wie die Eisenbahnhofs-, Fortifications- und Militärgebäude sind bemerkenswerth. In industrieller Beziehung steht M. andern Provinzialstädten nicht nach. Besonders bieten die Tabacks- und Cigarrenfabrikation, ferner die Runkelrübenzuckerfabrikation u. s. w. der arbeitenden Classe hinlängliche Erwerbsmittel. Außer der Westfälischen Gesellschaft zur Beförderung vaterländischer Cultur, die ein ziemlich reichhaltiges Museum besitzt, erfreut sich die Stadt einer Kleinkinderbewahranstalt, des Elisabethvereins und mehrer ähnlicher nützlicher Vereine. Die Stadt ward schon um die Mitte des 13. Jahrh. durch Aufführung einer Umfassungsmauer befestigt. Nachdem sie als Festung im 16. und 17. Jahrh. wiederholt belagert worden, besetzten sie 1636 die Schweden, welche sie bis zum 7. Sept. 1650 behielten und die Festungswerke wesentlich verstärkten. Im J. 1757 von den Franzosen besetzt, wurde M. im nächsten Jahre von den hannov. Truppen, im Juni 1759 aber wieder von dem Marschall Broglie eingenommen. Kurz darauf, 1. Aug., fand hier die Schlacht zwischen den Franzosen unter dem Marschall Contades und den verbündeten Engländern und Braunschweigern unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig statt, in welcher die Franzosen eine solche Niederlage erlitten, daß sie alle den Verbündeten gehörigen Länder räumen mußten. Gleich nach beendigtem Siebenjährigen Kriege ließ der König Friedrich II. die Festungswerke schleifen, während Friedrich Wilhelm III. dieselben seit 1816 verstärkt wiederherstellte. M. war auch einst die Hauptstadt des von Karl d. Gr. gestifteten **Bisthums Minden**. In dem Westfälischen Frieden wurde das Hochstift M. 1648 säcularisirt und kam als weltliches Fürstenthum an Brandenburg-Preußen. Durch den 7. Juli 1807 zu Tilsit geschlossenen Friedensvertrag trat Preußen das Fürstenthum M. an Frankreich ab. Dasselbe bildete nun einen Bestandtheil des neuerrichteten Königreichs Westfalen. Durch das organische Senatsconsult vom 13. Dec. 1810 ward indessen ein Theil des Fürstenthums M. nebst der Stadt von dem Königreiche Westfalen getrennt und mit dem franz. Kaiserreiche vereinigt. Im J. 1814 kam das Fürstenthum M. wieder an Preußen und bildet seit 1816 nebst den Fürstenthümern Paderborn und Korvei, den Grafschaften Ravensberg und Rietberg, der Herrschaft Rheda und dem ehemaligen hannov. Amte Reckenberg den jetzigen Regierungsbezirk **Minden**, der auf 93¾ QM. über 460000 E. zählt.

**Minderherrschaften** hießen sonst in Schlesien diejenigen Mediatherrschaften, deren Besitzer alle Rechte des Standesherrn theilten, aber nicht auf den Fürstentagen erscheinen durften. Jetzt ist die Sache ohne Bedeutung, da Fürstentage nicht mehr abgehalten werden, an den Provinziallandtagen aber alle Herrschaftsbesitzer Theil haben.

**Mine**, eigentlich **Mna** (μνᾶ), ein altgriech. Gewicht und zugleich Münze, der sechzigste Theil des Talents und wie dieses, zu verschiedenen Zeiten von sehr abweichendem Werthe. Die eigentliche griech. Mine von 100 Drachmen war ein Gewicht von 324 franz. Grammes, die große attische Mine = 450 Grammes, die kleine attische Mine = 337½ Grammes, die asiatische oder mosaische Mine = 361¾ Grammes, die alexandrinische Mine = 583½ Grammes, die äginetische Mine = 750 Grammes, die euböische Mine = 540 Grammes. Als Geld war die Silbermine aus der Zeit vor Solon = ungefähr 18⅔ Thlr. preuß. Cour., die große attische Silbermine seit Solon = 25½ Thlr., die große attische Goldmine nach Maßgabe des damaligen Gold- und Silberverhältnisses zehn mal soviel, indem sie an Gold ebenso viel enthielt wie die vorige an Silber. Die asiat. Silbermine war der funfzigste Theil des asiat. oder der sechzigste

Theil des babylon. Silbertalents und begriff 60 Siklos oder 100 Drachmen; sie war ungefähr = 20¼ Thlr. preuß. Die euböische Silbermine, $\frac{1}{60}$ des euböischen oder asiat. Silbertalents, war = 16⅚ Thlr.; die alexandrin. Silbermine, $\frac{1}{60}$ des alexandrin. Talents, war = 53 Thlr., die alexandrin. Goldmine nach Maßgabe des damaligen Goldpreises zwölf mal soviel.

**Mine** nennt man eine in der Erde, in Mauerwerk oder dergleichen befindliche Pulvermenge, welche daselbst gezündet werden und eine zerstörende Wirkung ausüben soll. Um diese Pulvermenge, die Ladung, an den Ort, wo sie wirken soll, die Kammer oder den Minenofen, bringen zu können, ist es nothwendig, eine Höhlung auszugraben, welche in der Erde gewöhnlich mit Holz verkleidet wird. Ist sie in senkrechter Richtung angelegt, so heißt sie Brunnen oder Schacht, in horizontaler Richtung aber Galerie. Die Abmessungen derselben hängen von der Tiefe oder Länge, von der Zeit und davon ab, ob man aus diesem Schacht oder dieser Galerie andere Galerien zur Seite vertreiben will oder nicht. Zum Ausbau der kleinsten Schächte und Galerien bedient man sich der sogenannten holländ. Rahmen, die aus vier Bretstücken bestehen, welche durch Zapfen miteinander verbunden sind und etwa 2 F. 6 Zoll hoch und 2 F. breit sind. Die Kammer wird in der Regel zur Seite des Schachts oder der Galerie angelegt. Um die Ladung ohne Gefahr zünden zu können, ist ein Leitfeuer nöthig. Dasselbe befindet sich in einer hölzernen Röhre und besteht aus einer mit Pulver gefüllten sogenannten Zündwurst, aus Zündschnur oder einer Rakete, welche bis in den Pulverkasten hineingeleitet wird. Zum Entzünden der erstern bedient man sich am häufigsten der Mausefalle, eines hölzernen Kastens, auf dessen Deckel ein Stück brennender Schwamm gelegt wird, der beim Zurückziehen des Deckels mittels einer Schnur sich von dem Deckel abstreift, in den Kasten fällt und daselbst das am Ende der Zündschnur oder Zündwurst gestreute Pulver entzündet. In neuerer Zeit hat man sich zum Zünden der Minen vielfältig und mit Glück der galvanischen Batterien bedient. Damit nicht durch den Schacht oder die Galerie ein zu großer Theil der Expansionskraft des Pulvergases verloren geht, werden dieselben von der Ladung aus auf eine gewisse Strecke mit Erde, Lehmziegeln oder Holz ausgefüllt oder verdämmt. Man bedient sich der Minen zum Zerstören von Bauwerken, z. B. Brücken, Gebäuden, Festungswerken u. s. w., in welchem Falle sie **Demolirungsminen** heißen, zur Verstärkung der Feldverschanzungen und im Belagerungskriege. Bei Feldschanzen kommen sie gewöhnlich vor den ausspringenden Winkel, als den am schwächsten vertheidigten Theil, zu liegen und heißen **Fladderminen**. Sie werden nicht über 10 F. tief gelegt und der Schacht gewöhnlich nicht mit Holz verkleidet. Die Leitung wird bis in den Graben oder in das Innere des Werks geführt. Sie sollen in dem Augenblick gezündet werden, wo der Feind zum Sturme vorrückt. In Festungen werden Minen hauptsächlich angelegt, entweder als Demolitionsminen, um Wälle, welche der Feind in Besitz genommen hat, in die Luft sprengen zu können, oder ähnlich wie die Fladderminen auf dem Vorterrain, um den Gang des feindlichen Angriffs aufzuhalten. Sie heißen hier **Contreminen** und werden ebenso wie die vorigen ausgemauert. Haben die Contreminen eine größere Ausdehnung und sind sie nach einer bestimmten Ordnung angelegt, so bilden sie ein **Minensystem**. Wo ein solches vorhanden ist, sieht sich der Angreifer gezwungen, sobald er in seine Nähe gekommen ist, ebenfalls Minen anzulegen und den gewöhnlich sehr zeitraubenden **Minenkrieg** zu beginnen, wenn es ihm nicht gelingt, sich durch einen Sturm des Gedeckten Weges und dadurch auch des Zugangs zu den Contreminen zu bemächtigen. Im Minenkrieg ist es das Bestreben des Angreifers, mit seinen Galerien recht rasch vorzugehen und möglichst starke sogenannte **überladene Minen** oder **Druckkugeln** zu sprengen, welche weite Trichter auswerfen und die Contreminen auf eine große Strecke hin zerstören. Aus diesen Trichtern, welche er zu Logements mit Brustwehr und Bankett einrichtet, geht er dann mit neuen Galerien vor, bis er endlich in den Gedeckten Weg gelangt. Der Vertheidiger dagegen sucht dem Angreifer durch **Quetschminen** zuvorzukommen, d. h. solche Minen, die so schwach geladen sind, daß sie keine oberirdische Wirkung äußern, sondern nur die in ihrer Nähe befindlichen Galerien eindrücken oder die darüber liegenden Brustwehren einstürzen machen. Außerdem wendet der Angreifer die Minen zuweilen an, um die Contrescarpenmauer behufs des Grabenniederganges einzuwerfen, oder in der Escarpenmauer eine Bresche zu erzeugen. Der Vertheidiger sucht dagegen zuweilen durch Minen die entstandene Bresche aufzuräumen.

Schon von den Alten wurden unterirdische Gänge bei Belagerungen angewandt. Sie dienten hier dazu, um in das Innere der belagerten Stadt zu gelangen, oder um die Mauern zu untergraben und durch Verbrennen der hölzernen Stützen zum Einsturz zu bringen. So nahmen die Römer mit Minen Fidenä 664 v. Chr., Veji 393 u. s. w. Der erste, aber mislungene Versuch, eine mit Pulver geladene Mine zu sprengen, wurde 1487 durch einen genuesischen In-

genieur vor Sorezanella gemacht, 1503 gelang dagegen eine Mine bei der Belagerung des Schlosses dell' Uovo bei Neapel durch Peter von Novara, indem ein Theil des Felsens, auf welchem das Schloß lag, in die Luft gesprengt wurde. In den Kriegen Ludwig's XIV. wurden, besonders durch Valière, die Minen mehr systematisch zur Vertheidigung angewandt. Die Druckkugeln wurden 1732 durch Belidor erfunden und 1762 von Lefèvre bei der Belagerung von Schweidnitz vielfach angewandt. Seit dieser Zeit sind keine wesentlichen Fortschritte mehr in dieser Kunst gemacht worden. **Mordgänge** nannte man in frühern Zeiten die Minen wegen der darin zuweilen vorkommenden mörderischen Kämpfe.

**Minelli** oder **Min-Elli** (Joh.), geb. 1625 zu Rotterdam, gest. 1683 als Rector der Schule daselbst, besorgte von einer großen Anzahl röm. Classiker, namentlich von denen, die man damals auf den Schulen zu lesen pflegte, Ausgaben mit kurzen, meist sehr oberflächlichen Anmerkungen, die bald auch bei bequemen Lesern im Auslande so großen Beifall fanden, daß in der Folgezeit von Andern sehr viele ähnliche Ausgaben erschienen, die auf dem Titel die Worte „ad modum Minellii", d. h. nach der Art und Weise M.'s, als Aushängeschild führten. Namentlich geschah dies in Deutschland durch den pseudonymen Germanicus Sincerus und einen gewissen Juncker. Da diese letztern Ausgaben in ihren Anmerkungen fast nichts als Umschreibungen oder wörtliche Übersetzungen des Textes darboten und deshalb bei den Schülern großen Eingang fanden, so wurde der Ausdruck ad modum Minellii sprüchwörtlich und erhielt gleiche Bedeutung mit Eselsbrücke (s. d.).

**Mineralien** nennt man alle als Bestandtheile der Erdrinde natürlich vorkommenden Körper. Obgleich man in der Regel die eigentliche Erdschicht, welche sich durch Zersetzung der Gesteine und durch die Einwirkungen der Vegetation bildet, nicht unter den Mineralien zu begreifen pflegt, so läßt sich doch nicht behaupten, daß jedes Mineral durchaus unorganischen Ursprungs sein müsse, da man die fossilen Kohlen, den Bernstein, das Erdharz und andere Reste früherer organischer Körper unzweifelhaft zu den Mineralien rechnet. Die Mineralien können aus sehr verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden und fallen daher sehr verschiedenen Disciplinen anheim. Zuerst nämlich kann es sich handeln um das Vorkommen derselben, d. h. theils um die Größe der Massen, in welchen sich die Mineralien finden, die Vertheilung und Lagerung derselben und ihre gegenseitige räumliche Verbindung untereinander. Dieses ist der Hauptsache nach Gegenstand der Geognosie (s. d.). Da sich diese aber nicht auf die Darstellung der Schichtungs- und Altersverhältnisse, die Lehre von der Bildung der Gebirge, der Entstehung und Veränderung der Gänge und sonstigen Lagerstätten jener Mineralien, die keine größern Gebirgsmassen zusammensetzen, beschränken kann, sondern sich auch mit den Eigenschaften wenigstens derjenigen Mineralien beschäftigen muß, welche größere Massen zusammensetzen, so streift sie hier in das Gebiet der Mineralogie hinüber. Der Unterschied zwischen einfachen und zusammengesetzten Mineralien gehört lediglich hierher. Nur im Sinne der Geognosie, welche blos größere Massen betrachtet, kann es sich fragen, ob diese durchaus gleichartig sind oder Gemengtheile darbieten, die, sofern sie sinnlich unterscheidbar sind, jeder für sich eine besondere mineralogische Species bilden und im mineralogischen Sinne einfach sind. Über diese sogenannte petrographische Eintheilung der Felsarten s. Geognosie. Die Veränderungen, welche die Felsarten durch Verwittern allein erleiden, betrachtet die Geognosie, insofern sie die Erdoberfläche verändern; zur Bodenkunde aber gehören sie, insofern sie im Verein mit der Einwirkung der Vegetation die fruchttragende obere Schicht der Erde, die Ackerkrume (s. d.), bilden. Die technisch-mechanische Benutzung der Mineralien fällt der Lithurgik (s. d.), die chemische Benutzung der Hüttenkunde (s. d.) und andern Zweigen der chemischen Technologie anheim. Die vollständige Beschreibung und Kennzeichenlehre der dem Auge als ungemengt oder einfach erscheinenden Mineralien nach ihrer Gestalt, ihren physikalischen und chemischen Eigenschaften ist Sache der Mineralogie (s. d.), die sonach in Verbindung mit dem petrographischen Theile der Geognosie den dritten Haupttheil der beschreibenden Naturgeschichte bildet.

Die Mineralien lassen sich, wie andere Naturkörper, nach der Übereinstimmung der Eigenschaften in Gattungen und Arten ordnen. Die Eigenschaften selbst sind aber dreierlei Art. Die morphologischen Eigenschaften beziehen sich auf die Gestalt und zwar sowol auf die äußere Begrenzung durch Flächen als auf die damit meist im Zusammenhange stehende innere Structur. Der äußern Gestalt nach zerfallen die Mineralien in deutlich krystallisirte, d. h. solche, welche aus deutlich unterscheidbaren einzelnen oder nach bestimmten Gesetzen verwachsenen, durch regelmäßig vertheilte Flächen begrenzten Individuen bestehen, und in unkrystallisirte. Von den eigentlichen Krystallen (s. d.), welche allein als bestimmte mineralogische Kennzeichen und als

die werthvollsten anzusehen sind, hat man zu unterscheiden die Afterkrystalle ebenso wol wie die Petrefacten (s. d.). Letztere haben als mineralogische Formen gar keinen Werth, wohl aber in der Geologie. Die unkrystallisirten Mineralien sind entweder krystallinisch, d. h. sie lassen sich als Aggregate vieler kleiner, aber nicht zur völligen Entwickelung gekommener Krystalle erkennen, oder sie sind derb und dicht. Im letztern Falle können sie vollkommen amorph oder gestaltlos, oder erdig sein, aber auch beim Zerbrechen und Zerschlagen noch als Analogon des Krystallinischen eine blätterige, schieferige, faserige, stengelige, körnige Textur oder Structur zeigen. Der Bruch ist insofern ein sehr wichtiges mineralogisches Kennzeichen. Auch die Krystalle zeigen meist in bestimmten Richtungen eine größere Theilbarkeit oder Spaltbarkeit als in andern, und diese Spaltungsflächen oder Blätterdurchgänge sind krystallographisch für Bestimmung der Grundgestalt von großer Wichtigkeit. Unter die physikalischen Kennzeichen der Mineralien gehören die Farbe, eine sehr veränderliche und nur mit Vorsicht zu brauchende Eigenschaft, ferner die Erscheinungen der Lichtbrechung, der Durchsichtigkeit, des Irisirens und Schillerns, endlich der Glanz, eins der wichtigsten Kennzeichen, da der metallische, halbmetallische Glanz, der Perlmutterglanz, Glasglanz und Fettglanz ziemlich constante Erscheinungen sind. Die magnetische Eigenschaft, die Fähigkeit, beim Reiben oder Erwärmen elektrisch zu werden und die Elektricität zu leiten, die Leitungsfähigkeit für Wärme und Ausdehnung durch dieselbe sind sämmtlich physikalische Kennzeichen. Besonders wichtig aber sind noch das specifische Gewicht und die Härte. Die Fortschritte der Physik haben die Mineralogen jetzt mit einer Menge sinnreicher Instrumente und Methoden zur Prüfung der Mineralien beschenkt. Ein vollständiger Apparat dieser Art muß bestehen aus einem Anlegegoniometer, d. h. einem Instrument zum Messen der Krystallwinkel durch Anlegen zweier kleiner Lineale, einem Reflexionsgoniometer, welches die Krystallwinkel auf optischem Wege mißt, einem einfachen Mikroskop, einem Hammer und Ambos zum Zerschlagen der Mineralien, einem Apparat zur Bestimmung des specifischen Gewichts, einer Feile sammt Härtescala, einer Davy'schen elektrischen Wage und einer Magnetnadel. So oft man auch versucht hat, blos auf morphologische und physikalische Kennzeichen und namentlich nur auf Krystallform, Härte und specifisches Gewicht Systeme der Mineralien zu gründen, so ist doch gewiß, daß zu vollständiger Charakterisirung eines Minerals noch die chemischen Kennzeichen hinzukommen müssen, die zu schneller Erkennung und Bestimmung oft die brauchbarsten sind. Man muß also wissen, wie ein Mineral chemisch zusammengesetzt sei, woraus sich sein Verhalten gegen chemische Einwirkung ergibt. Handelt es sich um Erkennung der Mineralien, so ist allerdings eine vollständige chemische Analyse dann unerlaßlich, wenn man es mit einem ganz neuen Mineral zu thun hat; bei schon bestimmten Mineralien genügen wenige einfache Versuche. Neben der Anwendung der Mineralsäuren, um die Auflöslichkeit, die Gegenwart von Kohlensäure u. s. w. zu prüfen, ist hier die Probe auf trockenem Wege unentbehrlich, und Berzelius (s. d.) hat durch Ausbildung dieser Methode die Mineralogie unendlich gefördert. Diese Probe auf trockenem Wege besteht aber wesentlich aus zwei Theilen, ein mal nämlich in der Erhitzung einer kleinen Probe des Minerals in einem Glasrohre über der Lampenflamme und dann in der Erforschung des Verhaltens vor dem Löthrohrt, wobei man das Material entweder für sich auf einer Unterlage von Kohle oder in Verbindung mit sogenannten Flüssen, d. h. Substanzen, die mit den Mineralien zu Gläsern verschiedener Farbe zusammenschmelzen, oder einigen andern chemischen Reagentien auf einer Unterlage von Platin erhitzt. Vgl. Berzelius, „Die Anwendung des Löthrohrs" (3. Aufl., Nürnb. 1837); Plattner, „Die Probirkunst vor dem Löthrohr" (3. Aufl., Lpz. 1853); Kobell, „Tafeln zur Bestimmung der Mineralien" (3. Aufl., Münch. 1838); Mayer, „Clavis analytica zur Bestimmung der Mineralien" (Prag 1839).

**Mineralogie** nennt man den Theil der Naturgeschichte, welcher sich mit der systematischen Beschreibung der Mineralien beschäftigt. Die wissenschaftliche Behandlung derselben ist schon darum sehr neuen Ursprungs, weil sowol Chemie als Krystallographie erst in neuerer Zeit jenen Grad der Ausbildung gewonnen haben, der für consequente Durchführung genauer Charakteristiken und auf Gestalt und chemische Constitution gebauter Systeme nöthig ist. Die Alten, z. B. Plinius, kannten nur wenige Mineralien und beschrieben sie unvollständig. Die ersten Versuche wissenschaftlicher Behandlung machte Georg Agricola im 16. Jahrh. Indeß sind die Systeme der Schweden Wallerius (1772) und Cronstedt (1758) die ersten, welche diesen Namen verdienen; während der Erstere rein chemisch classificirte, räumte der Zweite auch den äußern Kennzeichen ihr Recht ein. Die Bearbeitung dieser letztern ist das besondere Verdienst Abr. Gottlob Werner's (s. d.), dem wir die sogenannte empirische Methode der Mineral-

beschreibung verdanken, die von bestimmten theoretischen Ansichten ganz unabhängig und darum noch gegenwärtig neben der streng wissenschaftlichen in Gebrauch ist. Sein System war weder chemisch noch physikalisch consequent; man findet es am ausführlichsten in Hoffmann's „Handbuch der Mineralogie" (4 Bde., Freib. 1811—18). Allerdings gewannen aber auch erst nach Werner sowol die Chemie als die Krystallographie die gegenwärtige wissenschaftliche Form, und Hauy (s. d.) war der Erste, der seine mathematischen Untersuchungen über Krystallformen zur Aufstellung eines Systems anzuwenden versuchte. Seitdem haben die Mineralogen in der Systematisirung zwei wesentlich verschiedene Wege verfolgt. Die Einen stellen die morphologischen und physikalischen, die Andern die chemischen Kennzeichen an die Spitze. Die erste, die sogenannte naturhistorische Methode, hat vor Allen Mohs (s. d.) mit seinen Anhängern Jameson, Allan, Haidinger u. A. cultivirt und dadurch außerordentlich viel zur Föderung der Lehre von den äußern Kennzeichen beigetragen. Auch das System von Breithaupt (s. d.) ist ein naturhistorisches. Diesen gegenüber steht mit rein chemischer Classification Berzelius (s. d.), dem von Kobell und Blum sich anschließen. Indeß haben die wichtigen Entdeckungen über den Zusammenhang zwischen Gestalt und Mischung nur zur Befestigung der schon längst von vielen Mineralogen gehegten Ansicht, daß völlige Einseitigkeit verwerflich und eine genügende Classification nur unter gleichzeitiger Berücksichtigung beider Classen von Kennzeichen zu erreichen sei, beigetragen. Die Systeme von Leonhard, Beudant, Weiß, Naumann, das krystallo-chemische System von Rose u. A. verfolgen sämmtlich diesen Weg mit mehr oder weniger Glück.

**Mineralwasser** nennt man im gewöhnlichen Leben allgemein diejenigen der Erdrinde entströmenden Wasser, welchen entweder wegen der in ihnen gelösten mineralischen Substanzen, oder wegen eines Gehalts an Gasen, oder wegen einer höhern Temperatur die Fähigkeit zugeschrieben wird, heilkräftige Wirkungen auf den menschlichen Organismus auszuüben, daher der mit Mineralwasser identische Name Heilquellen. Die meisten Mineralquellen finden sich in Gebirgsgegenden, dagegen haben die ausgedehnten Steppen Asiens und Afrikas fast gar keine. Die Entstehung der mineralischen Quellen beruht auf der Auslaugung unterirdischer Gebirgsarten und ist ein Lösungsproceß im großartigsten Stile. Die Bestandtheile der Mineralwasser entsprechen meist den Bestandtheilen des Bodens, welchem sie entspringen, und wenn auch Quellen sehr verschiedener Art nahe beieinander zu Tage kommen, so kann dieser scheinbare Widerspruch darin seine Erledigung finden, daß die eine Quelle tiefern, die andere höhern Ursprungs ist. Überhaupt übt die verschiedene Tiefe des Ursprungs einen bedeutenden Einfluß auf die Mischung und Temperatur einer Quelle aus, indem die von oberflächlichem Ursprunge leichter durch atmosphärische Verhältnisse Veränderungen erleiden, während die tiefern Ursprungs eine innigere Mischung, eine größere Gleichmäßigkeit der Temperatur und der Wassermenge und einen reichern Gehalt an flüchtigen Stoffen, namentlich an freier Kohlensäure haben. Von den heißen Mineralquellen nimmt man an, daß sie vulkanischen Ursprungs sind, weil sie meist in Gegenden vorkommen, wo Vulkane entweder noch thätig sind oder früher thätig waren; wo dieses nicht der Fall ist, dürfte wol, da die Temperatur nach dem Mittelpunkte der Erde zu steigt, die Tiefe des Ursprungs einer Quelle auch den Temperaturgrad derselben bedingen. Wenige Quellen haben eine Temperatur unter 6° C. (Bischof fand die Temperatur von vier Quellen an der Gandecke des obern Grindelwaldgletschers zu $2\frac{1}{2}$° C.), und von diesem Punkte steigt dieselbe durch alle Grade bis zu 127° C., welchen z. B. der Geiser auf Island besitzt. Bei den meisten der heißesten Quellen ist die Verbindung mit Vulkanen nachweisbar; von denen, wo dies nicht möglich, sind in Europa die Petersquelle am Kaukasus von 90°, die von Chaudes-Aigues in Frankreich von 87° und in Amerika die von Las Trincheras in Venezuela von 90° die heißesten. Das specifische Gewicht, welches bei der chemischen Untersuchung einen vorläufigen Schluß auf die Größe des Gehalts an mineralischen Stoffen ziehen läßt, ist sehr verschieden, und die beiden Extreme der dabei stattfindenden Scala sind das Wasser von Nocera im Kirchenstaate, das leichter als destillirtes Wasser ist, und das Wasser des Todten Meeres. Folgende anorganische Stoffe hat man bis jetzt in den Mineralwassern gefunden: von gasförmigen Körpern in freiem Zustande Kohlensäure, Stickstoff, Sauerstoff und Schwefelwasserstoff; von festen: Kalk, Natron, Magnesia, Eisen, Alaun, Mangan, Kali, Strontian, Lithion, Baryt, Kupfer, Blei, Zink, Antimon, Arsenik, welche mit Kohlen-, Salz-, Schwefel-, Schwefelwasserstoff-, Bor- und Salpetersäure zu Salzen sich vereinigt haben; auch findet man in einigen Ammoniaksalze. Das Verhältniß, in welchem die festen Bestandtheile zu dem sie enthaltenden Wasser stehen, ist sehr verschieden; die meisten Mineralquellen enthalten in 16 Unzen Wasser 10—40 Gran fester Substanzen, während die Quantität der gasförmigen Körper oft viel bedeutender ist, indem

z. B. in 100 Kubikzoll der pyrmonter Trinkquelle 187 Kubikzoll Kohlensäure befindlich sind. Als Hauptclassen der Mineralquellen kann man folgende ansehen: 1) Salzquellen, welche vorzugsweise Kochsalze enthalten; in ihnen ist zuweilen der Jodgehalt so bedeutend (Jodquellen), daß er die Hauptwirkung bestimmt. Bei hohem Salzgehalte wendet man sie (Soolquellen) zur Gewinnung des Kochsalzes an. Solche medicinisch angewandte Quellen besitzen Kissingen, Baden-Baden, Burtscheid. 2) Bittersalzquellen oder Bitterwasser, in denen die schwefelsauern Salze des Natrons und der Magnesia vorwalten, sodaß ihr bitterer Geschmack sie leicht erkennen läßt. Die bekanntesten sind die von Saidschütz, Seidlitz und Püllna. 3) Sodaquellen oder alkalische Quellen, worin das kohlensauere Natron der Hauptbestandtheil ist, welches ihnen den etwas laugenhaften Geschmack ertheilt. Als Beispiele sind zu erwähnen die warmen Quellen von Schlangenbad, Teplitz, Gastein, Ems, Karlsbad. 4) Stahlquellen oder Stahlwasser, in denen kohlensaueres Eisenoxydul den wesentlichsten Bestandtheil ausmacht; ihr Geschmack ist etwas tintenartig, zusammenziehend und sie setzen an der Luft auf ihrer Oberfläche eine dünne Haut gelben Ockers ab. Sie finden sich z. B. zu Pyrmont, Driburg, Franzensbad, Spaa und Flinsberg. 5) Säuerlinge oder Sauerwasser enthalten vorzugsweise freie Kohlensäure, von der sie den sauern Geschmack und die Eigenschaft zu perlen besitzen. Sehr berühmt sind die Säuerlinge von Selters, Oberfalzbrunn, Geilnau, Fachingen, Bilin. 6) Schwefelquellen, welche durch den eigenthümlichen Geruch des Schwefelwasserstoffgases nach faulen Eiern zu erkennen sind. Dahin gehören die berühmten warmen Quellen von Aachen, Burtscheid, Warmbrunn, Baden bei Wien, Baden in der Schweiz, Bagnères, Aix u.s.w., die kalten zu Nenndorf, Meinberg, Weilbach in Nassau. Der Einfluß, den ein länger fortgesetzter Gebrauch eines Mineralwassers auf den Organismus ausübt, ist bedeutend; im Allgemeinen läßt sich jedoch über die Art desselben nichts angeben, da hier jeder einzelne Krankheitsfall einer genauern Prüfung bedarf und oft sehr ähnlich scheinende Krankheiten doch die Anwendung sehr verschiedener Mineralwasser erfodern und umgekehrt. Die gewissenhafte Befolgung einer fast bei allen gleichen geistigen und körperlichen Diät ist die allgemeine und unerlaßliche Bedingung zum Gelingen einer Brunnencur. Von den Gebrauchsweisen ist das Trinken die häufigste und nach diesem das allgemeine Bad (s. d.), dem sich dann die verschiedenen Badearten anschließen.

Mineralbäder, wenn auch nur sehr empirisch angewendet, gab es schon bei den Griechen, Hebräern und Römern. Während Erstere mehre Tempel zu Ehren der durch die Quellen heilenden Gottheiten errichteten, erbauten die Letztern viele prächtige Badehäuser, deren Ruinen noch gegenwärtig Bewunderung erregen. Die Völkerwanderung zerstörte diese Bauten. Neue Badehäuser errichteten die Araber in den von ihnen eroberten Ländern; im Occident dagegen waren die meisten Mineralquellen nur den nächsten Umwohnern bekannt, sodaß die Bäder zu Aachen, die Karl d. Gr. gebrauchte und besonders begünstigte, bis gegen das 13. Jahrh. fast als einziges Beispiel dastehen. Nur in Italien, wo sich z. B. eine Badeordnung für die pisanischen Bäder von 1164 vorfindet, scheint der Gebrauch der Mineralbäder allgemeiner gewesen zu sein. Erst als die politischen Verhältnisse sich mehr ordneten, begannen einzelne Fürsten den Mineralquellen ihrer Länder mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, während gleichzeitig die Ärzte die Heilkräfte derselben genauer zu prüfen anfingen, worauf dann der Besuch der Bäder nach und nach immer zahlreicher wurde. Als Begründer einer wissenschaftlichen Heilquellenlehre ist Friedr. Hoffmann (s. d.) anzusehen, der viele Quellen selbst besuchte, ihre Bestandtheile und ihre Wirkungen mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln erforschte und zum Theil durch glänzende Erfolge seine Bemühungen belohnt fand. Seit seiner Zeit wurden die Mineralquellen immer mehr und mehr Gegenstand der eifrigsten Untersuchungen, und welchen Nutzen dieselben, verbunden mit dem in neuerer Zeit erfolgten Umschwunge der Chemie und Physiologie, geschaffen haben, geht aus der großen Zahl Kranker hervor, welche jährlich in den Bädern ihre Heilung finden. Vgl. Vetter, „Handbuch der Heilquellenlehre" (2 Bde., Berl. 1838); Schwartze, „Allgemeine und specielle Heilquellenlehre" (Lpz. 1839).

Der Gedanke, die natürlichen Mineralwasser künstlich nachzubilden und so ihren Nutzen ausgebreiteter zu machen, mußte entstehen, sobald die Heilkraft derselben erkannt wurde, und schon bei Plinius findet sich eine Angabe, künstliches Meerwasser zu bereiten. Im 16. Jahrh. machte Thurneysser, im 18. Friedr. Hoffmann und Bergmann Versuche, auf künstlichem Wege Mineralwasser zu gewinnen. Doch alle diese Bestrebungen konnten nur sehr mangelhafte Erfolge haben, solange die Chemie noch nicht weiter als damals ausgebildet war und solange diese Nachahmungen in der Voraussetzung gemacht wurden, daß einige der in den Mineralwassern gefundenen Substanzen als bei der Wirkung nicht wesentlich betheiligt weggelassen werden

könnten. Erst später (1750), als durch Venel, der den Vorschlag machte, kohlensaures Natron in einem verschlossenen Gefäße in Salzsäure aufzulösen, der erste Schritt geschah, um die Salzauflösung mit Kohlensäure zu sättigen, wurde der Weg eingeschlagen, auf dem man nach Verlauf eines Jahrhunderts die heutige Vollkommenheit erreicht hat. Nach der großen Reformation der Chemie durch Lavoisier entstanden mehre Etablissements, namentlich in Paris, Stockholm und in Oberitalien, wo Mineralwasser mit mehr oder weniger Glück nachgebildet wurden; der Ruhm aber, ein solches Unternehmen mit der größten Umsicht begonnen und mit der ausdauerndsten Beharrlichkeit der Vollendung am nächsten geführt zu haben, gebührt allein Struve (s. d.), welcher sich die Aufgabe gestellt hatte, Flüssigkeiten darzustellen, die nicht nur bei der chemischen Analyse in Hinsicht auf die quantitativen und qualitativen Verhältnisse ihrer Bestandtheile, sondern auch in Geruch, Geschmack, Ansehen, in der Art, wie die Gasarten sich entfernen, in dem Verhältnisse der Zeit und der Reihe, in der sich die verschiedenen chemischen Verbindungen zersetzen, den Originalen vollkommen gleich wären. Auch gehörten noch sehr verschiedene Vorrichtungen dazu, diese Flüssigkeiten bis zu dem Zeitpunkte, wo sie genossen werden, in ihrem Zustande zu erhalten. Die glücklichen Erfolge der ersten Anwendung (1818) von Struve's künstlichen Mineralwassern in Dresden hatten 1820 die Errichtung einer förmlichen Trinkanstalt daselbst zur Folge, deren günstiger Fortgang nach und nach die Errichtung von ähnlichen Trinkanstalten zu Leipzig, Berlin, Königsberg, Hamburg, Petersburg, Moskau, Odessa, Brighton u. s. w. veranlaßte. Sind auch die Meinungen über den medicinischen Werth der künstlichen Mineralwasser noch getheilt, so sprechen doch viele glückliche Erfolge ihrer Anwendung bedeutend zu ihrem Vortheil, während sie noch außerdem den Vorzug haben, in Fällen angewendet werden zu können, wo eine Reise nach der Originalquelle durch mancherlei Verhältnisse unthunlich gemacht wird. Vom chemischen Standpunkte aus kann ihre Identität mit den natürlichen Quellen nicht in Zweifel gezogen werden, da die Darstellung der künstlichen Wasser, Hand in Hand gehend mit den Fortschritten der analytischen Chemie, nur auf die genauesten Analysen und sorgfältigsten Beobachtungen der Verhältnisse basirt ist und vermittelst zum großen Theil sehr sinnreich ausgedachter Apparate ausgeführt wird, die es möglich machen, die Bedingungen bei der Darstellung zu erfüllen, welche die Analyse als nothwendig ergeben hat. Durch die Nachbildung der Mineralquellen ist es dargethan, daß das Räthsel der Wirkungen derselben, welche so viele tief eingewurzelte Leiden und Hemmungen in der organischen Thätigkeit des menschlichen Körpers heben, allein in den Bestandtheilen ihrer Mischung und in der ihnen eigenthümlichen Wärme liegt. Hypothesen, wie die, daß die darin aufgelösten Bestandtheile Producte eines Athmungsprocesses der Erde seien, daß die Berge große voltaische Säulen wären, welche auf galvanischem Wege den Gehalt der Quellen erzeugten, oder daß ihre Wärme eine eigene, specifisch von der gewöhnlichen verschiedene sei, oder daß verborgene Kräfte (wie der Brunnengeist u. s. w.) ihre medicinische Wirkung vorzugsweise bedingten u. s. w., kann man jetzt füglich auf sich beruhen lassen, nachdem auf dem Wege der Erfahrung wie durch die Theorie über die Richtigkeit solcher Ansichten entschieden ist. Vgl. Struve, „Über die Nachbildung der natürlichen Heilquellen" (2 Hefte, Dresd. 1824—26); Vetter, „Über den Gebrauch und die Wirkungen künstlicher Mineralbrunnen" (Berl 1835); Osann, „Physikalisch-medicinische Darstellung der bekannten Heilquellen Europas" (3 Bde., Berl. 1839—43).

**Minerva**, bei den Griechen Athene oder Pallas Athene, ist unter den Gottheiten des Olymp eine der vorzüglichsten. In allen den mannichfaltigen Vorstellungen ihres Mythus scheint unverkennbar, daß sie in den ältesten attischen Religionsbegriffen als ein dem höchsten Äther verwandtes, Licht und Wärme verbreitendes, alles feindselige Grauen vernichtendes Wesen, als eine Jungfrau aus himmlischer Höhe aufgefaßt wurde. Die Fabel erzählt von ihr Folgendes. Als Zeus nach dem Siege über die Titanen zur Oberherrschaft gelangt war, erkor er sich zur ersten Gemahlin die Metis (s. d.). Ein Orakelspruch aber hatte ihm geweissagt, daß Metis zuerst eine Tochter, dann aber einen Sohn gebären würde, welcher ihm die Herrschaft zu entreißen bestimmt sei. Diesem Schicksale zu entgehen, verschlang er die Metis mit der noch ungeborenen Athene. Als nun die Zeit der Geburt herankam, empfand Zeus einen gewaltigen Schmerz im Kopfe, daher er sich vom Hephästos den Kopf spalten ließ, worauf die Göttin, nach der spätern Sage sogleich bewaffnet, heraussprang. Als weise Kriegerin, im Gegensatz des wilden, blutdürstigen Ares, die den Krieg nicht um des Kriegs willen führt, trat sie zuerst in den Götterkämpfen auf. In den Gigantenschlachten besiegte sie den Pallas und Enkelados. In den Kriegen der Sterblichen ist sie die stete Lenkerin und Beschützerin der Heldenkraft. Auch erscheint sie als Beschützerin der Künste des Friedens und zeigt sich da als Jungfrau in allen Geschäften

einer Fürstentochter des heroischen Zeitalters. Den Webstuhl, die Spindel und die Nadel finden wir in ihrer Hand, und wie die Heldenfrauen die Gewänder für ihr Haus selbst bereiten, so arbeitet sie die Gewänder der Göttinnen, weshalb sie den Beinamen Ergane erhielt. Von den blos weiblichen Kunstfertigkeiten trug man ihren Schutz auf alle friedlichen Beschäftigungen der Menschen über, bei welchen der thätige und erfinderische Geist sich zeigte. Jeder Künstler, der mechanische wie der bildende, stand unter ihrer Obhut, und ihres Schutzes erfreute sich der Philosoph wie der Redner und Dichter. Sie gehört selbst mit unter die heilenden Götter und wird als solche **Päonia** genannt. In allen diesen Beziehungen ist sie das Symbol des aus dem Haupte entspringenden Gedankens, die Göttin der Weisheit selbst, der Wissenschaft und Kunst, letzterer jedoch nur, insofern Erfindung und Denkkraft dabei in Anspruch genommen werden. Auch wird sie als die Erfinderin der Flöte genannt; als sie aber in einer Quelle wahrnahm, wie sehr das Spiel auf derselben ihr Gesicht entstellte, so warf sie die Flöte von sich und belegte Den mit dem härtesten Fluche, der sie aufnehmen würde. Die Liebe verschmähend, weihte sie sich ewiger Jungfrauschaft, und wer den Blick der kühnen Begier zu ihr erhob, den traf furchtbare Rache. Tiresias, der sie im Bade belauschte, erblindete.

Mit diesem Charakter des reinen, besonnenen Verstandes erscheint die Göttin auch in den Darstellungen der Kunst. Ihre älteste Darstellung, welche die Palladien zeigten, von denen auf Vasen, Gemmen und Münzen Wiederholungen erhalten sind, ging durch des Phidias Schule zu Athen in jenes Ideal reiner und thatkräftiger Jungfräulichkeit, welche über alle weibliche Schwäche erhaben ist, über. Schon die ältesten Bildner gaben ihr häufig neben den Waffen Rocken und Spindel. Helm, Schild, Lanze und Ägide (s. d.) sind ihre Attribute. Manche Seiten ihres Mythus hat nur die ältere Kunst, manche vorzugsweise die spätere aufgefaßt. Am Parthenon in Athen hatte Phidias in den Giebelfeldern östlich der Göttin Geburt, westlich ihren Streit mit Poseidon um Athens Schutzherrschaft angebracht und hiermit die reichsten Auffassungen ihres Mythus gegeben. Durch Phidias wurde auch das Käuzchen, die Mitbewohnerin der Burg, der Göttin stete Begleiterin. Der älteste Sitz ihres Cultus war am Kopaischen See in Böotien, da, wo die alte pelasgische Stadt Athenä nebst Eleusis stand. Von da verbreitete sich ihr Dienst besonders nach Attika, welches ihr geheiligt war. Ihre glänzendsten Feste in Athen, dessen Schutzgottheit sie war, waren die **Panathenäen**, von denen die großen alle vier Jahre, die kleinen jährlich oder alle drei Jahre gefeiert wurden. Nach Rom kam ihre Verehrung von Falerii. Ihr war mit Jupiter und Juno der Haupttempel auf dem Capitol geweiht. Als ihr Fest beging man daselbst die großen und kleinen Quinquatrus, von denen die ersten im März, die andern im Juni gefeiert wurden.

**Minesota** oder **Minnesota**, eines der vier organisirten Territorien der Vereinigten Staaten von Nordamerika, zwischen Wisconsin im O., Jowa im S., dem noch nicht organisirten Missouri- oder Nordwestgebiete im W., dem Britischen Nordamerika und dem Obern See im N. gelegen, hat ein Areal von nahe 3918 □M., enthält die Quellen des Mississippi, der mit dem Ste.-Croix zum Theil die Ostgrenze bildet, ist zum größten Theil fruchtbares, hochgelegenes Prairienland, theils bewaldet, theils mit Gras bedeckt. Überaus zahlreich sind die Landseen, die meist miteinander, zum Theil auch mit dem Mississippi und dem Obern See in Verbindung stehen, oder nur durch schmale Tragepläße voneinander geschieden sind. Unter ihnen sind die größten der Miniwakan oder Teufelssee (Devils lake), der Rothe See (Redlake), der sehr fischreiche Regensee (Rainy lake), der Wäldersee (lake of the woods) von 65 M. Umfang. Der Hauptfluß ist der Mississippi, der das Gebiet auf einer Strecke von 195½ M. durchströmt, wovon jetzt 47½ M. bis zu den St.-Antonyfällen aufwärts von Dampfschiffen befahren werden; auch oberhalb der Fälle geht schon ein kleines Dampfboot. Sein bedeutendster Nebenfluß ist hier der St.-Peters, von den Sioux Minisota, d. h. schlammiger Fluß, genannt, 102 M. lang, bei seiner Mündung 300 F. breit und 15 F. tief, für Dampfboote bis zu den Little-Rapids, gegen 10 M. oberhalb Fort Snelling, fahrbar. Die weiten Prairien zwischen dem Missouri und dem James-River, die alljährlich von Büffelheerden besucht werden, sind Jagd- und Kampfgebiet der in ewiger Feindschaft lebenden Sioux und Ojibways. Der James-River oder Ischan-sanson durchfließt M. in südlicher Richtung und mündet nach einem Laufe von 130 M., wie der ihm parallel fließende Big-Sioux oder Tschauka-sadata nach einem Laufe von 76 M., in den Missouri. In den Obern See mündet der St.-Louis, in den Winnipegsee der nördliche Red-River, der ganz in der Nähe der Mississippiquellen entsteht und häufig Überschwemmungen ausgesetzt ist. Das Klima von M. ist nicht allzu streng. Die

Winter sind trocken; der Schnee liegt meist nur 2½ F. hoch, und die ungeheuern Fichtenwaldungen im Norden gewähren Schutz gegen die scharfen Nordwinde; doch tritt mitunter schon in der zweiten Hälfte des Septembers Frost ein. Im Mississippi bildet sich bei St.-Paul vor Ende November kein Eis. Das Gebiet gehörte bis 1848 zu Wisconsin, Michigan und Iowa; dann wurde es abgeschieden und 3. März 1849 als Territorium organisirt. Im Nov. 1849 beendigte die Volksvertretung ihre erste Sitzung. Die Bevölkerung belief sich in diesem Jahre auf 4780, im folgenden auf 6077, nämlich 6038 Weiße (darunter 2048 Fremdgeborene und zwar 141 aus Deutschland, 271 aus Irland, 84 aus England) und 39 freie Farbige. Im J. 1852 war sie bereits auf 12000 Köpfe gestiegen. Die Zahl der Repräsentanten ist 18 auf ein Jahr, die der Senatoren neun auf zwei Jahre; der Gouverneur wird auf vier Jahre gewählt und hat als solcher einen Gehalt von 1500 Dollars, außerdem noch 1000 Doll. als Superintendent der Indianerangelegenheiten. Auf den Congreß zu Washington schickt M. einen Delegirten mit Berathungs-, aber ohne Stimmrecht. Für den Schulfond sind in jedem Township 1280 Acres Land vorbehalten worden, doppelt soviel als in den andern Staaten der Union. Im April 1849 wurde die erste Buchdruckerpresse aufgeschlagen, aus der alsbald zwei Zeitungen hervorgingen. Das bebaute Farmland des Gebiets belief sich 1850 auf 5035, das unbebaute auf 23846 Acres, beides im Werthe von 161948 Doll. Die wichtigsten Erzeugnisse der Landwirthschaft sind Mais, Weizen, Heu, Butter und Wolle; auch Ahornzucker wird erzeugt; der Viehstand hatte 1850 einen Werth von 103859 Doll. Die politische Hauptstadt und für jetzt auch der bedeutendste Ort ist St.-Paul am Mississippi, 1¾ M. unterhalb der St.-Antonyfälle. Im J. 1842 stand dort die erste Hütte, Anfang 1849 zählte man 142 Häuser; 1850 hatte die Stadt 1135, 1851 aber 1500 E.

**Mingotti** (Katharina), eine ausgezeichnete Sängerin, geb. 1728 zu Neapel von deutschen Ältern, kam nach dem Tode ihres Vaters, der in östr. Militärdiensten stand, in ein Ursulinerinnenkloster, wo ihr die Äbtissin auf ihr inständiges Bitten musikalischen Unterricht geben ließ. Vierzehn Jahre alt kehrte sie zu ihrer Mutter zurück und verheirathete sich einige Jahre darauf gegen ihre Neigung mit dem schon bejahrten Venetianer Mingotti, welcher Unternehmer der Oper zu Dresden war. Sie trat nun in Dresden auf, erregte gleich bei ihrem ersten Auftreten das allgemeinste Aufsehen und wurde sofort angestellt. Ihr schnell durch ganz Europa verbreiteter Ruf brachte ihr zunächst eine Einladung nach Neapel, und auch hier fand sie den ungetheiltesten Beifall. Bei ihrer Rückkehr nach Dresden 1748 fand sie bei Hasse, dem neuen Director der Kapelle, keine günstige Aufnahme; doch gelang es ihr durch die Trefflichkeit ihres Gesangs, auch ihn und seine Gattin Faustina mit sich zu versöhnen. Unter der Direction Farinelli's ging sie 1751 nach Spanien, wo sie der größten Auszeichnung am Hofe genoß, später nach Paris, London und Italien; doch betrachtete sie fortwährend Dresden als ihre Heimat. Erst nach dem Tode des Königs August 1763 ließ sie sich in München wieder, wo sie als Hofsängerin eine Pension genoß. Sie starb 1807 zu Neuburg an der Donau.

**Mingrelien**, d. i. das Land der tausend Quellen, eine etwa 100 □M. große, sehr gebirgige und wasserreiche Provinz, welche seit dem Frieden zwischen Persien und Rußland 1813 dem letztern Staate zugehört, grenzt gegen W. an das Schwarze Meer, gegen N. an Abchasien, gegen S. an Imerethien, mit dem es gegenwärtig einen Theil des grusinisch-imerethischen Gouvernements, dessen Hauptstadt Tiflis (s. d.) ist, bildet, und gegen O. an die Hochkämme des Kaukasus. Durchflossen wird es theilweise von dem Elbrus. Die Zahl der Einwohner belief sich 1834 auf 61600, die sich zur griech. Kirche bekennen. Der frühere Zar von M., Dadian, der gegenwärtig in russ. Diensten steht, nannte sich Fürst des Schwarzen Meeres und herrschte ganz uneingeschränkt. Er bewohnte die kleine, aber ziemlich gut gebaute Hauptstadt des Landes, Isgauer oder **Iskuriah** (unstreitig das alte Dioskurias oder Sebastopolis) am Schwarzen Meere, die zugleich das Haupthandelsemporium in M. ist, wo besonders mit Salz, Waffen und Sklaven ein nicht unbedeutender Handel getrieben wird. Die stärksten Festungen sind Poti und Redoute Kale, am Schwarzen Meere gelegen; bei den Ureinwohnern stand die Feste Jordl sehr in Ansehen. Das griech. Kloster Martwili ist zugleich Bischofssitz. Die Einwohner, welche sich selbst Kadzarial nennen und ehedem wegen Sklavenjagd, Mord und Straßenraub in sehr übelm Rufe standen, gelten noch immer für sehr roh und uncultivirt.

**Minho**, einer der Hauptflüsse Spaniens, entspringt aus einem See bei Fuente-Minho auf dem galicischen Gebirge in der span. Provinz Lugo, fließt anfangs in südlicher, dann in südwestlicher Richtung, macht eine lange Strecke die Grenze zwischen Portugal und Spanien und mündet, nachdem er rechts die Narla und Ferreyra und links den Sil und Sarria aufgenommen

nach einem Laufe von 28 M. ins Atlantische Meer. Er wird erst fünf M. vor seiner Ausmündung bei Salvatierra schiffbar und berührt die Städte Orense und Tuyo.

**Miniaturmalerei** heißt im weitern Sinne jede Art Malerei in sehr kleinem Maßstabe und von sehr feiner und sorgfältiger Ausführung, dann aber insbesondere diejenige Art der Wassermalerei, bei welcher man die Gummifarben blos mit der Pinselspitze aufträgt, was man punktiren (pointiller) nennt. Die geeignetsten Farben zur Miniaturmalerei sind die, welche am wenigsten Körper haben, z. B. Karmin, Ultramarin, Lacke u. s. w., die man, um sie ganz fein zu erhalten, in vielem Wasser auflöst und, nachdem man dasselbe abgegossen, wieder trocknet. Da die feinen Punkte, aus denen die Miniaturmalereien bestehen, so reinlich nebeneinander gesetzt werden müssen, daß sie verrieben und gleichsam miteinander vereinigt scheinen, so nimmt diese Arbeit viele Zeit in Anspruch. Übrigens wird dabei der Grund (in der Regel Pergament oder Elfenbein) sehr oft zu den höchsten Lichtern ausgespart. Die Meßbücher oder Missalen (s. d.) und Evangeliarien waren der erste Schauplatz der Miniaturmalerei. Die ältesten Handschriften, welche dergleichen enthalten, sind nach Waagen die in den irischen Klöstern im 6. und 7. Jahrh. geschriebenen. In ihnen bildete sich allmälig eine in dem Figürlichen schematisch-barbarische, in den Ornamenten an schönen Erfindungen reiche, in der Feinheit der kalligraphischen Technik bewunderungswürdige Malerei aus. Das älteste, sicher beglaubigte Denkmal der Art ist ein Evangeliarium in der Nationalbibliothek zu Paris, welches der heil. Willibrod besessen hat. Reicher und merkwürdiger ist ein Evangeliarium ebendaselbst, dessen gleichfalls irl. Schrift auf das Ende des 8. Jahrh. deutet. Hierin findet sich neben gänzlichem Mangel an Sinn für die menschliche Form ein ausgebildeter Geschmack in den Arabesken. Mit den zahlreichen, von Irland ausgehenden Pflanzschulen für die Ausbreitung des Christenthums wurde jener irl. Geschmack verbreitet, dessen Einfluß sich namentlich in einer Reihe von Handschriften zu St.-Gallen verfolgen läßt, sowie er sich noch in den Miniaturmalereien von Baiern und Böhmen bis zum 11. Jahrh. findet. Später ist der Einfluß einer byzant. Miniaturmalerei sichtbar, wie sie sich schon im 9. und 10. Jahrh. in abendländ. Handschriften ausgebildet hatte. Vgl. Rive, „Essai sur l'art de vérifier l'âge des miniatures peintes dans les manuscrits" (Par. 1782). Im Allgemeinen war die Miniaturmalerei eine Beschäftigung der Mönche, die man illuminatores oder miniatores nannte, weil sie meist auch die Capitelüberschriften und Anfangsbuchstaben übernahmen, diese aber mit rother Farbe, Mennige (minium), geschrieben wurden. Andere leiten den Namen Miniaturmalerei von pictura minuta, d. i. Kleinmalerei, ab. Die Glanzzeit der Miniaturmalerei war unstreitig das 15. Jahrh., wo die besten flandr. und treffliche ital. Maler sie ausübten; nach der Erfindung der Buchdruckerkunst und des Lumpenpapiers, wo der Holzschnitt und der Kupferstich an die Stelle der Gemälde in Handschriften traten, kam die Miniaturmalerei in Verfall. Erst im 18. Jahrh. wendete sich dieselbe vorzugsweise dem Porträt zu. Ausgezeichnete Miniaturmaler der neuern und neuesten Zeit sind Mengs, Chodowiecki, Füger, Westermann und Shelly, Sir W. Newton, W. Booth, W. C. Roß, Lizinska de Mirbel, Johannes Möller in Kopenhagen, Ed. de la Tour, Miniaturmaler des Königs der Belgier. Vgl. Violet, „Anweisung zur Miniaturmalerei" (Par. 1782; deutsch, Hof 1793); Mezignan, „Traité sur la peinture en miniature" (Par. 1818). Eine ausführliche Geschichte der Miniaturmalerei läßt Waagen in England und in engl. Sprache erscheinen.

**Minimen**, **Mindeste Brüder** oder **Eremiten des heil. Franz von Paula**, Fratres minimi, Fratres Eremitae S. Francisci de Paula, heißen die Glieder eines von Franz (s. d.) von Paula gestifteten Mönchsordens. Der Stifter trat schon im 12. J. in den Orden der Franciscaner, widmete sich aber nach einem kurzen Aufenthalte in einem Kloster dem Einsiedlerleben in der Nähe seiner Vaterstadt Paula in Calabrien mit großer Strenge und fand bald viele Nachahmer, die sich ihm anschlossen. Mit diesen verließ er 1435 seinen bisherigen Aufenthalt und verband sich mit ihnen zu einer Klostergesellschaft, die er „Einsiedler des heil. Franciscus" nannte. Der Ruf seiner Frömmigkeit vergrößerte schnell die Zahl seiner Anhänger und erwarb ihm die Erlaubniß, ein eigentliches Kloster mit einer Kirche erbauen zu dürfen. Diesen Bau führte er, durch milde Gaben sehr unterstützt, 1457 aus. Neue Sitze seiner klösterlichen Verbindung stiftete er darauf in Spezzia, Cortona und Milazzo in Sicilien. Sixtus IV. bestätigte 1474 den Orden, gewährte ihm die Exemtion und noch andere Privilegien und ernannte Franz von Paula zum Generalsuperior aller Klöster, die sich seiner Stiftung angeschlossen hatten. König Ludwig XI., von einer lebensgefährlichen Krankheit ergriffen, rief Franz von Paula 1482 zu sich nach Frankreich, wo Letzterer nun seinem Orden ebenfalls Ausbreitung zu verschaffen wußte. Weil man ihn nur „den guten Mann" nannte, erhielten die Glieder des Ordens den Namen „die guten

Leute" (les bons hommes). Die Regel, welche Franz für den Orden aufgesetzt hatte, erhielt 1492 von Alexander VI. die Bestätigung; zugleich verwandelte aber auch der Papst den bisherigen Ordensnamen in die Benennung „Minimen", weil diese in ihrer Demuth die allergeringsten unter den geistlichen Ordensbrüdern sein wollten, und gewährte ihnen alle Privilegien der Bettelmönche. Franz selbst nahm noch drei mal Veränderungen mit seiner Regel in kurzen Zwischenräumen vor, und so erhielt der Orden noch drei Regeln, von denen die eine Papst Alexander 1501, die zweite 1502 und Julius II. die dritte 1506 bestätigte. Unter Maximilian I. verbreitete sich der Orden sodann nach Deutschland, unter Ferdinand dem Katholischen nach Spanien, wo die Minimen den Namen Fratres de Victoria erhielten, weil die Spanier durch das Gebet des Franz einen Sieg über die Mauren gewonnen haben sollten, während sie in Deutschland nach dem Geburtsort des Franz vorzugsweise Pauliner oder Paulaner genannt wurden. In Spanien trat auch ein Nonnenorden der Minimen, **Mindeste Schwestern** genannt, in das Leben (1492), doch ohne eine weite Verbreitung hier und in Frankreich zu finden. Der Orden besteht noch vorzugsweise in Italien; in Spanien, wo er mit mehren andern Orden aufgelöst war, ist er Mitte 1852 gesetzlich wiederhergestellt worden. Missionscolonien hat er in Indien. Die Ordensregel fodert die gewöhnlichen drei Klostergelübde, dabei aber noch als ein viertes das Fastenleben (vita quadragesimalis), welches in der gänzlichen Enthaltsamkeit von allem Fleische und von Dem, was aus demselben entsteht oder ihm ähnlich ist, besteht. Nur der Genuß von Brot, Früchten und Wasser ist gestattet. Das Stammkloster im Neapolitanischen erhielt der Orden, nachdem es unter der Fremdherrschaft eingezogen worden war, durch Ferdinand IV. 1815 wieder zurück. Im Neapolitanischen heißen die Minimen **Paolotti**. Zu ihnen gehören auch die **Minimen beiderlei Geschlechts** (Minimentertiarier), welche Franz selbst noch vor seiner Reise nach Frankreich für weltliche Personen und ohne gemeinschaftliches Leben stiftete. Die Regel, die Franz de Paula für diese 1501 gab, bestätigte Alexander 1502 und wiederholt Julius II. 1506. Sie fodert vornehmlich strenge und häufige Fasten und überläßt den Äbten und Äbtissinnen (Correctoren und Correctricen) die Beilegung der Streitigkeiten unter den Ordensgliedern. Der Orden besteht noch in Italien.

**Minimum**, s. Maximum.

**Minister**, in manchen Staaten auch Staatssecretäre, Staatsräthe, Staatsminister u. s. w. genannt, sind diejenigen obersten Staatsbeamten, welche unmittelbar unter dem Regenten und als dessen Organe die gesammten Regierungsgeschäfte besorgen. Zu diesem Zwecke hat man das ganze Gebiet der Staatsverwaltung in einzelne Zweige oder sogenannte Departements eingetheilt, deren jedem ein Minister vorsteht. Gewöhnlich sind dies die Departements des Innern, des Äußern, des Cultus und öffentlichen Unterrichts, der Justiz, der Finanzen, des Kriegs, bisweilen auch noch des Handels und Ackerbaus und der öffentlichen Arbeiten. Um aber auch die Einheitlichkeit der Regierung zu wahren, sind in der Regel sämmtliche Minister zu einem Collegium, Staats- oder Gesammtministerium, Ministerrath, Conseil vereinigt, worin die wichtigern Verwaltungs- und Gesetzgebungsangelegenheiten gemeinsam berathen und durch Mehrheitsbeschlüsse festgestellt werden. Den Vorsitz führt hier in manchen Staaten (wenigstens bei besonders wichtigen Fragen) der Monarch selbst, in andern einer der Minister, welcher zu diesem Amte besonders ernannt ist, der sogenannte **Ministerpräsident** oder **Premierminister**. In England ist die Stellung dieses Premierministers eine sehr hervorragende. Er vertritt gewissermaßen das ganze Regierungssystem und ihm sind die andern Minister in vielen Beziehungen wesentlich untergeordnet, wie denn auch deren Ernennung auf den Vorschlag des Premierministers, welcher, wie der herkömmliche Ausdruck lautet, mit der Bildung eines Ministeriums beauftragt wird, erfolgt. In manchen Ländern bildet auch das Gesammtministerium eine Recursinstanz für Beschwerden über Entscheidungen der einzelnen Ministerien. In letztern werden zwar gewöhnlich auch die wichtigern Sachen von dem Departementschef gemeinschaftlich mit seinen Räthen erwogen, jedoch steht hier dem Minister die entscheidende, den Räthen blos eine berathende Stimme zu. Diese Einrichtung findet gegenwärtig fast in allen Staaten, selbst in der Türkei statt und hat die frühern Provinzialminister (wie in Preußen), Cabinets- und Conferenzminister (wie in Sachsen) u. dgl. überall verdrängt. Eine etwas abweichende Einrichtung ist neuerlich in dem franz. Kaiserreich durch die Einsetzung eines besondern Staatsministeriums, einer Art von Mittelorgan zwischen den Departementsministern und dem Kaiser, begründet worden. Die Stellung der Minister ist natürlich eine wesentlich andere im absoluten und im constitutionellen Staate. Dort sind sie nur dem Monarchen verantwortlich und von dessen Befehlen unbedingt abhängig. Im constitutionellen Staate dagegen kommt zu jener Verantwortlichkeit noch eine

zweite, praktisch ungleich wichtigere, die der Volksvertretung gegenüber. Vermöge derselben werden die Minister für alle Regierungsacte des für unverantwortlich erklärten Monarchen in Anspruch genommen. Diese Verantwortlichkeit der Minister ist theils eine parlamentarische oder politische, theils eine strafrechtliche. Jene besteht darin, daß wegen aller Handlungen und Unterlassungen der Regierungspolitik die Minister als Rathgeber der Krone, in den Verhandlungen der Volksvertretung wie in der Presse, vor den Augen des eigenen Landes und des Auslandes zur Rechenschaft gezogen werden. Die Spitze dieser parlamentarischen Ministerverantwortlichkeit besteht (in den Staaten mit ausgebildetem constitutionellen System, wie z. B. England) darin, daß ein Ministerium, mit dessen Grundsätzen oder Handlungen die Mehrheit der Volksvertretung sich entschieden unzufrieden erklärt, seinen Platz einem andern, mit den Ansichten dieser Mehrheit besser übereinstimmenden räumen muß. Dies ist, was man unter der parlamentarischen Regierung versteht. Formell ernennt auch dort der Regent seine Minister, allein materiell ist er in der Wahl derselben gebunden an die Mehrheit der Volksvertretung, weil ein Ministerium, welches diese nicht für sich hat, sich nicht behaupten, seine Grundsätze nicht in Form von Gesetzen zur Geltung bringen, auch die zur Führung der Regierung nöthigen Bewilligungen nicht erlangen würde. Ernster ist die strafrechtliche oder die Ministerverantwortlichkeit im engern Sinne. Hier handelt es sich um solche Handlungen oder Unterlassungen der Regierungen, welche entweder geradezu verbrecherisch oder doch staats- und gemeingefährlich erscheinen. Für solche macht das constitutionelle Staatsrecht die Minister verantwortlich, und zwar zunächst denjenigen, in dessen Departement der betreffende Act einschlägt und welcher durch seine Mitunterschrift denselben hat vollziehen helfen. Da ohne eine solche Mitunterschrift eines Ministers kein Regierungsact gültig ist, durch dieselbe aber jeder Minister die volle Verantwortlichkeit für den betreffenden Act übernimmt, so kann kein Minister sich vor dieser durch die Einrede schützen, daß er des Monarchen Befehl habe vollziehen müssen. Dies gibt dem constitutionellen Minister, gegenüber dem Monarchen, eine große Selbständigkeit. Die Bestimmungen über Geltendmachung der strafrechtlichen Ministerverantwortlichkeit, über das Recht zur Anklage gegen die Minister, den Gerichtshof, der solche zu entscheiden hat, das Verfahren vor diesem über die einer Anklage unterliegenden Handlungen oder Unterlassungen, endlich über die strafrechtlichen und politischen Folgen einer Verurtheilung sind in den verschiedenen Staaten sehr verschieden. Die Anklage steht in den meisten Staaten der Wahlkammer, die Entscheidung dem andern Theile der Volksvertretung (Oberhaus, Senat) zu. In manchen Ländern aber steht die Entscheidung einem besondern Gerichtshofe zu, und in den deutschen Staaten wird zu einer Ministeranklage ein gemeinsamer Beschluß beider Kammern erfodert. Rücksichtlich der Feststellung des einer Anklage unterliegenden Vergehens, sowie der strafrechtlichen Folgen einer Verurtheilung gibt es zwei Hauptsysteme: das nordamerikanische, welches die Verurtheilung lediglich auf die Unschädlichmachung des für strafbar erkannten Ministers, d. h. für Amtsentsetzung und Unfähigkeitserklärung zur fernern Bekleidung eines solchen Amts beschränkt, dagegen aber den Begriff der zu bestrafenden Vergehen ziemlich weit ausdehnt (z. B. auch auf bloße schlechte Verwaltung, grobe Fehler in der auswärtigen Politik u. s. w.), und das englische (auch auf dem Continent vorherrschende), welches nur wegen wirklich unter das Strafgesetz fallender Handlungen eine Ministeranklage zuläßt, für solche aber auch die volle strafrechtliche Verurtheilung bis zur Leibes- und Lebensstrafe festsetzt. Vgl. R. Mohl, „Die Verantwortlichkeit der Minister" (Stuttg. 1837).

**Ministerialen**, d. i. Dienstleute, hießen die schon in den frühesten Zeiten des Mittelalters an den Höfen der Könige und ihrer Statthalter, wie der Bischöfe sich vorfindenden Hausbeamten, die anfangs wirkliche Dienste leisteten, später aber nur zum Glanze des Hofstaats ihrer Herren dienten. Die vier ältesten und vornehmsten dieser Ämter waren die des Marschalls, des Kämmerers, des Schenken und des Truchseß, denen sich so viele andere anschlossen, als die Verrichtungen im Hofdienste nur foderten. Zum Lohn für ihre Dienste erhielten die Ministerialen Hoflehen, die gleich den Kriegslehen, jedoch etwas später und namentlich unter Kaiser Friedrich I. erblich wurden. Ihrer zu leistenden Dienste wegen nicht für vollkommen frei gehalten, gehörten sie auch nicht zu dem hohen Adel, den Fürsten, Grafen und Herren, sondern bildeten zusammen mit den zu Kriegsdiensten Verpflichteten die Ritterschaft. Später fingen die Ministerialen an, unter Genehmigung ihrer Herren ihre Dienste durch Andere verrichten zu lassen, die sie nun ebenfalls durch Übertragung von Lehen dafür entschädigten, und so entstanden zuerst neben den Erzämtern (s. d.) die von ihnen zu Lehn herrührenden Erbämter (s. d.). Vgl. Fürth, „Die Ministerialen" (Köln 1836).

**Miñano y Bedoya** (Sebastian de), span. Politiker, Historiker und Geograph, geb. 1779

zu Bezerril de Campos in der Provinz Palencia, wurde von seinen Ältern nach Salamanca gesendet, um die Rechtswissenschaften zu studiren, widmete sich aber insgeheim medicinischen Studien und wurde, als die Ältern solches erfuhren, in dem Hause des Cardinal-Erzbischofs von Toledo untergebracht. Dieser bestimmte ihn 1795 zum Erzieher und Begleiter des zum geistlichen Stande bestimmten Sohnes des Infanten Louis de Bourbon, den er, nachdem er inzwischen auch seine juridischen Studien vollendet und den Doctorgrad erhalten hatte, als Secretär nach Sevilla begleitete, wo dieser Erzbischof geworden war. Hier und später in Madrid trat er in enge Verbindung mit mehren ausgezeichneten Gelehrten und Dichtern und bildete sich dadurch zum Schriftsteller. Für seine wichtigen Dienste beim Ausbruche des Gelben Fiebers in Sevilla 1800 erhielt er eine Präbende an dem Domcapitel von Sevilla, das ihn bald darauf zu seinem Geschäftsträger in der Residenz ernannte. Im J. 1804 kehrte er nach Sevilla zurück, wo er nun bis 1812 blieb. Als 1810 das Domcapite' dem neuen Monarchen den Eid der Treue leisten sollte, legte er seine Stelle nieder. Deshalb verdächtig, wurde er unter dem Vorwande, mit dem damaligen Regenten von Cadiz, dem General Castaños, in geheimer Verbindung zu stehen, verhaftet und erst nach sechs Wochen wieder freigelassen. Dennoch sah M. in der franz. Invasion und Administration kein Unglück für sein Vaterland und wurde deshalb sogar für einen Afrancesado gehalten. Doch war seine Auswanderung nach Frankreich 1814 eine freiwillige, ebenso wie seine Rückkehr nach Madrid 1816, um auf seine Präbende in Sevilla zu verzichten und eine gerichtliche Untersuchung seines Betragens zu verlangen, die ganz zu seinem Gunsten ausfiel. Er sollte wieder seine Stelle in Sevilla einnehmen, zog es jedoch vor, in Madrid zu bleiben, um sich ganz literarischen Beschäftigungen zu widmen. Bei dem Ausbruche der Contrerevolutionen 1820 und 1823 trat er als Verfechter der Cortesverfassung und der constitutionellen Einrichtungen auf und schrieb die satirischen „Cartas del pobrecito holgazan", die ungeheueres Aufsehen in Spanien und Amerika machten, die bei weitem gemäßigtern „Cartas del Madrileño" und die „Cartas de Don Justo Balanza"; in welchen allen er sich zugleich als einen classischen Prosaisten bewährte. Gleichzeitig schrieb er den mit Beifall aufgenommenen „Discurso sobre la libertad de imprenta" und „Los usos y derechos imprescriptibles del pueblo soberano por excelencia". Um so mehr mußte es auffallen, als M. nach der zweiten Restauration und seiner abermaligen Auswanderung nach Frankreich mit seiner franz. geschriebenen „Histoire de la révolution espagnole pendant les années 1820 et 1823, par un témoin oculaire" (Par. 1825) auftrat, worin er dieselbe Sache, die er selbst so warm vertheidigt, ebenso leidenschaftlich angriff, und in seinem „Exámen crítico de las revoluciones en España durante los años de 1820 y 1823 y la de 1836" (2 Bde., Par. 1838) sich zum Vertheidiger des sogenannten aufgeklärten Despotismus machte. Das einzige rein wissenschaftliche und unter seinem Namen erschienene Werk ist der „Diccionario geográfico y estadístico de España y Portugal" (11 Bde., Madr. 1826—28), den er auf Auffoderung der königl. Akademie der Geschichte, deren Mitglied er ward, und als Fortsetzung des von ihr begonnenen geographischen Wörterbuchs, das sich blos auf die baskischen Provinzen beschränkte, unternahm.

**Minne**, von der Wurzel man, denken, gedenken, sich erinnern, woher auch mahnen stammt, bedeutete ursprünglich Erinnerung, Andenken. Unsere Vorfahren pflegten bei Opfern und Gelagen der Götter und der abwesenden oder verstorbenen Genossen mit einem Becher zu gedenken und nannten das „Minne trinken". So trank man in heidnischer Zeit Wuotan's, Donar's und anderer Götter Minne, nach der Bekehrung die Minne Christi, Maria's und der Heiligen, vornehmlich aber, und besonders zum Abschiede und zum Friedenszeichen, die Minne des Apostels Johannes und der heil. Gertrud, weil Beide als Friedensstifter galten und der Evangelist, den Gertrud vor allen Heiligen auszeichnete, auch vergifteten Wein ohne Schaden getrunken haben sollte. Bald aber entwickelte sich für das Wort Minne (jedoch nur in Deutschland, nicht in Skandinavien) eine zweite und seitdem allein gültige Bedeutung persönlicher und besonders geschlechtlicher Zuneigung (im Gegensatze zu Haß), während „Liebe" nur das Erfreuliche, das Angenehme, das Wohlgefallen (im Gegensatze zu Leid) bezeichnete. Weil nun die Verehrung, welche seit ältester Zeit dem weiblichen Geschlechte von den Deutschen gezollt worden war, sich durch das Ritterthum, durch den Einfluß der brit. Romane und durch die Wechselwirkung des Mariendienstes bis zur Schwärmerei steigerte, so wurde den deutschen Lyrikern des 12. und 13. Jahrh. die Minne, von ihnen oft auch als Frau Minne personificirt, und der Frauendienst Hauptinhalt ihrer Dichtungen und ihnen selbst der Name Minnesinger (s. d.) beigelegt. Doch wie der Minnedienst dann bis zur Thorheit, ja bis zu unsittlicher Verirrung fortschritt, erhielt auch das Wort Minne einen tadelnden Nebensinn des blos sinnlichen Genusses, und seine frühere edlere Bedeutung ging auf

das Wort Liebe über, bis endlich die Dichter des 18. Jahrh. dem fast vergessenen Worte Minne seine alte Würde wiedergaben und es in den dichterischen Sprachgebrauch zurückführten.

**Minnesinger** nennt man mit unzureichender Bezeichnung, den überwiegenden Inhalt ihrer Lieder zu stark hervorhebend, die deutschen Lyriker des 12. und 13. Jahrh. Die deutsche Lyrik war entsprossen um die Mitte des 12. Jahrh. in den Landstrichen alemannischer, schwäbischer, bairischer und östr. Zunge, zunächst aus doppelter heimischer Wurzel, einer geistlichen und einer weltlichen, der aber bald vom Niederrhein her mit bestimmendem Einfluß eine dritte, ausländische, französische sich gesellte. Gesungen zwar hatte das Volk schon seit langen Jahrhunderten, aber immer noch war sein Lied ein episches, ein erzählendes, erzählend nicht nur, wenn es Thaten und Schicksale der Vergangenheit berichtete, sondern auch, wo es Ereignissen und Zuständen der Gegenwart diente, wo es Feste, Hochzeiten, Tänze und, von geistlicher Hand ausgehend, Kreuz- und Pilgerfahrten, See- und Kriegszüge, Gottes- und Heiligendienst begleitete. Aber eben diese Berührung mit der Gegenwart gab dem Ausdrucke der subjectiven Stimmung und Empfindung Raum und führte dadurch allmälig hinüber zur Lyrik, die auch früh schon in lateinischem oder in halb lateinischem, halb deutschem Gewande von fahrenden (wandernden) Geistlichen geübt wurde, welche die Fürstenhöfe suchten und dort, um zu gefallen, weltliche Lieder dichteten. Diesem Ursprunge entsprechen deutlich die ältesten erhaltenen Dichtungen Dietmar's von Eist (aus dem Bisthume Passau, 1143—70), des von Kürenberg (aus dem Breisgau), des Burggrafen von Regensburg, Meinlos von Sevelingen (aus Söflingen bei Ulm), und des fahrenden Sängers Spervogel. Minne, Sommerlust und Winterleid, Lob oder Tadel der Herren bilden ihren gewöhnlichsten Inhalt; aber die Darstellung liebt noch epische Einkleidung in erzählender Schilderung von Begebnissen und Zuständen, in Selbstgespräch und Zwiegespräch oder in sprüchwörtlich gedrungener Kürze, und Vers- und Strophenbau erscheinen noch in der alten epischen Einfachheit. Noch genügt selbst eine einzige Strophe für ein Lied, noch sind die Reime ungenau, noch dürfen die Senkungen fehlen, noch haben die vier mal gehobenen Verse das Übergewicht; aber schon schließen die letztern sich zu drei Paaren aneinander und bereiten so, einem uralten heimischen Zuge folgend, die Dreitheiligkeit der Liedstrophe vor, welche entschieden heraustritt, sobald die Umbildung des im Volks- und Kirchengesange altüblichen Refrains eine Verlängerung des dritten Theils erzeugt. Während diese Anfänge der neuen Sangeskunst in Oberdeutschland rasch emporwuchsen, hatte die franz. Lyrik bereits ihre volle Blüte entfaltet in Flandern und der Champagne. Überhaupt herrschte damals in den Ländern, welche die Maas durchströmt, das reichste, bewegteste Leben. Dort stand das Ritterthum im vollsten Glanze, dort wetteiferten die kräftigen und wohlhabenden Bürgerschaften volkreicher Städte in Gewerbfleiß und Handel. Von dort aus erging also auch die mannichfachste Einwirkung auf die benachbarten niederrheinischen Lande und weit darüber hinaus bis tief ins innere Deutschland hinein und erstreckte sich fast auf alle Stände und Verhältnisse. Bis über Wien hinaus kamen von Flandern her nicht nur die Tuche und Zeuge, sondern auch die Schnitte der Kleider und mit ihnen auch die neuen Modeformen des geselligen Lebens, der Sprache und der Kunst. Selbst die Ausdrücke, mit denen die deutschen Ritter jetzt ihre vornehmere Bildung und die der nicht bevorrechteten Stände einander gegenüberstellten, die Wörter hövisch und törperlich, sind nur Übersetzungen des franz. courtois und vilain. So also kamen aus den Maasgegenden und durch sie vermittelt auch aus dem übrigen Frankreich nach Deutschland herüber die sogenannte goth. Baukunst, die Stoffe und Formen der höchsten Epik, Tänze und Tanzmelodien, die ganze Kunstsprache des Ritterwesens und auch zahlreiche andere franz. Wörter, Wort- und Satzformen, endlich auch neue Muster der Lyrik, welche indeß weniger auf den Inhalt, stärker auf die Form und die musikalische Begleitung und auf die Musikinstrumente wirkten. Überhaupt nahm die deutsche Dichtkunst, weil sie der französischen durch natürliche poetische Anlage und Tiefe der Auffassung bedeutend überlegen war, die fremden Bestandtheile nicht sklavisch auf, sondern verwandelte sie mit schöpferischer Kraft in eigenes Besitzthum und ging sowol im Inhalte als in der Form frei und glücklich fortbildend weit darüber hinaus.

Als unmittelbare Wirkungen des franz. Einflusses traten mit Bestimmtheit hervor der strengere Bau des Verses, welcher jetzt die Senkungen nicht mehr fehlen läßt, sodaß iambische und trochäische Reihen sich sondern, während die der geistlichen lat. Dichtung nachgebildeten daktylischen und anapästischen Rhythmen zurückweichen; ferner neben dem Alexandriner der zehnoder elfsilbige Vers, reichere Gliederung der nach fester Kunstregel dreitheiligen Strophe, entschiedenes Übergewicht blos minniglicher Stoffe und rein lyrische Weise der Auffassung mit Verdrängung des epischen Elements. Dichter dieser vermittelnden Übergangsstufe sind der

Westfale Heinrich von Veldeke, welchen die spätern einstimmig als den Vater ihrer Kunst betrachten, der Pfälzer Friedrich von Hausen, die Thüringer Hugo von Salza und der von Kolmas, der Sachse Heinrich von Morungen und die beiden Schwaben Heinrich von Rücke und Ulrich von Gutenburg. Bis dahin war die lyrische Kunst noch vor dem Ablaufe des 12. Jahrh. gediehen und hatte sich bereits, wie schon die oben aufgezählten Dichternamen beweisen, über das ganze Deutschland verbreitet. Das 13. Jahrh. führte sie zur höchsten, aber leider kurzen Blüte. Die alte heimische Kunstüberlieferung mit der neuen französischen verschmelzend, schritt man fort zur lebendigsten, klangreichsten Mannichfaltigkeit der Reime, Verse und Strophen; die kältere, mehr verstandesmäßige franz. Liebesdichtung ward durch das deutsche Gemüth erweitert und vertieft, und das gesellige Leben an den Herrenhöfen bot dem dichterischen Frauendienste die vollste dankbarste Anregung. Doch nicht der Frauendienst allein beschäftigte die Dichter, wenngleich einige der bedeutendern, wie Heinrich von Veldeke, Heinrich von Morungen, Reinmar der Alte, Gottfried von Neifen, Ulrich von Lichtenstein und alle Fürsten, die sich im Liede versuchten, nur von Minne sangen. Abweichend von den Franzosen, die fast nur Minnesang kannten, zogen dagegen andere Dichter, und darunter gerade die größten Meister, Hartmann von Aue, Gottfried von Strasburg, Walther von der Vogelweide, auch die übrigen Kreise des Lebens in ihren Bereich und behandelten in ihren Liedern auch sittliche, religiöse und politische Verhältnisse, feierten die Gunst der Fürsten und Herren, schalten ihre Kargheit und beklagten ihren Tod, sodaß die Gesammtheit ihrer Stoffe in drei große Abtheilungen sich bringen läßt, in Frauen-, Gottes- und Herrendienst. Hiermit in einem gewissen Zusammenhange stehen die drei damals gebräuchlichen lyrischen Hauptformen: Lieder, Leiche und Sprüche. Unter Liedern verstand man jetzt gewöhnlich eine Folge von Strophen desselben, in der Regel dreitheiligen Baus und derselben Melodie, und brauchte sie vorzugsweise im Minnesang, doch auch in Gottes- und Herrendienst und zur Begleitung des Tanzes. Unter Leichs (s. d.) dagegen verstand man eine Folge verschiedener, in der Regel zweitheilig gebauter Strophen und verschiedener Melodie (Das, was man heutzutage durchcomponirt nennen würde) und brauchte sie gewöhnlich zur Begleitung des Tanzes, doch auch für religiöse Stoffe. Sprüche endlich, eine den Franzosen unbekannte Form, waren einzeln stehende größere, fast nur in Gottes- und Herrendienst gebrauchte und nicht nothwendig aus symmetrischen Theilen bestehende Strophen, die häufig nur hergesagt wurden und deshalb keiner Melodie oder musikalischen Begleitung bedurften. Besondere Erwähnung verdient eine eigenthümliche reizvolle Gattung des Liedes, die **Tagweise** oder das **Taglied**, welche das herbe Scheiben zweier Geliebten bei Tagesanbruch schilderte. Schon Dietmar von Eist und Heinrich von Morungen hatten deren gedichtet; Wolfram von Eschenbach vervollkommnete sie, indem er nach franz. Muster eine dritte Person, den mahnenden Wächter einführte, wol sicher im Widerspruch mit dem wirklichen Leben, was, wenigstens in Deutschland, schwerlich dies Verhältniß in solcher Ausbildung zeigte. Eine so ausgebildete Technik, gegen deren Feinheit und Strenge in Versbau und Reim selbst die correctesten Gedichte eines Platen und Rückert zurückstehen, und gegen deren wundervolle Mannichfaltigkeit die Formenarmuth unserer heutigen Lyrik gewaltig absticht, setzt natürlich ein Erlernen, eine kunstgerechte Unterweisung voraus. Aber eben nur kunstgerecht war die Belehrung, nicht schulmäßig, d. h. es gab noch keine eigentlichen Gesangsmeister, keine Schulen der Dichtkunst, sondern die Söhne der Ritter und auch wol Bürgerskinder lernten neben andern Gegenständen der höfischen Bildung, neben andern Tugenden oder Fromicheiten, wie man es damals nannte, von ihren Erziehern, von Geistlichen oder Spielleuten, auch die Kunst des Gesangs, der Musik und des Dichtens. Daher bezeichnet die öfters vorkommende Benennung „Meister" in dieser Zeit nicht einen Lehrer der Dichtkunst, sondern nur einen Dichter, der seine Kunst mit solcher Meisterschaft übte, daß er Andern zum Vorbilde dienen konnte. Daher erscheint auch in den Gedichten selbst nicht eine schulmäßige Abhängigkeit vom Lehrer, vielmehr war es Regel, daß jeder Dichter neu sein müsse im Finden, daß er für jedes Lied, für jeden Leich sowol Wort (Text oder Inhalt) als dôn (Metrum) und wîse (Melodie) selbst erfinden müsse, wodurch ihm die Entlehnung von Andern und wiederum Andern die Entlehnung von ihm abgeschnitten und eine Mannichfaltigkeit der Formen bedingt wurde, die freilich zuletzt, nachdem die einfachen Bildungen erschöpft waren, nothwendig zur Überkünstelung führte. Denn selbst die eigenen dœne und wîsen pflegte jeder Dichter nur ein mal, nur für ein Lied oder einen Leich zu brauchen; den Sprüchen allein war öftere Wiederholung desselben Tons gestattet.

Seine Lieder und Leiche sang der Dichter selbst, begleitet gewöhnlich durch Saitenspiel, am

häufigsten durch die Fiedel oder Geige. Von ihm lernten sie die fahrenden Spielleute, die aus dem Vortrage von Gedichten ein Gewerbe machten, und trugen sie durch mündliche Überlieferung von Burg zu Burg, ja weit über die Grenzen des Deutschen Reichs hinaus und pflanzten sie fort auf die kommenden Geschlechter. Daneben war Mittheilung der Gedichte durch schriftliche Aufzeichnung nur in sehr beschränktem Maße erfoderlich und üblich, auch wegen der Melodien schwieriger und gleichwol nicht ganz ausreichend; erst als die Kunst gegen Ende des 13. Jahrh. verfiel und die Gelehrsamkeit in ihr überhand nahm, kam das Schreiben mehr in Gebrauch, während einige der ausgezeichnetsten ältern Dichter, wie Wolfram von Eschenbach, nicht einmal zu schreiben verstanden. Doch legten sich die fahrenden Spielleute auch schriftliche Sammlungen an, weil ihnen die Menge der Gedichte für das Gedächtniß allein zu mächtig und zu bunt war; und aus solchen Büchern der Fahrenden gingen dann, zum Theil erst nach dem Untergange des Minnegesangs, mehre der noch erhaltenen umfassenden Handschriften hervor, denen wir unsere heutige Kenntniß jener Gedichte allein verdanken und von denen die wichtigsten sind: die heidelberger Liederhandschrift (herausgegeben von Pfeiffer, Stuttg. 1844), die benedictbeurer zu München („Carmina Burana", herausgeg. von Schmeller, Stuttg. 1847), die weingartner zu Stuttgart (herausgeg. von Pfeiffer und Fellner, Stuttg. 1843) und die reichhaltigste von allen, die pariser oder die sogenannte Manessische Handschrift (s. d.), welche von der Hagen (Lpz. 1838) herausgegeben hat.

Fast unübersehbar muß die Zahl der lyrischen Dichter im 13. Jahrh. gewesen sein; sind uns doch sogar in den Handschriften noch über anderthalbhundert Namen überliefert, neben manchen herrenlosen oder untergeschobenen Gedichten; erklärlich, weil eben die Kenntniß dieser Kunst zur höfischen Bildung eingerechnet wurde, weil Ritter, Bürger und Geistliche an ihrer Ausübung sich erfreuten. Am fruchtbarsten blühte sie in Schwaben und die größte Begünstigung fand sie an den Höfen der östr. Herzoge zu Wien und der thüring. Landgrafen zu Eisenach, endlich noch, als sie bereits dem Untergange sich zuneigte, an den Höfen in Dänemark, Pommern, Brandenburg, Böhmen und Schlesien. Reinmar von Hagenau, auch der Alte genannt, ein Elsasser oder Baier, der sich am östr. Hofe aufhielt und schon vor 1210 starb, wandelte zwar noch in den Fußtapfen Heinrich's von Veldeke, übertraf ihn aber durch Feinheit und Empfindung, Richtigkeit des Ausdrucks und Fruchtbarkeit. Um zwei Jahrzehnde überlebte ihn der größte Meister und der Vollender der mittelalterlichen deutschen Lyrik, Walther von der Vogelweide (s. d.). Neben Beiden glänzten auch durch lyrische Gedichte die drei größten Meister der höfischen Epik, der klare Hartmann von Aue (s. d.), der prächtige Gottfried von Strasburg (s. d.) und der tiefsinnige Wolfram von Eschenbach (s. d.). Von den Übrigen bis zur Mitte des Jahrhunderts verdienen etwa hervorgehoben zu werden: Graf Otto von Botenlauben, ein Henneberger (herausgeg. von Bechstein, Lpz. 1845), Ulrich von Singenberg, Truchseß zu St.-Gallen, der sich nach Walther gebildet hatte, Christian von Hamle, die Schwaben Gottfried von Neifen (herausgegeben von Haupt, Lpz. 1851) und Burkart von Hohenfels, die Baiern Hildebold von Schwanegau und Reinmar von Brennenberg, die Schweizer Rudolf von Rothenburg, Heinrich von (Hohen-) Sax im Rheinthal und Schenk Ulrich von Wintersterten, der Tiroler Walther von Metz und der Steiermärker Ulrich von Lichtenstein (herausgeg. von Lachmann, Berl. 1841).

Den Eintritt einer neuen Richtung bezeichnet Reinmar von Zweter, ein Rheinländer, der aber in Östreich aufwuchs und später gern am böhm. Hofe lebte. Außer einem geistlichen Leiche hat er kein Lied, aber einige Hundert Sprüche gedichtet und diese alle in einer und derselben Strophe, dem später sogenannten Frau-Ehren-Tone. Von dem Minnesange sich gänzlich abwendend, behandelte er in seinen Sprüchen neben persönlichen Beziehungen auch die öffentlichen Verhältnisse von etwa 1230 bis gegen 1260, ernst und besonnen, aber in nüchterner Weise, ohne poetischen Schwung. Noch tiefer stand das dichterische Vermögen, noch minder zeigte sich Innigkeit des Gemüths bei den meisten Spätern, die dann durch Gelehrsamkeit und gesuchte Dunkelheit den Mangel der Phantasie zu ersetzen suchten. Selbst der bedeutendste von ihnen, Konrad von Würzburg (s. d.), der in der erzählenden Gattung noch Achtungswerthes leistete, vermochte bei aller Gewandtheit in der Form doch den entflohenen Geist der lyrischen Dichtung nicht mehr zurückzurufen. Allein noch eine andere Art der Lyrik war neben der rein höfischen erwachsen, eine volksmäßige, die zwar auch am Hofe ihre Übung und Begünstigung fand, aber ihre Stoffe und zum Theil auch ihre Formen dem Volksleben entnahm. Ihr Hauptvertreter, vielleicht auch ihr Erfinder war Neidhart (s. d.), ein Ritter am Hofe zu Wien, der ungefähr von 1217 bis gegen 1234 dichtete. Er führte das Leben und Treiben der Bauern den feinern Kreisen zur Unterhaltung vor, mit frischer Lust und fröhlichem Humor, aber auch in derben Zügen

Noch gegen Ende des Jahrhunderts ward diese Richtung durch den thurgauischen Ritter Steinmar und durch den züricher Meister Johann Hadlaub gepflegt, die jedoch dem nahen, zu wirklicher Roheit und grober Sinnlichkeit führenden Abwege nicht entgingen.

So war mit dem Schlusse des 13. Jahrh. der eigentliche Minnesang verstummt und die höfische Lyrik überhaupt und fast auch ihr Nebenzweig, die volksmäßige Lyrik der Höfe, abgeblüht, weil die feinere Bildung der Fürsten und Ritter selbst vor dem Sturme der unruhigen, bedrängten Zeiten zurückwich und rohern Neigungen und Genüssen Platz machte. Aber wie sie kräftig genug gewesen war, eine befruchtende Wurzel bis über die Alpen hinüberzutreiben, aus welcher die Anfänge der Lyrik Italiens entsprossen, so konnte sie auch nicht so rasch in der eigenen Heimat gänzlich ersterben, vielmehr nahmen Bürgersleute, ehrbare Handwerker sie in ihre Obhut und pflegten sie als Meistersänger (s. d.) weiter, so gut sie eben vermochten, zwar schul- und zunftmäßig, aber mit einer rührenden Ehrerbietung vor der Kunst, deren innerstes Heiligthum ihrem Auge doch verborgen blieb. Die Lyrik des Volkes, weltliche wie geistliche, war inzwischen verachtet und ziemlich unbemerkt fortgegangen. Ihre Aufzeichnung beginnt erst mit dem 14. Jahrh. und zeigt oft einen tiefern Gehalt, dem die unbeholfenere Form nicht mehr gerecht zu werden vermag. Doch erfrischten sich an ihr noch gegen Ende des Mittelalters mehre der bessern Dichter vom Herrenstande, die jetzt noch ein Kunstlied versuchten, und namentlich lehnte sich das jetzt herrlicher erblühende geistliche Lied gern an den weltlichen Volksgesang. Über die Entwickelung und Geschichte der deutschen mittelalterlichen Kunstlyrik belehrt am vorzüglichsten W. Wackernagel in seinen „Altfranzösischen Liedern und Leichen" (Basel 1846) und seiner „Geschichte der deutschen Literatur" (Basel 1853). Alle in den verschiedenen Handschriften erhaltenen Gedichte hat zu sammeln versucht und Lebensbeschreibungen der Dichter hinzugefügt von der Hagen in seinen „Minnesängern" (4 Bde., Lpz. 1838). Eine kritische Ausgabe der ältern und bedeutendern Minnesänger steht aus Lachmann's Nachlasse zu erwarten. Noch jetzt schätzenswerth ist Tieck's neuhochdeutsche Übersetzung von einer bedeutenden Anzahl jener Lieder („Minnelieder aus dem schwäb. Zeitalter", Berl. 1803).

**Minor und Minorität**, s. **Major**.

**Minorat** heißt im Gegensatze des Majorats das hier und da gebräuchliche Vorrecht des Jüngsten in der Erbfolge; bei Bauergütern namentlich das Vorrecht, vermöge dessen der jüngste Sohn das väterliche Gut annehmen und seine Geschwister mit Geld abfinden kann.

**Minorca** oder **Menorca** (Balearis minor), die kleinere der Balearen (s. d.), zählt auf 12 QM. 31450 E. Sie hat, wie Mallorca, fast durchgehends gebirgigen Boden, viele Buchten und Baien, sowie mehre Vorgebirge, ist weniger fruchtbar und wasserreich als jene Insel und liefert auch die nämlichen Producte wie diese, namentlich Wein, Honig, Kapern, Fische, Maulthiere, Schafe, Schweine und sehr gute Kühe. Der Handel war unter brit. Herrschaft bedeutender als unter der gegenwärtigen spanischen, der Ackerbau ist sehr vernachlässigt. Die Hauptnahrungszweige sind Viehzucht und Fischerei. Die befestigte Hauptstadt **Puerto-Mahon** (Portus Magonis) mit 12240 E., auf der Südostseite, hat einen guten, durch drei Forts vertheidigten Hafen, eine sehenswerthe Domkirche, ein Arsenal, ein Quarantänehaus und bedeutende Austernfischerei. Die ursprüngliche Hauptstadt **Ciudadela**, an der Nordwestküste (bei den Alten Jamna), noch gegenwärtig der Sitz eines Bischofs, hat einen guten Hafen und 7050 E. In ihrer Nähe befindet sich die Tropfsteinhöhle Cova-Perella. Der Besitz dieser Insel ist namentlich wegen des Handels im Mittelländischen Meere wichtig; daher nahmen sie im Spanischen Erbfolgekriege 1708, angeblich für Karl III., die Engländer in Besitz, denen sie auch im Utrechter Frieden verblieb. Im J. 1756 wurde sie durch die Franzosen erobert und der engl. Admiral Byng, der zu ihrer Entsetzung abgesendet wurde, sich aber vor einem schwächern Feinde zurückzog, deshalb zum Tode verurtheilt. Im Frieden von 1763 kam sie indeß wieder an England. Im J. 1782 wurde sie von den vereinigten franz.-span. Truppen in drei Tagen erobert und 1783 förmlich an Spanien abgetreten, 1798 wieder von den Engländern besetzt, im Frieden von Amiens 1802 aber an Spanien zurückgegeben.

**Minorennität** oder **Minderjährigkeit** (minor aetas) heißt die der **Majorennität**, **Großjährigkeit** oder **Volljährigkeit** (major oder legitima aetas), dem Alter der vollen Reife, vorangehende Lebensperiode. Letztere tritt nach röm. Rechte mit dem zurückgelegten 25. J. ein; in Preußen, Östreich und Oldenburg mit dem 24.; in Sachsen, Baiern, Würtemberg, Hannover, Baden, Frankfurt, England und Frankreich mit dem 21.; bei regierenden Fürsten und dem hohen Adel mit dem 18.; auch kann das Recht der Majorennität auf Verlangen einzelnen Mino-

rennen von der obervormundschaftlichen Behörde im Wege der Dispensation ertheilt werden. Die Minderjährigkeit begreift nach röm. Rechte, das der Hauptsache nach jetzt in Geltung ist, folgende Perioden: 1) die Kindheit (infantia) bis zum siebenten Jahre; 2) die körperliche Unreifheit, Impubertät oder Unmündigkeit, welche bei Knaben mit dem 14., bei Mädchen mit dem 12. J. endigt, und 3) die Pubertät oder Mündigkeit bis zur erlangten Volljährigkeit. Das Kind kann sich durch seinen Willen gar nicht verpflichten, obwol Verpflichtungen, die von selbst aus einer rechtlichen Ursache entstehen (ex re), auch bei dem Kinde eintreten. Es muß, wenn es nicht in väterlicher Gewalt steht, durch einen Vormund (tutor) vertreten werden. Das Kind ist nicht zurechnungsfähig; es kann gezüchtigt, nicht aber mit einer Strafe von Staats wegen belegt werden. Der Unmündige steht schon etwas selbständiger; er kann Rechte erwerben, aber sich zu nichts verbindlich machen. Er macht sich durch Unvorsichtigkeit (culpa) und verbrecherischen Vorsatz (dolus) verantwortlich, und wenn die Bosheit groß ist, tritt auch wol eine wirkliche Bestrafung ein. Aber auch er muß noch einen Vormund haben, der für ihn handelt. Der Mündige dagegen kann gültige Willenshandlungen vornehmen, kann insbesondere seinen Consens zu einer Ehe geben und sein Testament machen. Er ist zurechnungsfähig und wegen unerlaubter Handlungen der gesetzlichen Strafe unterworfen. Allein seiner Unerfahrenheit kommt das röm. Recht noch immer dadurch zu Hülfe, daß es ihm einen Beistand (curator) zuordnet, welcher vornehmlich sein Vermögen verwaltet und ohne den er in Vermögenssachen nichts thun kann. Auch gibt es ihm das Recht, alle Geschäfte, wodurch er während seiner Minderjährigkeit in Schaden gekommen ist, in den ersten vier Jahren nach erlangter Großjährigkeit wieder rückgängig zu machen oder Restitution in integrum zu suchen. Das neuere Recht hat fast allgemein den Unterschied zwischen Tutel und Curatel oder zwischen Unmündigkeit und Minderjährigkeit aufgehoben. Zur **Lehnsmündigkeit** gehört das Alter von 13 Jahren 6 Wochen und 3 Tagen, indem man zu dem Alter der Großjährigkeit, welches nach dem ältesten deutschen Rechte mit dem zurückgelegten zwölften Jahre eingetreten zu sein scheint, noch das deutsche Jahr und Tag hinzufügte. Die **Eidesmündigkeit** trat nach röm. Rechte mit dem 20. J. ein, nach neuern Gesetzgebungen aber tritt sie meist mit dem 18. J. ein; dagegen wird zur Landtagsfähigkeit und zur Übernahme höherer Staatsstellen meist ein höheres Alter als das der Großjährigkeit verlangt.

**Minoriten**, s. Franciscaner.

**Minos** ist der Name zweier Gesetzgeber. Was von den Sagen über dieselben der Geschichte oder dem Mythus angehört, läßt sich kaum bestimmen. — **Minos I.**, König von Kreta, war der Sohn des Zeus und der Europa, Vater der Ariadne, Bruder des Rhadamanthys und Sarpedon und wurde nach seinem Tode mit Äakos und Rhadamanthys Richter der Unterwelt. — **Minos II.**, ebenfalls König von Kreta, der Enkel des Vorigen, Sohn des Lykastes und der Ida, Gemahl der Pasiphaë, nach Andern der Krete, und Vater des Androgeos, Deukalion's II., des Glaukos, Katreus, der Akalle, Ariadne, Phädra und Xenodike, soll seinen Tod bei Verfolgung des Dädalos in Sicilien durch den König Kokalos gefunden haben. Er herrschte nach der Sage neun Jahre über Kreta, und es wird ihm jene berühmte Minoische Gesetzgebung, in der ihn Zeus unterrichtet haben soll, zugeschrieben. Auch soll er die erste bedeutende Macht zur See geschaffen haben. Erst alexandrinische Sage macht ihn zum grausamen Tyrannen. Homer und Hesiod kennen nur einen M., den Herrscher zu Knossos, den Sohn und Freund des Zeus.

**Minotaurus**, d. i. Stier des Minos, soll nach der Sage ein Sohn der Pasiphaë und eines Stiers, halb Mensch, halb Stier, oder Mensch mit einem Stierkopfe gewesen sein. Ihn fütterte Minos im knossischen Labyrinth, in das er ihn gesperrt, mit den Jünglingen und Jungfrauen, welche Athen jährlich als Tribut liefern mußte, bis endlich Theseus (s. d.) mit Hülfe der Ariadne das Ungeheuer tödtete und Athen vom Tribut befreite. Über die Deutung der Fabel sind verschiedene Meinungen aufgestellt worden, die darauf hinauslaufen, daß M. als Symbol des phöniz. Sonnengottes anzusehen sei.

**Minsk**, ein Gouvernement des westlichen Rußland, von 1622 QM. mit 1,050000 E., worunter 100000 Juden und 3000 Mohammedaner, wurde 1795 aus der vormaligen lithauischen Woiewodschaft gleiches Namens und aus Theilen der Woiewodschaften Polock, Wilna, Nowogrodek und Brzesc-Litewski zusammengesetzt. Es ist morastig, flach, mit ungeheuern Waldungen und Steppen bedeckt, hat noch Auerochsen, Elennthiere, Wölfe, Bären, Luchse und wilde Katzen in seinen Wäldern und nur im Westen einige Gegenden, die für den Getreidebau geeignet sind. Die beiden Hauptnebenflüsse des Dniepr sind der Przypiec und die Beresina, und die ausgedehntesten Moräste die von Pinsk und Rokitno, wahre Einöden, aus Bruch- und Schilfgegenden bestehend. Im Frühjahr ist fast das ganze Land eine weite endlose Wasserfläche, wo

der Verkehr oft viele Tage lang gänzlich gehemmt ist. Ein besonderes Product ist die hier häufig gesammelte sogenannte poln. Cochenille. Biber kamen sonst häufig vor, sind aber jetzt nur auf die Gegend bei Pinsk, wo sie in der Pina leben, beschränkt. Das Klima ist im Sommer glühend heiß, im Winter rauh und kalt. Die Bevölkerung, aus Großrussen, Lithauern, Polen, Juden und Tataren gemischt, nährt sich kümmerlich von Jagd, Fischfang, Handel mit kleinen, wilden, muthigen Pferden und einigen Arbeiten in Wolle und Leder. — Minsk, die Hauptstadt des Gouvernements, am Flusse Swislocz, einem Nebenfluß der Beresina, ist der Sitz eines griech. Archimandriten und eines kath. Bischofs, hat ein 1773 gestiftetes Gymnasium, eine berühmte Messe im März (die sogenannten Josephscontracte), eine herrliche Kathedrale, 13 andere Kirchen, zehn Schulen, mehre Fabriken und gegen 25000 E., die einen zum Theil nicht unbedeutenden Handel unterhalten. Durch Siege der Lithauer über die Tataren sind in diesem Gouvernement denkwürdig die Orte Koidanow (1221) und Kletzk (1506); durch Siege der Polen über die Russen Lachowiec (1660) und durch Kämpfe der Russen mit den Franzosen Bobruisk und vor allen Borissow, in deren Nähe bei den Dörfern Studzianka und Zaniwki 27. und 28. Nov. 1812 der Übergang der franz. Armee über die Beresina (s. d.) erfolgte.

**Minto** (Gilbert Elliot, Graf von), brit. Staatsmann, war der Sohn des Sir Gilbert Elliot (gest. 1777), eines geschätzten Dichters und Parlamentsmitglieds, der unter dem Ministerium Lord North's zum Geheimsiegelbewahrer von Schottland ernannt wurde. Am 23. April 1751 geboren, trat er schon 1774 ins Unterhaus, wo er zum großen Verdruß seines Vaters sich der Opposition anschloß, bei der er treulich ausharrte, bis die durch die Excesse der französischen Revolution erregten Besorgnisse einen Theil der Whigs bewogen, sich der Regierung zu nähern. Elliot wurde 1793 Mitglied des Geh. Raths und ging bald darauf mit außerordentlichen Vollmachten nach Corsica ab, um die Vereinigung dieser Insel mit Großbritannien zu unterhandeln. Er nahm die Georg III. angebotene Krone an und erhielt selbst den Titel eines Vicekönigs. Allein nicht wenige von den Einwohnern waren der Herrschaft Englands abgeneigt, die franz. Partei gewann immer mehr Boden und nöthigte Elliot gegen Ende des J. 1796 die Insel zu verlassen. In Anerkennung seiner unter schwierigen Umständen geleisteten Dienste wurde er im Nov. 1797 als Lord M. zum Peer erhoben, war dann Botschafter in Wien und erhielt 1806 den Posten eines Präsidenten des Indischen Amts. Die hier gewonnenen Erfahrungen bestimmten die Regierung, ihn 1808 an der Stelle des Marquis Wellesley zum Generalgouverneur von Ostindien zu ernennen, wo er sich durch seine umsichtige Verwaltung und seinen humanen Charakter allgemeine Achtung erwarb. Er war es auch, der die Expedition nach Java anordnete, die er selbst begleitete und die mit der Unterwerfung dieser wichtigen Colonie endete, welche man jedoch nach dem Frieden den Holländern zurückgab. Seine durch das Klima zerrüttete Gesundheit zwang ihn 1813 nach England zurückzukehren, wo er zum Viscount Melgund und Grafen von M. befördert wurde und 21. Juni 1814 starb. — **Minto** (Gilbert Elliot-Murray-Kynynmond, Graf von), ältester Sohn des Vorigen, geb. 16. Nov. 1782, war beim Tode seines Vaters Mitglied des Unterhauses und stimmte nachher im Oberhause mit den Whigs für Katholikenemancipation und parlamentarische Reform. Nachdem seine Partei ans Ruder gekommen, ward er 1831 zum Gesandten in Berlin ernannt und bei der Neubildung des Ministeriums Melbourne im April 1835 zum Generalpostmeister bestimmt, welchen Posten er bald darauf mit dem eines ersten Lords der Admiralität vertauschte, womit der Sitz im Cabinet verbunden ist. Obgleich seine Antecedentien ihn zur Verwaltung eines solchen Amtes eben nicht zu eignen schienen, ward er doch durch den Beistand seines Bruders, des Admirals Elliot, und Sir William Parker's in den Stand gesetzt, die Flotte in dem trefflichen Zustande zu erhalten, der sich bei dem Feldzug im Mittelländischen Meere 1840 bewährte. Die parlamentarische Niederlage der Whigs im Aug. 1841 zog auch seine Entlassung nach sich; im Juli 1846 aber trat er mit ihnen wieder als Geheimsiegelbewahrer ins Ministerium, wo er durch seine nahe Verwandtschaft mit dem Premier (Lord John Russell), welcher M.'s Tochter geheirathet hatte, auch bedeutenden Privateinfluß besaß. Großes Aufsehen erregte im Herbst 1847 seine Reise nach Italien, die mit der kurz darauf dort ausgebrochenen revolutionären Bewegung in Verbindung gebracht wurde. Daß er mit einer Mission von der Regierung beauftragt war, ist nie geleugnet worden; diese bestand jedoch nur darin, den ital. Höfen Rathschläge zu ertheilen. Die Insinuation eines röm. Blattes, daß er dem Papste die Einwilligung zu der 1850 ins Leben getretenen Errichtung einer kath. Hierarchie in England gegeben habe, wurde von M. selbst im Parlament widerlegt. Im Febr. 1852 reichte er mit den übrigen Gliedern des Ministeriums Russell seine Demission ein.

**Minucius Felix**, einer der christlichen Apologeten zu Anfange des 3. Jahrh., war Sachwalter in Rom. Seine Apologie, die den Titel „Octavius" führt und lange Zeit dem ältern Arnobius (s. d.) aus Sicca beigelegt wurde, ist in Form eines Dialogs abgefaßt und hat in der Sprache manche Vorzüge vor den andern Apologien. Sie wurde zuerst mit dem Arnobius (Rom 1543), dann öfter, unter Andern von Lindner (Langensalza 1760; 2. Aufl., 1773) und Muralto (Zür. 1836), herausgegeben und von Lübkert ins Deutsche übersetzt (Lpz. 1836). Vgl. Meier, „De Minutio Felice" (Zür. 1824).

**Minus** (lat., d. i. weniger, kleiner) ist ein Kunstwort der Mathematik, welches anzeigt, daß die Größe, der es vorgesetzt wird, von einer andern, voranstehenden hinweggenommen werden soll. Das Zeichen dafür ist ein liegender Strich (—). Bei der Lehre von den entgegengesetzten Größen bezeichnet man durch Minuszeichen die negativen Größen, während man den positiven Größen das Pluszeichen (+) oder auch gar kein Zeichen vorsetzt.

**Minuskel**, s. Majuskel.

**Minute** heißt der 60. Theil eines Grades oder einer Stunde. — In der Malerei und Zeichenkunst versteht man unter Minuten die kleinern Theile, wonach man die Verhältnisse des menschlichen Körpers bestimmt, und es gehen deren 48 auf eine Kopflänge. — In der Baukunst ist die Minute der 30. Theil eines Modells. — Minutenglas nennt man eine kleine Sanduhr, welche nur eine Minute läuft und besonders auf Schiffen beim Lootsen gebraucht wird.

**Minutoli** ist der Name eines alten adeligen und besonders in Neapel, Sicilien und Lucca ansässigen Geschlechts, welches seit den ältesten Zeiten Italien eine große Anzahl ausgezeichneter und berühmter Männer gegeben hat und noch gegenwärtig daselbst in mehren gräflichen und fürstlichen Linien blüht. — **Minutoli** (Heinr. Freiherr Menu von), geb. zu Genf 12. Mai 1772, trat frühzeitig in preuß. Kriegsdienste und wurde im Feldzuge am Rhein bei Bitsch 1793 schwer verwundet, nach seiner Genesung an das Cadettencorps zu Berlin versetzt, wo er durch seine Thätigkeit und seine Kenntnisse die Aufmerksamkeit des Königs Friedrich Wilhelm III. erregte, der ihn zum Gouverneur des Prinzen Karl erwählte und zum Generalmajor ernannte. Seine Liebe für die Alterthumskunde veranlaßte ihn 1820 zu einer Expedition nach Ägypten, welche von der preuß. Regierung unterstützt wurde. Außer seiner Gemahlin bestand seine Begleitung aus dem Architekten Professor Liman, den Naturforschern Ehrenberg und Hemprich, dem Orientalisten Scholz, zwei ital. Ingenieuroffizieren und einigen Andern. Zuerst sollte der Zug von Alexandrien aus nach den Ruinen von Cyrene gehen. Doch Treulosigkeit der ihn begleitenden Araber zwang ihn in der Wüste umzukehren. Über Siwah ging er nun nach Kairo, von da nach Theben und dann bis Assuan. Von dort nahm er seinen Rückweg über Damiette nach Alexandrien und langte im Aug. 1822 in Berlin wieder an. Liman und Hemprich mit sieben andern seiner Begleiter waren auf der Reise gestorben. Ein großer Theil seiner Sammlungen ging an den Küsten des Deutschen Meeres im Schiffbruche verloren; ein anderer noch immer sehr bedeutender Theil wurde nebst M.'s übrigen Sammlungen vom Könige von Preußen angekauft. Später nahm M. als Generallieutenant seine Entlassung und zog sich auf eine Besitzung bei Lausanne zurück, wo er den Musen lebte. Er starb 16. Sept. 1846. M. besaß eine ausgezeichnete Sammlung von Ölgemälden, Miniaturen und antiken Gläsern, welche an seine Söhne übergegangen ist. Von seinen vielseitigen Kenntnissen und seiner wissenschaftlichen Wirksamkeit zeugt eine reiche Anzahl von Schriften aus den verschiedensten Fächern. Außer seinem Hauptwerke, der „Reise zum Tempel des Jupiter Ammon und nach Oberägypten" (Berl. 1824, mit Atlas; „Nachträge", Berl. 1827) veröffentlichte er unter Anderm die historischen Schriften: „Beiträge zu einer künftigen Biographie Friedrich Wilhelm's III." (Berl. 1843); „Friedrich und Napoleon, eine Parallele" (Berl. 1840); „Der Feldzug der Verbündeten in Frankreich 1792" (Berl. 1847); „Militärische Erinnerungen" (Berl. 1845). Der Archäologie gehören an: „Über antike Glasmosaik" (Berl. 1817); „Über die Anfertigung und Nutzanwendung der farbigen Gläser bei den Alten" (Berl. 1836) u. s. w. Hierzu kommen noch mehre meist beachtenswerthe kleinere Schriften taktischen, geographischen, artistischen und politischen Inhalts. Seine Gattin, Wolferdine Freifrau von M., geborene Gräfin von der Schulenburg, war in erster Ehe mit dem sächs. Obersten von Watzdorf verheirathet, der bei Belle-Alliance fiel. Im J. 1820 vermählte sie sich in Italien mit M., als dieser sich eben zur Reise in den Orient anschickte. Sie folgte demselben auf der Reise und schrieb nach ihrer Rückkehr „Souvenirs d'Égypte" (2 Bde., Par. 1826; deutsch von Gersdorf, Lpz. 1829), die ihrer Zeit wegen Eleganz des Stils und geistvoller Darstellung Aufsehen erregten. Seit dem Tode M.'s lebt sie zu Berlin.

**Minutoli** (Julius, Freiherr von), preuß. Generalconsul zu Madrid, Sohn des Vorigen, geb. 1805 zu Berlin, widmete sich auf der Universität seiner Vaterstadt sowie zu Heidelberg dem Studium der Rechte und Kameralwissenschaften und trat 1830 als Kammergerichtsassessor bei dem Regierungscollegium zu Koblenz in den Staatsdienst. Hier schrieb er „Über das röm. Recht auf dem linken Rheinufer" (Berl. 1831). Im J. 1832 wurde er Rath bei der Regierung zu Posen, 1839 Polizeipräsident dieser Stadt, Landrath, Feuersocietätsdirector und königl. Commissar bei der Provinzialirrenanstalt zu Owinsk. In demselben Jahre ward ihm auch der Auftrag, den Erzbischof von Dunin wegen seines Widerstands gegen die Regierung in Sachen der gemischten Ehen aufzuheben und nach Kolberg zu bringen. Hierauf arbeitete er im Ministerium des Innern, bis er 1843 wieder als Polizeidirector nach Posen zurückkehrte, indem sich dort die Verhältnisse schwieriger gestalteten. Bei Gelegenheit der Polenverschwörung von 1846, die er entdeckte, erwarb sich M. durch seltene Geistesgegenwart und Menschenfreundlichkeit namentlich bei den deutschen Bewohnern der Provinz Achtung und Beliebtheit, sodaß ihm fünf Städte das Ehrenbürgerrecht ertheilten. Von Posen als Polizeidirector nach Berlin berufen, trat er nach Ernennung zum Rathe erster Classe in Folge der Bewegungen des J. 1848 von seinem Posten zurück, um sich ganz seinen Studien zu widmen. Seit März 1851 Generalconsul für Spanien und Portugal, entwickelte er eine große Thätigkeit zum Besten des vaterländischen Handels und sammelte die Materialien zu dem schätzbaren Werke: „Spanien und seine fortschreitende Entwickelung" (Berl. 1852). Schon vorher hatte er die Schriften „Über das Straf und Besserungssystem Europas" (Berl. 1843), „Über die Zustände Berlins im 15. Jahrh.; das kaiserl. Buch des Markgrafen Albrecht Achilles" (Berl. 1850) und einiges Andere veröffentlicht. — **Minutoli** (Adolf, Freiherr von), Bruder des Vorigen, geb. 1802, bildete sich praktisch als Jurist, Kameralist und Diplomat aus und folgte 1843 einem Rufe als Hofmarschall nach Meiningen, wo er unter Anderm das Theater emporbrachte und durch Gründung einer Zeichenschule für das Gebirge die sonnenberger Industrie einer mehr künstlerischen Entwickelung entgegenzuführen suchte. Er wurde 5. April 1848 meuchlerisch erschossen. — **Minutoli** (Alexander, Freiherr von), geb. zu Berlin 1807, studirte die Rechte und Kameralwissenschaften, promovirte zu Göttingen, beschäftigte sich aber aus besonderer Neigung vorzüglich mit kunsthistorischen Studien. Er war nacheinander bei mehren Regierungen des preuß. Staats und beim Finanzministerium als Assessor beschäftigt. Im Besitze guter technologischer Kenntnisse und vertraut mit den commerciellen Verhältnissen der Staaten Europas, die er fast sämmtlich durchreist hatte, ward er 1839 mit verschiedenen Aufträgen in Betreff der Belebung der zurückgekommenen industriellen Verhältnisse in Schlesien betraut. Im J. 1844 ging er in Folge der Weberunruhen als polizeilicher Untersuchungscommissar nach Reichenbach und ward hierauf als Commissar mit Untersuchung der Nothstände des Gebirgs und 1845 als königl. Commissar mit weitesten Vollmachten mit Ausführung sämmtlicher Maßregeln zur Aufhülfe des schles. Gebirgs beauftragt. In dieser Stellung entwickelte M. eine sehr erfolgreiche Thätigkeit. Unter Anderm gründete er auch eine Producten- und Fabrikatensammlung für neue Industrie; auch ging von ihm die Idee der Veredelung der Gewerbe durch eine Mustersammlung aus, die er in einem Museum (im Schlosse zu Liegnitz) von Vorbildern aus allen Zeiten und für alle Gewerbe aus eigenen Mitteln praktisch zur Ausführung brachte. Später fungirte M. als Rath beim Regierungscollegium zu Liegnitz. Seine Schriften: „Denkmäler mittelalterlicher Baukunst in den branbend. Marken" (Berl. 1836) und „Der Dom zu Drontheim und die mittelalterliche Baukunst der skandinav. Normannen" (Berl. 1853), sind schätzbare Beiträge zur Kunstgeschichte. Durch seine amtliche Thätigkeit wurde die Schrift über „Die Maßregeln der preuß. Regierung zur Verbesserung der Spinner und Weber" (Berl. 1851) hervorgerufen.

**Minyer** werden die Argonauten (s. d.) genannt, weil die meisten derselben von den Töchtern des **Minyas**, oder weil sie aus der Landschaft der Minyer stammten, die ihre Wohnsitze von Jolkos bis Orchomenos hatten.

**Minze** (Mentha) ist der Name einer zur Familie der Lippenblümler gehörenden Pflanzengattung mit kleiner, trichterförmiger, vierspaltiger, meist rother Blume und vier, oberwärts auseinander tretenden Staubgefäßen. Es sind vielgestaltige Kräuter mit kriechender Wurzel. Die Blätter sind gegenständig, die Blütenwirtel stehen entfernt voneinander oder sind zu Ähren oder Köpfen zusammengedrängt. Sie enthalten sämmtlich ein aromatisch riechendes ätherisches Öl, wodurch sie mehr oder minder heilkräftig werden. Vorzüglich sind die Pfefferminze (s. d.) und eine Varietät der Wasserminze, die sogenannte Krausemünze (s. d.), sowie der Polei (s. d.) als flüchtig reizendes Heilmittel besonders bei Affectionen der Unterleibsorgane gebräuchlich.

Auch die Waldminze (M. sylvestris) ist sammt ihren vielen Varietäten sehr gewürzhaft und war früher gleichfalls officinell. Auf feuchten Äckern und anderwärts wächst die Ackerminze oder Pferdeminze (M. arvensis) sehr gemein, und in Gräben und an Teichen sind die gebaute Minze (M. sativa) und die Wasserminze (M. aquatica) äußerst häufig. Alle diese besitzen gleichfalls den aromatischen eigenthümlichen Minzgeruch und können ebenso wie erstere benutzt werden.

**Mionnet** (Theodore Edme), einer der ausgezeichnetsten franz. Archäologen, geb. 2. Sept. 1770 zu Paris, beschäftigte sich zwar schon auf dem Collège Lemoine viel mit Numismatik, machte aber dessenungeachtet seinen juristischen Cursus und wurde 1789 Parlamentsadvocat. Bei der Massenaushebung 1792 mußte er Soldat werden. Doch blieb er nicht lange bei der Armee, kehrte nach Paris zurück und widmete sich nun ganz, von dem Abbé Barthélemy dazu aufgemuntert, dem Studium des Alterthums. Durch Barthélemy erhielt er auch zuerst eine Anstellung an der Nationalbibliothek. Zur Zeit des Kaiserreichs wurde er nach Wien berufen, um das dortige Medaillencabinet zu ordnen. Unter der Restauration sah er sich in seiner amtlichen Laufbahn durch jüngere Leute in Schatten gestellt, und als die Julirevolution ausbrach, war er schon zu bejahrt, als daß man ihn hätte für frühere Zurücksetzung entschädigen können. Er starb zu Paris 1842. Durch seine gründlichen und umfassenden Studien der alten Numismatik hat er sich um diese Wissenschaft ein bleibendes Verdienst erworben, indem er nicht nur das von Eckhel begonnene System der geographischen Anordnung weiter ausbildete, sondern auch eine Menge früherer Fehler und Irrthümer aufklärte und verbesserte. Seine „Description de médailles grecques et romaines" (7 Bde., Par. 1806—13; Supplemente 1—8, Par. 1814—35) ist das unentbehrliche und bis jetzt unübertroffene Handbuch aller Sammler. Von seinen andern Werken sind zu erwähnen: „De la rareté et du prix des medailles romaines" (2 Bde., Par. 1815; 2. Aufl., 1827); „Atlas de géographie numismatique" (Par. 1838); „Poids de médailles grecques d'or et d'argent du cabinet royal de France" (Par. 1839).

**Miquelets** heißen die kriegerischen und räuberischen Bergbewohner der südlichen Pyrenäen, in Catalonien und in den franz. Departements der obern und der Ostpyrenäen, auf den Höhen des Gebirgskamms, der die Grenze zwischen Frankreich und Spanien bildet. Sie sind im Kriege gefährliche Parteigänger und machten sich namentlich den Heeren Napoleon's in Catalonien durch ihre Überfälle furchtbar. Im Frieden machen sie die Führer der Fremden auf den Gebirgen.

**Mirabeau** (Honoré Gabriel Riquetti, Graf), berühmt durch seinen Einfluß auf die Entwickelung der Französischen Revolution von 1789, wurde 9. März 1749 zu Bignon bei Nemours geboren. Sein Vater, der Marquis de M., stammte aus einer im 13. Jahrh. aus Florenz nach Frankreich eingewanderten Familie, die später das Marquisat Mirabeau in der Provence erwarb. Derselbe war ein wüster Geist und eitler Charakter, hing zum Nachtheile seiner Güter dem physiokratischen Systeme an und schrieb in diesem Sinne eine Menge Werke, von denen allein der „Ami des hommes" (5 Bde., Par. 1755) Anerkennung fand. Ungeachtet seiner philanthropischen Bestrebungen übte der Marquis in seiner Familie den gräulichsten Despotismus und wirkte unter Anderm gegen seine Frau, die er verstieß, und gegen seine zahlreichen Kinder nach und nach 54 Lettres de cachet aus. Der junge Honoré M., der älteste Sohn des Marquis, besaß von Natur einen athletischen Körper, außerordentliche Geistesfähigkeiten, dabei ein feuriges, zu Ausschweifungen geneigtes Temperament. In frühester Jugend wurde sein Gesicht durch die Blattern entstellt. Die schnelle Entwickelung seiner Anlagen unter einem Hauslehrer erweckten zwar den Stolz, die Ausbrüche zügelloser Leidenschaften aber auch den Haß und die Verfolgung des tyrannischen Vaters. Schon 1764 kam M. nach Paris in ein strenges Militärpensionat, wo er besonders große Fortschritte in der Mathematik machte. Im Alter von 17 J. trat er als Lieutenant in das Cavalerieregiment Berri. Seine wilden Ausschweifungen hatten indessen zur Folge, daß ihn der Vater 1768 auf die Insel Ré gefangen setzen ließ; erst nach sechs Monaten erhielt er die Erlaubniß, nach Corsica zur franz. Legion abzugehen. Hier gewann M. durch sein ausgezeichnetes Verhalten das volle Vertrauen der Vorgesetzten, widmete sich mit Eifer allen möglichen Studien und las besonders die Schriften über Kriegskunst. Auch schrieb er unter dem Beifall der Corsicaner eine zwar lückenhafte, aber deredte Geschichte der Insel, deren Druck jedoch sein Vater aus Eigensinn verhinderte. Da ihm der Vater den Ankauf einer Compagnie verweigerte, so verließ er endlich mit dem Grade eines Hauptmanns den Dienst und ging auf ein Familiengut in Limousin, wo er das physiokratische System ausüben sollte. Dieser Beschäftigung und seiner abhängigen Stellung müde, heirathete er im Juni 1772 die Tochter des reichen Marquis von Marignane. Sein Schwiegervater verstand sich aber

nur zu einem geringen Jahrgeld, und M. sah sich bald durch übertriebenen Aufwand zu Grunde gerichtet, durch seinen Vater zum Verschwender erklärt und im Mai 1774 durch einen Haftbrief in die kleine Stadt Manosque verwiesen. Weil er eines Tages sein Exil verlassen hatte, um einen Edelmann, der seine Schwester beleidigt, zur Rechenschaft zu ziehen, ließ ihn der erzürnte Vater auf das Schloß If und von da im Mai 1775 auf das Fort Jour bei Pontarlier in der Franche-Comté bringen. Hier trat M., von seiner Gemahlin verachtet und verlassen, mit der schönen Sophie de Ruffey, der 19jährigen Gattin des beinahe 80 J. alten Marquis von Monnier, in ein Liebesverhältniß, das bald entdeckt wurde und die Rücksendung Sophie's zu ihren Ältern nach Dijon zur Folge hatte. Auch M., den der abtretende Minister Malesherbes benachrichtigte, daß man strenge Maßregeln gegen ihn vorbereite, entrann seiner Haft und floh mit Sophie in die Schweiz und von da nach Holland, wo er sich im Oct. 1776 zu Amsterdam niederließ. Um sich und seiner Geliebten das Leben zu fristen, fing er hier an zu schriftstellern und gab unter Anderm den „Essai sur le despotisme" heraus, der durch kühne Freiheitsgedanken und kräftige Sprache großes Glück machte. Inzwischen sprach das Gericht zu Pontarlier das Todesurtheil über den Entführer aus und das Parlament zu Besançon ließ dasselbe am Bildnisse vollziehen, der Vater aber betrieb durch die franz. Minister die Auslieferung des Sohnes. M. wurde 14. Mai 1777 zu Amsterdam mit Sophie in der That verhaftet und auf den Donjon zu Vincennes, seine schwangere Geliebte aber in ein Kloster zu Gien gebracht. In einer harten Gefangenschaft, die 42 Monate dauerte und während welcher er oft das Nöthigste entbehrte, widmete er sich mit großem Fleiße den Wissenschaften und literarischen Productionen. Er schrieb seinen durch gewaltigen Stil ausgezeichneten „Essai sur les lettres de cachet et les prisons d'état" (2 Bde., Hamb. 1782), verfaßte aber auch aus Noth und Langerweile eine Reihe obscöner Romane, die seinem Talent zur Unehre gereichten. Der Generallieutenant der Polizei, Lenoir, begünstigte seinen Briefwechsel mit Sophie unter der Bedingung, daß die Papiere in das Polizeiarchiv zu Paris zurückgeliefert würden. Daselbst fand Manuel diese durch schwärmerische Begeisterung und schwunghafte Leidenschaft ausgezeichneten Briefe auf und veröffentlichte dieselben unter dem Titel „Lettres originales de M., écrites du donjon de Vincennes" (4 Bde., Par. 1792; neue Aufl., 1820). Obschon M. gegen seinen Vater eine meisterhafte Vertheidigung schrieb, die öffentliche Meinung für sich gewann und sich mehrmals persönlich an den Hof wendete, so vermochte er doch nicht seine Befreiung durchzusetzen. Endlich, nachdem sein fünfjähriger, mit der rechtmäßigen Gattin erzeugter Sohn gestorben und die directe Nachkommenschaft der Familie auf dem Spiele stand, ließ sich der von allen Seiten bestürmte Vater zur Versöhnung bewegen, und M. erhielt 13. Dec. 1780 die Freiheit. Am Körper gebrochen, ging er sogleich nach Pontarlier und bewirkte durch seine Geistesgewandtheit die Aufhebung des gegen ihn und Sophie ergangenen Urtheils, obschon er sich mit Letzterer bereits entzweit hatte. Hierauf versuchte er auch die Annäherung an seine Gattin, die aber am Widerstande des Schwiegervaters scheiterte. Er machte deshalb einen für beide Theile wenig ehrenhaften Proceß anhängig, den er verlor, wiewol er durch seine Beredtsamkeit Erstaunen erregte und den Ruf seines Talents vergrößerte. Da das gute Vernehmen mit dem Vater nur kurze Zeit dauerte, so faßte er den Entschluß, sich fortan durch schriftstellerische Thätigkeit eine unabhängige Existenz zu erringen. Zu dem Zwecke trat er zu Paris mit dem Akademiker Chamfort in eine Art literarischer Genossenschaft, die ihm viel Geld einbrachte. In Gesellschaft einer jungen Holländerin, Namens Nehra, von der er sich nicht mehr trennte, ging er gegen Ende 1784 nach England, wo er die durch Franklin und Chamfort veranlaßten „Considérations sur l'ordre de Cincinnatus" herausgab, die in Nordamerika große Wirkung hervorbrachten. Zu London schrieb er auch die gegen die Politik Kaiser Joseph's II. gerichteten „Doutes sur la liberté de l'Escaut", wozu ihn wahrscheinlich holl. Gold bewogen hatte. Nach Paris zurückgekehrt, begann er, von den großen Bankiers unterstützt, vielleicht auch bestochen, die heftigsten Angriffe gegen die Finanzverwaltung Calonne's. Eine Flugschrift gegen die Wassercompagnie zu Paris verwickelte ihn in einen vernichtenden Kampf mit Beaumarchais, in welchem er zur gemeinsten Polemik herabstieg, während ihn sein Gegner mit Würde bloßstellte. Vergeblich suchte man nun den gefürchteten Publicisten auf Calonne's Betrieb zum Schweigen zu bringen, indem man ihm eine geheime Sendung an den Hof Friedrich's II. nach Berlin gab. Hier, wo er bei dem bevorstehenden Tode des Königs die Absichten des Thronfolgers beobachten und überhaupt die preuß. Verwaltung studiren sollte, zog er die Aufmerksamkeit durch mehre Denkschriften auf sich und erweckte schon nach sechs Monaten vor seinem kühnen und durchdringenden Wesen eine solche Besorgniß, daß er die preuß. Staaten verlassen mußte. Er hatte besonders

durch den Umgang mit dem Major Mauvillon eine Menge wichtiger Materialien zusammengebracht, die er zur Abfassung seines größern Werks „De la monarchie prussienne sous Frédéric le Grand" (4 Bde., Par.; 8 Bde., Lond. 1788; deutsch von Mauvillon und Blankenburg, 4 Bde., Braunschw. und Lpz. 1794—96) benutzte, in welchem er bei aller Mangelhaftigkeit der Thatsachen den Regierungsmechanismus Friedrich's II. einer scharfsinnigen, aber ungünstigen Beurtheilung unterwarf. In seinen Erwartungen getäuscht, immer in Geldverlegenheit, erhob M. nach seiner Rückkehr Anfang 1787 aufs neue seine Stimme gegen Calonne's Verwaltung. Unter seinen Flugschriften brachte hauptsächlich die „Dénonciation de l'agiotage au roi et à l'assemblée des notables" eine schlagende Wirkung hervor. Auch Necker erlitt durch ein ähnliches Pamphlet, „Suite de la dénonciation", einen empfindlichen Angriff. Mehre dieser Schriften, die sich insgesammt durch Sachkenntniß, Scharfsinn und Gewandtheit auszeichneten, ließ der Hof durch den Henker verbrennen, und ein Haftsbrief verurtheilte endlich den Verfasser zur Einsperrung ins Schloß zu Saumur, der er sich jedoch diesmal zu entziehen wußte.

M. galt durch seine literarische Wirksamkeit bereits als ein Hauptvertreter der Volksinteressen, als die Zusammenberufung der Generalstaaten vorbereitet wurde. Sein Blick erkannte sogleich die Wichtigkeit dieses Ereignisses und errieth, welche Laufbahn sich hiermit für ihn eröffnen könnte. Um seine Reise nach der Provence zu bestreiten, wo er vom Adel gewählt zu werden hoffte, verkaufte er aus seinen diplomatischen Papieren eine „Histoire secrète de la cour de Berlin", die aber der Hof verbrennen ließ, weil besonders der Prinz Heinrich von Preußen darin blosgestellt war. Der Adel der Provence wies M. unter dem Vorwande zurück, daß er kein Lehngut besitze. M. schied mit der kühnen Drohung, daß er gleich Marius die Aristokratie zertrümmern werde, und entäußerte sich factisch seines Standes, indem er einen Tuchladen kaufte und bei dem Dritten Stande als Wahlcandidat auftrat. Man nahm ihn als das Opfer des Hofdespotismus und den Verfechter der Freiheit mit Enthusiasmus auf und wählte ihn zugleich zu Aix und zu Marseille. Er entschied sich für Marseille und hob sich daselbst durch kluges, energisches Einschreiten bei einem durch Hungersnoth veranlaßten Aufruhr auf den Gipfel der Popularität. Bei Eröffnung der Generalstaaten, in welcher ihn der Adel mit Murren empfing, verhielt sich M. beobachtend; er verschwieg sich nicht, daß Frankreich für die Freiheitsentwürfe einzelner Köpfe noch unreif sei. Der Übermuth der Aristokratie, sein Haß gegen die Despotie, die ihn selbst in Elend und Unglück gestürzt, Patriotismus und stolzes Vertrauen auf seine Kräfte lösten ihm jedoch alsbald die Zunge. Er bestieg die Rednerbühne und beherrschte die Verhandlungen durch die schärfste Dialektik, und die Gemüther durch eine gewaltige, naturkräftige, ebenso zum Verstande wie zum Herzen sprechende Rednergabe. So sehr er aber auch anfangs den Hof durch die Kühnheit seiner Sprache und Vorschläge einschüchterte und zur Anerkennung der Nationalversammlung zwang, so verfolgte er doch seiner Überzeugung nach nie den Umsturz der Monarchie, sondern nur die Vernichtung des Despotismus und der Privilegien und die Herstellung eines constitutionellen Throns. Um die Insurrection zu unterdrücken, setzte er 8. Juli 1789 die Errichtung der Nationalgarde durch. Die stürmische Vernichtung der Privilegien in der Nacht vom 4. Aug., wobei er selbst nichts zu verlieren hatte, misbilligte er als eine Übereilung. Als die Verhandlungen über die königl. Sanction und das Veto begannen, setzte er seine Popularität ein, um der Krone soviel als möglich zu erhalten. Bei der Unfähigkeit und persönlichen Feindseligkeit Ludwig's XVI. unterstützte er einen Augenblick die Absichten des Herzogs von Orléans und wurde deshalb auch als einer der Anstifter der Unruhen des 5. und 6. Oct. bezeichnet; doch sprach ihn der Châtelet frei. Je schneller sich die Anarchie und die Leidenschaften entwickelten, um so mehr mußte aber auch M. mit seinen politischen Ansichten und als vereinzelter Redner in Conflict gerathen und an Einfluß verlieren. Die Revolution wuchs ihm über den Kopf. In der Kammer unterstützten ihn stets nur einzelne tiefere Geister, wie Chapelier und Siéyès; die Häupter der Rechten wie der Linken waren seine heftigen Gegner. Die sogenannten Monarchisten, zu denen Mounier, Lally-Tolendal und Malouet gehörten, stießen ihn seines befleckten Wandels wegen zurück. Auch Necker wies ihn von sich; dessenungeachtet trat er demselben in den Planen zur Herstellung des Credits bei. Ebenso weigerte sich der König, mit dem berüchtigten Charakter in persönliche Verbindung zu treten. Trotz dieser Verleugnung setzte M. das Martialgesetz durch, vertheidigte die vollziehende Gewalt und strebte, den Ministern eine berathende Stimme in der Versammlung zu sichern. Unter den drohendsten Ereignissen warf endlich der Hof ernstlich seine Augen auf M., und der König war entschlossen, den gewaltigen Mann zum Minister zu erheben. Kaum wurde das Project bekannt, als

sich in der Versammlung die Anhänger mit den Gegnern der Revolution zum Widerstande vereinigten, und ein Decret vom 7. Nov. 1789 verhinderte, daß ein Deputirter Minister werden konnte. Dieser blinde Parteieifer entschied vielleicht über den Sturz der Monarchie; M. sah seine Popularität im Volke und seine politische Wirksamkeit für die Zukunft gelähmt. Vergebens vertheidigte er die Prärogative der Krone hinsichtlich der Ernennung der Beamten, das Gnadenrecht und das ausschließliche Recht, den Krieg zu erklären. Nach den Verhandlungen über letztere Frage wurde er sogar auf der Straße von dem wüthenden Pöbel verfolgt. „Ich weiß", eröffnete er am folgenden Tage seine Rede, „daß vom Capitol zum Tarpejischen Felsen nur ein Schritt ist." Einen Theil seiner Popularität erlangte er durch sein entschiedenes Auftreten zurück, womit er die Civilconstitution des Klerus, den Verkauf der Kirchengüter und die Creation der Assignaten unterstützte. Die Königin, die ihn für die letzte Zuflucht der wankenden Monarchie hielt, veranlaßte ihn auf Vermittelung des Fürsten August von Arenberg, unter Mitwirkung des Grafen Mercy-Argenteau, des östr. Botschafters am franz. Hofe, im Mai 1790 zu einer geheimen Zusammenkunft in den Gärten zu St.-Cloud. „Madame", rief er beim Abschiede der Fürstin zu, „die Monarchie ist gerettet!"; allein wie groß auch das Vertrauen auf seine Kraft war, er hatte doch zu viel versprochen. Die bedeutenden Geldsummen, die er jetzt vom Hofe erhielt, gaben seinen Feinden Gelegenheit, ihn als Verräther zu bezeichnen. In der That legte jedoch M. hiermit seine politischen Principien nicht ab, vielmehr suchte er den Hof mit der Revolution auszusöhnen. Durch Geschicklichkeit erhielt er im Dec. 1790 die Präsidentschaft im Club der Jakobiner, im Febr. 1791 sogar in der Nationalversammlung. Bei den Jakobinern rief er Robespierre mit seiner furchtbaren Stimme zur Ordnung, und in der Versammlung wagte er unter großem Tumulte die Maßregeln gegen die Emigranten als eine Drakonische Gesetzgebung zu bezeichnen. Schon gegen Ende Februar verrieth sich indessen bei M. eine tiefe geistige und körperliche Abspannung in Folge der heftigen Kämpfe und fortgesetzter Ausschweifungen. Am 27. März, wo er bei den Verhandlungen über die Minen fünf mal das Wort ergriffen, verließ er zusammensinkend die Rednerbühne. Die Krankheit, die in seinen Eingeweiden wüthete, dauerte nur wenige Tage; er starb ohne Agonie 2. April 1791. Man vermuthete eine Vergiftung, allein selbst sein Freund und Arzt Cabanis erklärte sich dagegen. Sein Körper wurde mit großer Pracht, unter Begleitung aller Autoritäten und einer zahllosen Volksmenge in der zum Begräbniß großer Männer bestimmten Kirche Ste.-Geneviève beigesetzt, mußte aber später der Leiche Marat's Platz machen. Ganz Frankreich empfand den Verlust dieses bedeutenden Mannes, der ungeachtet seiner Fehltritte und Laster ein vortreffliches Herz besaß. Viele seiner politischen Entwürfe sind von seinen Secretären Comps, Pellenc, Clavière und Dumont, weshalb seine Gegner das Gerücht verbreiteten, er glänze durch die Mittel Anderer. In Barth's Ausgabe der „Orateurs français" bilden die „Discours et opinions de M." (Par. 1820) die drei ersten Bände, und Etienne Méjean veröffentlichte eine „Collection complète des travaux de M. l'aîné à l'assemblée nationale" (5 Bde., Par. 1792). Die erste vollständige, mit einer Biographie begleitete Ausgabe sämmtlicher Schriften M.'s veranstaltete Mérilhou (9 Bde., Par. 1825—27). Die zuverlässigsten Nachrichten über M.'s Leben und Wirksamkeit theilte sein natürlicher Sohn Lucas Montigny mit in den „Mémoires biographiques, littéraires et politiques de M." (2. Aufl., 8 Bde., Par. 1841). Vgl. Pipitz, „Mirabeau. Eine Lebensgeschichte" (2 Bde., Lpz. 1850). — **Mirabeau** (André Boniface Louis Riquetti, Vicomte de), der jüngere Bruder des Vorigen, geb. 30. Nov. 1754 zu Bignon, wurde schon in der Wiege Malteserritter und machte sich in der Jugend ebenfalls durch Ausschweifungen berüchtigt. Nach der Rückkehr aus dem nordamerik. Freiheitskriege erhielt er vom Hofe ein Dragonerregiment. Der Adel von Limoges schickte ihn zu den Generalstaaten, wo er als ungeschickter und heftiger Aristokrat auftrat und oft von seinem Bruder vertheidigt werden mußte. Auf die Nachricht, daß sich sein Regiment zu Perpignan empört habe, eilte er zu Anfange 1790 dahin und nahm sämmtliche Fahnenbänder desselben weg. Vor der Nationalversammlung angeklagt, verließ er Frankreich und errichtete am Rhein die unter dem Namen Hussards de la mort bekannte Emigrantenlegion, mit der er 1792 einen blutigen Parteigängerkrieg unterhielt. Die Anstrengungen, welche ihm die Führung dieses 3000 Mann starken Corps verursachte, veranlaßten seinen Tod 15. Sept. 1792 zu Freiburg im Breisgau.

**Mirage** nennt man im Franz. die Erscheinungen der Luftspiegelung (s. d.), namentlich die Fata Morgana (s. d.).

**Miranda** (François), General der franz. Republik, stammte aus einer angesehenen Familie in den span. Colonien Südamerikas und war in seinen jüngern Jahren Offizier bei den

Truppen der Provinz Guatemala. In eine Verschwörung verwickelt, welche die Befreiung seines Vaterlandes von der span. Herrschaft bezweckte, mußte er die Colonien verlassen. Im Alter von 42 J. hatte er die Hälfte der Erdkugel gesehen, sich auf seinen Reisen ausgebreitete Kenntnisse erworben und viele fremde Sprachen angeeignet. Immer mit der Entfesselung Südamerikas vom span. Joche beschäftigt, reichte er sowol der Kaiserin von Rußland wie dem brit. Cabinet Befreiungsplane ein, die sehr gut aufgenommen wurden. Bei dem Ausbruche der Französischen Revolution trat er mit der Nationalversammlung in Verbindung, welche sich ebenfalls geneigt zeigte, die Insurrection in Südamerika zu unterstützen. Bei dem Einbruche der Preußen in die Champagne wurde er insbesondere durch den Einfluß der Girondistenpartei zum franz. Divisionsgeneral ernannt. In dieser Eigenschaft wohnte er dem Feldzuge von 1792 bei und begleitete im folgenden Jahre Dumouriez nach Belgien. Namentlich durch sein militärisches Verhalten ging die Schlacht von Neerwinden, in welcher er den linken Flügel befehligte, verloren. Nach dem Sturze der Girondisten beschuldigte man ihn deshalb der Theilnahme am Verrath Dumouriez's und stellte ihn vor das Revolutionstribunal. Dasselbe behandelte diese Angelegenheit mit Gründlichkeit, sodaß M. Gelegenheit erhielt, sich vollkommen zu rechtfertigen. In der That war er ein Mann von tiefen strategischen Kenntnissen; allein ihm mangelte die militärische Erfahrung. Weil er sich unverhohlen über den Gang der Revolution aussprach, wurde er nach einiger Zeit wieder festgenommen und zur Verbannung aus Frankreich verurtheilt. Er wußte sich indeß dieser Maßregel zu entziehen und entfloh erst nach der Revolution vom 18. Fructidor, wo man ihn abermals verfolgte, nach England. Von hier aus kehrte er 1803 nach Frankreich zurück, wurde aber vom Ersten Consul aufs neue verwiesen. Er ging nach Südamerika, trat hier 1811 an die Spitze von Insurgentenbanden und versuchte die Republik Carracas zu gründen. Von Großbritannien und den Vereinigten Staaten unterstützt, vermochte er sich im Laufe des J. 1812 gegen die Spanier aufrecht zu erhalten. Indessen hatte er das Unglück, in die Hände des Feindes zu fallen. Als Gefangener nach Cadix gebracht, starb er daselbst im Kerker 1816. Er besaß einen reichen, gebildeten Geist und seltene Festigkeit und Energie des Charakters.

**Mirandola**, eine Stadt im Herzogthum Modena, mit 6000 E. und 16 Kirchen, der Sitz eines Bischofs, war früher die Hauptstadt der gleichnamigen Graffschaft, die 1619 zum Herzogthum erhoben wurde und erst 1710 an Modena kam.

**Mirbel** (Lizinka de), eine franz. Miniaturmalerin, geb. zu Cherbourg 1799, Tochter des Marinecommissars Rue, lernte die Miniaturmalerei bei dem berühmten Miniaturmaler Augustin und verlegte sich unter Bellar's Anleitung ganz besonders auf das Studium der Zeichnung, die den Miniaturisten gewöhnlich fehlt. Ihr Talent gewann dadurch sehr an Sicherheit und Stärke und machte sich zuerst bemerklich in den Porträts des Präsidenten Amy, des Herzogs von Fitz-James und des Herrn Perronnet, Kammerdieners Ludwig's XVIII., die ihre Meisterstücke geblieben sind. Ludwig XVIII. ernannte sie zur Hofminiaturmalerin, und von nun an sah sie die vornehmste Kundschaft ihr Atelier besuchen. Ihre Miniaturporträts sind außerordentlich zahlreich. Einige davon gehören zu dem Besten, was die Miniaturmalerei in neuester Zeit geliefert hat. In Bildnissen von Männern und ältern Frauen war sie besonders ausgezeichnet, jedoch hat man von ihr auch Mädchen- und jüngere Frauenporträts von seltener Eleganz und schöner Vollendung. Sie starb zu Paris 1848.

**Mirza** (sprich: mirsá), wörtlich Sohn eines Fürsten, ist in Persien ein Titel, der, nach dem Namen gesetzt, ein Mitglied der königl. Dynastie bezeichnet, z. B. Abbas-Mirza; vor dem Namen gesetzt entspricht es unserm „Herr", z. B. Mirza-Schaffy.

**Mirza-Schaffy** ist der Name eines neuern noch lebenden türk. Dichters, aus Gjändscha in der Provinz Karabagh in Georgien gebürtig, der Bodenstedt (s. d.) während seines Aufenthalts in Tiflis 1844 Unterricht im Tatarischen ertheilte. So reizend Bodenstedt die äußere Erscheinung des Dichters, sein Wesen, seine Gesinnungen und Ansichten über die Welt und ihr ganzes Thun und Treiben in „Tausendundein Tag im Orient" (2 Bde., Berl. 1850) schildert, so wenig erfahren wir über M.'s Lebensverhältnisse, ja nicht einmal seinen bürgerlichen Namen lernen wir kennen, denn Schäfi (d. h. Vermittler) ist blos der Dichtername, der nach pers. Weise am Ende jeder Ghasele genannt wird. Die Gedichte M.'s, in denen heiterer Lebensgenuß und praktische Weltklugheit in anmuthiger Form und lebenswarmen Bildern gepredigt werden, übersetzte Bodenstedt in freier Nachbildung unter dem Titel „Die Lieder des Mirza-Schaffy" (Berl. 1851; 2. Aufl., 1853).

**Misanthrōpie** schließt verschiedene Begriffe in sich ein: Menschenhaß und Menschenscheu. Die Menschenscheu, welche man eigentlich minder richtig Misanthropie nennt, kann lediglich auf einer Abnormität des Gefühls beruhen, welche in dem daran Leidenden den natürlichen

Geselligkeitstrieb erstickt, ihm den Umgang mit andern Menschen als etwas Unangenehmes erscheinen läßt, dabei aber die Menschen ganz indifferent betrachtet. Der Menschenhaß dagegen, die eigentliche Misanthropie, ist die Folge einer falschen Beurtheilung der Menschen, meist eines falschen Schlusses von einem oder mehren Individuen auf das ganze Geschlecht und geht über jenen Indifferentismus hinaus, indem er dem verhaßten Geschlechte Böses anwünscht. Der Menschenhaß gehört zwar mehr dem Verstande als dem Gefühl an, doch wird meist der erste Anlaß dazu durch das Gefühl gegeben, wenn wirkliche oder vermeinte Kränkungen vorhergegangen sind. Insofern die Misanthropie ein von der Regelmäßigkeit abweichender Zustand ist, kann sie auch eine Krankheit genannt werden, zumal wenn sie, wie es bei so vielen Geisteskrankheiten der Fall ist, von körperlichen Unregelmäßigkeiten, namentlich Unterleibsbeschwerden begleitet wird, wo auch durch Arzneikräfte zur Heilung mitgewirkt werden kann. Übrigens ist Misanthropie nicht mit Melancholie (s. d.) zu verwechseln; denn obgleich der Melancholische der Natur seiner Krankheit nach den Umgang mit Menschen vermeidet, so kann er doch gegen dieselben freundlich gesinnt sein. Oft sind beide Krankheiten miteinander verbunden.

**Miscellanĕen** (lat. miscellanea) nennt man Aufsätze, Abhandlungen und Schriften vermischten Inhalts, wofür man später auch den Ausdruck Miscellen gebrauchte. So besitzen wir namentlich unter dem Titel „miscellanea philologica" oder „critica" eine große Reihe trefflicher Erörterungen über Gegenstände der Alterthumswissenschaft, über Kritik und Erklärung der alten Classiker von brit., holländ. und deutschen Gelehrten.

**Mischna**, s. Talmud.

**Misdroy** oder Mistroy, ein Dorf auf der Nordküste der Insel und 1½ M. nordwestlich von der Stadt Wollin, im Regierungsbezirk Stettin der preuß. Provinz Pommern, ist wegen seiner Bernsteinfischerei, mehr jedoch wegen seines früher nur wenig besuchten, in den letzten Jahren aber sehr in Aufnahme gekommenen Ostseebades bemerkenswerth. Vgl. W. von Raumer, „Die Insel Wollin und das Seebad Mistroy" (Berl. 1851).

**Miserēre**, d. h. erbarme dich, heißt ein berühmter Kirchengesang, eigentlich der 57. Psalm, nach den Anfangsworten in der Vulgata: Miserere mei, domine. Besonders berühmt ist die Composition des Miserere von Allegri (s. d.), welche seit ihrer Entstehung im 17. Jahrh. alljährlich in der Charwoche von den Sängern der päpstlichen Kapelle in Rom ausgeführt wird. Außer dieser Composition sind vorzüglich noch die von Leon. Leo und Tom. Baj zu nennen.

**Miserēre** bezeichnet in der Heilkunde das Kotherbrechen, den sogenannten Ileus, d. h. jenen Zustand der Verdauungsorgane, wobei nach vorausgegangenen heftigen Vorboten (hartnäckiger Stuhl- und Blähungsverhaltung, Bauchauftreibung, Bauchschmerz, Aufstoßen, Übelkeit, Würgen u. s. w.) endlich Massen vom Geruch und Aussehen des Menschenkothes durch den Mund ausgebrochen werden. Dieser Zustand ist an sich gefährlich, noch mehr aber durch die innern Zustände, welche er anzeigt. Er beruht nämlich stets auf Unburchgängigkeit des Darmkanals, mag diese nun durch einen eingeklemmten (innern oder äußern) Eingeweidebruch, oder durch eine Verengung, Verschlingung oder Ineinanderschiebung des Darmrohres, oder durch Entzündung oder Lähmung des Darms (letzteres der sogenannte spontane Ileus) entstanden sein. In manchen dieser Fälle gelingt es noch, durch chirurgische Operationen Hülfe zu schaffen, in andern durch reichliche und energische Klystiere (von kaltem oder Eiswasser, Bleiwasser, Luft u. s. w.), oder durch innerlich gereichte Eisstückchen, Opiate u. s. w. Seltener paßt die ehedem zu allgemein übliche Darreichung kräftiger Abführmittel, z. B. von Calomel, Ricinusöl, Bittersalz, Senna, Crotonöl u. dgl.

**Misericordias Domini**, s. Sonntag.

**Mißgeburt** (monstrum) nennt man eine menschliche Frucht, deren Gestaltung von der Regelmäßigkeit abweicht. Solche Abweichungen, auch Mißbildungen oder Monstrositäten genannt, kommen sehr häufig vor und sind als fehlerhafte Äußerungen der bildenden Thätigkeit im Weibe anzusehen, welche auf dreierlei Art zu Stande kommen können. Wenn der Bildungstrieb dem Fötus (s. d.) mehr anbildet, als diesem gebührt, so entstehen Geschöpfe, bei denen sich eine die Norm übersteigende Größe mancher Gliedmaßen oder auch ganz neue überzählige Gebilde finden, z. B. Hände mit sechs Fingern u. s. w. (monstrositates per excessum); bringt hingegen die bildende Thätigkeit die Frucht nicht bis zu dem Grade von Ausbildung, den diese erreichen soll, so fehlen ihr mehr oder weniger wichtige Theile, z. B. das Gehirn, der Kopf oder ein Theil desselben, Eingeweide, Arme, Beine, Finger u. s. w. (monstrositates per defectum). Die Früchte der zweiten Classe hat man auch Hemmungsbildungen genannt, indem sich bei ihnen meist nachweisen läßt, daß das vermißte Organ zwar ursprünglich vorhanden gewesen sei,

auch eine gewisse Stufe der Ausbildung erreicht habe, auf dieser aber stehen geblieben sei. Die dritte Classe von Misgeburten endlich ist die, wo die genannte Kraft am unrechten Orte thätig gewesen ist und den Organen eine falsche Lage gegeben hat, z. B. wo man das Herz in der rechten Seite der Brust findet u. s. w. (monstrositates per situm partium mutatum). Eine Ordnung von Misgeburten, welche theils zur ersten, theils zur zweiten Classe gerechnet werden kann, bilden diejenigen Früchte, wo offenbar zwei ursprüngliche Embryonen zu einem Körper verwachsen und von jedem nur gewisse Organe, die gewöhnlich dann in dem andern verkümmern, ausgebildet worden sind, z. B. Körper mit zwei Köpfen, drei oder vier Händen oder Beinen u. s. w. Überhaupt sind die Verschiedenheiten so vielfältig, daß mancher Fall für sich allein eine Ordnung bildet, wie die beiden zusammengewachsenen Siamesen, welche streng genommen zu den Misgeburten zu zählen sind. Über die Gelegenheitsursachen der Bildungsabweichungen ist man noch wenig unterrichtet. Als öftere ausgemachte Ursachen möchten wol Schwächlichkeit der Ältern, Druck oder Stöße auf den Leib einer Schwangern und ähnliche Beeinträchtigungen anzunehmen sein, während andere, wie das sogenannte Versehen, noch sehr problematisch sind und die frühere Annahme einer Geschlechtsvermischung mit bösen Geistern oder Thieren vor dem Lichte einer aufgeklärten Zeit geschwunden ist. Ist die Naturkunde in Auffindung der Gesetze, denen die Bildung von Misgeburten unterworfen ist, bis jetzt nur zu unbedeutenden Resultaten gelangt, so hat sich die Jurisprudenz um so entschiedener dieser Geschöpfe angenommen und über alle die Punkte, welche dabei von Wichtigkeit sind, ziemlich bestimmte Regeln aufgestellt. Wenn bei geringern Verunstaltungen, welche die Lebensfähigkeit nicht beeinträchtigen und die menschliche Gestalt noch deutlich erkennen lassen, über die Ansprüche auf Menschenrechte kein Zweifel erhoben werden kann, so wird bei zweifelhaften Fällen das Endurtheil darüber aufgeschoben, weil man nicht wissen kann, ob die Gestalt nicht später noch der menschlichen ähnlicher werde; auf keinen Fall aber ist es erlaubt, ein lebendes, von einem Menschen geborenes Wesen, welche Gestalt es auch habe, zu tödten.

**Misheirath** (franz. mésalliance, lat. disparagium). Schon im alten Rom gab es einen solchen Unterschied der Stände, daß Heirathen zwischen ihnen gesetzwidrig waren. Bei den german. Völkern finden wir das im Anfange nur zwischen Freien und Unfreien, und erst allmälig bildete sich der Rechtssatz: Das Kind folgt der ärgern Hand, sodaß die Kinder eines unfreien Ehegatten unfrei wurden, wenn auch der andere Theil frei war. Später trug man diese Ansicht auch auf das Verhältniß des hohen Adels zu den übrigen Ständen des Volkes über und suchte sie, wenigstens in Deutschland, auch unter den einzelnen Classen des erstern geltend zu machen, was jedoch mehr zu unaufhörlichen Streitigkeiten und Zweifeln als zu festen Grundsätzen darüber führte. Dem niedern Adel wurde derselbe Standpunkt nur im Verhältniß zu Unfreien zugeschrieben, und seine mit Freien, wenn auch Nichtadeligen, erzeugten Kinder blieben adelig und lehnsfähig, wiewol er es später dahin brachte, daß wenigstens für gewisse Verhältnisse die allseitig adelige Abkunft erfodert wurde, z. B. bei Stiftern, Hofämtern und auf Landtagen. Doch das Alles hat sich neuerdings vielfach wieder geändert. In England kennt man den Begriff der Misheirath auch beim hohen Adel nicht. In Deutschland dispensirte sehr häufig bei Misheirathen der Kaiser. Gegenwärtig hat der ganze Begriff auch in Deutschland nur bei den regierenden Häusern, denen übrigens der hohe Adel des ehemaligen Deutschen Reichs zufolge der Bundesacte (Art. 14) ebenbürtig ist, eine rechtliche Bedeutung. Vgl. Heffter, „Beiträge zum deutschen Staats- und Fürstenrechte" (Bonn 1829).

**Miskolcz**, ein sehr großer Marktflecken und der Hauptort des Comitats Borsod im pesther Districte Ungarns, an der aus Oberungarn nach Pesth führenden Poststraße, in einem angenehmen, vom Bache Szinva bewässerten Thale gelegen, ist der Sitz eines Stuhlgerichts, einer Finanz-Bezirksdirection, eines Steueramts und einer ref. Superintendentur, hat ein kath. und ein ref. Gymnasium, eine Synagoge, eine kath. Hauptschule, ein Post- und Salzamt, ein ungar. Theater und an bemerkenswerthen Gebäuden das Minoritenkloster mit seiner Kirche, die Pfarrkirche, die griech. Kirche, die Kirchen der Lutheraner und Reformirten, das schöne Krankenhaus und viele andere. Der Haupterwerb der 30000 E., welche fünf große Jahrmärkte unterhalten und auch bedeutende Steinbrüche ausbeuten, ist Handel mit Wein, Getreide und Leder, sowie starker Weinbau, der in dem nahen Weingebirge Mindszent ein vortreffliches Gewächs liefert, Vieh- und Bienenzucht, Ackerbau, überhaupt Landwirthschaft.

**Misogynie** schließt dieselben Begriffe (**Weiberhaß** oder **Weiberscheu**) wie Misanthropie (s. d.) ein, nur mit dem Unterschiede, daß sich diese auf das ganze menschliche, jene nur auf das weibliche Geschlecht bezieht. Die Ursachen des Weiberhasses liegen im Verstande oder im Ge-

fühl. Auch können körperliche Gründe zu seiner Entstehung mitwirken, besonders wenn durch zügellose und unnatürliche Ausschweifungen das Geschlechtssystem zerrüttet oder auf eine andere Art beeinträchtigt ist. Deshalb sind auch Eunuchen, Onanisten, Päderasten und Sodomiten meist Weiberfeinde (Misogynen, Weiberhasser oder Weiberscheue), während in seltenen Fällen die körperliche Constitution mit Neigung zur Melancholie, oder geistige Einwirkungen von außen, Lehren, Erziehung und Lebenserfahrungen den Weiberhaß allein hervorbringen. Als krankhafter Zustand unterliegt er einer halb psychischen, halb physischen Behandlung, welche aber selten ein befriedigendes Resultat gewährt.

**Mispel** (Mespilus) heißt eine zu den Pomaceen gehörende Pflanzengattung, deren zwei bis fünf Griffel zur Blütezeit unten in einen einzigen verschmolzen sind, auf der Frucht aber voneinander entfernt werden. Es sind dornige Sträucher oder Bäumchen, die durch Cultur ihre Dornen verlieren. Die Blätter sind ganz, die fünf Kelchzipfel blattartig und der Steinapfel enthält 2—5 Steinkerne. Von dieser artenarmen Gattung wird die im südlichsten Deutschland, sowie in Frankreich und ganz Südeuropa einheimische **gemeine Mispel** (M. Germanica) bei uns in Gärten häufig als Obstbaum cultivirt. Die Früchte (**Mispeln**) sind aber auch bei völliger Reife sehr herb und werden erst später durch Liegen, wenn sie durch eine Art Gährung teigig geworden sind, wodurch sie einen weinartigen Geschmack bekommen, als Obst genießbar. In den Gärten unterscheidet man als Sorten der gemeinen Mispel die gemeine Gartenmispel, die große Gartenmispel oder holländ. Mispel und die Mispel ohne Kern. Das Holz des Stamms ist sehr zähe und daher zu Drechslerarbeiten wie auch beim Mühlenbau sehr brauchbar.

**Missalen** oder **Meßbücher** heißen in der röm.-kath. Kirche diejenigen liturgischen oder gottesdienstlichen Bücher, welche die von der Kirche geordneten Messen für alle Sonn- und Festtage, für besondere Gelegenheiten, z. B. für die Todtenfeier, die evangelischen und epistolischen Perikopen, Gebete und den Meßkanon enthalten. Der Name entstand im 7. oder 8. Jahrh. Ein in der ganzen röm.-kath. Kirche gültiges Meßbuch gibt es zufolge der Beschlüsse der Tridentinischen Kirchenversammlung erst seit 1570, und es mußte dieses **römische Missal** (Missale Romanum), das auf Befehl Pius' V. durch röm. Theologen abgefaßt wurde, vom Tage seiner Publication (14. Juli) an gerechnet, von den Priestern in Rom nach einem Monate, von denen diesseit der Alpen binnen drei und jenseit derselben binnen sechs Monaten eingeführt werden. Nur diejenigen Kirchen, welche ihr bisheriges Meßbuch ununterbrochen seit ihrer Stiftung oder wenigstens 200 J. lang gebraucht hatten, durften es mit der Einführung des röm. Missals nach Belieben halten, und so haben denn z. B. in Deutschland Mainz, Köln, Münster und andere Diöcesen ihre eigenen Meßbücher. Solche Particularmeßbücher, deren erstes sich schon unter Kaiser Ludwig dem Frommen gebildet haben soll, gab es vor der Publication des röm. Missals sehr viele, und es weichen dieselben von dem römischen bedeutender ab als die jetzt nachgelassenen. Zwei mal wurde das röm. Missal, weil in die an unzähligen Orten veranstalteten Ausgaben sich Irrthümer eingeschlichen hatten, revidirt, nämlich auf Befehl Clemens' VIII. 1604 und Urban's VIII. 1634, und so besteht das heutige röm. Meßbuch. — Die alten Missalen vor Erfindung der Buchdruckerkunst wurden oft auf das prächtigste geschrieben, mit den schönsten Initialen und Miniaturen geschmückt und mit den kostbarsten Einbänden versehen; Reiche ließen sie abschreiben und machten damit Geschenke an Kirchen. Ungefähr zwei Jahrhunderte vor Erfindung der Buchdruckerkunst entstand eine Art größerer goth. Buchstaben (**Mönchsschrift**), mit welchen man die Missalen schrieb; sie wurden, als die Buchdruckerkunst erfunden war, nachgeschnitten und zum Drucke von Meßbüchern gebraucht, woher eine gewisse Art größerer Typen den Namen **Missalbuchstaben** führt.

**Missionen** werden im engern Sinne die vom päpstlichen Stuhle zu Rom abgefertigten Gesandtschaften an fürstliche Höfe zu Unterhandlungen oder zum Abschlusse kirchlicher Angelegenheiten, vorzugsweise aber die zur Verpflanzung des Christenthums unter nichtchristliche Völker unternommenen Sendungen christlicher Lehrer genannt. Schon in den ersten Zeiten des Christenthums gingen Christen in nahe und ferne Länder, das Evangelium zu predigen. Solche Glaubensboten, später **Missionare** genannt, waren Palladius in Irland, Columbanus in Schottland, ein anderer Columbanus in Britannien und Frankreich, Augustinus in England, Gallus und Emmeran in Alemannien, Kilian in Baiern, Willibrord in Franken, Swidbert in Friesland, Siegfried in Schweden, Bonifaz in Thüringen und Sachsen, Adalbert in Preußen, Cyrill und sein Bruder Methodius unter den Slawen u. A. Als die kath. Kirche durch die Reformation im 16. Jahrh. viele Bekenner verlor, suchte sie durch Sendlinge unter ihre Glaubensgenossen in protest. Ländern nicht nur sich zu befestigen, sondern auch Protestanten für sich zu

gewinnen. Diese Sendlinge erhielten zur Förderung ihrer Thätigkeit besondere Privilegien, z. B. überall predigen, Beichte hören und Ablaß ertheilen zu können. Sie nannte solche Unternehmungen auch Missionen, und in ihnen besteht gerade in unserer Zeit die sogenannte Innere Mission der kath. Kirche, wesentlich verschieden von der Innern Mission (s. d.) unter den Protestanten. In jener Beziehung zeigten sich die Benedictiner und Cistereienser, dann die Prämonstratenser, die Bettelorden und die Jesuiten besonders thätig. Doch auch im Heidenthume suchte Rom seine Verluste zu ersetzen. Zur planmäßigen Bekehrung desselben wie überhaupt zur Beaufsichtigung aller Bekehrungsangelegenheiten wurden in Rom durch Gregor XV. 1622 die Congregatio de propaganda fide und durch Urban VIII. 1627 das Collegium de propaganda fide gegründet (s. Propaganda), sowie in verschiedenen Gegenden Lehranstalten oder Häuser mit klösterlicher Einrichtung zur Bildung der Missionare gestiftet. Diese Anstalten oder Häuser führen jetzt gewöhnlich den Namen Seminarien. Gleichzeitig und zu gleichem Zwecke bildeten auch Weltgeistliche, namentlich in Frankreich und Italien, eine Menge Missionsvereine. Dahin gehören die Priester vom Oratorium in Frankreich und Italien, die Lazaristen, die Missionspriester vom heil. Sacrament, die Seminaristen von St.-Sulpice in Paris, die Missionspriester von Jesus und Maria und die Seminaristen von St.-Nicolas in Frankreich; die Oblaten des heil. Ambrosius in Italien, die Redemptoristen, die Missionspriester des Heiligen Geistes, die Priester des Seminars der auswärtigen Missionen und die Missionspriester von St.-Joseph, von St.-Garde und von Frankreich, die, obschon zum größten Theile in Frankreich seit der Julirevolution aufgehoben, jetzt doch insgesammt wieder in voller Thätigkeit sind. Die bedeutendsten Missionen der kath. Kirche sind die nach China, Ostindien und Japan. Indeß haben dieselben gerade in der neuesten Zeit theils durch die Thätigkeit protest. Missionarien, theils durch die Verfolgungen, welche von Seiten der heidnischen Obrigkeiten über die neubekehrten Christen verhängt wurden, vielen Boden verloren; wie denn auch nicht zu verkennen ist, daß der apostolische Stuhl, zu sehr mit europ. Angelegenheiten beschäftigt, in seiner Missionsthätigkeit für die überseeischen Länder etwas nachgelassen hat. Dagegen ist der Eifer für solche Thätigkeit unter den Protestanten seit dem Anfange des 18. Jahrh. mächtig erwacht. Schon im 17. Jahrh. (1647) bestätigte in England eine Parlamentsacte die Gesellschaft zur Ausbreitung des Christenthums in fremden Ländern. Ihr folgte 1698 die Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß; dann entstand 1704 unter Francke's Mitwirkung die von Friedrich IV. von Dänemark reich ausgestattete dän.-hallische Missionsgesellschaft, die bald nach ihrem Entstehen einen der bedeutendsten Missionarien, Ziegenbalg (s. d.), nach Ostindien aussendete und seitdem immer, sowol in der Präsidentschaft Madras als auf den Sundainseln, thätig gewirkt hat. Die Brüdergemeine (s. d.) erwies sich auch in ihrer unmittelbaren Betheiligung an dem Missionswerke als einen Sprößling der Francke'schen Schule; nur ging sie dabei von ganz andern Grundsätzen aus. Während sie ihre Missionarien nicht allein, sondern in Gesellschaft von Brüdern aussendete, die an dem Orte ihrer Bestimmung sofort eine Niederlassung gründeten, und ihre Missionarien instruirte, unter den Heiden eine stille Wirksamkeit zu entwickeln und dabei nur auf die einfachsten biblischen Anschauungen und Lehren zu halten, wollten die hallischen Missionarien, die der heidnischen Bevölkerung eines ganzen Landes allein gegenübertreten mußten, nicht die einfache Lehre der Bibel, sondern ihre Dogmatik geltend machen. Diesem Beispiele folgen mehr oder weniger Alle, die neuerdings von den Missionsgesellschaften zu Basel (gestiftet 1816), Berlin (gestiftet 1823), Barmen (gestiftet 1829) und Dresden (gestiftet 1836), sowie von dem norddeutschen Missionsvereine (gestiftet 1835), der seinen Hauptsitz in Hamburg hat, und vom Centralverein in Baiern (gestiftet 1844) ausgesendet werden. Andere Vereine in Deutschland haben keine selbständigen überseeischen Verbindungen, sondern schließen sich an einen der genannten Hauptvereine an. Die Niederländer gründeten 1797 eine Missionsgesellschaft für ihre Colonien. Keiner von diesen Vereinen kann sich jedoch, was die Erfolge der Wirksamkeit und die Mittel, welche ihm jährlich zu Gebote stehen, auch nur im entferntesten mit der Brüdergemeine, geschweige mit den in England bestehenden Missionsanstalten vergleichen.

Zu den aus früherer Zeit in England vorhandenen Missionsanstalten hat sich 1700 die Gesellschaft zur Ausbreitung christlicher Erkenntniß, 1731 die Hauptmissionsgesellschaft der deutschen Brüdergemeine, 1794 die londoner große Missionsgesellschaft für Südafrika und Australien, 1796 die schott. Missionsgesellschaft für Westasien und Westindien gesellt. Außerdem besteht in England die Kirchenmissionsgesellschaft für Afrika und Ostindien; die Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums in fremden Ländern, welche sich früher blos auf Nordamerika beschränkte; die Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums in den schott. Hochländern (seit

1709); die inländische Missionargesellschaft (seit 1819); die londoner herrnhuter Verbrüderung; die Wesleyanische Missionargesellschaft; die Baptisten-Missionargesellschaft (seit 1792); die Missions- und Betbüchergesellschaft der neuen Jerusalemkirche (seit 1721); die Missionsgesellschaft für das feste Land (seit 1818); die londoner Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums unter den Juden und die Damengesellschaft in der bischöflichen Judenkapelle, sowie der Missionar-Predigerverein, der 1825 aus Edinburg nach London verpflanzt wurde. Auch wurde zu Malakka 1808 eine anglo-chines. Mission und 1818 ein anglo-chines. Collegium gegründet. Da die Engländer in dem Christenthume das wirksamste Mittel der Civilisation vorzüglich in den Colonien sehen, so kommt die brit. Staatskunst in der Erreichung dieses Zwecks dem Eifer der Missionsgesellschaften, mit denen die in- und ausländischen Bibel- und Tractatengesellschaften in engster Verbindung stehen, bereitwillig entgegen. Die Summen, welche jährlich für die Zwecke dieser Anstalten verwendet werden, sind ungeheuer. Sie betragen nach einem ungefähren Überschlage gegen 2 Mill. Pf. St. Was die Großartigkeit der Mittel anlangt, so kann gegenwärtig nur Nordamerika mit England in die Schranken treten. Zu den bedeutendsten Missionsgesellschaften in den Vereinigten Staaten gehören die amerik. Anstalt für Missionen im Auslande (gestiftet 1810); die Missionsanstalt der Baptisten für das Ausland (gestiftet 1814); die Missionsanstalt der Generalversammlung (der Presbyterianer), gestiftet 1818; die methodistische Missionsanstalt (gestiftet 1819) und die amerik.-inländische Missionsgesellschaft (gestiftet 1830). Ihr Einkommen beträgt jährlich bereits über eine Mill. Dollars, und es ist eben deshalb natürlich, daß auch die Erfolge ihrer Wirksamkeit bedeutender sind als die der Missionsvereine. Vgl. Wiggers, „Geschichte der evang. Mission" (Hamb. 1845).

**Missionspriester** heißen in der kath. Kirche überhaupt die Priester, welche in besondern, nach Klosterform eingerichteten Lehranstalten zu Missionaren für Nichtchristen, insbesondere auch für Protestanten gebildet wurden, in klösterlichen Vereinen für die Missionszwecke leben und für deren Förderung durch Lehre, durch die Errichtung von Seminarien und Bildung von Zöglingen thätig sind. Als religiöse Vereine betrachtet bilden sie Congregationen. Als besonders beachtenswerth erscheinen die **Priester der Mission**, die durch Vincent de Paula in das Leben traten (s. Lazaristen), ferner die **Missionspriester von der Congregation des heil. Sacraments**, auch Missionare der Klerisei genannt. Ihr Stifter war der Bischof Authier zu Avignon (1632); Innocenz X. bestätigte sie (1647) mit der Befugniß, die Missionen und deren Seminare zu verwalten. Im J. 1790 wurden sie zwar aufgelöst, sie bestehen aber jetzt wieder in früherer Thätigkeit. Ihre Kleidung ist die gewöhnliche der Priester. Ebenso kleiden sich die **Missionspriester von der Congregation Jesus und Maria**, nach ihrem Stifter, dem Priester Eudes, auch **Eudiken** oder **Eudisten** genannt. Das erste Kloster gründete der Stifter zu Caen in der Normandie. Die Klöster, die seinem Streben folgten, wurden 1643 zur Congregation vereinigt. Der Zweck bestand in der Stiftung von Seminarien and Missionsanstalten, in der Erziehung und Bildung junger Geistlichen zu Missionaren. Die oberste Leitung lag in den Händen des Bischofs, der auch die Superioren wählte und bestätigte. Die Congregation verbreitete sich stark in Frankreich, wurde in der großen Revolution zwar aufgelöst, nach der Restauration aber 1817 wiederhergestellt und entfaltet jetzt wieder eine große Thätigkeit in Frankreich. Dasselbe gilt auch von dem Vereine der **Missionspriester des Heiligen Geistes**, die 1701 durch die Kleriker Desplaces, Vincent le Bardier und Henri Garnier in Paris entstanden und mit besonderm Eifer den Missionen in Asien, Afrika und Amerika sich widmen. Sehr bemerkenswerth sind endlich die **Missionsprediger von Frankreich** durch ihren Ketzereifer gegen die Protestanten und ihre ultramontanen-politischen Bestrebungen. Sie wurden vom Abbé Legris-Duval, Rausan, de Forbin-Janson zum Zwecke der Mission für alle franz. Provinzen gestiftet und von Ludwig XVIII. 1816 gesetzlich bestätigt. Der Haß des Volkes, den sie sich zugezogen hatten, äußerte sich 1830 durch die Zerstörung ihres Hauses und ihrer Kirche in Paris; doch entwickeln sie gegenwärtig wieder ihre frühere Thätigkeit.

**Mississippi**, in der Sprache der Algonkin-Indianer Missi-Sipi, d. h. Gesammtfluß oder Großer Fluß, ist der gewaltigste Strom von Nordamerika, der wichtigste der Vereinigten Staaten und einer der größten der Erde. Nachdem seine Mündung seit 1519 entdeckt und seine Ufer seit 150 J. bewohnt waren, hat Schoolcraft erst 1832 seine Quellen in dem Territorium Minesota (s. d.) aufgefunden. Dieselben liegen unter 47° 10′ n. Br. auf dem unbedeutenden Wasserscheiderücken zwischen der Nord- und Südhälfte der großen nordamerik. Binnenebene, und zwar in dem kleinen krystallhellen, von bewaldeten Landhöhen umgebenen See Itasca oder La-

Biche, welcher 1407 F., oder in den ihm zufließenden Bächen, von denen der längste seinen Ursprung in einer Höhe von 1437 F. über dem Meere hat. Der Mississippi fließt anfangs durch mehre andere kleine Seen nordwärts, dann ostwärts, bildet nach einem 60 M. langen Laufe seine ersten Wasserfälle, die von Peckagama, strömt nun in unzähligen Windungen durchgängig südwärts durch eine der ausgedehntesten Tiefebenen der Erde und wälzt seine ungeheuere Wassermasse unterhalb Neuorleans durch mehre Mündungsarme, unter denen die zwei bedeutendsten der von Balize oder der Nordostpaß und der von allen größern Schiffen als Hauptstraße befahrene Südwestpaß sind, in den Golf von Mexico. An der Mündung bildet er ein 660 QM. großes Delta (s. Louisiana), welches sich stets erweiternd seewärts vordringt, indem der Strom, nach der Berechnung des Geologen Lyell, jährlich 3703 Mill. Kubikfuß Schlamm, Sand u. s. w. in das Meer führt, sodaß nach den Aussagen der Lootsen von Balize die Mündungsarme in den letzten 24 J. um eine engl. M. weiter in dasselbe vorgerückt sind. Der Mississippi nimmt etwa 200 Nebenflüsse auf, die durch ihren Wasserreichthum seine Fluten außerordentlich verstärken, sein Gebiet weithin gegen Westen bis in das Felsgebirge, gegen Osten bis in das Alleghanygebirge erweitern und von denen die namhaftesten rechts der St.-Peters oder Minesota, Jowa, Des Moines, Missouri (s. d.), St.-Francis, White-River, Arkansas und Red-River, links der Ste.-Croix, Wisconsin, Illinois, Ohio und Yazoo sind. Der directe Abstand seiner Quelle von der Mündung beträgt 353 M., seine Stromentwickelung dagegen in Folge der außerordentlich vielen Windungen (Bends) 650 M. Betrachtet man aber den 680 M. langen Missouri als Hauptquellarm des ganzen Stromsystems, so beträgt die Stromentwickelung des Mississippi 970 M., eine Wasserlinie, wie sie kein anderer Strom der Erde aufweist. Auch ist sein Stromgebiet nach neuern Ermittelungen 70000 QM. groß, sodaß ihn in dieser Beziehung nur der Marañon übertrifft. Seiner ungeheuern Länge entspricht jedoch nirgends seine Breite. Beim Eintritt des Missouri, wo sein 290 M. langer Unterlauf beginnt (der Oberlauf mißt 360 M.), ist er, wie der Missouri, kaum eine Viertelmeile breit und nach der Aufnahme des Ohio eben auch nicht mehr. Die Tiefe dagegen nimmt von der Mündung des Missouri an bedeutend zu. Schon nahe unterhalb St.-Louis beträgt sie stellenweise 180—190 F., bei Neuorleans 130—225 F. unter Hochwassermarke. An der Mündung jedoch nimmt sie wieder sehr ab, sodaß der niedrige Wasserstand an den Mündungspässen ein außerordentlich großes Hinderniß für die Schiffahrt bildet und namentlich nachtheilig auf den ganzen Handel von Neuorleans einwirkt. Die Schiffahrtslinie des Mississippi selbst hat eine Länge von 434 M., indem sie aufwärts bis zu den Wasserfällen von St.-Anthony, oberhalb St.-Paul in Minesota, reicht. Aber die Schiffahrt ist erschwert und gefährdet durch die zahlreichen Sandbänke, durch die von der reißenden Wassermasse sammt den darauf stehenden Bäumen fortgespülten Erdmassen der Ufervorsprünge, durch die sogenannten Snags und Sawyers, d. h. solche Stellen, wo Bäume, die im Schlamme des Flußbetts festgerathen sind, mit ihren Wipfeln hervorragen, durch die zu vielen Ellen dicken Massen sich verfilzenden Bäume, welche von der Springflut stromabwärts geführt werden, wo sie auf dem Delta und vor den Mündungen über Hunderten von Quadratmeilen abgelagert liegen, endlich durch die vielfachen Wirbel und Gegenströmungen, die sich durch den gewundenen Lauf des Stroms und Ufervorsprünge bilden. Gleichwol vermittelt der Mississippi, indem er in seiner ganzen Länge das Gebiet einer einzigen, eng verbundenen Staatengruppe durchflutet, als die Hauptpulsader derselben den regsten Verkehr auf einer Strecke von beinahe 20 Breitengraden. Er durchfließt und berührt neun Staaten (Wisconsin, Jowa, Illinois, Missouri, Kentucky, Tennessee, Arkansas, Mississippi, Louisiana) und ein Staatsgebiet (Minesota). Er und seine Nebenflüsse sind auf einer Strecke von 3625 M. für Dampfschiffe fahrbar, und über 600 der letztern befinden sich auf diesen Strombahnen in steter Thätigkeit. So bildet sein Stromnetz das Adersystem, welches das große Centralland Nordamerikas belebt und welches überdies durch künstliche Kanäle mit der canadischen oder Lorenzoseenkette im Norden und mehren Flüssen der atlantischen Küstenterrasse im Osten in Verbindung steht. Das Bassin des Mississippisystems, welches jetzt 9 Mill. E. zählt, bietet in seiner großen landwirthschaftlichen Productivität, in seinen unermeßlichen Waldungen und in seinen mineralischen Schätzen die Mittel, mehr als 100 Mill. Menschen innerhalb seiner Grenzen zu ernähren und dennoch einen bedeutenden Überschuß seiner Bodenerzeugnisse auszuführen. Schon in naher Zukunft dürfte dieses Bassin in jeder Beziehung den Schwerpunkt der Vereinigten Staaten bilden und dann bestimmend auf die Weltverhältnisse einwirken, zumal wenn der Mississippi durch Eisenbahnen mit dem Stillen Ocean verbunden sein wird, eine Verbindung, die dem Welthandel eine veränderte Richtung geben und Englands Handelsübergewicht der Wahrscheinlichkeit nach brechen

wird. Nach dem Mississippi ist der Staat Mississippi (s. d.) benannt und an ihm liegt Louisiana (s. d.), auf welches die im Anfange des 18. Jahrh. von Law (s. d.) auf Actien gegründete Mississippi-Gesellschaft ihre Speculationen richtete. Vgl. Ellet, „Of the physical geography of the Mississippi-valley" (Washingt. 1849); Olshausen, „Das Mississippithal" (Kiel 1853).

**Mississippi**, einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika, an der Südküste, im W. durch den Mississippistrom von Arkansas und zum Theil von Louisiana geschieden, im S. an letzteres und an den Mexicanischen Meerbusen, im O. an Alabama, im N. an Tennessee grenzend, hat eine Oberfläche von 2225¾ QM. Dieselbe gehört zur Hälfte dem Gebiete des Mississippistroms an und ist sehr mannichfaltig gestaltet, im Süden Küstenniederung, in der Mitte Hochterrasse, im Norden Bergland. Erstere, eine vollkommene Ebene, erstreckt sich auf 22 M. landeinwärts, schwillt nur an wenigen Stellen zu unbedeutenden Hügeln an und ist an der Grenze der Hochterrasse mit dichten Kiefer- und Fichtenwaldungen bedeckt, die hin und wider, nach Süden zu, durch Cypressenswamps und offene Prairien unterbrochen werden und endlich in häufig überschwemmte Marschen und Fieber erzeugende Sümpfe übergehen. Ein großer Theil dieses Küstenlandes ist indeß zum Ackerbau geeignet, da der Boden, obgleich im Allgemeinen sandig, ja kiesig, doch einen thonigen Untergrund hat und der Sand mit Muschelkalk und Mergel gemischt auftritt. Auf der Hochterrasse nimmt gegen Norden hin die Wellenform der Oberfläche, die Güte des Bodens, die Gesundheit des Klimas, der Wechsel des Holzwuchses zu, und selbst das Bergland ist von außerordentlicher Fruchtbarkeit und hat das gesundeste und angenehmste Klima. Der Boden ist glücklich gemischt und auf ihm gedeihen die Producte des Norden und Süden gleich gut. Am fruchtbarsten sind die Marschen am Yazoo und am Mississippi, welche letztere jedoch Überschwemmungen unterliegen. Der Hauptstrom ist der Mississippi, welcher den Yazoo, den Big-Black und Homochitto aufnimmt. Der schiffbare Pascayoula mündet in die gleichnamige Seebucht, der Pearl in den See Borgne des Mississippideltas. Der Tombeckbee geht südöstlich nach Alabama über; der Tennessee berührt die Nordostecke des Staats. Die Zahl der Bewohner ist fortwährend im Steigen. Sie belief sich 1800 auf 8850, 1810 auf 40352, 1820 auf 75448, 1830 auf 136621, 1840 auf 375651, 1850 auf 606555 Seelen, darunter 295758 Weiße, 897 freie Farbige, 309898 Sklaven. Die zu den Stämmen der Cherokees, Choctaws und Chickasaws gehörigen Indianer, welche früher ein eigenes Gebiet inne hatten, wurden seit 1832 gegen gewährte Entschädigung zur Übersiedelung auf das jenseitige Ufer des Mississippi vermocht. Landwirthschaft ist die Haupterwerbsquelle des Landes. Die Bodencultur kommt mit jedem Jahre mehr in Aufnahme und der Plantagenbau ist durch den ganzen Staat eingeführt. An Farmland waren 1850 bereits 3,344358 Acres bebaut, 7,046061 unbebaut. Man baut hauptsächlich Mais, Weizen, Zuckerrohr, Baumwolle, welche den Hauptstapelartikel bildet; auch Reis und Hafer wird viel gewonnen, außerdem Taback, Wein, Ahorn und etwas Seide. Der Viehzucht wird große Aufmerksamkeit gewidmet, besonders im Norden und, neben der Baumwollencultur, in dem sogenannten Kuhlande im Südosten. Mancher Pflanzer hat Rinderheerden von mehr als 1000 Stück und Schweine werden in noch größerer Menge gezogen. Auch der Gewerbfleiß hebt sich immer mehr. Der Handel findet seine größte Unterstützung in dem Mississippistrom, der mit seinen Nebenflüssen der Baumwolle nach allen Himmelsgegenden die Ausfuhr ermöglicht. Doch ist die Schiffahrt nicht bedeutend und Seeschiffe fehlen dem Staate gänzlich. Eisenbahnen besitzt das Land drei, wovon 1. Jan. 1852 93 engl. M. fertig und 273 im Bau begriffen waren. Die Hauptabsatzmärkte für die Landeserzeugnisse sind Neuorléans in Louisiana, Mobile in Alabama, Memphis in Tennessee. Der Staat wurde 1817 in die Union aufgenommen. Er hat seine Verfassung 1832 revidirt und sendet jetzt fünf Repräsentanten und zwei Senatoren in den Nationalcongreß. Die Gesetzgebende Versammlung, bestehend aus 92 Repräsentanten auf zwei Jahre und zwölf Senatoren auf vier Jahre, tritt alle zwei Jahre am 1. Jan. zusammen. Der Gouverneur wird auf vier Jahre gewählt und bezieht einen Gehalt von 3000 Doll. Das Staatseigenthum belief sich 1850 auf 2 Mill., das besteuerte Privateigenthum auf 208,422167, das wirkliche auf 228,951130 Doll.; die Einnahme auf 379407, die Ausgabe auf 314429, die Staatsschuld auf 7,271707 Doll. Die 1844 gegründete Universität des Staats befindet sich zu Oxford. Die Hauptstadt Jackson, am Pearl, der hier schiffbar wird, umgeben von Gärten und Baumwollenpflanzungen, zählt 5000 E. Die Stadt Columbus, am Tombeckbee, hat 9312, Vicksburg, am Mississippi, 4211 E. Die wichtigste Stadt ist jedoch Natchez, am Mississippi, mit dem Fort Panmure und 5240 E. Sie liegt 63 M. nordwestlich von Neuorléans und hat bedeutenden Baumwollenhandel; bis zu ihr gehen die größten Dampfschiffe stromaufwärts.

**Missive**, Sendschreiben, nennt man gewisse amtliche Zufertigungen, so z. B. in manchen protest. Staaten die Zufertigungen der geistlichen Aufsichtsbehörden, der Superintendenten, an die Geistlichen, durch welche allgemeine Anordnungen zur Nachachtung mitgetheilt werden.

**Missolonghi**, eine im griech. Freiheitskampfe berühmt gewordene, jetzt zu der griech. Nomarchie Akarnanien und Ätolien gehörige Stadt, der Hauptwaffenplatz und das strategisch wichtige Bollwerk der Hellenen in Westhellas und von diesen auch Klein-Venedig genannt, liegt höchst ungesund auf einer Landzunge in der seichten Bai am Eingange des Golfs von Patras. Nicht weit davon befindet sich auf einer Insel das ebenfalls befestigte Anatoliko, sodaß man beiden Plätzen nur mit Fischerkähnen sich nähern kann. M. ist durchaus neuern Ursprungs und nicht viel über drei Jahrh. alt. Von Fischern gegründet, wurde es bald durch seine wichtige Lage von Bedeutung und hob sich schnell durch den Handel. Obgleich 1715 von den Türken verwüstet und 1770 beim Aufstande gegen die Türken betheiligt, zählte es 1804 doch schon wieder 4000 E. Es regierte sich damals nach eigenen Gesetzen und entrichtete an die Türken nur den gewöhnlichen Kopfzins. Beim Ausbruche des griech. Freiheitskampfes erhob es sich nebst Anatoliko schon 7. Juni 1821 für die Sache der Freiheit. Am 5. Nov. warf sich der Fürst Maurokordatos mit seiner geringen Mannschaft in das fast entvölkerte M., das er nebst Anatoliko gegen die Türken vertheidigte, bis 23. Nov. griech. Schiffe den Platz von der Seeseite entsetzten und ihn mit Truppen verstärkten, worauf er die Türken zwang, 6. Jan. 1823 die Belagerung aufzuheben. Seitdem besser befestigt, gehörten beide Orte zu den festesten Plätzen des freien Griechenland. Eine zweite Belagerung von 59 Tagen hatte M. in den letzten Monaten 1823 zu bestehen, als nach dem heldenmüthigen Tode des Markos Bozzaris bei Karpenissi in Epirus im Aug. 1823 Mustaï-Pascha und Omer Vrione zu Lande und algierische Schiffe zur See es einschlossen. Doch Konstantin Bozzaris behauptete sich, bis Maurokordatos, der mit hydriotischen Schiffen herbeieilte, und die Pest, die im Lager der Feinde wüthete, letztere abzuziehen nöthigten. Hierauf legte sich 1825 der Seraskier Redschid-Pascha mit 35000 Mann vor M., das jetzt der tapfere Notos Bozzaris vertheidigte. Alle Angriffe waren vergeblich, und auch der 2. Aug. 1825 und an den folgenden Tagen von der Flotte des Kapudan-Pascha unterstützte Sturm des Seraskiers auf die durch ein 49tägiges Bombardement sehr beschädigten Wälle des Platzes wurde abgeschlagen. Selbst als nunmehr Ibrahim-Pascha mit dem ägypt.-europ. Heere an der Belagerung sich betheiligte, vermochte man nichts gegen M. auszurichten. Nur der äußerste Mangel an Lebens- und Kriegsbedarf nöthigte am Ende die Besatzung, 22. April 1826 Abends nach 8 Uhr einen Versuch zu machen, sich durch die Belagerer durchzuschlagen. Allein nur einem Theile gelang dies; die in die Stadt Zurückgedrängten zündeten daher die Minen an und sprengten sich nebst den eingedrungenen Ägyptern und Türken in die Luft. Vgl. Fabre, „Histoire du siège de M." (Par. 1826). Erst 18. Mai 1829 wurden M. und Anatoliko von den Griechen mit Capitulation wieder eingenommen. Seit der Errichtung des Königreichs Griechenland hat sich M. schnell wieder gehoben, sodaß es gegenwärtig 5000 E. zählt, obschon es von den Unruhen, die das Land zerrütteten, nicht verschont geblieben ist, wie es denn 1836 eine Belagerung von den Empörern in Ätolien und Akarnanien aushalten mußte. In M. sind die Gräber des Mainoten Kyriakulis Mauromichalis (s. d.), des Sulioten Markos Bozzaris und des Grafen Narmann, sowie das Mausoleum, welches das Herz des Lord Byron einschließt, der in M. 1824 starb.

**Missouri**, einer der mächtigsten Ströme Nordamerikas und insbesondere der Vereinigten Staaten, entspringt in einer Höhe von 5000 F. in den Rocky-Mountains oder dem Felsgebirge zwischen 42 und 43° n. Br., wo seine 1805 von Lewis und Clarke entdeckten Quellen nicht über eine engl. Meile von denen des in den Stillen Ocean strömenden Columbia entfernt liegen. Seinen Namen erhält er nach der Vereinigung der drei fast gleich großen Quellflüsse Jefferson, Madison und Gallatin, welche nach einem nördlichen Laufe von etwa 32 M. unter 45° 10′ n. Br. zusammenfließen. Die nördliche Richtung behält er auch noch weiterhin bei, bis zu den großen Wasserfällen unter 47° n. Br. Auf diesem Wege durchbricht er eine Kette des Felsgebirges in den sogenannten Gates oder Thoren, Gebirgsschluchten, in denen er 1⅓ M. weit auf eine Breite von 150 Yards eingeengt zwischen Felswänden dahin braust, die an 1200 F. hoch senkrecht von dem Wasserspiegel aufsteigen. Etwa 22 M. unterhalb dieses Durchbruchs und 113 M. unterhalb seiner Quellen beginnen die Großen Fälle des Missouri, in denen der Strom auf vier Meilen durch eine Reihe von 27 Stromschnellen und Cascaden 333 F. herabfällt und unter denen der höchste 86 F. senkrechte Höhe bei 790 F. Breite hat, der nächst größte 47 F. bei 1340 F. Breite und viel schönerer Umgebung. Nach denen des Niagara gehören diese

Fälle zu den großartigsten der Welt. Von hier fließt der Missouri in vielen Windungen gegen Ost und Nordost bis zur Mündung des White-Earth-River (48° 20′ n. Br.), geht hier in die südöstliche Richtung über und behält dieselbe bis zu seiner Mündung in den Mississippi (s. d.), oberhalb St.-Louis, bei, den er an Stromlänge und Wasserreichthum so sehr übertrifft, daß man ihn als Hauptstrom, den obern Mississippi aber als seinen Nebenfluß ansehen kann. Auf der ungeheuern Länge von 680 M. (der directe Abstand von der Quelle zur Mündung beträgt nur 408 M.) bietet sein Lauf der Schiffahrt nirgends als in den Großen Fällen erhebliche Hemmungen dar, und auch seine Hauptzuflüsse sind alle auf weite Strecken schiffbar. Solche sind rechts: der Yellowstone, der bei seiner Einmündung 800 Ellen breit ist und dessen Stromlänge von 408 M. derjenigen des Mississippi selbst oberhalb des Zusammenflusses beider Ströme gleichkommen mag; ferner der Kleine Missouri, der White-River oder Mankizitah, der Niobrarah mit dem Pekah Paha, der große, aber seichte Platte oder Nebraska, der aus dem North- und South-Fork entsteht, der ebenfalls sehr große Kansas, der Osage u. s. w. Von der linken Seite her münden in den Missouri: der James oder Jacques, der Big-Sioux, der Grand-River u. s. w. Auf dem größten Theile seines Laufs ist der Missouri ein rascher, trüber Strom, mit Hunderten von bewaldeten Inseln und zahllosen Sandbänken. Die fruchtbaren Landstriche an seinen Ufern und an denen seiner Zuflüsse sind nicht sehr breit. Hinter ihnen befinden sich Prairien von weiter Ausdehnung, sodaß im Allgemeinen das Flußgebiet des Missouri, welches etwa 35000 QM. oder die Hälfte des ganzen Mississippi-Missourigebiets umfaßt, nicht so einladend zu Ansiedelungen ist, wie das der übrigen großen Nebenflüsse des Mississippi. Außer dem Staate Missouri (s. d.), welcher demselben fast ganz angehört, liegen nur Theile vom Staate Jowa in ihm. Alles Übrige gehört noch zu den Territorien der Vereinigten Staaten.

**Missouri**, einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika, im W. des Mississippi, zwischen Jowa im N., Illinois, Kentucky, Tennessee im O., Arkansas im S., dem Indian- und Nebraska-Territorium im W., hat ein Areal von 3180 QM. Die Bodengestaltung des Landes ist höchst mannichfaltig und seine Lage am Mississippi und Missouri von großer Wichtigkeit. Der Mississippi bildet auf einer Strecke von 87 M. die Ostgrenze und nimmt den Des-Moines, den Salt-River, den Missouri und Merrimac auf. Der Missouri (s. d.), welcher in seinem vielfach gewundenen, gegen O. gerichteten Laufe den Staat quer durchschneidet, bildet mit seinen zahlreichen Zuflüssen, von denen der Grand-River und der Chariton im N., der La Mine, Osage und Gasconade im S. schiffbar sind, die große Pulsader desselben. Am Ufer der Flüsse ist beinahe überall fettes, fruchtbares, aber fast jährlich Überschwemmungen ausgesetztes und deshalb ungesundes Marschland. Dann steigt das Land allmälig zu dürren Felsketten, Barrens und Prairien auf, welche mit Waldungen abwechseln. Im SW. liegen ausgedehnte Marschen und Sümpfe, hinter denen das Land wieder aufsteigt bis zum Osage. Zwischen diesem und dem Missouri breiten sich die fruchtbarsten Landstriche aus, die zugleich Reichthum an Salz und Kohlen haben. Im N. des Mississippi ist das Land eine sanft wellige Hochebene, größtentheils Prairie, und nur die an diesem Strome aufwärts ziehenden Landschaften enthalten stämmige Waldungen; gleichwol aber wird dieser nördliche Theil als der „Garten des Westen" bezeichnet. Für Cerealien aller Art bietet M. den geeigneten Boden dar. Mais und Taback sind Stapelartikel. Die ausgedehnten Niederungen und Prairien begünstigen die Viehzucht außerordentlich. Aber von der größten Wichtigkeit ist der Mineralreichthum in dem Ozarkgebirge oder den Black-Mountains, welche Arkansas und M. in nordöstlicher Richtung durchziehen und gegen den Missouri hin in Hügel auslaufen. Blei ward in diesen Gegenden schon seit 1715 gewonnen und 1846 wurden 9 Mill. Pf. in den Handel gebracht. Im S. liegen wahre Eisenberge, deren Masse an reinem Eisen man auf 600 Mill. Tonnen geschätzt hat. Auch Kupfer ist in Menge vorhanden. Außerdem wird Silber, Kobalt, Nickel und Zink gefunden. Salpeterhöhlen und Salzquellen finden sich überall; Steinsalz- und Kohlenlager geben reichliche Ausbeute. Das Klima ist angenehm und, außer in den Niederungen, gesund. Der Sommer ist heiß, oft drückend, der Winter mitunter ausnehmend kalt. Die Flüsse sind dann mit Eis belegt, sodaß man den Mississippi und Missouri mit Wagen passiren kann. Die Zahl der Bewohner ist fortwährend im Steigen: sie belief sich 1810 auf 20845, 1820 auf 66586, 1830 auf 140445, 1840 auf 383702, 1850 auf 682043 Köpfe, darunter 592077 Weiße (44352 aus Deutschland), 2544 freie Farbige, 87422 Sklaven. Landwirthschaft, Viehzucht und Bergbau bilden die Haupterwerbsquellen des Landes. Der Kunst- und Gewerbfleiß ist in den letzten Jahren sehr in Aufnahme gekommen. Der Handel wird durch das Flußnetz, zwei Eisenbahnen von 515 engl. M. und mehre Banken gefördert. Die Einfuhr 1850 betrug 359643 Doll., die

Zahl der Dampfschiffe 1851 etwa 156. Das Land war früher ein Theil des von Frankreich erkauften Louisiana (s. d.), erhielt um 1763 seine ersten Bewohner, wurde 1805 zum Gebiet von Louisiana erhoben und bekam 1812, als sehr viele Amerikaner und noch mehr Deutsche sich ansiedelten, seinen jetzigen Namen. Es ward 1819 von Arkansas abgegrenzt und hätte schon 1819 hinsichtlich der Bevölkerungszahl als Staat in die Union aufgenommen werden können, was sich indeß, weil es sich um die Aufnahme eines Sklavenstaats handelte, bis 1821 hinzog. M. sendet gegenwärtig sieben Repräsentanten und zwei Senatoren in den Nationalcongreß. Die Gesetzgebende Versammlung, bestehend aus 49 Repräsentanten auf zwei Jahre und 18 Senatoren auf vier Jahre, tritt alle zwei Jahre 31. Dec. zusammen. Der Gouverneur wird auf vier Jahre gewählt und bezieht einen Gehalt von 2000 Doll. Das Staatseigenthum belief sich 1850 auf 382034, die Schulfonds außerdem auf 575668 Doll. Die Einnahme ward zu 520000 Doll. angegeben. Niedere und mittlere Schulen zählte man 1840 zusammen 789, höhere 1850 bereits sieben, darunter die Missouri-Universität zu Columbia vom J. 1840 und die kath. St.-Louis-Universität vom J. 1832. Als die politische Hauptstadt gilt Jefferson-City oder Jeffersonville, am südlichen Ufer des Missouri, mit 3722 E. Die älteste und volkreichste Stadt aber ist das mächtig aufblühende St.-Louis (s. d.). An der Westgrenze, 1½ M. südlich vom Missouri, liegt Independence mit 3000 E. und sehr regem Leben, indem von da die nach Santa-Fé bestimmten Karavanen und die nach Oregon und Californien über Land reisenden Auswanderer ihren Zug antreten. Die Deutschen, deren Anzahl besonders am untern Missouri beträchtlich und wie ihr Reichthum und ihre Bildung in außerordentlicher Zunahme begriffen ist, haben die freundlichen Städtchen Franklin und Columbia gegründet; ihre drei Hauptplätze aber sind St.-Louis, St.-Charles und Hermann. Ihre Schulen sind gut, ihre Musikvereine berühmt; ihre politische und gesellschaftliche Stellung ist von Bedeutung. Die Zahl der deutschen Zeitschriften in M. belief sich 1852 bereits auf elf.

**Missunde**, ein Dorf im Herzogthum und 1½ M. südöstlich von der Stadt Schleswig, am Südufer und an der engsten Stelle der hier überbrückten Schlei gelegen, wo die Hauptstraße von Eckernförde über Cosel nach Flensburg über Broders u. s. w. führt, ist um die Kapelle von „Mösunde in der Schliesharde" entstanden, in deren Nähe der Herzog Abel den König Erich auf der Schlei 10. Aug. 1250 ermorden ließ, und in neuester Zeit durch ein blutiges Gefecht denkwürdig geworden, welches hier 12. Sept. 1850 zwischen den Schleswig-Holsteinern unter General von Willisen und den Dänen vorfiel. Die Schleswig-Holsteiner wendeten sich an diesem Tage gegen den linken Flügel des Feindes an der Schlei, wo derselbe, nach Zerstörung der Schanzen von Eckernförde, bei Kochendorf, zwischen dieser Stadt und M. eine starke Verschanzung mit einem Hüttenlager angelegt und den Übergang über die Brücke stark befestigt hatte, stürmten die Schanze von Kochendorf, schlugen eine von M. vorrückende dän. Jägercolonne zurück, nahmen den Brückenkopf an der Schlei weg, drangen trotz dem mörderischen Feuer der Dänen über die Brücke vor und eroberten nach heftigem Kampfe den Übergang nach M. Gleichzeitig war Eckernförde eingenommen worden und die Dänen hatten sich von dort auf ihre Schiffe zurückgezogen. Plötzlich jedoch gab Willisen den Befehl zum Rückzuge. Hierauf landeten die Dänen wieder, drangen bei M. vor, nahmen bei der dortigen Brücke eine Jägerabtheilung gefangen und beunruhigten den Rückzug der Schleswig-Holsteiner bis Cosel, die 150 Todte und Verwundete verloren.

**Mistbeete** nennt man die künstlich angelegten, mit Pferdemist oder Lohe angefüllten und mit Fenstern bedeckten Beete, in welchen theils frühzeitiges Gemüse, theils ausländische Pflanzen gezogen werden, welche im Freien nicht blühen und reifen wollen. Sie sind entweder eingesenkt, wenn sie aus einer 4—5 F. tiefen ausgeschlagenen Grube bestehen, oder frei, wenn sie, wie meistens, auf der Oberfläche der Erde angelegt und mit einer Einfassung von Holz oder Mauerwerk umgeben sind. Je nach der Menge des Mistes, die man anwendet, unterscheidet man warme, temperirte und kalte Mistbeete. Die geeignetste Lage für Mistbeete ist diejenige, bei welcher sie den ganzen Tag über Sonne haben und gegen Luftzug und auf der Mitternachtseite geschützt sind. Bei kalter Witterung werden die Fenster der Mistbeete noch mit Strohdecken oder Holzladen belegt, bei zu starkem Sonnenschein mit Rohrdecken u. s. w. beschattet. Bei gelinder Witterung wird ihnen Luft gegeben, und bei warmem und sanftem Regen werden die Fenster ganz abgenommen. Je weiter das Jahr vorrückt und je wärmer das Wetter wird, desto mehr muß man die Pflanzen an die Luft gewöhnen; bei vielen kann man dann am Tage die Fenster ganz abnehmen und braucht sie nur des Nachts und bei unfreundlicher Witterung aufzulegen.

**Mistel** (Viscum) ist der Name einer zur Familie der Loranthaceen gehörenden Pflanzengattung, welche aus kleinen, auf andern Bäumen wachsenden Schmarotzersträuchern besteht,

deren Blüten ein- oder zweihäusig sind. In den männlichen Blüten sind die vielzellig aufspringenden Staubbeutel der Innenfläche der vier Blumenblätter angewachsen, und in den weiblichen Blüten ist der Fruchtknoten unterständig. Alle hierher gehörenden Pflanzen sind ausländisch bis auf den **gemeinen Mistel** (V. album), welcher in ganz Europa besonders auf Äpfel- und Birnbäumen, Linden, Pappeln, Tannen, Weißdorn, Robinien u. s. w. wächst und im März und April blüht. Der Stamm theilt sich zweigabelig in Äste mit zwei gegenständigen, lanzettspateligen, immergrünen Blättern. Die grünen Blüten stehen an der Spitze und in den Theilungen der Äste geknäuelt und hinterlassen weiße, durchscheinende, mit sehr kleberigem Safte erfüllte Beeren. Aus diesen Beeren und der Rinde der Äste wird Vogelleim bereitet. Der Mistelstrauch war bei den alten Deutschen immer ein Werkzeug der Zauberei und spielt auch in der nordischen Mythologie eine Rolle, wo z. B. erzählt wird, daß Baldur durch einen Speer aus Mistelholz getödtet wurde. In Deutschland werden die Äste sammt den Blättern unter dem Namen **Eichenmistel** für die Apotheken gesammelt und gegen Epilepsie und andere Krämpfe gebraucht. Allein dies beruht auf einer Verwechselung mit der **gemeinen Riemenblume** (Loranthus Europaeus), welche auf allen Arten von Eichen wächst, deshalb Eichenmistel genannt wird und sich durch die in Ähren stehenden Blüten mit sechs freien Staubgefäßen leicht unterscheidet. Da dieser Schmarotzerstrauch in ganz Deutschland (mit Ausnahme der östr. Staaten) fehlt, so hat man daselbst den verwandten gemeinen Mistel dafür genommen, und wahrscheinlich sind auch die Kräfte beider Pflanzen gleich. Bei den Celten war der Eichenmistel das Heiligste in der Natur und sollte, in einen Trank verwandelt, jedem lebenden Geschöpfe Fruchtbarkeit verleihen und zugleich ein allgemeines Gegengift abgeben.

**Mistral**, ein heftiger und kalter Nordwestwind, welcher, von dem Hochlande der Cevennen herabströmend, die Südküste Frankreichs trifft, zwar die Luft reinigt, aber sehr gefürchtet ist wegen seines nachtheiligen Einflusses auf die Gesundheit und wegen des eisigen Ungestüms, wodurch er zuweilen, besonders im Frühling, die blühenden Uferlandschaften der untern Rhône und selbst die des Var verheert oder doch den Feldfrüchten großen Schaden thut, wie z. B. 1789, wo fast alle Ölbäume erfroren.

**Mitau** (im Russischen Mitawo, im Lettischen Jelgawa), die Hauptstadt des ehemaligen Herzogthums Kurland und Semgallen, welches jetzt das russ. Gouvernement Kurland bildet, liegt in einer flachen Gegend an der Drixe, die unfern der Stadt in die Kurische Aa fällt, mit einem vor der Stadt zwischen dieser und der Drixe gelegenen großen Schlosse, auf der Stelle der 1271 von Konrad von Mandern (genannt Medem) erbauten Ordensburg, welche ehemals Residenz der Herzoge war. Jetzt ist das Schloß Sitz des Civilgouverneurs und der Gouvernementsbehörden. Die Stadt liegt nur sechs M. von Riga, fünf von der Ostsee entfernt und wird mit ersterm durch eine Chaussée, mit letzterer durch die schiffbare Aa verbunden. Sie hat 21000 E., der Mehrzahl nach Deutsche, unter welchen sich jedoch 5000 Juden befinden, sechs steinerne Kirchen und zwar drei lutherische, eine reformirte, eine russ.-griechische, eine katholische, drei Synagogen, ein Gymnasium, 1775 gestiftet, mit einem physikalischen und naturhistorischen Cabinet und einer ansehnlichen Bibliothek, eine Kreisschule, eine Kreisschule für Juden, außerdem sieben städtische und eine größere Anzahl von Privatschulen, mehre Wohlthätigkeitsanstalten, zu denen auch die des Collegiums der allgemeinen Fürsorge gehören; ein Provinzialmuseum, zwei Buchhandlungen und zwei Buchdruckereien, aus welchen vier Zeitungen hervorgehen. Der zahlreiche Beamtenstand und der hier seinen Winteraufenthalt nehmende Adel geben der Stadt ihre hauptsächlichsten Nahrungsquellen. Auch ist der Handel mit Getreide, Flachs und Leinsaat, die aus Kurland und dem benachbarten Lithauen hierher und sodann zur Verschiffung nach Riga geführt werden, beträchtlich. M. zählt 152 Gildenkaufleute, unter diesen 59 jüdische, jedoch nur drei Fabrikanten. Es ist der Sitz der beständigen Vertretung des Adels (Ritterschaftscomité), der Direction des Landschaftlichen Creditvereins, zweier Sparkassen, sowie der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst. Die Stadt hat ferner ein Schauspielhaus, in welchem zur Johanniszeit die Gesellschaft des rigaischen Stadttheaters ihre Vorstellungen gibt, und ist um diese Zeit überhaupt äußerst belebt, da sich ein großer Theil des Adels und der Geschäftsleute zum Abschluß ihrer Rechnungen und Contracte hier einfindet. Die Lage M.s an einer der großen aus Deutschland nach Petersburg führenden Straßen gewährt der Stadt den Vortheil, alle Berühmtheiten des Künstler- und Virtuosenthums, die sich nach der nordischen Hauptstadt begeben, zu sehen und zu hören. Das Schloß, wie die Stadt mit Wällen und Bastionen umgeben, in seiner neuen Gestalt von dem Herzoge Karl Johann (Biron) nach dem Muster des Winterpalais in Petersburg erbaut, war zu Anfange dieses Jahrhunderts der

mehrjährige Aufenthalt Ludwig's XVIII. zur Zeit ſeiner Verbannung. In ſeinen Gewölben ruhen jetzt noch die kurländ. Herzoge.

**Miteſſer** oder **Zehrwürmer** (comedones) nennt man die feſt und ſchmutzig (daher ſchwärzlich) gewordenen Ausſonderungsſtoffe der in der Haut befindlichen Talgdrüſen, welche oft mit einer Entzündung oder Anſchwellung der benachbarten Haut verbunden ſind. Ehemals hielt man die Miteſſer für wirkliche, unter der Haut lebende Würmer, weil man durch Druck (z. B. zwiſchen zwei Fingernägeln) aus ihnen den Hauttalg in Geſtalt wurmförmiger Wülſte herausdrücken kann. Übrigens findet ſich bisweilen im Talge der Miteſſer ein der Krätzmilbe ähnliches Thier (die Haarſackmilbe, Acarus folliculorum). Sie zeigen ſich hauptſächlich im Geſicht und entſtehen in der Regel unter Begünſtigung einer mangelhaften Hautpflege durch Störungen der geſundheitsgemäßen Hautausdünſtung. Am ſicherſten hindert man ihre Entwickelung durch ſorgfältiges Reinhalten der Haut und durch öſteres Waſchen und Baden. Bei ſchwächlichen Neugeborenen, wo die Haut ſich nicht kräftig zuſammenzieht, bleibt der dem Fötus eigenthümliche Hauttalg (der ſogenannte Hautkäſe, vernix caseosa) gern in den Gängen der Hauttalgdrüſen ſtecken und bewirkt ſo Miteſſer, welche man ehedem fälſchlich für die Urſache der Abzehrung eines ſolchen Kindes hielt.

**Mitford** (Mary Ruſſell), engl. Dichterin, geb. 1789 zu Alresford in Hampſhire, trat frühzeitig als Schriftſtellerin auf, zuerſt mit einem Bande vermiſchter Gedichte, dann mit einer dichteriſchen Erzählung in Walter Scott's Weiſe: „Christine, or the maid of the south", die beide wenig Aufſehen erregten. Im J. 1823 erſchien ihr Trauerſpiel „Julian", dem ſie noch zwei andere, „Rienzi" und „The vespers of Palermo", folgen ließ, von denen „Rienzi" mit vielem Beifall aufgenommen wurde. Dauernderer Ruhm aber als durch ihre Trauerſpiele wird ihr durch ihre proſaiſchen Erzählungen zu Theil werden, in welchen ſie engl. Natur und engl. Sitten mit ebenſo viel Anmuth und Zartheit als Treue ſchilderte. Ihr wichtigſtes Werk in dieſer Gattung iſt „Our village, sketches of rural character and scenery" (5 Bde., Lond. 1824 —32), in welchem ſie ihren Wohnort, Threemile-Croß bei Reading in Berkſhire, verherrlicht. Als eine Art Fortſetzung ſchließt ſich dieſem Werke an „Belford Regis". Außerdem hat ſie „Stories of American life by American writers" (3 Bde.) und viele Erzählungen in Zeitſchriften, namentlich im „New monthly magazine", erſcheinen laſſen. In ihren „Literary recollections" (3 Bde., Lond. 1852) gab ſie ſehr anziehende Schilderungen aus ihrem Leben und über ihren Verkehr mit vielen der literariſchen Celebritäten Englands.

**Mithras** iſt der Name einer perſ. Gottheit, die in den alten Zendbüchern eine große Rolle ſpielt. Man ſcheint darunter den Planeten Venus verſtanden zu haben, wie auch Herodot angibt. An andern Stellen muß aber M. als Sonnengottheit verſtanden werden und im Allgemeinen als eine höhere Lichtgottheit. Namentlich gewann unter Kaiſer Aurelian der ſchon längſt im röm. Reiche verbreitete **Mithrasdienſt** an Ausdehnung, und in vielen Provinzen, auch in Deutſchland, z. B. in Hedernheim im Naſſauiſchen, nahe bei Frankfurt a. M., finden ſich daher **Mithrasdenkmäler**, d. h. bildliche Darſtellungen, welche ſich auf den Mithrascultus beziehen. Gewöhnlich erblickt man darauf den M. als einen Mann, welcher mit einem Dolche einen Stier erſticht, und zu ſeiner Seite Abendſtern und Morgenſtern. Die neueſten Unterſuchungen über den Mithrascultus wurden von Creuzer, Zoega, Silveſtre de Sacy und Hammer angeſtellt.

**Mithridat**, eines der älteſten Arzneimittel in Geſtalt einer Latwerge, die als allgemeines Gegengift in hohem Anſehen ſtand und in deren Zubereitung urſprünglich 54 verſchiedene Subſtanzen eingingen. Sie ſoll von dem pont. Könige Mithridates Eupator erfunden worden ſein. Die Vorſchrift zur Bereitung des Mithridats in den ältern Dispenſatorien iſt nicht die urſprüngliche, ſondern rührt von Damokrates, einem Leibarzte Nero's, her.

**Mithridates** iſt der Name mehrer Könige von Pontus (ſ. d.), unter denen **M. VI.** oder der Große der berühmteſte iſt. Im J. 136 geboren, zu Sinope, der Hauptſtadt des Reichs, erzogen, folgte er 121 ſeinem Vater, M. V., deſſen Ermordung er an ſeiner Mutter, die er tödten ließ, rächte, worauf er ſich ſelbſt den Beinamen Eupator, d. h. der von einem edeln Vater Entſproſſene, beilegte. Frühzeitig faßte er den Plan, ſein Reich zu verößern; zuerſt unterwarf er die Völkerſtämme, die vom ſüdlichen Ende des Kaukaſus an bis gegen Thrazien hin auf der Oſt- und Nordſeite des Schwarzen Meeres wohnten, und auch die an deſſen Küſten gelegenen griech. Colonien fügten ſich der Herrſchaft des mächtigen Königs, der ſie begünſtigte. So bildete er ſich neben ſeinem angeſtammten Reiche ein zweites, das nach dem Namen des kimmeriſchen Bosporus (ſ. d.), an welchem die beiden Hauptſtädte Panticapäum und Phanagoria lagen, das Bosporaniſche Reich genannt wird. Hierauf wendete er ſich gegen Süden und Weſten,

eroberte einen Theil von Paphlagonien und Kappadocien, dessen minderjährigen König, seiner Schwester Sohn, er ermordete; doch gab er das letztere auf Verlangen der Römer wieder frei. Als er indeß diese durch den Bundesgenossenkrieg beschäftigt wußte, verband er sich mit seinem Eidam Tigranes II. von Großarmenien und eroberte von 89—88 v. Chr. Kappadocien, Bithynien und Phrygien und auch das röm. Kleinasien, wo die Einwohner in ihm einen Befreier von dem furchtbaren Drucke röm. Habgier sahen. Nur Magnesia am Sipylus blieb den Römern treu; in den übrigen Städten wurden auf des M. Anordnung an einem Tage alle Römer, nach einer Angabe 80000, nach einer andern 150000 an der Zahl, im J. 88 ermordet. Auch der Inseln des Ägäischen Meeres bemächtigte er sich, bis auf Rhodus, das seiner Belagerung widerstand, durch seinen Feldherrn Archelaus, den er, während er selbst in Pergamum verweilte, nach Griechenland sendete, um den Römern zuvorzukommen. (**Erster Mithridatischer Krieg.**) Archelaus wurde von den Athenern nach dem Rathe des Sophisten Aristion in die Stadt aufgenommen, und als die Freiheit Griechenlands erklärt war, schlossen sich die Böotier, Achäer und Spartaner an M. an. Da erschien Sulla (s. d.) 87 mit Flotte und Heer vor Athen und nahm 86 die Stadt sammt dem Piräus trotz der vortrefflichen Vertheidigung des Archelaus beim sechsten Sturme. Archelaus zog sich nach Böotien zurück. Durch seine Mitfeldherren wurde er bei Chäronea zu einer Schlacht gedrängt, in der er mit ungeheuerm Menschenverlust unterlag, ebenso 85, nachdem Dorylaus, von M. gesendet, mit einem neuen Heere zu ihm gestoßen war, in einer zweiten bei Orchomenos. Nun entschied sich M., der von dem Marianer Flavius Fimbria aus Pergamum vertrieben worden war und in Pitane in Mysien gefangen worden wäre, wenn nicht Lucullus ihm die Flucht zur See frei gelassen hätte, für den Frieden, der, nachdem Sulla selbst nach Asien übergesetzt war, zu Dardanus 84 zu Stande kam. Alle in Asien gemachten Eroberungen mußte er aufgeben und an Sulla 2000 Talente zahlen und 70 Kriegsschiffe ihm überlassen. Der Legat Licinius Murena, den Sulla mit den Legionen des Flavius zurückließ, begann 83 wegen eines von M. nicht herausgegebenen Theils von Kappadocien den Krieg von neuem, wurde aber, als er bis Sinope vorgedrungen, zurückgeschlagen, worauf ein anderer Legat, den Sulla schickte, 81 den Frieden wiederherstellte. (**Zweiter Mithridatischer Krieg.**) Nach Sulla's Tode rüstete sich M. wieder zum Kriege, im Bunde mit Tigranes, dessen Macht durch die Eroberung der nördlichen Theile des syr. Reichs gewachsen war. Dieser brach 76 in Kappadocien ein, M. 75 in Bithynien, das die Römer nach dem Tode Nikomedes' III. in Anspruch nahmen. M. hatte sich mit Sertorius (s. d.) in Verbindung gesetzt und von diesem gegen Unterstützung an Geld und Schiffen röm. Offiziere von der Partei des Marius erhalten, die sein Heer nach röm. Weise einübten. Zur Führung dieses **dritten Mithridatischen Kriegs** wurden von Rom 74 die Consuln Marcus Aurelius Cotta und Lucius Licinius Lucullus (s. d.) abgesendet. Der Letztere rettete nicht nur seinen Amtsgenossen aus der Bedrängniß, in die ihn M. gleich zu Anfange des Kriegs gebracht hatte, sondern trieb den König 73 und 72 nach Pontus zurück und nöthigte ihn 71 zur Flucht zu Tigranes. Auch schlug er, nachdem er 70 Pontus erobert hatte, den Tigranes 69 bei Tigranocerta und beide vereinigte Könige 68 am Flusse Arsanias; doch konnte er, da seine Legionen ihm den Gehorsam verweigerten, den M. an der Wiedereroberung von Pontus 67 nicht verhindern. Marcus Acilius Glabrio, der zum Nachfolger des Lucullus von Rom geschickt worden war, blieb unthätig; Cnejus Pompejus (s. d.) aber, durch das Gesetz des Manilius mit unbegrenzter Vollmacht ausgerüstet, vollendete 66 das Werk des Lucullus. M. wurde von ihm am Euphrat besiegt und flüchtete, während Pompejus am Orte des Siegs die Stadt Nikopolis gründete und den Tigranes unterwarf, in sein Bosporanisches Reich; den Zug dahin gab Pompejus, nachdem er bis zum Phasis gedrungen war, auf. Gegen M., der ungebeugt ein neues Unternehmen gegen Rom vorrüstete, indem er mit scythischen und andern nordischen Völkern vereint zu den Galliern zu ziehen und mit ihnen verbunden über die Alpen in Italien einzufallen beabsichtigte, kämpfte nun der Verrath der Seinigen. Zwei seiner Söhne ließ er tödten; ein dritter, Machares, dem er das Bosporanische Reich anvertraut, tödtete sich selbst, als er seine Verbindung mit den Römern entdeckt sah. Auch sein Lieblingssohn Pharnaces spann Verrath gegen ihn; doch diesem verzieh er. Allein Pharnaces lehnte sich von neuem gegen den Vater auf und belagerte ihn in Panticapäum. M. sah sich endlich überwältigt und gab sich darum eigenhändig den Tod 63. Seine Leiche lieferte der Sohn an Pompejus aus und wurde nun als bosporanischer König anerkannt. M. herrschte nach orient. Weise und scheute zur Erreichung seiner Zwecke kein Mittel. Doch besaß er neben körperlicher Stärke und Gewandtheit große geistige Eigenschaften, Kraft, Klugheit, Festigkeit, politischen Blick und unerschütterliche Ausdauer. In der griech. Bildung, die schon

seit lange an den Höfen der vorderasiat. Könige eingebürgert war, auferzogen, war er ein Freund der Künste und Wissenschaften. Seine kostbare Gemmensammlung wurde von Pompejus auf dem Capitol aufgestellt; die Bücher, die er über Medicin hatte zusammentragen lassen, ließ Pompejus durch seinen Freigelassenen Lenäus übersetzen. Der Bau von Wasser- und Windmühlen, den M. zuerst veranstaltet hatte, kam durch Pompejus auch nach Italien. Die Sprachen der 22 Völkerschaften, die M. unterworfen waren, verstand und sprach er. Gegen die Wirkung von Giften hatte er sich durch Gewöhnung und durch die Angewöhnung von Gegengiften, von denen eins nach ihm Mithridat (s. d.) benannt wurde, gesichert. — Auch andere asiat. Könige führten den Namen M. Namentlich ist unter den parthischen Arsaciden **Mithridates I.**, 174—136 v. Chr., als Verbreiter der parthischen Macht berühmt.

**Mitlauter**, s. Consonant.

**Mitra**, d. i. Binde, hieß bei den alten asiatischen Völkern die Kopfbedeckung. Bekannt ist namentlich die mäonische oder phrygische Mitra, die, von den verweichlichten Mäoniern oder Lydiern und Phrygiern getragen und nach ihnen benannt, eine Art Backen hatte, welche unter dem Kinn zusammengebunden wurden. Homer bezeichnet mit Mitra auch den Gurt von Blech, welcher über das kurze Unterkleid, den Chiton, getragen wurde. In der christlichen Kirche wurde die Mitra zur Bischofsmütze oder Inful (s. d.), die auch diesen Namen führt.

**Mitscherlich** (Christoph Wilh.), deutscher Philolog, geb. 20. Sept. 1760 zu Weißensee in Thüringen, legte in Schulpforte den Grund zu den classischen Studien, die er auf den Universitäten zu Leipzig und Göttingen dann weiter verfolgte. Er erhielt 1785 eine außerordentliche, 1794 eine ordentliche Professur der Philosophie in Göttingen und 1809 an Heyne's Stelle die Professur der Beredtsamkeit, die er bis 1835 bekleidete, in welchem Jahre er seiner Amtsgeschäfte auf sein Ansuchen entbunden wurde. Er feierte 1835 sein funfzigjähriges Dienstjubiläum, hielt aber noch immer einige Vorlesungen. Die vorzüglichste unter seinen schriftstellerischen Arbeiten ist die Ausgabe der „Oden" und „Epoden" des Horaz (2 Bde., Lpz. 1800—1), die durch eine reiche und gewählte Erläuterung der Sachen, sowie durch zweckmäßige Vergleichung griech. Parallelstellen vortheilhaft sich auszeichnet, wenn sie auch dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft nicht mehr genügt. Denselben relativen Werth haben auch seine spätern „Racemationes Venusinae" (6 Stück, Gött. 1827—33). Außerdem sind zu erwähnen die Bearbeitung von Homer's „Hymnus in Cererem" (Lpz. 1787), die Sammlung der „Scriptores erotici Graeci" (4 Bde., Strasb. 1792—94), welche den Achilles Tatius, Heliodor, Longus und Xenophon von Ephesus enthält, und unter seinen kleinern Schriften die „Epistola critica in Apollodorum" (Gött. 1782) und die „Lectiones in Catullum et Propertium" (Gött. 1786).

**Mitscherlich** (Eilhard), Geheimer Medicinalrath und Professor der Chemie zu Berlin wurde 7. Jan. 1794 zu Neuende bei Jever geboren, wo sein Vater Prediger war. Schlosser, damals Lehrer am Gymnasium zu Jever, bildete ihn mit väterlicher Liebe und nahm ihn später bei seiner Versetzung mit nach Frankfurt. Seit 1811 studirte M. in Heidelberg Geschichte, Philologie und insbesondere oriental. Sprachen, benutzte hierauf 1813 in Paris den Unterricht an der École des langues orientales und begann 1814 in Göttingen nach den dort befindlichen Handschriften eine Geschichte der Ghuriden und Kara-Chitaver zu bearbeiten, woraus eine Probe unter dem Titel „Mirchondi historia Thaheridarum" (Gött. 1815) erschien. Daneben beschäftigten ihn Geologie und Mineralogie, Chemie und Physik und zuletzt Medicin in besonderer Beziehung zu seinen historischen Studien; später als er 1818 nach Berlin ging, widmete er sich nur der Chemie. Die Untersuchung über die auffallende Übereinstimmung der arsenikfauern und phosphorsauern Salze in Krystallform und Zusammensetzung führten ihn zur Entdeckung über den Zusammenhang zwischen Krystallform und chemischer Zusammensetzung der übrigen Verbindungen (Isomorphismus). Noch war er mit der weitern Verfolgung dieser Entdeckung, für welche ihn später die königl. Gesellschaft in London mit der großen Medaille krönte, beschäftigt, als Berzelius 1819 Berlin besuchte und die große Wichtigkeit jener neu entdeckten Thatsachen für die Mineralogie und die Tragweite derselben für die Entwickelung der Chemie zu würdigen wußte. M. hatte so sehr das Vertrauen Berzelius' gewonnen, daß dieser ihn zu Arbeiten in seinem Laboratorium nach Stockholm einlud, wohin ihm M. folgte und hier eine Reihe Arbeiten ausführte, unter denen die Untersuchung der Schlacken vom Kupferhüttenproceß in Fahlun, der Nachweis von der Identität der natürlichen Krystalle des Olivins und Augits mit denen in den Kupferhüttenschlacken und die Nachbildung der Mineralien auf künstlichem Wege bemerkenswerth sind. Bei der Erledigung der chemischen Professur in Berlin schlug ihn Berzelius

zum Nachfolger Klaproth's vor, und M. trat diese Stelle 1821 an, zugleich von der berliner Akademie zu ihrem Mitglied erwählt. Bei seiner Rückkehr nach Berlin entdeckte er die zwiefache Krystallform des Schwefels (Dimorphismus), und seine Verbesserungen an dem Reflexionsgoniometer setzten ihn in den Stand, die ungleiche Veränderung (Ausdehnung) der Winkel an den Krystallen durch Wärme beobachten zu können. Die Untersuchungen über die Verbindungen eines Kohlenwasserstoffs, des Benzins, führten ihn zu einer einfachen Ansicht über die Zusammensetzung der sogenannten organischen Verbindungen, in denen man zusammengesetzte Radicale annahm und zum Theil noch annimmt. Aus seinen Versuchen folgte, daß sie den unorganischen Verbindungen ähnlich zusammengesetzt sind, eine Ansicht, die erst jetzt mehr Eingang gewonnen, wenngleich kurz nach M.'s Untersuchung eine große Anzahl Verbindungen aufgefunden wurden, deren Darstellung durch die seinige veranlaßt und deren Zusammensetzung den Benzinverbindungen analog war. Versuche über die Bildung des Äthers führten ihn zu der Lehre von der chemischen Verbindung und Trennung durch Contact, wonach ruhende Verwandtschaften in Gemengen oder losern Verbindungen durch bloße Berührung mit einer nicht chemisch wirkenden Substanz thätig werden. Außer den in den Schriften der Akademie und verschiedenen Zeitschriften enthaltenen Abhandlungen über eigene Untersuchungen hat er ein durch Gründlichkeit, Präcision und Eleganz ausgezeichnetes „Lehrbuch der Chemie" (Bd. 1 in zwei Abth., Berl. 1829—31; Bd. 2 in zwei Abth., 1835—40) herausgegeben, wovon seit 1853 die fünfte Auflage erscheint. Die Anordnung in diesem Lehrbuch entspricht seinen Vorträgen und war für die Entwickelung und Verbreitung des Studiums der Chemie von hohem Werth, weil beim Beginn seiner Lehrthätigkeit sein vorzüglichstes Streben dahin gerichtet war, die Studirenden dem schädlichen Einfluß der damals herrschenden naturphilosophischen Richtung zu entziehen und zu Beobachtern auszubilden. In seinen Vorlesungen über Experimentalchemie lehrte er die Zuhörer aus zusammenhängenden Versuchen die Wissenschaft sich selbst entwickeln, und die Versuche waren so einfach eingerichtet, daß sie Jeder leicht ohne Laboratorium und kostspielige Vorrichtungen wiederholen konnte. Seine Apparate haben sich daher nicht allein in Deutschland, sondern auch im Ausland allgemein verbreitet, und die Abbildungen derselben sind in die meisten Lehrbücher des In- und Auslandes übergegangen. Die ganze bisherige Thätigkeit M.'s hat gezeigt, daß er zum Beobachter geboren und auf gründliche und scharfsinnige Weise fruchtbare Resultate aus seinen Beobachtungen abzuleiten weiß. Fast alle seine Entdeckungen haben neue Blicke in das Gebiet der Chemie und Physik eröffnet, und die Geschichte dieser Wissenschaften wird stets seinen Namen als den eines Gelehrten nennen, dem Chemie und Physik Fortschritte in größerm Maßstab verdanken. In Anerkennung seiner Verdienste erhielt M. den preuß. Orden pour le mérite, auch wurde er von dem franz. Institut zum auswärtigen Mitgliede ernannt.

**Mittag** oder **Süden** heißt diejenige der vier Weltgegenden, wo die Sonne und die übrigen Gestirne, von unserer nördlichen Halbkugel aus betrachtet, bei ihrer scheinbaren täglichen Bewegung die größte Höhe am Himmel haben. — Mittag oder **Mittagszeit** nennt man den Augenblick, in welchem der Mittelpunkt der Sonne in den Meridian (s. d.) oder **Mittagskreis** eines Orts tritt. Von dem wahren ist der mittlere Mittag verschieden. Der letztere tritt dann ein, wenn eine gedachte, sich nicht in der Ekliptik, sondern im Äquator und zwar vollkommen gleichmäßig bewegende Sonne durch den Meridian gehen würde; jener erfolgt bald früher, bald später als dieser und fällt nur vier mal im Jahre mit dem mittlern Mittage zusammen. — **Mittagsfläche** heißt die Ebene, welche man sich durch den Meridian, die Scheitellinie und durch die Weltachse gezogen denkt und die sowol auf der Ebene des Horizonts als auf der des Äquators senkrecht steht. — **Mittagshöhe** nennt man die Höhe eines Sterns, die er dann hat, wenn er bei seiner täglichen Bewegung in den Mittagskreis gekommen ist. — **Mittagslinie** ist die Durchschnittslinie der Mittagsfläche, d. h. der Ebene des Meridians mit dem Horizonte (s. d.). Sie wird zu astronomischen Beobachtungen und im bürgerlichen Leben sehr häufig gebraucht. Ohne sie kann man die Zeit nicht richtig bestimmen, keine Sonnenuhr richtig zeichnen, die Grade auf der Erdkugel nicht genau abmessen u. s. w. Zu astronomischem und geographischem Gebrauche hat man die Mittagslinie gewisser Orter durch ganze Länder fortgezogen. — **Mittagspunkt** oder **Südpunkt** ist der Durchschnittspunkt des Mittagskreises mit dem Horizonte nach der Mittagsgegend hin. Von ihm wird die ganze umliegende Gegend des Himmels Mittag oder Mittagsgegend genannt.

**Mittel**, in der Mathematik. Das **arithmetische Mittel** zweier oder mehrer Zahlen wird gefunden, wenn man dieselben addirt und die Summe durch ihre Anzahl dividirt. Das geo-

metrische Mittel zweier Zahlen findet man, wenn man dieselben multiplicirt und aus dem Producte die Quadratwurzel zieht. Endlich das harmonische Mittel zweier Zahlen wird erhalten, wenn man das doppelte Product beider Zahlen durch ihre Summe dividirt. Z. B. von den Zahlen 4 und 9 ist $6\frac{1}{2}$ das arithmetische, 6 das geometrische und $5\frac{7}{13}$ das harmonische Mittel. Das arithmetische Mittel zweier Zahlen ist immer größer als das geometrische, und zwar in demselben Verhältnisse, in welchem dieses größer ist als das harmonische.

**Mittelalter** nennt man den großen historischen Zeitraum, der zwischen dem Alterthume und der neuern Zeit mitten inne liegt. Dieser Ausdruck wird theils durch die Stellung dieses Zeitraums zur vorhergehenden und zur folgenden Zeit, theils durch den eigenthümlichen Charakter gerechtfertigt, den derselbe, mit dem Lebensalter des Menschen verglichen, in Beziehung zu den beiden andern ihn begrenzenden Zeiträumen offenbart. Wenn das Alterthum, als die Zeit vorherrschender sinnlicher Empfänglichkeit, die Kindheit, die neuere Zeit dagegen wegen ihrer überwiegenden Neigung zur Reflexion und ihrer höhern sittlichen Reife das Mannesalter der Menschheit genannt werden kann, so trägt das dazwischen liegende Mittelalter, wenigstens bei den meisten europ. Völkern, in dem Vorwalten der rohen persönlichen Kraft, des Gefühls, der Abenteuerlichkeit, Schwärmerei und einer gewissen gesteigerten und vergeistigten Sinnlichkeit einen Charakter, wie ihn die Jugend in den einzelnen Individuen des Menschengeschlechts darstellt. Der Grenzpunkt, wo das Mittelalter beginnt und wo es aufhört, ist von den einzelnen Historikern verschieden bestimmt worden. So beginnen einige das Mittelalter mit der Schlacht bei Soissons im J. 486, Andere mit dem Regierungsantritte Karl's d. Gr., während die Meisten den Anfang desselben in das Jahr des Untergangs des weström. Reichs, 476 n. Chr., setzen. Ebenso schließen Einige den Zeitraum des Mittelalters mit der Entdeckung von Amerika, Andere mit der Erfindung der Buchdruckerkunst, die Meisten mit Beginn der Reformation, während Andere denselben sogar bis zum Westfälischen Frieden ausgedehnt wissen wollen. Diese Verschiedenheit der Annahme hat ihren Grund in dem Umstande, daß das Mittelalter mit den eigenthümlichen Erscheinungen, die es charakterisiren, nicht mit einem male mittels eines einzigen Ereignisses, sondern allmälig mittels einer Reihe von Entwickelungen und Begebenheiten ins Leben trat und sich zu einem Ganzen gestaltete. Von einem so langen Zeitalter, in welchem die verschiedensten Völker auf dem Schauplatze der Geschichte erschienen und die meisten jüngern europ. Reiche und Staatsformen gestiftet wurden, einen vorherrschenden gemeinschaftlichen Charakter anzugeben, ist allerdings schwierig. Doch tritt so viel als allgemeines geschichtliches Resultat über das Mittelalter deutlich hervor, daß in diesem Zeitraume in Europa Alles im Werden war, daß auf den Trümmern der röm. Macht die neue politische Welt der Germanen in Europa und der Araber in Asien und Afrika sich erhob, daß zwei neue Religionen, das Christenthum im Abendlande, der Mohammedanismus im Morgenlande, in vielen Grundsätzen sich verwandt und doch ihre Bekenner zum Haß und zur Feindseligkeit gegeneinander erregend, an die Stelle des untergehenden Heidenthums traten; endlich, daß nach vielen Erschütterungen, Bewegungen und Veränderungen der Orient unter religiös-kriegerischem Despotismus erlag, während sich im Occident Nationalitäten und Verfassungen entfalteten und das politische und kirchliche Leben unter den eigenthümlichen Gestaltungen des Lehnsystems und der Hierarchie in die Erscheinung traten. Unter den Völkern, die in diesem Zeitraume auf den Schauplatz der Geschichte treten, sind ohne Zweifel die Germanen das wichtigste; alle andern Nationen, wie die Slawen, Araber, Mongolen u. s. w., haben nur insoweit Anspruch auf Berücksichtigung, als sie mit den Germanen in Berührung kamen und entweder auf sie einwirkten oder durch sie eine Umgestaltung erfuhren. Während nun nach außen die Staatsverfassung und politische Eigenthümlichkeit der germanischen Völker durch gegenseitiges Verhältniß der Eroberer zu den eroberten Ländern, durch innere Lage und äußere Umgebungen bestimmt wurden, bildeten sich gleichzeitig im Innern mitgebrachte Sitte und Herkommen mit den vorgefundenen Formen des Lebens und der Cultur bei ihnen zu einem neuen selbständigen Ganzen aus. Die den Germanen eigenthümliche Achtung für das Weib wurde die Grundlage eines in reinern und zartern Verhältnissen sich offenbarenden Familienlebens; Rittergeist und Bürgersinn erzeugten fromme Kraft und biedere Männlichkeit, und der schwärmerische, auf das Unendliche mit Sehnsucht gerichtete Sinn jener Zeit sprach sich nicht blos in dem Hange zu abenteuerlichen, kriegerischen Unternehmungen, sondern auch in den Denkmälern großartiger Baukunst und prachtvoller Malerei, sowie in den unsterblichen Werken der phantastisch-gewaltigen Dichtkunst aus. Ungeachtet dieses allgemeinen Charakters des Mittelalters treten in den einzelnen Perioden desselben wieder verschiedene eigenthümliche Richtungen hervor. Am zweckmäßigsten nimmt man deren drei an. Die erste

Periode, von dem durch die Völkerwanderung erfolgten Umsturze des weström. Reichs bis auf Karl d. Gr. und die Wiederauflösung der großen karolingischen Monarchie unter seinen nächsten Nachfolgern, zeigt uns den gewaltigen Kampf zwischen den alten römischen und den neuen germanischen Elementen des Lebens noch in seiner Fortdauer begriffen. Im Staate bildete sich das Kaiserthum und das damit zusammenhängende sogenannte Feudal- oder Lehnwesen, mit welchem sich eine stolze und trotzige Aristokratie erhob, deren Kampf nach oben wider das Königthum und die centrale Staatsgewalt, nach unten wider die Freiheit des Volkes gerichtet war und dieselbe theils zu vernichten strebte, theils wirklich vernichtete. In der Kirche zeigen sich die Anfänge der Hierarchie nebst dem Streben des apostolischen Stuhls, an die Spitze dieser Hierarchie und dadurch zur Herrschaft über die Welt zu gelangen. In der zweiten Periode, von dem Untergange des Reichs der Karolinger bis gegen Ende des 13. Jahrh. stellt sich im Innern des Staatenlebens durch das Hervortreten der Städte ein bedeutendes Element neben die feudalistische Aristokratie, wodurch es der königlichen und fürstlichen Gewalt möglich wurde, hier mehr, dort weniger, eine centrale Staatsgewalt zu gründen. Die Stände, welche unter sehr verschiedenen Namen erscheinen, datiren aus dieser Zeit. Es trat ein gewisses Gleichgewicht der Gewalt und Macht zwischen Königthum, Aristokratie und Volk ein, welches letztere indeß fast ausschließend durch die Städte repräsentirt wurde. Das Schwankende aber in den Berechtigungen dieser verschiedenen Gewalten und ihrer Verhältnisse unter sich erzeugte Erscheinungen, welche in wohlgeordneten Staaten sonst nicht gefunden werden, wie Städtebündnisse, Landfrieden (s. d.) und Femgerichte (s. d.). In der Kirche ist diese Zeit die Epoche der Höhe und des Glanzes der Hierarchie, die indeß vergeblich sich der höchsten Staatsgewalt in der europ. Welt zu bemeistern sucht und ihre Macht vorzüglich dazu benutzt, die freien Regungen, die ihr auf dem Gebiete des Glaubens entgegengetreten, gewaltsam niederzudrücken. Mit der fortschreitenden Bildung des Zeitalters fing auch die feudalistische Aristokratie an, sich zu veredeln und sich der Poesie und dem Gesange in den Nationalsprachen zuzuwenden, welche Neigung sehr bald auch auf den Bürgerstand überging, dessen Dichtungen aber weniger sinnig und poetisch erscheinen. Zugleich fiel in diese Epoche das Erwachen einer neuen bildenden Kunst (die Italienische und die Deutsche Kunst). Auch begann die Historiographie in den Nationalsprachen. Am meisten stand die Philosophie zurück, die in der Form, in welcher sie auftrat, als Scholastik nur erst in unangemessenen und verworrenen Formen sich bewegte. In der dritten Epoche, vom Ende des 13. bis zu Ende des 15. oder zu Anfang des 16. Jahrh., bildeten sich ständische Staatsformen weiter zu höherer und allgemeiner Freiheit aus, und es begann, wie in Frankreich, über den Gegensatz zwischen Aristokratie und Städten hinweg das autokratische Königthum. Im Allgemeinen sank der Einfluß der feudalistischen Aristokratie, und die Wichtigkeit des Lebens ging auf den Bürgerstand über. Die Entdeckung und die immer allgemeiner sich verbreitende Anwendung des Schießpulvers, die Auffindung des Seewegs nach Ostindien, die Erfindung der Buchdruckerkunst und die Entdeckung von Amerika trugen wesentlich zu diesen Umwandelungen bei. In der Kirche riefen die Misbräuche, welche Päpste und Hierarchie mit der früher errungenen Macht und Gewalt trieben, eine immer mächtigere Opposition hervor, welche bald von der Kirche selbst, z. B. auf den Synoden zu Basel, Konstanz, bald von den sogenannten Ketzern, wie Wicliffe, Huß, bald auch von den Mystikern, die das Christenthum wieder wesentlich zu etwas Innerlichem machen wollten, ausging. So schwanden am Ende dieser Epoche die charakteristischen Merkmale des Mittelalters immer mehr; die Hierarchie sank, das Ansehen der kaiserl. Macht erlosch, das Feudalwesen hatte dem überall sich erhebenden Mittelstande mit seinem kräftigen Volksgeiste, seiner Betriebsamkeit und seiner gereiften Einsicht Platz machen müssen, und die neue Zeit begann. Was das Morgenland betrifft, so hatte dasselbe in dem Sinne wie Europa kein Mittelalter; doch machten daselbst der Mohammedanismus und die arab. Literatur Epoche. Ebenso kennt das griech. Kaiserthum, die schwache Fortsetzung des römischen, kein Mittelalter. Vgl. Rühs, „Handbuch der Geschichte des Mittelalters" (Berl. 1818); Rehm, „Handbuch der Geschichte des Mittelalters" (3 Bde., Marb. 1820—33); Derselbe, „Geschichte des Mittelalters seit den Kreuzzügen" (Kass. 1831); Leo, „Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters" (2 Bde., Halle 1830); Derselbe, „Geschichte des Mittelalters" (Halle 1836; 2. Aufl., 1839); Kortüm, „Geschichte des Mittelalters" (2 Bde., Berl. 1836); Hallam, „Geschichtliche Darstellung des Zustands von Europa im Mittelalter" (deutsch von Halem, 2 Bde., Lpz. 1820); Rückert, „Geschichte des Mittelalters" (Stuttg. 1853).

**Mittelfarben**, s. Mezzotinto.

**Mittelfleisch**, s. Damm.

**Mittelländisches Meer** oder **Mittelmeer**, so genannt von seiner Lage zwischen Europa, Asien und Afrika, ein mit dem Adriatischen, Ägäischen und dem Meere von Marmara 47500 QM. großes Becken, 515 M. lang, an der breitesten Stelle 240, im Mittel 80 M. breit, hängt im W. mit dem Atlantischen Ocean durch die Meerenge von Gibraltar zusammen, in deren Mitte man einen starken Strom aus dem Ocean in das Mittelländische Meer bemerkt. Diese Erscheinung erklärt sich dadurch, daß der Verlust an Wasser, den dieses Meer, im S. der Gluthitze der afrik. Küsten ausgesetzt und im N. durch die Alpen geschützt, durch seine starke Verdunstung erleidet, nicht durch die Wassermenge der ihm zuströmenden Flüsse ersetzt wird; wie denn aus Afrika, außer dem Nil, kein einziger einigermaßen ansehnlicher Fluß ihm zufließt, ebensowenig aus Asien und der griech.-türk. Halbinsel. So bleiben denn, außer den kleinern Flüssen Italiens und Ostspaniens, nur Etsch, Po, Rhône und Ebro als bedeutendere Zuflüsse im westlichen Europa übrig, von denen noch dazu der letztere im Sommer an Wassermangel leidet. Auch steht jenes Zuströmen durch die Meerenge von Gibraltar nicht vereinzelt da, sondern wiederholt sich in der starken Strömung, die aus dem durch verhältnißmäßig viele und große Ströme gespeisten Schwarzen Meere durch den Bosporus und die Dardanellen in das Mittelländische Meer geht. Theile des Mittelländischen Meeres sind: die Golfe von Valencia, von Lion und von Genua, das Tyrrhenische Meer, das Adriatische Meer, das Jonische Meer mit dem Meerbusen von Tarent und von Korinth oder Lepanto, das Ägäische oder Griechische Meer, die Meerenge der Dardanellen oder der Hellespont, das Meer von Marmara oder die Propontis, die Meerbusen von Smyrna, Adalia und Skanderun und die Große und Kleine Syrte. Das Mittelländische Meer hat eine bedeutende Tiefe, besonders in seinem westlichen Theile. An manchen Stellen ist es 3000 F., bei Nizza nur wenige Ellen von der Küste fast 4200 F. tief, an manchen Stellen 5000 F. und darüber. Es ist fast kaum einem Zweifel unterworfen, daß Europa und Afrika bei Gibraltar und Sicilien einst zusammenhingen, wie sich dies aus der geologischen Formation der Bergketten des Atlas und Spaniens und deren Parallelismus schließen läßt, welche jetzt freilich die Straße von Gibraltar, eine meererfüllte Kluft von 5400 F. Tiefe, trennt. Diesen Zusammenhang scheint die Untiefe noch wahrscheinlicher zu machen, welche, vom Cap Bon an der Küste Afrikas nach der Straße von Messina ziehend und das Meer in zwei große Bassins abtheilend, an einigen Stellen nur 180, ja sogar nur 40 F. Tiefe hat, während auf beiden Seiten das Wasser überaus tief ist und man an manchen Orten bis zu einer Tiefe von mehr als 6000 F. keinen Grund findet. Vermöge seiner natürlichen Lage hat das Mittelländische Meer unregelmäßige, veränderliche Winde und eine schwache Ebbe und Flut. Im Meerbusen von Venedig steigt die Flut bei Neu- und Vollmond 3 F. und in der Großen Syrte 5 F., aber an den meisten andern Orten sind die Gezeiten kaum bemerkbar. Nach den Vermessungen der franz.-ägypt. Expedition soll die Oberfläche des Mittelländischen Meeres in der Nähe von Alexandrien 24 F. tiefer als der Spiegel des Rothen Meeres bei Suez während des Ebbestandes desselben und ungefähr 30 F. tiefer als beim Hochwasser sein. Aber neuere Nivellements lassen diese Angabe sehr zweifelhaft erscheinen, sodaß, wenn wirklich ein Niveauunterschied zwischen beiden Meeren vorhanden, derselbe nur höchst unbedeutend ist. Wegen seiner ungemein starken Verdunstung, des verhältnißmäßig geringen Zuflusses von Süßwasser und der Einströmung salzigen Wassers aus dem Atlantischen Ocean hat das Mittelländische Meer, hierin eine Ausnahme von andern Binnenmeeren machend, einen stärkern Salzgehalt als der Ocean. Eben wegen dieser starken Verdunstung ist die Temperatur an seiner Oberfläche 1½° R. höher als im Ocean. Auch nimmt sie nach der Tiefe nicht so rasch ab, und in großen Tiefen ist sie ebenfalls höher als im Ocean. Dies findet seine Erklärung in dem Vorhandensein einer beständigen Strömung erwärmten Wassers nach dem Atlantischen Ocean hin, welche das Eindringen des kalten Polarstroms hindert und die obere Strömung, welche von dem Ocean aus durch die Straße von Gibraltar eindringt, in der Wirkung ausgleicht. Von den 643 Arten europ. Seefische bewohnen 444 das Mittelländische Meer, sodaß es an Mannichfaltigkeit der Species die brit. und skandinav. Meere übertrifft; aber es steht jedem derselben in der Menge und Güte der nutzbaren Fische bei weitem nach. Es hat eigenthümliche Haifische, Schwertfische, sechs Species Makrelen, unter denen einer der größten der Thunfisch ist, zu dessen Fang Fischereien an den Südküsten von Südfrankreich, auf Sardinien, Elba, in der Straße von Messina und an dem Adriatischen Meere eingerichtet sind. Auch zahlreiche Species von Rochen sind für das Mittelländische Meer charakteristisch, namentlich die Zitterrochen. Endlich ist das Meer vorzüglich reich an rothen oder Blutkorallen, namentlich an den Balearischen Inseln, an den Küsten der Provence, am südlichen Gestade von Sicilien und an der afrik. Küste von Bona und Barka, wo die Ko-

rallenfischer oft Wälder von Korallen zerstören. Das Becken des Mittelmeeres ist noch von Feuer unterwühlt, welches zu Zeiten durch Vesuv und Ätna, fortwährend durch den Stromboli (s. Liparische Inseln) seinen Ausgang nimmt. Seine Oberfläche ist mit Inseln von allen Größen bedeckt, von dem 500 □M. großen Sicilien an bis zu den blos kahlen Felsen, von denen einige noch thätige Vulkane, andere wenigstens von vulkanischer Bildung sind und viele der secundären geologischen Periode angehören. Seine Küsten sind zum Theil heftigen vulkanischen Paroxysmen unterworfen. Verschiedene Theile derselben befinden sich in einem Zustande großer Unbeständigkeit. An einigen Orten haben sie sich in historischen Zeiten mehr als ein mal gesenkt und sind wieder aufgestiegen, wie dies bei den Ruinen des Serapistempels bei Puzzuoli, sowie an den dalmatischen, sicilischen und sardinischen Küsten nachgewiesen werden kann. Da das Mittelmeer die längste Küstenerstreckung, die meisten Buchten, Häfen und Inseln an seiner Nordseite hat, so bietet es den Bewohnern Europas mehr Gelegenheit zum Verkehr und mehr Vortheile als den Bewohnern Afrikas dar. Es bildete mit den rings um sein Becken liegenden Ländern den Hauptschauplatz der Völker in der Welt des Alterthums, der Ägypter, Phönizier, Karthager, Juden, der Küstenvölker Kleinasiens, vor allen aber der beiden classischen Völker. Seine östliche Hälfte sah die Entfaltung des mannichfachen, reichen Lebens der Griechen; an seinem westlichen Gestaderinge erstarkte Rom, das zuletzt sämmtliche Umlande seiner Herrschaft unterwarf und das Mittelmeer in Wahrheit zu einem röm. Binnensee machte. Das Mittelmeer war im Alterthume fast allein das Gebiet des ganzen Seehandels, des Handels der damaligen Welt, und blieb dies im Mittelalter, bis die Entdeckung der Neuen Welt und des Seewegs nach Ostindien denselben erweiterte und zu einem wahren Welthandel umgestaltete. Seitdem haben die Völker und Staaten um das Mittelmeer, mit Ausnahme Frankreichs, ihren frühern Reichthum und ihre Macht verloren; aber doch nur die asiatischen und afrikanischen sind zu völliger Ohnmacht und in völlige Barbarei herabgesunken.

**Mittelmark** hieß derjenige Theil der ehemaligen Kurmark Brandenburg, welcher von der Vormark oder Priegnitz, dem Herzogthum Magdeburg, dem sächs. Kurkreise, der Niederlausitz, Neumark, Ukermark und von Mecklenburg-Strelitz begrenzt wurde und auf 227 □M. 560000 E. zählte. Sie war früher in sieben, seit 1806 in zehn Kreise getheilt und hatte Brandenburg zur Hauptstadt. Als 1807 die beiden, nach Abtretung des Herzogthums Magdeburg, Preußen noch verbliebenen Kreise desselben: Jerichow und Ziesar, mit der Mittelmark vereinigt wurden, stieg ihre Einwohnerzahl, bei einem Flächenraum von 271 □M., auf 620000 E. Bei Gelegenheit der neuen Eintheilung des preuß. Staats wurde die Mittelmark mit Ausnahme des Lebuser Kreises, der an Frankfurt kam, dem Regierungsbezirk Potsdam zugetheilt, die Kreise Jerichow und Ziesar aber an den Regierungsbezirk Magdeburg zurückgegeben.

**Mittelpunkt** heißt in der Geometrie derjenige Punkt einer Figur oder eines Körpers, welcher alle durch denselben gehenden geradlinigen Sehnen in zwei gleiche Theile theilt. (S. Centrum.) In der Mechanik kommt dieses Wort in sehr verschiedener Bedeutung vor. Hier gibt es einen Mittelpunkt der Anziehung, in welchem der Sitz der anziehenden Kraft ist, z. B. für das Planetensystem die Sonne; einen Mittelpunkt des Gleichgewichts, welcher unterstützt oder befestigt werden muß, um ein System von Körpern, auf welche Kräfte wirken, ungeachtet der Wirkung derselben im Gleichgewicht zu erhalten; einen Mittelpunkt der Kräfte, gewöhnlich in gleicher Bedeutung mit dem vorigen; einen Mittelpunkt der Masse, Trägheit oder Schwere, auch Schwerpunkt (s. d.) genannt; einen Mittelpunkt des Schwungs, wie man denjenigen Punkt eines zusammengesetzten Pendels nennt, in welchem die ganze schwere Masse des Pendels vereinigt gedacht werden kann, weil dann, wenn dies der Fall wäre, das Pendel um denselben Aufhängepunkt ebenso schnelle Schwingungen machen würde, als es wirklich macht; einen Mittelpunkt des Stoßes, wo man sich die ganze Wirkung des Stoßes, den ein Körper von einem andern Körper erhält, vereinigt vorstellen kann; endlich einen Mittelpunkt der Umdrehung, welches derjenige Punkt eines in Folge eines excentrischen Stoßes rotirenden Körpers ist, der in Ruhe bleibt, weil er durch die progressive Bewegung des Körpers ebenso weit vorwärts als durch die rotirende rückwärts getrieben wird. Außerdem kommt in der Physik noch ein phonischer Mittelpunkt vor, worunter man bei einem mehrsilbigen Echo den Ort versteht, an den sich die redende Person stellen muß, wenn das Echo am besten gehört werden soll.

**Mittelstimmen** heißen in der Tonkunst diejenigen Stimmen, welche zwischen dem Grundbaß und der melodieführenden Stimme liegen und so die Harmonie gleichsam ausfüllen. Beim mehrstimmigen Gesange sind es gewöhnlich der Alt oder zweite Sopran und der Tenor, in der Instrumentalmusik die zweite Violine und die Viola.

**Mittermaier** (Karl Jos. Ant.), einer der ausgezeichnetsten Rechtslehrer der Gegenwart, geb. 5. Aug. 1787, studirte zu Landshut und Heidelberg und trat 1809 als Privatdocent zu Landshut auf, wo er 1811 Professor wurde. Im J. 1819 folgte er einem Rufe nach Bonn, von wo er 1821 nach Heidelberg ging. Seine Wahl zum Abgeordneten der bad. Ständeversammlung in der Stadt Bruchsal 1831 eröffnete ihm eine einflußreiche Wirksamkeit für Gesetzgebung und constitutionelles Staatsleben. Zu seinen Motionen gehören die Anträge auf Aufhebung der sogenannten Administrativjustiz, auf Abschaffung der Stockschläge als Erforschungsmittel der Wahrheit und auf einen von allen Staatsangehörigen zu leistenden und mit dem Huldigungseide zu verbindenden Verfassungseid. Besondere Verdienste erwarb er sich auch um die Gemeindeordnung als Mitglied und Berichterstatter der betreffenden Commissionen, sowie als Vermittler in Betreff der zwischen beiden Kammern streitigen Punkte. Zu der neuen Civilproceßordnung mit Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens hatte er schon vor den parlamentarischen Verhandlungen wesentlich mitgewirkt, da er als Mitglied in der zu deren Entwerfung berufenen Gesetzgebungscommission saß. Als Präsident einer der fünf Abtheilungen der Kammer nahm er Theil an der im Sept. 1831 gegebenen Erklärung derselben an die Regierung: ohne Preßfreiheit kein Budget. Im Allgemeinen galt er jedoch damals mit Duttlinger mehr für das Organ der Gemäßigten, während Rotteck und Itzstein die äußerste Linke repräsentirten und Welcker das deutsch-nationale Element vertrat. Als Redner zeichnete er sich aus durch schönen Vortrag, Einfachheit und Klarheit des Gedankens und fließende Leichtigkeit. Auf den folgenden Landtagen von 1833, 1835 und 1837 war er Präsident der zweiten Kammer, aus welcher er wegen der schmerzlichen Stimmung, in die ihn der Tod seines Sohnes versetzte, 1841 austrat. Erst 1846 nahm er seinen Platz wieder in derselben und wurde auf dem Landtage von 1847—48 wieder zum Präsidenten gewählt. Die deutsche Bewegung von 1848 rief ihn zu neuer parlamentarischer Thätigkeit. Nachdem er im Vorparlament zu Frankfurt als Präsident fungirt, wählte ihn die Stadt Baden in die Deutsche Nationalversammlung. Hier war er als Mitglied des Verfassungsausschusses thätig und wirkte für Gründung eines deutschen Bundesstaats auf gesetzlichem Wege. Im April 1849 kehrte er jedoch nach Heidelberg zurück, um seine Vorlesungen fortzusetzen, und nahm von da an nur an einzelnen Verhandlungen in Frankfurt Theil. Wie als Volksvertreter, so erwarb sich M. auch als akademischer Lehrer und als Schriftsteller großen Ruf. Seine Werke betreffen das deutsche Privatrecht, die Theorie des Processes und das Strafrecht nach seinem ganzen Umfange. In ersterer Beziehung ist zu erwähnen sein „Lehrbuch des deutschen Privatrechts" (Landsh. 1821), das später durch die „Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts" ersetzt wurde, welche in den spätern Ausgaben (2 Bde., Regensb. 1837—38; 7. Aufl., 1847) auch das Handelsrecht, Wechsel- und Seerecht umfassen und zu den vorzüglichsten Darstellungen dieser juristischen Disciplin gehören. Über die Theorie des Processes verbreitet sich als Hauptwerk „Der gemeine deutsche bürgerliche Proceß, in Vergleichung mit dem preuß. und franz. Civilverfahren und mit den neuesten Fortschritten der Civilgesetzgebung" (1.—4. Beitrag, 1820—26; Beitrag 1, 3. Aufl., 1838; Beitrag 2—4, 2. Aufl., 1825—40). Im Strafrechte war M. zunächst für die processualische Seite thätig in seinem „Handbuch des peinlichen Processes" (2 Bde., Heidelb. 1810—12), das er dann ganz umgearbeitet unter dem Titel „Das deutsche Strafverfahren in der Fortbildung durch Gerichtsgebrauch und Particulargesetzgebung" (2 Bde., Heidelb. 1832; 4. Aufl., 1847) erscheinen ließ; ferner in den Schriften „Theorie des Beweises im peinlichen Processe" (2 Bde., Darmst. 1821) und „Die Lehre vom Beweise im deutschen Strafprocesse" (Darmst. 1834; franz., Par. 1848; span., Madr. 1851), sowie in der „Anleitung zur Vertheidigungskunst im Criminalprocesse" (Landsh. 1814; 4. Aufl., Regensb. 1844). Nächstdem verfolgte er die particularrechtliche Fortbildung des Criminalrechts in den Schriften „Über den neuesten Zustand der Criminalgesetzgebung" (Heidelb. 1825), „Über die Grundfehler der Behandlung des Criminalrechts in Lehr- und Strafgesetzbüchern" (Bonn 1819); sodann in fortlaufenden Übersichten in dem „Neuen Archiv des Criminalrechts" und dessen „Neuer Folge", sowie in dem Werke „Die Strafgesetzgebung in ihrer Fortbildung geprüft" (2 Beiträge, Heidelb. 1841—43). Eine Umarbeitung des Feuerbach'schen Werks ist sein vollständiges „Lehrbuch des Criminalprocesses" (12. Aufl., Gieß. 1837; 13. Aufl., 1840). In den „Ital. Zuständen" (Heidelb. 1844) schildert er die moralische, rechtliche und politische Lage der ital. Staaten, die M. sieben mal besucht hat, auf Grund von detaillirten statistischen Nachrichten; in dem Werke: „Die Mündlichkeit, das Anklageprincip, die Öffentlichkeit und das Geschworenengericht" (Stuttg. 1845) prüft er die neuesten wissenschaftlichen und legislativen Bestrebungen auf diesem Gebiete. Sein neue-

stes Werk ist „Das engl., schott. und nordamerik. Strafverfahren" (Erl. 1851). Übrigens ist M. Mitherausgeber des „Civilistischen Archivs", der „Neuen Folge" des „Archivs des Criminalrechts" und der „Kritischen Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes", in welchen allen zahlreiche Aufsätze, besonders aber werthvolle Übersichten der Fortschritte der Gesetzgebung in den einzelnen Branchen des Rechts von ihm niedergelegt sind.

**Mitternacht** heißt der dem Mittag gerade entgegengesetzte Zeitpunkt, an welchem die Sonne bei ihrem scheinbaren Umlaufe den tiefsten Stand unter dem Horizont eines Orts erreicht, indem sie zum zweiten mal in den Meridian tritt. Von diesem Augenblick an nimmt der Tag nach der bürgerlichen Zeitrechnung seinen Anfang. — **Mitternachtsgegend**, in der Schifferſprache Norden genannt, ist die dem Mittag oder Süden gerade entgegengesetzte Himmelsgegend. — **Mitternachtspunkt** oder **Nordpunkt** ist der Durchschnittspunkt des Meridians mit dem Horizonte nach der Mitternachtsgegend hin.

**Mittwoch** heißt nach der Tagzählung der germanischen und romanischen Völker, welche die Woche mit dem Sonntag beginnen, der vierte Wochentag. Obgleich dieser abstracte Tagesname schon bei Notker (Mittawecha) vorkommt und in der mittelhochdeutschen Zeit ganz allein gebräuchlich ist, so war doch die ältere ursprüngliche Bezeichnung des vierten Wochentags jedenfalls Wuotanes tac, entsprechend dem lat. dies Mercurii. In den übrigen germanischen Sprachen findet sich noch dieser Name, so z. B. im Angelsächsischen Wôdanes dag, woraus das engl. Wednesday entstand; im Mittelniederländischen Woensdach, worauf das holl. Woensdag und das vläm. Goensday beruht; im Altnordischen Odhinsdagr, die Grundform zum schwed. und dän. Onsdag. Noch heutigen Tages heißt die Mittwoch in Westfalen Godenstag, in Aachen Gouesdag. Die slaw., lithauischen und finn. Völker beginnen die Woche mit dem Montag, sodaß die Mittwoch der dritte Tag ist. Dieser Tag wird bei den Slawen durch sreda, sereda, srida (woher das lithauische serrada) bezeichnet; ähnlich bei den Finnen durch Keskiwijcko, d. i. halbe Woche. Die Zeit, wann, und die Ursache, aus welcher Hochdeutsche und Slawen die abstracte Benennung einführten, ist noch nicht ermittelt, wenn es auch viel Wahrscheinlichkeit hat, daß dieselbe bei den Hochdeutschen erst durch slaw. Einfluß hervorgerufen oder wenigstens allgemeinste Verbreitung gefunden hat.

**Mitwissenschaft** um ein Verbrechen. Die Kenntniß von einem verübten Verbrechen legt nur in besondern persönlichen Verhältnissen die Rechtspflicht zu dessen Anzeige bei Gericht auf. Die Kenntniß von einem erst zu verübenden Verbrechen eines Andern pflegt bei allen schwerern Verbrechen die rechtliche Verpflichtung zur Anzeige oder doch Warnung des Bedrohten nach sich zu ziehen.

**Mitylene** oder **Mytilene**, die ehemals reiche und mächtige, von den Äolern gegründete Hauptstadt der Insel Lesbos (s. d.), berühmt durch die daselbst veranstalteten dichterischen Wettkämpfe, wurde während des Peloponnesischen Kriegs 427 v. Chr. nachdem die ganze Insel mit Ausnahme von Methymna ein Jahr vorher von der Bundesgenossenschaft Athens sich losgesagt hatte, von den Athenern erobert, worauf die Bewohner auf Kleon's Betrieb eine schonungslose Strenge und Züchtigung erfuhren. Zur Zeit der macedon. Herrschaft, als Lesbos eine republikanische Verfassung erhielt, kam es an die Spitze der übrigen Städte, und behauptete seinen Einfluß und sein Ansehen, bis es im Kriege gegen Mithridates, in welchem die Mitylener feindselig gegen die Römer auftraten, Sulla gänzlich zerstören und die Einwohner als Sklaven verkaufen ließ. Zwar erhob sich nach dieser Katastrophe die Stadt wieder aus ihren Trümmern und wurde auch von Pompejus begünstigt; allein sie konnte ihren frühern Glanz nie wieder erlangen. Nur noch wenige Überbleibsel bei dem heutigen Castro bezeichnen ihre ehemalige Stätte.

**Mixtur** nennt man eine Arzneiform, welche aus flüssigen und festen, in der Flüssigkeit sich nicht auflösenden Bestandtheilen zusammengesetzt ist. Sind die Flüssigkeiten nicht consistent genug, um die festen Theile schwebend zu erhalten, so muß die Mixtur vor dem Einnehmen umgeschüttelt werden, was man eine Schüttelmixtur nennt.

**Mnemonik**, **Mnemotechnik** oder **Gedächtnißkunst** nennt man die Kunst, durch eine besondere Methode die Kraft des Gedächtnisses zu ungewöhnlichen Leistungen zu bringen. Schon die Alten kannten eine Gedächtnißkunst, als deren Erfinder der griech. Dichter Simonides betrachtet wurde und von welcher mehre Stellen der rhetorischen Bücher an den Herennius, des Cicero in seinem Buche vom Redner und des Quinctilian handeln. Die Methode der alten Mnemoniker war danach folgende. Sie nahmen irgend einen begrenzten Raum, z. B. ein Zim-

mer, und merkten sich eine Reihe von 50 oder 100 Gegenständen an bestimmten Plätzen in diesem Raume; mit diesen Plätzen verbanden sie dann die einzelnen Bilder der Namen u. s. w., die sie sich in einer bestimmten Reihenfolge merken wollten. Für größere Operationen dieser Art war es nöthig, diese Plätze nach dem dekadischen Systeme zu steigern, sodaß sie sich z. B. eine imaginäre Stadt mit je zehn Quartieren von je zehn Häusern mit je zehn Zimmern dilbeten, was andererseits wieder dadurch vereinfacht wurde, daß man das mnemonisch eingetheilte Zimmer in zehn verschiedenen Lagen des Hauses, dieses Haus wieder an zehn verschiedenen Orten u. s. w. dachte. Die Schwierigkeit hierbei lag aber darin, nicht blos für jeden zu merkenden Begriff oder Gegenstand ein passendes Bild zu finden, sondern auch dieses Bild so zu behalten, daß man sich seiner Verbindung mit einem bestimmten, ohnehin voraus einzuprägenden und genau zu behaltenden Platz stets wieder erinnerte. Gleichwol ist diese Methode der Verbindungen im Wesentlichen dieselbe gewesen, welche bis auf die neueste Zeit den mnemonischen Systemen zum Grunde gelegen hat. Seit dem 15. Jahrh. finden wir wieder vielfache Lehren der Mnemonik. Zum Theil wurde diese Kunst als eine Art kabbalistischer Geheimlehre behandelt, wie von Giordano Bruno (s. d.), dem Vervollkommner der sogenannten Lulli'schen Kunst, und noch später, am Ende des 16. Jahrh., von dem Deutschen Lambertus Schenkel, der als umherreisender Lehrer derselben großes Aufsehen erregte; zum Theil widmeten aber auch tüchtige Köpfe ihr ernstes Nachdenken dieser Kunst, wie der bekannte Konr. Celtes im 15. Jahrh. und später Leibniz. Mehrentheils waren diese Methoden nur Modificationen der Alten; doch substituirten auch Einige, z. B. Winkelmann, Leibniz, der Engländer Grey (1756) u. A. da, wo es Zahlen zu merken gab, den Ziffern Buchstaben, die sie in verschiedener Weise mit dem zu merkenden Worte verbanden, z. B. durch Umänderung der Endsilbe in diese Buchstaben. In dem ersten Decennium des gegenwärtigen Jahrhunderts regten die Schriften von Kästner, einem kursächs. Landgeistlichen („Mnemonik, oder System der Gedächtnißkunst der Alten", Lpz. 1804), und vom Freiherrn von Aretin, Bibliothekar zu München („Systematische Anleitung zur Theorie und Praxis der Mnemonik", Sulzb. 1810), das Interesse an dieser Wissenschaft von neuem an. Jener erneuerte die Methode der Alten und suchte sie in mehren Schriften namentlich auf die Erlernung von Sprachen anzuwenden; dieser stellte ein zum Theil neues System auf, indem er zwar die Ordnungsbilder der Alten beibehielt, nicht aber ihre Gedächtnißplätze, sondern den Zahlen z. B. Buchstaben substituirte, an deren alphabetische Ordnung sich weitere Combinationen knüpften, die mit dem Bilde des zu Merkenden verbunden werden mußten. Beide gaben öffentliche Proben ihrer Methoden; Kästner selbst, Aretin durch seinen Schüler, den Licentiaten Duchet. Um dieselbe Zeit trat auch ein vormaliger Ordensgeistlicher, Gregor von Fainaigle, mit einem aus ältern und neuern Methoden componirten Systeme auf und durchreiste mehre Länder als Lehrer desselben. Originell ist die von Aimé Paris („Principes et applications diverses de la mnémotechnie", 7. Aufl., Par. 1833) veröffentlichte Methode; er betrachtet die Wörter der franz. Sprache so, wie sie nach ihrer Aussprache geschrieben werden sollten, und löst sie dann in Laute und Articulationen auf, wodurch er die Ziffern ausdrückt, wenn es sich um die Anwendung auf die Chronologie handelt; das Behalten von Nomenclaturen wird vermöge gewisser points de rappel bewerkstelligt, welche Zahlen entsprechen und aus denen in Verbindung mit dem zu Merkenden eine Formel construirt wird. Etwas modificirt erscheint dieses complicirte System in dem der Brüder Jos. Feliciano und Alexander de Castilho (s. d.) wieder, welche 1832 in Frankreich und Belgien mit vielem Erfolge öffentliche Proben davon ablegten („Traité de mnémotechnie", 5. Aufl., Bordeaux 1835, und „Dictionnaire mnémonique"). Eine eigenthümliche Methode bildete der Pole Jazwinski aus, indem er mnemonische Quadrate construirte und diese, sowie ihre Combinationen mit Bildern belegen ließ. Es trat eine besondere Gesellschaft zur Ausbreitung seiner Methode zusammen und sie wurde mehrfach auf den Unterricht angewendet, später auch vom poln. General Bem vervollkommnet. In Deutschland, wo Graf Mailáth mit einem nennenswerthen, jedoch keineswegs neuen Systeme (Wien 1842) aufgetreten war, erhob seit 1840 der Däne Karl Otto, genannt Reventlow, die Mnemotechnik auf eine höhere Stufe der Ausbildung, wie man sie aus dessen „Lehrbuch der Mnemotechnik" (Stuttg. 1843) und „Wörterbuch der Mnemotechnik" (Stuttg. 1844) kennen lernt. Seine Methode knüpft an den Grundsatz an, daß die anschauliche Vorstellung leichter im Gedächtniß haftet als der abstracte Begriff, und empfiehlt sich besonders, wo es gilt, Reihen von Zahlen dem Gedächtniß rasch und sicher einzuprägen, wie z. B. in der Chronologie. Sein Schema der Substitutionen für Zahlen ist in der Hauptsache folgendes:

| 0 | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | 7 | 8 | 9 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| l | t | n | m | r | s | b | f | h | g |
| z | d | v | w | q | sch | p | pf | j | k |
| | | | | | sz | | ph | | ck |

Durch diese Substitution werden mittels hinzugenommener Vocale sogenannte numerische Worte gebildet, in denen die ersten Consonanten und zwar höchstens die drei ersten, eine Bedeutung als Substitutionen haben, z. B. 425 = ironisch (r = 4, n = 2, s = 5). Die Anwendung auf die Chronologie ergibt sich hiernach von selbst. Will man sich z. B. das erste Vorkommen der Censur 1486 merken, so braucht man nur das Wort Rhabarber in irgend eine Beziehung mit dem Begriffe der Censur zu setzen (r = 4, h = 8, b = 6; die Substitution für die Tausend fällt weg, weil hierin kaum ein Irrthum möglich ist). Auf Grund dieser Methode können unter Wahrnehmung einiger sich leicht ergebenden weitern Regeln selbst sehr große Zahlen und Zahlenreihen leicht und sicher eingeprägt werden. Otto hat die Wirksamkeit seiner Methode durch vielfache öffentliche Proben auf seinen Reisen durch Deutschland, wobei er Staunenswerthes leistete, bewiesen. Die Versuche, von dieser Methode beim Schulunterricht Gebrauch zu machen, haben sich hingegen nicht bewährt, indem die Methode bei ihrer Ausübung zu sehr die blinde Ideenassociation und die Phantasie, aber zu wenig den Verstand in Anspruch nimmt, und dadurch nicht dazu beiträgt, den Geist der Jugend in eine Stimmung zu versetzen, wie sie der wissenschaftlichen Thätigkeit angemessen ist. Nach einer ähnlichen Methode, wie Otto, verfährt Hermann Kothe, welcher durch seine neuerdings, namentlich in Leipzig und Hamburg abgelegten Proben nicht mindern Beifall einzuernten verstand. Auch von ihm erschien ein „Lehrbuch der Mnemonik" (2. Aufl., Hamb. 1852).

**Mnemosyne**, die Tochter des Uranos und der Gäa, eine Titanin, die Göttin des Gedächtnisses, ward von Zeus Mutter der neun Musen (s. d.), indem sie in Pierien neun Nächte in seinen Armen ruhte. Eleutherä in Böotien war der Hauptsitz ihrer Verehrung.

**Mnioch** (Joh. Jak.), deutscher Dichter und bekannt als origineller Kopf, geb. zu Elbing in Preußen 13. Oct. 1765, studirte in Jena, war dann einige Zeit in Halle Hauslehrer und wurde 1790 Rector zu Neufahrwasser bei Danzig. Als er sich von hier wegen einer genialen Pasquinade entfernen mußte, fand er 1796 in Warschau eine Anstellung, wo er als erster Directionsrath der preuß. Lotteriedirection 22. Febr. 1804 starb. Schon als Knabe hatte er den Einfall, als er seinen Vater gedrückt und zurückgesetzt sah, sich in einem Schreiben unmittelbar an den König Friedrich II. zu wenden, worin er denselben mit Du anredete. Dem Könige gefiel die Bittschrift, und M.'s Vater wurde geholfen. Als Student in Jena ließ er seine Hymne auf Friedrich II. drucken und sendete sie an denselben. Der König dankte schriftlich, machte ihm aber bemerklich, wenn er wieder schriebe, seine Briefe zu frankiren. Sogleich packte M. den Betrag des Portos, ein Achtgroschenstück, ein und sendete dasselbe an den König mit der Zuschrift: „Sire, hier ist das Porto." Schon in Halle dichtete er manches originelle Lied. Bekannt ist durch eigenthümliche Mischung von Heiterkeit und Ernst besonders sein Lied vom Grabe: „Wir werden Alle Platz und Raum" u. s. w., sowie sein Maurerlied am Johannisfeste 1798. Das vorherrschende und am meisten entwickelte Element seiner Individualität war das Gefühl, dessen Übergewicht ihn aber weder umfangreiche noch allseitig durchgearbeitete Werke vollenden ließ. Seine bessern Arbeiten sind vereinigt in „Sämmtliche auserlesene Werke" (3 Bde., Görl. 1798) und „Analekten" (2 Bde., Görl. 1804). Viel Gewandtheit im Ausdruck und große Regsamkeit seines Geistes und Gefühls befähigten ihn zum Improvisator. — Seine Gattin, Maria M., geb. Schmidt, geb. zu Neufahrwasser bei Danzig 1777, eine namentlich durch ihn geistig hochgebildete Frau, starb zu Warschau 1799. Ihre geistvollen Aufsätze wurden von M. unter dem Titel „Zerstreute Blätter u. s. w." (Görl. 1800; 2. Aufl., 1821) herausgegeben.

**Moabiter** ist der Name eines Volkes, das östlich vom Todten Meere und Jordan wohnte und theils durch seinen unsittlichen Cultus, der sogar Menschenopfer einschloß, theils durch feindliche Angriffe den Israeliten gefährlich wurde. In der Periode der Richter hatten die Moabiter das israelit. Volk auf 18 Jahre unterjocht; später wurden sie zwar von David zinsbar gemacht, doch wußten sie sich dem Tribute um 900 v. Chr. wieder zu entziehen. Später, nach dem Einfalle der Assyrer, rissen sie Stücke des israelit. Gebiets an sich und verbanden sich mit den Chaldäern gegen Juda. Daher sind auch die Schriften der Propheten reich an Verwünschungen und Drohungen gegen sie. Der Name des Volkes verlor sich endlich in dem der Araber.

**Moallakât**, d. i. die Aufgehangenen, nennt man sieben arab. Gedichte aus der Zeit zunächst vor Mohammed, welche ihrer Vortrefflichkeit wegen zu Mekka öffentlich ausgehangen worden sein sollen. Sie schildern das Leben in der Wüste, die Fehden der arab. Stämme, Liebesabenteuer und geben ausführliche Beschreibungen der Kameele und Rosse. Den Text nebst engl. Übersetzung gab zuerst Jones (Lond. 1783) heraus. Nach dem Englischen wurden sie von Hartmann unter dem Titel „Die hellstrahlenden Plejaden am arab. poetischen Himmel" (Münst. 1802) ins Deutsche übertragen. Eine vollständige Ausgabe mit Scholien erschien zu Kalkutta 1823 (kritisch bearbeitet von Arnold, Lpz. 1850). Einzelne der Gedichte wurden von verschiedenen Gelehrten herausgegeben, z. B. die „Moallaka" des Tarafa von Vullers (Bonn 1827), des Amr-ben-Kelthum von Kosegarten (Jena 1829), des Amr-ul-kais von Hengstenberg (Bonn 1822), des Zohair von Rosenmüller (Lpz. 1828), des Lebid von Peiper (Bresl. 1828), des Antar von Willmet (Leyd. 1816) und des Hareth von Vullers (Bonn 1827). Deutsche Bearbeitungen in poetischer Form gaben Hammer in seiner „Literaturgeschichte der Araber" und Rückert in seiner Übersetzung der „Hamasa".

**Mob**, Pöbel, Gesindel, ist ein Wort, das in England zur Zeit der Volksemeuten gangbar wurde, zu welchen die kath. Verschwörung unter Karl II. Anlaß gab. Es wird von dem Lateinischen mobilis, beweglich, wandelbar, abgeleitet. L'Estrange spricht in diesem Sinne von dem Mobile; das Wort Mob ist aber, wie es scheint, in der Schriftsprache zuerst von Dryden gebraucht worden. Späterhin hat man auch das Zeitwort to mob, tumultuiren, und in satirischer Beziehung zu nobility (Adel) auch mobility (großer Haufe, Janhagel) daraus gebildet.

**Mobile**, die wichtigste Stadt und das Handelsemporium des nordamerik. Freistaats Alabama, an dem westlichen Arme des gleichnamigen Flusses, 7 M. von dessen Mündung in die 6½ M. lange und 4 M. breite Mobilebai, mit einem durch das Fort Morgan geschützten Hafen, einer Wasserleitung und 1830 mit 3194, 1840 mit 12672, 1850 mit 20513 E., worunter 9804 Sklaven, ist nächst Neuorleans der bedeutendste Baumwollenmarkt in den Vereinigten Staaten. Auch mehre große Baumwollenfabriken sind in den letzten Jahren gegründet worden.

**Mobile Colonnen** nennt man im engern Sinne Abtheilungen von leichten Truppen aus allen Waffen zusammengesetzt, welche entsendet werden, um bedrohten Orten rasche Hülfe zu bringen, um in Feindesland, besonders wenn es insurgirt ist (Spanien 1808—13, Tirol 1809), die gefährdeten Verbindungen des Heeres zu sichern, ferner im eigenen Lande innere Unruhen zu unterdrücken, bei partiellen Aufständen einzelne Gegenden im Zaum zu halten, Landstriche, welche von Räubern unsicher gemacht werden, zu säubern. Ferner bedient man sich ihrer auch zu Leistungen des kleinen Kriegs, um den Feind auf weitere Entfernung zu beunruhigen, ihm Transporte zu nehmen, Marodeurs aufzuheben u. s. w. In dieser Beziehung fallen ihre Unternehmungen mit denen der Detachements und Freicorps zusammen. Ihre Märsche müssen schnell und geheim, ihre Unternehmungen überraschend und energisch ausgeführt werden, daher die dazu bestimmten Mannschaften tüchtig, gewandt und wohldisciplinirt, die Offiziere umsichtig und von höchster Entschlossenheit sein müssen.

**Mobiliarsteuer** heißt die Abgabe, welche von dem beweglichen Vermögen erhoben wird. Sie gehört zu den directen und zu den Vermögenssteuern, und den Hauptgegenstand der Mobiliarsteuer bilden die Activcapitalien der Staatsbürger; doch werden auch andere Bestandtheile des beweglichen Vermögens darunter begriffen. Sie kann sehr unpolitisch sein, wenn durch die Art ihrer Anlegung solche Gegenstände getroffen werden, deren Vermehrung großen Nutzen für den Staat hätte, wie z. B. der Viehbestand der Landwirthe. Auch streift sie in das Gebiet der Consumtions- und Luxussteuern hinüber, wenn sie hauptsächlich gewisse Gattungen beweglicher Sachen trifft, deren man sich leicht entäußern kann, wie z. B. den Besitz von verarbeitetem Gold und Silber, Equipagen, Singvögel u. s. w.

**Mobilien**, d. i. bewegliche Güter, auch Fahrende Habe oder Fahrniß. Alle äußern Gegenstände, woran ein Besitz und Ausübung von Eigenthumsrechten möglich ist, theilen sich in bewegliche und unbewegliche. Bloße Foderungen und Rechte (Obligationen und Activcapitalien) fallen zwar an sich eigentlich gar nicht in diese Eintheilung, werden aber von den neuern Gesetzen und Ortsstatuten bald zu den beweglichen, bald zu den unbeweglichen Gütern gerechnet. Auch rechnet man manche an sich bewegliche Sachen zu den unbeweglichen, wie Schiffe, große Waarenlager, Bibliotheken, wenigstens in einer oder der andern Beziehung. Zu den unbeweglichen Gegenständen gehören nicht blos die an sich beweglichen Theile und Zubehörungen von Gebäuden und Grundstücken, z. B. Fenster, Thüren, kurz Alles, was niet- und nagelfest im Hause ist u. s. w., sondern auch die Rechte, welche an einer unbeweglichen Sache stattfinden, wie

Zehnten, Hutungsrechte, Jagden, Reallasten, Zinsen und Gülten u. s. w. Auch Staatscapitalien können immobilisirt werden, wenn sie als unveräußerlich im Staatsschuldbuche bemerkt oder unablöslich auf Immobilien hypothecirt werden, wie Lehnsstämme. Der Unterschied zwischen Mobilien und Immobilien ist besonders im Erbrechte wichtig. Mobilien werden nach dem Rechte vererbt, welchem der Erblasser für seine Person unterworfen war, die Immobilien nach dem Rechte des Landes, wo sie liegen.

**Mobilisirung** oder **Mobilmachung** nennt man die Anordnung von Maßregeln, durch welche ein Heer aus dem Friedensstande auf den Kriegsfuß gesetzt wird. Schon im Frieden muß dazu Alles vorbereitet sein. Das Kriegsmaterial an Waffen, Munition, Fahrzeugen, Bekleidungs- und Armaturgegenständen u. s. w. ist allezeit sowol der Quantität als der Qualität nach vollkommen zu erhalten; die Pferde im Lande sind verzeichnet; die Reservemannschaften, welche zu den Fahnen zu rufen, um die Truppen auf Kriegsstärke zu bringen, die oft das Doppelte des Friedensetats beträgt, ebenso, wo eine Landwehr besteht, die Wehrleute, sind in genauen, alljährlich revidirten Listen geführt, wobei ihre häuslichen Verhältnisse, ob sie daheim unentbehrlich oder nicht, von den Civilbehörden sorgfältig geprüft werden; die Festungen, die Plätze für Depôts und Magazine sind im guten baulichen Zustande zu halten u. s. w. Im Kriegsministerium ist ein Mobilmachungsplan bis in das Detail ausgearbeitet. Die Repartition der Leistungen des Landes, die Einberufung und Zahl der zu stellenden Combattanten, Handwerker und Pferde, ihre Überweisung an die Truppentheile, die Orte, wo sich die letztern zu ihren Kriegsformationen zusammenziehen, der Empfang von Material und Munition, die Ersatzabtheilungen, welche zurückbleiben, um fortwährend Rekruten auszubilden und Remonten zu dressiren, damit der Abgang der activen Truppen stets gedeckt bleibt, die Formation des Trains, der Munitionscolonnen, der Brückenequipagen u. s. w. wird genau im voraus bestimmt und neben dieser Sorge für die activen Truppen auch auf die nothwendige Verstärkung der Intendantur, welcher die Verpflegung obliegt, des Medicinalwesens und der Seelsorge, sowie auf die Errichtung der Feldpost Bedacht genommen. Der Mobilmachungsplan, der nicht veröffentlicht wird, ist gleichwol den Truppencommandos, welche die Ausführung eintretenden Falls zu bewirken haben, mitgetheilt, damit für letztere nur der Befehl gegeben zu werden braucht, um sie in kürzester Frist (etwa vier Wochen) ohne Verwirrung und viele Rückfragen zu vollenden. Die mobilen Truppen werden dann in Brigaden, Divisionen, Corps und bei verschiedenen Kriegstheatern einer größern Macht auch in mehre Armeen zusammengezogen, wobei zuweilen neue Formationen eintreten. Doch wird eine gute Militärverfassung schon den Friedensstand, soviel als die administrativen Verhältnisse erlauben, dem Kriegsfuße nahe bringen, was in keiner Armee so weit erreicht ist als in der russischen. In der preuß. Armee wird jedes Armeecorps als ein selbständiges Ganzes mobil gemacht, sodaß, wenn nicht die ganze Wehrkraft des Landes aufgeboten zu werden braucht, auch eine theilweise Mobilmachung von einzelnen Corps eintreten kann, z. B. 1851, wo eine Observationsarmee gegen Polen aufgestellt wurde.

**Möbius** (Aug. Ferd.), Professor der Astronomie an der Universität zu Leipzig, einer der scharfsinnigsten jetzt lebenden Mathematiker, geb. 17. Nov. 1790 zu Schulpforte, wo sein Vater Lehrer der Tanzkunst war, zeigte schon in sehr jugendlichem Alter große Neigung zur Mathematik und wurde in seinen dahin einschlagenden autodidaktischen Studien von Fr. Thiersch, der damals Schüler in Schulpforte war, nicht wenig unterstützt. Von Schulpforte ging er 1809 auf die Universität zu Leipzig, wo er anfangs die Rechte, dann Mathematik studirte, hierauf 1813 nach Göttingen, wo Gauß, und 1814 nach Halle, wo Pfaff sein Lehrer war. Nachdem er sich 1815 in Leipzig als Privatdocent habilitirt hatte, erhielt er schon im Jan. 1816 die außerordentliche Professur der Astronomie daselbst. Im Sommer desselben Jahres machte er mit Unterstützung der Regierung eine wissenschaftliche Reise, um die damals vorzüglichsten Sternwarten Deutschlands kennen zu lernen und nach den gesammelten Erfahrungen einen Plan über die Umgestaltung der leipziger Sternwarte einzureichen. Der von ihm entworfene Plan wurde 1818—21 ausgeführt. Im J. 1844 wurde er nach Ablehnung eines Rufs nach Jena zum ordentlichen Professor der höhern Mechanik und Astronomie ernannt. Schon seine Dissertation „De computandis occultationibus fixarum per planetas" (Lpz. 1815) machte Aufsehen und fand allgemeinen Beifall. Die ersten Früchte seiner praktischen astronomischen Thätigkeit veröffentlichte er in der kleinen Schrift: „Beobachtungen auf der Sternwarte zu Leipzig" (Lpz. 1823). Unter seinen spätern Schriften ist namentlich sein „Barycentrischer Calcul, ein neues Hülfsmittel zur analytischen Behandlung der Geometrie" (Lpz. 1827) als in der Geschichte der Geometrie epochemachend anzusehen; einen Haupttheil dieses Werks, welches von dem gro-

ßen Scharfsinne des Verfassers Zeugniß gibt, bildet die neue Lehre von den Verwandtschaften der Figuren. Nicht minder eigenthümlich und werthvoll sind sein „Lehrbuch der Statik" (2 Bde., Lpz. 1837), worin der innige Zusammenhang zwischen der Statik und Geometrie gründlicher, als bisher geschehen war, nachgewiesen wird, und „Die Elemente der Mechanik des Himmels" (Lpz. 1843), ein Versuch, die Theorie der für die Astronomie so wichtigen Störungsrechnungen ohne Anwendung höherer Lehren der mathematischen Analysis zu entwickeln. Außerdem hat er seit 1828 in Crelle's „Journal für Mathematik", seit 1846 in den von der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften herausgegebenen Schriften viele Abhandlungen geliefert. Unter denselben ist die Darstellung der Haupteigenschaften eines Systems von Linsengläsern und der ndamit zusammenhängenden Lehre von den Kettenbrüchen besonders hervorzuheben. Sein ältester Sohn, **Theodor M.**, geb. 1821, widmete sich seit 1840 zu Leipzig und Berlin philologischen Studien, habilitirte sich 1852 für skandinavische Sprache und Literatur zu Leipzig und veröffentlichte bei dieser Gelegenheit eine vortreffliche Untersuchung „Über die ältere isländ. Saga" (Lpz. 1852).

**Mochnacki** (Maurycy), poln. Schriftsteller, geb. 1804 auf dem Gute Bojaniec in Galizien, widmete sich seit 1823 auf der Universität zu Warschau dem Studium der Rechte, wurde aber, als er die Staatsprüfung abzulegen im Begriffe war, geheimer Verbindungen verdächtig, auf Befehl des Großfürsten Konstantin aus der Liste der Studirenden gestrichen, zur Übernahme jedes öffentlichen Amts für unfähig erklärt und gefänglich eingezogen, worauf er in Gemeinschaft der schwersten Verbrecher im Garten zu Belvedere bei Warschau öffentlich arbeiten mußte. Doch weder diese Schmach noch wiederholte Einkerkerungen konnten ihm ein Geständniß entlocken. Wieder freigelassen, nahm er an der Redaction mehrer Zeitschriften Theil und erließ mehre sehr heftige Schriften, um, wie er selbst sagte, seine Landsleute fortwährend im Zustande der Insurrection zu erhalten. Wenige Tage vor der Revolution gab er seine Schrift „O literaturze polskiej w wieku dziewiętnastym" („Über die poln. Literatur des 19. Jahrh.", Bd. 1, Warsch. 1830) heraus, durch welche er wesentlich zur Anerkennung der neuern poln. Dichterschule beigetragen hat. Der 29. Nov. 1830 fand ihn, nachdem er mit seinem Bruder, **Camill M.**, an allen geheimen Verbindungen der poln. Jugend Theil genommen hatte, mit den Waffen in der Hand in den Straßen zu Warschau. Er trat als einer der feurigsten Demagogen auf; doch sein Einfluß wurde sehr bald, besonders durch ein unter den Papieren des Großfürsten Konstantin aufgefundenes und im russ. Sinne verfaßtes Mémoire über das poln. Erziehungswesen gelähmt, das M., um einer langen Untersuchung zu entgehen, im Gefängnisse geschrieben hatte. Er galt nun für ein niedriges Werkzeug Rußlands. Seine glühende Vaterlandsliebe trieb ihn ins poln. Heer; er focht als Gemeiner, obgleich ihm der Generalissimus Radziwill das Offizierspatent zuschickte, mit größter Auszeichnung bei Grochow, dann als Offizier bei Okuniew, Wawre und zuletzt bei Ostrolenka, wo er schwer verwundet wurde. Während seiner Heilung trat er wieder als Journalist auf und zeigte sich als der gewandteste Publicist Polens. Nach dem Falle von Warschau begab er sich nach Frankreich, wo er, um seine Landsleute für eine bessere Zeit vorzubereiten, seine „Powstanie narodu polskiego" („Geschichte des poln. Aufstandes", 2 Bde., 1834) schrieb, in der er zeigte, wie die Parteien durch ihre Intriguen das schmähliche Ende des Aufstandes herbeigeführt hätten. Er starb 20. Dec. 1834 zu Auxerre, wo ihm ein schönes Denkmal errichtet ist. Seine nach der Revolution verfaßten Aufsätze erschienen gesammelt als „Pisma rozmaite" (Par. 1836).

**Möckern**, eine kleine Stadt im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, ist durch das Gefecht denkwürdig, in welchem 5. April 1813 die Preußen unter York über die Franzosen unter Eugen den Sieg davontrugen. Damit ist nicht zu verwechseln das Dorf **Möckern** bei Leipzig welches der Schlacht bei Leipzig (s. d.) seinen weltgeschichtlichen Namen verdankt, wo 16. Oct. die Preußen unter Blücher die Franzosen unter Marmont warfen.

**Modalität**, vom lat. modus, bezeichnet die Art und Weise, wie etwas existirt, geschieht oder gedacht wird, sodaß man damit gewöhnlich die zufälligen Bestimmungen vorzugsweise bezeichnet. So spricht man von der Modalität eines Geschäfts, einer Handlung u. s. w. Im Sprachgebrauche der Philosophie ist **Modalität** eine Bestimmung der Urtheile, durch welche ihr Verhältniß zu dem urtheilenden Subjecte bezeichnet wird, je nachdem ein Urtheil entweder blos für möglich oder für wirklich gültig oder für nothwendig erklärt wird, also für den Urtheilenden entweder problematisch oder assertorisch oder apodiktisch ist. Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit heißen daher **Modalitätsbegriffe**. Bei Kant traten diese logischen Bestimmungen des Urtheils als besondere Functionen des Verstandes im Urtheilen auf, und die

Unterschiede der Modalität sind bei ihm die drei letzten unter den zwölf Kategorien, die er für Stammbegriffe des menschlichen Geistes erklärte; es ist aber durchaus nicht nöthig, zur Ableitung dieser Unterschiede sich auf eine besondere Organisation des menschlichen Geistes zu berufen. Jedes Urtheil als solches ist eine bloße Versicherung (assertorisch); erst wenn man es mit seinem Gegentheile vergleicht, wird es entweder problematisch oder apodiktisch. Die Unmöglichkeit oder Undenkbarkeit des Gegentheils macht es zu einem nothwendigen; die gleiche Denkbarkeit, logische Möglichkeit oder Widerspruchslosigkeit des Gegentheils läßt ihm nur den Charakter des problematischen. Möglich ist niemals ein Urtheil allein, sondern eben die beiden verglichenen; nothwendig sind niemals zwei entgegengesetzte, sondern allemal eins von beiden. Die alte logische Regel: Von der Nothwendigkeit gelte der Schluß auf die Wirklichkeit, von der Wirklichkeit auf die Möglichkeit, aber nicht umgekehrt, versteht sich so von selbst.

**Mode** bezeichnet im Allgemeinen den Begriff von Dem, was an einem Orte Sitte und Gewohnheit sowol im Handeln als Benehmen, in der Art sich zu kleiden und zu wohnen, kurz, zu leben ist, im engern Sinne aber die gerade herrschende Art sich zu kleiden, so jedoch, daß durch dieses Wort mehr das Veränderliche, rasch Wechselnde in den äußern Formen des Lebens als das Bleibende und Stabile bezeichnet wird. Der Wechsel und die Mannichfaltigkeit der Moden hängen daher von dem größern oder geringern Grade der Civilisation, des Verkehrs, der Industrie und des Reichthums eines Volkes, sowie von der geographischen Lage und der politischen Einrichtung eines Landes ab. Je ärmer, uncultivirter, der Zahl nach beschränkter oder auch abgeschnittener von dem Weltverkehr ein Volk ist, je weniger wird bei ihm die Mode dem Wechsel unterworfen sein. Derselbe Fall wird auch eintreten, wo Despotie die freie Beweglichkeit hemmt, wie z. B. in den meisten asiat. Ländern, oder wo starres Festhalten an alten Gewohnheiten und Einrichtungen und feindliches Abschließen gegen alles Fremde, wie z. B. in China, den Geist einseitig machen und festbannen. Wo hingegen die individuelle Freiheit und Laune Spielraum hat, wo der immerwährende Verkehr mit andern Nationen den Blick erweitert, wo endlich in Folge einheimischer Industrie der nationale Wohlstand blüht, da muß die Art und Weise der Einzelnen zu leben, sich einzurichten, zu kleiden, zu schmücken u. s. w. den vielfachsten Wechsel haben, und es gehört daher große Befangenheit und Schwerfälligkeit dazu, um unbedingt das Anathema über die Mode zu sprechen. Sie belebt die Industrie und ist nur dann zu tadeln, wenn sie bis zur stutzerhaften Narrheit und so weit getrieben wird, daß darüber Wichtigeres versäumt, der Verfall des häuslichen Wohlstandes herbeigeführt und die Nebensache zur Hauptsache im Leben gemacht wird. Als Geburtsland der Moden wurde früher immer Frankreich betrachtet; doch macht England nicht weniger Anspruch auf diese Ehre, und man muß gestehen, daß in der Bizarrerie und Verschrobenheit der Art, sich zu kleiden, die brit. Petitmaitres es den französischen oft zuvor gethan haben. Die der Mode ganz oder zum Theil gewidmeten Zeitschriften sind deutschen Ursprungs. Die erste Zeitschrift dieser Art war die „Mode- und Galanteriezeitung, oder unentbehrliches Handbuch" (Erf. 1758). Unter den spätern zeichneten sich vorzüglich aus die wiener „Zeitschrift für Literatur, Kunst, Theater und Mode", das frankfurter „Journal des dames", die leipziger „Modenzeitung" und das pariser Wochenblatt „Album des salons, ou revue des modes et galerie des moeurs". Die Geschichte der Moden bildet übrigens, so unbedeutend und geringfügig ihre Abwandelungen im Einzelnen erscheinen, namentlich für das moderne Europa einen nicht unbedeutenden Theil der Cultur- und Sittengeschichte; denn die Denkart und Sinnesweise eines Zeitalters sprechen sich oft sehr charakteristisch in den Äußerlichkeiten der Lebensformen aus. Sehr geistreiche Erörterungen und Zusammenstellungen enthält in dieser Beziehung das Werk von H. Hauff: „Moden und Trachten. Fragmente zur Geschichte des Costüms" (Stuttg. und Tüb. 1840); eine sehr gründliche und umfassende Arbeit ist Weiß' „Geschichte des Costüms" (Bd. 1, Berl. 1853).

**Model**, Modul, vom lat. modulus (verkleinert von modus), ist ein in der Baukunst gebräuchliches Säulenmaß für die Bestimmung der einzelnen Theile der Säule, sowie des Gebälks. Seine Größe hängt von der jedesmaligen Stärke der Säule ab, da der untere Säulendurchmesser zwei Model gibt. Ein Model, also der Säulenhalbmesser, wird in 30 Theile getheilt, die man Minuten oder Partes nennt. Alle andern Größenverhältnisse des übrigen Baus werden in der antiken Kunst aus diesem Grundmaße abgeleitet.

**Modell**, Vorbild oder Musterbild, nennt man in der Malerei diejenigen männlichen oder weiblichen Individuen, die nackt dem Künstler zum Gegenstande seines Studiums dienen; auch rechnet man dazu den zu gleichen Zwecken angewendeten Gliedermann. Eine Nachbildung aber nach einem solchen Modell heißt ein Act oder eine Akademie. In der Bildhauerkunst und Bild-

gießerei versteht man unter Modell den von dem Künstler selbst aus Thon, Gyps oder Wachs geformten Körper, der zum Vorbilde für denjenigen Körper dient, welchen er aus einem härtern Stoffe zu bilden beabsichtigt. In der Baukunst dient das im verjüngten Maßstabe aus Holz, Kork, Papiermasse u. s. w. gefertigte architektonische Modell dazu, um das wechselseitige Verhältniß der einzelnen Theile gegeneinander besser prüfen und leichter übersehen zu können. Endlich bedürfen der Modelle ganz besonders die Mechaniker und Maschinisten für neue Erfindungen. Eine der reichhaltigsten Sammlungen in letzterer Beziehung ist die in München. Eine ausgezeichnete Modellsammlung mittelalterlicher Kirchen, früher im Besitze Kaulbach's und von ihm selbst angefertigt, bewahrt das berliner Museum.

**Modena**, ein souveränes ital. Herzogthum, umfaßt die fruchtbare Ebene, welche der Panaro bewässert, schließt sich im W. an Parma an und steht mit dem dazu gehörigen Herzogthum Massa-Carrara nur durch einen schmalen Landstrich in Verbindung. Es hat einen Flächenraum von 110 QM. und (nach der Zählung von 1850) 586458 E. Im Süden wird es von den Apenninen durchzogen, die im Monte Cimone bis zu 6500 F. aufsteigen. Die Flüsse sind, abgesehen von dem Po, der im Norden nur auf eine kurze Strecke die Grenze bildet, unbedeutend, und nur der Tassonikanal ist schiffbar. Der Boden ist im Norden eben und fruchtbar, das Klima gut, doch nicht so schön wie im übrigen Italien. Neben Ackerbau treibt man starken Weinbau, Obst und Öl-, sowie bedeutenden Seidenbau, sehr ansehnliche Viehzucht und Bergbau, namentlich auf Marmor. Die Industrie ist unbedeutend, der Handel und Verkehr ziemlich lebhaft. Die Staatsverfassung ist absolut-monarchisch, und der Herzog gehört einer Seitenlinie des Hauses Östreich an. Politisch ist das Land in sieben Provinzen, Modena, Reggio, Guastalla, Frignano, Garfagnana, Massa-Carrara und Lunigiana eingetheilt. Im Allgemeinen gelten die östr. Gesetze, die aber in einem eigenen Gesetzbuche zusammengestellt sind; Vermögensconfiscationen sind eingeführt, Fideicommisse verboten. Das Unterrichtswesen ist ganz vernachlässigt. Das Militär, nach östr. Weise organisirt, besteht aus 3500 Mann, und außerdem zählen drei Regimenter Reservemiliz 14656 Mann. Die Staatseinkünfte wurden im Budget seit 1851 auf 8,413622 Frcs., die Ausgaben auf 8,728133 Frcs. veranschlagt, was ein Deficit von 314511 Frcs. ergibt.

M. gehörte in frühester Zeit zu dem Exarchat, dann zu Toscana und nachher nebst Ferrara den Torellis, welchen seit 1290 die Familie Este (s. d.) in der Herrschaft folgte. Clemens VIII. zog 1582 das Herzogthum Ferrara als eröffnetes Lehn ein, und zu M. gehörten nun nur noch das Herzogthum Reggio und das Fürstenthum Carpi. Der Herzog Franz I. erwarb 1633 das Fürstenthum Correggio, Franz II. 1710 das Herzogthum Mirandola, 1737 das Herzogthum Novellara und 1741 durch Heirath das Herzogthum Massa-Carrara. Der letzte Herzog von M. aus dem Hause Este war Hercules III. (gest. 1803), welcher beim Einrücken der Franzosen in Italien 1796 die Flucht ergriff und, im Frieden zu Campo-Formio seines Landes beraubt, im Luneviller Frieden mit dem Breisgau entschädigt wurde, den er an den mit seiner einzigen Tochter und Erbin, Maria Beatrix, verheiratheten Erzherzog Karl Ant. Jos. Ferdinand überließ. Letzterer, der sich nun Herzog von Modena-Breisgau nannte, verlor den Breisgau durch den Presburger Frieden 1805 und starb 1806. Sein Sohn, der Herzog Franz IV. (s. d.), gelangte erst 1814 wieder in den Besitz der großväterlichen Staaten, wo gleichzeitig auch seine Mutter die Regierung des Herzogthums Massa-Carrara, dem der Congreß zu Wien die kaiserlichen Lehen in der Lunigiana hinzufügte, von neuem antrat. Wie dieses Herzogthum bei dem Tode der Mutter (14. Nov. 1829) ihrem Sohne zufiel und mit dem Hauptstaat vereinigt wurde, so sollten demselben auch nach dem Tode der Kaiserin Marie Luise, Herzogin von Parma, Piacenza und Guastalla, wo deren Länder an Lucca, das Herzogthum Lucca aber an Toscana fallen würde, zufolge der Bestimmungen der Wiener Congreßacte noch einige Gebietstheile von Toscana und von Parma dem Herzogthume M. zufallen, was 1847 geschehen ist. Nach dem Aussterben der regierenden Linie in M. aber fällt das Land Östreich zu. Die Reaction, welche sofort nach der Rückkehr Franz' IV. in dessen Erbstaaten eintrat, konnte demselben unmöglich die Liebe des Volkes erwerben. Jesuiten und geheime Polizei hielten jede freiere Regung nieder, und durch Unterdrückung und überstrenge Überwachung aller Bildungsanstalten glaubte man für die Ruhe des Landes vollständig gesorgt zu haben. Die franz. Julirevolution von 1830, die den Herzog zu um so schärfern Maßregeln gegen die Mitglieder der damals in Italien verbreiteten geheimen Gesellschaften veranlaßte, übte indessen auf die Stimmung in M. einen so gewaltigen Einfluß aus, daß es 3. Febr. 1831 zum offenen Aufstande kam. An der Spitze stand merkwürdigerweise der Chef der geheimen Polizei, Ciro Menotti. Der Herzog

mußte flüchten und ging nach Wien. Erst nachdem es den östr. Truppen gelungen, die Ruhe herzustellen, konnte er 9. März nach Modena zurückkehren, wo er 6. April ein außerordentliches Gericht niedersetzte, welches den Ciro Menotti und Andere zum Tode und 107 zu den Galeeren verurtheilte, welche letztere Strafe aber in Einsperrung bei den unter der provisorischen Regierung vertriebenen, vom Herzoge aber schnell wiederhergerufenen Jesuiten verwandelt wurde. Auch die Juden verloren damals ihre seit 1795 erlangten Berechtigungen und mußten bedeutende Geldsummen erlegen. Gleichzeitig suchte der Herzog durch ein Journal: „Voce della verità", das er selbst leitete, sich der öffentlichen Meinung zu versichern. Nichtsdestoweniger kam man schon 1832 wieder einer Verschwörung auf die Spur, in Folge deren der Ritter Gius. Ricci, ein vertrauter Freund des Herzogs, gleich wie Menotti, erschossen wurde. Aus gleichem Grunde wurden 1833, 1835 und später Mehre, darunter sehr angesehene Leute des Landes, zum Tode, zu den Galeeren und zur Güterconfiscation verurtheilt. Im J. 1835 unterstützte der Herzog gemeinschaftlich mit Sardinien und Neapel den Prätendenten von Spanien Don Carlos durch eine Anleihe von 25 Mill. Frcs. Nachdem Franz IV. 21. Jan. 1846 gestorben, folgte ihm sein Sohn Franz V., der dem Regierungssystem seines Vaters treu blieb, sodaß er in der bewegten Zeit, in welche sein Regierungsantritt fiel, bald in Differenzen mit seinen Unterthanen gerieth. Als in Folge der Abdankung des Herzogs von Lucca (15. Sept. 1847) Lucca an Toscana fiel, dieses aber dafür Pontremoli an Parma, Fivizzano an M. abtreten sollte, ward der Großherzog von Toscana von den Bewohnern von Fivizzano um Verbleiben im toscanischen Staatsverbande eifrig gebeten. Der Herzog von M. dagegen ließ Truppen in Fivizzano einrücken und von dem Lande Besitz ergreifen, was ebenfalls eine drohende Truppenbewegung an die Grenze von Seiten der toscanischen Regierung zur Folge hatte. Durch Vermittelung des Papstes und des Königs von Sardinien ward indessen ein förmlicher Krieg verhindert und Fivizzano endlich gütlich an M. überlassen. Ein solcher Länder- und Unterthanentausch war indessen dem Geiste der Zeit so zuwider, daß selbst die Modenesen großen Anstoß daran nahmen, und bereits hatte die Unzufriedenheit so zugenommen, daß sich der Herzog in seinem eigenen Lande nicht mehr sicher fühlte und Östreichs Hülfe anrief, worauf denn M. und Reggio von östr. Truppen besetzt wurden. In derselben Zeit (16. Dec. 1847) starb die Herzogin Maria Luise von Parma, und nun fiel ebenfalls vertragmäßig das Herzogthum Guastalla an M., welches hierdurch eine Gebietsvermehrung von $5^3/_4$ M. mit 50000 E. erhielt. Tumultuarische Auftritte in den Städten M.s hatten eine Verstärkung der östr. Hülfstruppen zur Folge, und die Besetzung des Herzogthums wurde durch Abschluß eines förmlichen Schutz- und Trutzbündnisses zwischen Parma und Modena mit Östreich im Febr. 1848 sanctionirt Die Aufregung legte sich gleichwohl nicht, und im März 1848 mußte man die Vertreibung der Jesuiten mit ansehen. Als 20. März nähere Nachricht über die Revolution in Wien einlief, suchte der Herzog Franz V. durch eine gütliche Ansprache an sein Volk den drohenden Sturm zu beschwören, sah sich aber genöthigt, das Land zu verlassen. Gleich darauf, 24. März, traf von Bologna eine Freiwilligenschaar in der Stadt M. ein; unter deren Schutz und Beihülfe wurde die vom Herzoge zurückgelassene Regentschaft aufgelöst und eine provisorische Regierung ernannt, welche den Herzog Franz V. des Throns verlustig erklärte, Beschlag auf dessen Güter legte und 29. Mai den Anschluß an Sardinien proclamirte. Allein die Niederlagen des Königs Karl Albert, namentlich die Schlacht bei Custozza 25. Juli, brachten die Revolutionspartei in M. vom Ruder, und bereits 10. Aug. hielt der Herzog Franz V. in Begleitung der Liechtenstein'schen Colonne wieder seinen Einzug in seine Hauptstadt, nachdem er von Mantua aus eine versöhnliche Proclamation erlassen hatte, in welcher er zeitgemäße Staatseinrichtungen ins Leben zu rufen verhieß. Nach seiner Rückkehr erließ er auch eine Amnestie; allein dieser Gnadenact berührte nur sehr Wenige. Die Unruhen dauerten fort, sodaß schon im Sept. die umfassendsten und strengsten militärischen Maßnahmen nothwendig wurden. Am 18. Nov. kam es sogar zu einem Mordversuch gegen den Herzog von Seiten des reichen Gutsbesitzers Rizzali, wobei der Herzog selbst unverletzt blieb, ein ihn begleitender Offizier aber verwundet wurde. Als bei dem Wiederausbruch des Kriegs gegen Sardinien im März 1849 die östr. Truppen aus M. gezogen wurden, verließ der Herzog 14. März abermals seine Residenz und begab sich nach Brescello am Po, mit Zurücklassung seines Ministeriums, welches die Geschäfte unter dem Schutz eines die Citadelle besetzt haltenden Bataillons Östreicher und Modeneser fortführte. Schon im Mai kehrte er aber zurück. Seitdem hat allerdings die Regierung manche Reformen in der Staatsverwaltung vorgenommen; allein das Regieren im Geiste des alten Systems und hiermit die Unzufriedenheit der Bevölkerung ist geblieben, sodaß die Regierung ihre Stütze im-

mer nur in einer die Kräfte des Staats übersteigenden Militärmacht finden konnte. Im Juni 1850 wurden durch ein herzogliches Decret auch die Jesuiten wieder in ihre Besitzungen und Gerechtsame eingesetzt. Vgl. Muratori, „Delle antichità Estensi ed Italiane" (2 Bde., Mod. 1717—40); Tiraboschi, „Memorie storiche Modenesi col codice diplomatico" (9 Bde., Mod. 1811); Roncaglia, „Statistica generale degli stati Estensi" (2 Bde., Mod. 1849); Campori, „Annuario storico Modenese" (Mod. 1851).

**Modĕna** (Mutina), die Haupt- und Residenzstadt des gleichnamigen Herzogthums und insbesondere der Provinz gleiches Namens, an einem die Secchia mit dem Panaro verbindenden Kanale, in einer fruchtbaren Ebene gelegen, Sitz eines Bischofs, der Ministerien und höchsten Staatsbehörden, des Obermilitärcommandos, hat 30000 E., eine Universität für Jurisprudenz, Medicin und Philosophie, eine Ritterakademie, eine Kunstakademie, eine Militär- und Thierarzneischule, zwei große Jesuitencollegien und eine Taubstummenanstalt und ist eine der freundlichsten Städte Italiens. Sie hat breite, regelmäßig gebaute, meist mit Bogengängen versehene Straßen, eine Menge Paläste und ansehnliche Gebäude, zwei Theater, 25 Kirchen, zwei Dominicaner- und ein Benedictinerkloster, schöne Promenaden, wöchentliche Viehmärkte, einige Manufacturen, aber weit weniger Handelsgeschäfte als Reggio, überhaupt wenig Leben und Bewegung. Unter den Kirchen ist die durch die Gräfin Mathilde 1099 begonnene, 1184 vom Papste eingeweihte und zuletzt 1822 ausgebesserte gothische Kathedrale San-Geminiano bemerkenswerth, in deren 164 Braccien hohem, mit weißem Marmor ausgelegtem Glockenthurme (Ghirlandina) ein Nationaldenkmal, nämlich der berühmte den Bolognesen 1325 abgenommene Eimer aufgehängt ist, den der aus M. stammende Dichter Alessandro Tassoni in seinem komischen Heldengedichte „La secchia rapita" verewigt hat. In der Kirche Sta.-Maria Pomposa vor St.-Agostino sieht man die Grabmäler der gelehrten Modenesen Sigonio und Muratori. Der herzogliche Palast, ein großartiges, im Innern prachtvoll eingerichtetes Gebäude, enthält bedeutende Schätze, namentlich die Bibliotheca Estense, eine der berühmtesten Büchersammlungen Italiens mit mehr als 100000 Bänden und über 3000 Handschriften, ein Münzcabinet mit mehr als 26000 Medaillen, das geheime Archiv, eine Sternwarte mit guten Instrumenten und eine immer noch große Anzahl guter Gemälde, obschon die berühmte modenesische Bildergalerie 1746 nach Dresden verkauft worden ist. Die früheste Spur von M. oder Mutina findet sich in dem Kriege der Römer mit den cisalpinischen Galliern kurz vor dem Ausbruch des ersten Punischen Kriegs. Im J. 183 v. Chr. wurde es röm. Colonie, und 78 v. Chr. ward Marcus Brutus, der Vater von Cäsar's Mörder, daselbst von Pompejus belagert. Berühmter aber ist der Mutinensische Krieg oder die Belagerung des Decimus Brutus durch Marcus Antonius 43 und die Entsetzung durch Octavianus und die Consuln Hirtius und Pansa. Zerstört und wieder auferbaut unter Kaiser Konstantin d. Gr., hatte die Stadt viel in den Kriegen der Ostgothen, Byzantiner und Longobarden zu leiden und lag dann lange Zeit ganz verödet. Fränkische Grafen regierten sie vom 9. Jahrh. an; im 11. waren ihre Bischöfe zugleich die weltlichen Herrscher. Im 12. Jahrh. gehörte die Stadt der Gräfin Mathilde von Toscana. Nach der Zeit der lombard. Städtebünde und nach manchen Zerrüttungen durch die folgenden Parteikämpfe unterwarf sie sich 1288 dem Markgraf Obizzo von Este. Diesem Hause verblieb sie und ihr Gebiet, woraus das Herzogthum Modena (s. d.) erwuchs. Zur Zeit der franz. Herrschaft war M. die Hauptstadt des Depart. Panaro. Vgl. Soffai, „Descrizione della città di M." (Mod. 1833).

**Modena** (Gustavo), ausgezeichneter ital. Schauspieler, geb. 1803 zu Venedig, wurde von seinem Vater, der Schauspieler war und zur Wiedererhebung des ital. Dramas viel beitrug, ungeachtet seiner entschiedenen Vorliebe für die Bühne bewogen, die Rechte zu studiren, was er in Padua und in Bologna that. Seit 1821 prakticirte er als Advocat in Rom, dann in Bologna. Doch allmälig misfiel er sich auf der gewissermaßen erzwungenen Laufbahn, sodaß er endlich 1826 zu dem Entschlusse kam, auf die Bühne zu gehen. Er trat zuerst in Rom auf und schnell entwickelte sich nun seine natürliche Anlage für die dramatische Darstellung. Indessen verwickelte er sich in die politischen Bewegungen von 1831 und mußte Italien meiden. Frankreich, Belgien und die Schweiz waren abwechselnd die Aufenthaltsorte, wo er in der größten Dürftigkeit sieben Jahre verlebte, sich aber dessenungeachtet verheirathete. Die Amnestie, welche der Kaiser Ferdinand 1838 für die ital. Verbannten erließ, kam auch M. zu Gute, der damals in London verweilte. Declamationen aus Dante's „Commedia divina" im Kingstheater, die großen Beifall fanden, gewährten ihm die Mittel zur Rückkehr in das Vaterland. Hier gründete er nun von neuem seinen Ruf als Schauspieler und wurde zugleich das Haupt einer neuen

dramatischen Schule, die vorzugsweise den nationalen Charakter hervorhob. Die Schauspielertruppe, der er angehört, war eine der besten in Italien, jedoch nach ital. Weise eine wandernde.

**Moder** nennt man die verwesenden Holzsubstanzen. Sie bestehen aus fortwährend sich ändernden Verhältnissen von Verwesungssäuren. (S. Humus.)

**Moderato**, d. h. gemäßigt, dient in der Musik zur Bezeichnung des gemäßigten Tempos.

**Modern** nennt man im gewöhnlichen Sprachgebrauch, was der Mode (s. d.) gemäß ist. Eine höhere Bedeutung aber hat diese Bezeichnung in der Geschichte, namentlich in der Kunst- und Literaturgeschichte. In dieser bildet es den Gegensatz zum Antiken (s. d.), dem Wesen des Alterthums, und zum Romantischen (s. d.), dem Mittelalterlichen. Viele Ästhetiker und Geschichtschreiber glauben der Bezeichnung des Modernen entrathen zu können und kennen somit nur das Antike und Romantische, indem sie unter jenem das griech.-röm., unter diesem das christliche Denken und Dichten verstehen. Aber die Zeit seit der Reformation unterscheidet sich in zu vielen wesentlichen Gesichtspunkten von dem Geist des Mittelalters, als daß für sie der Begriff des Romantischen ausreichte. In der neuesten Zeit ist daher die Scheidung in das Antik-Classische, Romantisch-Mittelalterliche und in das Moderne ganz allgemein geworden.

**Modica** (Motyca), die Hauptstadt eines Districts der Provinz Siragosa (Syrakus) auf der Insel Sicilien, ehemals Hauptort einer gleichnamigen Grafschaft, in einem engen, von hohen Felsen umgebenen Thale gelegen, groß, aber nicht schön gebaut, mit einem Schlosse, Gouvernementspalaste, einer Kathedrale, mehren andern Kirchen und Klöstern, zählt 23000 E., welche meist vom Landbau leben. Etwa eine Meile davon liegt in einer steinigen Einöde das Thal von Ispica, welches wegen seiner Felsenwohnungen merkwürdig ist. In der Länge von zwei Stunden nämlich befindet sich in den Kalkfelsen zu beiden Seiten des Thals eine unzählige Menge großer und kleiner Höhlen in mehren Stockwerken übereinander eingehauen. Die Geschichte berichtet nicht, wer diese Troglodytenstadt geschaffen, wer sie bewohnt hat; nur aus der ganz kunstlosen Construction der Höhlungen läßt sich schließen, daß es die Wohnungen der Urbewohner Siciliens gewesen sein müssen.

**Modlin**, von den Russen Neugeorgiewsk genannt, in dem poln. Gouvernement Plock, am Einflusse des Bug und der Narew in die Weichsel, drei Stunden von Warschau, ist jetzt eine der stärksten russ. Festungen und besteht nur aus Garnisonsgebäuden. Schon im 17. Jahrh. wurde daselbst von den Schweden ein verschanztes Lager angelegt. Nachdem Napoleon die Wichtigkeit des Platzes erkannt, ließ er 1807—12 die Festung erbauen. Im J. 1813 wurde sie von den Russen blockirt, aber erst, nachdem Alles verloren und der größte Mangel an Lebensmitteln eingetreten war, 25. Nov. von dem Commandanten, dem General Daendels, übergeben. Ebenso heldenmüthig vertheidigte sie während der Revolution 1831 der poln. General Ledochowski, bis er nach dem Falle von Warschau, da sein Plan, die Festung in die Luft zu sprengen, an der Schwäche der im Kriegsrathe befragten Generale scheiterte, sich nebst der Besatzung kriegsgefangen ergeben mußte. Nach dem Untergange Polens wurde sie zu ihrer jetzigen Bedeutung erhoben.

**Modon** oder Motun, das Methone der Alten, später Mothone genannt, eine Stadt auf einem Vorgebirge der südwestlichen Halbinsel Morea, in der griech. Provinz Messenien, hat einen guten Hafen, aber kein Trinkwasser und zählte vor dem griech. Befreiungskriege, in welchem es fast gänzlich zerstört wurde, 7000 E., während es jetzt nur ungefähr 1000 hat. Im J. 1124 wurde es von den Venetianern unter dem Dogen Michieli erobert, 1498 vom Sultan Bajazet II. diesen entrissen. Sodann ergab sich die Stadt 1686 wieder den Venetianern unter Morosini, denen es 1715 die Türken abermals abnahmen, aber im Frieden zu Passarowitz 1718 zurückgaben. Im J. 1770 wurde es von den Russen unter Orlow belagert, aber durch den Sieg des Paschas von Tripolis 29. Mai entsetzt. Nachdem es 1821 von den Griechen belagert worden, ward es 12. Mai 1825 von dem ägypt. Heere unter Ibrahim-Pascha, welches in der Nähe 25. Febr. gelandet war, völlig zerstört, 1827 aber von den Franzosen den Türken entrissen und stark befestigt.

**Modulation** bezeichnet zunächst die besondere Art und Weise der Betonung, Verbindung und Abschattirung der Tonphrasen, die geschickte oder ungeschickte Behandlung der Melodie und ihres Zusammenhangs. Dahin gehören vorzugsweise die rhythmischen Verhältnisse, die größern oder kleinern Einschnitte oder Gliederungen einer Melodie, welche von größtem Einfluß auf die Wirkung eines Tonsatzes sind. So versteht man unter Modulation im Allgemeinen die Anordnung und Abgemessenheit des ganzen Tongewebes eines Musikstücks nach Melodie und Harmonie. Diese Abgemessenheit kann aber nur bestehen in einer schicklichen Anordnung der

unter sich nach allen Seiten hin verschiedenen Töne, aus welchen ein Musikstück besteht, und so begreift man denn unter Modulation im engern Sinne diejenige Tonführung, bei welcher ein musikalisches Stück sich aus einer Tonart in die andere bewegt und zuletzt doch wieder in die erste Grundtonart zurückkehrt. Um der Wichtigkeit dieser harmonischen Bewegung willen hat man aber nun vorzugsweise den Ausdruck Modulation auf den Zusammenhang der accordlichen Verhältnisse bezogen. Hier wird demnach dadurch die Kunst bezeichnet, die Harmonie aus der Haupttonart, welche dem Ganzen zu Grunde liegt, durch andere Tonarten mittels schicklicher Ausweichungen durchzuführen und dann wieder in den ersten oder Hauptton zurückzuleiten. (S. Ausweichung.)

**Möen**, eine zum dän. Stift Seeland gehörige Insel in der Ostsee, südöstlich von Seeland, von dem sie durch den Ulfssund, und nordöstlich von Falster gelegen, von dem sie durch den Grönsund getrennt ist, hat einen Flächenraum von 49 QM. und 15000 E. dän. Stamms, die nächst Ackerbau hauptsächlich Fischerei und Schiffahrt treiben. Sie zeichnet sich durch ihre hügelige Gestaltung des Bodens, der sich bis 470 F. erhebt, ihre erratischen Blöcke und ihre steilen Kreideufer (Möensklint) aus, die eine Höhe von 200 F. erreichen, ist aber sonst fruchtbar. Die Hauptstadt Stege an der Westküste, mit einem Hafen am Ulfssunde und mit 1500 E., erhielt vom König Erich Glipping im 13. Jahrh. ihre ältern Privilegien bestätigt, erlitt 1510 von den Lübeckern eine Belagerung und wurde 28. April 1659 nebst der ganzen Insel von den Schweden unter König Karl X. erobert. Bei M. fand 12. Sept. 1657 ein Seetreffen zwischen den Dänen unter Bielke und den Schweden unter Bjelkenstjerna statt, und 25. Mai 1710 brachte daselbst der schwed. Admiral Pron 13 dän. Kriegsschiffe auf. Vgl. Puggaard, „Geologie der Insel M.“ (Lpz. 1852).

**Mogador**, s. Marokko.

**Möglich** ist Das, was sich ohne Widerspruch in einem Begriffe vereinigen läßt, das Denkbare, und dieser Nichtwiderspruch ist die formale, logische Möglichkeit, die sich nach dem logischen Gesetze der Identität richtet. (S. Modalität.) Möglichkeit und Unmöglichkeit sind daher zunächst Bezeichnungen für die Verhältnisse der Begriffe und Gedanken, nicht der Dinge und Ereignisse. Wenn nichtsdestoweniger von einer realen Möglichkeit und Unmöglichkeit gesprochen wird, so ist das nicht unzulässig, indem man damit meint, daß unserer Kenntniß der Naturgesetze gemäß und ohne allen Widerspruch gegen dieselbe angenommen werden dürfe, daß ein Ereigniß eintreten werde oder nicht. Dem Möglichen steht das Unmögliche als das Widersprechende entgegen. Was sich in sich selbst widerspricht, ist logisch unmöglich; was den Gesetzen der Natur widerspricht, ist real unmöglich. Ein alter misbräuchlicher, von Aristoteles eingeführter und besonders durch Wolf aufgefrischter Sprachgebrauch hat unter dem Möglichen (esse potentia) das ewige Wesen der Dinge verstanden im Gegensatz zum Wirklichen (esse actu), als dem thätigen Hervortreten dieses Wesens aus seiner Latenz oder Verborgenheit in die Anschauung. Dieser Sprachgebrauch enthält darum einen Misbrauch der Worte, weil von jenen Philosophen unter dem ewigen Wesen der Dinge als dem potentialen Sein etwas höchst Wirkliches vorgestellt wurde, der Name des Möglichen aber in seiner unverkünstelten Bedeutung nicht zur Bezeichnung irgend einer Wirklichkeit gebraucht werden darf. Ebendaher haben die Neuern, um das Wesenhafte und Unvergängliche in den erscheinenden Dingen auszudrücken, den Namen des absoluten Seins vorgezogen. Wäre dies von jeher geschehen, so würden viele Irrungen in der Metaphysik vermieden worden sein.

**Möglin**, ein Dorf in der Nähe von Küstrin, ist bekannt wegen der dasigen landwirthschaftlichen Akademie, die 1804 von Thaer (s. d.) gestiftet und dann zur königl. Akademie erhoben wurde. Zu der Lehranstalt gehören ein gesondert gelegenes Gut mit einer Musterwirthschaft, ein Laboratorium, eine Bibliothek, physikalische und technologische Sammlungen und ein ökonomisch-botanischer Garten, Brauerei, Brennerei, Zucker- und Syrupsiederei und Ziegelei. Von vorzüglichem Ruf ist die dasige Schäferei. Zweck der Lehranstalt ist, tüchtige Wirthschaftsdirigenten zu bilden. Die Lehrvorträge bestehen in Ackerbau, Viehzucht, Buchführung, Mathematik, Physik, Chemie, landwirthschaftlicher Technologie, Anatomie, Physiologie und Diätetik der Hausthiere. Den Unterricht ertheilen drei Lehrer. Gegen früher hat die Anstalt viel von ihrer Blüte verloren. Vgl. Thaer, „Geschichte meiner Wirthschaft zu M.“ (Berl. 1815).

**Mogul**, soviel als Grosmogul (s. d.).

**Mohács**, ungar. Marktflecken im Comitat Baranya, am rechten Donauufer, mit 10618 E. und lebhaftem Gewerbe- und Handelsbetrieb, verdankt seine historische Berühmtheit der großen Schlacht, welche der jugendliche Ludwig II., der letzte ungar. König, daselbst 29. Aug. 1526

gegen Soliman II. verlor und deren unglücklicher Ausgang, nächst dem Tode des Königs, vieler Magnaten, Adeligen, Bischöfe, über 12000 Streitern das Leben kostete, auch mittelbar den Verlust der Selbständigkeit Ungarns (s. d.) herbeiführte. Später und zwar 12. Aug. 1687 lieferte Karl von Lothringen bei M. jene bedeutende Schlacht, welche der türkischen Herrschaft in Ungarn den Todesstoß gab und das ganze Land der habsburgischen Dynastie unterwarf.

**Mohammed** (arab., d. i. der Gepriesene), der Stifter der nach seinem Namen benannten Religion (s. **Mohammedanismus**), wurde im April des J. 571 in Mekka geboren und war der Sohn des Abdallah und der Amina. Seine Ältern gehörten zwar dem in ganz Mittelarabien angesehenen Stamme Kuraisch, indessen einer Linie desselben an, deren Einfluß beschränkt und deren Vermögensverhältnisse nicht die glänzendsten waren. Das Ansehen des Stamms Kuraisch beruhte nämlich auf dem Oberaufsichtsrecht über den in der von ihnen regierten Stadt Mekka befindlichen Tempel, die heil. Kaaba, welche für einen größern Stämmeverband den religiösen Mittelpunkt bildete und deshalb im heiligen Wallfahrtsmonate eine große Anzahl Pilger herbeizog. Von den damit verknüpften Vortheilen und Vorrechten für den Stamm Kuraisch war aber wenig in den Händen der Linie verblieben, welcher M. angehörte. Die Erzählung von der beabsichtigten Opferung seines Vaters durch den Großvater Abdul-Muttaleb scheint spätere Erfindung; entschieden ist dies der Fall mit den Sagen von Wundern, welche bei der Geburt M.'s sich zugetragen haben sollen. Abdallah starb kurz vor oder nach der Geburt seines Sohnes, welcher in seinem sechsten Lebensjahre auch seine Mutter durch den Tod verlor, dann zwei Jahre von seinem Großvater und hierauf von seinem Onkel Abu-Taleb erzogen wurde. Diesen begleitete er im zwölften Lebensjahre auf einer Handelsreise nach Basrah, wobei er mit einem christlichen Mönche Bahira oder Dscherdschis (Georgius) zusammentraf, der seinen Oheim auf die bedeutenden Geistesanlagen des Knaben aufmerksam gemacht und diesem eine große Zukunft voraus verkündet haben soll. Aus den folgenden Jahren hat die Überlieferung nur Bruchstücke erhalten. M.'s Theilnahme an dem Kriege der Kuraischiten gegen den Stamm Hawazin, welcher Krieg der gottlose genannt wurde, da er in einen der vier heiligen Monate fiel, sowie daß er eine Zeit lang die Heerden der Mekkaner für Lohn hütete, ist das Hauptsächlichste davon. Im 25. Lebensjahre trat er in die Dienste der reichen Kaufmannswitwe Chadidscha, welche bald darauf ihn so liebgewann, daß sie, obwol bereits 40 J. alt, ihm ihre Hand antragen ließ und ihn auch wider den Willen ihres Vaters heirathete. M. hatte aus dieser Ehe, neben welcher er bis zum Tode seiner Frau keine zweite einging, eine Menge Kinder, welche aber alle entweder jung oder ohne Nachfolge starben, mit Ausnahme der einzigen Fatime, die an seinen Vetter Ali, Sohn des Abu-Taleb, verheirathet, der Ausgangspunkt einer zahlreichen Nachkommenschaft wurde. Nach seiner Verheirathung fuhr M. fort, als Kaufmann zu leben, ohne, wie die Dürftigkeit in seinen spätern Jahren zeigt, besonders glücklich dabei zu sein, gab sich aber vorzugsweise religiösen Betrachtungen hin und suchte Tage lang, namentlich im heiligen Monate Ramadhan, die Einsamkeit in einer Höhle des nahe gelegenen Bergs Hara. Wenn man den damaligen Zustand Arabiens in religiöser Beziehung näher ins Auge faßt, so finden sich Elemente genug, welche das erfolgreiche Zustandekommen eines neuen, geistigern Religionsbekenntnisses erklärlich machen. Der althergebrachte, in sich selbst vielfach zerspaltene Gestirn- und Götzendienst der arab. Stämme war keineswegs mehr kräftig genug gewesen, das Eindringen fremdartiger Elemente zu verhindern. Wenn von der einen Seite Elemente des Magierdienstes eingedrungen, so waren andererseits über die ganze Halbinsel Juden und Christen in nicht unbedeutender Zahl zerstreut, und ganze Stämme hatten das Judenthum oder Christenthum angenommen. Obschon beide nicht die reine Form der biblischen Lehre trugen, sondern theils mit rabbinischen Phantastereien, theils mit häretischen Auswüchsen vermischt waren, konnte doch der höhere geistige Gehalt derselben einen Eindruck auf bessere, vom heidnischen Ceremoniendienst unbefriedigte Gemüther nicht verfehlen. Es werden eine Reihe Namen solcher Männer genannt, die zur Zeit M.'s und vor ihm einen geistigen Gott und ein Leben nach dem Tode verkündeten, welchem Glauben beizutreten sie ihre Landsleute öffentlich und in Privatgesprächen auffoderten. M. war der Glückliche, der die vereinzelten Elemente zusammenzufassen und durch Ausdauer und Beredtsamkeit seiner Lehre einen glänzenden Sieg zu verschaffen wußte. Wie viel er dabei fremder Unterweisung und Anregung, wie viel seinem eigenen Sinnen und Nachdenken verdankte, ist schwer im Einzelnen festzustellen. Die in seine Offenbarungen verwebten biblischen Legenden stammen bei der offenbaren Unbekanntschaft M.'s mit den jüdischen und christlichen Quellen aus der Mittheilung Anderer, unter denen Waraka, Vetter seiner Frau, ein getaufter Jude, der das Alte und Neue Testament gelesen hatte, obenan zu stellen sein dürfte.

Daß M. Dasjenige, was das Resultat eigener Reflexion war, was eigene Überlegung ihm als wahr erscheinen ließ, selbst für Offenbarung hielt und dafür ausgab, kann nicht befremden, wenn man hinzunimmt, daß die meisten Offenbarungen mit visionären Zuständen und epileptischen Zufällen, an denen der Prophet von seiner Kindheit an litt, verbunden waren. Die Form der Offenbarung selbst betreffend, so ist darüber ein Ausspruch M.'s selbst von Bedeutung. Er gab, darüber gefragt, zur Antwort: „Manchmal erscheint mir ein Engel in Menschengestalt und spricht mit mir; manchmal vernehme ich Töne, wie von einer Schelle oder Glocke, da wird es mir sehr arg; wenn der unsichtbare Engel mich dann verläßt, habe ich aufgenommen, was er mir offenbart." Andere Offenbarungen, heißt es in den Traditionen darüber, empfing derselbe im Traume, wieder andere legte ihm Gott nach eigenem Nachdenken in sein Herz. Über die Verbindung epileptischer Zufälle mit den Offenbarungen gibt es die von der spätern Frau M.'s, Aïscha, stammende Tradition: der Prophet ward ungeheuer schwer, so oft ihm der Engel erschien; bei der größten Kälte strömte der Schweiß von seiner Stirn, seine Augen wurden roth und zuweilen brüllte er wie ein junges Kameel. Alles Dieses beweist, daß M. keinen offenen, selbstbewußten Betrug spielte. In seinem 40. Lebensjahre hatte derselbe die erste Vision, in der ihm der Engel Gabriel erschien und zu recitiren befahl, was er ihm vorsprach. M. selbst voller Zweifel und in der Furcht, von bösen Geistern besessen zu sein, wurde durch seine Frau und deren Vetter Waraka beruhigt und allmälig von seiner göttlichen Sendung überzeugt. Die Offenbarungen erfolgten dann ununterbrochen fort bis an das Ende seines Lebens. Sie wurden von M. verschiedenen Schreibern dictirt, von seinen Anhängern aber sofort auswendig gelernt; die Zusammenstellung derselben als Koran (s. d.) erfolgte erst nach seinem Tode. In den ersten Jahren foderte M. nur seine Hausgenossen und nächsten Freunde auf, ihn als Prophet anzuerkennen. Dazu gehörten bereits die nachherigen Khalifen Abubekr, Ali, Othman u. A., Kaufleute wie M. selbst und Handwerker. Im fünften Jahre trat er nach längerm Kampfe mit sich selbst öffentlich in seiner Vaterstadt Mekka als Prophet auf, wurde indessen verspottet und selbst gemishandelt. Seine Hauptfeinde waren die Kuraischiten Abu-Lahab und Abu-Dschahl. Die Lage der ersten Gläubigen (Moslem) wurde so mislich, daß der Prophet selbst seinen Anhängern rieth, in das Land des christlichen Fürsten von Abyssinien auszuwandern. Er selbst wurde durch den Schutz seiner nächsten Verwandten gegen die mordlustigen Plane seiner Feinde fürs erste geschützt, bis die Gefahr so groß wurde, daß auch er von seinem Oheim Abu-Taleb in ein wohlbefestigtes Schloß außerhalb Mekka gebracht ward, während ein zweiter Trupp seiner Anhänger nach Abyssinien auswanderte. Drei Jahre blieb M. in diesem Schlosse, bis die ungläubigen Mekkaner, die Unerschütterlichkeit seines Glaubens einsehend, den inzwischen über ihn ausgesprochenen Bann wieder aufhoben und er frei nach Mekka zurückkehren durfte. Die Zahl seiner Anhänger mehrte sich inzwischen, und eine ganze christliche Karavane aus dem Städtchen Nadschran bekehrte sich; allein der im zehnten Jahre der Sendung eingetretene Tod seines Beschützers Abu-Taleb wurde dadurch kaum aufgewogen. Weniger betrübte ihn der bald darauf erfolgte Tod seiner Frau Chadidscha. Es gab ihm dies vielmehr Veranlassung, sich aufs neue zu verheirathen und die Zahl seiner Frauen allmälig so zu vermehren, daß er bei seinem Tode noch neun hinterließ, unter welchen die ränkesüchtige Aïscha, Tochter Abubekr's, und Hafsa, die Tochter des nachherigen Khalifen Omar, die bekanntesten sind. Bald darauf trat ein Ereigniß ein, welches den Grund zu der spätern reißend schnellen Verbreitung des Islam legte. M. gewann beim nächsten Wallfahrtsfeste einige Medinenser aus dem mit ihm verwandten Stamme Chazradsch für seinen Glauben, welche in ihrer Heimat neue Proselyten machten. Die Zahl derselben vermehrte sich bald so, daß sie mit M. ein Schutz- und Trutzbündniß schließen und ihn auffodern konnten, sich vor den Nachstellungen seiner Feinde zu ihnen zu flüchten, was er denn auch im Sept. 622 mit seinem Freunde Abubekr nicht ohne Gefahr seines Lebens that. Seine Anhänger, 45 an der Zahl, waren ihm theils nach Medina vorangegangen, theils folgten sie ihm bald. Diese Flucht heißt bekanntlich Hedschra (s. d.), und die mohammedanische Zeitrechnung beginnt mit dem Jahre derselben. Die mit M. Ausgewanderten führen den Ehrennamen Muhadschirin (Ausgewanderte), während seine Anhänger in Medina Anßar (Hülfsgenossen) heißen. In Medina ließ M. es sich anfangs angelegen sein, die zahlreichen und angesehenen Juden daselbst für sich zu gewinnen, indem er ihnen mancherlei Concessionen machte. Da der Erfolg seinen Wünschen nicht entsprach, hob er diese Concessionen später nicht nur auf, sondern wurde bis an seinen Tod ihr erbittertster Feind, weshalb die jüdischen Stämme Arabiens nach Erstarkung der Macht M.'s viel zu leiden hatten. Nachdem M. den Bau der noch jetzt in Medina vorhandenen Moschee angefangen und wichtige constituirende Gebote für die junge Ge-

meinde gegeben hatte, begann er eine Reihe von Kriegszügen, die, gegen Karavanen und einzelne Feinde gerichtet, sich nicht viel von Raubzügen (Razzias) unterschieden. Das erste eigenthümliche Treffen zwischen den Moslem und den Mekkanern fand im Monat Ramadan des zweiten Jahres der Hedschra statt. M. war auch diesmal ausgezogen, eine aus Syrien zurückkehrende reichbeladene Karavane der Mekkaner auszuplündern. Die Karavane entkam; aber es fand ein heftiger Kampf zwischen den aus Mekka herbeigeeilten Hülfstruppen und den Gläubigen bei Bedr statt, in welchem diese Sieger blieben und viele Gefangene machten, für die sie ein großes Lösegeld erhielten. Dieser Sieg war für die Sache M.'s von den allergünstigsten Folgen begleitet, indem er eine Menge beutelustiger Leute unter seine Fahnen lockte. M. setzte nun seine Raubzüge gegen die Kuraischiten und jüdischen Stämme fort, und obwol er außer andern Unfällen im dritten Jahre der Hedschra eine große Niederlage bei Ohod erlitt, so wuchs doch sein Ansehen und seine Macht dergestalt, daß er im sechsten Jahre einen Aufruf zu einer Wallfahrt nach Mekka ergehen lassen konnte. Er erreichte zwar diesmal seinen Zweck nicht, da die Mekkaner ihn daran verhinderten; aber er erlangte das für ihn viel wichtigere Resultat, daß die Mekkaner mit ihm einen förmlichen Frieden schlossen, der ihn als ebenbürtigen Gegner anerkannte. Nun konnte er ungehindert seine Sendboten nach ganz Arabien und außerhalb Arabien mit mehr oder weniger Erfolg ausschicken und sogar im nächsten Jahre das Pilgrimfest drei Tage lang in Mekka feiern. Ein unglücklicher Zug seines Heeres nach Syrien verleitete die Mekkaner zur Verletzung des eingegangenen Friedens, und die Strafe dafür war die Eroberung Mekkas, Zerstörung der Götzenbilder und die förmliche Besitznahme desselben für den Islam. Hiermit war der Sieg der neuen Lehre in Arabien entschieden und Mohammed genoß das Glück, noch bei seinen Lebzeiten die meisten Bewohner des Landes sich und seiner Religion unterworfen zu sehen. Er selbst kehrte wieder nach Medina zurück und empfing hier die Gesandtschaften der verschiedenen Stämme, welche ihm ihre Huldigung darbrachten. Dann unternahm er außer andern Zügen noch ein mal im neunten Jahre der Hedschra einen größern Feldzug gegen die Griechen an den Grenzen Arabiens, brachte aber nur ein so kleines Heer zusammen, daß er, mit der Unterwerfung einiger kleinen Fürsten zufrieden, umkehrte, ohne seinen Hauptzweck, den Kampf mit den Griechen, auszuführen. Im zehnten Jahre unternahm M. seine letzte feierliche Wallfahrt nach Mekka, um den dort vereinten Pilgern seine wichtigsten Gesetze und Lehren mündlich vorzutragen. Die Ceremonien dieser Wallfahrt gelten als Norm für die Wallfahrten aller Gläubigen. Nachdem er dieses letzte größere Werk seines Lebens ausgeführt, kehrte er nach Medina (s. d.) zurück, wo er drei Monate darauf 632 im Monat Juni an einem Fieber erkrankte. Bereits krank, besuchte er ununterbrochen die an sein Haus stoßende Moschee, betete und richtete, als er sein Ende entschieden herannahen fühlte, an die Anwesenden Worte des Abschieds und der Ermahnung zum Festhalten am wahren Glauben, bis er endlich nach einem heftigen Fieberanfall in der Hütte und in den Armen seiner Frau Aischa verschied. Er wurde, nach längerm Streite über den Ort seiner Beerdigung, in derselben Wohnung, wo er gestorben, begraben, welcher Platz, jetzt innerhalb der erweiterten Moschee gelegen, von vielen seiner Gläubigen besucht wird. Vgl. Weil, „M. der Prophet, sein Leben und seine Lehre" (Stuttg. 1843).

**Mohammed** ist der Name von vier türk. Kaisern oder Padischahs. — **Mohammed I.**, geb. 1374, mußte sich nach seines Vaters Bajazet I. Tode, gest. 1403, den Thron gegen seine Brüder Soliman I., gest. 1409, und Musa, gest. 1413, erkämpfen und starb 1421. — Mohammed II. (s. d.) regierte 1451—81. — **Mohammed III.**, 1595—1603, geb. 1566, der Sohn und Nachfolger seines Vaters Murad III., war ein furchtbarer Wütherich gegen seine Familie und grausam im Kriege gegen die Christen, die im Anfange seiner Regierung siegreich gegen ihn fochten. — **Mohammed IV.** war ein unbedeutender Regent, der 1648 als siebenjähriger Knabe den Thron bestieg, in Folge seiner Weichlichkeit und Trägheit aber, der man die Niederlagen gegen die Polen und Deutschen zuschrieb, 1687 des Throns entsetzt wurde und 1691 im Gefängnisse starb. Seine Regierung ist nur durch die beiden Großveziere Mehemed und Achmed Köprili (s. d.) berühmt.

**Mohammed II.**, türk. Kaiser, 1451—81, mit dem Beinamen Busuk, d. h. der Große, der Sohn und Nachfolger Murad's II., war zu Adrianopel 1430 geboren. Durch die Geschichte Alexander's d. Gr. zum Wetteifer angeflammt, machte er die vollständige Eroberung des griech. Reichs zum Ziel seines Strebens. Am 6. April 1453 begann M. mit 300000 Mann Landtruppen, 300 Galeeren und 200 kleinen Fahrzeugen die Belagerung Konstantinopels, das sich, obschon es kaum 10000 waffenfähige Mannschaften entgegenstellen konnte, tapfer vertheidigte, am Ende aber doch unterlag und nach [illegible] Belagerung, 29. Mai, mit Sturm genommen

und der Plünderung und Verwüstung preisgegeben wurde. Nachdem aber M. Konstantinopel zum Hauptsitz seines Reichs bestimmt hatte, gewährte er den Griechen, um neue Einwohner herbeizuziehen, völlige Religionsfreiheit und erlaubte ihnen, sich wieder einen Patriarchen zu wählen. So wurde die Stadt bald wieder blühend, die er nun von neuem befestigen ließ, zu welchem Zwecke auch am Eingange des Hellespont die Dardanellen angelegt wurden. Nach dem Falle Konstantinopels wendete er sich mit seinen Eroberungsplanen zuerst gegen Albanien, das er indeß erst nach Skanderbeg's (s. d.) Tode 1467 zu unterwerfen vermochte. Sein weiteres Vordringen in Ungarn hielt Joh. Hunyad (s. d.) auf, der ihn 1456 nöthigte, die Belagerung von Belgrad aufzuheben, bei welcher er 25000 Mann verlor und schwer verwundet wurde. Dagegen eroberte er in kurzer Zeit Serbien, Griechenland und den Peloponnes, die meisten Inseln im Archipel und das griech. Kaiserthum von Trapezunt. Der Republik Venedig entriß er unter Anderm Negroponte und Lemnos und den Genuesen 1474 Kaffa, nachdem er 1473 den Khan der krimschen Tataren zu seinem Vasallen gemacht. Die öftern Kriege mit Persien hinderten ihn, sein Kriegsglück gegen die christlichen Mächte weiter zu verfolgen. Zwar griff er 1480 die Insel Rhodus an, wurde aber von den Johannitern zurückgetrieben. Hierauf wendete er seine Waffen gegen Italien, und schon hatten seine Truppen Otranto eingenommen, als er 1481 auf einem Zuge gegen Persien starb. M. hatte während seiner Regierung zwölf Reiche und mehr als 200 Städte erobert. Glänzende Eigenschaften des Geistes und glückliche Erfolge hätten ihm Ansprüche auf den Namen eines großen Fürsten gegeben, wenn nicht Grausamkeit, Treulosigkeit, niedrige Ausschweifungen, stetes Hohnsprechen aller Gesetze ihn als Unmenschen charakterisirten. Er sprach Griechisch, Arabisch und Persisch, verstand Lateinisch, zeichnete und malte, hatte Kenntnisse in der Geographie und Mathematik und kannte die Geschichte des Alterthums, ohne doch wahre Bildung zu besitzen.

**Mohammedanismus**, die von Mohammed stammende Religionslehre, wird von den Anhängern derselben selbst **Islam**, d. h. völlige Hingabe an Gott, genannt und beruht auf den für Offenbarung geltenden Aussprüchen des Stifters, welche unter dem ersten Khalifen Abubekr ohne alle chronologische oder sachliche Ordnung als Koran zusammengestellt wurden. Gleichwie Mohammed (s. d.) seine Lehre in keinem systematischen Gewande vortrug, sondern Glaubenssätze, Sittenregeln und Civilgesetze untereinander als göttliche Offenbarung hinstellte, wie es Zeit und Umstände erfoderten, so ist auch der Koran eine Sammlung abgerissener, bunt untereinander gewürfelter Aussprüche vom heterogensten Inhalte, die zu ihrem richtigen Verständnisse mancherlei kritische und andere Studien erfordern. Mohammed selbst bezeichnete sich als Reformator und Wiederhersteller der reinen, von Gott an Abraham offenbarten Religion, welche durch die Juden und Christen verfälscht sei. Er erkannte die ganze Reihe der biblischen Personen von Adam bis Christus als von Gott gesandte Propheten an, die gleichfalls der reinen, wahren Religion zugethan gewesen wären; nur verlangte er seinerseits als der letzte und größte Prophet, als das Siegel der Propheten anerkannt zu werden. Mit dieser Behauptung trat er seinen götzendienerischen Landsleuten, sowie den Juden und Christen gegenüber. Er verlangte von jenen, ihre Götzen aufzugeben und dem einen, wahren Gotte zu dienen, von den Juden, das nur für bestimmte Zeit gegebene Gesetz des Moses gegen die von ihm gegebenen gesetzlichen Bestimmungen zu vertauschen. Den Christen aber machte er ihre Verehrung Christi als Gott zum härtesten Vorwurfe. Seine Glaubenslehre war dabei einfach. Der Glaube an den einen, wahren, allmächtigen, allwissenden, allbarmherzigen Gott, der Glaube an seine eigene Sendung und der Glaube an den Tag des Gerichts sind die Hauptdogmen, welche unaufhörlich und unter den verschiedensten Formen von ihm eingeschärft werden. Bald droht er den Ungläubigen mit den ewigen Qualen des höllischen Feuers, bald malt er seinen treuen Anhängern, um sie zur Ausdauer bis zum Tode für die Sache Gottes anzufeuern, die Freuden des himmlischen Paradieses in den sinnlichsten Farben, bald zeigt er in den Erzählungen aus der Vergangenheit die Allmacht und Strafgerechtigkeit, aber auch Barmherzigkeit Gottes. Er selbst will nur als Mensch angesehen werden, der aber durch die göttliche Sendung als die vorzüglichste aller göttlichen Creaturen bezeichnet sei. Wunder hat Mohammed nach dem Koran nicht verrichtet. Der größte Mangel dieser Glaubenslehre liegt neben der Beimischung grassen Aberglaubens an Dschinnen (böse Geister) u. dergl. in ihrer Unbestimmtheit und allgemeinen Fassung, welche später zu den heftigsten und blutigsten Streitigkeiten, z. B. über die Begriffe der Einheit und Vorherbestimmung Gottes, Veranlassung gab. Die Sittenlehre des Koran ist verhältnißmäßig die beste Seite der mohammed. Lehre, da es nicht an den eindringlichsten Ermahnungen zur Ausübung guter Handlungen fehlt und die besten moralischen Vor-

schriften den ganzen Koran wie Goldfäden durchziehen. War doch Mohammed selbst in seinem Privatleben, mit Ausnahme seiner ungezügelten Leidenschaft für Frauen, ein Muster häuslicher und bürgerlicher Tugenden; nur wo es das öffentliche Interesse der Verbreitung seiner Religion galt, zeigte er sich rücksichtslos grausam und scheute sich nicht, seine Hände mit Blut zu beflecken. Daß seine Nachfolger großentheils die schlechtere Seite an ihm zum alleinigen Vorbild genommen, ist nicht die Schuld des Koran. Dieser gilt dann ferner auch als das Fundamentalgesetzbuch in jeder andern Beziehung, da alle Ceremonial-, Staats-, Civil- Criminal- und Polizeigesetze (und hierbei ist die Annahme selbstbewußter Täuschung schwer zu widerlegen) von Mohammed als göttliche Offenbarungen und gültig für alle Zeiten hingestellt wurden. Enthält auch dieser Theil viele gute Vorschriften, die freilich von den nachfolgenden mohammed. Herrschern wenig oder gar nicht befolgt wurden, so drückt das eine Staatsgesetz, den Islam mit dem Schwerte in der Welt zu verbreiten, bis dieselbe entweder bekehrt ist oder sich unterworfen hat und Tribut zahlt, demselben ganz allein schon das Siegel der Verwerfung auf. Dieses Gesetz haben denn auch die nächsten Nachfolger Mohammed's nach Kräften auszuführen gewußt. Kaum nach Verlauf eines Jahrhunderts war die Herrschaft des Islam durch Waffengewalt weit über die Grenzen Arabiens hinaus, nach Syrien, Persien, Ägypten, die ganze Nordküste Afrikas, bis nach Spanien hinein verbreitet. Trotz der großer Zerklüftung im Innern des gewaltigen Reichs und des Absterbens und Abfallens ganzer Glieder von dem Riesenleibe eroberte derselbe, immer wieder gekräftigt durch frische, sich ihm unterwerfende Volksstämme Asiens, weiteres Terrain, bis die Osmanen den Halbmond auf der Sophienkirche Konstantinopels aufpflanzten und ihre siegreichen Schaaren bis vor Wien schickten. Seitdem begann aber der Glanz und die Macht des Mohammedanismus zu sinken. Es gibt heute noch immer in Europa, Asien und Afrika zusammen gegen 130 Mill. Bekenner des mohammed. Glaubens. Allein abgesehen, daß Viele diesen Glauben kaum mehr als dem Namen nach bekennen: seitdem der Islam aufgehört hat, zu erobern, ist seine Macht gebrochen und geht derselbe seinem Verfalle entgegen. Neben der Glanzperiode politischer Macht hat es für den Islam auch eine Zeit gegeben, in welcher innerhalb seiner Grenzen Künste und Wissenschaften mehr blühten als in irgend einem andern Lande der Erde. Im Anfange nahm freilich das Kriegshandwerk alle Kräfte für sich in Anspruch; aber als die schwelgerischen Khalifen (s. d.) aus dem Hause der Benu-Ommaija den kräftigern Abassiden (s. d.) hatten Platz machen müssen, begann unter der Regierung der großen Herrscher dieser Familie, welche zuerst den Thron bestiegen, ein reger Eifer für die Wissenschaft sich zu entfalten. Übersetzungen aus dem Griechischen ins Arabische durch gelehrte Syrer machten den Anfang, denen sich bald eine unübersehbare Menge eigener Werke im Fache der Philosophie, Medicin, Naturwissenschaften, Geschichte, Geographie u. s. w. anreihte, von deren Mehrzahl kaum mehr als die Namen im Sturme der Zeiten erhalten sind. Die mohammed. Gelehrten vom 9.—13. Jahrh. können als die zeitweisen Bewahrer der sonst untergegangenen Wissenschaft betrachtet werden, von denen das aus der Barbarei sich herausarbeitende Abendland erst zu lernen hatte. Was die religiösen Wissenschaften betrifft, so bildete sich auch hier bald eine ganze Anzahl verschiedener Disciplinen, unter welchen anfangs die Traditionslehre und die Wissenschaft der Koranerklärung den ersten Rang einnahmen, bis sich ihnen allmälig eine Art scholastischer Dogmatik an die Seite stellte. Die ganze Wissenschaft der Religion zerfällt in die beiden Hauptheile: die eigentliche Glaubenslehre und die (auf Offenbarung beruhende) Rechtslehre. Jene hat es mit „den Wurzeln" (Lehre von der Einheit Gottes und feinen Eigenschaften, sowie seiner Vorherbestimmung, Lehre über den Gerichtstag, über die Sendung des Propheten) zu thun, diese behandelt „die Zweige", d. h. die gesetzlichen Vorschriften, die auf jenen beruhenden Folgerungen. In jener muß Übereinstimmung der Rechtgläubigen herrschen; in dieser gibt es vier große Schulen, die nach ihren Stiftern Hanbaliten, Schafiiten, Malikiten und Hanifiten heißen. Der letzten Schule sind die heutigen Türken zugethan. Die verlangte Übereinstimmung in der Glaubenslehre hat keineswegs immer bestanden, sondern die Mohammedaner zählen selbst 72 häretische Sekten außer der einen selig werdenden, rechtgläubigen. In Betreff der Einheit Gottes in seinen Eigenschaften und seiner Vorherbestimmung bestand der Gegensatz zwischen den Szifâtija und Dschabarija auf der einen und der Mutazila und Kadarija auf der andern Seite: jene für eine unbedingte Prädestination, diese gegen eine solche. Mehr kirchlich-politischen Ursprungs war eine größere Anzahl Sekten, unter dem Namen der Chawaridsch befaßt, deren Wesen in einem zügellosen Independentismus bestand. Eine letzte Classe von zahlreichen Sekten, die Schia

(Schiiten), umfaßte die Anhänger Ali's und seiner Nachkommen, welchen sie nicht nur die Nachfolge im Khalifate, sondern auch höhere göttliche Natur zusprachen, indem sie noch andere mystische Elemente in ihr Religionsbekenntniß aufnahmen. Aus ihnen gingen die Assassinen (s. d.) hervor. Alle andern Sekten sind gegenwärtig als untergegangen zu betrachten; nur die Schia haben sich in Persien erhalten und ihren Haß gegen die orthodoxen Moslem bewahrt.

**Mohar** (Panicum Germanicum) ist eine im südlichen Europa, in Ungarn, auch in Deutschland wildwachsende Pflanze, die man in Frankreich, Ungarn und in der Lombardei theils als Futter, theils zur Samengewinnung cultivirt. Pferde sowol als Rinder fressen den Mohar in grünem und getrocknetem Zustande sehr gern und werden davon fett. Die Samen des Mohars kommen hinsichtlich ihres Geschmacks mit denen des Hirse fast überein. Da aber der Mohar oft vom Staubbrande befallen wird, so baut man ihn häufiger als Futterpflanze denn als Mehlfrucht an.

**Mohawks**, s. Irokesen.

**Mohilew**, ein Gouvernement des westlichen Rußland von 885 □M. mit 932000 E., dessen Grenzen die Gouvernements Witebsk, Smolensk, Tschernigow und Minsk bilden, gehörte in ältester Zeit zum russ. Fürstenthum Smolensk und nach der Eroberung durch die Lithauer und unter poln. Oberherrschaft zu den Wojewodschaften Meislaw und Witebsk. Als es 1772 wieder an Rußland gekommen war, erhielt es 1778 eine eigene Gouvernementsverfassung, wurde dann 1796 unter dem Namen Weißrußland mit Witebsk vereinigt, 1802 aber wieder ein besonderes Gouvernement. Es ist eine ebene, nur von wenigen unbedeutenden Hügeln durchzogene, sehr fruchtbare, eines milden Klimas genießende Provinz, die zum Flußgebiet des Dniepr gehört, der mit seinen ansehnlichen Nebenflüssen Sosha und Druez das Land bewässert. Die Bewohner sind sehr thätig, kunstfertig und industriös. Ackerbau und Obstzucht stehen auf einer hohen Stufe der Ausbildung und besonders ausgezeichnet ist das hiesige Gemüse; auch Viehzucht und Jagd, bei den herrlichen Viehweiden und den ausgedehnten Wäldern, und die Waldbienenzucht werden in großem Umfange getrieben. Endlich bietet der Dniepr mit seinen Nebenströmen Gelegenheit zu einer ausgedehnten Flußschiffahrt und zu einem sehr umfangreichen, durch den Productenreichthum besonders gehobenen Handel dar, den die Einwohner, meist Rußniaken, aber auch Großrussen, Deutsche und Juden, ja sogar Zigeuner, mit den umliegenden Gouvernements unterhalten. So vereinigt sich Alles, das Land zu einem der wohlhabendsten Districte Rußlands zu machen. — Die gleichnamige Hauptstadt des Gouvernements, Mohilew, am Dniepr, in einer schönen, fruchtbaren Gegend gelegen, ist eine der freundlichsten Städte Rußlands. Sie ist der Sitz zweier Erzbischöfe, eines griechischen und eines katholischen, hat breite, gerade, schöngepflasterte Straßen, in der Mitte einen achteckigen, von schönen Gebäuden umgebenen Platz und eine schattenreiche, um die ganze Stadt führende Promenade, die eine herrliche Aussicht in das Dnieprthal gewährt. In den Vorstädten gibt es viele Obstgärten; auf einer Anhöhe liegt das alte Schloß. M. hat 27 Kirchen, worunter sich die prächtige Josephskirche auszeichnet, vier Klöster, früher auch ein Jesuitencollegium, 14 Schulen und Lehranstalten, viele Fabriken und 25000 E., worunter 8000 Juden, die, sehr gewerbfleißig, einen lebhaften, durch drei Wochenmärkte gehobenen Handel unterhalten. Auch bestehen daselbst ein geistliches Seminar und eine Bibelgesellschaft. Am 23. Juli 1812 kam es hier zwischen den Franzosen und Russen, unter Bagration's Befehle, zur Schlacht. Etwa eine halbe Stunde von der Stadt, in sehr romantischer Gegend, liegt der geschmackvolle, mit einem Ritterschloß versehene **Jantschin'sche Park**, wo 1780 Katharina II. mit Kaiser Joseph II. eine Zusammenkunft hielt.

**Mohl** (Julius von), ausgezeichneter Orientalist, geb. zu Stuttgart 28. Oct. 1800, Sohn des Oberconsistorialpräsidenten, Staatsraths und Mitglieds der würtemb. ersten Kammer, Benj. Ferdinand von M. (geb. 4. Jan. 1766, gest. im Aug. 1845), genoß von Jugend auf eine höchst sorgfältige Erziehung. Er studirte auf der Universität und im theologischen Seminar zu Tübingen. Zur Fortsetzung seiner orient. Studien ging er 1823 nach Paris, wo er besonders Sylvestre de Sacy und Rémusat hörte. Im J. 1826 wurde er außerordentlicher Professor der orient. Literatur zu Tübingen; zugleich erhielt er zur Fortsetzung seiner Studien einen unbestimmten Urlaub, der ihm erlaubte, die J. 1826—27 und 1830—1831 in London und Oxford zuzubringen. Mit besonderer Vorliebe trieb er das Persische. Als Beweis seiner desfallsigen Studien gab er anonym mit Olshausen die „Fragments relatifs à la religion de Zoroastre" (Par. 1829) heraus. Darauf besorgte er die Herausgabe von „Confucii Chi-king sive liber carminum, ex latina P. Lacharme interpretatione" (Stuttg. 1830) und von „Y-king, antiquissimus Sinarum liber, ex interpretatione P. Regis" (2 Bde., Stuttg. 1834—

39). Von der franz. Regierung beauftragt, die Bearbeitung des „Schahname" von Firdusi für die „Collection orientale" zu übernehmen, hatte er inzwischen 1852 seine Entlassung als Professor in Tübingen genommen und war nach Paris gegangen, das er nun zu seinem bleibenden Aufenthalte wählte. Die ihm gestellte Aufgabe hat er in den drei bis jetzt erschienenen Bänden (Par. 1838—46) würdig gelöst. Seine Thätigkeit als Mitglied der Asiatischen Gesellschaft in Paris ist eine höchst verdienstvolle, und ihm verdankt namentlich das „Journal asiatique" die interessantesten Beiträge. Im J. 1844 wurde er in die Akademie der Inschriften aufgenommen, 1845 zum Professor des Persischen am Collége de France, 1852 zum Inspector des orient. Drucks in der kaiserl. Druckerei ernannt. In letzterm Jahre übernahm er auch das Secretariat der Asiatischen Gesellschaft, eine Stelle, deren Geschäfte er seit vielen Jahren versehen hatte, wie seine Jahresberichte an die Gesellschaft (1840—52) bezeugen. Die Ausgrabungen Botta's in Ninive wurden auf M.'s Veranlassung und nach seinem Plane unternommen; auch gab er einen Theil der Briefe, die Botta an ihn schrieb, heraus („Lettres de Mr. Botta sur les découvertes à Khorsabad", Par. 1845). Außerdem sorgte M. für den Druck von seines Freundes Fauriel „Histoire de la poésie provençale" (3 Bde., Par. 1846).

**Mohl** (Moritz), bekannt durch seine ständische und parlamentarische Thätigkeit wie als nationalökonomischer Schriftsteller, Bruder des Vorigen, geb. 1802 zu Stuttgart, besuchte das dortige Gymnasium und studirte dann zu Tübingen und auf der landwirthschaftlichen Lehranstalt zu Hohenheim Staats- und Kameralwissenschaften. Seit 1826 Referendar beim würtemb. Finanzministerium, fungirte er bei mehren handelspolitischen Negociationen mit der Schweiz und Baiern als Aetuar und wurde nach Gründung des süddeutschen Zollverbandes als Assessor bei der würtemb. Oberzollverwaltung angestellt. Im J. 1831 unterhandelte er als Commissar zu Berlin mit Preußen wegen der Aufnahme in den preuß. Zollverband, ward jedoch nach vier Monaten abberufen und als Assessor bei der Finanzkammer nach Reutlingen versetzt. Nachdem er hierauf einen fünfjährigen Aufenthalt in Frankreich der Erforschung der staatswirthschaftlichen Zustände und des Unterrichtswesens dieses Landes gewidmet, erhielt er 1841 eine Anstellung als Obersteuerrath zu Stuttgart. Die Verschiedenheit seiner Ansichten rief Differenzen mit dem Finanzminister von Herdegen hervor, in deren Folge er wieder als Mitglied der Finanzkammer nach Reutlingen versetzt ward. Nach dem Sturze des Ministers kehrte er jedoch in seine frühere Stellung nach Stuttgart zurück. Die Märzbewegung des J. 1848 fand hier an M. eine vorzügliche Stütze. Er wohnte dem Vorparlament bei und ward von dem Wahlbezirk Heidenheim-Aalen in die Nationalversammlung gewählt, wo er auf Seiten der gemäßigten Linken saß. Seine amtliche Stellung gab er auf, um sich ganz der Sache des Volkes und literarischer Thätigkeit zu widmen. Von demselben Wahlbezirk auch in die zweite würtemb. Kammer gewählt, gerieth er, als er dem Rumpfparlament nach Stuttgart gefolgt war, mit der Mehrheit derselben in Conflict. Doch wurde er in die würtemb. Versammlung zur Revidirung der Verfassung gesendet, in der er der Opposition angehörte. Obgleich diese Versammlung drei mal aufgelöst wurde, kehrte doch M. stets in dieselbe zurück und war auch Mitglied des nach der dritten Auflösung (6. Nov. 1850) bleibenden Ausschusses, dessen Rechtsbeständigkeit die Regierung nicht anerkannte. Von seinem Wahlbezirk auch in die nach dem alten Wahlgesetz berufenen und 6. Mai 1851 eröffneten Kammern gewählt, nahm er seinen Sitz auf der äußersten Linken ein. Unter M.'s schriftstellerischen Leistungen ist „Aus den gewerbswissenschaftlichen Ergebnissen einer Reise in Frankreich" (Stuttg. 1845) von Bedeutung. Im J. 1848 entsagte er seinem Familienadel.

**Mohl** (Robert von), ausgezeichneter deutscher Jurist, Bruder der Vorigen, geb. 17. Aug. 1799 zu Stuttgart, widmete sich, auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet, 1817—21 zu Tübingen und Heidelberg dem Studium der Rechte und Staatswissenschaften. Nachdem er die nächsten Jahre auf Reisen zugebracht, ward er 1824 als außerordentlicher Professor der Rechte und 1827 als ordentlicher Professor der Staatswissenschaften zu Tübingen angestellt, womit er seit 1836 das Amt eines Oberbibliothekars verband. Als durch den Tod seines Vaters das Hinderniß beseitigt war, welches ihm bis dahin den längst erwünschten Eintritt in die Kammern unmöglich machte, trat er 1845 als Wahlcandidat für das Städtchen Balingen auf. Ein auch durch den Druck veröffentlichtes Schreiben an seine Wähler, in dem er sein politisches Glaubensbekenntniß ablegte, zugleich aber scharfen Tadel gegen die Regierung aussprach, verwickelte ihn in Zerwürfnisse mit letzterer, in deren Folge er als Regierungsrath nach Ulm versetzt wurde. Doch M. trat aus dem Staatsdienste und wurde bald darauf in die zweite Kammer gewählt. Im J. 1847 folgte er einem Rufe als Professor der Rechte nach Heidelberg.

Nachdem er 1848 dem Vorparlament beigewohnt, ward er von den Oberämtern Mergentheim und Gerabronn zur Nationalversammlung entsendet. Am 25. Sept. 1848 übernahm er im Reichsministerium das Portefeuille der Justiz. Die Niedersetzung einer Commission zur Entwerfung eines allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuchs, die Verkündigung der deutschen Wechselordnung, der Grundrechte und der Reichsverfassung waren die hauptsächlichsten Erweise seiner amtlichen Thätigkeit. In seinen Grundsätzen mit Heinrich von Gagern übereinstimmend, trat er mit diesem und seinen übrigen Amtsgenossen 17. Mai 1849 zurück, worauf er sich zu Heidelberg wieder seinem Lehramte widmete. Wie durch seine Vorträge, so hat auch M. durch seine Schriften einen bedeutenden Einfluß geübt. Unter letztern sind vor allem sein „Staatsrecht des Königreichs Würtemberg" (Tüb. 1829; 2. Aufl., 1840 und 1846), „Die Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaats" (3 Bde., Tüb. 1832—34; 2. Aufl., 1844—46), ein in der Geschichte dieser Wissenschaft epochemachendes Werk, und „Die Ministerverantwortlichkeit in Einherrschaften mit Volksvertretung" (Tüb. 1837) hervorzuheben.

**Mohl** (Hugo von), ausgezeichneter deutscher Botaniker, ein vierter Bruder der Vorigen, geb. zu Stuttgart, widmete sich dem Studium der Medicin und Naturwissenschaften und erwarb sich zu Tübingen die medicinische Doctorwürde. An der Universität daselbst erst zum außerordentlichen, dann zum ordentlichen Professor der Botanik und zum Director des botan. Gartens ernannt, entwickelte er theils als akademischer Lehrer, theils als gründlicher Forscher besonders auf dem Gebiete der Pflanzenphysiologie eine erfolgreiche Thätigkeit. Als seine bedeutendsten wissenschaftlichen Arbeiten sind außer der Preisschrift „Über den Bau und das Winden der Ranken und Schlingpflanzen" (Tüb. 1827) zu nennen: „Über die Poren des Pflanzenzellgewebes" (Tüb. 1828); „Beiträge zur Anatomie und Physiologie der Gewächse" (Bern 1834); „Liebig's Verhältniß zur Pflanzenphysiologie" (Tüb. 1843); „Mikrographie, oder Anleitung zur Kenntniß und zum Gebrauche des Mikroskops" (Tüb. 1846); „Grundzüge zur Anatomie und Physiologie der vegetabilischen Zelle" (Braunschw. 1851). In M.'s „Vermischten Schriften botan. Inhalts" (Tüb. 1845) sind eine Anzahl von früher theils selbständig, theils in Zeitschriften, wie namentlich der „Flora", veröffentlichten kleinern Abhandlungen und Untersuchungen enthalten. Auch hat M. Beiträge zu Martius' Werk über die Palmen geliefert. Seit Juni 1848 ist er correspondirendes Mitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Wien.

**Möhler** (Joh. Adam), kath. Theolog, geb. 6. Mai 1796 zu Igersheim, machte seine Studien zu Mergentheim, Ellwangen, Tübingen und in dem bischöflichen Seminar zu Rottenburg und wurde, 1819 zum Priester geweiht, zuerst Hülfspriester in Weil, dann in Riedlingen. In J. 1820 ging er als Präparant zum Gymnasiallehramte nach Tübingen zurück, wurde bald darauf Repetent und 1822 Privatdocent der Theologie. Nach einer wissenschaftlichen Reise begann er zunächst über Kirchenrecht und später regelmäßig über Kirchengeschichte und Patrologie zu lesen. Seine Schrift „Die Einheit in der Kirche, oder das Princip des Katholicismus" (Tüb. 1825; 2. Aufl., 1843) begründete seinen auswärtigen Ruf und veranlaßte seine Berufung nach Freiburg. Da er weder dieser noch dem Rufe nach Breslau folgte, den er nach dem Erscheinen seines „Athanasius d. Gr. und die Kirche seiner Zeit im Kampfe mit dem Arianismus" (Mainz 1827; 2. Aufl., 1844) erhielt, so wurde er zum ordentlichen Professor der Theologie an der Landesuniversität befördert. Dieselbe orthodoxe Grundansicht wie in den ersten beiden Schriften, vereint mit dem Streben, Geist und Leben in die Theologie wie in die kirchlichen Formen überzutragen, trat in seiner „Symbolik" (Mainz 1832; 6. Aufl., 1844) hervor, welche außerordentliches Aufsehen erregte und viele Gegenschriften der Protestanten hervorrief. Eine derselben von Baur erwiderte M. mit seinen „Neuen Untersuchungen der Lehrgegensätze zwischen den Katholiken und Protestanten" (Mainz 1834; 2. Aufl., 1835). Durch ein Rescript des würtemb. Ministeriums, welches ihm die Erneuerung längst verjährter Polemik Schuld gab, und durch das gespannte Verhältniß zur evang. Facultät wurde ihm der Aufenthalt in Tübingen verleidet. Um so willkommener war es ihm, als ihm 1834 von der preuß. Regierung die Wahl einer Professur zu Bonn, Breslau oder Münster freigestellt wurde. Indessen machten dogmatische und klimatische Hindernisse es rathsam, das Anerbieten in Bezug auf Bonn und Münster abzulehnen und Anfang 1835 einen inzwischen erhaltenen Ruf nach München anzunehmen. Hier lebte M. in glücklichen Verhältnissen, mehr als Lehrer, weniger als Schriftsteller thätig. Er starb 12. April 1838, nachdem er noch kurz vor seinem Tode zum Domdekan in Würzburg ernannt worden war. Seine „Nachgelassenen Schriften" (2 Bde., Regensb. 1839—40) hat Döllinger und seine „Patrologie, oder christliche Literargeschichte" (Bd. 1, Regensb. 1839) Reithmayr veröffentlicht.

**Mohn** (Papaver) ist der Name einer Pflanzengattung, welche sich durch einen zweiblätterigen, hinfälligen Kelch, eine vierblätterige Blume, zahlreiche Staubgefäße auf dem Blütenboden, eine vier- bis zwanzigstrahlige sitzende Narbe und eine unter der Narbe in Löchern aufspringende Kapsel auszeichnet. Es sind einjährige oder ausdauernde, meist borstig-haarige Kräuter mit weißem Milchsafte, fiederspaltigen, selten blos gezähnten Blättern und einzelnen langen, einblütigen, endständigen Blütenstielen. Die Blüten werden bei der Cultur sehr leicht gefüllt, und dann cultivirt man solche Arten besonders gern als Zierpflanzen der Gärten. Vorzüglich wird allgemein und in Menge der einjährige schlafmachende Mohn, **Gartenmohn** oder **Magsamen** (P. somniferum), cultivirt, welcher seegrüne, stengelumfassende, ungleich kerbiggezähnte kahle Blätter hat. Man cultivirt eine rothe Abart mit rothen Blumen, meist deutlich aufspringenden Kapseln und grauen oder schwärzlichen Samen und eine weiße Abart mit weißen Blumen, meist geschlossen bleibenden Kapseln und weißen Samen. In der Heilkunde werden theils die noch nicht völlig reifen Kapseln unter dem Namen **Mohnköpfe**, theils die Samen der weißen Abart als weißer **Mohnsamen**, vorzüglich aber der bittere Milchsaft der Pflanze unter dem Namen **Mohnsaft** oder **Opium** (s. d.) als Heilmittel angewendet. In den heißen Gegenden ist dieser Milchsaft stark narkotisch, in den kältern aber weit geringer, und deshalb wird diese Pflanze bei uns nur wegen des in Menge vorhandenen fetten Öls der Samen im Großen angebaut. Dieses **Mohnöl**, das man aus den Samen preßt, wird ganz nach Art des Mandel- und Nußöls verwendet, oft wird damit auch das Olivenöl verfälscht. Von den Malern wird es als Firniß der Ölfarben benutzt. Die Pflanze mit gefüllten Blüten dient als häufige Zierpflanze unserer Gärten. Die Angabe, daß der Mohn im Orient eine Höhe von 40 F. erreiche, ist völlig unwahr. Der Stengel wird nur 2—6 F. hoch. Der in Armenien und am Kaukasus einheimische ausdauernde orientalische **Mohn** (P. orientale) wird wegen seiner ungemein großen, brennend rothen Blumen bei uns häufig in den Gärten angepflanzt. Aus seinen unreifen Kapseln, welche scharf, fast etwas brennend schmecken und von den Türken gegessen werden, kann man ebenfalls ein gutes Opium gewinnen. Eine Zierde unserer Saatfelder ist im Sommer der **Klatschmohn** (P. Rhoeas), der sich durch seine tief fiedertheiligen Blätter und den abstehend-borstigen Stengel auszeichnet. Seine schleimig-bitterlichen, frisch schwach opiumartig riechenden rothen Blumen werden unter dem Namen **Klatschrosen** als einhüllendes und linderndes Mittel angewendet. In unsern Gärten wird diese Pflanze äußerst häufig mit gefüllten, ungemein vielfarbigen Blüten unter dem Namen **Ranunkelmohn** cultivirt. Auf den Alpen der südlichern Gegenden Deutschlands und der Schweiz wächst der **Alpenmohn** (P. Alpinum), der nur einblütige Stengel mit weißen oder citrongelben Blumen trägt. Der Mohn war bei den Alten der Ceres heilig, weil er ihr den Schmerz über den Raub ihrer Tochter Proserpina gelindert hatte, als sie ihn bei Mekone (Sicyon) fand.

**Mohn** (Sigism.), einer der ersten unter den neuern deutschen Glasmalern, geb. zu Weißenfels 1760, lernte das Tischlerhandwerk und wurde dann Soldat. Nachdem er seinen Abschied erhalten, beschäftigte er sich mit Silhouettiren und Glasmalerei. Seine Versuche in letzterer Kunst stellte er zum ersten male 1809 in Leipzig aus. Hierauf ging er nach Dresden, wo er 1815 starb. Ihn unterstützte bei seinen Arbeiten sein ältester Sohn, **Gottlob Sam. M.**, der sich als Glasmaler einen noch größern Ruf als sein Vater erwarb. Geboren zu Weißenfels 1789, hatte er eine gute Gymnasialbildung genossen und unter der väterlichen Leitung zugleich mit den Elementen der Kunst sich vertraut gemacht. Mit seinem Vater malte er die Glasfenster in der Kapelle zu Ludwigslust in Mecklenburg. Dann besuchte er zu seiner weitern Ausbildung Berlin, Leipzig und Wien, wo er den Unterricht in der Kunstakademie benutzte und an dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen und dem Erzherzoge Johann Gönner fand. Seine schönsten Arbeiten sind die Malereien der Glasfenster der kaiserl. Kapelle zu Laxenburg bei Wien. Er starb zu Laxenburg 2. Nov. 1825.

**Mohnike** (Gottlieb Christian Friedr.), Theolog und Literarhistoriker, geb. 6. Jan. 1781 zu Grimmen in Neuvorpommern, studirte seit 1799 zu Greifswald, seit 1801 in Jena Theologie, lebte 1803—10 als Hauslehrer auf Rügen, wurde 1810 Conrector, 1811 Rector der Stadtschule zu Greifswald und kam 1813 als Pastor an die Jakobikirche nach Stralsund, wo er auch nach seiner Ernennung zum Consistorial- und Schulrath blieb. Er starb 6. Juli 1841 zu Greifswald. Unter seinen literarhistorischen Schriften sind besonders hervorzuheben: „Geschichte der Literatur der Griechen und Römer" (Bd. 1, Greifsw. 1813); „Ulrich Hutten's Jugendleben" (Greifsw. 1816); „Hymnologische Forschungen" (2 Bde., Greifsw. 1831—32), werthvolle Beiträge zur Geschichte des Kirchenliedes. Unter seinen Arbeiten über die

Kirchen- und Literaturgeschichte Pommerns haben bleibenden Werth: „Bartholomäi Sastrowen Herkommen, Geburt und Lauf seines ganzen Lebens" (3 Bde., Greifsw. 1823—24); „Geschichte der Buchdruckereien in Stralsund" (Stralf. 1833); „Geschichte der Buchdruckerkunst in Pommern" (Stuttg. 1840); „Johannes Frederus" (3 Abth., Stralf. 1837—40) u. s. w. Auch die „Urkundliche Geschichte der sogenannten Professio fidei Tridentinae" (Greifsw. 1822) nebst der „Geschichte des ungar. Fluchformulars" (Greifsw. 1825) sind gründliche Monographien. Um die skandinav. Literatur, zu deren Studium ihn die Dichtungen Tegnér's führten, hat er sich durch Übersetzungen von des Letztern „Frithjofs-Sage" (Stralf. 1826; 5. Aufl., Lpz. 1842), „Auerhahn" (Stralf. 1828) und „Sämmtliche Gedichte" (3 Bde., Lpz. 1840), sowie von Nicander's „Runen" (Stuttg. 1829), der „Volkslieder der Schweden" (Bd. 1, Berl. 1830), der „Altschwed. Balladen, Märchen und Schwänke" (Stuttg. 1836), der „Heimskringla" (Bd. 1, Stralf. 1835—37), der „Saga von Frithjof dem Starken" (Stralf. 1830) u. s. w. Verdienste erworben. Auch lieferte er von Rask's „Verslehre der Isländer" (Berl. 1830) und von Rafn's „Die Entdeckung Amerikas im 10. Jahrh." (Stralf. 1828) deutsche Übersetzungen.

**Mohr** ist entstanden aus Maure (s. Mauren), wird aber auch gleichbedeutend mit Äthiopier (s. d.) und mit Neger (s. d.) gebraucht, obschon mit Unrecht, da der Mohr stets von tiefbrauner, der Neger von schwarzer Farbe ist.

**Mohr** (Aethiops) heißen mehre pharmaceutische und chemische Präparate, die eine schwarze oder graue Farbe besitzen, übrigens in ihrer Darstellung und chemischen Constitution sehr verschieden sind. Der **Mineralmohr** (A. mineralis) ist schwarzes Schwefelquecksilber, der **Eisenmohr** (A. martialis) unreines Eisenoxydul, der **Platinmohr** fein zertheiltes metallisches Platin und der **vegetabilische Mohr** (A. vegetabilis) verkohlter Blasentang, eine jodhaltige Kohle, welche früher officinell war.

**Möhre** (Daucus) nennt man eine zu den Doldengewächsen gehörende Pflanzengattung mit weißen Blumen, die sich durch die acht geflügelten Nebenriefen der Frucht auszeichnet, deren Flügel in eine einfache Reihe von Stacheln gespalten oder bis zum Grunde getheilt ist. Von den Arten dieser Gattung wird die in Europa überall auf trockenen Wiesen, Triften und Rainen häufig wachsende **gemeine Möhre** oder **Mohrrübe** (D. Carota) allgemein als Gemüsepflanze sowol in Gärten als auch auf freiem Felde angebaut. Der Stengel ist ziemlich steifhaarig und die Dolde zur Fruchtzeit zusammengezogen und stark concav, daher nestförmig. Die Wurzel der wilden Pflanze ist dünn, schmutzig-gelblich, bei der cultivirten Pflanze aber viel dicker und fleischiger, gold- oder orangegelb ins Rothe oder weißlichgelb. Man cultivirt zwei Spielarten, die **eigentliche Möhre** oder **gelbe Rübe** mit langer Wurzel und die **Carotten** mit kurzer Wurzel, welche letztere im Allgemeinen feiner und zartfleischiger als die Möhren sind. Die Möhrenwurzel schmeckt eigenthümlich süß und aromatisch und enthält viel Schleimzucker, ein stark aromatisches ätherisches Öl, ein fettes Öl, einen krystallinischen, harzigen rothen Farbestoff, Stärkemehl u. s. w. Sie dient als eine beliebte, leicht verdauliche und gelind eröffnende Speise, wird aber auch als einhüllendes, auflösendes und wurmwidriges Heilmittel verwendet. Die geriebenen Möhren geben ein angenehmes kühlendes Mittel ab. Auch wird aus den Möhren ein Syrup **Möhrensaft**, bereitet, und zerschnitten und geröstet werden sie als Kaffeesurrogat (**Möhrenkaffee**) benutzt. Die Möhrensamen brauchte man sonst als reizendes, blähungswidriges und harntreibendes Mittel. Einige am Mittelländischen Meere wachsende Arten der Möhre geben nach gemachten Einschnitten ein Gummiharz.

**Mohs** (Friedr.), der Begründer der naturhistorischen Methode in der Mineralogie, wurde 1774 zu Gernrode am Harz geboren. Nach dem frühen Tode seines Vaters, der Kaufmann war, sollte er dessen Geschäft fortführen; allein eine entschiedene Neigung für eine höhere wissenschaftliche Bildung, namentlich für Mathematik, drängte ihn, eine andere Laufbahn zu verfolgen. Er studirte 1796—98 in Halle, besuchte die Bergakademie zu Freiberg und fand sehr bald eine Anstellung in Anhalt Bernburg, die er aber aufgab, um sich an der Gründung einer wissenschaftlichen Anstalt in Dublin zu betheiligen. Als dieselbe nicht zu Stande kam, ging er wieder nach Freiberg und dann 1802 nach Wien, wo er die Beschreibung der Mineraliensammlung des Bankiers van der Null übernahm und herausgab, in der er (Wien 1804; 2. Aufl., 1806) zuerst seine naturhistorischen Ansichten niederlegte, welche er nachher weiter entwickelte. Hierauf bereiste er in geognostischer und bergmännischer Hinsicht Steiermark, Salzburg, Kärnten, Krain, Ungarn, Siebenbürgen u. s. w. und 1810 im Auftrage der östr. Regierung die Gegenden im Passauischen, in Östreich und in Böhmen, wo Porzellanerde sich findet. Im J. 1811, wo er

auf Anregung des Erzherzogs Johann eine neue Reise nach Steiermark unternommen hatte, ernannten ihn die dasigen Stände zum Professor der Mineralogie am Johanneum zu Grätz. Mit dem Grafen von Breuner aus Wien, der in Grätz sein Schüler gewesen, machte er 1817 eine Reise nach England. In Edinburg erhielt er den Ruf als Professor der Mineralogie in Freiberg an Werner's Stelle, den er auch annahm; 1826 aber ging er in gleicher Eigenschaft nach Wien, wo er 1838 Bergrath wurde. Er starb zu Agordo bei Belluno 29. Sept. 1839. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Versuch einer Elementarmethode zur naturhistorischen Bestimmung und Erkenntniß der Fossilien" (Bd. 1, Wien 1813); „Charaktere der Classen, Ordnungen, Geschlechter und Arten oder Charakteristik des naturhistorischen Mineralsystems" (Dresd. 1820); „Grundriß der Mineralogie" (2 Bde., Dresd. 1822—24; 2. Aufl., 1839), den sein Schüler Haidinger mit vielen Zusätzen ins Englische übersetzte (3 Bde., Edinb. 1825); „Anfangsgründe der Naturgeschichte des Mineralreichs" (Wien 1832; 2. Aufl., fortgesetzt von Zippe, 2 Bde., Wien 1836—39).

**Moiriren** oder Wässern nennt man das Verfahren, mittels dessen man gewebten Stoffen ein wellenartig oder flammig schimmerndes Ansehen gibt. Man erlangt dies dadurch, daß man die Waare doppelt zusammengelegt zwischen den Cylindern eines Walzwerks durchgehen läßt, von welchen der eine aus Eisen und geheizt, der andere aus Papier verfertigt ist. Der Effect beruht auf einem theilweisen Plattquetschen der Gewebefäden und tritt am schönsten bei seidenen Stoffen hervor. Ganz verschieden hiervon ist das Moiriren des verzinnten Eisenblechs.

**Moitte** (Jean Guillaume), franz. Bildhauer, geb. zu Paris 1747, entwickelte früh ein ausgezeichnetes Kunsttalent und hatte zuerst Pigalle, dann Lemoine zum Lehrer, worauf er 1768 nach Rom ging. Wegen geschwächter Gesundheit kehrte er 1773 nach Frankreich zurück, wo er eine günstige Aufnahme fand und sehr bald einen europ. Ruf gewann. Mit ihm wie mit dem Maler David tritt eine gereinigte, wenn auch kalte Classicität in die franz. Kunst ein, welche im Ganzen frei von Manier ist, und dies war es, was wesentlich seinen Erfolg begründete. Seine Statue eines Opfernden verschaffte ihm 1783 die Aufnahme in die Akademie. Eine von Ludwig XVI. ihm aufgetragene Statue Cassini's, die im Modell wegen der Bekleidung Anstoß erregte, führte er später vortrefflich aus. In der Revolution schmückte er 1792 das Pantheon in dem Fronton mit einem kolossalen Relief (das Vaterland, welches Bürgertugend und Talent mit Kronen lohnt), das bei der Wiedereinrichtung des Pantheons als Genovevakirche abgenommen werden mußte. Das vollendetste seiner Werke dürfte ein Basrelief des Louvre sein, die Muse der Geschichte darstellend, wie sie die Worte l'an VI et Napoleon le grand eingräbt. Vortrefflich ist sein Basrelief, das Vaterland darstellend, wie es seine Söhne zur Vertheidigung ruft, das aber nicht in Marmor ausgeführt wurde und sich im Luxembourg befindet. Noch ist zu gedenken seines Grabdenkmals des Generals Leclerc in der Genovevakirche in Paris, der Statue Custine's und einer kleinen Reiterstatue Bonaparte's in Bronze. Er starb als Professor an der Maler- und Bildhauerschule und als Mitglied des Instituts 2. Mai 1812.

**Mokka, Mokha** oder **Mocha**, eine Stadt am Arabischen Meerbusen, in der arab. Provinz Jemen, mit einem geräumigen, von zwei Castellen vertheidigten Hafen und 5000 E., darunter 1500 Juden, war ein unbedeutendes Dorf, bis im 16. Jahrh. der Beherrscher von Jemen den Handel von Aden, welchen die Portugiesen störten, dahin zog. Seitdem aber hob es sich durch seine günstige Lage in der Nähe der kaffeebauenden Bezirke so schnell, daß es zu Zeiten 18—20000 E. zählte. Wie die meisten vorderasiat. Städte ist M. in Folge der Zerrüttung aller mohammedan. Reiche in neuerer Zeit bedeutend gesunken. Zwar hob sich sein Handel wieder vorübergehend unter der Herrschaft Mehemed-Ali's von Ägypten, aber mit dem Sturze der Herrschaft desselben in Arabien sank derselbe von neuem. Der Hauptartikel des Handels von M. ist der Kaffee (Mokkakaffee), der für den feinsten gehalten wird. Der Scheikh Schädeli, der Schutzpatron der Stadt, soll nach dem Glauben der Araber auch der Begründer derselben sein und zuerst den Gebrauch des Kaffees gelehrt haben. Seine stark bewallfahrtete Grabmoschee steht außerhalb der Stadt.

**Mokronowski** (Stanislaw Kostka Bogorja), poln. Patriot, geb. 10. Nov. 1761 in dem zum dobrzyner Kreise gehörigen Dorfe Bogucice, verlor in früher Kindheit seine Ältern und erhielt seinen Oheim Andr. Mokronowski, einen äußerst gebildeten und aufgeklärten Mann, zum Erzieher. Er genoß den Unterricht in der Jesuitenschule zu Warschau und im Cadettencorps daselbst und vollendete dann seine Studien in Paris. Nach der Rückkehr ins Vaterland nahm er Dienste bei der reitenden Krongarde. Zwei Jahre später ging er wieder nach Frankreich, wo er zehn Jahre in dem Regiment Royal-Allemand diente und zum Escadronschef avancirte. Als

1788 das Regiment Royal-Allemand Frankreich verließ, kehrte er nach Polen zurück, wo er sogleich vom wyszogroder Kreise zum Landboten erwählt wurde. Nachher zum Vicebrigadier ernannt, organisirte er in der Ukraine eine Brigade, über die er 1792 den Befehl erhielt. Mit ihr sprengte er bei Zielence eine überlegene feindliche Heeresabtheilung. Nach Abschluß des Waffenstillstandes zog auch er sich auf seine Güter zurück, wo er sich mit der Fürstin Maria Sanguszko vermählte. Die Ereignisse des J. 1794 trafen ihn in Warschau, wo er viel zur Vertreibung der Russen beitrug. Bald darauf zum Commandanten der Hauptstadt erwählt, verfiel er in eine schwere Krankheit, die ihn für längere Zeit unfähig machte. Unruhen drohten in der Hauptstadt auszubrechen. Da ermannte sich M. und übernahm wieder das Commando. Er beruhigte die Exaltirten, bezähmte die Ruhestörer und unterdrückte alle Anschläge der auswärtigen Partei. So erhielt er die Hauptstadt sowol von außen als im Innern gesichert bis zur Ankunft Kosciuszko's. Dieser schickte ihn zunächst mit einem Corps gegen die Preußen, über die er 6. Juli bei Blonie große Vortheile errang. Dann übernahm er das Commando in Lithauen, wo er aber Alles so zerrüttet fand, daß er ungeachtet der größten Anstrengungen keinen erwünschten Erfolg erlangen konnte. Er mußte sich auf die Defensive beschränken, bewies aber auch hierbei viel Einsicht und Scharfsinn. Nach der dritten Theilung Polens suchte er auf einer Reise durch Italien die gestörte Gesundheit wiederherzustellen, aber vergebens. Seit 1796 von der Lähmung befallen, hatte er seitdem die qualvollsten Schmerzen zu erdulden. Im J. 1809 ging er mit den poln. Truppen nach Krakau. Erst nachdem das Königreich Polen proclamirt war, kehrte er nach Warschau zurück, wo er vom Kaiser Alexander sehr ehrenvoll empfangen wurde. Sein Haus war seitdem wieder der Sammelplatz aller Patrioten. Er starb 18. Oct. 1821.

**Mola** (Pietro Francesco), gewöhnlich Mola di Roma genannt, ein ital. Maler der bolognesischen Schule, geb. zu Coldre im Canton Tessin 1621, genoß den Unterricht Gius. Cesari's in Rom und Albani's in Bologna, worauf er nach Venedig ging. Durch Guercino's Neid sah er sich indeß genöthigt, nach Rom zurückzukehren, wo ihn Alexander VII. die Geschichte Joseph's in der Galerie von Monte-Cavallo malen ließ. Er stand im Begriff, einer Einladung Ludwig's XIV. an dessen Hof zu folgen, als er aus Verbruß über einen Streit mit dem Prinzen Pamfili zu Rom 1665 starb. Viele Frescobilder von ihm finden sich noch jetzt in Rom; auch malte er mehre treffliche Bilder im Louvre zu Paris, unter Andern den heiligen Johannes in der Wüste predigend, den heiligen Bruno in einer schönen Landschaft, Hagar und Ismael, Archimedes mit dem Zirkel und den Soldaten, der ihn verwundet, die Ruhe auf der Flucht in Ägypten und Tancred. M. arbeitete viel, zeichnete richtig und übertraf seinen Lehrer Albani in der Farbengebung, obgleich seine Schatten ein wenig schwarz sind, sowie in der Mannichfaltigkeit der Erfindung, nicht aber in der Grazie. — Der gleichzeitige, vielleicht mit ihm verwandte **Giov. Battista M.**, geb. 1622 wahrscheinlich in Frankreich, ein Schüler Albani's, bildete sich hauptsächlich zum Landschaftsmaler aus und arbeitete in manchen Bildern seines Lehrers die Landschaften. Seine Composition ist meist tüchtig und großartig, während er in der Farbe seine Zeitgenossen Claude Lorrain und Ruysdael bei weitem nicht erreicht. — **Mola** (Gasparo), von Lugano, geb. zu Ende des 16. Jahrh., war einer der besten Medailleurs in Diensten der Päpste; seine Köpfe sind weich und dabei doch kräftig gearbeitet, die Rückseiten hier und da mit antiker Einfachheit componirt und trefflich ausgeführt.

**Molasse** nennen die Schweizer einen meist grauen und feinkörnigen Sandstein, welcher oft mit groben Conglomeratbänken (der Nagelflühe) abwechselt, besonders das Hügelland der Schweiz bildet und viel als Baustein verwendet wird. In ihm ist z. B. der Löwe von Luzern ausgehauen. Da dieser Sandstein längs des ganzen nördlichen Alpenrandes in ähnlicher Weise auftritt und die mittlere Region der tertiären Ablagerungen hier vorzugsweise charakterisirt, so haben die Geologen diese Localbenennung zu einer wissenschaftlichen Formationsbezeichnung erhoben. Sie nennen diese ganze Schichtenfolge mit allen ihren besondern Einlagerungen die **Molasseformation**. Da nun diese am nördlichen Alpenrand außerordentlich mächtig entwickelt ist und fast alle andern Tertiärbildungen darin übertrifft, so wird von mehren Geologen auch die gesammte Tertiärbildung, d. h. die Gesammtheit aller ihr zugehörigen einzelnen Formationen, in derselben Weise **Molassegruppe** genannt, wie man von einer Kreidegruppe spricht. Die Molassegruppe besteht nach Lyell's Eintheilung von oben nach unten aus pliocenen, miocenen und eocenen Schichten; d. h. derselbe nennt diejenige Abtheilung pliocen, welche über 35 Proc. lebende Arten unter ihren Versteinerungen enthält, diejenige dagegen miocen, welche nur 17 — 35 Proc. lebende Arten enthält, und endlich diejenige eocen, welche nur 4 — 17 Proc. lebende Arten enthält, während die übrigen 83—96 ausgestorben sind. Zu diesen meist localen

Formationen der Molassegruppe gehören z. B.: die Braunkohlenformation Deutschlands, der Grobkalk und der plastische Thon des pariser Beckens, der Londonthon und plastische Thon des londoner Beckens, der Septarienthon Norddeutschlands, der Tegel und Leithakalk des wiener Beckens, die meisten Süßwasserkalksteine, die Nummulitengebilde der Alpen u. s. w. Die schweizer Molasseformation, welche vorherrschend miocen ist, hat man speciell geschieden in eine obere Süßwassermolasse, eine mittlere Meeresmolasse und eine untere Süßwassermolasse. Letztere enthält oft Kohlenlager, z. B. bei Lausanne.

**Molay** (Jak. Bernh. von), der letzte Großmeister der Templer, stammte aus dem Geschlechte von Longwy und Raon in Burgund. Er wurde sehr jung, um 1265, in den Orden der Templer aufgenommen und 1298 seiner Tapferkeit, die er in den Kämpfen gegen die Ungläubigen bewiesen, Rechtschaffenheit und Klugheit wegen einstimmig zum Oberhaupte des Ordens erwählt. Im J. 1306, als er in Cypern beschäftigt war, eine neue Ausrüstung gegen die Sarazenen zu betreiben, traf ihn die Einladung des Papstes Clemens V. und des Königs Philipp des Schönen von Frankreich, nach diesem Lande zu kommen. Er folgte ihr und sah sich dadurch mit in das schreckliche Schicksal seines Ordens hineingerissen. Anfangs von Philipp dem Schönen mit der größten Freundlichkeit aufgenommen und sogar von ihm zur Übernahme einer Pathenstelle bei einem Prinzen von Geblüt eingeladen, wurde er 13. Oct. 1307 mit allen in Frankreich lebenden Rittern plötzlich verhaftet, vor ein gedungenes Gericht gestellt und nach jahrelangem Leiden im Kerker und den grausamsten Mishandlungen durch Tortur 18. März 1314 in Paris nebst dem Großprior Guido von der Normandie, einem 80jährigen Greise, bei langsamem Feuer verbrannt. (S. Tempelherren.)

**Molbech** (Christian), einer der ausgezeichnetsten Sprach-, Geschichtsforscher und Literatoren Dänemarks, geb. zu Soröe 1783, verließ die 1803 angetretene Universitätslaufbahn im folgenden Jahre, um sich unter der Leitung des Oberbibliothekars Moldenhawer für das bibliothekarische Fach auszubilden. Schon 1806 wurde er Mitredacteur des von der königl. dän. Gesellschaft der Wissenschaften veranstalteten kritischen „Wörterbuch der dän. Sprache". Später unternahm er verschiedene, theils allgemeinen wissenschaftlichen Zwecken, theils der Erforschung des Alterthums und der Kunst gewidmete Reisen, namentlich 1812 in Schweden, 1811 und 1813 in Dänemark und 1819 und 1830 in Deutschland, Frankreich, England und Italien, die er in den „Briefen aus Schweden" (3 Bde., Kopenh. 1814—17; deutsch, 3 Bde., Altona 1818—20), in den „Jugendwanderungen in meinem Vaterlande" (2 Bde., Kopenh. 1811—13) und in den „Reisen durch Deutschland, Frankreich u. s. w." (3 Bde., Kopenh. 1821—22) beschrieb. Hierauf erhielt er 1823 die Professur der Literargeschichte und gleichzeitig die erste Secretärstelle an der königl. Bibliothek. Auch nahm er 1830—42 Theil an der Direction der königl. Schauspiele, wobei sein Hauptzweck, als dramaturgischer und ästhetischer Censor, darauf gerichtet war, daß ein Nationaltheater ein höheres und edleres Kunstspiel verfolgen müsse als die blos für den Erwerb einer Privatgesellschaft arbeitende Schaubühne. Seine schriftstellerische Thätigkeit war vorzugsweise auf vaterländische und nordische Geschichte, auf kritisches und vergleichendes Sprachstudium, auf ästhetische und Kunstkritik, sowie auf Bibliothekwissenschaft und Bibliographie gerichtet. In ersterer Beziehung sind, abgesehen von einigen Jugendversuchen, vor allem zu nennen seine „Geschichte des dithmarsischen Kriegs" (Kopenh. 1813), „Geschichte Erik Plogpenning's" (Kopenh. 1846), „Uddrag af Biskop Jens Bircherod's historiskbiographisk Dagböger" (Kopenh. 1858), die mit N. M. Petersen herausgegebene „Auswahl bisher ungedruckter dän. Diplome und Briefschaften aus dem 14.—16. Jahrh." (Bd. 1, Kopenh. 1842—43) und „Historiske Aarböger til Oplysning i Nordens, särdeles Danmarks historie" (2 Bde., Kopenh. 1845—48). Auch gab er „Forelasninger over Historiens Philosophie" (2 Bde., Kopenh. 1840—41) heraus und lieferte eine große Anzahl historischer Monographien und Beiträge zur Geschichtskunde überhaupt in den von ihm herausgegebenen Zeitschriften „Nordisk Tidsskrift for Historie, Literatur og Konst" (4 Bde., Kopenh. 1827—36) und „Historisk Tidsskrift af den danske historiske Forenning" (Kopenh. 1840 fg.). An der Streitfrage zwischen Dänemark und den Herzogthümern betheiligte er sich mit der Schrift „Das Herzogthum Schleswig in seinen geschichtlichen Verhältnissen zu Dänemark und Holstein" (Kopenh. 1846). Als Sprachforscher hat er die entschiedensten Verdienste nicht nur durch sein auf umfassenden Studien beruhendes und zum ersten male den ganzen gegenwärtigen Sprachvorrath vorführendes „Dansk Ordbog" (2 Bde., Kopenh. 1833) und sein mit dem mühsamsten Fleiße zusammengetragenes, recht eigentlich bahnbrechendes Werk „Dansk Dialect-Lexicon" (Kopenh. 1837—41), sondern auch durch eine in patriotischem Geiste gehaltene Geschichte der

dän. Sprache („Det danske Sprogs historiske Udvikling", Kopenh. 1846), welche nicht in den Buchhandel gekommen ist. Hieran schließen sich eine Reihe kritischer, mit Glossaren versehener Ausgaben der ältesten dän. Sprachdenkmale, z. B. „Danske Rimkrönike" (Kopenh. 1825), Henrik Harpestreng's „Danske Lägebog" (Kopenh. 1826), Präsien Michael's „Danske Riimvärker" (Kopenh. 1836) und „Älteste dän. Bibelübersetzung" (Kopenh. 1828). Wichtige Beiträge zur Erläuterung des reichen ältern dän. Wörterschatzes lieferte er namentlich in der „Sprachschilderung der dän. Bibelübersetzungen aus dem 16. Jahrh." (Kopenh. 1840). Im Auftrage des Samfund for den danske Literatur gab er „Danske Ordsprog, Tankesprog og Riimsprog" (Kopenh. 1839) heraus. Vorzugsweise ästhetischer Kritik war die von ihm herausgegebene Monatsschrift „Athene" (9 Bde., Kopenh. 1814—17) gewidmet, wie er denn auch später diese Bahn verfolgte, namentlich in der einen interessanten Überblick gewährenden „Dansk poetisk Anthologie" (Bd. 1—2 und 4, Kopenh. 1830—40) und dem „Dansk Läsebog i Prosa" (6. Aufl., 1852), in den „Forelässninger over den nyare danske Poesie" (2 Bde., Kopenh. 1831—32), in „Joh. Ewald's Leben nebst Beiträgen zur Geschichte und Charakteristik seiner Dichterwerke" (Kopenh. 1831) und den „Studier over Öhlenschläger's Poesie og Digtervärker" (Kopenh. 1850). Seine bibliothekarischen Grundsätze entwickelte er in der Schrift „Über Bibliothekwissenschaft" (deutsch von Ratjen, Lpz. 1832). Endlich ist noch seiner Theilnahme an der Stiftung der Holberg'schen Gesellschaft und der von ihm besorgten kritischen Textrecension von Holberg's „Comedier" zu gedenken. Sein Sohn, **Christian Karl Frederik M.**, hat sich nicht ohne Glück als lyrischer Dichter („Dämring", Kopenh. 1852) versucht; auch schrieb er das geistvolle Reisewerk „En Maaned i Spanien" (Kopenh. 1848).

**Molche** oder **Schwanzlurche** bilden eine Abtheilung der nackthäutigen Reptilien und zeichnen sich durch Eidechsengestalt aus. Sie haben eine gestreckte Körperform, vier, selten zwei Beine und einen langen Schwanz. Im Anfange ihres Lebens athmen sie durch Kiemen, die aber bei weiterer Körperentwickelung durch Lungen ersetzt werden, selten auch noch neben den Lungen in Thätigkeit bleiben. Sie leben im Wasser und an feuchten Orten, nähren sich von Insekten, Würmern, Wasserschnecken, Fischbrut und Froschlaich und besitzen die größte Reproductionskraft. So wuchs bei einem großen Wassermolch (Triton cristatus) der abgeschnittene Schwanz nebst den Füßen in einem Sommer sechs mal nacheinander wieder. Man theilt sie in die beiden Familien der **Wassermolche**, bei denen sich die Kiemen während der Metamorphose verlieren, und der **Fischmolche**, bei denen die Kiemen neben den Lungen fortwährend bleiben. Zu den erstern gehört der **Erdmolch** oder Salamander (s. d.) und der **Wassermolch** (Triton); zu den letztern der **Kolbenmolch** (Siredon) und der **Olm** (Proteus). Der mexicanische **Kolbenmolch** (Siredon pisciformis) lebt in den Seen um die Hauptstadt Mexico, wo er regelmäßig zu Markte gebracht und von allen Classen der Bevölkerung gern gegessen wird. Cortez' Soldaten lebten ebenfalls eine Zeit lang von solchen Kolbenmolchen, welche fast einen Fuß lang werden und dunkel-graubraun und mit vielen kleinen runden schwarzen Flecken dicht bestreut sind. Der Olm ist der einzige Vertreter der Fischmolche in Europa und findet sich nur in den unterirdischen Gewässern von Krain, wo er bei dem großen Interesse, welches der Naturforscher an diesem Thiere hat, den Bauern einiger Dörfer als nicht unbedeutender Handelsartikel dient. Das von Scheuchzer zuerst bekannt gemachte, drei Fuß lange, versteinerte Skelett im öninger Stückschiefer, welches er für das Skelett eines vorsündfluthlichen Menschen (Homo diluvii testis) erklärte, gehört einer vorweltlichen Molchart, dem gigantischen Salamander (Salamandra gigantea) an, welche in dem noch lebenden japanischen Riesensalamander (Salamandra maxima) ihren nächsten Verwandten auch hinsichtlich der Größe hat.

**Moldau**, der Hauptfluß Böhmens, entspringt auf dem Böhmerwaldgebirge zwischen dem Bretterwalde, dem Schwarzen Berge und dem Vogelsteine, an der bair. Grenze, im frühern prachiner Kreise Böhmens und fließt anfangs längs der Grenze von Nordwest nach Südost, biegt sich aber bei Hohenfurth und strömt dann fortwährend nordwärts. Die M. nimmt die Malsch, Luschnitz, Wottawa, Sazawa, Beraun und andere kleinere Flüsse auf, wird bei Hohenfurth flößbar, von Budweis aus, wo der Verkehr auf ihr durch eine Eisenbahn mit Linz an der Donau und dem Salzkammergut in Oberöstreich in Verbindung steht, für Kähne von 2—300 Ctr. Last schiffbar und fällt, nachdem sie Rosenberg, Kramau, Budweis, Moldauthein, Prag und Weldrus berührt hat, Melnik gegenüber in die Elbe. Bei ihrem Zusammenfluß mit der Elbe hat sie bereits einen längern Lauf zurückgelegt als diese, nämlich 60 M.; sie bewirkt auch durch ihren reichlichen Wasserzuschuß die Schiffbarwerdung der Elbe.

**Moldau**, das nördliche der beiden (Moldau und Walachei) unter türk. Oberherrlichkeit

und russ. Protection stehenden Donaufürstenthümer, ist nördlich und westlich von Östreich (den Provinzen Bukowina und Siebenbürgen), östlich von der russ. Provinz Bessarabien, von der sie durch den Pruth geschieden wird, und südlich von dem Donaufürstenthume der Walachei und an einer kleinen Strecke, wo die Donau die Grenze bildet, von der türk. Dobrudscha begrenzt. Mit der heutigen Walachei (s. d.), mit der sie überhaupt fast gleiche Schicksale gehabt, bildete die M. einen Hauptbestandtheil des alten Dacien (s. d.). Zur Zeit der Völkerwanderung und in den folgenden Jahrhunderten war das Land der Tummelplatz der Gothen, Hunnen, Bulgaren und slaw. Stämme, der Avaren, Chazaren, Petschenegen, Uzen und Magyaren, die abwechselnd in demselben herrschten und sich wechselseitig vertrieben. Sie alle ließen mehr oder weniger Spuren in der romanisirten dacischen Bevölkerung, den ursprünglichen Wlachen, zurück und halfen so das Volk der heutigen Wlachen, das auch die Bevölkerung der M. ausmacht, bilden, welches im 11. Jahrh. das Christenthum der griech. Kirche annahm. Durch die Völkerwanderung erfuhr das Land eine um so größere Verwüstung, weil dieselbe hier länger dauerte als in dem westlichen Europa und sich gewissermaßen bis zu den Einfällen der Türken verlängerte. Denn im 11. Jahrh. bildeten die Kumanen (s. d.) hier ein eigenes Reich; dann traf das Land im 13. Jahrh. der Sturm der Mongolen. Hierauf herrschten hier die Nogaiischen Tataren, nach deren Auswanderung das platte Land ganz verödet war, sodaß nur noch in den Gebirgen und Wäldern walach. Bevölkerung vorgefunden wurde. Im Anfange des 14. Jahrh. bedurfte es einer neuen walach. Einwanderung aus der ungar. Marmarosch, um das platte Land wieder zu bevölkern. Der Anführer dieser Einwanderer, Bogdan I., bemächtigte sich der Herrschaft des Landes, das nun vom Flusse Moldova den Namen Moldau erhielt, und gründete eine eigene Dynastie (die Dragoschiten), die anfänglich von Ungarn abhängig war, später aber sich unabhängig machte. In unaufhörliche Händel mit den benachbarten Staaten und Völkern verwickelt, durch innere Zwistigkeiten zerrüttet, kam die M. auch unter diesen Fürsten, die den Titel Wojewoden führten, zu keinem gedeihlichen Zustande, um so weniger, als bereits 1310 die Einfälle der Türken begannen, die immer gefährlicher wurden und endlich dahin führten, daß der Wojewode Bogdan III. im Anfange des 16. Jahrh. sich der Pforte als Lehnsmann unterwarf und unter dem Wojewoden Peter VI., beim Zuge Sultan Soliman's gegen Wien, das Land zur tributären Lehnprovinz des türk. Reichs herabsank. Nach Aussterben der Dragoschiten fing die Pforte an, die moldauischen Fürsten immer willkürlicher zu behandeln, sie nach Gefallen ein- und abzusetzen und endlich fanariotische Griechen dazu zu ernennen, die den Titel Hospodar führten. Die Geschichte der M. unter den Türken bildet ein Gewebe innerer Intriguen und daraus hervorgehender Thronwechsel, verbunden mit orient. Barbareien aller Art, die das Land auf der niedrigsten Stufe der Cultur hielten. Nachdem schon frühzeitig ein Theil der untern M. oder Bessarabiens mit der Pforte vereinigt worden, wurde 1777 auch ein Theil der obern M., die Bukowina (s. d.), an Östreich abgetreten, und im Frieden zu Bukarescht von 1812 erhielt Rußland das ganze Bessarabien (s. d.). Der Ausbruch des Griechenaufstandes 1821 brachte auch über die M. unsagliches Elend; mit Willkür herrschten in derselben die türk. Truppen, bis 1826 der Vertrag von Akjerman (s. d.) einige Verbesserungen in der Lage des Landes bewirkte. Bei dem Ausbruche des russ.-türk. Kriegs 1828 wurde die M. von den Russen besetzt und blieb unter der Verwaltung des russ. Generals Kisselew bis zum 11. Mai 1834. In Folge des Friedens zu Adrianopel von 1829 bekam sie als moldauisches Fürstenthum nebst der Walachei ihre gegenwärtige Verfassung, die, unter Rußlands Schutz und Garantie gestellt, das Land mehr zu einem von Rußland als von der Türkei abhängigen tributären Wahlfürstenthum machte, in welchem sich keine Türken aufhalten dürfen. Hierauf wurde im April 1834 durch die Bojaren Michael Stourdza zum lebenslänglichen Hospodar gewählt. Durch Rußlands Einfluß zu dieser Würde erhoben, ließ sich derselbe auch ganz von russ. Interessen leiten, und von den eifersüchtigen Bojaren schon längst gehaßt, zog er sich durch seine Habsucht, durch die Begünstigung der Bestechlichkeit der Beamten, sowie der Entsittlichung des Volkes den Unwillen auch des letztern zu, sodaß sich eine dumpfe Gährung allmälig aller Kreise bemächtigte. Dazu kam, daß eine patriotisch begeisterte Partei unter den Bojaren die Idee einer Wiederherstellung des alten dacischen Staats durch Vereinigung aller Romanen der Donauländer in ein neues dacoromanisches Reich verfolgte und deshalb vorerst Reformen zu erwirken strebte, die den Bürger- und Bauernstand materiell und sittlich heben könnten. Unter solchen Umständen konnte es nicht fehlen, daß die politischen Stürme von 1848, zumal die großartigen Veränderungen in Östreich, auch die M. in die größte Aufregung versetzten und die Hoffnung auf eine Umgestaltung der heimischen Verhältnisse erweckten. Schon 8. April wurde in einer von Männern aus allen

Ständen und aus allen Theilen des Landes besuchten Versammlung zu Jassy eine Commission niedergesetzt zur Entwerfung einer an den Hospodar zu richtenden Bittschrift, in welcher demselben die Wünsche des Volkes kund gethan würden. Man verlangte Beobachtung der bestehenden, aber von den Behörden fortwährend verletzten Gesetze, Ablösung der Robot, Erleichterung des Verkehrs durch Errichtung zweier Banken, Verbesserung des verwahrlosten Schulwesens, Preßfreiheit und Auflösung der nur aus Werkzeugen des Hospodars bestehenden Generalversammlung. Diese Petition ward, unterzeichnet von fast allen Bojaren und den gebildeten Einwohnern Jassys, dem Hospodar übergeben. Am folgenden Tage aber wurde eine Versammlung der Bojaren durch eine starke Militärmacht unter Anführung der Söhne des Fürsten aufgehoben, die Versammelten unter Mishandlungen gefangen genommen und die Häuser der angesehensten Bojaren besetzt. Alles Dies ließ das Volk selbst gleichgültig geschehen. Am 12. April kam hierauf der russ. Generalconsul von Kotzebue, am 24. der kaiserl. Flügeladjutant General von Duhamel in Jassy an, die Beide erklärten, daß weder der Zar noch der Sultan die Anarchie oder constitutionelle Formen in den Donauländern dulden würden. Am 27. Juli besetzte sodann eine starke russ. Truppenmacht unter General Gaßfort die M., und auch die Abführung der Gefangenen (nach Maczin, gegenüber von Braila) erfolgte jetzt, ohne daß das Volk sich regte. Dieselben fanden jedoch größtentheils Gelegenheit zur Flucht. So war, als in der Walachei der Aufstand in seiner ganzen Stärke sich erhob, die Bewegung in der M. bereits vollständig unterdrückt, und auch die Versuche der besonders nach der Bukowina geflüchteten Bojaren, nach dem anfangs gelungenen Aufstande in der Walachei die M. zu revolutioniren, ebenso ihre Bestrebungen, wenigstens die beiden Donaufürstenthümer zu einem selbständigen Staate zu vereinigen, wurden durch das nachdrückliche Einschreiten Rußlands und der Pforte völlig erfolglos gemacht. Nach langen Verhandlungen kam endlich zwischen beiden Mächten ein Vertrag über die künftige Gestaltung der politischen Verhältnisse in den Donaufürstenthümern zu Stande, der 1. Mai 1849 unterzeichnete Vertrag von Balta-Liman. Die wichtigsten Bestimmungen desselben sind: die Hospodare sollen künftig nur auf sieben Jahre gewählt werden; das Staatsgrundgesetz von 1831 bleibt in Kraft, unter der Beschränkung jedoch, daß die bisherigen Bojarenversammlungen suspendirt sind und an deren Stelle einstweilen ein aus Bojaren und Mitgliedern der hohen Geistlichkeit bestehender Divan tritt, vorzüglich zur Prüfung des Budgets und zu Steuerbewilligungen; zwei Revisionscommissionen haben das Règlement organique zum Behufe wünschenswerther Reformen zu revidiren, deren Vorschläge dem Ministerium zu Konstantinopel zur Prüfung vorgelegt werden sollen; die von der Pforte im Einvernehmen mit Rußland genehmigten Vorschläge sollen Gesetzeskraft erlangen; eine Occupationsarmee von russ. und türk. Truppen soll in den Fürstenthümern bleiben, bis die Ruhe völlig wiederhergestellt ist, und ebenso lange sollen außerordentliche Commissare beider Mächte den Hospodaren berathend zur Seite stehen; der Vertrag soll nur auf die nächsten sieben Jahre in Kraft stehen, dann sollen je nach den eingetretenen Verhältnissen weitere Maßregeln ergriffen werden. In Folge dieses Vertrags gab der Fürst Stourdza seine Entlassung. An seine Stelle ernannte die Pforte 16. Juni 1849 den bei dem Volke beliebten Bojaren Gregor Ghika zum Hospodaren, dessen Investitur 14. Juli erfolgte. So dringend aber die Bewohner des Landes um den Abzug der russ. Occupationstruppen gebeten und so sehr die Pforte selbst denselben gewünscht hatte, wurde derselbe doch erst im April 1851 vollständig bewerkstelligt. Die seit 1853 eingetretenen Differenzen zwischen Rußland (s. d.) und der Türkei (s. d.) hatten jedoch, ungeachtet der Remonstrationen von Seiten Englands und Frankreichs, eine abermalige Besetzung der Donaufürstenthümer durch russ. Truppen zur Folge, welche seit dem 2. Juli 1853 den Pruth überschritten.

Die M. hat gegenwärtig einen Flächenraum von 725 □M. und über 1¼ Mill. E. Das Land wird vom Sereth, der Donau und dem Pruth durchströmt und ist zum Theil überaus fruchtbar, doch in Folge des Kriegs und des Drucks zum Theil noch unangebaut. Auf einer vorzüglich hohen Stufe steht in Folge der guten Weiden die Viehzucht jeder Art. Schweine werden in Menge ausgeführt. Auch die Schafzucht ist bedeutend, noch weit mehr aber die Bienenzucht wegen der vielen Lindenwälder. Eine Landplage sind mitunter die Heuschrecken und die Erdbeben. Der Reichthum des Landes an Mineralien und edeln Metallen wird nicht benutzt; blos einige Salzgruben, besonders in der Gegend bei Okna, an der Grenze Siebenbürgens, werden bearbeitet. Wie in Hinsicht auf Producte und natürliche Beschaffenheit, kommt die M. auch in Betreff ihrer Bewohner, deren Sprache und Culturstufe, sowie hinsichtlich ihrer Verfassung, politischen Lage, gesellschaftlichen und gewerblichen Zustände fast ganz mit der Walachei überein. Der Handel ist fast ausschließlich in den Händen der vielen Juden, Armenier, Griechen

und Russen, die sich im Lande aufhalten; die Haupthandelsstadt ist Galacz (s. d.). Die Einfuhr belief sich 1851 auf 4½ Mill. Thlr., dagegen die Ausfuhr, meist in Wolle, Lammfellen, Häuten, Federn, Mais, Theer, Talg, Honig, Blutegeln, Vieh und Salz in Blöcken bestehend, nur ungefähr auf 573400 Thlr. Die Fabrikthätigkeit beschränkt sich auf die Production von etwas Papier, Stearinlichtern, Glaswaaren und Wollenzeugen. Der Gewerbebetrieb ist etwas bedeutender, befindet sich aber ebenfalls fast ausschließlich in den Händen der Juden und übrigen Ausländer. Die M. zählt 40 Städte und 2016 Dörfer. Sie zerfällt in die obere und untere M. Die erstere wird in die sechs Kreise Dorohoi, Botoschan, Suczawa, Niamzo, Roman und Bakau, die untere in die sieben Kreise Pullna, Tekutsch, Kovarlui oder Galacz, Tutova, Waslui, Falchey und Jassy eingetheilt. Jedem Kreise steht ein Ispravnik vor, d. i. ein Kreishauptmann oder Präfect, dem ein Kreisdirector und zugleich Kreissteuereinnehmer beigegeben ist. Jeder Kreis besitzt ein Gericht erster Instanz mit zwei Richtern und einem Vorsitzenden. Jeder Kreis zerfällt in mehre Cantons oder Bezirke, deren die M. im Ganzen 64 zählt. Die Haupt- und Residenzstadt ist Jassy (s. d.). Was die Finanzen betrifft, so beläuft sich die Einnahme auf etwa 9,368770, die Ausgabe auf etwa 7,718130 Piaster. Die Militärmacht besteht aus einem Regiment Infanterie und einem Regiment Cavalerie, im Ganzen aus 2280 Mann regulären Militärs; dazu kommen 934 Städtetrabanten und 12750 Mann Bürger- und Grenzgarden. Demnach beträgt die ganze Militärmacht 15904 Mann. Seit 1845 sind beim Heere Waffenröcke und Helme nach preuß. Muster eingeführt. Vgl. Wilkinson, „An account of the principalities of Valachie and Moldavie" (Lond. 1820; franz. von de Laroquette, 2. Aufl., Par. 1824); Anagnosti, „La Valachie et la Moldavie" (Par. 1837); Colson, „L'état présent etc. de la Moldavie et de la Valachie" (Par. 1839); Neigebaur, „Beschreibung der Moldau und Walachei" (Lpz. 1848).

**Mole** (mola), Mondkalb oder falsche Frucht nennt man ein fehlerhaftes Product der Zeugung, welches sich von Misgeburt (s. d.) dadurch unterscheidet, daß es im Vergleich zur menschlichen Frucht völlig gestaltlos genannt werden kann und gar keine Spur menschlicher Organisation zeigt, indem es eine zusammengeballte, aus wasserhaltigen Blasen, Blut-, Fleisch- oder Fettklumpen, auch zum Theil erdigen, knochenartigen Concrementen und Häuten bestehende unförmliche Masse darstellt, welche zuweilen noch deutliche Überbleibsel einer früher vorhandenen regelmäßigen Frucht zeigt. Je nach diesen vielen Verschiedenheiten hat man diese Producte in viele Classen getheilt. Gewöhnlich unterscheidet man eine Fleisch- und eine Blasenmole. Die erstere bildet sich aus geronnenem Blute, die letztere besteht aus lauter Wasserblasen. Die Ursachen der Entstehung sind dunkel, ebenso ist eine sogenannten Molenschwangerschaft schwer zu erkennen und meist mit mehr Beschwerden als eine gewöhnliche verbunden. Die Mole, als des selbständigen Lebens ermangelnd, wird selten zu derselben Zeit wie eine regelmäßige Frucht ausgestoßen; gewöhnlich ist eine solche Schwangerschaft mit dem dritten oder vierten Monat geendigt, während sie in andern, aber viel seltenern Fällen mehre Jahre hindurch dauert.

**Molé** (Matthieu), einer der ausgezeichnetsten Magistrate Frankreichs, stammte aus einer alten Parlamentsfamilie und wurde 1584 geboren. Er war Generalprocurator, als ihn Richelieu 1641 zum ersten Präsidenten des Parlaments von Paris ernannte, obschon er sich demselben kurz vorher in der Streitsache des Marschalls Marillac widersetzt hatte. In den Unruhen der Fronde (s. d.) vertheidigte er ebenso sehr das Interesse des Volkes und der Freiheit wie die Rechte der Krone und mußte deshalb gegen beide Parteien ankämpfen. Besonders zeigte er großen Muth und Festigkeit in den Aufständen des pariser Pöbels. Der Ränke müde, durch welche ihn die Großen verfolgten, legte er mit Abweisung jeder Entschädigung endlich sein Amt nieder, wurde aber 1651 Siegelbewahrer. Auch in dieser Stellung war er dem Hofe und den Großen oft sehr unbequem; doch hielt er sich durch das Ansehen, welches seine Gesinnung und Rechtschaffenheit selbst seinen politischen Feinden einflößten. Er starb 1665. — **Molé** (Edouard François Matthieu), geb. 5. März 1760, wurde 1788 Parlamentspräsident. Er heirathete eine Tochter Malesherbes', wanderte 1789 aus, kehrte aber nachher zurück und starb 20. April 1794 als Opfer der Revolution unter der Guillotine. — **Molé** (Louis Matthieu, Graf), bekannt als franz. Staatsmann, des Vorigen Sohn, geb. zu Paris 1780, folgte in der Revolution seinem Vater ins Ausland. Er lebte theils in der Schweiz, theils in England, bis er im Alter von 16 J. nach Frankreich zurückkehrte, wo er seine vernachlässigte Bildung durch eifriges Selbststudium auszugleichen suchte. Im J. 1806 veröffentlichte er einen „Essai de morale et de politique" (2. Aufl., Par. 1809), worin er die Herrschaft Napoleon's als eine Nothwendigkeit darstellte. Fontanes lobte diese Schrift in einem Aufsatze des „Journal des débats", wo-

durch der Kaiser aufmerksam auf den jungen Mann wurde. Noch 1806 wurde M. im Staatsrath Auditor, bald darauf Requetenmeister, 1807 Präfect des Depart. Côte-d'Or, 1809 Staatsrath in außerordentlichen Diensten und einige Monate später Director des Weg- und Brückenbaus und zugleich Graf des Kaiserreichs. Später stellte ihn Napoleon in seinem Cabinete an und ließ ihn jeder Zeit bei sich vor. Während des Feldzugs von 1813 ernannte ihn der Kaiser zum Justizminister, und 20. Nov. desselben Jahres verlieh er ihm an Regnier's Stelle die Würde des Großrichters (grand-juge). In Folge der Ereignisse von 1814 begleitete M. die Kaiserin Maria Luise mit den übrigen Ministern nach Blois. Während der ersten Restauration blieb M. nicht in den Staatsgeschäften. Als Napoleon von Elba zurückkehrte, ließ ihm derselbe vergebens die Portefeuilles der Justiz, des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten antragen. M. trat wieder in seine Stelle als Weg- und Brückenbaudirector, weigerte sich aber, die Erklärung des Staatsraths, welche die Bourbons für immer aus Frankreich verstieß, mit zu unterschreiben, und entfernte sich von Paris. Dennoch ernannte ihn der Kaiser zum Mitgliede der Pairskammer. M. entschuldigte sich, er könne nicht gleich seinen Sitz einnehmen, weshalb er nach der Schlacht bei Waterloo wieder in den Staatsrath berufen und als Weg- und Brückenbaudirector bestätigt wurde. Ludwig XVIII. erhob ihn seinerseits 17. Aug. 1815 zum Pair, und als solcher stimmte er bei dem Processe des Marschalls Ney für die Todesstrafe. Im J. 1817 wurde er Marineminister, legte jedoch 1818 mit Richelieu zugleich sein Portefeuille nieder und entwickelte fortan in der Pairskammer ein beträchtliches Rednertalent bald für, bald gegen die Regierung. Die Revolution von 1830 eröffnete ihm von neuem die ministerielle Laufbahn. Durch seine frühere Verbindung mit den Doctrinaires erhielt er im ersten Cabinet Ludwig Philipp's das Ministerium des Auswärtigen. Er zeigte sich in dieser äußerst schwierigen Stellung, an welche der europ. Friede geknüpft war, ganz der Politik des Hofs und der neuen Dynastie ergeben, mußte aber darum schon 2. Nov. 1830 dem Herzoge von Broglie weichen. Als sich das Ministerium Thiers 25. Aug. 1836 zurückzog, erhielt M., der sich besonders der Intervention in Spanien feindlich gezeigt hatte, vom Könige den Auftrag zur Bildung einer neuen Verwaltung. Nach einer mehrwöchentlichen Krisis kam endlich in Verbindung mit den Doctrinaires ein Cabinet zu Stande, in welchem er selbst die Präsidentschaft und das Auswärtige übernahm. Doch die harten, dem constitutionellen Princip zuwiderlaufenden Maßregeln, welche dieses Ministerium nach dem Attentate des Prinzen Ludwig Napoleon und dem Mordversuche Meunier's den Kammern vorschlug, führten schon im März 1837 dessen Auflösung herbei. Die Doctrinaires schieden aus; aber M., der allerdings weniger Angriffe erlitten, sich auch der Auflösung der Kammer widersetzt hatte, blieb nach dem Wunsche des Hofs und brachte endlich das Cabinet vom 15. April 1837 zusammen, in welches Montalivet, Salvandy, Lacave-Laplace und Barthe eintraten. Eine solche Combination entsprach aber den Wünschen der parlamentarischen Majorität und der öffentlichen Meinung noch weniger als die frühere. Ungeachtet der Siege in Algier und des kriegerischen Auftretens gegen das wehrlose Mexico rief die politische Reaction der ganz dem Hofe ergebenen Minister nicht nur die Erbitterung der Liberalen, sondern selbst der Doctrinaires hervor. Die Adresse der Kammer, die 4. Jan. 1839 zur Berathung kam, war eine offene Kriegserklärung an die Regierung. M. dankte unter heftigen Angriffen 22. Jan. 1839 ab, mußte aber bei den Schwierigkeiten, die Soult erhob, auf den Wunsch Ludwig Philipp's die Zügel der Regierung nochmals ergreifen. Die Kammer wurde nun aufgelöst; allein die Wahlen fielen so ungünstig aus, daß er mit seinen Collegen 9. März 1839 definitiv den Rückzug nahm. Seitdem betheiligte er sich nur selten an den politischen Discussionen. Nach der Februarrevolution von 1848 ernannten ihn die Wähler von Bordeaux zum Abgeordneten in die Constituirende wie in die Legislative Nationalversammlung, wo er mit den Repräsentanten des parlamentarischen Vereins der Rue-de-Poitiers stimmte. Er war eins der einflußreichsten Mitglieder im Wahlausschusse dieses Vereins und hatte in der Legislative sehr großes Ansehen bei der Majorität, die sich in ihrem Benehmen vielfach von ihm bestimmen ließ. Mit dem Staatsstreiche vom 2. Dec. 1851 trat er ins Privatleben zurück. Seit 1840 ist er Mitglied der Académie française.

**Molé** (René François), einer der berühmtesten franz. Schauspieler, geb. zu Paris 25. Nov. 1734, sollte anfangs die Rechte studiren, wurde aber durch seine Neigung dem Theater zugeführt. Nach sorgfältigen Vorstudien trat er 1754 zum ersten male auf dem Théâtre français in der Rolle des Britannicus auf und wurde günstig aufgenommen. Da er indeß nicht angestellt wurde, so begann er seine Studien von neuem, und erst 1760 erschien er in der Rolle des Andronicus wieder auf der Bühne und erhielt 1761 eine feste Anstellung. Allein die Tragödie

war es nicht, in der er seinen eigentlichen Ruhm finden sollte. Daher ging er zu den feinkomischen Rollen, und in diesen leistete er das Beste, was vielleicht je auf dem franz. Theater geleistet worden ist. Während der Schreckensherrschaft wurde er eine Zeit lang eingekerkert. Später zum Mitglied des Instituts und zur Zeit des Kaiserreichs zum Lehrer der Declamation an der Schule bei der Oper und zum Director der Schule beim Théâtre français ernannt, starb er in Paris 1805. Außer mehren Abhandlungen über seine Kunst hat man einige Lobreden von ihm, unter denen sich das „Éloge de Mlle. d'Angeville" (Par. 1795) auszeichnet. Seine „Mémoires" wurden von Etienne (Par. 1825) herausgegeben.

**Molecülen** nennen die der atomistischen Ansicht anhängenden Physiker die kleinsten Theilchen der Materie, entweder mit den Atomen (s. d.) gleichbedeutend oder, wie z. B. Ampère, Gruppen solcher Atome. Die im Innern der Körper wirkenden Kräfte, welche die Form, den Zusammenhang der Körper u. s. w. bewirken, also Cohäsion, Adhäsion, Krystallisationskraft u. s. w., lassen sich auf Anziehungen und Abstoßungen dieser Molecule zurückführen und werden deshalb nicht selten Molecularkräfte genannt.

**Molesworth** (Sir William), brit. Staatsmann, wurde aus einer alten, sehr begüterten Familie, welche 1689 den Baronetstitel erhielt und ein Zweig der irischen Viscounts M. ist, im J. 1810 zu Camberwell in Surrey geboren. Nachdem er eine vortreffliche Erziehung genossen, trat er 1832 für Cornwall ins Parlament, wo er sich der Partei anschloß, die bei der so eben erfolgten Wahlreform nicht stehen bleiben wollte, sondern diese nur als den Ausgangspunkt der weitern Verbesserungen betrachtete, deren die constitutionellen und socialen Zustände Englands bedürftig seien. M. wurde bald das Haupt der „philosophischen Radicalen" und gründete, um die Ansichten dieser Schule durch die Presse verbreiten zu können, 1835 die „London review", die sich kurz darauf mit der „Westminster review" vereinigte, und für die er selbst geistreiche Artikel schrieb. Außer seiner politischen und publicistischen Thätigkeit nahm ihn hauptsächlich die Herausgabe der Werke des Skeptikers Hobbes in Anspruch, welche er von 1842—45 in einer Weise besorgte, die sowol seinem Fleiße als seinen Kenntnissen Ehre machte. Seinen Gegnern diente dies freilich zum Vorwande, ihn, da er 1845 als Candidat für Southwark auftrat, des Atheismus anzuklagen, ohne daß es ihnen jedoch gelang, seine Wahl zu hintertreiben. M. richtete jetzt seine Aufmerksamkeit vorzugsweise auf das Colonialwesen, indem er den Grundsatz verfocht, daß man den verschiedenen britischen Besitzungen das zu ihrem Gedeihen unerlaßliche Maß von Selfgovernment einzuräumen habe und vor allem aufhören müsse, sie vom Mutterlande aus mit dem Auswurf der Gefängnisse zu überschwemmen. Auch der Freihandel hatte an ihm einen eifrigen Vorkämpfer, obgleich er in andern Punkten mit den Manchestermännern nicht ganz zusammentraf. Als nach dem Sturz der conservativen Regierung im Dec. 1852 eine Coalition zwischen Whigs und Peeliten stattfand, hielt man es für nöthig, sich auch des Beistandes der Radicalen zu versichern, und bot daher M. eine Stelle im neuen Ministerium an. Sie wurde von ihm unter der Bedingung angenommen, daß er einen Sitz im Cabinetsrath erhalte, um über das Benehmen seiner Collegen wachen zu können, worauf 1. Jan. 1853 seine Ernennung zum Obercommissar der Wälder, Forsten und öffentlichen Bauten erfolgte. Bei der hierdurch nöthig gewordenen Wiederwahl in Southwark versicherte er seinen Committenten, daß er auch als Minister seinen früher ausgesprochenen Ansichten, namentlich über Parlamentsreform und Einführung des Ballots, nicht zu entsagen gedenke, sondern vielmehr Alles aufbieten werde, sie ins Werk zu setzen. Als Verwalter der königlichen Domänen hat er sich dadurch allgemeinen Dank erworben, daß er dem Publicum die Gärten von Kew zur unentgeltlichen Benutzung eröffnete.

**Molfetta**, Stadt und Bischofssitz in der neapolit. Provinz Bari, am Adriatischen Meere gelegen, mit einer Kathedrale und vielen Kirchen, zählt 12000 E., welche Leinwand weben und, von dem kleinen Hafen begünstigt, ziemlich lebhaften Handel treiben. In der Nähe befindet sich eine merkwürdige Salpetergrube von 90 F. Tiefe und einem Umkreise von 1000 F., hier Pulo genannt, welche nicht allein reinen und natürlichen Salpeter erzeugt, sondern auch eine außerordentliche Reproductionskraft besitzt, sodaß, wenn der Salpeter von den damit bedeckten Kalksteinwänden abgekratzt wird, sich binnen drei Tagen im Sommer, in 6—8 Tagen im Winter neuer Salpeter erzeugt. Es werden hier jährlich an 10000 Ctr. Salpeter gewonnen.

**Molière** (Jean Baptiste Poquelin, genannt de), der ausgezeichnetste franz. Lustspieldichter, wurde 15. Jan. 1620 zu Paris geboren und von seinem Vater, welcher Tapezierer und Kammerdiener in des Königs Diensten und zugleich Trödler war, für dieselbe Lebensweise bestimmt und deshalb in seiner Bildung ziemlich vernachlässigt. Erst in seinem 14. J. verdankte er es der

Verwendung seines Großvaters von mütterlicher Seite, daß er das Jesuitencollegium Clermont (jetzt Louis-le-Grand) in Paris besuchen konnte, wo er unter Andern Gassendi's Unterricht genoß. Doch 1641 mußte er seine Studien abbrechen; sein Vater konnte hohen Alters wegen den Hof, der um diese Zeit nach Narbonne ging, nicht begleiten und trug dem Sohne seinen Dienst auf. Dieser, der zwischen dem Wunsche, die juristische Laufbahn zu ergreifen, und seiner leidenschaftlichen Neigung für das Theater schwankte, blieb nur für diese Reise in dem ihm nicht zusagenden Verhältnisse. Nach Paris zurückgekehrt, verband er sich, ungeachtet aller Ermahnungen seines Vaters, 1642 mit einer Schauspielertruppe, welche unter dem Namen Illustre Théâtre im Faubourg St.-Germain eine Bühne aufgeschlagen hatte und nahm nun den Namen Molière an. Während der J. 1646—53 scheint er in verschiedenen Provinzialstädten als Mitglied wandernder Theaterbanden ein abenteuerliches Leben geführt zu haben. Indem er sich praktisch ausbildete und seine literarischen Kenntnisse durch fortgesetztes Studium ital. und span. Komiker, sowie des Plautus, Terenz und Rabelais erweiterte, führte ihn die Lage seiner Gesellschaft, der es an passenden Stücken fehlte, auf die Idee, diesem Mangel abzuhelfen. So schrieb er denn mehre Stücke, die in den Städten, wo er sie zur Aufführung brachte, gefielen und ihm einen Namen machten. Der ungünstige Erfolg seiner „Thébaïde", von der nur noch der Name erhalten, veranlaßte ihn, das tragische Genre gänzlich aufzugeben und sich ausschließend dem Lustspiele zu widmen. Das erste bedeutende Stück, welches er auf diesem Gebiete lieferte und durch das er eigentlich seine literarische Laufbahn eröffnete, war der „Etourdi", den er 1653 zu Lyon aufführte. Das Stück hat zwar seine Mängel, allein die Wahrheit des Dialogs, der bei M. überhaupt in der Regel unübertrefflich ist, dabei die ergötzlichen Scenen, die aus der unerschöpflichen Gewandtheit eines Kammerdieners entstehen, der die Unbesonnenheiten seines Herrn unaufhörlich gut zu machen hat, rechtfertigen den entschiedenen Beifall, den das Stück beim Publicum fand. Mit gleichem Erfolge führte M., der mit seiner Truppe unterdeß in Avignon und Montpellier gewesen war, 1654 zu Béziers den „Dépit amoureux" und „Les précieuses ridicules" auf, welche letztere Komödie das literarische Cliquenwesen der Hauptstadt dem Gelächter der Menge preisgab. Nachdem er noch eine Zeit lang in den Provinzen umhergezogen, auch in Toulouse und Grenoble gespielt hatte, wendete er sich von Rouen endlich 1658 nach Paris, indem sein alter Schulfreund, der Prinz von Conti, der ihm vergebens eine Stelle als Secretär in seinen Diensten angetragen hatte, ihm die Erlaubniß, daselbst zu spielen, auswirkte. M. debutirte 18. Nov. 1659 mit den „Précieuses ridicules", eine Keckheit, von deren Größe man sich nur bei vollkommener Kenntniß der damaligen Zustände einen richtigen Begriff machen kann. Er brachte zwar eine Coterie pedantischer Schöngeister gegen sich auf, gewann aber den größten Theil des Publicums, und Ludwig XIV. war mit M. so zufrieden, daß er dessen Gesellschaft in seine Dienste nahm und ihr anfangs den Namen Troupe de Monsieur, dann den der königl. Truppe beilegte. M. wurde bald der beneidete Liebling des Königs, der ihn nicht selten vor den Angriffen der verletzten Eitelkeit schützen mußte. Auch mit dem großen Condé, Larochefoucauld und andern Großen lebte M. in jener anständigen Vertraulichkeit, die ebenso sehr den Rang als das Verdienst ehrt.

Im Ganzen stellen M.'s Stücke ihn an die Spitze aller neuern komischen Dichter. Es offenbart sich in ihnen eine reiche Kenntniß des gesammten Menschenlebens, besonders des Thuns und Treibens der untern Volksclassen, welche er zu studiren nicht verschmähte. Nach den ersten Erfolgen, welche er mit seinen Productionen feierte, rief er sich selbst zu: „Laissons Plaute et Térence, je n'ai plus qu'à étudier le monde", und diesem Grundsatze ist er auch treu geblieben. Daher aber leben auch alle seine Charaktere; einige sind Typen geworden, die Jeder kennt, und die Namen Tartufe und Harpagon scheinen bezeichnender als Heuchler und Geizhals. Seine Sprache ist eigenthümlich plastisch, der Dialog unnachahmlich leicht und rasch, seine Versification trefflich, und selbst wo seine Charakterschilderung in Caricatur übergeht, bleibt sie noch wahr und meisterhaft. Was aber M. selbst über Racine stellt, ist, daß kein franz. Dichter sich so frei von den Vorurtheilen seiner Zeit und Nation und dabei doch so echt französisch gezeigt hat. Den größten noch jetzt dauernden Ruhm unter seinen Stücken, von denen allerdings einige mehr auf augenblicklichen Erfolg berechnet sind, erhielten „L'école des femmes" (1662), „L'école des maris", „Le misanthrope", der anfangs lau aufgenommen, später aber nach seinem hohen Werthe geschätzt wurde, und vor allen „Tartufe" (1664), der 1669 auf die Bühne kam. Die Schwierigkeiten, welche man der Aufführung dieser beißendsten aller Satiren auf die heuchlerische Devotion entgegenstellte, vermochte am Ende nur ein Machtwort des Königs zu heben, und selbst noch im 19. Jahrh. (1825) verbot die geistliche Behörde zu Rouen die Auf-

führung des „Tartufe". Die Intriguen, durch welche man M. zu verdächtigen suchte, sind ihrerseits wieder dramatisch behandelt worden in dem „Urbild des Tartufe" von K. Gutzkow. Von den in Prosa geschriebenen Stücken M.'s zeichnen sich aus „Le bourgeois-gentilhomme" und „L'avare" und als Ausgeburten der üppigsten Laune seine herrlichen Possen „Le malade imaginaire", „Monsieur de Pourceaugnac" und „Le malade malgré lui". Trotz aller Auffoderungen, das Theater zu verlassen und dann in die Akademie zu treten, blieb M. Schauspieler. Seine häuslichen Verhältnisse wurden besonders durch die Eifersucht, zu welcher seine Frau, Armande Béjart, nur allzu häufig Veranlassung gab, nicht selten getrübt. Desto rührender war die Treue seiner alten Haushälterin Laforest, deren Urtheil er so sehr schätzte, daß er ihr alle seine Dichtungen vorlas. Sein letztes Stück, in welchem er, obschon unpäßlich, auftrat, war „Le malade imaginaire"; er spielte darin den Argan. Während er das „Juro" in dem burlesken Promotionsacte aussprach, befiel ihn ein Blutsturz, der nach wenigen Stunden 17. Febr. 1673 den Tod nach sich zog. Der Erzbischof von Paris verweigerte M. das kirchliche Begräbniß; allein durch des Königs Vermittelung wurde er in der Stille in St.-Joseph beerdigt. Die Akademie ehrte sich 1778 dadurch, daß sie seine Büste mit dem Verse von Saurin: „Rien ne manque à sa gloire, il manquait à la nôtre" in ihrem Sitzungssaale aufstellen ließ und eine Lobrede auf M. als Preis ausschrieb, welchen Chamfort gewann. Am 6. Juli 1792 wurde seine Asche in das Museum der franz. Denkmäler gebracht, von wo aus man sie 6. März 1817 nach dem Père Lachaise brachte und neben Lafontaine beisetzte. Das Théâtre français feiert seinen Geburtstag jährlich durch Aufführung eines seiner Stücke. Auch wurde ihm 1845 in der Rue Richelieu ein öffentliches Denkmal errichtet. Von den vielen Ausgaben seiner Werke erwähnen wir nur unter den ältern die amsterdamer (5 Bde., 1675) und unter den neuern die von Auger commentirte (9 Bde., Par. 1819), die von Robier und die von Didot. Den bedeutendsten Werth dürfte durch Genauigkeit der Variantensammlung und durch Mittheilung neuaufgefundener Stücke die 1845 begonnene neue Ausgabe von Aimé Martin erhalten. Vgl. Cailhava, „Études sur M." (Par. 1802); Taschereau, „Histoire de la vie et des ouvrages de M." (Par. 1825; neue Aufl., 1828). Ein treues Bild von M.'s Gesichtszügen verdankt man seinem Freunde, dem Maler Mignard.

**Molina** (Ludw.), Jesuit und Lehrer der Theologie an der portug. Universität zu Evora, geb. 1540, ist durch seine vermittelnde Theorie in dem kirchlichen Dogma der Gnade (s. d.) und Gnadenwahl (Prädestination) bekannt geworden. In der Absicht, Augustinismus und Semipelagianismus miteinander zu vereinigen, gab er das Werk „Liberi arbitrii cum gratiae donis, divina praescientia, providentia, praedestinatione et reprobatione concordia" (Liss. 1588) heraus, und lehrte darin, daß die Gnade Gottes zwar die Bedingung der Seligkeit sei, aber Jedem zu Theil werde, der mit den noch übrigen Kräften des freien Willens das Seinige thue, daß also die Erlangung oder der Verlust der Seligkeit doch von der menschlichen Selbstbestimmung abhänge. Diese offenbar pelagianisirende Ansicht wurde von den Dominicanern heftig bekämpft dagegen von den Jesuiten, die deshalb Molinisten genannt wurden, vertreten und veranlaßte so einen Streit, zu dessen Schlichtung Papst Clemens VIII. die Congregatio de auxiliis niedersetzte, und der nachmals, nach dem 1600 erfolgten Tod M.'s, in dem Kampfe über die Lehre des Bischofs Jansen (s. d.) sich fortsetzte.

**Molinos** (Michael), span. Mystiker, geb. 1640 in Saragossa, hatte zu Pampelona und Coimbra studirt und war vielleicht mit der um 1575 entstandenen Sekte der Alombrados oder Erleuchteten in Berührung gekommen. Seit 1669 als Doctor der Theologie und Priester in Rom lebend, gewann er mehre, selbst hochgestellte Freunde und gab für diese seine Schrift „Guida spirituale" (Rom 1675; lat. von A. H. Francke, Lpz. 1687; deutsch von G. Arnold, Fkf. 1699) heraus, worin er im Gegensatze zu dem kirchlichen Mechanismus die wahre Religiosität als süße Seelenruhe, als reine Gottesliebe und als unmittelbare Anschauung Gottes darstellte. Eben deshalb nannte man sein System Quietismus (s. d.) und seine Anhänger Quietisten. Auf Betrieb des Jesuiten Lachaise fand die Inquisition in jener Schrift und in Vorträgen des M. 68 ketzerische Sätze, die Papst Innocenz XI. 1687 als solche verdammte. M. selbst mußte in demselben Jahre seine Irrthümer abschwören und unter harten Bußübungen in einem Dominicanerkloster sein Leben beschließen. Er starb 1696. Vgl. „Recueil des diverses pièces concernant le Quiétisme, ou Molinos, ses sentiments et ses disciples" (Amst. 1688).

**Molitor** (Gabriel Jean Jos., Graf), franz. Marschall, geb. 7. März 1770 zu Hayange im Moseldepartement, erhielt von seinem Vater, einem alten Militär, eine sorgfältige Erziehung

und trat in der Revolution als Hauptmann in ein Freiwilligenbataillon. In dieser Eigenschaft wohnte er dem Feldzuge von 1792 in der Nordarmee bei und ging dann als Generaladjutant zur Ardennen-, 1793 aber zur Moselarmee, wo ihn General Hoche seiner Tüchtigkeit wegen oft an die Spitze einer Brigade stellte. Nachdem er mit gleicher Auszeichnung in den Armeen am Rhein und an der Donau gekämpft, wurde er 1799 Brigadegeneral und als solcher nach der Schweiz gesendet. Masséna detachirte ihn hier in die kleinen Cantons, die er gegen die östr. und russ. Armee mit Kühnheit und selbst mit Erfolg vertheidigte. Im Feldzuge von 1800 befehligte er unter Moreau in der Rheinarmee. Er überschritt bei Stein den Fluß, warf den Feind, zersprengte am folgenden Tage (3. Mai) dessen rechten Flügel bei Stockach, wendete sich dann zurück gegen den linken und half die Schlacht bei Möskirch gewinnen. Man vertraute ihm hierauf ein Corps von 5000 Mann, mit dem er unter anhaltenden Gefechten 25000 Östreicher in Tirol aufhielt. Noch vor dem Friedensschluß ertheilte ihm der Erste Consul den Grad eines Divisionsgenerals, später aber den Befehl über die siebente Militärdivision zu Grenoble, wo er glücklich zur Besänftigung der politischen Parteien wirkte. Als der Krieg von 1805 begann, folgte M. dem Marschall Masséna nach Italien und zeichnete sich an der Spitze der Avantgarde bei Bago, besonders aber bei Caldiero aus. Nach dem Frieden von Presburg wurde er vom Kaiser als Gouverneur nach Dalmatien geschickt. Er erwarb sich daselbst mancherlei Verdienste um die Organisation des Landes. Nachdem er mittels einiger Fahrzeuge die Russen von der Küste vertrieben, eilte er mit 1700 Mann dem von 13000 Russen und Montenegrinern zu Ragusa eingeschlossenen Lauriston zu Hülfe und nöthigte den Feind zur Einschiffung. Im J. 1807 erhielt er den Befehl, seine Streitkräfte nach den Küsten des Baltischen Meeres gegen die Schweden zu führen. Er griff den Feind bei Damgarten an, erzwang den Übergang über die Recknitz und verfolgte den König Gustav IV. Adolf von Schweden bis nach Stralsund. Bei der Belagerung dieses Platzes führte er den linken Flügel und trug sehr viel zur Eroberung bei. Napoleon belohnte seine Dienste mit dem Oberbefehl über das Observationsheer, dem Generalgouvernement von Schwedisch-Pommern, dem Grafentitel und einer reichen Dotation. Im Feldzuge von 1809 führte M. eine Division unter Masséna, und nach der Schlacht von Eckmühl detachirte ihn der Kaiser nach Neumarkt, wo er 25000 Östreicher aufhielt und die hartbedrängten Baiern freimachte. Am 19. Mai trieb er die Östreicher von der Insel Lobau; in der Schlacht von Esling aber setzte er sich zu Aspern fest, das er mit seiner geschwächten Division fünf Stunden gegen die furchtbaren Angriffe der östr. Armee vertheidigte. Eine gleiche kalte Beharrlichkeit entfaltete er auch in der Schlacht bei Wagram. Nachdem er 1810 den Befehl in den Hansestädten geführt, ging er 1811 mit seiner Division nach Holland, das er erst gegen Ende 1813 verließ. In dem Feldzuge von 1814 dem Corps Macdonald's zugetheilt, machte er bis zur Abdankung Napoleon's die verzweifeltsten Anstrengungen, unterwarf sich dann aber den Bourbons und wurde als Generalinspecteur angestellt. Weil er sich jedoch während der Hundert Tage vom Kaiser zur Organisation der Nationalgarden im Elsaß bewegen ließ, verlor er mit der zweiten Restauration seine öffentliche Stellung, bis ihm der Minister Gouvion St.-Cyr 1818 das Amt eines Generalinspecteurs wieder verlieh. Um den Krieg gegen die span. Cortes populär zu machen, trug der Hof auch ihm in dem Feldzuge von 1823 ein Commando an, das er nur annahm, nachdem ihm Ludwig XVIII. politische Mäßigung gelobt. Er operirte hierauf an der Spitze des zweiten Armeecorps im östlichen Spanien und führte durch die Raschheit seines Verfahrens und die Entschiedenheit seiner Angriffe die schnelle Beendigung des Kriegs herbei. Nach der Rückkehr erhob ihn der König 9. Oct. 1823 zum Marschall und Pair von Frankreich, welche Würden er auch nach der Revolution von 1830 behielt. Seine Muße wendete er literarischen Beschäftigungen zu, namentlich hat er gediegene Arbeiten in den „Spectateur militaire" geliefert. Später wurde er von Ludwig Philipp zum Commandanten der Invaliden ernannt, von dem Präsidenten Ludwig Bonaparte aber, nachdem er jene Stelle an Hieronymus Bonaparte abgetreten, 1849 zum Großkanzler der Ehrenlegion. Er starb 28. Juli 1849.

**Molken** (serum lactis), provinziell Schotten, nennt man diejenige Flüssigkeit, welche aus der Milch nach Bereitung des Käses übrig bleibt. Dies ist also der wässerige, des Fettes und des Käsestoffs beraubte Theil der Milch. Die gewöhnlichen Bestandtheile der Molken sind demzufolge Wasser, Milchzucker, etwas Bluteiweiß, die Blutsalze (besonders salzsauere, milchsauere und phosphorsauere Salze; doch gehen letztere bei manchen Bereitungsweisen in den Käse über), mehr oder weniger Milchsäure und die eigenthümlichen Riechstoffe der Milch. Die Zubereitung der Molken besteht darin, daß man die abgerahmte (entfettete) Milch mittels einer Säure oder eines den Milchzucker in Milchsäure umsetzenden (gährungerregenden) Körpers

zum Gerinnen (Gestehen), d. h. zur Ausscheidung des Käsestoffs disponirt. Letzteres geschieht am gewöhnlichsten mittels des Lab (s. d.), welcher mit der Milch gekocht oder vorher mittels Wasser ausgezogen und dann derselben zugesetzt wird. Im Lab ist ein Stoff (der Magensaft des Kalbes), welcher den Milchzucker zur Umsetzung in Milchsäure anregt und durch deren Entstehung den Käse gerinnen macht. Da jedoch hierbei noch eine Portion des Käsestoffs (der sogenannte Zieger) aufgelöst bleibt, so pflegt man in den schweiz. Käsereien und in den ihnen nachahmenden Molkencuranstalten die so gewonnene Molke nochmals mit etwas durch mehrtägiges Stehen sauer gewordener Milch (Schlickermilch, dem sogenannten Schotteneffig der Schweizer) zu behandeln, um sie so ganz käsefrei zu haben. Die Molke stellt gewöhnlich eine grünlich-gelbe, mehr oder weniger trübliche Flüssigkeit mit dem eigenthümlichen Geruche der Milch dar. Ihre Wirkung auf den menschlichen Körper als Getränk beruht hauptsächlich auf dem Gehalt an Wasser, Milchzucker und Milchsäure, wodurch die Molke zwar einerseits ein nährendes (aber nur wenig) und sehr einseitig stoffersetzendes, sogenanntes kühlendes Heilmittel wird, andererseits aber auch wieder gewisse Ausscheidungen, namentlich des Darmkanals und der Nieren, wahrscheinlich auch der Leber und der Lungen, fördert. Der Gehalt an Blutsalzen mag in beiden Beziehungen förderlich sein, sowol als Ersatz- und Gewebsbildung förderndes Mittel (hier namentlich die phosphorsauern Kalksalze), wie auch zur Beschleunigung und Vermehrung der Ausscheidungen. Schon hieraus geht hervor, daß ein länger fortgesetzter täglicher Genuß der Molken, in Verbindung mit einer auch übrigens dem Zwecke gemäß durchgeführten Ernährungsweise, sehr geeignet sein muß in Fällen, wo es sich darum handelt, die Gesammternährung des Körpers, die Blutbereitung sowol als die Blutmauserung, auf eine milde und nachhaltige Weise allmälig umzubilden. Solche Fälle finden sich besonders bei den sogenannten chronischen Dyskrasien, obenan bei der gemeinsten aller jetzt herrschenden Krankheiten, der Tuberkulose, nächstdem bei manchen chronischen Leber-, Darm-, und Nierenkrankheiten, bei chronischen Hautausschlägen aus innerer Ursache, auch bei manchen Herzfehlern u. s. w. Die Molken sind in manchen dieser Fälle gewissen Mineralwassercuren weit vorzuziehen, in andern können sie damit verbunden werden (wie es auch an vielen Curorten und in den Struve'schen Trinkanstalten geschieht). Da nun aber die Bereitung der Molken nicht mühelos ist und einige Geschicklichkeit erfodert; da ferner die in kleinen Bauerwirthschaften beim Käsebereiten nebenbei gewonnene Molke oft ungleich ausfällt, die in den Apotheken gefertigte aber leicht den Geruch und Geschmack von Arzneien annimmt (wodurch sie widerlich wird), so ist man längst darauf verfallen, für Kranke während der warmen Jahreszeit (wo das Vieh frisches und gewürziges Futter verzehrt) besondere Molkencuranstalten einzurichten. Diese finden sich theils in den Alpen (der Schweiz, namentlich in den Cantonen Appenzell und St.-Gallen, Tirols, Baierns u. s. w.), wo sie mit den daselbst betriebenen großartigen Käsefabriken in Verbindung stehen, theils verbunden mit gewissen Mineralwasser- oder sonstigen Heilanstalten (z. B. an den norddeutschen Curorten Salzbrunnen, Liebwerttha, Reinerz, Rehburg, Dobberan u. s. w. und an mehren Kaltwasserheilanstalten). Hier trinkt der Curgast die Molke zu bestimmten Tagesstunden (oder nur ein mal früh) unter Umherwandeln wie einen Gesundbrunnen. Nebenbei kann er Bäder, Umschläge u. dgl. gebrauchen, auch wol Kräutersäfte (wie es in Rehburg geschieht); aber eigentlichen Arzneigebrauch muß er während der Molkencur möglichst vermeiden. Die Ärzte lassen auch bisweilen zu besondern Zwecken sauere **Molken** (serum lactis acidum) und **arzneiliche Molken** (serum lactis medicatum) darstellen. Zu erstern gehören die durch Weinstein, durch Weinsteinsäure, durch Tamarinden, durch Essig oder Citronensaft bereiteten; zu letztern die Alaunmolken, die Senfmolken, die weinigen (mittels sauerer Weine bereiteten) und die Stahl- oder Eisenmolken. Die im Gegensatz hierzu sogenannten **süßen Molken** (serum lactis dulce) werden meist aus Kuhmilch, bisweilen auch aus Ziegen- oder Schafmilch gefertigt. Vgl. Dähne, „Über Milch- und Molkencuren" (Lpz. 1817); Heim, „Die Heilkräfte der Alpenziegenmolken und der Curort Gais" (Zür. 1844); Schneider, „Über Molkenanstalten und Molkencuren" (Fulda 1845); Beneke, „Über Molkencuren" (Hannov. 1853).

**Moll**, in der deutschen musikalischen Kunstsprache durch „weich" ausgedrückt, stammt noch aus der ältern Zeit her. Man nannte die auf A oberwärts folgende Tonstufe entweder b fa oder h mi und zeichnete b fa (unser b) mit dem b rotundum oder molle, h mi hingegen (unser h) mit dem ♮ quadratum. Der Gesang ferner, welcher sich in einer Tonreihe bewegte, in welcher das b molle vorkam, hieß cantus mollis; wenn sich der Gesang aber in der andern Tonreihe mit ♮ quadratum befand, hieß er cantus durus. Jedoch das b molle wurde nicht, wie fälschlich all-

gemein angenommen wird, von mollis, sondern von mobilitas hergeleitet, weil es das b durum (unser h) verändert und aus diesem ein b mollè macht. Die Franzosen haben diese Ableitung bis auf heutige Zeit beibehalten, indem sie jeden durch b vertieften, also veränderten Ton mit dem Zusatze b moll bezeichnen. So sagen sie z. B. mi für unser e und mi b moll für unser es, ohne dadurch die Tonart moll anzudeuten. Die Dur- und Molltonart bezeichnen sie durch besondere Bestimmung der Terz der Tonart und nennen z. B. es dur: mi b moll tierce majeur; es moll: mi b moll tierce mineur. Hiernach ist die Molltonart eine durch Veränderung (per mobilitatem) der Durtonart entstandene Tonart.

**Molla** ist bei den Türken und Persern der Titel des Oberrichters, der in den Städten und ganzen Districten die bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit zu verwalten hat. Der Molla wird zur höhern Geistlichkeit gerechnet; unter ihm steht der Kadi, über ihm in der Türkei die Kadiasker und in Persien der Sadr oder das Haupt der Mollas. In den Staaten Turkestans liegt den Mollas die ganze Ortsverwaltung ob.

**Möllendorf** (Rich. Joach. Heinr. von), preuß. Generalfeldmarschall, geb. 1725 auf seinem väterlichen Gute Lindenberg in der Priegnitz, erhielt seine Bildung auf der Ritterakademie zu Brandenburg und wurde 1740 Page bei Friedrich II., den er auf dem ersten schles. Feldzuge begleitete, in welchem er den Schlachten bei Mollwitz und Chotusitz beiwohnte. Als Fähnrich im ersten Bataillon Leibgarde machte er die Schlachten bei Hohenfriedberg und Sorr mit, in welcher letztern er zum ersten male verwundet wurde. Bald darauf erfolgte wegen seines ausgezeichneten Benehmens bei Vertheidigung eines Proviantransports gegen eine bei weitem überlegene Anzahl Feinde mit Übergehung der dazwischen liegenden Chargen seine Ernennung zum Hauptmann und Flügeladjutanten des Königs. Im Siebenjährigen Kriege zeichnete er sich zunächst in den Schlachten bei Roßbach und bei Leuthen aus, in welcher letztern er durch Wegnahme des Dorfs Leuthen wesentlich zur Entscheidung beitrug. Sein Benehmen bei der Belagerung von Breslau belohnte der König 1758 durch seine Ernennung zum Major und Commandeur des dritten Bataillons der Leibgarde. Sehr tapfer bewies er sich bei dem Überfall von Hochkirch und erhielt nun 1760 das Commando des Garderegiments. Mit demselben focht er in der Schlacht bei Liegnitz, nach welcher ihn der König zum Oberstlieutenant erhob. In der Schlacht bei Torgau 3. Nov. 1760 rieth er zu einem Manoeuvre, welches den Sieg entschied; doch wurde er dabei gefangen, aber Anfang 1761 ausgewechselt und darauf zum Obersten ernannt. Im J. 1762, kurz nach der Belagerung von Schweidnitz, eroberte er mit seiner Brigade den wichtigen verschanzten Posten bei Burkersdorf und wurde nun Generalmajor. Als Generallieutenant, seit 1774, befehligte er im Bairischen Erbfolgekriege unter dem Prinzen Heinrich in Sachsen und Böhmen ein Corps, mit dem er 1779 mitten im Winter eine glückliche Unternehmung bei Bautzen ausführte. Im J. 1787 wurde er Gouverneur von Berlin, in welcher Stellung er hauptsächlich auf eine mildere Behandlung des gemeinen Soldaten hinwirkte, die damals namentlich unter den Preußen noch ganz vermißt wurde. In den letzten Lebensjahren Friedrich's d. Gr. war er oft dessen alleiniger Gesellschafter. Unter Friedrich Wilhelm II. wurde M. 1787 General der Infanterie und 1793 Feldmarschall, auch erhielt er eine Domherrnstelle in Havelberg. Er war nicht für den Krieg mit Frankreich und fiel deshalb gewissermaßen bei Hofe in Ungnade. Dennoch erhielt er 1794 den Oberbefehl der preuß. Heere am Rhein, nachdem der Herzog von Braunschweig denselben niedergelegt hatte. Zwar eroberte M. 23. Mai die franz. Verschanzungen bei Kaiserslautern, doch vermochte er für die Länge der republikanischen Übermacht Frankreichs nicht zu widerstehen. Obwol über 80 J. alt, folgte M. in dem Kriege von 1806 gegen seine Ansicht dem Rufe seines Königs zu den Waffen. Nach der Schlacht bei Jena gerieth er zu Erfurt in franz. Gefangenschaft; doch wurde er mit großer Achtung behandelt und ihm auf sein Ehrenwort gestattet, nach Berlin zurückzukehren. Napoleon ertheilte ihm nachmals noch das Großkreuz der Ehrenlegion. M. starb 1816 zu Havelberg.

**Moller** (Georg), deutscher Architekt, geb. 21. Jan. 1784 zu Diepholz im Hannoverschen, bildete sich theils in Karlsruhe unter Weinbrenner, theils in Italien 1807—10 und trat dann, da er es verschmähte, nach dem unter franz. Herrschaft stehenden Hannover zurückzukehren, als Hofbaumeister im großh.-hessische Staatsdienste. Damals lenkte die romantische Schule die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Bauten des Mittelalters. M., der denselben ein eifriges und begeistertes Studium gewidmet hatte, wirkte hierbei sehr anregend. Er begann die Herausgabe der „Denkmäler deutscher Kunst" (Bd. 1—3, Darmst. 1815—45), die erste architektonisch genaue Sammlung dieser Art, und ließ 1818 das Facsimile des von ihm in Darmstadt auf einem Dachboden entdeckten Originalrisses des Doms in Köln erscheinen, wodurch im Verein

mit einem zweiten, in der Folge aufgefundenen Originalbauriß auch die Vollendung der beiden Thürme in ihrer ursprünglich gedachten Form ermöglicht wird. Ziemlich gleichzeitig machte er sich auch als praktischer Baumeister einen Namen. Er baute das Casino (1817), das Opernhaus (1819), die kath. Kirche (1824) und die neue Kanzlei in Darmstadt (1826); ferner die kath. Kirche in Bensheim (1827), die östliche Domkuppel (1828) und das Theater in Mainz (1833), das herzogl. nassauische Residenzschloß in Wiesbaden, den Viaduct im Goelsthale bei Aachen u. s. w., und es gehören diese Bauten, namentlich in constructiver Hinsicht, zu den besten neuern Bauwerken Deutschlands. Die genaue Ermittelung der constructiven Gesetze der mittelalterlichen Baukunst blieb ein fortgesetztes Studium seiner Vorliebe, deren Resultate er in seinen „Beiträgen zur Constructionslehre" (Heft 1—6, Darmst. 1835—42) niedergelegt hat. Er suchte die gothische Baukunst nicht in der Anwendung äußerer Formen, sondern in der rationellen Nachbildung ihrer innern, organischen Gesetze in Stein-, Holz- und Eisenconstructionen für uns nutzbar zu machen. Namentlich gilt M. für die Dachconstruction als ein ausgezeichneter Meister. So ist z. B. die aus Eisen und Zink zusammengesetzte Domkuppel zu Mainz ein ganz vorzügliches Werk sinnreicher Einfachheit; ebenso die Bedachung des dortigen Theaters. Letzteres wird auch noch dadurch merkwürdig, daß M. hier zuerst das durch die innere Form gegebene Halbrund auch im Äußern hervortreten ließ, ein Motiv, welches später vom Professor Semper am Theater in Dresden mit ungleich größerer Pracht durchgeführt wurde. Die kath. Kirche zu Darmstadt, welche wegen ihrer runden Gestalt und ihres Echos vielem Tadel unterlegen hat, erhielt nur deshalb die Rotundenform, weil mit möglichst geringen Mitteln ein sehr großes Gebäude errichtet werden sollte, während M. sonst die Basilikenform vorzog. Außer dem Erwähnten schrieb er: „Denkmäler deutscher Baukunst" (Darmst. 1821); „Die Domkirche zu Limburg an der Lahn und die Paulskirche zu Worms" (Darmst. 1824); „Der Münster zu Freiburg im Breisgau" (Darmst. 1826); „Der Originalriß des Doms zu Köln, mit Bemerkungen über die Vollendung dieses Gebäudes" (Darmst. 1818). M. bildet das Haupt einer zahlreichen Schule, aus welcher unter Andern Lerch, Hessemer und Andrä hervorgegangen sind. Er starb 13. März 1852.

**Möller** (Jens), dän. Theolog und Historiker, geb. 1779 zu Kopenhagen, wo er auch seine theologischen Studien machte, wurde. nachdem er einige Jahre Adjunct an der Schule zu Slagelse gewesen, 1808 als außerordentlicher Professor der Theologie nach Kopenhagen zurückgerufen, wo er 1833 starb. Er hat sich als Schriftsteller, Sammler und Literator, sowie als Herausgeber von Zeitschriften um die Theologie und die vaterländische Geschichte in Dänemark große Verdienste erworben. Seine theologische Richtung war ein gemäßigter Supernaturalismus. Als theologischer Schriftsteller wirkte er besonders durch die „Theologisk Bibliothek" und die sich anschließende „Tidsskrift for Kirke og Theologie" (zusammen 44 Bde., Kopenh. 1811—34), worin die meisten Aufsätze von ihm selbst herrühren. Von seinen übrigen theologischen Schriften sind noch die Abhandlung „De fide Eusebii in rebus christianis enarrandis" (Kopenh. 1813) und seine Übersetzung der poetischen Bücher des Alten Testaments mit Anmerkungen anzuführen, welche letztere einen Theil der Übersetzung des ganzen Alten Testaments bildet, die er mit dem Bischof N. Möller herausgab. Von seinen historischen Arbeiten sind anzuführen die Sammlung von Aufsätzen, welche er mit Engelstoft unter dem Titel „Historisk Kalender" (3 Bde., Kopenh. 1814—17) herausgab, und die Aufsätze in der „Mnemosyne" (4 Bde., Kopenh. 1830—34), in der er unter Anderm die Geschichte König Christian's VI. nach unbenutzten Briefen desselben und eine interessante Darstellung des Zustandes von Dänemark unter dem Könige Friedrich VI. lieferte. Auch an der dän. Literaturzeitung, welche er seit 1830 redigirte, war er ein fleißiger Mitarbeiter.

**Mölln** oder **Möllen**, eine kleine im lauenb. Amte Ratzeburg gelegene Stadt, am Möllensee und an der Stecknitz, welche, schiffbar gemacht, Lübeck mit der Elbe verbindet, zählt 2700 E., die von Ackerbau, Handwerksbetrieb, Brennerei und Viehhandel leben. Nach einem auf dem Kirchhofe befindlichen Leichenstein mit Inschrift ist Till Eulenspiegel (s. d.) 1350 daselbst gestorben und begraben worden. Die Stadt gehörte 1359—1748 zu Lübeck. Am 17. Aug. 1813 wurden daselbst Tettenborn's Kosacken von den Franzosen überfallen.

**Mollusken** oder **Weichthiere** bilden eine sehr große Thierclasse, welche alle diejenigen niedern rückgratlosen Thiere umfaßt, deren Nervensystem aus einem den Schlund umgebenden Ringe und asymmetrisch durch den Körper zerstreuten Nervenknoten (Ganglien) besteht, und die der Gliedmaßen entbehren. Sie haben einen weichen dehnbaren Körper, der mit einem lose anhängenden, weichen, schlüpferigen Hautsacke (dem Mantel) umhüllt ist, welcher bei den mei-

sten ein Kalkgehäuse absondert. Entweder ist ein deutlicher, mit Sinnesorganen versehener Kopf vorhanden, an dem sich der Mund befindet, oder der Kopf fehlt, und dann liegt der Mund vorn in einer Vertiefung zwischen den Lippen des Mantels. Danach zerfallen die Weichthiere in **Kopfweichthiere**, zu denen z. B. die Seepolypen, Tintenfische und Schnecken gehören, und in kopflose **Weichthiere**, wohin die Muscheln, Seescheiden und Salpen gerechnet werden. Ihre Bewegungsorgane bestehen in flossenförmigen Anhängen des Mantels, wie bei den Kielfüßern, oder in einer verdickten ebenen Sohle unten am Bauche, welche **Fuß** genannt wird, ebenfalls aus dem Mantel gebildet ist und zum Festhalten und langsamen Fortschieben dient, wie bei den Schnecken, oder endlich in fleischigen Armen, welche zugleich zum Greifen dienen, wie bei den Kopffüßern, Seepolypen u. s. w. Als Verdauungsorgane finden sich ein gewundener Darm und eine meist große Leber vor. Die Athmungsorgane liegen meist äußerlich am Leibe unter dem Mantel und bestehen in gefäßreichen Lungenhöhlen oder Kiemen. Die Mollusken mit Gehäuse nennt man vorzugsweise **Schalthiere** und die ohne Gehäuse **nackte Weichthiere**. Besteht das Gehäuse aus einer einzigen gewundenen Schale, so nennt man die damit versehenen Schalthiere **Schnecken** (Cochleae), und besteht ihr Gehäuse aus zwei Schalen, **Muscheln** (Conchae). Die sehr verschiedene Bildung des Gehäuses, welche wir hier wahrnehmen, hängt ganz von dem Mantel ab, dessen Schleimnetz ein meist schon im Embryo des Eies als dünne Hülle erkennbares Gehäuse absetzt. Entweder wird das Thier ganz oder nur theilweise vom Gehäuse bedeckt. Selten ist das Gehäuse sehr klein und dann auch wol im Mantel verborgen, wie bei den Aplysien, mehren Arten der Seitenschnecke (Pleurobranchus) u. a. Die Mollusken sind entweder getrennten Geschlechts oder sich selbst oder gegenseitig befruchtende Zwitter; nur wenige gebären enthüllte Junge. Die meisten legen Eier, oft in Menge zusammen und dann oft zu traubenförmigen oder symmetrischen Gebilden vereint. So finden sich nicht selten in den Sammlungen die erbsengroßen, leeren, zusammengeballten getrockneten Eier des Wellhorn (Buccinum undatum). Die meisten Mollusken bewohnen das Meer, wenigere das Land und noch wenigere die süßen Gewässer. Die auf dem Lande und in süßem Wasser, sowie die meisten auf hohem Meere lebenden Mollusken haben gewöhnlich ein dünnes, leicht zerbrechliches Gehäuse; dagegen ist das Gehäuse der an der Küste lebenden dick und fest. Alle im Meere wohnenden Mollusken scheinen auf thierische Nahrungsstoffe angewiesen zu sein; nur die Land- und Süßwasserschnecken nähren sich von Pflanzen. Die Gefräßigkeit der letztern ist bekannt und bei den im Meere lebenden wahrscheinlich nicht geringer, ja die Tintenfische (Sepien) sind unersättliche und grimmige Raubthiere. Schädlich sind mehre Landschnecken, besonders die nackten und gefräßigen Ackerschnecken, indem sie die den Menschen zur Nahrung dienenden Gewächse vernichten; ferner die Bohrmuscheln und Pfahlmuscheln, welche Schiffe und Dämme durchbohren und dadurch zerstören. Nützlich werden die Mollusken, indem viele von ihnen als Nahrung dienen, wie die Tintenfische, Weinbergsschnecken, Austern, Napfschnecken, Herzmuscheln, Kammmuscheln, Miesmuscheln u. s. w. Die Flußperlmuschel und die Meerperlmuscheln liefern Perlen und Perlmutterschalen, und mehre haben einen eigenthümlichen Saft, der zum Färben benutzt wurde. So lieferte die Purpurschnecke (Purpura patula), der Meerhase (Janthina communis) das Brandhorn (Murex Brandaris) u. a. den Alten den Purpur, wofür wir jetzt freilich schönere und dauerhaftere Farben haben. Die Tintenfische liefern die als Sepia bekannte braune Malerfarbe. Aus dem Barte (Byssus) der Steckmuschel (Pinna) verfertigt man um Tarent Geldbörsen, Handschuhe u. dergl., welche durch die braune, gold- oder grünglänzende Naturfarbe und Weichheit gefallen, aber hoch im Preise stehen. Die Gehäuse der Porzellanschnecken, Kammmuscheln, Schiffsboote u. a. werden zu Kunstarbeiten, Gefäßen, Löffeln, Dosen u. s. w. verwendet. In Siam, Birma und Guinea dienen die Kauris (s. d.) als Scheidemünze. Auf die Bildung der Erdrinde haben die Schalmollusken einen großen Einfluß geübt, der in den frühern Schöpfungsperioden sich mächtiger gestaltete als gegenwärtig. So finden sich in der Formation des Muschelkalks ganze Felsen, die wesentlich aus einer oder zwei Arten von Muscheln bestehen, welche in der jetzigen Schöpfung nicht mehr vorkommen. Es dienen solche Muscheln auch für gewisse Gebirgsschichten als Leitmuscheln, und dahin gehören vorzüglich die Ammoniten und Terebrateln. (S. Conchylien.)

**Mollwitz**, ein Dorf im Regierungsbezirk Breslau der preuß. Provinz Schlesien, ist durch die Schlacht im ersten Schles. Kriege 10. April 1741 denkwürdig, in welcher die Preußen die Östreicher unter Neipperg schlugen.

**Molo** heißt der die Mündungen oder den Einfluß eines Hafens abschließende, aus großen Steinen errichtete Damm, der unter Umständen auch noch durch Ketten verschlossen werden

kann. Der Molo oder die Mole hindert den durch die Küstenströmung mitgeführten Sand die Ausmündung zu verschlammen und sichert die Schiffe vor Wellenschlag und feindlichen Angriffen.

**Moloch** oder **Molech**, d. i. König, heißt ein im Alten Testament mehrfach erwähntes Götzenbild morgenländ. Völker, unter welchem man den, wie es scheint, für unheilbringend geltenden Planeten Saturn verehrte und dem man Menschenopfer darbrachte. Es bestand aus dem metallenen Bildniß eines Menschen mit einem Ochsenkopfe. Nachdem dasselbe mittels eines starken Feuers, das in einer unten befindlichen Öffnung unterhalten wurde, glühend gemacht worden, legte man die zum Opfer bestimmten Kinder in die ausgestreckten Arme des Götzen, wobei die Priester mit geräuschvollen Tonwerkzeugen das Angstgeschrei derselben übertäubten.

**Molossus** ist der Name eines dreisilbigen, nur aus Längen bestehenden Versfußes, in metrischer Bezeichnung – – –, z. B. Wartburgfest. Ausschließend kommt dieser Versfuß in längern Strophen nicht vor, sondern nur mit flüchtigern Rhythmen gemischt.

**Moltke**, ein altes, in Mecklenburg heimisches Geschlecht, das gegenwärtig auch in den Gebieten des dän. Staats ansässig ist. **Adam Gottlob** von M., geb. 10. Nov. 1710 zu Riesenau, dem Stammgute des Geschlechts, kam in seiner ersten Jugend an den dän. Hof und erwarb sich hier das Vertrauen und die Freundschaft des Königs, der einen Theil seiner Güter, namentlich das Gut Bregentwed, 1750 zur Grafschaft erhob. Er starb 1792, hinterließ 22 Kinder und wurde der Stammvater sämmtlicher Moltke in Dänemark. Von seinen Söhnen sind zu nennen: 1) Graf **Ludw. Friedr.** von M., gest. 1826 als Dechant zu Lübeck. 2) Graf **Joach. Gottsche von M.** Derselbe wurde 1775 dän. Staatsminister, lebte von 1784—1813 auf seinen Gütern, trat dann wieder an das Staatsruder und starb 1818. Sein Sohn, der Graf **Adam Wilh. von M.**, geb. 25. Aug. 1785, war vor dem J. 1848 Finanzminister, trat als solcher 22. März 1848 an die Spitze des Staatsministeriums und übernahm bei dem Ministerwechsel im Nov. 1848 das Portefeuille des Auswärtigen. Bei der neuen Combination vom 12. Juli 1851 blieb er Premier und Präsident des Staatsraths, bis er 27. Jan. 1852 seine Entlassung einreichte. In der neuern Geschichte Dänemarks (s. d.) hat M. eine bedeutende Stellung eingenommen. Zu gleicher Zeit bewies er sich als warmer Freund und Beförderer von Kunst und Wissenschaft, und manches aufstrebende Talent fand durch ihn Anerkennung. 3) Graf **Adam Ferdinand** von M. starb als dän. Admiral. 4) Graf **Gebhard** von M.-Haitfeld, geb. 20. Febr. 1764, Herr von Moltkenburg auf Fühnen und Geh. Conferenzrath, starb im Dec. 1851. Er hinterließ zwei Söhne, von denen der ältere, Adam Gottlob M. (geb. 10. Juni 1798), Vater des Grafen **Gebhard Leo von M.**, Attaché bei der dän. Gesandtschaft in Brüssel, wurde, der jüngere aber, Graf **Heinrich** von M. (geb. 16. Dec. 1799), als Amtmann von Kopenhagen 1847 starb. 5) Graf **Otto Joachim** von M., Herr zu Espegaard, war längere Zeit dän. Staatsminister, auch Präsident der schlesw.-holst. Kanzlei in Kopenhagen. Er ist der Vater des Grafen **Adam Gottlob** von M., geb. 31. Mai 1798, dän. Kammerherrn und Generalkriegscommissars, und des Grafen **Wilh. Matthias** von M., geb. 1. März 1801, früher Amtmann zu Holbeck in Seeland. 6) Graf **Karl Emil** von M., geb. 7. Jan. 1773, Herr zu Angaard, ist dän. Conferenzrath. Sein Sohn Graf **Ernst** von M., geb. 2. Jan. 1822, fungirt als dän. Legationssecretär zu Petersburg. 7) Graf **Adam Gottlob Detlev** von M., Herr auf Nütschau, geb. 1765, ward in der Zeit der Französischen Revolution von den Ideen der Freiheit so begeistert, daß er den Grafentitel ablegte und sich „Citoyen M." nannte. Dieser Richtung sein ganzes Leben hindurch treu bleibend, stand er 1817 mit den Grafen Rantzau und Brockdorff an der Spitze der Bewegung, die in Dahlmann und Falk ihre geistige Stütze hatte. Namentlich zu dem Letztern stand M. in dem innigsten, freundschaftlichsten Verhältniß. In den J. 1830 und 1831 nahm er wieder an der Bewegung lebhaften Antheil. Er starb 17. Juni 1843, allgemein geachtet. Von seinen Brüdern starb Graf **Joachim** von M. 1820 als dän. Oberst; ein jüngerer, Graf **Magnus** von M., geb. 1783, machte sich auf den schlesw. Provinziallandtagen durch seinen Liberalismus bekannt und trat mehrfach als Schriftsteller auf, unter Anderm mit der Schrift: „Über die Einnahmequellen des Staats" (Hamb. 1846). Bei Gelegenheit des letzten Kampfs der Herzogthümer erschien von ihm „Die schlesw.-holst. Frage" (Hamb. 1849). — Der älteste Sohn des Grafen Adam Gottlob Detlev von M., Graf **Karl** von M., geb. 15. Nov. 1800, war früher Obergerichtsrath zu Glückstadt und mit dem Grafen **Fritz** Reventlow befreundet, dessen Ansichten über die Verhältnisse der Herzogthümer er theilte. Als er jedoch nach Kopenhagen gekommen war, änderte er plötzlich seine Ansichten so sehr, daß er als der Führer der absoluten Partei betrachtet ward. Er gewann daher bald bedeutenden Einfluß, ward Präsident der schlesw.-holst. Kanzlei und sollte hierauf, nachdem er 1841 zurückgetreten, an die

Spitze der gemeinsamen Regierung für die Herzogthümer treten. Doch gelang es ihm nicht, in letztern namhafte Männer zu finden, die mit ihm zusammen wirken wollten, und wurde selbst, als er sich persönlich zum Grafen Blome begab, von den itzehoer Bürgern gezwungen, sich zu entfernen. Seit dieser Zeit neigte sich M. entschieden der russ. Partei und ihren Interessen in Kopenhagen zu und gab unverhohlen seine Abneigung gegen die deutschen Herzogthümer zu erkennen. Namentlich gilt letzteres seit seiner Ernennung zum Minister von Schleswig 28. Jan. 1852, welche die Einführung und Durchsetzung einer Reihe der drückendsten Maßregeln zur Folge hatte. Von M.'s beiden Brüdern ist der ältere, Graf **Magnus Theod. von M.**, geb. 9. März 1806, Erbherr auf Grünholz und Verbitter des adeligen Klosters zu Itzehoe; der jüngere, Graf **Friedrich Adamson von M.**, geb. 1815, Amtmann zu Lauenburg. — **Friedrich von M.**, der ältere Bruder Adam Gottlob M.'s, des obengenannten Stifters der dän. Linie, wurde Begründer der ältern oder deutschen Linie, welche 1776 in den deutschen Reichsgrafenstand erhoben ward. Gegenwärtiges Haupt derselben ist Graf Friedr. **Karl Ludw. von M.** geb. 5. Mai 1798, großherzoglich mecklenb.-strelitz. Oberstallmeister. Vater desselben war Graf **Friedr. Detlev von M.**, geb. 28. Aug. 1750, gest. 2. Sept. 1825 als preuß. Oberjägermeister. Der Bruder des Letztgenannten, Graf **Werner Jasper Andreas von M.**, welcher 15. Aug. 1838 als dän. Geh. Conferenzrath und Präsident der Stadt Kopenhagen verstarb, hinterließ als Sohn den Grafen **Ehrenreich Christoph Ludw. von M.**, geb. 1790, dän. Geh. Conferenzrath, Kammerherr und seit 1847 außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister zu Paris.

**Molukken** oder Gewürzinseln heißt der zwischen Celebes und Neuguinea befindliche, zu Asien gehörige weitläufige Archipel, dessen Inseln theils mittelbar, theils unmittelbar unter der Herrschaft der Niederländer stehen und zusammen ein eigenes Gouvernement ihrer ostindischen Colonie bilden. Sie sind, wie es scheint, durch Erderschütterungen von Neuguinea getrennt worden, sehr vulkanisch und machen durch verborgene Klippen, Sandbänke und Untiefen die Schiffahrt in diesem Inselmeere gefährlich. Im Sommer ist auf ihnen die Hitze sehr groß und in den Regenmonaten die Luft sehr ungesund; zum Theil fehlt es ihnen an Wasser, das einigermaßen durch die Früchte des Cocosbaums ersetzt wird. Die herrschende Sprache ist die malayische. Als die Portugiesen 1511 unter Antonio de Abreu und Francisco Serrao die Gewürzinseln entdeckten, waren die Araber hier schon angesiedelt und durch sie die mohammed. Religion, aber sehr mit Heidenthum vermischt, herrschend geworden. Unter der portug. Herrschaft blieben sie, bis zu Anfange des 17. Jahrh. die Holländer sich ihrer bemächtigten, denen sie, seit 1796 zwei mal durch die Briten entrissen, im Pariser Frieden zurückgegeben wurden. Bald nach der ersten Besitznahme der Inseln fanden die Holländer es vortheilhafter, die Gewürzbäume auf die südlichen Inselgruppen Amboina und Banda zu verpflanzen, auf den andern aber sie auszurotten. Sie schlossen deshalb 1638 mit dem Sultan von Ternate, der ihnen unterworfen war, sowie mit den übrigen kleinern Inselbeherrschern einen Vertrag, demzufolge alle Gewürzbäume auf den denselben zugehörigen Inseln vertilgt und nie wieder angebaut werden sollten, und bewilligten ihnen als Entschädigung ein Jahrgeld von 18000 Thlrn. Behufs der Überwachung dieses Vertrags legten sie drei starke Festungen Oranien, Holland und Wilhelmsstadt auf Ternate und etwa neun andere auf den übrigen Eilanden an und vertilgten von Zeit zu Zeit, soweit die Wälder und wilden Thiere durchzudringen erlaubten, die wieder aufgeschossenen Gewürzbäume auf jenen Inseln. Um auch den Schleichhandel mit Gewürzen zu verhüten, bereiste der Gouverneur von Amboina jährlich mit einem Geschwader von 20—50 Schiffen sein Gouvernement. Aber trotz dieser Vorsichtsmaßregeln wuchsen die Gewürzbäume da, wohin die Macht der Holländer nicht dringen konnte, in großer Menge, und trotz der von den Holländern an den Eingeborenen vollzogenen harten Strafen fuhren diese Letztern fort, mit den Engländern einen beträchtlichen Schleichhandel zu treiben. Erst in neuerer Zeit sind die Holländer in dieser Hinsicht freisinniger geworden, was ohne Zweifel einerseits in der Abnahme des Verbrauchs dieser Gewürze, andererseits in dem geringern Preis, der für dieselben gezahlt wird, seinen Grund haben mag. Das Gouvernement der M., welches im Nov. 1849 auf 2020 QM. 530600 E. zählte, zerfällt in drei Inselgruppen und Residentschaften: die Bandainseln im Süden, 411 QM. mit 155770 E.; die Amboinen in der Mitte, 479 QM. mit 277500 E. und mit dem Sitze des Generalgouverneurs auf der Insel Ambon oder Amboina (s. d.); die eigentlichen Molukken oder Ternates, 1130 QM. mit 97330 E. Die Residentschaft der Bandainseln, welche die Hauptpflanzungen des Muskatennußbaums enthalten, mehr als 40 an der Zahl, zerfällt wieder in vier Gruppen: die eigentlichen Bandainseln

(s. Banda); die südwestlichen Inseln, nämlich Letti, Moa, Lakar, Matta und andere östlich von Timor gelegene Eilande; die südöstlichen Inseln, nämlich die größte und von friedlichen Volksstämmen bewohnte Insel Timorlaut, die dabei liegenden Tenimberinseln, Larrat, die Keyinseln u. a.; die Aroe- oder Aruinseln, in zwei fast parallel nebeneinander von N. gegen S. hinlaufenden Reihen, welche in ihrer zum Theil noch aus gutmüthigen Alfuren oder Hanaforas (s. d.) bestehenden Bevölkerung, sowie in ihrer Pflanzen- und Thierwelt der austral. Insel Neuguinea am nächsten stehen. Die Residentschaft der eigentlichen Molukken oder der Ternates bildet eine eigene zwischen Neuguinea und den Philippinen gelegene Gruppe von 13 größern und mehren kleinen Inseln. Der Sitz des Statthalters ist das Fort Oranien auf der kleinen Insel Ternate. Diese ist außerdem durch ihre vulkanische Natur und als Residenz der Sultane von Ternate merkwürdig, welche im 14. und 15. Jahrh. fast über sämmtliche molukk. Inseln unumschränkt herrschten. Auch der jetzige Sultan, obwol zu einem holl. Vasallen herabgesunken, hat immer noch einen Theil von Dschilolo, Celebes und Mortay unter seiner Botmäßigkeit. Sein ebenso prächtiger als weitläufiger Palast befindet sich in der kleinen Stadt Ternate, die, in der Gestalt eines Amphitheaters an der Meeresküste erbaut, auch das Fort Oranien umfaßt. Übrigens wurde die Insel 1840 durch ein Erdbeben furchtbar verwüstet. Die größte Insel dieser Gruppe ist Gilolo oder Dschilolo, auch Halmahera oder Halamaherra genannt, östlich von Ternate gelegen, an Gestalt der Insel Celebes ähnlich, von vulkanischen Kegeln starrend und fast nur von Papuas und Malayen bewohnt. Das Innere wird von mehren unabhängigen Häuptlingen beherrscht; einen Theil derselben mit der Stadt Bitscholie besitzt der Sultan von Ternate, einen andern mit Galela der Sultan von Tidor. Die Insel Tidor, kleiner als Ternate, aber besser bevölkert, mit der gleichnamigen Hauptstadt von 5000 E., hat einen von den Niederländern abhängigen Sultan. Solche Vasallenfürsten regieren auch die kleinen Inseln Motir und Matschan, sowie das ziemlich große Eiland Batschian. Früher wurden auf sämmtlichen Gewürzinseln von 500000 Gewürznelkenbäumen jährlich im Durchschnitt 600000 Pf. Nelken gewonnen, wovon 350000 Pf. nach Europa, 150000 nach Indien verkauft wurden; an Muskatennüssen erntete man jährlich 700000 Pf. und 200000 Pf. Blüte, wovon nach Europa 230000 Pf. Nüsse und 100000 Pf. Blüte kamen. Der Überrest von beiden wurde für Misernten aufbewahrt und, wenn die Vorräthe sich zu sehr häuften, vernichtet.

**Molybdän** oder Wasserblei, ein einfacher metallischer Körper, findet sich in der Natur hauptsächlich in Verbindung mit Schwefel als Molybdänglanz, ferner als molybdänsaueres Bleioxyd (Gelbbleierz), sehr selten aber als Molybdänsäure (Molybdänocker). Das Molybdänmetall erscheint gewöhnlich als ein graues luftbeständiges Pulver, welches durch den Strich Metallglanz annimmt und die Elektricität leitet. Nur im stärksten Gebläsefeuer läßt es sich in kleinen Massen zusammenschmelzen und ist dann silberweiß und stark metallglänzend. Sein specifisches Gewicht ist 8,6. Es ist etwas härter als Silber und läßt sich breit hämmern, ohne daß es zerspringt. Das Molybdän oxydirt sich leicht; an der Luft bei gewöhnlicher Temperatur verliert es seinen Glanz und läuft nach und nach in verschiedenen Farben an. Es bildet mit dem Sauerstoff drei Körper, nämlich das Molybdänoxydul, das Molybdänoxyd und die Molybdänsäure. Letztere verbindet sich mit dem Ammoniak zu dem molybdänsauern Ammoniak, einem weißen krystallinischen Salze, das in der analytischen Chemie zur Erkennung der Phosphorsäure eine wichtige Rolle spielt. Durch Reduction der Molybdänsäure mittels Zinnsalz erhält man eine schöne blasse Farbe.

**Molyn**, niederl. Maler, s. Tempesta.

**Moment** ist im Allgemeinen mit Augenblick oder Zeitpunkt gleichbedeutend, sofern von etwas die Rede ist, das sich geschichtlich darstellt; daher momentan soviel als vorübergehend. In der bildenden Kunst versteht man unter Moment den Augenblick der Handlung oder Begebenheit, welchen diejenigen Künste hervorheben müssen, die nur Das, was gleichzeitig geschieht, darstellen, das Vorher und Nachher aber, oder die Ursachen und Wirkungen, nur andeuten können. Von dem Moment in der bildenden Kunst wird daher erfodert, daß er der bedeutendste und für die Anschauung angemessenste Punkt der Handlung sei. Andere Anfoderungen als die Plastik macht dabei die Malerei an den Moment; jene fodert einen durch Licht und Farbe ausgezeichneten, diese einen mehr in der Form und Gestaltung bedeutenden Moment. — In der Mechanik unterscheidet man hauptsächlich das statische Moment und das Moment der Trägheit. Das statische Moment einer Kraft ist das Product derselben in den senkrechten Abstand ihrer Richtung von einem Punkte oder einer geraden Linie oder einer Ebene. Das Moment der Trägheit eines Körpers oder körperlichen Punktes in Beziehung auf einen Punkt oder eine ge-

rade Linie nennt man das Product der Masse dieses Körpers in das Quadrat seiner Entfernung von dem gegebenen Punkte oder der gegebenen Linie. Verwandt damit ist die tropische Bedeutung des Wortes Moment, nach der es Das bedeutet, was für die Überlegung einen Grund der Entscheidung nach dieser oder jener Seite hin darbietet. — In einem besonders prägnanten Sinne gebraucht Hegel dieses Wort, indem er Momente die einzelnen Begriffsbestimmungen nennt, welche der dialektische Proceß durchläuft. Jeder Begriff ist Moment, aber auch nur Moment, d. h. eine Gedankenbestimmung, die aus den frühern hervorgeht, aber auch in die nachfolgenden übergeht, daher an sich keine selbständige Bedeutung hat.

**Momiers**, d. h. Mummerei Treibende, Heuchler, ist ursprünglich der Name einer Methodistenpartei in der Schweiz, welche, von der großen Continentalgesellschaft zu Edinburg begünstigt und gepflegt, seit 1817 entschiedener hervortrat. Das Wesen derselben hatte sich schon seit 1813 in Genf kundgegeben, wo ein junger Geistlicher, Empaytaz, angesteckt von der Schwärmerei der Frau von Krüdener (s. d.), diesem trüben Geiste huldigte. Von den Methodisten Drummond und Haldane unterstützt, klagte er in einer Schrift die genfer Geistlichkeit an, daß sie die Gottheit Christi leugne und überhaupt nicht rein calvinisch denke. Um die dadurch erregten Streitigkeiten zu dämpfen, stellte die Geistlichkeit 3. Mai 1817 ein Reglement auf, nach welchem jeder Ordinand und Geistliche verpflichtet wurde, die von den Gegnern gerügten Theorien in öffentlichen Vorträgen nicht vorzubringen und soviel möglich nur in Ausdrücken der Schrift über die streitigen Dogmen zu reden. Dies schärfte den Gegensatz und gab dem Streite neuen Stoff. Die Prediger Empaytaz, Malan, Gauffen, Bost und Galland bezüchtigten die genfer Geistlichkeit des Abfalls von der evang. Wahrheit und begannen eigene Versammlungen zu halten. Indeß gestattete ihnen die Regierung die Bildung besonderer Gemeinden, und so gelangten sie nach mancherlei Anfeindungen des gegen sie erbitterten Volkes bald zu einer ruhigern Existenz. Nicht so glücklich waren sie anfangs im Waadtlande. Hier wurden sie 1818 mit dem Spottnamen Momiers belegt und vom Volke sogar thätlich gemishandelt. Die Regierung, welche entschieden gegen das Conventikelwesen war, vertrieb die Emissare der Sekte und erließ endlich unter dem 20. Mai 1824 ein strenges Gesetz gegen die Momiers, in Folge dessen die Pfarrer Scheler, Olivier, Chavannes, Professor Molard u. A. des Landes verwiesen wurden. Da aber diese Strenge die Momiers mit dem Glanze des Märtyrerthums umgab, so wurde man allmälig milder und hob nach der Julirevolution von 1830 das Gesetz ganz auf. Auch in andern Cantonen wirkten methodistische Missionare, selbst in Bern, wo der Würtemberger Möhrli und der weimar. Arzt Valenti thätig waren; doch trat hier die Regierung gleich anfangs entschieden auf und wußte den verketzerten Geistlichen die Achtung zu wahren. Ebenso wenig gelang es den Momiers 1834 eine theologische Lehranstalt zu gründen oder durch ihr Organ, die „Gazette évangelique", nachhaltig zu wirken. — Im weitern Sinne wird der Name Momiers allen frommen Heuchlern beigelegt.

**Mommsen** (Theod.), ausgezeichneter Forscher auf dem Gebiete der röm. Epigraphik, der Alterthumskunde und des Rechts, geb. 30. Nov. 1817 zu Garding in Schleswig, wo sein Vater Prediger war, erhielt seine Erziehung bis 1834 im väterlichen Hause, dann bis 1838 auf dem Gymnasium zu Altona, widmete sich bis 1843 zu Kiel philologischen, juristischen und historischen Studien und lebte hierauf einige Zeit als Privatlehrer zu Altona. Von 1844—47 bereiste er, theilweise von der berliner Akademie unterstützt, Frankreich und Italien, wo er sich namentlich mit der Sammlung röm. Inschriften beschäftigte und eine Reihe kleinerer Abhandlungen für die Schriften des Archäologischen Instituts zu Rom und die Herculanensische Akademie zu Neapel schrieb. Im J. 1848 wirkte er einige Monate hindurch im Interesse seines engern Vaterlandes, indem er den größern Theil der leitenden Artikel der „Schlesw.-holstein. Zeitung" verfaßte und in Rendsburg die Redaction derselben leitete. Im Herbst 1848 als außerordentlicher Professor der Rechte nach Leipzig berufen, begann er seine juristisch-philologischen Studien mit erneutem Eifer. Doch hatte hier seine Theilnahme an den Bewegungen der J. 1848 und 1849 eine Untersuchung und 1850 seine Absetzung zur Folge. Seit Frühjahr 1852 ist M. ordentlicher Professor des röm. Rechts in Zürich, wo er sich, wie in Leipzig, eines bedeutenden Rufs als Docent erfreut. Seine literarische Thätigkeit begann M. mit der Schrift „De collegiis et sodaliciis Romanorum" (Kiel 1843), in welcher er bereits von seinen gründlichen und umfassenden epigraphischen Studien ein glänzendes Zeugniß ablegte. Dasselbe gilt von den fernern Schriften: „Die röm. Tribus in administrativer Beziehung" (Altona 1844) und „Oskische Studien" (Berl. 1845), denen bald „Nachträge" (Berl. 1846) folgten. Hatte M. schon durch die letztere Arbeit für die sprachliche und sachliche Erklärung der Sprachdenk-

mäler der italischen Völker eine neue Bahn gebrochen, so geschah dies in noch weit höherm Grade in seinem Werke über „Die unteritalischen Dialekte" (Lpz. 1850), einer Frucht seiner umsichtigen und allseitigen Forschungen im südlichen Italien. Das vorzüglichste Ergebniß der letztern ist jedoch das „Corpus inscriptionum Neapolitanarum" (Lpz. 1851), welches für ähnliche epigraphische Arbeiten als mustergültig zu betrachten ist. Außer mehren kleinern Abhandlungen, besonders in den „Berichten" der sächs. Gesellschaft der Wissenschaften, sind noch hervorzuheben: „Über den Chronographen vom J. 354" (Lpz. 1850); „Über das röm. Münzwesen" (Lpz. 1850); „Das Edict Diocletian's de pretiis rerum venalium vom J. 301" (Lpz. 1851) u. s. w. Gegenwärtig ist M. mit der Ausarbeitung einer röm. Geschichte beschäftigt. Mit Wilh. Henzen in Rom wurde M. von der berliner Akademie an die Spitze eines umfassenden Unternehmens für die Epigraphik gestellt. — **Mommsen** (Johannes Tycho), Bruder des Vorigen, geb. zu Garding 1819, widmete sich der Philologie, bereiste 1846—48 Italien und Griechenland und wurde dann Lehrer am Gymnasium zu Husum. Durch die Schlacht bei Idstedt 1850 von dort vertrieben, erhielt er bald darauf eine Anstellung als Professor am Realgymnasium zu Eisenach. Durch mehre Schriften, worunter die über „Pindaros" (Kiel 1845) und eine metrische Übersetzung dieses Dichters (Lpz. 1846) besonders hervorzuheben, hat sich M. als einen tüchtigen Philologen bewährt. Dasselbe gilt auch von **August M.**, einem dritten Bruder der Vorigen, geb. 1821 zu Oldesloe, vor seiner Vertreibung aus Schleswig Lehrer am Gymnasium zu Flensburg, seit derselben Lehrer am Johanneum zu Hamburg. — Nicht mit den Genannten verwandt ist **Friedrich M.**, ebenfalls ein Schleswig-Holsteiner, der eine Zeit lang Chef des Justizdepartements unter der Statthalterschaft in Kiel war, sich nach seiner Vertreibung als Privatdocent zu Göttingen habilitirte und unter Anderm durch seine „Beiträge zum Obligationenrecht" (Gött. 1853) literarisch bekannt geworden ist.

**Mömpelgard**, s. Montbelliard.

**Momus**, der Gott des Spottes und des Tadels, nach Hesiod ein Sohn der Nacht, kommt erst in der spätern Zeit öfter und zwar gewöhnlich in Verbindung mit Komos (s. d.) vor. Bei Lucian ist er der liberale unter den aristokratischen Göttern, der Alles verspottet, was nur historischen und keinen natürlichen Werth hat. Als Minerva ein Haus gebaut, Neptun einen Ochsen erschaffen und Vulcan einen Menschen gebildet hatte, tadelte er an dem ersten, man könne es bei den Belästigungen durch einen bösen Nachbar nicht herumdrehen, bei dem zweiten, er habe die Hörner nicht auf der Brust, wo er besser würde stoßen können, bei dem dritten, er habe kein Fenster, durch das man sehen könne, was er im Herzen trüge. In der Kunst wird er als entkräfteter Greis dargestellt.

**Monaco**, ein kleines ital. Fürstenthum, an der ligurischen Küste des Mittelmeers gelegen und von der sardinischen Grafschaft Nizza umgeben, hat ein Areal von 2½ QM. und zählt in seinen drei Gemeinden Monaco, Mentone und Roccabruna gegen 7400 E. Seine Verfassung ist monarchisch-absolut. Der Fürst vereinigt die gesetzgebende und vollziehende Gewalt in seiner Hand und ist an sich souverän, steht jedoch seit Jahrhunderten in Schutzverhältnissen zu fremden Staaten, und zwar seit 1815 unter dem Schutze Sardiniens. Die Haupterzeugnisse des Ländchens sind Citronen und Öl, welches jährlich im Betrag von mehr als 30000 Thlrn. ausgeführt wird. Die Einkünfte des Fürsten belaufen sich auf 340000 Frcs. Die kleine Haupt- und Residenzstadt Monaco (Monoecus oder Herculis Monoeci Portus im Alterthum) liegt auf einer mit Cactus und gegen das Meer hin mit kolossalen indischen Feigen bewachsenen, auf der Spitze mit Befestigungen bekränzten Felsenmasse, hat ein Schloß von guter Bauart, einen Hafen und 1300 E., während die Hafenstadt Mentone 3000 E. zählt. Mehr nordwestlich von der Hauptstadt liegt das Dorf Turbia mit einer schönen Kirche und einer großartigen Ruine aus der Römerzeit, gewöhnlich die Trophäen des Augustus genannt. Im Mittelalter diente dieser Bau als Burg und Zufluchtsort und wurde erst unter Ludwig XIV. vom Marschall Villars gesprengt. Jetzt sieht man nur gewaltige Steinmassen und einige Reste von Säulen und Inschriften. Auf einem großen Unterbau erhob sich einst die kolossale Statue des Kaisers Augustus. Im Besitz dieses Ländchens war seit den Zeiten Kaiser Otto's I. die Familie Grimaldi. Im J. 1450 kam es unter span., im Tractate zu Péronne von 1641 unter franz. Oberhoheit. Als deshalb der König von Spanien die mailänd. und neapolit. Lehngüter des Hauses Grimaldi einzog, entschädigte Ludwig XIV. von Frankreich dasselbe dafür durch Verleihung des neuerrichteten Herzogthums Valentinois nebst der Pairswürde. Beim Erlöschen des Hauses Grimaldi im Mannsstamme 1731 erbte das Fürstenthum Jacques François Léonard de Goyon-Matignon Graf von Thorigny, der sich 1715 mit der Tochter und Erbin des letzten Grimaldi vermählt

dabei das Herzogthum Valentinois nebst der Pairswürde erhalten und den Namen Grimaldi angenommen hatte. Unter dem Enkel desselben, Honoratus IV., wurde das Fürstenthum M. 14. Febr. 1793 mit der Republik Frankreich vereinigt. Im Frieden zu Paris von 1814 wurde es, unter den frühern Verhältnissen zu Frankreich, an Honoratus IV. zurückgegeben, im Pariser Vertrage vom 20. Nov. 1815 aber das Schutzverhältniß auf Sardinien übertragen. Letzteres erkannte durch die Declaration vom 8. Nov. 1817 die Souveränetät des Fürstenthums an, behielt sich aber das Recht der militärischen Besetzung und der Ernennung des Platzcommandanten in der Stadt Monaco vor. Der Fürst Honoratus V., der 1819 seinem Vater Honoratus IV. in der Regierung folgte und 2. Oct. 1841 starb, verfaßte die Schrift „Über den Pauperismus in Frankreich und die Mittel gegen denselben" (Par. 1839). Ihm folgte sein Bruder, der gegenwärtige Regent Florestan I., dessen vollständiger Titel Tancred Florestan Roger Louis de Grimaldi, Fürst von M. ist (geb. 10. Oct. 1785, vermählt 27. Nov. 1816 mit Marie Luise Karoline Gabriele, geborenem Fräulein Gilbert de Lametz). Sein Sohn, der Erbprinz Karl Honoratus Grimaldi Herzog von Valentinois, Grand von Spanien erster Classe u. s. w., ist geboren 8. Dec. 1818 und hat einen Sohn, Prinz Albert Honoratus (geb. 13. Nov. 1848). In Folge der Ereignisse von 1848 entstanden auch in M., hauptsächlich wegen der hohen Salz- und Brotpreise, Unruhen, worauf Karl Albert von Sardinien die zwei Gemeinden Mentone und Roccabruna, unter Zustimmung der unzufriedenen Einwohner, besetzen ließ und sie durch ein Decret vom 18. Sept. 1848 mit dem Königreiche vereinigte. Hiergegen legte Fürst Florestan I. Protest ein, erwirkte aber damit so wenig, daß bereits 12. Febr. 1849 der sardin. Abgeordnetenkammer ein erster Gesetzentwurf über die Beiziehung jener beiden Gemeinden zum Königreich Sardinien vorgelegt wurde, dem bei dem Dazwischentritt der Ereignisse ein zweiter 21. Oct. 1849 mit andern Grundlagen folgte. Den letztern nahm die Kammer 10. Nov. auch an, sodaß hiernach Mentone und Roccabruna künftig wie die andern Bestandtheile der sardin. Staaten und als deren volles Zubehör regiert werden sollten. In Folge dessen wendete sich Fürst Florestan I. an die europ. Großmächte, welche die Tractate von 1814 und 1815 unterzeichnet hatten, mit einem Proteste gegen das Verfahren des Königs von Sardinien, der sich durch einen besondern Tractat 1817 noch eigens verbindlich gemacht, die Souveränetät des Fürsten über M., Mentone und Roccabruna aufrecht zu erhalten. Die eindringlichen Vorstellungen der Großmächte brachten es denn auch dahin, daß auch jener zweite Gesetzentwurf, der 2. Jan. 1850 dem Senate ebenfalls vorgelegt worden war, von diesem unerledigt gelassen wurde. In der jüngst verflossenen Zeit soll der Fürst von M. mit der östr. Regierung wegen Verkaufs seines Ländchens in Unterhandlungen getreten, dagegen aber auf Betrieb der sardin. Regierung von Seiten der Cabinete von Paris und London im Juni 1852 ein Veto eingelegt worden sein.

**Monadologie** nennt man diejenige speculative Naturansicht, welche die letzten Gründe der Erscheinungen in einfachen, unkörperlichen Wesen (Monaden) sucht. Die Monadologie hat mit dem Atomismus das gemein, daß sie eine Vielheit des Realen annimmt. Die Monaden unterscheiden sich aber von den Atomen (s. d.) dadurch, daß die letztern schon als körperlich ausgedehnt und als gegenseitig undurchdringlich aufgefaßt werden; daher der Atomismus nur zu einer mechanischen Naturerklärung führt, während die Monadologie einen dynamischen Charakter hat. Die beiden wichtigsten Vertreter der Monadologie sind Leibniz und Herbart. Monas heißt übrigens Einheit und kommt schon in der pythagoräischen Philosophie zur Bezeichnung des Urprincips der Zahlen und der Dinge vor.

**Monaghan**, die kleinste Grafschaft der irländ. Provinz Ulster, hat ein Areal von 24¹/₁₀ QM., wovon 1¼ auf Unland kommen. Die Oberfläche ist wellenförmig, zum Theil hügelig, zum Theil sumpfig, im Ganzen monoton. Der Boden, durch den Blackwater, den Fine, viele kleine Seen und Bäche bewässert, ziemlich fruchtbar, aber im Allgemeinen nachlässig bebaut, bringt hauptsächlich Hafer, Kartoffeln und Flachs hervor. Nicht unbedeutend ist die Viehzucht und Milchwirthschaft, weit verbreitet die Linnenmanufactur. Ausgedehnt sind die Kalksteinlager. Bleierz ist in Menge vorhanden; auch finden sich Steinkohlen, aber der Torf bildet bei dem Mangel an Holz fast ausschließlich das Brennmaterial. Die Zahl der Einwohner ist von 1840—50 von 200422 auf 143410 herabgesunken, eine Abnahme von 28 Proc. Die Hauptstadt Monaghan, an der schönen Heerstraße nach Londonderry gelegen, hat 4000 E. und ansehnliche Leinwandbleichen. Sie war ehemals fest. Der Landsitz des Lord Blayney steht auf der Stelle der alten Abtei von M.

**Monaldeschi** (Giovanni, Marquese), aus einer ital. Adelsfamilie von Ascoli herstammend, ging, um sein Glück zu machen, nach Schweden und wurde 1652 durch die Protection des Gra-

fen de la Gardie Stallmeister der Königin Christine. Im nächsten Jahre erhielt er Sendungen nach Polen und an mehre kleinere ital. Höfe. Nach der Abdankung der Königin Christine, deren erklärter Günstling er inzwischen geworden war und die ihn zu ihrem Oberstallmeister ernannt hatte, begleitete er dieselbe auf ihren Reisen und nach Paris. Hier wurde er auf ihren Befehl in der Hirschgalerie im Schlosse zu Fontainebleau 10. Nov. 1657 hingerichtet. (S. **Christine.**) Die Ursache dieses Mordes, wie man die Hinrichtung trotz des angeblichen förmlichen Gerichts, welches die Königin hielt, nennen muß, ist nicht ganz aufgeklärt. Das Wahrscheinlichste ist, daß die Entdeckung einer flagranten Untreue ihr die Veranlassung seiner Hinrichtung gab, die sie durch das Vorgeben von Hochverrath auf M.'s Seite zu beschönigen suchte. Nach der Blutthat, bei der die Königin sich ebenso grausam als starrsinnig und herzlos gezeigt hatte, ließ sie Messen für den hingerichteten Geliebten lesen. Das Schicksal M.'s ist mehrfach in Romanen behandelt, von Laube aber zu einem Trauerspiele benutzt worden.

**Monarchie** (griech.), auch **Einherrschaft** nennt man diejenige Staatsform, nach welcher ein Einzelner kraft eigenen Rechts (nicht als bloßer Bevollmächtigter oder Beamter des Volkes) an der Spitze des Gemeinwesens steht. Nach dieser Auffassung ist die Monarchie allemal **Erbmonarchie.** Zwar hat es auch **Wahlmonarchien** gegeben, z. B. in Polen und im ehemaligen Deutschen Reich. Allein ganz richtig nannten die Polen ihren Staat ungeachtet des ihrem Oberhaupte gegebenen Titels König eine „Republik". Das Deutsche Reich aber (obgleich hier vom Anfang an das Wahlkönigthum einen Zusatz von Erblichkeit gehabt hatte, indem man sich bei der Wahl meist an eine bestimmte dynastische Folge band) ward schon früh von Staatsrechtskundigen für eine weniger monarchische als aristokratische Staatsform erklärt und in diplomatischen Documenten des vorigen Jahrhunderts geradezu eine „Republik von Fürsten mit einem Oberhaupte" genannt. Die Monarchie ist die herrschende Staatsform beinahe in allen Ländern der Alten Welt; in Europa machen nur einige kleine Gemeinwesen, wie die Schweiz, die vier Freien Städte in Deutschland und die Republik San-Marino, eine Ausnahme. Frankreich, welches zwei mal die monarchischen Einrichtungen mit republikanischen zu vertauschen versucht hat, ist beide male zur Monarchie zurückgekehrt. Dagegen ist Amerika zum allergrößten Theile republikanisirt; nur das Kaiserthum Brasilien vertritt dort noch das monarchische Princip. Wo die monarchische Staatsform durch langes geschichtliches Bestehen mit den Einrichtungen, den Sitten und den Ideen des Volkes fest verwachsen ist, wo außerdem die socialen Verhältnisse so verwickelt sind, wo es so scharfbegrenzte Standesunterschiede und namentlich ein so zahlreiches Proletariat gibt, wie in fast allen europ. Staaten, da erscheint ein Übergang von der Monarchie zur Republik, selbst abgesehen von der Gewaltsamkeit der Mittel, wodurch er bewirkt werden müßte, als etwas schwerlich zum Heile führendes oder wenigstens mit den größten Gefahren für die Gesellschaft Verbundenes. Nur die ärgste Verbildung und Entstellung des monarchischen Princips in seiner praktischen Durchführung könnte die Völker dahin bringen, sich lieber jenen Gefahren auszusetzen, als diesen Misbrauch länger zu ertragen. Um so nöthiger aber ist es, daß die Monarchie mit der gesteigerten Bildung, den geläuterten Rechts- und Freiheitsbegriffen der civilisirten Völker gleichen Schritt halte und ihre Hauptstütze in dem Bestreben suche, Repräsentantin und Vollzieherin des vernünftigen Nationalwillens, gleichsam der schirmende Schlußstein der auf diesen begründeten politischen Einrichtungen des Staats zu sein. Für civilisirte Staaten eignet sich daher nur die beschränkte, nicht die unumschränkte oder absolute Monarchie. Die vollendetste Form jener erstern aber stellt, soweit unsere bisherigen politischen Erfahrungen reichen, die constitutionelle Monarchie dar, wie sie in England, in Belgien, neuerdings auch in Sardinien ihre Verwirklichung gefunden hat. Die sogenannte ständische Monarchie, in welcher das Königthum zwar beschränkter ist, aber nur durch die Rechte und zu Gunsten gewisser privilegirter Stände, gehört einer überlebten Zeit, dem feudalen Mittelalter an.

**Monas**, s. **Monadologie.**

**Monat** heißt im Allgemeinen die Umlaufszeit des Mondes (s. d.) um die Erde. Da der Umlauf des Mondes aus mehren Gesichtspunkten betrachtet werden kann, so unterscheidet man auch mehre Arten Monate. Betrachtet man nämlich die Zeit, binnen welcher der Mond wieder vor demselben Fixsterne erscheint, so ist dies sein siderischer Umlauf, und die Periode desselben wird der **siderische Monat** genannt. Die Umlaufszeit des Mondes aber vom Frühlingspunkte (s. **Frühling**) an gerechnet bis wieder zu dem nämlichen Punkte gibt den **tropischen** oder **periodischen Monat**, der wegen des Vorrückens der Nachtgleichen kürzer als der siderische ist. Die Zeit, binnen welcher der Mondwechsel erfolgt, d. h. von einem Neumonde bis zum andern, heißt

der synodische Monat, welcher wegen des Vorrückens der Erde in ihrer Bahn der längste sein muß, der Umlauf von dem aufsteigenden Knoten bis wieder zu demselben der Drachen- oder Knotenmonat und endlich der Umlauf von der Erdnähe bis wieder dahin der anomalistische Monat. Kein einziger dieser verschiedenen Monate bleibt sich gleich, sondern jeder dauert bald länger, bald kürzer. Die Länge eines jeden läßt sich daher nur in einer mittlern Zeitdauer oder im Durchschnitt aus allen wirklich vorkommenden Längen angeben. Die Astronomen bestimmen auf diese Weise

| | | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| den siderischen | Monat auf | 27 | Tage | 7 | St. | 43 | Min. | 11⅓ | Sec. |
| den tropischen | — | — | 27 | — | 7 | — | 43 | — | 5 | — |
| den synodischen | — | — | 29 | — | 12 | — | 44 | — | 3 | — |
| den Drachenmonat | — | — | 27 | — | 5 | — | 5 | — | 29 | — |
| den anomalistischen | — | — | 27 | — | 13 | — | 21 | — | 3 | — |

Da zwölf Mondwechsel fast ein Sonnenjahr ausmachen, so nennt man auch wol den zwölften Theil eines solchen (= 30 Tage 10 St. 29 Min. 4 Sec.) einen **Sonnenmonat**. Endlich bedienen sich einige morgenländ. Völker aus Unbekanntschaft mit der wahren Dauer des synodischen Monats noch des sogenannten **Erleuchtungsmonats**, welchen sie von dem ersten Wiedersichtbarwerden des Mondes nach dem Neumonde bis wieder dahin rechnen. Von den bisher erklärten astronomischen Monaten sind die bürgerlichen zu unterscheiden, die zur Unterabtheilung des Jahres dienen und eine gewisse, aber nicht immer gleiche Anzahl von vollen Tagen (meist 30 und 31) enthalten. Da nämlich nach dem Wechsel von Tag und Nacht der Mondwechsel die auffallendste Himmelserscheinung ist und die regelmäßige Wiederkehr desselben sich sehr bald bemerklich machte, so gab er schon in den ältesten Zeiten eine leichte und natürliche Zeitbestimmung ab. Die noch jetzt üblichen Namen der bürgerlichen Monate stammen aus den ältesten Zeiten. Abgesehen von dem April, haben Januar, Februar, März, Mai und Juni ihre Namen von Janus, Februus, Mars, Maja und Juno erhalten, denen zu dieser Zeit von den Römern geopfert wurde. September, October, November und December aber sind nach den Stellen des Jahres benannt, welche sie bei den ältesten Römern einnahmen, die das Jahr mit dem März anfingen, sodaß die genannten Monate der siebente, achte, neunte und zehnte Monat waren. Deshalb hießen auch früher bei ihnen die Monate Juli und August Quinctilis und Sextilis, d. h. der fünfte und sechste. Erst durch einen Senatsbeschluß wurde der Quinctilis dem Julius Cäsar zu Ehren Julius, der Sextilis zu Ehren des Octavian Augustus genannt. Überhaupt war es unter den ersten röm. Kaisern Sitte, ihre Namen durch den Kalender zu verewigen. So erhielt nach einem Senatsbeschluß der April den Namen des Nero, der Mai den des Claudius; bei Todesstrafe gebot Domitian, den October künftig Domitianus zu nennen; der August bekam den Namen Commodus u. s. w. Doch sind alle diese Kaisernamen mit einziger Ausnahme des August sehr bald aus dem Kalender verschwunden. Karl d. Gr. schlug sehr angemessene deutsche Namen vor, und die Franzosen wollten während der Republik ein Ähnliches in ihrer Sprache thun (s. **Kalender**); allein alle Bemühungen blieben vergebens, die durch so langen Gebrauch geheiligten Benennungen zu ändern.

**Moncāda** (Don Francisco de), Conde de Osona, ein classischer Geschichtschreiber der Spanier, stammte aus einem der angesehensten Häuser Cataloniens, dessen Zweige in Frankreich die Vicomtes von Bearn, in Sicilien die Herzoge von Montalto waren. Er wurde 29. Dec. 1586 zu Valencia geboren, wo sein väterlicher Großvater als Vicekönig residirte. Schnell schwang er sich zu den ersten Stellen im Staate empor; so war er Staats- und Kriegsrath, Gesandter am Hofe zu Wien, Obersthofmeister der Infantin Clara Eugenia, Gouverneur in den Niederlanden und Oberbefehlshaber der dortigen span. Truppen bis 1633, wo er sich als Politiker und Militär großen Ruhm erwarb. Aber inmitten seiner rühmwürdigen Laufbahn erreichte ihn der Tod; er fiel bei der Belagerung von Goch, einer Festung im Herzogthum Kleve, 1635. Auch M. besaß, wie so viele Staatsmänner seiner Zeit, gelehrte Bildung und wußte ebenso gut die Feder wie den Degen zu führen. Auch er wollte den Ruhm seiner Nation nicht nur durch seine Thaten, sondern auch durch seine Schriften vermehren. Seine „Historia de la expedicion de Catalones y Aragoneses contra Turcos y Griegos" (Barcelona 1623; neu aufgelegt Madr. 1777 und 1805; auch in Ochoa's „Tesoro de historiadores espagnoles", Par. 1840, und in Jaime Tio's „Tesoro de los autores illustres", Barcel. 1841) hat durch Lebendigkeit der Darstellung und Musterhaftigkeit des Stils classisches Ansehen. Auch hatte er sich, wie Mendoza (s. d.), nach Sallust und Tacitus gebildet; aber seine Sprache ist viel natür-

licher, einfacher und freier von falschem Pathos. Außerdem schrieb er noch eine „Vida de Anicio Manlio Torquato Severino Boecio" (Ffk. 1642).

**Moncey** (Bon Adrien Jeannot), Herzog von Conegliano, Pair und Marschall von Frankreich, wurde 31. Juli 1754 zu Besançon geboren, wo sein Vater Parlamentsadvocat war. Für die juristische Laufbahn bestimmt, trat er im Alter von 15 J. aus Neigung für den Soldatenstand heimlich in das Infanterieregiment Conti. Seine Familie kaufte ihn zwar nach sechs Monaten los, allein sehr bald nahm er wieder im Regiment Champagne Dienste. Im J. 1773 kehrte er nochmals nach Besançon zurück und begann das Studium der Rechte, doch schon 1774 ließ er sich abermals unter die Gendarmen der Garde aufnehmen. Als Lieutenant kam er 1778 in die Legion der freiwilligen Dragoner von Nassau-Siegen. Erst durch die Revolution eröffnete sich ihm eine Laufbahn; zunächst erhielt er 1793 den Befehl über das unter dem Namen der cantabrischen Jäger bekannte leichte Infanteriebataillon. Sein ausgezeichnetes Betragen in der Armee der Pyrenäen verschaffte ihm 1794 den Grad eines Brigadegenerals; einige Monate nachher stieg er zum Divisionsgeneral. Nach einer Reihe siegreicher Gefechte erhielt er vom Convent 17. Aug. 1795 in den Pyrenäen den Oberbefehl. Er schlug die Spanier bei Villanova, Villareal und Bilbao, unterwarf sich ganz Biscaya und schloß endlich den Waffenstillstand von San-Sebastian, welchem der Friede zu Basel folgte. Im Sept. 1796 erhielt er das Commando der elften und später vom Ersten Consul, den er in der Revolution vom 18. Brumaire unterstützte, das der 15. Militärdivision. Im Feldzuge von 1800 führte er ein Corps von 20000 Mann über die Alpen, an dessen Spitze er sich bei Marengo und bei vielen andern Gelegenheiten auszeichnete. Nach dem Frieden zu Luneville übernahm er das Commando in den Depart. Oglio und Adda, und 4. Dec. 1801 wurde er zum Inspecteur der Nationalgendarmerie ernannt, in welcher Eigenschaft er Bonaparte in Beziehung auf das Polizeiwesen die wichtigsten Dienste leistete. Bei der Errichtung des Kaiserthrons erhielt er den Marschallsstab und bald darauf die Würde eines Herzogs von Conegliano. Im J. 1808 befehligte er ein Beobachtungscorps an der Küste des Ocean, das er dann nach Spanien führte, wo er die Insurgenten in der Provinz Valencia schlug. Unter Murat übernahm er 31. Juli den Befehl über den linken Flügel und betheiligte sich hierauf bei den Gefechten am Ebro und unter den Mauern von Saragossa. Weil er der Kriegspolitik des Kaisers entgegentrat, so übertrug ihm derselbe in den Feldzügen von 1812 und 1813 nur die Inspection über die Reservecadres. Erst 8. Jan. 1814 wurde er zum Generalmajor und zweiten Befehlshaber der pariser Nationalgarde ernannt. Als solcher benahm er sich fest und tapfer 31. Mai in der Schlacht vor Paris. Nach der Abdankung des Kaisers wendete er sich den Bourbons zu, die ihm die Pairswürde verliehen. Weil er dieselbe während der Hundert Tage behalten, sich auch weigerte, an der Verurtheilung Ney's Theil zu nehmen, verlor er seine Rechte und Ämter mit der zweiten Restauration und wurde 1815 mehre Monate auf Schloß Ham gefangen gehalten. Doch 1819 gab ihm der König die Pairswürde zurück und ernannte ihn 1820 zum Commandanten der neunten Militärdivision. Im span. Feldzuge von 1823 bediente man sich seines populären Namens und gab ihm den Befehl über das vierte Armeecorps. Er nahm Puycerda, Rosas und Figueras; am 2. Nov. aber schloß er mit Mina eine Capitulation, der zufolge ihm Barcelona, Tarragona und Hostalric ausgeliefert wurden. Nach seiner Rückkehr aus Spanien zeigte er sich bis zur Julirevolution in der Pairskammer als gemäßigter Gegner des Hofs. Im J. 1833 folgte er dem Marschall Jourdan als Gouverneur des Invalidenhauses. Er starb 20. April 1842 und hinterließ das Andenken eines edeln, gemäßigten und rechtschaffenen Charakters. Sein einziger Sohn, welcher Dragoneroberst war, kam 1817 auf der Jagd um.

**Mönchslatein** oder richtiger Mittellateinisch, s. Römische Sprache.

**Mönchsschrift** ist die im gemeinen Leben übliche deutsche Benennung derjenigen Schriftgattung, mit welcher die Urkunden und Handschriften des spätern Mittelalters, etwa vom 13.—16. Jahrh., geschrieben sind. Sie ist aus der röm. Schrift, mit welcher bis zur Mitte des 13. Jahrh. nicht blos das Lateinische, sondern auch das Deutsche geschrieben wurde, entstanden, wenn sie auch allmälig unter den Händen der Mönche, in deren Besitz fast ausschließlich die Schreibkunst war, gemäß dem ganzen Geiste und künstlerischen Sinne des Mittelalters, durch Verzierungen und Schnörkeleien eine mehr eckige und winkelreiche Gestalt angenommen hatte. Die Form, die sie zur Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst zeigte, behielt sie auch mit geringen Modificationen in den ältern Drucken, selbst bis Ende des 16. Jahrh. herab, bis sie in ausländischen Sprachen durch die römische (Antiqua) und in der deutschen durch die noch jetzt übliche Druckschrift, die sogenannte Fractur der Typographen, verdrängt ward, welche letztere sich im Laufe

des 16. Jahrh. aus ihr gebildet hatte. Gewöhnlich wird die Schriftform der ältesten Drucke jetzt Gothisch (d. i. nicht etwa Schrift der Gothen, sondern überhaupt alterthümliche Schrift) genannt. Am reinsten und schärfsten erscheint sie in der sogenannten **Missaltype**, z. B. sehr schön in dem ersten datirten Drucke, dem Fust und Schöffer'schen Psalterium von 1457. In neuerer Zeit, etwa seit dem zweiten Jahrzehnd dieses Jahrhunderts, fingen die Engländer wieder an, sich ihrer unter dem Namen **Black letter** bei Verzierungen (Titeln) und in Prachtdrucken, besonders in Reproductionen von Schrift- und Druckwerken des Mittelalters zu bedienen, was bald auch in andern Ländern, wie in Frankreich und seit 1824 in Deutschland, Nachahmung fand. Durch Schriftschneider und Schriftgießer hat dieselbe in neuester Zeit eine etwas geschmackvollere Form erhalten und wird dann **Neugothisch** oder **Pariser Gothisch** genannt. Die sogenannte **Schwabacher Schrift**, welche sich von der gewöhnlichen Fractur durch die mehr gebogenern Striche und die mehr halbrunde Form der Buchstaben unterscheidet, sowie auch die ihr ähnliche sogenannte **Ungarische Schrift** sind nur Abarten der Fractur, welche von den Schriftgießern, die sie zuerst gegossen, den Namen führen.

**Mönchswesen.** Die Anfänge desselben findet man schon in der vorchristlichen Zeit, als die Neigung zum einsamen Leben mit den Verderbnissen des gesellschaftlichen entstand und Manche, die sich dem Kampfe gegen diese Verderbnisse nicht gewachsen fühlten, in der Einsamkeit einen Schutz gegen das Böse suchten. Ob Henoch, weil er ein göttliches Leben führte, der erste Einsiedler gewesen sei, konnten nur Mönche fragen. Aber gewiß lag in dem zur Unthätigkeit und stillen Anschauung geneigten Sinne der Völker des südlichen Asien der Keim jener ältesten orient. Philosophie, deren Richtung zum beschaulichen, aus den Fesseln des Körpers und der Sinnlichkeit zum Idealen aufstrebenden Leben dem Zurückziehen von der Welt den Reiz einer besondern Weihe und Heiligkeit gab. Dazu kam die Meinung, daß man für frühere Vergehungen am besten durch Entbehrung aller Lebensfreuden büßen und, nach einer alten im ganzen Orient verbreiteten Idee, die Gottheit versöhnen könne. Anachoreten (s. d.) und Eremiten, büßende Heilige und Mönche (s. **Gymnosophisten**) zeigen sich daher schon im vorchristlichen asiat. Alterthume, und noch jetzt sind die Länder, die sich zu den Religionen des Brahma, Fo, Lama und Mohammed bekennen, voll Fakirs und Santons, Talapoinen, Bonzen und Derwische. Auch das hebr. Volk hatte solche Gottgeweihte in seinen Nasiräern (s. d.), und das Leben der Essäer (s. d.) und Therapeuten, die um die Zeit Jesu in Palästina und Ägypten blühten, war ganz nach der Idee von Absonderung aus der Welt und von klösterlicher Zucht und Frömmigkeit geformt, die später in der bessern Periode des christlichen Mönchswesens obwaltete. Unter den Christen, deren Religion an sich schon die Gegensätze des Körperlichen und Geistigen scharf bestimmte, und die überdies seit dem 3. Jahrh. mit gnostischen und neuplatonischen Ideen von Entkörperung und Erhebung über die Sinnenwelt geschwängert wurde, fing das einsame Leben schon im 4. Jahrh. an, Beifall zu finden. Durch die Verfolgungen wurde es aber wesentlich gefördert. Seit dem 5. Jahrh. tritt das Mönchswesen als ein kirchliches Institut hervor, das sich in mannichfaltigen Verzweigungen ausbildete und bis ins 17. Jahrh. an Einfluß auf Bildung und Sitten und an politischer Geltung wuchs. Diese hat es noch jetzt, besonders in den Ländern mit romanischer Bevölkerung. (S. **Ascetes**; **Klöster**; **Klostergelübde**; **Orden**.). Vgl. Weber, „Die Möncherei, oder geschichtliche Darstellung der Klosterwelt" (3 Bde., Stuttg. 1819—20; 2. Aufl., 1834); Döring, „Geschichte der Mönchsorden" (2 Bdchn., Dresd. 1828).

**Moncontour**, eine Stadt von 1800 E. im Bezirke Brieux des franz. Depart. Nordküsten, ist geschichtlich merkwürdig durch die Schlacht vom 3. Oct. 1569, in welcher die Hugenotten unter Coligny durch den Herzog von Anjou vollständig geschlagen wurden.

**Moncrif** (François Augustin Paradis de), franz. Dichter, ein Günstling Ludwig's XV., geb. zu Paris 1687, der Sohn des Rechtsgelehrten Paradis, erhielt den Zunamen de Moncrif von seinem Großvater mütterlicher Seite, der ein Engländer war. Durch Geist und liebenswürdigen Charakter ausgezeichnet, erwarb sich M. die Gunst der Großen des Hofs. Durch Maurepas in die vornehmsten Cirkel eingeführt, machte er sich bald durch seine vielfachen Talente in Poesie, Musik und mimischer Kunst zur Seele der geselligen Unterhaltung. Die Freundschaft des Hauses d'Argenson vollendete sein Glück. Er wurde erst geheimer Secretär bei dem Grafen d'Argenson, hierauf bei dem Grafen Clermont, einem Prinzen von Geblüt, und dann von Ludwig XV. erwählt, der Vertheiler seiner Geschenke zu sein, auch 1733 in die Akademie aufgenommen. Im J. 1734 erhielt er als Lector der Königin Maria Leszczynska auch Zutritt bei Hofe und in der Folge ward ihm sogar eine Wohnung im königl. Schlosse angewiesen. Als d'Argenson Kriegs-

minister geworden, ernannte er M. zum Generalsecretär bei seinem Bureau. Ebenso vielfach wie seine Verbindung mit Hof- und Staatsmännern waren auch die mit den Gelehrten seiner Zeit; Marmontel, Grimm und besonders Voltaire schätzten ihn. Dankbare Anhänglichkeit zeigte er gegen den Gründer seines Glücks, den Grafen d'Argenson, als dieser in Ungnade fiel und aus der Hauptstadt verwiesen wurde. Er begleitete ihn nicht allein auf seinen Landsitz d'Ormes, sondern besuchte ihn auch alle Jahre selbst, auf die Gefahr hin, dem Monarchen und der damals allmächtigen Pompadour zu misfallen. Von seinem bedeutenden Einkommen unterstützte er nicht allein seine Verwandten aufs großmüthigste, sondern erwies auch vielen Unglücklichen bedeutende Wohlthaten. Er starb 13. Nov. 1770. Am bekanntesten ist unter seinen Schriften sein „Essai sur la nécessité et sur les moyens de plaire" (Par. 1738), in welchem er die Kunst zu entwickeln sucht, die ihm angeboren war und sein Glück machte; seinem kleinen Romane „Les âmes rivales" hat er den ind. Mythus der Metempsychose als Grundidee eingewebt. Unter seinen „Poésies diverses" zeichnen sich die Romanzen aus, die er allein in Frankreich zu seiner Zeit mit Glück bearbeitete. Seine „Oeuvres" erschienen in zwei Bänden (Par. 1796).

**Mond**, der Nebenplanet oder Trabant der Erde, bewegt sich um dieselbe in einem Monat (s. d.) von Westen nach Osten und gemeinschaftlich mit ihr um die Sonne. Da er in einem Tage durchschnittlich über 13° nach Osten rückt, weshalb er auch mit jedem Tage später auf- und untergeht, was von einem Tag zum andern etwa 50 Minuten beträgt, so ist sein Fortrücken unter den Sternen viel auffallender als das der Sonne, die täglich nicht ganz einen Grad in derselben Richtung zurücklegt. Nach der Sonne ist der Mond für uns das wichtigste Gestirn des Himmels, schon darum, weil er zu gewissen Zeiten unsere Nächte erleuchtet. Die Zeit der Sichtbarkeit des Mondes hängt aber genau mit den **Mondphasen** oder Lichtgestalten desselben zusammen und beruht wie diese auf der Stellung des Mondes gegen die Sonne, welche immer die ihr zugekehrte Hälfte des an sich dunkeln Mondes beleuchtet. Steht der Mond gerade zwischen der Erde und Sonne, so findet Neumond statt; der Mond steht dann nur bei Tage am Himmel und ist uns unsichtbar, da er uns seine dunkle Seite zukehrt. Hat er sich um 90° von der Sonne nach Osten entfernt, was wir das erste Viertel nennen, so erscheint er uns als halb erleuchtete Scheibe; er geht dann um Mittag auf, um Mitternacht unter und erleuchtet die erste Hälfte der Nacht. Steht die Erde in gerader Linie zwischen Mond und Sonne oder jener der Sonne gerade gegenüber, so ist Vollmond eingetreten, d. h. der Mond zeigt uns eine ganz erleuchtete kreisrunde Scheibe und scheint die ganze Nacht hindurch. Ist endlich der Mond von der letzten Stellung an wieder so weit fortgerückt, daß er sich der Sonne von Westen her bis auf 90° genähert hat, so erscheint er abermals halb erleuchtet und steht im letzten Viertel; er geht dann um Mitternacht auf, um Mittag unter und erleuchtet nur die letzte Hälfte der Nacht. Vom Neumond bis zum Vollmond ist zunehmender, vom Vollmond bis zum Neumond abnehmender Mond. Die bezeichneten vier Erscheinungen heißen die **Mondviertel** und bilden zusammen einen **Mondwechsel**, dessen Dauer ein synodischer Monat heißt und ungefähr 29½ Tage beträgt, sodaß von einem Mondviertel bis zum nächsten wenig über eine Woche vergeht. Vor und nach dem Neumonde, also zwischen diesem und den beiden Vierteln, erscheint der Mond nur als glänzende, mehr oder weniger schmale Sichel, doch sieht man dann zu gewissen Zeiten auch den dunkeln Theil der Mondscheibe schwach erleuchtet, eine Erscheinung, die das aschgraue Licht des Mondes genannt wird und von dem Reflexe des Lichts der Erde herrührt, welche dem Monde zur Zeit des Neumondes ihre erleuchtete, zur Zeit des Vollmondes aber ihre dunkle Seite zukehrt. Zwischen dem Vollmonde und beiden Vierteln ist mehr als die Hälfte der Mondscheibe erleuchtet und sichtbar. Der Vollmond wird zuweilen durch den auf ihn fallenden Schatten der Erde verfinstert, was man eine **Mondfinsterniß** nennt. Dieselbe kann nur dann eintreten, wenn der Mond zur Zeit des Vollmondes nicht über 12¼° von einem der Knoten seiner Bahn entfernt ist, und ist entweder total oder partiell, je nachdem der ganze Mond oder nur ein Theil seiner Oberfläche verfinstert wird. Allen denjenigen Gegenden der Erde, welche den Mond sehen können, erscheint er dann zu gleicher Zeit und auf gleiche Weise verfinstert, was bei einer Sonnenfinsterniß hinsichtlich der Sonne nicht der Fall ist. Übrigens wird der Mond durch seine totale Verfinsterung sehr selten (z. B. 1606 und 1816) völlig unsichtbar; in der Regel erscheint er in einem kupferrothen Lichte, während bei partieller Verfinsterung der Erdschatten dunkelgrau erscheint.

Die Bahn des Mondes ist eine Ellipse, deren Ebene mit der Ebene der Ekliptik einen Winkel von 5° 9' bildet; sowol die große Achse jener Ellipse als die Durchschnittslinie (Knotenlinie) beider Ebenen sind veränderlich, und die erstere dreht sich in 8⅘ J. nach Osten, die letztere in

18⅓ J. nach Westen ein mal um die Erde, wovon die Folge ist, daß der Mond bei seinen Umläufen am Himmel durch sehr verschiedene Sternbilder und Gegenden desselben läuft. Da er zur Zeit des Vollmondes immer der Sonne gegenübersteht, so befindet er sich dann ungefähr in derjenigen Gegend des Himmels, in welcher die Sonne sechs Monate früher und später steht. Hieraus folgt, daß der Vollmond im Sommer am niedrigsten steht und die kürzeste Zeit sichtbar ist, im Winter aber am höchsten steht und am längsten scheint, wobei aber noch berücksichtigt werden muß, daß der Vollmond wegen der Neigung der Mondbahn möglicherweise eine um 5° 9′ größere oder kleinere Höhe erreichen kann als die Sonne in der entgegengesetzten Zeit des Jahres.

Die mittlere Entfernung des Mondes von der Erde beträgt 51500, die größte 54400, die kleinste 48700 M. An Größe steht der Mond der Erde weit nach; sein Durchmesser beträgt nur etwa 470 M. oder ³/₁₁ des Durchmessers der Erde, wonach sein körperlicher Inhalt ungefähr 49 mal kleiner als der der Erde ist. Wegen der großen Nähe des Mondes kennen wir die Oberfläche desselben genauer als die eines andern Himmelskörpers. In Bezug auf dieselbe beobachtet man sehr bald einen bemerkenswerthen Umstand, den nämlich, daß der Mond uns immer dieselbe Seite zukehrt, sodaß wir die andere Seite gar nicht kennen lernen. Man kann dies nur daraus erklären, daß sich der Mond genau in derselben Zeit, in welcher er um die Erde läuft, ein mal um seine Achse dreht, ein Verhältniß, das sich bei sämmtlichen Nebenplaneten wiederfindet. Übrigens ist jene Angabe nicht so zu nehmen, als ob der sichtbare und der unsichtbare Theil des Mondes durch eine unverrückbare, unveränderliche Grenzlinie getrennt wären, vielmehr verändert diese Grenzlinie ihre Lage beständig, was man das Wanken oder die Libration des Mondes nennt, sodaß man das eine mal an dieser, das andere mal an jener Stelle des Mondrandes ein Stück der sonst unsichtbaren Mondseite zu sehen bekommt. Man kann rechnen, daß ³/₇ der Mondoberfläche uns immer sichtbar, ³/₇ immer unsichtbar sind; das letzte Siebentel ist stets zur Hälfte sichtbar und zur Hälfte unsichtbar. Die Ursache dieser Erscheinung liegt theils in der gleichförmigen Achsenumdrehung und ungleichförmigen fortrückenden Bewegung des Mondes, theils in der Verschiedenheit des Orts auf der Erde, an welchem der Mond beobachtet wird. Die Oberfläche des Mondes zeigt schon dem bloßen Auge, am deutlichsten zur Zeit des Vollmondes, viele größere und kleinere graue Flecken, die aber unmöglich Schatten höherer Gegenstände sein können. Man hat diesen Gegenden den Namen von Meeren, Seen u. s. w. beigelegt, obgleich es jetzt für ausgemacht gilt, daß der Mond kein Wasser, wenigstens keine größern Gewässer enthält. Die hellern Landschaften des Mondes enthalten fast ohne Ausnahme zahlreiche Gebirge; diese zeichnen sich theils durch ihre verhältnißmäßig größere Höhe, die bei manchen über eine Meile oder ¹/₄₅₄ des Monddurchmessers beträgt, theils durch ihre Gestalt vor den irdischen aus. Die meisten sind Ringgebirge, bestehend aus einem ringförmigen Wall, der eine Vertiefung oder Ebene einschließt, aus deren Mitte gewöhnlich ein isolirter kegelförmiger Centralberg emporsteigt. Die sogenannten Wallebenen sind von den Ringgebirgen nur durch ihre größere Ausdehnung verschieden, die 30 und mehre Meilen im Durchmesser beträgt. Außerdem enthält die Oberfläche des Mondes Krater, Kettengebirge, Bergkegel, Rillen oder Bergadern, Schluchten oder Löcher. Eine noch ganz unaufgeklärte Erscheinung sind die schmalen Lichtstrahlstreifen, die im Vollmond als Strahlensystem erscheinen und keine Bergadern sein können. Ob der Mond Vulkane besitze, wie man aus der Gestalt vieler Berge schließen will, ist unentschieden, gewiß jedoch, daß von neuern Eruptionen derselben keine Spur zu bemerken ist. Die Namen der Berge hat man seit Riccioli größtentheils von berühmten Mathematikern und Astronomen entlehnt. Eine Atmosphäre scheint der Mond ebenso wenig zu besitzen als Wasser, wenigstens muß die erstere, wenn es eine gibt, wie Schröter annimmt, ausnehmend fein sein. Die beste Mondkarte oder bildliche Darstellung der Mondoberfläche haben in der neuern Zeit Mädler und Beer in Berlin (4 Blatt, Berl. 1834—36) und in der ihr zur Erläuterung beigegebenen „Allgemeinen vergleichenden Selenographie" (2 Bde., Berl. 1837) die beste Mondbeschreibung oder Selenographie geliefert. Die Karte von Lohrmann (1824), ebenfalls sehr vorzüglich, ist nicht vollendet worden. Unter den ältern Arbeiten sind namentlich die Karten von Hevel (1640), Riccioli (1651), Cassini (1680), Mayer (1775) und Lambert (1775), sowie Schröter's „Selenotopographische Fragmente" (2 Bde., Gött. 1791) mit Auszeichnung zu nennen.

Da der Mond von allen Weltkörpern derjenige ist, welcher der Erde am nächsten steht, so läßt sich schon aus diesem Grunde ein Einfluß desselben auf die Erde vermuthen, und lange noch, ehe eine erklärende Theorie über diesen Gegenstand gegeben werden konnte, wurden Thatsachen beobachtet, welche man diesem Einflusse zuschrieb. Das am meisten in die Augen springende Symptom dieser Einwirkung ist die auf den Gesetzen der Attraction beruhende Erscheinung der

Ebbe und Flut (s. d.), und nachdem sich diese als ein Product des Mondeinflusses ausgewiesen hatte, war auch der Weg zu einer Theorie gebahnt, welche die Annahme einer ursächlichen Beziehung des Mondes zu den organischen Vorgängen des Lebens rechtfertigte, wenn sie auch die Art dieser Beziehung bis in ihre Einzelnheiten nicht mit Sicherheit verfolgen konnte. Wenn nämlich der Mond schon auf das Wasser eine so bedeutende Anziehungskraft ausübt, so muß dasselbe in Hinsicht auf die Luft auch stattfinden und ebenso wie im Wasser in der Luft eine Ebbe und Flut eintreten, welche sich durch Strömungen der Luft, durch Windbewegungen kundgibt. Daher entstehen die Winde, welche zur Zeit des Neu- und Vollmondes und der Tag- und Nachtgleiche zu wehen pflegen. Der Einfluß aber, den die Winde auf die organische Natur ausüben, ist im Allgemeinen bekannt, während er sich anderer mit ihm verbundener Ursachen wegen im Einzelnen so mannichfaltig zeigt, daß er genauerer Bestimmungen noch ermangelt. Auf diesem Grunde möchten die Regeln beruhen, welche sich bei den Landbebauern aller Erdstriche in Hinsicht auf Pflanzen, Säen, Pfropfen u. s. w., soweit sie sich auf den Mond beziehen, durch die Erfahrung vieler Generationen Geltung verschafft haben, obwol bei den meisten dieser Leute die Beobachtungen richtiger sind als die oft unklaren oder durch den gröbsten Aberglauben entstellten Erklärungen derselben. Kann sonach ein Einfluß des Mondes auf das Leben der Pflanzen nicht abgeleugnet werden, so ist wol auch ein solcher auf den thierischen Körper hauptsächlich durch Vermittelung des für dergleichen Reize empfänglichern Blut- und Nervensystems kaum zu bestreiten, besonders wenn Autoritäten wie Mead, Fr. Hoffmann u. A. uns Beobachtungen, die sie selbst gemacht, mittheilen, obwol hierbei in Betracht zu ziehen ist, daß die meisten dieser Beobachter, als der Schule der Jatromathematiker (s. d.) angehörig, nicht ganz unbefangen genannt werden können. Durch die angegebene, von Mead aufgestellte und weiter ausgeführte Erklärung rechtfertigt derselbe nun seine Ansichten über die während gewisser Mondphasen beobachtete Entstehung, Verschlimmerung und Verbesserung gewisser Krankheiten, gesteht jedoch selbst, bei Gesunden den Einfluß des Mondes auf die Lebensäußerungen weniger bemerkt zu haben. Die gegen diese Theorie angebrachten Einwürfe sind theils von ihm selbst, theils nach ihm von andern Beobachtern ziemlich befriedigend erledigt worden. Besonders war es die dem Mondlaufe ähnliche und mit siebentägigem oder in seiner Quadruplication vier mal siebentägigem Typus durch einen großen Theil der pathologischen Erscheinungen unverkennbar sich hindurchziehende Periodicität, welche eine solche Erklärung hervorbrachte, der in vielen Fällen nichts entgegengesetzt werden kann. Eine weit schwächere Einwirkung dürfte der Mond durch seine Lichtstrahlen auf den Erdkörper ausüben, obgleich durch Versuche der neuern Zeit erwiesen ist, daß im Mondlichte gewisse Silberpräparate geschwärzt und manche Farben, besonders Chamois, ebenso gebleicht werden wie im Sonnenlichte, daß das Mondlicht die chemische Zersetzung todter organischer Körper im Verhältniß zur Dunkelheit befördert und daß die im Hohlspiegel gesammelten Mondstrahlen das Thermometer steigen lassen. Auf diese Erscheinungen möchte vielleicht die Erklärung anzuwenden sein, welche der jüngere Herschel ganz neuerdings abgegeben hat. Nach seiner Meinung nämlich könne möglicherweise die Erhitzung der Mondoberfläche auf der einen Seite, welche fast volle 14 Tage der ununterbrochenen Einwirkung der Sonnenstrahlen ausgesetzt sei, eine weit über den Siedepunkt steigende Höhe erreichen und daher beim Vollmonde eine Wärmequelle für die Erde sein. Diese Wärme dringe jedoch nicht bis zur Erdoberfläche, da sie, von der Atmosphäre aufgehalten, vielleicht nur die schnelle Zerstreuung und Verwandlung der sichtbaren Wolken in unsichtbaren Dunst beim Aufgang des Vollmondes zur Folge habe. Im Ganzen muß man wol, solange noch keine umfänglichern und in ihrer Anstellung wie in ihren Resultaten consequentern Beobachtungen vorliegen, sich an A. von Humboldt's Worte halten: „Wie in dem zarten Bau der Pflanze, bringt das Licht des Mondes, ja das der entferntesten Weltkörper gewiß auch im Menschen Veränderungen hervor. Aber wenn tausend stärkere Kräfte gleichzeitig auf uns einwirken, verschwindet die Wirkung der schwächern."

**Mondfinsterniß**, s. Mond.

**Mondgebirge**, bei arab. Schriftstellern Dschebel-el-Komr, nannte man bisher, auf die Autorität des Ptolemäus hin, der den Nil in einem Gebirge dieses Namens entspringen läßt, ein Gebirge, das man, als den vermeintlichen Nordrand des Hochlandes von Südafrika, vom Cap Guardafui am Indischen Meere quer durch den ganzen Erdtheil in westlicher Richtung bis zur Bai von Benin am Atlantischen Ocean sich erstrecken ließ. Es hat aber dies Gebirge wahrscheinlich keine andere Existenz als in der Einbildung der Kartenzeichner, da der ganze

Landstrich, den man es durchziehen läßt, den neuern Reisenden und Geographen vollkommen bekannt ist. Dagegen sah 1848 der Missionar Rebmann auf einer Wanderung von der Küste Zanguebar nach dem Innern Südafrikas aus weiter Ferne, etwa unter 3° s. Br. und 53—54° ö. L., im Lande Mono-Moezi einen schneebedeckten Bergriesen, Namens Kilimandscharo, eigentlich Kilima-dscha-aro, d. h. großer Berg, dessen Höhe man auf 18800 F. schätzt und in dessen Bereich man die südlichste Quelle des Nil vermuthet hat. Da Moezi in der Sprache der Eingeborenen Mond bedeutet, so würde sich der Ursprung des Nil im Mondgebirge, wie ihn Ptolemäus beschreibt, allerdings hierdurch bestätigen; allein jene Bergmasse ist vermuthlich nur die Fortsetzung eines von Süden gegen Norden bis zu dem Alpenlande Abyssinien steigenden Gebirgszugs, welcher das centrale Tafelland Südafrikas gegen das Indische Meer hin umsäumt, sodaß das neu entdeckte Mondgebirge als Ostrand, nicht als Nordrand desselben zu bezeichnen wäre Indessen ist dies Mondgebirge selbst noch zu wenig gekannt, als daß man über seinen ganzen Gebirgscharakter mit Bestimmtheit urtheilen könnte.

**Mondovi**, Stadt und Festung in dem zu Sardinien gehörigen Fürstenthum Piemont am Elero, ist Hauptort einer Provinz von 32 QM. mit 150000 E., Sitz eines Bischofs und eines bischöflichen Seminars, mit Schloß, Kathedrale und 18000 E. Die Stadt hat Fabriken in Seide, Tuch, Kattun und ansehnlichen Handel, war früher frei, unterwarf sich aber gegen Ende des 14. Jahrh. den Grafen von Savoyen. In neuerer Zeit wurde M. merkwürdig durch die Schlacht zwischen den Franzosen unter Masséna und Augereau und den Östreichern unter Beaulieu 21. April 1796, in welcher die Letztern unterlagen.

**Mondsüchtige** nennt man solche Menschen, welche, gewöhnlich in der Zeit des Mondwechsels, im Schlafe aufstehen und entweder allerhand Dinge verrichten, die sie wachend zu thun gewohnt sind, oder Wagestücke unternehmen (z. B. auf Häuser klettern), von denen sie die mit der größten Gefahr verbundene Zwecklosigkeit im wachen Zustande zurückhalten würde und wobei sie die größte Sicherheit zeigen. Dabei sind ihre äußern Sinne ganz unthätig (wenn auch in seltenen Fällen die Augen offen stehen, ohne zu sehen). Jenes Schlafhandeln wird von innen heraus, durch die von Träumen bewegte Phantasie und Gewohnheitsbewegungen erregt. Demnach scheint die Ursache dieses seltsamen Zustandes in einer krankhaften Beschaffenheit des Nervensystems zu liegen, welche den Beobachtungen nach mit den atmosphärischen, durch den Mond bewirkten Veränderungen in einem freilich noch unbekannten Zusammenhange steht. Mondsüchtige in gefahrvollen Lagen durch Anrufen bei ihrem Namen zu wecken, ist nicht rathsam, weil ihnen beim Erwachen in der Bestürzung leicht ein Unfall zustoßen kann. Als Vorsichtsmaßregel umlegt man das Bett der Mondsüchtigen mit nassen Tüchern, damit sie, wenn sie darauf treten, durch das Gefühl der Kälte an den Füßen erwachen und zur Besinnung kommen (S. Somnambulismus.)

**Mone** (Franz Jos.), Geh. Archivrath und Director des Generallandesarchivs zu Karlsruhe, ist 12. Mai 1796 zu Mingolsheim bei Heidelberg geboren, wo seine ursprünglich niederl Familie, die sich Moonen schrieb, durch seinen Großvater einheimisch geworden war. Er besuchte das Gymnasium zu Bruchsal, das Lyceum zu Rastadt und bezog 1814 die Universität zu Heidelberg, wo er sich vorzugsweise dem Studium der Philologie und Geschichte widmete und 1817 als Privatdocent habilitirte. Daselbst wurde er 1818 Secretär an der Universitätsbibliothek, 1819 außerordentlicher und 1822 ordentlicher Professor der Geschichte, auch 1825 mit der Leitung der Universitätsbibliothek beauftragt. Im J. 1827 folgte er dem Rufe als Professor der Statistik und der Politik an die Universität zu Löwen. Nach dem Ausbruche der belg. Revolution gleich den meisten übrigen deutschen Professoren außer Thätigkeit gesetzt, kehrte er 1831 nach Heidelberg zurück, wo er nun als Privatmann mit literarischen Arbeiten sich beschäftigte. Im April 1832 übernahm er die Redaction der „Karlsruher Zeitung", die er jedoch bald wieder niederlegte. Im J. 1835 wurde er in seine gegenwärtige Stellung berufen; zugleich erhielt er den Auftrag, eine kritische Fürsten- und Landesgeschichte von Baden zu bearbeiten, der jedoch auf seinen Antrag dahin modificirt wurde, daß dieser Geschichte eine vollständige, diplomatisch genaue und kritische Herausgabe sämmtlicher Quellen zur bad. Geschichte vorangehen solle, die er auch bereits (Bd. 1, Karlsr. 1845—48) begonnen hat. Von dem „Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters", den Freiherr von Aufseß 1832 gegründet hatte, redigirte er mit diesem den dritten Jahrgang, den vierten bis achten allein (Nürnb. 1832—34 und Karlsr. 1835—39). Von seinen übrigen Schriften sind zu nennen: „Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa" (2 Bde., Heidelb. 1822—23), die den fünften und sechsten Theil von Creuzer's „Symbolik und Mythologie der alten Völker" bildet; „Quellen und For-

schungen zur Geschichte der deutschen Literatur und Sprache" (Bd. 1, Aachen und Lpz. 1830); die Ausgabe des lat. „Reinardus vulpes" (Stuttg. 1832); „Untersuchungen zur deutschen Heldensage" (Quedlinb. 1836); „Übersicht der niederl. Volksliteratur älterer Zeit" (Tüb. 1838); „Altdeutsche Schauspiele" (Quedlinb. und Lpz. 1841); „Urgeschichte des bad. Landes bis zum Ende des 7. Jahrh." (Bd. 1 und 2, Karlsr. 1845); „Die gall. Sprache und ihre Brauchbarkeit für die Geschichte" (Karlsr. 1851).

**Monge** (Gaspard), ein ausgezeichneter franz. Mathematiker und Physiker, war der Sohn eines armen Handelsmanns und wurde 10. Mai 1746 zu Beaune geboren. Schon auf der Schule seiner Vaterstadt machte er in den exacten Wissenschaften außerordentliche Fortschritte, besuchte dann das Collége zu Lyon und erhielt daselbst im Alter von 16 J. ein Lehramt in der Physik. Ein Oberst vom Geniecorps brachte ihn an die Artillerieschule zu Mézières, wo man ihn aber nur als Zeichner und Conducteur verwendete, weil er von niederer Herkunft war. M. erhob sich aus dieser Stellung durch mehre Erfindungen, die das Geniewesen förderten, und wurde im Alter von 19 J. Professor der Mathematik und dann auch der Physik. Nachdem er 1780 in die Akademie der Wissenschaften gekommen, berief man ihn als Professor der Hydrodynamik nach Paris. Als Feind des geistigen Drucks, den auch er erfahren, wendete er sich der Revolution zu und übernahm nach der Katastrophe vom 10. Aug. 1792 das Ministerium der Marine. In der Eigenschaft als Minister mußte er im Auftrage des Convents das Todesurtheil an Ludwig XVI. vollstrecken lassen. Einige Monate später legte er sein Amt nieder, trat aber hierauf an die Spitze sämmtlicher Gewehrfabriken, Geschützgießereien und Pulvermühlen der Republik. Seine Unentbehrlichkeit allein bewahrte ihn vor der Guillotine. Nachdem er unter dem Directorium die Polytechnische Schule begründet und an derselben das Lehramt der Mathematik übernommen, schickte ihn die Regierung nach Italien, wo er den Transport der eroberten Kunstschätze leiten mußte. Obschon den Verhältnissen fremd, schlug man M. mehrmals zum Director der Republik vor und schickte ihn endlich mit Daunou nach Rom, um daselbst die Republik zu organisiren. Bonaparte rief ihn von dort nach Ägypten. Hier übernahm M. das Directorium des ägypt. Instituts; auch leitete er die Untersuchung der Alterthümer und entdeckte unter Anderm die Theorie der Luftspiegelung. Während der Expedition nach Syrien leistete er der zu Alexandria niedergesetzten Regierung die größten Dienste. Mit Bonaparte kehrte er nach Frankreich zurück, wo er wieder in seine Professur an der Polytechnischen Schule eintrat und sich später sehr eifrig den aristokratischen Planen widersetzte, die Napoleon nach seiner Thronbesteigung mit der Anstalt ausführen wollte. Doch gab ihm Napoleon in Anerkennung seiner Verdienste die Senatorei von Lüttich und ein Majorat in Westfalen und unterstützte ihn auch außerdem mit Geld, das M. für die Bildung armer Zöglinge verwendete. Der Sturz Napoleon's und die Verstümmelung der Schule gingen M. sehr zu Herzen. Nach der zweiten Restauration verlor er seine Ämter und wurde aus der Liste des Instituts gestrichen. Mehrmals vom Schlage getroffen, starb er 18. Juli 1818. In der Wissenschaft hat er sich, außer vielen wichtigen physikalischen Entdeckungen, als Erfinder der descriptiven Geometrie ein bleibendes Verdienst erworben. Unter Anderm veröffentlichte er den „Traité élémentaire de statique" (7. Aufl., Par. 1834; deutsch von Hahn, Berl. 1806); im Verein mit Vandermonde und Berthollet die „Description de l'art de fabriquer les canons" und einen „Avis aux ouvriers en fer sur la fabrication de l'acier" (Par. 1794); „Leçons de géométrie descriptive" (6. Aufl., Par. 1837; deutsch von Schreiber, Freib. 1822); „Application de l'analyse à la géométrie des surfaces du 1. et du 2. degré" (4. Aufl., Par. 1809). Vgl. Dupin, „Essai historique sur les services et les travaux scientifiques de M." (Par. 1819).

**Mongolen** ist ein Völkername von sehr wechselnder Bedeutung, gewöhnlich wird aber ein bestimmtes Volk des altaischen Völkerstamms darunter verstanden. Nach dem Zeugniß mongol. Geschichtschreiber sind Mongolen und Tataren ursprünglich nur die Zweige eines und desselben auf dem großen hinterasiat. Plateau zwischen Sibirien und China einheimischen, von den Chinesen noch gegenwärtig Ta-tse oder Tata genannten Volkes, das Dschingis-Khan vereinigte, der auch die türk. und tungusischen Völker mit fortriß und auf diese Weise wol den ersten Grund zu der nachmaligen Namenverwirrung gelegt hat, sodaß man jetzt im Morgen- und Abendlande unter der Benennung Tataren drei verschiedene Völker: Mongolen, Türken und Tungusen zusammenfaßt. Der Mongole ist wegen des typischen Körpercharakters des Volkes zum Namen einer ganzen Menschenrace (s. Mensch) geworden. Der Name Tataren hingegen ist dem ganzen hochasiat. Stamm gegeben worden, theils wegen der Verwandtschaft sämmtlicher Sprachen, theils und zumeist wegen der Lebensweise, der geschichtlichen Ent-

wickelung und der körperlichen Beschaffenheit der einzelnen zu diesem Stamme gehörigen Völker, obschon gerade in letzterer Hinsicht viele Völker der türk. Familie mehr oder weniger das Gepräge der kaukas. Race tragen. Mongolen im engern Sinne des Worts sind jene zahlreichen nomadischen Stämme, welche die sogenannte Mongolei oder das Plateau zwischen dem eigentlichen China im S. und Sibirien im N., der sogenannten hohen Tatarei im W. und der Mandschurei im O., dessen Mitte die Wüste Kobi (s. d.) einnimmt, ferner die Hochterrasse am Kuku-Nor oder Blauen See nordöstlich von Tibet, die hohe Tatarei oder das Plateau zwischen den Gebirgsketten Muz-Tagh, Belur-Tagh und Kuen-lün, endlich untermischt mit andern Stämmen Theile des sibir. und kasp. Tieflandes bewohnen. Diese mongol. Völkerfamilie im engern Sinne zerfällt in den osttatar. Zweig oder die Ostmongolen, den westtatar. oder die Kalmücken (s. d.) und in den nördlichen oder die Buräten (s. d.). Die **Ostmongolen**, das eigentliche Stammvolk der ganzen Familie, welches noch die Ursitze derselben inne hat und von dem die Namen Mongolen und Tataren auf Race, Sprachstamm und Völkerfamilie übergegangen sind, zerfallen außer mehren andern kleinen Völkerschaften und Horden in die Khor- oder Tschanaigol-Mongolen zwischen Tibet und der Kleinen Bucharei, in die innern Mongolen südlich der Wüste Kobi, dann in die äußern, von dem Flüßchen Khalka sogenannten Khalka- oder Kalkas-Mongolen im Norden der Kobi. Die vorzugsweise Mongolen genannten Ostmongolen, das Urvolk der ganzen Völkerfamilie, bewahrt auch noch am reinsten deren Eigenthümlichkeiten, sowie überhaupt den Typus der nach ihm benannten Race. Gewöhnlich sind sie nur mittler Statur, haben geringen Bartwuchs, große abstehende Ohren und meist krumme Beine, eine Folge ihres Lebens auf Pferden. Von Charakter sind sie offen, mäßig, gastfrei, mild und friedfertig, aber auch träge, schmutzig und dummstolz. Den Weibern, deren sie nach Belieben heirathen und die nicht selten mit den Kindern in besondern Zelten getrennt von den Männern wohnen, liegt die Besorgung des Hauswesens ob. Ihre Wohnungen bestehen aus Filzzelten oder Jurten. Ihre Hauptbeschäftigung ist die Viehzucht, und ihr Hauptreichthum sind ihre Heerden von fettschwänzigen Schafen, zweihöckerigen Kameelen und Pferden, auch Rindern und Eseln. Deshalb sind auch Fleisch, Milch, Butter und Käse ihre Hauptnahrungsmittel. Sie treiben wenig Ackerbau, und ihre Gewerbe beschränken sich auf die Fertigung von Filz und Pelzen; ihre einfachen Bedürfnisse erhandeln sie von den Chinesen, die zum Theil als Handelsleute, theils auch als Ackerbauer vereinzelt und auch in ganzen Colonien unter ihnen leben. Mit ihren Heerden müssen sie wegen Futtermangel häufig ihre Weideplätze in den dürren Gegenden, die sie bewohnen, verändern und in entfernte Gegenden ziehen. Sie stehen noch gänzlich auf der Stufe der Nomadenvölker, zerfallen in viele Stämme oder Aimaks und leben unter eigenen Stammhäuptern und Erbfürsten, die dem chines. Reich unterworfen sind. Diese müssen zu Peking ihre Belehnung nachsuchen, gewissen Tribut bezahlen und zu bestimmten Zeiten am Hofe erscheinen. Sie sind, wie die Mandschu, militärisch in Banner, Regimenter u. s. w. getheilt und haben chines. Gouverneure im Lande; diese üben indeß nur eine politische Aufsicht und mischen sich nur bei Streitigkeiten in die innern Volksangelegenheiten. Die Religion, zu der sie sich bekennen, ist die buddhistische, und in dem Dalaï-Lama erkennen sie ihr geistliches Oberhaupt. Die dem chines. Reiche unterworfene Mongolei umfaßt gegen 90000 QM. Areal, größtentheils wüstes Land; sie zählt wol $2\frac{1}{2}$ Mill. Mongolen und $\frac{1}{2}$ Mill. Chinesen. Die Tschachan-Mongolen waren die ersten, welche sich den Mandschu unterwarfen. Bereits 1636 wurden sie in Fahnen und Compagnien getheilt und mit den acht Fahnen der Mandschu vereinigt. Nach der Eroberung China's durch die Mandschu wurden die Tschachan nahe bei der chines. Mauer angesiedelt, wo sie gleichsam als Grenzwache dienen. Der Hof zu Peking hat in diesen Gegenden mehre Lustschlösser, worunter Schehol oder Scheho (41° 58′ n. Br.) das bekannteste. In diese Sommerfrische pflegt sich der Himmelssohn während der heißen Sommermonate zurückzuziehen; auch der Jagd wegen werden diese Alpenlandschaften häufig von Peking aus besucht.

Die älteste Geschichte der Mongolen ist sehr dunkel. Wenn es auch wahrscheinlich ist, daß sie an den frühesten großen Zügen, die von den Horden Hinterasiens gegen China und die westlichen Gegenden Asiens unternommen worden waren, Theil genommen haben, so ist doch das Nähere darüber unsicher und ebenso ungewiß, ob die östlichen Scythen oder die Hunnen, die Hiongnu und die Kitan eigentliche Mongolen gewesen sind, obschon es als ausgemacht gelten kann, daß sie zu dem mongol. oder tatar. Stamme in weiterer Bedeutung gehörten und deshalb auch bald Tataren, bald Mongolen genannt werden. Erst mit dem Auftreten Dschingis-Khan's (s. d.) im Anfange des 13. Jahrh. wird die Geschichte der Mongolen heller. Er vereinigte die getrennten Stämme Mittel- und Ostasiens, unter denen die der Tataren und Mongolen die vornehmsten

waren, und erhob durch Eroberungen sein Volk urplötzlich zu welthistorischer Bedeutung. Furchtbar, einem Heuschreckenschwarme ähnlich, waren damals die Züge der Mongolen, deren Reiterschwärme mit Lavinenschnelle Alles vor sich niederwarfen und alle Gegenden, durch die sie kamen, aufs schmählichste verwüsteten. Doch fing um diese Zeit theils der Buddhismus, theils der Islam an, unter ihnen die herrschende Religion zu werden. Mit diesen Religionen kam eine höhere geistige Cultur aus Hindostan, Tibet und China, aus Persien und den vorderasiatischen Ländern zu ihnen, die in einer eigenen mongolischen Literatur sich aussprach, die, wenn auch meist aus Übersetzungen, besonders aus dem Tibetanischen, dann aus Nachahmungen der moslemischen Geisteserzeugnisse bestehend, doch nicht arm ist und unter Anderm wichtige Geschichtswerke enthält. Nach Dschingis-Khan's Tode 1227 setzten dessen Söhne, unter die er sein Reich getheilt hatte, sodaß einer derselben, Oktai, als Großkhan die Oberleitung behalten sollte, die Eroberungszüge fort, unterwarfen sich ganz China, stürzten das Khalifat zu Bagdad und machten die seldschukischen Sultane von Ikonium zinsbar. Ein mongol. Heer unter Manku-Khan und Batu-Khan drang 1237 aufs neue in Rußland ein, eroberte Moskau und verwüstete einen großen Theil Rußlands. Nachdem dieses unterworfen war, drangen sie 1240 furchtbar hausend in Polen ein, verbrannten Krakau und gingen nach Schlesien, wo sie 9. April 1241 über das vereinigte Heer der deutschen Ritter, der Polen und der Schlesier in der Schlacht auf der Wahlstatt (s. d.) zwar siegten, aber dabei solchen Verlust erlitten, daß sie ein weiteres Vordringen nach Deutschland nicht räthlich fanden. Sie wendeten sich südlich nach Mähren, das sie schrecklich verwüsteten, bis sie 21. Juni 1241 durch Jaroslaw von Sternberg am Berge Hostein vor Olmütz eine Niederlage erlitten. Aus Mangel an Unterhalt in dem verheerten Lande mußten sie Mähren verlassen und begaben sich nun nach Ungarn, das sie ebenfalls verheerten. In Deutschland und Frankreich war die Furcht vor ihnen bereits so groß, daß man Fasten und Gebete anordnete und Anstalten zu einem Heereszuge gegen sie traf. Innere Streitigkeiten, die nach Oktai's Tode (1243) ausbrachen, veranlaßten sie, von ihrer Unternehmung gegen Westeuropa abzustehen und sich nach Karakorum, der Hauptstadt ihres Weltreichs, zwischen den beiden Flüssen Onon und Tamir gelegen, zurückzuziehen, um einen neuen Khakan oder Großkhan zu wählen. Das Reich der Mongolen stand in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. auf dem höchsten Gipfel der Macht. Es erstreckte sich damals vom östlichen Chinesischen Meere bis an die Grenze Polens und von den Alpenlandschaften des Himalaja bis hoch hinauf in die unfruchtbaren Niederungen Sibiriens. Der Hauptsitz des Großkhans war China; die andern Länder wurden von den Unterkhans, die von Dschingis-Khan abstammten und mehr oder weniger vom Großkhan abhängig waren, beherrscht. Die mächtigsten dieser Unterkhans waren die des Reichs Kaptschak an der Wolga, die sogenannte Goldene Horde, unter welcher Rußland stand, und die von Dschagatai oder Turkestan. Allein das Verschwinden von Dschingis-Khan's Geist aus seiner Dynastie sowie die Vertheilung des Reichs unter mehre Herrscher veranlaßten den Verfall des Mongolenreichs. Die innern Streitigkeiten, die immer mehr überhand nahmen, und die wachsende Macht der Statthalter, die sich immer unabhängiger machten, sowie der Mohammedanismus, der die Religion der unterworfenen Völker in der westlichen Hälfte des Reichs war und von diesen nach und nach auf die Sieger selbst überging, bewirkten, daß schon zu Ende des 13. Jahrh. unter dem Großkhan Kublai das Reich in mehre unabhängige Staaten zerfiel. Die bedeutendsten dieser neuen mongol. Reiche waren die in China (s. d.), in Turkestan (s. d.), in Sibirien (s. d.), im südlichen Rußland (s. d.) und in Persien (s. d.) gegründeten. Durch diese Spaltung und Losreißung von ihrem Mittelpunkte, ihrer alten Urheimat, verfiel die Macht der Mongolen im 14. Jahrh. immer mehr, sodaß sie schon 1368 aus China vertrieben wurden und im 15. Jahrh. ihre Herrschaft in Rußland zu Ende ging. Auch in Mittel- und Vorderasien wäre die mongol. Herrschaft zu Grunde gegangen, wenn nicht ein neuer Eroberer mongol. Stamms, Tamerlan oder Timur (s. d.), um 1369 daselbst aufgestanden wäre und von neuem ein mongol. Reich, das ganz Mittelasien, Vorderasien und insbesondere Persien und einen Theil Anatoliens umfaßte, gegründet hätte. Nach Timur's Tode zerfiel dessen Reich so schnell, daß es schon mit der Ermordung von Abu-Seid, Timur's Urenkel, 1468 ein Ende nahm. Nur in Dschagatai erhielt sich die Dynastie Timur's, und von hier aus war es, wo Babur (s. d.), ein Nachkomme Timur's, in Hindostan 1519 ein neues Reich gründete, das des mongol. Ursprungs seines Herrschers wegen ein mongolisches genannt wurde und diesem und den folgenden Herrschern den Namen des Großmoguls (s. d.) verschaffte, sowie die mit ihm in Indien eingedrungenen Krieger pers. oder türk. Ursprungs den Namen Mongolen in Indien erhielten. So verloren die Mongolen seit dem Anfange des 16. Jahrh. alle welthistorische Wichtigkeit, zerfielen

wieder in eine Menge einzelner Khanate und Stämme und wurden zum größten Theile den benachbarten Völkern, den Russen, den osman. Türken, den Persern und den Mandschugebietern in China mehr oder weniger unterthan. Nur in Dschagatai (s. Turkestan) erhielten sich die mongol. Herrscher unabhängig, und dort herrschen noch Khane, die ihre Abstammung von Dschingis-Khan und Timur ableiten. Vgl. des Mongolenfürsten Ssanang-Ssetsen Khungtaidschi (um 1660) „Geschichte der Ostmongolen" (im Original und deutsch von J. J. Schmidt, Petersb. 1829); Babur's sehr anziehende „Denkwürdigkeiten u. s. w." (deutsch nach dem Englischen von Kaiser, Lpz. 1828); Hüllmann, „Geschichte der Mongolen bis 1206" (Berl. 1796); D'Ohsson, „Histoire des Mongols depuis Tschinguiz-Khan jusqu'à Timour-Lenc" (Par. 1824); Schmidt, „Forschungen im Gebiete der ältern religiösen, politischen und literarischen Bildungsgeschichte der Mongolen und Tibeter" (Petersb. 1824); Pallas „Sammlungen über die mongol. Völkerschaften" (2 Bde., Petersb. 1776); De Guignes, „Histoire générale des Huns, des Turcs, des Mongoles" (deutsch von Dähnert; 5 Bde., Par. 1756); Hammer-Purgstall, „Geschichte der Goldenen Horde" (Pesth 1840); Derselbe, „Geschichte der Ilchane, d. i. der Mongolen in Persien" (2 Bde., Darmst. 1842). Die Stammverhältnisse der Mongolen und aller tatarischen Völker sind dargestellt in Neumann's „Völker des südlichen Rußland" (Lpz. 1847). Eine mongol. Grammatik (Petersb. 1831) und ein mongol. Wörterbuch (Petersb. 1834) hat J. J. Schmidt geliefert. Mehre andere Werke über die Sprache der Mongolen sind in Rußland erschienen.

**Monica**, die Heilige, Mutter des Kirchenvaters Augustinus (s. d.), wurde 332 von christlichen Ältern in Afrika geboren. Dennoch sah sie sich gezwungen, einen Heiden, den Patricius von Tagaste, zum Gemahl zu nehmen, der sich, durch ihr frommes Beispiel bewogen, endlich ebenfalls dem Christenthume zuwandte. Mit ihren Söhnen Augustin und Navigius unternahm M. später eine Reise nach Italien und starb daselbst, auf der Rückkehr begriffen, zu Ostia. Unter Martin V. wurden ihre Überreste nach Rom gebracht. Ihr kirchlicher Gedächtnißtag ist der 4. Mai.

**Moniteur**, eine der berühmtesten franz. Zeitungen, die sowol über die äußern Begebenheiten als auch vorzüglich über die Verhandlungen der Nationalversammlung Rechenschaft abzulegen bestimmt war, begann als ein täglich erscheinendes Journal mit dem 24. Nov. 1789 und führte zuerst den Titel „Gazette nationale, ou le Moniteur universel". Die erste Idee dazu war von dem Buchhändler Panckoucke ausgegangen. Im Febr. 1790 vereinigte derselbe mit seinem Journale das Blatt Maret's, der in seinem „Bulletin" schon seit dem 12. Sept. 1789 angefangen hatte, über die Verhandlungen der Nationalversammlung in dramatischer Form Bericht zu erstatten, während man im „Moniteur" dieselben bis jetzt in erzählender Form gegeben hatte. Später hatte das Blatt vom April bis 10. Aug. 1792 noch mit dem „Logographe", der auf Veranstaltung Delessart's erschien, zu concurriren. Seit dieser Zeit aber gewann es immer mehr an Bedeutung für die Tagesgeschichte, sowie eine steigende Verbreitung. Um einen möglichst vollständigen Überblick der Erscheinungen der Revolutionszeit zu gewähren, wurde 1796 „Gazette nationale, ou le Moniteur universel, commencé le 5 Mai 1789, précédé d'une introduction historique, contenant un abrégé des anciens états-généraux, des assemblées des notables et des principaux événements qui ont amené la révolution" (An IV) aus der Feder von Thuau-Granville nachgeliefert. Letzterer folgte sehr bald Marcilly, dem zuerst die Leitung des Unternehmens anvertraut war, in der Stellung als Rédacteur en chef. Thuau-Granville's Nachfolger wurde gegen Ende 1793 Thoré. Nach dem 9. Thermidor (27. Juli 1794) trat Jourdan an die Spitze, der sich bis zur Consularzeit behauptete und dann die Hauptredaction in die Hände von Sauvo niederlegte. Dieser Letztere führte sie bis zum 1. April 1840, wo Alph. Grün die Leitung übernahm. Am 11. Nivôse des J. VIII trat eine Änderung in der äußern Form des Journals ein, indem dasselbe in zwei geschiedene Abtheilungen zerfiel, von denen die erstere die Bezeichnung „Actes du gouvernement" erhielt. Dadurch bekam das Blatt wenigstens zum Theil einen officiellen Charakter. Seit dem 1. Jan. 1811 verlor es den Titel „Gazette nationale" und behielt blos den „Moniteur universel". Die Restauration machte das Journal zu ihrem Organ und ließ den Unterschied der „partie officielle" und „partie non officielle" fortbestehen, welcher auch unter Ludwig Philipp, während der Jahre der Republik und unter Ludwig Napoleon geblieben ist. Der erste Eigenthümer des „Moniteur", Panckoucke der Ältere, legte schon 1793 eine eigene Druckerei für das Blatt an. An der Spitze derselben stand Henri Agasse, der Schwiegersohn Panckoucke's, der nach dem Tode des Letztern mit seiner Frau das Eigenthumsrecht erhielt. Er starb 1813 und seine Witwe behielt den Ertrag des Blattes, welcher nach ihrem Tode

auf ihre Erben übergegangen ist. Dieselben haben sich später als Gesellschaft constituirt. Von den Mitarbeitern nennen wir nur einige der ältern, z. B. Laharpe, Garat, die beiden Lacretelle, Andrieux, Ginguené, Maret, Grouvelle und Peuchet. Bertin (s. d.) war Redacteur des „Moniteur royaliste de Gand" (1815). Der „Moniteur", dessen Sammlung bereits zu mehr als hundert dicken Foliobänden angeschwollen ist, bildete besonders während der Revolutionszeit ein unentbehrliches Archiv für die neuere Geschichte. Die Seltenheit und der hohe Preis eines vollständigen Exemplars haben Veranlassung gegeben, daß einzelne Partien wiederholt neu gedruckt wurden. Den Gebrauch des „Moniteur" erleichtern die „Tables chronologiques du Moniteur universel" (8 Bde., Par. 1828), in drei Abtheilungen, vom 5. Mai 1789—1824. Vgl. Bidault, „Notices historiques et bibliographiques sur la collection et les Tables du Moniteur depuis son origine jusqu'à ce jour" (Par. 1838); „Bibliographie des journaux" (Par. 1829). Nach dem Muster des franz. „Moniteur" entstanden auch in andern Staaten officielle Blätter unter diesem Titel, z. B. in Neapel und in Deutschland der „Westfälische Moniteur".

**Monk** (George), **Herzog von Albemarle**, der Beförderer der engl. Restauration 1660, stammte aus einer alten Familie der Grafschaft Devon und wurde 1608 zu Potheridge bei Torrington geboren. Er mishandelte als Jüngling einen Sheriff, der seinen Vater Schulden halber verhaften wollte, und entging der Strafe, indem er in die Armee trat. Im J. 1625 wohnte er der Expedition nach Spanien bei und hierauf dem Angriffe auf die Insel Ré. Ein zehnjähriger Waffendienst in den Niederlanden vollendete seine militärische Bildung. Im Kriegszuge, welchen Karl I. 1639 gegen die Schotten unternahm, befehligte er als Oberstlieutenant. Beim Ausbruche des Aufstandes in Irland ging er an der Spitze eines Regiments dahin und blieb Gouverneur von Dublin, bis der Marquis von Ormond 1643 mit den Aufrührern Friede schloß, um den König gegen das Parlament zu unterstützen. Im Bürgerkriege wurde M. schon 1644 von Fairfax gefangen und als Königlicher in den Tower gesetzt. Erst nach zwei Jahren erlangte er die Freiheit, indem er den Covenant beschwor. Hierauf übernahm er den Befehl im nördlichen Irland und entriß den Royalisten mehre Hauptplätze, zog aber durch seine geringen Erfolge den Verdacht der Treulosigkeit auf sich und entging nur mit Mühe der Anklage vor dem Parlamente. Nach völliger Vertilgung der Royalisten ernannte ihn Cromwell zum Generallieutenant und Commandanten der Artillerie. In dieser Eigenschaft leistete er in der Schlacht von Dunbar große Dienste, sodaß ihm Cromwell den Oberbefehl in Schottland anvertraute. Im J. 1652 kehrte er nach England zurück, wo er sich an den Commissionen betheiligte, die eine Vereinigung Schottlands mit England vorbereiten sollten. Im nächstfolgenden Jahre wurde er dem Admiral Blake im Kriegszuge gegen die Holländer beigegeben. Er schlug mit einer 100 Schiffe starken Flottenabtheilung den gleich starken Admiral Tromp 2. Aug. auf der Höhe von Nieuwpoort und lieferte am 8. ein zweites Treffen auf der Höhe von Katwijk, wobei der Sieg zweifelhaft blieb, Tromp aber getödtet wurde. Anfang 1654 schickte ihn Cromwell als Gouverneur nach Schottland, und hier wußte er dessen Herrschaft unter den größten Schwierigkeiten gegen die Presbyterianer aufrecht zu erhalten. Die Royalistenpartei setzte schon damals ihre Hoffnung auf ihn, und 1656 schickte ihm Karl II. in diesem Sinne sogar einen Brief, den M. Cromwell auslieferte. „Man hat mir gesagt", schrieb ihm der scharfsichtige Protector zurück, „daß es in Schottland unter dem Namen Monk einen verschlagenen Gesellen gebe, der die Stuarts zurückführen will; ich bitte Euch, nehmt ihn gefangen und schickt ihn mir." Indeß erklärte sich M. nach Cromwell's Tode auch für dessen Sohn. Erst als sich unter dem General Lambert der Militärdespotismus zu begründen schien, ergriff er, vielleicht zur eigenen Sicherstellung, die Rolle eines Vertheidigers der öffentlichen Ordnung. Bei den Schotten und der Armee seiner Mäßigung und Rechtschaffenheit wegen beliebt, rückte er 1. Jan. 1660 mit 6000 Mann über die engl. Grenze, vereinigte sich zu York mit Fairfax, der für Karl II. ein Corps zusammengebracht hatte und zog 3. Febr. ohne Schwertstreich in London ein. Noch ließ er alle Parteien über seine Absichten in Ungewißheit. Am 21. Febr. setzte er jedoch die im Dec. 1648 vertriebenen presbyterianischen Parlamentsglieder wieder ein, und hiermit erhielten die Anhänger des Königs das vollste Übergewicht. Jetzt trat M. auch mit Karl II. in Unterhandlung, den das bereitwillige Parlament schon 8. Mai zum Könige ausrufen ließ. Der neue Monarch, der allerdings dem festen und klugen Betragen des Generals seine Krone zu danken hatte, überhäufte ihn mit Gunst und erhob ihn zum Mitgliede des Geh. Raths, zum Kammerherrn, Oberstallmeister, Schatzmeister, endlich zum Herzog von Albemarle und Gouverneur der Grafschaften Devon und Middlesex. M., welcher sonst wenig politisches Geschick besaß, zog sich zurück und beschränkte sich darauf, die Restauration in den innern Aufständen mit seinem Degen zu

vertheidigen. Im J. 1666 befehligte er unter dem Herzoge von York die Flotte gegen die holl. Seemacht. Er wurde von Ruyter im Juni in einer dreitägigen Seeschlacht auf der Höhe von Dünkirchen geschlagen, errang aber 25. Juni über denselben einen blutigen Sieg bei North-Foreland. Er starb 3. Jan. 1670; mit großer Feierlichkeit ließ ihn der König zu Westminster bestatten. Sein unermeßliches Vermögen kam auf seinen einzigen Sohn, der durch die Niederlage bekannt ist, welche unter ihm die brit.-niederländ. Armee 1712 bei Denain erlitt.

**Monmouth**, eine der westlichen Grafschaften Englands, hat ein Areal von 23⅓ QM., wovon 20 den Zwecken der Landwirthschaft dienen. Sie bietet, in der Mitte vom Usk durchströmt, im Westen desselben von Zweigen des Gebirgslandes von Wales erfüllt, die hier im Sugar-Loaf noch eine Höhe von 1740 F. erreichen, im Osten des Usk dagegen bis zum Thale des Wye, an der Grenze gegen Gloucester, niedriger gelegen, eine überaus wechselvolle Oberfläche und die mannichfaltigsten Scenerien, wilde Bergpartien, reizende Thäler und sehr fruchtbare Ebenen dar. Neben dem reichlich lohnenden Ackerbau, verbunden mit Obstzucht und Hopfencultur, ist auch die Viehzucht ausgezeichnet; aber der Hauptreichthum des Landes sind seine Kohlen- und Eisengruben. Lebhaft ist der Industriebetrieb und der Handel mit Natur- und Kunstproducten durch Seehäfen, Flüsse, Kanäle und Eisenbahnen gefördert. Die Zahl der Einwohner ist in den J. 1801—51 von 54750 auf 177165 angewachsen. — Die Hauptstadt **Monmouth**, 5 M. nördlich von Bristol, reizend am Zusammenfluß des Mynwye oder Munnow mit dem Wye gelegen, rings von reich angebauter Landschaft umgeben, zählt mit ihrem District 27365 E., deren Haupterwerb, außer dem durch den Wye erleichterten Handel mit Bristol, in der Fabrikation von Zinn- und Eisenwaaren besteht. Unter ihren drei Brücken zeichnet sich die Libsbrücke durch ihre wildromantische Scenerie, unter den Kirchen die St.-Marie- und die St.-Thomaskirche aus, unter den andern Gebäuden das Rathhaus mit einer Säulenhalle und das Grafschaftsgefängniß. Den Beweis ihres hohen Alters führt sie theils durch die Reste ihrer Mauern, theils durch die Ruinen ihrer festen, in die Zeit Wilhelm's des Eroberers reichenden Burg, der Geburtsstätte Eduard's V., theils durch die Trümmer der Priorei aus der Zeit Heinrich's I. — Die Hafenstadt **Chepstow** an der Mündung des Wye, den eine Brücke überspannt, bis zu welcher die Flut 30—60 F. hoch steigt, zählt mit ihrem District 19157 E. und ist hauptsächlich durch die Ruinen ihrer schönen Abtei interessant, welche aus der Zeit Stephan's stammt und einen Theil der Stadtkirche ausmacht. Zwei Stunden davon, in einem Felsthale an der Wye, liegen die höchst merkwürdigen Ruinen der Kirche der 1131 gegründeten **Tintern-Abbey**, welche zu den schönsten Überresten goth. Baukunst gehört. Am Usk und in der Nähe von Eisenwerken liegt der Marktflecken **Caerleon**, einst die glorreiche Hauptstadt der alten Briten, Residenz des Königs Artus, das Isca Silurum der Römer und Standquartier ihrer zweiten Legion, Sitz eines später nach St.-David verlegten Erzbisthums und der Sage nach erkorener Begräbnißplatz von 30 brit. Königen. Der Ort bietet jetzt zur Erinnerung nur Steinblöcke seiner verfallenen Mauer, einen schönen röm. Thurm und zahlreiche Antiquitäten dar. Die Stadt **Newport**, mit ihrem Districte 43455 E. zählend, am Usk und unweit vom Meere erbaut, empfängt durch diesen Fluß sowie durch mehre Eisenbahnen die Erzeugnisse der zahlreichen Kohlenschächte, Eisengruben und Eisenwerke der nach Brecknock führenden Thäler. Dies und die Weiterbeförderung, meist zu Wasser, machen die Stadt zu einem lebhaften Handelsplatz mit einem vortrefflichen Dock. Auch die Orte **Abergavenny** am Usk und **Pontypool**, jener mit 59225, dieser mit 27963 E. in ihren Districten, nähren sich hauptsächlich vom Verkehr mit den großen Kohlen- und Eisenwerken der Nachbarschaft.

**Monmouth** (James, Herzog von), der natürliche Sohn Karl's II. von England, oder auch, wie behauptet wird, des Obersten Rob. Sidney mit der Lucy Walters, wurde 1649 zu Rotterdam geboren. Ungeachtet der wenig rühmlichen Aufführung seiner Mutter ließ ihn Karl II. sorgfältig in Frankreich und zwar in der kath. Religion erziehen und ernannte ihn nach der Restauration zum Grafen von Orkney, Herzog von Monmouth und Hauptmann der Garde. Nachdem er unter dem Prinzen von Oranien in den Niederlanden gefochten, wurde er als Gouverneur nach dem unruhigen Schottland entsendet. Mit einer Tochter aus dem angesehenen schott. Geschlechte der Scotts von Buccleugh verheirathet, gelang es ihm in der That, durch mildes Betragen die widerspenstigen Presbyterianer zu besänftigen. Als es dennoch 21. Juni 1679 an der Brücke von Bothwell am Clydefluß zu einem blutigen Auftritte kam, wirkte er den Empörern bei Hofe eine Amnestie aus. Indeß mußte er doch den Befehl an den Herzog von York (s. Jakob II.), den Bruder des Königs, abtreten, dessen Persönlichkeit und religiöse und politische Richtung er haßte. Als dieser an den Hof zurückgekehrt, ging M. nach den Niederlanden

und suchte hier, um seinem Gegner die Thronansprüche zu verkümmern, den Beweis zu führen, daß Karl II. mit Lucy Walters wirklich ehelich verbunden gewesen sei. Wiewol der König darüber sehr unwillig war, durfte M. doch nach England zurückkehren, wo er der Mittelpunkt aller Umtriebe und Verschwörungen wurde, welche die Entfernung des Herzogs von York vom Throne bezweckten. Bei der Entdeckung des Ryehouse-plot beschuldigte man ihn sogar, daß er Karl II. selbst nach Krone und Leben getrachtet habe. Der König verwies deshalb M., den er außerordentlich liebte, nach den Niederlanden, unterstützte ihn aber reichlich mit Geld. Hier sammelte M. nach der Thronbesteigung Jakob's II. die misvergnügten Emigranten um sich und traf Vorbereitungen, bei der allgemeinen Unzufriedenheit in England seine vermeintlichen Thronrechte mit den Waffen in der Hand geltend zu machen. Während sein Genosse, der Graf von Argyle (s. d.), nach Schottland abging, landete er 11. Juni 1685 zu Lyme in der Grafschaft Dorset mit 80 Mann und klagte den König in einer Proclamation der Vergiftung Karl's II. und der Anstiftung des großen Brandes zu London an. An der Spitze von 3000 Protestanten, die ihm sogleich beitraten, wendete er sich nach Axminster und von da nach Taunton, wo er mit offenen Armen aufgenommen wurde. Nachdem sein Corps auf 6000 Mann angewachsen, nahm er 20. Juni den königl. Titel an und rückte nach Bridgewater vor. Allein das Parlament hatte sich gegen ihn erklärt und der Hof brachte ein regelmäßiges Corps von 3000 Mann zusammen, an dessen Spitze der Graf von Feversham die Empörer 5. Juli angriff. Hätte der feige, verrätherische Lord Grey, der die Reiterei befehligte, seine Pflicht gethan, so würde M. unfehlbar gesiegt haben. Allein während des verzweifelten Kampfes zerstreuten sich seine Truppen. M. suchte sich durch die schleunigste Flucht zu retten; allein es stürzte sein Pferd. Am andern Tage entdeckte man ihn in einem Graben und brachte ihn nach London. Hier warf er sich zwar dem Könige zu Füßen und bat für sein Leben; aber Jakob II. blieb unerbittlich, zumal da der Schuldige seine Mitverschworenen nicht angeben mochte. Am 15. Juli 1685 wurde er ohne Proceß auf Tower-Hill und zwar auf eine martervolle Art enthauptet. Die grausame Wuth, mit welcher der Hof seinen Sieg verfolgte, empörte das Volk und stimmte die öffentliche Meinung für die nächste Revolution.

**Monochord** ist ein mit einer Saite bezogenes hohles Instrument, ungefähr 1½ Elle lang und ¼ Elle breit, worauf mittels des Zirkels und eines beweglichen Stegs die Höhe oder Tiefe der Töne nach Verhältniß der ab- und zunehmenden Länge der Saite gefunden und ausgemessen werden kann. Man bedient sich desselben hauptsächlich bei akustischen Untersuchungen, insbesondere um Intervalle darzustellen, deren Abstand weniger als einen halben Ton beträgt und die unsere musikalischen Instrumente ihrer Einrichtung zufolge nicht anzugeben vermögen.

**Monochromen** oder **Monochromatische Bilder** (vondem griech. μόνος, allein, und χρῶμα, Farbe) nennt man einfarbige Bilder. Die monochromatische Malerei war die einfachste und älteste Art der Malerei. Man bediente sich dazu in der frühesten Zeit besonders der rothen Farbe auf schwarzem Grunde oder der schwarzen auf rothem Grunde. Zeugnisse derselben aus dem Alterthume geben die ältesten Vasenbilder und die Wandgemälde in den etrusk. Gräbern. Griechische Kunsttraditionen schreiben den Korinthern und Sicyoniern die ersten Fortschritte in dieser Malerei zu, doch sind nach O. Müller die Namen der Erfinder der monochromen Malerei ohne große Beglaubigung. Neuerdings ist sie in einigen Zimmern des Königsbaus in München in Anwendung gekommen.

**Monodrama** heißt ein solches Drama, in welchem nur eine einzige Person handelnd und redend auftritt. Da dieselbe nur den eigenen innern Kampf verschiedener Gefühle aussprechen und allenfalls durch Thaten zu erkennen geben kann, so fehlt im Monodrama jede eigentliche Handlung und es trägt den Widerspruch gegen das Wesen des echten Drama in sich selbst. Diese innere Unhaltbarkeit des Monodrama hat man in neuerer Zeit damit zu verdecken gesucht, daß man es mit Musik begleitete und so zu einer Art Concertstück machte, wo es dann im Wesentlichen mit dem Melodrama (s. d.) zusammenfällt. Das älteste Monodrama ist die griech. „Kassandra" oder „Alexandra", welche dem Dichter Lykophron aus Chalkis auf Euböa (280 v. Chr.) zugeschrieben wird, aber wahrscheinlich um etwa ein Jahrhundert jünger ist. Es enthält in dunkler und gekünstelter Form die Weissagungen der Kassandra und zahlreiche Episoden. Gegen Ende des 18. Jahrh. wurde ein erneuter Versuch mit dem Monodrama von Rousseau in dem „Pygmalion" und von Brandes in der seiner Zeit vielgepriesenen „Ariadne auf Naxos" gemacht, wobei jedoch die Musik das Beste thun mußte. In neuerer Zeit ist die Form des Monodrama höchstens bei philosophischen Dichtungen, die nicht zu scenischer Darstellung bestimmt sind, angewendet worden.

**Monogámie** bezeichnet im Gegensatze zur Polygamie (s. d.) die geschlechtliche Verbindung Eines Mannes mit Einer Frau, folglich die einfache Ehe. Auch spricht man bei den Thieren von Monogamie, und in der Botanik führt eine besondere Ordnung des Linné'schen Systems den Namen Monogamen.

**Monogramm** (griech.) oder Handzeichen (lat. signum), auch mit dem franz. Worte **Chiffre** nennt man eine Figur, in welcher durch einen oder auch mehre in einen verschlungene Buchstaben, durch ein Zeichen u. s. w. der Name und Titel einer Person ausgedrückt werden. Solche Monogramme finden sich schon im hohen Alterthume und namentlich bieten die griech. Münzen eine reichhaltige Sammlung derselben dar. Immer häufiger kamen sie in Gebrauch unter den fränk. Königen. Durch Kaiser Karl d. Gr., der ihnen eine bessere Gestalt gab, wurden sie ein allgemeiner Gebrauch in allen zu dem großen Frankenreiche gehörigen Ländern, sowol auf Münzen wie in Urkunden. Geistliche und weltliche Regenten wählten sich nach Willkür bei ihrem Regierungsantritte Monogramme ihres Namens. Erst im 12. Jahrh. wurden sie des veränderten Geschäftsgangs wegen allmälig wieder außer Gebrauch gesetzt. Am längsten hielten sie sich in Deutschland, wo sie erst 1495 auf dem Reichstage zu Worms abgeschafft wurden. Die Lehre von den mittelalterlichen Monogrammen ist für die Erklärung und Kritik der Denkmäler und Urkunden dieser Zeit von großer Wichtigkeit und bildet einen besondern Theil der Diplomatik oder Urkundenlehre (s. d.). In der spätern Zeit hat man das Wort auf alle Namenchiffren, Züge, sonstigen Zeichen der Maler, Kupferstecher und anderer Künstler übergetragen, womit dieselben ihre Arbeiten als die ihrigen zu bezeichnen pflegten. Vgl. Heller, „Monogrammen-Lexikon" (Bamb. 1831); Bruillot, „Dictionnaire des monogrammes" (neue Aufl., 3 Bde., Stuttg. 1832—34). Übrigens bezeichnet **Monogramm**, und zwar schon bei den Alten, jede einfache, blos durch Linien gegebene Zeichnung.

**Monográphie** nennt man eine Schrift, welche einen einzelnen Gegenstand einer Wissenschaft als ein abgesondertes Ganzes abhandelt. Die Monographien sind ein Erzeugniß der neuern Zeit und haben zur Förderung der Wissenschaft wesentlich beigetragen.

**Monokotylédonen** oder monokotyledonische oder einsamenlappige Pflanzen heißen im Gegensatze zu den Dikotyledonen (s. d.) diejenigen Gewächse, deren Keim (Embryo) nur einen einzigen Samenlappen oder Kotyledon (s. d.) besitzt. Dieser Samenlappen, welcher äußerst verschiedenartig gestaltet und oft verhältnißmäßig sehr groß ist, hat stets eine kleine Querspalte, aus welcher beim Keimen das Knöspchen des Keimlings in Form einer Spitze hervortritt. Von den übrigen Gewächsen unterscheiden sich die Monokotyledonen sowol in ihrem äußern Ansehen (Habitus) als auch durch ihre innere Structur. Sie haben stets eine zaserige, zuweilen knollig verdickte Wurzel, niemals eine Stammwurzel; ihr Stengel ist gewöhnlich einfach, seltener ästig und ist nicht in Rinde, Holzkörper und Mark geschieden, sondern besteht aus Zellgewebe, in welchem die geschlossenen Gefäßbündel unregelmäßig zerstreut, nicht zu Ringen geordnet sind, wenn sie auch nach dem äußern Umfange hin dichter stehen. Der Stengel verdickt sich durch Anlagerung neuer Gefäßbündel im Umfange der ältern; da hier nun häufig diese Gefäßbündel von ihrem Ursprunge an einen Bogen nach der Achse des Stengels zu beschreiben und von da nach außen in die Blätter übergehend wieder nach der Peripherie des Stengels verlaufen, so entsteht dadurch eine Durchkreuzung der weiter hinauf verlaufenden äußern Gefäßbündel. Die Blätter sind am Grunde meist scheidig und umfassen den Stengel; sie haben einfache gleichlaufende Nerven, welche durch Queradern verbunden sind. Die Zahl der Blütentheile beträgt gewöhnlich drei, sechs, neun oder zwölf, mit seltenen Ausnahmen. Eine Blumenkrone ist selten vorhanden, und die häufig prächtigen Umhüllungen der Befruchtungstheile, z. B. bei der Tulpe, sind Blütenhüllen (Perigonien). Die Früchte sind meist ein- oder drei- oder sechsfächerig. Überhaupt waltet die Dreizahl und deren Mehrfaches in den Blüten und Fruchttheilen vor. So z. B. hat die Commelina einen dreiblätterigen Kelch, eine dreiblätterige Blumenkrone, drei Staubgefäße, drei Nebenfäden und einen dreifächerigen Fruchtknoten. Die vorzüglichsten Gewächsfamilien dieser Abtheilung sind die Gräser, Cypergrasgewächse, Simsengewächse, Zeitlosengewächse, Liliengewächse, Smilaxgewächse, Prachtschwertelgewächse, Schwertelgewächse, Arongewächse, Rohrkolbengewächse, Najadengewächse, Froschbißgewächse, Ragwurzgewächse (Orchideae), Bananengewächse und Palmen. Von den fossilen Überresten des Pflanzenreichs gehört die kleinere Zahl den Monokotyledonen an.

**Monólog**, d. i. Selbstgespräch, heißt im Schauspiel im Gegensatze des Dialogs (s. d.) diejenige Scene oder Rede, in welcher eine einzelne Person für sich spricht. Der Monolog dient dazu, die handelnden Hauptpersonen nach innen genauer zu schildern, die Triebfedern ihrer

Handlungen darzustellen und so den Zusammenhang der Handlung anschaulich zu machen; doch darf er nur da eintreten, wo der Dramatiker durch den Dialog seinen Zweck gar nicht oder doch nicht vollkommen erreichen würde. Er darf nie bloßer Lückenbüßer sein, sondern muß die dialogischen Scenen verbinden und eine bedeutende Veränderung in dem innern Zustande der Person bezeichnen, die als Ursache für das Folgende von Bedeutung ist, oder als Wirkung des Vorhergehenden angesehen werden kann. Ebenso muß er der Lage der sprechenden Person angemessen sein.

**Monomānie**, ein griech. Wort, welches zuerst von Esquirol in die Lehre von den Seelenkrankheiten aufgenommen wurde, bedeutet eigentlich eine Art Wahnsinn (s. Manie), welche (scheinbar ohne Störung der übrigen Geistesvermögen) sich durch Festhalten einer bestimmten widersinnigen Idee oder durch fortdauernden Trieb, eine besondere Art von verkehrter oder verbrecherischer Handlung zu begehen, ausspricht. Als Arten derselben führt man auf: die Mord-, Stehl-, Brandstiftungs-, Selbstmordmonomanie u. a. m. Jedoch ist zu bemerken, daß zur wissenschaftlichen oder gerichtsärztlichen Annahme von Monomanie deutliche Zeichen einer wirklichen psychischen Krankheit vorhanden sein müssen, weil diese sonst mehr eine intellectuelle oder moralische, ein Irrthum oder eine Leidenschaft sein würde, in welchem Sinne das Wort Monomanie auch oft im gewöhnlichen Leben gebraucht wird.

**Monophysiten** hießen die Anhänger einer vielfach verzweigten christlichen Partei, die nach dem seit Athanasius aufgekommenen und besonders in Ägypten geltenden Sprachgebrauche nur eine (Mensch gewordene göttliche) Natur in der Person Christi annahm und ihre Ansicht namentlich im Streite gegen Nestorius (s. d.) durchbildete. Hatte schon Cyrillus behauptet, daß das Fleisch des Logos wesentlich zu seiner Persönlichkeit gehöre, so sprach der Archimandrit Eutyches von einer Vergottung des Fleisches Christi und setzte mit Hülfe des Bischofs Dioskurus von Alexandria die Bestätigung der Lehre von einer Natur auf der sogenannten Räubersynode zu Ephesus 449 durch. Zwar wurde nun Eutyches nebst allen seinen Anhängern auf der Kirchenversammlung zu Chalcedon 451 als Ketzer verurtheilt, doch konnte der Streit durch die Bestimmung dieses Conciliums, daß in Christo zwei Naturen ohne Vermischung, Verwandelung und Trennung zu einer Person und Hypostase vereinigt seien, nicht ausgemacht werden. Die asiat. und die ägypt. Geistlichkeit, welche in jenem Beschlusse Annäherung an Nestorius erblickte, waren meist monophysitisch gesinnt und wurden darin durch den Kaiser Basiliscus bestärkt. Auch des Kaisers Zeno 482 erlassenes Henotikon (s. d.) war wegen seiner Zweideutigkeit nicht geeignet, sie zu versöhnen, und nach langen, oft blutigen Kämpfen sonderten sich die Monophysiten von der orthodoxen Kirche förmlich ab. Diese Trennung erfolgte in der ersten Hälfte des 6. Jahrh., als der Schutz, den die Monophysiten bisher gefunden hatten, seit der festen Vereinigung der Kaiser Justinus und Justinian mit der röm. Kirche aufhören mußte. Auch unter sich selbst blieben sie nicht einig. Schon 483 hatten sich die Akephali (s. d.) abgesondert und bildeten den eigentlichen Kern des Monophysitismus. Neue Streitigkeiten erhoben sich unter ihnen 519 über die Frage: ob der Leib Christi verweslich sei oder nicht? Die Severianer, Anhänger eines abgesetzten Patriarchen Severus von Antiochia, der sich zu den Akephalen hielt, bejahten sie; die Julianisten oder Gajaniten, Anhänger der Bischöfe Julianus oder Gajanus, verneinten sie. Jene wurden deshalb Phthartolatrer, Corrupticolä oder Verweslichkeitsdiener, diese Aphthartodoketen oder Unverweslichkeitslehrer und, weil ein unverweslicher Leib nur ein scheinbarer sein könne, auch Phantasiasten genannt. Letztere zerfielen wieder über die Frage: ob der Leib Christi erschaffen gewesen? in Aktisteten, die ihn für unerschaffen, und Ktistolatrer, die ihn für erschaffen hielten. Die Severianer, nach einem ihrer Bischöfe auch Theodosianer genannt, behielten endlich die Oberhand und belegten auch die unter ihnen entstandenen Agnoeten, die Christo als Menschen die Allwissenheit absprachen, mit dem Banne. Um 560 kam der Monophysit Askusnages und nach ihm der christliche Philosoph Philoponus auf den Einfall, die drei Personen in der Gottheit drei Götter zu nennen. Doch dieses erschien selbst den Monophysiten ketzerisch und gab Veranlassung, daß viele Monophysiten sich den Katholischen wieder zuwendeten. Am stärksten blieben die monophysitischen Gemeinden in Ägypten, Syrien und Mesopotamien, wo sie durch ihre besondern Patriarchen zu Alexandria und zu Antiochia eine kirchliche Ordnung erhielten und, nachdem der Syrer Jakob Baradäus (Al-Baradai), gest. um 578, ihre Religionsverfassung befestigt hatte, die selbständigen Kirchen der Jakobiten (s. d.) und Armenier (s. Armenische Kirche) bildeten. Zu den monophysitischen Kirchen gehört auch die abyssinische und die koptische.

**Monopol**, Alleinhandel, das Gegentheil der freien Concurrenz. Man spricht von natürlichen Monopolen, wo die zur Hervorbringung eines Guts erfoderlichen Productivkräfte nicht

beliebig vermehrt werden können. So haben z. B. manche vorzügliche Weinlagen und ausgezeichnete Künstler eine Art von Naturmonopol. Im weitern Sinne des Worts kann man etwas Ähnliches von allen Naturgaben sagen, welche die menschliche Anstrengung nur aufsucht und zu Markte führt; so spricht man von einem Pelzmonopol der kalten Länder u. s. w. Am wichtigsten für die Nationalökonomie sind die künstlichen Monopole, welche auf dem Wege menschlicher Gesetzgebung oder Verabredung entstehen. Sie waren im Mittelalter sehr gewöhnlich: so die Bannrechte zu Gunsten ganzer Städte, die Zunftprivilegien zu Gunsten einzelner gewerblicher Genossenschaften, aber auch auf dem platten Lande der sogenannte Mühlenzwang, Schankbann u. dgl. Im Anfange der neuern Zeit wurden besonders die auswärtigen Handelsmonopole großer Actiengesellschaften bedeutend, unter welchen vornehmlich die Holländisch- und Englisch-Ostindische Compagnie eine welthistorische Rolle gespielt haben. Wie jene innern Monopole in den meisten hochcultivirten Ländern jetzt dem Systeme der Gewerbfreiheit haben weichen müssen, so diese äußern dem Systeme der Handelsfreiheit. Selbst die Englisch-Ostindische Gesellschaft wurde 1813 ihres Monopols für den ostind. und 1833 desjenigen für den chines. Handel mit England beraubt. Während diese beiden Arten von Monopolen auf volkswirthschaftlichen Ansichten beruhen, sind die Monopole der Regierung selbst aus Finanzzwecken hervorgegangen. Sie waren in den ersten Jahrhunderten der neuern Zeit eine höchst bedeutende Staatseinnahmequelle, so in England z. B. unter der Königin Elisabeth. In Frankreich erklärte die Gesetzgebung zu Ende des 16. Jahrh., aller Gewerbfleiß, aller Handel sei eigentlich droit domanial und könne, wenn der Staat ihn nicht selbst betreiben wolle, doch nur auf seine Concession von Privaten betrieben werden. Auch unter Friedrich II. von Preußen spielten die Staatsmonopole, zumal für Kaffee, eine bedeutende Rolle. Bei allen Monopolen hat die Ausschließung des Mitbewerbes den Erfolg, daß der Producent oder Verkäufer den Preis seiner Waare hoch über die Productionskosten sammt dem landesüblichen Gewinn steigern kann. Dies ist für ihn offenbar ebenso vortheilhaft, wie für die Consumenten, d. h. die große Mehrzahl des Volkes, nachtheilig, ja der Nachtheil für die letztern überwiegt sogar den Vortheil des erstern. Wie die Menschen einmal sind, pflegt das freie Mitbewerben der Hauptsporn zu Verbesserungen zu sein. Wer gar keine Concurrenten zu fürchten hat, wem sogar die Möglichkeit fehlt, sich mit Nebenbuhlern zu vergleichen, der wird in der Regel träge, bleibt stehen, was in solchen Dingen gewöhnlich den Anfang von Rückschritten bildet. Wollte man alle Producenten im Lande so viel wie möglich durch Monopole unterstützen, so ließe sich am Ende eine gleichmäßige Vertheilung von Last und Vortheil unter ihnen denken; aber es wären nun eben alle Productionszweige innerlich und äußerlich gefesselt. Auch in Bezug auf den Staat ist man neuerdings mehr und mehr zu der Einsicht gelangt, daß eine Deckung seiner Bedürfnisse durch Monopole die allerhemmendste, schädlichste Art der Deckung wäre und nach zwei Seiten zu drückend: für die Producenten, welche nun gewisse Erwerbszweige nicht treiben dürfen und eine höchst lästige Controle ertragen müssen u. s. w., und für die Consumenten, welche nun gewöhnlich schlechtere Waaren zu einem theurern Preise kaufen. Man hat deshalb die meisten Monopole neuerdings mit Accisen oder Zöllen vertauscht. Nur einige wenige sind noch übrig geblieben, wie z. B. das Tabacksmonopol in Östreich, Frankreich, Spanien, das Salzmonopol in Preußen und Östreich, das Branntweinmonopol in Rußland. Sie betreffen zum Theil Gegenstände, welche sich zur Vertheuerung aus Finanzgründen sehr wohl eignen, in deren technischer Bearbeitung es aber schwer fällt, einen geeigneten Punkt aufzufinden, woran sich die Besteuerung halten könnte. Dazu kommt dann noch fast in allen Ländern das Regierungsmonopol der Briefpost und des Münzens, die beide mehr aus eigenthümlichen nationalökonomischen als aus finanziellen Gründen beibehalten werden. Auch haben sich beim Münzwesen fast überall die wirklichen Überschüsse durch Ermäßigung des Preises auf Null reducirt. Im Privatverkehr bestehen noch jetzt und gerade in der neuesten Zeit mit besonderm Accente die zeitweiligen Monopole, welche einem Erfinder für die von ihm erfundene Waare zugestanden werden: Erfindungspatente. (S. Patent.) Hier wird den Consumenten kein schon vorhandener Genuß geschmälert, und das Ganze wirkt bei zweckmäßiger Einrichtung als ein Hauptsporn zu Verbesserungen.

**Monotheismus** (griech.) heißt die Anerkennung und Verehrung eines einzigen Gottes (s. d.), oder der Glaube, daß das göttliche Wesen nur Eins der Zahl nach (unus numero) sei, d. h. daß die Idee unserer Vernunft von dem vollkommensten Wesen ihre Realität habe in einem einzigen Subjecte, das alle Vollkommenheiten in Einem Selbstbewußtsein besitze. Dem Monotheismus entgegen steht der Polytheismus (s. d.). Da alle Ideen der Vernunft nur durch den Anstoß, den die Erfahrung unserer Vernunft gibt, zur Entwickelung kommen, so war es natür-

lich, daß in der Urzeit das menschliche Geschlecht mit dem Polytheismus anfing, indem die Erfahrung zuerst die Vorstellung einzelner Vollkommenheiten weckte, welche die Phantasie personificirte. Bei weiterm Fortschritte der Vernunftbildung mußte man aber nothwendig zu der Erkenntniß kommen, daß alle Vollkommenheit, wenn sie vollkommen sein solle, in einer Einheit des Bewußtseins befaßt sein müsse, daß also Gott nur Einer sein könne. Darum geschah es, daß auch unter polytheistischen Völkern sich immer einzelne Weise fanden, welche die Falschheit des Polytheismus und die Einheit Gottes erkannten, wie unter den Ägyptern Psammon, unter den Griechen Sokrates und Plato. Als Volksglaube aber oder als öffentliche Religion finden wir den Monotheismus bei Juden, Christen und Mohammedanern. Als Volksreligion wurde er von dem Stammvater des israel. Volkes, Abraham, begründet; Moses erhob ihn zur Staatsreligion und die Propheten reinigten ihn von falschen Vorstellungen. Der herrschende Grundbegriff war: Gott ist der allmächtige Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt und der Schutzgott des israel. Volkes. Durch Christus wurde Gott dargestellt als der vollkommenste Geist, der absolut allein Gute und Weise, aber auch als der Gott aller Menschen und Völker. Der christliche Monotheismus bekam daher auch die Bestimmung, die Religion aller Völker, der Menschheit, zu werden. Dadurch wurde ein neues und wirksames Band der Humanität zwischen den Völkern geknüpft, welche der Polytheismus getrennt und durch den Wahn, von Göttern erzeugt oder doch von den Göttern besonders geliebt zu sein, in feindselige Parteien zerrissen und Unterjochung der Schwachen und Sklaverei der Besiegten befördert hatte. Weil aber die Christen die Lehre von der Dreieinigkeit angenommen hatten und auch die Heiligen anriefen und vor ihren Bildern knieten, hielt sie Mohammed für Götzendiener und glaubte sich berufen, den alten reinen Monotheismus wieder herzustellen, den er aber keineswegs in christlichem Sinne auffaßte.

**Monotheleten** hießen die Anhänger einer christlichen, den Monophysiten (s. d.) verwandten Partei, welche zwar die Zweiheit der Naturen in Christo anerkannte, aber die Einheit des Wollens und Wirkens in ihm lehrte und behauptete, daß sein menschliches Wollen und Thun im göttlichen untergegangen, von diesem gleichsam verschlungen gewesen sei. Dies schien ihr aus der Einheit der Person zu folgen und für die Kraft des Erlösungswerks nothwendig. Die Partei und der Streit über sie entstand in Folge des Versuchs, den Kaiser Heraklius auf den Rath der Bischöfe Cyrus von Alexandrien und Sergius von Konstantinopel 633 machte, die Monophysiten mit der orthodoxen Kirche durch die Formel wieder zu vereinigen, daß Christus seine Werke durch Eine gottmenschliche Wirkungsweise vollbracht habe. Gegen diese Formel traten Sophronius, Bischof von Jerusalem, und Andere, welche Dyotheleten genannt wurden, heftig auf, und nun entspann sich ein Kampf, den weder das kaiserl. Edict „Ekthesis" von 638, noch der „Typos" des Kaisers Konstans II. von 648 zu schlichten vermochte. Erst dem sechsten ökumenischen Concil zu Konstantinopel 680 gelang es, der Lehre von zwei in Christo ohne Gegensatz und Vermischung vorhandenen Willen und Wirkungsweisen ein Übergewicht zu sichern, welches der monotheletisch gesinnte Kaiser Philippicus Bardanes nur vorübergehend bedrohte. Indeß bildete sich doch aus den Überresten der Monotheleten die Sekte der Maroniten (s. d.).

**Monotönie** oder **Eintönigkeit** nennt man den Mangel an Modulation in der menschlichen Stimme beim Sprechen oder Singen. In den schönen Künsten bezeichnet man damit eine gewisse Einförmigkeit der Manier, die sich in der Behandlung und Darstellung der Gegenstände offenbart, überhaupt den Mangel an Abwechselung und Mannichfaltigkeit, der in allzu großer Einfachheit des Gegenstandes seinen Grund hat. Auch wird dieser Ausdruck auf Gegenstände der Natur, z. B. Gegenden, angewendet.

**Monrad** (Ditlev Gothard), dän. Gelehrter und Staatsmann, ward 24. Nov. 1811 zu Kopenhagen geboren. Sein Vater, Otto Sommer M., bekleidete eine Beamtenstelle daselbst, kehrte aber nach dem Kieler Frieden in sein Vaterland Norwegen zurück, wo er im nördlichen Theile desselben eine Anstellung fand. M. studirte zu Kopenhagen Theologie, erwarb hier 1838 die Magisterwürde und beschäftigte sich sechs Jahre hindurch mit literarischen Arbeiten, betheiligte sich aber auch als Curator bei der Verwaltung des städtischen Schulwesens. Daneben widmete er sich fortwährend seinen theologischen Studien und erhielt 1846 die Pastorstelle zu Vester-Ulslew in Laaland. M. galt bereits vor der Märzbewegung des J. 1848 für einen Mann von großer Gelehrsamkeit und eminentem Talent und gehörte in politischer Beziehung mit Lehmann zu den Führern der Eiderdänen. Deshalb ward ihm 22. März 1848 das Portefeuille des Cultus übertragen. Mit Tscherning war er die Seele des Märzministeriums, aus welchem er 15. Nov. 1848 austrat. Seitdem lebt M. als Bischof von Laaland und Falster zu Stubbekiöbing seinen Amtsgeschäften und wissenschaftlichen Studien.

**Monreale**, eine Stadt in Sicilien, in einer herrlichen Gegend, eine Meile von Palermo, ist mit diesem durch eine schöne Straße verbunden, der Sitz eines Erzbischofs und hat 14000 E. Besonders merkwürdig sind die reich ausgestattete Benedictinerabtei, mit einer Bibliothek, und die alte Kathedrale mit Bronzethüren, schönem Säulenwerk und den irdischen Überresten mehrer normannischer Könige aus dem 12. Jahrh. Mit dem Glöcklein auf dem dasigen Schlosse wurde 1282 zur Sicilischen Vesper geläutet.

**Monro** ist der Name mehrer berühmten engl. Anatomen und Chirurgen. — Monro (Alex.), geb. 1697 in London, studirte in Edinburg und London unter Cheselden, in Paris und in Leyden unter Boerhaave. Nach seiner Rückkehr 1719 fing er an, in Edinburg anatomische und chirurgische Vorlesungen zu halten und erhielt daselbst 1721 die Professur der Anatomie und Chirurgie. Er bewirkte auch daselbst die Errichtung eines akademischen Krankenhauses, an dem er den klinischen Unterricht leitete. Im J. 1759 trat er seine Professur an seinen jüngern Sohn ab und behielt nur die Klinik bei. Er starb 10. Juli 1767. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: „Anatomy of human bones and nerves" (Edinb. 1726 und öfter; deutsch von Krause, Lpz. 1761) und „Essay on comparative anatomy" (nach seinen Vorlesungen ohne seine Mitwirkung herausgegeben, Lond. 1744; deutsch, Gött. 1790). Als Secretär der Königlichen Gesellschaft der Ärzte zu Edinburg redigirte er die „Medical essays and observations" (6 Bde., Edinb. 1732), welche viele werthvolle Abhandlungen von ihm enthalten. Eine Gesammtausgabe seiner Werke besorgte sein älterer Sohn (Edinb. 1781; 2. Aufl., 1784; deutsch, Lpz. 1782). — Monro (Donald), der Sohn des Vorigen, geb. zu Edinburg 1729, stieg im Militärdienste bis zum Oberfeldarzte und starb zu Edinburg 9. Juni 1802. Neben der Herausgabe der gesammelten Werke seines Vaters machte er sich durch folgende Schriften bekannt: „On the dropsy and its different species" (Lond. 1755; deutsch von Krause, Lpz. 1761 und Altenb. 1777); „Account of the diseases in the British military hospitals in Germany from 1761 to 1763" (Lond. 1764; deutsch von Wichmann, 3 Bde., Altenb. 1766; 2. Aufl., 1771); „On the mineral waters" (2 Bde., Lond. 1770); „On the means of preserving the health of soldiers and of conducting military hospitals" (2 Bde., Edinb. 1780; deutsch, Altenb. 1784); „Medical and pharmaceutical chymistry and materia medica" (4 Bde., Lond. 1788; deutsch von Hahnemann, 2 Bde., Lpz. 1791). — Monro (Alex.), der jüngere Bruder des Vorigen, geb. 1732 zu Edinburg, folgte seinem Vater 1759 in der Professur der Anatomie und Chirurgie und starb 2. Oct. 1817. Als Anatom nicht minder ausgezeichnet als sein Vater, hat er hauptsächlich folgende Schriften herausgegeben: „Observations on the structure and functions of the nervous system" (Edinb. 1783; deutsch von Sömmering, Lpz. 1787); „Structure and physiology of fishes explained and compared with those of man and other animals" (Edinb. 1785; deutsch von Schneider, Lpz. 1787); „Description of all the bursae mucosae of the human body" (Lond. 1788; lat. und deutsch von Rosenmüller, Lpz. 1799). — Monro (Alex.), der Sohn des Vorigen, geb. 1760, der 1797 in Edinburg die medicinische Doctorwürde erlangte und nachmals Professor der Anatomie und Chirurgie in Edinburg war, bereicherte die Literatur der Medicin durch die wichtigen Werke: „Observations on crural hernia" (Edinb. 1803); „The morbid anatomy of the human gullet, stomach and intestines" (Edinb. 1811); „Outlines of the anatomy of the human body in its sound state" (3 Bde., Lond. 1813); „Observations on the different kinds of small-pox" (Edinb. 1818); „Elements of the anatomy of the human body in its sound state" (2 Bde., Edinb. 1825); „The anatomy of the pelvis of the male" (2. Aufl., Edinb. 1827); „The morbid anatomy of the brain" (Lond. 1827).

**Monroe** (James), Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, 1817—25, geb. 28. April 1758 in der Graffschaft Westmoreland in Virginien, studirte die Rechte, als der Unabhängigkeitskrieg seines Vaterlandes ausbrach und ihn unter die Waffen rief. Er zeichnete sich bei mehren Gelegenheiten durch Tapferkeit aus und rückte zum Obersten auf; dann kehrte er 1778 wieder zu seinen Studien zurück. Er wurde 1782 Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung und 1783 des Congresses in Virginien, 1790 aber des Nationalcongresses, in welchem er bis 1794 saß, wo er als Gesandter nach Frankreich ging. Als er 1796 durch den Präsidenten Washington zurückgerufen wurde, rechtfertigte er sein Benehmen durch die Veröffentlichung seines diplomatischen Briefwechsels. Hierauf war er von 1799—1802 Gouverneur von Virginien. Im J. 1803 ging er abermals als Gesandter nach Paris, um die Unterhandlung über die Abtretung von Louisiana abzuschließen, und erhielt dann Sendungen nach London und 1804 nach Madrid. Mit der Aussicht, Jefferson's Nachfolger in der Präsidentenwürde zu werden, kehrte er 1808 nach Amerika zurück; doch gab er hier die Bewerbung auf, wurde

1810 wieder Gouverneur von Virginien und 1811 unter Madison's Verwaltung Staatssecretär. Zugleich übernahm er das vernachlässigte Kriegsministerium, wo er die eifrigsten Anstrengungen machte, die Vertheidigungsmittel des Staats zu verstärken. Als die Engländer 1814 Washington erobert und verbrannt hatten, erhielt M. den Oberbefehl über die Streitkräfte. Nach dem Frieden widmete er sich wieder ausschließend den Geschäften des Staatssecretariats, bis er 1817 Präsident wurde. Einstimmig wurde er 1821 wieder erwählt. In welcher Weise während seiner Verwaltung die Kräfte des Staats sich entwickelt, ist in seinen meisterhaften Berichten an den Congreß mit Würde und Offenheit ausgesprochen. Er ging weiter als seine nächsten Vorgänger in der Verstärkung der Unionsregierung und namentlich verdankt das Seewesen ihm seine Ausbildung. Während seiner Verwaltung ward Florida erworben, die Unabhängigkeit der span. und portug. Colonien anerkannt und der Entschluß der Regierung der Vereinigten Staaten ausgesprochen, keine Einmischung europ. Mächte in die innern Angelegenheiten der südamerik. Staaten zu dulden (die sogenannte Monroedoctrin). Er nahm die kräftigsten Maßregeln zur Unterdrückung des Sklavenhandels und begünstigte den Handelsverkehr mit allen Völkern auf der Grundlage freier und vollkommener Gegenseitigkeit. Als er seine Würde niedergelegt hatte, verband er sich mit Jefferson und Madison, die neue Universität in Virginien zu gründen. Er führte den Vorsitz in der Urversammlung bei den Berathungen über das neue Grundgesetz dieses Staats und verwaltete an seinem Wohnorte das Amt eines Friedensrichters. Auch er starb, wie Adams und Jefferson, am Jahrestage der amerik. Unabhängigkeit zu Neuyork 4. Juli 1831. M. besaß einen kräftigen Geist, ein starkes Gemüth und einen lebendigen Thätigkeitstrieb. Als Präsident und als Bürger schlicht, Jedem zugänglich, im Denken sicher, im Handeln redlich, der demokratischen Partei ergeben, stand er in hoher Achtung bei seinen Mitbürgern, die sich auch dadurch bethätigte, daß ihm, als er nach Niederlegung seiner Würde in bedrängten Umständen war, der Congreß freigebige Bewilligungen machte, um die Ansprüche zu befriedigen, die aus der Zeit seiner Verwaltung herrührten.

**Mons**, flämisch Bergen, die stark befestigte Hauptstadt der belg. Provinz Hennegau, auf einer Anhöhe, am Flusse Trouille, hat 24338 E. Das merkwürdigste Gebäude ist die Waltrudiskirche (cathédrale de Ste.-Waudru), erbaut 1460—1589, ein Meisterstück, namentlich in Hinsicht der Zierlichkeit und Kühnheit im Innern. Das ehemalige Schloß dient jetzt als Irrenanstalt; auf dem dazu gehörigen Glockenthurme (Beffroi) befindet sich ein Glockenspiel. Das Rathhaus, aus der Mitte des 15. Jahrh., ist ein schwerfälliges, gedrücktes Gebäude. Übrigens hat die Stadt eine Börse, ein Handelsgericht, ein königl. Gymnasium, eine Kunstschule, eine öffentliche Bibliothek und eine Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft. Von Wichtigkeit sind die Baumwollenfabrikation und der Handel mit Getreide und Steinkohlen. Ein Kanal (le canal de Condé) verbindet die Stadt mit der Schelde und eine Eisenbahn mit Brüssel, Valenciennes, Charleroi, Namur und Tournay. In der Umgegend von M. gibt es die bedeutendsten Steinkohlenbergwerke, deren Ertrag von 1834—51 um 81 Proc. zugenommen hat, und einen großen Flintensteinbruch. M. verdankt seinen Ursprung einem Castrum, das Cäsar im Kriege gegen die Gallier hier anlegen ließ. Schon im Mittelalter war es ein bedeutender Ort. Im großen niederländ. Kriege wurde es 1572 unter dem Beistande der Franzosen von Ludwig von Nassau genommen, noch in demselben Jahre aber von den Spaniern unter Friedrich von Toledo und Chiappone Vitelli wiedererobert, die sich in seinem Besitze sowol gegen Coligny wie gegen den Prinzen von Oranien, freilich auf die grausamste, Handel und Gewerbe auf lange hin gänzlich niederdrückende Weise, behaupteten. In dem Kriege Ludwig's XIV. wurde die Stadt 8. April 1691 durch Verrath an Vauban übergeben, im Frieden zu Ryswijk von 1697 aber wieder an Spanien abgetreten. Im Spanischen Erbfolgekriege gerieth sie 1701 wieder in die Hände der Franzosen und blieb bis 1709 in ihrer Gewalt; im Utrechter Frieden von 1713 wurde sie an die Holländer, im Frieden zu Baden von 1714 an Östreich gegeben. Von neuem eroberten sie die Franzosen 10. Juli 1746 unter dem Prinzen Conti, doch kam sie 1748 abermals an Östreich zurück. Nach ihrer Eroberung durch das republikanische Frankreich 1792 wurden die Festungswerke geschleift, zu deren Wiederherstellung man seit 1818 die franz. Contributionsgelder und engl. Subsidien verwendete. Im Mai 1852 wurde das durch meist öffentliche Gelder dem in M. geborenen berühmten Tonkünstler Orlando di Lasso (Roland de Lattre) von B. Frison errichtete Bronzestandbild feierlich eingeweiht.

**Monsieur**, in der Mehrzahl Messieurs, ist im Französischen bei mündlicher und schriftlicher Anrede der Titel, welchen man aus Höflichkeit jeder Mannsperson gibt. Der Titel ent-

spricht in Bedeutung und Anwendung dem deutschen Herr oder Mein (mon) Herr (sieur). Ehedem führte in Frankreich der ältere Bruder des Königs, wenn man von ihm sprach, den Titel Monsieur; redete man ihn jedoch selbst an, so hieß er Monseigneur. (S. Seigneur.)

**Monsigny** (Pierre Alex.), ein beliebter Componist, der Begründer der komischen Oper der Franzosen, geb. zu Fauquemberg in Artois 1729, war bereits in Paris in einem Subalternposten angestellt, als plötzlich in Folge der Vorstellung der „Serva padrona" von Pergolesi, der er beiwohnte, in ihm der Gedanke erwachte, sich ausschließend der Musik zu widmen. Er studirte nun die Composition unter Giannotti, den er nach vollendetem Unterricht beim Abschied mit der Oper „Les aveux indiscrets" überraschte. Erst drei Jahre später, 1759, brachte er dieselbe gänzlich umgearbeitet aufs Theater. Durch den Beifall, welchen sie fand, aufgemuntert, schrieb er im folgenden Jahre die Opern „Le maître en droit" und „Le Cadi dupé". Durch die anmuthige Oper „On ne s'avise jamais de tout" vollendete er 1761 die musikalische Revolution auf dem Théâtre de la foire, welches damals den Namen der ital. Oper annahm. Am 22. Sept. 1798, dem Neujahrstage der franz. Republik, wurde er nebst Cherubini, Lesueur und Martini auf dem Marsfelde als ausgezeichneter Componist vom Directorium und dann von Herolden ausgerufen. Gleichzeitig erhielt er eine Pension auf Lebenszeit. Nach Piccini's Tode wurde er 1800 dessen Nachfolger als Director am Conservatorium und 1813 in das Institut aufgenommen. Er starb 15. Jan. 1817. Nächst den erwähnten gehören zu seinen vorzüglichsten Opern: „Le roi et le fermier", „Rose et Colas", „Aline, reine de Golconde" „L'isle sonnante", „Le déserteur", „Le faucon", „Félix, ou l'enfant trouvé" und „La belle Arsène".

**Monstranz** oder **Allerheiligstes** heißt bei den Katholiken das in dem Tabernakel des Hochaltars verschlossene, aus Gold, Silber oder anderm edeln Metall gearbeitete, wol auch mit Edelsteinen besetzte Gefäß, in welchem die geweihte Hostie aufbewahrt und dem Volke gezeigt wird. Nur ein geweihter Priester darf sie anrühren, und jeder Katholik muß sie mit Kniebeugung verehren. Die Foderung einiger kath. Regenten in gemischten Staaten, daß auch der nicht kath. Soldat im Dienste vor der Monstranz die Kniebeugung zu vollziehen habe, erregte in neuerer Zeit in Baiern vielfache Verhandlungen und Unzufriedenheit unter den protest. Bewohnern, die hierin einen nicht zu billigenden Gewissenszwang erblickten, während man andererseits die Sache rein militärisch und die Kniebeugung als eine Ehrenbezeigung betrachtete, die der protest. Soldat vollziehen könne, ohne sich dabei etwas zu denken.

**Monstrum** nennt man überhaupt jeden Gegenstand, der in seiner Gestaltung von Gegenständen derselben Art in auffallender, der Zweckmäßigkeit und dem Geschmack widersprechender Weise abweicht. Es wird daher dieses Wort ebensowol leblosen als lebenden Gegenständen beigelegt, bei letztern für Misgeburt, Misbildung, Ungeheuer u. s. w. in physischem und beim Menschen auch für Bösewicht, Wüthrich u. s. w. in moralischem Sinne gebraucht. Das davon abgeleitete Adjectivum monströs wird nur selten in der letztern Art angewendet. Zu den Anomalien des Geschmacks gehört das Bestreben der Blumisten, durch allerhand Mittel die Production monströser Blumen zu erzielen, während monströse Menschen- und Thierbildungen fast nur Gegenstände des Ekels und Abscheus, wenigstens des Mitleids sind und allein anatomisches Interesse bieten.

**Montag** (althochdeutsch mânintac, mittelhochdeutsch mântac, holl. mândag, angelsächs. monandäg, engl. monday, altnord. mânadagr, schwed. måndag, dän. mandag) heißt der zweite Tag der Woche nach der zu Anfang des Mittelalters bei den german. Völkern eingedrungenen röm. Wocheneintheilung. Auch die Benennung selbst bildeten die Germanen nach der lat. dies Lunae. (S. **Blauer Montag**.)

**Montagna** (Bartolommeo), ein für seine Zeit sehr bedeutender Maler, aus Vicenza gebürtig, soll um 1489 geboren, 1522 gestorben und Schüler Andr. Mantegna's gewesen sein. Er ist in seiner Auffassungsweise schlicht und ernst, in der Färbung monoton. Eine Madonna auf dem Thron mit den Heiligen und eine Krone der Maria besitzt von ihm das Museum zu Berlin, andere Gemälde von ihm finden sich in Vicenza und Verona. — **Benedetto M.**, ebenfalls Maler und Kupferstecher, geb. um 1458, gest. 1530, war wahrscheinlich des Vorigen älterer Bruder. Gemälde von ihm sind sehr selten; eine Dreieinigkeit und eine Madonna mit Johannes finden sich im Dom zu Vicenza. Er fertigte Zeichnungen zum Schnitte für Druckwerke und scheint selbst in Holz geschnitten zu haben, was namentlich von der seltenen „Hypnerotomachia Poliphili" (2. Ausg., Ven. 1545) gilt. Von seinen Kupferstichen kennt man 47 Blatt.

**Montagnards**, s. **Bergpartei**.

**Montagu** (Mary Pierrepont, Lady Wortley), eine durch ihre Schriften, wie durch ihre

Bemühungen um die Einführung der Schutzpockenimpfung berühmte Engländerin, war die Tochter des Herzogs Evelyn Pierrepont von Kingston und wurde 1690 zu Thoresby in der Grafschaft Nottingham geboren. Sie erhielt mit ihren Brüdern eine sehr sorgfältige Erziehung und brachte ihre Jugend in Zurückgezogenheit zu. Durch Schönheit, Geist und Bildung ausgezeichnet, heirathete sie 1712 Edward Wortley Montague, einen gebildeten talentvollen Mann, den sie für die politische Laufbahn bestimmte. Als derselbe 1716 den Gesandtschaftsposten bei der Pforte erhielt, reiste sie ihm durch Holland, Deutschland und Ungarn nach. Zu Konstantinopel erlernte sie die türk. Sprache und erhielt vom Sultan Achmed die Erlaubniß, den Harem zu besuchen, wo sie Freundschaft mit Fatima, der Sultanin-Valide, schloß. Ihr Verkehr mit dem Sultan selbst verursachte üble Gerüchte, die wahrscheinlich ganz ungegründet waren. In der Nähe von Konstantinopel lernte sie auch die in der Türkei längst gebräuchliche Schutzpockenimpfung kennen. Sie unterrichtete sich über das Verfahren, unterwarf ihren eigenen Sohn zuerst der Probe und führte die Impfung unter hartem Widerstande später in England ein. Als ihr Gemahl 1719 abgerufen wurde, bereiste sie mit demselben die Küsten des Mittelmeers und kehrte über Italien und Frankreich nach London zurück. Hier sammelte sie einen Kreis von geistreichen Schriftstellern um sich, unter denen sich Addison, Steele, Young und Pope befanden. Letzterer indessen zerfiel mit ihr und rächte sich an ihr durch vernichtende Satiren. Dies, die Niederlage der Whigs, deren Grundsätze sie eifrig vertrat, sowie Zerwürfnisse mit ihrem Gemahl bestimmten sie, nach Italien zu gehen, wo sie 22 J. den Wissenschaften und ländlichen Beschäftigungen lebte. Erst 1761, nach dem Tode ihres Gemahls, kehrte sie nach England zurück, wo sie indeß schon 21. Aug. 1762 starb. Sie hinterließ poetische Fragmente und Briefe über ihre Reise nach der Türkei, die sie für den Druck geschrieben hatte und einem holl. Geistlichen anvertraute. Becket veröffentlichte die erste Ausgabe ihrer Werke (3 Bde., Lond. 1763), die aber unvollständig und wahrscheinlich auch unrechtmäßig war. Cleveland veranstaltete 1767 eine zweite Ausgabe in vier Bänden, deren letzter die Reisebriefe vervollständigen sollte, aber den Herausgeber selbst zum Verfasser hatte. Endlich erschien unter dem Titel „The letters and other works of the Lady Mary Wortley M." (6 Bde., Lond. 1803; franz., 4 Bde., Par. 1804) die erste rechtmäßige, von ihrem Schwiegersohn, Grafen Bute, besorgte Ausgabe. Später gab Wharncliffe ihre Briefe und Werke heraus (3 Bde., 2. Aufl., Lond. 1837). Als Dichterin ist sie unbedeutend. Ihre Briefe dagegen offenbaren classische Bildung, kühnen, männlichen Geist und seltene Energie des Stils. Ihr Charakter neigte zur Unzufriedenheit, Satire und Bizarrerie. — **Montagu** (Edward Wortley), der Vorigen Sohn, geb. 1715, besaß viel Hang zum Sonderling und Abenteurer und wurde durch die Erziehung seiner Mutter vollends verdorben. Seit der frühesten Jugend entlief er wiederholt dem älterlichen Hause und trieb sich in den niedrigsten Beschäftigungen herum. Endlich schickte ihn die Mutter unter der Aufsicht eines gewissen Forster nach Westindien. Ungeachtet seines herumschweifenden Lebens eignete sich M. doch ausgebreitete Kenntnisse an und zeigte viel Sinn für Alterthumsforschung. Nach seiner Rückkehr nach London mußte er in den Staatsdienst treten; allein er verfiel sehr bald wieder in ein wüstes Leben und begab sich Schulden halber 1751 nach Paris. Hier ging er mit Spielern und Gaunern um und verwickelte sich in einen schimpflichen Criminalproceß, nach dessen Beendigung er nach London zurückkehrte. Er schien jetzt von seinen Jugendverirrungen geheilt und lebte mehre Jahre in Zurückgezogenheit der wissenschaftlichen Muse. Im J. 1754 trat er ins Parlament. Dann veröffentlichte er das treffliche Werk „Reflections on the rise and the fall of the ancient republics" (Lond. 1759; franz., Par. 1769 und 1793). Nach dem Tode seiner Ältern, die ihn fast enterbten, überließ er sich ganz seinen abenteuerlichen Neigungen. Er durchstreifte alle Länder Europas, besonders aber den Orient. Nach seiner eigenen Aussage spielte er in Deutschland den Stallknecht, in Holland den Postillon, in der Schweiz den Bauer, in Paris den Stutzer, in Hamburg den eifrigen Lutheraner, in Rom den Abt und in der Türkei den Moslem. Endlich entschied er sich ganz für die orient. Sitten. Er unterhielt neben seiner rechtmäßigen Frau einen Harem, kleidete sich und lebte als Türke, erfüllte auch gewissenhaft alle Gebräuche des Islam. Mit seinem Diener, einem fast schwarzen Knaben, den er für seinen Sohn ausgab, sprach er nur arabisch. Im J. 1773 kehrte er aus dem Orient nach Venedig zurück. Daselbst starb er 2. Mai 1776 unter den Vorbereitungen zur Wallfahrt nach Mekka. Seine zahlreichen antiquarischen Forschungen erschienen in den Schriften der königl. Akademie. Eine interessante Beschreibung seines Lebens befindet sich in Nichols' „Literary anecdotes of the eighteenth century" (Bd. 4, Lond. 1812).

**Montaigne** (Michel Eyquem de), ein berühmter franz. Moralphilosoph, wurde 28. Febr. 1533 auf dem Schlosse Montaigne im Périgord geboren. Sein Vater, der eigenthümliche Ansichten über Erziehung besaß, gab ihm schon in frühester Kindheit einen deutschen Hofmeister, der mit ihm nur lateinisch sprechen durfte. So erlernte der Knabe zwanglos, ohne Stock und Thränen zuerst die lat., später auch in derselben Weise die franz. und griech. Sprache. In seinem zehnten Jahre kam er auf das Collége zu Bordeaux, wo Grouchi, Buchanan und Muret seine Lehrer wurden. Schon damals besaß er eine solche Fertigkeit im lat. Sprechen, daß sich Muret gefürchtet haben soll, ihn anzureden. Nachdem er im Alter von 13 J. seine Schulstudien beendet, widmete er sich nach dem Wunsche des Vaters dem Rechtsfache und erhielt 1554 die Stelle eines Raths am Parlament zu Bordeaux. An ein zwangloses Leben gewöhnt und den Geschäften abgeneigt, überdies den Scholasticismus seiner Zeit verachtend, versenkte er sich in das Studium der röm. und griech. Philosophen und trat in Verbindung mit Pasquier, Pibrac, Paul de Foix und andern ausgezeichneten Geistern. Zu Bordeaux lernte er auch zufällig in einer Gesellschaft Etienne de Laboëtie kennen, und beide Männer schlossen beim ersten Begegnen eine innige Freundschaft, die an die schönsten Beispiele des Alterthums erinnerte. In dieser Zeit schon galt M. als einer der besten Köpfe Frankreichs; auch war er bei Hofe sehr angesehen. Obschon er die Ehe als ein Joch ansah, vermählte er sich doch 1566 mit Françoise de Lachassaigne. Auf den Wunsch seines Vaters verfaßte er einige Jahre später eine vortreffliche Übersetzung der natürlichen Theologie des Raymundus Sebondus (Par. 1569). Als sein Vater 1569 gestorben, legte er sein Amt nieder und zog sich auf sein Erbschloß Montaigne zurück, wo er mitten in den Stürmen des Bürgerkriegs in beschaulicher Muße lebte. Hier gab er die hinterlassenen Schriften seines 1563 gestorbenen Freundes Laboëtie heraus (Bordeaux 1571); auch schrieb er damals die ersten zwei Bücher seines berühmten Werks „Les essais de messire Michel, seigneur de M." (2 Bde., Bordeaux 1580). Von Steinschmerzen geplagt, machte er seit 1580 mehre Reisen in Deutschland, Italien und der Schweiz. Er wurde allenthalben mit großer Auszeichnung aufgenommen und in Rom verlieh ihm der Papst sogar das Bürgerrecht. Im J. 1581 wählten ihn die Bürger von Bordeaux zu ihrem Maire, welches Amt er mehre Jahre zu großer Zufriedenheit verwaltete. Der Bürgerkrieg und die Pest trieben ihn 1586 von seinem Schlosse. In den Zeitwirren suchte er zwischen den Parteien als unbefangener Vermittler aufzutreten; aber gerade weil er in seinen Ansichten weder Katholik noch Protestant war, mußte er die Verfolgung beider erdulden. In dieser bewegten Zeit ließ er das dritte Buch seiner „Essais" (Par. 1588) erscheinen. Wiewol ihm seine freien Ansichten viele Gegner erweckten, so fand er doch bei allen tiefern Geistern Anerkennung und Bewunderung; selbst der Theolog Pierre Charron suchte seine Bekanntschaft und Justus Lipsius setzte ihn über die Sieben Weisen. Er starb 13. Sept. 1592 auf seinem Schlosse in den Gebräuchen der röm. Kirche und hinterließ eine Tochter, Namens Léonore. Seine fille d'alliance oder Adoptivtochter, von der das 11. Capitel des zweiten Buchs seiner „Essais" handelt, war Mademoiselle de Gournay. M. eröffnete in der Geschichte des franz. Geistes die Reihe origineller Denker und brach Descartes die Bahn. Mit den großen Männern des Alterthums innig vertraut, zugleich der erfahrenste und scharfsinnigste Beobachter seines Zeitalters, erhob er sich über das politische, kirchliche Treiben und den Scholasticismus seiner Umgebung und kehrte in das eigne Innere zurück. An Zwanglosigkeit gewöhnt, vielleicht auch durch physische Schwäche verhindert, verschmähte er, seinen Reflexionen Methode oder irgend ein systematisches Gewand zu geben. Was er dachte und empfand, wollte er nach Zufall und Laune aufzeichnen, und so entstand gleichsam ein psychologisches Gemälde, in welchem seine eigene Persönlichkeit den Mittelpunkt bildet und das einen Schatz von praktischer Lebensweisheit enthält. Nach diesem Standpunkte ist ihm sein Skepticismus, nach dieser Methode eine naive Eitelkeit nicht zur Last zu legen. In seinem Stile zeigt er sich, je nach der Stimmung und dem Gegenstande, bald fahrlässig und holperig, bald entwickelt er unnachahmliche Grazie, gewaltige Energie und einen Reichthum und eine Fülle des Ausdrucks und der Sprache, die seine Werke zu einer Schatzkammer der franz. Sprachbildung machen. Von seinen „Essais" erschienen zahllose Ausgaben, von denen wir nur die von Coste (5 Bde., Haag 1727), Johanneau (5 Bde., Par. 1818) und Victor Leclerc (5 Bde., Par. 1826—29) erwähnen. Eine deutsche Übersetzung lieferte Bode in „M.'s Gedanken und Meinungen" (6 Bde., Berl. 1793). Sein später zufällig aufgefundenes „Journal du voyage de Michel M. en Italie par la Suisse et l'Allemagne" wurde durch Guerlon (Par. 1774) veröffentlicht.

**Montalembert** (Marc René, Marquis de), ein ausgezeichneter franz. Ingenieur, aus

einer altadeligen Familie des Poitou stammend, geb. zu Angoulême 15. Juli 1714, trat mit seinem 17. J. in die Armee, machte den Feldzug von 1736 mit, zeichnete sich bei den Belagerungen von Kehl und Philippsburg aus und erhielt dafür eine Compagnie der Garden des Prinzen von Conti. Nachher wohnte er den Feldzügen in Italien, Flandern u. s. w. und 1741 dem Östreichischen Erbfolgekriege bei. Nach dem Frieden widmete er seine Muße den Wissenschaften und wurde 1747 in die Akademie aufgenommen, deren Memoiren er mit vielen Aufsätzen bereicherte, die sich ebenso durch neue Ideen wie durch einen reinen und zierlichen Stil auszeichnen. Auch legte er Munitionsgießereien in Périgord und Angoumois an. Während des Siebenjährigen Kriegs war er bei den russ. und schwed. Heeren als Commissar Frankreichs thätig. Er befestigte Anklam und verstärkte Stralsund durch Feldwerke. Nachher wurde er nach den Inseln Aix und Oléron geschickt, welche letztere er nach seinem Systeme (s. **Befestigungsmanieren**) befestigte, das er la fortification perpendiculaire nannte, weil die eingehenden Winkel bei der gewählten Tenaillenform insgesammt 90° erhalten konnten. Die von ihm, vielleicht nach holl. Muster, angegebenen runden gemauerten Thürme (die **Montalembert'schen Thürme**) haben in neuerer Zeit wahrscheinlich wieder den Maximilianischen Thürmen (s. d.) zum Muster gedient. Auch in der Festungsartillerie sind die von ihm erfundenen niedern Rahmenlaffeten als sehr zweckmäßig zu nennen. Als ein Anhänger der Revolution überließ er 1780 der Nationalversammlung die Pension, die ihm für den Verlust eines Auges war bewilligt worden. Bedeutende Ausgaben für die Gießereien und wol auch Aufwand erschöpften sein Vermögen. Er mußte sein Gut in Angoumois verkaufen und ging mit seiner Gattin nach England, kehrte aber in der Zeit der Schreckensherrschaft nach Paris zurück, wo er sich in seinem hohen Alter scheiden ließ und bald darauf wieder heirathete. Seine literarischen Arbeiten hatte er schon 1761 dem Minister Choiseul angeboten. Als sie im Druck erschienen, erregten sie von Seiten der Anhänger Vauban's vielfache sehr heftige Streitschriften; namentlich trat d'Arçon gegen ihn auf, den aber M. vollständig widerlegte. Sowol der Convent 1795 wie der Rath der Fünfhundert 1796 erwähnten seine Schriften auf eine ehrenvolle Weise, auch wurde ihm eine Unterstützung bewilligt. Er starb 26. März 1800. Sein Hauptwerk ist „La fortification perpendiculaire, ou l'art défensif supérieur à l'offensif" (Par. 1776; neue Aufl., 11 Bde., 1796; deutsch bearbeitet von Hoyer unter dem Titel „Die Vertheidigung stärker als der Angriff", 4 Bde., Berl. 1818—20). Außerdem ist noch zu erwähnen seine „Correspondance avec les généraux et les ministres depuis 1761 jusqu'à 1791". Auch hinterließ er mehre kleine Komödien, wie „La statue", „La bergère de qualité", „La Bohémienne" u. s. w., Erzählungen und Chansons. — **Montalembert** (Marc René Anne Marie, Graf), des Vorigen Sohn, geb. zu Paris 10. Juli 1777, diente in dem Emigrantencorps unter Condé, trat aber später in brit. Dienste und wurde 1810 Major. Nach der ersten Restauration erhielt er als Oberst eine Stelle im franz. Heere. Im J. 1817 ging er als franz. Gesandter nach Stuttgart, später in gleicher Eigenschaft nach Stockholm, nachdem er zuvor 1819 die Pairswürde erhalten. Nach der Revolution von 1830 verließ er den Staatsdienst und starb zu Paris 20. Juni 1831. — **Montalembert** (Charles Forbes, Graf), des Vorigen Sohn, bekannt als Vertreter der ultrakath. Interessen, geb. zu Paris 1810, erhielt als der Nachfolger seines Vaters die Pairswürde. In früherer Zeit mit Lamennais befreundet, schrieb er für dessen Journal „L'avenir" und machte sich als eifriger Vertheidiger Polens, sowie als Gegner des franz. Unterrichtswesens bekannt. Auch veröffentlichte er eine „Histoire de Ste.-Elisabeth de Hongrie" (Par. 1836; deutsch von Städter, Aach. 1845), sodann die Schrift: „Du vandalisme et du catholicisme dans les arts" (Par. 1840). Im J. 1843 zog er die Aufmerksamkeit auf sich durch eine Flugschrift, welche gegen das öffentliche Unterrichtswesen heftig agitirte, 1843 durch ein sogenanntes kath. Manifest bei Gelegenheit der Verhandlungen über Staat und Kirche in der Pairskammer, 1845 aber durch seine Vertheidigung des Jesuitenordens. Ferner sprach er in der Pairskammer sehr eifrig für die kath. Irländer und begründete 1847 zu Paris ein sogenanntes Comité für religiöse Freiheit, das zur Unterstützung der Mitglieder des schweiz. Sonderbundes bestimmt war. Im J. 1848 erregten seine Reden über politischen Radicalismus bei Gelegenheit der Discussion der schweiz. Angelegenheit großes Aufsehen; auch kam durch seine Bemühung vornehmlich 10. Febr. die Todtenfeier O'Connel's in der Kirche Notre-Dame zu Stande. Gleich nach der Februarrevolution von 1848 veröffentlichte M. ein republikanisches Manifest, indem er der Republik seine Dienste anbot. Er ward, nicht ohne klerikalen und verwandtschaftlichen Einfluß, im Depart. Doubs erst in die Constituirende, dann in die Legislative Nationalversammlung gewählt, wo er auf der äußersten Rechten Platz nahm. Er gehörte zu dem parlamentarischen Verein der Rue

de Poitiers und war eins von den Mitgliedern des Wahlausschusses dieses Vereins, obschon er entgegengesetzte Tendenzen verfolgte und sich unverhohlen gegen die Verlängerung der Präsidentschaft Ludwig Bonaparte's aussprach. Am Tage nach dem Staatsstreiche vom 2. Dec. 1851 verlangte er mit Andern die Freilassung der festgenommenen Nationalvertreter. Dennoch trat er im Depart. Doubs abermals bei den Wahlen für den Gesetzgebenden Körper auf, ward im März 1852 gewählt und bildete seitdem mit einigen Collegen die ganze parlamentarische Opposition. M. ist ein Mann von mittlerer Größe, von sanftem, träumerischem Aussehen, mit leutseliger und etwas aristokratischer Miene. Sein Wesen ist einnehmend, sein Organ klangvoll und harmonisch, seine Beredtsamkeit zugleich salbungsreich wie Kanzelberedtsamkeit und lebendig, ungestüm und feurig wie Staatsberedtsamkeit.

**Montalivet** (Jean Pierre Bachasson, Graf), franz. Minister unter Napoleon, geb. 5. Juli 1766 zu Saargemünd, nahm frühzeitig Militärdienste, studirte aber dann die Rechte und erhielt schon im Alter von 19 J. die Stelle eines Raths am Parlament zu Grenoble. Während des Streits der Parlamente mit dem Minister Loménie de Brienne (s. d.) zog er sich nach Valence ins Privatleben zurück. In den Stürmen der Revolution gerieth er als constitutioneller Royalist mehrmals mit den Schreckensmännern in persönlichen Conflict, sodaß er 1794 in die Armee von Italien flüchten mußte. Ein Jahr später verschaffte ihm ein Commissar des Directoriums die Präfectenstelle zu Valence, und in der ersten Zeit des Consulats wurde er Präfect im Depart. La Manche. Sein kluges und gemäßigtes Betragen, das hier zur Beilegung des Bürgerkriegs viel beitrug, brachte ihm die Gunst des Ersten Consuls und die Präfectur vom Depart. Seine-Oise ein. So erhielt er nun volle Gelegenheit, sich das Vertrauen und die Freundschaft Bonaparte's zu erwerben. Am 3. Mai 1806 wurde er Director der Brücken und Chausséen, 1. Oct. 1809 Minister des Innern. In letzterer Eigenschaft führte er die großartigen Plane Napoleon's rücksichtlich der öffentlichen Bauten, der Industrie und des Handels mit Eifer und Geschicklichkeit aus, zog sich aber auch den Vorwurf zu, daß er nicht nur der Minister, sondern der Sklave des Kaisers sei. Nach der ersten Abdankung Napoleon's suchte er, wiewol vergebens, im Interesse der gestürzten Familie zu wirken. Nachdem er während der Hundert Tage die Verwaltung der Krongüter geführt, zog er sich mit der zweiten Restauration auf sein Landgut Duberri zurück und widmete sich der Erziehung seiner Kinder. Der Minister Decazes veranlaßte 1819 seinen Eintritt in die Pairskammer, wo er entschieden das constitutionelle System vertheidigte. Das Schicksal und der Tod Napoleon's, dem er das treuste Andenken bewahrte, gingen ihm sehr zu Herzen. Er starb 23. Jan. 1823 auf dem Landgute Lagrange im Depart. Nièvre. — **Montalivet** (Marthe Camille Bachasson, Graf), franz. Staatsmann, der zweite Sohn des Vorigen, wurde zu Valence 25. April 1801 geboren. Er besuchte die Polytechnische Schule und wurde dann bei der Verwaltung der Brücken und Chausséen angestellt. Im J. 1826 gelangte er jedoch durch den Einfluß des Publicisten Bertin de Vaux zur Pairswürde. Als gewandter Schriftsteller, aber ziemlich mittelmäßiger Redner vertrat er fortan einen gemäßigten Liberalismus. In der letzten Zeit der Restauration wurde er Secretär der politischen Gesellschaft „Aide-toi" und gelangte dadurch zur Bekanntschaft mit den Häuptern der liberalen Partei. Diesen Verbindungen zufolge erhielt er nach der Julirevolution im Ministerium Laffitte das Portefeuille für das Innere, welches er im März 1831 an Casimir Périer abtrat, nach dem Tode desselben (April 1832) aber wieder übernahm. Auch in dem liberalen Ministerium Thiers vom Febr. 1836 und in dem Ministerium Molé vom März 1837 wurde ihm dasselbe Portefeuille übertragen, welches er in Folge der Wahlen von 1839 niederlegte. Er trat alsdann in seinen frühern Posten als Intendant der königl. Civilliste zurück, welchen er bis zur Februarrevolution von 1848 verwaltete. Mit dem Sturze der Dynastie, deren eifrigster Anhänger er gewesen, hat seine politische Wirksamkeit aufgehört.

**Montalvan** (Don Juan Perez de), berühmter span. dramatischer Dichter, der Sohn des Hofbuchhändlers Alonso Perez de M., wurde 1602 zu Madrid geboren. Er trat mit 23 J. in den geistlichen Stand, wurde apostolischer Notar der Inquisition und starb 25. Juni 1638. Schon in seinem 17. J. schrieb er seine erste Komödie; auch muß er sehr frühzeitig mit Lope de Vega bekannt geworden sein, dessen Hausgenosse und Lieblingsschüler er wurde. Gleich seine ersten Versuche fanden solchen Beifall, daß er sich mit allen Kräften der dramatischen Dichtkunst widmete und in Schnelligkeit des Componirens und Fruchtbarkeit mit seinem Meister wetteiferte. Ein Theil seiner Komödien erschien in zwei Quartbänden (Bd. 1, Alcala 1638; Bd. 2, Madr. 1638; 2. Aufl., Valencia 1652); andere füllen einen ganzen Band der „Comedias escogidas de los mejores ingenios de España". Die meisten wurden mit großem Beifall gege-

den, so z. B. „No hay vida como la honra" und „La Toquera vizcaina", die sich bis auf den heutigen Tag auf der Bühne erhalten hat. M. wurde von seiner Zeit als dramatischer Dichter überschätzt, denn es fehlte ihm zu sehr an Genialität und Individualität, um ein Dichter ersten Rangs zu sein, und ohne seines großen Meisters Lope de Vega Geist zu besitzen, ahmte er mehr dessen Manier und Fehler nach. Aber er ist, wie sein Meister, ganz Spanier, seine Nachahmung ist mehr eine instinctmäßige als pedantische, und seine Stücke haben, wenn auch keinen individuellen Charakter, doch eine sehr lebendige nationale Färbung, und selbst die im Ganzen misrathenen enthalten gelungene Scenen und einzelne glückliche Züge. Außerdem hat man von ihm noch „Sucesos y prodigios de amor en ocho novelas ejemplares" (Madr. 1624), „Para todos" (Huesca 1633; Madr. 1635), eine Sammlung von Novellen, Komödien und moralischen Betrachtungen, und „Orfeo" (Madr. 1624), ein Gedicht in Octaven, das von Manchen fälschlich dem Lope de Vega beigelegt worden ist.

**Montanisten** ist der Name einer Sekte von fanatisch-ascetischer Richtung. Ihr Stifter, Montanus, der um 160 zu Ardaban in Mysien und nachher zu Pepuza in Phrygien als Prophet auftrat, wollte die Religion Jesu keineswegs theoretisch, sondern durch ihre Einführung in das innere und äußere Leben der Christen vervollkommnen; in Bezug auf Sitte und Wandel wollte er die Kirche aus dem Jünglingsalter in das der männlichen Reife hinüberleiten. Mit diesem Zweck hing zusammen, daß er eine fortdauernde außerordentliche Einwirkung des Paraklets, die sich durch prophetische Ekstasen und Visionen äußere, behauptete, daß er ferner allem Äußerlichen, dem Dogma und Ritus, eine nur untergeordnete Bedeutung zugestand, aber zugleich die Kundgebung der innern Reinheit durch die strengste Ascese zur Pflicht machte. In letzterer Beziehung schrieb er außer den gewöhnlichen noch andere jährliche und wöchentliche Fasten vor, erklärte die zweite Ehe und die Flucht bei Verfolgungen für Sünde und verbot die Wiederaufnahme mancher Gefallenen gänzlich. Der Chiliasmus des Montanus unterschied sich von dem vieler damaligen Kirchenlehrer nur dadurch, daß er den Eintritt des 1000jährigen Reichs als nahe bevorstehend und Pepuza als Mittelpunkt desselben dachte. Seine Anhänger, auch Kataphryges und Pepuziani genannt, die in Tertullian (s. d.) einen warmen Vertheidiger fanden und in ihren Reihen auch Prophetinnen, z. B. die Maximilla und Priscilla, zählten, bezeichneten die Glieder der herrschenden Kirche als Psychiker, während sie sich selbst den Namen Pneumatiker, d. h. Geisterfüllte, beilegten. Obgleich sie aber, schon wegen ihrer Verachtung der Wissenschaft, von den Alexandrinern bekämpft und durch Provinzialsynoden verdammt wurden, so erhielten sie sich doch bis in das 6. Jahrh. Schwegler hat in seiner Schrift „Der Montanismus und die christliche Kirche des 2. Jahrh." (Tüb. 1841) den Montanismus als Reaction des Judenchristenthums gegen den Paulinismus dargestellt.

**Montauban**, die sehr schön gebaute Hauptstadt des franz. Depart. Tarn-Garonne, auf einem Plateau zwischen dem Tarn und Tescou, in einer der fruchtbarsten Gegenden und der Sitz eines Bischofs, zählt 25000 E. und ist von Bedeutung durch ihre zahlreichen Fabriken, z. B. in Mitteltuchen (Cadis de Montauban), Molton und andern Zeugen, in Kattun, seidenen Strümpfen, Seife, Pappe, Fayence und Branntwein, sowie durch Wollspinnereien, Walkmühlen, Stärkesiedereien, Brauereien und Gerbereien, hauptsächlich aber durch ihren Handel mit Wein, Pfundleder, Tuch, Wollenzeugen, Öl, Federn, Droguerien u. s. w. Außerdem bildet sie den Stapelplatz in Mehl und Getreide für mehre Städte des Süden. Sie besitzt eine reformirte Akademie, die 1810 gestiftet wurde und eine Hauptlehranstalt für ref. Theologen ist, ein kath. Priesterseminar, eine Gesellschaft der Wissenschaften und des Ackerbaus, eine Sternwarte, ein Communal-Collége, eine öffentliche Bibliothek. M. wurde 1144 vom Grafen Alphons von Toulouse angelegt, ward 1317 Bischofsitz, nahm 1572 die Reformation an und erhielt seitdem als Festung der Calvinisten geschichtliche Berühmtheit durch ihre harten Schicksale während der Religionskriege, namentlich durch die Belagerungen von 1580 und 1621. Nach der Unterwerfung von 1629 ließ Richelieu die Mauern schleifen. Unter den in der Umgegend erzeugten Montaubanschen Weinen, weißen und rothen, sind die besten die von Dusau, Beausoleil und St.-Martial; sie sind süß und stark.

**Montausier** (Charles de Sainte-Maure, Herzog von), franz. Diplomat, geb. 1610, trat frühzeitig in die Armee und zeichnete sich unter Anderm 1636 bei der Belagerung von Breisach aus. Ein Calvinist, ging er später zur röm. Kirche über. Im J. 1664 sendete ihn Ludwig XIV. mit wichtigen Aufträgen an den päpstlichen Hof und ernannte ihn nach der Rückkehr zum Herzog und Pair und 1668 zum Gouverneur des Dauphin. Unter seiner Aufsicht besorgten Bossuet und Huet die Ausgaben in usum Delphini. Bei der Verheirathung des Dauphin 1680

wurde er zu dessen erstem Kammerherrn ernannt. Er starb 17. Mai 1690. Vgl. Puget de St.-Pierre, „Histoire du duc de M." (Genf und Par. 1784). Berühmter, wenigstens gefeierter als er selbst, war seine Gemahlin Julie Lucine, geborene Marquise von Rambouillet, geb. 1607, die alle Gelehrte, Künstler und schönen Geister in ihren Salons versammelte. Im J. 1661 ernannte sie Ludwig XIV. zur Erzieherin der königl. Prinzen und Prinzessinnen. Sie starb 15. Nov. 1671. Ihr berühmtes Album „Guirlande de Julie", in welches fast alle berühmten Maler ihrer Zeit Blumen eingezeichnet hatten, die von den berühmtesten Dichtern eigenhändig mit Gedichten versehen waren, erschien 1784 und 1818 im Druck.

**Montbeillard** oder **Montbéliard**, deutsch **Mömpelgard**, eine der gewerbthätigsten kleinern Städte Frankreichs, an der Alaine im Depart. Doubs, war früher der Hauptort einer (seit 1395) dem Hause Würtemberg unter franz. Oberhoheit gehörigen Grafschaft in Burgund, die 1793 von den Franzosen in Beschlag genommen und im Frieden zu Luneville 1801 an Frankreich abgetreten wurde. Sie ist der Hauptort eines Arrondissements, hat 5800 E., die sich meist zur protest. Kirche bekennen, ein Schloß auf einem hohen Felsen, das jetzt als Gefängniß benutzt wird, ein Gymnasium und eine Bibliothek mit seltenen Handschriften. Der bedeutendste Fabrikzweig ist die Uhrenfabrikation. M. ist der Geburtsort Cuvier's, dem man hier ein Denkmal errichtet hat. In und bei der Stadt werden häufig röm. Alterthümer aufgefunden.

**Montblanc**, der höchste Berg Europas, 14764, nach der neuesten Berechnung 14808 F. über dem Spiegel des Mittelländischen Meeres, gehört zu den Grajischen Alpen und liegt mit seinen drei von ewigem Schnee bedeckten Gipfeln, von denen 16 größere und kleinere Gletscher nach N., 20 nach S. hinabsteigen, in Savoyen. Im W. begrenzen ihn die Thäler Chamouny (s. d.) und Montjoie, jenes nördlich, dieses südlich, im O. die Thäler Ferret und Allée blanche, welche in das Thal Entrèves auslaufen. Seine Wasser fließen einerseits der Arve und so der Rhône, andererseits der Dora baltea und so dem Po zu. Sein höchster, mit einem festen Schneelager bedeckter Gipfel, wo man den Anblick von 350 Gletschern hat, ist ein schmaler Rücken, der Kameelbuckel (la bosse de dromadaire) genannt, 150 F. lang und 50 F. breit, nach Norden steil abgeschnitten, nach Süden aber weniger. Seit 1760, wo Saussure einen Preis darauf gesetzt hatte, einen Weg nach dem Montblanc zu finden, ist er häufig, in neuester Zeit sogar von unternehmenden Frauen, wie von einer Bewohnerin des Chamounythals und von Mademoiselle d'Angeville aus dem Depart. Ain, bestiegen worden. Als erster Besteiger (8. Aug. 1786) wird gewöhnlich Dr. Pacard aus Chamouny angenommen; doch hatte schon vorher im Juni 1786 dessen Führer, Jacq. Balmat, den rechten Pfad gefunden und den höchsten Punkt erstiegen. Saussure selbst erstieg ihn, ebenfalls von Balmat geführt, 3. Aug. 1787. Gegenwärtig legt man die Besteigung des Montblanc binnen 50—60 St. zurück. Wie in der westlichen Umgebung des Montblanc Chamouny, so ist in der östlichen, im Entrèvesthale, das große piemontesische Dorf Courmayeur Hauptort, 3750 F. über dem Meere gelegen und berühmt wegen seiner warmen Quellen und seines Sauerwassers, mitten in den herrlichsten Wiesen und Baumgruppen, von den gewaltigsten Schnee- und Gletscherbergen umgeben. Südlich davon liegt Pré St.-Didier mit einer 27° Wärme haltenden Quelle; daneben westlich erhebt sich 8480 F. hoch der Berg Cramont, auf welchem man den Montblanc von der Ostseite betrachtet. Übrigens sieht man den Montblanc zu Lyon, Dijon und selbst zu Langres, in gerader Linie 65 St. entfernt. Zur Zeit der franz. Herrschaft wurde nach dem Montblanc ein Departement benannt, welches den größten Theil von Savoyen umfaßte und zur Hauptstadt Chambéry hatte.

**Montbrison**, die Hauptstadt des franz. Depart. Loire, am Flüßchen Vizézy gelegen, hat enge Straßen, niedrige Häuser und überhaupt ein ärmliches Ansehen, besitzt ein Communal-Collége, eine öffentliche Bibliothek, eine Ackerbau- und Handelsgesellschaft, ein Theater und zählt 7100 E., welche Kattun- und Tapetenmanufacturen, Leinen- und Battistfabriken unterhalten. Vor der Stadt am Ufer des Vizézy befinden sich drei Mineralquellen. Mit St.-Etienne ist M. durch eine Eisenbahn verbunden. Es war ehemals die Hauptstadt der Landschaft Forez.

**Mont-Cenis** heißt der 10752, nach Andern 11100 F. hohe, zwischen Turin und Chambéry in Savoyen gelegene Berg der Grajischen Alpen, mit einem 6354 F. hohen Bergpasse. Nach Einiger Forschungen soll Hannibal nicht über den Kleinen St.-Bernhard (s. d.), sondern über den Mont-Cenis gezogen sein, über welchen damals ein gewöhnlicher Weg von Italien nach Savoyen geführt habe. Im Mittelalter allerdings bediente man sich dieses Wegs; doch konnte er nur mit Saumthieren passirt werden, bis Napoleon seit 1802—5 zur Verbindung Italiens mit Frankreich eine schöne, nunmehr stark befahrene Landstraße bauen ließ. Die Straße kommt von Westen her aus dem Isèrethale (von Grenoble) ins Thal des Arc bis Lans-le-Bourg.

Von hier windet sie sich in leichten Biegungen den Berg hinauf, 18 F. breit, nirgends steil, über Abgründe und gesprengte Felsgewölbe zwischen dem Großen und Kleinen Cenis durch, von welchen jener der östliche, dieser der westliche ist. In gleichen Entfernungen stehen 30 Häuschen (refuges) für die Straßenaufseher und als Zuflucht für die Reisenden und große hölzerne Kreuze zur Bezeichnung des Wegs bei tiefem Schnee. Auf der Höhe befindet sich die 1½ St. lange Ebene Madelina mit der Colonie Mont-Cenis, wo die Poststation, eine große Kaserne, eine Kirche, ein forellenreicher See und namentlich das 40 Zimmer enthaltende Hospiz mit einigen Benedictinern bemerkenswerth sind. Abwärts führt die Straße an der Cenisa nach Susa. Die piemont. Seite ist wilder und rauher, mit steilern Felsen und tiefern Abgründen. Über den Paß des Mont-Cenis ziehen jährlich gegen 20000 Wagen und über 3000 Pferde und Maulthiere.

**Montebello**, ein Flecken in der lombard.-venet. Delegation Vicenza mit 3000 E., erhielt einen geschichtlichen Namen besonders durch die Schlacht vom 9. Juni 1800, in welcher der General Lannes (s. d.) den Sieg über die Östreicher davontrug und deshalb 1804 vom Kaiser zum Herzog von Montebello ernannt wurde. Auch wird diese Schlacht zuweilen nach dem nahegelegenen Orte Casteggio benannt. Im J. 1796 12. Nov. hatten bei M. die Östreicher unter Alvinczi die Franzosen geschlagen; 1805 fand hier wieder ein für die Franzosen günstiges Gefecht mit den Östreichern statt.

**Monte-Casino**, s. Casino.

**Montecerboli**, ein halb verfallenes Castell auf einer im Cecinathale der Provinz Volterra im Großherzogthum Toscana liegenden Anhöhe, ist bekannt durch die in der Nähe befindlichen Borquellen (lagoni oder fumacchi genannt), die als Heilquellen großen Ruf haben und seit 1830 unter dem Betriebe des Grafen Franz Larderel das Material zur Borsäureerzeugung liefern. Namentlich in der Nähe der Fabrikgebäude entspringen vier früher keiner Berücksichtigung werth gehaltene heiße Quellen von einer Temperatur von 24—45° R. Der Hauptgehalt dieser Quellen ist Borsäure; einige führen Schwefelwasserstoffgas bei sich. In therapeutischer Hinsicht hat sich das Wasser der Quellen von niedrigerer Temperatur bei chronischen Gastralgien, Anorexie und Magenschwäche, die heißern dagegen, die man vorzüglich zum Baden verwendet, bei Rheumatismus, Gichtaffectionen, Hautkrankheiten u. s. w. sehr wirksam erwiesen. Vgl. Raspi, „Mittheilungen über einige der vorzüglichsten Heilquellen von Toscana" (Wien 1851).

**Monte-Christo**, eine kleine zum Großherzogthum Toscana gehörige, 6 M. südlich von Elba gelegene Insel, ist eine kolossale Granitmasse von 4 QMiglien Oberfläche, gegenwärtig unbewohnt und nur von Fischern besucht. Im Mittelalter war hier ein Camaldulenserkloster, dessen Kirche noch steht. Bekannt wurde neuerdings die Insel durch den interessanten Roman A. Dumas' „Le comte de Monte-Christo".

**Montecúculi** (Raimund, Graf von), deutscher Reichsfürst und Herzog von Melfi, einer der ausgezeichnetsten östr. Feldherren, geb. im Modenesischen 1608, begann als Volontär 1627 bei der östr. Artillerie unter seinem Oheim, Ernst Graf von M., seine kriegerische Laufbahn und fand sogleich im Laufe des Dreißigjährigen Kriegs vielfache Gelegenheit, sich hervorzuthun. Als Rittmeister focht er in der Schlacht bei Breitenfeld 7. Sept. 1631, wo er stark verwundet und beim Rückzuge gefangen wurde. Wieder freigegeben, trat er im folgenden Jahre als Major von neuem in kaiserl. Dienste. Ein entscheidendes kühnes Vordringen beim Sturme auf Kaiserslautern, 17. Juli 1635, brachte ihm die Ernennung zum Oberst. In Böhmen, wohin er 1639 gesendet wurde, um den Schweden unter Banér den Elbübergang bei Melnik streitig zu machen, wurde er geschlagen und beim Rückzuge abermals gefangen. Die Muße seiner mehr als zweijährigen Gefangenschaft benutzte er, aus seinen Erfahrungen neue Grundsätze der Kriegführung abzuleiten. Nach seiner Auswechslung 1642 trat er sogleich wieder bei der kaiserl. Armee in Schlesien ein, wo er bei Troppau ein feindliches Corps schlug und Brieg nahm. Obschon dafür vom Kaiser zum Generalfeldwachtmeister ernannt, ging er doch 1643, als der Krieg in Italien auszubrechen drohte, nach Modena, um hier dem Herzog seine Dienste anzubieten, der ihn auch als General der Cavalerie anstellte und ihm den Titel eines Feldmarschalls verlieh. Sehr bald kehrte er indeß nach Östreich zurück und wurde 1644 vom Kaiser zum Feldmarschalllieutenant und Hofkriegsrath ernannt. Im J. 1645 unterstützte er mit seinem Corps den Erzherzog Leopold auf seinem Zuge gegen den Fürsten Rakoczy von Siebenbürgen; dann operirte er gegen den dem Rhein zuziehenden Marschall Turenne. Im folgenden Jahre führte er einen lebhaften kleinen Krieg mit den Schweden in Schlesien und Böhmen. In Verbindung mit Johann von Werth brachte er ihnen bei Triebel in Schlesien eine entscheidende Niederlage bei und wurde dafür zum General der Cavalerie ernannt. Nach dem Westfälischen Frieden nahm er seit 1651

wieder Theil an den Verhandlungen des Hofkriegsraths. Im J. 1653 besuchte er seine Ältern in Modena, wo er das Unglück hatte, bei einem zur Feier der Vermählung des Herzogs gegebenen Carrousel seinen Freund, den Grafen Mancini, durch einen Lanzenstoß zu tödten. Nach der Rückkehr bereiste er in wissenschaftlicher Beziehung Deutschland, und im folgenden Jahre wurde er zu mehren diplomatischen Sendungen, unter Andern auch nach Schweden, verwendet. Im J. 1657, als der Kaiser dem poln. Könige Johann Kasimir gegen Rakoczy und die Schweden unter Hatzfeld ein Corps zu Hülfe sendete, bekam M. nach Hatzfeld's Entfernung das Commando über dasselbe und zwang Rakoczy zum Frieden mit Polen und zur Aufhebung des Bündnisses mit Schweden. Im folgenden Jahre zum Feldmarschall ernannt und den Dänen zu Hülfe gegen die Schweden gesendet, befreite er Kopenhagen von der Landseite, ehe die Holländer zur See Verstärkungen herbeiführen konnten, und vertrieb die Schweden aus Jütland und Fünen. Nach dem Frieden zu Oliva 1660, der diesen Krieg endete, wurde M. Geh. Rath und Gouverneur von Raab. Noch in demselben Jahre mußte er das Commando über das Armeecorps übernehmen, das der Kaiser gegen die in Siebenbürgen eingefallenen Türken entsendete. Er zwang dieselben, Siebenbürgen zu verlassen, und vereitelte durch kluges Zögern alle Unternehmungen des feindlichen Heeres bis zur Ankunft der Franzosen, die ihm den großen Sieg bei St.-Gotthard 1. Aug. 1664 erfechten halfen. Durch diesen Sieg wurde zum ersten male die lange Überlegenheit des osman. Angriffssturms von der europ. Kriegskunst gebrochen. Nach dem Frieden übernahm M. 1668 das Präsidium des Hofkriegsraths, nachher auch die Direction der Artillerie. Beim Ausbruche des Kriegs zwischen Frankreich und Holland, an dem der Kaiser und das Reich als Bundesgenossen des letztern sich betheiligten, übernahm M. 1672 wieder das Commando der kaiserl. Armee. Er eroberte Bonn, bewirkte trotz der Wachsamkeit Turenne's die Vereinigung seines Heeres mit dem des Prinzen von Oranien und hemmte auf diese Weise mit einem male Ludwig's XIV. Fortschritte. Zwar legte er nach Ernennung des Kurfürsten von Brandenburg zum General der kaiserl. Armee 1674 sein Commando nieder; doch schon 1675 wurde er wieder zu demselben berufen, um am Rhein Turenne die Spitze zu bieten. Beide, gleich groß als Feldherren, thaten nun in vier Monaten nichts, als in Scheinangriffen und Scheinmärschen gegeneinander so meisterhaft zu manövriren, daß keiner von beiden Feldherren den andern zu täuschen vermochte, da Jeder den Andern danach beurtheilte, was er an dessen Stelle thun würde. Als endlich eine Schlacht entscheiden sollte, tödtete 27. Juli 1675 eine Kanonenkugel im Einleitungsgefechte den franz. Feldherrn, dessen Tod M. in seinem Berichte an den Kaiser mit ehrenden Worten beklagte. Nach Turenne's Tode verfolgte M. die sich zurückziehenden Franzosen bis nach dem Elsaß und belagerte Hagenau und Zabern; doch durch Condé's Erscheinen sah er sich genöthigt, den Elsaß wieder zu verlassen, und belagerte nun Philippsburg. Mit diesem Feldzuge, den er als den glorreichsten seines Lebens betrachtete, nicht weil er Sieger gewesen, sondern weil er nicht besiegt worden, schloß M. seine Laufbahn. Den Rest seiner Tage verlebte er am kaiserl. Hofe im Umgange mit Gelehrten; er schätzte die Wissenschaften sehr hoch und trug namentlich zur Stiftung der Akademie für die Naturforschung bei. Kaiser Leopold erhob ihn 1679 zum deutschen Reichsfürsten, und der König von Neapel verlieh ihm bald nachher das Herzogthum Melfi. Als er wegen der Pest den Kaiser nach Linz begleitete, wurde er beim Eintreten in das dasige Schloß durch einen herabfallenden Balken verwundet und starb zu Linz in Folge dieser Verwundung. Seine Mittheilungen über die Kriegskunst, über den Türkenkrieg und den Krieg von 1664 sind gelehrt, gründlich, kurz und deutlich. Sie wurden zuerst von Huyssen (Köln 1704), dann franz. (Par. 1712 und öfter; mit einem Commentar von Turpin de Crissé, 3 Bde., Par. 1769) und endlich im ital. Original von Ugo Foscolo (2 Bde., Mail. 1807) und Grassi (2 Bde., Tur. 1821) herausgegeben. Auch hat man von M. Sonette, wie denn überhaupt Manches von seinen Schriften noch ungedruckt sein soll.

**Montefiascone**, eine Stadt in der päpstlichen Delegation Viterbo und Sitz eines Bischofs, liegt 11 M. nordnordwestlich von Rom an der Straße über Siena nach Florenz, höchst malerisch am See von Bolsena auf einem vereinzelten Hügel. Besonders sehenswerth sind die Kathedrale und die Kirche St.-Flavian mit Krypten. Die Zahl der Einwohner beträgt 4500. Der hier erbaute angenehme Muscatellerwein, welcher der Stadt den Namen gegeben und der zu den berühmtesten Weinen Italiens gehört und nur in Flaschen verkauft wird, ist unter dem Namen **Est, est, est** bekannt. Es knüpft sich dieser Name an folgende Sage: Ein deutscher Prälat, Johannes Fugger, ließ seinen Diener vorausreisen und an jedes Wirthshaus, wo er guten Wein fand, das Wort Est anschreiben. Um die Güte des Weins in M. besonders bemerklich zu machen, schrieb dieser an das dasige Thor: Est, est, est. Sein Herr blieb daselbst, trank sich zu Tode und wurde in der

St.-Flavianskirche begraben, wo ihm sein Diener ein Denkmal errichten ließ, das noch vorhanden ist, mit der Inschrift: „Est, est, est, propter nimium est dominus meus mortuus est."

**Montemayor** (Jorge de), ein berühmter portug. Dichter, geb. um 1520 zu Montemayor oder Montemor, wovon er den Namen führt, wurde in seiner Erziehung und Bildung sehr vernachlässigt und trat frühzeitig in Militärdienste, obschon seine Neigung ihn zur Musik und Poesie hinzog. Später begab er sich nach Castilien und ließ sich, von andern Erwerbsmitteln entblößt, als Sänger in die königl. Kapelle aufnehmen. Er begleitete Philipp II. auf seinen Reisen in Deutschland, Italien und den Niederlanden, und für die verabsäumten Studien entschädigte ihn ein glänzendes Talent, namentlich für Sprachen. Später wurde er von der Königin Katharina, der Gemahlin König Johann's III. von Portugal und Schwester Kaiser Karl's V., an deren Hof berufen. Er starb um 1562. Durch seine berühmte, aber unvollendet gelassene „Diana" (erste Ausg. 1545; neueste Aufl., Madr. 1795 und 1802) wurde er Erfinder des span. Schäferromans. Die beste Fortsetzung desselben lieferte Gil Polo. Außerdem besitzen wir von ihm eine Gedichtsammlung „Cancionero" (erste Ausgabe unter dem Titel „Obras", Antw. 1554; dann „Cancionero", Saragossa 1561 und öfter) und eine Übersetzung der Werke des Troubadours Ausias March (Saragossa 1562).

**Montemolin** (Graf von) nennt sich der Sohn des span. Prätendenten Don Carlos (s. d.). Da der Vater 1844 durch eine Abdankungsacte seine Thronansprüche auf den Sohn übertragen hat, so nennen sich ihre Anhänger, die Karlisten (s. d.), seitdem auch Montemolinisten.

**Monten** (Dietrich), ausgezeichneter Schlachtenmaler, wurde 1799 zu Düsseldorf geboren. Früh gab sich bei ihm eine entschiedene Richtung für seinen Beruf kund, indem er die Ränder seines Homer und seiner Schreibhefte mit illustrirenden Kampfscenen zu bedecken pflegte. Auch bei den Dichtungen Tasso's und Ariost's, die er mit Vergnügen las, veranschaulichte er vorzüglich gern die darin vorkommenden kriegerischen Scenen. So ward ihm auch das Militärjahr, welches er in seinem 19. J. abdiente, zu einer Quelle des Genusses und künstlerischer Studien. Diese letztern erhielten dann in den zwei folgenden Jahren auf der Akademie der Vaterstadt einen geregelten Gang. Dann aber wandte sich M. nach München, wohin ihn der Ruf von Peter Heß unwiderstehlich zog. Glück und Geschicklichkeit vereinigten sich, dem jungen Maler ungewöhnlich bald eine selbständige Stellung zu schaffen, und während er durch kleine Reisen nach Östreich, Italien, nach Dresden und Berlin seine Studien vervollständigte, vergrößerte sich sein Ruf mit jedem neuen Bilde, das er malte. In lebendigster Weise schilderte er Schlachtenscenen der Neuzeit. Ihm wurden daher von Cornelius auch die drei Scenen aus der neuern Geschichte unter den Frescobildern der Arcaden des Hofgartens zu München übertragen: die Türkenschlacht von 1717 vor Belgrad, die Schlacht von Arcis-sur-Aube von 1814, sowie die Verleihung der bair. Verfassung von 1818. Darauf malte er für den König die Schlacht bei Saarbrücken von 1815 für den Siegessaal des Festbaus der Residenz, sowie mehre kleinere Bilder, unter denen der Abschied der Polen aus ihrem Vaterlande im J. 1831 von besonders ergreifender Wirkung war. In einem größern Bilde, das den Tod von Max Piccolomini schildert, nahm er zum ersten mal seinen Stoff aus einer frühern Zeit. Diesem folgte (1835) der Tod Gustav Adolf's bei Lützen, ein Bild voll Leben und Begeisterung. Daneben gingen kleinere Leistungen her: z. B. eine Zeichnung, die königl. Familie darstellend, wie sie ein Gemälde von Peter Heß: die Ankunft des Königs Otto in Griechenland, betrachtet; ferner: das Posthaus Bocca di Fiume in den Pontinischen Sümpfen, ein sehr ergötzliches, durchweg charakteristisches Genrebild. Auch begann er um diese Zeit mit Schelver und Eckert 200 lithographirte und colorirte Blätter mit Costümfiguren des gesammten deutschen Bundesheers in militärischen Gruppen herauszugeben. Im J. 1838 malte er den Tod des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig in der Schlacht bei Quatrebras. Darauf folgte das Lustlager bei Augsburg für den Kaiser Nikolaus von Rußland und eine Scene daraus für die Prinzessin Theodolinde von Leuchtenberg. Auch der Angriff des Herzogs von Braunschweig-Öls auf die Westfalen bei Ölper bewährte sein großes Talent. Auch M.'s letzte Arbeit hatte eben diesen Helden mit seinem Freicorps zum Gegenstande. Er starb 13. Dec. 1843 nach längerer Krankheit. Seine Darstellungen sind voll Leben und Wahrheit, lassen selten die Correctheit der Zeichnung vermissen und zeugen von der aufmerksamsten Beobachtung und einer genauen Kenntniß der militärischen Dinge.

**Montenegro** (ital., d. h. schwarzes Gebirge), bei den Türken Kara-dagh, bei den Albanesen Mal-Iris oder Mal-Essija, bei den slaw. Eingeborenen Zrnagora oder Tschernagora, heißt ein seit alter Zeit unabhängiger District in der Türkei, der in neuerer Zeit ein eigenes, unter russ. Schutze stehendes Fürstenthum bildet und die zwischen dem südlichsten Theile vom östr. Dal-

marken im W., der Herzegowina im N., der füdlichsten Ecke Bosniens im O., Albanien im S. gelegene und etwa 80—90 QM. große Gebirgslandschaft umfaßt. Dieselbe enthält die Thäler der obern südwärts in den See von Skutari mündenden Moratscha und ihrer Nebenflüsse, wird im N., wo der Dormitor 7600 F. hoch aufsteigt, und im S. durch unzugängliche Querketten, im O. durch das Komgebirge mit dem 7500 F. hohen Kutsch Kom und andere Fortsetzungen der Dinarischen Alpen umwallt, stößt im W. mit einer gleichfalls hohen, steilen und sehr zerklüfteten Klippenküste an das Adriatische Meer, von dem sie jedoch politisch abgesperrt ist, und trennt, gleich einer hohen, in sich abgeschlossenen und schwer zugänglichen Felsenbastei, die kahlen Karstflächen des dalmatinischen Küstengebirgs von dem albanes. Terrassenlande. M. soll seinen Namen von seinen düstern Waldungen haben, doch sind solche, heutzutage wenigstens, nicht eben durchweg charakteristisch für das Land, wiewol es strichweise, besonders im Süden und Osten, mit Waldungen von Eichen, Buchen, Kiefern, Stechpalmen, Nuß- und Sumachbäumen reichlich bestanden ist. Vielmehr haben die hohen Bergrücken und Flächen des Kalksteingebirgs, überall von Felsspalten wild zerrissen und mit losen Steinblöcken überschüttet, ein vorherrschend flaches Ansehen. Auch hat M. nur geringe Bewässerung. Die Moratscha entspringt an der Nordspitze des Landes, am hohen Dormitor, fließt durch den östlichen Theil des Landes, tritt dann in Albanien ein, geht über Podgorizza und mündet bei Zabljak oder Schabijak in den schönen fischreichen See von Skutari. Einige Meilen vor ihrer Mündung nimmt sie rechts die Seta oder Zetta auf, welche in der Herzegowina entspringt, an der Grenze einen unterirdischen Lauf hat, dann gegen Süden fließt, den westlichen von dem zugänglichen östlichen Theile oder das eigentliche M. von Berda scheidet und bei Spush in das alban. Gebiet eintritt. Außerdem zählt man noch einige Nebenflüsse der Moratscha und Bäche des Skutarisees, welche, außer dem großen Reichthum an Forellen, vorzugsweise durch die Fruchtbarkeit ihrer Thalabhänge Bedeutung haben. M. ist nämlich wegen seines felsigen Bodens wenig ergiebig und eben nur in seinen Thälern fruchtbar; namentlich bilden die Thäler der Moratscha und Seta mit dem Seeland an den Ufern des Binnenwassers von Skutari die eigentliche Vorrathskammer des Landes. Die Hauptnahrungsquellen seiner Bewohner sind Ackerbau, der jedoch in ganz roher Weise betrieben wird, Weinbau an und Fischfang auf dem See von Skutari. Man baut Mais, Roggen, Gerste und Hafer, Kartoffeln, viel Tabact, einige Kohlarten, viel Zwiebeln und Knoblauch, erntet etwas Obst, auch Oliven und Feigen, hält Maulthiere, Schafe, Ziegen, Schweine, aber wenig Rindvieh und macht Jagd auf Wild. Die pfadlosen Gebirge, der Mangel an Land- und Wasserstraßen hemmen den Verkehr. Handelsartikel, sowol auf montenegrinischen wie auf östr. Bazars, namentlich in Cattaro, sind Häute, Wolle, Wildpret, getrocknete und geräucherte Fische, gedörrtes Hammel- und Ziegenfleisch, Schweinefleisch, Speck u. s. w. Das Land ist weniger durch die wenn auch sehr interessante Gebirgsnatur als durch seine Bewohner, die Montenegriner oder Tschernagorzen, und ihre eigenthümlichen socialen und politischen Verhältnisse berühmt. Abgesehen von den Auswanderern, die in Bosnien und dem östr. Dalmatien sich angesiedelt haben, beläuft sich ihre Zahl auf etwa 85000, nach Andern auf 100000 Seelen. Sie gehören der slaw. Völkerfamilie, insbesondere dem serb. Stamme an, bekennen sich zur griech. Kirche und verehren im Kaiser von Rußland ihr geistliches Oberhaupt. Sie sind von schöner und kräftiger Gestalt, mit edeln und stolzen wenn auch wilden Gesichtszügen, gewandt und sicher in ihren Bewegungen und abgehärtet zu allen Strapazen. Sie bilden eine der merkwürdigsten Völkerschaften Europas, sowol in Betreff ihrer noch ziemlich auf dem Standpunkte des Naturzustandes stehenden Sitten und gesellschaftlichen Zustände, als hinsichtlich ihrer Schicksale und Kämpfe. Mehr herumschweifender Hirt und abenteuernder Jäger als stetiger Ackerbauer, hat der Montenegriner noch die ganze Ursprünglichkeit seines Charakters bewahrt, die sich in ungezähmter Wildheit und Leidenschaftlichkeit, in Schlauheit und Hinterlist, in grausamer Rachsucht und Selbsthülfe, in Streit- und Kriegslust, aber auch in hochherziger Tapferkeit, ungebändigter Freiheitsliebe, frugalster Mäßigkeit, Genügsamkeit, einfachen reinen Sitten und ungezwungener, wenn auch rauher Natürlichkeit ausspricht. Von ungeschwächter Stärke ist das Familien- und Stammesband, was sich einestheils in dem patriarchalischen Leben, das jede Familie inmitten ihres Grundeigenthums vereinzelt, anderntheils in der noch herrschenden Blutrache und den Stammesfeindschaften ausspricht. Dieser Volkscharakter und die verhältnißmäßig zu starke Bevölkerung des Landes bei Kargheit des Bodens und Mangel aller Industrie verleihen den Montenegrinern das Gepräge eines abenteuerlichen Volkes, das leicht, wenn nationale und religiöse Interessen mit ins Spiel kommen, zum streitbarsten Kriegervolk werden kann.

**Die Verfassung des Landes** bildet ein eigenthümliches Gemisch von hierarchisch-patriarchalischen und demokratisch-republikanischen Einrichtungen. An der Spitze der Regierung steht als Oberhaupt des Staats ein Fürstbischof mit dem Titel Wladika, der die Würde des ursprünglichen Wladika oder Anführers mit der des Erzbischofs vereint. Er ist zugleich Oberpriester, Richter, Gesetzgeber, Verwaltungschef und militärisches Oberhaupt; sein Ansehen bei dem Volke beruht aber vorzugsweise auf seiner geistlichen Würde und seinen persönlichen Eigenschaften. Sein Amt wurde anfangs durch Wahl des Volkes besetzt; seit 1658 ist es erblich in dem Hause Petrowitsch von Njegosch und zwar, da dem Fürstbischof die Ehe nicht erlaubt ist, in der Art, daß es durch Brüder und Neffen forterbt. Seit etwa 20 J. steht ihm zur Seite ein vom Volke aus den wichtigsten Familien des Landes gewählter Rath oder Senat von 12 Mitgliedern, der bestimmt ist, in den Lauf der Verwaltung und die Ausübung der Gesetze mehr Ordnung zu bringen und, wie es scheint, die Vorschläge vorher zu berathen, die in der Volksversammlung zur Besprechung kommen. Die zweite Stelle nach dem Wladika nimmt in geistlichen Dingen der Archimandrit des Klosters Ostrok ein. Die Districte oder Nahias des Landes werden von einem Sirdar (Herzog) und einem Wojewoden oder Stellvertreter, die einzelnen Gemeinden oder Plemenas der Districte je durch einen Knjäs oder Knees (Graf) und einen Bairaktar oder Fahnenträger (Gonfalionere) verwaltet. Auch diese Ämter sind erblich und gewissen Familien vorbehalten; die übrigen Beamten dagegen (ein Staatssecretär, ein Kanzler und die 40 Capitäne oder Pretor, die als Provinzialrichter der 40 Gemeinden des Landes fungiren) werden, sowie die Obrigkeiten der einzelnen Dörfer, vom Volke selbst ernannt. Außerdem fungiren noch 30 Männer aus den edelsten Geschlechtern (Perienitzi) als Ehrenleibwache des Fürsten, und 800 Nationalgardisten versehen in den Districten den Polizeidienst. Dem gegenüber steht nun die Landesgemeinde oder die Volksversammlung, bestehend aus allen erwachsenen Männern der Nation. Sie hat in allen auf das Gesammtwohl bezüglichen Angelegenheiten ihre Stimme abzugeben, wobei, obgleich der Ausspruch des Wladika auch hier ein bedeutendes Gewicht besitzt, dem Volke doch das Recht der freiesten Erörterungen aus uralter Zeit verblieben ist. Seine Versammlungen hält das Volk zu bestimmten Zeiten auf einem amphitheatralischen, von Pappeln beschatteten Rasenplatze in der Nähe des Landeshauptorts Zettinje. Bei dem Mangel einer ausgebildeten, scharf begrenzten Staatsgewalt wird die oberste Verwaltung und Gerechtigkeitspflege auf patriarchalische Weise gehandhabt, darf jedoch nicht nach Willkür ausgeübt werden; denn wenn auch geschriebene Gesetze fast unbekannt sind, so ist doch die Macht des Herkommens und der Sitte um so stärker. In Folge dieses Mangels an Policirung ist den Leidenschaften der Einzelnen großer Spielraum gegeben und der Zustand des Landes daher immer noch ziemlich unsicher und ungeordnet. Das eigentliche M. zerfällt in vier Districte oder Nahias und die Berda in vier Gebirgsbezirke oder Berdas. Die Nahias sind: Katunska mit 9, Zrnitschka mit 7, Rjetschka mit 6, Ljeschanska mit 3 Gemeinden; die Berdas: Bjelopawlitji mit 4, Piperi mit 3, Moratschka mit 4, Kutschi oder Kutska mit 4 Gemeinden. Letztere Berda liegt an der äußersten Ostgrenze, zwischen der Moratscha und dem Komgebirge; ihr westlich gegenüber liegt Piperi. Die Bevölkerung ist etwa auf 300 Dörfer und zahllose Weiler vertheilt. Städte gibt es in M. nicht; denn Zettinje oder Cettigne, der Hauptort des Landes und Sitz der Regierung, in der Katunska Nahia, östlich von Cattaro gelegen, wohin man über Njegosch, den Stammort des jetzigen Fürstenhauses, in sieben Stunden gelangt, ist nur ein kleiner, sehr einfacher Flecken, der, außer dem Kloster und dem Palaste des Wladika, nur etwa 20 wohlgebaute Häuser zählt. Dieser Punkt ist übrigens allein im ganzen Lande befestigt; alle übrigen Dörfer, von denen die schönsten und bevölkertsten (das größte zählt 1200 E.) auf der Seite von Cattaro, die ärmsten in der Berda liegen, sind ohne Mauern, ja nicht einmal auf Bergeshöhen angelegt. Tapfere Männer gelten in M. für die besten Mauern und deren kann das Land 15000, zusammen mit den benachbarten, aus Montenegrinern bestehenden Gemeinden, die nicht zum eigentlichen M. gehören und deshalb zu häufigen Streitigkeiten mit den Türken Veranlassung geben, wol 20000 ins Feld stellen, ja im Nothfall, wenn Knaben und Greise zu den Flinten greifen, mag diese Zahl wol auf mehr denn 30000 gebracht werden können.

M. gehörte im Mittelalter zu dem großen Serbenreiche unter dem Namen eines Fürstenthums Zenta (auch Zeta oder Zetta, nach dem Flusse Zeta genannt), dessen Fürst von der Veste Zabljak aus auch die ebene Gegend an der untern Moratscha und die östlichen Ufer des Sees von Skutari beherrschte. Die Abhängigkeit von Serbien endete 1389, als König Lazarus auf dem Schlachtfelde von Kossowa fiel und Serbien den siegreichen Türken zinsbar ward. Sein Schwiegersohn, Georg Balscha, trat jetzt als unabhängiger Beherrscher der Montenegriner auf.

Er sowol wie sein Sohn Skatimir, welcher, von seiner dunkeln Gesichtsfarbe Tschernoje oder der Schwarze genannt, seinem Hause den Namen Tschernojewitsch verlieh, und alle Nachkommen desselben vertheidigten ihre Freiheit mit kühnem Muthe gegen die Osmanen. Als aber nach dem Tode des alban. Helden Skanderbeg 1466, an dessen Seite Fürst Stephan, Skatimir's Sohn, bei Kroja 1450 die Türken unter Murad geschlagen hatte, nach und nach die serb. Slawen und die Albanesen rings um Zenta dem türk. Joch unterlagen und auch dieses selbst bedroht wurde, räumte Iwan, Stephan's Sohn, die Veste Zabljak und die Ebenen und suchte Sicherheit in dem Hochgebirge. Hier gründete er 1485 das Kloster Zettinje als Sitz der Herrschaft und des Bischofs von M. Hier behaupteten nun die tapfern Fürsten des Hauses Tschernowitsch ihre Unabhängigkeit, unbekümmert darum, daß Venedig ihnen den erbetenen Schutz versagte und daß die Pforte sie als Unterthanen des Paschas von Skutari betrachtete und ihnen als solchen Tribut abfoderte. Im J. 1516 aber dankte Georg Tschernowitsch, bewogen von seiner kinderlosen Gemahlin, einer Venetianerin aus dem Geschlechte Mocenigo, ab und siedelte nach Venedig über, nachdem er mit Zustimmung des Volkes die Regierung dem damaligen Metropoliten des Landes, dem Erzbischof Germanos, übertragen hatte. Damit nahm die hierarchische Regierung in M. ihren Anfang. Seitdem wurde das Land von dem Erzbischof und einem Wladika oder Anführer regiert, der jedoch neben jenem nur einen Schatten von weltlicher Gewalt hatte. Beide Würden waren erblich: letztere in der Familie Radonitsch, erstere seit 1658 in dem Hause Petrowitsch von Njegosch, dessen Stammherr, der Erzbischof Danielo Petrowitsch, das 1657 von den Türken im Wege des Verraths unterworfene Land von der Knechtschaft befreit hatte. Erst 1830 wurden beide Würden in Einer Person vereinigt. Unter Danielo Petrowitsch und seinen Nachfolgern hat M. seine Freiheit bis auf den heutigen Tag, wenn auch vielfach angefochten, behauptet. Nur begab sich 1688 ein Theil der Tschernagorzen in venet. Schutz und bewohnt den jetzt östr. Küstenstrich bei Cattaro. Nach vielfachen Fehden stellte sich M., das längst seinen Blick auf das ihm stamm- und religionsverwandte Rußland geworfen und sich von ihm mehr Beistand als von dem röm.-kath. Venedig versprach, 1710 unter den Schutz des russ. Kaisers, des mächtigen Oberhaupts seiner Kirche. Peter d. Gr. ging sehr bereitwillig auf dies Anerbieten ein; das Schutzrecht über die Montenegriner und die Weihe ihres Fürstbischofs blieben seitdem in den Händen des nordischen Herrschers. Auch geschah seitdem von Seiten Rußlands Alles, um das tapfere Bergvolk immer fester an sich zu ketten. Als 1714 der Großvezier Duman Köprili das Land der Montenegriner furchtbar verheert hatte, erhielten sie von Peter d. Gr. reiche Geschenke zum Wiederaufbau ihrer Dörfer und Kirchen. Im J. 1718 trat Venedig im Frieden zu Passarowitz M., welches Venedig niemals gehört hatte, an die Pforte ab, und dies gab nun einen der Gründe ab, kraft welcher die Pforte Ansprüche auf das Land erhebe. Indessen diente dieser Fall nur dazu, M. mehr und mehr in Rußlands Arme zu treiben. Zahlreiche Wohlthaten, wie sie Elisabeth, Katharina II. und Paul dem Bergvolke in kluger Berechnung zukommen ließen, erzeugten bei demselben ein solches Ansehen des Kaisers, daß es 1767 ein Abenteurer aus Dalmatien, Schipan Male, d. i. der kleine Stephan, wagen konnte, sich unter den Montenegrinern für den nur angeblich ermordeten Kaiser Peter III. auszugeben und vier Jahre lang eine Art Herrschaft auszuüben, bis er in einer Empörung seinen Tod fand. Indessen wurden die Montenegriner, trotz der wichtigen Dienste, welche sie den verbündeten Östreichern und Russen in deren Kriegen mit der Pforte 1768 und (während der von 1777—1830 dauernden Herrschaft des tapfern Peter Petrowitsch I.) 1787—91 leisteten, in dem Frieden zu Sistowe 1791 gewissermaßen aufgegeben und der Wuth der Türken überlassen. Letztere begannen 1796 unter dem Pascha von Skutari eine Art Vertilgungskrieg, verloren jedoch dabei 30000 Mann nebst ihrem Führer und ihrem reichen Lager. Dessenungeachtet aber hatte diese Preisgebung die Anhänglichkeit der Montenegriner an Rußland so wenig geschmälert, daß sie dem Zaren in den Kämpfen gegen die Franzosen unter Marmont und Lauriston in Dalmatien seit 1803 den kräftigsten Beistand leisteten. Dieser Einfluß Rußlands ward in neuester Zeit vor allem gefördert durch die barbarische Behandlung, welche die Christen in Bosnien von Seiten der Türken erfuhren, sowie durch die panslawistischen Gesinnungen des letztverstorbenen Fürsten Peter Petrowitsch II. (1830—51), der zuerst in seiner Person die Würde des Wladika mit der des Erzbischofs vereinigte. Dieser in Petersburg gebildete edle und hochsinnige Fürst war bestrebt, sein Volk einigermaßen zu civilisiren, was ihm auch in vielen Beziehungen gelang. Er richtete den Senat und einen Gerichtshof von 155 Mitgliedern ein, arbeitete besonders auf Abschaffung der Blutrache und der Selbsthülfe und Einführung eines gesicherten Rechtszustandes hin und bewerkstelligte sogar die Herausgabe eines Staats-

kalenders und eines monatlich erscheinenden Blattes. In den dreißiger Jahren geriethen die Montenegriner in Folge von Raubzügen mit den östr. Militärbehörden in Streitigkeiten, die jedoch durch russ. Vermittelung gütlich beigelegt wurden. Heftiger waren die Conflicte mit den Türken. Der alban. Bezirk Kutska, im Osten der Moratscha, war 1836 unter die Hoheit des Wladika getreten, aber, angeblich wegen Steuerdrucks, wol auch wegen der Religionsverschiedenheit (seine Bewohner sind römisch-katholisch), 1845 wieder zu den Türken zurückgetreten. Seitdem lebte die Bevölkerung dieses Bezirks in erbitterter Feindschaft mit dem Wladika, und Osman-Pascha von Skutari benutzte diese Verhältnisse, um die Inseln Wranija und Lessendra im See von Skutari wegzunehmen und dadurch den armen Gebirgsbewohnern den unentbehrlichen Fischfang fast ganz abzuschneiden. Als 1846 der Wladika eine Reise an mehre europ. Höfe unternahm, wußten die Türken die von Hungersnoth gepeinigten Einwohner des Bezirks Piperi gegen ihren Fürsten aufzuwiegeln. Diese Reibungen und gegenseitigen Beschuldigungen von Aufruhrstiftung führten zu zahlreichen Raubzügen der Montenegriner in die Grenzgebiete, welche seit 1850 sich mehrten und besonders seit dem Juni 1851 bei den blutigen Händeln der Häuptlingsfamilien Koprivizza und Mirkowitsch so bedeutend wurden, daß türk. Truppen auf der Grenze der Herzegowina aufgestellt werden mußten, was auch eifrige Kriegsrüstungen in M. veranlaßte. Weil aber die Pforte, der Ruhe Albaniens und Bosniens nicht gewiß, Schonung für rathsam hielt, zugleich der Wladika, der zahllosen Verlegenheiten überdrüssig, noch rechtzeitig sich zu verständigen suchte, unterblieb diesmal der offene Kampf. Am 31. Oct. 1851 starb der Wladika, nachdem er wegen seiner Civilisationsversuche von den an dem Herkömmlichen hängenden Montenegrinern vielfach angefeindet worden. Laut seines Testaments sollte sein Neffe Danielo Petrowitsch sein Nachfolger sein, dessen Oheim Pero Tomaso Petrowitsch aber während der Unmündigkeit des jungen Fürsten die Verwesung des Landes führen. Im Dec. 1851 langte der neue Wladika von Wien, wo er bisher studirt, in M. an und ging im Febr. 1852 über Wien nach Petersburg, um dort die Investitur vom Zar zu erlangen. Während Rußland diesmal die Anerkennung M.s als eines unabhängigen Staats sehr bestimmt aussprach, machte dagegen die Pforte unerwartet ihre vermeintlichen Hoheitsrechte auf das Land entschieden geltend. Im Mai drangen, ungeachtet des strengen Erlasses des Senats gegen jede Ruhestörung und Grenzverletzung, 300 Montenegriner aus Tschewo in das türk. Dorf Bitalizza ein und führten unter Plünderung und Mord eine Menge Vieh weg; dagegen wurden auch Montenegriner von Türken überfallen und getödtet. Unter solchen Umständen zog sich ein türk. Corps an der Grenze der Herzegowina zusammen, und der Abfall von Piperi zu den Türken, sowie andererseits die Überrumpelung von Zabljak in Albanien durch eine montenegrinische Streifpartie aus Zrnitschka (11. Nov. 1852) gaben nun das Signal zu einem blutigen Kriege. Die Ansicht, daß nur Rußland eine solche Provocation, wie die Einnahme von Zabljak, veranlaßt haben könne, und die Furcht, daß die Ausbreitung der Montenegriner den Abfall von Skutari, ja selbst von Novibazar und aller Rajahs im Nordwesten des Reichs zur Folge haben könne, erregte in Konstantinopel große Besorgniß. Diese steigerte sich, als man erfuhr, daß Danielo die türk. Truppen an der Moratscha bei Spush und Podgorizza geschlagen (Hauptsieg 15. Dec.) und den Zipfel türk. Gebiets, der dort nordwärts in M. einschneidet, besetzt, Pero Petrowitsch aber 10000 Mann aufgeboten und Zabljak ebenfalls stark besetzt habe. Schon 25. Nov. (einen Tag vor der Sperrung des Bosporus und der Note an die Seemächte) hatte der Divan zu Konstantinopel, in welchem die altürk. Partei die Oberhand führte, einen energischen Feldzug gegen M. beschlossen, und Anfang 1853 standen 56000 Mann regulärer und irregulärer Truppen gegen dasselbe im Felde. Während eine Flotte Albanien blockirte, Selim-Bei im Süden mit 4000 Mann die Küste im Westen vom Skutarisee, bei Antivari, angriff und Arap-Bei im Norden von Grahowo aus gegen Zrnitschka vorzudringen suchte, verfolgte Omer-Pascha (s. d.), der als Seraskier und Feldmarschall (Muschir) von Rumelien den Oberbefehl führte, den Plan, durch Vereinigung mit Reis-Pascha in der Herzegowina die Berda von M. zu trennen. Sonach drangen er und Osman von Skutari mit 25—30000 Mann über Podgorizza und Spush an der Seta aufwärts, während Reis-Pascha von Niksc̈hitj her die Quellen und das Oberland desselben Flusses zu forciren sich bemühte. Allein die Montenegriner, zum Kampfe auf Leben und Tod bereit, leisteten den tapfersten Widerstand und behaupteten, obgleich die Türken unter den blutigsten Kämpfen vordrangen, doch auf den meisten Punkten den Sieg. Alle Anstrengungen Omer-Pascha's, der große Verluste an Mannschaft erlitt, blieben ohne Erfolg. Die Pforte, bereits in Differenzen mit dem wiener und petersburger Cabinet (s. Osmanisches Reich) begriffen und die bewaffnete Intervention dieser Großmächte fürchtend, sah sich

darum genöthigt, Omer-Pascha Befehl zum Rückzuge zu geben und die Unabhängigkeit M.s anzuerkennen. Dies nur hatte man von Seiten Rußlands gewünscht. Denn M. bildet seitdem mehr als je einen vorgeschobenen Posten Rußlands an einer der verwundbarsten Stellen der Türkei am Adriatischen Meere, und eben durch diese seine geographische Stellung und seine Beziehungen zu Rußland erhält das Land Bedeutung in der gegenwärtigen Weltlage. Vgl. Ebel, „Über M. und dessen Bewohner" in den „Monatsberichten der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin" (1842 und 1847); Derselbe, „Zwölf Tage in M." (Königsb. 1842); Paić und Scherb, „Cernagora" (Agram 1846 und 1851); Wilkinson, „Dalmatia and M." (2 Bde., Lond. 1848; deutsch von Lindau, 2 Bde., Lpz. 1849); Reigebaur, „Die Südslawen und deren Länder" (Lpz. 1851); Kohl, „Reise nach Istrien, Dalmatien und M." (2 Thle., Dresd. 1851); Andrić, „Geschichte des Fürstenthums M. bis zum J. 1852" (Wien 1853).

**Montenotte**, ein Dorf in Piemont, auf den Apenninen, ist bekannt durch das Gefecht vom 12. April 1796, in welchem Bonaparte die Östreicher unter dem General Argenteau zurückwarf, die hier einen Verlust von mehr als 2000 Mann an Todten und Gefangenen erlitten.

**Monte-Pulciano**, eine kleine Stadt in Toscana, 11 M. südöstlich von Florenz, im Chianathale, von 3000 E., der Sitz eines Bischofs, mit einem bischöflichen Seminar und einem Gymnasium, einer Kathedrale und mehren andern ansehnlichen Kirchen und Palästen, ist besonders seines Weins wegen berühmt, der zu den vorzüglichsten Weinen Italiens gehört. In dem nahen Dorfe Chianciano sind Heilbäder.

**Montereau** oder **Montereau Fault-Yonne**, eine Stadt im franz. Depart. Seine-Marne, am Zusammenfluß der Seine und Yonne, welche beide überbrückt sind, und an der Eisenbahn von Paris nach Troyes gelegen, von dem auf einer steilen Höhe gelegenen modernen Schlosse Surville beherrscht, zählt 4500 E., welche beträchtliche Fayencemanufacturen und lebhaften Handel mit Getreide, Mehl und Holz treiben. Auf der Yonnebrücke ward 10. Sept. 1419 der Herzog Johann von Burgund ermordet. Die Stadt wurde 24. Juni 1420 von den Engländern als der letzte Punkt ihrer Eroberungen in Frankreich genommen, 24. Aug. 1437 aber nach der hartnäckigsten Belagerung wieder von den Franzosen erobert. In dem hier 18. Febr. 1814 gelieferten Treffen besiegte Napoleon die Verbündeten unter dem Kronprinzen von Würtemberg.

**Monterey**, die Hauptstadt des mexic. Staats Neu-Leon, an einem Arme des Tigre, mit 15000 E., wurde 1599 gegründet, 1777 zum Bischofsitz erhoben und 24. Sept. 1846 von den Nordamerikanern unter General Taylor durch Capitulation des Generals Ampudia erobert. In der Nachbarschaft sind sehr reiche Bergwerke. — **Monterey**, auch San-Carlos de Monterey genannt, eine Hafenstadt im nordamerik. Freistaat Californien, an einer Bai des Stillen Oceans, eine Stunde westlich von dem Cap oder der Punta Pinos (36° 37½' n. Br.), zählt 5000 E., hat einen ziemlich guten Hafen und wird eine bedeutende Stadt werden. Schon jetzt gewinnt der Ort immer mehr an Wichtigkeit, weil er die Goldgegenden an den Nebenflüssen des San-Joaquin versorgt. Die Bai wurde 1542 von Cabrillo entdeckt, der sie Bahia de Pino nannte, wegen der benachbarten schönen Fichtenwälder. M. ward erst 1770 gegründet. In dem Hafen erließ 6. Juli 1846 der Commodore Sloat, Befehlshaber der nordamerik. Südseeflotte, die Proclamation an die Bewohner Californiens, durch welche er im Namen der Vereinigten Staaten Besitz von dem Lande ergriff.

**Monte-Rosa**, bei den Alten Mons Sylvius genannt, nächst dem Montblanc (s. d.) der höchste Gebirgsstock der Mittelalpen, bildet die Spitze des rechten Winkels, worin das östliche Ende der Penninischen Alpen an die hier nordwärts bis zum St.-Gotthard hinlaufenden Lepontischen Alpen stößt. Er trennt den Canton Wallis von Italien und das Gebiet von Novara von Piemont. Von ihm laufen aus das Matterthal, das wilde Thal der Anza, das Thal der Sesia und das Lysthal. Der südliche Theil desselben, im Norden des Gressonaythals, bildet einen breiten eisigen Felsenkamm, der in seiner Mitte, dem Lyskamm, die größte Höhe erreicht. Eine Menge Felsenkanten und Schluchten fallen von ihm südwärts und vereinigen sich im Lysgletscher, aus dem der Lysbach entspringt, der das Thal von Gressonay bewässert. Der westliche Kamm ist der kleine Montcervin. Den eisigen Felsenkamm im Norden bilden neun Spitzen, von denen die meisten trigonometrisch gemessen sind. Die niedrigste Spitze ist die Vincentpyramide, 13600 F. über dem Meere, benannt nach Vincent, der sie 1819 zuerst bestieg; die Parrotsspitze erhielt ihren Namen nach dem Naturforscher Parrot, der 1817 einen Theil des Monte-Rosa untersuchte; die Signalkuppe befindet sich im Mittelpunkte des Gebirgs, und die Zumsteinsspitze, 13955 F. hoch, wurde nach Jos. Zumstein so genannt, der 1819—22 fünf

mal zu den Spitzen des Monte-Rosa aufstieg und zuerst den höchsten ersteigbaren Gipfel erreichte, was weit schwieriger ist als die Besteigung des Montblanc. Die höchste nicht ersteigbare Spitze ist ein jäher Fels mit zwei kleinen Hörnern, nach den neuesten Messungen der Gebrüder Schlagintweit 14284 F. über dem Meere. Der Gebirgsstock scheint, besonders in seiner obern Hälfte, aus Glimmerschiefer zu bestehen, der hin und wieder mit Gneis abwechselt, und enthält Gold-, Kupfer- und Eisenminen. Die letzte Erzhütte liegt 10086 F. hoch auf dem ewigen Schnee. Granit findet man in größern Massen nur am Fuße des Bergs. Winter- und Sommerroggen reift noch bei einer Höhe von 5500—6000 F., der Weinstock im Sesiathale bis zu einer Höhe von 3090 F. Zwischen der Nord- und der Südseite findet sich ein Unterschied der verschiedenen Vegetationsgrenzen von beinahe 1000 F. Die Schneegrenze auf der Südseite ist 9500 F., die Grenze des Hochwaldes 7000 F. Fünf südlich und südöstlich vom Monte-Rosa auslaufende Thäler bewohnen acht deutsch redende Gemeinden, die mit ihren Sprachgenossen in Wallis und im Üchtlande in der Schweiz dem Stamme der Burgunder angehören. Die Westseite ist unbewohnt. Vgl. Welden, „Der Monte-Rosa, eine topographische und naturhistorische Skizze" (Wien 1824); A. Schott, „Die Deutschen am Monte-Rosa" (Zür. 1840); Derselbe, „Die deutschen Colonien in Piemont u. s. w." (Stuttg. 1840); Engelhardt, „Der Monte-Rosa und das Matterhorngebirge" (Paris und Strasb. 1852, mit Atlas); Schlagintweit, „Über die orographische und geologische Structur der Gruppe des Monte-Rosa" (Berl. 1852).

**Montespan** (Françoise Athenaïs, Marquise von), die Geliebte Ludwig's XIV. von Frankreich, war die Tochter Rochechouart's, Herzogs von Mortemart, und führte in ihrer Jugend von einem Familiengute den Namen Mademoiselle de Tonnay-Charente. Sie wurde 1641 geboren und 1663 an den Marquis von Montespan verheirathet. Ihr Gemahl brachte sie als Ehrendame an den Hof, wo sie weniger durch ihre Schönheit als durch ihr anmuthiges und geistreiches Wesen die Aufmerksamkeit Ludwig's XIV. mit Vorbedacht auf sich zog. Derselbe verließ ihretwegen die einfache und sanfte Lavallière (s. d.) und wendete sich ihr gegen 1667 gänzlich zu. Der Marquis von Montespan, der dieses Verhältniß nicht in der gewöhnlichen Hofmanier betrachtete, wurde in die Bastille gebracht, dann nach Guyenne verwiesen und endlich 1676 durch ein Urtheil des Châtelet geschieden. Indessen genoß die Marquise nur ungefähr drei Jahre ihren Triumph und die volle Herrschaft über den König. Sie war mehr ehrgeizig als zärtlich und liebte den König weniger als den Glanz. Zur Erzieherin ihrer Kinder hatte sie die Frau von Maintenon (s. d.) angenommen, und diese gewann allmälig das Herz des Königs, ohne daß es die Gebieterin ahnete. Schon gegen Ostern 1675 fand eine Trennung zwischen dem Könige und der M. statt, der jedoch eine Aussöhnung folgte. Allein die stolze Geliebte vermochte seitdem wenig mehr über den Monarchen, und das Verhältniß wurde allmälig nur durch die Gewohnheit festgehalten. Nachdem endlich der König mit ihr 1686 völlig gebrochen, erschien sie nur selten bei Hofe; 1691 aber mußte sie sich aus Paris entfernen. Sie lebte nun an verschiedenen Orten und trat zuletzt in den Orden der Töchter des heil. Jakob. Wiewol sie großen Aufwand vermied, machte sie doch bis an ihr Ende die Ansprüche einer Königin. Im Mai 1707 starb sie bei dem Gebrauch der Bäder zu Bourbon-l'Archambault. Von ihrem rechtmäßigen Gemahl hinterließ sie den Herzog von Antin; aus dem Umgange mit Ludwig XIV. entsprangen: der Herzog von Maine (s. d.); der Graf von Verin, gest. 1683; Mademoiselle de Nantes, verheirathet an den Herzog von Bourbon; Mademoiselle de Tours, gest. 1681, und de Blois, verheirathet an den Herzog von Orléans, und der Graf von Toulouse. Außerdem starben mehre Kinder, die sämmtlich legitimirt wurden, frühzeitig. Vgl. „Mémoires de Madame la marquise de M." (2 Bde., Par. 1829).

**Montesquieu** (Charles de Secondat, Baron de la Brède et de), einer der berühmtesten philosophisch-politischen Schriftsteller der Franzosen, stammte aus einer vornehmen Familie in Guyenne und war 18. Jan. 1689 auf dem Schlosse seines Vaters Brède bei Bordeaux geboren. Sehr früh entwickelten sich durch sorgfältige Erziehung seine ausgezeichneten Geistesgaben. Er wurde 1714 Rath beim Parlament zu Bordeaux und zwei Jahre später Präsident desselben. Obgleich er so früh in das Geschäftsleben eintrat, blieb er doch immer literarischen Bestrebungen vorzugsweise zugewendet. Diese Vorliebe bewies er besonders durch seine rege Theilnahme für die Akademie zu Bordeaux, welche er in Gemeinschaft mit dem Herzoge Laforce gestiftet hatte. Sein erstes Werk waren die berühmten „Lettres persanes" (Par. 1721; deutsch von Michaelis, Landsh. 1803). Mit launigem Spotte beurtheilt darin ein Naturmensch unter der Maske eines Persers das damalige politische, gesellschaftliche und literarische Leben der

Franzosen. Ein geistreicheres Gemälde der franz. Sitten mit ihren Lächerlichkeiten und Thorheiten war noch nicht dagewesen; überdies vermehrte die sinnreiche Einkleidung den Reiz des Buchs, das auch durch Sprache und Darstellung ausgezeichnet war. Einen ausführlichen Commentar zu diesen Briefen lieferte Meyer (Par. 1841). Obgleich M. die Akademie in seinen „Lettres" keineswegs geschont hatte, so wurde er doch 1728 zum Mitglied derselben erwählt und würde noch früher aufgenommen worden sein, wenn nicht der Cardinal Fleury wegen der Spöttereien über die christliche Religion in dem genannten Werke gegen ihn eingenommen gewesen wäre. Um die Gesetzgebung und das Verfassungswesen fremder Nationen, die M. in seinem „Esprit des lois" darzustellen beabsichtigte, genauer kennen zu lernen, legte er 1726 seine Stelle nieder. Einige Jahre später machte er eine Reise durch Deutschland, Ungarn, Italien, die Schweiz, Holland und England. In letzterm Lande, wo ihn besonders der vertraute Umgang mit dem geistreichen Chesterfield fesselte, verweilte er zwei Jahre; auch wurde er in die Königliche Societät der Wissenschaften aufgenommen. Nach seiner Rückkehr auf sein Schloß Beède ließ er die „Considérations sur les causes de la grandeur et de la décadence des Romains" (Par. 1734; deutsch von Hacke, Lpz. 1828) erscheinen, die vielleicht sein vollendetstes Werk sind und nicht mit Unrecht eine röm. Geschichte für Philosophen und Staatsmänner genannt werden. Ein Meisterstück waren auch die „Dialogues de Sylla et de Lysimaque" (Par. 1748), die er pseudonym als Charles d'Outrepont herausgab. Nie hat ein Psycholog, den Tacitus ausgenommen, so die Seele eines Despoten erforschend zergliedert und ihre leisesten Regungen erlauscht, als es in diesen Dialogen geschehen ist. Nach langen Vorbereitungen erschien endlich M.'s Hauptwerk „Esprit des lois" (2 Bde., Genf 1748; deutsch von Hauswald, 3 Bde., Halle 1829). Es war das erste Werk, welches die Entwickelung gesetzlicher Einrichtungen und ihr Naturverhältniß zu örtlichen und gesellschaftlichen Bedingungen in den verschiedenen Ländern in einem großartigen Überblicke darzustellen versuchte. Begeistert für Wahrheit und Recht, wenn auch Beides oft einseitig auffassend, erhob M. durch dieses Werk die Staatswissenschaft zur Lieblingsbeschäftigung des gebildeten Publicums. Indem er aber in den wesentlichsten Dingen sich nicht über sein Jahrhundert erhob, die Bedeutsamkeit des religiösen Moments im Leben der Menschen, weil er Religion und Moral von Boden nnd Klima abhängig machte, verkannte und besonders das Christenthum geringschätzte, indem er ferner dem Rechts- und Pflichtgefühl in der Staatsmaschine eine untergeordnete Stellung anwies und es bei vollkommenen Institutionen, welche zu ersinnen Sache des Verstandes ist, für fast entbehrlich hielt, indem er endlich die absolute Rechtsidee für den verwerflichen Satz, daß des Volkes Wohl das höchste Gesetz sei, aufgab, wurde sein System ein Gebäude, das, auf einem schiefen Fundamente stehend, in allen seinen Theilen verschoben ist. Abgesehen aber von diesem Hauptfehler ist es in den Einzelnheiten nicht hoch genug zu schätzen. Einen geistreichen „Commentaire sur l'Esprit des lois" lieferte Destutt de Tracy (Par. 1819). Von M.'s übrigen Werken sind seine „Lettres familiaires" zu nennen; der „Temple de Gnide", eine Art Gedicht in Prosa, ist ein von ihm der Frivolität der damaligen Zeit dargebrachtes Opfer. Er starb zu Paris 10. Febr. 1755. Wenige Stunden vor seinem Tode suchte die Geistlichkeit von ihm Veränderungen in den „Lettres persanes" zu erpressen. In Bezug hierauf sagte er: „Je veux tout sacrifier à la religion, mais rien aux Jésuites." Er war äußerst liebenswürdig; seine Sanftmuth, Heiterkeit und Artigkeit blieben sich stets gleich. Wie sehr man auch seine Unterhaltung von allen Seiten suchte, so verbrachte er doch die meiste Zeit seines Lebens auf seinen Gütern; auch legte er nie den gascognischen Dialekt ganz ab. Obgleich von Natur ökonomisch, verstand er doch auch großmüthig zu sein. Die Ausgaben seiner sämmtlichen Werke sind überaus zahlreich; als die besten sind zu erwähnen die londoner (3 Bde., 1759), die baseler (8 Bde., 1800), unter den neuern die von Auger besorgte (8 Bde., Par. 1819), die von Destutt de Tracy und Villemain (8 Bde., Par. 1827) und die von Lefebvre (2 Bde., Par. 1839). Vgl. M.'s „Eloge" von Villemain, das 1816 von der Akademie gekrönt wurde.

**Montesquiou-Fézensac**, eine der ältesten, vielleicht die älteste franz. Adelsfamilie, wenn sie auch nicht, wie man behauptet hat, ihren Ursprung von den Merovingern herleiten kann. Sicher läßt sich die Abkunft der alten Grafen von Fézensac von Sancho Mittara, Herzog von Gascogne, der gegen Ende des 9. Jahrh. lebte, nachweisen. Das Haus zerfiel später in zwei Linien: die Linie von Marsan, welche 1777 die Würde der Grafen von Fézensac, 1815 die Pairschaft, 1821 die Herzogswürde erlangte, ist gegenwärtig vom Herzog Raimond Aimery Philippe Josephe von M.-F. vertreten. Derselbe ward 1784 geboren, lebt als Divisionsgeneral außer Dienst und hat zum Sohne Roger Aimery, Graf von M.-F., geb. 1809, franz. Oberst

lieutenant im Generalstabe. Die zweite Linie, von Artagnan, löste sich 1443 vom Hauptstamme los und ist repräsentirt durch den Marquis Eugène de M.-F., geb. 1811. Die beiden Oheime desselben sind: Amboise Anatole Auguste, Graf von M.-F., span. Grand, franz. Brigadegeneral, früher Mitglied der Deputirtenkammer, seit 1841 Pair; ferner Alfred Felix, Graf von M.-F., ebenso wie sein Bruder Haupt einer zahlreichen Familie. Von den geschichtlich ausgezeichneten Männern des Hauses sind zu nennen: Raymond Aimery de M., Ritter im Kreuzheere Philipp August's; Joseph d'Artagnan, Generallieutenant seit 1702; Pierre de M., Marschall von Frankreich seit 1709. In neuerer Zeit wurden besonders bekannt: Montesquiou-Fézensac (François Xavier Marc Antoine, erster Herzog von), franz. Minister unter Ludwig XVIII., geb. 1757 auf dem Schlosse Marsan bei Auch. Er trat in den geistlichen Stand und war Abbé und Generalagent des Klerus, als ihn die Geistlichkeit 1789 zur Versammlung der Generalstaaten abordnete. Obwol ein Vertheidiger des alten Zustandes, zeigte er doch gemäßigte Grundsätze und Schmiegsamkeit. Am 16. Juli mußte er im Namen des Klerus dessen Beitritt zur allgemeinen Nationalversammlung erklären, und die Rede, welche er dabei hielt, verschaffte ihm bei allen Parteien große Popularität. Bei der Verhandlung über die geistlichen Güter sprach er zwar heftig gegen deren Verwandelung in Nationalgüter, ließ sich aber doch bewegen, bei der Veräußerung jener Güter als Commissar zu fungiren. Im Laufe des J. 1790 wurde er zwei mal zum Präsidenten der Versammlung erwählt. In dieser Eigenschaft erhob er sich sehr energisch gegen den Präsidenten des Parlaments der Bretagne, de Lahoussaye, der die Decrete der Versammlung misachtete, und entfremdete sich dadurch den Hof und die Aristokratie. Er gewann indeß der letztern Gunst wieder, indem er eifrig der völligen Aufhebung religiöser Orden und der Einführung der Civilconstitution des Klerus widerstand, obschon er insgeheim der Maßregel anhing. Mit Eröffnung der Gesetzgebenden Versammlung zog sich M. ins Privatleben zurück und trat mit dem Hofe gegen die Fortschritte der Revolution in Verbindung. Er wanderte nach dem Ereigniß vom 10. Aug. 1792 aus, und das Revolutionstribunal verdammte ihn zum Tode. Unter dem Directorium kehrte er nach Frankreich zurück, um das royalistische Interesse zu unterstützen. Unter Anderm richtete er auch jenen berühmten Brief an den Consul Bonaparte, in welchem derselbe angegangen wurde, den Thron für die Bourbons wiederherzustellen. Nach der ersten Restauration wurde er Mitglied der Provisorischen Regierung und wirkte als solches bei dem Entwurfe der constitutionellen Charte. Nachdem er 13. Mai 1814 zum Minister des Innern ernannt worden, bot er jedoch den Ultraroyalisten die Hand zu den ausschweifendsten Beginnen. Nach der zweiten Restauration wurde er nicht wieder angestellt, jedoch 17. Aug. 1815 mit der Pairs- und Herzogswürde bekleidet. Vom Alter gebeugt, nahm er in der Kammer nur selten das Wort. Noch mußte er den Sturz der alten Dynastie erleben. Er starb 4. Febr. 1832 auf dem Schlosse Cirey. — Seines ältern Bruders einziger Sohn, Anatole, Graf von M.-F., geb. 8. Aug. 1788, Maréchal-de-Camp und seit 1841 Pair von Frankreich, machte eine rasche militärische Laufbahn in Folge des Umstandes, daß seine Mutter (gest. 1835) die erste Erziehung des jungen Königs von Rom leitete, den sie auch 1815 aus Östreich nach Frankreich zu entführen versuchte. M. war am Hofe Ludwig Philipp's Ehrencavalier der Königin und begleitete im Febr. 1848 die Herzogin von Orléans mit ihren Söhnen auf der Flucht von Paris über den Rhein. Sein Bruder Alfred war Ordonnanzoffizier Napoleon's, verheirathete sich 1817 mit einer Amerikanerin, gab sich aber 1817 den Tod wegen Geldverlegenheit. — Montesquiou-Fézensac (Anne Pierre, Marquis von), General der franz. Republik, geb. zu Paris 1741, war beim Ausbruche der Revolution Oberstallmeister bei Monsieur und Maréchal-de-Camp. Der Adel von Paris schickte ihn in die Nationalversammlung, wo er bei den Verhandlungen über die Finanzen große Talente entfaltete. Gegen das Ende der Sitzung ernannte man ihn zum Oberbefehlshaber der Armee des Süden. In dieser Eigenschaft fiel er 22. Sept. 1792 in Savoyen ein und besetzte das Land ohne Blutvergießen. Die Jakobiner konnten jedoch seine adelige Herkunft nicht vergessen und setzten ihn in Anklagestand. Er floh deshalb im November von seiner Armee in die Schweiz und lebte daselbst längere Zeit in Gemeinschaft mit dem spätern Könige Ludwig Philipp. Im J. 1795 strich ihn der Convent von der Emigrantenliste und bewilligte seine Rückkehr und Vertheidigung. Er starb zu Paris 30. Dec. 1798 und hinterließ mehre jetzt vergessene poetische Werke.

**Monteverde** (Claudio), ital. Operncomponist, geb. zu Cremona um 1570, machte seine contrapunktistischen Studien unter dem Kapellmeister Ingegneri zu Mantua, wurde 1613 Kapellmeister an der Marcuskirche zu Venedig und starb um 1650. Er hat mehre sehr schul-

gerechte Kirchenstücke und geschätzte Madrigale geschrieben, am höchsten aber stand er als Operncomponist. Indeß nimmt er auch in letzterer Eigenschaft weniger durch Das, was er wirklich leistete, als vielmehr durch die Anregungen, welche er gab, eine sehr würdige Stelle in der Geschichte der Musik ein. Indem er sich mancher damals hart verpönter Freiheiten bediente, insbesondere einen häufigern und freiern Gebrauch von den Dissonanzen machte, mußte er allerdings Anfeindungen erfahren; die Folgezeit aber hat seinen Neuerungen thatsächliche Gerechtigkeit widerfahren lassen. Zugleich war er einer der Ersten, welche für Instrumente schrieben, und machte damit dem Spielen aus dem Stegreife, wie es vor ihm üblich war, ein Ende.

**Montevideo**, Hauptstadt, Regierungssitz und wichtigster Seeplatz des südamerikan. Freistaats Uruguay, sowie eines nach ihr benannten Departements, am nördlichen Ufer und nahe der Mündung des La-Plata, auf drei Seiten von diesem Strome umgeben, 30 M. östlich von Buenos-Ayres gelegen, ist stark befestigt, hat einen der besten Außenhäfen des La-Plata, der jedoch dessenungeachtet etwas seicht und den Pamperostürmen unterworfen ist, und zählt jetzt nur 20—25000 E., worunter viele Franzosen und Italiener, auch Engländer, Deutsche und freie Neger. Früher viel bedeutender als jetzt, zählte die Stadt 30—40000 E. Sie wurde 1726 unter dem Namen M. oder San-Felipe von dem span. Gouverneur von Buenos-Ayres durch Ansiedelung canarischer Familien gegründet, 1757 zum Sitz einer besondern Provinzialverwaltung erhoben und war während des Unabhängigkeitskampfes ein Hauptschauplatz der Kriegsbegebenheiten. Seit 1825 nebst der Banda-oriental ein freier Staat unter dem Namen Montevideo, nahm 1828 das Land den Namen Uruguay (s. d.) an. Durch die in den folgenden Jahrzehnden bis auf die neueste Zeit fast nie unterbrochenen Parteikämpfe im Innern, die Kriege mit Buenos-Ayres und Brasilien, die Interventionen der Franzosen und Engländer, verbunden mit Belagerungen und Blockaden, sowie durch den hierdurch geförderten Schleichhandel hat M.s Verkehr ungemein gelitten. Im J. 1846 belief sich die Zahl der auslaufenden Schiffe nur auf 92, der Werth der Verschiffungen auf etwa 3,515000 Thlr. Dieselben waren hauptsächlich nach Frankreich, Deutschland, England, Spanien, den Vereinigten Staaten von Nordamerika, nach Italien und Brasilien gerichtet, und ihre wichtigsten Artikel bestanden in trockenen und gesalzenen Rinderhäuten, Kalb- und Hammelfellen, Wolle, Pferdehaaren und Hörnern.

**Montez** (Lola), eine durch ihre Abenteuer bekannte Tänzerin, geb. 1820 zu Montrose in Schottland, ist die uneheliche Tochter eines schott. Offiziers, Namens Gilbert, und einer Creolin. Letztere heirathete später und erzog ihre Tochter theils selbst, theils ließ sie dieselbe in einer Pension zu Bath erziehen. Hierauf vermählte sich Lola mit einem jungen Offizier, Namens James, dem sie aber, nachdem sie eine Zeit lang mit ihm in Ostindien gelebt, wieder entlief. Auf ihrer Überfahrt nach Europa machte sie verschiedene Bekanntschaften. Namentlich verliebte sich in sie einer der angesehensten jungen Adeligen Schottlands (Lennox), der nur mit Mühe abgehalten werden konnte, sie zu heirathen. In England trieb Lola dann ein buntes, abenteuerliches Leben, war auch vorübergehend in Spanien und wurde von vornehmen Engländern, z. B. eine Zeit lang vom Lord Malmesbury, der sie für eine Spanierin ausgab, unterhalten. Auch lebte sie eine Zeit lang in einem öffentlichen Hause, bis sie später in Paris und Brüssel auftauchte. Besonders erlangte sie bei Gelegenheit eines berüchtigten Duellprocesses, der Anfang der vierziger Jahre in den genannten Hauptstädten spielte, eine gewisse Celebrität. Im J. 1846 kam sie nach München und trat dort als Tänzerin auf. Sie verstand es, die Gunst des Königs Ludwig zu gewinnen und dieselbe in einer Art und Weise auszubeuten, die bald die allgemeinste Aufmerksamkeit erregte. Ihrem Einflusse wurde der Sturz des ultramontanen Ministeriums Abel (s. d.) zugeschrieben, welches sich widersetzt hatte, als der König die Erhebung der Lola in den Grafenstand wünschte. Feindselige Demonstrationen der Bevölkerung trugen nur dazu bei, ihren Einfluß noch zu steigern. Mit Einwilligung des neuen Ministeriums erhielt sie das bair. Indigenat und ward zur Gräfin Landsfeld erhoben. Ihr Haus war mit fürstlicher Pracht ausgestattet, ihren Launen die bereitwilligste Befriedigung gewährt. Ihre Verschwendung, ihr Übermuth und ihre Ausgelassenheit steigerten indessen die Erbitterung in allen Schichten des Volkes, welche noch mehr wuchs, als sich das Ministerium Wallerstein (Dec. 1847), das auf ihre Anregung gebildet schien, durch Rücksichten und Gefälligkeiten gegen sie bloßstellte. Indem Lola, von der Gesellschaft ausgeschlossen, einen Kreis ergebener junger Leute um sich versammelte und namentlich einer Anzahl Studenten, die eine besondere Verbindung (Alemannia) bildeten, ihre Protection zuwandte, gelangte endlich die Gährung zu offenen Ausbrüchen. Ihre Genossen wurden die Zielscheibe des öffentlichen Spottes und Hasses, der sich zumal in dem Verhalten der Studirenden gegen die Alemannia kundgab. Als Auftritte dieser Art Anfang Febr. 1848

auf Lola's Anlaß die Schließung der Universität hervorriefen, that sich in allen Theilen der Bevölkerung 10. und 11. Febr. eine so einmüthige Bewegung kund, daß der König in die Wiedereröffnung der Universität und die Entfernung Lola's willigte. Letztere gab jedoch ihre Sache noch nicht verloren. Erst suchte sie nach München zurückzukehren; dann harrte sie am Bodensee einer Wendung der Dinge. Während der nun eintretenden Märzbewegungen gab sich indessen der Groll gegen sie drohend kund, sodaß ihr 17. März officiell das Indigenat entzogen ward und die Polizeibehörden den Befehl erhielten, auf sie zu fahnden. Nach mancherlei Irrfahrten wandte sie sich jetzt nach England, wo sie einen brit. Offizier Namens Heald kennen lernte, mit dem sie sich 1849 verheirathete. Das Ehepaar unternahm hierauf eine Reise nach Spanien; doch bald hatten ihre wilden Launen zur Folge, daß sich ihr Ehemann wieder von ihr trennte. Ohnedies war diese Ehe ungültig, da ihr erster Mann, der erst 1850 starb, noch am Leben war. Um ihr Glück in der Neuen Welt zu versuchen, begab sich Lola 1852 nach Nordamerika, wo ihre bizarren Launen und ihr Privatleben bald Aufsehen erregten und sie auch ihre Vergangenheit lucrativ zu machen suchte. Sie betrat nämlich als Darstellerin und Tänzerin wieder die Bühne und spielte in eigens dazu verfaßten Stücken ihre frühern Erlebnisse in Baiern ab. In Neuorléans besonders erregten diese Schauspiele den ärgsten Skandal, indem sich die Katholiken dadurch verletzt fühlten. Im Sommer 1853 trat endlich Lola eine Reise nach Californien an, worauf sie sich im Juli zu San-Francisco abermals vermählte.

**Montezüma**, der letzte Herrscher in Mexico vor der Unterjochung dieses Reichs durch die Spanier, folgte 1502 seinem Vater gleiches Namens in der Regierung. Unter ihm landete 1519 Cortez in Mexico mit seinem kleinen Heere. Erschreckt durch eine alte Weissagung und geblendet durch das Ungewöhnliche der Erscheinung dieser Fremdlinge, empfing ihn M. als seinen Gebieter. Als er jedoch nach und nach erkannte, daß die Ankömmlinge keine übermenschlichen Wesen seien, sann er heimlich auf deren Vernichtung. Kaum hatte dies Cortez in Erfahrung gebracht, so ließ er M. fesseln und zwang ihn, die Oberherrlichkeit Spaniens anzuerkennen. Die Mexicaner, darüber empört, einen Sklaven der Fremdlinge zum Herrscher zu haben, griffen zu den Waffen, und als M. durch seine Gegenwart den Aufruhr stillen wollte, wurde er durch einen Steinwurf verwundet. Zwar wurde er von den Spaniern in Schutz genommen und verbunden, doch untröstlich über die von seinen Unterthanen erlittene Beschimpfung, riß er immer von neuem den Verband ab. Er starb bald nachher, 1520. Seine hinterlassenen Kinder nahmen die christliche Religion an. Der älteste Sohn erhielt von Karl V. den Titel eines **Grafen von Montezuma**. Der letzte Nachkomme seines Geschlechts, **Don Marsillo de Teruel, Graf von M.**, span. Grande erster Classe, wurde seiner liberalen Gesinnungen wegen von Ferdinand VII. aus Spanien und, als er hierauf nach Mexico ging, auch von hier verbannt und starb zu Neuorléans 22. Oct. 1836.

**Montfaucon** (Bernard de), lat. gewöhnlich Montefalco oder Montefalconius genannt, ein namhafter Alterthumsforscher, geb. 1655 auf dem Schlosse Soulage in Languedoc, widmete sich anfangs dem Kriegsdienste, ließ sich aber 1675 in die Congregation der Benedictiner von St.-Maur aufnehmen und umfaßte nun mit gleichem Eifer die Philosophie, Theologie, biblische und Profangeschichte, alte und neue Literatur, todte und lebende Sprachen. Seiner gelehrten Arbeiten wegen machte er 1698 eine Reise nach Italien, wo er vom Papste Innocenz XII. mit großer Auszeichnung aufgenommen wurde. Nach seiner Rückkehr 1701 lebte er ununterbrochen in Paris, wo er 19. Dec. 1741 starb. Er schrieb zu viel, um seinem Stile immer die gehörige Reinheit und Eleganz zu geben; doch erwarb er sich als Sammler das größte Verdienst. Als seine Hauptwerke erwähnen wir die bis jetzt unübertroffene „Palaeographia Graeca" (Par. 1708), sowie „L'antiquité expliquée et représentée en figures" nebst Supplementen (franz. und lat., 15 Bde., Par. 1719—24; deutsch im Auszuge von Schatz mit Anmerkungen von Semler, 2 Bde., Nürnb. 1757; umgearbeitet von Roth, Nürnb. 1807), die, wenn sie auch Spuren der Flüchtigkeit an sich trägt, doch für den Alterthumsforscher eine unentbehrliche Materialiensammlung ist; ferner „Les monuments de la monarchie française" (franz. und lat., 5 Bde., Par. 1729—33) und das „Diarium Italicum" (Par. 1702), das die Beschreibung alter Denkmäler und Nachrichten von vielen noch unbekannten griech. und lat. Handschriften gibt; endlich die „Collectio nova patrum et scriptorum Graecorum" (2 Bde., Par. 1706), die „Bibliotheca Coisliniana, olim Segueriana" (Par. 1715) und die „Bibliotheca bibliothecarum manuscriptorum nova" (2 Bde., Par. 1739).

**Montferrat**, ein ehemals selbständiges Herzogthum, begrenzt von Piemont, Mailand und Genua, jetzt ein integrirender Theil des Königreichs Sardinien, liegt in zwei getrennten Theilen

zwischen den Seealpen und dem Po und umfaßt 50 QM. Die Hauptstadt war Casale (s. d.). In der Nähe liegt das alte Schloß Cuccaro, wo nach früherer Annahme Christoph Columbus geboren sein sollte. M. war in frühern Zeiten ein Theil des röm., dann des longobard. und später des fränk. Reichs und hatte bis zu Anfange des 14. Jahrh. eigene Markgrafen. Durch Erbschaft kam es hierauf an einen Seitenzweig des byzantin. Kaiserhauses und 1536 an Mantua. Erst nach der Ächtung des Herzogs Karl IV. von Mantua 1703 machte Savoyen seine Ansprüche auf M. geltend, die auch von Kaiser Leopold I. anerkannt wurden.

**Montgelas** (Maximilian Jos., Graf von), bair. Minister, geb. zu München 12. Sept. 1759, aus einem aus Savoyen stammenden, in Baiern eingebürgerten Geschlechte, studirte in Nancy und Strasburg, wurde 1777 kurbair. Hofrath und 1779, nachdem der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz Baiern ererbt hatte, Kammerherr und Büchercensurrath. Wegen Verfolgung von Seiten der Illuminaten trat er 1787 als Legationsrath in pfalzzweibrückische Dienste und wurde hier 1795 Regierungsrath und 1796 Wirklicher Geh. Rath. Als 1799 nach dem Tode Karl Theodor's von der Pfalz der Herzog Maximilian Joseph von Zweibrücken Kurfürst von Baiern wurde, ernannte er M. sofort zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Von jetzt an der stete Rathgeber seines Fürsten in allen wichtigen Angelegenheiten des Staats und gewissermaßen dessen Premierminister, erwarb er sich unbestreitbare Verdienste um die politische, administrative und geistige Hebung Baierns, obschon nicht zu leugnen, daß er dabei von einem bureaukratisch-polizeilichen Standpunkte ausging und durch Rücksichtslosigkeit mitunter wichtige Interessen verletzte. Im J. 1803 war er mit der Finanzverwaltung beauftragt; 1806 erhielt er das Ministerium des Innern; 1809 das der Finanzen; in demselben Jahre wurde er in den Grafenstand erhoben. Für Einführung einer Constitution durchaus nicht geneigt, erhielt er 1817, als der König Maximilian Joseph eine solche seinem Volke zu geben sich entschlossen hatte, hauptsächlich auf Andringen des Kronprinzen seine Entlassung mit einer Pension von 30000 Gldn. Im J. 1819 ernannte ihn der König zum erblichen Mitgliede der Kammer der Reichsräthe, in welcher er bei der Versammlung von 1827—28 als zweiter Präsident fungirte. Er starb zu München 13. Juni 1838 und hinterließ zwei Söhne. Der ältere derselben, **Graf Max. Joseph Philipp Wilh. M.**, geb. 16. April 1807, ist erblicher Reichsrath und königl. bair. Kämmerer, der jüngere, **Graf Ludwig Max Joseph M.**, geb. 19. März 1814, bair. Ministerresident zu Hannover.

**Montgolfier** (Jacques Etienne), der Erfinder des Luftballons (s. d.), geb. 5. Jan. 1745 zu Vidalon-lès-Annonai im Depart. Ardèche, wo sein Vater eine Papiermanufactur besaß, widmete sich nebst seinem ältern Bruder, Jos. Mich. M., wider den Willen seines Vaters den Studien der Mathematik, Mechanik und Physik. Beide übernahmen, nachdem sie manche jugendliche Verirrungen bestanden, die väterliche Papierfabrik. Durch die Lectüre der Priestley'schen Schrift über die Luftarten und durch eigene Beobachtungen wurde Etienne in Gemeinschaft mit seinem Bruder auf die Erfindung einer Art von Luftschiffen geführt, welche nach ihm **Montgolfières** genannt wurden. Den ersten Versuch machten sie damit 1783 zu Annonai, und da dieser gelang, begab sich Etienne noch in demselben Jahre nach Paris, wo er, sowie in Versailles, vor dem Hofe das Experiment wiederholte. Beide Brüder wurden hierauf in die Akademie aufgenommen und außerdem erhielten sie noch verschiedene Belohnungen. Etienne starb 2. Aug. 1799 zu Servières, wo er zuerst den Gedanken seiner Erfindung gefaßt hatte. Sein Bruder, **Jos. Mich. M.**, geb. 1740, machte sich noch außerdem durch mehre eigene Erfindungen, besonders die der Wasserschraube (bélier hydraulique) und des Calorimètre berühmt. Als die Revolutionsstürme sein Gewerbe störten, begab er sich nach Paris, wo er nach Wiederherstellung der Ordnung beim Bureau der Künste und Manufacturen, dann als Administrator am Kunst- und Gewerbsconservatorium angestellt und 1807 zum Mitglied des Instituts ernannt wurde. Er gab 1807 die erste Idee zur Errichtung einer Gesellschaft zur Ermunterung der Industrie und starb 26. Juni 1810. Von den verschiedenen Werken, welche die Brüder herausgaben, ist zu nennen: „Discours sur l'aérostat" (Par. 1783).

**Montgomery**, eine der nördlichen Grafschaften des engl. Fürstenthums Wales, zwischen Merioneth, Denbigh, Shropshire, Radnor und Cardigan, hat ein Areal von 39⅘ QM. und (1851) eine Bevölkerung von 78756 Seelen. Obgleich an der Südwestgrenze gegen Cardiganbai 2310 F. hohe Plinlimmon aufsteigt und seine Arme in allen Richtungen ausstreckt, hat doch im Ganzen das Land kein rauhes Ansehen, sondern wird von freundlichen und fruchtbaren Thäler durchzogen, deren Hügel und Berge bis zum Gipfel sich in Grün kleiden. Gegen W. in die Cardiganbai fließt der Dovey, vom Plinlimmon gegen S. der Wye, gegen NO. die Severn,

welche mit dem Rhiw und Byrnwy den östlichen Theil der Grafschaft bewässert. Der Llanymynech-oder Montgomerykanal, ein Zweig des in den Mersey oberhalb Liverpool führenden Ellesmerekanals, führt aus der Severn bei Newtown nordnordostwärts durch deren Thal über Welshpool und wird an der Grenze durch einen Aquäduct über den Byrnwy geleitet. Das Gebirge besteht aus Schiefer und Kalk, der Boden der Thäler aus Thon. Das Klima ist gleichmäßig und gesund. Der unebene Westen und Südwesten ist wenig zum Ackerbau geeignet; im Osten baut man Getreide und Flachs. An Holz ist bereits Mangel eingetreten. Die meist sehr reichen, zum Theil silberhaltigen Bleigruben sind ausgebeutet; dagegen sind Schiefer und Kalksteine noch immer Gegenstände der Ausfuhr. Ausgedehnte Hutungen unterstützen die Rinder-, Pferde- und Schafzucht. Als Industriezweig waltet die Wollenmanufactur, namentlich die Flanellfabrikation vor. — Die Hauptstadt **Montgomery**, in heiterer, fruchtbarer Gegend, an einem von der Severn bespülten Hügelabhange gelegen, dessen Spitze die Ruine einer ehemaligen Burg trägt, hat ein schönes Rathhaus und mit ihrem District 20372 E. **Welshpool**, eine schlecht gebaute Stadt am Fuße eines Hügels und an der Severn, die in der Nähe für kleine Fahrzeuge schiffbar wird, steht in Kanalverbindung mit Chester und Ellesmere und bildet den Hauptmarkt für Flanell und die hier gefertigten Welsh-Webs. Unbedeutender sind die Flecken **Newtown** mit Flanellweberei und Kalkhandel; **Llanfyllin** im Gebirge, mit Marktverkehr, und **Machynlleth** am Dovey; sie haben mit ihren Districten 25084, 15506 und 12167 E. — **Montgomery** heißt, außer einer Menge von Grafschaften und Communen in den Vereinigten Freistaaten von Nordamerika, auch die politische Hauptstadt des Staates Alabama, im Binnenlande, 73½ M. von Mobile, an dem hier schiffbar werdenden Alabama und an einer 14½ M. weit nach Westpoint, an der Grenze von Georgia führenden Eisenbahn gelegen, mit 4000 E., lebhafter Dampfschiffahrt und bedeutendem Baumwollenhandel, der jährlich 40000 Ballen zur Ausfuhr bringt.

**Montgomery** (Gabriel de), ein durch Tapferkeit und Schicksal berühmter franz. Ritter, stammte aus einer aus Schottland nach Frankreich eingewanderten Familie und war, gleich seinem Vater, Offizier in der schott. Leibgarde. Bei einem Turnier, das Heinrich II. von Frankreich 30. Juni 1559 zur Vermählung seiner Tochter Elisabeth mit Philipp von Spanien veranstaltete, foderte der König, nachdem derselbe bereits mehre Lanzen gebrochen, den jungen M. auf, einen Gang mit ihm zu machen. M. folgte nur zögernd in die Schranken und erfuhr das Unglück, den König mit dem Schafte seiner auf den ersten Anlauf zersplitterten Lanze unter das Visir durch das rechte Auge in den Kopf zu treffen. Heinrich II. starb an dieser Verwundung, nachdem er noch elf Tage, aber ohne Bewußtsein, gelebt hatte. Wiewol ganz schuldlos, entfernte sich M. doch aus Frankreich und ging nach England, wo er zum Protestantismus übertrat. Im J. 1562, bei Beginn der Religionskriege, konnte er sich indessen nicht enthalten, in sein Vaterland zurückzukehren und für die protest. Partei die Waffen zu ergreifen. Er vertheidigte noch in demselben Jahre Rouen mit großem Muthe, mußte jedoch, als er sich nicht zu halten vermochte, in die Normandie zurückkehren. Auch bei Erneuerung des Kampfes 1565 trat er für seine Glaubensgenossen auf und kämpfte in der Schlacht von St.-Denis. In dem dritten Religionskriege war er eines der Häupter des Protestantismus und erlangte über die Königlichen in Languedoc und Béarn mancherlei Vortheile. Obschon vom Hofe mit Coligny zum Tode verurtheilt, kam er doch nach dem Frieden von St.-Germain nach Paris. Gleichsam durch ein Wunder entkam er bei den Metzeleien in der Bartholomäusnacht und floh nach England. Im April 1573 erschien er vor Larochelle mit einer kleinen Flotte, deren er sich besonders zur Verheerung der bretagnischen Küste bediente. Nachdem er durch eine Landung in der Normandie ein ziemlich starkes Corps Hugenotten zusammengebracht, begann er auf seine Hand den Krieg. Von dem Marschall Matignon zu St.-Lô hart bedrängt, wendete er sich nach dem Schlosse Domfront, wo er sich 27. Mai 1573 ergeben mußte. Matignon hatte ihm das Leben verbürgt, allein Katharina von Medici erzwang seine Auslieferung. Nach längerer Einkerkerung wurde er 27. Mai 1574 auf dem Grèveplatze enthauptet. Er starb heldenmüthig und hinterließ neun Söhne, die insgesammt tapfere Krieger waren.

**Montgomery** (James), engl. Dichter, wurde 4. Nov. 1771 zu Irvine in der schott. Grafschaft Ayr geboren. Sein Vater, der als Missionar in Westindien starb, ließ ihn in einem Seminar zu Leeds erziehen, worauf er zu einem Kaufmann in die Lehre gethan ward. Doch schon fühlte sich der Jüngling zum Dichter bestimmt; mit wenigen Schillingen in der Tasche wanderte er zu Fuß nach London, um seine Verse einem Buchhändler anzubieten, der sie zwar ablehnte, aber sich von seinem Wesen so angezogen fühlte, daß er ihn als Gehülfen in sein Geschäft

aufnahm. Im J. 1792 erhielt M. einen Ruf nach Sheffield als Mitarbeiter an einer dortigen liberalen Zeitung, dem „Sheffield register". Die Französische Revolution hatte damals bei der engl. Regierung große Besorgnisse erregt und sie besonders zu strengen Maßnahmen gegen die Presse veranlaßt. Der Herausgeber des „Register" mußte sich bald wegen einer gegen ihn eingeleiteten Untersuchung aus England entfernen, worauf M. die Leitung des Blattes übernahm, welches er in „The Sheffield Iris" umtaufte. Auch er blieb indessen nicht unangefochten; bereits im Jan. 1794 wurde er wegen eines Gedichts über die Zerstörung der Bastille zu dreimonatlicher Gefangenschaft verurtheilt, und im Jan. 1795 mußte er ein zweites Preßvergehen mit einer sechsmonatlichen Haft in der Festung von York büßen. Doch hörte er deshalb nicht auf, die Sache der Freiheit mit Wärme und Beredtsamkeit zu verfechten, und als er sich 1825 nach mehr als dreißigjähriger Wirksamkeit von der Redaction der „Iris" zurückzog, wurde ihm in einer öffentlichen Versammlung unter dem Präsidium des Grafen Fitzwilliam der Dank seiner Mitbürger dargebracht. Unterdessen war M. 1806 mit „The wanderer of Switzerland and other poems" hervorgetreten, die ihm zuerst einen ehrenvollen Platz in den Reihen der engl. Dichter sicherten. Trotz einer ungünstigen Kritik der „Edinburgh review" erlebte das Buch gleich in den ersten 18 Monaten vier Auflagen. Im J. 1809 erschien „The West-Indies", ein Gedicht, in welchem die Abschaffung der Sklaverei durch das brit. Parlament verherrlicht wird. Noch größere Theilnahme fand „The world before de flood" (1813), eine Schilderung des idyllisch-patriarchalischen Lebens der ersten Menschen, welche als das Vorbild von Moore's „Liebe der Engel" und Byron's „Kain" betrachtet werden kann. Hierauf folgten 1817 „Thoughts on wheels", die den demoralisirenden Einfluß der Staatslotterien besprechen, und „The climbing boy's soliloquy", eine Appellation an die Humanität des Publicums zu Gunsten der unglücklichen Kinder, die zum Fegen der Kamine verwendet werden; dann 1819 „Greenland", ein Gedicht, das sich durch seine poetischen Darstellungen der arktischen Natur auszeichnet, und 1828 „The Pelican Island", wozu eine Stelle in der Reise des Capitän Flinders nach der Südsee Veranlassung gab. Im J. 1830 wurde M. eingeladen, Vorträge über Poesie und schöne Literatur vor der Royal institution zu halten, welche 1833 im Druck erschienen. Bald darauf verlieh ihm die Regierung eine Pension von 150 Pf. St. Eine Sammlung seiner Werke mit autobiographischen Notizen wurde 1841 in vier Bänden veranstaltet (2. Aufl., Lond. 1851). Seitdem veröffentlichte der greise Dichter noch einige geistliche Lieder unter dem Titel: „Original hymns, for public, private and social devotion" (Lond. 1853). Die Dichtungen M.'s empfehlen sich durch reine Moral, tiefe Religiosität, eine blühende Sprache und einen feinen Sinn für die Herrlichkeit der Natur, welche Eigenschaften ihm in seinem Vaterlande eine ungewöhnliche Popularität verschafft haben.

**Montgomery** (Robert), engl. Geistlicher und religiöser Dichter, stammt aus einer alten irl. Familie und ward 1807 zu Bath geboren. Schon früh zeigte er poetisches Talent, und nach einigen weniger bedeutenden Versuchen schrieb er im Alter von 20 J. ein Gedicht „The omnipersence of the deity" (1828), welches einen solchen Beifall fand, daß in acht Monaten ebenso viele Auflagen davon erschöpft wurden und der Ertrag den Verfasser in den Stand setzte, die Universität Oxford zu beziehen, um seinem Lieblingswunsch zufolge Theologie zu studiren. Nachdem er die Weihen empfangen, ward er als Pfarrverweser zu Whettington angestellt, erhielt 1838 einen Ruf nach Glasgow und übernahm endlich ein Predigtamt in London. Die zahlreichen Gedichte, die er unterdessen erscheinen ließ, machten ihn zum Liebling des engl. religiösen Publicums und wurden in unzähligen Auflagen verbreitet; doch haben auch Männer wie Neander und Tholuck ihm ihre Anerkennung, namentlich in Bezug auf seinen „Luther" (1842), nicht vorenthalten. Außerdem nennen wir noch „Satan" (1830), „The Messiah" (1832), „Oxford", „The christian life" und die beim Tode Wellington's veröffentlichten „Forty lines on Wellington" und „The hero's funeral" (1852). Eine Gesammtausgabe seiner poetischen Werke erschien Ende 1853 in London in Einem Bande. In seinen prosaischen Erbauungsschriften macht sich eine zu große Neigung zur religiösen Polemik bemerklich; für die vorzüglichste derselben gilt „The gospel in advance of the age" (Lond. 1844; 3. Aufl., 1848).

**Montgomery-Martin** (Rob.), engl. Statistiker, geb. 1803 in der irischen Grafschaft Tyrone, studirte in Dublin Arzneikunde und besuchte 1820—30, zum Theil als Schiffsarzt, mehre außereurop. Länder, namentlich die Ostküste Afrikas, Arabien und Ostindien. Seit seiner Rückkehr nach England entwickelte er als Schriftsteller eine außerordentliche Thätigkeit, und fast keine Frage von einiger Wichtigkeit ist vorgekommen, bei welcher er nicht seine Stimme erhoben hätte. Am wichtigsten sind indeß seine Werke über die brit. Colonien. Auf seine „History of

the British colonies" (5 Bde., Lond. 1834—35), die mehre Auflagen erlebte, folgte die von ihm herausgegebene „British colonial library" (10 Bde., Lond. 1838—43); auch bearbeitete er die Geschichte, Geographie und Statistik der brit. Colonien in den „British colonies, a statistical, historical and geographical account of all the colonies of the British empire", bei welchem Werke ihm die Regierung bedeutende Unterstützung angedeihen ließ. Außerdem hat er Ostindien ausführlich in „History, topography and statistics of Eastern India" (3 Bde.) behandelt. Sind diese Werke auch in künstlerischer Beziehung nicht ausgezeichnet, so enthalten sie doch ein überaus reichhaltiges und sorgfältiges Material. Unter seinen übrigen Werken sind die wichtigsten „The colonial polity of the British empire" und „The statistical history of England". Auch hat er „Dispatches of the Marquis of Wellesley" (5 Bde.) herausgegeben. In seinem „Ireland before and after the union with Great-Britain" (3. Aufl., Lond. 1848) behandelt er die so oft aufgeworfene Frage, ob die Aufhebung der Union mit England ein wirksames Mittel gegen die socialen Übel sein würde, unter welchen Irland seit Jahrhunderten geseufzt, und zeigt, daß dieses Land keineswegs seit der sogenannten Unabhängigkeitsperiode in Verfall gerathen sei, sondern vielmehr der Union nicht geringe Vortheile zu verdanken hat, die sich ohne die Jahre lang fortgesetzte systematische Agitation in noch viel höherm Maße herausgestellt haben würden. Im J. 1843 ward M. Kassenbeamter auf Hongkong, von wo er 1846 zurückkehrte.

**Montholon** (Charles Tristan de), Graf von Lee, bekannt als treuer Anhänger des Kaisers Napoleon I., wurde 1782 zu Paris geboren. Schon als Knabe trat er in die franz. Marine, 1797 aber in das Landheer. Als Escadronchef zeigte er in der Revolution vom 18. Brumaire für den Ersten Consul großen Eifer, sodaß ihm derselbe einen Ehrensäbel verlieh. In der Folge wohnte er den Feldzügen in Italien, Östreich, Preußen und Polen bei und wurde in der Schlacht von Wagram als Adjutant Berthier's stark verwundet. Nachdem ihn der Kaiser 1809 zum Kammerherrn ernannt und in seine Nähe gezogen, schickte ihn derselbe 1811 an den Hof des Erzherzogs Ferdinand nach Würzburg. M. richtete von hier aus an Napoleon eine sehr merkwürdige Denkschrift über die Lage der deutschen Höfe und deren feindliche Gesinnungen gegen Frankreich. Bei seiner Rückkehr stieg er zum Brigadegeneral und 1814 erhielt er das Commando im Depart. Loire. Als Napoleon abdankte, begab er sich nach Fontainebleau und bot demselben seine Dienste an, wurde aber abgewiesen. Während der Hundert Tage erinnerte sich Napoleon des Umstandes und erhob M. zum Generaladjutanten. Nach der Schlacht von Waterloo, an welcher er Theil nahm, durfte er den Kaiser nach St.-Helena begleiten, wohin ihm auch seine Frau und Kinder folgten. Seine Ergebenheit und Treue gegen den Gefangenen blieb dieselbe bis zu dessen letztem Athemzuge. Von Napoleon mit zu einem der Testamentsvollstrecker ernannt und zum Verwahrer eines Theils seiner Manuscripte bestellt, scheute M. nach seiner Rückkehr von St.-Helena weder Mühe noch Opfer, um die übernommene Pflicht zu erfüllen, und gab mit dem General Gourgaud die „Mémoires pour servir à l'histoire de France sous Napoléon, écrits à Ste.-Hélène sous sa dictée" (8 Bde., Par. 1823) heraus. Bei den Proclamationen, welche Ludwig Napoleon (Kaiser Napoleon III.) bei seiner Landung in Boulogne-sur-mer 1840 ausstreuen ließ, ward M. als Chef vom Generalstabe des Prinzen erwähnt. In Folge dieses Umstandes sah sich M. verhaftet und vom Pairshofe zu 20jähriger Einsperrung verurtheilt, später aber begnadigt. Er verfaßte in dieser Zeit die Schrift „Histoire de la captivité de Ste.-Hélène" (Par. 1846; deutsch, Lpz. 1846). Nach der Februarrevolution von 1848 erwählte ihn das Depart. Nieder-Charente zum Abgeordneten in die Legislative Versammlung. M. starb im Aug. 1853.

**Monthyon** oder **Montyon** (Jean Baptist Robert Auget, Baron de), bekannt durch seine wohlthätigen Stiftungen, geb. zu Paris 23. oder 26. Dec. 1733, gehörte einer reichen Familie an, welche ihn für die Magistratur bestimmte. Im J. 1766 wurde er Mitglied des königl. Raths, zeigte aber hier eine so große Unabhängigkeit der Gesinnung, daß ihn Maupeou seiner Stelle entsetzte. Erst 1775 trat er wieder in den Staatsdienst und erhielt der Reihe nach die Intendanz der Provence, der Auvergne und von Larochelle. Im J. 1780 erhielt er die Stelle als Kanzler des Grafen von Artois, mit dem er in der Revolution nach England auswanderte. Hier veröffentlichte er 1796 seinen „Rapport à Sa Maj. Louis XVIII sur les principes de la monarchie française". Nach der zweiten Restauration kehrte er in sein Vaterland zurück und beschäftigte sich ausschließend mit der Linderung menschlichen Elends. Sein wohlthätiger Sinn zeigte sich indessen erst nach seinem Tode, welcher 29. Dec. 1820 zu Paris erfolgte, in seinem ganzen Umfange. Sein Testament bestimmte den größten Theil seines höchst bedeutenden Vermögens zu Stiftungen, welche theils wohlthätigen Zwecken, theils der Beförderung von künstlerischen oder

wissenschaftlichen Bestrebungen gewidmet sind. (S. Institut.) Am bekanntesten ist der nach ihm benannte Tugendpreis (prix de vertu), den er zum Theil schon 1782 gestiftet hatte. Von seinen literarischen Leistungen nennen wir noch die „Recherches et considérations sur la population de la France" (Par. 1778); „Éloge de Corneille" (Par. 1807); „Particularités et observations sur les ministres des finances de France les plus célèbres, depuis 1660 jusqu'en 1791" (Lond. 1812); „Exposé statistique du Tonkin, de la Cochinchine etc. sur la relation de Labissachère" (2 Bde., Lond. 1811).

**Monti** (Vincenzo), einer der berühmtesten neuern Dichter Italiens, geb. bei Fusignano im Ferraresischen 19. Febr. 1754, erhielt seine erste Bildung in Faenza und studirte dann zu Ferrara. Im J. 1778 ging er nach Rom, wo Luigi Braschi, ein Neffe des Papstes, ihn zu seinem Secretär machte. Durch Alfieri zum Wetteifer angefeuert, dichtete er die Tragödien „Galeotto Manfredi" und „Aristodemo". Die Ermordung des franz. Gesandten Basseville gab ihm Veranlassung zu dem durch glänzende Stellen ausgezeichneten Gedichte „Basvilliana", worin er sich als Nachahmer Dante's zeigte. Zwei andere Gedichte „Musogonia" und „Feroniade" sind in ihrer ursprünglichen Gestalt weniger bekannt geworden; denn da bald darauf die Franzosen nach Rom kamen, unterdrückte M. die erste Auflage und besorgte eine zweite, in der die früher gegen Bonaparte und dessen Heer gerichteten Schmähungen auf die verbündeten Fürsten übergingen. Er wurde Secretär des Directoriums der Cisalpinischen Republik in Mailand, und obschon man ihn wegen seines Benehmens auf einer Sendung nach der Romagna anklagte, blieb er doch, da er in Gedichten den Machthabern gewandt zu schmeicheln wußte, in seinem Amte, bis der Feldzug Suworow's in Italien ihn nöthigte, nach Frankreich zu flüchten. In Paris schrieb er die Tragödie „Cajo Gracco" und ein Gedicht auf Mascheroni's Tod, das aber auf den Wunsch seiner Freunde nur sehr gemäßigt dem Publicum übergeben wurde. Nach der Schlacht von Marengo nach Italien zurückgekehrt, erhielt er einen Ruf als Professor der Beredtsamkeit nach Pavia. Bald indeß rief man ihn nach Mailand zurück, wo ihn Napoleon zum Beisitzer im Ministerium des Innern, zum Hofpoeten und Geschichtschreiber des Königreichs ernannte. Im J. 1815 dichtete er im Auftrag der Stadt Mailand eine Cantate für den Kaiser Franz, der dem greisen Dichter den Genuß seines Einkommens ließ. Unterstützt von seinem Freunde Giulio Perticari unternahm er durch seine „Proposta" den Kampf gegen die Crusca und bewährte seine Liebe zu Dante durch die Ausgabe des „Convito". Nachdem ihn im April 1826 eine Lähmung getroffen, starb er zu Mailand 13. Oct. 1828. Seine „Opere inedite et rare" erschienen zu Mailand (5 Bde., 1832—33) und die „Opere varie" (8 Bde.) in den „Classici italiani" (Mail. 1825—27).

**Montijo** ist der Name eines Besitzthums in Estremadura, welches 1697 von Karl II. zu Gunsten Johann's von Porto-Carrero zur Grafschaft erhoben wurde. Der Stammvater dieser Familie, ein genueser Patricier, Ägidius Bocanegra, Bruder des damaligen Dogen, ward von seiner Republik 1340 dem Könige Alphons XI. von Castilien gegen die Mauren zu Hülfe gesandt und ließ sich, als er von diesem in Anerkennung seiner Verdienste zum Admiral und Grafen von Palma erhoben worden, in Spanien nieder. Sein Enkel verheirathete sich mit Francisca, der Erbtochter der Porto-Carrero, nahm deren Namen und Wappen an und pflanzte so dieses alte berühmte Geschlecht fort. Seinem Nachkommen, dem obengenannten Grafen Johann von M., folgte sein Sohn Christoph von Porto-Carrero, Graf von M., Marquis von Barcarota, Grand von Spanien, Ritter des Vließes und span. Gesandter an verschiedenen Höfen. Dieser vermählte sich mit der Schwester des Grafen von Teba aus der alten Familie Guzman und brachte dadurch auch diesen Grafentitel auf sein Haus. Von ihm stammt die Kaiserin der Franzosen, **Eugénie von M.**, geb. 5. Mai 1826, seit 29. Jan. 1853 Gemahlin Napoleon's III. Dem span. Hofkalender zufolge führt sie kraft ihrer Abstammung die Namen Guzman, Fernandez de Cordova, Leira und La Cerda, welche an die glorreichsten Seiten in der span. Geschichte erinnern, vereinigt auf ihrem Haupte drei Grandezzen erster Classe, Teba, Banos und Mora, nebst einer Unzahl anderer Titel und ist die Schwester der Herzogin von Berwick und Alba und die Tochter des **Grafen von M., Herzogs von Penaranda**. Sie wurde in Granada geboren; ihre Mutter, ebenfalls Andalusierin, ist Doña Maria Manuela, aus einer schott. Adelsfamilie, den Kirkpatrik von Glasburn, entsprossen, die bei dem Sturze der Stuarts ihre Heimat verlassen mußten. Der Vater der Kaiserin, einer der besten Offiziere der span. Armee, ergriff in dem Kriege Napoleon's mit Spanien für Frankreich Partei. Als Artillerieoberst in franz. Diensten verlor er ein Auge in der Schlacht bei Salamanca und eine Kanonenkugel zerschmetterte ihm das Bein. Nach der Vertreibung der Franzosen aus Spa-

nien verließ er Spanien und nahm wieder Dienste bei der franz. Armee. Er machte den Feldzug von 1814 mit und wurde von Napoleon eigenhändig decorirt. Bei der Vertheidigung von Paris übertrug ihm der Kaiser den Entwurf von den Festungswerken der Hauptstadt und stellte ihn an die Spitze der Polytechnischen Schüler, um die Position der Anhöhen von St.-Chaumont zu decken, welche von den Preußen gestürmt wurden. In sein Vaterland zurückgekehrt, saß er mehre Jahre im Senat, wo er stets zu den einflußreichsten Mitgliedern zählte. Er starb 1839. Der Oheim der Kaiserin zeichnete sich ebenfalls im span. Unabhängigkeitskriege aus, wurde später General und starb 1835 ohne Nachkommenschaft.

**Montjoie**, eine Kreisstadt im Regierungsbezirk Aachen der preuß. Rheinprovinz, an der Roer und einem Berge der Hohen Veen, mit einem alten Schlosse, gehörte früher zum Herzogthum Jülich und zählt 3500 E., die sehr bedeutende Tuch- und Kasimirfabrikation betreiben. Am 18. Febr. 1847 fand hier ein bedeutender Bergsturz statt.

**Montlosier** (François Dominique Reynaud, Graf), Pair von Frankreich, bekannt als Feind der Jesuiten, wurde 16. April 1755 zu Clermont in Auvergne geboren. Der Adel zu Riom ordnete ihn 1789 zur Versammlung der Generalstaaten ab, wo er das Interesse des Hofes und der Aristokratie auf das eifrigste vertrat. Mit gleicher Hitze erhob er sich aber auch gegen die Priesterschaft und verscherzte sich dadurch die Geneigtheit seiner Standesgenossen. Nach Auflösung der constituirenden Versammlung wanderte er nach Koblenz aus, wurde jedoch daselbst ziemlich übel aufgenommen. Er übernahm deshalb 1794 eine Sendung nach Holland und ging von da nach London, wo er ein der Revolution feindliches Blatt, den „Courier de Londres", herausgab. Im J. 1800 erhielt er den Auftrag, Bonaparte um die Herstellung der Bourbons anzugehen and demselben ein kleines Fürstenthum in Italien für diesen Dienst in Aussicht zu stellen. Als er zu Calais ans Land stieg, ließ ihn Fouché sogleich verhaften. Die Agenten des Ersten Consuls stimmten ihn so glücklich um, daß der „Courier de Londres" seine Feindseligkeiten einstellte, aber auch die Unterstützung der brit. Regierung verlor. M. verlegte nun sein Blatt nach Paris und gab dasselbe ganz auf, als er eine einträgliche Stelle oder vielmehr Pension im Ministerium des Auswärtigen erhielt. Später trug ihm Napoleon eine Arbeit auf über die alte Monarchie, die Ursachen ihres Verfalls und die Mittel, wodurch dieselbe hätte gerettet werden können. Endlich nach vier Jahren reichte M. diese Denkschrift ein, die von einer Commission geprüft, gelobt, vom Kaiser aber verworfen wurde. Dagegen erhielt er den Befehl, in die Schweiz zu gehen, um dem Kaiser über die politischen Verhältnisse regelmäßigen Bericht zu erstatten. Schon nach fünf Monaten, gegen Ende 1812, suchte er sich dieser Stellung zu entäußern, indem er sich auf eine Reise nach Italien begab. Nach der ersten Restauration kehrte er nach Frankreich zurück und gab nun sein Werk „De la monarchie française depuis son établissement jusqu'à nos jours" (3 Bde., Par. 1814; 4 Bde., 1815) mit einer dem Kaiser höchst feindlichen Vorrede heraus. Er verlangte darin die Herstellung des alten Feudalstaats in so grasser Weise, daß selbst blinde Royalisten Bedenken trugen, seinen Ansichten beizutreten. In seinen Erwartungen getäuscht, zog er sich 1816 auf sein Landgut bei Clermont zurück, wo sich allmälig sein Eifer für das Interesse der Bourbonen abkühlte. Als gegen 1826 in Frankreich das Treiben der Pfaffenpartei sehr bedrohlich sich entwickelte, ergriff M. plötzlich die Feder und veröffentlichte unter dem Titel „Mémoire à consulter" eine kühne, höchst gelungene Schrift, in welcher er die Ausbreitung und die Gefahren des Jesuitismus und Ultramontanismus aufdeckte. Auch richtete er sogar in diesem Sinne eine Petition an die Pairskammer. Der Hof strafte ihn dafür durch Entziehung der Pension, die er noch aus der Kaiserzeit bezog; die Liberalen aber zollten ihm den rauschendsten Beifall. M. wurde nun Mitarbeiter an dem freisinnigen „Constitutionnel" und veröffentlichte gegen Ende 1829 die Flugschrift „De la crise présente et de celle qui se prépare", in welcher er als Vermittler aufzutreten suchte. Nach der Julirevolution zeigte er sich als Anhänger der neuen Dynastie, was ihm 1832 die Pairswürde eintrug. Schon 1833 jedoch zog er sich in die Gegend von Clermont zurück, wo er 9. Dec. 1838 starb. Die Geistlichkeit verweigerte seiner Leiche unter maßlosem Skandal ein christliches Begräbniß. Außer vielen Flugschriften schrieb er „Mémoires sur la révolution française, le consulat, l'empire et la restauration" (Bd. 1 und 2, Par. 1829).

**Montmartre**, eine Anhöhe nördlich von Paris, mit dem gleichnamigen Flecken von 10—12000 E. Die Anhöhe, von der herab man die Ansicht von Paris genießt, war schon in den ältesten Zeiten bebaut und hieß, angeblich von einem dem Kriegsgotte geweihten Tempel, Mons Martis. Später wurde der Name in Mons martyrum verwandelt, weil am Fuße des Bergs der heilige Dionysius mit seinen Genossen den Märtyrertod erlitt. Im 12. Jahrh. errichtete König

Ludwig der Dicke auf der Anhöhe ein Nonnenkloster, dessen Bewohnerinnen nicht selten arg gegen ihr Gelübde fehlten. Als König Heinrich IV. bei der Belagerung von Paris sein Hauptquartier auf dem M. hatte, lebte er mit der schönen Nonne, Marie von Beauvilliers, und seine Offiziere thaten mit andern Nonnen ein Gleiches. In der Revolution wurde die reiche Abtei ebenfalls aufgehoben. Am Fuße des M. liegt der Kirchhof, auf den sechs Arrondissements von Paris ihre Todten bestatten. Der Berg enthält überdies reiche Kalk- und Gypslager, aus denen Paris seinen Bedarf zieht. Als 1814 die Verbündeten in Frankreich eindrangen, ließ Napoleon den M. befestigen und übertrug die Vertheidigung seinem Bruder Joseph. Nach der Schlacht 30. März 1814 wurde in der darauf folgenden Nacht die Capitulation von Paris abgeschlossen. Im J. 1815 wurden die Werke zum Schutze der Hauptstadt noch vermehrt, nach der Schlacht von Waterloo aber nach einer tapfern Vertheidigung den Engländern übergeben.

**Montmedy**, eine kleine Festung und Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Maasdepartement, am Chiers, in den Ardennen, besteht aus der Oberstadt, die auf einem Felsen liegt und am stärksten befestigt ist, und aus der Unterstadt Medy-bas, hat ungefähr 3200 E. und ein Communal-College. Sie wurde in den Kriegen Frankreichs mit Kaiser Karl V. und Philipp II. von Spanien, als Herren der Niederlande, bald von dieser, bald von jener Partei erobert und wieder aufgegeben, bis endlich Ludwig XIV. nach einer regelmäßigen Belagerung von 47 Tagen sie 7. Aug. 1657 eroberte, worauf sie im Frieden von 1659 für immer an Frankreich abgetreten und nun durch de Ville und Vauban von neuem befestigt wurde. Im J. 1815 von den Preußen und norddeutschen Bundestruppen belagert, capitulirte nach Erstürmung der Niederstadt die Besatzung unter der Bedingung freien Abzugs.

**Montmirail**, ein Städtchen im franz. Depart. der Marne, mit 2600 E., einem Schlosse und berühmten Mühlsteinbrüchen, ist durch die Schlacht vom 11. Febr. 1814 geschichtlich denkwürdig, in welcher Napoleon den Sieg über die schles. Armee davontrug und noch einmal aufs glänzendste seine Kühnheit und sein kriegerisches Talent bekundete.

**Montmorency**, ein Städtchen im franz. Depart. Seine-Oise, auf einer steilen Anhöhe, die das reizende Thal gleiches Namens beherrscht, vier Stunden nördlich von Paris, mit 2000 E., Schwefelquellen und Bädern, welche den Namen d'Enghien führen, und vielen Landhäusern, ist in der literarischen Welt dadurch bekannt, daß Rousseau sich einige Zeit in dem Thale aufhielt und in dem Landhause Eremitage seinen „Émile" und seine „Nouvelle Héloise" schrieb, weshalb die Stadt während der Revolutionszeit Emile genannt wurde. Eine Merkwürdigkeit ist auch das Schild des dasigen Gasthofs zum weißen Roß, welches der berühmte Gérard auf Bitten des Wirths, der den Künstler nicht kannte, gemalt hat. Das Schloß Montmorency, aus welchem das berühmte Geschlecht gleiches Namens abstammt, wurde von der Bande noire abgetragen.

**Montmorency**, ein uraltes, weitverzweigtes, durch Verbindung und große und verdiente Männer ausgezeichnetes Geschlecht in Frankreich. Sein Ursprung ist in Dunkel gehüllt; allein schon mit Bouchard, Herrn des Fleckens und Schlosses Montmorency, der in der Mitte des 10. Jahrh. lebte und mehr als 600 Lehngüter besaß, wird die Geschichte der Familie gewisser. Jean II. wurde zu Anfange des 15. Jahrh. der Stammvater der drei Hauptzweige. Derselbe setzte seinen Sohn, Guillaume, der einer zweiten Ehe entsprossen war, zum Haupterben ein, und aus dessen Nachkommenschaft gingen die Barone und spätern Herzoge von M. hervor, die 1632 in der Person Henri's II. de Montmorency (s. d.) erloschen. Zwei andere, in erster Ehe mit der Erbin von Nivelle und Fosseux in Brabant erzeugte Söhne Jean's II., Jean und Louis, stifteten, der erste die Linie Nivelle, die 1570 erlosch, der zweite die Linie der **Marquis von Fosseux**, welche gegenwärtig die herzogliche Würde führt. **Anne Charles François**, Herzog von M.-Fosseux, geb. 1768, wanderte während der Revolution mit seiner Familie aus, diente in der Armee Condé's, kehrte aber unter Napoleon zurück und lebte im Dunkel bis 1814, wo er im Januar Generalmajor der pariser Nationalgarde wurde. Ludwig XVIII. ertheilte ihm nach der ersten Restauration die Pairswürde, die er auch 1830 behielt; er starb 1847. — Sein Sohn **Anne Louis Victor Raoul**, Herzog von M., gegenwärtiger Repräsentant des Hauses, aber kinderlos, wurde 14. Dec. 1790 geboren, diente in den Armeen des Kaiserreichs und war Kammerherr Napoleon's. Nachdem er nach der Rückkehr der Bourbons einige Jahre Adjutant des Herzogs von Orléans gewesen, trat er 1820 ins Privatleben zurück. — Die Nebenzweige der Marquis von Fosseux sind sehr zahlreich. Darunter gehören vornehmlich die Familie der **Wastines**, Prinzen von Robecque und Morbecque, gestiftet 1490 von Ogier von M., erloschen 1813 in der Person des Anne Louis Alex. von M.; die Familie der Herren von Hallot und

Bouteville, dann der Herzoge von Beaufort-M. und Pinei-Luxembourg, 1546—1761, welcher der Marschall von Luxembourg (s. d.) angehört; die Familie der Herzoge von Châtillon-Bouteville, von Olonne und die von dem dritten Sohne des Marschalls gegründete jüngere Linie Pinei-Luxembourg, welche noch fortdauert in der Person des Generallieutenants **Charles Emanuel Sigismond von M., Herzogs von Luxembourg**, geb. 27. Juni 1774, ehemaligen Generallieutenants, der 1830 die Pairswürde verlor, weil er den Eid verweigerte; endlich die Familie der Prinzen von Tingri, die Christian Louis, ein vierter Sohn des Marschalls, stiftete, und deren jetziges Haupt **Anne Edouard Louis von M., Herzog von Beaumont-Luxembourg**, geb. 1802, ist. — Außer den drei Hauptstämmen mit ihren Nebenzweigen zählt das Geschlecht auch noch viele ältere Nebenäste, wie die Herren von Marly, 1160—1356, die Herren von Bouqueval und Goussainville, 1306—1461, die Herren von Croisilles und von Courrières, welche 1599 mit ihren Seitenzweigen erloschen. — Der wichtigste der alten Nebenäste ist jedoch die 1230 von Gui von M. gestiftete Familie **Montmorency-Laval**. Aus derselben entsprangen die Herren von Attichi, 1267—1408, die Herren von Chalouyou und Raiz, 1333—1474, die Herren von Lezai. Letzterm, 1528 von Gui de Laval gestifteten Zweige gehörte Matthieu Jean Félicité von Laval-Montmorency (s. d.) an. Zu ihm gehörte ferner **Anne Pierre Adrien, Herzog von Laval-M.**, geb. 29. Oct. 1768, Pair von Frankreich und span. Grande. Derselbe war 1814 franz. Gesandter zu Madrid, 1822 zu Rom, 1828 zu Wien und 1829 zu London. Unter dem Minister Polignac trug man ihm das Portefeuille des Auswärtigen an, das er jedoch ausschlug; 1830 verlor er die Pairswürde wegen Verweigerung des Eides. Er starb 8. Juni 1837. — Mit des Letztern Bruder, **Eugène Alex. de M., Herzog von Laval**, geb. 20. Juli 1773, Generallieutenant, erlosch 7. Juni 1851 die männliche Nachkommenschaft des Zweigs Laval-Lezai. — Aus der Familie Laval sind außerdem hervorgegangen die Herren von Bois-Dauphin, 1433—1672, ferner die 1484 gestiftete Linie Laval-Tartigni, deren letzter Nachkomme Louis Adélaide Anne Jos., franz. Generallieutenant, geb. 1752, war. Derselbe wohnte in der Armee Condé's den Feldzügen von 1796 und 1797 bei und starb 1828. — Nach der Erhebung der Baronie Bourbon zur Pairie und zum Herzogthum 1327 sollen die Montmorency mit Bewilligung des Königs und der Nation den Titel der Ersten Barone von Frankreich angenommen haben. Bis zu Ende des 18. Jahrh. zählte das Geschlecht unter seinen Gliedern sechs Connétables, elf Marschälle und vier Admirale. Nach einem Familienpact von 1820 wurden nur die erwähnten vier herzoglichen Häuser (M., Luxembourg, Beaumont-Luxembourg, Laval) als Mitglieder des Gesammthauses M. anerkannt. Vgl. „Les Montmorency de France et les Montmorency d'Irlande" (Par. 1828).

**Montmorency** (Anne de), Pair, Marschall und Connétable von Frankreich, einer der größten Feldherren des 16. Jahrh., war der Sohn Guillaume's und der Enkel Jean's II. de M. und wurde im März 1493 geboren. Er zeichnete sich in den Kriegen König Franz' I. gegen Kaiser Karl V. durch Muth und Geschick aus, gewann in der Schlacht von Bicoca den Marschallsstab und folgte dem Könige nach Italien, wo er 1525 in der gegen seinen Rath gelieferten Schlacht bei Pavia ebenfalls in Gefangenschaft gerieth. Nachdem er durch den Frieden von Madrid die Freiheit erhalten, wurde er als geschickter Finanzmann, Diplomat und Rechtskenner die Seele der Verwaltung, und 1538 ernannte ihn der König zum Connétable. Indessen zog er sich durch Rauhheit seines Wesens und die Strenge seiner Sitten viel Feinde zu. Weil er dem Dauphin sehr zugethan war, wurde er auch dem Könige verdächtig, der zugleich seine Politik rücksichtlich des Kaisers misbilligte. M. mußte sich deshalb 1541 plötzlich vom Hofe auf seine Güter zurückziehen, wo er zehn Jahre in voller Ungnade zubrachte. Erst als der Dauphin als Heinrich II. den Thron bestieg, trat er wieder an die Spitze der Geschäfte. Im J. 1557 erlitt er als Oberbefehlshaber die furchtbare Niederlage bei St.-Quentin und wurde dabei verwundet und mit einem seiner Söhne gefangen. Seine Freiheit erkaufte er durch den unvortheilhaften Frieden von Château-Cambrésis, in welchem Frankreich alle Früchte seiner blutigen Kriege verlor. Er stand im Begriff, die Zügel der Verwaltung wieder zu ergreifen, als der Tod Heinrich's II. dazwischentrat. Nach der kurzen Regierung Franz' II. gelang es ihm jedoch, während der Minderjährigkeit Karl's IX., ungeachtet des Widerstrebens Katharina's von Medici, seinen Einfluß zurückzuerhalten. Er bildete mit dem Herzog von Guise und dem Marschall St.-André das berühmte Triumvirat. Im J. 1562 gewann er als General des königl. Heeres gegen die von Condé befehligten Hugenotten die Schlacht von Dreux, in welcher merkwürdigerweise beide Anführer die Freiheit verloren. Nach Erneuerung des Bürgerkriegs bezwang er 1567 die protest. Streitkräfte unter dem Prinzen Condé nochmals in der Ebene

von St.-Denis. In dieser Schlacht empfing er jedoch eine tödliche Wunde, an welcher er den folgenden Tag, 11. Nov. 1567, zu Paris starb. M. zeugte fünf ihm an Kühnheit und Thatkraft ähnliche Söhne: François, Herzog von M. und Marschall, gest. 1579; Henri, Pair, Marschall und Connétable, gest. 1614; Charles, Herzog von Damville, Pair und Admiral von Frankreich, gest. 1612; Gabriel, Baron von Montbéron, getödtet in der Schlacht bei Dreux, und Guillaume, Herr von Thoré, gest. 1593.

**Montmorency** (Henri II., Herzog von), der Enkel des Vorigen und der Sohn Henri's I., wurde 30. April 1595 zu Chantilly geboren. König Heinrich IV. war sein Pathe und nannte ihn nur seinen Sohn. Im Alter von 17 J. erhob ihn Ludwig XIII. zum Admiral. Er rechtfertigte dieses Vertrauen, indem er die Hugenotten in Languedoc besiegte und dann den Rochellern die Insel Ré wegnahm. Im J. 1628 gewann er bedeutende Vortheile über den Herzog von Rohan, der die protest. Streitmacht führte. Der Hof gab ihm dafür 1630 während des Mantuanischen Successionskriegs den Oberbefehl in Piemont, wo er die Spanier unter Doria schlug und Letzterm eigenhändig zwei Wunden beibrachte. Nach diesem Siege, dem die Aufhebung der Belagerung von Casale folgte, erhielt er den Marschallsstab. Von Glück trunken, glaubte er jetzt sogar dem Minister Richelieu entgegentreten zu können. Er nahm den aus dem Reiche vertriebenen Herzog Gaston von Orléans (s. d.) mit einer Schar span. Reiter in seinem Gouvernement Languedoc auf, wobei er weniger ein politisches Parteiinteresse verfolgte, sondern gleichsam als erbetener Secundant anstrat. Am 23. Aug. 1632 wurde er dagegen vom Hofe zum Majestätsverbrecher erklärt und seiner Würden und Güter beraubt, welches Verfahren sein kühnes Gemüth nur reizte. Der Marschall Schomberg erschien hierauf an der Spitze königl. Truppen und lieferte den Aufrührern 1. Sept. 1632 bei Castelnaudary ein sehr kurzes Treffen, in welchem M., nach verzweifelter Anstrengung, auf den Tod verwundet wurde. Man fand ihn so auf dem Schlachtfelde und führte ihn gefangen nach Toulouse, wo das Parlament über ihn das Todesurtheil fällte. Obschon er tiefe Reue zeigte und zahllose Fürsprecher hatte, so war doch Ludwig XIII. zur Begnadigung nicht zu bewegen. Am 30. Oct. 1632 wurde er auf dem Stadthause zu Toulouse enthauptet. Keiner seiner Zeitgenossen soll ihn an Schönheit, Anmuth und Kühnheit übertroffen haben. Da er keine Kinder hinterließ, so fielen die Güter dieser Linie an seine Schwester Charlotte, die Gemahlin Heinrich's II. von Bourbon-Condé; durch den Tod des letzten Condé gingen dieselben an das Haus Orléans über.

**Montmorency** (Matthieu Jean Félicité, Herzog von Laval), franz. Minister während der Restauration und Pair, wurde zu Paris 10. Juli 1767 geboren. Er kämpfte im nordamerikan. Freiheitskriege und trat beim Ausbruche der Revolution als Abgeordneter seines Standes in der Nationalversammlung für die politische Bewegung auf. Als der Krieg gegen das Ausland begann, bot er sogar seinen Degen an und stellte sich unter den Befehl des Marschalls Luckner. Allein die reißenden Fortschritte der Revolution bewogen ihn, aus Frankreich in die Schweiz zu fliehen, wo ihm Frau von Staël zu Coppet ein Asyl eröffnete. Nach dem Sturze der Schreckensherrschaft kehrte er nach Frankreich zurück; doch sein inniges Verhältniß zur Staël machte ihn später Bonaparte verdächtig, sodaß er mehrfache Verfolgungen erdulden mußte. Nach der Restauration wurde er deshalb der eifrigste Vertreter des bourbonischen Interesses. Er erhielt im April 1814 beim Grafen Artois die Stelle eines Adjutanten, begleitete 1815 die Herzogin von Angoulême nach Bordeaux und London und ging dann nach Gent zu Ludwig XVIII. Der König, der in ihn großes Vertrauen setzte, ernannte ihn 17. Aug. 1815 zum Pair und nach Entlassung der Minister Pasquier und Siméon 24. Dec. 1821 zum Minister des Auswärtigen und bald darauf zum Präsidenten des Cabinets. Als solcher ging er 1822 zum Congresse nach Verona und beförderte 1823 den Krieg gegen die span. Cortes. Weil er mit Villèle zerfiel, mußte er jedoch sein Portefeuille an seinen Freund Châteaubriand abgeben. Karl X., der ihn besonders liebte, weil er die Jesuiten begünstigte, ernannte ihn zum Erzieher des jungen Herzogs von Bordeaux. M. starb 24. März 1826 in der Kirche während des Gebets. Ohne daß er je etwas geschrieben, hatte ihn die Akademie zu ihrem Mitgliede erwählt.

**Montpellier**, die Hauptstadt des franz. Depart. Hérault, im frühern Languedoc, liegt in einer reizenden, durch ihr mildes Klima berühmten und deshalb Kranken zur Heilung empfohlenen Gegend zwei Stunden vom Mittelländischen Meere auf einer Anhöhe, welche ein angenehmes Thal umgibt. Sie ist der Sitz eines Bischofs, eines Appellationshofs, eines Handelsgerichts und einer Militärdivision, hat eine Citadelle, 21 Kirchen und 41000 E., worunter über 6000 Reformirte. Die Vorstädte sind regelmäßig und schön gebaut, desto unschöner aber ist die innere Stadt mit ihren engen, steilen, winkeligen und schmutzigen Gassen. Eine Zierde

der Stadt ist der mit schönen Anlagen versehene öffentliche Platz Peyrou auf einem Hügel, von wo aus man die Pyrenäen, das Meer und die Cevennen erblickt. Unter den Gebäuden zeichnen sich aus die Kathedrale oder St.-Peterskirche, das Theater, der Concertsaal, die Präfectur, der erzbischöfliche und der Justizpalast. Merkwürdig ist auch die 1½ Stunde lange Wasserleitung, welche die Stadt mit Wasser versorgt. Die daselbst 1196 gestiftete Universität hat drei Facultäten: die medicinische, von jeher berühmt und im Besitze eines trefflichen botanischen Gartens, des ältesten (seit 1598) in Frankreich; die der exacten und die der schönen Wissenschaften. Außerdem hat die Stadt eine öffentliche Bibliothek, ein Museum mit herrlichen Gemälden, Statuen, Büsten, Münzen u. s. w., ein Lyceum und mehre gelehrte Vereine. Die Fabriken liefern besonders Grünspan und andere chemische Producte, Branntwein, Spiritus, Liqueurs und wohlriechende Wasser, auch Seife, Korkpfropfen und Zucker; ferner Woll-, Baumwoll- und feine Lederwaaren. Den bedeutenden Handel mit diesen Fabrikaten, sowie mit Wein, Sämereien, Olivenöl und Südfrüchten unterstützt der bis ans Meer führende Kanal Grave. M. ist der Mons pessulus oder Mons puellarum der Römer. Im Mittelalter wurden daselbst fünf Concilien von 1162—1258 gehalten. Nach dem Aussterben seiner eigenen Herren kam es gegen Ende des 13. Jahrh. durch Erbschaft an die Könige von Aragonien und von diesen an die von Majorca, denen es 1350 Philipp VI. von Frankreich abkaufte. Unter Heinrich III. wurde es ein Hauptsitz der Hugenotten, der sich erst nach vielen Kriegen nnd einer langen Belagerung 1622 der Regierung unterwarf. — Montpellier oder Montpelier heißt auch die politische Hauptstadt des nordamerikan. Unionsstaates Vermont, in einer von Hügeln umkränzten fruchtbaren Gegend, an dem in den Champlainsee fließenden Onion oder Winooski und an der Centraleisenbahn von Vermont gelegen, mit nur 4112 E., aber bedeutendem Binnenhandel.

**Montpensier** (Anne Marie Louise von Orléans, bekannt unter dem Namen Mademoiselle, Herzogin von), geb. zu Paris 29. Mai 1627, war die Tochter des Herzogs Gaston von Orléans (s. d.), des Bruders Ludwig's XIII. von Frankreich, und Maria's von Bourbon, der Erbin des Hauses Montpensier. Den größten Theil ihres Lebens beschäftigte sie sich mit Heirathsentwürfen, die meist daran scheiterten, weil der Hof ihr außerordentliches Vermögen nicht in fremde Hände übergehen lassen wollte. Gleich ihrem Vater war sie stolz, heftig, eitel und unternehmend; doch theilte sie nicht dessen Feigheit und Wankelmüthigkeit, sondern war kühn und festen Charakters. Als die Unruhen der Fronde (s. d.) ausbrachen, suchten sich die Parteien ihrer zu bemächtigen. Wiewol sie Ursache hatte, sich über die Verlegenheit des Ministers Mazarin und der Königin Anna zu freuen, unternahm sie doch in den ersten Jahren nichts Feindseliges gegen den Hof. Als sich aber endlich ihr Vater mit dem Prinzen von Condé verband, ergriff nun auch sie aus Liebe für den Erstern entschieden die Sache der Frondeurs. Im März 1652 schickte der Herzog seine Tochter nach Orléans, um die Stadt seiner Partei zu erhalten. Die Prinzessin brachte es durch ihr kühnes Betragen in der That dahin, daß die Bürger ihre Thore den Truppen des Hofs verschlossen. Noch wichtiger war der Dienst, den sie der Fronde am 2. Juli desselben Jahres während des Treffens in der Vorstadt St.-Antoine. zu Paris leistete. Die Bürger der Hauptstadt, des Kriegs müde, verweigerten dem von Turenne hart bedrängten Condé die Öffnung der Thore. Nur durch die eifrigsten Bemühungen gelang es der Prinzessin, den Einlaß der Insurgenten durchzusetzen. Als aber auch Turenne mit eindrang, begab sie sich in die Bastille und ließ hier, auf einen ihrem Vater abgedrungenen Befehl, die Kanonen auf die königl. Truppen abfeuern, was dieselben zum Rückzuge zwang. Die Aussöhnung ihres feigen Vaters mit dem Hofe brachte sie in große Gefahr. Sie verbarg sich anfangs bei ihren Freunden und ging dann auf ihr Landgut St.-Fargeau, wo sie Verbindungen mit dem nach Spanien übergetretenen Condé unterhielt und eine Menge geistreicher Männer um sich sammelte. Erst nach vier Jahren, 1657, durfte sie an den Hof zurückkehren. Im Alter von 40 J. verliebte sie sich leidenschaftlich in den jungen und schönen Grafen von Lauzun, der diese Neigung wol kaum im Ernste erwiderte. Sie besaß 20 Mill. Frcs., vier Herzogthümer, die Herrschaft Dombes, die Grafschaft Eu und den Palast Luxembourg und gefiel sich in der Idee, dieses unermeßliche Vermögen ihrem Geliebten ohne Vorbehalt zuzubringen. Der König Ludwig XIV. willigte auch im Nov. 1670 aus Freundschaft für Lauzun in die Vermählung und der Ehecontract wurde geschlossen. Allein die Montespan, die Feindin Lauzun's, stellte dem Könige das Nachtheilige dieser Verbindung rücksichtlich der Interessen des königl. Hauses vor, sodaß Ludwig sein Wort zurücknahm. Lauzun wurde bald darauf eingekerkert, und dies geschah wahrscheinlich, weil er sich heimlich mit der Prinzessin vermählt hatte. Vergebens setzte jetzt die fast närrisch verliebte Fürstin Bitten, Thränen und Drohungen daran, ihrem Geliebten die

Freiheit zu verschaffen. Erst als sie dem Herzoge von Maine, dem Sohne der Montespan, die Herrschaft Dombes und die Grafschaft Eu abgetreten, wurde Lauzun nach zehnjähriger Gefangenschaft freigelassen. Lauzun vergalt jedoch seiner großmüthigen Geliebten das Opfer schlecht; er stellte dieselbe bloß und mishandelte sie, sodaß sie sich 1685 von ihm trennte. In ihren letzten Jahren widmete sich die Prinzessin ganz der Religion und frommen Werken. Sie starb 5. März 1693. Ihre „Mémoires" (beste Ausg., 8 Bde., Amst. 1746) sind für die Hofgeschichte sehr wichtig, obschon dieselben nicht selten Kleinigkeiten mit großer Breite erzählen. Ihr Universalerbe war der Herzog von Orléans, der Bruder Ludwig's XIV.

**Montpensier** (Herzog von), s. Orléans (Familie).

**Montreal**, nächst Quebec die wichtigste Stadt von Unter-Canada, liegt am Südende einer 7 M. langen und über 2 M. breiten, überaus fruchtbaren und gut angebauten Insel in dem vom Lorenzstrom gebildeten See St.-Louis und ist sehr schön gebaut, die Oberstadt schöner als die Unterstadt. Unter den meist breiten Straßen ist die Notre-Damestraße die längste; in ihr stehen die meisten öffentlichen Gebäude. Die sieben Vorstädte stehen mit beiden Haupttheilen in Verbindung. Die großen Feuersbrünste am 4. Oct. 1845 und im Febr. 1850 haben bedeutenden Schaden angerichtet. Auf dem Markte steht die 30 F. hohe Statue Nelson's. Das schönste Bauwerk im brit. Amerika und nächst der Kathedrale zu Mexico die großartigste Kirche der Neuen Welt ist ohne Zweifel der prächtige, 225 engl. F. lange kath. Dom, welcher erst 1829 vollendet worden ist. Der Stil ist gothisch; im Innern finden reichlich 10000 Menschen Platz. Die Zahl der Einwohner belief sich 1850 auf 48207, meist von franz. Abkunft, wie denn das Französische auch die allgemeine Umgangssprache ist. Die Stadt besitzt mehre höhere Lehranstalten, seit 1821 auch eine engl. Universität. Wiewol M. mehre Fabriken aufweist, ist es doch am wichtigsten als Handelsstadt, namentlich auch als Hauptstapelplatz des Pelzhandels der Hudsonsbaicompagnie. Es verdankt seine Blüte zu nicht geringem Theile seiner vortrefflichen Lage und wird stets ein wichtiger Stapelort bleiben, weil es an dem Punkte erbaut ist, wo der Lorenzstrom für Seeschiffe fahrbar zu sein aufhört. Auch wird es mehrfach durch Eisenbahnen mit dem übrigen Canada und den Vereinigten Staaten in Verbindung gesetzt. Die Rhederei der Stadt, deren Hafen man mit großem Kostenaufwand verbessert hat, ist bedeutend. Die Ein- und Ausfuhr bewegt sich um mehr als 3 Mill. Pf. St. Erstere besteht meist in engl. Fabrikaten, letztere in Landesproducten, namentlich in Pelzwerk, Pottasche, Perlasche, Weizen, Gerste, Mais, Erbsen, Bohnen, Mehl, Schweinefleisch, Butter, Honig und Fischen, von welchen letztern für 70—80000 Pf. St. nach Westindien verfahren werden. Auch der Holzhandel ist beträchtlich; doch steht hierin Quebec voran. M. wurde 1640 angelegt und hieß früher Villemarie. Im J. 1688 richteten die Indianer ein fürchterliches Blutbad unter den Franzosen zu M. an. Die Stadt wurde 1760 den Franzosen unter Vaudreuil als ihr letztes Besitzthum in Canada von den Engländern unter Lord Amherst entrissen. Am 23. Nov. 1775 ward sie von den Nordamerikanern unter Montgomery durch Capitulation Carleton's eingenommen, im Frühjahr 1776 aber wieder geräumt.

**Montrose**, ein Flecken und Hafenplatz der schott. Grafschaft Angus, auf einer sandigen Landzunge an der Mündung des South-Esk in eine Nordseebucht mit sehr engem Eingange, zählt 15240 E., deren Hauptbeschäftigung Leinwand- und Segeltuchweberei, Gerberei, ansehnlicher Seehandel, Grönlandfischerei und besonders seit den letzten Jahren in Zunahme begriffener Schiffbau bilden.

**Montrose** (James Graham, Marquis von), stammte aus einem schott. Adelsgeschlecht (s. **Graham**) und wurde 1612 zu Edinburg geboren. In seiner Jugend machte er große Reisen durch Europa und bot dann Karl I. von England seine Dienste an. Auf Betrieb des Herzogs von Hamilton wies man ihn jedoch schnöde zurück, sodaß er nach Schottland ging und in der Armee der Presbyterianer ein Commando übernahm. Von den presbyterianischen Häuptern beleidigt und zurückgesetzt, ließ er sich nach einiger Zeit bewegen, erst heimlich, dann offen das königl. Interesse in Schottland zu vertreten. Er sammelte die Royalisten des Landes und eröffnete nach Ankunft eines Corps von 1100 Irländern 1644 gegen die Covenanter den förmlichen Krieg. Obschon er wol kaum großes Feldherrntalent besaß, entwickelte er doch außerordentliche Kühnheit, Geschick und Beharrlichkeit. Nachdem er im December den Grafen Argyle bei Inverlochy aufgerieben, wurde ihm der General Baillie entgegengeschickt, den er an der Spitze seiner Hochländer 15. Aug. 1645 in einer blutigen Schlacht bei Kilsith vernichtete. Hierauf rief er zu Glasgow ein königlich gesinntes Parlament zusammen, das Subsidien bewilligen mußte. Der bedrängte Covenant zog unterdeß die presbyterianische Armee unter Lesly aus

England zurück und von dieser überlegenen Macht wurde M. 13. Sept. 1645 bei Selkirk vollständig geschlagen. Er floh mit wenigen Begleitern über den Tweed und führte einen nutzlosen Parteigängerkrieg, bis ihm der im schott. Lager gefangen gehaltene König gebot, den Kampf einzustellen und ins Ausland zu gehen. Er wendete sich nach Frankreich und von da, weil ihn Mazarin sehr kalt behandelte, nach Deutschland, wo er in den letzten Feldzügen des Dreißigjährigen Kriegs zum kaiserl. General emporstieg. Nach dem Tode Karl's I. begab er sich in den Haag und bot Karl II. zur Wiedereroberung der Krone seinen Degen an. Er warb durch die Unterstützung Dänemarks und Schwedens ein kleines Corps, brachte dasselbe auf niederl. Schiffen nach den Orkaden und landete endlich im April 1650 an den Küsten der Grafschaft Caithneß. Allein die Bevölkerung, des Kriegs müde, floh bei seinem Erscheinen, und Lesly schickte den Obersten Strachan ab, der die royalistischen Truppen beim ersten Angriff zerstreute. M. selbst floh als Bauer verkleidet in die Berge und mußte sich nach einigen Tagen, von Hunger und Kälte aufgerieben, einem seiner frühern Offiziere, Namens Aston, entdecken. Derselbe versprach ihn zu retten, lieferte ihn aber, von den 2000 Pf. St. angelockt, die das Parlament auf seinen Kopf gesetzt hatte, an Lesly aus. Man schaffte ihn nach Edinburg, wo ihn das Parlament verurtheilte, an einem 30 F. hohen Galgen gehangen zu werden. Er erlitt diese Strafe 21. Mai 1650 und starb mit großer Standhaftigkeit. Sein Kaplan Wishart hat sein Leben beschrieben. — Nach der Restauration Karl's II. ward der Sohn M.'s in den Würden und Gütern seines Vaters wieder eingesetzt. Dessen Enkel, James Graham, vierter Marquis von M., ward 1807 zum Herzog von M. erhoben und bekleidete unter Georg I. das Amt eines Staatssecretärs für Schottland. Er starb 1742. — **James Graham**, dritter Herzog von M., geb. 8. Sept. 1755, trat als Abgeordneter für Cambridge ins Parlament und wurde 1783 von seinem Freunde Pitt zum Lord des Schatzes ernannt. Im J. 1789 ward er Kriegszahlmeister und, nachdem er 1790 seinem Vater in dem Herzogstitel gefolgt war, Oberstallmeister. Er verließ diese Stellung 1795, um Mitglied des Indischen Amts zu werden, zog sich aber 1802 mit Pitt von der Regierung zurück. Als dieser 1804 von neuem an die Spitze des Ministeriums trat, ward M., der zu seinen treuesten Anhängern im Oberhause gehörte, Präsident des Handelsraths, welches Amt er 1806 nach dem Tode seines Freundes niederlegte. Von 1808—24 war er abermals Oberstallmeister und dann bis 1827 Oberkammerherr, worauf er sich mit dem Falle des Ministeriums Liverpool definitiv vom öffentlichen Leben zurückzog. Er starb in London 30. Dec. 1836. — Sein ältester Sohn, **James Graham**, vierter Herzog von M., geb. 16. Juli 1799, wie er eifriger Tory und Protectionist, war unter dem Ministerium Lord Derby's vom Febr. 1852 bis Jan. 1853 Oberhofmeister (Lord Steward) des königl. Hauses.

**Mont St.-Jean** heißt ein Dorf eine Viertelmeile von Belle-Alliance in dem Bezirke Nivelles der belg. Provinz Südbrabant, nach welchem die Franzosen die Schlacht bei Belle-Alliance oder Waterloo (s. d.) benennen.

**Montserrat**, eine uralte, berühmte, jetzt zum Theil zerstörte Benedictinerabtei in der span. Provinz Catalonien, erhielt ihren Namen von den vielen, den Zacken einer Säge (serra) ähnlichen Spitzen des Bergs, an und auf welchem sie erbaut wurde. Derselbe hat eine Höhe von 3800 F., und nicht Jeder dürfte im Stande sein, die gefährlichen, in den schroffen Fels gehauenen Stufen zu den ehemaligen 13 Einsiedeleien, welche einen Theil des Klosters ausmachten, zu erklimmen. Die jüngsten Mönche wohnten am höchsten und horsteten wie die Adler auf den höchsten Bergspitzen. Vom Kloster aus wurden sie durch abgerichtete Maulesel mit Lebensmitteln versorgt, und nur an Festtagen versammelten sie sich zum gemeinschaftlichen Gottesdienst in der Klosterkirche. Manche dieser Einsiedeleien hatten nicht mehr Raum, als die kümmerliche Hütte einnahm, manche aber noch ein Gärtchen daneben; einige schienen in der Luft zu hängen, und nur mittels Leitern und Brücken über schauerliche Abgründe konnte man zu ihnen gelangen. Immer weiter rückten die Bewohner derselben mit den Jahren herab in die dem Kloster näher liegenden Einsiedeleien, sowie deren Inhaber abstarben, bis sie endlich in das Kloster selbst gelangten. Zum Theil schon 28. Juli 1812 von den Franzosen zerstört, litt das Kloster noch mehr 1827, wo es der Hauptherd des karlistischen Aufstandes in Catalonien war.

**Montur, Montirung** nennt man die Bekleidung des Soldaten. Sie wurde bis in das 17. Jahrh., gleich den Waffen, nicht vom Staate oder Soldherrn geliefert, sondern mußte von jedem Krieger selbst beschafft werden. Erst mit der Einführung stehender Heere übernahm der Staat die Sorge, seine Truppen, wie man es damals nannte, zu montiren, d. h. auszurüsten, welcher Ausdruck dann auf die Bekleidung beschränkt wurde. Da letztere fortan gleichförmig

geschah, so ist auch Montur mit Uniform gleichbedeutend gebraucht worden. Seitdem bilden die Montirungsangelegenheiten einen wichtigen Theil des Kriegshaushalts. Sie werden in den Heeren nach verschiedenen Grundsätzen betrieben; doch ist überall ein bestimmter Etat ausgeworfen, in welchem der Geldbetrag und die Tragzeit der einzelnen Montirungsstücke festgestellt sind. Man unterscheidet gewöhnlich noch große und kleine Montirungsstücke: die erstern sind Rock (oder was dem entspricht), Mantel, Beinkleider, Kopfbedeckung; die letztern Halsbinde, Hemd, Fußbekleidung u. s. w. Sie werden den Truppen entweder, in Montirungsdepôts angefertigt, nach jährlichen, der Tragzeit entsprechenden Contingenten geliefert, oder von den Truppen, die dafür Geldvergütung erhalten, selbst beschafft, wozu Ökonomiecommissionen, gewöhnlich unter einem Stabsoffizier, bestehen. Die Mannschaften erhalten ein Montirungsbuch, in welchem die ihnen zuständigen Stücke nach Terminen verzeichnet sind; der Empfang wird dann allemal eingetragen. Es besteht auch wol die Einrichtung, daß sich die Leute durch Schonung ihrer Montirungsstücke über die Tragzeit hinaus ein Guthaben erwerben können, das ihnen bei der Entlassung ausgezahlt wird.

**Monumente, Monumentale Kunst.** Monumente sind Kunstwerke, meist von größerer Ausdehnung, welche zum Andenken an eine merkwürdige Begebenheit oder hervorragende Persönlichkeit errichtet werden. Dazu kann die Baukunst, die Sculptur und die Malerei ausgerufen werden. Man versteht daher unter monumentaler Kunst nicht etwa eine von diesen Künsten, z. B. die Bildhauerei, weil diese vorzugsweise zu diesem Dienste herbeigezogen wird, sondern man bezeichnet mit diesem Ausdruck den Theil der Wirksamkeit der Künste, der sich mit Hervorbringung monumentaler Werke beschäftigt. Weil nun Kunstwerke, welche ihren Platz in der Öffentlichkeit haben, zugleich bedeutungsvoll und für die Dauer bestimmt zu sein pflegen, so hat man den Ausdruck monumental auch auf sie übertragen und spricht z. B. von monumentaler Malerei, wenn man von großen Wandgemälden redet, welche für die Dauer an oder in öffentlichen Gebäuden ausgeführt werden, ebenso wie man unter monumentaler Baukunst denjenigen Theil der Architektur versteht, der Kirchen und öffentliche Staatsgebäude aufführt. Für die Staaten- und Culturgeschichte der Völker sind die Monumente die ältesten und zwar höchst wichtige Quellen. Namentlich ist dies der Fall bei den alten Ägyptern, die ihre Kunstdenkmäler in so ausgedehntem Maße mit hieroglyphischer Schrift bedeckt haben. Als Monumente im engern Sinne galten bei den Ägyptern die Grabmäler der Könige, jene vierzig viel gefeierten Pyramiden. Doch bildete die ägypt. Kunstweise auch die Tempel und vor allem die Paläste der Herrscher durch Statuen, Malereien und Inschriften zu Monumenten der Könige. Auch Asien hat seine pers. Felsengräber in der Gegend des alten Persepolis und sein Grabmal des Cyrus beim alten Pasargadä, Indien seine merkwürdigen Felsenmonumente in den Ghatgebirgen. Grabmäler gefallener Helden sind auch die ältesten Monumente, deren in den Quellen der classischen Kunst Erwähnung geschieht. Griech. und röm. Tempelbauten sind ebenso sehr als Monumente für den Gott und für wichtige Ereignisse anzusehen, als daß man sie dem stricten Cultusbedürfniß zuzuschreiben hätte. Aus der spätern Zeit kennen wir zwei choragische, für errungene Siege errichtete Monumente in Athen. Ehrenbildsäulen kennt ebenfalls erst die spätere classische Kunst; bis dahin hatte man nur Götter zu bilden gewagt. Zuerst galten diese Ehrenbildsäulen den Athleten, und zwar zeigten sich anfangs noch keine Porträtsähnlichkeiten auf. Lysippus war zuerst ausgezeichnet in Porträts. Bekannt ist seine große Reitergruppe von Alexander d. G. mit den 25 Gefährten desselben. Auch die Malerei bei den Griechen hat aus den Perserkriegen Anlässe zur Verherrlichung siegreicher Kämpfe genommen. Rom schuf Triumphbogen und Ehrensäulen. Wahrhaft unglaublich ist aber die Zahl der öffentlichen Standbilder, welche das classische Alterthum erzeugt hat. Die Sitte, solche zu stiften, nahm in Rom so überhand, daß 161 v. Chr. die Censoren Cajus Scipio und Marcus Popilius einmal alle Statuen von Magistraten, die nicht vom Volke oder vom Senat gestellt waren, um das Forum wegnehmen lassen mußten. Unsinnige Schmeichelei veranlaßte übereilte Anfertigung der Bilder, und darum gibt es zuletzt mehr schlechte als mittelmäßige darunter. Besonders vollständig hat man die Kaiser in Statuen aller Art und in Büsten gebildet. Eitelkeit von der einen, Schmeichelei von der andern Seite ließ sie oft in einem höhern, heroisirten oder gar vergöttlichten Charakter erscheinen. Hier sind auch die Denkmünzen zu erwähnen, die durch Köpfe oder Inschriften den Charakter von Monumenten erhielten. In der modernen Kunst, in welcher die Aufgabe, den Cultus zu verherrlichen, mehr der Malerei als der Plastik zufällt, ist das Hauptgeschäft der letztern allerdings das Monument. Die moderne Plastik hat darin sehr Vortreffliches und Bewunderungswürdiges geleistet und die schwierige Aufgabe, unkünstlerisches Costüm zu überwinden und dem Werke

außer dem Affectionswerth Kunstwerth beizulegen, in neuester Zeit mit immer wachsendem Glücke und Erfolge gelöst.

**Monza**, im Alterthume und Mittelalter Modicia oder Modoecia genannt, Stadt und Hauptort einer Prätur in der Provinz Mailand, zu beiden Seiten des von einer schönen Granitbrücke überspannten Lambro gelegen und mit Mailand durch eine Eisenbahn verbunden, zählt 8000 E., die viele Fabriken und Manufacturen in wollenen Tüchern, Hüten und Lederwerk unterhalten, hat vier Pfarreien, ein erzbischöfliches Seminar, ein Convict, ein Erziehungshaus, eine Elementarhandelsschule, ein Bürger- und Armenhospital, eine Infanterie- und eine Cavaleriekaserne. Der Ostgothenkönig Theodorich baute zu M. ein Palatium, die longobard. Könige hatten daselbst ihr Residenzschloß, das noch den auf hohen Pfeilern ruhenden alten Justizpalast bildet, und neue Berühmtheit erhielt die Stadt durch Kaiser Friedrich Barbarossa. In der schönen Domkirche zu St.-Johannes, die 595 von der longobard. Königin Theudelinde gegründet, aber im 14. Jahrh. von M. Campione ganz erneuert wurde, wird außer dem Sarkophag der Gründerin aus dem 13. Jahrh., mehren andern Reliquien, Kunstgegenständen und Kostbarkeiten auch die Eiserne Krone (s. d.) aufbewahrt. Das kaiserl. Lustschloß ist ein großes, sehr elegantes Gebäude, welches reiche Gemächer und schön gemalte Säle enthält, merkwürdiger aber durch den dasselbe umgebenden Park ist. Derselbe hat 9 Miglien im Umfang, ist von einer Mauer umschlossen und in vier Abtheilungen abgesondert, den botanischen, chines., franz. und engl. Garten. Es ist dies die größte Gartenanlage Italiens und enthält schöne Partien, seltene Pflanzen, eine große Baumschule und einen Thiergarten. Außerdem gibt es in der Umgegend von M. eine Menge prachtvoller Landhäuser.

**Moor** (in Oberdeutschland auch **Moos**) nennt man sumpfiges, morastiges Land von meist schwarzer Beschaffenheit in Folge der vegetabilischen Beimischungen. Dem Moor steht entgegen der Sumpf (s. d.) und zwischen beiden der Bruch (s. d.). Man unterscheidet **Grünmoore**, welche auf ihrer Oberfläche mit Rasen und hohen Gräsern überzogen sind; **Hochmoore**, wenn das Moor sehr hoch liegt, und **Schwarz-** und **Haidemoore**, auf denen blos Haidepflanzen wachsen. Sowol zum Heugewinn wie zur Weide sind die Moore nur von geringem Werth; letzterer ist vielmehr dadurch bedingt, daß sie sich oft zum Torfstich eignen. (S. Torf.) Die größten Moore findet man in Amerika und Westindien, auch im nördlichen Europa, besonders in Irland, sowie in Ungarn und Polen. In Deutschland sind als die bedeutendsten Moore zu bemerken die in Ostfriesland, in der Lüneburger Haide, das Teufelsmoor bei Bremen, das Bourtangermoor in der Provinz Gröningen und das trocken gelegte Donaumoos (s. d.) in Baiern. Das in den genannten und andern deutschen Gegenden übliche Moorbrennen veranlaßt mit den Höhenrauch (s. d.).

**Moore** (Sir John), ein tapferer brit. General, der Sohn des als Arzt und Schriftsteller bekannten Dr. Moore, wurde zu Glasgow 1761 geboren und erhielt seine Erziehung auf dem Festlande, wo sich sein Vater als Gesellschafter des Herzogs von Hamilton aufhielt. Durch die Vermittelung des Letztern trat er 1776 in die brit. Armee und wohnte dem amerik. Kriege bei, 1793 dem Zuge nach Gibraltar und im folgenden Jahre der Expedition gegen Corsica. Unter Anderm zeichnete er sich bei der Belagerung von Calvi aus und erhielt dafür, als er im Nov. 1795 mit dem General Stewart zurückkehrte, den Grad eines Brigadegenerals. Als solcher folgte er im Febr. 1796 Sir Ralph Abercromby mit einer Brigade nach Westindien, der ihm nach der Eroberung von Sta.-Lucia im Mai 1796 das Gouvernement dieser Insel anvertraute. M. reinigte die Insel von den Negerbanden, mußte aber im Aug. 1797 seiner Gesundheit wegen nach England zurückkehren. Unter Abercromby, der ihm im September folgte, übernahm er nun ein Commando der brit. Streitkräfte in Irland und leistete der Regierung in dem Aufstande von 1798 außerordentliche Dienste, sodaß er zum Generalmajor emporstieg. Im Juni 1799 begleitete er den Herzog von York auf der Expedition nach Holland, mußte jedoch, schwer verwundet, nach England zurückkehren. Kaum genesen, übernahm er wieder ein Commando in der zur Expedition nach Ägypten bestimmten Armee unter Abercromby. An der Spitze der Reserve wurde er bei Abukir wieder verwundet, vermochte jedoch an der Belagerung von Kairo Theil zu nehmen. Nach der Einnahme von Alexandria kehrte er nach England zurück und erhielt ein Commando im Innern. Im Mai 1808 wurde er zum Obergeneral des 10000 Mann starken Corps ernannt, welches Schweden gegen die Russen, Dänen und Franzosen unterstützen sollte. Der König Gustav IV. Adolf überwarf sich bei der Landung zu Gothenburg mit ihm und ließ ihn einen Augenblick festnehmen, weshalb M. die Expedition zurück-

führte. Hierauf erhielt er den Befehl, nach Portugal abzugehen, wo er kurz nach Abschluß der Capitulation von Cintra anlangte. Hier übernahm er den Oberbefehl, vereinigte sich mit dem 15000 Mann starken Corps unter General Baird und drang nach Spanien gegen Burgos vor, in der Hoffnung, daß die zahlreichen span. Insurgenten sich ihm anschließen würden. Obschon er zu Salamanka wahrnehmen mußte, daß eine schnelle Vereinigung sämmtlicher Streitkräfte unmöglich sei, wagte er doch, dem General Hope auf Madrid nachzuziehen. Soult stellte sich ihm bei Saldanha entgegen, und Napoleon selbst setzte sich in Bewegung, um die Briten vom Meere abzuschneiden. M. entschloß sich in dieser Lage, den Rückzug nach Coruña zu nehmen und dort seine sämmtlichen Streitkräfte einzuschiffen. Er gewann einen bedeutenden Vorsprung, indem er die Franzosen durch angezündete Feuer täuschte, und langte 11. Jan. 1809 vor Coruña an. Indeß ereilten ihn die Franzosen doch und zwangen ihn 16. Jan. zu einer blutigen Schlacht, in welcher er tödtlich verwundet wurde. Er starb nach einigen Stunden mit der Gewißheit, daß sein Heer gerettet sei. Sein Bruder gab eine Geschichte dieses Feldzugs (Lond. 1809) und das Leben M.'s (Lond. 1834) heraus; gründlicher beurtheilt ihn Napier in der „History of the war in the peninsula" (3 Bde., Lond. 1832).

**Moore** (Thomas), einer der berühmtesten unter den neuern engl. Dichtern, geb. 28. Mai 1779 zu Dublin, der Sohn eines dortigen kath. Kaufmanns, erhielt durch Sam. Whyte, den Jugendlehrer des berühmten Sheridan, den ersten Unterricht und machte solche Fortschritte, daß er bereits im 14. J. die Universität zu Dublin beziehen konnte. Im J. 1799 ging er nach London, um im Middle Temple die Rechte zu studiren. Hier gab er seine treffliche Übersetzung des Anakreon, die er schon in früher Jugend begonnen haben soll, heraus. Im J. 1803 erhielt er die Stelle eines Schreibers beim Admiralitätsgerichte auf der Insel Bermuda, die er durch einen Stellvertreter verwalten ließ, während er selbst die Vereinigten Staaten bereiste, die aber seine Erwartungen nicht befriedigten, daher er sie in seinen „Odes and epistles" (2 Bde., Lond. 1806) scharf mitnahm. Bald nachher gab er unter dem Namen Thomas Little eine Sammlung Liebesgedichte heraus, die häufig unanständig sind, aber sich durch Anmuth und Wärme ungewöhnlichen Beifall erwarben. Geringen Erfolg hatten dagegen seine dramatischen Versuche: „The gipsy prince" (1803) und „M. P., or the bluestocking" (1811). Hierauf wendete er sich zur Satire und schrieb mehre Flugschriften in Versen und in Prosa, in denen er mit beißendem Witz und Spott die Torypartei und selbst den Prinzregenten verfolgte, z. B. „Corruption and intolerance" (1808), „The sceptic" (1809), „A letter to the roman catholics of Dublin" (1810) und „The twopenny postboy" (1810), denen sich später „The fudge family in Paris" (1818) und „Fables for the holy alliance" (1823) anschlossen. Bleibendern Werth haben seine „Irish melodies", Texte zu Stevenson's irischen Nationalmelodien, von welchen die ersten 1807 erschienen und deren Herausgabe, in Zwischenräumen fortgesetzt, erst 1837 geschlossen wurde. Ein Seitenstück dazu bilden die „Sacred songs, duets and trios" (1816), mit Musik von M. und Stevenson. Sein größtes und gefeiltestes Werk, die morgenländ. Dichtung „Lalla Rookh", erschien 1817. M. bereiste nun, anfangs von Lord John Russell begleitet, Frankreich und Italien und war 1822 auch genöthigt, längere Zeit seinen Wohnsitz in Paris zu nehmen, da in England ein Verhaftsbefehl gegen ihn erlassen war, indem sein Stellvertreter in Bermuda Gelder veruntreut hatte. M. deckte indeß die fehlenden Summen mit dem Ertrage seiner Schriften, kehrte 1823 wieder nach England zurück und nahm seinen Wohnsitz in einem Landhause bei Devizes in Wiltshire. Von dichterischen Werken erschienen von ihm nur noch „The loves of the angels" (1823), eine Art Seitenstück zu „Lalla Rookh", und sein Roman „The Epicurean" (1827). Seitdem scheint er das Gebiet der Dichtung verlassen und sich dem Studium der Geschichte seines Vaterlandes zugewendet zu haben. Schon 1823 hatte er in seinen „Memoirs of the life of captain Rock" eine Schilderung von dem Zustande Irlands gegeben, die trotz der vorherrschenden Parteifarbe das von der engl. Regierung gegen die Irländer seit Jahrhunderten befolgte System wahr darstellt. Seine „Memoirs of Lord Edward Fitzgerald" (2 Bde., Lond. 1831) sind ein schätzbarer Beitrag zur irischen Geschichte. Dagegen fand die glänzende Sophistik, die er in seinen „Travels of an Irish gentleman in search of religion" (2 Bde., Lond. 1833) zeigte, mehre tüchtige Gegner. Eine „History of Ireland" lieferte er in Lardner's „Cyclopedia". Auch gab er 1821 Sheridan's Werke heraus und schrieb 1825 dessen Biographie, die interessant, jedoch nicht ohne Mängel ist. Die von ihm herausgegebenen „Letters and journals of Lord Byron with notices of his life" (1830) sind kein Ersatz dafür, daß er die von Byron ihm übergebenen handschriftlichen Denkwürdigkeiten auf Andringen von dessen Verwandten vernichtete. Im ruhigen Genuß einer Pension von 300 Pf. St., die ihm seine politischen

Gönner ausgewirkt hatten, verbrachte M. die letzten Jahre seines Lebens, welche jedoch durch den Verlust seiner Kinder getrübt wurden. Hierzu gesellte sich noch Kränklichkeit, der sein Geist früher erlag als der Körper. So verschied er zu Sloperton-Cottage 26. Febr. 1852. Seine hinterlassenen Papiere wurden von seinem langjährigen Freunde, Lord John Russell, geordnet und zum Besten der Witwe herausgegeben („Memoirs, journal and correspondence of Thomas M. Edited by Lord John Russell", 4 Bde., Lond. 1853). M.'s Eigenheiten als Dichter sind Anmuth des Ausdrucks und reiche Bildersprache; aber er hat mehr Witz als Phantasie und ist mehr sinnreich als innig. Seine Poesie bezaubert, aber sie erhebt nicht, und so gern er sich auch mit Schilderungen der Liebe beschäftigt, hat er doch nie gewagt, in die Tiefe des menschlichen Herzens hinabzusteigen.

**Moorhirse** oder **Sorghogras** (Sorghum) heißt eine zu den Gräsern gehörende Getreidegattung, welche männliche und Zwitterährchen nebeneinander in endständiger Rispe trägt und bei welcher die Klappen der eirunden oder eilänglichen Ährchen an der Spitze klein-dreizähnig sind. Es sind meistens einjährige, selten ausdauernde Gräser, mit hohen, starken, markerfüllten Halmen und breiten, maisähnlichen Blättern. Der Saft des Marks ist zuckerhaltig. Obschon der Ertrag des Moorhirse sehr groß ist, so eignet sich doch dieses Getreide nicht wohl für unsere Gegenden, sondern paßt nur für ein wärmeres Klima; daher werden auch die verschiedenen Arten des Moorhirse im südlichen Europa, in Afrika und in Asien häufig angebaut. Bei uns muß die Aussaat schon im Anfange des April geschehen, und es gehört ein warmer Sommer dazu, wenn die Reife im Anfange des September erfolgen soll. Am ehesten reift bei uns noch der **gemeine Moorhirse** (S. vulgare), welcher eine eirund-ovale, sehr gedrängte kolbenartige Rispe trägt, deren Spelzen (Klepper) braun, braunroth und schwarz abändern. In Syrien, Arabien und Afrika werden Speisen aus den Samen bereitet; in Europa aber wird das Mehl größtentheils nur gemengt gebraucht, da es nicht sehr schmackhaft ist; deshalb wird auch dieses Getreide bei uns nicht gebaut, wenngleich die Früchte einen mehr als zweihundertfältigen Ertrag gewähren. Das Mark dieser sowie der übrigen Arten soll gegen Kröpfe heilsam sein. Der **Zuckermoorhirse** (S. saccharatum) hat eine ausgebreitete, weit abstehende Rispe und süßeres Mark des Halms; er wird besonders in Ostindien und im Veronesischen angebaut. Auch der **Kaffernmoorhirse** (S. Caffrorum) oder das **Kaffernkorn** hat eine weit ausgebreitete Rispe, welche aber doldenförmig ist, mit allseitig überhängenden Ästen, welche bis fast drei Viertel der Länge vom Grunde an nackt sind. Das Mark des mehr als mannshohen Halms ist ebenfalls süß. Diese Art wird in Südafrika in Menge angebaut, sowol von den Kaffern als von den europ. Ansiedlern, welche letztere die Samen vorzüglich als ein gutes und billiges Pferdefutter benutzen. Der **nickende Moorhirse** (S. cernuum) zeichnet sich dadurch aus, daß die Spitze des Halms, sowie sie aus der obersten Blattscheide hervortritt, sich mit der gedrängten eirunden Rispe sogleich in einem Haken völlig herabkrümmt. Diese Pflanze, deren Mark besonders zuckerhaltig ist, kann bei uns in den Gärten auch recht gut als Zierpflanze in Gruppen verwendet werden, nur muß man sie schon sehr frühzeitig in Töpfe aussäen und dann bei günstiger Witterung ins Freie pflanzen, da sie noch bedeutend später als die übrigen Arten reift. Der **ausdauernde Aleppomoorhirse** (S. Halepense) dagegen gibt im nördlichen Italien ein lästiges Unkraut der Felder gleich unserer Quecke ab. Die süßen Wurzelausläufer desselben werden in dortigen Apotheken als Surrogat der europ. Sassaparille unter dem Namen Gramignone oder Smilace dolce aufbewahrt.

**Moose** bilden eine ziemlich große Abtheilung von Pflanzen aus der Zahl der Kryptogamen (s. d.) oder blütenlosen Pflanzen. Ihrer Kleinheit und verhältnißmäßig geringen Nutzbarkeit wegen sind sie, obschon häufig, doch von der Menge wenig geachtet, lassen aber bei mikroskopischer Untersuchung eine sehr mannichfaltige Gestalt und Einrichtung gewahren, weshalb manche Botaniker sie vorzugsweise zum Studium erwählt haben. Es sind kleine, mit Wurzelfäserchen versehene Pflanzen, deren gefäßloser Stengel nur an der Spitze fortwächst; die Blätter, bei den niedriger organisirten Arten noch zu einer gleichförmigen, flügelartigen Laubmasse verschmolzen, bei den höher organisirten aber gesondert, sind meistens ohne Poren und saugen durch ihre Oberfläche sehr schnell Wasser ein, sodaß sie auch nach sehr langer Vertrocknung dadurch wieder frisch wie im Leben werden. Die Fortpflanzungsorgane bestehen aus Antheridien, welche Spirillenzellen oder Spermatozoidien enthalten, und aus Pistillidien oder Fruchtsätzen, die sich zu einer einfächerigen, verschiedentlich aufspringenden und zahlreiche, feine Sporen enthaltenden Frucht entwickeln. Die Moose lieben besonders den Schatten und die Feuchtigkeit. Man theilt sie in **Laubmoose** (s. d.) und **Lebermoose** (s. d.).

**Mops** nennt man einen kleinen, rundköpfigen Hund mit unnatürlich verkürzter, abgestutzter, schwarzer Schnauze und einem eng spiralisch gewundenen Schwanze. Die Farbe des Mopses ist gewöhnlich lehmgelb. Schwerlich bildet der Mops eine besondere Hunderace; doch kann er auch nicht, wie gewöhnlich geschieht, für eine ausgeartete Varietät des Bullenbeißers gelten. In früherer Zeit hatte man eine besondere Vorliebe für den Mops als Stubenhund, wozu er sich aber ganz und gar nicht empfiehlt, da er ein übellauniges, feiges, weder durch Intelligenz noch durch Anhänglichkeit ausgezeichnetes Geschöpf ist. Besonders widerwärtig sind die alten, fetten, keuchenden Mopse; doch haben sich diese jetzt beinahe gänzlich verloren, da man keine Vorliebe mehr für den Mops hegt und deshalb Mopse überhaupt selten werden.

**Mopsus**, der Sohn des Ampyx und der Nymphe Chloris, aus Thessalien, war ein berühmter Seher bei den Argonauten und bekannt als kalydonischer Jäger. Er starb in Libyen an einem Schlangenbisse, wurde dort von den Argonauten bestattet und erhielt Heroendienst und Orakelstätte. — **Mopsus**, der Sohn des Apollo oder des Kreters Rhakios und der Manto, war der Gründer von Mallos in Kleinasien und des Orakels daselbst.

**Mora**, ein schon im Alterthume bekanntes und noch jetzt in Italien sehr gewöhnliches Spiel, besteht darin, daß Jemand die Hand oder auch beide Hände mit mehr oder weniger eingeschlagenen Fingern schnell ausstreckt und ein Anderer in demselben Augenblicke angibt, wie viel Finger jener nicht eingeschlagen hat. Etwas Ähnliches ist das deutsche Gerade oder Ungerade.

**Mora** (Don José Joaquin de), einer der vorzüglichern unter den neuern span. Dichtern, geb. zu Cadiz 1783, hatte in Granada seine Studien vollendet, als die franz. Invasion 1808 auch ihn unter die Waffen rief. Später von den Franzosen gefangen genommen, wurde er nach Frankreich gebracht. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland 1814 übernahm er die Redaction der „Cronica literaria y cientifica", die bald unter die gelesensten und geschätztesten Journale gehörte. Nach der Wiedereinführung der Constitution 1820 redigirte er die Blätter „El constitucional" und „La Minerva". Auch erschien von ihm aus dem Englischen übersetzt „Los consejos que dirigió á las Cortes y al pueblo español Jer. Bentham" (Madr. 1820). Als 1823 die absolute Monarchie wiederhergestellt wurde, sah er sich genöthigt auszuwandern. Er flüchtete sich nach London, wo er das Taschenbuch „No me olvides, recuerdos de la amistad" (Lond. 1824—27), „Gimnastica del bello sexo" (Lond. 1824; 2. Aufl., 1827), „Cuadro de la historia de los Arabes" (2 Bde., Lond. 1826) und „Meditaciones poeticas" (Lond. 1826) herausgab. Überdies hat er zu mehren von den span. Flüchtlingen zu London herausgegebenen Journalen reichlich beigetragen. Im J. 1827 folgte er Ribadavia nach Buenos-Ayres; später ließ er sich in Santiago de Chile und dann in der Republik Bolivia nieder und kehrte als Generalconsul der letztern nach London zurück. Eine reichliche Auswahl seiner lyrischen Gedichte findet sich in Wolf's „Floresta de rimas modernas castellanas"; auch erschienen „Leyendas en verso y prosa y algunas poesias sueltas casi todas ineditas hasta ahora" (Lond. 1840). M. hat sich in den meisten lyrischen Dichtarten versucht und meist mit Glück; alle seine Gedichte zeichnen sich aus durch Das, was man Poesie der Sprache nennt, durch Anmuth, Gefälligkeit und einen überaus fließenden Versbau; doch sind die scherzhaften und satirischen seine eigentliche Stärke. — Nicht zu verwechseln ist M. mit einem andern gleichnamigen span. Schriftsteller in Amerika, José Maria Luis M., der „Méjico y sus revoluciones" (8 Bde., Par. 1836) und „Obras sueltas" (2 Bde., Par. 1838) erscheinen ließ.

**Morabiden**, s. Almoraviden.

**Moral** (vom lat. mores, die Sitten), Moralität, Moralisch in engerer Bedeutung bezeichnet die Grundsätze der Sittlichkeit und ihre Ausführung im Leben. Während man unter einem sittlichen Lebenswandel sowol ein bloßes instinctartiges Gutsein als auch eine blos äußerliche Legalität der Handlungen verstehen kann, geht die Moralität auf ein volles und klares Bewußtsein über Recht und Unrecht, mit der Gesinnung, das erste zu wählen und das letzte zu verwerfen. Ein Mensch ohne Moral ist ein solcher, welchem es entweder an festen Grundsätzen überhaupt oder doch an einer richtigen und consequenten Befolgung derselben gebricht. Ein unmoralischer Mensch ist ein Mensch von schlechten Grundsätzen. Die in einer Fabel, Erzählung u. dgl. enthaltene Moral ist der Grundsatz und die Lebensregel, welche darin ausgedrückt werden soll, oder auch die Art von sittlicher Gesinnung, welche daraus hervorleuchtet. Als Wissenschaft genommen ist die Moral gleichbedeutend mit der Sittenlehre oder Ethik (s. d.). Moralisch in weiterer Bedeutung bezeichnet hingegen die ganze dem Handeln oder dem praktischen Leben zugekehrte Seite unserer Natur oder den Inbegriff aller praktischen Fähigkeiten, welche wir als Menschen besitzen, sowol der Beurtheilungsfähigkeit Dessen, was gut und böse ist, als auch der Selbst-

bestimmungsfähigkeit des Willens zu diesem oder jenem. Beides miteinander vereinigt bezeichnet man seit Kant mit dem Namen der praktischen Vernunft. Einerseits steht das Moralische dem Physischen entgegen als ein Gebiet freier Willensbestimmungen dem Gebiete unbewußt zwingender Naturgesetze. Dem physischen Zwange z. B. steht gegenüber der moralische Zwang als eine Einwirkung auf den Willen durch Beängstigung des Gewissens u. dgl. Andererseits bilden die moralischen oder praktischen Fähigkeiten als die des selbstbewußten Handelns den Gegensatz zu den intellectuellen oder theoretischen als den Fähigkeiten des Erkennens. Jedoch ist dieses kein psychologischer Unterschied, sondern ein blos relativer Gegensatz, indem es dieselbe Vernunftanlage ist, welche uns zum wissenschaftlichen Begreifen und zum zurechnungsfähigen Handeln in den Stand setzt. **Moralische Überzeugung** heißt eine Überzeugung, welche so fest in unserm Gefühl wurzelt, daß unser Gewissen uns nicht erlaubt von ihr abzugehen, obgleich wir dieselbe auf theoretischem Wege nicht sicher zu bewahrheiten vermögen. In der Hegel'schen Philosophie wird der Ausdruck des Moralischen auf das Gebiet der miteinander streitenden und in einer Wahl zwischen verschiedenen Maximen und Rücksichten begriffenen Willensbestimmungen, also auf das Gebiet einer sogenannten Collision der Pflichten beschränkt. **Moralprincip** ist der Grundbegriff, welcher in einer Wissenschaft der Sittenlehre an die Spitze der Deductionen gestellt wird. Die antiken Philosophen seit Sokrates bezeichneten immer das Moralprincip als höchstes Ziel des Strebens oder höchstes Gut, wichen dann aber insofern voneinander ab, als sie diesem höchsten Gut eine verschiedene Bedeutung gaben, wie z. B. die Epikuräer es als das Princip der Lust oder des Wohlbefindens, die Stoiker als das Princip eines naturgemäßen Handelns bestimmten. Kant brachte in dieser Wissenschaft dadurch einen Umschwung hervor, daß er das Vorhandensein eines Moralprincips als Gegenstand des Strebens (eines Princips im materialen Sinn) überhaupt leugnete und nur ein Princip im formalen Sinn, d. h. als ein solches zugab, aus welchem eine schlechthin durch sich selbst gültige Regel unsers sittlichen Verhaltens fließe. Dieses formale Princip ist nach Kant die Freiheit des Willens als die Fähigkeit der Vernunft, selbstgegebene Gesetze durch eigene Kraft zu vollziehen (Autonomie). Das Gesetz, welches in der Vernunft als ihr eigenes angetroffen und dessen Vollziehung von ihr auf unbedingte Art gefodert wird, wurde von ihm der **moralische Imperativ** genannt und als die Foderung ausgesprochen, so zu handeln, daß die Maxime, nach welcher gehandelt wird, als allgemeines Gesetz gelten könne, d. h. auf populäre Weise ausgedrückt, Andern dasselbe zu thun, was wir uns von ihnen gethan wünschen. Man darf daher den moralischen Imperativ die in eine abstractere Fassung gebrachte gemeine Lebensregel einer uneigennützigen Sinnesweise nennen. Auch bei Fichte und Hegel blieb das formale Moralprincip der Freiheit in seiner Geltung, bei Fichte als Princip der absoluten Selbständigkeit oder Herrschaft über die Natur in uns und außer uns, bei Hegel als die Vollziehung des Gesetzes der Freiheit und Vernunft im Ganzen der Menschheit. Auf solche Art hat Kant durch seine Aufstellung eines Formalismus in den Moralprincipien eine völlig neue Bahn gebrochen, wie einst Sokrates durch die Aufstellung des Begriffs vom höchsten Gut. Viele Neuere jedoch haben, besonders nach Schleiermacher's Vorgang, den antiken Begriff der moralischen Strebeziele unter dem Namen der ethischen Güter wiederherzustellen gesucht, die Moral in eine Güter-, Tugend- und Pflichtenlehre eingetheilt und dem formalen Moralprincip nur einen untergeordneten Rang zuerkannt. So unter Andern J. H. Fichte in seinem „System der Ethik" (Lpz. 1851). **Moralischer Beweis** heißt die Schlußweise Kant's, wodurch er die Grundartikel des religiösen Vernunftglaubens, nämlich Gottheit und Unsterblichkeit, als sogenannte **moralische Postulate** nachwies, d. h. als nothwendige Hülfsannahmen zur Verstärkung der Kraft, womit das moralische Gesetz auf den Willen wirkt. Wenn nämlich darauf gerechnet werden soll, daß dem Willen das moralische Gesetz in allen Fällen ausführbar sei, so muß die in der Sittlichkeit enthaltene Würdigkeit zur Glückseligkeit als eine in reiner Vernunft gegebene Idee anerkannt werden. Da nun weder aus der Natur der Dinge in der Welt, noch auch aus der Causalität der Handlungen selbst und ihrem Verhältnisse zur Sittlichkeit bestimmt ist, wie sich ihre Folgen zur Glückseligkeit verhalten werden, so werden wir, um einen solchen Zusammenhang in allen Fällen denkbar zu finden, zur Annahme einer höchsten Vernunft als Ursache der Natur und eines nach moralischen Gesetzen angeordneten unsterblichen Lebens getrieben. Fichte (s. d.), welcher denselben Zusammenhang postulirte, als ein durchgängiges Verhältniß zwischen Tugend und Glückseligkeit, gab demselben eine allgemeinere und unbestimmtere Fassung unter dem Namen einer **moralischen Weltordnung**. Da er nun diesen Begriff gänzlich an die Stelle des Begriffs der Gottheit treten ließ, so wurde ihm dieses öffentlich als **Atheismus** ausgelegt. Der Name des **Atheismus** (s. d.) gehört aber darum nicht dieser

Lehre, weil sie der Zuversicht auf eine höhere Lenkung der Dinge in Beziehung auf die Schicksale der Menschen, auf welcher aller echte und wahrhafte Glaube an Gott und göttliche Dinge einzig beruht, durchaus nicht widerspricht, vielmehr dieselbe als eine moralische Nothwendigkeit anerkennt und sicher stellt und nur an die Stelle einer außerweltlichen göttlichen Substanz die Idee einer das ganze Weltall durchbringenden göttlichen Thätigkeit setzt. Fichte hat in dieser Hinsicht selbst auf das schlagendste seine Gegner zurückgewiesen in seiner „Appellation an das Publicum über die ihm beigemessenen atheistischen Äußerungen" (1799), einer Schrift, welche wegen ihres höchst wichtigen Inhalts noch immer von Jedermann gelesen zu werden verdient. **Moraltheologie** bezeichnet eine derartige Gotteslehre, welche, wie die Fichte'sche und Kant'sche, die religiösen Wahrheiten aus moralischen Postulaten ableitet. Jedoch wird nach älterm Sprachgebrauch unter Moraltheologie (theologia moralis) die Wissenschaft der theologischen Moral verstanden, welche der Dogmatik (theologia dogmatica) als dem theoretischen Theile der positiven Religionswissenschaft gegenüber den praktischen Theil derselben ausmacht und im Gegensatz zur **Moralphilosophie**, als der Wissenschaft der Moralprincipien aus reiner Vernunft, eine Wissenschaft der Moral nach geoffenbarten Vorschriften ist.

**Moráles** (Christofero de), einer der ausgezeichnetsten Componisten seiner Zeit, der Vorläufer Palestrina's, war aus Sevilla gebürtig und unter Paul III. Sänger in der päpstlichen Kapelle. Seit 1543 finden sich Messen, Motetten und Magnificate von ihm in vermischten Sammlungen, die in Venedig erschienen. Seine Motette „Lamentabatur Jacob" wurde sonst jährlich am ersten Sonntage der Fasten in der päpstlichen Kapelle aufgeführt.

**Moráles** (Luis, nicht, wie gewöhnlich angegeben wird, Christobal Perez), einer der berühmtesten span. Maler, geb. zu Badajoz 1509, erhielt den Beinamen des Göttlichen (el divino) entweder wegen seiner trefflichen Arbeiten, oder weil er nur religiöse Gegenstände zur Bearbeitung erwählte; auch wurde die Straße, wo er wohnte, nach ihm benannt. Dieses Ruhmes ungeachtet lebte er, zumal in früherer Zeit, in großer Bedrängtheit, weil er seine Gemälde so fleißig ausführte, daß er nur wenige Arbeiten zu liefern im Stande war. Nachdem er längere Zeit in Sevilla und Madrid gemalt, lebte er in seinem Alter von Philipp's II. Unterstützungen und starb 1586 in Badajoz. Charakteristisch sind sein strenger Stil und seine oft harte Zeichnung, bei fleißigster Ausführung und weich verschmolzenen Farben. Gemälde von ihm finden sich in Toledo, Valladolid, Burgos und Granada.

**Moralische Person** oder Personengemeinheit (universitas) ist eine Vereinigung mehrer Personen zu gewissen Zwecken, welche zusammen in Beziehung auf diese Vereinigung ein einziges Rechtssubject bilden. Dieses letztere Recht kann nur durch Sanction der Regierung erlangt werden. Inhaber der Rechte einer solchen universitas sind nicht die einzelnen Mitglieder, sondern die universitas selbst, d. h. der Complex aller Mitglieder als ein Ganzes, sodaß also das einzelne Mitglied derselben für sich allein keinen selbständigen Antheil an den Rechten der universitas ansprechen kann, aber auch nicht für die Schulden derselben antheilig haftet, wie dies im Gegensatze hierzu bei der bloßen communio oder societas der Fall ist. Städte, Dörfer, Gemeinden u. s. w. sind Beispiele von moralischen Personen.

**Moralitäten** nannte man im Mittelalter geistliche Schauspiele, welche im Gegensatze gegen die Mysterien (s. d.) nicht die evangelische Erzählung oder Heiligenlegenden in dramatischer Form darstellten, sondern einzelne Sittenlehren durch erfundene Beispiele unmittelbar veranschaulichten. Außer wirklichen Personen der heiligen Geschichte traten in denselben alle möglichen Tugenden und Laster und sonstige Personificationen allgemein sittlicher Zustände und Eigenschaften auf. Ihr Inhalt, an Handlung durchaus arm, bewegte sich in oft höchst spitzfindigen Streitreden, welche mit dem Siege der biblischen Sittenlehre endigten. Während die eigentlichen Mysterien sich streng an die überlieferte Erzählung hielten, sind die Moralitäten ein erster Anfang von dramatischer Erfindung. In Italien, England und Frankreich fanden derartige Aufführungen schon im 13. Jahrh. statt. Eine Art von künstlerischer Ausbildung erhielten sie in Paris seit etwa 1400 durch die confrérie de la Bazoche, eine Gilde der Gerichtsschreiber (clercs), welche ihren Stücken nicht selten auch eine satirische Wendung gaben. In Deutschland scheinen Moralitäten neben den Mysterien nie recht aufgekommen zu sein; doch wurde hier ihre Stelle einigermaßen durch die Schulkomödien ersetzt, welche seit dem Ende des 15. Jahrh. fast allgemein üblich wurden und immer eine gewisse Wendung auf die Lösung sittlicher Fragen hin behielten. Eine spätere Erneuerung der Moralitäten sind in Spanien die autos sacramentales von Lope de Vega und Calderon.

**Moräuen**, s. Gletscher.

**Moräste** sind größere Strecken versumpften, unwirthsamen und unzugänglichen Landes, die je nach ihrem Hauptbestandtheile in Moore (s. d.), Sümpfe (s. d.) und Brüche (s. d.) zerfallen.

**Moräta** (Fulvia Olympia), eine der gelehrtesten Frauen des 16. Jahrh., geb. 1526 zu Ferrara, die Tochter des geachteten Dichters Fulvius Peregrinus Moratus, wurde früh mit dem classischen Alterthum bekannt und hielt schon in ihrem 16. J. öffentliche Lehrvorträge in ihrer Vaterstadt. Sie verheirathete sich später mit dem deutschen Arzte Andr. Gundler und zog mit ihm nach Schweinfurt, wo sie zur protest. Kirche übertrat. Bei der Plünderung der Stadt durch den Markgrafen Albrecht von Brandenburg verlor sie ihre Bücher und ihr ganzes Vermögen und sah sich genöthigt, nach Hammelburg zu flüchten. Nachmals lebte sie zu Heidelberg, wo sie 26. Oct. 1553 starb. Eine Ausgabe ihrer zahlreichen Gedichte in griech. und lat. Sprache besorgte nach ihrem Tode Cölius Secundus Curio (Bas. 1558 und öfter). Über ihr Leben schrieben Nolten (Fkf. 1731; 1775), Kartzschke (Zittau 1808) und ein Engländer (Lond. 1834).

**Moratin** (Leandro Fernandez de), der spanische Molière genannt, der Sohn des Nachfolgenden, geb. zu Madrid 10. März 1760, mußte nach des Vaters Willen als Juwelier lernen. Gedrängt von seinen natürlichen Anlagen widmete er sich indeß ganz heimlich mit allem Eifer der Poesie und erhielt in seinem 19. J. für seine heroische Romanze „La Toma de Granada" bei der Akademie das Accessit. Doch mußte er, zumal da im folgenden Jahre sein Vater starb, um seinen und seiner Mutter Unterhalt zu sichern, als Juwelier fortarbeiten, bis ihn endlich der Graf von Cabarrus 1786 als Secretär mit nach Paris nahm, wo im Umgange mit Goldoni sich seine Neigung und sein Talent für dramatische Poesie entwickelten. Bald nach seiner Rückkehr ins Vaterland 1789 erhielt er eine Präbende im Erzbisthum von Burgos. Später erwarb er sich in dem Friedensfürsten einen Gönner, durch dessen Vermittelung er den Genuß von mehren bedeutenden Beneficien und eine Pension erhielt, sodaß er nun eine ganz unabhängige Stellung und Muße hatte, seinen Neigungen ganz zu leben. Bereits hatte er die Lustspiele „El viejo y la niña" (1790) und „La comedia nueva" (1792) erscheinen lassen, die großen Beifall fanden. Zur weitern Ausbildung machte er nun eine Reise durch Frankreich, Deutschland, die Schweiz und Italien. Nach seiner Rückkehr 1796 wurde er Translator im Ministerium des Auswärtigen, Mitglied der Theaterdirection und endlich alleiniger Director des Theaters, welche letztere Stelle er aber bald wieder niederlegte. In dieser Zeit schrieb er rasch nacheinander die Lustspiele „El baron", „La mogigata" und „El Si de las niñas", welche mit immer steigendem Beifall aufgenommen wurden. Als Günstling des gestürzten Friedensfürsten mußte auch er 1808 flüchten; doch kehrte er mit den Franzosen nach Madrid zurück und wurde 1811 Oberbibliothekar der königl. Bibliothek. Nach der Räumung Madrids von den Franzosen schon im folgenden Jahre wieder flüchtig, gerieth er nun in die äußerste Noth, bis 1816 ihm seine frühern Einkünfte zurückgegeben wurden. Die Kraft zum poetischen Schaffen war bei ihm gebrochen. Neue Verfolgungen in Barcelona nöthigten ihn, sich 1817—20 in Paris aufzuhalten, und nachdem er nach Barcelona zurückgekehrt, trieben ihn zwei Jahre später die politischen Unruhen abermals nach Frankreich, wo er zuerst in Bordeaux und seit 1827 in Paris sich niederließ. Hier starb er 21. Juni 1828. Seine irdischen Reste wurden 1853 auf Befehl der Königin von Spanien nach Madrid gebracht. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte sich M. mit einer Auswahl seiner poetischen Werke (3 Bde., Par. 1825; 2. Aufl., 1826) und mit einer Geschichte des Ursprungs des span. Theaters, welche die beiden ersten Bände der von der Akademie veranstalteten Ausgabe seiner sämmtlichen Werke (6 Bde., Madr. 1830—31) bildet. Seine Lustspiele und lyrischen Gedichte sind in unzähligen Ausgaben erschienen und die erstern in viele Sprachen übersetzt. M. ist nicht nur unter den Neuern der berühmteste dramatische Dichter der Spanier, sondern er übte auch durch seine musterhafte Correctheit, Einfachheit und Natürlichkeit der Composition und treffliche Sitten- und Charakterschilderung einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Regeneration der span. Bühne. Doch ist nicht zu leugnen, daß er ein zu furchtsamer Nachahmer der Franzosen war, seine ohnehin nicht üppige Phantasie zu sehr durch Streben nach schulmäßiger Regelrichtigkeit beschränkte und überhaupt an Genialität und Originalität den großen Dramatikern seiner Nation bei weitem nachsteht. Auch als lyrischer Dichter zeichnet er sich mehr durch Präcision und Eleganz aus, als durch Tiefe des Gefühls und Neuheit der Gedanken; am gelungensten sind seine satirischen Gedichte. Eine Auswahl seiner lyrischen Gedichte gibt Wolf's „Floresta de rimas modernas castellanas" (2 Bde., Par. 1837).

**Moratin** (Nicolas Fernandez de), span. Dichter, der Vater des Vorigen, geb. 20. Juli 1737 zu Madrid, machte seine Studien auf der Universität zu Valladolid, wo er sich neben der Rechtsgelehrsamkeit besonders den schönen Wissenschaften und der Dichtkunst widmete. Nach

erhaltenem Doctorgrade kehrte er nach San-Ildefonso, wo sein Vater erster Kronjuwelenverwahrer der Witwe Philipp's V. war, zurück und wurde dessen Gehülfe. Als er später mit der Königin-Witwe nach Madrid kam, trat er bald in engere Verbindung mit den ausgezeichnetsten Dichtern und Künstlern. Seine literarische Thätigkeit war zunächst auf die Reform des Nationaltheaters gerichtet, dem er durch regelmäßigere, im franz. Stile gearbeitete Stücke aufzuhelfen suchte. Für die Anfeindungen, die er deshalb im Vaterlande von den Gegnern der Reformen zu erleiden hatte, entschädigte ihn die Anerkennung, die er selbst im Auslande fand. In dieser Zeit ließ er auch sein Lehrgedicht über die Jagd: „La Diana, ó arte de la caza" (Madr. 1765), erscheinen. Durch den Einfluß des Ministers Aranda kam 1770 seine Tragödie „Hormesinda" zur Aufführung, nach deren Muster bald mehre span. Originaltragödien im franz. Geschmack verfaßt und gegeben wurden. Da er es aber verschmähte, sich durch die Künste der Schmeichelei und des Hofirens ein sorgenfreies Auskommen zu verschaffen, so sah er sich genöthigt, 1772 als praktischer Advocat aufzutreten. Doch wenig zufrieden in diesem Wirkungskreise, nahm er bald nachher mit Freuden die ihm angebotene Professur der Poetik an, welcher er bis zu seinem Tode vorstand, der zu Madrid 11. Mai 1780 erfolgte. Noch in den letzten Jahren seines Lebens schrieb er die Tragödie „Guzman el bueno" und das heroische Gedicht „Canto épico de las naves de Cortés destruidas", das erst nach seinem Tode von seinem Sohne herausgegeben wurde (Madr. 1785), und das als eins der besten epischen Gedichte anerkannt ist, welche die span. Literatur aufzuweisen hat. Eine von ihm selbst besorgte Auswahl aus seinen poetischen Werken gab ebenfalls erst spät sein Sohn heraus (Barcel. 1821; Lond. 1825). M. ist am ausgezeichnetsten als lyrischer und lyrisch-epischer Dichter, vorzüglich in Schilderungen nationaler Sitten und Großthaten, wozu ihm seine ungemeine Kenntniß der vaterländischen Geschichte und Sprache und sein Studium der altspan. Classiker befähigten; auch verstand er sehr glücklich die volksmäßige Form, besonders die der Romanze zu gebrauchen. Überhaupt nimmt er eine bedeutende Stellung in der Geschichte der neuern span. Poesie ein, indem er, geregeltern Geschmack mit nationaler Gesinnung verbindend, recht eigentlich als das Mittelglied zwischen Luzan und Melendez zu betrachten ist.

**Moratorium** oder Anstandsbrief, auch Indult (literae quinquennales) nennt man eine landesherrliche oder richterliche Verwilligung für einen Schuldner, daß er auf eine bestimmte Zeit von seinen Gläubigern nicht zur Bezahlung seiner Schuld gezwungen werden dürfe. Der Schuldner muß zu dem Ende nachweisen, daß sein Unvermögen zu zahlen nur vorübergehend ist, indem ungünstige Zeitumstände, deren Besserung sich hoffen läßt, oder die Schwierigkeit, bedeutende Waarenvorräthe schnell zu Geld zu machen u. s. w., es herbeigeführt haben, sodaß ein gezwungener und schleuniger Verkauf des Vermögens dem Schuldner bei weitem mehr schaden als dem Gläubiger nützen würde. Zugleich muß aber auch der Gläubiger gesichert werden, daß er nicht durch die ertheilte Nachsicht in noch größere Gefahr komme, und es müssen die laufenden Zinsen pünktlich entrichtet werden. Unter diesen und ähnlichen Bedingungen werden zuweilen ganzen Classen von Schuldnern, z. B. den Gutsbesitzern einer durch Krieg oder andere allgemeine Calamitäten zerrütteten Provinz, allgemeine oder Generalmoratorien gegeben; einzelne Personen erhalten Specialmoratorien gegen ihre Gläubiger. In manchen Ländern werden die Moratorien als landesherrliche Dispensationen und Gnadensachen behandelt, in andern sind sie den Gerichten zugewiesen, in noch andern, wie z. B. im Königreich Sachsen, sind sie durch die Verfassungsurkunden untersagt.

**Moraviden**, s. Almoraviden.

**Moräwa** ist der slaw. Name zweier Flüsse: 1) der March (s. d.) in Mähren und 2) der Morawa in Serbien, die aus dem Zusammenflusse der östlichen und der westlichen Morawa bei Kruschewaz entsteht und nach einem von Süden nach Norden gerichteten Laufe unweit Semendria in die Donau fällt.

**Morawski** (Theodor), bekannt durch seinen Antheil an der poln. Revolution von 1830, geb. 1797 in Großpolen, studirte zu Warschau und trat 1817 in die Kanzlei des Ministeriums des Innern. Wegen seiner journalistischen Thätigkeit, besonders als Mitredacteur des „Weißen Adlers", wurde er 1820 aus dem Staatsdienst entlassen. Als er 1825 der Eröffnung des Reichstags in Warschau beiwohnen wollte, ward er, der Theilnahme an der von Lukasinski gestifteten geheimen Verbindung verdächtig, verhaftet, jedoch, da es an Beweisen gegen ihn fehlte, wieder entlassen. Einer neuen Verhaftung entging er durch die Flucht nach dem Großherzogthum Posen, worauf er sich nach Frankreich und England begab. In Paris schrieb er mehre Artikel für die „Revue des deux mondes" über Polens Gesetzgebung und Geschichte. Nach

dem Ausbruche der poln. Revolution vertrat er in Frankreich die Interessen derselben bis zur Ankunft Kniaziewicz' und Plater's; dann eilte er nach Warschau und trat als Landbote von Kalisch in die Reichstagsversammlung. Gegen das Ende der Revolution wurde er zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, legte aber diese Stelle nieder, als Krukowiecki mit Paskewitsch in Unterhandlungen sich einließ. Nach dem Falle von Warschau begab er sich wieder nach Paris. Hier ließ er seine Schriften „Sur l'état des paysans en Pologne" (Par. 1835) und „Powstanie Kosciuszki" (Par. 1838) erscheinen. Er lebt in Paris und zeigte sich stets als treuer Anhänger der Politik des Fürsten Czartoryski. Seit längerer Zeit bereitet er eine Geschichte Polens zum Druck vor. Sein Bruder, **Theophil M.**, geb. 1793, war Mitglied der Nationalregierung während der Revolution von 1830 und ist ebenfalls verbannt. — **Morawski** (Franciszek), poln. General, lebt im Großherzogthum Posen als Gutsbesitzer und ist als Dichter („Pisma", Bresl. 1841) bemerkenswerth.

**Morbihan**, ein franz. Departement in der ehemaligen Bretagne, von 127½ QM. mit 478171 E., hat seinen Namen von einem Meerbusen des Atlantischen Meeres, der, vier Stunden lang, gegen zwei Stunden breit, mehre Eilande umschließt. Das Departement hat eine Küstenentwickelung von 27 M. mit einer Menge von Buchten, Rheden, Häfen und Inseln, unter welchen letztern Belle-Isle (s. d.) die größte ist. Das Departement erhält durch Verzweigungen der Arrée-Berge ein hügeliges Ansehen, hat mehre schiffbare Flüsse, wie die Vilaine, den Auray, der in den Morbihan mündet, und den Blavet, der bei Port-Louis in das Meer fällt und wird von dem Kanal von Nantes nach Brest durchschnitten. Die Hügellandschaften sind von Thälern unterbrochen, die zum Theil sehr fruchtbar sind. Gegen das Meer hin gibt es ausgedehnte, ebenfalls fruchtbare Ebenen; doch nehmen auch Landhaide- und Morastflächen große Strecken ein. Das Klima ist gemäßigt, aber feucht, die Luft an der Küste nebelig. Der Boden wird zum Theil schlecht cultivirt, trägt jedoch Getreide hinlänglich für den Bedarf, sowie Rüben, Linsen, Erbsen, Flachs, Hanf, Äpfel und Birnen zur Bereitung von Cider, der das Hauptgetränk der Bewohner bildet. Die vortrefflichen Weiden nähren Heerden von Rindvieh, Schafen und sehr starken Pferden. Die lebhaft betriebene Bienenzucht liefert geschätzten Honig; die Küsten sind mit Wassergeflügel bedeckt und, wie die Flüsse, sehr fischreich. Aus Mangel an Holz brennt man häufig Mist. Aus dem Mineralreich ist das Hauptproduct Eisen; auch findet man Bergkrystalle, bricht Schiefer, gräbt Töpferthon und siedet Seesalz. Mineralquellen gibt es mehre. Hinter dem Ackerbau, der Viehzucht und Fischerei, namentlich der im Großen betriebenen Sardellenfischerei, den drei Hauptnahrungsquellen des Landes, steht die Industrie außerordentlich zurück. Der Handel erstreckt sich fast blos auf die Landwirthschaftsproducte, auf Fische, Salz und Eisenwaaren, die man fabricirt. Das Departement zerfällt in die vier Arrondissements: Vannes, Lorient, Ploermel und Pontivy, und hat zur Hauptstadt Vannes (s. d.); die bevölkertste Stadt aber ist die Festung Lorient (s. d.). Ferner sind zu bemerken Quiberon und Carnac.

**Morcheln** nennt man Pilze mit einem fast stets hohlen Strunke und einem fast häutigen, wachsartig-fleischigen, mehr oder minder aufgeblasenen, buchtig-faltigen oder netzig-zelligen Hute, der nur auf der Spitze des Strunkes befestigt ist und auf seiner Oberfläche das Schlauchlager mit den Körnerschläuchen trägt. Sie wachsen nur auf dem Erdboden, verbreiten keinen unangenehmen Geruch und besitzen vielmehr einen angenehmen Geschmack. Da sie auch nicht schwer verdaulich sind, so geben sie in Deutschland, Italien und Frankreich ein gewöhnliches Gemüse oder einen Zusatz zu dem Gemüse ab und werden sowol frisch als getrocknet gegessen. Nur darf man keine schlecht getrockneten und wurmfräßigen Morcheln genießen, denn diese sind schädlich. Sie erscheinen im Frühjahre auf Rasenplätzen, zwischen dem abgefallenen Laube, an lichten Stellen etwas sandiger Wälder, auf Kalk- und Thonboden, an den Seiten sandiger Wege u. s. w. Man theilt sie in zwei Gattungen, nämlich die **Hutmorchel** (Morchella), mit einem rundlichen oder kegelförmigen Hute, der auf der Oberseite in netzförmig-zellige oder grubige Felder abgetheilt ist, und die **Faltenmorchel** (Helvella), mit einem aufgeblasenen, buchtig-faltigen (aber nicht in Felder abgetheilten) Hute. Zur ersten gehört die gemeine **Hutmorchel** (Morchella esculenta) mit einem etwa 1 Zoll hohen Strunke und einem rundlichen, ovalen, länglichen oder kegelförmigen, gelblichen, geldbraunen, braunen oder schwarzbraunen Hute. Sie wächst vorzüglich in Berggegenden. Die Form mit kegelförmigem Hute nennt man gewöhnlich **Spitzmorchel**. Die **böhmische Hutmorchel** (Morchella Bohemica) ist 4—8 Zoll hoch und hat einen fingerhutförmigen, stumpfen, weißrandigen Hut mit länglichen, schmalen, vielgestaltigen Feldern. In Prag wird sie unter dem Namen **Katcenky** (**Katschenky**) in großer Menge zu Markte ge-

bracht, auch, im Backofen gedörrt, als bedeutender Handelsartikel ausgeführt. Zur zweiten Gattung gehört die gemeine Faltenmorchel (Helvella esculenta), welche auch Stockmorchel, Stumpfmorchel, Breitmorchel, Hasenmorchel und gemeine Morchel genannt wird, gesellschaftlich wächst, 1—3 Zoll hoch wird und auf weißlich-zottigem Strunke einen unförmlichen, weit aufgeblasenen, abgerundeten oder etwas lappigen, braunen Hut trägt, der unterhalb weiß-zottig ist.

**Mord** heißt die mit überlegtem Vorsatz unternommene und wirklich ausgeführte gesetzwidrige Tödtung eines Menschen. An Misgeburten ohne menschliche Gestalt und Anlage, an unreifen, des Lebens unfähigen Geburten, an Todten und an Thieren kann kein Mord begangen werden. Auch ist eine Tödtung aus Pflicht und in gerechter Nothwehr kein Mord und überhaupt nicht strafbar. Zwischen der Tödtung aus reinem, unverschuldetem Zufall (homicidium fortuitum), wobei keine Zurechnung stattfindet, und der Tödtung mit kaltem, überlegtem Vorsatz (homicidium dolosum praemeditatum) liegt aber eine Reihe von Abstufungen, die von einem geringen Grade der Strafbarkeit bis zum höchsten fortschreiten. Schon der nicht beabsichtigte Todtschlag aus bloßer Unvorsichtigkeit mit Verletzung gemeiner oder vorgeschriebener Vorsichtsmaßregeln, aber ohne alle Absicht zu tödten oder überhaupt zu schaden, hat mehre Grade der geringen oder groben Unvorsichtigkeit. Ein Todtschlag, welcher bei einer Handlung erfolgt, die an sich mit der Absicht, zu schaden, zu verletzen und wehe zu thun, verknüpft ist, wobei aber der Beschädigende den bestimmten Zweck nicht gehabt hat, das Leben zu nehmen, ist, obschon weit strafbarer als ein Todtschlag aus Unvorsichtigkeit, doch immer noch eine blos verschuldete Tödtung (homicidium culposum). Dem vorsätzlichen Todtschlage kommt es aber sehr nahe, wenn der Thäter vorsätzlich solche Handlungen unternahm, wobei er sich zwar der Absicht zu tödten nicht bestimmt bewußt war, welche aber nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge den Tod herbeiführen konnten und wo auch dieser Erfolg der Absicht des Thäters nicht entgegen war. Dies ist der sogenannte indirecte Vorsatz, ein Handeln mit undeutlicher Vorstellung des Zwecks, doch mit dem Bewußtsein, daß der Tod wol eine Folge dieses Handelns sein könne. Der **vorsätzliche Todtschlag**, begangen in Zorn und Jachheit des Gemüths, in leidenschaftlicher Hitze und in der ersten Aufwallung des Affects (homicidium ex iracundia et calore animi) wird nach gemeinem deutschen Criminalrechte zwar auch mit dem Tode, aber doch gelinder als der eigentliche Mord, nämlich mit dem Schwerte, bestraft, während auf den mit Überlegung ausgeführten Mord das Rad steht. Mord aus partiellem Wahnsinn wird nicht als eigentlicher Mord behandelt, indem die Zurechnungsfähigkeit fehlt, die aber durch bloßen politischen oder religiösen Fanatismus und eine irrige Ansicht von Recht und Pflicht nicht aufgehoben wird. Manche Arten des Mordes werden durch die Art der Ausübung (gedungener Mord oder Banditenmord, Gift- und Meuchelmord), durch den Zweck (Raubmord und Hochverrath) und durch den Gegenstand (Verwandten- und Gattenmord) ausgezeichnet und härter bestraft, wogegen aus besondern Gründen die von der Mutter an ihrem unehelichen neugeborenen Kinde begangene Tödtung (s. Kindesmord) nicht mit der ordentlichen Strafe des Mordes belegt zu werden pflegt.

**Mordant** oder **Mordent** (franz. pince) nennt man eine zur Verzierung der Melodie dienende Spiel- oder Singmanier, welche darin besteht, daß man mit dem Tone, der als Mordant bezeichnet ist, und dem unter demselben liegenden schnell, aber so abwechselt, daß man mit dem ersten schließt. Der Mordant ist entweder ein einfacher, wo der untere Ton nur ein mal angegeben wird, oder ein doppelter, der aber nur bei längern Noten stattfinden kann, wenn jene Abwechselung mehrmals geschieht. (S. Doppelschlag.)

**Mordschläge** nennt man drei bis vier Zoll lange Stücken Flintenlauf, an einem Ende zugeschmiedet und mit einem Zündloch versehen. Sie wurden mit Pulver oder einer oder mehren Kugeln geladen, in die noch warme Masse gesteckt, mit welcher man die Brand- oder Leuchtkugeln füllt, und hatten den Zweck, den Feind abzuhalten, diese Geschosse zu löschen. Allein ihre Wirkung war nicht blos unsicher, sondern nachtheilig, denn sie zerrissen das Geschoß und verhinderten dadurch die Erreichung seines Zwecks. In neuerer Zeit sind daher auch die Mordschläge außer Gebrauch gekommen.

**Mordwitten**, s. Finnen.

**More** (Miß Hannah), engl. Dichterin, geb. 1745, war die Tochter eines Schulmeisters zu Stapleton in der Grafschaft Gloucester. Seit ihrem zwölften Jahre lebte sie in Bristol bei ihren Schwestern, die dort einer Schule vorstanden. Bereits im 17. J. trat sie als Schriftstellerin auf mit einem Schäferschauspiel „The search after happiness", das in kurzer Zeit drei Auflagen erlebte und dem im nächsten Jahre das Trauerspiel „The inflexible captive" folgte. Im J. 1774 ging sie nach London, wo sie in Garrick einen treuen Freund fand, der ihr zugleich die Bekannt-

schaft von Reynolds, Burke, Johnson und andern berühmten Männern verschaffte. Ihr Trauerspiel „Percy" wurde 1777 in Drurylane mit großem Beifall aufgeführt und trug ihr 750 Pf.St. ein; zwei Jahre später schrieb sie ihr drittes und letztes Trauerspiel „The fatal falsehood", das wenig Beifall fand. Da um diese Zeit auch Garrick starb, so zog sie sich ganz von der Bühne zurück, die sie später als eine unsittliche Anstalt verabscheute. Nachdem sie noch mehre dichterische Werke herausgegeben, die viel Beifall fanden, obwol sie jetzt vergessen sind, wendete sie sich völlig der Prosa zu, indem sie sich zugleich nach Cowslip-Green bei Bristol zurückzog, wo ihre Schwestern eine blühende Erziehungsanstalt hatten. Hier entwickelte sie eine ungemeine Fruchtbarkeit in Schriften über Religion, Sittlichkeit und Erziehung, die sie zum Theil in das Gewand des Romans kleidete. Als die besten verdienen genannt zu werden: „Thoughts on the importance of the manners of the great to general society" (1788), „The cheap repository" (1794), „Caelebs in search of a wife" (1809) und „Hints towards forming the character of a young princess", geschrieben in Bezug auf die Prinzessin Charlotte, über deren Erziehung man ihren Rath verlangt hatte. Eine Sammlung ihrer Werke erschien in elf Bänden. Auch durch die That wirkte sie für Erziehung der niedern Volksclassen. Ihre letzten Jahre verbitterte sie sich durch übergroße Frömmelei und unglücklichen Eifer gegen alles Weltliche. Nach dem Tode ihrer Schwestern zog sie sich nach Clifton zurück, wo sie 7. Sept. 1833 starb. Vgl. Roberts, „Memoirs of the life and correspondence of Mrs. Hannah M." (4 Bde., Lond. 1834).

**Morea** war seit der Zeit des Mittelalters und wahrscheinlich schon seit dem 4. Jahrh. n. Chr. der gangbare Name des alten Peloponnes (s. d.). Gewöhnlich leitet man ihn wegen der Ähnlichkeit der Gestalt dieser Halbinsel mit dem Blatte eines Maulbeerbaums von morum ab, d. i. Maulbeere, Andere dagegen, wie Fallmerayer, führen ihn auf das slaw. Wort more, d. i. Meer, zurück. M. ist der südlichste Theil Griechenlands und umfaßt im heutigen Königreiche dieses Namens die Nomarchien Argolis, Korinth, Lakonien, Messenien, Arkadien, Achaja, Elis. Im byzant. Reiche bildete M. ein eigenes von Strategen regiertes Thema. Nach dem es schon in der Völkerwanderung von Gothen und Vandalen durchzogen und verheert worden, wurde es in der zweiten Hälfte des 8. Jahrh. eine Beute einwandernder Slawenhaufen, die sich das größtentheils durch Kriege und Pest verödete Land unterwarfen und es besetzten, nach und nach aber von den byzant. Griechen wieder unterworfen und gräcisirt wurden. Noch immer liefern Orts-, Fluß- und andere Namen slaw. Ursprungs in M. den Beweis, wie sehr verbreitet die slaw. Herrschaft daselbst war, und daß die Moreoten nichts weniger als vorwaltend rein griech. Blutes sind. Im J. 1207 wurde M. eine Beute der fränk. Ritter und nun zum Fürstenthum Achaja mit zwölf Pairien, Lehnen, Assisen und allen Feudaleinrichtungen des Abendlandes gemacht. Der 1261 nach Konstantinopel wieder zurückgekehrte griech. Kaiser Michael VIII., der Paläologe, eroberte zwar bald einen Theil M.s zurück, der ein eigenes Despotat bildete; das Fürstenthum Achaja blieb dagegen bei der Familie Villehardouin bis 1346, wo es durch Aussterben des Mannsstamms und durch eine Menge auftretender Prätendenten in eine Verwirrung versetzt wurde, die nicht eher endigte, als bis es 1460 zum größten Theil in die Hände der Türken gefallen war, die es zu einem Sandschak mit Tripolizza als Hauptstadt machten, und denen es auch, mit Ausnahme der kurzen Zeit von 1687—1715, in der es in dem Besitze der Venetianer war, bis auf die Zeit der Bildung des gegenwärtigen Königreichs Griechenland verblieb. Durch die Barbarei der Türken und deren Kriege mit den Venetianern war M. so heruntergekommen daß es 1719 nur ungefähr 200000 E. zählte, welche während der Pest von 1756 und 1782 bis auf die Hälfte herabsanken. Doch die kurze Zeit der Ruhe, welche es während der franz. Revolution und der nächstfolgenden Zeit genoß, halfen ihm nebst den indirecten Folgen des franz. Continentalsystems bald wieder so in die Höhe, daß es kurz vor Ausbruch des griech. Freiheitskampfes bereits wieder 300000 E. zählte, wovon nur ein Sechstel aus Türken bestand. Nach dem Census von 1851 belief sich die Zahl der Bevölkerung auf 506383 Seelen. Vgl. Buchon, „Recherches et matériaux pour servir à une histoire de la domination française aux XIII$^{me}$, XIV$^{me}$ et XV$^{me}$ siècles dans les provinces de l'empire grec" (2 Bde., Par. 1849); Fallmerayer, „Geschichte der Halbinsel M." (2 Bde., Stuttg. 1830—36).

**Moreau** (Jean Victor), nach Bonaparte der größte General der franz. Republik, wurde 11. Aug. 1761 zu Morlaix in der Bretagne geboren. Obschon er viel Neigung zum Kriegerstande verrieth, schickte ihn doch sein Vater, ein Advocat, im Alter von 17 J. auf die Rechtsschule nach Rennes. Hier trat er 1787, während des Streits zwischen dem Parlamente und dem Hofe, an die Spitze der jungen Bürger, welche sich für das erstere interessirten; als aber im folgenden Jahre das Parlament sich der Berufung der Generalstaaten widersetzte, wendete er

seine Macht gegen dasselbe. Von den Bürgern seiner Entschlossenheit und Gesinnung wegen geachtet, wählte ihn in der Revolution das Freiwilligen-Bataillon von Rennes zum Anführer. Als solcher wohnte er dem Feldzuge von 1793 unter Dumouriez bei. Er entfaltete sehr bald so seltene Talente, daß er rasch stieg und 1794 bereits Divisionsgeneral war. Während er im Winter den rechten Flügel der Nordarmee über die gefrorene Waal führte, mußte sein von den Schreckensmännern verfolgter Vater zu Paris das Blutgerüst besteigen. M. schwankte, ob er fortdienen sollte, beschloß aber mit der Entsagung eines Römers, seinen Degen dem Vaterlande nicht zu entziehen. Das Directorium verlieh ihm an Pichegru's Stelle, der sich verdächtig gemacht, im Frühjahre 1796 den Oberbefehl über die 70000 Mann starke Rhein- und Moselarmee, während Jourdan (s. d.) die Maas- und Sambrearmee befehligte. Obschon M. diese Theilung der 140000 Mann starken, vom Erzherzoge Karl geführten östr. Armee gegenüber nicht billigte, überschritt er doch im Juni 1796 bei Kehl kühn den Rhein, stürzte sich auf die zerstreuten feindlichen Corps, schlug den General Latour 5. Juli bei Rastadt, den Erzherzog am 9. bei Ettlingen und drängte die Östreicher auf die Donau zurück. Der Erzherzog ließ ihn hier Latour gegenüber und wendete sich mit dem andern Theile seines Heeres gegen Jourdan, der in Baiern operirte. M. blieb dieses kühne Manöver nicht lange verborgen; allein er wagte nicht, den Plan des Directoriums zu ändern, und statt dem Erzherzoge zu folgen, beschränkte er sich auf Gefechte mit Latour. Als er aber die rückgängige Bewegung Jourdan's vernahm und befürchten mußte, der Erzherzog werde sich nach dem Neckar wenden, um ihm den Rückweg über den Rhein abzuschneiden, faßte er den Entschluß, mit seinem Heere unter allen Umständen den Fluß zu gewinnen. Er ging durch das Donauthal zurück, drang unter maßlosen Schwierigkeiten, von Feinden umringt und kämpfend, durch die Pässe des Schwarzwaldes und langte nach 40 Tagen in der Gegend von Hüningen an, wo er endlich in der Nacht vom 24. Oct. den Rhein passirte. Nach diesem berühmten Rückzuge, bei welchem er das größte Talent und Festigkeit des Charakters bewies, blieb er längere Zeit unthätig, weil dem Directorium die Mittel fehlten. Am 20. April 1797 überschritt er jedoch im Angesichte des Feindes wieder den Rhein und nahm Kehl und Offenbach; allein der Waffenstillstand von Leoben machte dem Kampfe ein Ende. M. war durch eine in diesem Feldzuge aufgefangene Correspondenz zufällig Mitwisser der verrätherischen Plane seines Freundes und Lehrers Pichegru (s. d.) geworden. Aus Rücksicht für denselben bewahrte er anfangs das Geheimniß; erst 17. Fructidor, als der entscheidende Parteikampf ausbrechen sollte, theilte er seine Entdeckung dem Directorium mit. Wiewol es in jener Correspondenz ausdrücklich hieß, daß man auf die Unterstützung M.'s nicht rechnen dürfe, blieb er doch fortan den Machthabern verdächtig und verlor nach dem Staatsstreiche vom 18. Fructidor (s. d.) sein Commando.

Erst als im folgenden Jahre der Krieg mit Östreich wieder begann, stellte man ihn in der Armee in Italien unter Schérer als Generalinspector an. M. suchte nun seinem unfähigen Feldherrn beizustehen, sah sich aber auf das hochmüthigste abgewiesen. Als indeß die Armee nach der Niederlage bei Magnano über den Mincio und den Oglio bis an die Adda zurückweichen mußte, bot ihm Schérer freiwillig den Oberbefehl an. M. stellte sich an die Spitze des entmuthigten, ungefähr 25000 Mann starken Corps, während die Östreicher und Russen 80000 Mann zählten. Nachdem er gegen Suworow das blutige Treffen bei Cassano bestanden, zog er sich ins Genuesische zurück, drang jedoch im Rücken und gegen den rechten Flügel des Feindes wieder vor und schlug die Generale Bellegarde und Seckendorf 16., 20. und 21. Juni 1798 in der Ebene von Marengo. Durch diese kühnen Manoeuvres hielt er Suworow von der völligen Vernichtung des franz. Heeres, welches Unteritalien räumte, ab und gab dem an der Trebia geschlagenen Macdonald Gelegenheit, sich mit ihm zu vereinigen. Ungeachtet der großen Dienste, welche M. geleistet hatte, entzog ihm doch das Directorium den Oberbefehl und gab denselben Joubert (s. d.). Indessen blieb M. auf die Bitten des jungen Feldherrn beim Heere und übernahm nach der unglücklichen Schlacht bei Novi, in welcher Joubert fiel, nochmals den Oberbefehl, aber nur, um die geschlagenen Truppen nach Frankreich zurückzuführen. Die unverdiente Zurücksetzung, welche M. erfuhr, sein großes Kriegstalent, seine politische Mäßigung, seine Uneigennützigkeit und sein wahrhaft antiker Charakteradel bewogen endlich die Partei, welche mit dem Sturze des Directoriums (s. d.) umging, ihm die Dictatur anzubieten. M. schlug den Antrag aus, weil er sich zum Staatslenker nicht fähig hielt, und bot vielmehr dem aus Ägypten zurückkehrenden Bonaparte, der ihn durch Schmeichelei zu gewinnen wußte, zur beabsichtigten Umwälzung seine Dienste an. In der That ließ sich M. bei dem Staatsstreiche (18. Brumaire) dazu benutzen, mit 500 Mann die widerspenstigen Directoren zu bewachen, während Bo-

naparte zu St.-Cloud die Räthe auseinandersprengte. Der Erste Consul belohnte den Dienst mit dem Oberbefehle über die Rheinarmee, wobei sich jedoch schon zwischen beiden Männern Eifersucht zeigte. Nachdem M. 25. April 1800 mit 120000 Mann den Rhein überschritten, eröffnete er den Feldzug durch eine Reihe von Siegen. Er schlug die 140000 Mann starken Östreicher unter Kray bei Engen, Mösskirch, Bibrach und Memmingen, warf dieselben aus der festen Stellung bei Ulm und ging dann über die Donau. Nach den Siegen bei Hochstädt, Nördlingen und Neuburg drang er bis Regensburg vor, besetzte München und trat endlich in Verbindung mit dem Heere Bonaparte's in Italien. Als nach der Aufkündigung des Waffenstillstands von Parsdorf die Feindseligkeiten wieder begannen, faßte M. den Plan, die feindliche Armee durch einen Schlag zu vernichten. Die Östreicher unter dem Erzherzoge Johann griffen 1. Dec. einen Theil des franz. Heeres mit großer Heftigkeit an und M. befahl plötzlich den Rückzug auf seiner ganzen Linie. Er lockte damit den Erzherzog in eine Art Défilée zwischen der Isar und dem Inn und schlug hierauf denselben 3. Dec. bei Hohenlinden (s. d.). Nach diesem glänzenden Siege, der über den Feldzug entschied, setzte er über den Inn, die Salza und die Traun, drang bis 10 Meilen von Wien vor und schloß 25. Dec. mit dem Erzherzog Karl den Waffenstillstand zu Steyer, dem der Friede zu Luneville folgte.

M. erhielt nach seiner Rückkehr von Bonaparte den schmeichelhaftesten Empfang und schien auch mit seiner Stellung zufrieden. Allein die absolute Gewalt, welche Bonaparte rasch entfaltete, andern Theils die Einflüsterungen von M.'s junger ehrgeiziger Gattin, einer geborenen Hulot, die ihren Gemahl gern als den ersten Mann im Staate gesehen hätte, erregten allmälig seine Unzufriedenheit, Eifersucht und seinen Ehrgeiz. Er ergriff gegen Bonaparte die Opposition, tadelte die Regierungsmaßregeln heftig und wies sogar das Kreuz der Ehrenlegion zurück. Vergeblich suchte ihn der Erste Consul zu gewinnen; die Erbitterung stieg, und der Landsitz Grosbois, wohin sich M. zurückzog, wurde der Sammelplatz aller Misvergnügten. Bonaparte umstellte nun seinen Nebenbuhler mit Spionen und wartete nur auf den Augenblick, sich seiner zu entledigen. In der Untersuchung über das angeblich von Georges Cadoudal (s. d.) und Pichegru gegen das Leben des Ersten Consuls gestiftete Complot machten mehre Mitschuldige und Zeugen auch Aussagen gegen M., und einige Briefe schienen das zu bestätigen. Man ergriff sogleich die Gelegenheit und ließ M. 15. Febr. 1804 verhaften. Er leugnete in den ersten Verhören, daß er Pichegru auch nur gesehen, gestand aber alsbald in einem einfachen und edeln Briefe an Bonaparte, daß ihm Pichegru zwei mal Eröffnungen gemacht, daß er aber um das Complot selbst nichts wisse. Dessenungeachtet wurde er mit den übrigen Angeschuldigten vor eine Specialcommission gestellt und des Hochverraths angeklagt. Die Verhandlungen begannen 26. Mai 1804. Von den 140 Zeugen hatten vorher sechs gegen ihn ausgesagt, die jedoch vor den Richtern ihre Aussagen bedeutend modificirten; nur ein gewisser Roland, ein Armeelieferant, der überhaupt einen sehr verdächtigen Zeugen abgab, blieb bei der directen Beschuldigung, M. sei in das Complot verwickelt. Nur mit Mühe gelang es den schamlosen Kunstgriffen des Generalprocurators Thuriot, von den Richtern 10. Juni das Schuldig zu erpressen. Bei der Aufregung der Gemüther und der großen Popularität seines Nebenbuhlers wagte jedoch Bonaparte nicht, das Todesurtheil über M. aussprechen zu lassen. M. wurde zu zweijähriger Einsperrung verurtheilt und begab sich freiwillig in den Temple. Schon nach einigen Tagen verwandelte man die Strafe in Verbannung, und Savary brachte den Gefangenen nach Cadix. Hier schiffte sich M. im Laufe des J. 1805 nach Nordamerika ein, wohin ihm auch seine Familie folgte. Nachdem er in den Vereinigten Staaten mehre Reisen gemacht, kaufte er sich zu Morisville bei Trenton in Neujersey an. Im Dec. 1811 erfuhr er das Unglück, sein Haus und seine Bibliothek durch eine Feuersbrunst und bald darauf seinen Sohn durch den Tod zu verlieren. Nachdem er so viele Jahre mit Schmerz den Gang der Ereignisse aus der Ferne betrachtet, glaubte er es Frankreich schuldig zu sein, auch sein Talent zum Sturze Napoleon's zu verwenden. In Gesellschaft eines russ. Agenten verließ er heimlich die Vereinigten Staaten, landete 26. Juli 1813 zu Gothenburg, hatte 7. Aug. in Stralsund eine Zusammenkunft mit Bernadotte, dem Kronprinzen von Schweden, und ging dann über Berlin nach Prag zum Kaiser von Rußland, der ihn mit Auszeichnung empfing und mit dem er den Plan zum Feldzug berieth In der Uniform eines russ. Generals begleitete er hierauf den Kaiser auf dem Marsche gegen Dresden. Hier zerschmetterte ihm 27. Aug. 1813 auf der Höhe bei Räcknitz eine franz. Kanonenkugel an der Seite Alexander's beide Beine. Man amputirte ihn und schaffte ihn über das Gebirge nach Böhmen, wo er zu Laun 2. Sept. 1813 starb. Der russ. Fürst Repnin errichtete ihm auf der Stelle, wo er gefallen, ein Denkmal, unter welchem man die Beine beisetzte; seine

Leiche wurde nach Petersburg geschafft und dort unter großen Feierlichkeiten begraben. Auch Ludwig XVIII. errichtete ihm zu Paris eine Bildsäule und verlieh der Witwe den Titel einer Marschallin. Vgl. Hasse, „Victor M. und seine Todtenfeier" (Dresd. 1815).

**Morellet** (André), franz. Schriftsteller, geb. 7. März 1727 zu Lyon, der Sohn eines Papierhändlers, ging, nachdem er den ersten Unterricht bei den Jesuiten seiner Vaterstadt genossen hatte, nach Paris, wo er seine Studien fortsetzte, bis er nach Italien reiste. In Rom machte er aus Nicol. Eymeric's „Directorium inquisitorum" einen Auszug, den er nachher unter dem Titel „Manuel des inquisiteurs" (Par. 1762) erscheinen ließ. Nach Paris zurückgekehrt, trat er mit den Häuptern der encyklopädistisch-philosophischen Schule in Verbindung. Er war in den gesuchtesten Salons der höhern Gesellschaft gern gesehen, und in angenehmen Verhältnissen lebend, schrieb er vor der Revolution nur Kleinigkeiten. Vieles Aufsehen erregte seine Vertheidigung der Encyklopädisten gegen Palissot (s. d.), in der er seinen Gegner geradezu als Dieb und Betrüger bezeichnete, was ihn auf ein halbes Jahr in die Bastille brachte. Auf Malesherbes' Veranlassung gab er 1766 eine Übersetzung von Beccaria's Werk „Dei delitti e delle pene" heraus; auch arbeitete er lange Jahre an einem „Dictionnaire de commerce". Diesen Plan gab er zwar in der Folge auf; aber seine Papiere wurden von Peuchet bei der Herausgabe des „Dictionnaire universel de géographie commerciale" benutzt. Im J. 1783 erhielt er eine Pension und die Mitgliedschaft in der Akademie. Obgleich er die im Staatsleben nothwendigen Reformen in verschiedenen Flugschriften, z. B. in seinen „Observations sur la forme des états de 1614" (Par. 1788), herbeigewünscht hatte, überraschte ihn der Gang der Revolution doch so sehr, daß er bald zu ihren Gegnern gehörte. In einigen seiner Broschüren, z. B. in seinem „Cri des familles", wo er für das Recht der Kinder der Hingerichteten auf das Erbtheil ihrer Ältern sprach, sowie in seiner „Cause des pères", worin er sich der Sache der Emigrirten annahm, trat er den herrschenden Ideen entgegen. Daß die Archive der Akademie bei der Aufhebung dieser Anstalt nicht untergingen, ist ihm größtentheils zu danken. Dessenungeachtet wurde er bei der ersten Organisation des Instituts übergangen und erst 1803 in dasselbe aufgenommen. Im J. 1807 kam er in den Gesetzgebenden Körper. Noch im hohen Alter ließ er seine „Mélanges de littérature et de philosophie du XVIII$^{me}$ siècle" (4 Bde., Par. 1818) erscheinen. Er starb zu Paris 12. Jan. 1819. Für die literarische und sociale Geschichte des 18. Jahrh. geben die von Lémontey herausgegebenen „Mémoires inédits de M., suivis de sa correspondance avec M. le comte R(öderer)" (2 Bde., Par. 1821) eine reiche Ausbeute.

**Morelli** (Giacomo), ausgezeichneter Bibliothekar, geb. zu Venedig 14. April 1745, war das Kind armer Ältern, gegen deren Willen er den geistlichen Stand erwählte, so treu er auch sonst alle Sohnespflichten erfüllte. Den mangelhaften Schulunterricht, welchen er genossen, ergänzte er durch eigenes Studium, und spät erst lernte er die griech. und franz. Sprache. Durch sein anhaltendes Arbeiten auf der Zeniani'schen Bibliothek lenkte er die Aufmerksamkeit des Bibliothekars, Pet. de Rubeis, auf sich, der ihm ein rathender Freund wurde. Aus Liebe zur Unabhängigkeit lehnte er mehre vortheilhafte Anträge reicher Bibliophilen in Venedig ab; nur mit dem Patricier Farsetti trat er in ein näheres Verhältniß. Er lieferte den Katalog der Manuscriptensammlung desselben (2 Bde., Ven. 1771—80, mit Nachträgen) und arbeitete gleichzeitig seine „Dissertazione storica intorno alla pubblica libreria di S.-Marco" (Ven. 1774), sowie den Katalog der lat. Handschriften der Nani'schen Bibliothek (Ven. 1776), dem später der der ital. Handschriften dieser Bibliothek folgte. Im J. 1778 wurde er Bibliothekar an der St.-Marcusbibliothek, um die er sich große Verdienste erwarb. Seinen kritischen Scharfsinn und sein Alles umfassendes Wissen bekundet am meisten seine „Bibliotheca manuscriptorum Graecorum et Latinorum", von der aber nur ein Band (Bassano 1802) erschienen ist. Seine letzte Schrift waren die „Epistolae septem variae eruditionis" (Padua 1819). Er starb 5. Mai 1819. Nach seinem Tode erschienen seine „Operette" gesammelt (3 Bde., Ven. 1820).

**Morelly**, ein socialistischer Schriftsteller Frankreichs aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, besonders bekannt durch seinen Staatsroman, die „Basiliade", war der Sohn eines Beamten zu Vitry-le-Français. Schon der Vater veröffentlichte mehre moralphilosophische Schriften, die großen Anfechtungen unterlagen: „Essai sur l'esprit humain" (Par. 1743), „Essai sur le coeur humain" (Par. 1745) und „Physique de la beauté, ou pouvoir naturel de ses charmes" (Amsterd. 1748). M. der Sohn schlug als Schriftsteller denselben Weg ein, nur daß er sich in seinen Ideen wie in seiner Darstellungsweise noch viel mehr parador zeigte. Er veröffentlichte zuvörderst das Werk „Le prince, les délices du coeur, ou traité des qualités d'un grand roi etc." (2 Bde., Amsterd. 1751), worin er einen Staatschef schildert, der sein Volk durch die

Verwirklichung philosophischer Ideen glücklich macht. Hierauf reproducirte er dieselben Ansichten in einem aus 14 Gesängen bestehenden heroischen Heldengedicht in Prosa, das unter dem Titel „Basiliade, ou naufrage des iles flottantes" (2 Bde., angeblich Messina 1753) gleichsam einen Musterkönig (βασιλευς) darstellt und von einem gewissen Pilpaï aus dem Indischen übersetzt worden sein soll. In diesem Buche wird das Glück eines nicht durch geschriebene politische, sondern nur durch die Gesetze der Natur regierten Volkes geschildert. Als „iles flottantes" werden die untergehenden Vorurtheile bezeichnet, welche die gegenwärtige Staats- und Gesellschaftsform beherrschen. Die Grundlage aber, auf welcher das sogenannte Reich der Natur und der Wahrheit erwachsen soll, ist das System der absoluten Gleichheit. Diese utopischen Träumereien fanden natürlich schon damals sehr scharfe Gegner. M. stellte denselben ein neues Werk entgegen: „Le code de la nature etc." (Amsterd. 1755), in welchem er den vollständigsten Communismus predigt und alle politischen und socialen Übel aus der Ungleichheit des Besitzes und der bürgerlichen Stellung hervorgehen läßt. Dieses Buch, unstreitig das Hauptwerk in der socialistischen Literatur des vorigen Jahrhunderts, wurde lange Zeit mit gänzlichem Unrecht Diderot zugeschrieben und selbst in einer Sammlung von dessen Werken (5 Bde., Amsterd. 1773) mit veröffentlicht. Auch eine neue deutsche Übersetzung (von Arndt, Lpz. 1846) theilt denselben Irrthum.

**Moreno** (Vincente Gonzalez), span. General, geb. 1778 zu Cadix, machte in span. Kriegsdiensten schon den Feldzug in Catalonien mit. Nach der Invasion der Franzosen in Spanien 1808 half er die Junta in Valencia mit begründen und gelangte in dem Kriege gegen Napoleon zu den höchsten militärischen Würden. Im J. 1813 bekleidete er die Würde eines Vicekönigs von Granada. Später erwarb er sich großen Ruhm in dem Kampfe Spaniens gegen die Insurgenten in Südamerika. Nach dem Tode Ferdinand's VII. ging er, ein Anhänger des Don Carlos, nach England; als er aber zu diesem nach Spanien zurückkehren wollte, wurde er in Frankreich festgenommen. Nach sechs Monaten gelang es ihm indeß doch zu Don Carlos zu gelangen, der ihn 1835 zu seinem Obergeneral und Chef des Generalstabs ernannte. Nachdem er seit Ende 1838 mit der Camarilla und mehren andern Generalen des Don Carlos sich mehr und mehr verfeindet hatte, konnte ihm nichts willkommener sein als der Vertrag zu Bergara 1839, in welchem er sich der gesetzmäßigen Regierung unterwarf. Seitdem lebte er in großer Zurückgezogenheit.

**Moresken**, s. Grotesken.

**Moreto y Cavanna** (Don Augustin), span. dramatischer Dichter, stammte aus einer valencianischen Familie und war zuletzt Rector des Hospitals del Refugio in Toledo, nachdem er in frommem Eifer allem weltlichen Treiben und auch der Dichtkunst entsagt hatte. In dem Hause des Cardinals Moscoso war er mit Lope de Vega, Calderon, Quevedo und andern ausgezeichneten Dichtern in Verbindung gekommen. Er starb zu Toledo 28. Oct. 1669. In seinen jüngern Jahren hatte er theils allein, theils mit Andern eine Menge Komödien geschrieben, die großen Beifall fanden und durch Erfindung, komische Kraft und treffliche Charakteristik sich auszeichnen; bisweilen arten sie jedoch in gesuchte Spitzfindigkeit und Caricatur aus. Mehre seiner Stücke wurden von Scarron, Molière u. A. für die franz. Bühne bearbeitet, und sein Lustspiel „El desden con el desden", das man unter die vier classischen Stücke des altspan. Theaters zählt, ward nicht nur von Molière in der „Princesse d'Élide", sondern auch von Carlo Gozzi in dessen „Principessa filosofa o il contraveleno", sowie von Schreivogel (West) unter dem Titel „Donna Diana" trefflich für die deutsche Bühne bearbeitet. Daß es M. auch zum ernsten Drama nicht an Talent fehlte, beweisen z. B. seine Stücke „El valiente justiciero" und „La fuerza de la sangre", welches letztere A. Zeitteles für die deutsche Bühne bearbeitete. Seine „Comedias" erschienen zuerst in Madrid 1654 und nach seinem Tode in einer vervollständigten Ausgabe (3 Bde., Valencia 1676—1703).

**Morgagni** (Giovanni Battista), der Begründer der pathologischen Anatomie, wurde 25. Febr. 1682 zu Forli im Kirchenstaate geboren, widmete sich zu Bologna dem Studium der Heilkunde und erhielt daselbst 1701 die Doctorwürde. Hierauf ging er nach Venedig und Padua, wo er seinen ganzen Fleiß der vergleichenden Anatomie zuwendete. Nachdem er einige Zeit in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt gelebt, wurde er 1711 als Professor der Anatomie nach Padua berufen und erwarb sich in dieser Stellung, die er bis an seinen Tod, 5. Nov. 1771, bekleidete, einen großen Namen. Neben seinem Lehrfache und der pathologischen Anatomie, zu deren weiterer Ausbildung er durch sein Hauptwerk „De sedibus et causis morborum per ana-

tomen indagatis" (2 Bde., Ven. 1761; neueste Ausg., 6 Bde., Lpz. 1827—29; deutsch von Königsdörfer und Herrmann, 5 Bde., Altenb. 1771—76) den Grund legte, beschäftigte er sich gründlich mit Philologie und Archäologie, über welche Gegenstände seine „Opera omnia" (5 Bde., Ven. 1765) manche werthvolle Abhandlung enthalten. Von seinen übrigen einzeln gedruckten zahlreichen Schriften sind anzuführen: „Adversaria anatomica" (3 Bde., Bologna und Padua 1706—19; neue Aufl., 1741); „Epistolae anatomicae XVIII" (Ven. 1764); „Opuscula miscellanea" (2 Bde., Ven. 1763). In der Anatomie ist sein Name durch mehre von ihm zuerst beschriebene und nach ihm benannte Theile des menschlichen Körpers verewigt.

**Morgan** (Sidney, Lady), ausgezeichnete engl. Schriftstellerin, wurde 1789 zu Dublin geboren, wo ihr Vater, Owenson, Schauspieler war. Als Schriftstellerin machte sie sich zuerst bekannt durch eine Sammlung von Gedichten unter dem Titel „Lay of the Irish harp", dann durch die Romane „St.-Clair", „The novice of St.-Dominic", „The wild Irish girl" und „Patriotic sketches of Ireland", in denen sie die Sitten und Gebräuche Irlands in geistreicher Weise schilderte. Nach ihrer Verheirathung mit dem Arzt Sir Charles Morgan bereiste sie seit 1816 Frankreich und Italien; erst 1823 kehrte sie nach Dublin zurück. Außer einigen Romanen, wie „The missionary" und den irischen Sittengemälden „O'Donnel" und „Florence M'Carthy" (1818), erhöhte sie ihren literarischen Ruhm vorzüglich durch die beiden Werke „France" (2 Bde., Lond. 1817), eine geistreiche, scharfe, aber oft einseitige und fehlerhafte Schilderung franz. Zustände, und „Italy" (2 Bde., Lond. 1821), welches letztere von Byron als treu und vortrefflich bezeichnet wurde. Ihnen folgten „The life and times of Salvator Rosa" (1824), eine ihrer schwächsten Leistungen, und der Roman „The O'Briens and O'Flahertys" (1827). Im J. 1829 besuchte sie abermals Frankreich, wo sie ihr „Book of the boudoir" herausgab, das anziehende Anekdoten über sie selbst und ansprechende Einzelnheiten enthält, und 1833 Belgien. Die Zustände Frankreichs schilderte sie in „France in 1829" (Lond. 1830) und Belgiens in dem Roman „The princess or the beguine" (Lond. 1835). Alsdann gab sie „Woman and her master", eine philosophische Geschichte des Weibes, und „The book without a name" (1841) heraus, eine Sammlung von Aufsätzen und Skizzen aus ihrer eigenen Feder und der ihres Mannes, der 28. Aug. 1843 starb. Eine neue Auflage des „Wild Irish girl", welche 1847 erschien, bereicherte sie mit interessanten Anmerkungen und einigen autobiographischen Details. An den Freiheitsbestrebungen Italiens in den J. 1847 und 1848 nahm sie warmen Antheil und erließ ein offenes Sendschreiben an Pius IX., um ihn zum Beharren auf der von ihm eingeschlagenen reformatorischen Laufbahn zu ermuntern. Eine Broschüre des Cardinals Wiseman, in welcher einige vor ihr mitgetheilte Notizen über den angeblichen Stuhl des heil. Petrus in Rom Lügen gestraft wurden, veranlaßte sie zu dem „Letter to Cardinal Wiseman in answer to his remarks" (Lond. 1850), einer geistreichen Flugschrift, in der sie ihren hochgestellten Gegner vollständig aus dem Felde schlug. Sie lebt jetzt in literarischer Muße auf einer Villa bei London.

**Morganatische Ehe** (matrimonium ad morganaticam oder matrimonium ad legem Salicam), abgeleitet von dem goth. Worte morgjan, d. i. abkürzen oder beschränken, auch Ehe zur linken Hand, heißt diejenige Ehe, bei welcher durch die Ehepacten bestimmt ist, daß die nicht ebenbürtige Frau und ihre Kinder von den Standesvorrechten und der Erbfolge des Gatten und Vaters ausgeschlossen sein sollen. Auch Frauen können eine morganatische Ehe eingehen. Sie ist nach dem gemeinen Rechte nur den regierenden Häusern und dem hohen Adel, nach dem preuß. Landrechte aber auch dem niedern Adel und königl. Räthen gestattet.

**Morgarten**, ein Bergabhang an der Ostseite des Sees Egeri im schweiz. Canton Zug, wo gegenwärtig die Kapelle an der Haselmatt steht, wurde zum weltgeschichtlichen Namen durch den Sieg der Waldstädte Schwyz, Uri und Unterwalden über die Östreicher 6. Dec. 1315. Die erwähnten Cantone hatten nämlich aus Haß gegen Östreich sich für den Kaiser Ludwig von Baiern erklärt, auf dessen Seite auch der Kurfürst von Mainz war. Friedrich von Östreich, Ludwig's Gegenkönig, sprach daher über sie die Acht aus und der Bischof von Konstanz belegte sie mit dem Bann. Als nun Friedrich ein Heer von 20000 Mann unter dem Oberbefehl seines Bruders Leopold gegen die Waldstädte vorrücken ließ, besetzten die Waldstädter, im Ganzen etwa 1600 Mann stark, den schmalen Weg, der sich zwischen dem Berge Morgarten und dem See Egeri hinschlängelt, mit ihrem Haupttrupp, während der überbleibende Theil an der Seite des steilen Bergs sich aufstellte. Kaum war Leopold's Heer in den engen Paß eingedrungen, so ließen die am Berge aufgestellten Schweizer die hier aufgehäuften Steinmassen herabrollen, brachten dadurch die Reiterei in Unordnung und richteten solche Verheerung unter dem Feinde

an, daß es dem unten stehenden Häuflein möglich wurde, den vordringenden Theil des feindlichen Heeres größtentheils zu vernichten. Nur Wenige, unter ihnen der Erzherzog Leopold, entrannen dem Tode. Hierauf verbanden sich die drei Cantone zu Brunnen 8. Dec. 1315 auf immer, und ihnen schlossen sich bis 1513 nach und nach noch zehn Cantone an.

**Morgen**, Morgengegend oder Osten heißt diejenige Himmelsgegend, in welcher die Gestirne aufgehen. Auch gebraucht man Morgen für gleichbedeutend mit Morgenzeit. — **Morgenpunkt**, bei den Schiffern Ostpunkt oder Osten, heißt der Durchschnittspunkt des Äquators mit dem Horizonte in derjenigen Gegend des Himmels, wo die Sterne aufgehen. Er ist einer von den vier Cardinalpunkten, welche die Lage der vier Welt- oder Himmelsgegenden bestimmen. An den Tagen der Nachtgleichen, also um den 21. März und 23. Sept., geht die Sonne in dem Morgenpunkte auf, sowie sie in diesen Tagen genau in dem gerade entgegengesetzten Abendpunkte untergeht. An allen übrigen Tagen des Jahres geht sie im Sommer jenseit des Morgenpunktes nach Norden hin und im Winter diesseit desselben nach Süden hin auf. Die jedesmalige Entfernung eines aufgehenden Gestirns vom Morgenpunkte nennt man die **Morgenweite**.

**Morgen**, **Morgen Landes** (d. i. was ein Mann an einem Morgen mähen kann), ein Feldmaß in verschiedenen deutschen Staaten, in den Niederlanden und in Polen von sehr abweichender Größe. Der preußische oder alte magdeburger Morgen enthält 180 preuß. Quadratruthen = 25,532 franz. Aren; der sächs. Morgen 150 sächs. geometrische Quadratruthen oder ½ sächs. Acker = 27,6712 Aren; der hannov. Morgen 120 hannov. Quadratruthen = 26,2101 Aren; der bair. Morgen (Tagwerk, Juchert) 400 bair. Quadratruthen = 34,0727 Aren; der würtemb. Morgen 384 würtemb. Quadratruthen = 31,51745 Aren; der alte amsterdamer Morgen 600 alte amsterd. Quadratruthen = 81,2866 Aren; der poln. Morgen (morg, Mehrheit morgów) von 300 poln. Quadratruthen = 55,9872 Aren.

**Morgengabe** nannte man ursprünglich das Geschenk, welches der neue Ehemann der Frau am Morgen nach der Hochzeit machte. Spuren dieser Einrichtung finden sich schon in den ältesten deutschen Gesetzen. Die Morgengabe war früher ziemlich allgemein und ihre Größe wurde im Ehevertrage bestimmt; später fand sie nur beim Adel statt. Bei den sogenannten unstandesmäßigen Ehen vertrat sie die Stelle eines vollkommenen Abfindens, und von ihr hatte die Frau alle Ausgaben für sich und ihre Kinder zu bestreiten. — Etwas Anderes ist die gesetzliche oder sächsische **Morgengabe**, worunter man diejenigen beweglichen Sachen verstand, welche eine adelige Witwe nach dem Tode ihres Mannes aus dessen Gütern bekommen mußte. Dahin gehörten alles feldgängige Vieh weiblichen Geschlechts, Schafe und Gänse, zugelegtes Bauholz, nicht eingefügte Zaunstöcke u. s. w. Selten indeß wurde die sächs. Morgengabe in Natur gegeben, sondern es verglichen sich gewöhnlich die Erben des Mannes mit der Frau über eine gewisse Geldsumme, die sie erhielt. Durch das Mandat vom 31. Jan. 1829 wurde die Morgengabe im Königreiche Sachsen aufgehoben. — In der Bibelübersetzung Luther's wird durch **Morgengabe** die Summe bezeichnet, welche der Vater des Bräutigams an die Familie der Braut, als Kaufpreis der letztern, zahlt.

**Morgenröthe und Abendröthe.** Das farblose Licht der Sonne oder auch das zerstreute Tageslicht besteht aus einer großen Zahl verschiedenfarbiger Lichtstrahlen, welche eben durch ihre Gesammtwirkung auf die Netzhaut unsers Auges den Eindruck des Farblosen hervorrufen. Wenn einige dieser verschiedenfarbigen Lichtstrahlen verhindert werden, gleichzeitig mit den übrigen in unser Auge zu dringen, so entsteht durch die Zusammenwirkung dieser letztern stets ein farbiges Licht. Wird z. B. ein Theil der blauen Strahlen aufgehalten, so erscheint die Mischung der übrigen Strahlen in einer röthlichen Farbe. Wenn die Sonne des Morgens und des Abends in der Nähe des Horizonts steht, so haben die von den in ihrer Nähe liegenden Lufttheilchen zurückgeworfenen Lichtstrahlen einen weiten Weg durch die untern Schichten der Atmosphäre zurückzulegen und verlieren bei dem Durchgange durch dieselben einen mehr oder weniger großen Theil ihrer blauen Farbe, weshalb die Farbe der zu uns gelangenden Strahlen röthlich erscheint. Ob die Farbe ein weißliches oder grünliches Roth, ob sie ein Feuer- oder dunkles Purpurroth ist, hängt von dem Zustande der Atmosphäre an den von den Lichtstrahlen durchlaufenen Orten, namentlich von der Menge der vorhandenen Wasserdämpfe, von den Wolken u. s. w. ab. Da das Ansehen der Morgen- und Abendröthe durch die Beschaffenheit der Atmosphäre bedingt ist, so kann man daraus wol innerhalb gewisser Grenzen einen Schluß auf die nächstfolgende Witterung machen.

**Morgenstern**, s. Lucifer.

**Morgenstern** hieß eine Schlagwaffe im Mittelalter, welche zuerst bei den schweiz. Bauern aufkam. Sie bestand aus einer großen, 6—7 F. langen Keule, deren oberer Ballen mit Eisen beschlagen und zugleich mit starken eisernen Zacken versehen war. Diese Zacken wurden oft in Form eines Sterns eingefügt, wodurch der Kriegerwitz auf jenen Namen gefallen ist. Eine andere Art bestand aus einer dicken Stange, an deren Ende eine eiserne Kugel oder ein längeres Eisenstück mittels einer Kette befestigt war und die in ähnlicher Weise, wie die hussitischen eisenbeschlagenen Dreschflegel, zum Dreinschlagen gebraucht wurde. In den Händen starker Gesellen, die sie zu handhaben wußten, konnten solche Waffen allerdings beim Nahgefecht furchtbar werden.

**Morghen** (Raffaello), ausgezeichneter Kupferstecher, geb. zu Florenz 19. Juni 1758, stammte aus einer niederl. Familie, die sich zuerst in Frankreich, dann in Florenz niederließ. Den ersten Unterricht in der Zeichen- und Kupferstechkunst erhielt er durch seinen Vater, **Filippo M.**, geb. 1730, und dessen Bruder, **Giovanni Elia M.**, geb. 1721, welche Beide zu Neapel an dem Prachtwerke über die herculanischen Alterthümer arbeiteten. Um sich noch mehr zu vervollkommnen, ging er 1778 nach Rom zu Volpato, bildete sich in dessen Schule zum vollkommenen Künstler und verband sich dann mit ihm zu gemeinschaftlichen Arbeiten. Einem vortheilhaften Rufe nach Neapel, den er 1792 erhielt, zog er 1793 auf den Ruf des Großherzogs Ferdinand III. von Toscana die Anstellung als Professor der Kupferstechkunst an der Akademie der Künste zu Florenz vor. Er starb daselbst 8. April 1833. Wir besitzen von ihm eine Menge vortrefflicher Stiche, meist nach berühmten Bildern gearbeitet. Zu seinen vorzüglichsten Arbeiten gehören die Madonna della Seggiola und die Verklärung nach Rafael, die Madonna del Sacco nach Andrea del Sarto, Aurora nach Guido, die Jagd der Diana nach Domenichino, der Tanz der Jahreszeiten nach Poussin, das Grabmal Clemens' XIII. nach Canova und vor allem das Abendmahl nach Leonardo da Vinci (1800), dessen erste Abdrücke mit der Schrift, aber ohne das Komma nach dem Worte Vobis, ungemein theuer bezahlt werden. Andere ausgezeichnete Arbeiten von ihm sind die Bildnisse Dante's, Petrarca's, Ariosto's, Tasso's u. s. w. Ein vollständiges Verzeichniß seiner Blätter, deren Zahl sich auf 254 beläuft, gab sein Schüler Palmerini heraus (Flor. 1810; 3. Aufl., 1824). Seine Brüder, **Antonio M.** und **Guglielmo M.**, waren ebenfalls Kupferstecher, wurden aber von ihm verdunkelt; ein Sohn von ihm ist als Landschaftsmaler bekannt.

**Morgue** heißt in Paris ein in der Cité, am Quai du marché neuf gelegenes Gebäude, wo die im Flusse oder auf der Straße gefundenen Leichname unbekannter Personen drei Tage lang zur Schau ausgelegt werden. Die Leichen liegen hinter einer Glaswand, jede auf einem schrägen Paradebett von schwarzem Marmor, ganz nackt bis auf die Schamtheile, die mit einem Stück Leder bedeckt sind; oben darüber an der Wand hängen die Kleider. Die erkannten Leichen werden auf Verlangen und gegen Bezahlung der Unkosten und Gebühren den Familien ausgeliefert, die andern auf städtische Kosten beerdigt. Die Anzahl der jährlich ausgestellten Leichen beläuft sich im Durchschnitt auf 300, wovon fünf Sechstel dem männlichen Geschlechte angehören.

**Morhof** (Dan. Georg), deutscher Literator, geb. 6. Febr. 1639 zu Wismar, besuchte die Schule seiner Vaterstadt und das Pädagogium zu Stettin und studirte seit 1657 zu Rostock die Rechte und humanistischen Wissenschaften. Ein lat. Scherzgedicht auf den Tod eines Storchs erwarb ihm 1660 die Professur der Dichtkunst zu Rostock, die er 1666 mit der der Rede- und Dichtkunst an der neugestifteten Universität zu Kiel vertauschte, wo er 1673 zugleich Professor der Geschichte und 1680 Bibliothekar wurde. Er starb auf der Rückreise aus dem Bade Pyrmont zu Lübeck 30. Juni 1691. M. war ein Mann von großer Gelehrsamkeit und gesundem Urtheile. Durch seinen an literarischen Notizen sehr reichen „Polyhistor" (Lübeck 1688; 4. Ausg., 2 Bde., 1747) regte er in Deutschland zuerst ein planmäßigeres Studium der Literaturgeschichte an, für welche sein Werk lange Zeit Hauptquelle war. Sein „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie" (Kiel 1682; 3. Aufl., Lübeck und Lpz. 1718) ist besonders als erster Versuch, die deutsche Grammatik historisch zu begründen, von Wichtigkeit. Dagegen sind seine „Deutschen und lat. Gedichte" (Lübeck 1697) von geringem Belang. Eine Auswahl der ersten findet sich in W. Müller's „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh." (Bd. 8, Lpz. 1826).

**Morier** (James), engl. Romanschriftsteller, geb. um 1780, aus einer nach England übergesiedelten Familie der franz. Schweiz, genoß eine sorgfältige Erziehung und widmete sich namentlich den morgenl. Sprachen. Als Secretär bei der engl. Gesandtschaft in Persien hatte er Gelegenheit, sich mit der pers. Sprache und den pers. Sitten vertraut zu machen. Bei seiner Rückkehr legte er die gemachten Beobachtungen und Erfahrungen theils in seinen Reiseschilderungen, den „Travels in Persia, Armenia and Asia minor to Constantinople" (Lond. 1812)

und „A second journey trough Persia, Armenia and Asia minor" (Lond. 1818), theils in Romanen nieder. In den letztern, „The adventures of Hajji Baba" (5 Bde., Lond. 1824—28), „Zohrab, or the hostage" (3 Bde., Lond. 1832), „Ayesha, the maid of Kars" (3 Bde., Lond. 1834) und „The Mirza" (3 Bde., Lond. 1841), weiß er sich ebenso geschickt in den Charakter des Persers zu versetzen, als denselben durchzuführen; ihm glückte es im „Hajji Baba", was Viele vor ihm vergebens versucht hatten, den Perser als Beobachter und handelnde Person ins europ. Volksleben zu stellen. Dagegen fand der nach dem Deutschen bearbeitete Roman „The banished, a Suabian historical tale" (Lond. 1838) keinen Beifall, und auch „Abel Alinut" und „Martin Toutrond" (Lond. 1848) gingen ziemlich unbemerkt vorüber. M. starb zu Brighton im März 1849. — Sein Bruder, David R. M., widmete sich gleichfalls der diplomatischen Laufbahn und war zuletzt brit. Gesandter in der Schweiz, von wo er 1847 abberufen wurde. In seiner Schrift „What has religion to do with politics?" (Lond. 1848; deutsch von Wagner unter dem Titel „Politik und Christenthum", Basel 1851) suchte er den Beweis zu führen, daß zur wahrhaften staatsmännischen Bildung vor allem tiefe Religiosität nöthig sei.

**Mörike** (Eduard), einer der Dichter der neuen schwäb. Schule, geb. 8. Sept. 1804 zu Ludwigsburg, besuchte das Seminar zu Urach, wo er sich für das Studium der protest. Theologie vorbereitete, und wurde 1822 in das Stift zu Tübingen aufgenommen, wo er sich indeß mehr mit Goethe und den griech. Dichte als mit der Theologie beschäftigte. Hier dichtete er seinen „Letzten König von Orplid", den er nachmals als phantasmagorisches Zwischenspiel seinem Romane „Maler Nolten" einverleibte. Nachdem er 1827 Tübingen verlassen hatte, lebte er, da sich keine Stellung, die seinem Talente angemessen gewesen wäre, finden wollte, als Pfarrgehülfe in verschiedenen Gegenden Würtembergs, bis er 1834 Pfarrer in Clever-Sulzbach bei Weinsberg wurde. Kränklichkeit veranlaßte ihn, dies Amt niederzulegen und sich nach Mergentheim zurückzuziehen. Gegenwärtig lebt er, als Lehrer am Katharinenstift thätig, in Stuttgart. Sein Roman „Maler Nolten" (Stuttg. 1832) war das Erste, womit er öffentlich auftrat. Ihm folgten eine Sammlung von „Gedichten" (Stuttg. 1838; 2. Aufl., 1848), unter dem Titel „Iris" (Stuttg. 1839) eine Reihe Novellen und Märchen, zum Theil in dramatischer Form, die liebliche „Idylle vom Bodensee" (Stuttg. 1846) und ein Märchen, „Das stuttgarter Hutzelmännlein" (Stuttg. 1853). Seine Oper „Die Regenbrüder" wurde von Lachner in Musik gesetzt. M. ist unter den Dichtern der neuen schwäb. Schule einer der ausgezeichnetsten. Er dringt tief in das innerste Geheimleben der Natur und des menschlichen Gemüths ein, ohne dabei jemals die volle Herrschaft über seinen Stoff zu verlieren. Die größte Tiefe und die durchsichtigste Klarheit und Vollendung der Form vereinigen sich in seinen Productionen, unter denen besonders „Maler Nolten" hervorzuheben ist, in welchem er alle seine poetischen Kräfte concentrirt hat. Eigenthümlich ist der feine humoristische Zug, den er fast allein unter den schwäb. Dichtern offenbart.

**Morillo** (Don Pablo), Graf von Cartagena und Marquis de la Puerta, span. General, geb. 1777 zu Fuente in der Provinz Toro, von niederer Herkunft, diente anfangs in der Marine und machte sich zuerst in dem Kriege gegen Napoleon seit 1808 als Anführer einer Guerrilla in Murcia bekannt. Er stieg in den folgenden Jahren bis zum General und erkämpfte namentlich 1813 mehre Vortheile über die franz. Heere. Im Anfange des J. 1815 führte er eine Expedition von 10000 Mann nach Neugranada, um Südamerika wieder dem Mutterlande zu unterwerfen. Er eroberte Cartagena 5. Dec. 1815 und Sta.-Fé de Bogota im Juni 1816, wo er eine grausame Strenge gegen die Republikaner übte; doch seit Anfang 1817 mußte er vor Bolivar in den festen Plätzen eine Zuflucht suchen. Da seine allgemeine Amnestieerklärung zu Caracas 17. Sept. 1817 kein Vertrauen fand, so setzte er den Kampf bei ungleichen Mitteln mit großer Geschicklichkeit fort, bis er sich endlich zu Unterhandlungen mit Bolivar genöthigt sah, die den Waffenstillstand zu Truxillo 26. Nov. 1820 zur Folge hatten, worauf er nach Spanien zurückkehrte. Hier war sein Benehmen während der Cortesverfassung ein sehr zweideutiges. Er unterstützte das Unternehmen der absoluten Partei, mit Hülfe der Garden im Juli 1822 die Constitution zu stürzen. Als dasselbe gescheitert, schloß er sich den Constitutionellen an und wurde Generalcapitän von Asturien und Galicien; doch machte er sich durch seine Unthätigkeit sehr bald wieder verdächtig. Nachdem die Cortes in Sevilla die Suspension der königl. Macht ausgesprochen, erklärte er sich 26. Juni 1823 gegen dieselben und schien eine vermittelnde Rolle spielen zu wollen. Von dem franz. Generallieutenant Bourck gedrängt, schloß er indeß schon zu Anfange des Juli mit diesem einen Waffenstillstand, unterwarf sich der Regentschaft in Madrid und überlieferte den Franzosen Galicien, ohne auch nur den Versuch einer Vertheidigung zu machen, unter der Bedingung, daß ihm und seinen Anhängern Sicherheit der Perso-

nen, Rechte und Güter versprochen wurde. Die Willkürherrschaft in Folge der Restauration des absoluten Königthums nöthigte auch ihn zur Flucht nach Frankreich; seine in Spanien angekauften Nationalgüter wurden eingezogen. Unter Zea-Bermudez' Ministerium wurde er 1832 zurückberufen und als Generalcapitän von Galicien wieder eingesetzt. Nach dem Tode Ferdinand's VII. befehligte er eine Zeit lang die Christinos gegen Don Carlos, wurde aber dann abberufen und starb zu Madrid 1838. Seine „Mémoires" (Par. 1826) enthalten schätzbare Beiträge zur Geschichte der Vorfälle in Amerika.

**Möris** sollte nach den griech. Schriftstellern ein alter ägypt. König geheißen haben, von welchem der künstlich hergestellte große Mörissee in der westlich abgezweigten Provinz, die jetzt El Fayûm heißt, seinen Namen geführt habe. Umgekehrt hieß aber vielmehr der See Piom en Mere, d. i. der See der Überschwemmung, weil in ihn das Überschwemmungswasser des Nil geleitet und später zur Bewässerung der Umgegend von Memphis wieder abgelassen wurde. Aus dieser Bezeichnung machten erst die Griechen einen König Möris und übertragen auf diesen Namen, was sie von den Ägyptern über den Urheber des Sees vernahmen. Dieser König hieß bei den Ägyptern Amenemha III., gehörte der zwölften Dynastie, der letzten des alten Reichs an und regierte als vorletzter König dieser Dynastie um 2150 v. Chr. 42 J. lang. Er ist derselbe König, welcher an den Felswänden von Semneh in Unternubien die noch jetzt dort sichtbaren Angaben von höchsten Nilschwellen eingraben ließ, und dessen große Sorgfalt für das Bewässerungssystem des Landes sich auch sonst noch nachweisen läßt. Wegen der dabei viel geübten Feldmeßkunst wurde er auch von Einigen für den Erfinder der Geometrie ausgegeben.

**Möris** (Älius), mit dem Beinamen Atticista, ein bekannter griech. Grammatiker, lebte im 2. Jahrh. n. Chr. unter Hadrian und verfaßte unter dem Titel „Lexicon Atticum" ein kleines Wörterbuch, worin ganz im Geiste jener Zeit die Ausdrücke und Redensarten der frühern attischen Gräcität durch Ausdrücke des spätern oder gemeinen Dialekts erklärt werden. Am besten wurde dasselbe von Pierson (Leyd. 1759) und Koch (2 Bde., Lpz. 1830—31) bearbeitet und der bloße Text zuletzt von Bekker zugleich mit dem Harpokration (Berl. 1833) herausgegeben.

**Moriscos**, s. Mauren.

**Moritz**, Herzog und Kurfürst von Sachsen, geb. zu Freiberg 21. März 1521, der erstgeborene Sohn Herzog Heinrich's des Frommen mit seiner Gemahlin, einer Tochter des Herzogs Magnus von Mecklenburg, zeigte schon früh große Talente, verbunden mit rastloser Thätigkeit und einem feurigen Charakter, und erhielt eine sorgsame Erziehung. Sein Geist wurde noch mehr geweckt, als er zu weiterer Ausbildung mehre andere deutsche Höfe besuchte, die den einfachen Hof des Vaters an Glanz bei weitem übertrafen. Nachdem er 1539 in Torgau zur protest. Kirche übergetreten, vermählte er sich Anfang 1541 mit Agnes, der Tochter des Landgrafen Philipp von Hessen. Noch in demselben Jahre, 18. Aug., folgte er seinem Vater in der Regierung des Herzogthums Sachsen Albertinischer Linie. Obschon ein eifriger Anhänger der Reformation und Schwiegersohn eines der Häupter des Schmalkaldischen Bundes, war er doch nicht zu bewegen, dem Bunde beizutreten, sondern verharrte in einer selbständigen Stellung, vielleicht schon damals befangen in Planen nach höherer Würde und größerer Macht. Er stand mit seinem Vetter, dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen Ernestinischer Linie, in scheinbar gutem Vernehmen, bis eine ziemlich geringfügige Sache im Frühjahr 1542 einen Bruch herbeiführte. (S. Fladenkrieg.) Hierauf zog der Herzog noch in demselben Jahre dem Kaiser mit einem Corps gegen die Türken in Ungarn und im folgenden Jahre gegen die Franzosen zu Hülfe, wodurch er mehr und mehr dessen Gunst erwarb. Doch hielt ihn dieses offen zu Tage sich legende Bestreben nicht ab, 1545 die beiden Häupter des Schmalkaldischen Bundes im Kampfe gegen den Herzog Heinrich von Braunschweig zu unterstützen und den gefangen genommenen Herzog an den Landgrafen von Hessen auszuliefern. Als es aber 1546 zum offenen Kampfe zwischen dem Kaiser und dem Schmalkaldischen Bunde gekommen, schien ihm dies der günstigste Zeitpunkt zur Ausführung seiner längst gehegten Plane in Beziehung auf das Kurhaus Sachsen. Er entschied sich nun ganz für den Kaiser, der ihm in einem geheimen Vertrage zu Regensburg 19. Juni 1546, unter der Bedingung kräftigen Beistandes, die Kurwürde und die Erbländer des Kurfürsten zusicherte. Auf Befehl des Kaisers bemächtigte er sich in kurzer Zeit fast des ganzen Kurfürstenthums; doch mußte er dasselbe fast ebenso schnell dem ihm mit einer überlegenen Macht entgegentretenden Kurfürsten wieder einräumen. Ein Waffenstillstand, den der Kurfürst einging, war dessen Verderben. Hierdurch gewann der Kaiser Zeit, mit erprobten Truppen dem bedrängten Herzoge zu Hülfe zu eilen. Die Schlacht bei Mühlberg, die Gefangennehmung des inzwi-

schen geächteten Kurfürsten und die Capitulation von Wittenberg führten den Herzog an das Ziel seiner Wünsche. Am 1. Juli 1547 ertheilte ihm der Kaiser die Kurwürde und belehnte ihn mit einem großen Theile der Ernestinischen Erblande. Allein bei allen diesen Gunstbezeigungen erkannte der neue Kurfürst sehr wohl, wie der Kaiser jetzt um so sicherer seinen Plan verfolgen zu können meine, der dahin ziele, mit Unterdrückung der Rechte und Freiheiten der deutschen Fürsten sich zum unbeschränkten Herrscher Deutschlands zu erheben. Wie künstlich auch Karl V. unter dem Scheine, der kath. Kirche nur Schutz zu schaffen, seine egoistischen Absichten verbarg, dem Scharfblick des Kurfürsten vermochten alle die Schlangenwindungen der Politik das endliche Ziel des herrschsüchtigen Kaisers nicht zu verdecken. Da er einsah, daß nur durch offene Gewalt Deutschland gerettet und der Macht des Kaisers die nöthige Schranke gesetzt werden könne, so fing er seit 1550 unter dem Scheine, die ihm vom Kaiser übertragene Vollziehung der Reichsacht gegen die Stadt Magdeburg auszuführen, an, sich zu rüsten; auch schloß er ganz insgeheim 5. Oct. 1551 mit dem König Heinrich II. von Frankreich ein Bündniß gegen den Kaiser. Noch ein mal ließ er Karl V. durch eine feierliche Gesandtschaft um die Freilassung seines Schwiegervaters, des Landgrafen von Hessen, bitten; doch der sorglose Kaiser benahm sich hochmüthig und lehnte die Bitte ab. Jetzt warf M. die Maske ab und eröffnete den Feldzug. In einem Manifest erklärte er die Sicherheit der protest. Lehre, die Aufrechthaltung der Reichsverfassung und die Befreiung des Landgrafen als einzige Beweggründe zu diesem Kriege. Überall freudig empfangen, kam er in Eilmärschen so schnell nach Innsbruck, daß er den hier am Podagra daniederliegenden Kaiser beinahe gefangen genommen hätte. Der Kaiser gab nicht nur den Landgrafen und den Kurfürsten von Sachsen sogleich frei, sondern sah auch im Gefühle seiner Hülflosigkeit sich sehr bald genöthigt, durch seinen Bruder Ferdinand mit M. in Unterhandlungen zu treten, die zum Frieden führten und den Vertrag zu Passau 22. Aug. 1552 zur Folge hatten. So zerstörte M. mit einem Schlage die lange Jahre genährten feindlichen Plane des Kaisers gegen Deutschland, während er zugleich die Protestanten wieder mit sich versöhnte. Um indeß auch wieder dem Kaiser einen Beweis seiner Anhänglichkeit zu geben und namentlich aus Freundschaft für den König Ferdinand, wohnte er nach hergestelltem Frieden einem Feldzuge gegen die Türken in Ungarn bei, die er zwar in verschiedenen Gefechten schlug, gegen die er aber doch in Folge des schlechten Geistes des kaiserl. Heeres keine bedeutenden Vortheile zu erringen vermochte. Misgestimmt kehrte er nach Sachsen zurück, wo er nun dem Bündnisse gegen den Markgrafen Albrecht von Brandenburg beitrat, der, den Passauer Vertrag nicht anerkennend, den Krieg auf eigene Faust fortsetzte. In der Schlacht bei Sievershausen 9. Juli 1553 wurde der Markgraf zwar gänzlich geschlagen, dieser Sieg (zu dessen Andenken daselbst 1853 unter großen Feierlichkeiten ein Denkmal errichtet wurde) aber sehr theuer erkauft. Der Kurfürst war durch einen Schuß in den Unterleib verwundet worden und starb 11. Juli in Folge dieser Verwundung im Feldlager. M. besaß außer jener Klugheit, vermöge welcher er schlau die Umstände zu benutzen wußte, große Regenten- und Feldherrntalente, die ihn zu einem der größten deutschen Fürsten machten. Er begann sofort nach seinem Regierungsantritte gewaltige Reformen in Sachsen und würde unstreitig noch viel Größeres ausgeführt haben, wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre. Er befestigte Dresden, Leipzig und Pirna, gab dem Militär eine vollständigere Organisation, unterstützte den Bergbau und das Hüttenwesen und erwarb sich namentlich um die gelehrte Bildung große Verdienste durch die Begründung der drei Fürstenschulen und die Stiftung mehrer sehr nützlicher Institute bei der Universität zu Leipzig. In der Regierung folgte ihm sein Bruder August (s. d.). Seine Witwe heirathete 1555 den Herzog Johann Friedrich den Mittlern, starb aber wenige Monate nachher; seine einzige ihn überlebende Tochter, Anna, wurde die Gemahlin Wilhelm's I. (s. d.), Prinzen von Oranien. Vgl. Langenn, „M., Herzog und Kurfürst von Sachsen" (2 Bde., Lpz. 1841).

**Moritz, Prinz von Oranien**, Graf von Nassau, einer der ausgezeichnetsten Infanteriegenerale, war der Sohn aus der zweiten Ehe des Prinzen Wilhelm I. (s. d.) von Oranien mit Anna, des Kurfürsten Moritz von Sachsen Tochter. Er wurde zu Dillenburg 14. Nov. 1567 geboren und studirte zu Leyden. Sein Vater wurde 1584 meuchelmörderisch erschossen, worauf ihn die Provinzen Holland und Seeland, nachher auch Utrecht, zu ihrem Statthalter erwählten. Mit außerordentlichen Talenten ausgerüstet, übertraf M. als Feldherr bald alle Erwartungen. Er nahm 1590 durch Überfall Breda, befreite darauf Geldern, Overyssel, Friesland und Gröningen von den Spaniern und erhielt nun nebst dem Oberbefehl über die Land- und Seemacht aller vereinigten Provinzen zugleich die Statthalterschaft von Geldern und Overyssel, während die von Friesland und Gröningen seinem Vetter, dem Grafen Wilhelm von Nassau, zu Theil

wurde. Überhaupt nahm M. den Spaniern bis zu dem 1609 geschlossenen Waffenstillstande gegen 40 Städte und mehre Festungen und schlug sie in drei Feldschlachten, ungerechnet die Siege zur See, welche die republikanischen Viceadmirale an den span. und flandr. Küsten erfochten. So wurde M. der Gegenstand der allgemeinen Liebe und Achtung des Volkes, und auf diese baute sein feuriger Ehrgeiz den Plan der Oberherrschaft. Zugleich benutzte er dazu mit die theologischen Streitigkeiten der Remonstranten und Gomaristen, welche letztere er mit großem Eifer unterstützte. Allein seine Bemühungen, die Freiheit des Staats durch Parteisucht zu untergraben, scheiterten, und so sah er sich endlich genöthigt, von der Ausführung seiner Entwürfe abzustehen. Er starb im Haag 23. April 1625 und hatte seinen Bruder Friedrich Heinrich zum Nachfolger. Mit Ausnahme des Waffenstillstands von 1609—21 war er fast ununterbrochen im Kriege begriffen, den er meisterhaft verstand. Sein Heer galt für die erste Schule der Kriegskunst, und die von ihm gebildeten Krieger haben nicht wenig zu seinem Ruhme beigetragen. Er hatte die Kriegskunst von den Alten gelernt und erweiterte sie durch Anwendung eigener und fremder Erfindungen.

**Moritz**, Graf von Sachsen, bekannt unter dem Namen des **Marschalls von Sachsen**, ein ausgezeichneter Feldherr, war der natürliche Sohn des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, August's II. oder des Starken, und der Gräfin Maria Aurora von Königsmark (s. d.). Er wurde zu Goslar 28. Oct. 1696 insgeheim geboren, sofort nach seiner Geburt einer Erzieherin übergeben und sodann an verschiedenen Orten durch Privatlehrer gebildet. Doch fehlte es ihm sehr an der nöthigen Lust, etwas zu lernen. Dagegen zeigte er früh einen feurigen Geist und eine ungewöhnliche, von seinem Vater geerbte Stärke, der ihm als Reichsvicar den Titel eines Grafen von Sachsen ertheilte und ihn bald darauf zum Obersten eines Kürassierregiments machte. Die ersten Waffen trug er 1709 in Flandern unter Eugen und Marlborough, deren Lob er sich in dem Feldzuge von 1710 erwarb. Als im folgenden Jahre sein Vater Stralsund belagerte, durchschwamm er hier im Angesichte des Feindes die Meerenge Gellen. Nach diesem Feldzuge verheirathete ihn seine Mutter mit der reichen und liebenswürdigen Gräfin Löben; doch die Ehe war nicht glücklich, da M. zu sehr das Vergnügen und den Wechsel liebte. Unter allen Ausschweifungen widmete er sich eifrigst dem Studium der Kriegskunst. Im J. 1717 nahm er in Ungarn unter Eugen an dem Kampfe gegen die Türken Theil und war bei der Belagerung von Belgrad. Nach dem Frieden ging er 1720 nach Frankreich, da er das gesellige Leben der Franzosen liebte. Hier studirte er Mathematik, Kriegs- und Befestigungskunst und Mechanik, für welche er ein ausgezeichnetes Talent hatte. Nachdem er 1722 in Frankreich ein Regiment erhalten, bildete und exercirte er es selbst nach der von ihm schon in seinem 16. J. erfundenen Methode. Im J. 1726 wählten die Stände von Kurland ihn zu ihrem Fürsten, und die verwitwete Herzogin von Kurland, Anna Iwanowna, die Tochter des Zars Iwan Alexiewitsch, soll ihm damals Hoffnung auf ihre Hand gemacht haben. Doch Mentschikow, der nach dem Herzogthume strebte, schickte 800 Mann Russen nach Mitau und ließ den neuen Herzog in seinem Palaste belagern. Dieser, obgleich er nur 60 Mann hatte, vertheidigte sich mit so großem Muthe, daß die Belagerung aufgehoben werden mußte und die Russen sich entfernten. In jener Zeit ging M. Frankreich um Unterstützung an Geld und Truppen an. Er erhielt damals durch seine Geliebte, die berühmte Schauspielerin Adrienne Lecouvreur in Paris, die Summe von 40000 Livres, die sie durch Versetzen aller ihrer Kostbarkeiten zusammengebracht hatte. Nach seiner Zurückkunft nach Frankreich beschäftigte er sich wieder mit der Mathematik, und auch, als nach dem Tode seines Vaters sein Halbbruder, der Kurfürst August III. von Sachsen, ihm 1733 den Oberbefehl aller seiner Truppen anbot, zog er es vor, als Maréchal-de-Camp in dem franz. Heere zu dienen. In der Armee des Marschalls von Berwick entschied er 1734 in der Schlacht von Ettlingen an der Spitze einer Grenadierabtheilung den Sieg. Mit gleicher Unerschrockenheit führte er bei der Belagerung von Philippsburg mehre Angriffe aus und wurde hierauf Generallieutenant. Im Östreichischen Erbfolgekriege nahm er 26. Nov. 1741 Prag mit Sturm, und nachdem Eger einige Tage nach Eröffnung der Laufgräben ebenfalls erobert worden, führte er die Armee des Marschalls von Broglio an den Rhein zurück, wo er sich der Linien von Lauterburg bemächtigte. Im März 1744 wurde er Marschall von Frankreich; doch konnte er als Protestant nicht in dem Marschallstribunal seinen Sitz nehmen. Sein Feldzug in Flandern 1744, ein Meisterstück der Kriegskunst, stellt ihn an die Seite Turenne's, indem er den an Zahl überlegenen Feind in Unthätigkeit zu halten wußte. Noch größern Ruhm brachte ihm das J. 1745, wo er in den mit Östreich und England verbündeten Niederlanden, trotz einer schweren Krankheit, den Oberbefehl der franz. Armee führte und 11. Mai 1745 den wichtigen

Sieg bei Fontenoi davontrug, der schließlich selbst Brüssel in franz. Gewalt brachte. Der König von Frankreich ertheilte ihm dafür das Naturalisationspatent, beschenkte ihn nach dem Siege von Rocour, 11. Oct. 1746, mit sechs Kanonen und ernannte ihn 1747 zum Marschall aller seiner Armeen und nach der Einnahme von Bergen-op-Zoom, 16. Sept., zum Oberbefehlshaber in den eroberten Niederlanden. In Folge der Belagerung der Festung Mastricht im April 1748, deren Fall die Eroberung der gesammten Niederlande zur Folge gehabt haben würde, bot die Republik den früher von ihr verweigerten Frieden an, der zu Aachen 18. Oct. 1748 geschlossen wurde. M. zog sich nunmehr auf das Schloß Chambord zurück, das der König ihm zum Gebrauch überlassen hatte. Sodann machte er eine Reise nach Berlin zu Friedrich d. Gr., der ihn mit der ehrenvollsten Auszeichnung behandelte. Nach seiner Rückkehr lebte er in der Gesellschaft von Gelehrten, Künstlern und Philosophen wieder zu Chambord, wo er an einem Blutsturze 30. Nov. 1750 starb. Sein Leichnam wurde mit großer Pracht zu Strasburg in der protest. Kirche St.-Thomas beigesetzt. Ein großartiges Denkmal ließ ihm daselbst Ludwig XV. durch Pigalle errichten, der dasselbe 1765 begann, aber erst unter der folgenden Regierung 1776 vollendete. Zum Erben hatte M. den sächs. Grafen Friesen eingesetzt. Viel weiß die Sage von chimärischen Planen zu erzählen, die M. beschäftigten. So soll er die Absicht gehabt haben, die Juden wieder zu einem Volke zu vereinigen, sich zum Könige von Corsica zu machen und ein Königreich in Amerika, namentlich in Brasilien, zu gründen. Seine „Rêveries" (beste Ausg., 2 Bde., Par. 1757) sind voll kühner und neuer Ansichten in der Kriegswissenschaft, deren Gültigkeit die spätere Zeit bewährte. Auch hinterließ er „Lettres et mémoires choisis parmi les papiers originaux du maréchal de Saxe" (Par. 1794).

**Moritz** (Karl Phil.), ein genialer deutscher Schriftsteller, wurde 15. Sept. 1757 zu Hameln von armen Ältern geboren. Er lernte bei einem Hutmacher, hielt aber nicht lange aus, da sein unruhiger Geist und seine Neigung zum Sonderbaren und Außerordentlichen ihn aus seiner Heimat trieben. Nach mancherlei Schicksalen fand er endlich so viel Unterstützung, um zwei Jahre in Wittenberg studiren zu können. Doch betrieb er seine Studien sehr unregelmäßig und folgte dann einem Rufe Basedow's nach Dessau, wo er indeß sich nur kurze Zeit gefiel. Seine Bemühungen, in Potsdam eine Predigerstelle zu erhalten, schlugen fehl, und er war der Verzweiflung und dem Wahnsinn nahe, als er durch Teller und Büsching eine Lehrerstelle an dem Grauen Kloster zu Berlin erhielt. Aber auch dieser Lage bald überdrüssig, unternahm er 1782 eine Reise nach England, zu der er sich auf einem Spaziergange entschloß und die er ganz unvorbereitet antrat. Nach seiner Rückkehr verfiel er in immer größern Unmuth. In manchen Hoffnungen getäuscht, glaubte er tödtlich krank zu sein; indeß genas er wieder und erhielt 1784 eine außerordentliche Professur an einem berliner Gymnasium. Die Redaction der Voß'schen Zeitung führte er nur kurze Zeit, da er sich in die dazu nöthige Ordnung nicht fügen konnte; auch eine Reise in die Schweiz, die er mit einigen Freunden unternahm, wurde nur halb ausgeführt. Nach seiner Rückkehr faßte er eine schwärmerische Liebe für eine verheirathete Frau, die ihn zu seltsamen Verirrungen und zu der Rolle eines zweiten Werther verleitete. Er wäre vielleicht im Stande gewesen, wie sein Vorbild zu enden, wenn nicht die längst ersehnte Reise nach Italien seinem Geiste eine andere Richtung gegeben hätte. Er trat dieselbe 1786 an und verweilte zwei Jahre in Rom. Ungeachtet seiner Thätigkeit blieb indeß dieser Aufenthalt ohne tiefern Gewinn für ihn, da er zu unvorbereitet und in seinen Studien zu unstät und phantastisch war. Goethe, der ihn hier kennen lernte, nahm sich seiner dort und auch später immer freundlich an und machte ihn auch mit dem Herzog von Weimar bekannt, auf dessen Verwendung er Mitglied der berliner Akademie wurde. Nach seiner Rückkehr erhielt er die Professur der Alterthumskunde und der Theorie der schönen Künste bei der Akademie der bildenden und mechanischen Künste; zugleich aber schloß er eine Ehe, die sehr unglücklich ausfiel. Er starb 26. Juni 1793. Ohne Einheit, festen Lebensplan und gründliche, obschon vielseitige Bildung kam M. trotz eines reich begabten Geistes eigentlich nie zu einer klaren Anschauung seiner selbst und der Welt; er lebte in einer steten Selbsttäuschung und machte fast immer den Schauspieler eines fremden Lebens. Seine zahlreichen Schriften, mythologischen, antiquarischen, psychologischen und grammatischen Inhalts, unter welchen der „Versuch einer Prosodie" (Berl. 1786; neue Aufl., 1815) den meisten Einfluß hatte und noch jetzt von Werth ist, sind zum Theil sehr anziehend, und im Einzelnen belehrend. In den Romanen „Anton Reiser" (4 Bde., Berl. 1785—90; Bd. 5 von Klischnig, 1794) und „Andreas Hartknopf" (Berl. 1786) hat er sein Leben theilweise zu beschreiben versucht. Nicht unbemerkt darf bleiben, daß er der Erste war, der Jean Paul's Werth erkannte und den damals jungen Dichter auf seiner Laufbahn ermuthigte.

**Moritzburg**, ein königl. Jagd- und Lustschloß, drei Stunden von Dresden, im Friedwalde, im 18. Jahrh. häufig die Dianenburg genannt, wurde bereits von Kurfürst Moritz 1542 zu bauen begonnen, aber erst unter Kurfürst Christian I. 1589 vollendet. Später wurde es erweitert und unter August dem Starken sehr verschönert, der, sowie sein Nachfolger, daselbst häufig glänzende Jagden und prachtvolle Feste und Bälle mit Götter- und Türkenaufzügen hielt. Große Teiche, perspectivisch ausgehauene Waldungen, ein Fasanengarten mit dem neuen Schlosse, eine Menagerie, mehre schöne Privatgebäude und ein Park zur Hegung des Wildes bilden die Umgebungen des Schlosses, welches wie eine Insel aus dem Wasserspiegel des breiten, tiefen Schloßgrabens sich erhebt. Außer sieben großen Sälen, einer Kapelle und mehren Gewölben enthält dasselbe über 200 Zimmer mit Geräthen und Wandbekleidung im altfranz. Geschmack. Der große Tanzsaal ist mit 72 vergoldeten Hirschköpfen mit seltenen Geweihen von 24—50 Enden verziert. Überhaupt bezieht sich fast aller Schmuck auf die königl. Jagdfreuden des 17. und 18. Jahrh. Das neue Schloß, welches 1769 erbaut wurde, liegt in der Nähe des Parks auf einem Hügel am Großen Teich, der über eine Stunde im Umfange hat.

**Morlaken** oder Morlachen, slawisch Primorci, werden im engern Sinne die Bewohner des kroatischen Küstenlandes am Adriatischen Meere oder der karlstädter Militärgrenze genannt. Dieses Gebiet wird schon bei Konstantin Porphyrogennetes Parathalassia (d. i. Küstenland) genannt und wurde seit dem 6. Jahrh. nebst den anliegenden Inseln von den Slawen chorvatischen oder kroatischen Stamms bevölkert, die es Primorje, d. h. Meeresküstenland, benannten, sowie ebenfalls die mehr südlich in dem eigentlichen Dalmatien wohnenden Serben das Gebiet zwischen der Cettina und Narenta (Neretra) mit demselben Namen bezeichneten. Sonach nennt man im weitern Sinne das ganze Küstenland am Adriatischen Meere von Istrien ab Primorje, die Einwohner Primorci oder mit dem italienisirten Namen Morlaken. Die eigentlichen Morlaken gehören sämmtlich zur röm.-kath. Kirche, sprechen serbisch nach der chorvatischen Varietät, in den Städten auch ital., sind bekannt als tüchtige Schiffs- und Seeleute und bilden deshalb den Kern der östr. Marine.

**Mormonen**, auch Latter Day Saints oder Heilige des Jüngsten Tages heißt eine religiöse Sekte, welche 1827 von einem gewissen Joe Smith gestiftet wurde. Letzterer war 23. Dec. 1805 zu Sharon im Staate Vermont in Nordamerika geboren, beschäftigte sich viel mit Schatzgräberei und ähnlichen Dingen und ließ sich endlich im westlichen Theile des Staats Neuyork nieder. Nach seiner Behauptung empfing er hier 27. Sept. 1827 von dem Engel des Herrn eine auf goldglänzenden Metallplatten eingegrabene Schrift, welche er übersetzte und unter dem Titel „Book of the Mormons" herausgab. Dasselbe wurde 1830 zuerst in Amerika, 1841 zuerst in Europa gedruckt und neuerdings auch von John Taylor unter dem Titel „Das Buch Mormon" (Hamb. 1852) in das Deutsche übertragen. In einer der biblischen nachgebildeten Sprache erzählt dieses Buch Mormon, wie Lehi, ein frommer jüdischer Patriarch, mit seinen Söhnen Laman, Lemuel, Sam und Nephi, sowie einem gewissen Ischmael und dessen Töchtern zur Zeit des Königs Zedekia von Jerusalem aus in die Wildniß gezogen und, nachdem sie viele Tage gegen Osten gewandert, an die Gestade eines großen Meeres gelangt seien. Auf göttliche Eingebung erbaute Nephi, nach dem sämmtliche Nachkommen des Lehi Nephiten genannt werden, ein Schiff, auf dem er mit den Genannten nach dem ihm verheißenen gelobten Lande, Amerika, gelangte. Außer Lebensmitteln hatte er auch alle Thiere und Sämereien mit eingeschifft. Bald nach seiner Ankunft in Amerika, das zuerst durch die Jarediten, welche als gerechte Leute bei der babylonischen Sprachverwirrung Gnade gefunden hatten, colonisirt worden war, verfertigte Nephi eine Anzahl Messingplatten, worauf er die Pilgerfahrten und Abenteuer seines Stammes und viele Offenbarungen eingrub, die ihm Gott über die künftigen Schicksale desselben, sowie das Menschengeschlecht überhaupt mitgetheilt hatte. Vor seinem Tode salbte Nephi noch seinen Sohn Jakob über die Nephiten. Letztere nannten sich schon vor dem Erscheinen Christi auf Erden mit dem Namen Christen; auch erschien ihnen Christus selbst im 34. J. nach seiner Geburt, nachdem er von den Todten auferstanden war, und verkündigte ihnen das Evangelium ebenso, wie er es in Palästina gethan hatte. Hierauf lebten die Nephiten unter ihren Patriarchen ein gottesfürchtiges, christliches Leben, bis endlich um 320 n. Chr. innere Spaltungen und in deren Folge Kriege entstanden, durch welche alle Gottesfurcht und Frömmigkeit zu nichte gemacht wurde. Da erschien zuerst Mormon, ein frommer Christ und ausgezeichneter Krieger. Mit einem Heere von 42000 Mann besiegte er 330 n. Chr. die Lamaniten, welche wegen ihrer Gottlosigkeit dem Fluche Gottes und der Finsterniß der über sie hereinbrechenden Barbarei verfielen. Ihre weiße Hautfarbe verwandelte sich in ein schmutziges Roth, wie es die heutigen In-

dianer, ihre elenden Reste, aufzeigen. Moroni, der Sohn Mormon's, setzte die Geschichte in den beiden letzten Büchern der Mormonenbibel bis 400 n. Chr. fort, um welche Zeit die Nephiten, weil sie wieder in Laster versunken waren, von den Lamaniten gänzlich ausgerottet wurden. Moroni blieb übrig, vollendete die Geschichte seines Volkes auf den erwähnten Platten und versiegelte dieselben 420 n. Chr. zugleich mit zwei durchsichtigen Steinen, welche einst dem Schiffe der Jarediten bei ihrer Überfahrt nach Amerika als Fenster gedient hatten. Moroni selbst hatte als zukünftigen Entdecker dieser Platten den Joe Smith bezeichnet. Als nun Letzterer dieselben aufgefunden, benutzte er die erwähnten bunten Steine als Brille, um die „verbesserten Hieroglyphen", mit welchen Moroni nach seiner eigenen Angabe die Platten geschrieben hatte, zu lesen und zu verstehen.

Sogleich nach seinem Auftreten 1827 fand Joe Smith eine Menge Anhänger. Mehre Tausende folgten ihm nach dem Westen des Staats Missouri, wo sie bei Independence ihren ersten Tempel erbauten. Zwistigkeiten mit den Nachbarn, durch die Intoleranz Smith's hervorgerufen, waren der Grund zur Übersiedelung nach dem Westen des Missouri, wo sie die Stadt Far-West gründeten. Von hier durch Gewalt abermals vertrieben, zogen die Mormonen nach Illinois und legten hier in Hankock County 1840 die Stadt Nauvoo am Mississippi an. Die Stadt, in welcher sich auch der prächtige Tempel befand, blühte rasch auf und erhob sich zu bedeutendem Wohlstand. Der Prophet war Mayor der Stadt. Als solcher ließ er 1844 die Zeitungspressen eines excommunicirten Mormonen, des Doctor Foster, demoliren. Diese Gewaltthat veranlaßte die Districtsbehörde von Hancock County, welche ihren Sitz zu Carthage hatte, zu einem Verhaftsbefehl gegen Joe Smith, dessen Bruder Hiram und 16 andere bei der Demolirung betheiligte Personen. Der Constabler, welcher den Befehl an Joe Smith, als den Mayor der Stadt, überbrachte, wurde durch den City-Marshall ausgewiesen. Um dieser Widersetzlichkeit entgegenzutreten und dem Verhaftsbefehle Geltung zu verschaffen, wurde die Miliz aufgeboten, worauf die Mormonen Nauvoo befestigten und ihren Propheten bis aufs äußerste zu vertheidigen beschlossen. Die Bevölkerung der Staaten Missouri und Illinois theilte sich in Parteien für und gegen die Mormonen. Zugleich bemächtigte sich der Massen eine solche Aufregung, daß der Gouverneur von Illinois den Befehl über die Miliz selbst übernahm, welche die Stadt vollständig zu zerstören und ihre Bewohner niederzumetzeln drohte. Um Blutvergießen zu verhindern, foderte der Gouverneur Joe Smith auf, sich mit seinen Mitangeklagten freiwillig zu stellen, indem er ihnen seinen Schutz gegen etwaige Angriffe auf ihre Person zusagte. D' Bedingungen wurden endlich angenommen. Smith nebst seinem Bruder stellten sich und wur den in das Gefängniß zu Carthage gesetzt. Obgleich am 26. Juni der Gouverneur abermals seinen Schutz zugesagt hatte, brach doch den 27. Abends eine bewaffnete und zum Theil als Indianer verkleidete Bande in den Gewahrsam der Brüder. Man feuerte auf dieselben und Beide wurden tödtlich getroffen. Die Leiche Joe's ward hierauf noch als Zielscheibe an einen Brunnen gestellt und dann seinen Anhängern überlassen. Die Stätte seines Begräbnisses ist für Nichtmormonen ein Geheimniß.

Seit 1845 begannen nun die Mormonen, von ihren „heidnischen" Nachbarn fortwährend befehdet, in starken Zügen nach dem fernen Westen auszuwandern, um ein neues „Gelobtes Land" aufzusuchen. Von dem damals kaum noch bevölkerten Jowa aus drang eine Schar ihrer Pioneers auf bis dahin unerforschten Wegen auf der Nordseite des Platte vor, überschritt den Elkorn, folgte dann dem Oregon bis Fort Bridger und gelangte endlich von hier aus, die Rocky-Mountains überschreitend, 23. Juli 1847 in das Thal des Salzsees (Salt Lake). Sogleich begannen sie die Colonisation des Landes und die Anlage der Hauptstadt ihres neuen Staats, ihres „Neuen Zion" oder „Neuen Jerusalem". Zwei Jahre nach Erbauung des ersten Hauses zählte die Stadt (Great Salt Lake City) schon 900 E.; die Bevölkerung des ganzen Mormonenstaats, von den Amerikanern 1850 unter dem Namen Utah (s. d.) als Territorium aufgenommen, von den Mormonen selbst aber Deseret oder „Land der Wüsten- und Honigbiene" genannt, betrug nach dem Census von 1850 schon 11354 Seelen und hatte sich Ende 1851 auf 30000, 1852 bereits auf mehr als 40000 vermehrt.

Waren es einerseits die außerordentliche Befähigung und Umsicht der Mormonen beim Colonisiren, welche, in Verbindung mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer, das rasche Aufblühen des Mormonenstaats herbeiführten, so sind es andererseits die wichtige geographische Lage und die begeisterte, immer neue Einwanderer herbeiführende Proselytenmacherei, welche die Entwickelung noch begünstigen und dem Staate eine einflußreiche Zukunft versprechen. Nachfolger Joe Smith's und gegenwärtiger erster Präsident des Priesterstaats Utah ist Briham

Young. Ihm zur Seite stehen zwei Räthe und der Patriarch John Smith. Die zweite Behörde bildet das „Quorum der zwölf Apostel" nebst dem Geschichtsschreiber der Kirche, dem „Präsidenten des Stabes Zion" (President of the stake of Sion) und zwei Räthen; eine dritte, der „Hohe Rath", besteht aus zwölf Mitgliedern. Sonst gehören zur „Priesterschaft der Kirche" noch mehre Räthe, ein Präsident der Siebenziger, ein präsidirender Bischof der Kirche, die Präsidenten der Ältestenversammlung (Elder's Quorum), der Lehrerversammlung (Teacher's Quorum) und der Diakonenversammlung (Deacon's Quorum). Genauere Nachrichten über den innern Organismus des Mormonenstaats, welcher als Theokratie bezeichnet werden kann, sind noch nicht nach Europa gelangt. Bei Errichtung des Territoriums Utah wurde Briham Young von den Vereinigten Staaten zum Gouverneur ernannt. Doch hat derselbe sich in seinem Handeln so feindselig gegen die Union gezeigt, daß die richterlichen Beamten, welche von Washington aus nach Utah gesendet wurden, sich genöthigt sahen, das Land zu verlassen. Eine von denselben dem Congresse 1852 überreichte Darlegung der Zustände des Mormonenlandes enthält nicht allein die heftigsten Anklagen gegen den Gouverneur und die übrigen Beamten, sondern erklärt die Verfassung derselben für durchaus unverträglich mit den politischen Institutionen der Vereinigten Staaten, sowie die Mormonen überhaupt für unfähig zu jedem Verkehr mit der auf anderm Grunde beruhenden menschlichen Gesellschaft. Mag auch dieser Bericht, sowie die vieler Andern parteiisch und leidenschaftlich sein, so erklären doch fast Alle einstimmig die Mormonen, wenigstens soweit sie in Nordamerika ansässig sind, für außerordentlich thätig und intelligent und ihr gegenwärtiges Oberhaupt für einen ebenso umsichtigen als energischen Charakter.

Über die Glaubens- und Lebensansichten der „Heiligen des Jüngsten Tages" ist noch wenig bekannt; auch sind dieselben von ihren Stiftern und Häuptern nicht in systematischer Form dargelegt worden. Ziemlich allgemein wird behauptet, daß bei ihnen Polygamie gestattet sei; doch scheint die Vielweiberei nur auf die Häupter des Volkes beschränkt zu sein. Auch einen eigentlichen Communismus kann man, wie es geschehen, ihnen nicht zuschreiben. Der Einzelne ist nur verpflichtet, den zehnten Theil seines Besitzes, sowie den zehnten Theil seines Ertrags oder Einkommens in den „Schatz des Herrn" niederzulegen, welcher im Interesse der gesammten Kirche, des Staats, verwendet wird. Die Propaganda wird von den Mormonen mit höchstem Eifer betrieben und hat auch bereits die günstigsten Erfolge gehabt. Seit 1837, wo zuerst ihre Sendboten nach England kamen, hat der Mormonismus durch seine „Apostel der Heiligen" bereits viele Anhänger in Frankreich, Dänemark und Norwegen, namentlich aber in Großbritannien und Irland geworben, wo sie selbst 1852 bereits 30747 zählten. Auch in Asien und Afrika, mehr noch auf den Südseeinseln haben die Mormonen Proselyten gemacht, sodaß ihre Gesammtzahl Anfang 1853 auf 300000 geschätzt wurde. Ein Religionsgebot legt allen „Heiligen" die Verpflichtung des „Gathering" (d. i. Versammlung) auf, nach dem „Zion" in Utah überzusiedeln, da nur Die, welche sich in Zion versammeln, von dem allgemeinen Strafgericht, das am Jüngsten Tage (Latter Day) über die gesammte Menschheit, wahrscheinlich noch in diesem Jahrhundert hereinbrechen wird, ausgenommen sein werden. Die Bestrebungen ihrer Missionare in Europa werden durch mehre Zeitschriften unterstützt. So erscheint zu Liverpool „Der tausendjährige Stern", in Wales „Die Posaune Zions", in Paris „Der Stern Deserets" u. s. w. Der „Skandinavische Stern", der zu Kopenhagen erschien, wurde 1853 verboten, ebenso „Zions Panier", von dem vier Hefte (Nov. 1851 bis Febr. 1852) in Hamburg herausgekommen waren

Man hat vielfach die Ansicht ausgesprochen, daß der Stifter der Sekte, Joe Smith, ein Betrüger gewesen und nach lange und reiflich überdachtem Plane mit seinem „Book of the Mormons" und seiner Prophetenrolle hervorgetreten sei. Mag er aber auch, wie dies in dergleichen Fällen stets geschieht, nicht ohne überlegte Absicht gehandelt haben, so ergibt sich doch aus den officiell über seine Lebensverhältnisse eingezogenen Nachrichten mit Sicherheit, daß er in Selbsttäuschung befangen gewesen und in der vollen Überzeugung von seiner göttlichen Sendung auftrat. Über den Ursprung der Mormonenbibel scheint fest zu stehen, daß das Buch von einem Geistlichen Namens Salomon Spaulding zu Neusalem um 1812 verfaßt wurde. Dieser hatte bei der Abfassung dieses phantastischen und romanhaften Erzeugnisses keinen andern Zweck, als sich und seinen Nachbarn, denen er es stückweise vorzulesen pflegte, eine Unterhaltung zu bereiten. Als Spaulding später nach Pittsburg gezogen war, zeigte er das Manuscript einem Zeitungsredacteur, Namens Patterson, welcher es zum Durchlesen mit sich nahm. Längere Zeit darauf stellte dieser Patterson dem Verfasser den Antrag, das Buch mit einer Vorrede zu veröffentlichen, worauf jedoch Spaulding nicht einging. Unterdessen jedoch hatte ein gewisser Sidney Rigdon, welcher in Patterson's Druckerei als Setzer beschäftigt war und der in der spätern

Geschichte der Mormonen eine hervorragende Rolle spielte, das Manuscript copirt, wodurch Smith Kenntniß von demselben erlangte. Nach andern, minder beglaubigten Nachrichten war Rigdon selbst der Verfasser des Buchs und Smith von diesem hintergangen worden. Vgl. Gunnison, „The Mormons or Latter Day Saints in the valley of the Great Salt Lake" (Phil. 1852).

**Mornay** (Philippe de), Seigneur du Plessis-Marly, franz. Staatsmann unter Heinrich IV., geboren auf dem Schlosse Buhy in der Normandie, wurde zu Paris erzogen und machte schnelle Fortschritte in den schönen Wissenschaften, den Sprachen und namentlich in der Theologie. Als ein jüngerer Sohn war er für die Kirche bestimmt; allein seine Mutter, eine heimliche Protestantin, wußte ihn von der geistlichen Laufbahn zurückzuhalten. Nachdem 1560 sein eifrig kath. Vater gestorben, bekannte er sich ebenfalls zur Reformation und begab sich auf weite Reisen nach Italien, Deutschland, Holland und England, wo er allenthalben die politischen Verhältnisse studirte und seine Kenntnisse vervollständigte. Nach seiner Rückkehr wäre er bald in der Bartholomäusnacht als Opfer gefallen; er verbarg sich einige Tage zu Paris und entfloh dann nach England. Doch schon nach einem Jahre betrat er wieder den vaterländischen Boden und lebte nun in Zurückgezogenheit, bis er 1575 in die Dienste des Königs von Navarra, des spätern Heinrich IV., trat, der sich seiner bei allen diplomatischen Unterhandlungen bediente. Als der Krieg mit der Ligue ausbrach, wurde er ganz die rechte Hand des Königs. Er entwarf Kriegsplane, leitete die Verhandlungen, vertheidigte die Sache seines Herrn durch Schriften und suchte demselben nach allen Seiten hin Anhänger und Unterstützung zu verschaffen. Der Übertritt Heinrich's IV. zum Katholicismus verletzte ihn indessen so, daß er dem Könige durch seinen Freimuth und Vorwürfe oft lästig wurde. Dessenungeachtet erhob ihn Heinrich nach dem Frieden, zu dem er ganz besonders beigetragen, zum Staatsrath und später zum Gouverneur von Saumur, wo er für seine Glaubensgenossen eine Akademie errichtete. Als er sich wegen einer Schrift über den Misbrauch der Messe vor der kath. Geistlichkeit verantworten sollte, erklärte er, daß er dies nur in einer öffentlichen Disputation thun würde. Dieselbe fand 1600 zwischen ihm und dem Bischof Duperron von Evreux zu Fontainebleau statt; doch unterlag er der Geschicklichkeit und den Kenntnissen seines Gegners und hatte der protest. Sache nur geschadet. Bei der Erhebung der Hugenotten 1620 suchte er zwischen den Parteien Frieden zu stiften, weshalb er sein Gouvernement verlor. Er zog sich hierauf auf seine Baronie Laforêt-sur-Sèvre in Poitou zurück und starb daselbst 11. Nov. 1623. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen „Vérité de la religion chrétienne" (Antw. 1580); „Traité sur l'eucharistie" (1598); „Mémoires et correspondance pour servir à l'histoire de la réformation en France" (1624; neue nach dem Manuscript gefertigte Aufl., 12 Bde., Par. 1824), die einen höchst wichtigen Beitrag zur Geschichte Frankreichs enthalten.

**Morny** (Graf von), franz. Staatsmann, geb. 1811 zu Paris, machte seine Schulstudien in dem dortigen Collège Bourbon, jetzigen Lycée Bonaparte, und trat 19 J. alt in die Stabsschule, welche er 1832 als Unteroffizier verließ. Mit dem Herzog von Orléans, dem damaligen Kronprinzen, nach Afrika geschickt, wohnte er daselbst der Campagne von Mascara und dem ersten Feldzuge von Konstantine bei. Bei dieser Gelegenheit verwundet, erhielt er auch das Ehrenkreuz. Im J. 1838 trat er aus dem Dienste, um sich der Landwirthschaft und Industrie zu widmen, und legte in der Auvergne eine Runkelrübenzuckerfabrik an. Sodann wurde er 1842 vom Depart. Puy-de-Dôme in die Deputirtenkammer abgeordnet, wo er bei verschiedenen Debatten ein nicht gewöhnliches Rednertalent entwickelte und als praktischer Geschäftsmann in großem Ansehen stand. In den letzten Zeiten der Regierung Ludwig Philipp's hatte sich unter der Leitung des Oberredacteurs der „Presse", E. Girardin, eine kleine Phalanx von Deputirten gebildet, die sich „progressistische Conservateurs" nannten. Zu diesen hielt sich M., blieb aber dabei strengen Regierungsgrundsätzen treu, und von ihm ging das berühmte Amendement aus, wodurch die Kammer von 1848 sich mit der Politik des Guizot'schen Ministeriums zufrieden erklärte. Nach der Februarrevolution von 1848 blieb M. ein Jahr lang von den Staatsgeschäften entfernt. Als aber die Wahl Ludwig Napoleon's zum Präsidenten der Republik einen neuen politischen Wendepunkt herbeiführte, ließ sich M. im Depart. Puy-de-Dôme in die Legislative Versammlung wählen, wo er sich entschieden für die Staatsgewalt erklärte. Am 2. Dec. 1851 übernahm er das Portefeuille des Innern, welches er 23. Jan. 1852 wieder niederlegte. Bei den Wahlen von 1852 wurde er im Depart. Puy-de-Dôme in zwei Wahlbezirken zum Mitgliede des Gesetzgebenden Körpers gewählt. Im J. 1853 hat ihn eine kaiserliche Ordonnanz zum Senator erhoben. M. soll durch die Bande des Blutes mit dem kaiserlichen Hause eng verbunden sein und übte zu Zeiten im Rathe Ludwig Napoleon's einen bedeutenden Einfluß aus

**Morpeth**, s. Carlisle.

**Morpheus**, der Sohn des Schlafes und der Gott der Träume, eigentlich der Gestalter, wegen der Gestalten oder Bilder, die durch ihn in der Seele des Schlafenden entstehen, kommt zuerst bei Ovid vor. Übrigens kann er nur in menschlicher Gestalt erscheinen; um Thiere nachzubilden, haben die Götter den Ikelos oder Phobetor, und für leblose Gegenstände den Phantasos. Dargestellt wird er als Greis und geflügelt, aus einem Horn schlafbringenden Duft ausgießend.

**Morphin** oder **Morphium**, eine organische Salzbase, wurde 1805 von Sertürner im Opium entdeckt, dessen wichtigsten Bestandtheil sie ausmacht. Das Morphin krystallisirt in glänzenden, farblosen, sechsseitigen Säulen, schmilzt in der Wärme und erstarrt nach dem Erkalten zu einer krystallinischen Masse. Mit Säuren bildet es die Morphinsalze, von denen das essigsauere Morphin und das salzsauere officinell sind. Der Geschmack der Morphinsalze ist bitter und ekelerregend; in kleinern Dosen wirken sie narkotisch, in größern selbst tödtlich. Die für den Menschen so giftigen Morphinsalze können mehren Thieren (wie Hunden, Katzen, Vögeln, Kaninchen und Affen) in beträchtlichen Dosen ohne Gefahr gegeben werden.

**Morphologie** oder **Pflanzengestaltlehre** (morphologia, vom griech. μορφη: Form, Gestalt) umfaßt die Darstellung der äußern Gestalten der Pflanze und ihrer Organe und wird in den allgemeinen Theil, in welchem die Gestalten der Pflanzen und der Pflanzenorgane im Allgemeinen abgehandelt werden, und in den speciellen Theil gesondert, welcher die Gestalt der Pflanzen nach ihren Hauptgruppen sammt ihren Organen behandelt. Die Darstellung der innern Gestaltung der Pflanzen und ihrer Organe gehört der Pflanzenanatomie an. Unter allen Abschnitten der reinen Botanik ist die Morphologie der wichtigste, sowol für den Begriff der Gattung und Art als auch für die systematische Anordnung des Pflanzenreichs, und deshalb auch von jeher die Grundlage bei Behandlung der Botanik gewesen. Zur Morphologie gehört auch die Darstellung der Umwandelung (s. Metamorphose) der Pflanzenorgane.

**Morrison** (Rob.), ein protestantischer Missionar, geb. 5. Jan. 1782 zu Morpeth in Northumberland, wurde von der brit. Bibelgesellschaft nach Macao und Kanton gesendet, um das Chinesische zu erlernen und dann die Heilige Schrift in diese Sprache zu übersetzen. Nachdem er 4. Sept. 1807 in Macao angelangt, hatte er mit vielen Mühseligkeiten zu kämpfen, bis er 1809 eine Stelle in den Factoreien daselbst erhielt. Als 1816 Lord Amherst nach China kam, begleitete er denselben als Dolmetscher. Im J. 1818 errichtete er zu Malakka ein Anglo-Chinese college für engl. und chines. Literatur und zur Verbreitung des Christenthums. Nach 17jährigem Aufenthalte in China kehrte er 1823 nach England zurück und brachte eine Sammlung von 10000 Büchern in chines. Sprache mit sich dahin. Bereits 1826 aber ging er wieder im Auftrage der Ostindischen Compagnie nach China, wo er später bei den eintretenden Streitigkeiten der Engländer mit der chines. Regierung als Agent gebraucht wurde. Im Juli 1834 begleitete er als Dolmetscher den brit. Gesandten, Lord Napier, nach Kanton und starb daselbst 1. Aug. 1834. Seine Kenntniß des Chinesischen hat er durch die „Horae Sinicae“ (Lond. 1812), die „Chines. Grammatik“ (Serampore 1815) und das „Chines.-engl. Wörterbuch“ (6 Bde., Macao 1815—19) bekundet. — **Morrison** (John Robert), Sohn des Vorigen, geb. zu Macao im April 1814, gewann frühzeitig eine so ausgezeichnete Kenntniß des Chinesischen, daß er nach dem Tode des Vaters zu dessen Nachfolger als Secretär und Dolmetscher der brit. Factorei in Kanton ernannt wurde. Wegen der Zerwürfnisse mit China mußte er 1839 diese Stadt verlassen und begleitete die engl. Expedition nach Schanghai und Nanking. Nach dem Frieden erhielt er den Posten eines Colonialsecretärs und Mitglieds der legislativen Versammlung in Hongkong, wo er jedoch schon im Herbst 1843 an einem klimatischen Fieber starb. Außer andern literarischen Arbeiten hat man von ihm ein für Handeltreibende nach China sehr wichtiges Handbuch, den „Chinese commercial guide“ (Kanton 1834).

**Mörs**, auch **Meurs** oder **Moeurs**, ein ehemaliges, zum Westfälischen Kreise gehöriges deutsches Fürstenthum am linken Rheinufer, das von den Herzogthümern Kleve, Geldern und Berg und ehemaligen kurkölnischen Landestheilen umgrenzt wurde und auf etwa 6 QM. 28000 meist ref. E. enthielt, stand im Mittelalter unter den Grafen von Mörs, die bei Kleve zu Lehn gingen. Durch die Verheirathung der Tochter des letzten Grafen, Friedrich von Mörs, mit dem Grafen Wilhelm III. zu Wied und Isenburg ging M. an diesen über und sodann wieder an dessen Schwiegersohn, den Grafen von Nuenar oder Nuevenar. Nach dem Aussterben des letztern Geschlechts vermachte die letzte Gräfin, trotz der vertragsmäßigen Ansprüche Kleves, die Grafschaft dem Prinzen Moritz von Oranien, bei dessen Hause sie verblieb, bis nach dem Tode Wilhelm's III. von Oranien der König Friedrich I. von Preußen als Herzog von Kleve

dieselbe 1702 einziehen und 1707 zum Fürstenthum erheben ließ. Im Luneviller Frieden von 1801 wurde M. an Frankreich abgetreten und dem Roerdepartement einverleibt. Durch den Pariser Frieden kam es an Preußen zurück und gehört gegenwärtig, unter die Kreise Geldern und Krefeld vertheilt, dem preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf an. Vgl. Altgelt, „Geschichte der Grafen und Herren von M." (Düsseld. 1846). Die ehemalige gleichnamige Hauptstadt Mörs mit 3200 E. und einem alten Schlosse, hat eine kath. und eine evang. Kirche, ein Progymnasium, ein Schullehrerseminar, und treibt vorzüglich Seiden-, Baumwoll-, Flanell- und Barchentweberei. Am 25. März 1852 veranstaltete M. bei Anwesenheit des Königs die Feier des 150jährigen Jubelfestes zur Erinnerung an die Einverleibung der Grafschaft in Preußen.

**Morse** (Samuel Finley Breese), amerikanischer Künstler und Erfinder des elektromagnetischen Telegraphen, ist der älteste Sohn des durch seine Geographie von Amerika bekannten Geistlichen Jedediah M. und wurde zu Charlestown im Staate Massachusetts 27. April 1791 geboren. Er erhielt eine gelehrte Erziehung in Yale-College, wo er 1810 promovirte. Doch hatte er schon von frühester Jugend an eine entschiedene Vorliebe für die Kunst gezeigt, und sein Vater willigte nach langem Widerstreben ein, ihn mit Allston nach Europa gehen zu lassen, um sich dort der Malerei zu widmen. Im August 1811 in London angekommen, bildete er sich unter West in der königl. Akademie aus und gewann durch sein 1813 ausgestelltes Gemälde (der sterbende Hercules) den Beifall der Kenner und seines Lehrers. Indessen nöthigte ihn Geldmangel, im folgenden Jahr nach den Vereinigten Staaten zurückzukehren, wo er zuerst in Newhampshire, dann in Südcarolina als Porträtmaler einen kärglichen Unterhalt fand. Ums J. 1822 wandte er sich nach Neuyork, welche Stadt seinem Talente größern Spielraum darbot. Im Auftrage des Gemeinderaths malte er hier das lebensgroße Bildniß Lafayette's, welcher damals auf seinem Triumphzuge durch die amerikanische Union begriffen war. Bald darauf stiftete M. den Künstlerverein, der sich später zu der „National academy of design" erweiterte, bei welcher er die Würde eines Präsidenten bekleidete und zum ersten mal in Amerika Vorlesungen über die Kunst hielt. Im J. 1829 machte er eine zweite Reise nach Europa und schiffte sich nach dreijährigem Aufenthalt in England, Frankreich und Italien 1832 auf dem Packetboot Sully wieder nach Amerika ein. Auf der Überfahrt wurde er durch den Bericht eines Passagiers über die vor kurzem in Paris vorgenommenen elektromagnetischen Experimente zuerst auf die Idee gebracht, diese Kraft zur Herstellung einer telegraphischen Verbindung anzuwenden. Bei seiner Ankunft in Neuyork hatte er bereits einen Plan dazu ausgearbeitet, den er jedoch unpraktisch fand; er kehrte daher zu seiner Kunst zurück, indem er jedoch jeden freien Augenblick der Verwirklichung des von ihm gefaßten Gedankens weihte. Nach mehren erfolglosen Versuchen konnte er endlich 1835 der neuyorker Universität ein Modell seines „Recording electric telegraph" vorlegen, wovon er den ganzen Apparat, mit Ausnahme einer dazu gebrauchten hölzernen Uhr, selbst angefertigt hatte. Im J. 1837 nahm er in Washington ein Patent auf seine Erfindung, zu derselben Zeit, wo Wheatstone in England und Steinheil in Baiern magnetische Telegraphen zu Stande gebracht hatten. Der des Letztern stimmt in seinem Princip mit dem M.'schen überein, hat sich aber wegen seines feinen und complicirten Mechanismus für größere Linien unzweckmäßig erwiesen, weshalb der 1851 in Deutschland zusammengetretene Eisenbahncongreß nach dem eigenen Rathe Steinheil's beschloß, sich in Zukunft nur der von M. vorgeschlagenen Methode zu bedienen. Der erste elektromagnetische Telegraph in den Vereinigten Staaten trat 1844 zwischen Washington und Baltimore in Wirksamkeit, und seitdem hat M. die Freude gehabt, die Drähte in seinem Vaterlande über eine Entfernung von 15000 engl. Meilen sich ausdehnen zu sehen. Trotz dieses glänzenden Erfolgs trägt M. sich noch immer mit dem Gedanken, sich einst von neuem seiner Kunst zu widmen, an der er nicht aufgehört hat, das lebhafteste Interesse zu nehmen.

**Mörser**, früher Mortier, nennt man diejenige Geschützart, welche ihre Geschosse in sehr hohen Bogen, meist unter Richtungswinkeln von 30—60°, wirft, nicht blos um jede Deckung vor dem Ziele zu übersteigen, sondern vorzüglich um den Geschossen durch den Fall aus größerer Höhe mehr Percussionskraft zu geben. Die Einrichtung des Mörserrohrs kommt mit dem der Haubitze (s. d.) überein, nur stehen die Schildzapfen gewöhnlich am Boden und die Traube fällt weg. Die gewöhnlichen Arten sind 7-, 10-, 16-, 25-, 30-, 48-, 50-, 60pfündige. Außerdem hat man besondere Mörser mit weiter Mündung, um Steine, Spiegelgranaten und Kartätschen zu werfen, die sogenannten Steinmörser; ferner kleinere als die siebenpfündigen, die Handmörser, auch Coehörner genannt, und Schaftmörser, welche zum Werfen einzelner Spiegelgranaten aus Kasemattenscharten bestimmt und deshalb mit einem langen hölzernen Schaft statt der

Laffete versehen sind. In Frankreich und England wird zur Bezeichnung des Mörsers nicht das Gewicht der (steinernen) Bombe, sondern das Zollmaß des Mündungsdurchmessers gebraucht. Übrigens unterscheidet man die hängenden Mörser, bei denen die Schildzapfen am Mittelstück sitzen, von den stehenden, deren Schildzapfen am Boden angebracht sind; bei den Fußmörsern fallen die Schildzapfen ganz weg, das Rohr ist an eine Platte angegossen und bildet mit ihrer untern Fläche einen Winkel von 45°. Die Mörser werden theils von Eisen, theils von Bronze gegossen; die schwerern gewöhnlich vom erstgenannten, die kleinern vom letztern Material. Der größte Mörser neuerer Zeit, der 1832 von den Franzosen bei der Belagerung der Citadelle von Antwerpen gebraucht wurde, war in Lüttich von Eisen gegossen; er selbst wog 14000 Pf., seine Bombe 1000 Pf. Die Wirkung entsprach jedoch den Erwartungen nicht.

**Mortalität** (lat.) heißt eigentlich Sterblichkeit. Man versteht jedoch in der Statistik, politischen Arithmetik und Nationalökonomie unter Mortalität vorzugsweise das Verhältniß der jährlichen Anzahl der Sterbefälle zur Gesammtzahl der Lebenden. Ehedem herrschte die Ansicht, als wenn dieses Verhältniß eine ziemlich constante Größe wäre. So nahm z. B. Süßmilch an, daß auf dem Lande jährlich $1/_{40}$ sterbe, in kleinen Städten $1/_{32}$, in großen $1/_{28}$—$1/_{24}$; die Durchschnittszahl ganzer Staaten setzte er zu $1/_{36}$ an, wobei von Epidemien u. s. w. abgesehen wurde. Er glaubte daher, aus einer genau constatirten Sterbeliste die Bevölkerung einer Stadt, Gegend u. s. w. bestimmen zu können. Neuere Forschungen, hauptsächlich auf genauere Sterbelisten und Volkszählungen gestützt, haben das Irrthümliche jener Ansichten erwiesen. Es ist die Sterblichkeitsziffer in verschiedenen Ländern, zumal auf verschiedenen Culturstufen, sehr verschieden; im Ganzen nimmt sie mit der Ausbildung höherer Cultur beträchtlich ab. So starb z. B. in Frankreich 1770—74 alljährlich 1 auf 32 Lebende, 1817—30 1 auf 40 Lebende, 1850 1 auf 46, während in Rußland noch jetzt ein Todesfall jährlich auf etwa 32 Lebende kommt. Die verbesserte medicinische Wissenschaft und Gesundheitspflege, zumal die Verbreitung der Kuhpockenimpfung, die gesündere Bauart der Städte, die bessere Nahrung des Volkes, viele andere Dinge, welche den Fortschritt zur höhern Cultur begleiten, haben die nothwendige Folge, die Mortalität zu verringern. Ganz besonders wirkt aber hier die allgemeiner werdende Vorsicht bei Schließung des Ehebandes ein, wo also nur solche Kinder gezeugt werden, zu deren wirklicher Ernährung und Aufziehung Mittel vorhanden sind. In der Regel nämlich steht die Sterbeziffer mit der Geburtsziffer im engsten Zusammenhange. Wo die letztere in einem nicht rasch emporblühenden Lande gleichwol sehr groß ist, da muß auch die Sterblichkeit, zumal im Kindesalter, sehr groß sein, und umgekehrt. Man kann daher auch aus der richtig beobachteten Mortalität eines Landes viele wichtige Schlüsse ziehen, abgesehen davon, daß eine Menge praktisch bedeutender Anstalten, wie Lebensversicherungen, Witwenkassen u. s. w., nur hierauf zu begründen sind. Denn die durchschnittliche Lebensdauer muß für längere Perioden mit der Mortalität zusammenfallen.

**Mortāra**, eine ummauerte Stadt im sardin. Antheil des Herzogthums Mailand, in der Provinz und 3 M. südsüdöstlich von der Stadt Novara, am rechten Ufer der Ardegna in ungesunder Gegend, hat 4500 E., welche starken Reisbau treiben. Sie ist in neuester Zeit durch ein Gefecht denkwürdig geworden, in welchem 21. März 1849 die Östreicher unter dem Erzherzog Albrecht und Graf Wratislaw über die Piemontesen unter dem Herzog von Genua siegten und die Stadt erstürmten, worauf Radetzky auf Novara (s. d.) vorrückte. Die Piemontesen verloren 5 Kanonen und 2500 Mann, darunter 6 Stabs- und 50 Oberoffiziere, an Gefangenen.

**Mörtel** ist mit Sand gemengter Kalkbrei, der als Baumaterial Anwendung findet. Wenn gelöschter Kalk an der Luft sich selbst überlassen bleibt, so trocknet derselbe unter Aufnahme von Kohlensäure aus der Atmosphäre ein und verringert dabei sein Volumen. Mengt man den Kalkbrei aber mit Sand, so findet das Zusammenschwinden nicht statt und die Masse erscheint nach dem völligen Austrocknen steinähnlich. Wie der Leim zwei Holzstücke vereinigt, daß die Holzstücke eher zerreißen, als daß das Holz vom Leim losläßt, ebenso dient auch der Mörtel dazu, zwei Steine zu einem Ganzen zu vereinigen. Es gehört die Wirkung des Mörtels demnach ebenso wie die des Leims unter die Adhäsionserscheinungen, obgleich im Laufe der Zeit der Mörtel auch eine chemische Veränderung erleidet, welche diesen Adhäsionserscheinungen zu statten kommt. Man unterscheidet Luftmörtel, der an der Luft erhärtet und aus fettem Kalkbrei und Sand (auf einen Kubikfuß Kalkbrei pflegt man 3—4 Kubikfuß Sand zu rechnen) besteht, und hydraulischen oder Wassermörtel, der unter dem Wasser erhärtet und deshalb zu Bauten, die dem Wasser ausgesetzt sind, Anwendung findet. (S. Cäment und Mauer.)

**Mortier** (Edouard Adolphe Casimir Joseph), Herzog von Treviso, Marschall und Pair von Frankreich, geb. 13. Febr. 1768 zu Château-Cambrésis im Norddepartement, erhielt eine sehr sorgfältige wissenschaftliche Bildung. Im J. 1791 trat er in ein Cavalerieregiment, kurze Zeit nachher aber als Hauptmann in ein Freiwilligenbataillon. Mit großer Auszeichnung kämpfte er im Feldzuge von 1792. Nachdem er nach der Schlacht bei Hondschooten im Sept. 1793 zum Generaladjutanten emporgestiegen, betheiligte er sich an den Operationen in Belgien, an der Roer und am Rhein. Hierauf kam er zur Maas- und Sambrearmee. Er umging 4. Juni 1796 die Stellung der Östreicher bei Altenkirchen, verhandelte 13. Juli die Capitulation des Feindes zu Frankfurt am Main und trieb denselben nach Wiederaufnahme der Feindseligkeiten über den Main. Am 30. Dec. 1796 trat er mit dem Kurfürsten von Mainz wegen Übergabe der Stadt Mainz in Unterhandlung und wurde bald nachher seiner Verdienste wegen Regimentscommandeur. Im J. 1799 zum Brigadegeneral ernannt, erhielt er den Befehl über die Vorposten bei der Armee an der Donau und warf die Östreicher 25. März bei Liptingen. Im September wurde er als Divisionsgeneral nach der Schweiz gesendet, wo er sich an allen Ereignissen vor und nach der Schlacht bei Zürich lebhaft betheiligte und besonders in Verfolgung der Russen auszeichnete. Masséna detachirte ihn später gegen die Östreicher in Tirol, Vorarlberg und Graubündten; allein noch im März 1800 erhielt er zu Paris den Befehl über die 15. und 16. Militärdivision. Als 1803 die Feindseligkeiten zwischen Frankreich und England ausbrachen, mußte er das Kurfürstenthum Hannover besetzen. Alsbald zurückberufen, vertraute ihm der Erste Consul den Befehl über die Artillerie der Consulargarde, und bei Errichtung des Kaiserthrons erhielt er die Marschallswürde. Im J. 1805 stellte ihn der Kaiser an die Spitze eines Corps der Großen Armee in Deutschland, mit dem Auftrage, in der Gegend von Linz den Übergang des Feindes über die Donau zu hindern. Er wurde mit seinen 4000 Mann 11. Nov. von den Russen überrascht, eingeschlossen und von dem 30000 Mann starken Kutusow bei Dürnstein hart bedrängt. Indeß wußte er sich doch mit Geschick aus seiner übeln Lage zu retten und empfing gegen Ende des Feldzugs den Auftrag, Wien zu decken, das er auch besetzte. Im J. 1806 operirte er mit dem achten Corps der Großen Armee zugleich in Hessen und Hannover; er besetzte Kassel 1. Oct. und im September Hamburg und die übrigen Hansestädte. Nach dem Waffenstillstande von Charlottenburg drang er in Schwedisch-Pommern vor, versuchte vom Ende Februar bis zum 16. April die Einnahme von Stralsund und schloß nach dem Gefechte bei Anklam am 18. den Waffenstillstand zu Schlaskow. Nach der Schlacht von Friedland, 13. Juni, verlieh ihm der Kaiser den Titel eines Herzogs von Treviso und reiche Dotationen im Hannoverischen. Im J. 1808 führte M. das fünfte Armeecorps in Spanien. Er unterstützte im folgenden Jahre die Belagerung von Saragossa und schlug an der Spitze von 30000 Mann den noch ein mal stärkern Feind bei Ocaña. Hierauf begann er die Belagerung von Cadiz und besiegte endlich die Spanier 19. Febr. 1811 zu Gebora. Im russ. Feldzuge von 1812 befehligte er die junge Garde. Als Gouverneur von Moskau erhielt er 21. Nov. den Auftrag, den Kreml in die Luft zu sprengen. Nur mit Mühe vermochte er der Armee nachzukommen, und nächst Ney trug er wol am meisten bei, die Trümmer derselben zu retten. Der Kaiser beauftragte ihn nach dem Rückzuge mit der Reorganisation der jungen Garde zu Frankfurt am Main. Im Feldzuge von 1813 befehligte M. bei Lützen, Bautzen, Dresden, Leipzig und endlich bei Hanau. Nachdem er 11. Febr. 1814 die franz. Grenze überschritten, verständigte er sich mit dem Herzoge von Ragusa über die Rettung der Hauptstadt. Er lieferte den Verbündeten 30. März die Schlacht bei Paris und concentrirte nach der Capitulation vom 31. seine Streitkräfte zu Plessis-les-Chèvres, von wo aus er erst 8. April seine Unterwerfung der neuen Regierung einsendete. Ludwig XVIII. verlieh ihm die Pairswürde und das Commando zu Lille. Bei der Rückkehr Napoleon's sicherte er den Abzug des Königs nach Belgien, der ihn auch dankbar seiner Eide entband. Der Kaiser bestätigte ihn hierauf in der Pairswürde und übertrug ihm die Inspection über die Festungen an den östlichen und nördlichen Grenzen. Mit der zweiten Restauration wurde M. aus der Pairskammer gestoßen; doch erhielt er 10. Jan. 1816 den Befehl über die 15. Militärdivision zu Rouen. Auch wählte ihn das Norddepartement zum Deputirten der Kammer, und 5. März 1819 gab ihm der König die Pairswürde zurück; doch nahm M. bis zur Julirevolution wenig Theil an den politischen Ereignissen. Als Ludwig Philipp 1834 das doctrinäre Ministerium vom 11. Oct. herstellte, übernahm M. 18. Nov. das Kriegsministerium und die Präsidentschaft im Cabinet. Dieser schwierigen Stellung wenig gewachsen, trat er jedoch schon 12. März 1835 die Präsidentschaft an den Herzog von Broglie, 30. April sein Por-

tefeuille an den Marschall Maison ab. Am 28. Juli 1835 begleitete er den König zu einer großen Revue der Nationalgarde von Paris. Bei dieser Gelegenheit wurde er auf dem Boulevard du Temple durch die Höllenmaschine Fieschi's (s. d.) tödtlich verwundet und gab einige Stunden darauf in dem benachbarten Café Turc den Geist auf. Mit den übrigen Opfern erhielt er seine Ruhestätte im Dome der Invaliden und auf der Place du Château ein Denkmal mit der Büste von Bra. Sein Sohn, **Napoleon, Herzog von Treviso,** geb. 7. Aug. 1804, wurde 13. April 1845 zum Pair erhoben.

**Mortification** heißt in der Gerichtssprache eine Ungültigkeitserklärung (s. **Amortisation**); die Kirche versteht darunter die Ertödtung des Fleisches durch Kasteien, Geißeln, Fasten u. s. w.

**Morus** (Thomas), eigentlich More, der berühmte Kanzler Heinrich's VIII. von England, war der Sohn eines Richters der King's-Bench und wurde 1480 zu London geboren. In seiner Jugend lebte er einige Zeit als Page im Hause des Cardinals Morton, Bischofs von Canterbury, und später ging er auf die Universität nach Oxford, wo er sich mehre Jahre mit großem Erfolge allen Zweigen der Wissenschaft, besonders aber der Jurisprudenz widmete. Bei der Thronbesteigung Heinrich's VIII. galt er bereits zu London als einer der ausgezeichnetsten Sachwalter und bekleidete auch das Amt eines Untersheriffs. Der Cardinal Wolsey führte ihn bei dem jungen Könige ein, der ihn liebgewann, ihn zum Mitglied des Geh. Raths ernannte und ihm mehre diplomatische Geschäfte in Frankreich und den Niederlanden anvertraute. Ungeachtet der königlichen Gunst beobachtete M. Zurückhaltung und täuschte sich nicht über die Willkür und Veränderlichkeit seines Herrn. Nachdem er 1529 die Friedensverhandlungen zu Cambray mit großem Geschick geleitet, erhob ihn der König an Wolsey's Stelle zum Großkanzler und übergab ihm die Staatssiegel. M. verwaltete sein hohes Amt mit seltenem Geschäftseifer, Gerechtigkeitssinn und übergroßer Uneigennützigkeit. Er wollte zwar die Reformation unterdrücken; allein er verfolgte deren Anhänger nicht des Dogmas wegen, sondern aus politischen Grundsätzen. Als Heinrich VIII., seine Ehescheidung durchzusetzen, mit dem röm. Stuhle völlig brach, suchte er vergebens durch Bitten, Befehle und Drohungen die Mitwirkung seines populären Kanzlers zu gewinnen. M. hielt die Sache wie das Verfahren gegen Recht und Gewissen, legte 1532 seine Ämter nieder und zog sich in Armuth mit seiner Familie nach Chelsea zurück. Als er 1534 das neue Successionsstatut, welches zugleich die erste Ehe des Königs für nichtig erklärte, beschwören sollte, war er bereit, die Erbfolge zu beschwören; doch die übrigen Punkte wies er zurück, weil sie sein Gewissen beschwerten. Der König ließ ihn deshalb mit dem Bischof Fisher in den Tower bringen und sehr hart behandeln. M. widerstand 13 Monate allen den vielfachen Versuchen, seine Festigkeit zu brechen; da ließ ihm der König, seines Widerstandes müde und um ihn vollends zu verderben, den Suprematseid vorlegen. M. erklärte sich dahin, daß er als Christ keinen weltlichen Oberherrn der Kirche anzuerkennen vermöge, und selbst die Bitten seiner in Elend schmachtenden Familie waren nicht im Stande, ihn zu einer Sinnesänderung zu bewegen. Nach einer formlosen, schmählichen Procedur wurde er 6. Mai 1535 zum Galgen verurtheilt, welche Strafe der König in Enthauptung verwandelte. Mit großer Fassung und christlicher Ergebung erlitt er 6. Juli auf der Plateforme des Tower den Todesstreich. M. war einer der hervorragendsten und gebildetsten Geister seiner Zeit. Er besaß eine gründliche Kenntniß in den alten Sprachen und zeigte sich ebenso bedeutend als Politiker wie als Jurist. Auch trug er außerordentlich zur Cultur der engl. Sprache bei. Seine sämmtlichen Werke wurden zuerst in zwei Bänden herausgegeben, von denen der erste (Lond. 1559) die engl. abgefaßten Schriften, der andere (Löwen 1566) die lat. Werke enthält. Am bekanntesten ist seine in fast alle Sprachen übersetzte Schrift „De optimo reipublicae statu deque nova insula Utopia" (Löwen 1516 und öfter), in welcher er seine jugendlichen Schwärmereien über einen vernunftgemäßen Staat ausmalt. Eine treue Charakteristik von ihm gibt sein vertrauter Freund Erasmus in den Briefen an Hutten, und sein Bildniß hat Hans Holbein der Jüngere, den er in Dienst nahm, mehrmals gemalt. Sein letzter männlicher Nachkomme war der 1795 gestorbene Thomas More; seine Familie erlosch gänzlich 1815 in der Lady Ellenborough. Ein Urenkel gleiches Namens gab seine Lebensbeschreibung (Lond. 1726) heraus. Vgl. Rudhart, „Thom. M." (Nürnb. 1829); Mackintosh, „Life of Sir Thom. M." (Lond. 1830); Prinzessin von Craon, „Thom. M." (2 Bde., Par. 1833); „Thom. M. und sein berühmtes Werk Utopia" (deutsch, mit Einleitung von Öttinger, Lpz. 1846).

**Morus** (Sam. Friedr. Nathanael), deutscher Theolog, geb. 30. Nov. 1736 zu Lauban in der Oberlausitz, studirte seit 1754 in Leipzig Theologie, wo er sich 1760 habilitirte, 1768 eine außerordentliche Professur der Philosophie und 1771 die ordentliche Professur der griech. und lat.

Sprache erhielt, 1782 als ordentlicher Professor in die theologische Facultät einrückte und 11. Nov. 1792 starb. Seine gründlichen Kenntnisse in den philosophischen und theologischen Wissenschaften waren die Frucht eines langen Fleißes und planmäßigen Studiums. In dogmatischer Beziehung zeichnete er sich durch vorsichtige Prüfung und mildes Urtheil aus. Außer seinen Ausgaben des Isokrates, Xenophon, Plutarch, Antonin, Longin und Julius Cäsar sind besonders seine Übersetzung des „Briefes Pauli an die Römer" (Lpz. 1775), des „Briefes an die Hebräer" (Lpz. 1776; 3. Aufl., 1786), sowie seine „Epitome theologiae christianae" (Lpz. 1789; 2. Aufl., 1790; deutsch von Schneider, 1795), wozu Hempel einen „Commentarius exegetico-historicus" (2 Bde., Lpz. 1797—98) lieferte, und die Sammlung seiner „Dissertationes theologicae et philologicae" (2 Bde., Halle 1787—94; 2. Aufl., 1798; deutsch von Reichel, 2 Bde., Lpz. 1793—94) zu erwähnen. Nach seinem Tode wurden von Voigt seine „Vorlesungen über die christliche Moral" (2 Bde., Lpz. 1794—95), von Donat seine „Praelectiones in Jacobi et Petri epistolas" (Lpz. 1794) und „Praelectiones in evangelium Lucae" (Lpz. 1794), von Dindorf seine „Versio et explicatio actuum apostolicorum" (Lpz. 1794) und „Recensiones in evangelium Johannis" (2 Bde., Lpz. 1795), von Hempel seine „Praelectiones exegeticae in tres Johannis epistolas" (Lpz. 1796), von Eichstädt seine „Hermeneutica" (2 Bde., Lpz. 1797—1802), von Holzapfel seine „Erklärung der Briefe an die Korinther" (Lpz. 1794), ferner seine „Erklärung des Briefs an die Römer und des Briefs Judä" (Lpz. 1794) und die „Acroases in epistolas Paulinas ad Galatas et Ephesios" (Lpz. 1795) und von Keil seine „Nachgelassenen Predigten" (3 Bde., Lpz. 1794—97) herausgegeben.

**Morveau** (Louis Bernard Guyton, Baron), franz. Chemiker, geb. zu Dijon 4. Jan. 1737, war Jurist und vor der Revolution Generaladvocat beim Parlamente zu Dijon. Als ausgezeichneter Geschäftsmann, gewandter Redner und durchaus rechtschaffen, stand er in allgemeiner Achtung. Allmälig nahm sein Lieblingsstudium, die Chemie, seine Zeit so in Anspruch, daß er seine amtliche Stellung aufgeben mußte. Die von ihm in Dijon gegründete Professur der Chemie versah er selbst 13 J. lang. Er war seit 1791 Mitglied der Nationalversammlung und später des Convents, wo er für den Tod Ludwig's XVI. stimmte. In der Schlacht bei Fleurus stieg er zur Besichtigung der feindlichen Stellung in einem Ballon in die Luft. Im J. 1797 trat er in den Privatstand zurück; nachher wurde er Director der Polytechnischen Schule, deren Mitgründer er gewesen, Mitglied des Instituts und Baron. Nach der Restauration verlor er alle seine Stellen und Würden; er starb 2. Jan. 1816. Besonders bekannt ist er als Erfinder der nach ihm benannten Räucherungen mit Chlor und als Begründer der neuern chemischen Nomenclatur. Von seinen Schriften sind zu erwähnen nächst der „Description de ses procédés de désinfection" (Par. 1801; deutsch von Pfaff, Kopenh. 1802); die „Mémoires sur l'éducation publique" (Par. 1764) und das „Dictionnaire de chimie" (Par. 1786).

**Mosaik** oder **musivische Arbeit** nennt man die Art Zeichnung oder Malerei, welche durch Aneinanderfügung von harten Körpern, als farbigen oder gefärbten Steinen, Glasflüssen und Marmorstücken, verschiedenfarbigen oder gebeizten Hölzern, mittels eines Kittes hervorgebracht wird. Wahrscheinlich entstand dieselbe im Morgenlande; ihre Ausbildung aber erhielt sie durch die Griechen, und schon zu Sulla's Zeit kam sie aus Griechenland zu den Römern. Man fertigte Fußböden, in denen kleine Würfel von farbigen Steinen eine Zeichnung bildeten, und pflasterte auf diese Weise im Alterthume nicht blos die Zimmer, sondern auch Höfe, Terrassen u. s. w. (pavimenta tesselata, lithostrota). Die Darstellung von Gegenständen ging auch zuerst von den Fußböden aus, indem man anfänglich die auf den Boden geworfenen Überbleibsel des Mahles an Ort und Stelle nachbildete (asaroti oeci). Aber zur alexandrinischen Zeit wurden schon herrliche Darstellungen höherer Art gearbeitet. Unter diesen, welche in großer Anzahl in Italien und den von den Römern besetzten Ländern ausgegraben wurden, steht das 24. Oct. 1831 zu Pompeji in der Casa del Fauno oder in dem Goethehause aufgegrabene Schlachtgemälde oben an, welches, aus vielen hunderttausend Glasstiften zusammengesetzt, eine Alexanderschlacht darstellt. Welche dieser Schlachten, das ist von verschiedenen Archäologen sehr verschieden bestimmt worden, sowie auch andere Auslegungen, aber mit geringem Glücke, versucht wurden. Auch nach der Völkerwanderung erhielt sich diese Kunst unter den byzantin. Griechen sowol als in Italien und wurde fortwährend zum äußern und innern Schmuck der Kirchen angewendet. Durch die aufblühende Frescomalerei von den größern Wandflächen verdrängt, beschränkte sich die Mosaik seit dem 15. Jahrh. auf kleinere Prunkwerke und wurde nur noch ausnahmsweise im Großen angewendet, z. B. in der innern Kuppel der Peterskirche, die Clemens VIII. zu An-

fange des 17. Jahrh. mit solcher Arbeit schmücken ließ. Giambattista Calandra verbesserte die Mosaik durch Erfindung eines neuen Kitts. Er und mehre nachfolgende Künstler wendeten sie an, Originalgemälde berühmter Meister, z. B. Guercino's Marter der heil. Petronilla und Domenichino's Abendmahl des sterbenden heil. Hieronymus, zu copiren und dadurch in ihrer ursprünglichen Frische und Schönheit zu verewigen, da eine fast unverwüstliche Dauer dieser Art Gemälde einer ihrer größten Vorzüge ist. Eine eigene Kunstschule in Mosaik wurde zu Rom im Anfange des 18. Jahrh. von Pietro Paolo Christophoris angelegt, und es hat dieselbe für Hebung dieser Kunst nicht wenig beigetragen. Eine der kolossalsten Mosaiken der neuern Zeit ist das in der Größe des Originals ausgeführte Abendmahl des Leonardo da Vinci, das sich jetzt in Wien befindet. Besonders berühmt sind gegenwärtig zwei Arten von Mosaik, die römische und die florentinische. Erstere wird aus Steinen und Glasflüssen zusammengesetzt, sodaß man jede beliebige Schattirung und Nüance hervorbringen und das Colorit von Gemälden vollkommen erreichen kann; die florentinische dagegen wird aus lauter harten Steinen (zum Theil Halbedelsteinen, auch Perlen) verfertigt, ist deshalb ungleich mühsamer und wird nur selten zu Gemälden, sondern mehr zu Tischplatten u. dgl. benutzt. Die Mosaik in Holz nennen die Italiener Tansia oder Tarsia, die Franzosen Marqueterie. Auch die Holzmosaik war schon den Alten bekannt und wurde durch Filippo Brunelleschi und Giuliano da Majano im Anfange des 15. Jahrh. wiederhergestellt. Namentlich fertigte Letzterer in verschiedenen Kirchen Italiens mit Giusto und Minore viele von farbigem Holz eingelegte Arbeit, wobei ihn seine Schüler Guido del Servellino und Dominico di Mariotto unterstützten. Die vollendetsten Arbeiten aber in der Holzmosaik lieferte Benedetto da Majano im 15. Jahrh. und der etwas spätere Giovanni da Verona, 1469—1537, ein Schüler Brunelleschi's. Auch im 17. Jahrh. wurden sehr schöne Holzmosaiken ausgeführt, z. B. Holztapeten für den Prinzen Karl von Lothringen zu Neuwied, welche den Sabinerinnenraub vorstellten. Das mechanische Verfahren bei der röm. und florent. Mosaik ist folgendes. Auf einen Grund von starken zusammengeklammerten Plattsteinen, der von einem starken Rahmen eingeschlossen ist, wird ein Kitt dick aufgetragen. In diesen weichen Kitt werden die Steine, Marmorstücke oder Glasflüsse, der auf demselben vorgezeichneten Figur gemäß, genau nach dem zu copirenden Gemälde eingesetzt, und ist der Kitt allmälig verhärtet, so wird die Arbeit polirt. Durch Rauch, Schmutz oder sonst unscheinbare oder verdorbene Mosaiken kann man abschleifen, um sie wieder in ihrer ursprünglichen Schönheit zu erhalten. Auch kann man die Mosaiken mehrmals quer durchsägen, um sie zu vervielfältigen. Eine deutsche Art Mosaikmalerei erfand 1819 Franz Xaver Fernbach, geb. zu Waldkirch im Breisgau. Auch gehören hierher die Mosaiken aus Moos und die Arbeiten der Gebrüder Catel in Stuck.

**Mosaisk**, s. Moshaisk.

**Moscāti** (Pietro, Graf), berühmter ital. Arzt und Staatsmann, geb. 1736 zu Mailand, machte in seiner frühern Lebensperiode hauptsächlich dadurch Aufsehen, daß er, die Ideen Rousseau's vom Naturzustande mit Eifer erfassend, in einer eigenen Schrift mit allen Gründen der Anatomie und Physik zu beweisen suchte, wie der Mensch von der Natur bestimmt sei, nicht auf zwei, sondern auf vier Füßen zu gehen. Ein eifriger Patriot und Anhänger der Französischen Revolution hatte er manche Verfolgungen zu erdulden. Doch 1798 wurde er einer der Directoren und bald darauf Präsident der Cisalpinischen Republik. Nach dem Einrücken der Russen und Östreicher 1799 verhaftet, brachte ihn der Umstand, daß er bei einer Krankheit des Erzherzogs Karl zu Rathe gezogen wurde; wieder in Freiheit. Nach der Schlacht bei Marengo trat er von neuem in den Staatsdienst ein und wurde zu der Consulta in Lyon beschieden, durch welche Napoleon im Jan. 1802 die Cisalpinische Republik in die Italienische verwandelte. Auch gehörte er zu den Mitgliedern der Staatsconsulta, die im März 1805 zu Paris dem Kaiser Napoleon die ital. Königskrone antrug. Hierauf wurde er Generaldirector des öffentlichen Unterrichts, Senator des Königreichs Italien, Mitglied des ital. Instituts, Präsident der ital. Akademie und Graf. Er stand bei Napoleon wie bei dem Vicekönig Eugen in hohem Ansehen. Als Senator versuchte er 1814 seinen ganzen Einfluß geltend zu machen, um die Erhebung des Letztern auf den Thron von Italien durchzusetzen. Die letzten Jahre seines Lebens brachte er außer aller öffentlichen Thätigkeit zu. Er starb zu Mailand 19. Jan. 1824. M. war ein sehr edler Charakter; seine hohe Stellung und seinen Reichthum benutzte er, Wissenschaften und Künste zu unterstützen. Sein Haus mit reichen Sammlungen von Instrumenten, anatomischen Präparaten und Bildungsmitteln aller Art stand jedem Freunde der Wissenschaft offen, und seinen Freunden und Bekannten diente er selbst in der Periode seiner glänzendsten Stellung als Arzt.

**Moschee**, entstanden (durch Vermitteiung des ital. moschea) aus dem arab. mesdschid, d. h. Anbetungsort, ist der Name für die mohammed. Bethäuser. Etwas Charakteristisches der Moscheen in ihrer Bauart sind die Kuppein und noch mehr die etagenweise aufsteigenden, mit Halbmonden an der Spitze gezierten Thürme, Minarets (s. d.) genannt, von denen herab ein oft blinder Ausrufer die Gebetzeit verkündet. Übrigens sind sie meist viereckige Gebäude mit Vorhöfen, wo Brunnen zu Waschungen sich befinden. Im Innern bilden Arabesken und an die Wand geschriebene Sprüche des Koran die einzige Ausschmückung; Bilder fehlen ganz. Der Boden ist meist mit Teppichen oder Matten belegt; Sitze gibt es nicht. Im Südosten befindet sich eine Art Kanzei für den Imâm und in der Richtung, wo Mekka liegt, eine Nische, wohin die Betenden ihren Blick zu richten haben. Eine größere Moschee, in welcher der feierliche Freitagsgottesdienst abgehalten wird und in der Türkei die öffentliche Fürbitte für den Großherrn stattfindet, heißt Dschamia. In der Regel dürfen nur Bekenner des Islam die Moscheen betreten; doch ist man in der Türkei und den von ihr abhängigen Ländern, sowie in Ostindien schon längst in dieser Beziehung weniger streng. Mit größern Moscheen sind Medressen, d. h. Schulen, Imârets, d. h. Hospitäler, auch wol öffentliche Küchen, in denen für die Armen gekocht wird, verbunden; ihre Einkünfte beziehen die Moscheen von Grundstücken, die dafür große Vorrechte genießen.

**Moschèles** (Ignaz), einer der berühmtesten Pianofortespieler und beliebter Componist für das Pianoforte, der Sohn eines israel. Kaufmanns, wurde zu Prag 30. Mai 1794 geboren. Da er schon in früher Jugend große Neigung für die Musik zeigte, so übergab ihn sein Vater 1804 dem Unterrichte Friedr. Dionys Weber's, unter dessen Leitung sich sein Talent auf das glücklichste entwickelte. Im J. 1808 ging er nach Wien, wo er in Albrechtsberger einen vortrefflichen Lehrer und in Salieri einen väterlichen Rathgeber fand. Zu seiner weitern Ausbildung trug der Wetteifer mit andern großen Klavierspielern hier nicht wenig bei. Nach mehren Kunstreisen, z. B. in das nördliche Deutschland 1816 und 1817, ging er 1820 über Holland und Frankreich nach England, wo er durch seine überraschende Kraft und Bravour, seinen feurigen, glänzenden Vortrag, seine interessanten, effectreichen Compositionen und vor allem durch sein glänzendes Talent, frei zu phantasiren, überall große Bewunderung erregte. Zwar kehrte er 1823 nach Deutschland zurück, wo er in München und Wien auftrat; doch schon 1825 ging er wieder nach London, wo er in demselben Jahre Professor der Musik an der Akademie wurde. Hier war der junge Thalberg einige Zeit sein Schüler, wie früher in Berlin Mendelssohn. Dabei machte M. jedoch von Zeit zu Zeit größere Kunstreisen, namentlich nach Frankreich. In London dirigirte er oft die Philharmonischen Concerte und andere Musikfeste, auch hat er viel dazu beigetragen, deutsche Kunst und Künstler in England heimisch zu machen. Auf Veranlassung Mendelssohn's gab M. 1846 seine Stellung in London auf und siedelte nach Leipzig über, um vereint mit demselben dem Conservatorium daselbst vorzustehen. Den bedeutenden Ruf, den dieses Institut im In- und Ausland genießt, hat es zu einem großen Theile dem hingebenden Eifer und erfolgreichen Wirken M.'s zu verdanken. Die mechanische Vollendung im Pianofortespiel, welche M. als Mittel seiner Kunstübung so unverrückt im Auge hat, zeigt sich bei ihm nach zwei Seiten hin gleich groß; nämlich ebenso sehr im Glänzenden und Gewaltigen als im Hervorbringen des Zierlichsten und Nieblichsten, und die Kraft und Präcision seines Spiels machen dasselbe für beide Arten gleich geeignet. Weniger fühlt er sich zu dem Sentimentalen hingezogen. Er ist originell in Passagen, und die Bildung derselben ist häufig der Mittelpunkt seiner freien Phantasien. Mit Hummel und Kalkbrenner theilte er die größte Meisterschaft im Pianofortespiel, bis Liszt, Henselt, Thalberg und andere neuere Virtuosen auftraten. Seine Compositionen, gleich trefflich durch Erfindung wie durch solide und kunstreiche Ausführung, gehören mit denen von Hummel zu den gediegensten Virtuosenwerken, welche die wiener Schule hervorgebracht hat. Von den frühern sind neben den beliebten Alexandersvariationen anzuführen: die Sonate, welche er Beethoven gewidmet hat; die Sonate mélancolique; ein großes Trio; Sextett und Septett; die brillanten Variationen über das Thema „Au clair de la lune"; mehre vierhändige Sonaten; Concertanten für zwei Klaviere, darunter das „Hommage à Haendel" und eine Phantasie mit Variationen über den Marsch aus „Preciosa", die er mit Mendelssohn-Bartholdy componirt und herausgegeben hat. Seine 24 Etuden sind durch ihre musikalische Tiefe und mannichfache Charakteristik von Bedeutung. Unter seinen spätern Werken stehen mehre Concert-Etuden, sowie eine große Sonate für Pianoforte und Violoncell oder Violine oben an. Auch gab er mehre Hefte mit Liedern heraus, die den besten ihrer Art an die Seite gestellt werden können. Concerte für Pianoforte hat er eine ganze Reihe geschrieben; die vorzüglichsten sind in G-moll, Es-dur, E-dur und C-dur. M. ist, ganz gegen

die Sitte der meisten ältern Künstler, stets den Fortschritten der Zeit nicht allein mit Interesse gefolgt, sondern hat auch denselben einen lebendigen Einfluß auf seine Werke gestattet, wodurch diese hin und wieder einen mehr eklektischen Charakter erhalten haben.

**Moscherosch** (Hans Mich.), eigentlich **Mosenrosch**, einer der vorzüglichsten deutschen Schriftsteller des 17. Jahrh., stammte aus einer aragonesischen, unter Karl V. nach Deutschland gekommenen Adelsfamilie. Unrichtig ist die Angabe, daß sein Name eine Übersetzung von „Kolbkopf" sei. Er wurde 5. März 1600 zu Wilstädt in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg (im Badischen) geboren, wo sein Vater Prediger war, und studirte zu Strasburg die Rechte. Nachdem er einige Jahre Hauslehrer bei dem jungen Grafen von Leiningen-Dachsburg gewesen, erhielt er 1628 eine Anstellung als Amtmann bei dem Grafen von Crichingen und wurde 1636 Amtmann bei dem Herzoge Ernst Bogislaus von Croy zu Vinstingen. Hier verlor er in Folge der Kriegsunruhen sein ganzes Eigenthum und mußte nach Strasburg flüchten. Hierauf war er eine Zeit lang schwed. Kriegsrath. Seit 1656 als Rath in Diensten des Grafen Friedrich Kasimir von Hanau angestellt, erhielt er in der Folge das Präsidium bei der Kanzlei, der Kammer und dem Consistorium zu Hanau. Er starb zu Worms 4. April 1669. M. war seit 1645 Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft, in welcher er den Beinamen des Träumenden führte; als Schriftsteller nannte er sich **Philander von Sittewald**. Sein Hauptwerk ist „Wunderliche und wahrhafte Gesichte Philander's von Sittewald, d. i. Straffschriften Hans Michoel Moscherosch's von Wildstädt, in welchen aller Welt Wesen, aller Menschen Händel mit ihren natürlichen Farben der Eitelkeit, Gewalt, Heuchelei und Thorheit bekleidet, öffentlich auf die Schau geführt, als in einem Spiegel gestellt und gesehen werden u. s. w." (2 Bde., Strasb. 1650). Dasselbe besteht aus 14 allegorisch-satirischen, zuerst einzeln gedruckten Traumbildern, die die verschiedensten Gebrechen der Zeit mit seltener Lebendigkeit und Anschaulichkeit geißeln; für die gegenwärtige Zeit wird ihr Werth gemindert durch die mit viel todter Gelehrsamkeit und fremden Wörtern ausstaffirte Sprache. Die leydener Ausgabe (7 Bde., 1646—76) enthält sehr viele unechte Zusätze. M. hat zwar die Idee zu seinen „Gesichten" dem Spanier Quevedo zu danken, dieselbe aber in durchaus eigenthümlicher Weise benutzt. Nicht zu verwechseln ist M. mit seinem Bruder **Quirinus M.**, der unter dem Namen **Philander** Mitglied des Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz war und 1673 ein „Poetisches Blumenparadies" herausgab.

**Moschus**, ein griech. Idyllendichter aus Syrakus im 3. Jahrh. v. Chr., war, wie sein Zeitgenosse Bion, ein Nachahmer des Theokrit (s. d.), den er jedoch durch Schmuck zu überbieten suchte. Die von ihm noch vorhandenen Poesien sind mehr episch-mythische und zum Theil elegische Schilderungen und hymnische Darstellungen als wahre Idyllen, die kleinern Gedichte aber epigrammatische Lieder und poetische Tändeleien. Meist finden sie sich an den Ausgaben des Bion und Theokrit.

**Moschus** oder **Bisam** ist ein eigenthümliches thierisches Secret, welches als Arzneimittel bedeutenden Ruf hat. Es sammelt sich bei einem rehartigen Thiere, dem Moschus- oder Bisamthiere (s. d.), in einem besondern Beutel, der bei dem Männchen, nicht bei dem Weibchen, in der Nähe der Geschlechtstheile und etwa fünf Zoll vom Nabel entfernt liegt. Dieser Beutel besteht aus mehren Häuten, die nach außen mit der von Haaren bedeckten Bauchhaut überzogen sind, und ist mit zwei Öffnungen versehen. Zwischen den Häuten liegen Drüsen, von denen der Moschus secernirt wird. Er bildet im frischen Zustande eine fast salbenartige, weiche, röthlichbraune Masse von eigenthümlich durchdringendem, sehr lange anhaltendem Geruche und bitterm, widrig gewürzhaftem, schwach salzigem Geschmacke. Durch Austrocknen wird er nach und nach dunkler, zuletzt schwarzbraun und erscheint nun in runden Körnern, die sich leicht zerreiben lassen und auf Papier einen braunen, wenig zusammenhängenden Strich geben. Der beste Moschus ist der tongkingsche, mit dem der tibetanische und orientalische identisch ist. Derselbe kommt aus China über Ostindien größtentheils nach England. Die Beutel sind von der Größe eines Hühnereies und mit steifen bräunlichen Haaren bedeckt. Geringer sind die sogenannten kabardinischen, moskowitischen, sibirischen oder russischen Moschusbeutel mit weißen Haaren. Der schlechteste Moschus ist der aus den Beuteln genommene Moschus ex vesicis. Seines hohen Preises wegen ist der Moschus mancherlei Verfälschungen unterworfen; man hat nicht selten zwischen den Häuten der Beutel Bleistückchen, Leder, Kautschuk und in der Masse des Moschus selbst trockenes Blut, Galle, Asphalt u. s. w. gefunden. Auch sind ganz nachgemachte Moschusbeutel vorgekommen. Der Moschus wird in der Medicin angewendet, dient aber auch als Parfüm. Eigenthümlich ist es, daß der Moschus durch Milch aus bittern Mandeln, durch Zusammenreiben mit Mutterkorn und verschiedenen andern Arzneimitteln seinen Geruch vollständig verliert.

**Mosel** (lat. Mosella, franz. Moselle), ein Nebenfluß des Rhein, entspringt in Frankreich in einer Höhe von 2252 F. über dem Meere am Berge Drumont in dem Vogesengebirge, nahe bei der Quelle der südlich fließenden Saône, wird bei Pont-à-Mousson schiffbar und ergießt sich bei Koblenz in den Rhein. Sie durchfließt die franz. Departements Vogesen, Meurthe und Mosel, einen Theil von Luxemburg und die preuß. Rheinprovinz, berührt die Städte Remiremont, Epinal, Toul, Pont-à-Mousson, Metz, Thionville und Trier und nimmt auf ihrer rechten Seite unterhalb Toul die Meurthe, bei Metz die Seille und unweit Trier die Saar, auf der linken Seite oberhalb Thionville die Orne und oberhalb Trier die Sure oder Sauer und unterhalb Trier die Kyll auf. Die Länge ihres Laufs, den sie erst in nordwestlicher, dann in nördlicher und von Thionville in nordöstlicher Richtung nimmt, beträgt gegen 80 M. Die Schiffahrt auf ihr ist zwar wegen der überaus zahlreichen Krümmungen, die sie besonders zwischen Trier und Koblenz macht, sehr langwierig und wegen der gefährlichen Stellen am Mückenloch, am Sommerloch und an den Felsen bei Briedern und Alff sogar gefährlich, aber dennoch für den Rheinhandel von großer Wichtigkeit. Die Moselschiffe, Traubertenkähne und Bohrnachen genannt, sind äußerst stark gebaut mit platten engen Böden, vorn spitz und hinten rund; sie haben gewöhnlich 80 F. Länge und 20 F. Breite und tragen in der Regel eine Last von 600—1000 Ctrn. Die Haupthandelsgegenstände, welche die Mosel herab in den Rhein geführt werden, sind Dachschiefer, Holz, Holzkohlen, Kalk, Apothekerwaaren, Liqueurs, Steinkohlen, Gyps, Pottasche, Salz, Lohrinde, Glaswaaren, Schleifsteine, franz. und vor allem Moselweine; aus dem Rhein gehen in die Mosel namentlich Stahl, Eisen, Kupfer, Blei, Zinn und Colonialwaaren. Die Ufer der Mosel bieten die mannichfaltigsten Abwechselungen dar und geben zum Theil den rheinischen nichts nach in malerischer Schönheit. Bis unterhalb Epinal, wo ihr Spiegel nur noch 987 F. über dem Meere liegt, fließt sie in feuchten Wiesengründen zwischen felsigen Höhen der Vogesen. Hier öffnet sich das Thal, welches zwar bis Sierk an der franz. Grenze mehrmals von steilen Sandstein- und Kalkfelsen beengt wird, wie oberhalb Toul, Pont-à-Mousson und Metz, im Übrigen aber breit ist, mit schönen Wiesen und Feldern innerhalb einer lachenden Hügellandschaft. Von Sierk an, auf deutschem Gebiete, wird das Thal steil und felsig und enthält namentlich von Trier abwärts bis oberhalb Koblenz seine schönsten und malerischsten Partien, an welchen vor allen die Gegend von Trarbach reich ist. Unweit Trier tritt nämlich die Mosel in eine Felsenpforte, wie der Rhein bei Bingen; und durchströmt nun bis Koblenz eine ebenso große Strecke des Schiefergebirgs, wie jener von Bingen bis Bonn, und ebenso zwischen hohen Felsbergen, die, zu beiden Seiten mit Wein und alten Burgruinen geschmückt, steil abfallen. Allein während der Rhein die Schichten des Gebirgs durchschneidet und fast in gerader Richtung, nur mit sanften Krümmungen fließt, strömt die Mosel in der Streichungslinie des Gebirgs, und das Labyrinth fast in sich zurückkehrender Windungen verlängert ihren Lauf um das Doppelte und Dreifache. Die Windungen sind oft so stark, daß der Fluß einen Weg von fünf Stunden macht, wo der Fußpfad über die Berge nur eine Stunde beträgt, und daß der Schiffer z. B. bei dem Kloster Marienburg, auf der niedrigen Wurzel einer von der Mosel umflossenen hohen Felsenzunge, in demselben Hause Abends einkehren kann, wo er Morgens ausgefahren ist. Allein eben diese Windungen, die übrigens, in Verbindung mit der geringen Breite und Tiefe des Stroms, die Mosel zum Grenzfluß untauglich gemacht und von jeher die großen Landstraßen, aber meist auch verheerende Kriegszüge von ihr fern gehalten haben, kommen selbst auch dem Stromverkehr zu statten, denn eine abgekürzte Bahn und somit vermehrter Fall und Geschwindigkeit würden den ohnehin nicht wasserreichen Fluß vielleicht ganz untauglich für die Schiffahrt, zumal für die Bergfahrt machen. In demselben Maße, wie der Weg des Schiffers verlängert wird, erweitert sich auch das begünstigte Gebiet, wo dem Landmann Weizensaaten, Gartenbau, Pflanzungen, dem Winzer die Rebe reichen Ertrag bringt. Der Weinbau, welcher der allgemeinen Richtung des Stromlaufs nach fast ganz auf das linke Ufer, die Sonnenseite, beschränkt bleiben müßte, wechselt nun auf beiden Ufern; ja bei weitem die besten Weinbezirke sind auf dem südlichen Ufer zu finden. Unter den Alten besang die Mosel der Dichter Ausonius. Vgl. Klein, „Beschreibung des Moselthals“ (Kobl. 1831) und „Moselreise von Trier bis Koblenz“ (3. Aufl., Kobl. 1846).

Das franz. Departement Mosel, aus einem Theile Lothringens bestehend, hat ein Areal von 97⅒ QM. und eine Bevölkerung von 459684 E. Im W. von Theilen der Ardennen, im O. von Verzweigungen der Vogesen bedeckt, wird es von S. gegen N. von der schiffbaren Mosel, welche hier rechts die Seille und links die Orne aufnimmt, durchflossen und außerdem im O. von der schiffbaren Saar mit der Nied bewässert. Es hat mehre

Moräste und eine Menge von Teichen. Das Klima ist im Moselthale mild, rauh in den Berglandschaften. Der Boden ist zwischen der Nied und den Vogesen kieselartig in dem Bergland von Bitsch kalkig, im Übrigen thon- und mergelhaltig. Der Ackerbau hat in neuerer Zeit merkliche Fortschritte gemacht und erzeugt viel Getreide, ferner Ölgewächse, Hanf und Flachs, gute Gemüse, Obst in Menge. Der Weinbau wird mit Sorgfalt betrieben, liefert aber nur ein mittelmäßiges Gewächs. Die Waldungen, obgleich bedeutend gelichtet, geben immer noch hinreichend Brennholz und Bauholz zur Ausfuhr. Ausgedehnte Hutungen unterstützen die Viehzucht; allein das Rindvieh und die Pferde sind von geringer Art. Destomehr werden Schweine gezogen. Weit verbreitet ist die Bienenzucht und ergiebig die Flußfischerei. Das Mineralreich liefert Steinkohlen, viel Eisen, auch Manganerz, Eisenvitriol, Alaun und treffliche Bausteine in Menge. Die Industrie hat in den letzten Jahrzehnden einen bedeutenden Aufschwung genommen und zeigt sich in zahlreichen Tuch-, Lein-, Leder-, Fayence-, Woll-, Strumpf- und Hutmanufacturen, in Glashütten, in der Fabrikation von Papiermachédosen u. s. w. Von besonderer Bedeutung aber ist auch der Hüttenbetrieb auf Eisen; es gibt eine Menge von Hohöfen, Streck- und Walzwerken, sowie Stahl-, Nägel- und Bijouteriefabriken. Der Handel führt außer den Kunstproducten namentlich Wein, Liqueurs, Confitüren, Wolle, Bauholz, Honig, Speck und Schinken aus. Das Departement zerfällt in die vier Arrondissements Metz, Briey, Thionville, Sarreguemines (Saargemünd) und hat zur Hauptstadt Metz (s. d.). Außerdem sind bemerkenswerth die Grenzfestungen Longwy (s. d.) und Bitsch (s. d.), der Fabrik- und Badeort St.-Avold und die Stadt Sierk, an der Mosel, mit einem wichtigen Zollamte auf der Straße nach Trier und Koblenz.

**Mosellanus** (Petrus), eigentlich Schade, einer der Beförderer der classischen Studien im Zeitalter der Reformation, war zu Proteg an der Mosel im Trierschen 1493 geboren und unter 14 Kindern das jüngste. Sein Vater, ein Winzer und Kleinhändler, wollte ihn studiren lassen, starb aber, und M. sah sich nun selbst überlassen. Auf der Schule zu Köln erwarb er sich tüchtige Kenntnisse im Griechischen und Lateinischen; dann ging er nach Leipzig, wo er namentlich an dem Professor Kasp. Börner einen bedeutenden Gönner fand. Auf Anrathen desselben wurde er zunächst 1514 Lehrer an der neugestifteten Schule zu Freiberg, jedoch noch in demselben Jahre von Herzog Georg von Sachsen als Professor der griech. und lat. Sprache an der Universität zu Leipzig angestellt. Hier starb er bereits 19. April 1524. Er stand mit Erasmus, Melanchthon, Eobanus Hessus, Camerarius und Micyllus in enger Freundschaft. Sein Hauptbemühen war dahin gerichtet, die gelehrten Schulen zu verbessern und die Wissenschaften in größere Aufnahme zu bringen. Vgl. Köhler, „Petri Mosellani memoria" (Lpz. 1805).

**Moselweine** heißen Weine, die an den Ufern der Mosel (s. d.), selbst jedoch auch solche, die in deren nächsten Seitenthälern und andern Umgebungen, wie im Lüttichlerland, im Luxemburgischen und in Lothringen, gewonnen werden. Es gibt weiße und rothe Sorten. Sie sind nicht schwer; aber gerade darin besteht ihr Vorzug, daß sie, obwol leicht, dennoch mit reinem, lebendigem Geschmack jene Feinheit des Geruchs, jene gewürzreiche Schiefergähre verbinden, welcher sie ihre immer steigende Beliebtheit nahe und fern verdanken. Die bessern Gattungen, frei von Säure, welche allerdings den geringern Sorten nicht abzusprechen ist, gelten als angenehme, der Gesundheit zuträgliche Tischweine; sie erhitzen nicht und empfehlen sich besonders bei sitzender Lebensweise. Gewöhnlich unterscheidet man Ober- und Untermoselweine. Erstere wachsen von Trier bis Burg unterhalb Trarbach, letztere von da bis Koblenz. Gewächse ersten Rangs liefern Scharzberg, Ober-Emmel (eigentlich Saarweine), Grünhausen bei Trier; sie zeichnen sich durch Gehalt und rasche Gähre, der Brauneberger dagegen durch ein liebliches Bouquet aus. Die besten Mittelsorten ziehen Zeltingen, Wehlen und Graach auf einem Berge in gleicher Lage unterhalb Bernkastel; das Dorf Pisport im Kreise Wittlich, dessen Gewächs sehr kräftig ist, und Winningen bei Koblenz, dessen Wein sehr beliebt ist. Den Schluß machen Traben bei Trarbach, Winterich, Thron, Minheim, Uerzig, Cues, Lieser und Enkirch.

**Mosen** (Julius), deutscher Dichter, wurde in Marieney, einem Dorfe des sächsischen Voigtlandes, 8. Juli 1803 geboren. Von seinem Vater, dem Schullehrer des Ortes, einem humoristischen, geistig belebten Manne vorgebildet, besuchte er das Gymnasium in Plauen und seit 1822 die Universität Jena, wo er die Rechte studirte. Im J. 1824 im Begriffe nach Leipzig zu gehen, verlor er seinen Vater, aus welchem Verlust ihm und seiner Familie drückende Sorgen erwuchsen. Dennoch machte er es möglich, mit einem Freunde bis 1826 Italien zu bereisen. Nachdem er in Leipzig sein Fachstudium beendet, widmete er sich in seiner Heimat der advocatorischen Praxis und wurde 1831 als Actuar am Patrimonialgericht Kohren angestellt. Als

dasselbe 1834 an den Staat überging, zog er nach Dresden, prakticirte als Advocat und bildete unter freundlichen Verhältnissen seine dichterische Begabung zu gesteigerter Vollkommenheit aus. Eine Anerkennung derselben war es, daß ihn 1840 die Universität Jena zum Doctor der Philosophie ernannte und er 1844 mit dem Hofrathstitel als Dramaturg an das Hoftheater nach Oldenburg berufen wurde. Seine dortige gediegene Thätigkeit wurde durch schwere körperliche Leiden mehrfach gehemmt. Als Dichter trat M. zuerst mit dem „Lied vom Ritter Wasa" (Lpz. 1831) auf, zu welchem er in Italien die Anregung gefunden. Es schildert in seinem Helden das Absterben der hellenischen Welt und die Sehnsucht nach den Verheißungen des Christenthums; ein Gegenbild hierzu ist das epische Gedicht „Ahasver" (Dresd. und Lpz. 1838). Beide Schöpfungen enthalten jedoch zu viel Allegorisches und Symbolisches, um den Charakter des Epos rein durchzuführen. Ungleich frischer, volksthümlicher und kraftvoller sind M.'s „Gedichte" (Lpz. 1836; 2 Aufl. 1843), von denen unter Anderm „Andreas Hofer" und „Die letzten Zehn vom vierten Regiment" wahre Volkslieder geworden sind. Als Novellist trat M. auf in „Georg Venlot" (Lpz. 1831). Durch die Julirevolution angeregt, lieferte er ferner ein höchst meisterhaftes Bild aus dem neuern Völkerleben in dem „Congreß von Verona" (2 Bde., Lpz. 1842). Seine „Novellen" (Lpz. 1837), denen sich „Die Blaue Blume" und „Das Heimweh" in der Urania (1840 und 1844), sowie die „Bilder im Moose" (2 Bde. Lpz. 1846) anschließen, ziehen in idyllische Naturbilder eine geheimnißvolle Märchenwelt hinein, ohne daß beide Bestandtheile sich vollständig durchdringen. Seit 1836 hat sich M. vorzugsweise dem Drama zugewendet. Er schrieb die Trauerspiele „Cola Rienzi", „Die Bräute von Florenz", „Kaiser Otto III.", „Wendelin und Helena", welche sämmtlich im Druck erschienen in seinem „Theater" (Stuttg. 1842). Die ungedruckten, aber wol vollendetern sind: „Bernhard von Weimar", „Der Sohn des Fürsten", „Johann von Östreich" und das Lustspiel „Die Wette". An den frühern dramatischen Dichtungen M.'s vermißte man, bei aller Anerkennung, welche namentlich „Otto III." auf der Bühne fand, die praktische Kenntniß dieser letztern. Nachdem er Gelegenheit gehabt, sich diese in seiner Stellung als Dramaturg anzueignen, müssen die poetischen und sittlichen Vorzüge seiner Dramen desto mehr ans Licht treten. Eine Gesammtausgabe von M.'s Werken, die zu den gediegensten und gesundesten Schöpfungen der Neuzeit zu zählen sind, steht in Aussicht.

**Rosengeil** (Friedr.), ein beliebter deutscher Erzähler, geb. 26. März 1773 in Schönau unweit Eisenach, wo sein Vater Pfarrer war, studirte in Jena Theologie und war dann Lehrer an der von Cotta in Zillbach begründeten Forstschule, bis er nach dem Wunsche seines Vaters, der inzwischen Pfarrer in Frauenbreitungen geworden war, dessen Amtsgehülfe wurde. Sieben Jahre später, 1805, übertrug ihm die verwitwete Herzogin von Sachsen-Meiningen die Erziehung ihres einzigen Sohnes, des Herzogs Bernhard Erich Freund, den er später auch auf die Universitäten nach Jena und Heidelberg und auf seinen Reisen nach der Schweiz, Oberitalien, Belgien, Holland und Frankreich begleitete. Nach dem Regierungsantritte des Herzogs 1821 erhielt er die ihm bestimmte Stelle im Consistorium zu Meiningen, der er bis zu seinem Tode, 2. Juni 1839, vorstand. Seine Erzählungen, die verdienten Beifall fanden, vereinigte er später in den Sammlungen „Liebenstein und die neuen Arkadier" (2. Aufl., Fkf. 1826), „Reisegefährten" (3 Bde., Fkf. 1825—28), „Drei Freunde auf Reisen" (3 Bde., Lpz. 1828) und „Sommerabendstunden" (2 Bde., Hildburgh. 1831). Nirgends ist seine Absicht blos auf flüchtige Unterhaltung, sondern immer auch auf sittliche Anregung zum Guten, Wahren und Schönen gerichtet. Das Andenken seines Jugendgespielen Ernst Wagner ehrte er durch eine Sammlung der Werke desselben (12 Bde., Lpz. 1824—28) und die „Briefe über den Dichter Ernst Wagner" (2 Bde., Schmalk. 1826). R. war eine durchaus reine und milde Natur; in seltenem Maße besaß er die Gabe der freien Rede. Noch ist zu bemerken, daß er sich zuerst unter den Deutschen mit Stenographie beschäftigte und auch während seines Aufenthalts in Zillbach ein Büchelchen darüber schrieb (3. Aufl., Jena 1819).

**Moser** (Joh. Jak.), einer der fruchtbarsten Publicisten Deutschlands, geb. zu Stuttgart 18. Jan. 1701, besuchte das Gymnasium daselbst und bezog 1717 die Universität zu Tübingen, wo er 1720 außerordentlicher Professor der Rechte wurde. Da er hier nicht viel Beifall fand, so ging er 1721 mit dem Charakter eines herzoglich würtemb. Regierungsraths nach Wien, wo er an dem Reichsvicekanzler, Grafen von Schönborn, einen vorzüglichen Gönner fand. Da jedoch derselbe ihm zu keiner Anstellung verhelfen konnte, weil er nicht katholisch werden wollte, so kehrte er nach dem Vaterlande zurück, verließ dasselbe aber bald wieder, weil man ihn für einen Spion des kaiserlichen Hofs ansah, und ging aufs neue nach Wien. Nachdem eine noch-

malige Reise nach Würtemberg ihn überzeugt, daß daselbst für ihn nichts zu hoffen sei, wendete er sich 1725 ganz nach Wien. Weil aber das würtemb. Ministerium von seinem Aufenthalte zu Wien nachtheilige Folgen für das Land besorgte, so wurde er 1726 als wirklicher Regierungsrath nach Stuttgart berufen und 1727 ordentlicher Professor der Rechte bei dem fürstlichen Collegium in Tübingen. Aus Ärger über mancherlei Anfechtungen von Seiten seiner Collegen legte er nach wenigen Jahren seine Stelle nieder; allein schon 1733 wurde er von dem neuen Herzoge, Karl Alexander, in seine frühere Regierungsrathsstelle wieder eingesetzt, welche er 1736 mit der eines preuß. Geh. Raths, Directors der Universität und Ordinarius der Juristenfacultät zu Frankfurt a. d. O. vertauschte. Verschiedene Verdrießlichkeiten bewogen ihn, 1739 auch diese Ämter niederzulegen. Hierauf lebte er zu Ebersdorf im reußischen Voigtlande, bis die Ausbreitung der herrnhutischen Sekte ihn von hier vertrieb, worauf er 1747 die vom Landgrafen zu Hessen-Homburg ihm angebotene Stelle als Geh. Rath und Chef der Kanzlei annahm. Doch wegen des Widerstandes, den er hier in der Ausführung seiner Kameral- und andern Grundsätze erfuhr, nahm er auch hier nach kurzer Zeit seine Entlassung und lebte seit 1749 zu Hanau, wo er für junge Leute eine Staats- und Kanzleiakademie anlegte. Nur der Ruf, den er 1751 als Landschaftsconsulent in sein Vaterland erhielt, konnte ihn vermögen, dieselbe aufzugeben. Als hier zwischen dem Herzog und den Landständen allerhand Irrungen und Streitigkeiten entstanden, ließ ihn dieser als den angeblichen Verfasser der wider den Herzog gerichteten Schriften 1759 in sehr harten Festungsarrest nach Hohentwiel bringen, und ohne ein einziges mal verhört worden zu sein, wurde er erst 1764 auf Befehl des Reichshofraths freigegeben. Hierauf begab er sich wieder nach Stuttgart, wo ihn der Herzog nicht nur für schuldlos erklärte, sondern auch als Landschaftsconsulenten wieder einsetzte; doch nahm M. seitdem wenig und seit 1770 gar keinen Antheil mehr an den Geschäften, sondern verlebte den Rest seiner Tage größtentheils unter schriftstellerischen Arbeiten. Er starb 30. Sept. 1785. M.'s vielfache Erfahrungen, ausgebreitete Geschäfte und weitläufige Verbindungen gaben ihm einen sichern praktischen Blick, der gegen die schwankenden Theorien früherer Staatsrechtslehrer vortheilhaft abstach. Durch diesen, sowie durch seinen Sammlerfleiß, seine Freimüthigkeit, Gradheit und Ordnungsliebe gab er seinen Schriften einen Werth, welcher ihn einer rühmlichen Stelle in der Geschichte des deutschen Staatsrechts würdig macht, wenngleich ihm Tiefe und Fülle der Gedanken, Scharfsinn und eigentliche juristische und historische Gelehrsamkeit abgingen. Sein Fleiß war in der That staunenerregend; die Zahl aller seiner jetzt freilich veralteten und zum Theil unbrauchbar gewordenen Schriften beträgt über 400; zu erwähnen davon sind: „Deutsches Staatsrecht" (50 Bde., nebst 2 Bdn. Supplementen und 1 Bd. Register, Nürnb. 1737—54); „Neues deutsches Staatsrecht" (21 Bde., Stuttg. und Frkf. 1761—75); „Deutsches Staatsarchiv" (13 Bde., Hanau und Frkf. 1751—57); „Grundriß der heutigen Staatsverfassung von Deutschland" (neue Ausg., Tüb. 1754) und seine Schriften über das positive europ. Völkerrecht, welches er zuerst in ein System brachte. Auch lieferte er seine eigene anziehende Lebensbeschreibung (4 Bde.; 3. Aufl., Frkf. und Lpz. 1777—83). — Moser (Friedrich Karl von), des Vorigen Sohn, geb. zu Stuttgart 18. Dec. 1723, der sich ebenfalls als Schriftsteller über das Staatsrecht durch seine mit großer Kenntniß der Staatsverhältnisse verbundene Freimüthigkeit auszeichnete, war mehre Jahre Reichshofrath in Wien, dann Geh. Rath und Minister in Hessen-Darmstadt, wo er indeß 1780 plötzlich entlassen wurde. Seitdem privatisirte er an mehren Orten und starb zu Ludwigsburg 1798. Unter seinen ebenfalls zahlreichen Schriften sind zu nennen: „Kleine Schriften zur Erläuterung des Staats- und Völkerrechts" (12 Bde., Frkf. 1751—65); „Sammlung von Reichshofrathsgutachten" (6 Bde., Frkf. 1752—54); „Sammlung der wichtigsten Deductionen in deutschen Staats- und Rechtssachen" (9 Bde., Ebersdorf 1752—64); „Patriotische Gedanken von der Staatsfreigeisterei" (1755); „Der Herr und der Diener" (1759); „Reliquien" (1767); „Patriotisches Archiv" (12 Bde., Frkf. und Lpz. 1784—90); „Neues patriotisches Archiv" (2 Bde., Manh. 1792—94); „Geschichte der Waldenser" (Zür. 1798); „Luther's Fürstenspiegel" (neue Ausg. von Meyer, Frkf. 1834).

**Möser** (Justus), ein geistreicher deutscher Staatsmann, wurde 14. Dec. 1720 zu Osnabrück geboren, wo sein Vater Kanzleidirector und Consistorialpräsident war, und studirte 1740—42 zu Jena und Göttingen die Rechtswissenschaft. Doch das wichtigste Studium für seinen Beobachtungsgeist war das menschliche Leben selbst. Zugleich bildete er seinen Geschmack durch das Lesen der engl., franz. und ital. Classiker. Als Sachwalter nahm er sich mit Wärme der unterdrückten Unschuld an; er allein widerstand der Willkür des damaligen Statthalters von

Osnabrück. Das Vertrauen seiner Mitbürger erhob ihn daher 1747 zu der wichtigen Stelle eines Advocatus patriae; auch ernannten ihn die Landstände zum Secretär und zum Syndikus der Ritterschaft. Sein edler Charakter bewährte sich vorzüglich in den Drangsalen des Siebenjährigen Kriegs, wo er durch weise und redliche Thätigkeit seinem hartbedrängten Vaterlande bei der Erhebung der Kriegslasten bedeutende Summen ersparte. Überall im bürgerlichen Geschäftsleben sah er klar den innern Zusammenhang des Zwecks und der Mittel; allein er dachte nicht blos, sondern arbeitete auch mit beharrlichem Eifer als Staatsmann, und sein edles Herz erhielt ihn stets auf der Höhe des Weltbürgers und Menschenfreundes. Er war seit der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs wol der erste deutsche Staatsmann, der es ungescheut aussprach, daß Wahrheit und Redlichkeit auch im Staatsleben erste Pflicht seien. Er war 20 J. hindurch, während der Minderjährigkeit des Herzogs Friedrich von York, der als protest. Bischof 1763 Osnabrück erhielt, zwar nicht dem Titel nach, aber in der That der erste Rathgeber des Regenten. Er diente zugleich dem Landesherrn und den Ständen, deren beider Vortheil nicht immer ein und derselbe war. Allein sein ausgezeichnetes Talent, seine gründliche Geschäftskenntniß und sein Fleiß, verbunden mit unerschütterlicher Redlichkeit, Billigkeit und Uneigennützigkeit, führten ihn gerade und tadelfrei durch alle Collisionen hindurch. Von 1762 an Justitiar beim Criminalgerichte in Osnabrück und, nachdem er diese Stelle 1768 niedergelegt, bis zu seinem Tode als Geh. Referendar bei der Regierung angestellt, nahm er nur auf wiederholtes Verlangen der Regierung 1783 den Titel eines Geh. Justizraths an. Er starb 8. Jan. 1794. So groß sein Ruf in seinem Wirkungskreise war, so liebenswerth erschien er in dem engern Kreise des Hauses und der Gesellschaft. Er war ein großer, stark und ebenmäßig gebauter Mann. Schon durch sein Äußeres flößte er Achtung ein. Sein Gang war fest und sicher, sein Wesen ernst und freundlich, sein Gesicht treuherzig und klug, nicht ohne Würde, ausdrucksvoll und Zutrauen einflößend. Krankheitszufälle wollte er durch Ruhe besiegen, indem er der Meinung war, daß die Natur selbst das Übel niederkämpfe und deshalb nicht gestört werden dürfe. Erst in seiner letzten Krankheit erkannte er seinen Irrthum; als er die Nähe seines Todes fühlte, sagte er mit Gleichmuth: „Ich habe den Proceß verloren!" Ohne Schriftstellerruhm zu suchen, fand er ihn durch seine gründlichen, geistreichen und beredten Schriften. Mit Sachkunde, hellem Weltblick, aus warmer Brust und mit unerreichbarer Laune schrieb er über Fehler und Verbesserung der Sitten, über öffentliche Anstalten, über Geschichte, Staats- und bürgerliches Recht, und sowol der innere Gehalt seiner Schriften als seine eigenthümliche Schreibart sichern ihm unter den deutschen Prosaisten eine der ersten Stellen. Seine „Osnabrückische Geschichte" (2 Bde., Osnabr. 1768; 2. umgearb. Aufl., Berl. 1780; 3. Aufl., 1820), die bis 1192 reicht, ist voll von scharfsinnigen und eindringenden Bemerkungen, die über die ältere deutsche Geschichte manchen Aufschluß geben, und in ihr ist ein Muster für fruchtbare Behandlung vaterländischer Specialgeschichten gegeben. Den dritten Theil dieses Meisterwerks, mit Urkunden, gab aus des Verfassers handschriftlichem Nachlasse Herbert von Bar (Berl. 1824) heraus. Ein wahres Nationalwerk sind seine „Patriotischen Phantasien" (Osnabr. 1775—86; 3. Aufl. von seiner Tochter J. W. J. von Voigt herausgegeben, 4 Bde., Berl. 1804). Sie entstanden aus den Intelligenzblättern, welche M. von 1766—82 für Osnabrück schrieb, um die Einwohner mit den Angelegenheiten des Vaterlandes auf eine zweckmäßige Weise bekannt zu machen. Auch M.'s „Vermischte Schriften", die Fr. Nicolai nebst dessen Lebensbeschreibung herausgab (2 Bde., Berl. 1797—98), enthalten zahlreiche Beweise seiner Menschenkenntniß und seiner gesunden Laune, z. B. „Harlekin, oder Vertheidigung des Groteskkomischen" (gegen Gottsched) und „Über die deutsche Sprache und Literatur" (gegen Friedrich II.). Ein Trauerspiel „Arminius", 1748 geschrieben, folgt noch ganz der Gottsched'schen Schule und wurde deshalb bald vergessen. Eine vollständige Ausgabe seiner „Sämmtlichen Werke" (10 Bde., Berl. 1842—43) hat B. R. Abeken besorgt. Ein ehernes Standbild wurde ihm 12. Sept. 1836 in seiner Vaterstadt errichtet.

**Moses**, der Heerführer und Gesetzgeber der Israeliten, wurde nach den biblischen Berichten um 1600 v. Chr. in Ägypten geboren, zu einer Zeit, wo sein Volk in harter Bedrückung lebte. Sein Vater war Amram, seine Mutter Jochebeth, Beide vom Stamme Levi. Drei Monate nach der Geburt mußte der Säugling zufolge eines königl. Befehls, der alle männliche Geburt der Hebräer umzubringen gebot, ausgesetzt werden. Doch die Tochter des Königs von Ägypten, welcher die Sage den Namen Thermutis beilegt, fand am Ufer des Nils das dem Tode geweihte Kind und gab es, da dessen nahestehende Schwester Mirjam die Mutter herbeirief, dieser zur Pflege. Erst als lehrfähiger Knabe kam M. in die Pflege der Königstochter, die ihn den aus dem Wasser Geretteten (Mo-udsche im Ägyptischen, daher das hebr. Moscheh) nannte und an Kindesstatt an-

nahm. Dadurch gelangte er in den Priesterstand, zu dem die königl. Familie gehörte, und konnte nun als Priesterlehrling alle Künste und Wissenschaften sich zu eigen machen, die dieser erste Stand des Reichs in Mysterien bewahrte. Von dem Feldzuge in Äthiopien, an dem er in seinem 40. Lebensjahre als Anführer der Ägypter Theil genommen haben soll, spricht nur die jüd. Sage bei Josephus. Als er in Folge einer Gewaltthat gegen einen ägypt. Voigt flüchtig geworden war, lebte er mehre Jahre unter den Midianitern in der arabischen Wüste und bildete da den Plan zur Befreiung seines Volkes aus. Nach den heiligen Urkunden wurde er durch unmittelbare Eingebung Gottes darauf geführt. Umsichtig ging er, ein Greis von 80 J., an das Werk, allein erst nachdem zehn Landplagen Ägypten verheert hatten, ließ Pharao die Hebräer ziehen. M. führte sie mit aller ihrer Habe aus Ägypten und zur Zeit der Ebbe mitten durch den Arabischen Meerbusen, in welchem der treulos nachsetzende Pharao mit Mann und Roß ertrank. Doch diese Rettung von dem furchtbarsten Feinde war nur der Anfang seines Unternehmens; gährend wogte um ihn die rohe Masse eines Volkes, das keine Regel in der Freiheit kannte. Der Mangel in der Wüste, das Zusammenstoßen mit feindlichen Beduinenvölkern, die Eifersucht neidischer Ältesten waren Hindernisse, die nur die Weisheit und Energie eines M. zu überwinden vermochte. Bei allen seinen Anordnungen berief er sich auf ausdrückliche Befehle Gottes, der das Volk durch Güte und Ernst väterlich an sich ziehen und bilden wolle. Die Religion war der Geist des Gesetzes, welches M. im dritten Monate nach dem Auszuge aus Ägypten zu verkündigen anfing. Angelangt am Berge Sinai in Arabien, ließ er das Volk sich lägern, während er selbst den Gipfel des Bergs erstieg, wo ihm unter den Schauern der Nähe Gottes kund wurde, nach welchen Gesetzen Israel leben solle.

Auf den Glauben der Erzväter gebaut, waren diese Gesetze, welche M. dem israelit. Volke gab, mehr eine Herstellung der einfachen Wahrheiten, durch die sich die Urwelt zum Höchsten erhob, als eine neue Religion. M. hat das Verdienst, sie von Irrthümern und Thorheiten des Aberglaubens, worin sie unter den Händen abgöttischer Völker fast untergegangen waren, gereinigt und nach den Bedürfnissen der zum großen Volke angewachsenen Hebräer ausgebildet zu haben. Der Hauptpunkt seiner Gesetzgebung war die Lehre, daß Jehovah, der einige Gott, der weder einen andern Gott neben sich, noch ein sinnliches Bild seines Wesens dulde, selbst König seines Volkes sein und es durch Priester regieren wolle, und daher hatten die Gesetze, durch die er den Cultus, die Staatsverfassung und Rechtspflege, die Sitten- und Gesundheitspolizei der Hebräer bestimmte, ihr göttliches Ansehen. Überall von den Grundfoderungen der sittlichen und sinnlichen Natur des Menschen ausgehend, waren sie auf die Eigenthümlichkeit des Volkes, auf das Klima und die politische Lage des ihm zum Wohnorte bestimmten Landes berechnet. Sie verboten dem Volke jede Vermischung mit andern Nationen und jede fremde Sitte und Gottesverehrung; sie nöthigten es durch festbestimmte, bis in die geringsten Einzelnheiten der täglichen Lebensordnung und der geselligen und häuslichen Verhältnisse eingehende Vorschriften, bei denen auch die Auswahl und Bereitung der Speisen und die Sorge für die Reinlichkeit des Körpers nicht vergessen war, zur Gewöhnung an die seinem Charakter angemessene Bildung; sie legten ihm durch ein streng geregeltes Ritual, das, aus tausend Gebräuchen zusammengesetzt, im Ganzen die erhabene Allegorie eines unaufhörlich durch Opfer, Gebete und Reinigungen neu anzuknüpfenden Bundes mit Gott darstellte, die Pflicht einer steten Geschäftigkeit im Dienste seines himmlischen Königs auf. Dem Stamme Levi übertrug M. die Verwaltung dieses Dienstes und die Aufsicht über die Beobachtung der Gesetze; und nicht seinen Söhnen, die er unter die gemeinen Leviten zurücktreten ließ, sondern dem Geschlechte seines Bruders Aaron gab er das mit der obersten Staatsgewalt bekleidete Hohenpriesterthum. Dem von allem Grundeigenthum ausgeschlossenen Stamme Levi machte er die übrigen zwölf Stämme zehntpflichtig, untergab sie eigenen Stammältesten und Richtern und sicherte die Festigkeit ihres politischen Verbandes durch gemeinsame Feste und durch ausschließliche Einheit des Gottesdienstes in der Stiftshütte, einem tragbaren Tempel, der das einzige Heiligthum und vermöge der ihm zufließenden Steuern der Mittelpunkt alles Reichthums der Nation wurde.

Dieses waren die Hauptpunkte der Gesetzgebung des M., die, wenn auch Züge ägypt. Bildung daraus hervorblicken, doch das Bestreben deutlich bekundet, die Hebräer von den ägypt. Sitten und Vorurtheilen zu entwöhnen. Allein die Vortrefflichkeit dieser Gesetzgebung wurde nicht sogleich von den Hebräern erkannt. Schon nahe am Ziele des Wegs nach Kanaan, sah M. sich durch neue Gährungen genöthigt, das Volk in die Wüste zurückzuführen, und 40 J. eines mühseligen Umherziehens in derselben mußten vergehen, harte Strafen mußten vollzogen werden, Alle, die im Mannesalter aus Ägypten gezogen waren, mußten sterben, ehe das Gesetz bei

dem neuen, während des Zugs herangewachsenen Geschlechte durchdrang. M., der mit Sorgen, Beschwerden und Arbeiten aller Art geplagte Führer, sollte die vollkommene Ausführung seiner Idee nicht einmal erleben. Nachdem er den Feldherrn Josua (s. d.) zu seinem Nachfolger bestimmt und von dem Volke feierlich Abschied genommen hatte, bestieg er den Berg Nebo in Peräa jenseit des Jordan, von dem er das Gelobte Land überschaute, und beschloß hier sein mühevolles Leben im 120. J. Der abergläubischen Verehrung seiner Gebeine hatte er durch den Befehl, ihn heimlich zu beerdigen, vorgebeugt. Weil in den nach M. benannten Büchern des Alten Testaments sein eigener Tod erzählt und Manches erwähnt wird, was einer spätern Zeit angehört, weil ferner das Material, auf das er schrieb, Stein war, auf welchem Schriften von so großem Umfange, wie die Mosaischen Bücher sind, schwerlich aufbewahrt werden konnten, so muß die Kritik allerdings ihre Auffassung und Anordnung in die fünf Bücher (Pentateuchos) einem spätern Zeitalter zuschreiben. Dennoch bleibt es möglich, daß M. die Nachrichten von der Geschichte der Urwelt, die das erste Buch (Genesis) enthält, gekannt und, wenn auch vielleicht mündlich, auf die Nachwelt gebracht, die zehn Gebote und die Beschreibung des Zugs der Israeliten durch die arabische Wüste im zweiten (Exodus) und vierten Buche (Numeri) und solche Gesetze, die er der unsichern Sage nicht überlassen konnte, in diesen beiden, dem dritten (Leviticus) und fünften Buche (Deuteronomium) selbst aufgeschrieben hat; doch sind darüber die Ansichten der verschiedenen Gelehrten und kirchlichen Parteien sehr verschieden. Vgl. Ewald, „Composition der Genesis" (Braunschw. 1823); Tuch, Commentar über die Genesis" (Halle 1839); Ewald, „Geschichte des Volkes Israel" (3 Bde., Gött. 1843—52; 2. Aufl., Bd. 1, 1851). Als neuere Vertheidiger der Authentie des Pentateuchs sind besonders Hengstenberg und Hävernick zu nennen.

**Moshaisk**, eine Stadt im russ. Gouvernement Moskau, an der Mündung der Moshaiska in die Moskwa, 14 M. von Moskau, mit 3000 E., ist durch die Schlacht vom 7. Sept. 1812 merkwürdig, die richtiger die Schlacht an der Moskwa (s. d.) und von den Russen nach dem Dorfe Borodino genannt wird.

**Mosheim** (Joh. Lorenz von), einer der berühmtesten deutschen Theologen, aus einem steiermärkischen Geschlechte, geb. 9. Oct. 1694 zu Lübeck, studirte zu Kiel, wo er 1719 Beisitzer der philosophischen Facultät wurde. Nachdem er mehre Rufe abgelehnt hatte, ging er 1723 als ordentlicher Professor der Theologie nach Helmstedt, wo er 1726 auch Kirchen- und Consistorialrath und Abt zu Marienthal und Michaelstein wurde und später das Generalinspectorat aller Schulen im Herzogthum Wolfenbüttel erhielt. Im J. 1747 als ordentlicher Professor der Theologie nach Göttingen berufen, starb er hier als Kanzler der Universität 9. Sept. 1755. Große Verdienste um alle Theile der theologischen Wissenschaften sichern seinem Namen eine bleibende Stelle in der Literatur. Namentlich hat ihm die Kirchengeschichte viel zu danken, theils in Hinsicht auf gründliche Forschung, theils deshalb, weil er ihr zuerst eine pragmatische Gestalt gab. In der Ketzergeschichte wußte er die künstlichen Systeme aus den Lehren der Ketzer zusammenzusetzen und irrte dabei nur selten. Sein kirchengeschichtliches Hauptwerk sind die „Institutiones historiae ecclesiasticae" (Helmst. 1755; neue Aufl. 1764; deutsch durch von Einem, 9 Bde., Lpz. 1769—78, und von J. Rud. Schlegel, 7 Bde., Heilbr. 1786—96). Nächstdem gehören hierher seine „Institutiones historiae christianae majores" (1. Abth., 2. Aufl., Helmst. 1763), „De rebus christianorum ante Constantinum commentarii" (Helmst. 1753), „Dissertationes ad historiam ecclesiasticam pertinentes" (2 Bde., neue Aufl., Altona 1767) und „Versuch einer unparteiischen Ketzergeschichte" (2 Bde., Helmst. 1746—48). Seine „Sittenlehre der Heiligen Schrift" (fortgesetzt von J. Peter Miller, neue Aufl., 9 Bde., Helmst. 1770—78) war wegen ihrer Vollständigkeit und wegen ihrer durchaus praktischen, auf Erfahrung gegründeten Beziehung ein vorzügliches Werk, aber in der Ausführung zu wortreich. Auch in der Kanzelberedtsamkeit machte M. theils durch seine „Anweisung, erbaulich zu predigen" (herausgegeben von Windheim, 2. Aufl., Erlang. 1771), vornehmlich aber durch seine für die Zeit ihrer Erscheinung musterhaften „Heiligen Reden" (3 Bde., Hamb. 1732 fg.; neue Aufl., 1765) Epoche, sodaß man ihn den Vater der neuern deutschen Kanzelberedtsamkeit nannte, wie er denn überhaupt um die didaktische Prosa der Deutschen große Verdienste hatte. Auch der Auslegungskunst der Heiligen Schrift und dem Studium der alten Literatur überhaupt leistete er wichtige Dienste. Er schrieb und sprach ein sehr elegantes Latein; sein akademischer Vortrag war ein freier und fließender, blos unterstützt durch wenige Aufzeichnungen.

**Mösien** hieß als röm. Provinz das Land im Süden der untern Donau, das gegen Osten an das Schwarze Meer stieß, gegen Süden durch die Bergketten des Hämus und Orbelus von

Thrazien und Macedonien, gegen Westen durch die des Scardus (jetzt Skardaph) und durch den Fluß Drinus (Drina), der sich in die Save ergießt, von Illyricum getrennt wurde. Der Fluß Ciabrus (Cibriz) theilte es in zwei Hälften, deren östliche, Niedermösien (Moesia inferior) dem heutigen Bulgarien, die westliche, Obermösien (Moesia superior), vom Marglus (Morawa) durchflossen, dem heutigen Serbien entspricht. Unter den Städten, die in dem Lande hauptsächlich unter röm. Herrschaft entstanden, sind in Niedermösien außer der Stadt Tomi am Schwarzen Meere, in deren Nähe Ovid in der Verbannung lebte, besonders Marcianopolis, Sardica (bei dem jetzigen Sophia), an der Donau Axiopolis (Raszovat), Dorostorum (Silistria) und Nikopolis und in Obermösien Viminacium (Widdin), Singidunum (unweit Belgrad), Naissus (Nissa) und Scopi (Uskup) zu bemerken. Die Einwohner gehörten ursprünglich dem thrazischen, theilweise wol auch dem germanischen Volksstamm an. So die Völkerschaften der Mösier, von den Griechen Mysier genannt, wie diese auch das Land, gleich dem kleinasiatischen, Mysien (s. d.) benannten, der Dacier und Geten, die noch vor Alexander's Zeit über die Donau auswanderten, der Dardanier und der Triballer. Die Letztern wurden zu Ende des 4. Jahrh. v. Chr. durch die celtischen Skordisker, die sich selbst im westlichen M. niederließen, in das östliche verdrängt. Über das letztere übten die Perser seit Darius I. etwa dreißig Jahre lang die Herrschaft; später, zur Zeit des Peloponnesischen Kriegs, gehörte es zu dem thrazischen Reich der Odrysen unter Sitalkes und dessen Sohn Seuthes. Nach der Eroberung von Macedonien kamen die Römer in Berührung mit den mösischen Völkern; schon Marcus Livius Drusus siegte 111 v. Chr. über die Skordisker. Völlig unterworfen wurde das ganze Land 29 v. Chr. durch Marcus Licinius Crassus. Seitdem entstand an der Donau eine Reihe röm. Festungswerke, deren Spuren noch jetzt übrig sind. Unter Tiberius erhielt das Land, in welchem zwei Legionen lagen, röm. Provinzialeinrichtung; seine Blüte fällt in die Zeit Trajan's, der von hier aus Dacien unterwarf. Im 3. Jahrh. begannen die Einfälle der Gothen, gegen die Decius 251 in M. fiel, bis den Eindringlingen Claudius II. durch den Sieg bei Naissus 269 und 271 Aurelian, der die röm. Colonisten aus Dacien nach M. verpflanzte, für einige Zeit ein Ziel setzten. Bei dem Andrang der Hunnen überströmten die Westgothen das Land das ihnen, nachdem Valens gegen sie bei Adrianopel 378 Schlacht und Leben verloren hatte, Theodosius I., dessen Oberherrschaft sie anerkannten, einräumte. Viele von ihnen blieben bei dem Wegzug des Volkes im Anfange des 5. Jahrh. zurück und erhielten sich unter dem Namen Mösogothen bis ins 6. Jahrh. in dem Lande, das seit 395 oström. Provinz war. In Niedermösien wanderten im 6. Jahrh. die slaw. Anten ein, die gegen Ende des 7. Jahrh. unter die Herrschaft der Bulgaren (s. d.) sich beugten; in Obermösien wurden durch Heraklius gegen die Avaren zu Anfang des 7. Jahrh. die Serbier (s. d.) aufgenommen.

**Moskau** oder **Moskwa**, die alte und erste Hauptstadt des russ. Reichs, gegenwärtig noch die Krönungs- und zweite Residenzstadt der russ. Kaiser und vor der Gründung von Petersburg die alleinige Residenz der Zaren, ist nicht nur in Hinsicht ihrer Größe, Bevölkerung, Handelsverhältnisse und in mancher andern Beziehung eine der wichtigsten Städte, sondern auch durch die Ereignisse von 1812 von welthistorischer Bedeutung. Die Stadt ist 97 M. von Petersburg entfernt, wohin eine 1851 vollendete Eisenbahn führt, liegt mitten im Centrum des Reichs, an den Flüssen Moskwa und Jausa, die sich innerhalb der Stadt mit der erstern vereinigt, in einer hügeligen, fruchtbaren und reich angebauten Gegend und umfaßt folgende fünf Haupttheile, die größtentheils durch Mauern, zum Theil auch durch Boulevards voneinander getrennt sind: 1) den Kreml (s. d.), den ältesten Theil der Stadt, zu dessen Innerm fünf Thore führen; 2) Kitaigorod oder die Chinesenstadt, die besonders durch ihren großen Kaufhof, den Gostinnoi Dwor, und durch die Kaufläden vieler Armenier, Perser, Bucharen und Tataren berühmt ist; 3) Beloigorod oder die Weiße Stadt, mit herrlichen Palästen und Krongebäuden, z. B. dem Gouvernementspalast, dem großen Findelhause, dem prächtigen Paschkow'schen Hause u. s. w.; 4) Semlänoigorod oder die Erdstadt, mit minder schönen Gebäuden und mit vielen Holzhäusern, Kasernen, Brot- und Fleischscharren, Baracken u. s. w.; 5) die 30 Sloboden oder Vorstädte, die sämmtlich noch zur eigentlichen Stadt gehören, mehre sehr stattliche Kirchen, Klöster und Hospitäler, aber minder schöne Privatwohnungen enthalten und durch einen hohen Wall und Graben, der nur an zwei Stellen durch die Moskwa eine Unterbrechung erleidet, umgeben sind. M. ist der Sitz eines Metropoliten, eines Kriegs-Generalgouverneurs und anderer Militärbehörden, eines Oberpolizeimeisters und verschiedener hoher Reichscollegien, sowie einer Universität, die 1755 errichtet, im Sept. 1813 wieder eröffnet wurde. Verbunden sind mit der Universität eine Buchdruckerei, eine Bi-

bliothek, ein Museum, das aus der medicinisch-chirurgischen Akademie umgewandelte Klinikum, ein berühmtes anatomisches, ein physikalisches und ein chemisches Cabinet, ein botanischer Garten, ein Observatorium und mehre gelehrte Gesellschaften, z. B. die Kaiserliche Gesellschaft der Naturforscher. Von andern Lehranstalten bestehen daselbst eine praktische Commerzakademie, eine Commerzschule, ein geistliches Seminar nebst zwei geistlichen Kreisschulen, vier Gymnasien, zwei Cadettencorps, das zum Findelhause gehörige Oberoffiziërskinderinstitut, eine Architektenschule, eine Landmesserschule, eine Landwirthschaftsschule, die Stroganow'sche Zeichenschule, eine Gewerbschule, drei Kreisschulen, eine Feldscheerschule, 16 bürgerliche Elementarschulen, Lasarew's armenisches Institut, eine Theaterschule, zwei deutsche Kirchenschulen, das Katharinen- und das Alexandrew'sche Institut für adelige Mädchen, mehre Privatschulen für Mädchen, 14 Schulen für arme Mädchen und einige Sonntagsschulen. Im gesammten moskauschen Lehrkreise beläuft sich die Zahl der Lehrer und Schulbeamten auf 1129, die der Schüler und Schülerinnen auf 19298. Die Fabrikthätigkeit M.s ist verhältnißmäßig sehr bedeutend und umfaßt alle Zweige der Industrie. Ferner bildet M. den Mittelpunkt des gesammten innern Handels und den Stapelplatz für ungeheure Vorräthe von Waaren aller Art. Die Einnahmen der Stadt betrugen 1849: 1,128489, die Ausgaben 1,105588 Silberrubel; außerdem hat sie noch gegen 73000 Silberrubel besondere Ausgaben. M. ist eine der reichsten, prächtigsten und originellsten Städte, wo sich fast alle Völker Europas und Asiens, fast alle Religionen der Erde und fast alle Baustile, der griechische wie der italienische, der gothische wie der byzantinische, der tatarische wie der persische, vereint wiederfinden. Die Gesammtbevölkerung belief sich 1850 auf 450000 Seelen. Nach den Ständen geordnet gab es Geistliche beiderlei Geschlechts 10000; Adelige, d. h. Beamte in und außer Diensten, 30000; Gerichtsdiener 20000; Kaufleute 18000; Kleinbürger 70000; Handwerker 25000; Kronbauern 40000; Leibeigene 120000; Soldaten 25000; Soldaten außer Dienst 20000; gegen 150000 Bauern verschiedener Art, die durch Hofedienst, Kramhandel oder Fuhrwesen, zum Theil auch durch Bettelei ihren Unterhalt finden. Die Zahl der Gebäude belief sich ungefähr auf 20000, nämlich 2140 Kron- und 17860 Privathäuser; steinerne Häuser kann man 8000, hölzerne 12000 annehmen. Keine Stadt der Erde hat so viel kirchliche Gebäude als M. Im J. 1850 zählte es 238 griech. Kirchen, außerdem sieben Kathedralen, zwei protest., eine ref., zwei anglikan., drei kath., drei armen. Kirchen, eine Moschee und 31 Kapellen; ferner 14 Mönchs- und sieben Nonnenklöster, 1481 Kirchen-, Kloster- und Begräbnißhäuser. Sodann bestehen 95 öffentliche Gebäude zu gesellschaftlichen Zwecken, 27 kaiserliche und großfürstliche Paläste und 514 andere, meist gemeinnützigen Zwecken gewidmete Anstalten. Unter den letztern befindet sich besonders eine große Menge zum Theil vortrefflich eingerichteter und sehr reich dotirter Hospitäler. Von diesen nimmt das große allgemeine Kriegshospital die erste Stelle ein, das zur Aufnahme von 1840 Kranken bestimmt ist und an welchem 25 Ärzte angestellt sind. Unter den übrigen 45 Hospitälern und ärztlichen Instituten zeichnen sich besonders aus: das Stadthospital, das Pawlow'sche, das Galyzin'sche, das Scheremetjew'sche, das Katharinen-, das Marienhospital, das Kurakin'sche Krankenhaus, das Kinderhospital, die Augenheilanstalt, das Universitätsklinikum und die Entbindungsanstalt im Findelhause. Außerdem gibt es 15 andere Kron- und neun Privatarmenhäuser für specielle Fälle; ferner 61 Kirchenarmenhäuser, ein Institut für arme Kaufmannssöhne, eine Stiftung für Cadetten, ein Invalidenhaus, ein Arbeitshaus und endlich das große von der Kaiserin Maria Feodorowna, der Mutter Alexander's, gestiftete Findelhaus, ein Gebäude, welches eine kleine Stadt für sich bildet und an Zahl seiner Bewohner einer nicht unbedeutenden Mittelstadt gleichkommt. In den zehn Jahren von 1822—31 wurden hier 52549 Kinder aufgenommen, durchschnittlich also im Jahre über 5000; es starben während dieser Zeit 34713. Im J. 1831 beherbergte dieses Riesenhaus in seinen ungeheuern Räumen eine Bevölkerung von 23788 Individuen. Die Ausgaben betrugen 17,223993 Rubel. Unter den andern Gebäuden erwähnen wir noch: das 1853 abgebrannte große kaiserliche Theater, in welchem Ballets, Opern und größere russ. Stücke aufgeführt wurden; das kleine franz. Theater für franz. und russ. Vaudevilles, das große Versammlungshaus des Adels (die Sobranie), die Gebäude des Kaufmanns-, des Englischen und des Deutschen Clubs, das Vauxhall im Petrowski, den prachtvollen großen Kaufhof (gostinoi dwor) und mehre kleine Kaufhöfe, das Arsenal, die Schatzkammer und das Universitätsgebäude. Ferner: das große Exercirhaus, erbaut von dem franz. General Betancourt, 568 F. lang, 170 F. breit und 44 F. hoch, welches im Winter durch eine große Zahl von Öfen geheizt wird; den Justizpalast mit einem Saale, der 300 F. lang und 100 F. breit

ist; das Senatsgebäude; das Gebäude der Sucharew'schen Wasserleitung; die Triumphpforte am Eingange in die Stadt von der petersburger Seite u. s. w. Als einer Merkwürdigkeit ist noch der großen Glocke zu gedenken, welche nach früherer Annahme in dem Glockenthurme des Kreml (dem Iwan Weliki) hing, die aber nach neuern Untersuchungen während des Gusses selbst an Ort und Stelle verunglückte und in die Erde eingesunken war, und deren Gewicht 400000 ruff. Pf. beträgt. Vor mehren Jahren wurde diese riesige Glocke, die größte in Rußland, mit großer Feierlichkeit aus der Erde emporgehoben und ruht gegenwärtig auf einem steinernen Fundament, durch welches eine Pforte führt. Unter den Denkmälern zeichnet sich das eherne Standbild des Bürgers Minin und das des Fürsten Posharsky aus, welches, von dem russ. Bildhauer Martos ausgeführt, auf dem Rothen Platze dicht vor dem Kreml aufgestellt ist, 480000 Pf. wiegt und auf einem 280000 Pf. schweren Granitgestell ruht. Ein anderes minder künstliches Denkmal vor dem Arsenal des Kreml bilden die in symmetrischer Ordnung aufgestellten, im Kriege von 1812 erbeuteten Kanonen, zusammen 875, nämlich 366 franz., 189 östr., 123 preuß., 110 ital., 34 bair., 22 holl., 12 sächs., 8 span., 5 würtemb., 4 poln., eine westfäl. und eine hannover. Die Stadt hat 18 Thore, 56 Wachen, 78 Plätze und Märkte, vier große Paradeplätze, 57 Brücken, 258 Straßen, 582 Gassen, 11 große Bassins, in denen das Wasser aus dem großen künstlichen, mehre Meilen weit hergeleiteten Aquäduct sich sammelt; ferner 5600 Brunnen, 32 städtische und 270 Privatteiche und große Räume innerhalb der Stadt, die aus Acker-, Wiesen- oder Sandstrecken bestehen.

M. wurde 1147 von dem Fürsten Juri (Georg) Wladimirowitsch Dolgoruki von Kiew gegründet, 1176 aber unter dem Fürsten Wsewolod III. Georgewitsch durch den räsanschen Fürsten von Grund aus zerstört. Im J. 1237 ward es wiederum durch die Tataren eingeäschert. Elf Jahre darauf tritt in der Geschichte Michael der Tapfere, der jüngere Bruder Alexander Newski's, zuerst mit dem Namen eines Fürsten von Moskwa auf, und 1328 verlegte Johann Danilowitsch, welcher den Titel Großfürst führte, seine Residenz von Wladimir nach M. Seitdem blieb M. Hauptstadt des davon benannten Großfürstenthums. Gleichzeitig wurde es der Sitz eines Metropoliten. In der folgenden Zeit hatte die Stadt viele Drangsale zu erdulden; sie wurde im 14. Jahrh. von den Lithauern und Tataren genommen und durch Brand zerstört, 1547 durch eine große Feuersbrunst heimgesucht, 1571 von dem Khan von Astrachan belagert und in Brand gesteckt, in Folge der politischen Wirren zu Anfange des 17. Jahrh von den Polen besetzt und sodann angezündet. Allein immer erhob sich M. von neuem und zu höherm Glanze, obschon 1753 Peter d. Gr. von hier seine Residenz nach Petersburg verlegte. Der härteste Schlag traf M. 1812, wo Napoleon mit dem zahlreichsten Heere, welches Europa seit der Völkerwanderung gesehen, in das Innere des russ. Reichs vordrang und, an der Moskwa (s. d.) vergebens aufgehalten, 14. und 15. Sept. 1812 in eine öde und verlassene Stadt einrückte. (S. Russisch-deutscher Krieg.) Das russ. Heer hatte die Stadt verlassen und war auf dem Marsche nach Kaluga; die meisten Einwohner hatten sich mit ihren Schätzen geflüchtet; die Vorräthe des Arsenals, die öffentlichen Documente waren in Sicherheit gebracht; die Verhafteten hatte man aus ihren Gefängnissen entlassen und unter militärischer Obhut nach Nishni Nowgorod geschafft; in der Stadt waren kaum 12000 Menschen; die Hälfte davon bestand aus Gesindel, das zu Mord und Plünderung geneigt war, die andere Hälfte bildeten größtentheils Lazarethkranke in den Hospitälern. Ob jene gewaltige Feuersbrunst, die M. gleich nach dem Einzuge des feindlichen Heeres ergriff und, vom 14.—21. Sept. ununterbrochen fortdauernd, der Stadt mehr als die Hälfte ihrer Kirchen, Paläste und Häuser kostete, das Werk des zurückgebliebenen Gesindels war, oder ob sie die Feinde verwahrlost hatten, oder ob Rostopschin (s. d.), der Gouverneur der Stadt, wirklich als der große, patriotische und voraussichtige Held jener Feuersbrunst zu betrachten sei, ist besprochen, angenommen und widerlegt worden und doch bisher unentschieden geblieben. Vgl. Rostopschin, „La vérité sur l'incendie de M." (Par. 1823) und die Entgegnung des franz. Augenzeugen Surrugues in den „Lettres sur l'incendie de M." (Par. 1823). Erst am 19. Oct. rückte Napoleon aus der verheerten Stadt; doch glich sein Ausmarsch einem Trauerzuge. Mehr als 40000 Mann hatte er in dieser kaum mehr eine Stadt zu nennenden Wüste eingebüßt. Den Russen hatte diese Zeit 321 Mill. Rubel an Brand- und Kriegsschäden gekostet; von 9158 Häusern vor dem Brande waren nach demselben nur 2626 übrig; von 8521 Kauf- und Kramläden blieben 1368 unversehrt. M. hat sich indessen nur schöner und herrlicher aus Schutt und Asche erhoben. Vgl. Schnitzler, „Moscou; tableau statistique, géographique, topographique et historique" (Petersb. und Par. 1834); Meyer, „Russ. Denkmäler, in den J. 1828 und 1835 gesammelt" (Bd. 2, Hamb.

1837); Engelhardt, „Russ. Miscellen zur genauern Kenntniß Rußlands und seiner Bewohner" (4 Bdchn., Petersb. 1828); Kohl „Reise im Innern von Rußland und Polen"(Bd. 1, Dresd. und Lpz. 1841).

**Möskirch** oder **Meßkirch**, ein Städtchen im bad. Seekreise, unweit der Donau, an der Ablach, mit 1400 E., ist bekannt durch den Sieg, welchen die Franzosen unter Moreau 5. Mai 1800 über die Östreicher unter Kray davontrugen.

**Moskwa**, ein Nebenfluß der Oka, die in die Wolga fällt, hat einen historischen Namen gewonnen durch die Schlacht vom 7. Sept. 1812, die fälschlich auch nach der Stadt Moshaisk (s. d.), von den Russen aber nach dem Dorfe Borodino, dem Stützpunkte ihres rechten Flügels, genannt wird. Dieselbe wurde von Napoleon gegen die Russen unter Kutusow, Barclay de Tolly und Bagration gewonnen. (S. **Russisch-deutscher Feldzug**.). Da aber der Verlust auf franz. Seite fast größer war als auf russischer, und da der Rückzug der Russen in großer Ordnung und ohne weitere Attake von Seiten des Feindes erfolgte, so haben die Russen diesen Kampf stets als einen Sieg betrachtet und deshalb auch 7. Sept. 1839 unter großer Feierlichkeit ein durch Originalität ausgezeichnetes Mausoleum nach dem Entwurf des Architekten Adamini auf dem Schlachtfelde von Borodino aufstellen lassen. Von dieser Schlacht erhielt der franz. Marschall Ney (s. d.) den Titel eines Fürsten von der Moskwa.

**Mösogothen** (Gothi minores) nennt man im Allgemeinen die Gothen (s. d.), die sich im 3. Jahrh. n. Chr. in Niedermösien, an der Mündung der Donau, niederließen. Unter ihnen trat Ulfilas (s. d.) auf. Insbesondere bezeichnet man aber mit diesem Namen die beim Wegzuge des Volkes im Anfange des 5. Jahrh. zurückgebliebenen Gothen. (S. **Mösien**.)

**Mosquitoküste** oder **Moskitoküste**, engl. **Mosquitia** oder Mosquito Coast, ein unter dem Schutze Englands stehender Indianerstaat an der Ostküste der mittelamerik. Republiken Honduras und Nicaragua, von jener im NW. durch den Roman oder Lamos, der östlich vom Hafen Truxillo und Cap Honduras in die Hondurasbai mündet, von dieser im SO. durch den Blewfields-River oder Rio-Escondido getrennt, welcher sich in die Blewfieldsbucht oder Lagune des früher unter dem Namen Golf von Guatemala bekannten **Mosquitogolfs** ergießt. Die Länge des Küstensaums in dieser Begrenzung wird ohne die kleinern Einbiegungen auf 100 M., der Flächeninhalt auf 1086 QM. berechnet, letzterer jedoch wegen der Unbestimmtheit der binnenländischen Grenze auch zu 900—950, zu 1606 und sogar zu 3180 QM. angegeben. Die Küste tritt am weitesten ostwärts im Cap Gracias a Dios vor, bildet eine Menge Baien und Lagunen, auch mehre gute Häfen, wie die Boca del Doro, den Hafen von Gracias a Dios und in einigen Flußmündungen. Seewärts erstreckt sich auf 20—30 M. die **Honduras-** oder **Mosquitobank**, deren Wassertiefe nirgends über 30 Faden beträgt und auf welcher eine Menge kleiner Eilande, Klippen und Riffe emportauchen. Hinter dem flachen Lagunenstrande erhebt sich Bergland, indem die Hochterrassen von Honduras und Nicaragua in weiten Plateaus und Gebirgsverzweigungen sich seewärts herabsenken. Dieselben senden zugleich eine Menge von Flüssen ins Meer, wie den Roman, den Blackriver oder Tinto, den Patook und Cartago gegen N., den großen Rio de Segovia oder de Herdias, auch Cape oder Wanksriver genannt, den Toncas oder Rio del Oro, den Tonglas oder Palco, den Rio Grande Perlas und den Blewfields gegen O. Ihre Überschwemmungen, die Ausdünstungen der stehenden Wasser, der Sümpfe und Strandseen, verbunden mit der tropischen Hitze des Klimas und seinen zwei Regenzeiten machen das Land ungesund; fast das ganze Jahr herrschen Fieber, denen besonders die Europäer erliegen. Savannen sind selten, die vorhandenen mit 6—7 F. hohem Pfeilgras bedeckt. Desto ausgedehnter sind die Strecken dichter Sumpfwaldungen, deren Reichthum an Farbe- und feinen Nutzhölzern, namentlich auch an Mahagonibäumen unerschöpflich ist. Diese Hölzer, sowie Cacao, Ingwer, Sarsaparille und Schildpatt sind die wichtigsten Handelsproducte; doch ist der Verkehr höchst unbedeutend. Reis, Mais, sowie Manioc und andere tropische Nahrungspflanzen wachsen im Überfluß. Reich ist außerdem das Land an Hirschen, halbverwilderten Pferden und Rindern, an Geflügel aller Art, an Fischen und Schildkröten, aber auch an Alligatoren, giftigen Eidechsen und Schlangen, überaus lästigen Insekten, namentlich an Mosquitos (s. d.), Stech- und Schmeißfliegen, Sandflöhen u. dgl. Die Bewohner des Landes sind Indianer, meist vom Stamme der **Mosquitos** oder **Mesquitos**, auch **Muskitos** und **Moskos** genannt, jetzt nur noch 20000 Köpfe zählend und größtentheils in der Wildniß umherschweifend. Sie zerfallen in mehre Tribus: die eigentlichen Mosquitos, die Poyais, die Taukas, die Taguz-, Mata- und Talal-Galpas. Sie sind im Allgemeinen schön gebaut, von Hause aus kriegerisch und kühn, nament-

lich auch geschickt im Bootführen. Jagd und Fischfang sind ihre Hauptbeschäftigung, bei der seßhaften Bevölkerung auch etwas Landbau und Viehzucht. Doch ist ihr Viehstand an Rindvieh und Pferden gering, desto größer der an Schweinen. Die Engländer haben einen Schein von Civilisation verbreitet, doch blieb im Grunde die Bevölkerung noch sehr ungebildet und roh, in neuerer Zeit obenein noch entartet und träge. Gleichwol besteht eine Art staatlicher Einrichtung. An der Spitze steht ein König, der mit einigen Vornehmen die Taufe empfangen hat. Dem Könige zur Seite steht ein Gesetzgebender Körper; auch Geschworenengerichte sind eingerichtet. Ortschaften sind: Poyais am Blackriver, nahe dabei Agaustla; Cartago oder Croata an der Carataskabai; Tobuncana im Nordwesten der Segoviamündung; Topapa und Izlover an der Ostküste; Blewfields ebenda im Süden ist die Residenzstadt.

Die Moskitoküste wurde 1502 von Columbus auf dessen vierter Reise entdeckt, aber, obgleich Christoval de Olide bereits 1523 Honduras für die Krone Castilien in Besitz genommen, von den Spanien anderweitiger Eroberungen wegen vernachlässigt und eigentlich nie unterworfen. Noch in der Mitte des 17. Jahrh. vertheidigten die Mosquitos die Unabhängigkeit ihres Gebiets gegen die Spanier. Nachdem aber die von Cromwell abgeschickte Flotte Jamaica erobert hatte (1655), stellte sich der König der Mosquitos mit Zustimmung der Häuptlinge und seines Volkes unter den Schutz Englands, welches das Protectorat annahm und fortan behauptete. Seitdem siedelten sich mehre engl. Colonien am Blackriver an. Diese mußten jedoch nach dem Vertrage von 1786 das Land wieder verlassen, worauf die Spanier es wieder in Besitz nahmen. Doch blieben diese den Indianern stets verhaßt und verließen in Folge eines Überfalls unter dem wilden Fürsten Tempest das Land wieder, sodaß der König der Mosquitos wieder frei und souverän wurde. Im J. 1820 überließ derselbe das Gebiet von Poyais an der Nordküste dem Schotten Mac Gregor, der dort eine Auswandererecolonie, ein Reich Neu-Neustrien gründen wollte. Da sich aber die Indianer feindselig zeigten, Mac Gregor bei den europ. Regierungen keine Anerkennung oder Schutz fand, die span. Regierung sogar dagegen protestirte, mußte er seinen Plan wieder aufgeben. Später machten die Nachbarstaaten Honduras, Nicaragua und Costa-Rica zugleich Anspruch auf die Mosquitoküste, obgleich dieselbe keinem derselben jemals unterworfen war. Die Nicaraguaner ließen sich an der Mündung des San-Juan, des Abflusses des Nicaraguasees, nieder, bis zu welchem südwärts, nach der Behauptung des Königs und seiner Protectoren, die Grenze der Mosquitos sich ausdehnen sollte. Am 21. Aug. 1821 landete indessen der Oberst Macdonald, der Gouverneur von Balize oder Britisch-Honduras, in Begleitung des Königs von Mosquitia an der Mündung des San-Juan, machte den Oberstlieutenant von Nicaragua, Quijano, als Verletzer des engl. Schutzgebiets zum Gefangenen, brachte ihn ohne weiteres an Bord der Fregatte Tweed und setzte ihn an einer einsamen Stelle der Küste wieder aus, indem er sich zurückzog. Aus Dankbarkeit für die Freundschaftsbezeugung der Königin von England gab sich nun der Mosquitokönig den Engländern hin. Inzwischen hatte eine engl. Gesellschaft den Landstrich von Cap Gracias a Dios bis an die Mündung des Patook und 40 M. landeinwärts (296 QM.) gekauft, und außerdem ließen sich zwei engl. Colonien am Blackriver und am Blewfields nieder. Auch bot jene Gesellschaft dem deutschen Colonisationsvereine unter dem Protectorate des Prinzen Karl von Preußen und des Fürsten Schönburg-Waldenburg Land zum Verkaufe an, das von einer Commission (Fellechner, Müller, Hesse) untersucht wurde. (Vgl. „Bericht über die Untersuchung einiger Theile des Mosquitolandes", Berl. 1845). Doch löste sich dieser deutsche Verein, da die öffentliche Meinung sich gegen dies Unternehmen aussprach, schon 1846 wieder auf; nur aus Ostpreußen begaben sich 1846 und 1848 Colonisten nach der Mosquitoküste. Dagegen haben die Engländer das Land seiner wichtigen Handelslage wegen nie aus dem Auge verloren und unter mancherlei Vorwänden bereits verschiedene Punkte, unter andern den Hafen Truxillo an der Nordküste von Honduras besetzt. Indessen ist der Versuch der Engländer, die Grenze von Mosquitia selbst bis an den San-Juan auszudehnen und sich so den Besitz oder doch die Beherrschung der in der Nähe projectirten Straßen zwischen dem Stillen und dem Atlantischen Oceane zu sichern, an der Energie der Nordamerikaner gescheitert, und selbst in Mosquitia können sie nicht offen und selbständig ihren Einfluß entfalten, da in dem 4. Juli 1850 zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten geschlossenen Vertrage ausdrücklich bestimmt wurde, daß keine der beiden Mächte eine Herrschaft über das Land erstreben solle.

**Mosquitos** nennt man in heißen Ländern mehre stechende Mückenarten, welche hinsichtlich der Belästigung durch ihre Stiche unserer gemeinen Stechmücke (Culex pipiens) gleichkommen oder sie zum Theil noch übertreffen, in jenen Ländern aber deshalb noch zu einer bedeutendern

Plage werden, weil bei starker Hitze leichter und stärker Entzündung der Stichwunden entsteht. Vorzüglich begreift man unter obigem Namen die Amazonenstechmücke, die blauflügelige Stechmücke, die gestreifte Stechmücke, einige Kriebelmücken (Simulia) u. s. w. In Südamerika unterscheidet man diese stechenden Mücken durch besondere Namen und nennt Mosquitos insbesondere und Jejenes diejenigen Kriebelmücken (Simuliae), welche von früh bis gegen Abend die Luft erfüllen, Tempraneros aber diejenigen kleinen Stechmücken (Culices), welche gegen Abend erscheinen und nach kaum zwei Stunden den Zecundos für die Nacht Platz machen. Letztere sind große Stechmücken mit sehr langem Rüssel und wegen ihres höchst schmerzhaften Stichs am meisten gefürchtet. Am größten ist die Mosquitoplage am Orinoco und Amazonenstrome; aber auch sehr kalte Gegenden, z. B. die Magellansstraße und andere, sind nicht frei davon; nur sind es dort andere Arten stechender Mücken, auf welche man aber im Allgemeinen auch den Namen Mosquitos übergetragen hat. Man sucht die Mosquitos abzuhalten durch Netze (Flor), Feuer, Räuchern, sowie dadurch, daß man sich auf Stühlen mit Wiegebeinen (Schaukelstühlen) beständig bewegt. Häufige und heftige Bewegung und Alles, was um den Körper flattert, trägt am meisten zur Vertreibung dieser Insekten bei.

**Mossul, Mosul,** die Hauptstadt eines Ejalet von geringem Umfang in der asiat. Türkei, welches zu beiden Seiten des Tigris einen Theil des westlichen Kurdistan und des nördlichen Mesopotamien umfaßt, liegt 50 M. nördlich von Bagdad, auf einer Gypsterrasse am westlichen Ufer des hier 300 F. breiten Tigris, über den eine Schiffbrücke, sowie über einen östlichen Seitenarm eine Steinbrücke führt, in einer Gegend, welche am Stromufer und da, wo Quellen und Bäche vorhanden sind, fruchtbar und ergiebig ist an Getreide, Hülsenfrüchten, Obst, Melonen, Weintrauben, süßen Limonen, vortrefflichen Granaten, Feigen, Oliven, Baumwolle und Taback, während die weitere Umgebung dieser Oase ein weites Steppen- und Weideland bildet, das Heerden von Wildpret und wilden Thieren, sowie raubsüchtige Horden von Kurden und arab. Beduinen durchschwärmen. Die Stadt, welche kaum noch den dritten Theil ihres frühern Umfangs einnimmt, ist zur Hälfte auf der Landseite noch immer mit einer alten starken Mauer umgeben; innerhalb derselben liegt Vieles wüste. Die Straßen sind eng, krumm und schmutzig, die Häuser aus Erde oder Luftbacksteinen gebaut und mit Kalkmörtel oder Gypsstucco überzogen, zum Theil aber auch aus Stein aufgeführt. M. hat mehre Moscheen, darunter die halbzerfallene Hauptmoschee, an welche der schiefe Minaret Al-Tawelah stößt, die Stelle der ehemaligen St.-Paulskirche einnimmt; ferner mehre Gräber von mohammed. Heiligen, acht christliche Kirchen, wovon aber drei verödet, und einige christliche Klöster. Die Stadt ist der Sitz eines jakobit. Patriarchen und war einst die große Metropolis der mesopot. Christen(der Nestorianer, unirten Chaldäer, Jakobiten u. s. w.), deren große Zahl aber jetzt durch Krieg, Pest, Hungersnoth, Proselytismus, Druck und lange Anarchie sehr geschwächt ist. Überhaupt hat sich die Bevölkerung außerordentlich vermindert, indem sie 1840 seit einem Jahrhundert von 60000 auf 20000 herabgesunken war, worunter sich etwa 14000 Mohammedaner (Araber, Kurden, Osmanen) und 1000 Juden befanden. Einst war M. einer der blühendsten Fabrik- und Handelsorte des Orients und, wie noch vor 50 J., ein Stapelplatz oriental. Droguerien, des arab. Mokkakaffees und pers. Waaren; jetzt aber, nachdem Kriege und innere Unruhen, der Aufschwung des Transit über Abuschehr durch Persien und der directe Seeweg der Briten über Suez den Waarenzug ganz verändert haben, sind die hiesigen Bazars sowie der noch vorhandene Transit nach Bagdad, Aleppo und Konstantinopel unerheblich geworden. Nur mit Kurdistan besteht noch ein bedeutender Verkehr, weil dies ungeheuere Quantitäten von Gallàpfeln liefert, die von hier meist über Aleppo nach dem Mittelmeer oder über Bagdad und Basra nach Indien ausgeführt werden. Während einst die Stadt fast ganz Europa mit ihren Mosulwaaren, namentlich mit unter dem Namen Musselin (s. d.) bekannten Baumwollenstoffen, mit Maroquin- oder Saffianarbeiten u. s. w. versah, werden jetzt umgekehrt ihre Bazars mit europ. Waaren versehen. Die Webereien, Färbereien, Druckereien und Gerbereien sind gänzlich in Verfall gerathen, und namentlich Musseline werden hier gar nicht mehr gearbeitet. Einige Stunden von der Stadt befinden sich Schwefelminen und ganz in ihrer Nähe Schwefelquellen von 20—21° R. Wärme und andere Mineralquellen. In der Nachbarschaft von M. liegen die neuerdings durch die Ausgrabungen Botta's (s. d.) und Layard's (s. d.) näher bekannt gewordenen Ruinen von Ninive (s. d.).

**Most** heißt der frisch ausgepreßte und noch nicht in Gährung übergegangene Saft von Trauben, Birnen, Äpfeln u. s. w. In Süddeutschland wird aber auch der schon in Gährung

begriffene und selbst der schon vergohrene Apfel- und Birnensaft Most genannt. Der frische Most enthält viel Zuckerstoff und Gallerte, welche letztere ihn zur Gährung sehr geneigt macht, weshalb er erst, nachdem diese Gallerte sich als weißer Satz abgesondert hat, in geschwefelten und wohlverschlossenen Gefäßen aufbewahrt werden kann. So vorbereitet kommt er bisweilen aus Weinländern als Handelswaare vor, öfter jedoch syrupsdick eingedampft aus den südlichen Weingegenden, wo er einen großen Gehalt an Zuckerstoff hat. Er ist um so gehaltreicher und besser, jemehr sein specifisches Gewicht das des Wassers übertrifft. Der gewöhnliche Most oder Obstwein ist wenig haltbar; von gehaltreicherm Obste dargestellt und sorgfältig behandelt, hält er sich mehre Jahre. Durch Zusatz von riechenden Stoffen, Gewürzen, Zimmt, Nelken, Hollunderblüten, oder von Himbeeren, sowie von färbenden Stoffen, Hollunderbeeren u. dgl. zum frisch ausgepreßten Saft, ferner durch Eindicken eines Theils des Saftes oder durch Zusatz von Zucker sucht man den Geschmack und die Farbe des Mostes zu verbessern und ihn geistiger und haltbarer zu machen.

**Motala**, ein Marktflecken im schwed. Län Linköping und in einer der schönsten Gegenden des Königreichs, am Ausfluß der Motala-Elf aus dem Wettersee, welche ostwärts, parallel dem Göthakanal, mit mehren Wasserfällen in den Borensee, aus diesem in den Kungs-Norrby- und Roxensee, dann gegen NW. in den Glansee, aus diesem wieder ostwärts fließt und bei Norrköping in die Ostseebucht Bråviken mündet. M. ist durch seine mechanische Werkstätte berühmt, die 1822 unter Leitung des engl. Werkmeisters Dr. Fraser angelegt und seitdem für die Bearbeitung des schwed. Eisens außerordentlich wichtig geworden ist. Sie nimmt in einer Länge von 1400 Ellen die ganze Breite zwischen dem Kanal und der Motala-Elf, gegen 400 Ellen, ein. In ihr verfertigt man Dampfmaschinen, Walzen, Pumpen, Löschmaschinen, Getreide-, Öl- und Papiermühlen, hydraulische und Druckpressen, Krahne, Tackelblöcke, Pfahlkrahne, Drechslerstühle, Kanonen u. s. w. Diese ausgezeichnete Einrichtung hat eine halbe Mill. Rbthlr. gekostet. In der Nähe von M. befindet sich die Grabstätte des Grafen von Platen, welcher den Kanalbau von 1810—29, wo er starb, leitete.

**Motenebbi**, ein berühmter arab. Dichter, geb. 915 n. Chr. in Kufa, hieß eigentlich Achmed und war der Sohn Hussein's. Ein sehr ehrgeiziger Mann, wollte er zuletzt auch als Prophet gelten und erhielt deshalb den Beinamen Al Motenebbi, d. h. der Prophetisirende. Von räuberischen Beduinen wurde er 965 zwischen Bagdad und Kufa ermordet. Er ist vorzugsweise Panegyriker und Schlachtensänger und nähert sich schon dem gekünstelten Stile der spätern arab. Dichter. Sein „Divan", eine Sammlung von 289 Gedichten, der mehr als 40 Erklärer beschäftigte, erschien 1814 zu Kalkutta und wurde vollständig zuerst von Hammer übersetzt (Wien 1823). Vgl. Bohlen, „De Motenabbio" (Bonn 1824); „M. und Seifeddaula" (Lpz. 1847).

**Motette** nannte man ursprünglich ein mehrstimmiges geistliches Gesangstück, welches einen freiern Charakter als der Kirchenchoral hat. In Deutschland bezeichnet man damit ein über einen biblischen Text, meist nur für Singstimmen, gesetztes und figurirtes Tonstück. Übrigens gibt es vier-, fünf-, sechs- und achtstimmige Motetten, auch solche mit abwechselnden Chören. Die Motette war schon vor Palestrina gebräuchlich, wurde aber vorzüglich in dem protest. Norddeutschland ausgebildet, obschon auch in Italien und Frankreich uns dieser Name in einer etwas abweichenden Bedeutung begegnet, und erreichte ihre Blüte durch Seb. Bach und dessen Söhne und Schüler. Spätere sind auf diesen Wegen fortgegangen, ohne die frühere Höhe wieder erreichen zu können. Besondere Erwähnung verdienen Homilius, Graun, Doles, Hiller, Schicht, Friedr. Schneider, Hauptmann, Grell und Klein.

**Motherwell** (William), ein schott. Dichter, wurde zu Glasgow 13. Oct. 1797 geboren und vom elften Jahre an unter der Leitung seines Oheims in Paisley erzogen, wo er nachher die Stelle eines Untersecretärs des Sheriff bekleidete. Seine Liebe zur Dichtkunst entwickelte sich früh. Schon 1819 gab er eine Sammlung von eigenen und fremden Liedern: „The harp of Renfrewshire", heraus, begleitet von einem werthvollen Aufsatze: „Essay on the poets of Renfrewshire". Namentlich widmete er sich mit Eifer den Untersuchungen über die vaterländische Dichtkunst. Die Ergebnisse derselben legte er in seiner Ausgabe von Burns' Werken und in der „Minstrelsy ancient and modern" (1827) nieder. Im J. 1825 begann er in Paisley ein Wochenblatt und bald auch eine Monatsschrift herauszugeben, in welcher viele seiner besten Gedichte erschienen. Seine Fähigkeiten und sein Fleiß lenkten die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn und bewirkten, daß ihm die Leitung des „Glasgow courier" übertragen wurde. In dieser Stellung starb er in Glasgow 1. Nov. 1835. Seine „Poems narrative and lyrical" (Glasg. 1832) weisen ihm einen ehrenvollen Platz unter den schott. Lyrikern an. Am glück-

lichsten war er im Rührenden und Elegischen; an Tiefe und Innigkeit des Gefühls, an Schönheit und Wohlklang des Versbaus ist er von keinem schott. Dichter übertroffen, von wenigen erreicht worden.

**Motion** wird in der parlamentarischen Sprache mancher Staaten, z. B. in Baden, ein von einem oder mehren Mitgliedern der Kammer gestellter Antrag genannt, der etwas Neues in Anregung bringt. In der Regel wird dabei verlangt, daß er von einer bestimmten Anzahl Mitgliedern unterstützt werde, um zur Berathung zu gelangen.

**Motiv** (causa motiva) nennt man den Beweggrund oder die Triebfeder einer Handlung, daher **motiviren**, d. h. Beweggründe oder Ursachen angeben. Bei Kunstwerken und insbesondere denjenigen, deren Darstellung successiv ist, bezeichnet man durch die **Motivirung** die innere Vorbereitung eines Moments der Darstellung durch einen in dieselbe verwebten Umstand, welcher sonach das Motiv oder Mittel ist, durch welches irgend eine Veränderung oder ein Theil des Kunstwerks, gemäß der Idee des Ganzen, herbeigeführt und gerechtfertigt wird. Die Motivirung eines Gegenstandes, besonders einer vorgehenden Veränderung, ist also der unbestimmten willkürlichen Anordnung und Verbindung entgegengesetzt, welche der Natur des wahren Kunstwerks widerspricht, in welchem jeder einzelne Moment der Darstellung durch das Ganze und seine wesentlichen Theile bestimmt ist. Motive in der Gesetzgebung heißen die Gründe, aus welchen die einzelnen Bestimmungen eines Gesetzes hervorgegangen sind.

**Motten** bilden unter den Kleinschmetterlingen (Microlepidoptera) eine besondere Gruppe von sehr kleinen Schmetterlingen, die auf den ersten Blick sehr unansehnlich, bei genauer Betrachtung nicht selten die feinsten Zeichnungen und einen an Gold und Silber erinnernden Farbenglanz gewahren lassen. Die Vorderflügel sind nicht geschultert, aber mit langem Fransensaume besetzt, die Hinterflügel breiter, in der Ruhe gefaltet und um den schlanken Leib gerollt. Die sehr kleinen Raupen haben ein madenartiges Ansehen, meist 16 Beine und verpuppen sich zwischen einem Gespinnst oder leben auch öfters in einem Gehäuse, welches sie aus zernagten Pflanzen- und Thierstoffen zusammenkleben und mit sich herumschleppen, wie die häufig auf Wiesen vorkommende **Sackträgermotte** (Adela Degeerella). Manche leben zwischen der Ober- und Unterhaut der Pflanzenblätter und fressen Gänge in denselben (Minirraupen). So rühren die Gänge im Innern der Blätter der Rose und der Primel von der Raupe der Tinea rayella und die Gänge im Innern der Eichenblätter von den Raupen der Tinea roborella her. Die ausgebildeten Motten (Schmetterlinge) sind zwar nicht schädlich, aber um so mehr ihre Raupen, welche sich theils in wollenen Kleidern, Pelzwerk, Tapeten, Federn u. s. w., theils in Getreidekörnern und auf Pflanzen aufhalten. Zu den erstern gehört die **Pelzmotte** oder **Haarschabe** (Tinea pellionella), die **Kleidermotte** (T. sarcitella) und die **Tapeten-** oder **Kutschenmotte** (T. tapetzella), deren Raupen in Haarfutteralen leben, zu den letztern die **Kornmotte** oder der **weiße Kornwurm**. Untrügliche Mitel gegen die zuerst genannten Motten gibt es nicht; nur unablässige Aufmerksamkeit, häufiges Lüften, Klopfen und Sonnen können die bedrohten Gegenstände schützen. Ein vorzügliches Mittel ist besonders die trockene Wärme, sowol Sonnen- als Ofenwärme. Naturhistorische Sammlungen sucht man durch Arsenik gegen Motten zu schützen; doch ist selbst der Arsenikdunst nicht immer hinreichend. Keine der gerühmten starkriechenden Substanzen gibt volle Sicherheit gegen Mottenfraß. In dem Wachse der Waben der Honigbiene lebt die **Bienenmotte** oder **Honig-** oder **Wachsschabe** (Galleria cereana), deren Raupen Gänge in die Waben fressen, sodaß diese zuletzt aus lauter Röhrengängen bestehen oder auch in Stücke zerfallen. Diese Motte ist von den Bienenwirthen mit Recht sehr gefürchtet; denn wo sie einmal festen Fuß gefaßt hat, da geht der Stock unrettbar verloren. Die aus Faulbaum und Spindelbaum bestehenden Hecken sind im Frühjahre öfters mit einem sehr dichten weißen Gespinnst überzogen, in denen kleine bottergelbe schwarzköpfige Raupen wohnen, welche die Larven der gemeinen **Spindelbaummotte** (Hyponomeuta evonymella) sind, deren schneeweiße Oberflügel 50 schwarze Punkte tragen. Oft wird aber diese Motte auch den Birn- und Apfelbäumen schädlich. Zwar thun diese und die vielen andern Mottenarten, deren Raupen gesellig auf Büschen und Obstbäumen leben, geringern, aber immer noch bedeutenden Schaden und können durch Abraupen wol beschränkt, aber nicht vertilgt werden.

**Motto**, ein ital. Wort, soviel als Sinn- oder Denkspruch, zuweilen auch statt Epigraphe gebraucht, nennt man vorzugsweise eine ausgewählte sinnreiche Stelle eines fremden Schriftstellers, welche zur Andeutung und Ankündigung des Inhalts oder der Richtung irgend einer Schrift häufig dem Ganzen vorgesetzt wird.

**Mouchard** nennt man in Frankreich spottweise die Polizeispione, welche die Regierung

zur Erforschung politischer Gesinnungen und Anschläge absendet. Im Munde des Volkes ist daher dieser Name überhaupt ein Schimpfwort geworden und bedeutet soviel als Schuft. Einige leiten das Wort von einem gewissen Mouchy her, dem zur Zeit der kath. Ligue in Frankreich unter dem Titel eines „Inquisiteur de la foi" die Ausspürung der Ketzer übertragen war. Andere behaupten, Mouchard sei aus mouche, d. i. Fliege, entstanden, weil die Spione Die, welche sie aushorchen, wie Fliegen umschwärmen. Schon Plutarch bedient sich dieses Gleichnisses.

**Moucheron** (Frederik de), einer der besten niederl. Landschaftsmaler, geb. zu Emden 1633, genoß in der Malerei den Unterricht Joh. Asselyn's, ging dann nach Paris und ließ sich später in Amsterdam nieder, wo er 1686 starb. M. war ein treuer Beobachter der Natur. Als solcher brachte er auch in mehren seiner Landschaften Wasser an, worin die Gegenstände sich spiegeln. Die Figuren in seinen Landschaften malten ihm Helmbreker und Adrian van der Velde. Im amsterdamer Museum findet sich auch ein von M. radirtes Blatt. — Sein Sohn, **Isaak M.**, genannt Ordonanz, geb. zu Amsterdam 1670, ebenfalls als Maler und als Kupferstecher ausgezeichnet, besuchte seit 1694 Italien und kehrte dann nach seiner Vaterstadt zurück, wo er 1744 starb. Seine Bilder, deren mehre die Galerie in Dresden bewahrt, sind mit leichtem duftigem Pinsel gemalt und haben ein warmes Colorit. Auch radirte er viele Blätter, unter Anderm nach Poussin.

**Mouflon** oder Mufflon (Ovis Musimon) ist eine Schafart, welche ehedem vielleicht über ganz Südeuropa verbreitet gewesen sein mag, jetzt aber nur noch auf Corsica und Sardinien angetroffen wird, wo diese Thiere Muffione heißen. Der Mouflon bewohnt die höchsten Rücken der dortigen kahlen Gebirge, lebt in Heerden von 100 und mehr Stücken zusammen und hat in seinen Sitten und Benehmen viel Ähnlichkeit mit der Ziege. Er ist scheu, gewandt im Klettern, wild und unbändig, im Allgemeinen geld gefärbt, theils in Kastanienbraun, theils in Grau übergehend, der Rückenlinie entlang dunkler, am Kopfe aschgrau, an der Schnauze, am Bauche, an den innern Seiten der Glieder und am Rande des Schwanzes rein weiß. Seine Länge beträgt 3½ F. und die Schulterhöhe 2 F. 3 Zoll. Die Hörner sind halbmondförmig gebogen, an der Wurzel dreikantig, gerunzelt, mit Querringen versehen und 20—22 Zoll lang, die Füße lang und kräftig. Der Körper ist stark und das Profil sehr stark gewölbt. Das Fleisch wird dem des Rothwilds vorgezogen, das Fell zu Decken und Leder verarbeitet und aus den Därmen werden sehr gute Saiten verfertigt. Nach Einigen ist der Mouflon der Stammvater des Hausschafs, nach Andern aber eine davon völlig verschiedene Art. Manche halten ihn für ein ehedem gepflegtes, vielleicht aus Nordafrika herbeigebrachtes und jetzt wieder verwildertes Thier.

**Moulins**, die Hauptstadt des franz. Depart. Allier und des ehemaligen Herzogthums Bourbonnais, in einer fruchtbaren Ebene am rechten Ufer des Allier, über den hier eine sehr schöne steinerne Brücke von 13 Bogen führt, Sitz eines Bischofs, eines Handelsgerichts und einer Gewerbekammer, ist nicht regelmäßig gebaut, aber sehr reinlich, hat hübsche Promenaden, mehre öffentliche Plätze, ein Wasserschloß, viele Springbrunnen und mehre schöne Gebäude. Bemerkenswerth sind die Kathedrale Notre-Dame, zu deren Erweiterung 1852 Ludwig Napoleon 1½ Mill. Frcs. decretirte, das neue Stadthaus mit Säulen, der neue Justizpalast, das Gebäude des Collège, eines ehemaligen Klosters, in dessen Kirche sich das Mausoleum Heinrich's von Montmorency, den Richelieu in Toulouse hinrichten ließ, befindet, die Cavaleriekaserne und die Reste des 1530 erbauten Schlosses der Herzoge von Bourbon. Die Stadt besitzt ein Lyceum, ein Priesterseminar, eine öffentliche Bibliothek von 20000 Bänden, ein für die Geschichte des Herzogthums Bourbonnais sehr reiches Archiv, ein naturhistorisches und ein physikalisches Cabinet, ein Museum für Gemälde und Kupferstiche, eine Zeichenschule, eine Gesellschaft für Künste und Wissenschaften und eine für Verbreitung der landwirthschaftlichen Gewerbe, öffentliche Bäder und Mineralquellen. Sie zählt 16000 E., welche nicht unbedeutenden Kohlen-, Holz- und Eisen-, sowie auch Getreide-, Wein-, Öl- und Viehhandel treiben, während die sonst außerordentlich blühenden Messerfabriken herabgekommen sind.

**Mounier** (Jean Jos.), ein berühmtes Mitglied der franz. Nationalversammlung von 1789, wurde 12. Nov. 1751 zu Grenoble geboren, wo sein Vater Tuchhändler war, studirte die Rechte, ließ sich hierauf als Advocat nieder, kaufte sich aber 1783 zu Grenoble ein Richteramt, das er mit großer Auszeichnung verwaltete. Als 1787 und im folgenden Jahre wegen der politischen Maßregeln des Ministers Loménie de Brienne (s. d.) zu Grenoble Unruhen ausbrachen, richtete durch seine Bemühung die Bevölkerung der Dauphiné eine Adresse an den Hof, in welcher Provinzialversammlungen, die Einberufung der Generalstaaten u. s. w. gefodert wurden. Wiewol der Hof diese Anträge übel aufnahm, versammelten sich doch die Stände der Dauphiné aus eige-

ner Machtvollkommenheit, wählten M. zu ihrem Generalsecretär und stärkten ihre politischen Gesinnungen in einer Reihe von Sitzungen. Als endlich der Hof die Berufung der Generalstaaten einleitete, mußte M. im Auftrage der Stände die Instructionen für die Deputation der Dauphiné entwerfen, die auf eine constitutionelle Reichsverfassung gerichtet waren. Nachdem er selbst zum Deputirten erwählt worden, veröffentlichte er eine Schrift, in welcher er als Freund der brit. Verfassung die Vortheile des Zweikammersystems auseinandersetzte. M. galt bei dem Zusammentritt der Generalstaaten als der wärmste und fähigste Vertheidiger der Volkssache und übte in den ersten Ereignissen den entscheidendsten Einfluß. Auf seinen Antrag erklärte sich die Majorität zur Nationalversammlung und man wählte ihn in das Comité, welches die Grundzüge einer neuen Verfassung entwerfen sollte. Indessen sah sich M. bei gemäßigter Gesinnung und juristischer Achtung vor dem Bestehenden sehr bald von der politischen Bewegung überflügelt. Schon als die Versammlung das von ihm vorgeschlagene Zweikammersystem mit dem absoluten Veto verwarf, trat er mit Malouet, Bergasse und Clermont-Tonnerre aus dem Comité und schloß sich aufs engste den sogenannten Monarchisten an. In der stürmischen Nacht vom 4. Aug. erhob er sich eifrig gegen die Verletzung der Eigenthumsrechte. Obschon seine politische Wirksamkeit hiermit aufhörte, behielt er doch die öffentliche Achtung und wurde 29. Sept. 1789 sogar zum Präsidenten der Versammlung erwählt. In dieser Eigenschaft benahm er sich bei den Ereignissen vom 5. und 6. Oct. mit Energie. Bei dem Beschlusse aber, die Versammlung nach Paris zu verlegen, reichte er derselben 8. Oct. seine Entlassung ein und begab sich in die Dauphiné, wo er zu einer Versammlung der Provinzialstände auffoderte. Die Nationalversammlung untersagte diese unklugen Schritte, und M. sah sich bald so bedroht, daß er zu Fuß nach Savoyen und von da in die Schweiz entweichen mußte. In dieser Zeit gab er eine berühmte Schrift „Recherches sur les causes qui ont empêché les Français de devenir libres" (2 Bde., Genf 1792; deutsch von Gentz, 2 Bde., Berl. 1794) heraus. Nachdem er 1793 eine Reise nach London unternommen, ging er mit seiner Familie nach Sachsen-Weimar. Hier errichtete er auf dem Schlosse Belvedere, das ihm der Herzog einräumte, eine blühende Unterrichtsanstalt, welche besonders von vornehmen Engländern besucht war und in der er selbst die philosophischen Wissenschaften lehrte. Die Revolution vom 18. Brumaire erlaubte ihm endlich, in sein Vaterland zurückzukehren. Bonaparte ernannte ihn zum Präfecten im Depart. Ille-Vilaine und berief ihn nach Errichtung des Kaiserthrons in den Staatsrath. M. starb indessen 26. Jan. 1806. Unter seinen Schriften verdient noch der Erwähnung: „De l'influence attribuée aux philosophes, aux francs-maçons et aux illuminés sur la révolution de France" (Tüb. 1801; neue Aufl., Par. 1821). — **Mounier** (Claude Edouard Philippe, Baron), des Vorigen Sohn, wurde 2. Dec. 1784 zu Grenoble geboren. Nachdem er eine treffliche Bildung genossen, trat er 1806 als Auditeur im Staatsrathe in den öffentlichen Dienst und versah in den J. 1807 und 1808 in Deutschland mehrfach das Amt eines Intendanten. Im J. 1809 ernannte ihn Napoleon zum Cabinetssecretär, in welcher Eigenschaft er denselben auf den Feldzügen begleitete. Zugleich erhielt er den Baronstitel mit einer Dotation in Schwedisch-Pommern. Im J. 1812 wurde er Requetenmeister und 1813 Intendant bei dem Bauwesen. Diese letztere Stelle, in welcher ihn Ludwig XVIII. bestätigte, behielt er bis zur Julirevolution. Auch berief ihn der König 1815 in den Staatsrath und im Jan. 1817 in die gemischte Commission, welche mit der Liquidation der auswärtigen Kriegsentschädigungen beauftragt war. Nachdem er 1819 zum Pair erhoben worden, bewog ihn 1820 der Minister Richelieu, unter dem Titel eines Generaldirectors der Polizei und der Departementalverwaltung in die Regierung zu treten. Dieses Amt legte er jedoch unter dem Ministerium Villèle nieder; auch stellte er zugleich seine Functionen als Staatsrath ein. Erst unter der Verwaltung Martignac's betheiligte er sich wieder an den Geschäften. Nach der Julirevolution zog er sich gänzlich aus dem Staatsrathe zurück; dagegen entfaltete er in der Pairskammer eine gediegene Thätigkeit. Er starb zu Passy bei Paris 11. Mai 1843.

**Mouradgea d'Ohsson** (Ignaz), Diplomat und Orientalist, war zu Konstantinopel geboren und stammte aus einer reichen armen. Familie. Nachdem er frühzeitig in die Dienste der schwed. Gesandtschaft bei der ottom. Pforte getreten, wurde er zum Geschäftsträger und 1782 zum außerordentlichen Gesandten Schwedens in Konstantinopel ernannt. Durch seine Kenntniß der arab. und türk. Sprache dazu befähigt, gab er, nachdem es ihm gelungen, über die Sitten und Gebräuche, über das Innere des Serails, der Moscheen und des Familienlebens der Türken zuverlässige Nachrichten einzusammeln, sein ausgezeichnetes „Tableau général de l'empire ottoman" (2 Bde., 1787—89; deutsch von Beck, 2 Bde., Lpz. 1788—93) heraus. Sul-

tan Selim III. ließ sich M.'s Werk vorlegen und befahl, daß man den gelehrten Forscher durch Mittheilungen der ihm nöthigen Nachrichten und Quellen unterstütze. Nach einem langen Aufenthalte zu Konstantinopel begab sich M. nach Frankreich, wo er nun in der Zurückgezogenheit auf dem Lande als die Frucht seines langjährigen Strebens eine völlige Darstellung des ottoman. Reichs in drei für sich bestehenden Abtheilungen (zusammen 7 Bde., Par. 1804—24) lieferte, mit den besondern Titeln: „Tableau historique de l'Orient" (eine Geschichte aller Völker unter ottom. Botmäßigkeit), „Tableau général de l'empire ottoman" (eine Darstellung der Gesetzgebung, Religion, Sitten u. s. w.) und „L'histoire de la maison ottomane" (die Geschichte von Osman I. bis 1758). Das Ganze war der Beendigung nahe, als er 27. Aug. 1807 starb. Sein Sohn, der Freiherr Konstantin d'Ohsson (s. Ohsson), hat das Werk fortgesetzt.

**Moussiren** wird hauptsächlich von geistigen Flüssigkeiten gesagt, welche die durch große Quantitäten von absorbirter Kohlensäure erzeugte Eigenschaft besitzen, stark zu schäumen. So moussiren Champagnerwein, Biere u. s. w., wenn sie, ehe die Gährung vollständig stattgefunden und sich aller Zuckerstoff entwickelt hat, in Flaschen luftdicht verschlossen werden. Man bedient sich des Ausdrucks Moussiren auch bei kohlensäurehaltigen Mineralwassern und Getränken.

**Moussons**, s. Passatwinde.

**Möven** (Laridae) machen eine Familie der Schwimmvögel aus und unterscheiden sich von den übrigen durch sehr lange und spitzige Flügel, dreizehige, mit einer freien Hinterzehe versehene Schwimmfüße, einen seitlich sehr zusammengedrückten, scharfschneidigen, bisweilen leicht gekrümmten Schnabel, die Befiederung der Zügel- und Kehlgegend und die in freien Nasengruben sich öffnenden Nasenlöcher. Sie sind durch große Flugkraft ausgezeichnet, leben meist an den Seeküsten, wo sie als sehr gesellige Vögel gemeinsame Brüteorte haben, nähren sich von Mollusken und Fischen und erhaschen ihre Beute an der Oberfläche des Wassers hinstreifend und auch auf geringe Tiefe tauchend. Zu ihnen gehört der durch seine eigenthümliche Schnabelbildung ausgezeichnete schwarze Scheerenschnabel (Rhynchops nigra), welcher die Küsten der Vereinigten Staaten Nordamerikas, ferner die Küsten von Brasilien, Chile, Peru, Koromandel und Westafrika bewohnt, am häufigsten aber im südlichen Chile angetroffen wird, wo er auf der Bai von Concepcion Abends zu Tausenden ruht, die, wenn sie der Abendschuß eines geankerten Kriegsschiffs zum Auffliegen bringt, den Horizont verfinstern. Die gemeine Seeschwalbe (Sterna Hirundo), welche an allen Seeküsten Europas und meist auch auf den größern Landseen angetroffen wird, zeichnet sich durch große Lebhaftigkeit aus, indem sie vom frühesten Morgen bis zum Abend sich auf den Gewässern herumtummelt und andere zu necken sucht. Zwischen den Wendekreisen bevölkert die dumme Seeschwalbe (Sterna stolida) in ungeheuern Scharen das Atlantische Meer, auch läßt sie sich oft auf das Takelwerk segelnder Schiffe nieder, wo sie sich mit der Hand ergreifen läßt. Die vorzugsweise Möve (Larus) genannte Gattung zeichnet sich durch einen gerade abgestutzten Schwanz und die hakig herabgebogene Spitze des Oberkiefers aus. Von der deutschen Nordküste bis zum Eismeere ist die Mantelmöve (L. marinus) verbreitet, welche zu den größern Arten gehört, einen gelben Schnabel und fleischfarbene Füße besitzt und viel Gefräßigkeit zeigt. Mit Gier und Zudringlichkeit fällt sie auf den zersetzten Körper des Walfisches nieder, sobald die Jäger sich wieder entfernt haben, und behauptet auch, sich zu Hunderten sammelnd, ihre Beute gegen andere Mövenarten. Ihre Federn werden im Norden gesammelt und in den dortigen Haushaltungen verwendet. Zu den kleinern Arten gehört die Lachmöve (L. ridibundus), welche die nordischen Meere beider Halbkugeln und das Innere der Festländer bewohnt und in Europa sich bis Ungarn, Italien und zum Schwarzen Meere ausbreitet, wo sie sich an die Flüsse und Seen hält. Sie macht sich durch ihr weithin hörbares krähenartiges Geschrei bemerkbar, ist außerordentlich unruhig, fliegt leicht und gewandt und ist die gemeinste Art. Ihr Schnabel und ihre Füße sind roth. Ihr Fleisch ist, wie das aller übrigen Möventhranig; doch wird das der jungen Möven gegessen. Die Federn dienen zum Ausstopfen der Betten. Den höchsten Grad der Ausbildung erreicht die räuberische Natur der Möven in der Gattung Raubmöve (Lestris), deren Arten andern geschickt und fleißig fischenden Seevögeln ihre Beute abjagen, indem sie denselben durch Flügelschläge und Schnabelhiebe so lange zusetzen, bis sie den Fisch, auch wenn sie ihn schon verschluckt haben sollten, wieder von sich geben und fallen lassen, den sie dann geschickt erhaschen, ehe er den Wasserspiegel erreicht. Zu dieser Gattung gehört die Schmarotzer-Raubmöve oder Struntmöve (L. parasitica), welche an den deutschen Küsten nicht selten ist.

**Movers** (Franz Karl), ausgezeichneter Forscher auf dem Gebiete des phöniz. und biblischen Alterthums, geb. 17. Juli 1806 zu Koesfeld in Westfalen, wo sein Vater Uhrmacher war, er-

hielt seit 1816 seine Vorbildung auf dem Gymnasium zu Essen, später seit 1825 zu Münster, wo er sich 1825—29 dem Studium der orient. Sprachen und der Theologie widmete. Im Sept. 1829 zum Presbyter geweiht, war er 1830—33 als Vicar zu Rath bei Deutz, 1833—39 als Pfarrer zu Berkum bei Godesberg angestellt. Die Muße, die ihm die Amtsgeschäfte übrig ließen, benutzte er theils zu seiner weitern Fortbildung, theils zu apologetischen und kritischen Arbeiten, unter denen außer einigen größern Abhandlungen in der „Zeitschrift für Philosophie und kath. Theologie“ und mehren kleinern Aufsätzen und Recensionen in kritischen und theologischen Journalen die „Kritischen Untersuchungen über die alttestamentliche Chronik“ (Bonn 1834) und „De utriusque recensionis vatiainiorum Jeremiae indole et origine“ (Hamb. 1837) ihrem Verfasser auch unter den protest. Gelehrten die höchste Anerkennung erwarben. Im J. 1839 folgte M. einem Rufe für die Professur der alttestamentlichen Theologie in der kath. Facultät zu Breslau, die ihm schon 1836 mit Rücksicht auf seine Leistungen im Gebiete der alttestamentlichen Exegese das Doctordiplom übersendet hatte. Die von ihm seitdem veröffentlichten Schriften betreffen meist das phöniz. Alterthum. Sein durch Scharfsinn, Gründlichkeit und umfassende Gelehrsamkeit ausgezeichnetes Hauptwerk sind „Die Phönizier“, deren erster Band die „Untersuchungen über die Religion und die Gottheiten der Phönizier“ (Bresl. 1840) umfaßt, während der zweite Band den Titel „Das phöniz. Alterthum“ (Th. 1: „Politische Geschichte“, Berl. 1849; Th. 2: „Geschichte der Colonien“, 1850) führt. Zur Vervollständigung und Erläuterung desselben dienen „Phöniz. Texte“ (Th. 1: „Die punischen Texte im Poenulus des Plautus“, Bresl. 1845; Th. 2: „Das Opferwesen der Karthager“, Bresl. 1847) und mehre Abhandlungen in der genannten „Zeitschrift für Philosophie und kath. Theologie“. Eine Übersicht seiner Forschungen über das phöniz. Alterthum hat er in dem Artikel „Phönizien“ in Ersch und Gruber's „Encyklopädie“ (Section 3, Bd. 24) gegeben. Von seinen übrigen Arbeiten sind noch „Loci quidam historiae veteris testamenti illustrati“ (Bresl. 1843) und die „Denkschrift über den Zustand der kath.-theologischen Facultät an der Universität Breslau“ (Bresl. 1847) besonders zu erwähnen.

**Mora** nennt man einen kleinen, ungefähr 1½ Z. hohen und an seiner Basis ½ Z. dicken, aus leicht brennbaren Stoffen geformten Kegel oder Cylinder, welcher auf der Haut verbrannt wird. Man bezweckt dadurch bei Gicht, chronischem Rheumatismus u. s. w. eine Ableitung von den tiefer liegenden Theilen nach der äußern Haut, indem schon der durch den Brand verursachte Reiz diesem Zwecke entspricht und dann die verletzte Stelle gewöhnlich nach Belieben längere oder kürzere Zeit in Eiterung erhalten werden kann. Im Orient schon seit langer Zeit gebräuchlich, wurde dieses wirksame Mittel im 18. Jahrh. besonders von einigen franz. Ärzten empfohlen und findet in neuester Zeit auch anderwärts eine seinem Nutzen entsprechende Anwendung.

**Moys**, ein Dorf unweit Görlitz im preuß. Schlesien, ist bekannt wegen des Überfalls, den der östr. General Nadasdy mit 20000 Mann und 24 schweren Geschützen im Frühnebel des 7. Sept. 1757 gegen das auf dem Holzberge verschanzte Lager des preuß. Generals Winterfeld ausführte, wobei Letzterer tödtlich verwundet wurde, sodaß er am folgenden Tage starb. Durch diesen Unfall wurde das Treffen, das bereits eine für die Preußen günstige Wendung genommen hatte, zuletzt für die Östreicher siegreich, und die Preußen sahen sich zum Rückzuge genöthigt. Eine weitere Folge dieses Treffens war, daß der in der Nähe lagernde Herzog von Bevern, den ein östr. Corps durch die Besetzung Bautzens von Sachsen und der Elbe abgeschnitten hatte, den Rückzug nach Schlesien antreten mußte.

**Mozambique** oder Mosambik, ein Generalgouvernement der Portugiesen auf der Ostküste von Südafrika, gegenüber der durch den durchschnittlich 90 M. breiten Kanal von Mozambique vom Festlande getrennten Insel Madagaskar (s. d.), soll nach officieller Angabe einen Flächeninhalt von 12875 □M. mit 280600 E. haben, wovon jedoch nur ein sehr kleiner Theil den Portugiesen wirklich unterworfen ist. Es erstreckt sich, zwischen Zanguebar und Kaffraria gelegen, vom Cap Delgado, 10° 41′ s. Br., bis zu der Dalagoabai (s. d.), 26° s. Br., und wird durch den Zambesestrom in zwei Hauptländer, das eigentliche M. im N., Sofala im S., getheilt. Der Küstensaum, welchen zahlreiche niedrige Eilande begleiten, ist im Ganzen sehr flach, ungemein einförmig, durch den Mangel geschlossener Baien und guter Häfen, durch die versandeten oder verschlämmten Flußmündungen, die fortlaufenden Züge von Sandbänken und Untiefen des angrenzenden Meeres, sowie durch dessen heftige Brandungen und Strömungen den Seefahrern zu allen Zeiten höchst gefährlich gewesen, sodaß man ihn erst in neuerer Zeit etwas genauer kennen gelernt hat. Die Küsteneinbiegungen bilden meist nur ausgedehnte offene Meerbusen, hinter denen die Schiffe nur stellenweise hinter kleinen vor-

liegenden Eilanden Schutz finden. Die einzigen geschlossenen, als gute Häfen nutzbaren Baien sind der für die größten Schiffe hinlänglich tiefe Pompabusen, der Almeidahafen und die Dalagoabai. Diese flache Küstengegend ist nun zum Theil ein sandiger, baumloser, nur hin und wieder mit Mimosengebüsch bedeckter Strand, theils auch, besonders zunächst den in der Regenzeit weithin Alles überschwemmenden Flüssen, ein ausgedehntes Sumpfland, mit dichten Urwaldungen bedeckt, welche von Heerden von Büffeln, Elefanten, Rhinocerossen und Raubthieren aller Art durchzogen werden, während Krokodile und Hippopotamen die Flüsse erfüllen. Das Innere des Landes ist sehr wenig bekannt. Die Westgrenze gegen das hohe Binnenland Südafrikas ist muthmaßlich ein Theil der großen Gebirgskette, welche sich von Süden gegen Norden durch den größten Theil des Continents, vom Quothlamba oder Schneegebirge des Kaffernlandes bis zum Mondgebirge erstreckt. Dasselbe würde, zufolge älterer portug. Berichte von großer Kälte und starkem Schneefalle im Winter, ein Hochgebirge sein müssen. Ein solches Hochgebirge ist aber das sogenannte Lupatagebirge nicht, welchem die ältern Portugiesen den imponirenden Namen „Weltrücken" (Spina mundi) beilegten und über welches man so viele Fabeln verbreitet hat. Vielmehr besteht es, wenigstens da, wo es vom Zambese in einer großartigen Schlucht mit Stromschnellen durchbrochen wird, zwischen Senna und Tete, meist nur aus Tafelbergen, die nicht mehr als 1000—1500 F. Höhe haben und daher zu keiner Zeit mit Schnee bedeckt sein können. Unter den überaus zahlreichen Gewässern ist der ansehnlichste Strom des ganzen Gebiets und zugleich einer der bedeutendsten des Erdtheils der Zambese, d. h. Fischfluß in der Sprache der Anwohner, auch Cuama, Quillimane oder Strom von Senna genannt. Er soll im centralen Hochlande und zwar aus einem großen See entstehen. Von der Hochterrasse von Chicova stürzt er sich mit den großen Katarakten von Chicaronga herab in sein mittleres Stufenland, das Berg- und Hügelland Bemale, welches er mit stürmischem Laufe in der engen Lupata durchbricht, deren Stromschnellen die Aufwärtsfahrt, besonders zur Regenzeit, noch bedeutend erschweren. Unweit Senna tritt er in sein unteres Stufenland und durchströmt hier fast ununterbrochen eine mit Bambus bedeckte ungesunde Einöde. Er mündet in sieben größern Armen, zwischen welchen sich ein großes, zunächst der See mit Mangrove- oder Rhizophorenwaldungen bedecktes, höchst ungesundes Delta gebildet hat. Von diesen Armen ist der Cuama oder Strom von Quillimane oder Quellimane der nördlichste, der bei Melamby, 12 M. südlicher mündende Luabo der südlichste. Die Mündung des erstern ist ¼ M. breit und von allen die zugänglichste und doch zweier Sandbänke wegen für große Schiffe nur zur Flutzeit fahrbar. Unmittelbar hinter dieser Barre wird er bei Quillimane so breit, daß er einem Süßwassersee gleicht. Zahlreiche große Nebenflüsse nimmt der Zambese von allen Seiten auf, wie den Panhamas, Lamguoa, Arraya, Manjoro, Inandire, Ruenca und den ¼ M. unterhalb mündenden Reizigo im höhern Terrain des Innern, den Schirry oder Tschire im Flachlande, einen Strom von großer Länge und Tiefe. Das Klima ist ungemein heiß. Hier dauert die von dem heftigsten Donner und Blitz begleitete heiße Regenzeit von Anfang November bis Ende März; in der andern Hälfte des Jahres ist die Atmosphäre beständig trocken und selbst kalt, wobei die Winde aus Südost und Südwest wehen. Im Innern genießt dagegen die höhere Mittelstufe ein vortreffliches, gleichförmiges und im Allgemeinen gemäßigtes Klima, namentlich die Gegend von Tete. In den Küstenniederungen machen die ausgedehnten Sümpfe und stehenden Gewässer die Luft äußerst ungesund. Von 100 Europäern erlebt nur der Zwanzigste das fünfte Jahr seines Hierseins. Daher sind auch alle seit 350 J. fortgesetzten Versuche der Portugiesen, dauernde Niederlassungen von Weißen hier zu gründen, gescheitert, und die portug. Besitzungen in diesen Gegenden dienen fast nur als Verbannungsorte. Die Flora des Küstenlandes hat einen ganz tropischen Charakter. Der Sumpfboden ist von undurchdringlichen Mangrovewaldungen, der sandige Boden am häufigsten vom Rackbaum (Avicennia), strichweise auch von Casuarinen und Cocospalmen bedeckt. Tiefer im Innern wie im äußersten Norden finden sich ausgedehnte Waldungen von Kopal- und Kaffeebäumen, letztere um Tete wild. Dagegen ist im äußersten Süden das Land ganz entblößt von Waldung. Außer den Kaffeebäumen und Cocospalmen gedeihen in Fülle Mangos, Kaschu (Anacardium occidentale) in ganzen Waldungen, der Malumpavabaum, eine Art fast astloser Adansonien, deren Stamm 74 F. Umfang erreicht; ferner Baumwollenbäume und Baumwollenstauden, welche letztere ein vortreffliches Product liefern; die Agaite und andere Ölpflanzen, Manioc, Jalape, Rhabarber, Senna, die Meroera, eine feinkörnige Getreideart mit großen Kolben; Ananas, Citronen, Orangen. Indigo wächst wild als Unkraut, ebenso das Zuckerrohr bei Senna und Quillimane. Besonders reich aber ist das Thierreich an Gattungen und Arten. Vor allen häufig sind die

Dickhäuter in den Sumpfwaldungen. In den Flüssen leben zahllose Hippopotamen und Krokodile. Große Antilopen bedecken die weiten Sandflächen um Sofala, an dessen Küsten auch Walfische, besonders von den Amerikanern, in großer Menge gefangen werden. Häufig sind unter den Vögeln der Ibis und Nashornvogel, besonders auch der Flamingo. Auch Riesenschlangen gibt es und bei Sofala viele Schildkröten mit gutem Schildpatt. Die Flüsse sind überaus fischreich. Eine Landplage sind die zahlreichen Schwärme von Heuschrecken, Mosquitos und andern Insekten. Perlenmuscheln kommen bei Sofala in ganzen Bänken vor, die einst hochberühmt waren, seit Jahrhunderten aber nicht mehr ausgebeutet werden, sowie diejenigen an der Gegenküste der Querimbainseln. Nutzbare Mineralien scheint es nicht viel zu geben. Namentlich ist die Goldgewinnung sehr übertrieben worden. Im Innern von M. gibt es vortreffliche Steinkohlen in mächtigen Lagern, zum Theil offen zu Tage liegend; im Innern von Sofala rothen Marmor, in Manica auch Topase und Rubinen an den Flüssen Ruvoe und Manoure; in Quissanga endlich Eisen- und Kupfererze, welche die Einwohner fördern und bearbeiten. Die einheimische Bevölkerung dieses ausgedehnten Ländergebiets zerfällt in viele Stämme, deren Oberhäupter nach afrik. Brauch den Volksnamen als Titel führen, über die wir aber, namentlich soweit sie tief landeinwärts und entfernt vom Zambese wohnen, noch keine genauere Kenntniß besitzen. Die Völkerschaften von M., die **Makua**, und die von Quillimane stehen durch ihr breites, flaches Gesicht, ihr Wollhaar, ihre dicken Lippen und breiten Nasen den Negern von Guinea sehr nahe, während nur wenige Tagereisen westlich von Quillimane die **Mororo** langes glattes Haar und zugleich eine schöne Körperbildung haben, wodurch sich auch die meisten Stämme der Kaffern auszeichnen. Zu der großen Völkerfamilie der Letztern gehören, was die Sprache anbetrifft, die sämmtlichen Stämme nordwärts bis zum Cap Delgado; doch wird in dieser Richtung der echte Negertypus mehr und mehr bei ihnen vorherrschend. Die Makua dienen den Portugiesen als Sklaven und Soldaten und bilden eine Schutzwehr gegen die Angriffe der Binnenstämme. Zunächst westlich von den Makuas wohnt der große Stamm der Marawi, und nordwestlich von Tete, an der Nordseite des Zambese, der große Stamm der Mdiza oder Moviza, der sich durch seine Geschicklichkeit in der Eisenbearbeitung auszeichnet. Die vielen kleinen Negerstaaten am obern Zambese bildeten einst das Reich **Monomotapa**, dessen Beherrscher von den Portugiesen Kaiser genannt wurde, das aber schon seit der Mitte des 18. Jahrh. sich aufgelöst hat.

Die Besitzungen der Portugiesen, obgleich dieselben schon seit drei Jahrh. das Land als das ihrige ansehen, beschränken sich auf einzelne verfallene und verarmte Stationen längs dem Zambese und der Küste, indem ihr Einfluß und ihre Macht im Innern vorzüglich seit dem Beginn dieses Jahrhunderts völlig aufgehört hat. Die Posten stehen unter dem auf der Insel M. wohnenden Generalgouverneur und zerfallen in die sieben Districte: Lourenzo Marquez, Inhambana, Sofala, Tete, Senna, Quillimane und die Querimbainseln. Die äußersten portug. Posten, Zamba am obern Zambese und Manica auf der Mittelstufe, wurden 1835 aufgegeben. Erträge zieht die portug. Regierung fast nur aus den Naturproducten der großen Krongüter und aus der Douane von M. und Quillimane. Die Offiziere und Beamten treiben fast sämmtlich, der geringen Besoldung wegen und aus Sucht sich zu bereichern, Handel. Im Ganzen sind diese Besitzungen eigentlich eine Last und dienen nur als Deportationsorte für Verbrecher. Durch die Unterdrückung des Sklavenhandels, der einst der gewinnreichste für alle portug. Besitzungen war, ist der ganze Verkehr seewärts auch hier gesunken, indem die Sklavenausfuhr in einigem Umfange nur noch aus der Dalagoabai nach Brasilien, von der Mündung des Angosche und von den Querimbainseln mittels arab. Schiffe und Händler nach Arabien stattfindet. Den Handelsverkehr aus dem Innern mit den portug. Stationen am Meere und am Zambese betreiben meistens Banianen oder sogenannte Canarier (Abkömmlinge von Portugiesen mit ind. Weibern), indem die Treulosigkeit und Grausamkeit der Portugiesen gegen die Eingeborenen diese so erbittert hat, daß sie keinem portug. Händler mehr den Eingang in das Innere gestatten. Der Export von Elfenbein hat sich daher auch aus den obern Zambeseländern vorzüglich nach Zanguebar gewendet. Die maritime Ausfuhr der portug. Besitzungen beschränkt sich gegenwärtig hauptsächlich auf etwas Gold, auf Getreide, Honig, Wachs, Orseille, Kopal, Azaitöl, Kauries (in vielen Tausend Scheffeln von den Querimbainseln), Perlen, Schildpatt und Elfenbein. Die hohen Zölle (22 Proc. für die zu M. eingehenden Waaren) und verkehrte Regierungsmaßregeln haben fortwährend der Waarenausfuhr im hohen Maße geschadet. Im eigentlichen M., einem Küstenstriche von 120 M. Länge, sind die wichtigsten portug. Ortschaften: die Stadt **Mozambique**, Sitz des Generalgouverneurs der portug. Besitzungen in Ostafrika und eines Bi-

schofs, auf der größten der drei gleichnamigen Inseln, die 1 M. lang, ½ M. breit, flach, ungesund und ohne Trinkwasser ist, Mittelpunkt des portug. Handels, mit einem geräumigen Hafen, drei Kirchen, nach der Zählung vom J. 1841 mit 377 freien Einwohnern (darunter 31 Weiße), 735 Mann Garnison und über 6000 Sklaven; Ibo, eine wohlbefestigte Stadt auf einer der Querimbainseln, Sitz des Untergouverneurs; Quillimane oder Quellimane, Handelsplatz und einst der wichtigste Sklavenmarkt in diesen Gegenden, 3¼ M. oberhalb der Mündung des Cuama, eine sehr ungesunde Sumpfgegend, mit 130 freien E. (darunter 12 Portugiesen) und 5—6000 Sklaven; Senna oder Sena, gleichfalls in sehr ungesunder, sumpfiger Gegend, einst bedeutender Handelsplatz, jetzt ganz verfallen und verarmt, mit nur 100 E.; Tete oder Tette, ein kleiner Ort in reizender und gesunder Berggegend, mit einigem Handel nach dem Innern und den benachbarten Goldwaschwerken von Muschinga. Im Sofalalande, d. i. (arab.) Niederland, besitzen die Portugiesen nur einen kleinen Küstendistrict mit dem Orte Sofala an der Sofalabai, in einer mit Salzsümpfen erfüllten ungesunden Gegend, einst blühender Handelsplatz, jetzt nur aus Strohhütten bestehend, mit einer Kirche und einem verfallenen Fort. Südlicher liegt der kleine freundliche und gesunde portug. Ort Inhambana am Flusse gleiches Namens mit herrlichem Hafen und lebhaftem Handel, besonders mit Wachs und Elfenbein.

**Mozaraber** oder **Mostaraber** (entstanden aus der arab. Participialform mustariba), d. i. Fremdlinge unter den Arabern oder unechte Araber, hießen ursprünglich die arab. Stämme, welche nicht in reiner Linie von dem Stammvater Kachtan abstammten, später die Christen in Spanien zur Zeit der arab. Herrschaft, um sie von den wirklichen Arabern zu unterscheiden. Mit Rom in fast gar keiner kirchlichen Verbindung, hatten sie die alte gothische Liturgie, die deshalb auch die mozarabische Liturgie genannt wurde, beibehalten, bis Gregor VII. dieselbe abschaffte und ihnen dafür die römische aufdrang. Nur in einer einzigen Kapelle der Kathedrale von Toledo wurde der mozarabische Ritus beibehalten.

**Mozart** (Joh. Chrysostomus Wolfgang Amadeus), einer der größten Tonkünstler Deutschlands, wurde 27. Jan. 1756 zu Salzburg geboren, wo sein Vater, Leopold M., geb. zu Augsburg 14. Dec. 1719, Unterdirector der erzbischöflichen Kapelle war und als solcher 1787 starb. Ihm verdankte der Sohn die treffliche musikalische Bildung und Erziehung, durch welche dessen außerordentliche Anlagen so früh zur schönsten Entfaltung gelangten. Schon im vierten Jahre fing der Vater an, den Sohn im Klavierspiele zu unterrichten, und seitdem verlor das Kind allen Geschmack an Spielen und Zerstreuungen. Obgleich M. auch die übrigen Gegenstände des Unterrichts mit Feuer und Lebhaftigkeit umfaßte, so war es doch vorzugsweise die Musik, die seine ganze Seele beschäftigte. In seinem sechsten Jahre war er bereits so weit fortgeschritten, daß der Vater sich entschloß, mit ihm und seiner Schwester, Maria Anna, welche ebenfalls musikalisches Genie besaß, eine Reise nach München und nach Wien zu machen, wo die kleinen Virtuosen dem kaiserl. Hofe vorgestellt wurden. Die für M.'s Alter beispiellose Fertigkeit erhielt noch dadurch Anziehendes, daß er nur vor Kennern spielen wollte und das Lob der Menge unbeachtet ließ. So verlangte er vom Kaiser Franz, daß er Wagenseil, einen damals geachteten Musiker, holen lassen sollte; dies geschah und M. trug nun eins seiner Concerte mit bewundernswürdiger Fertigkeit vor. Übrigens hatte er sich bis dahin auf das Klavier beschränkt. Erst als man ihm in Wien eine kleine Geige schenkte, versuchte er sich auch im Geigenspiel und machte, als er mit seinem Vater wieder nach Salzburg zurückgekehrt war, hierin ungemeine Fortschritte. Von jetzt an zeigte es sich, daß das innere Wesen M.'s der Musik ganz hingegeben sei; denn nur Musik beschäftigte ihn. Von seiner Fähigkeit, die feinern Unterschiede der Töne zu empfinden, werden merkwürdige Beispiele erzählt. Auch war ihm schon in dieser Zeit jeder Misklang, jeder rauhe, schmetternde und durch Zusammenstimmung nicht gemilderte Ton unerträglich. Im J. 1763 machte er mit Vater und Schwester die erste Reise außer Deutschland, wodurch sein Ruf sich allgemein verbreitete. In Paris, wo er ein halbes Jahr verweilte, wurde er mit Beifall überschüttet. Auch gab er hier seine ersten Klaviersonaten heraus. Im J. 1764 ging er mit den Seinigen nach England, wo er sich am königl. Hofe hören ließ und auch die Orgel des Königs zu allgemeiner Bewunderung spielte. In einem öffentlichen Concerte trug er nur Symphonien eigener Composition vor. Hier wie in Paris spielte er häufig die ihm vorgelegten schwersten Klavierstücke von Bach, Händel u. A. vom Blatte mit der größten Präcision. Während seines Aufenthalts in London componirte er auch sechs Sonaten für das Klavier, die er der Königin widmete. Im J. 1765 bereiste er die Niederlande, wo er sich häufig auf der Orgel hören ließ. Im Haag erkrankte er gefährlich. Nach seiner Genesung schrieb er wieder sechs Sonaten, die er der Prinzessin von Nassau dedicirte. Im Anfang des J. 1766 war er in Amsterdam, dann im

Haag; hierauf ging er mit seiner Familie nochmals nach Paris, durch die Schweiz nach München und von hier noch am Ende des Jahres nach Salzburg zurück. Erst 1768 unternahmen die Geschwister wieder eine Reise und zwar nach Wien. Hier erhielt M. vom Kaiser Joseph den Auftrag, die komische Oper „La finta semplice" in Musik zu setzen, die zwar den Beifall des Kapellmeisters Hasse und Metastasio's fand, aber nicht zur Aufführung kam. Als zwölfjähriger Knabe componirte er zur Einweihung der Waisenhauskirche in Wien das Amt, das Offertorium und ein Trompetenconcert und leitete diese feierliche Musik in Gegenwart des kaiserl. Hofes. Schon jetzt zum Concertmeister beim salzburg. Hoforchester ernannt, machte er 1769 mit seinem Vater eine Reise nach Italien, wo er in Bologna, Rom und Neapel durch sein Spiel und seine Fertigkeit im Componiren die höchste Bewunderung erregte. In Mailand, wo er gegen Ende Oct. 1770 anlangte, componirte er die Oper „Mithridat", die schon 26. Dec. aufgeführt und dann oft wiederholt wurde. Nach seiner Rückkehr nach Salzburg 1771 componirte er die große theatralische Serenade „Ascanio in Alba" zur Vermählung des Erzherzogs Ferdinand, 1772 zur Einführung des neuen Erzbischofs von Salzburg die Serenade „Il sogno di Scipione" und im Winter 1773 die Oper „Lucio Silla", welche 26 mal hintereinander aufgeführt wurde. Nachdem er noch die komische Oper „La finta giardiniera" (1775), zwei große Messen, eine Serenade „Il re pastore" und in Paris, wohin er zum zweiten male berufen worden war, eine große Symphonie für das dortige Concert spirituel componirt hatte, ging er 1779 nach Wien, wo er kaiserl. Kammercomponist wurde.

Diese Übersiedelung nach Wien bezeichnet den Hauptwendepunkt in M.'s Leben. Jetzt erst begann die große Zeit desselben, jetzt erst die Epoche erhöhter, classischer Thätigkeit in der Composition, während seine äußern Lebensschicksale sich vereinfachten. Er verheirathete sich 1781 mit Konstanze Weber, einer Schwester der berühmten Sängerin Lange. Die häufigen und größern Reisen hörten auf und der Aufenthalt zu Wien wurde nur durch kurze Ausflüge unterbrochen. Noch bevor er nach Wien kam, hatte er für München die Oper „Idomeneus" übernommen, die auch 1781 mit außerordentlichem Beifall in Scene ging. Dieselbe bildet den Übergang aus der Epoche seiner noch mehr oder weniger unreifen jugendlichen Schöpfungen in die classische Zeit. Sie hat sich allerdings auf dem Theater nicht halten können, weil ihre ganze Anlage zum dramatischen Effect sich nicht eignet; allein fast in keinem seiner spätern Werke hat M. wieder einen so hohen Ernst und Schwung gezeigt und einen solchen Reichthum, eine solche Fülle von Ideen entfaltet wie hier, weshalb sie auch in neuester Zeit wieder gegeben wurde. Im J. 1781, im Bräutigamsstande, erhielt er vom Kaiser Joseph II. den Auftrag, „Belmont und Konstanze" oder „Die Entführung aus dem Serail" (Text nach Bretzner) zu componiren, die ganz den Charakter der Leidenschaft in sich trägt, die ihn selbst beherrschte und in der die berühmte Arie des Belmont hohe Liebesglut athmet. Mit welcher Lust und Laune er dieses Werk arbeitete, bezeugen die unübertrefflichen komischen Partien der Oper, namentlich die Rolle des Osmin. Sodann schrieb er 1785 mit Benutzung früherer Sätze die Oper „Davide penitente" und neben vielen kleinern Sachen den „Figaro", den er später selbst sein Lieblingslied nannte. Die Oper gefiel in Wien nur Wenigen; man fand die Musik für eine komische Oper zu schwer und zu weit ausgesponnen. Um so größeres Glück machte sie ein Jahr später in Prag. Für Prag, das sich am schnellsten zum Verständniß seiner Schöpfungen emporbildete, componirte er auch 1787 sein Meisterwerk „Don Juan". In den J. 1788—90 bearbeitete er auf van Swieten's Veranlassung Händel's „Acis und Galatea", „Messias", „Alexanderfest" und „Cäcilia" mit einer Sorgfalt, namentlich was die Instrumentirung des „Messias" betrifft, die er kaum seinen eigenen Werken widmete. Im J. 1790 schrieb er für Wien seine Oper „Cosi fan tutte" und im folgenden, außer zwei Cantaten und mehren Instrumentalstücken, die „Zauberflöte", „Titus" und das berühmte Requiem, welches später zu vielfachen Streitigkeiten über die Echtheit einzelner Abschnitte Veranlassung gegeben hat. Mit diesem Werke endete 5. Dec. 1791 das innerlich und äußerlich so vielfach in Anspruch genommene Leben des großen Künstlers. Seine äußere Lage in Wien war keineswegs eine seiner würdige und vortheilhafte gewesen. Er mußte anfangs von Concerten, Virtuosenreisen, Unterrichtgeben und dem geringen Ertrage seiner Compositionen leben. Erst als ihm vom Könige Friedrich Wilhelm II. von Preußen eine Anstellung in Berlin mit 3000 Thlrn. jährlichen Gehalts angeboten wurde, fand sich Kaiser Joseph II. veranlaßt, ihm zu seinem Titel als Kammercomponist einen Gehalt von 800 Gldn. zu bestimmen. Es war dies auch hinreichend, ihn zu fesseln, obschon er bemerkte: „Zu viel für Das, was ich leiste; zu wenig für Das, was ich leisten könnte". Was M. außerdem in der großen Symphonie, im Quartett, in der Pianofortemusik, überhaupt in allen Gattungen der Tonkunst

geleistet, ist staunenerregend, weshalb es um so mehr zu beklagen, daß es ihm nicht gegönnt war, sich ganz und ungestört seinem Berufe zu widmen. Kein Componist hat sich einer so allumfassenden Wirkung auf Menschen des verschiedensten Alters und der verschiedensten Bildungsstufen, kein Componist auch eines so gewaltigen Einflusses auf die Kunst des Auslandes erfreut. Wie M. als Kind Jedermann flehentlich fragte, ob er ihn liebe, so ist es diese zärtliche, liebeathmende Gesinnung, welche als Grundzug durch alle seine Werke geht. Er war der Sänger der Liebe und hat diese in allen seinen Opern, den Hauptwerken seines Genius, die seinen Ruhm allen Zeiten lebendig erhalten werden, in allen ihren Stufen und Graden von der zärtlichsten, idealischen Leidenschaft bis herab zu nur sinnlicher Erregung dargestellt. In einer Periode der Entwickelung des deutschen Geistes lebend, die vorzugsweise ein Gefühlsleben führte, hat er in der Tonkunst das Herz emancipirt und dem hohen Ernst und der Strenge, der Erhabenheit der Vorzeit gegenüber die vollendete musikalische Schönheit zur Erscheinung gebracht. Vgl. Alex. Oulibichew, „Vie de M." (Mosk. 1841), und die deutsche Übersetzung dieses trefflichen Werkes von Schraishuon (Stuttg. 1847); Holmes, „Life of M." (Lond. 1845). Ein Denkmal wurde M. 1840 in Salzburg errichtet. Seine Witwe verheirathete sich später an den dän. Etatsrath von Nissen, den Verfasser einer sehr umfangreichen, aber äußerst unvollkommenen Biographie M.'s (Lpz. 1828), überlebte diesen und starb zu Salzburg 6. März 1842. M.'s zweiter Sohn, **Wolfgang M.**, geb. zu Wien 26. Juli 1791, bekannt als Pianofortespieler und Componist für dieses Instrument, war mehre Jahre hindurch zu Lemberg in Galizien Vorsteher einer Singakademie, machte 1819 eine Kunstreise durch Deutschland und starb 30. Juli 1844 in Karlsbad.

**Mucius**, ein röm. plebejisches Geschlecht, das im 2. Jahrh. v. Chr. zuerst im Besitze höherer Staatsämter auftritt, sich aber auf den **Cajus Mucius Scävola** zurückführt, der zur Zeit der Einführung der Republik gelebt haben soll. Als 507 v. Chr. der Etrusker Porsenna Rom belagerte, ging dieser M. der Sage nach ins feindliche Lager, um den König Porsenna umzubringen, erstach aber aus Irrthum statt dessen den königl. Schreiber. Vor Porsenna geführt und von diesem durch Androhungen zu Geständnissen gedrängt, erklärte M., daß er nichts verrathen werde, und ließ zum Zeichen seiner Unerschrockenheit freiwillig seine rechte Hand auf einem glühenden Kohlenbecken braten. Porsenna wurde von diesem Heldenmuthe so bewegt, daß er den M. freigab und die Rückkehr gestattete. Nun aber eröffnete M. dem Könige, daß sich 300 röm. Jünglinge, ebenso muthvoll wie er, verschworen hätten, die Tödtung Porsenna's auszuführen. Letzterer hierüber erschreckt, soll nun plötzlich zum Frieden geneigt gewesen und von Rom abgezogen sein. M. dagegen erhielt von den dankbaren Römern ein Stück Land über der Tiber (Mucia prata) und den Beinamen Scävola, d. i. Linkhand. — Unter den spätern Muciern zeichneten sich besonders aus: **Publius M. Scävola**. Derselbe wurde 133 v. Chr. Consul, unterstützte mit seinem Bruder Publius Licinius Crassus Mucianus und andern edeln Männern die Plane des Tiberius Sempronius Gracchus und weigerte sich, als Consul gegen diesen einzuschreiten. Durch Gracchus 130 zum Pontifex Maximus erhoben, wurde die Rechtskunde in seinem Hause heimisch. — Des Vorigen Vetter, **Quintus M. Scävola**, der Augur, der 117 Consul war, widersetzte sich in hohem Alter (88) der Ächtung des Marius durch Sulla; Cicero betrachtete ihn als seinen Lehrer in der Rechtswissenschaft. — **Quintus M. Scävola**, der Pontifex Maximus, der Sohn des Publius, von den Rittern gehaßt, von den asiat. Griechen durch Errichtung eines Festtags, Mucia, wegen der Gerechtigkeit, mit der er als Prätor Asien 99 verwaltete, gefeiert, war 95 mit Lucius Licinius Crassus (s. d.), dem Redner, Consul. Bei der Bestattung des ältern Marius (86) entging er einem Mordversuche des Flavius Fimbria; 83 ließ ihn der jüngere Marius durch den Prätor Damasippus tödten. Seine 18 Bücher über das Jus civile galten als ein Hauptwerk; auch als Redner war er ausgezeichnet, und von Cicero, der auch an ihn sich anschloß, wird er als der beredteste unter den Rechtsgelehrten und der rechtskundigste unter den Rednern bezeichnet. — Durch Adoption waren in das Licinische Geschlecht aus dem der Mucier übergegangen der oben erwähnte **Publius Licinius Crassus Mucianus**. Derselbe war 131 Consul und wurde von Aristonicus, der das pergamenische Reich, das Attalus den Römern hinterlassen hatte, zu erobern suchte, besiegt und auf der Flucht getödtet. — In der Kaiserzeit lebte **Cajus Licinius Crassus Mucianus**. Er war zuerst unter Claudius 52 n. Chr. Consul, befand sich anfangs als Statthalter von Syrien mit Vespasianus, dem Statthalter von Judäa, im Streite, vereinigte sich dann aber nach dem Tode des Otho mit diesem und munterte ihn auf, sich des Throns zu bemächtigen; auch zog er ihm voran gegen Rom. Unter Vespasian verwaltete er das Consulat noch zwei mal, 70 und 75, und machte sich als Geschichtschreiber bekannt.

**Mücke** (Heinrich), deutscher Historienmaler, geb. 9. April 1806 in Breslau, neigte sich anfangs der Thiermalerei zu, widmete sich aber sodann dem Porträt und Studien nach der Antike, die er seit 1824 auf der berliner Akademie fleißig fortsetzte. Er wurde Wilhelm Schadow's Schüler und begleitete den Meister nach Düsseldorf, welches seitdem sein Wohnort blieb. Bald nach seiner Übersiedelung erhielt er vom Grafen von Spee den Auftrag, das Schloß Heltorf bei Düsseldorf mit Fresken aus dem Leben des Kaisers Friedrich Barbarossa zu schmücken, welche Aufgabe er im Lauf der Jahre rühmlich löste. Unter den Ölbildern, welche M. daneben malte, sind zuvörderst eine heilige Genoveva und Eginhard und Emma zu nennen. Im J. 1833 machte der Künstler eine Reise über München nach Italien und Sicilien. Nach seiner Rückkehr lieferte er der St.-Andreaskirche in Düsseldorf ein großes Frescobild, eine Symbolisirung des Christenthums. Auf der Ausstellung sah man damals von ihm die Farbenskizze zu seinem später so berühmt gewordenen Bilde: die heil. Katharina von Engeln durch die Luft nach dem Sinai getragen. Die Ausführung machte auf der berliner Ausstellung die größte Sensation, und M. mußte das Bild, eine überaus zarte und gemüthvolle Composition, drei mal wiederholen. Eine Menge kleiner Handzeichnungen entstanden nebenher. So die Illustration zum Prachtexemplare des Oratoriums „Paulus" von Mendelssohn; sechs Momente aus dem Leben Giotto's für R. Reinick's „Liederbuch", wohlbedacht und treu im Charakter jener Zeit gezeichnet und eigenhändig radirt, u. s. w. Für die Gräfin Dohna-Dönhof zu Königsberg malte er den heil. Ambrosius, der den Kaiser Theodosius zu Mailand von der Kirchenthür zurückweist. Bei der Ausschmückung des Rathhauses von Elberfeld mit Fresken erhielt M. neben Fay, Plüddemann und L. Clasen eine Querwand zu malen und hatte darauf die Einführung des Christenthums durch den heil. Senibertus, den Apostel des Wupperthales, in einer Reihe von fünf Bildern vorzustellen. Die Ausführung zeigt den erfahrenen Frescomaler; in der Composition sind die Bilder bisweilen nicht individualisirt genug. Diese Eigenschaft, welche auch manchem Ölbilde des Künstlers anhängt, gibt sich auch in der Hinrichtung der heil. Katharina kund, welches Gemälde, in einer etwas alterthümlich stilmäßigen Weise componirt, trotz der Leidenschaftlichkeit, die der Vorgang zeigen sollte, kalt und symbolisch erscheint. Reich an Schönheiten, aber in der Anordnung eben etwas absichtlich arrangirt ist die heil. Elisabeth, Almosen vertheilend. Seit 1848 ist M. Professor an der königl. Akademie zu Düsseldorf. Zu seinen neuesten Bildern gehören: Dante, in einem Kreise von Zuhörern die Göttliche Komödie vorlesend; die Auferstehung Christi; der kleine Johannes, am Quell liegend, und andere Bilder biblischen Inhalts. M. hat viel Sinn für Schönheit, Erhabenheit und Größe, bleibt aber leicht zu allgemein in seinen Darstellungen; daher ihm diejenigen am besten gelingen, welche am wenigsten ein Eingehen in individuelles Leben fodern.

**Mücken** (Nematocĕra) bilden eine Familie der zweiflügeligen Insekten und unterscheiden sich von den übrigen Zweiflüglern durch sechs- bis vierundzwanziggliederige, hakenförmige, behaarte oder bei den Männchen oft federbuschartige Fühler, welche gewöhnlich viel mal länger als der Kopf sind. Sie sind die schlanksten unter den Zweiflüglern und mit langen, dünnen Beinen versehen, von denen sie beim Sitzen oft das hinterste Paar frei ausstrecken. Der Rüssel ist öfters mit vier Stechborsten versehen, mit denen solche damit versehene Mücken andere Thiere anstechen, wobei die nicht mit eindringende Lippe knieförmig geknickt wird. Zwar sind es nur die Weibchen, welche stechen; dennoch können sie, wo sie in ungeheuern Schwärmen vorhanden sind, zu einer fürchterlichen Landplage werden, und zwar nicht allein in den Tropenländern, wo die unter dem Namen Moskiten oder Mosquitos (s. d.) bekannten Stechmücken manche Gegenden selbst unbewohnbar machen, sondern auch in kalten Ländern, wie in Lappland und auf den nie völlig aufthauenden Gestaden des nördlichen Sibirien, wo die Mückenqual eine solche Höhe erreicht, daß die nomadischen Bewohner diese Gegenden verlassen und höher gelegene zu ihrem Wohnsitze aufsuchen müssen. Bei uns ist es hauptsächlich die gemeine Stechmücke (Culex pipiens), welche durch ihr Singen und Stechen sehr lästig wird. Beim Stiche läßt sie einen Saft in die Wunde fließen, der reizend wirkt und den Zufluß des Blutes befördert, vorzüglich aber dann eine bedeutende Entzündung und Geschwulst veranlaßt, wenn beim schnellen Wegjagen der Mücke die Spitzen der Stechborsten abbrechen und in der Wunde stecken bleiben. Das Weibchen legt 4—6 mal etwa 300 Eier ins Wasser, die zu einer ovalen Scheibe zusammenkleben und aus denen nach wenig Tagen die Larven schlüpfen, die sogleich rüstig, aber in verkehrter Richtung im Wasser herumschwimmen, weil an dem Schwanzende sich die zum Athmen dienende Röhre befindet. Auch die tiefschwarze **gemeine Bartmücke** (Ceratopogon communis) ist häufig und lästig, und die nur eine Linie große **Floh-Bartmücke** (Ceratopōgon pulicaris), auch Gelzen oder Griebeln genannt, fällt in Lappland die Menschen oft legionenweise an und

kriecht ihnen in Mund und Nase. Im Frühlinge ist in unsern Wäldern die **gemeine Kriebelmücke** (Simulia reptans) mit schön irisirenden Flügeln häufig und vorzüglich dadurch lästig, daß sie an den empfindlichsten Theilen, wie Nasenlöchern u. s. w., sticht. Zu dieser Gattung gehört die berüchtigte Columbatzer Mücke (s. d.), Simulia maculata. Die zur Gattung Gallmücke (Cecidomyia) gehörende **europäische Weizenschnake** (C. tritica) legt ihre Eier an die noch unentwickelten Blüten des Weizens, deren Blütenstaub von den auskriechenden Larven verzehrt wird, sodaß die Blüten taub bleiben. Zum Glück ist sie aber bei uns nicht so häufig als die **amerikanische Weizenschnake** (C. destructor) oder **hessische Fliege**, welche den Landmann der Vereinigten Staaten heimsucht. Daß diese aber von den 1776 auf Long-Island bei Neuyork gelandeten hess. Truppen zuerst eingeschleppt worden sei, ist durchaus irrig. Die Larven der **Marcus-Haarmücke** (Bibio Marci) und der **Johannis-Haarmücke** (B. Johannis) leben im Miste und zerstören in Mistbeeten viele Pflanzenwurzeln. An den Knollengewächsen ist in Gärten die Larve der **Garten-Haarmücke** (B. hortulanus) sehr schädlich. Die langbeinigsten aller Zweiflügler finden sich unter der Gattung **Schnake** (Tipula), deren Arten aber trotz ihres bedrohlichen Aussehens die Fähigkeit zu stechen nicht besitzen. Gemein ist die **Wiesenschnake** (T. pratensis), auch **Bach-** oder **Pferdemücke** genannt. Die Larve der **Gemüseschnake** (T. oleracĕa) frißt zwar nur faulende Pflanzen, lockert aber die Erde um die Wurzeln so auf, daß große Plätze auf Wiesen gelb werden. In diese Familie gehören auch noch die Thierchen, welche den Heerwurm (s. d.) ausmachen.

**Mucker** ist der allgemeine Name für Mitglieder von Vereinen, die mit oder ohne Deckmantel der alten Orthodoxie Frömmelei treiben, dabei auch wol den Verdacht auf sich laden, schamlosen Mysterien ergeben zu sein. Zunächst ist der Name als Volkswitz einer in Königsberg 1835 entdeckten theosophischen Sekte beigelegt worden, um auf die derselben Schuld gegebene geheime Unsittlichkeit hinzudeuten. Nach Dem, was darüber bekannt geworden ist, lag der Entstehungsgrund der Sekte in den dualistisch-gnostischen Grundsätzen des Joh. Heinr. Schönherr (geb. zu Memel 1771, gest. bei Königsberg 1826) über die Entstehung des Weltalls aus der Mischung zweier geistig-sinnlicher Urwesen. Die Grundsätze, die er aussprach, wandten seine Schüler, insbesondere die königsberger Prediger Ebel und Diestel an, um den Geschlechtsgenuß zu einem Gottesdienste oder zur Heiligung des Fleisches durch den Geist zu machen und unter andächtigen Formen die paradiesische Unschuld durch die sinnliche Lust wiederherzustellen. Ebel und Diestel stifteten einen engen Verein, dem auch Frauen angehörten. Zunächst trat Professor Olshausen gegen den Verein auf, und diesem schlossen sich dann Graf Fink von Finkenstein und der Student von Tippelskirch an, die dem Vereine selbst angehört hatten. Bald verbreitete sich nun allgemein der Verdacht, daß von jenen Vertretern der ausschließlichen Orthodoxie in frommen Kreisen schamlose Ausschweifungen getrieben würden (1835). Wie sich die Praxis in den Conventikeln gestaltet habe, darüber wurde Folgendes berichtet: Den noch nicht Eingeweihten sei als Act der Heiligung angesonnen worden, sich den Manipulationen und dem Seraphinenkusse der Eingeweihten demüthig zu unterwerfen; den höhern Graden dagegen habe man den eigentlichen Zeugungsact gestattet, doch nur unter der Bedingung, daß der Mann sich klar bewußt gewesen sei, als Gottes Stellvertreter zu fungiren, um den Messias zu erzeugen. Nachdem sich bereits das Gerücht von diesem Treiben so befestigt, daß man einen Garten in Königsberg als Seraphinenhain bezeichnete, führte der Ebel schuldgegebene Angriff auf die Sittlichkeit einer vornehmen Dame dahin, daß der Gemahl derselben dem Gerichte Anzeige machte. Das davon benachrichtigte Consistorium ermittelte durch ein Verhör wenigstens so viel, daß Ebel und Diestel vorläufig von ihren Ämtern suspendirt werden mußten. Als hierauf das Ministerium in Berlin diese Suspension in Absetzung verwandelt und das Criminalgericht zu Königsberg mit der genauern Untersuchung beauftragt hatte, ergab sich eine ungeahnt weite Verzweigung der Sekte, deren allseitige Erforschung bedenklich schien. Im Aug. 1839 erfolgte der Spruch des Kammergerichts zu Berlin, welcher Ebel und Diestel zur Cassation mit Verlust der Nationalcocarde, Letztern überdies zur Detention in einer Correctionsanstalt verurtheilte. Beide appellirten und das Kammergericht bestätigte zwar (1842) die Absetzung, doch sprach es sie von der Sektenstiftung frei. Zu einer offenen Darlegung des Ungrundes der Beiden schuldgegebenen Unsittlichkeiten ist es indeß nicht gekommen. Vgl. „Zuverlässige Nachrichten über Schönherr's Leben und Theosophie" (Königsb. 1839). Verwandt war das Treiben des Pfarrers Stephan und seiner Genossen in Dresden.

**Muelenaere** (Felix Amand, Graf von), geb. 9. Febr. 1794 zu Pitthem in Westflandern von bürgerlichen Ältern, studirte die Rechtswissenschaft und wurde frühzeitig Staatsanwalt zu

Brügge. Im J. 1824 zum Deputirten bei der zweiten Kammer der Generalstaaten des damaligen Königreichs der Niederlande erwählt, nahm er vom Anfange an einen thätigen Antheil an allen wichtigen Verhandlungen und wurde bald einer der ausgezeichnetsten Redner der Opposition, ohne zu rigoristischen Grundsätzen sich zu bekennen. Im J. 1829 hintertrieb die Regierung seine Wiedererwählung, und so konnte es nicht fehlen, daß M. in dem widerspenstigen Flandern der Mann des Tages wurde. Die Revolution brachte ihn wieder in eine öffentliche Stellung. Er wurde zum Mitglied des Nationalcongresses und bald darauf von der Provisorischen Regierung zum Gouverneur von Westflandern ernannt. In dieser Stellung zeigte er sich als eifrigen Anhänger der neuen Gestaltung der Dinge. M. sprach sich für eine constitutionelle Erbmonarchie, für Ausschließung der oranischen Dynastie, für die Wahl des Herzogs von Nemours und, als diese misglückte, für die des Königs Leopold aus und gehörte dann der Deputation an, die diesem die Krone anbot. Am 24. Juli 1831 wurde er Minister der auswärtigen Angelegenheiten und unterzeichnete als solcher den Vertrag der 24 Artikel, den er auch vor den Kammern vertheidigte, den aber der König der Niederlande nicht annahm. Zwar verlangte er bereits 12. Nov. 1831 seinen Abschied; doch behielt er die Leitung der Geschäfte noch bis zum 17. Sept. 1832, wo er sein Ministerium dem General Goblet überließ, das er indeß 4. Aug. 1834 nach Auflösung des Ministeriums Lebeau wieder übernahm. Doch die Ernennung der Banquiers Meeus und Coghen zu Ministern ohne Portefeuille erregte 1836 einen solchen Sturm wider ihn, daß er genöthigt war, im December wieder seine Entlassung zu nehmen. Hierauf erhielt er den Titel als Graf und die Stelle als Gouverneur von Westflandern. Im April 1841 übernahm er zum dritten male, doch nur auf vier Monate, in dem von ihm gebildeten katholisch-liberalen Cabinete die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Seit Auflösung des Congresses 1831 gehörte er bis 1848, dem Datum des die Staatsdiener ausschließenden Incompatibilitätsgesetzes, als Deputirter der Repräsentantenkammer an. Erst 1850 erlangte M., nach Aufgebung seiner Gouverneurstelle, aufs neue einen Sitz in der Kammer, den er in streng-katholischem Sinne behauptet.

**Müffling** (Friedr. Ferd. Karl, Freiherr von), nach einem alten Familiennamen **Weiß** genannt, preuß. Generalfeldmarschall, wurde 12. Juni 1775 zu Halle geboren, wo er seine erste wissenschaftliche und militärische Ausbildung erhielt. Mit dem Füselierbataillon von Langelair marschirte er 1790 nach Schlesien und 1792 an den Rhein, wurde 1798 zu den Vermessungen in Westfalen und 1802 zu der Gradmessung in Thüringen gezogen und als Premierlieutenant zum Regiment Wartensleben, 1803 aber als Hauptmann und Quartiermeisterlieutenant in den Generalstab versetzt. Im J. 1805 dirigirte er die thüring. Vermessung. Den Feldzug von 1806 machte er als Generalstabsoffizier beim Corps des Fürsten von Hohenlohe und den Rückzug beim Herzoge von Sachsen-Weimar mit; bei Lübeck schloß er die Convention von Rattkau ab. Im J. 1809 trat er in sachs.-weimar. Civildienste. Im J. 1813 aber ging er nach Preußen zurück, wurde Oberstlieutenant des Generalstabs und wohnte schon der Schlacht von Großgörschen bei, sowie später als Generalquartiermeister der schles. Armee in Blücher's Hauptquartier allen Schlachten und Gefechten bis zur Einnahme von Paris. Nachdem er schon im Laufe des Feldzugs zum Generalmajor emporgestiegen, wurde er Chef des Generalstabs der 1814 unter Kleist am Rhein zurückgebliebenen Armee. Im J. 1815, als Blücher schon bei dem Heere angekommen war, hatte M. bei der Theilung der sächs. Truppen jene Mishelligkeiten, die so verschieden dargestellt worden sind und über welche er sich in seinen nachgelassenen Memoiren selbst geäußert hat. Dem Feldzuge von 1815 wohnte er als preuß. Bevollmächtigter in Wellington's Hauptquartiere bei und wurde dann Gouverneur von Paris, welchen Posten er fünf Monate unter den schwierigsten Verhältnissen bekleidete. Nachdem er ihn niedergelegt, blieb er bei der Occupationsarmee in Wellington's Hauptquartier und war dann 1818 auf dem Congresse zu Aachen thätig. Im J. 1820 zum Chef des Generalstabs der Armee ernannt, führte er weitere Gradmessungen aus. Die von ihm gelegten großen Dreiecke reichten bis zur Verbindung mit Wien; östlich sollten sich dieselben über Dorpat bis Petersburg erstrecken. Im J. 1829 vermittelte er in der Türkei den Frieden mit Rußland. Nach seiner Rückkehr wurde er 1832 commandirender General des siebenten Armeecorps, 1837 Gouverneur von Berlin, 1841 Präsident im Staatsrath. Im J. 1847 erhielt er auf sein Ansuchen den Abschied. Der König ernannte ihn zum Generalfeldmarschall und schenkte ihm die Domäne Wandersleben, wozu die Gleichen gehören. Seine letzten Jahre verlebte er zu Erfurt, wo er 16. Jan. 1851 starb. Von seinen Schriften, die unter der Chiffre C. von W. erschienen,

sind zu nennen: „Operationsplan der preuß.-sächs. Armee 1806" (Weim. 1806); „Marginalien zu den Grundsätzen der höhern Kriegskunst für die östr. Generale" (Weim. 1808; 2. Aufl., 1810); „Die preuß. und russ. Campagne im J. 1813" (Bresl. 1813; 2. Aufl., Lpz. 1815); „Geschichte des Feldzugs der engl.-hannov.-niederl. und braunschw. Armee unter dem Herzog von Wellington und der preuß. unter dem Fürsten Blücher im J. 1815" (Stuttg. 1815); „Beiträge zur Kriegsgeschichte der J. 1813 und 1814; die Feldzüge der schles. Armee" (2 Bde., Berl. 1824); „Betrachtungen über die großen Operationen und Schlachten u. s. w." (Berl. 1825); „Napoleon's Strategie im J. 1813" (Berl. 1827) und die nachgelassene Schrift „Aus meinem Leben" (Berl. 1851).

**Mufti** (arab.) bedeutet soviel als Entscheider oder Ausleger des Gesetzes, d. i. des Korans. Der **Großmufti**, bei den Türken auch Scheikh-ul-islam, d. h. Haupt der Auserwählten, genannt, hat in der Türkei die oberste Leitung des Cultus und der Gesetze. Er folgt im Range unmittelbar nach dem Großvezier und genießt sogar vom Großherrn Ehrenbezeigungen, die dieser nicht empfängt. Seine Wahl hängt einzig vom Großherrn ab, der ihn auch absetzen kann. Doch darf er, solange er seinem Amte vorsteht, nicht zum Tode verurtheilt werden; auch unterliegt sein Vermögen bei der Absetzung nicht der Confiscation. Er wird bei gerichtlichen Handlungen, überhaupt bei allen wichtigen Staatsangelegenheiten zu Rathe gezogen und gibt seinen Ausspruch, Fetwa genannt, meist ganz kurz und ohne Beifügung der Entscheidungsgründe.

**Mügge** (Theodor), deutscher Schriftsteller, wurde 8. Nov. 1806 in Berlin geboren. Zuerst Kaufmann, dann Soldat, war er 1825 entschlossen nach Peru zu gehen und unter Bolivar zu fechten. Er befand sich bereits in London, als die Nachricht von der Vertreibung der Spanier aus Südamerika anlangte. Nachdem sich andere Lebensplane zerschlagen, ging er über Paris nach Berlin zurück, wo er Naturwissenschaften, Geschichte und Philosophie studirte, um von einer preuß. Universität Anstellung zu erlangen. M. hatte schon mehrfach an Zeitschriften mitgearbeitet, als ihn die Bewegung des J. 1830 zu den Schriften „Frankreich und die letzten Bourbonen" (Berl. 1831) und „England und die Reform" (Lpz. 1831) veranlaßte, die auf königl. Befehl dem betreffenden Censor das Amt kosteten, sowie dem Verfasser alle Aussicht auf Anstellung raubten. Nun wandte er sich ausschließlich der Schriftstellerei zu, trat mit mehren politischen Journalen und der „Zeitung für die elegante Welt" in Verbindung und erfuhr deshalb mehrfach polizeiliche und gerichtliche Verfolgungen, namentlich seit er in der Schrift „Die Censurverhältnisse in Preußen" (Lpz. 1845) diese einer scharfen Kritik unterworfen hatte. Seine belletristische Thätigkeit begann mit „Bilder aus dem Leben" (Berl. 1829). Seine meist in Zeitschriften und Taschenbüchern erschienenen Novellen vereinigte er in vier Sammlungen: „Novellen und Erzählungen" (3 Bde., Braunschw. 1836); „Novellen und Skizzen" (3 Bde., Berl. 1838); „Gesammelte Novellen" (6 Bde., Lpz. 1842—43); „Neue Novellen" (6 Bde., Hann. 1845—47). Seit 1850 gab M. das Taschenbuch „Vielliebchen" heraus. An selbständigen Romanen schrieb er: „Der Chevalier" (3 Bde., Lpz. 1835); „Die Vendéerin" (3 Bde., Berl. 1837); „Tänzerin und Gräfin" (2 Bde., Lpz. 1839); „Toussaint" (4 Bde., Stuttg. 1830); „Der Voigt von Sylt" (2 Bde., Berl. 1851); „Der Weihnachtsabend" (Berl. 1853); „Der Majoratsherr" (2 Bde., Berl. 1853), welchen sich demnächst „Afraja" anschließen wird. Von nicht unbedeutendem Werth wegen der genauen Beobachtungen aller öffentlichen Verhältnisse sind M.'s Schriften, die ihre Entstehung Reisen verdanken, wie: „Skizzen aus dem Norden" (2 Bde., Hannov. 1844); „Streifzüge in Schleswig-Holstein" (2 Bde., Fkf. 1846), welche mit zuerst auf die nationale Bewegung in den Herzogthümern aufmerksam machten, und „Die Schweiz" (3 Bde., Hannov. 1847). Als Romandichter zeichnet sich M. durch leichte und anmuthige Darstellung, realistische Tüchtigkeit, in einzelnen seiner Werke durch gründliche Durcharbeitung, Reichthum der Erfindung und der Ideen aus. Am höchsten steht wol, neben den Reisewerken, sein Roman „Toussaint", in dem ihm die Schilderung der Tropennatur trefflich gelungen ist. Im J. 1850 betheiligte sich M. an der Gründung der berliner „National-Zeitung", deren Feuilleton er eine Zeit lang redigirte.

**Muggendorf**, Flecken in einem tiefen Thale an der Wiesent, in dem zum bair. Kreise Oberfranken gehörigen Fürstenthum und vier Meilen südöstlich von der Stadt Bamberg, in der sogenannten Fränkischen Schweiz, ist besonders merkwürdig wegen der hier und bei den benachbarten Orten Gailenreuth und Mokkas in den rings umher gelegenen Bergen befindlichen 24 Tropfsteinhöhlen. Die schönste und größte ist die wie eine Kirche gewölbte und mit Figuren von Stalaktit besetzte Rosenmüllershöhle, die für die Naturforscher merkwürdigste aber die gailenreuther Zoolithenhöhle mit beschwerlichen und gefährlichen Eingängen, die in tiefen Fel-

sengängen große Massen halbverhärteten Thons und in demselben eine ungeheuere Menge Knochen von zum Theil unbekannten Thieren enthält. Auch glaubte man in einigen dieser Höhlen Spuren heidnischen Gottesdienstes zu finden. Beschreibungen derselben haben Esper, Köppel, Rosenmüller und Goldfuß geliefert. Vgl. Heller, „M. und seine Umgegend" (Bamb. 1829).

**Muhammed**, s. Mohammed.

**Mühlberg**, eine Stadt an der Elbe im Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, früher zum Kurkreise des Königreichs Sachsen gehörig, mit 3200 E., einem Schlosse, einer bedeutenden Eisengießerei und Hammerwerk, ist historisch merkwürdig durch die Schlacht vom 24. April 1547 zwischen dem Kurfürsten Johann Friedrich I. (s. d.) von Sachsen und dem Kaiser Karl V., welche in politischer Hinsicht für Sachsen die entschiedensten Folgen hatte und diese selbst in Beziehung auf den Protestantismus und ganz Deutschland gehabt haben würde, wenn nicht zur rechten Zeit noch der neue Kurfürst Moritz (s. d.) von Sachsen gegen den Kaiser sich gewendet hätte. (S. **Schmalkaldischer Bund**.) Durch einen unzeitig von dem Kurfürsten Johann Friedrich mit dem ihm feindlichen Herzoge Moritz abgeschlossenen Waffenstillstand hatte der Kaiser Zeit gewonnen, mit seinen Streitkräften herbeizukommen. Überrascht von dem kaiserl. Heere, blieb dem Kurfürsten nichts Anderes zu thun übrig, als die Gegend von Mügeln und Meißen, wo er mit seinen 13000 Mann stand, zu verlassen, schnell bei Meißen über die Elbe zu gehen und sich nach Wittenberg, wo er der kaiserl. Übermacht Trotz zu bieten hoffte, zu wenden. Er hatte die Brücke bei Meißen abbrennen lassen; auch sollte die Schiffbrücke bei M. verbrannt werden, doch war solches nur zum Theil geschehen. Der Kaiser ließ bei seiner Ankunft dieselbe schnell wiederherstellen. Ein Bauer wies gleichzeitig eine Furt nach, wo die Reiterei durch die Elbe gehen konnte, und so gelang es dem Kaiser, den flüchtigen Kurfürsten hinter M. einzuholen. Der Kampf war kurz; des Kurfürsten Heer floh; er selbst wurde in Folge seiner Saumseligkeit in Lochau (jetzt Annaburg) gefangen.

**Mühldorf**, Städtchen im Kreise Oberbaiern, am Inn, mit etwa 1500 E., ist durch die Schlacht berühmt, in welcher 28. Sept. 1322 Kaiser Ludwig IV. oder der Baier seinen Gegenkönig, Herzog Friedrich von Östreich, besiegte und gefangen nahm. Die Östreicher waren bei M. über den Inn gegangen und hatten sich auf den Anhöhen zwischen diesem Städtchen und dem Dorfe Ampfing gelagert; Ludwig rückte ihnen dahin entgegen. Obgleich nun König Friedrich anfangs die Ankunft seines Bruders Leopold, der mit neuen Truppen aus Schwaben unterwegs war, erwarten wollte, so beschloß er dennoch, auf die Kunde, daß das kleine Heer Ludwig's sich täglich durch den Zuzug frischer Kriegsvölker verstärke, und trotz der Abmahnung seiner Ritter die Schlacht, theilte sein Heer in vier Haufen, deren mittlern er selbst befehligte, und führte dasselbe 28. Sept. 1322 auf die Vehenwiese bei Ampfing zum Angriff. Auf bair. Seite leitete Ludwig die Schlacht nicht selbst, sondern hatte den Oberbefehl dem fränk. Ritter Seyfried Schweppermann (s. d.) übergeben. Dieser ordnete, nach dem Muster der Feinde, sein Heer gleichfalls in vier Scharen, bestimmte aber zugleich, daß der Burggraf Friedrich von Nürnberg, wenn der Kampf am heftigsten wüthe, mit einem Haufen von 600 Rittern dem Feinde in die Seite fallen solle. Diese Kriegslist verschaffte dem Heere Ludwig's den Sieg; denn als die Östreicher, den tapfern Friedrich an der Spitze, den Baiern wacker zusetzten und sich dem Siege schon nahe wähnten, kam der Burggraf den Östreichern in die Seite, die, durch die falsche Fahne getäuscht, ihn für den Herzog Leopold hielten und arglos heranließen. Jetzt begann die Schlacht aufs neue. Von vorn und von der Seite heftig angegriffen, ergriffen sehr bald die Östreicher die Flucht; der König Friedrich wurde mit 1300 östr. und steierschen Rittern gefangen, eine noch größere Anzahl war erschlagen, und Ludwig gewann durch diesen Sieg den Alleinbesitz des Kaiserthrons.

**Mühldorfer** (Joseph), ausgezeichneter Maschinist und Decorationsmaler, geb. 10. April 1800 zu Mersburg in Baden, erhielt seine künstlerische Bildung zu München und wurde hier, obgleich erst 17 J. alt, mit der Einrichtung des Schweiger'schen Sommertheaters beauftragt. Hierauf bei mehren Stadtbühnen angestellt, erwarb er sich als Maler und Maschinist bald einen solchen Namen, daß er 1824 einen Ruf nach Nürnberg erhielt, um bei dem dortigen Theater das Maschinen- und Decorationswesen zu leiten. Die Zweckmäßigkeit seiner von ihm dort zur Anwendung gebrachten neuen Einrichtungen, wie z. B. seiner Verwandelungs- und Beleuchtungsapparate, sowie der ungetheilte Beifall, welchen seine Decorationsmalereien erhielten, veranlaßten 1826 seine Berufung an das neuerbaute Theater zu Aachen. Während der sechs Jahre, die er in dieser Stellung verblieb, unternahm er im Gefolge einer deutschen Operngesellschaft eine

Reise nach Paris, wo er mit seinen scenischen Einrichtungen der „Zauberflöte", des „Freischütz" und des „Oberon" Erfolge erzielte, die ihn zu weitern Studien und Fortschritten in seiner Kunst ermuthigten. Nachdem er das neue Theater zu Köln maschinirt hatte, nahm er 1832 an der Bühne zu Manheim eine Anstellung auf Lebenszeit an. Seitdem versah M. die neuen Hoftheater zu Kanstadt, Dresden, Hannover, Karlsruhe, die Stadttheater zu Bremen, Würzburg, Heilbronn, Landau, Heidelberg u. s. w. mit sämmtlichen Maschinen und theilweise auch mit Decorationen. Ferner übernahm er die scenische Einrichtung mehrer großer Opern in Hamburg, Wien, Frankfurt, Augsburg; auch wurde ihm die Beschaffung der sämmtlichen Maschinerien und Decorationen für das neuerbaute Theater zu Bukareschi übertragen. Im J. 1853 war er mit dem Umbau und der neuen scenischen Einrichtung des Hoftheaters in Manheim beschäftigt. In Folge seiner Reisen mit den bedeutendsten Bühneneinrichtungen Deutschlands, Frankreichs, Englands und Italiens bekannt, hat M. auf die Verbesserung der gesammten Theatermechanik und des Decorationswesens bei den deutschen Bühnen den wesentlichsten Einfluß geübt, indem er nicht blos selbst viele eigene Erfindungen machte, sondern auch Vieles aus der Fremde nach Deutschland verpflanzte und unsern Verhältnissen adaptirte.

**Mühlen** nennt man diejenigen Maschinen, bei welchen ein durch irgend eine Kraft bewegtes Räderwerk dazu verwendet wird, einen Stoff zu zerkleinern. Im weitern Sinne hat sich daher diese Benennung auch auf diejenigen Werke erstreckt, in welchen der zerkleinerte Stoff unmittelbar noch eine weitere Bearbeitung erhält, z. B. bei den Pulvermühlen, wo die zerkleinerten Materialien in der Mühle selbst noch gemischt, gekörnt und gesiebt werden, oder bei den Papiermühlen, wo das gemahlene Papierzeug zu Papier geschöpft, gekautscht und getrocknet wird. Braucht man indessen das Wort Mühle ohne weitern Beisatz, so versteht man allemal darunter Getreidemühlen. In allen Mühlen besteht das Triebwerk aus einer Anzahl von ineinandergreifenden Rädern, mittels deren die von der ursprünglichen bewegenden Kraft, diese mag nun Elementar- oder animalische Kraft sein, bewirkte langsame Bewegung in eine nach dem Bedürfniß geregelte schnellere verwandelt und auf die verschiedenen Theile des gehenden Werks repartirt wird. Nach der Kraft, welche zur Bewegung des Triebwerks verwendet wird, haben wir Handmühlen, Roßmühlen, Windmühlen, Wassermühlen und Dampfmühlen. Die **Handmühlen** sind entweder solche, die wirklich mit der Hand bewegt werden, oder **Tretmühlen**, in welchen ein großes wagerechtes Rad durch in demselben oder auf Staffeln außerhalb desselben ansteigende Menschen in Bewegung gesetzt wird und als Moteur dient. Die **Wassermühlen** sind entweder oberschlächtige, wo das Wasser von oben auf die Schaufeln eines senkrechten Rades fällt und durch seine Schwere wirkt, oder unterschlächtige, wo das Wasser unten gegen die Schaufeln des Rades fließt und durch den Stoß wirkt, oder endlich mittelschlächtige, wo das Wasser auf einen Punkt in der Peripherie unterhalb der Achse anfällt und, wie bei den oberschlächtigen, durch Schwerkraft wirkt. Letztere sind gegenwärtig die gebräuchlichsten und am meisten vervollkommnet. In neuerer Zeit werden manche Mühlen durch horizontale Wasserräder, sogenannte Turbinen, getrieben; diese machen eine vierte Art der Wassermühlen aus. Die **Windmühlen** sind entweder senkrechte, wo die Flügelwelle fast horizontal liegt, die Flügel also sich in einer ungefähr senkrechten Ebene umdrehen; oder horizontale, mit stehender Flügelwelle; letztere finden sich selten. Je nach der Vorrichtung zum Stellen der Flügel in den Wind hat man Bockwindmühlen, wo das ganze Gebäude, und holländische, wo nur der obere Theil, die Kappe, mit dem Flügelgerüst in den Wind gedreht wird. Die letztern sind in Holland erfunden; sie sind zwar viel theuerer, aber auch viel zweckmäßiger als die ersten, da sie eine größere Solidität und viel mehr Raum zur Anlage des gehenden Werkes gestatten. Die Wassermühlen zerfallen, je nach ihrer Lage, in **Schiffmühlen**, welche auf großen Kähnen liegen und ihren Stand verändern können, und in **Pfahlmühlen**, welche am Ufer des Wassers fest erbaut sind. Bei letztern ist das Wasser in ein Gerinne gefaßt, welches oft bedeutende Wasserbauten erfodert. In der neuesten Zeit sind in Frankreich, England und Amerika mannichfache Verbesserungen an den Mühlen vorgenommen worden; namentlich hat das amerikanische System, und mit Recht, sehr viele Anhänger gefunden, und auch in Deutschland sind schon viele Mühlen nach demselben erbaut. Das Grundprincip der Amerikaner ist höchste Reinlichkeit des Kornes, weshalb dasselbe durch eine Reihe von Apparaten vielfach gereinigt wird, ehe es zum Zuführwerk kommt; der Mahlproceß selbst ist verbessert und ebenso der Beutelapparat; ein Hauptvorzug aber ist das Kühlsystem. Durch das Mahlen nämlich wird das Korn erhitzt und leidet; darum haben die amerikan. Mühlen eigene Ventilatoren, durch welche das Gut zwischen jeder Operation erst wieder vollkommen abgekühlt wird.. Außerdem sind noch die Elevatoren und die Zu-

bringer oder Conveyers vorhanden, Apparate, mit welchen das Gut theils horizontal, theils vertical von einem Apparate dem andern durch die Maschine zugeführt wird, sodaß jeder Handarbeit und Verunreinigung vorgebeugt ist. Das auf amerikan. Mühlen bereitete Mehl ist feiner, weißer und ausgiebiger als anderes und verdirbt nicht so leicht, da es durchaus trocken vermahlen wird, was bei unsern gewöhnlichen Mühlen nicht der Fall ist. Statt der Mühlsteine bedient man sich gegenwärtig auch mehrfach der Walzen, zwischen welchen das Korn zerdrückt wird; doch hat die Erfahrung gelehrt, daß Walzenmühlen das Korn nicht so völlig rein ausmahlen wie Steinmühlen. Die Mühlen sind eine sehr alte Erfindung. Anfänglich hatte man nur Handmühlen, ihnen schlossen sich zunächst Roßmühlen an. Wassermühlen gab es schon zu des Augustus Zeiten. Öffentliche Wassermühlen hatte man unter Honorius und Arcadius; die Schiffmühlen sind eine Erfindung Belisar's 536. Die Windmühlen wurden im 12. Jahrh. erfunden. Nach Spanien kam die erste Windmühle aus Holland 1549. — **Mühlenordnung** heißt die Sammlung der Gesetze und Verordnungen, welche sich auf das Mühlenwesen beziehen; **Mühlenregal** das der Regierung zustehende Recht, von jeder neuen Mühle eine Abgabe, den Wasserzins, zu erheben; **Mühlenzwang** die Verbindlichkeit der Einwohner des einer Mühle gehörigen Bezirks, ihr Korn eben nur in dieser Mühle mahlen zu lassen; **Mahlmetze**, Mühlenmetze, der als Lohn an den Müller abzugebende Theil des Getreides, der in einigen Ländern den 32., in andern den 30. oder 24., ja bis zum 16. Theil beträgt, bei Theuerung aber vermindert wird und in mehren Ländern in Geld verwandelt ist. Ebenso ist das **Staubmehl**, d. h. der Abgang beim Mahlen, mit welchem die Müller sonst viel Betrug trieben, gesetzlich bestimmt und beträgt gewöhnlich ½, in Norddeutschland öfters nur ein Procent.

**Mühlenbruch** (Christian Friedr.), einer der berühmtesten neuern Civilrechts- und Proceßlehrer, geb. zu Rostock 3. Oct. 1785, studirte seit 1800 in Rostock, Greifswald, Göttingen und Heidelberg, habilitirte sich 1805 in Rostock und wurde daselbst 1808 Rathsherr und 1810 ordentlicher Professor der Rechte. Im J. 1815 ging er in gleicher Eigenschaft nach Greifswald, 1818 nach Königsberg, 1819 nach Halle, wo er in der fruchtbringendsten Weise als Lehrer und Schriftsteller in den Fächern des Civilrechts und Processes, aber auch im Gebiete der Verwaltung als stellvertretender Regierungsbevollmächtigter (1828—31) wirkte, und 1833 als ordentlicher Professor und Mitglied des Spruchcollegiums mit dem Charakter eines Geh. Justizraths nach Göttingen, wo er 17. Juli 1843 starb. Seine hauptsächlichsten Schriften sind das „Lehrbuch der juristischen Encyklopädie und Methodologie" (Rost. 1807); „Die Lehre von der Cession der Foderungsrechte nach den Grundsätzen des röm. Rechts" (Greifsw. 1817; 3. Aufl., 1835); „Doctrina pandectarum scholarum in usum" (3 Bde., Halle 1823—25; 4. Aufl., 1838—40); „Entwurf des gemeinrechtlichen Civilprocesses, mit beigefügten Quellen und literarischen Belegen" (Halle 1827; 2. Aufl., 1840); „Rechtliche Beurtheilung des Städel'schen Beerbungsfalles, nebst einer Einleitung über das Verhältniß der Theorie zur Praxis" (Halle 1828); die Fortsetzung von Chr. Fr. von Glück's „Ausführlicher Erläuterung der Pandekten" (Bd. 35—41, Erlang. 1833—40); „Lehrbuch des Pandektenrechts nach der dritten Ausgabe der Doctrina pandectarum deutsch bearbeitet" (3 Bde., Halle 1836—37; 3. Aufl., 1839—40); „Rechtliches Erachten über den gegenwärtigen factischen Besitzstand der Aldenburg-Bentinck'schen Fideicommißherrschaften Kniphausen und Varel" (Gött. 1841); „Lehrbuch der Institutionen des röm. Rechts" (Halle 1842). Außerdem war M. Mitredacteur des „Archivs für civilistische Praxis" und Redacteur der halleschen „Allgemeinen Literaturzeitung" für das juristische Fach, und beide Institute hat er durch zahlreiche Abhandlungen gefördert. Seine Schriften wie seine Vorträge zeichnen sich aus durch außerordentliche Klarheit, glänzenden Scharfsinn und glückliche Entwickelung der Ideen aus den geschichtlichen Elementen. Die göttinger Wirren 1837 brachten ihn in Gegensatz nicht blos zu den entlassenen Sieben, sondern auch zu der Mehrzahl seiner Collegen, zumal die ihm verliehenen Auszeichnungen, wie die 1839 erfolgte Ernennung zum außerordentlichen Mitgliede des Staatsraths, mancherlei Vermuthungen zu bestätigen schienen.

**Mühlhausen**, franz. Mulhouse, Stadt im franz. Depart. Oberrhein, im ehemaligen Elsaß, auf einer Insel der Ill, in fruchtbarer Gegend an dem Rhône-Rheinkanal und an der Eisenbahn von Strasburg nach Basel und Thann, einer der wichtigsten Fabrikorte und seit 1800 Mittelpunkt des Handels und der Industrie des ganzen Departements, zugleich ein sehr nett gebauter Ort, ist der Sitz eines Handelsgerichts, eines Gewerberaths, eines Handels- und eines Gewerbvereins, der sehr viele Kunstsammlungen besitzt und bedeutend zur Förderung der Industrie und des Handels wirkt. Die Stadt hat ein Collége, mehre öffentliche Plätze,

sechs Kirchen, darunter zwei reformirte, eine Synagoge, ein gut eingerichtetes Hospital, ein Waisenhaus, großartige Fabrikgebäude und viele schöne Häuser. Sie zählt 21000 E., ungerechnet 7000 Arbeiter, welche täglich aus den benachbarten Dörfern sich hinzugesellen, wie denn überhaupt die Umgebungen den lebhaftesten Antheil an den Industriezweigen der Stadt nehmen. Die industrielle Thätigkeit von M. hat seit etwa 25 J. einen bewunderungswürdigen Aufschwung genommen, sodaß sich die Bevölkerung der Dörfer in dem Umkreise von einer Meile verdreifacht hat. Die Fabriken liefern besonders Tuch, Baumwollengewebe, Percal, Siamoisen, Leder, Maroquin, Tapeten. Bedeutende Färbereien und die großartigsten Zeugdruckereien, die besonders in den feinen Farben und in Schönheit der Muster keine Nebenbuhlerin in Frankreich haben, drucken Battist, Kattun- und Seidenstoffe. Außerdem hat M. bedeutende Bleichen, Woll-, Baumwoll- und Flachsspinnereien, Strumpf- und Bortenwirkereien, Strohhutfabriken, Bierbrauereien, Stärkesiedereien, großartige Etablissements zur Erbauung von Spinn- und Webemaschinen aller Art, von Dampfmaschinen und Locomotiven. Die bedeutendsten Fabrikgeschäfte sind die der Gebrüder Köchlin (s. d.), die von Dolfuß und Nägeli. Dazu kommt noch der lebhafteste Handel mit den genannten Fabrikaten und Manufacten, sowie mit Getreide, Wein, Branntwein, Eisen, Specereiwaaren u. s. w. M. ist eine sehr alte Stadt, allein den Fabriken haben die meisten ältern Bauwerke weichen müssen. Sie wurde 1273 von Kaiser Rudolf von Habsburg zur Freien Reichsstadt erhoben. In den Fehden gegen den benachbarten Adel verband sie sich im 15. Jahrh. mit mehren Schweizercantonen, sodaß sie später in den Kämpfen zwischen dem Kaiser und Frankreich eine gewisse Neutralität behaupten konnte. Der Reformation trat sie schon 1523 bei. Sie gehörte zum Oberrheinischen Kreise, bis sie 1788 zu Frankreich geschlagen wurde. — **Mühlhausen**, Kreisstadt im Regierungsbezirk Erfurt der preuß. Provinz Sachsen, an der Unstrut, ein nicht unwichtiger Fabrikort, hat 15000 E., 15 Kirchen, wovon jedoch nur acht noch im Gebrauch sind, darunter die schöne Marienkirche mit fünf Schiffen, ein Gymnasium und zahlreiche Wohlthätigkeitsanstalten, sowie ansehnlichen Waid-, Saflor- und Anisbau, Fabriken in Tuch, Rasch, Leder, Teppichen und Stärke, Baumwollenspinnereien und Leinwebereien. M. wird schon sehr früh genannt, war Freie Reichsstadt und gehörte nebst ihrem Gebiete zum Niedersächsischen Kreise. Durch den Reichsdeputationshauptschluß verlor sie 1803 ihre Selbständigkeit und wurde Preußen als Entschädigung zugetheilt. Nach dem Tilsiter Frieden gehörte sie zum Königreiche Westfalen; 1813 aber kam die Stadt wieder an Preußen.

**Mühlheim** oder **Mühlheim am Rhein**, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Köln, am rechten Ufer des Rhein, unweit unterhalb Köln, ein wohlhabender und gewerbreicher Ort, der seine Blüte einer Anzahl protest. Bürger verdankt, die zu Anfange des 17. Jahrh. aus Köln auswanderten, zählt 6000 E., welche Sammet-, Kasimir- und Lederfabriken, sowie Farbemühlen unterhalten und lebhaften Speditionshandel treiben. — **Mühlheim an der Ruhr**, eine Stadt im Kreise Duisburg des preuß. Regierungsbezirks Düsseldorf und Hauptort der fürstlichen Standesherrschaft Broich, zählt 10000 E., welche zahlreiche Tuchmanufacturen, Baumwollenspinnereien und Webereien, Eisengießereien, Eisenwaaren- und Dampfmaschinenfabriken, Seifensiedereien, Gerbereien und Schiffbau unterhalten. Bei der Stadt sind bedeutende Steinkohlengruben, und in der Nähe liegt das Dorf Saarn mit einer königl. Gewehrfabrik.

**Mulatten** nennt man in Ost- und Westindien diejenigen Farbigen (s. d.), die einen Europäer zum Vater und eine Negerin zur Mutter haben. Sie haben gewöhnlich eine olivenfarbige Haut und sind in Westindien meist Sklaven.

**Mulde**, nächst der Elbe der Hauptfluß Sachsens, entsteht in der Nähe von Colbitz aus der Vereinigung der **Zwickauer** oder **westlichen Mulde**, die bei Schöneck im sächs. Voigtlande entspringt, Zwickau berührt und die Chemnitz aufnimmt, und der **Freiberger** oder **östlichen Mulde**, die bei Graupen in Böhmen ihren Quell hat, an Freiberg vorübergeht und die Zschopau aufnimmt. Nach ihrer Vereinigung berührt sie in Sachsen die Städte Grimma und Wurzen. Sie dient hauptsächlich zum Holzflößen. Der früher, namentlich bei Wurzen ansehnliche Lachsfang hat jetzt fast ganz aufgehört. Aus Sachsen geht die Mulde durch einen Theil der Provinz Sachsen und fällt bei Dessau in die Elbe.

**Mulder** (Gerard Johannes), ein ausgezeichneter Chemiker, wurde 1802 zu Utrecht geboren. In den Schulen seiner Vaterstadt erhielt er den ersten Unterricht; durch seinen Vater, einen Arzt zu Utrecht, wurde er zu dem Studium der Medicin und Chirurgie hingeleitet. Er bezog 1819 die Universität zu Utrecht, wo er sich neben Medicin vorzüglich mit dem Studium der Naturwissenschaften und der Mathematik beschäftigte. Nachdem er 1825 als Doctor der Medicin

und Pharmacie promovirt, ließ er sich als praktischer Arzt in Amsterdam nieder. Im J. 1826 trat er eine Stelle als Lector der Physik bei der Batavischen Gesellschaft an und hielt zu gleicher Zeit Vorlesungen über Botanik im Apothekerverein. Sodann wurde M. 1827 als Lector der Botanik und bald nachher auch als Lector der Chemie an der neuerrichteten medicinischen Schule angestellt. Von einer ausgedehnten Praxis als Arzt gedrängt, legte er aber die Lehrfächer 1830 nieder. Im J. 1841 wurde er indessen Professor der Chemie in Utrecht. M. hat sich um die Thierchemie große Verdienste erworben, namentlich durch seine Untersuchungen über die eiweißartigen Körper, wonach er eine allen diesen Stoffen gemeinsame Grundlage als Proteïn (s. d.) bezeichnete. Diese Annahme führte zu einem in der Wissenschaft unerhörten Streite mit Liebig. Von seinen Werken ist der „Versuch einer allgemeinen physiologischen Chemie" (deutsch von Kolbe, mit Zusätzen des Verfassers, Braunschw. 1844—51) besonders hervorzuheben; nächst diesem: „De voeding in Nederland in verband tot den volksgeest" (Rotterd. 1847) und „De voeding van den Neger in Suriname" (Rotterd. 1847). Auch seine „Chemischen Untersuchungen" (Ffk. 1847), sowie die „Ernährung in ihrem Zusammenhange mit dem Volksgeiste" (Düsseld. 1847) wurden, erstere von Völker, letztere von Moleschott, ins Deutsche übersetzt. Außerdem ist M. der Verfasser zahlreicher Abhandlungen, welche in verschiedenen Zeitschriften zerstreut sind. Mit van Hall und Vrolik redigirte er 1826—32 die „Bydragen tot de natuurkundige wetenschappen"; allein von 1833—36, und mit Wenckebach von 1836—38 das „Natuur en scheikundig archief"; mit Miquel und Wenckebach das „Bulletin des sciences physiques et naturelles en Neerlande"; seit 1842 die „Scheikundige onderzoekingen gedaan in het laboratorium der Utrechtsche Hoogeschool".

**Mulgrave** (Konstantin John Phipps, Lord), ein brit. Seefahrer, der Sohn eines irländ. Peers, wurde 30. Mai 1744 geboren. Er trat zeitig in die Marine, stieg bereits 1765 zum Fregattencapitän und erwarb sich den Ruf eines sehr tüchtigen Seemanns. Im J. 1768 verließ er den Dienst und trat ins Unterhaus, wo er mit Wärme und Sachkenntniß die Volksrechte vertheidigte. Als 1773 die königl. Societät der Wissenschaften die Möglichkeit einer Fahrt aus dem Atlantischen Ocean durch das nördliche Polarmeer in das große Weltmeer, welche die Engländer seit 1527—1614 vergebens versucht hatten, wieder in Frage zog, erbot sich M., den Versuch nochmals zu machen. Er verließ 10. Juni 1773 mit zwei Schiffen die Rhede von Nore und befand sich am 27. parallel der südlichen Spitze von Spitzbergen, ohne Eis gesehen zu haben. Am 29. erkannte er Land. Am 5. Juli, in der Breite von 79° 34', stieß er auf ungeheure Eismassen, durch welche er in allen Richtungen, aber vergebens, zu dringen suchte. Nach großen Anstrengungen gelang es ihm zwar, bis zur Breite von 80° 48' vorzuschreiten. Allein 30. Juli sah er sich in unübersehbare Eisfelder eingeschlossen und seine Lage wurde kritisch. Am 1. Aug. waren seine beiden Fahrzeuge so von Schollen umdrängt, daß er nicht von der Stelle weichen konnte. Er ließ das oft 12 F. dicke Eis zersägen, aber auch damit gewann er keinen Ausweg. Eben stand er im Begriff, seine Kähne über das Eis ins freie Meer schaffen zu lassen, als sich ein günstiger Wind erhob, der das Eis in Bewegung setzte. Jetzt ließ er auf seinen Schiffen alle Segel entfalten, und 10. Aug. war er bereits den Eismassen gänzlich entronnen. Er warf unweit Spitzbergen Anker, trat von hier 26. Aug. die Rückreise an und erschien 25. Sept. wieder auf der Rhede von Nore. Seine Expedition stellte fest, daß das Polarmeer nicht zu durchschiffen sei. Von jetzt an wendete er sich wieder der politischen Laufbahn zu; er kam 1775 von neuem ins Parlament und wurde 1777 Commissar der Admiralität. Doch ließ er sich durch diese Ämter nicht abhalten, auch zur See zu dienen, und commandirte im Kriege mit den Colonien ein Linienschiff bis zum Frieden von 1783. Beim Falle des Ministeriums North trat er aus der Admiralität, erhielt aber von der Regierung fortwährend Aufträge. Auch wurde er zum Geh. Rath, 1784 aber zum Peer von Großbritannien erhoben. Seiner zerrütteten Gesundheit wegen verließ er 1791 den öffentlichen Dienst und ging auf das Festland. Er starb zu Lüttich 10. Oct. 1792. Auch um die Vervollkommnung des Schiffbaus machte er sich verdient, sowie als Mitglied der brit. Gesellschaft der Alterthumsforscher. Die Ergebnisse seiner Expedition veröffentlichte er in dem „Journal of a voyage towards the North Pole" (Lond. 1774; deutsch von Engel, Bern 1777). — **Mulgrave** (Henry Phil. Phipps, Lord), des Vorigen Bruder, geb. 1755, widmete sich ebenfalls dem Seedienste, kämpfte im Kriege mit den Colonien und trat nach dem Frieden ins Unterhaus, wo er lebhaft das Ministerium unterstützte. Im J. 1792 wurde er Baron und Mitglied der Peerskammer; bald darauf trat er auch als der Freund Pitt's ins Ministerium. Als er nach Pitt's Tode seine Stelle verlor, wendete er sich auf die Seite der Opposition. Nach Fox' Tode gelangte er als erster Lord der Admiralität

wieder ins Ministerium, in welchem er sich seit 1807 nachdrücklich gegen die Emancipation der Katholiken erklärte. Die Expedition nach Walcheren 1809 betrieb er persönlich und mußte dafür einen harten Kampf mit der Opposition bestehen. Im J. 1812 vertauschte er seine Stelle als Lord der Admiralität mit der eines Großmeisters der Artillerie, und zugleich wurde er Earl of Normanby und Viscount M. Wiewol er später seine Würde als Großmeister an den Herzog von Wellington abtrat, blieb er doch Mitglied des Ministeriums. Er starb 1831 und hinterließ einen Sohn, den Earl of M., jetzigen Marquis Normanby (s. d.).

**Müller** (Adam Heinrich), deutscher Schriftsteller, geb. zu Berlin 30. Juni 1779, studirte anfangs zu Berlin protestantische Theologie, ward aber durch die damalige philosophische Richtung von den positiven Wissenschaften abgeleitet und durch die Bekanntschaft mit Fr. Gentz in die Tagespolitik hineingezogen. Nachdem M. von 1798—1800 zu Göttingen noch die Rechte studirt, wandte er sich nach Berlin zurück, trat als Referendar in Staatsdienst, widmete sich aber dessenungeachtet den Naturwissenschaften. Hierauf unternahm er Reisen nach Schweden und Dänemark und verbrachte zwei Jahre in Polen, wo er innerlich mit seinen religiösen und politischen Überzeugungen sehr beschäftigt war. Um Gentz wiederzusehen, der stets großen Einfluß auf ihn behielt, ging er endlich nach Wien, wo er auch 30. April 1805 zur röm.-kath. Kirche übertrat. Bald darauf wandte er sich nach Dresden und hielt hier als privatisirender Gelehrter Vorlesungen über philosophische, ästhetische und politische Gegenstände, von welchen einige in derselben Form gedruckt erschienen, andere von ihm als Grundlage größerer Werke benutzt wurden. In Folge seiner Betheiligung an den kriegerischen Vorgängen von 1809 ging er nach Berlin, wo er ebenfalls Vorlesungen über Friedrich II. hielt und Aussichten rücksichtlich einer Anstellung im höhern Staatsdienst nebst Wartegeld erlangte. Indessen ließ er sich in die Intriguen der Junkerpartei gegen die neuen preuß. Staats- und Gesetzreformen ein, ward selbst zum publicistischen Organ dieser Partei und sah damit seine öffentliche Laufbahn unmöglich gemacht. Deshalb kehrte er im Mai 1811 nach Wien zurück und lebte zwei Jahre im Hause des Erzherzogs Maximilian von Östreich-Este, hielt auch hier 1812 Vorlesungen über Beredtsamkeit. Von 1813 an war M. als kaiserlicher Landescommissar und tiroler Schützenmajor bei dem Aufstande in Tirol und als Regierungsrath und erster Referent bei der Organisation dieses Landes thätig, bis er im April 1815 dem Feldhoflager des Kaisers Franz nach Paris folgte. Hierauf wurde er östr. Generalconsul für Sachsen in Leipzig, wo er „Staatsanzeigen" (1816—18) und einen „Unparteiischen Literatur- und Kirchencorrespondenten" erscheinen ließ, welche Zeitschriften jedoch wegen ihrer reactionären und proselytenmacherischen Tendenz viel Widerspruch fanden und bald eingehen mußten. Sodann wohnte M. den Conferenzen in Karlsbad und Wien bei, wurde 1827 nach Wien zurückberufen, zum Hofrath ernannt und bei der Hof- und Staatskanzlei im außerordentlichen Dienste verwendet. In dieser Stellung starb er 17. Jan. 1829. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Die Lehre vom Gegensatze" (Berl. 1804), ein Versuch, die Philosophie nach Fichte zu restauriren, der aber unvollendet blieb; „Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur" (Dresd. 1806—7); „Von der Idee des Staats und ihren Verhältnissen zu den populären Staatstheorien" (Dresd. 1809); „Die Elemente der Staatskunst" (3 Bde., Berl. 1809); „Über König Friedrich II." (Berl. 1810); „Die Theorie der Staatshaushaltung" (2 Bde., Wien 1812); „Versuch einer neuen Theorie des Geldes" (Lpz. 1816); „Zwölf Reden über die Beredtsamkeit und deren Verfall in Deutschland" (Lpz. 1817); „Von der Nothwendigkeit einer theologischen Grundlage der gesammten Staatswissenschaften und der Staatswirthschaft insbesondere" (Lpz. 1819). M. beweist in allen diesen Schriften Geist und Ideenfülle, aber auch Mangel an positivem Wissen und strengem Denken, sowie eine in seinem unruhigen und krankhaften Gemüthsleben wurzelnde Reactionstendenz nach den kirchlichen, politischen und ökonomischen Zuständen des Mittelalters. Namentlich seine staatswirthschaftlichen Ansichten sind in dieser Beziehung die Grundlage reactionärer Staatstheorien geworden und haben als solche häufig Widerlegung gefunden.

**Müller** (Alex.), kirchlich-politischer Schriftsteller, besonders bekannt als Herausgeber des „Kanonischen Wächters", geb. um 1780 zu Zell im ehemaligen Bisthum Fulda, studirte die Rechte in Fulda und Gießen, wurde 1804, nachdem der Prinz von Oranien das Bisthum erhalten hatte, als Referendar in der Regierung zu Fulda angestellt und war Mitglied des Justiztribunals, als dieser 1806 das Land verlor. Unter der Regierung des Großherzogs Karl von Dalberg wurde er 1810 Justizbeamter und Maire des Bezirks Geis, was er auch blieb, bis das Land wieder an Kurhessen fiel. Im J. 1816 kam er in die Regierung nach Weimar, nahm aber 1830 seine Entlassung und lebte nun meist in Leipzig, bis er 1832 nach Mainz ging.

Später lebte er an mehren Orten und kehrte zuletzt nach Weimar zurück, wo er 27. Dec. 1844 starb. Im kath. Glauben geboren, gehörte M. zu Denjenigen, die den Katholicismus in seiner Reinheit wiederherstellen wollten. Für diesen Zweck kämpfte er eifrigst und zeigte sich besonders als heftiger Gegner des Jesuitismus. Seine zahlreichen Schriften behandeln größtentheils das Verhältniß der Kirche zum Staate und die Reactionsversuche der röm. Hierarchie. Unvollendet blieb sein „Encyklopädisches Handbuch des gesammten in Deutschland geltenden kath. und protest. Kirchenrechts" (Bd. 1 und 2, Erf. 1829—32). Das meiste Aufsehen erregte er eine Zeit lang durch seinen „Kanonischen Wächter, eine antijesuitische Zeitschrift für Staat und Kirche und für alle christlichen Confessionen". Da er in der Ankündigung desselben im März 1830 die Tendenz in etwas derben Worten aussprach, so verbot der sächs. evang. Kirchenrath in Dresden dieselbe vor ihrem Erscheinen. Auf die von dem Verleger in Leipzig dagegen erhobene Beschwerde wurde zwar dann das Erscheinen derselben in Sachsen gestattet, der Herausgeber aber als ein Katholik nach einer bestehenden Verordnung der Censur des apostolischen Vicariats unterworfen. Da sich M. einer Bedingung nicht fügen konnte, welche die Ausführung seines Plans unmöglich gemacht haben würde, so ließ er seine Zeitschrift seit Juli 1830 in Halle drucken und setzte sie 1833—34 in Mainz fort. Hier gab er auch das „Archiv für die neueste Gesetzgebung aller deutschen Staaten" (9 Bde., 1832—39) heraus.

**Müller** (Friedr.), bekannt unter dem Namen **Maler Müller**, zugleich Maler, Kupferstecher und genialer Dichter, geb. 1750 zu Kreuznach, war zuerst in herzoglich zweibrückischen Diensten und ging 1776, nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Manheim, nach Rom, wo er anfangs die Werke Michel Angelo's studirte, dann aber die Kunst verließ und sich der Forschung über die ewige Stadt widmete, in welcher er den Fremden der erwünschteste Führer war. Vom Könige von Baiern erhielt er nachher den Titel als Hofmaler und starb zu Rom 23. April 1825. M. lenkte zuerst die Aufmerksamkeit auf sich durch die Herausgabe mehrer Sammlungen radirter Blätter von Thieren, Compositionen in niederl. Geschmack, Hirtenscenen u. s. w., die wegen ihrer eigenthümlichen Ideen und der Freiheit der Behandlung mit Beifall aufgenommen wurden. In Rom aber verfiel er, statt der echten Großheit des Stils blos die Manier Michel Angelo's aufgreifend, ins Übertriebene und erfüllte die Hoffnungen nicht, welche sein Talent früher erweckte. Größere Verdienste hat M. als Dichter; doch blieb er auch hier der einfachen Natur nicht treu genug, um schnell und allgemein anerkannt zu werden. Er gehörte zu den kräftigen Geistern, die in einer Zeit, wo die Dichtkunst meist in eine versificirte Prosa ausgeartet war, einen neuen Schwung in die deutsche Literatur brachten. Mit seinen ersten Gedichten, wie „Bacchidion und Milon" (1774), „Der Satyr Mopsus" (Fkf. und Lpz. 1775) und „Adam's erstes Erwachen und selige Nächte" (Manh. 1778), schien er zu früh zu kommen; sie wurden nur mit getheiltem Beifall aufgenommen. Erst später, als er seine „Gesammelten Werke" (3 Bde., Heidelb. 1811; neue Aufl., 1825) erscheinen ließ, wurde sein Verdienst gebührend anerkannt. Unter seinen Idyllen findet man vortreffliche Naturstücke, wie z. B. die echt deutschen „Ulrich von Koßheim", „Die Schafschur" und „Das Nußkernen", die in ihrer fröhlichen rein pfälz. Derbheit und Natürlichkeit zu einer Zeit, wo Geßner's zierlich-sentimentale Schilderungen noch als Meisterwerke galten, nicht nach Verdienst gewürdigt werden konnten. Seine „Niobe" (Manh. 1778) ist ein treffliches Drama; auch „Faust" (1778) und „Genoveva" sind Dichtungen, welche neben Goethe's und Tieck's Bearbeitungen in eigenem Werthe bestehen. Seine letzten Werke, z. B. „Adonis, die klagende Venus und Venus Urania, eine Trilogie" (Lpz. 1825) trugen zur Erhöhung seines Ruhms nicht bei.

**Müller** (Jakob und Georg), zwei Brüder, von Grindelwald in der Schweiz, welche Beide Verdienste um die Wiederherstellung der Glasmalerei haben. Sie traten zuerst 1821 mit ihren Bestrebungen hervor und sind somit zu den ersten Wiederherstellern dieser Technik zu zählen. Da sie nicht sonderliche Zeichner waren, so wandten sie sich vorzüglich heraldischen Aufgaben zu und brachten als erste größere Leistung, vereint mit dem Maler Beck, eine ansehnliche Glasscheibe mit den Wappen der 22 Schweizercantone zu Stande. Im J. 1823 gingen die Brüder nach Bern, wo sie mit Unterstützung der Regierung ein zweckmäßiges Local für ihren Betrieb einrichteten, aus welchem zuerst das berner Wappen hervorging. Allmälig vervollkommneten sich die Leistungen der Brüder mehr und mehr, sodaß ihre Arbeiten nach Rußland, Frankreich, Italien u. s. w. gingen. Von der berliner Akademie erhielten sie ein Certificat ihrer Wiedererfindung der Glasmalerei des Mittelalters. Ihre Hauptbeschäftigung blieb die Wappenmalerei. Die Art und Weise ihrer technischen Behandlung erinnert an die alte Manier der schweiz. heraldischen Glasmalereien, deren sich überall in den Kunstsammlungen in großer Menge finden.

**Müller** (Johann), ausgezeichneter Mathematiker, s. **Regiomontanus**

**Müller** (Johannes von), berühmter deutscher Geschichtschreiber, geb. 3. Jan. 1752 zu Schaffhausen, von bürgerlichen Ältern, verdankte dem sorgfältigen Unterrichte seines Vaters, der Conrector am Gymnasium zu Schaffhausen war, noch mehr aber seinem Großvater mütterlicher Seite, Johannes Schoop, einem der Geschichte besonders seines Vaterlandes sehr kundigen Geistlichen zu Schaffhausen, die Richtung auf den nachmaligen Beruf seines Lebens. Sieben Jahre alt kam er auf das Gymnasium zu Schaffhausen und später in das Humanitätscollegium. Schon im neunten Jahre versuchte er sich in Abfassung einer Geschichte von Schaffhausen in Fragen und Antworten nach Hübner's Manier. Zum Studium der Theologie bestimmt, bezog er 1769 die Universität zu Göttingen, wo Schlözer's Umgang ihn bei seiner Abneigung gegen die Theologie für immer der historischen Forschung gewann. Nach abgelegtem theologischen Examen wurde er 1772 Professor der griech. Sprache am Gymnasium zu Schaffhausen; gleichzeitig ließ er seine erste Schrift „Bellum Cimbricum" (Zür. 1772; deutsch von Dippold 1810) erscheinen. Schon jetzt fing er an, seine Muße der Durchforschung der schweiz. Chroniken und Urkunden zu widmen. Um diese Zeit war es auch, wo er mit Bonstetten den innigen Freundschaftsbund schloß, dessen Denkmale in den von Friederike Brun herausgegebenen „Briefen eines jungen Gelehrten an seinen Freund" (Tüb. 1802) vorliegen. Auf seinen Rath verließ er den zeitherigen, seine schriftstellerische Thätigkeit beschränkenden Wirkungskreis zu Schaffhausen und wurde 1774 Privatlehrer im Hause des Staatsraths Tronchin-Calandrini zu Genf. Indeß schon 1775 vertauschte er auch diese Stellung mit einer freiern Verbindung, die ihm Francis Kinloch aus Südcarolina, der sich zu Chambrisi, einem Landhause am Genfersee, aufhielt, zur Betreibung gemeinschaftlicher Studien bot. Nach Kinloch's Rückkehr nach Amerika im März 1776 lebte M. zuerst in Bonnet's Hause zu Genthod am Genfersee, dann auf Bonstetten's Landgütern zu Rougemont und Valeires, ganz mit den Vorarbeiten zu seiner „Schweizergeschichte" beschäftigt. Den folgenden Winter brachte er in Genf bei dem Generalprocurator Rob. Tronchin zu, dessen Umgang er zur Erweiterung seiner Einsicht in das Wesen der Staatskunst benutzte. Auch hielt er in Genf, um sich ein unabhängiges Einkommen zu erwerben, vor jungen Männern, meist Engländern, Vorlesungen über die Universalhistorie, aus denen nach wiederholter gründlicher Umarbeitung die „Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten" (3 Bde., Tüb. 1811) hervorgingen. Während dieser Abwechselungen, die M.'s Lage 1774—80 erlitt, hielt er trotz der Zumuthungen seines Vaters, der ihn nach Schaffhausen in seine offen gelassene Professur zurückzuziehen gedachte, sein Ziel unverrückt im Auge. Er brachte den Sommer 1779 mit Bonstetten im Saanenlande, den Winter wieder bei Tronchin zu und vollendete in dieser Zeit den ersten Band seiner „Geschichte der Schweizer", die 1780 zu Bern (wegen Censurschwierigkeiten mit dem falschen Verlagsorte Boston) erschien. Eine Reise, die er hierauf nach Berlin unternahm, um vielleicht, wie ihm Gleim Hoffnung gemacht hatte, im Preußischen eine angemessene Anstellung zu erhalten, blieb ungeachtet einer Unterredung mit Friedrich II., die er seinen in Berlin herausgegebenen „Essais historiques" verdankte, ohne Erfolg. Statt dessen verschaffte ihm der General und Staatsminister von Schlieffen, dessen Bekanntschaft er auf der Rückreise machte, die Professur der Statistik am Collegium Carolinum zu Kassel, die er im Mai 1781 antrat. Um diese Zeit veranlaßten ihn Joseph's II. stürmischrasche Staatsreformen zur Herausgabe der „Reisen der Päpste" (neu herausgeg. von Kloth, Aachen 1831), einer an Stoff zu den wichtigsten Betrachtungen reichen Schrift, in welcher die Hierarchie als Schutzwehr der Völker gegen fürstliche Gewaltherrschaft beredt dargestellt wird, und die, während sie in Rom und in dem kath. Deutschland ihm viele Freunde verschaffte, andererseits zur Verdächtigung seiner protest. Gesinnung führte.

Wiewol M. in Kassel 1782 die Anstellung als zweiter Bibliothekar und damit ein erhöhtes Einkommen erhielt, bewog ihn doch die bei einem Besuche in Genf neuerwachte Sehnsucht nach den vaterländischen Freunden, 1783 in Hessen seine Entlassung zu nehmen, um bei Rob. Tronchin als Vorleser und Gesellschafter zu bleiben und seine Schweizergeschichte in der Nähe der Quellen fortzusetzen. Bald aber empfand er die Launenhaftigkeit des gealterten kränklichen Tronchin und den Zeitverlust durch Zerstreuungen so drückend, daß er 1784 sich auf Bonstetten's Landsitz Valeires und von da im Sommer 1785 nach Bern zurückzog, wo er seine Zeit zwischen eifriger Beschäftigung mit seiner Schweizergeschichte und öffentlichen, um seines Fortkommens willen gehaltenen Vorlesungen theilte. Noch im Febr. 1786 wurde er auf Heyne's und des Anatomen Sömmering Empfehlung von dem Kurfürsten Karl Joseph von Mainz als Hofrath und Bibliothekar in Mainz angestellt, wo er in kurzer Zeit die neue Ausgabe des ersten und den zweiten Band der „Schweizergeschichte" zu Stande brachte. Obgleich ref. Protestant,

wurde er vom Kurfürsten 1787 wegen Dalberg's Wahl zum Coadjutor nach Rom gesendet, im Winter darauf seines Bibliothekariats entledigt und in der Cabinetskanzlei angestellt, 1788 zum Geh. Legationsrath und bald nachher zum Geh. Conferenzrath ernannt. Dessenungeachtet fand er noch Muße genug zur Fortsetzung seiner „Schweizergeschichte" und zur Herausgabe der „Darstellung des Fürstenbundes" (Lpz. 1787), der „Briefe zweier Domherren" (Fkf. 1787), worin er für die veralteten Domcapitel eine zeitgemäßere Bestimmung in Anregung brachte, und der „Erwartungen Deutschlands vom Fürstenbunde" (Fkf. 1788). Als er wegen ihm zugemutheter Übernahme des Finanzfachs und wegen eines Zwistes mit dem Freiherrn von Albini seinen Abschied foderte, suchten ihn die Höfe zu Wien und Berlin durch Titel und Pensionen für sich zu gewinnen. Der Kurfürst wußte ihn aber dadurch zu halten, daß er ihn zum Geh. Staatsrath, Referendar und Director der kurrheinischen Kreisarchive ernannte, worauf auch der Kaiser ihn im Jan. 1791 zum Edeln von Müller zu Sylvelden und zum Reichsritter erhob. Noch nicht volle zwei Jahre hatte er in diesem neuen weitumfassenden Wirkungskreise bald zu Mainz, bald zu Aschaffenburg gearbeitet, als der Revolutionskrieg über Deutschland hereinbrach. Bei seiner Rückkehr von einer Geschäftsreise nach Wien im Oct. 1792 fand er Mainz in franz. Händen. Mit Genehmigung des Generals Custine nahm er seine Habseligkeiten und Schriften in Empfang und kehrte nun nach Wien zurück, wo er als wirklicher Hofrath der Geh. Hof- und Staatskanzlei eintrat. So sehr er sich nun hier im Geiste gebunden fühlte, so wirkte er doch thätig und treu im Dienste Östreichs, wie seine Flugschriften von 1795: „Die Übereilungen und der Reichsfriede", „Die Gefahren der Zeit", „Mantua", die „Ausbeute von Borgoforte" und „Das sicherste Mittel zum Frieden", wahre Meisterstücke der politischen Beredtsamkeit, bezeugen. Da aber sein Widerstand gegen die wiederholten Auffoderungen zum Religionswechsel ihm jede Aussicht auf eine höhere Beförderung verschloß, so trat er im Herbst 1800 in Denis' Stelle als erster Custos bei der kaiserl. Bibliothek ein und arbeitete nun wieder fleißig an seiner „Schweizergeschichte". Als ihm jedoch nach van Swieten's Tode die Präfectur der Bibliothek vorenthalten und zugleich die Fortsetzung des Drucks der „Schweizergeschichte" sogar im Auslande untersagt wurde, verließ er 1804 Wien, wo ohnedem verleumderischer Neid und der durch Zufall herbeigeführte Verlust des größten Theils seines Vermögens ihm das Leben verleideten, und trat als Geh. Kriegsrath und Historiograph in preuß. Dienste. Neben seinen Privatstudien und den Abhandlungen für die Akademie, von denen die „Über die Geschichte Friedrich's II.", „Über den Untergang der Freiheit der alten Völker" und der „Versuch über die Zeitrechnungen der Vorwelt" hervorzuheben sind, beschäftigten ihn hier theils die Herausgabe der Herder'schen Werke, zu denen er namentlich die Geschichte des Cid lieferte, theils der vierte Band der „Schweizergeschichte" (1805) und die neue Ausgabe der drei ersten Bände (1806). Er war im Begriff, nach schwer erhaltener Erlaubniß der freien Benutzung der Archive, die Geschichte Friedrich's II. zu schreiben, als durch die Schlacht bei Jena die verderbliche Katastrophe über Preußen hereinbrach. Die Sorge für sein literarisches Eigenthum hielt ihn beim Herannahen der Franzosen in Berlin zurück. Durch die Humanität, mit der ihn die Sieger vor den Lasten des Kriegs schützten, durch den Geist und die Kenntnisse, die Napoleon in der Unterredung, zu welcher er ihn 20. Nov. berief, entwickelte, und durch die für den Augenblick wohlberechnete Güte, mit der er ihn behandelte, ließ er sich für Napoleon und die neue Weltordnung gewinnen; doch konnte es nicht fehlen, daß diese Umwandelung seiner bisherigen politischen Ansichten und die Rede, die er 29. Jan. 1807 in der Akademie „De la gloire de Frédéric" hielt, später Anlaß zu mehrfachen Verdächtigungen gegen ihn gaben, die namentlich Woltmann und W. Menzel mit Heftigkeit gegen ihn erhoben. Aus dem preuß. Staatsdienste verabschiedet, war M. auf dem Wege nach Tübingen, wohin er den Ruf als Professor erhalten hatte, als ihn ein franz. Courier mit dem Befehle Napoleon's erreichte, schleunigst nach Fontainebleau zu kommen. Hier wurde er ungeachtet seiner Gegenvorstellungen zum Ministerstaatssecretär für das neue Königreich Westfalen bestimmt. Nachdem er unter Maret's Leitung während seines Aufenthalts in Paris zur diplomatischen Geschäftsführung im neuen Stile sich vorbereitet hatte, trat er im Dec. 1807 in den neuen Wirkungskreis. Für denselben aber keineswegs geeignet, sah der König Hieronymus sich veranlaßt, ihn schon 21. Jan. 1808 dieser Stellung zu entheben und ihn zum Staatsrath und Generaldirector des öffentlichen Unterrichts zu ernennen. Mismuth über verfehlte Plane, Gram über die Ungunst der Zeit, eine große Schuldenlast in Verbindung mit den Folgen seiner frühern Anstrengungen führten ihn 29. Mai 1809 schnell einem frühen Tode entgegen. Der König Ludwig von Baiern kaufte als Kronprinz die Grabstätte M.'s auf dem Kirchhofe zu Kassel und ließ ihm ein Denkmal errichten.

M.'s Äußeres war mehr einnehmend als Ehrfurcht gebietend. Mit dem feinen Anstande eines Weltmanns verband er freundliche Unbefangenheit und Offenheit, Sinn für Wahrheit und Recht und innige Frömmigkeit, das Erbtheil seiner ihn zärtlich liebenden Mutter. Verheirathet war er nie. Dagegen standen die besten und geistvollsten seiner Zeitgenossen durch Freundschaft und Umgang ihm nahe, am nächsten sein würdiger Bruder, der Oberschulherr und Professor **Joh. Georg Müller** zu Schaffhausen (geb. 1759, gest. 20. Nov. 1819). Zu seinen Freunden und Bekannten gehörten von Bonstetten, Gleim, Fr. H. Jacobi, Herder, H. Füßli, Graf d'Antraigues, A. von Humboldt, Niklas Voigt, Heyne u. A., und unter den fürstlichen Personen seiner Zeit der Erzherzog Johann, der Prinz Ludwig von Preußen, der bei Saalfeld fiel, und der König Ludwig von Baiern. Eine Vereinigung von Genialität und Gründlichkeit, von eisernem Fleiß und schöpferischer Phantasie, von kritischem Scharfsinn und beispiellos umfassender Gedächtnißkraft, von ruhigem Ernst und glühender Empfindung, Eigenschaften, welche die Natur selten in Einem Individuum verbindet, wurden in ihm bewundert und weihten ihn zum Berufe der höhern Historiographie. Das Verdienst seiner „Schweizergeschichte" (Bd. 1—5, Abth. 1, Lpz. 1806—8) ist allgemein anerkannt. Auf dem Grunde einer fast beispiellos gewissenhaften urkundlichen Forschung sind die Ergebnisse derselben mit edler Einfachheit, gedrungener Kraft, fruchtbarer Kürze im Geiste inniger Vaterlandsliebe und lebendiger Wahrheit dargestellt. Die durch eigene Studien erworbene Kenntniß der Kriegskunst, die lebensvolle Anschaulichkeit in seiner Beschreibung der Schlachten, die treffende Schilderung der Schauplätze der Begebenheiten, der Sitten und des ganzen Lebens der Vorzeit mit allen seinen Bedingnissen sind Vorzüge, die selbst die Fehler einer ungleichen Darstellung, einer rauhen und abgebrochenen oft zu schweren und dunkeln Sprache nicht zu verringern vermögen. Seine „Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichte" (3 Bde., 4. Aufl., Stuttg. 1828) bilden ein großartiges, in gehaltvollen, gedankenreichen Umrissen gezeichnetes Gemälde mit lichtvoller Klarheit und pragmatischem Geiste, wenn auch in weniger reinem und kräftigem Stile als die „Schweizergeschichte" dargestellt. Höher noch stehen als Muster deutscher Prosa und wissenschaftlich-politischer Bildung seine Vorreden zur „Schweizergeschichte" und seine kleinen politischen Schriften. Die Fortsetzung seiner „Schweizergeschichte" lieferten Glutz-Blozheim (Bd. 5, Abth. 2, Zür. 1816) und Joh. Jak. Hottinger (Bd. 6 und 7, Zür. 1825—29). M.'s „Sämmtliche Werke" (27 Bde., Stuttg. 1810—19; neue Aufl., 40 Bde., 1831—35) wurden von seinem Bruder und seine „Briefe an seinen ältesten Freund in der Schweiz" (Zür. 1812) von J. H. Füßli herausgegeben. Über sein Leben schrieben Heeren (Lpz. 1809), Wachler (Marb. 1809; auch in den „Biographischen Aufsätzen", Lpz. 1835), Woltmann (Berl. 1810) und Roth (Sulzb. 1811).

**Müller** (Johannes), einer der ausgezeichnetsten jetzt lebenden Physiologen, wurde zu Koblenz 14. Juli 1801 in beschränkten Verhältnissen geboren, besuchte seit 1810 das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte seit 1819 in Bonn Medicin, wo er 1823 die Doctorwürde erhielt. Noch als Student schrieb er in Folge einer Preisaufgabe die Schrift „De respiratione foetus" (Lpz. 1823). Nach seiner Promotion ging er nach Berlin, wo er vorzüglich zoologische und nebenbei auch philosophische Studien trieb. Im Herbste 1824 habilitirte er sich als Privatdocent in Bonn und wurde daselbst 1826 außerordentlicher und 1830 ordentlicher Professor. Nachdem er einen 1832 an ihn ergangenen Ruf nach Freiburg im Breisgau abgelehnt hatte, erhielt er 1833 die durch Rudolphi's Tod erledigte ordentliche Professur in Berlin. Von der Natur mit reichen Gaben ausgestattet und durch glückliche Verhältnisse begünstigt, hat M. mit unausgesetzter Thätigkeit einen Weg zur Erforschung der Natur eingeschlagen, auf dem er zu vielen neuen Entdeckungen und durch diese zu einem weltbekannten Namen gelangt ist. Zugleich hat seine Auffassung der Physiologie auch auf die Medicin mächtig eingewirkt und dieser eine immer deutlicher hervortretende neue Gestalt gegeben. Unter seinen Schriften, von denen ein großer Theil speciellen zoologischen und zootomischen Untersuchungen gewidmet ist, heben wir nur folgende sich mehr auf die Physiologie des Menschen beziehende heraus: „Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinns des Menschen und der Thiere" (Lpz. 1826); „De glandularum secernentium structura penitiori earumque prima formatione in homine atque animalibus" (Lpz. 1830, mit Kpfrn.); „Handbuch der Physiologie des Menschen" (2 Bde.; 3. Aufl., Kobl. 1837—40). Außerdem lieferte er wichtige Untersuchungen über das Blut zu Burdach's „Physiologie"; auch redigirt er seit 1834 das „Archiv für Anatomie, Physiologie und wissenschaftliche Medicin", in welchem er wie in andern wissenschaftlichen Zeitschriften die einzelnen Ergebnisse seiner Untersuchungen niedergelegt hat.

**Müller** (Joh. Georg), Architekt und Dichter, wurde 1822 in Mosnang im Canton St.-Gallen geboren, erhielt seine erste architektonische Ausbildung in seiner Vaterstadt beim Staatsarchitekten Kubly und kam von da zu Ziebland nach München. Darauf ließ er sich in Basel nieder, wo er durch seine Plane zu einem Museumsbau die Aufmerksamkeit auf sich zog. Im J. 1842 ging er mit einem baseler Patricier, Merian, nach Italien, wo ihn vor allem die Bauwerke des 13. und 14. Jahrh. beschäftigten. Er drang tief in den Geist derselben ein, sodaß er die herrlichsten Entwürfe zur Restauration der Vorderseite des Florentiner Doms hervorbrachte. M. war zugleich Dichter, und ein sehr vollständiges künstlerisches Tagebuch seines ital. Aufenthalts ist nicht blos mit architektonischen Zeichnungen, sondern auch mit Zeugnissen seines poetischen Geistes reich durchwebt. Nach seiner Reise ward M. nach Winterthur berufen, um die Oberbauten an der Eisenbahn auszuführen. Während dieser Thätigkeit legte er dem schweizer Architektenverein seine Entwürfe zu einem schweizer Nationalmonument vor und machte die Plane zur Restauration der protestantischen Kirche St.-Laurenz zu St.-Gallen, welche zur Ausführung kommen werden. Im Frühjahr 1847 ging er nach Wien, wo er sich, anfangs ohne weitern Anhaltspunkt, bald durch seine Florentiner Domfaçade allgemeine Achtung erwarb, Mitglied des Architektenvereins wurde, im Concurs für die Kirche in der Vorstadt Altlerchenfeld den Preis gewann und den Auftrag der Ausführung erhielt. Im Frühjahr 1849 wurde er zum Professor für die höhere Baukunst bei der Militärakademie ernannt; aber schon am 2. Mai desselben Jahres endete der Tod seine vielversprechende Laufbahn. Seine Biographie hat E. Förster in „J. G. Müller, ein Künstler und Dichterleben" (St.-Gallen 1851) gegeben.

**Müller** (Joh. Gotthard von), einer der ausgezeichnetsten deutschen Kupferstecher, geb. 4. Mai 1747 zu Bernhausen bei Stuttgart, war von seinem Vater für das Studium der Theologie bestimmt und besuchte das Gymnasium zu Stuttgart. Durch innere Neigung der Kunst zugewendet, nahm er zugleich Theil an dem Unterrichte in der vom Herzoge Karl errichteten Kunstakademie. Indeß stand er doch im Begriff, die Universität zu Tübingen zu beziehen, als der Herzog Karl, auf M.'s Talent für die Kunst aufmerksam gemacht, ihn auffodern ließ, sich ganz der Kunst zu widmen, und ihm für diesen Fall die nöthige Unterstützung in Aussicht stellte. M. ging nun 1770 nach Paris, wo er unter Wille's Leitung ungemeine Fortschritte machte und 1776 als Mitglied der Akademie der Künste aufgenommen wurde. Noch in demselben Jahre berief ihn indeß der Herzog nach Stuttgart zurück und ernannte ihn zum Professor der daselbst von ihm zu begründenden Kunstschule. Durch Verleihung des Ordens der würtemberg. Krone wurde er 1818 des persönlichen Adels theilhaftig. Er bildete zu Stuttgart eine Menge trefflicher Künstler, darunter namentlich seinen vor ihm verstorbenen Sohn, Joh. Friedr. Wilh. M. (s. d.), und starb daselbst 14. März 1830. Von seinen Meisterwerken im historischen Fache sind zu erwähnen: Loth und seine Töchter, nach G. Honthorst; die Schlacht bei Bunkershill, nach Trumbull, vielleicht sein ausgezeichnetstes Werk; die Madonna della Seggiola, nach Rafael, und die heil. Cäcilia, nach Domenichino; die heil. Katharina, nach Leonardo da Vinci, und die heil. Jungfrau mit dem Kinde, nach L. Spada, sein letztes Werk. Seine berühmtesten Porträts sind die Ludwig's XVI. im Krönungsornate, des Malers Graff, Dalberg's und des Königs Hieronymus. Auch für Becker's „Augusteum" hat er mehre Blätter gearbeitet.

**Müller** (Joh. Friedr. Wilh.), ausgezeichneter Kupferstecher, Sohn des Vorigen, wurde zu Stuttgart 1782 geboren. In früher Jugend untergruben die bösartigsten Blattern seine Gesundheit und ließen den Keim einer Kränklichkeit zurück, die sich schon in seinen Jünglingsjahren als Hypochondrie äußerte. Allein diese Hindernisse hemmten keineswegs die frühe Entwickelung seines tiefgreifenden, lebendigen Geistes. Er besuchte das Gymnasium zu Stuttgart bis zu seinem 18. J. und empfing nebenher von seinem Vater Unterricht in der Geometrie und Perspective. Immer mehr neigte er sich aus freiem Triebe der Kunst zu, und seine ersten Versuche mit dem Grabstichel gelangen über alles Erwarten. Zu seiner weitern Ausbildung ging er hierauf nach Paris; doch sein brennender Eifer für die Kunst verleitete ihn zu so übermäßigen Anstrengungen, daß er in eine schwere Krankheit verfiel. Wieder genesen stach er in Paris für das Musée français die Vénus d'Arles und eine Statue La jeunesse, bei welcher letztern er eine höchst glückliche Manier erfand, das Eigenthümliche des Marmors im Kupfer nachzuahmen und auszudrücken. Im J. 1805 stach er das von ihm selbst gemalte Bildniß des Königs Wilhelm I. von Würtemberg, dann den Johannes von Domenichino; hierauf zeichnete er die heil. Cäcilia nach Domenichino, die nachher sein Vater in Kupfer ausführte. Ehe er an die Ausführung der Rafael'schen Madonna di S. Sisto ging, die ihn bis ans Ende seines Lebens beschäftigte, machte er eine Reise nach Italien, von der er 1809

zurückkehrte. Gleichsam zur Erholung lieferte er nebenbei noch eine Menge herrlicher Arbeiten, wie die Bildnisse Jacobi's, Schiller's (nach Dannecker's kolossaler Büste), Hebel's (nach dem Leben) und das größere Blatt: Adam und Eva, nach einem Rafael'schen Deckengemälde in den vaticanischen Logen. Bisher Hofkupferstecher in Stuttgart, folgte er 1814 dem Rufe als Professor an die Kunstakademie nach Dresden. Allein sehr bald verfiel er hier in eine gänzliche Verzehrung, sodaß er der Pflege des Arztes auf dem Sonnenstein bei Pirna übergeben werden mußte, wo er 3. Mai 1816 starb. Wie alle seine Blätter, so stehen besonders die ersten Abdrücke der Madonna di S. Sisto und des Johannes in hohem Werthe.

**Müller** (Joh. Gottwerth), nach seinem Wohnsitze gewöhnlich Müller von Itzehoe genannt, einer der gelesensten deutschen Romandichter in den letzten Jahrzehnden des 18. Jahrh., geb. zu Hamburg 17. Mai 1744, war früher Buchhändler zu Itzehoe in Holstein, gab aber 1772 den Buchhandel auf und lebte nun als Privatgelehrter daselbst, im Genusse einer Pension des Königs von Dänemark, bis zu seinem Tode, 23. Juni 1828. Unter seinen außerordentlich zahlreichen, hauptsächlich nach Smollet's und Fielding's Muster gearbeiteten Romanen sind die namhaftesten: „Siegfried von Lindenberg" (Hamb. 1779; neueste Aufl., 3 Bde., Lpz. 1829) und die „Komischen Romane aus den Papieren des braunen Mannes" (8 Bde., Gött. 1784—91). Stets in den Schranken des Anstandes sich haltend, schildert er alltägliche Lebensverhältnisse mit vieler Wahrheit, Behaglichkeit und natürlichem Hausverstande, oft auch mit Witz und ziemlicher Derbheit; es fehlt ihnen aber an Reiz der Erfindung und Mannichfaltigkeit, sowie seiner Natürlichkeit an Anmuth, und oft ermüdet er durch moralische Abschweifungen. In seinem nahen Umgange sollen sich die Originale mancher Schilderungen gefunden haben. Mangel an lebendiger Darstellung und eine unerfreuliche Eintönigkeit nahmen in seinen spätern Schriften immer mehr überhand und ließen ihn noch vor seinem Tode in Vergessenheit sinken. Vgl. Schröder, „Joh. Gottw. M. nach seinem Leben und seinen Werken" (Hamb. 1843).

**Müller** (Karl Otfried), einer der genialsten, kenntnißreichsten und thätigsten Alterthumsforscher der neuesten Zeit, geb. 28. Aug. 1797 zu Brieg in Schlesien, wo sein Vater damals Feldprediger war, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und widmete sich seit Ostern 1814 unter Schneider's, Heindorf's und Passow's Leitung zu Breslau, seit 1815 aber in Berlin, wo ihm durch Böckh das Leben und die Kunst des Alterthums besonders aufgeschlossen wurde, den philologischen Wissenschaften im weitesten Umfange. Nachdem er das erste Ergebniß seiner gelehrten Forschungen in dem „Aegineticorum liber" (Berl. 1817) veröffentlicht, wurde er noch in demselben Jahre am Magdalenum in Breslau angestellt. Hier machte er in seinen Mußestunden den ersten Versuch, ganze griech. Mythenkreise zu analysiren und gleichsam bis zu ihrem ersten Faden zu verfolgen, um auf diese Weise die richtige Linie zwischen den bisher vorwaltenden historischen und den allegorischen Verfahrungsweisen zu halten. Im J. 1819 erhielt er einen Ruf nach Göttingen für das Fach der Alterthumskunde und zunächst der Archäologie der Kunst. Das Verweilen bei den Kunstschätzen Dresdens im Herbste 1819 und eine zu gleichem Zwecke nach Frankreich und England im Sommer 1822 unternommene Reise gewährten ihm die erfoderlichen Anschauungen. Doch blieb ihm eine organisch zusammenhängende, in warmer Individualität aufgefaßte Kenntniß des gesammten Alterthums stets das Hauptziel seiner wissenschaftlichen Bestrebungen, und die alte Kunst galt ihm daher nur als ein Theil jenes großen Ganzen. In diesem Sinne wirkte er segensreich durch seine anziehenden und begeisternden Vorträge wie durch gediegene Schriften, bis ihm 1837 die Wirren und Parteiungen in Hannover den Aufenthalt in Göttingen verleideten. Auf sein Ansuchen erhielt er die Erlaubniß zu einer Reise nach Griechenland. Er trat dieselbe im Sept. 1839 an, brachte die Wintermonate in Italien zu und gelangte von Sicilien aus, wo er bereits gekränkelt, im April des folgenden Jahres an das Ziel seiner Wünsche. Nachdem er die Überreste des alten Athen in Augenschein genommen und eine Rundreise im Peloponnes vollendet, begab er sich nach Delphi, zog sich aber dort, mit anhaltenden Nachgrabungen beschäftigt, ein Wechselfieber zu, dem seine kräftige Natur 1. Aug. 1840 zu Athen erlag. Er wurde auf einem kleinen Felshügel, der einst zu den Räumen der Akademie gehörte, feierlich bestattet. Später errichtete die Universität zu Athen eine Stele auf seinem Grabe.

Die schriftstellerische Thätigkeit M.'s erstreckte sich über den ganzen Umfang der zur Alterthumswissenschaft gehörenden Disciplinen, und nur durch die außerordentliche Tiefe und Fülle seines Wissens, sowie durch rastlosen Eifer und Fleiß konnte es ihm gelingen, sich schon in so frühen Jahren einen allgemein anerkannten europ. Namen zu erwerben. Viel Treffliches manche neue und überraschende Aufschlüsse verdanken wir ihm in Hinsicht der alten Geschichte

Geographie und Topographie, der Literatur, Mythologie, Archäologie und der kritischen, grammatischen und sachlichen Erläuterung alter Schriftsteller. Als Geschichtsforscher bewährte er sich durch seine „Geschichte hellen. Stämme und Staaten", welche „Orchomenos und die Minyer" (Bresl. 1820) und die „Dorier" (2 Bde., Bresl. 1824) umfassen, und von denen Schneidewin nach den hinterlassenen Papieren des Verfassers eine neue, berichtigte Ausgabe (3 Bde., Bresl. 1844) besorgte. Ebenso werthvoll sind seine ethnographische Untersuchung „Über die Wohnsitze, Abstammung und ältere Geschichte des macedon. Volks" (Berl. 1825), seine „Etrusker" (2 Bde., Bresl. 1828) und seine Karten von Griechenland. Große Belesenheit, geschickte Benutzung der verschiedensten Hülfsmittel und Vorarbeiten, eine reiche Fülle eigener Bemerkungen und Urtheile finden wir in seinem „Handbuch der Archäologie der Kunst" (Bresl. 1830; 3. Aufl., von Welcker, 1846), zu dessen besserm Gebrauche er zugleich mit Osterley die „Denkmäler der alten Kunst" (Gött. 1832) hinzufügte. Hierher gehören auch „De tripode Delphico" (Gött. 1820), „De Phidiae vita et operibus" (Gött. 1827), „De munimentis Athenarum" (Gött. 1836), „Antiquitates Antiochenae" (Gött. 1839), und der erläuternde Text zu Ternite's „Wandgemälden aus Pompeji und Herculanum". Die „Prolegomenen zu einer wissenschaftlichen Mythologie" (Gött. 1825) führten zu einer rein historischen Auffassung der Mythen und trugen durch Darlegung des Charakteristischen in den verschiedenen Ansichten früherer Mythologen wesentlich zur Erlangung eines sichern Standpunktes bei. Auch das Studium der Geschichte der griech. Literatur wurde zuletzt durch ihn um ein Bedeutendes gefördert durch die „History of the literature of ancient Greece" (Bd. 1, Lond. 1840), welche in deutscher Sprache nach der Handschrift des Verfassers von seinem Bruder Ed. M. unter dem Titel „Geschichte der griech. Literatur bis auf das Zeitalter Alexander's" (2 Bde., Bresl. 1841) herausgegeben wurde. Endlich zeigte sich M. auch als scharfsinnigen Kritiker und gründlichen Grammatiker in den von ihm veranstalteten neuen Recensionen des Varro („De lingua Latina", Lpz. 1833) und des Festus („De significatione verborum", Gött. 1839), als gewandten Übersetzer und geschmackvollen Erklärer in der deutschen Übertragung der „Eumeniden" des Äschylus, die er mit erläuternden Abhandlungen über die äußere Darstellung und über den Inhalt und die Composition dieser Tragödie versah (Gött. 1833) und der später zwei „Anhänge" (Gött. 1834—35) folgten, in denen er sich gegen die Angriffe G. Hermann's vertheidigte. Außerdem finden sich von ihm eine große Reihe bald größerer, bald kleinerer Abhandlungen und Aufsätze in den „Commentationes societatis regiae scientiarum Gottingensis" (Bd. 6 und 7), in den „Göttinger gelehrten Anzeigen", im „Rheinischen Museum", in der halleschen „Allgemeinen Literaturzeitung", in der „Allgemeinen Encyklopädie" von Ersch und Gruber, in der „Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft", in Böttiger's „Amalthea", selbst in ausländischen, namentlich engl. und ital. Zeitschriften. M.'s „Kleine deutsche Schriften" gab sein Bruder Ed. M. (3 Bde., Bresl. 1847—48) heraus. Vgl. Lücke, „Erinnerungen an O. M." (Gött. 1841). — **Müller** (Eduard), ein Bruder des Vorigen, geb. 12. Nov. 1804 zu Brieg, war erst Prorector zu Ratibor, dann seit 1841 zu Liegnitz. Im J. 1846 erhielt er den Professortitel und 1853 die Direction des Gymnasiums zu Liegnitz. Er machte sich theils als Herausgeber mehrer Werke seines Bruders, theils durch eine größere selbständige Arbeit: „Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten" (2 Bde., Bresl. 1834—37), literarisch bekannt. Auch trat er in der Tragödie „Simson und Delilah" (Bresl. 1853) als Dichter auf.

**Müller** (Jul.), ordentlicher Professor der Theologie zu Halle, ein Bruder der Vorigen, einer der scharfsinnigsten Theologen der Neuzeit, geb. zu Brieg 10. April 1801, bildete sich, nachdem er früh ein Auge verloren, mit großem Fleiße auf dem Gymnasium zu Brieg und auf den Universitäten zu Breslau und Göttingen aus. Von dem Studium der Rechte, dem er sich anfangs widmete, ging er zur Theologie über und gelangte erst nach manchen innern Kämpfen unter dem Einflusse Tholuck's, Strauß' und Neander's, die er seit 1823 in Berlin hörte, zu einer festen theologischen Überzeugung. Im J. 1825 als Pfarrer zu Schönbrunn und Rosen bei Strehlen angestellt, blieb er sieben Jahre in diesem Amte und schrieb in dieser Zeit die mehrmals aufgelegte Broschüre „Zur Beurtheilung der Schrift: Die kath. Kirche Schlesiens" (Bresl. 1826). Ein neues Leben begann für ihn, als er 1831 zum zweiten Universitätsprediger in Göttingen ernannt wurde und dort zugleich über praktische Theologie und Pädagogik Vorlesungen hielt. Den Geist seines damaligen Wirkens bezeugen die Predigten „Das christliche Leben, seine Kämpfe und seine Vollendung" (Bresl. 1834; 3. Aufl., 1847). Nachdem er 1834 zum außerordentlichen Professor der Theologie ernannt worden war, erhielt er im Jahre darauf den Ruf als ordentlicher Professor nach Marburg, wo er vier Jahre lang in glücklichen

Verhältnissen lebte und namentlich Dogmatik und Moral mit Erfolg vortrug. Indeß verließ er auch diese Stellung wieder und folgte 1839 dem Rufe nach Halle. Außer mehren Gelegenheitsschriften und gediegenen Aufsätzen, die er in den „Studien und Kritiken" lieferte, erwähnen wir vorzugsweise sein ebenso scharfsinnig als gelehrt geschriebenes Werk „Die christliche Lehre von der Sünde" (Bresl. 1839; 3. Aufl., völlig umgearbeitet, 2 Bde., 1849) Im J. 1846 nahm M. Theil an der evangel. Landessynode zu Berlin als Vertreter der evangel. Union und veröffentlichte hierauf zur Vertheidigung des Verfahrens der Synode in Sachen der Lehre und des Bekenntnisses „Die erste Generalsynode der evangel. Landeskirche Preußens" (Berl. 1847). Mit Neander und Nitzsch begann er 1850 die „Deutsche Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben", an der er sich seitdem lebhaft als Mitarbeiter im dogmatischen Fach und praktisch-kirchlichen Fragen betheiligte.

**Müller** (Ludw. Christian), ausgezeichneter deutscher Ingenieur, geb. 1744, war der Sohn eines Landpredigers in der Priegnitz. Mit Vorliebe widmete er sich von früher Zeit an der Mathematik und dem Planzeichnen. Kurz vor dem Ausbruche des Siebenjährigen Kriegs wurde er durch Verwendung des Prinzen Heinrich von Preußen bei dem Ingenieurcorps angestellt und später zum Offizier befördert. In der Umgebung des Königs wohnte er den Schlachten bei Lowositz, Prag, Kollin, Roßbach, Leuthen und Zorndorf und den Belagerungen von Breslau, Schweidnitz und Olmütz bei. Mit dem General Fink bei Maxen gefangen, wurde er nach Innsbruck geführt, wo er die drei Jahre seiner Gefangenschaft sowol zum Studiren als zu geognostischen Reisen nach den tiroler Gletschern und bis in die piemontesischen Thäler benutzte. Nach dem Hubertusburger Frieden kehrte er wieder nach Potsdam zurück, wo ihm namentlich auch die Untersuchungen bei der Anlage der Festungswerke von Graudenz übertragen wurden. In dem Kriege von 1778 war er bei dem zweiten Armeecorps, das der Prinz Heinrich von Preußen nach Böhmen führte. Nach dem Frieden wurde er 1786 Capitän beim Ingenieurcorps und als Lehrer der Mathematik und des Planzeichnens bei der damaligen Ingenieurakademie in Potsdam angestellt, auch 1796 zum Major befördert. Er starb 12. Juni 1804. Seine frühern geodätischen Arbeiten bei der Aufnahme und dem Zeichnen der Lager Friedrich's II. und in Tirol bildeten sein System über die Terrainlehre aus, welches damals ein fast noch ganz unangebautes Feld der Literatur zugänglicher machte. Außer seinen „Vorschriften zum militärischen Plan- und Kartenzeichnen" (Potsd. 1778—84) gab er einen Versuch heraus „Über die Verschanzungskunst auf Winterpostirungen" (Potsd. 1781), für den er aber nur mit Mühe die Erlaubniß zum Druck und zwar ausschließend für die preuß. Armee erhalten konnte, und die „Beschreibung der drei schles. Kriege" (Potsd. 1789), die ihm einen Verweis des Königs zuzog. Seine vorzüglichsten Arbeiten, die Terrainlehre, welche alle diesem Gegenstande früher gewidmeten Werke übertraf, und seine Lagerkunst, die treffliche praktische Lehren aus der angewandten Taktik enthält, erschienen erst nach seinem Tode als „Nachgelassene militärische Schriften" (2 Bde., Berl. 1807).

**Müller** (Pet. Erasmus), ein berühmter Theolog und nordischer Geschichts- und Alterthumsforscher, geb. 1776 in Kopenhagen, wo sein Vater Conferenzrath war, besuchte, nachdem er seinen akademischen Cursus beendet, einige der berühmtesten Universitäten Deutschlands, bereiste Frankreich und England und wurde 1801 Professor der Theologie an der Universität Kopenhagen. Nach Münter's Tode 1830 zum Bischof in Seeland erwählt, starb er 16. Sept. 1834. Unter seinen theologischen Schriften nennen wir „Christelig Moralsystem" (Kopenh. 1808); „Christelig Apologetik eller videnskabelig Udvikling af Grundene for Christendommens Guddommelighed" (Kopenh. 1810); „Der christen Kirkes Symboler" (Kopenh. 1817); „System i den christelige Dogmatik" (Kopenh. 1826). Seiner „Antiquarisk Undersögelse over de ved Gallehuus fundne Guldhorn" (Kopenh. 1806), ließ er eine Menge wichtiger Werke in diesem Fache folgen, wie „Om det islandske Sprogs Vigtighed" (Kopenh. 1813); „Über den Ursprung und Verfall der isländ. Historiographie, nebst einem Anhange über die Nationalität der altnordischen Gedichte"; „Über die Authentie der Edda Snorro's und die Echtheit der Asalehre", welche beide letztere Schriften von Sander ins Deutsche übersetzt wurden. Durch seine „Sagabibliothek", mit Anmerkungen und einleitenden Abhandlungen (3 Bde., Kopenh. 1816—18), wurde nicht nur für das Studium des nordischen Alterthums ein vortreffliches Hülfsmittel gegeben, sondern auch der größern Lesewelt der Zutritt zu jenen merkwürdigen Alterthümern geöffnet. Von nicht geringerer Bedeutung sind seine mit gleichem kritischen Scharfsinn und fleißiger Forschung ausgearbeiteten Schriften „Kritisk Undersögelse af Danmarks og Norges Sagnhistorie" (Kopenh. 1823—30) und „Kritisk Undersögelse af

Saxo's Histories syv sidste Böger", welche eigentlich zusammengehören. Eine von ihm nicht ganz vollendete kritische Ausgabe des dän. Geschichtschreibers Saxo Grammaticus erschien nach seinem Tode. Auch als Sprachforscher zeigte er in seiner die frühern Forschungen zugleich in sich vereinigenden „Dän. Synonymik" (2 Bde., Kopenh. 1829) kritischen Takt und philosophischen Scharfsinn. Von 1805—30 redigirte er die „Dän. Literaturzeitung".

**Müller** (Sophie), eine der gefeiertsten tragischen Schauspielerinnen, geb. zu Manheim 1803, war die Tochter Karl M.'s (geb. 1783, gest. 1837), eines zu seiner Zeit geschätzten und gebildeten Schauspielers. Sie gastirte bereits als 15jähriges Mädchen mit großem Beifall in Karlsruhe und spielte schon 1819 ausschließend die Hauptrollen ihres Fachs. Im J. 1821 ging sie nach München, dann nach Wien, wo sie ein Jahr später am Hoftheater angestellt wurde. Wenn sie schon in Wien den lautesten Beifall ungetheilter Begeisterung erntete, so erwarb sie sich durch ihre Gastrollen in Dresden und Berlin einen um so größern, allgemein gültigen Ruf. Sophie war zur tragischen Künstlerin geboren und hatte die gründlichsten Studien gemacht. Sie spielte nicht mit den Empfindungen und Leidenschaften, während sie dieselben darstellte; sie war mitten darin und der Schmerz und die Wehmuth schienen in ihr lebendig. Nie überschritt sie das Maß, und der höchste Adel verließ sie nicht, selbst auf dem höchsten Gipfel der Leidenschaft. Wie in ihrem Berufe, so stand sie auch im bürgerlichen Leben in hoher Achtung. Sie war sehr gebildet und genoß selbst des nähern Umgangs der Kaiserin, die sie zu ihrer Vorleserin erwählt hatte. Sophie starb bei ihrem Vater zu Hietzing bei Wien 20. Juni 1830. Ihr Leben und ihre nachgelassenen Papiere gab Graf Mailáth (Wien 1832) heraus.

**Müller** (Wenzel), Volksoperncomponist und Kapellmeister zu Wien, wurde zu Türnau in Mähren 26. Sept. 1767 geboren, bildete sich unter Dittersdorf's Anleitung, ging zum brünner Theater, schwang sich vom Violinspieler bis zum Kapellmeister empor und kam endlich 1786 in gleicher Eigenschaft zur Marinelli'schen Gesellschaft nach Wien, bei welcher er, fünf Jahre abgerechnet, die er in Prag als Operndirector verlebte, bis an seinen Tod, 2. Aug. 1835, blieb. M. gehörte zu den fruchtbarsten Tonmeistern, denn er hinterließ, nebst vielen vereinzelten Stücken, Cantaten, Symphonien, Messen u. s. w., allein 227 Bühnenwerke, von denen er sein erstes: „Das verfehlte Rendezvous", 1783 als 16jähriger Jüngling für Brünn componirte, das letzte: „Asmodi oder das böse Weib und der Satan" (1834), sein Schwanengesang wurde. Nicht wenige derselben, z. B. „Die Zauberzither", „Das neue Sonntagskind", „Die Schwestern von Prag", „Die Teufelsmühle", „Der Alpenkönig und der Menschenfeind" und andere fanden nicht nur allgemein bleibenden Beifall, sondern machten seinen Namen in ganz Deutschland bekannt und bürgerten sich durch ihre Natürlichkeit und joviale Laune allenthalben ein.

**Müller** (Wilh.), einer der trefflichsten deutschen Liederdichter, geb. zu Dessau 7. Oct. 1794, war der Sohn eines bemittelten Handwerkers und erhielt eine sehr sorgfältige, aber von allem Zwange freie Erziehung, welcher er wol hauptsächlich die später bewiesene Geistesfreiheit und Vielseitigkeit seiner Bildung verdankt. Er studirte seit 1812 in Berlin, besonders von F. A. Wolf angezogen, Philologie und Geschichte, ging im März 1813 als preuß. Freiwilliger in den Befreiungskrieg, wohnte den Schlachten bei Lützen, Bautzen, Hainau und Kulm bei und folgte dann dem preuß. Heere nach den Niederlanden. Nach dem Frieden kehrte er 1814 in Berlin zu den Studien zurück, in deren Kreis er jetzt die altdeutsche Sprache und Literatur zog. Im J. 1817 machte er eine Reise nach Italien, und nachdem er 1819 nach Berlin zurückgekehrt war, wurde er an die neuorganisirte Gelehrtenschule in Dessau berufen und später zugleich Bibliothekar an der von ihm mit eingerichteten herzogl. Bibliothek. Zur Erholung von seinen angestrengten Arbeiten machte er 1827 eine Reise an den Rhein, starb aber ganz plötzlich wenige Tage nach seiner Rückkehr zu Dessau 1. Oct. 1827. M. war ein edler Mensch, ein Gelehrter von ebenso gründlichen als umfassenden Kenntnissen und als Dichter eins der bedeutendsten lyrischen Talente. Während er in dem Werke „Rom, Römer und Römerinnen" (2 Bde., Berl. 1820) die Schärfe seiner Beobachtung bekundete, stellte er in den „Gedichten aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten" (2 Bde., 1821—24; 2. Aufl., 1826) sein poetisches Talent außer Zweifel. Noch mehr offenbarte sich der innere Reichthum des Dichters in den „Liedern der Griechen" (5 Hefte, Dess. und Lpz. 1821—24; neueste Aufl., Lpz. 1844), in denen er mit Begeisterung das Erwachen eines unterdrückten Volkes, seine Kämpfe und seine Siege feierte. Ihnen schloß sich an seine Übersetzung der neugriech. Volkslieder in der Fauriel'schen Sammlung (2 Bde., Lpz. 1825). Auch in seinen „Lyrischen Spaziergängen" (Lpz. 1827) zeigte er sich als reichbegabten Dichter. Innigkeit und Wahrheit der Empfindung,

Frische der Lebensansicht, freie Beweglichkeit der Darstellung, ein reger Natursinn, ein feuriges Gefühl für Recht und Völkerglück und dabei eine einfache, melodische Sprache in vielumfassender Tonleiter, zugleich aber auch die Neigung, gewisse Lieblingsstoffe möglichst allseitig auszubeuten und seine Gefühle auf andere wirkliche oder erdichtete Persönlichkeiten überzutragen, bezeichnen M.'s lyrische Dichtungen, welche vielfach componirt und auf diesem Wege ganz besonders verbreitet sind. Im Gebiete der Kritik und Literaturgeschichte lieferte er außer zahlreichen Beiträgen in Zeitschriften und Encyklopädien, wie namentlich zur „Encyklopädie" von Ersch und Gruber, deren Redaction er 1826 mit übernommen hatte, die „Homerische Vorschule" (Lpz. 1824; 2. Aufl., von Baumgarten-Crusius, 1836), worin er die Ideen seines Lehrers Wolf, nicht ohne eigenthümliche Ansichten, einem größern Kreise von Lesern genießbar machte. Als ein verdienstliches Unternehmen ist endlich noch die „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh." (10 Bdchn., Lpz. 1822—27) zu nennen, die das Beste aus den lyrischen Dichterwerken des angegebenen Zeitraums in einer treuen, aber lesbaren Bearbeitung enthält und von Förster (Bd. 11—14, Lpz. 1830—38) fortgesetzt wurde. M.'s „Vermischte Schriften" (5 Bdchn., Lpz. 1830) und „Gedichte" (2 Bde., Lpz. 1837; neue Aufl., 1850) gab Gust. Schwab heraus.

**Müller** (Friedr. Max), Orientalist, Sohn des Vorigen, geb. 6. Dec. 1823 zu Dessau, erhielt, früh verwaist, seine erste Erziehung im Hause seiner Mutter und auf der Schule zu Dessau und kam dann nach Leipzig in das Haus des Professors Carus, wo er die Nikolaischule besuchte und sich seit 1841 auf der Universität philologischen Studien widmete. Durch Hermann Brockhaus auf das Sanskrit hingeleitet, erwählte er dieses bald zu seinem ausschließlichen Studium und veröffentlichte als erste Frucht desselben eine Übersetzung des „Hitopadesa" (Lpz. 1844). Im J. 1844 ging er nach Berlin, um Bopp und Schelling zu hören und die dortigen Sanskrithandschriften zu benutzen, und 1845 nach Paris. Hier begann er auf Burnouf's Antrieb die Vorarbeiten zu einer Ausgabe des Rigveda mit dem Commentar des Sâyanâcârya. Zu diesem Behufe wandte er sich im Juni 1846 nach England, wo er die Handschriften im East-India-House zu London und in der Bodleyanischen Bibliothek zu Oxford benutzte. Auf Wilson's Empfehlung wurde ihm von der Ostindischen Compagnie 1847 mit großer Liberalität die Herausgabe des Rigveda übertragen. Nachdem der Druck desselben noch in demselben Jahre in der Universitätsbuchdruckerei zu Oxford begonnen hatte, erschien 1849 der erste Band, welchem 1853 ein zweiter folgte. Bereits 1848 hatte M. seinen Wohnsitz in Oxford genommen, wo er 1850 von der Universität den Auftrag erhielt, als Deputy Taylorian Professor Vorlesungen über Literaturgeschichte und vergleichende Grammatik zu halten. Im J. 1851 ward er hierauf zum Ehrenmitglied der Universität ernannt. In demselben Jahre erwählte ihn auch die münchener Akademie zum Mitglied. Seine bis jetzt noch ungedruckte Abhandlung „On the comparative philology of the Indo-European languages in its bearing on the early civilisation of mankind" erhielt 1849 den Volney'schen Preis. Außer mehren kleinern wissenschaftlichen Abhandlungen in Zeitschriften u. s. w. gab er eine sehr gelungene Übersetzung von Kalidasa's „Megha-dûta" (Königsb. 1847) heraus. Der Druck einer Ausgabe des Textes des Rigveda mit deutscher Übersetzung, Anmerkungen und Prolegomenen hat 1853 in Leipzig begonnen.

**Müller** (Wolfgang) von Königswinter, wie er sich zum Unterschiede von Namensgenossen nennt, deutscher Dichter, ist in Königswinter am Rhein 5. März 1816 geboren. Schon 1819 kam er mit seinen Ältern nach Bergheim im Jülichschen, dann auf das Gymnasium in Düsseldorf, wo er bereits die mannichfaltigsten geistigen Anregungen in künstlerischen und dichterischen Kreisen erfuhr. Von 1835—39 studirte er in Bonn Medicin, lebte aber auch hier mit Simrock, Kinkel, Freiligrath, Matzerath u. A. ein reiches Dichterleben. Ähnliche Verbindungen eröffneten sich ihm in Berlin, wo er 1840 promovirte und die Staatsprüfung bestand. Nachdem er seiner Militärpflicht genügt und zu wissenschaftlichen Zwecken ein halbes Jahr in Paris zugebracht hatte, ließ er sich 1842 als praktischer Arzt in Düsseldorf nieder, von wo er neuerdings in gleicher Eigenschaft nach Köln übersiedelte. M.'s dichterische Thätigkeit begann schon auf dem Gymnasium, wo dieselbe namentlich Fichte begünstigte; schon als Primaner fanden Beiträge von ihm in Chamisso's „Musenalmanach" Aufnahme. Selbständig ließ er zuerst erscheinen „Junge Lieder" (Düsseld. 1841); „Balladen und Romanzen" (Düsseld. 1842). Ihnen folgte die meisterhafte Verherrlichung der Rheingegenden, des Rheinlebens und der Rheinsagen: „Die Rheinfahrt" (Frkf. 1846); sodann „Gedichte" (1847); „Germania, ein satirisches Märchen" (Frkf. 1848); „Lorelei" (Köln 1851), eine Sammlung der schönsten Rheinsagen in Balladenform, und die „Maikönigin" (Stuttg. 1852), eine liebliche Dorfgeschichte, welche jedoch durch die metrische Form etwas beengt erscheint. In Aussicht gestellt ist „Prinz Minnewin,

ein Mittesommerabendmärchen". Mit poetischen und prosaischen Erzählungen, sowie mit kritischen Aufsätzen über Literatur und Kunst betheiligte er sich an dem „Rheinischen Jahrbuch", dem düsseldorfer „Künstleralbum", dem „Deutschen Museum", der „Allgemeinen Zeitung", „Kölnischen Zeitung" u. s. w. Im J. 1853 war er mit „Düsseldorfer Künstler aus den letzten fünfundzwanzig Jahren" und einem illustrirten „Rheinbuch" beschäftigt. Mit dieser umfassenden literarischen Thätigkeit, zu der in Düsseldorf wiederholte Vorträge über Literatur vor den dortigen Künstlern kamen, verbindet M. eine ausgedehnte Praxis und ein glückliches Familienleben. Auch dem öffentlichen Leben blieb er nicht fremd, indem er im März 1848 von Düsseldorf zum Vorparlament entsendet wurde. M.'s Eigenthümlichkeit als Dichter besteht darin, daß er aufs engste mit der Natur, dem Leben und der Geschichte seiner heimatlichen Gegend verwachsen ist und deshalb da, wo sie den Gegenstand seiner Werke bildet, einen seltenen Grad von Innigkeit, Wahrheit, Wärme und Wohllaut entfaltet.

**Müllner** (Amadeus Gottfr. Adolf), Kritiker und dramatischer Dichter, geb. 18. Oct. 1774 zu Langendorf bei Weißenfels, ein Schwestersohn des Dichters Bürger, besuchte die Fürstenschule zu Pforta, wo sich schon sein dichterisches Talent zu entwickeln begann, während er zugleich mit Vorliebe Mathematik trieb, und studirte in Leipzig die Rechte. Nach beendeten Studien ließ er sich 1798 als Advocat in Weißenfels nieder und gab hierauf anonym den Roman „Incest" (2 Bde., Greiz 1799) heraus, dessen Schluß jedoch nicht von ihm herrühren soll. Später machte er sich als juristischer Schriftsteller bekannt, unter Anderm durch „Modestin's sechzig Gedanken" (Greiz 1804) und durch die „Elementarlehre der richterlichen Entscheidungskunst" (Lpz. 1812; neue Aufl., 1819). Fast nur durch seine Bemühungen kam 1810 in Weißenfels ein Privattheater zu Stande, dessen thätigstes und vorzüglichstes Mitglied er wurde. Für dasselbe schrieb er die Lustspiele „Die Vertrauten", „Die großen Kinder", „Die Onkelei" u. s. w., zum Theil nach franz. Originalen von Etienne u. A. und meist in fließenden Versen verfaßt, welche in den „Spielen für die Bühne" (2 Sammlungen, Lpz. 1815—21) und im „Almanach für Privatbühnen" (3 Bde., Lpz. 1817—19) enthalten sind, und die Dramen „Der neunundzwanzigste Februar" (Lpz. 1812), veranlaßt durch Werner's „Vierundzwanzigsten Februar"; „Die Schuld" (Lpz. 1816), „König Yngurd" (Lpz. 1817) und „Die Albaneserin" (Stuttg. 1820). Erfindung, stechender Witz und Feinheit in der Ausführung des Einzelnen, verbunden mit Menschenkenntniß, aber ohne alle Wärme des Gefühls, sind das Eigenthümliche seines Talents als Lustspieldichter. Seine Trauerspiele zeichnen sich zwar durch planvolle Anlage und eine poetische Sprache aus, doch ist letztere oft mit Bildern überladen, oft zu sehr epigrammatisch zugespitzt. Der Grundfehler derselben aber ist eine misverstandene Schicksalsidee, die ihnen in abstoßender Weise eigen ist und allen höhern Werth benimmt. Im J. 1820 hörte M. auf, für die Bühne zu arbeiten, und wendete sich der literarischen und dramaturgischen Kritik zu. Er redigirte 1820—25 das „Literaturblatt" zum „Morgenblatt", gab 1823 die „Hekate" und seit 1826 das „Mitternachtsblatt" heraus. Sowol in diesen Blättern wie als Mitarbeiter an vielen andern Zeitschriften übte er eine schonungslose Kritik und ließ sich sehr oft durch seinen Witz zu nicht gerechtfertigten Persönlichkeiten hinreißen. Selbstsucht führte ihn überdies zu vielfachen Ungerechtigkeiten und Misverhältnissen in seinen persönlichen Verhältnissen sowol als im literarischen Leben. Er wurde dadurch in eine Unzahl von Processen, namentlich mit F. A. Brockhaus, Vieweg und Cotta, verwickelt, die er aber meist zu seinen Gunsten hinauszuführen wußte. M. selbst veranstaltete eine Sammlung seiner „Vermischten Schriften" (2 Bde., Stuttg. 1824—26) und seiner „Dramatischen Werke" (7 Bde., Braunschw. 1828). Über seine Verleger verbreitete er sich in seiner letzten Schrift „Meine Lämmer und ihre Hirten" (Wolfenb. 1828). Er hatte 1817 den Titel als preuß. Hofrath erhalten und starb zu Weißenfels 11. Juni 1829 am Schlagflusse.

**Multan**, eine große Stadt und eine der stärksten Festungen Asiens im südwestlichen Theile des Pendschab, 9 M. vom Indus und 1¼ M. vom rechten Ufer des Tschinab, in fruchtbarer Gegend gelegen, hat zwei Stunden im Umfang, eine dicke, 40 F. hohe, von Thürmen flankirte Ummauerung, viele Außenwerke und eine starke Citadelle, mehre Moscheen, einen hoch in Ehren stehenden schönen Hindutempel mit einer großen Kuppel und einem Bilde des Buddha, welcher nebst den Gräbern zweier mohammedan. Heiligen alljährlich eine große Menge von Pilgern aus allen Gegenden Indiens herbeizieht. Ihre 60000 E. werden als sehr geschickte Arbeiter gerühmt, unterhalten hauptsächlich Seiden-, Teppich- und Zitzmanufacturen und treiben ansehnlichen Handel. Die Stadt war einst viel größer und bedeutender, ist aber durch wiederholte

Belagerungen und anderes Kriegsleiden sehr heruntergekommen. Noch jetzt auch Malli-than oder Malli-tharan genannt, soll sie auf dem Ruinenschutt der alten Hauptstadt der Malli zu Alexander's d. Gr. Zeiten stehen. Die Araber unter Kasim eroberten sie 711 für den Khalifen Walid und nannten sie erst Deral-Zeheb oder Goldhaus wegen der ungeheuern hier vorgefundenen Schätze, dann Kubbeh-ul-Islam oder Kuppel des Glaubens. Im J. 1004 wurde sie nebst der damals in der Nähe gelegenen Festung Bhadia oder Tahera vom Ghasnewidensultan Mahmud I. erobert und zerstört. Unter Akbar d. Gr. ward sie im 16. Jahrh. Hauptstadt des gleichnamigen Vicekönigreichs und erhielt 1640 die Festung von Schah-Dschehan, die Aurengzeb noch verstärkte. Später kam sie an die Afghanen und bildete mit einem großen Gebiet eine eigene Provinz ihres Reichs. Im J. 1818 aber wurde sie von Rundschit-Singh erobert, nebst der ganzen Provinz dem Reiche der Sikhs einverleibt und wiederum Hauptstadt einer Statthalterschaft. Während der Anarchie, die auf dessen Tod 1839 folgte, war M. bereits schwierig, dann während des Kriegs der Briten offen aufständig, unterwarf sich aber nach dem Frieden von Lahore vom 22. Febr. 1846 und weigerte nur Tributrückstände. Ihr Statthalter, Mulradsch, sollte daher im Frühjahr 1848 abgesetzt werden. Die zwei brit. Offiziere, welche seinen designirten Nachfolger Khan-Singh von Lahore aus nach M. führten, wurden indessen 29. April mitten in der Unterhandlung mit Mulradsch verrätherisch überfallen und ermordet. Hierauf erklärte sich derselbe für unabhängig, warb Truppen und wiegelte die benachbarten Afghanenstämme auf. Am 18. Juni ward jedoch sein Heer bei Ahmedpur, am 1. Juli er selbst bei dem Dorfe Sadusan, 1 M. von M., in zwei harten Treffen geschlagen, sodaß er sich mit Mühe in seine Hauptstadt retten konnte. M. wurde nun von General Wish mit 28000 Mann und einem furchtbaren Belagerungstrain eingeschlossen, vom 2. Sept. an förmlich belagert, 12. und 13. Sept., bei dem rasenden Widerstande der Multanesen freilich mit starkem Verluste, bestürmt, als plötzlich Radscha-Schir-Singh mit 5000 Sikhs zu dem Feinde überging. Hierdurch sah sich General Wish genöthigt, die Belagerung aufzuheben. Aber 21. Dec. mit dem Armeecorps aus Bombay unter General Auchmuty vereinigt, begann er den Angriff 27. Dec. von neuem. Nachdem am 30. das Pulvermagazin des Forts in die Luft geflogen war und noch zwei Tage lang die heftigste Beschießung fortgedauert hatte, ward 2. Jan. 1849 die untere, 3. die übrige Stadt erstürmt, worauf eine allgemeine Plünderung erfolgte, bei welcher 5 Mill. Gldn. an Gold und Kostbarkeiten erbeutet wurden. Das Bombardement auf die Citadelle dauerte ununterbrochen bis zum 22. Jan. fort; an diesem Tage erst ergab sich die tapfere Besatzung aus Mangel an Munition. Mulradsch wurde fortgeführt und starb im Aug. 1851 auf dem Transport von Kalkutta nach der Festung Allahabad. Seit der Einverleibung des Pendschab mit dem indobrit. Reiche (29. März 1849) ist auch M. im anerkannten Besitz der Briten.

**Multiplication**, d. h. Vervielfachung, ist die dritte arithmetische Grundoperation, welche darin besteht, daß man eine Zahl sucht, die aus der einen zweier gegebenen Zahlen (dem **Multiplicandus**) auf dieselbe Art entsteht, wie die andere gegebene Zahl (der **Multiplicator**) aus der Einheit. Beide gegebene Zahlen heißen auch die **Factoren** und die herauskommende Zahl das **Product**. Der Multiplicator ist immer eine reine oder unbenannte Zahl, der Multiplicandus aber kann auch eine benannte Zahl sein, in welchem Falle das Product dieselbe Benennung erhält. Als Zeichen der Multiplication dient entweder $\times$ oder ein Punkt (.), z. B. $5 \times 7$ oder $5 . 7$; bei einfachen Buchstabengrößen gewöhnlich unmittelbare Zusammenstellung, z. B. ab. Auch aus mehr als zwei Factoren kann durch mehrmalige Multiplication ein Product gebildet werden, z. B. $5 \times 6 \times 7 = 30 \times 7 = 210$; sind die Factoren gleich, so nennt man es eine **Potenz**.

**Multiplicationskreis**, d. i. Vervielfältigungskreis, ein zu Höhenmessungen dienendes astronomisches Instrument, besteht der Hauptsache nach aus zwei concentrischen Kreisen, die sich in einer Verticalebene um ihre gemeinschaftliche horizontale Achse drehen, welche letztere an einer hohlen verticalen Säule befestigt ist. Mit dem innern Kreise ist ein Fernrohr fest verbunden, das in seinem Innern einen Spiegel enthält. Das Wesentliche der zwei großen Kreise besteht darin, daß, wenn der innere mit dem äußern durch eine Druckschraube verbunden wird, beide Kreise zugleich, und wenn diese Verbindung aufgelöst und dafür der äußere Kreis durch seine Druckschraube an die verticale Achse befestigt wird, der innere Kreis allein um die gemeinschaftliche Achse beider Kreise in einer senkrechten Ebene bewegt werden kann. Diese von Tob. Mayer angegebene Einrichtung macht es möglich, denselben Verticalwinkel öfter nacheinander zu messen oder ihn zu multipliciren und sich so von den Fehlern der Theilung u. s. w. mehr unabhängig zu machen. Bei der jetzigen so vollkommenen Beschaffenheit der Instrumente hat man den Multiplicationskreis wieder verlassen und ist zu den einfachen Höhenkreisen zurückgekehrt.

**Mumien** heißen die besonders im alten Ägypten durch Balsamiren (s. d.) vor Verwesung geschützten und erhaltenen organischen Körper, namentlich menschlicher Leichen. Einige leiten diese Bezeichnung von einem arab. Worte ab, welches Gesalzenes, Andere von einem persischen, welches einen gummiartigen Überzug bedeutet. Zum Einbalsamiren ihrer Todten wurden die Ägypter nicht allein durch religiöse Vorstellungen, sondern auch durch die Nothwendigkeit bewogen, da es ihnen zum Verbrennen der Leichen an Holz mangelte, die Beerdigung aber durch die Nilüberschwemmungen gehindert ward. Die Beschaffenheit der ägypt. Mumien ist je nach der Art ihrer Einbalsamirung sehr verschieden. Nach den Untersuchungen, die man in neuerer Zeit darüber angestellt hat, zerfallen dieselben in folgende Classen. Ein Theil ist blos unter Anwendung gerbestoffhaltiger und balsamischer Mittel balsamirt und mit einer Mischung aromatischer Harze oder mit Asphalt angefüllt; dieselben sind rothbraun und die Züge und Haare wohl-conservirt. Ein anderer Theil ist mit salzigen Substanzen behandelt und dabei gleichfalls mit Harzen und Asphalt angefüllt; diese sind schwärzlich, hart, glatt, pergamentartig, die Züge entstellt und nur wenige oder gar keine Haare erhalten. Ein dritter Theil ist nur mit Salzen behandelt und dann getrocknet; diese sind weiß, leicht, haarlos, die Haut pergamentartig und die Züge zerstört. Insgesammt sind sie hart, trocken und mehr oder weniger zerbrechlich. Der ganze Körper der Mumien ist in schmale Binden aus Baumwolle von verschiedenen Farben eingewickelt und gewöhnlich nur das Gesicht frei gelassen, welches bisweilen so gut erhalten ist, daß die Augen ihre völlige Rundung behalten haben. Die Binden sind so fest umgewickelt und durch die Länge der Zeit von den Balsamen so durchdrungen, daß sie mit dem Körper in eine Masse verwandelt zu sein scheinen. Diese Mumien wurden in Särgen aus Sykomoren- oder anderm Holze verwahrt, die aus einem untern Stück und einem Deckel bestanden von der Größe und Gestalt des Körpers, und dabei mehr oder weniger mit Hieroglyphen und Bildnissen geschmückt waren. Außer den menschlichen Körpern balsamirten die alten Ägypter auch noch die Körper mehrer ihrer heiligen Thiere, vorzüglich die der heiligen Stiere, Sperber, Ibis, Katzen, Füchse, Krokodile, Affen, Fledermäuse, mehrer Fischarten u. s. w. Alle diese Mumien, sowol die der Menschen als die der Thiere, doch letztere immer von jenen geschieden, wurden in großen Todtenkammern oder Nekropolen beigesetzt, die besonders in und neben den beiden den Nil auf seinen Ufern begleitenden Gebirgsketten von Syene an bis nach Memphis eingehauen sind und deren Größe und wunderbarer Bau noch jetzt den Beschauer mit Staunen erfüllen. Die bedeutendsten noch sichtbaren dieser Todtenfelder sind die von Memphis, Abydos und Theben. Die Grüfte der letztern werden zuweilen von ungeheuern unterirdischen Galerien gebildet. Die prächtigsten jedoch von allen sind die Königsgräber von Theben, die in der That unterirdische Paläste von der unermeßlichsten Kühnheit bilden, die mit den vortrefflichsten Bildwerken und Malereien bedeckt sind, welche bis auf diesen Augenblick ihren Farbenglanz bewahrt haben. Diese Todtenstätten, die noch gegenwärtig eine Unzahl von Mumien bergen, sind durch ihren Inhalt an Antieaglien, Bildwerken und Malereien der verschiedensten Art, welche insbesondere alle Seiten des Lebens der alten Ägypter darstellen, eine der ergiebigsten Fundgruben für die ägypt. Alterthumsforscher. Außer den alten Ägyptern verstanden sich auch noch die Guanchen auf den Canarischen Inseln darauf, die Körper Verstorbener zu mumisiren, wahrscheinlich durch Trocknen in der Luft. Die Mumien dieser Art, die man auf den Canarischen Inseln gefunden, sind in Ziegenfelle eingenäht und übrigens gut erhalten. Ähnlich bereitete Mumien hat man auch in Mexico gefunden; ebenso verstanden die alten Peruaner die Leichname ihrer Inkas unversehrt zu erhalten. Außer den künstlich bereiteten Mumien gibt es auch an verschiedenen Orten natürliche, indem eine scharfe, kalte Luft die Verwesung der Körper verhindert und sie nur langsam eintrocknen läßt. So in dem Kapuzinerkloster bei Palermo in Sicilien, in dem Kloster auf dem Großen Bernhardsberge, im Bleikeller der Domkirche zu Bremen und anderwärts. Auf ähnliche Art entstehen ohne Einbalsamirung die sogenannten weißen oder arab. Mumien, wie man die Menschenkörper nennt, die in den Sandwüsten Arabiens und Afrikas lange unter dem Sande liegen geblieben und durch die brennende Sonnenhitze dermaßen ausgedorrt sind, daß sie unverweslich bleiben. Die echten oder künstlichen Mumien wurden sonst als Arzneimittel gebraucht und als Handelsgegenstand aus der Levante und Ägypten in Stücken nach Europa gebracht.

**Mumme**, ein starkes, sehr dickes, dunkelbraunes Hopfenbier von süßlichem, angenehmem Geschmack, welches zu Braunschweig in zwei Sorten gebraut wird, hat den Namen von Christian Mumme, der es 1492 zuerst braute. Die eine Sorte heißt einfache oder Stadtmumme, die andere doppelte oder Schiffsmumme, weil sie besonders auf Schiffen consumirt wird, da sie ohne

Nachtheil in heiße Länder verfahren werden und selbst die Linie passiren kann. Die Mumme wird gegenwärtig wol außerhalb Braunschweig kaum getrunken.

**Mummius** (Lucius), ein röm. Consul, der 146 v. Chr. den Aufstand der Achaier durch den Sieg über Diäos bei Leukopetra dämpfte und die Eroberung und Verbrennung von Korinth ausführte, sodaß nun Achaja röm. Provinz wurde. M. erhielt daher auch den Beinamen **Achaicus**. Erzählt wird, daß er bei der Überfahrt der gewonnenen Kunstwerke, mit denen er nachher die röm. Tempel schmückte, die Schiffer zur Vorsicht mit der Drohung ermahnt habe, sie müßten im Fall des Verlustes neue machen lassen. Die Censur bekleidete M. 142 mit dem jüngern Scipio, der 146 Karthago zerstört hatte.

**Munch** (Peter Andreas), der bedeutendste unter den Forschern auf dem Gebiete der nordgermanischen Philologie und Alterthumskunde, geb. 15. Dec. 1810 zu Christiania, wo sein Vater, **Edward M.**, welcher 1813 Pfarrer zu Gjerpen bei Skien, 1833 Dompropst zu Christiania wurde und daselbst 1847 starb, damals als Candidat der Theologie und Lehrer an der Militärschule lebte, erhielt seinen ersten Unterricht im älterlichen Hause, besuchte dann seit 1823 die lat. Schule zu Skien und seit 1828 die Universität zu Christiania, wo er sich dem Studium der Rechtswissenschaften widmete und auch 1834 sein juristisches Amtsexamen machte. Doch bei vorwaltender Neigung für linguistische und historische Studien, denen er schon als Gymnasiast, mehr noch während seiner Universitätsjahre obgelegen, widmete er sich denselben nunmehr ausschließlich, wurde 1837 Lector und 1841 ordentlicher Professor der Geschichte an der Universität. M., der mit eminentem Scharfsinn und glänzender Combinationsgabe einen Reichthum des Wissens vereint, der sich mit gleicher Tiefe und Gründlichkeit fast über das gesammte Gebiet nordgermanischer Philologie und Alterthumskunde erstreckt, hat auf demselben vorzugsweise als Sprach- und als Geschichtsforscher seit einem Jahrzehnd eine ebenso rege als erfolgreiche Thätigkeit entfaltet. Im Anschluß an deutsche Wissenschaft hat er mit umfangreichster Benutzung aller ihm als Einheimischem zugänglichen Quellen und Hülfsmittel die aus der vergleichenden und historischen Grammatik für die skandinav. Sprachen gewonnenen Resultate nicht allein befestigt, weiter geführt, mit wesentlich Neuem vermehrt, sondern auch für die Sichtung und Klärung der ethnographischen und vorhistorischen Verhältnisse der skandinav. Halbinsel, namentlich Norwegens, zu verwerthen gewußt. Seine in dän. Sprache verfaßten Schriften, in denen neben streng wissenschaftlicher Schärfe und Klarheit ein sehr lebendiges, durch mannichfachen Widerspruch gesteigertes Nationalgefühl charakteristisch hervortritt, sind theils linguistischen, theils mythologischen, geographischen und geschichtlichen Inhalts. Zu erstern gehören die Grammatiken der Runensprache (Christ. 1848), der altnorwegischen oder sogenannten altnordischen (Christ. 1847 und 1849) und der gothischen Sprache (Christ. 1848); zu den mythologischen „Nordmaendenes Gudelaere i Hedenold" (Christ. 1847); zu den geographischen „Historisk geographisk Beskrivelse over Kongeriget Norge i Middelalderen" (Christ. 1849) und zwei von ihm bearbeitete Karten Norwegens (1845 und 1848); zu den historischen vor allem die an neuen Resultaten gediegenster Forschung reiche „Det Norske Folks Historie" (Bd. 1, Christ. 1852). Eine Reihe gehaltreicher Monographien hat M. in norweg. und dän. Zeitschriften veröffentlicht. Außerdem verdankt man ihm die Herausgabe einzelner Werke der altnorweg. Literatur wie der ältern Edda (Christ. 1847), mehrer Quellenschriften für die altnorweg. Geographie und Geschichte, namentlich auch in Gemeinschaft mit Keyser die kritische Gesammtausgabe der „Norges gamle Love" (3 Bde., Christ. 1846—49). — **Munch** (Andreas), einer der ausgezeichnetsten der jetzigen norweg. Dichter, geb. 1811, der Sohn des 1832 verstorbenen Bischofs von Christiansand, **Johann Storm M.**, eines Oheims von Peter Andreas M., bezog 1830 die Universität zu Christiania, wo er seit 1830 die Stelle eines Amanuensis an der Universitätsbibliothek bekleidet. Tiefes, echt poetisches Gemüth, reiche Phantasie und ungemeine Gewandtheit in der Rhythmik zeichnen seine Gedichte aus. Unter den Sammlungen derselben sind besonders „Digte, gamle og nye" (Christ. 1848), „Nye Digte" (Christ. 1850) und „Sorg og Tröst" (Christ. 1852) als bedeutend hervorzuheben.

**Münch** (Ernst Herm. Jos. von), deutscher Geschichtschreiber, geb. 25. Oct. 1798 zu Rheinfelden, besuchte das Gymnasium zu Solothurn und studirte die Rechte auf der Universität zu Freiburg, wo er 1818 die Stiftung des engern Bundes der Burschenschaft bewirkte. Die Beschäftigung mit der schönen Literatur führte ihn zur Geschichte, der er sich später fast ausschließend widmete. M. war kurze Zeit Gerichtssecretär in seiner Vaterstadt, von 1819—21 Lehrer an der Cantonschule zu Aarau und kehrte sodann nach Deutschland zurück, wo er nun eine außerordentliche schriftstellerische Productivität entwickelte. Im J.

1824 wurde er als Professor der historischen Hülfswissenschaften in Freiburg angestellt. Seine hauptsächlichsten Arbeiten aus dieser Periode sind: die Ausgabe der Werke Ulrich's von Hutten (5 Bde., Berl. 1821—25); die verdeutschte Ausgabe der „Auserlesenen Schriften Hutten's" (3 Bde., Lpz. 1822—24); „Die Heerzüge des christlichen Europa wider die Osmanen und die Versuche der Griechen zur Freiheit" (5 Bde., Basel 1822—26); „Franz von Sickingen's Thaten" (3 Bde., Stuttg. 1827—29); „Charitas Pirkheimer, ihre Schwestern und Nichten" (Nürnb. 1826); die Ausgabe der „Epistolae obscurorum virorum" (Lpz. 1827); „König Enzio" (Ludwigsb. 1827; 2. Aufl., Stuttg. 1841); „Die Schicksale der alten und neuen Cortes in Spanien" (2 Bde., Stuttg. 1824—27); „Grundzüge der Geschichte des Repräsentativsystems in Portugal" (Lpz. 1827); „Geschichte des Hauses und Landes Fürstenberg" (3 Bde., Aach. 1829—32); „Vermischte historische Schriften" (Ludwigsb. 1828). Im J. 1828 ging M. als Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts nach Lüttich. Hier sah er aber in Folge der antiröm. Tendenz seiner Schriften selbst seine persönliche Sicherheit gefährdet, sodaß er gern den Ruf als Bibliothekar nach dem Haag annahm. In den Niederlanden gab er nun heraus: „Geschichte des Hauses Nassau-Oranien" (3 Bde., Aach. 1831—33); „Das Großherzogthum Luxemburg als integrirender Theil des Deutschen Bundes" (Haag 1831); „Erinnerungen an ausgezeichnete Frauen Italiens" (Aach. 1831); „Vollständige Sammlung älterer und neuerer Concordate" (2 Bde., Lpz. 1831—33); „Die Fürstinnen des Hauses Burgund-Östreich in den Niederlanden" (2 Bde., Lpz. 1832). Im J. 1831 folgte er dem Rufe als Geh. Hofrath und Bibliothekar der Privatbibliothek des Königs nach Stuttgart. Er starb zu Rheinfelden 9. Juni 1841. In Stuttgart veröffentlichte er noch: „Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit" (6 Bde., Lpz. 1833—35); „Historisch-biographische Studien" (2 Bde., Stuttg. 1836); „Erinnerungen und Studien aus den ersten 37 Jahren eines deutschen Gelehrten" (3 Bde., Karlsr. 1836—38), worin er sehr ausführlich sein Leben schildert; „Römische Zustände und kath. Kirchenfragen" (Stuttg. 1838); „Paolo Sarpi und sein Kampf mit dem Curialismus und Jesuitismus" (Stuttg. 1839); „Denkwürdigkeiten zur politischen Kirchen- und Sittengeschichte der drei letzten Jahrhunderte" (Stuttg. 1839); „Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Este und Lothringen im 16. und 17. Jahrh." (Bd. 1, Stuttg. 1840); „Erinnerungen, Reisebilder und Phantasiegemälde", zum Theil erst noch nach seinem Tode herausgegeben (2 Bde., Stuttg. 1841—42). Auch die zwei „Sendschreiben eines deutschen Publicisten an einen Diplomaten über die großen Fragen am Wiener Congreß" (1839) sollen von M. herrühren und an Prokesch von Osten gerichtet gewesen sein, mit dem er durch die Herausgabe von Schneller's „Hinterlassenen Werken" in Verbindung gekommen und dessen „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient" (3 Bde., Stuttg. 1836) er herausgegeben hatte. Ebenso schreibt man ihm die Schrift „Aus dem Portfolio eines pensionirten Hauptmanns der päpstlichen Schweizergarde über den neuesten Stand der kölner Wirren" zu. M. bewies stets viel Takt in der zeitgemäßen Auswahl seiner Gegenstände, legte aber bei der Ausführung oft eine Flüchtigkeit an den Tag, die vor keiner gründlichen Kritik bestehen kann.

**Münch-Bellinghausen** (Eduard Joachim, Graf), östr. Staatsmann, ehemaliger Präsidialgesandter am Bundestage zu Frankfurt, geb. 29. Sept. 1786 zu Wien, der jüngste Sohn des 3. Oct. 1802 verstorbenen Reichsfreiherrn Franz Jos. von M., begann seine Laufbahn im Dienste des Deutschen Reichs, trat aber 1806 in den östr. Staatsdienst, in welchem er in den Kriegsjahren von 1809 und von 1813—15 Gelegenheit fand sich auszuzeichnen. Kaum 30 J. alt, ward er zum k. östr. Commissar und Präsidenten der zu Dresden 1818 versammelten Elbschiffahrts-Commission ernannt. Er war eines der thätigsten Mitglieder derselben und brachte 1821 den Vertrag zu Stande, in Folge dessen seit dem 1. März 1822 die Elbe von dem Punkte, wo sie schiffbar wird, bis in die offene See dem Verkehr freigegeben wurde. In der Zwischenzeit wurde M. zum Stadthauptmann in Prag ernannt. Durch die Gewandtheit, welche er in dieser Stelle entwickelte und durch die Geschicklichkeit, mit welcher er bei der dresdner Verhandlung eine Menge von Schwierigkeiten zu lösen gewußt, erwarb er sich das besondere Vertrauen des Fürsten Metternich. Er kam zunächst in die deutsche Section des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, schon 1823 aber als wirklicher Geh. Rath und Gesandter zum Bundestage in Frankfurt am Main, wo er seitdem auf die politischen Verhältnisse von ganz Deutschland den bedeutendsten Einfluß übte. Er konnte als der ausgeprägteste Vertreter der Metternich'schen Politik gelten, und derselbe Tadel, der gegen die Verwaltung des Staatskanzlers erhoben worden ist, traf auch ihn. Die blos polizeiliche Thätigkeit des Bundestags, die nach den letzten Ausnahmemaßregeln von 1832—34 zu völliger Erschlaffung führte und sich allen gel-

stigen wie materiellen Bewegungen der Nation entgegenstellte, war wesentlich sein Werk. Bereits 1841 erfolgte die Ernennung M.'s zum östr. Staatsminister. In der Katastrophe von 1848 bot man ihm das Ministerium des Auswärtigen an. Allein er lehnte dies ab und zog sich nach Metternich's Sturze ganz ins Privatleben zurück. Im J. 1831 wurde M. in den Grafenstand erhoben. Von dem Hause Dietrichstein hat er die Herrschaft Merkenstein unweit Baden bei Wien käuflich erworben. M. ist Ehrenmitglied der wiener Akademie, für deren Gründung er sehr thätig war. Graf M. und sein Bruder, Freiherr Anton Kasimir M., geb. 6. Juni 1783, kaiserl. Wirklicher Geh. Rath und Sectionschef im Ministerium der Finanzen, sind Oheime des Dichters, Freiherrn Eligius Franz Jos. M. (s. d.), sowie des gegenwärtigen Hauptes der ältern freiherrlichen Linie des Hauses, des Freiherrn Jos. Heinr. Franz M., geb. 14. Aug. 1800, welcher als hessen-darmstädtischer außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister beim Deutschen Bundestage fungirt.

**Münch-Bellinghausen** (Eligius Franz Jos., Freiherr von), bekannt als Dichter unter dem Namen Friedr. Halm, geb. 2. April 1806 zu Krakau, wo sein Vater, Kajetan, Freiherr von M. (geb. 1. Nov. 1776, gest. 27. Juni 1831), der später Staats- und Conferenzrath wurde, damals als Appellationsrath in östr. Diensten angestellt war. M. erhielt eine sorgfältige wissenschaftliche Bildung. Er hatte schon in seinem 20. J. die juridisch-politischen Studien absolvirt, gleichzeitig aber auch sein erstes Trauerspiel geschrieben; denn schon in frühester Jugend sprachen sich sein Beruf und seine Neigung zum Dramatischen unverkennbar aus. Entscheidend für sein poetisches Wirken wurde die 1833 erneute Verbindung mit seinem ehemaligen Lehrer Enk von der Burg, der ihn endlich dazu brachte, 1834 unter dem Namen Friedr. Halm dem Hofburgtheater seine „Griseldis" zu übergeben, wo sie im folgenden Jahre zur Aufführung kam und einen Erfolg hatte, der nicht nur des Verfassers bescheidene Hoffnungen, sondern selbst seines Freundes Erwartungen übertraf. Auf derselben Bühne wurden 1836 sein „Adept", eine Tendenztragödie, in der er nicht, wie in der „Griseldis", auf Herz und Gemüth, sondern vorzugsweise auf Verstand und Reflexion zu wirken versuchte, 1837 seine Jugendarbeit, das dramatische Gedicht „Camoens", 1838 das historisch-romantische Trauerspiel „Imelda Lambertazzi" und 1840 das Trauerspiel „Ein mildes Urtheil" gegeben, die aber insgesammt geringern Erfolg hatten. Neben diesen Originalwerken versuchte er sich in Bearbeitungen ausländischer Meisterwerke für die Bühne, wovon Lope de Vega's „König und Bauer", 1841 aufgeführt, durch Frische und Anmuth sehr ansprach; die Bearbeitung von Shakspeare's „Cymbeline" aber, 1842 gegeben, sich kein Publicum zu gewinnen wußte. Hingegen gelang ihm dies wieder und fast in noch höherm Maße als mit der „Griseldis" mit seinem in demselben Jahre aufgeführten romantischen Originaldrama „Der Sohn der Wildniß", das fast in alle europ. Sprachen übersetzt ist. Nach diesen Erfolgen im romantisch-lyrischen, mit allem Reiz der poetischen Diction ausgestatteten Liebesdrama versuchte er sich in der historischen Tragödie und brachte im Jan. 1844 den „Sampiero" zur Aufführung, der zwar weniger gefiel, jedoch den Wunsch erregte, den Dichter ferner auf dieser Bahn fortschreiten zu sehen. In der That machte er auch einen weitern Schritt durch sein historisches Drama „Maria de Molina" (1847); denn nur die äußern Umrisse davon entlehnte er aus Tirso de Molina's „La prudencia en la muger", während die Charakteristik, die ideale Auffassung und das ethische Pathos ganz sein Werk sind und in Objectivität, Klarheit und Tiefe einen unleugbaren Fortschritt beurkunden. Daß M. auch zum höhern Lustspiel Talent besitzt, bewies er durch sein „Verbot und Befehl", eine feine Ironie des Vielregierens, das, wäre es vor 1848 aufgeführt worden, größere Sensation gemacht hätte. M. ist einer der wenigen dramatischen Dichter Deutschlands, die auf die Massen wirken, weil er mehr für ein zusehendes Publicum als für Leser schreibt. Großes Talent und unverkennbare Vorzüge vor vielen andern neuern Dramatiker sind ihm nicht abzusprechen, wiewol in seinen Werken mehr oder weniger Sentimentalität und lyrische Breite hervortreten, besonders wenn dieselben gelesen werden. M.'s Stücke sind bis auf die letzten vier insgesammt im Druck und die meisten in wiederholten Auflagen erschienen. Eine Sammlung seiner „Gedichte" (Stuttg. 1850) beurkundet aufs neue seine meisterhafte Behandlung der poetischen Form und spricht seine eigensten Gefühle mit größerer Berechtigung aus, als dies in seinen Dramen oft der Fall ist. Durch seine Ernennung zum niederöstr. Regierungsrath eröffnete sich ihm 1840 eine glänzende Laufbahn im Staatsdienste. Doch nach Kopitar's Tode übernahm er 1845 mit dem Hofrathstitel die erste Custosstelle an der kaiserl. Hofbibliothek, wozu ihn seine umfassenden literarhistorischen und Sprachkenntnisse befähigten. Ein Zeugniß derselben gab er in der Abhandlung „Über die ältern Samm-

lungen span. Dramen" (Wien 1852), mit welcher er seine Thätigkeit als wirkliches Mitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften eröffnete.

**München**, die Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Baiern, in Oberbaiern, am linken Ufer der Isar, in einer Ebene, die im Osten von niedern Hügeln begrenzt wird, besteht aus der Altstadt und fünf Vorstädten, der ältern St.-Anna- und der Pfarrvorstadt, der neuen Schönfelder-, Maximilians- und Ludwigsvorstadt. Auch gehören dazu die drei auf dem rechten Isarufer liegenden Ortschaften Au, Haidhausen und Obergiesing. Ob M. das an der Isar gelegene Isuniska der Römer sei, ist unentschieden. Der Name Munichen kommt zuerst im Anfange des 12. Jahrh. vor; doch ist der Mönch erst im 13. Jahrh. in das Stadtwappen gekommen. Herzog Heinrich der Löwe erhob die Villa Munichen 1158 zu einer Münzstätte und zur Hauptniederlage für das von Reichenhall und Hallein kommende Salz. Dieser Zeit gehört unstreitig auch die Herrgottkapelle an, aus welcher noch im Laufe desselben Jahrhunderts die St.-Peterskirche erwuchs, die 1294 neu aufgebaut wurde und zuletzt 1607 durch Kurfürst Maximilian I. ihre gegenwärtige Gestalt erhielt. Durch die neuen Herzoge aus dem Geschlechte der Wittelsbacher, die zum öftern zu M. ihr Hoflager aufschlugen, blühte es mehr und mehr zu einer ansehnlichen Stadt empor. Ludwig der Strenge wählte die Stadt zu seiner beständigen Residenz und erbaute 1253 die Ludwigsburg, welche unter dem Namen des Alten Hofs noch jetzt zum Theil in der Form besteht, in der sie 1327 Kaiser Ludwig wiederherstellte. Im J. 1254 wurde die innere Stadt mit Ringmauern, Wällen und Gräben umgeben, und vier Thore vermittelten ihre Verbindung mit den Vorstädten. Außerhalb der Ringmauern, auf dem Haferfelde, an der Stelle der jetzigen Frauenkirche, wurde zu Ehren der Maria eine kleine Kirche erbaut (1271—84) und zur Pfarrkirche erhoben. Ziemlich gleichzeitig wurde auch die St.-Katharinenkapelle als Heiligegeistkirche zur Pfarrei und zu Ende des 13. Jahrh. die St.-Peterskirche neu aufgebaut. Die Straßen vor den Thoren vervollständigten sich dergestalt, daß sie mit in den Umfang der innern Stadt gezogen wurden, welche seit 1301 eine neue Umfassungsmauer erhielt. Die neuaufgenommenen Stadttheile waren eng, krumm und winkelig, wie sie nach wiederholten Bränden noch sind. Unter Kaiser Ludwig dem Baier erhielt die alte Stadt nach dem furchtbaren Brande von 1327 ihren zum Theil noch gegenwärtigen Charakter. Sie nahm an Umfang zu und reichte mit ihren neuen Erweiterungen bis zu dem Isar-, Sendlinger-, Karls- und Schwabingerthore, welches letztere in neuester Zeit abgebrochen wurde. Auch ließ der Kaiser vier kleinere, das Neuvesttthor hinter dem Alten Hof, das Wurzer- oder Kostthor, Schiffer- oder Einlaßthor und das in neuern Zeiten wieder geöffnete Angerthor anlegen und die durch den großen Brand zerstörte Ludwigsburg von neuem wieder aufbauen. Die St.-Peterskirche erhielt 1370 zwei neue im altdeutschen Stil erbaute Spitzthürme, die 1607 einem schmalen, viereckigen Thurme von unentschiedenem Charakter Platz machten. Zwischen 1468—88 entstand an der Stelle des Marienkirchleins die Kirche zu Unserer Lieben Frauen mit ihren beiden charakteristischen, unten viereckigen, oben achtseitigen und von Kuppeln überdeckten Thürmen, mit 30 großen Fenstern von 70 F. Höhe und 22 achteckigen Pfeilern im Innern, die das Gewölbe tragen. Jener Zeit gehört auch die gegenwärtig für den griech. Gottesdienst eingerichtete St.-Salvatorkirche an. Aus Wilhelm's des Frommen Zeit (1579—1626) stammen die Maxburg, das mit ihr in Verbindung stehende, für die Jesuiten bestimmte Collegialgebäude und die ehemalige Jesuiter-, jetzige Hofkirche zum heil. Michael, die 1597 mit der beispiellosesten Pracht eingeweiht wurde. Kurfürst Maximilian I. (1626—51) ließ das Zeughaus, das Josephs- oder Herzogsspital und die neue (jetzt die alte) Residenz aufführen, ein Gebäude, welches besonders der innern Pracht wegen zu seiner Zeit als ein Wunder der Welt gepriesen wurde. Auch der erzene Wasserbehälter im Brunnenhofe der Residenz, die Marianische Säule auf dem Hauptplatze in M. mit der vergoldeten Erzstatue der Madonna und das bronzene Denkmal Ludwig's des Baiern in der Frauenkirche rühren aus dieser Zeit her. Unter Kurfürst Ferdinand Maria (1651—79) wurden die Theatiner-Hofkirche und das der Stadt benachbarte Schloß Nymphenburg erbaut. Mit Max Emanuel (1679—1726) gewann der Einfluß des franz. Geschmacks das Übergewicht. Unter Karl Theodor (1777—99) erweiterte sich die Stadt nach allen Seiten hin. Sie hörte auf Festung zu sein und die aus dem Dreißigjährigen Kriege übriggebliebenen Befestigungswerke wurden geschleift. Das Karlsthor, nach dem Kurfürsten so benannt, empfing mit seinen Umgebungen unter ihm seine gegenwärtige Gestalt, die noch viel von der frühern alterthümlichen Beschaffenheit beibehalten hat. Die nördlichen Arcaden wurden höher gebaut. Der Minister Graf Rumford legte damals den Englischen Garten an.

Das erste öffentliche Gebäude, welches der König Maximilian I. (1799—1825) aufführen

ließ, war die Kaserne des Infanterie-Leibregiments (1801—3), zu welcher bald nachher die Cavaleriekaserne und später (1824—26) die noch umfangreichere Infanteriekaserne am Türkengraben kamen. Entscheidend für die neueste Gestaltung der Stadt wurde die Umgestaltung der Akademie der bildenden Künste (1808), die mit dem Institut der Akademie der Wissenschaften in eine erfolgreiche, lebendige Wechselwirkung trat und den künstlerischen Bestrebungen jene höhert monumentale Richtung verlieh, wodurch M. seitdem der Glanz- und Mittelpunkt des deutschen Kunstlebens geworden ist. Maximilian beschloß, das noch immer sehr beengte und verdüsterte M. zu einer geräumigen und heitern Königsstadt umzuwandeln. Durch Abbrechen des alten Franciscanerklosters wurde der Max-Josephsplatz geschaffen. Wie die Au, gehörte auch die St.-Annavorstadt und das unter Karl Theodor angelegte Schönfeld zu M., und zumal vor dem Schwabinger- und Maxthore entstanden allmälig ganze Straßen. Es wurde das jetzige Palais des Prinzen Karl im Englischen Garten erbaut und 1812 der botanische Garten angelegt. Um dieselbe Zeit entstand auch das zu Localpossen und komischen Opern bestimmte Theater vor dem Isarthore, welches gegenwärtig andern Zwecken dient. Nach dem Frieden wurden die Maximilians- und Ludwigsvorstadt erweitert, und ebenso rüstig wie hier baute man auch in der neuen Isarvorstadt. Bereits seit 1816 ließ der damalige Kronprinz Ludwig in der Maximiliansvorstadt die Glyptothek, eines der schönsten Gebäude der Stadt, durch L. von Klenze aufführen. Vgl. Klenze und Schorn, „Beschreibung der Glyptothek" (Münch. 1830). Die wichtigste Erweiterung der Stadt begann seit 1817 durch das Abbrechen des alten Schwabingerthors und die neuen Anlagen in den vor demselben gelegenen Theilen der Maximilians- und der Schönfeldervorstadt, wo der Odeonsplatz und die neue Ludwigsstraße mit ihren durch Größe, Mannichfaltigkeit der Baustile und Schönheit ausgezeichneten Gebäuden bald alles Andere überstrahlen sollten, was bis dahin zur Verherrlichung der Hauptstadt geschehen war. Nach dem Vorbilde ital. Paläste wurden durch Klenze erbaut: der Palast Leuchtenberg (seit 1817) am Odeonsplatze, der dem Palaste gegenüberliegende Bazar (vollendet 1822), dessen östliche Seite die berühmten Arcaden bilden, die neue königl. Reitbahn und das mit einer offenen Bogenhalle von sieben Arcaden versehene Gebäude des Kriegsministeriums in der Ludwigsstraße (begonnen 1824). Durch die zwischen 1821—28 vollendete Ludwigsbrücke, sowie durch die (hölzerne) Reichenbachbrücke über die Isar wurde die Vorstadt Au mit der Hauptstadt besser als früher in Verbindung gesetzt. Das nach dem Vorbilde des pariser Odeons von K. von Fischer aufgeführte und 1818 vollendete Hof- und Nationaltheater, eine Hauptzierde des Max-Josephsplatzes, wurde 1823 ein Raub der Flammen, aber sofort in der Hauptsache nach des Architekten ursprünglichem Plane durch Klenze von neuem aufgerichtet, sodaß es 1825 wieder eröffnet werden konnte. Ein vortreffliches Gebäude erhielt M. in der durch innere Zweckmäßigkeit und entsprechenden ernsten und strengen Charakter des Äußern ausgezeichneten Frohnfeste, die der Oberbaurath Pertsch 1820 aufzuführen begann. Zu den vorzüglichsten Privatgebäuden dieser Zeit gehören die von Metivier aufgeführten Hôtels der Freifrau von Baiersdorf (1824—25) und des Barons von Lotzbeck (1828—29). Außer dem Max-Josephsplatz waren inzwischen innerhalb der alten Stadt durch Abbrechen der alten Salzhallen unter Karl Theodor 1778 und des Mauthgebäudes unter König Maximilian 1806 und außerhalb der alten Wallgräben der Stadtthore unter König Maximilian allmälig der Odeons-, Wittelsbacher-, Karolinen-, Maximilians- und Karlsplatz, sowie außerdem die mit einer vierfachen Baumreihe besetzte Sonnenstraße entstanden, die durch Abbrechen des Josephthors mit der innern Stadt in Verbindung gesetzt wurde.

Die bedeutendsten Veränderungen erfuhr M. unter der Regierung des Königs Ludwig. Die Zahl der Häuser, die von 1808—19 von 1964 auf 2521 gestiegen war, wuchs bald bis zu 4000; die der Einwohner von 40638 (1812) auf 96398 (1850) oder mit Einschluß von der Au, Haidhausen und Giesing auf 115000. Die Glyptothek, bereits 1816 von Klenze begonnen, wurde 1830 vollendet. Sie ist im ionischen Baustil mit einem Porticus von acht vordern und vier hintern Säulen erbaut und hat an der Außenseite Bilderblenden erhalten, um die Form des Gewölbes, dessen Anwendung für das Innere zur Bedingung gemacht war, auch im Äußern hervortreten zu lassen. Das vordere Giebelfeld zieren seit 1836 neun kolossale freistehende Marmorfiguren (Minerva Ergane mit den sie umgebenden Vertretern der verschiedenen Zweige der Bildnerei) nach dem Entwurf von Haller, ausgeführt von Verschiedenen. Für die Richtung der Kunst war dieses Gebäude besonders dadurch von dem entschiedensten Einfluß, daß an ihm zum ersten male wieder die Malerei und Bildnerei mit der Baukunst auf eine großartige und bedeutsame Weise in eine unmittelbare Verbindung trat, indem der troianische und der Göttersaal nebst ihrer Vorhalle von Cornelius mit den herrlichsten Darstellungen aus der griech. Göt-

ter- und Heldengeschichte al fresco ausgeschmückt wurden. Die Glyptothek ist von Gartenanlagen umgeben und bildet die nördliche Seite des Königsplatzes gegenüber dem neuen Kunstausstellungsgebäude. Zu der Pinakothek wurde 7. April 1826 der Grundstein gelegt, und 1836 war dieselbe bis auf die innere Decoration vollendet. Die Pinakothek, durch Größe und schöne, malerische Verhältnisse imponirend, ist im Stil röm. Paläste erbaut. Die Hauptfaçade hat zwei Reihen Bogenfenster übereinander; inmitten der untern ist ein dreifaches Portal. Die 25 Fenster der obern befinden sich zwischen einer ionischen Halbsäulenstellung. Darüber erhebt sich ein verziertes Consolengesims, auf welchem 24 nach Schwanthaler's meisterhaften Modellskizzen in Kalkstein gearbeitete Malerstatuen stehen. Gekrönt ist das Ganze mit einer etwas zurücktretenden Attika von einfacher Pilasterstellung mit Schmuckziegeln. Das Erdgeschoß enthält die Reservesäle, die Porzellangemälde, Vasen und das Kupferstichcabinet. Wände und Decken der Säle, in welchen die Vasen aufgestellt werden sollen, sind mit getreuen Abbildungen der altgriech. Malereien geziert, die in den Hypogeen von Corneto entdeckt wurden, und die Fußböden mit antiken und neuern Mosaikgemälden ausgelegt. Hinter der Bogenfensterstellung des Hauptgeschosses ziehen sich 25 Loggien hin, die nach Zeichnungen von Cornelius al fresco ausgemalt sind. Das Gebäude umfaßt neun große Säle von 40 F. Breite, 50 F. Höhe und 50—80 F. Länge, die zum Theil plastisch und mit Reliefbildern verziert sind, sowie 23 kleinere Cabinete. Die Aufstellung gewährt einen historischen Überblick.

Im J. 1826 entstand dem Leuchtenberg'schen Palais gegenüber und ganz in demselben Stil das Odeon, durch Klenze gebaut und durch Kaulbach, Anschütz und Eberle mit Deckengemälden geschmückt. Von 1827—29 wurden 16 Arcaden des Hofgartens durch mehre Künstler aus der Schule von Cornelius zum Theil mit Darstellungen aus der bair. Geschichte, in den folgenden Jahren die übrigen 28 der Westseite mit ital. Landschaftsbildern durch Rottmann al fresco gemalt, worauf sodann an der Nordseite 39 Bilder aus dem griech. Befreiungskampfe nach Zeichnungen von P. Heß ausgeführt wurden. Im J. 1830 kam der Bau des Kriegsministeriums zu Ende und 1832 der nach dem Plane des Oberbauraths Pertsch 1827 begonnene Bau der protest. Kirche, die ein von Norden nach Süden in die Breite gestelltes Oval von 150 F. Breite und 90 F. Tiefe bildet und mit einer Vorhalle von drei Arcaden gegen Norden und einem viereckigen Ausbau für die Sacristeien gegen Süden versehen ist. Von 1828—30 erbaute Klenze das Palais des Herzogs Max, dessen Façade ihren drei Stockwerken nach in eine dorische, ionische und korinthische Wandsäulenordnung getheilt ist. Die Zimmer sind zum Theil im pompejanischen Geschmack decorirt und mit Wandmalereien von Rob. von Langer, Kaulbach und Zimmermann geschmückt. Die Restauration des Isarthors nach Gärtner's Entwürfen wurde 1833 und die Bemalung am Fries desselben oberhalb des Schwibbogens mit der Darstellung des Einzugs Kaiser Ludwig's des Baiern nach der Schlacht bei Ampfing von Bernh. Neher 1835 zu Ende gebracht. An demselben Thore finden sich auch die Gemälde des heil. Benno und der Maria mit dem Kinde, sowie die beiden Sandsteinfiguren des heil. Michael und des heil. Georg von Konr. Eberhard. In das J. 1833 fällt auch die Errichtung des 100 F. hohen ehernen Obelisken, von Stiglmaier, auf dem Karolinenplatze zum Andenken an die im russ. Feldzuge umgekommenen Baiern.

Im J. 1835 wurde das von Rauch modellirte und von Stiglmaier in Erz gegossene Monument des Königs Maximilian auf dem Max-Josephsplatze enthüllt und der seit 1826 nach Klenze's Plan im Bau begriffene Neue Königsbau eingeweiht, der die nördliche Seite desselben Platzes begrenzt und zu den umfangreichsten und schönsten Bauwerken M.s gehört. Die Hauptseite ist 430 F. lang und bis auf den mittlern Theil, wo sich noch ein pavillonartiges Obergeschoß über den beiden Stockwerken des Hauptgebäudes erhebt, 150 F. hoch. Die Pilasterstellungen der drei Geschosse sind nach den drei Hauptsäulenordnungen der Griechen. Das Ganze ist mit einem verzierten Consolengesims gekrönt. Fünf Säle des Erdgeschosses zur Linken des Eingangs, der aus drei hohen gewölbten Thoren besteht, sind von Schnorr mit Darstellungen aus den Nibelungen al fresco geziert. In den Gemächern des Königs und der Königin im obern Stockwerke sind die schönsten und erhabensten Dichtungen der Griechen und Deutschen durch die Kunst des Bildners und Malers veranschaulicht und von den berühmtesten Künstlern enkaustisch und al fresco, zum Theil auch in monochromatischer Weise ausgeführt.

Von 1832—36 wurde durch Klenze der Saalbau am Hofgarten vollendet, dessen mehr als 800 F. lange Façade mit einem grandiosen, in dem Stile Palladio's ausgeführten Portalvorbau versehen ist, der aus zwei Arcadenhallen übereinander besteht, deren zehn hervortretende Säulen ein gekropftes Gesims und über diesem zwei Löwenfiguren und die Marmorstatuen der acht

Kreise des Königreichs nach Schwanthaler tragen. In Angemessenheit mit dem angrenzenden ältern Theile der Residenz ist die neue Façade im spätern röm. Stile gehalten. In dem Hauptgeschoß ist eine lange Reihe der geräumigsten und prächtigsten Säle zu großen Hoffesten und Audienzen bestimmt: zuerst der Bankelsaal, die Spielsäle, der blos architektonisch verzierte Ballsaal, die drei Kaisersäle und der ebenfalls nur plastisch verzierte, 112 F. lange, 75 F. breite und 75 F. hohe Thronsaal, dessen Galerie von 20 korinthischen Säulen getragen wird, zwischen welchen die nach Schwanthaler's Modellen von Stiglmaier in Bronze gegossenen und im Feuer vergoldeten 14 Statuen wittelsbacher Fürsten stehen. Die drei Kaisersäle sind Karl d. Gr., Friedrich Barbarossa und Rudolf von Habsburg gewidmet und mit Darstellungen aus dem Leben und Wirken dieser Kaiser nach Schnorr's Compositionen in der neuen Fernbach'schen Enkaustik ausgemalt. Ausgezeichnet ist namentlich der plastische Fries im Saale Kaiser Friedrich's, den Kreuzzug dieses Kaisers darstellend, nach Schwanthaler's Zeichnungen aus Gyps im Relief ausgeführt. In den Sälen des untern Geschosses befinden sich Darstellungen zu den 24 Gesängen der „Odyssee" nach Schwanthaler'schen Zeichnungen von Hiltensperger. Mit dem Prachtstiegenbau, der zu den Festsälen führt und 1840 in Angriff genommen wurde, schloß sich der Kreis der mannichfaltigen und weitläufigen Gebäude, welche zur Residenz gehören. Mit zu dem Umfange der Residenz gehört die Allerheiligen-Hofkapelle, 1826—37 durch Klenze erbaut, eines der vollendetsten und schönsten Gebäude. In allen ihren Theilen herrscht die vollkommenste Übereinstimmung. Sie ist den ital.-byzant. Kirchen des 12. Jahrh. nachgebildet, und die Gewölbe, sowie die beiden Kuppeln des Mittelschiffs, die große Hauptaltarnische und der Orgelchor nebst den sie verknüpfenden Bändern und Bogen sind mit Frescogemälden von Heinr. Heß auf Goldgrund geschmückt. Eine doppelte Reihe großartiger Bauwerke, in denen sich das Element des Rundbogens geltend macht, entstand seit 1829 in der Ludwigsstraße. Zu diesen sämmtlich von Fr. von Gärtner herrührenden Gebäuden gehört zunächst als das ausgezeichnetste und vollendetste derselben das 1832—43 erbaute Bibliothek- und Archivgebäude, dessen prächtige Hauptfaçade 518 F. lang ist und mit drei andern unter sich zusammenhängenden Flügeln zwei innere Höfe einschließt. Hier ist ferner zu erwähnen die 1829—38 erbaute Ludwigskirche mit ihrer schönen, mit Steinbildnereien von Schwanthaler geschmückten Façade und zwei Spitzthürmen. Das Dach ist mit bunten Ziegeln mosaikartig gedeckt. In der Hauptaltarnische ist das Jüngste Gericht von Cornelius in Fresco gemalt, das den Schlußstein einer Reihe anderer Gemälde an den Wänden und Decken bildet.

In einem ähnlichen Stil wie das Bibliothekgebäude und die Ludwigskirche sind die ihnen gegenüberliegenden Gebäude des Damenstiftes (1836—39) und das Blindeninstitut (1833—35) aufgeführt. Nördlich vom Blindeninstitute, durch eine Querstraße getrennt, erhebt sich das 1838 gegründete Salz- und Bergamtsgebäude, an welches sich das neue, mit zwei langen Vorderflügeln versehene Universitätsgebäude anreiht, welches mit den beiden gegenüberliegenden, ebenfalls rechtwinkelig zusammengestellten Gebäuden des Georgianischen Seminars für junge Theologen (1835—39) und des Erziehungsinstituts für adelige Fräulein (1836—39) einen großen viereckigen Platz einschließt, wodurch die Ludwigsstraße einen äußerst grandiosen Schluß erhält. Auf dem Wittelsbacher Platz wurde 1839 die kolossale Reiterstatue des Kurfürsten Maximilian I. von Baiern, nach Thorwaldsen's Modell von Stiglmaier in Erz gegossen, aufgerichtet. Zu dem Gärtner'schen Bau gehört endlich noch das mit dem allgemeinen Krankenhause verbundene Ordenshaus für die Barmherzigen Schwestern (1836—39). Eine großartige, prächtige Ansicht gewährt der neue Königsplatz, dessen nördliche Seite von der Glyptothek und ihren Gartenanlagen begrenzt ist und an dessen Südseite sich ein Complex von Gebäuden erhebt, die unmittelbar unter sich verbunden sind und den Civilbauinspector Ziebland zum Erbauer haben. Dahin gehört zuerst die Basilika zum heil. Bonifacius oder die Bonifaciuskirche, eines der edelsten und vollendetsten Bauwerke. Die Hauptfaçade zeigt einen Portalvorbau mit einer achtsäuligen Bogenstellung. Die Seitenfaçaden mit ihrer doppelten Reihe rundbogiger Fenster gewähren ihrer schönen, einfachen Verhältnisse wegen einen überaus befriedigenden Anblick. Das Innere wird durch vier Reihen von je 16 Marmorsäulen in korinthischem Stil von 25 F. Höhe in fünf Schiffe getheilt. Über den beiden mittlern Reihen erheben sich die 75 F. hohen Mauern des Mittelschiffs bis zum Anfang des Daches. Das Innere ist mit Frescogemälden von Heinrich Heß verziert. An die hinter der Chornische in einem runden Vorbau hervortretende Sacristei schließt sich durch einen bedeckten Gang das zur Wohnung für Benedictiner bestimmte Gebäude des Bonifaciusstiftes an, welches mit dem nach Norden zu gelegenen Kunst- und Industrieausstellungsgebäude ein äußerlich ungetrenntes

Ganzes bildet. Durch das letztere Gebäude, zu welchem 25. Aug. 1838 der Grundstein gelegt wurde, wird der korinthische, wie durch die Glyptothek der ionische Baustil vertreten. Wie bei der Glyptothek ist das Vordergiebelfeld mit Marmorstatuen und zwar nach Schwanthaler's Modellen geziert. Endlich wurde in der Vorstadt Au die neue Maria-Hilf-Kirche im altdeutschen Stil von Ohlmüller 1831—39 aufgeführt, die ihre kunstgeschichtliche Bedeutsamkeit unter Anderm dem Umstande zu verdanken hat, daß bei ihr die Glasmalerei des Mittelalters in der ihrer kirchlichen Bestimmung angemessenen Ausdehnung und Würde wieder in Anwendung gebracht wurde. Sie bildet in ihrer Grundform ein längliches Viereck, welches hinter dem Chor in einen fünfseitigen Schluß ausläuft. Alle innern Räume, das durch je fünf Säulen von feinen Abseiten getrennte Schiff und der durch sechs Säulen gebildete Chor, befinden sich unter einem gemeinschaftlichen Dache. Über der Mitte der Eingangsseite erhebt sich der 280 F. hohe, in eine aus durchbrochenen Hausteinen bestehende Pyramide ausgehende Thurm, umgeben rechts und links von niedrigen Treppenthürmen und Galerien. Die Strebepfeiler steigen an der Außenseite der Mauern empor, gekrönt mit kleinen Thürmchen. Alles Mauerwerk besteht aus sorgfältig gebrannten und zum Theil eigens geformten Ziegeln. Sämmtliche neunzehn Hauptfenster der Kirche, wovon sieben dem Chor und zwölf dem Schiff angehören, wurden mit Glasmalereien geschmückt, die Räume darunter, sowie die Altäre mit unbemalten Holzschnitzwerken. Von 1843—49 wurde der Wittelsbacher Palast im gothischen Stil gebaut (von Gärtner und nach dessen Tode von Klumpp). Derselbe ist 260 F. lang, 224 F. breit, 103 F. hoch und ward nach der Thronentsagung des Königs Ludwig dessen Wohnung. Ein eigenes königl Gebäude wurde für die Glasmalerei, wie früher für die Erzgießerei aufgeführt, und ebenso 1846 von A. Voigt der Bau der Neuen Pinakothek begonnen, die bestimmt ist, Werke der Maler des 19. Jahrh. aufzunehmen. Dies Gebäude hat an den Außenseiten Frescobilder nach Zeichnungen W. von Kaulbach's. An den großen, allgemeinen Friedhof, den ein wohleingerichtetes Leichenhaus und viele herrliche Monumente auszeichnen, wurde 1845 ein Campo-Santo im mittelalterlich-lombardischen Stil von Gärtner angebaut, 450 F. ins Geviert, in glänzenden Backsteinen, mit einer zwölfkuppeligen Vorhalle. Zwischen der Theatinerkirche und der alten Residenz wurde 1841—44 durch Gärtner die Feldherrenhalle im mittelalterlich toscanischen Stil gebaut und mit den Erzstatuen von Tilly und Wrede geschmückt, und am Ende der Ludwigsstraße gleichfalls von Gärtner (vollendet von Metzger) das Siegesthor im röm. Triumphbogenstil 1844—50, dessen Wände mit Marmorreliefs und Statuen bedeckt sind, die Plateforme aber mit einer auf einem Siegeswagen von vier Löwen gezogenen, in Erz gegossenen Bavaria geziert ist. Im J. 1845 wurden dem Verfasser des bair. Gesetzbuchs, von Kreitmayer, 1850 den Tonkünstlern Orlando di Lasso und Gluck Erzstatuen auf öffentlichen Plätzen gesetzt. Auf der Anhöhe über der Theresienwiese erhebt sich seit 1843 eine große dorische Säulenhalle aus untersberger Marmor, dem bair. Ruhme gewidmet, bestimmt zur Aufnahme von Marmorbüsten ausgezeichneter Baiern, von L. von Klenze in sogenannter Hufeisenform aufgeführt, 230 F. lang, mit zwei vortretenden Flügeln zu je 105 F., und 45 F. hoch (ohne den Sockel). Die Marmorreliefs in den Giebeln und Metopen sind von Schwanthaler. Diese Bair. Ruhmeshalle umschließt von drei Seiten einen Hof, in welchem der Koloß der Bavaria steht, 66 F. hoch bis zur Spitze des erhobenen Kranzes und 96 F. mit dem Piedestal, nach Schwanthaler's Modell (1837—42) in Erz gegossen von F. von Miller 1844—50. Zu dieser Statue wurden 1500 Ctr. Erz verwendet; 31 Personen haben im Kopfe derselben Platz. Im J. 1853 wurde der Grundstein zu einem neuen Prachtthor (Propyläen) im altdorischen Stil, das Klenze ausführt, am Ende der Brienner Straße gelegt, auch zu einer Erweiterung der Stadt durch einen neuen Stadttheil (Maximiliansstraße) nach der Isar zu der Anfang gemacht. Vor dem Angerthor aber, von diesem bis zum ehemaligen Einlasse, wurde eine Kornhalle („Schrannenhaus") 1852—53 aufgeführt, 1477 F. lang, gegen 100 F. tief, mit einem Mittel- und zwei Flügelgebäuden und zwei offenen Säulenhallen von Gußeisen. Das Bahnhofsgebäude von Bürklein, 1848—50, gehört zu den bedeutendsten derartigen Anlagen.

M. zählt mit den Vorstädten 115000 E., darunter 7000 Protestanten und 1000 Juden. Neben den 22 kath. Kirchen und Kapellen gibt es eine protest. Kirche, erbaut 1827—32, eine griech. (die Salvatorkirche) mit prachtvollen heiligen Geräthen, die sie dem Kaiser von Rußland verdankt, und eine Synagoge, seit 1826. Die früher in M. bestehenden 18 Klöster wurden von Maximilian Joseph 1803 aufgehoben; wiederhergestellt sind durch den König Ludwig seit 1829 die Klöster des Ordens der Benedictiner, Franciscaner, der Barmherzigen Schwestern, der Nonnen zum guten Hirten, der Servitinnen u. s. w. M. ist der Sitz der höchsten Staats-

behörden, eines Oberappellationsgerichts und des Cassationshofs für die Rheinpfalz, eines Regierungspräsidenten und eines Erzbischofs. Unter den öffentlichen Anstalten für Wissenschaft und Kunst ist zuerst die Akademie der Wissenschaften zu erwähnen, die 1759 gestiftet und zuletzt 1827 erneuert wurde. Sie ist im Besitz reicher Sammlungen, eines Naturaliencabinets, einer ausgezeichneten Petrefactensammlung und des sogenannten Brasilianischen Museums, einer Sammlung physikalischer und optischer Instrumente, eines botanischen Cabinets, einer Mineraliensammlung, einer geognostischen Sammlung und eines Münzcabinets. Auch stehen unter ihrer Aufsicht das sogenannte Antiquarium, eine reiche Sammlung röm. und deutscher Alterthümer, ein chemisches Laboratorium, ein botanischer Garten und die Sternwarte beim Dorfe Bogenhausen. Die Akademie der bildenden Künste entstand 1808 aus der 1759 gegründeten Maler- und Zeichenakademie. Sie zerfällt in die drei Abtheilungen für Baukunst, Sculptur und Malerei nebst Kupferstechkunst und besitzt eine ansehnliche Antikensammlung in Gypsabgüssen. Die Hof- und Staatsbibliothek, die durch die Bibliotheken der aufgehobenen Klöster eine ausgezeichnete Bereicherung erfuhr, umfaßte 1840 über 355400 Werke in mindestens 800000 Bänden, darunter 13000 Incunabeln und über 50 xylographische Drucke, sowie 18600 Handschriften. Die Glyptothek umfaßt die Werke der Sculptur in zwölf Sälen, die je nach den darin aufgestellten Denkmalen der ägyptische, der Incunabeln- und der Äginetensaal, der Apollo-, Bacchus-, Niobiden- und Göttersaal, der trojanische, Heroen- und Römersaal, der Saal der farbigen Bildwerke und der Saal der neuern Kunstwerke heißen. Die Pinakothek enthält in neun großen Sälen und 23 Cabineten ausgezeichnete Gemälde, 1300 an der Zahl, nach den Schulen geordnet, namentlich die ehemals Boisserée'sche Sammlung und die vom König Ludwig in Italien angekauften Schätze, und im Erdgeschoß die Kupferstichsammlung von 300000 Blättern und die gegen 10000 Blatt zählende Sammlung von Handzeichnungen, sowie die Sammlung von griech. Vasen und von Miniatur-, Musiv-, Email- und Porzellanmalereien. Außerdem gibt es noch mehre Privatgalerien; auch sind die Ateliers von Kaulbach, Heinrich Heß, Zimmermann, Peter Heß, Schwind, Morgenstern u. s. w. den öffentlichen Kunstanstalten beizuzählen. Die vereinigten Sammlungen im königl. Hofgarten enthalten antike Terracotten und Bronzen, auch Gold- und Silberschmuck und Geräthschaften aus Griechenland und Rom, Elfenbeinschnitzwerke, indische und chinesische Kunstwerke und Denkwürdigkeiten, Waffen und Trachten wilder Völkerschaften, königl.-bair. Memorabilien und eine Reihe phelloplastischer Modelle nach antiken und mittelalterlichen Gebäuden.

Eine Universität erhielt M. durch die 1826 von Landshut dahin verpflanzte. Sie führt den Namen Ludwig-Maximilians-Universität, zerfällt in fünf Facultäten, indem zu den vier gewöhnlichen Facultäten als fünfte eine staatswirthschaftliche hinzugekommen ist, und zählt über 60 ordentliche und 12 außerordentliche Professoren, sowie 1853 über 1700 Studirende. Mit ihr stehen in Verbindung eine hohe Schule für Forstwissenschaft und Pharmaceuten, ein kath. geistliches Seminar, Georgianum genannt, eine medicinisch-klinische und chirurgische Schule, eine Hebammenschule und Veterinärschule; auch besitzt sie eine Bibliothek von 160000 Bänden und ein anatomisches Institut. An andern Unterrichts- und Wohlthätigkeitsanstalten hat M. drei Gymnasien, von denen das eine alt ist, das andere 1824 gestiftet wurde, das dritte 1825 aus dem 1808 gegründeten königl. Erziehungsinstitut für Studirende entstand; ferner vier lat. Schulen, ein Cadettenhaus, ein Pageninstitut, ein Seminar für Volksschullehrer, ein protest. und mehre kath. Volksschulen, eine israelitische Schule, eine Blinden- und eine Taubstummenanstalt, die 1826 von Freysing hierher verlegt wurde, eine polytechnische Centralschule, eine Landwirthschafts- und Gewerbschule, eine Baugewerksschule, eine Wasserbauschule (seit 1805), mehre höhere Töchterschulen, Kleinkinderbewahranstalten, eine Industrieanstalt für krüppelhafte Kinder, eine Veterinärschule, eine Turnanstalt und eine Schwimmschule. Unter den Vereinen sind zu erwähnen: der Polytechnische Verein, der ein schönes Cabinet von Landesproducten besitzt; der Kunstverein, welcher fortwährend Kunstausstellungen veranstaltet; der Verein zur Ausbildung der Gewerke; der Historische Verein von und für Oberbaiern, gestiftet 1838, der ein reichhaltiges Archiv herausgibt; der Landwirthschaftliche Verein (seit 1810), welcher jährlich am 11. Oct. auf der großen, westlich von der Stadt gelegenen Theresienwiese ein landwirthschaftliches Fest feiert, das sich zum allgemeinen Volksfeste herangebildet hat, weshalb auch die Theresienwiese vom Könige Ludwig für die schon genannte Ruhmeshalle auserwählt wurde. Unter den zahlreichen Wohlthätigkeitsanstalten sind zu nennen das Ordenshaus der Grauen oder Barmherzigen Schwestern, das große St.-Josephsspital für 800 Kranke, das Spital für Unheilbare, das Militärhospital u. s. w., mehre große Waisenhäuser, das Fin-

delhaus, die Irrenanstalt, mehre Leihhäuser, die Sparkasse und die Ludwigsstiftung, gegründet 1828, welche durch unverzinsliche Vorschüsse verarmten Bürgern aufzuhelfen sucht.

Kunst und Industrie stehen in M. auf einer sehr hohen Stufe der Ausbildung, und nirgends in Deutschland dürfte sich eine solche Anzahl geschickter Künstler und Techniker vereinigt finden. Dagegen ist die Fabrikthätigkeit im Verhältnisse zu jenen Zweigen sehr zurück. Am wichtigsten sind die königl. Anstalten für Bronzegießerei, Porzellanfabrikation und Glasmalerei; nächstdem die von Reichenbach 1815 begründete, jetzt Ertel'sche mathematisch-mechanische Anstalt, Utzschneider's und Fraunhofer's optisches Institut und die Maschinenfabrik von Maffei. Außerdem gibt es Fabriken in Tuch, Leder, Seide, Baumwolle, Papier, Gold- und Silberdraht und Tabacк, Seidenfärbereien, eine Runkelrübenzuckerfabrik und einen Kupferhammer. Des größten und weitverbreitetsten Rufs erfreuen sich die Bierbrauereien. Besonders beliebt ist der Bock, ein Doppelbier, das im Mai drei Wochen lang im sogenannten Bockkeller und an andern Orten verschenkt wird, und das Salvatorbier, in der ersten Hälfte des April, im Brauhause der Pauliner. Der bedeutendste Gegenstand des Handels ist Getreide. Jährlich werden zwei große Dulten oder Messen gehalten. Zur weitern Unterstützung des Handels dient die nach Augsburg führende Eisenbahn. Die schönsten Spaziergänge sind der Hofgarten, die mit Alleen versehene Sonnenstraße, der Promenadenplatz, der Engl. Garten mit dem Dianenbad, dem Monopteros, einem dem Andenken des Kurfürsten Karl Theodor gewidmeten Tempel, und dem chinesischen Thurm. Außer dem Hof- und Nationaltheater gibt es auch noch zwei Volkstheater. Unter den kirchlichen Festen wird das Fronleichnamsfest mit größtem Pomp begangen. Kleinere Volksfeste als das Octoberfest auf der Theresienwiese sind der Metzgersprung, am Fastnachtsmontag, wo die Fleischer aufziehen, und der Schäfflertanz, wo die Böttcher einen Umzug halten. Die ganze Bevölkerung beherrscht ein sehr fröhlicher Sinn. Alles drängt sich nach den zahlreichen geschlossenen Vergnügungsgesellschaften und in die öffentlichen Bierstuben und Bierkeller, wo alle Stände nebeneinander sich bewegen; man lebt mehr außer dem Hause als in dem Familienkreise. Bordelle sind allerdings nicht geduldet; allein für die Sittlichkeit geben die unverhältnißmäßig zahlreichen unehelichen Geburten kein vortheilhaftes Zeugniß. Von geringerer Bedeutung und namentlich in gar keinem Verhältnisse zu dem Aufschwunge, welchen das Kunstleben genommen hat, war bisher im Allgemeinen die im Bereich der Literatur herrschende Thätigkeit und Theilnahme. Zwar hatte bereits K. Maximilian I. durch Berufung von Fr. H. Jacobi zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, durch Männer wie Niethammer, Schlichtegroll, Jacobs, Thiersch, von Weiller, Sömmering, Döllinger, Fraunhofer, Reichenbach, Utzschneider, Gruithuisen, Schelling u. s. w. auf eine höchst bedeutsame Weise auf die wissenschaftlichen Bestrebungen eingewirkt, und auch König Ludwig hatte sowol durch die Verlegung der Universität von Landshut nach München als durch die Berufung von von Walther, Oken, Görres, Schubert, Möhler u. s. w. seine Absicht, die Wissenschaft zu heben, kund gethan. Inzwischen blieb man doch unverkennbar hinter dem Stande der Wissenschaft im übrigen Deutschland zurück, zumal als M. immer entschiedener der Mittelpunkt ultramontaner Anschauungen und Bestrebungen wurde. König Maximilian II. hat in der Berufung von von Liebig, Pfeuffer, von Siebold, Geibel, Carriere u. s. w. den entschiedenen Willen kund gethan, das Versäumte nachzuholen. Indessen darf nicht vergessen werden, daß theils an der Universität, theils in unabhängiger Stellung Viele, wie Fallmerayer, Steub, Ennemoser, Seuffert, F. von Kobell, F. von Pocci, E. J. Förster, Neumann, Ringseis, Koch von Sternfeld u. A., seit langerer Zeit in M. literarisch thätig gewesen sind. Vgl. Söltl, „M. und seine Umgebungen" (Münch. 1840); E. Förster, „München" (5. Aufl., Münch. 1853); Burgholzer, „Stadtgeschichte von M." (2 Bde., Münch. 1796); Lipowsky, „Urgeschichte M.s" (2 Bde., Landsh. 1817).

**Münchhausen** (Alex., Freiherr von), hannov. Staatsmann, geb. 1813 zu Apelern in der Grafschaft Schaumburg, einem Gute seines Vaters, besuchte seit 1828 die Ritterakademie in Lüneburg und später das Gymnasium zu Rinteln, studirte dann von 1832—36 in Berlin und Göttingen die Rechte, trat 1836 als Auditor bei dem Amte Wennigsen in den hannov. Staatsdienst und rückte in demselben 1839 zum Assessor auf. Bald darauf wurde er Hülfsarbeiter bei der königl. Domänenkammer in Hannover und 1844 Kammerrath. Seit 1841 war er als Abgeordneter der hoyaschen Ritterschaft Mitglied der ersten Kammer, wo er sich zu den gemäßigt aristokratischen Grundsätzen bekannte, die er auch später nie verleugnet hat. Seine Vermählung mit der damals am Hofe in hoher Gunst stehenden Gräfin Grote 1844 trug dazu bei, ihn in die nächste Umgebung des Königs zu bringen, der ihm bald sein besonderes Vertrauen zuwendete und ihn 1847 als Cabinetsrath in das Ministerium von Falcke's und von Scheele's berief.

Am 17. März 1848 ward M. die Aufgabe, dem Könige die Wünsche des Volkes vorzutragen und dann dessen Zugeständnisse und Verheißungen der vor dem Schlosse harrenden Menge mitzutheilen. An dem Landtage von 1848 nahm er keinen Theil, wol aber an dem von 1849, als eines der vier vom Könige ernannten Mitglieder der ersten Kammer, ebenso an dem im November desselben Jahres wiederum einberufenen Landtage, auf welchem er die Intentionen der Regierung in jeder Beziehung vertrat. Nach Rücktritt des Märzministeriums gelangte M. als Minister des königlichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten 26. Oct. 1850 an die Spitze der neuen Regierung. In dieser Stellung vertrat er Hannover bei den Dresdener Conferenzen, wo er im Geiste einer mildern und gezügeltern Reaction, als andere Staatsmänner wünschten, zu wirken suchte. Ein von dem Ministerium ausgegangenes, nach harten Kämpfen in den Kammern genehmigtes und 1. Aug. 1851 publicirtes Gesetz in Betreff der Provinziallandschaften führte zu Protesten der renitenten Land- und Ritterschaften, sowie zu wiederholten Beschwerden beim Bundestage. Letztere hatten einen Bundesbeschluß vom 3. Oct. 1851 zur Folge, in welchem die hannov. Regierung ersucht wurde, von der Ausführung aller die provinziallandschaftlichen Verhältnisse berührenden Gesetze und Verordnungen einstweilen abzustehen. Hierdurch glaubte sich das Ministerium in die Unmöglichkeit versetzt, das Gesetz vom 1. Aug. zu vollziehen. Mit Energie hingegen vertrat M. die Selbständigkeit des hannov. Staats in einer Note vom 5. Nov. 1851 an den Bundestagsgesandten, gegenüber der Bundescommission zur Prüfung der einzelnen deutschen Landesverfassungen. Nach dem Regierungsantritt des Königs Georg V. erhielt M. 22. Nov. 1851 seine Entlassung. Seitdem hat er sich von jeder Betheiligung an den Staatsangelegenheiten fern gehalten, wie er denn auch 1853 eine auf ihn gefallene Wahl zur zweiten Kammer ablehnte.

**Münchhansen** (Gerlach Adolf, Freiherr von), ein ausgezeichneter deutscher Staatsmann, der besonders als Curator der Universität zu Göttingen sich große Verdienste erwarb, geb. 14. Oct. 1688, stammte aus einem alten, schon zur Zeit der Hohenstaufen blühenden niedersächs. Adelsgeschlechte. Er studirte zu Jena, Halle und Utrecht, wurde 1714 Appellationsrath in Dresden, 1715 Oberappellationsrath in Celle, ging 1726, nachdem er schon vorher zu einigen diplomatischen Sendungen verwendet worden, als Comitialgesandter nach Regensburg und trat 1728 als wirklicher Geh. Rath in das höchste Regierungscolleglum zu Hannover. Im J. 1729 ward er zum Großvoigt zu Celle und hierauf bald nach der Stiftung der Universität zu Göttingen zu deren Curator ernannt. Letztere Stelle bekleidete er 32 J. Unter seinen Auspicien erfolgte die ganze Einrichtung der Universität; ihm verdanken die Bibliothek, die Societät der Wissenschaften und andere Institute ihre Begründung und angemessene Ausstattung. Dem liberalen Geiste, mit welchem er das Ganze überwachte und leitete, seinem Scharfblicke bei Anstellung der Professoren hat man es vorzugsweise zuzuschreiben, daß die Universität so schnell zu voller Blüte sich entwickelte und einen europ. Ruf erlangte. Wie für die Universität, so wirkte er mit gleicher Sorgfalt auch für das Wohl des Landes. Nachdem er dem Könige noch wiederholt in diplomatischen Sendungen und andern wichtigen Geschäften gedient, ward er 1765 zum ersten Minister erhoben und starb 26. Nov. 1770. — **Münchhausen** (Karl Ludw. Aug. Heino, Freiherr von), geb. 11. Febr. 1759, gest. als kurhess. Oberstlieutenant zu Swedestrop unweit Nenndorf in Kurhessen 16. Dec. 1836, kam als Offizier mit Seume in Bekanntschaft, der in seiner Compagnie stand, und blieb mit ihm in vertrauter Freundschaft bis zu dessen Tode. Mit Seume gab er „Rückerinnerungen" (Fkf. 1797) und mit Gräter den „Bardenalmanach" (Neustrel. 1802) heraus. — **Münchhausen** (Otto, Freiherr von), Landdrost zu Haarburg, geb. zu Schwöbbern bei Hameln 1716, gestorben als Landdrost im Fürstenthum Kalenberg 13. Juni 1774, ist bekannt als Verfasser mehrer gemeinnütziger landwirthschaftlicher Schriften, namentlich des „Hausvaters" (6 Bde., Hannov. 1764—73), eines Hauptwerks damaliger Zeit über Acker- und Gartenbau. — **Münchhausen** (Philipp Otto, Freiherr von), geb. 1811 in Göttingen, studirte daselbst Philosophie und lebt gegenwärtig in Hamburg. Er machte sich durch „Liebesnovellen" (Kassel 1841; 2. Aufl., 1846), „Graf St.-Germain" (Gött. 1842) und den historischen Roman „Heinrich von Sachsen" (3 Bde., Hannov. 1845) als belletristischer Schriftsteller bekannt.

**Münchhausen** (Hieronymus Karl Friedr., Freiherr von), aus der sogenannten Weißen Linie des Hauses, geb. 1720 auf dem väterlichen Gute Bodenwerder im Hannoverischen, gest. 1797, gilt für einen der größten Lügner und Aufschneider, sodaß nach ihm noch gegenwärtig alle grotesk-komischen Aufschneidereien Münchhausiaden genannt werden. Er fand sein Hauptvergnügen darin, seine als russ. Cavalerieoffizier in den Feldzügen gegen die Türken 1737—39 erlebten Abenteuer, die er bis zum Wunderbaren ausschmückte, immer und immer wieder zu er-

zählen. Dieses absonderliche Talent hatte ihm zwar in seinem Vaterlande schon weit und breit einen Namen gemacht, doch fand sich für die Früchte desselben zuerst in England ein Sammler und Herausgeber. Die erste Sammlung von M.'s Reisen erschien dort unter dem Titel „Baron M.'s narrative of his marvellous travels and campaigns in Russia" (Lond. 1785). Dieses frivole Werkchen fand vielen Beifall und wurde in zwei Jahren fünf mal, zuletzt mit zahlreichen und umfangreichen Zusätzen, aufgelegt. Nach der vierten engl. Ausgabe erschien die erste deutsche Übersetzung von Bürger (Lond. 1786), welche 1788 eine vermehrte und verbesserte Auflage mit Benutzung der fünften englischen, zugleich aber mit verschiedenen Zuthaten des Übersetzers und wahrscheinlich auch Lichtenberg's erhielt. Die engl. Ausgabe, von der H. Döring eine neue freie Übersetzung unter dem Titel „M.'s Lügenabenteuer" (Lpz. 1846) erscheinen ließ, rührt ohne Zweifel von dem als Mineralog und Archäolog nicht unbedeutenden, seiner Zeit auch durch belletristische Productionen bekannten, sonst aber übelberüchtigten ehemaligen kasselschen Professor und Bibliothekar R. E. Raspe (geb. 1737, gest. 1794) her, der nach London geflüchtet war und sich hier mit Schriftstellerei in mehren Sprachen beschäftigte. Einige von M.'s bekanntesten Jagd- und Kriegsgeschichten finden sich schon, wenn auch in etwas anderer und meist roherer Gestalt, in weit ältern Büchern, wie in Bebel's „Facetiae", aus denen sie nebst einigen andern aus Castiglione's „Cortegiano" und Bidermann's „Utopia" in J. P. Lange's „Deliciae academicae" (Heilbr. 1765) übergingen. Ausführliches über M. und das nach ihm benannte Buch enthält Ellissen's Einleitung zur neuesten Ausgabe von „Des Freiherrn von M. wunderbare Reisen und Abenteuer" (Gött. und Berl. 1849). Eine Fortsetzung des Raspe-Bürger'schen Buchs lieferte Schnorr (3 Bde., Stendal 1794—1800). Immermann's „Münchhausen" (2. Aufl., 4 Bde., Düsseld. 1841) ist ein von glänzendem Humor und von reicher, tief poetischer Phantasie durchdrungener Roman. M. im Kreise seiner Zuhörer hat Adolf Schrödter zum Gegenstand eines höchst gelungenen Genrebildes erwählt.

**Mund** (os) heißt im engern Sinne die zwischen der Nase und dem Kinne gelegene Queröffnung, die Mundspalte (fissura oris). Umgeben ist sie von den Lippen (labia), bestehend aus Muskelschichten (namentlich dem Ring- oder Schließmuskel des Mundes, musculus orbicularis oris) und zwei Hautflächen, einer äußern, der Gesichtshaut, und einer innern, der Mundschleimhaut angehörigen. An der Stelle, wo die äußere Haut in die Schleimhaut übergeht, wird die erstere so dünn und zart, daß durch die Oberhaut das Blut der Haargefäße hindurchschimmert, woher die rothe Farbe der Lippen kommt. Außer dem Schließmuskel, welcher, ohne sich an einen Knochen anzusetzen, die ganze Mundspalte ringförmig umgibt, vermittelt noch eine ziemliche Menge kleinerer und größerer Muskeln die Bewegungen der Lippen, sodaß eine große Verschiedenheit der Mundstellungen bewirkt wird, welche nicht nur willkürlich beim Sprechen, Singen u. s. w. hervorgebracht werden können, sondern auch unwillkürlich oft die Bewegungen der Seele andeuten, welche sich nächst den Augen am meisten durch die Mundstellungen aussprechen. Im weitern Sinne bedeutet Mund die Mundhöhle (cavum oris), welche vorn von der Mundspalte, hinten von dem Gaumensegel, an beiden Seiten von den Backen (Wangen), oben von dem Gaumen und unten von den das Zungenbein mit dem Unterkiefer verbindenden Muskeln eingeschlossen wird. Diese Höhle ist bei geschlossener Mundspalte nur nach hinten theilweise offen, indem das von oben herabhängende Gaumensegel den Boden derselben nicht erreicht, und wird durch die hierdurch entstandene Öffnung (isthmus faucium) mit der Rachenhöhle verbunden. Die ganze Mundhöhle ist mit Schleimhaut ausgekleidet, welche zahlreiche Schleimdrüsen enthält, vorn über die Lippen in die äußere Haut übergeht und nach hinten sich in die Schleimhaut der Athmungs- und Verdauungswerkzeuge fortsetzt. In der Mundhöhle liegen die Zähne, die Zunge und die Ausführungsgänge der Speicheldrüsen. Durch den Verein dieser Organe ist die Mundhöhle theils der Sitz des Geschmacksinns, theils aber auch der Ort, wo die Nahrungsmittel ihre erste Vorbereitung zur Verdauung erhalten und die Stimme zur Sprache sich ausbildet. Die Krankheiten des Mundes sind sehr mannichfaltig. Die Lippen, besonders vielen mechanischen Verletzungen ausgesetzt, neigen zu krebsigen Entartungen (Lippenkrebs), zu andern Geschwüren, zu Ausschlägen. Die Zähne (s. d.) und die Zunge (s. d.) haben ihre besondern Krankheiten. Die auskleidende Schleimhaut des Mundes findet sich häufig entzündet, theils mehr oberflächlich, in Form eines leichten Katarrhs, des Mundkatarrhs, der auch oft andere, besonders fieberhafte Krankheiten begleitet, oder bläschen- und pustelartiger Ausschläge (Follicularkatarrh des Mundes), oder der Schwämmchen (s. Aphthen), theils tiefer erkrankend, als Mundcroup (besonders oft Begleiter der den Mercurialspeichelfluß bedingenden Mundent-

zündung), als Mundskorbut (stomacace, sogenannte Mundfäule, welche zuweilen epidemisch herrschen kann und ähnliche Ursachen wie der Skorbut hat) und als Wangen- und Lippenbrand der Kinder (der sogenannte Wasserkrebs, noma, nome, gangraena oris; ein rasch die Weichtheile zerstörender feuchter, auf Entzündung beruhender Brand). Außerdem ist die Mundschleimhaut besonders oft von secundärer Syphilis (s. d.) in Gestalt von weißlichen Milchflecken oder fleckigen kupferrothen Entzündungen oder förmlichen Geschwüren befallen. Bekannte Bildungsfehler des Mundes sind die Hasenscharte und der Wolfsrachen. — Bei den untersten Thierclassen machen sich besonders zwei Arten von Mundbildungen bemerkbar, von denen die eine zum Umfassen der Nahrungsmittel, die andere zum Saugen bestimmt ist. Die erstere Art hat wieder unendliche Verschiedenheiten, während die letztere meist nur eine Art Schnabel oder einen Rüssel bildet. Bei den Fischen und Amphibien enthält die schon der menschlichen ähnlichere Mundhöhle fast durchgängig feste Zähne, welche aber mehr zum Fassen als zum Zermalmen der Nahrungsmittel dienen. Die Vögel besitzen statt des Mundes einen Schnabel, und die Säugethiere haben sämmtlich einen Mund, welcher dem des Menschen sehr ähnlich ist, aber nach der Lebensart und den Nahrungsmitteln der Thierclassen eine sehr verschiedene Gestaltung zeigt.

**Mundart**, s. Dialekt.

**Münden**, eine Stadt in der hannov. Provinz Göttingen, Landdrostei Hildesheim, zum Unterschied von Preußisch-Minden auch Hannoverisch-Münden genannt, an dem Zusammenflusse der Fulda und Werra, über welche letztere zur Vorstadt Blume eine steinerne Brücke führt, in einer der reizendsten Gegenden Hannovers zwischen waldigen Bergen gelegen, hat 6000 E., ein altes herzogliches, jetzt als Magazin benutztes Schloß, zwei protest. und eine ref. Kirche, ein Progymnasium, Fabriken in Taback, Thonpfeifen, Fayence, Zucker u. s. w., eine Linnenlegge, Essig- und Porterbrauereien und sehr bedeutenden Speditionshandel mit Colonialwaaren, Farben, Leinwand, Taback, Holz und Mühlsteinen, der durch ihre Lage an der Grenze, an der kölner Eisenbahn, die Schiffahrt auf der Fulda und Werra, sowie durch das ihr seit 1823 eingeräumte Stapelrecht sehr begünstigt wird. Die Stadt wurde im Dreißigjährigen Kriege 1626 von Tilly belagert und mit Sturm genommen und erlitt damals einen Verlust von gegen vier Tonnen Goldes. In der Nähe liegen zwei Mühlsteinbrüche, ein bedeutendes Braunkohlenbergwerk und zwei Papierfabriken.

**Mundharmonica** nennt man gegenwärtig das durch die erstaunungswürdige Kunstfertigkeit Einzelner zu Ehren gekommene, ursprünglich sehr einfache Instrument von Eisen, welches beim Spiel zwischen den Zähnen gehalten und durch Einziehen und Ausstoßen des Athems zum Klingen gebracht wird, indem man mittels des Fingers die daran befindliche eiserne Zunge in Schwingung setzt. Dasselbe ist eine ziemlich alte Erfindung und wird schon von Prätorius in seiner „Organographia" (Wolfenbüttel 1619) unter dem Namen Crembalum erwähnt. Früher und auch jetzt noch im gewöhnlichen Leben nannte man es Brummeisen oder Maultrommel. Scheibler in Krefeld, der ihm durch die Zusammensetzung mehrer Eisen einen größern Umfang gab, nannte es Aura. Die meisten Brummeisen werden im ital. Tirol, besonders in dem Örtchen Riva, verfertigt. Der erste Virtuos auf der Maultrommel war der preuß. Soldat Koch unter Friedrich d. Gr.; in neuerer Zeit zeichneten sich Kunert, Amstein u. A. aus, wobei sie sich einer größern Anzahl solcher verschiedenartig gestimmter Instrumente bedienten. Es ist sogar so weit gekommen, daß Harmonicavirtuosen gleich andern Virtuosen reisen und in Kunstconcerten auftreten. Übrigens nennt man jetzt auch das bei der Jugend beliebte, aus vier bis sechs Metallblättchen bestehende Instrumentchen, welches, in den Mund genommen, durch Ein- und Ausstoßen des Athems harmonisch ertönt, eine Mundharmonica.

**Mündigkeit**, s. Minorennität.

**Mundium** bezeichnet im Allgemeinen ein Schutzverhältniß, wie es noch gegenwärtig bei der Vormundschaft stattfindet. Ursprünglich bedeutete Mund soviel als Hand (manus), und dies findet für die frühesten Zeiten des deutschen Volkslebens seine volle Erklärung dadurch, daß man damals den Schutz mehr durch die Hand und das Schwert angedeihen ließ, als durch die Rede, wie dies später der Fall war. Das Mundium findet sich zunächst auf dem Gebiete des deutschen Familienrechts, sodaß die zur Familie Gehörigen theils in Solche zerfielen, welche das Mundium ausübten, also Schutz gewährten, und dies konnten nur großjährige Männer sein; theils in Solche, welche unter dem Mundium standen, und dies waren nicht nur Kinder, Schwache und Gebrechliche, sondern auch Weiber. Uneheliche Kinder standen nicht unter dem Mundium einer Familie, sondern unter dem Schutze des Königs, weshalb sie auch Königskinder hießen. Die Wirksamkeit des Mundiums erstreckte sich übrigens nicht blos auf die Person, sondern auch

auf das Vermögen der unmündigen oder der dem Mundium unterworfenen Familienglieder. Der Zweck desselben ging weit mehr dahin, zu schützen, zu unterstützen und vor und außer Gericht zu vertreten, somit die durch die Natur gegebene Ungleichheit auszugleichen, als dahin, die rechtliche Stellung des Einen auf Kosten der Andern, der Unmündigen, zu erhöhen, wie bei der röm. patria potestas. In dem Mundium war die Grundlage für das einheimische Familienrecht gegeben, die aber durch die Aufnahme des röm. Rechts nachtheilig erschüttert worden ist. Der Mann hatte das Mundium über seine Frau, dasselbe war somit die Grundlage des Eherechts. Der Vater hatte es gleichfalls über seine ehelichen Kinder, ohne daß eine besondere väterliche Gewalt vorkam. In ähnlicher Weise hatte es sodann der nächste Verwandte nach des Vaters Tode über dessen hinterlassene unmündige Kinder; aber auch großjährige unverheirathete Personen weiblichen Geschlechts standen unter dem Mundium, woraus sich die jetzt meist aufgehobene Geschlechtsvormundschaft entwickelte. Endlich war selbst für das Erbrecht das Mundium von Bedeutung. Dem Familienmundium nachgebildet, spricht man noch von einem besondern Standesmundium oder dem des öffentlichen Rechts. Dieses stand nicht nur dem Könige über alle Diejenigen zu, welche keinen Vormund hatten und doch eines Beschützers bedurften, sondern auch dem Herrn über seine Unfreien, die deshalb familia hießen.

**Mundt** (Theod.), deutscher Schriftsteller, geb. 19. Sept. 1808 zu Potsdam, studirte in Berlin Philologie und Philosophie und lebte dann seit 1832 eine Zeit lang in Leipzig. Wenige Jahre, nachdem er die schriftstellerische Laufbahn betreten, wurde er von den Maßregeln betroffen, die gegen ihn und mehre andere, mit dem Namen des Jungen Deutschland bezeichnete Schriftsteller von den deutschen Regierungen ergriffen wurden. Hierdurch in seiner literarischen Thätigkeit wesentlich gehemmt, ging er, da auch seinem Auftreten als Privatdocent an der berliner Universität Hindernisse in den Weg gelegt wurden, auf Reisen und nahm seit 1839, wenn auch nicht ohne Unterbrechungen, seinen Wohnsitz in Berlin, wo es ihm auch später gelang, unter die Zahl der Lehrer an der Universität aufgenommen zu werden. Im J. 1848 ward er als Professor der allgemeinen Literatur und Geschichte an die Universität zu Breslau versetzt, 1850 aber wieder als Universitätsbibliothekar nach Berlin zurückberufen. Seine schriftstellerische Laufbahn begann M. 1832 mit kritischen Arbeiten und Novellen. Zu seinen frühern Productionen auf diesem Gebiete, unter denen besonders „Madonna, oder Unterhaltungen mit einer Heiligen" (Lpz. 1835) ihrer Zeit nicht geringes Aufsehen erregte, gehören „Madelon" (Lpz. 1832), „Das Duett" (Berl. 1832), „Der Basilisk, oder Gesichterstudien" (Lpz. 1833) und „Moderne Lebenswirren" (Lpz. 1834). Später erschienen die Romane „Thomas Münzer" (3 Bde., Altona 1841; 2. Aufl., 1843), „Carmola, oder die Wiedertaufe" (Hannov. 1844), welche die Kritik als die beste Leistung M.'s auf diesem Gebiete bezeichnet, „Mendoza, oder der Vater der Schelme" (2 Bde, Berl. 1847) und „Die Matadore" (2 Bde, Lpz. 1850). In allen novellistischen Arbeiten M.'s ist die Reflexion durchaus vorherrschend, doch fehlt ihnen dabei der schlagende, durchgreifende Gedanke, die Pointe in seinem Stil, seinen Einfällen, seinen Charakteren. Es findet sich viel Brillantes, Seelenvolles, Sinniges, Inniges, Geistreiches in M.'s Schriften, aber das Groteske, Verzerrte, Unwahre wiegt vor. Seine jüngern Arbeiten haben einen ziemlich hervortretenden socialistischen Anflug, der bei M. aus der Humanität eines edeln Herzens entspringt. Ziemlich Bedeutendes leistete M. als Kritiker. Von seinen größern Arbeiten enthalten die „Kunst der deutschen Prosa" (Berl. 1837; 2. Aufl., 1843), wozu das „Lesebuch der deutschen Prosa" (Berl. 1844) gehört, seine „Geschichte der Literatur der Gegenwart" (Berl. 1842; 2. Aufl., Lpz. 1852), seine „Geschichte der Gesellschaft" (Berl. 1844), die „Ästhetik" (Berl. 1845), die „Allgemeine Literaturgeschichte" (3 Bde., Berl. 1846), die „Götterwelt der alten Völker" (Berl. 1846), seine „Dramaturgie" (2 Bde., Berl. 1847) und die „Staatsberedtsamkeit der neuern Völker" (Berl. 1848) einzelne treffliche Abschnitte. Vollendetes hat M. unstreitig da geleistet, wo er in einzelnen Aufsätzen oder in solchen Werken, die eine Reihe verschiedener Anschauungen ohne engern innern Zusammenhang schildern, eine glänzende Gabe der Auffassung bethätigt. Dies gilt namentlich von seiner Schilderung Knebel's in der von ihm und Varnhagen von Ense veranstalteten Herausgabe von Knebel's „Literarischem Nachlaß und Briefwechsel" (3 Bde., Lpz. 1835—36), von seiner Schilderung des Fürsten Pückler in Büchner's „Deutschem Taschenbuch" (Jahrg. 1), von seinem der unglücklichen Charlotte Stieglitz gesetzten „Denkmal" (Berl. 1835), endlich von seinen „Spaziergängen und Weltfahrten" (3 Bde., Altona 1838—40) und seiner „Völkerschau auf Reisen" (Stuttg. 1840), die meisterhafte Schilderungen aus London, Paris, Südfrankreich und der Schweiz enthalten.

Einen Theil seiner früher in Zeitschriften erschienenen Aufsätze sammelte er in den „Charakteren und Situationen, Novellen, Skizzen, Wanderungen auf Reisen und durch die neueste Literatur" (2 Bde., Wism. und Lpz. 1837) und in den „Gesammelten Schriften" (2 Bde., Lpz. 1847), die, von ungleichem Werthe, manches sehr Anerkennenswerthe enthalten. Mehrmals hat M. versucht, sich an die Spitze journalistischer Unternehmungen zu stellen; der „Literarische Zodiakus", 1835 begonnen, erlag einem baldigen Verbote; von den „Dioskuren für Kunst und Wissenschaft" erschienen zwei Bände (Berl. 1836—37); „Der Freihafen" (Altona 1838) erschlaffte nach einem kurzen Anlaufe; von der Redaction des „Pilot" (Altona 1840) trat M. bald zurück. Auch das Taschenbuch „Delphin" beschränkte sich auf zwei Jahrgänge (Altona 1837—38). Außer vielen andern kleinen Schriften schrieb er die „Universitätsfrage" (Berl. 1844); „Der Heilige Geist und der Zeitgeist" (Berl. 1845); „Ständische Blätter (Berl. 1847); „Revision oder Vereinbarung?" (Berl. 1849); „Machiavelli" (Lpz. 1851; 2. Aufl., 1853) und „Geschichte der deutschen Stände" (Berl. 1853) und hat sich somit je länger desto mehr der Politik zugewendet. Auch hat er die Herausgabe von Luther's „Politischen Schriften" (Berl. 1844 fg.) begonnen und von einigen Schriften J. J. Engel's neue Auflagen besorgt.

**Mundt** (Klara), bekannt als deutsche Romanschriftstellerin unter dem Namen **Luise Mühlbach**, Gattin des Vorigen, ist die Tochter des Hofraths und Oberbürgermeisters Müller zu Neubrandenburg und wurde daselbst 2. Jan. 1814 geboren. Nachdem sie sich 1839 mit Theod. Mundt vermählt, veröffentlichte sie eine lange Reihe von Romanen, welche als Tendenz das einfache und wahre Naturleben bekunden, dieselbe aber in negativer Weise hervortreten lassen, indem sie alle Gräuel der Civilisation schildern. Ihre Verfasserin ist bei großer Productivkraft in der Erfindung phantasiereich, ein ursprüngliches Talent, allein ihre Phantasie zeigt etwas Wildes, Überwucherndes, Regelloses, überschreitet das künstlerische Maß und die sittlichen Schranken. Die schleierlose Enthüllung von Situationen, welche zum mindesten als unweiblich bezeichnet werden muß, stellt Luise Mühlbach in die Reihe der emancipirten Schriftstellerinnen. Mit einem unleugbaren Behagen versenkt sich ihre üppige Phantasie in Schandgemälde, bei denen Gift und Dolch, Nothzucht und Blutschande die vorzüglichste Rolle spielen. Vorzüglich gilt dieses von „Ein Roman in Berlin" (3 Bde., Berl. 1846) und den „Hofgeschichten" (3 Bde., Berl. 1847). Von frühern Arbeiten sind noch zu erwähnen: „Glück und Geld" (2 Bde., Altona 1842); „Justin" (Lpz. 1843); „Gisela" (2 Bde., Altona 1844); „Eva" (2 Bde., Berl. 1844); „Novellen und Scenen" (Lpz. 1845); „Nach der Hochzeit" (2 Bde., Lpz. 1844). Eine grausenhafte Blumenlese aus der Geschichte des russ. Despotismus bietet „Die Tochter einer Kaiserin" (2 Bde., Berl. 1848). Polirter und grazlöser als die genannten Arbeiten ist „Aphra Besn" (3 Bde., Berl. 1849). Durch gelungene Charakterschilderungen und reiches geschichtliches Leben zeichnet sich ein Cyklus von Romanen aus der Zeit Friedrich's d. Gr. aus, welchen „Johann Gotzkowsky" (3 Bde., Berl. 1850), „Friedrich der Große und sein Hof" (3 Bde., Berl. 1853) und „Berlin und Sanssouci" (4 Bde., Berl. 1853) bilden. Durch alle Arbeiten der Schriftstellerin zieht sich ein politischer Radicalismus hindurch, der sich häufig in kecken Reflexionen ergeht.

**Mungo Park**, bekannt durch seine Reisen in Afrika, wurde als der Sohn eines Landgutsbesitzers 10. Sept. 1771 zu Fowlshiels bei Selkirk in Schottland geboren. Er studirte zu Edinburg die Arzneiwissenschaft und ließ sich dann in Selkirk als Wundarzt nieder. Nachher ging er nach London und darauf als Hülfswundarzt in Diensten der Ostindischen Compagnie nach Indien. Als er 1793 aus Indien zurückkehrte, erhielt die African association zu London die Nachricht von dem Tode des Majors Houghton, welcher auf ihre Kosten eine Reise nach Afrika unternommen hatte. M. erbot sich zu einer gleichen Unternehmung, erhielt die Genehmigung und brach 22. Mai 1795 nach der engl. Factorei Pisania am Gambia auf, wo er sich einige Monate zu seiner weitern Reise vorbereitete und die Mandingosprache erlernte. Von Westen nach Osten durchstreifte er dann die Königreiche Wulli, Bondu, Kadschaga, Kasson, Kaarta und Ludamar. In letzterm gerieth er im Anfange des März 1796 nahe bei der Gegend, in der Houghton den Tod gefunden hatte, in die Gefangenschaft des maurischen Königs Ali, wo er der rohesten Behandlung und Lebensgefahren so preisgegeben war, daß er den verzweiflungsvollen Entschluß faßte, auf gut Glück, des Zwecks seiner Reise eingedenk, landeinwärts zu fliehen. Das Wagestück gelang ihm so glücklich, daß er in der dritten Woche seiner Flucht, 20. Juli 1796, das große Ziel seiner Reise, den Niger, erblickte, dessen Lauf er so lange verfolgte, bis er sich unübersteiglicher Hindernisse wegen zur Rückreise entschließen mußte. Den Weg westwärts längs des Niger nehmend, kam er im September im Königreiche Mandingo zu Kamilia an, wo

er erkrankte und sieben Monate verweilen mußte. Ein Sklavenhändler, mit dem er einen Vertrag schloß, brachte ihn 10. Juni 1797 wieder nach der engl. Factorei am Gambia; am 15. ging er über Antigua nach London ab und traf daselbst 25. Dec. ein. Seine Beschreibung dieser Reise in den „Travels in the interior of Africa" (Lond. 1799; deutsch, Hamb. 1799) ist mit Wahrheitsliebe abgefaßt und äußerst anziehend. Hierauf ließ er sich 1801 wieder als Wundarzt zu Peebles in Schottland nieder; doch schon 1805 trat er eine neue Reise nach Afrika auf Kosten der Regierung an. Er ging im April 1805 von Pisania am Gambia mit 36 Europäern, wovon 30 Soldaten, die übrigen Handwerker waren, nach dem Innern Afrikas; doch nur mit sieben seiner europ. Begleiter erreichte er im August den Niger. Von Sansanding am Niger im Königreiche Bambarra sendete er im Nov. 1805 seine Tagebücher und Briefe nach Gambia, wo sie auch ankamen. Hier baute er sich ein Boot und schiffte sich mit vier Europäern, die einzigen, die von seinen Begleitern noch am Leben waren, ein und erreichte das Königreich Haussa, wo der durch Unterlassung eines Geschenks beleidigte König ihn in einem engen Passe bei Bussa, an einem Flusse, welchen er herabschiffte, um die Mündung des Nigers zu finden, von Bewaffneten angreifen ließ. Von den Steinen und Pfeilen der Schwarzen verfolgt, suchte er, als seine Gefährten bis auf einen getödtet waren, sich durch Schwimmen zu retten und ertrank. Durch Sklavenhändler kam noch 1806 die Kunde von seinem Tode in die engl. Niederlassung am Senegal. Die Nachrichten von dieser zweiten Reise, nebst einer Lebensgeschichte des unglücklichen Reisenden, erschienen zu London 1815 (deutsch von Büttner, Sondersh. 1827). Um M.'s Papiere, welche der König von Jauri in Händen hatte, zu erhalten und die Ufer des Tschadda zu untersuchen, begab sich später Lander (s. d.) nach Afrika.

**Municipien** (municipia) hießen bei den Römern unterworfene Städte, deren Bürgerschaft mit der römischen durch Ertheilung des vollen röm. Bürgerrechts (civitas) und Aufnahme in die Tribus vereint und denen dabei die selbständige Verwaltung ihres eigenen städtischen Gemeinwesens erhalten war. Nach der Unterwerfung der Lateiner im 4. und 3. Jahrh. v. Chr. war Rom mit Ertheilung dieses Municipalrechts freigebig, später sehr sparsam. Als aber nach Beendigung des Bundesgenossenkriegs die Civität über ganz Italien sich verbreitete, wurden alle ital. Städte Municipien, und der Unterschied zwischen Municipien und Colonien, von denen ja auch die lateinischen in das Bürgerrecht aufgenommen waren, hörte, obschon die Verschiedenheit der Benennungen noch fortdauerte, für Italien auf ein wesentlicher zu sein. Für eine größere Gleichförmigkeit der innern Verfassung der verschiedenen Municipien und für Bestimmung ihres Verhältnisses zum Ganzen des Staats sorgte ein Gesetz des Julius Cäsar vom J. 45 v. Chr. (Lex municipalis), von dem ein Bruchstück in der sogenannten Tabula Heracleensis erhalten ist. Cäsar war auch der Erste, der eine in der Provinz gelegene Stadt, Gades in Spanien, zum Municipium machte, und unter den Kaisern wurden häufig Provinzialstädte zu Municipien erhoben, in der Regel, ohne daß ihnen die selbständige Rechtspflege, welche die ital. Municipien genossen, damit gegeben ward, indem sie vielmehr der Jurisdiction des Statthalters untergeben blieben. Die eigentlichen Bürger eines Municipium hießen municipes, unterschieden von den bloßen Insassen (incolae). Nur die erstern versammelten sich in den Comitien, die sich in den ital. Municipien so lange als in Rom erhielten; nur aus ihnen ging der Senat hervor, der in den Municipien gewöhnlich nach der Benennung seiner Mitglieder, der Decurionen (s. d.), ordo decurionum genannt wird, und dem die übrige Gemeinde, in der dann auch die Grundeigenthümer (possessores), sowie andere Stände besonders bezeichnet wurden, als plebeji gegenüber steht. Auch zu Magistraten waren in der Regel nur Municipes wählbar. Unter ihnen standen die nach der Zahl benannten duumviri oder triumviri oder quatuorviri, mit dem Zusatz juri dicundo, wo ihnen, wie in Italien, die Rechtspflege zukam, und praefecti juri dicundo genannt, wenn die Staatsbehörde sie ernannte, und zwar oben an die für die Geschäfte des Census bestellten censores oder quinquennales, dann die aediles und quaestores; unter diesen Ehrenämtern (honores) die niedern Beamtungen als munera und curationes. Erst gegen das Ende des 4. Jahrh. n. Chr. kommen die defensores rei publicae als Beamte zum Schutz der Gemeinde gegen Willkür der Staats- und Stadtbehörden vor. Der trefflich geordneten Städteverfassung, die auch von den bessern Kaisern von Trajan bis Diocletian gepflegt wurde, hatte der röm. Staat zum guten Theil die Erhaltung seiner innern Kraft in der Kaiserzeit zu verdanken. Sie brach aber zusammen, seit Konstantin und seine Nachfolger, unter denen nur Julian und die beiden Theodosius sich des Städtewesens annahmen, die Städte durch mannichfache Eingriffe und namentlich durch übermäßigen Steuerdruck, der am schwersten auf den Decurionen lastete, herabbrachten. Über das Hinüberdauern röm. Städteverfassung in das Mittel-

alter vgl. besonders Savigny, „Geschichte des röm. Rechts im Mittelalter" (Bd. 1); Raynouard, „Histoire du droit municipal en France" (Par. 1829). — **Municipalität** (municipality, municipalité) nennt man bisweilen wol in Nachahmung fremdländischer Ausdrücke theils die Gemeinden selbst, insofern sie durch eine besondere Verfassung (Municipalverfassung) als solche constituirt und anerkannt sind, theils die sie vertretenden und verwaltenden Körperschaften, den Municipalrath.

**Munition** ist der Gesammtname für alle Geschosse, für die mit ihnen verbundenen oder doch dazu gehörenden Ladungen und die Zündungen nebst den beim Laden noch besonders angewendeten Schlagröhren, Hebespiegeln, Steinkörben u. s. w. Die Munition wird in dem Laboratorium gefertigt und in den Magazinen aufbewahrt. Die Masse der Munition, welche im Felde mitgeführt wird, unterscheidet man in die erste und zweite Chargirung. Die erste Chargirung soll selbst für eine große Schlacht ausreichen; die zweite dient, den augenblicklichen Ersatz zu bewirken, und eine dritte muß vorbereitet sein, um die zweite wieder zu completiren. Auf eine Chargirung rechnet man bei der Infanterie auf einen Mann 60, bei der Cavalerie 40 Patronen, für jedes Geschütz 200 Schuß; im Belagerungskriege werden täglich 50—100 Schuß auf jedes Geschütz gerechnet.

**Munk** (Salomon), verdienter Orientalist, geb. 1802 zu Glogau, wurde von seinem Vater schon in seiner Kindheit zum Studium der hebr. Sprache, der Bibel und des Talmud angehalten, vollendete seine Erziehung auf dem Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin und widmete sich dann auf der dortigen Universität, sowie später zu Bonn besonders dem Studium der Philosophie und der orientalischen Sprachen. Da er keine Aussicht auf eine Anstellung in seinem Vaterlande hatte, begab er sich mit Unterstützung seines Freundes Michael Beer 1830 nach Paris, wo er unter de Sacy und Chézy das Studium des Arabischen, Persischen und des Sanskrit fortsetzte. Er stellte sich die Bearbeitung der bis dahin sehr vernachlässigten jüdisch-arab. Literatur zur besondern Aufgabe. In der Absicht, eine Ausgabe von des Maimonides „Führer der Verirrten" im arab. Original zu veranstalten, begab er sich 1835 nach Oxford, wo er auch andere interessante Documente der rabbinisch-arab. Literatur sammelte. Im J. 1840 ward er neben Reinaud als Custos der orient. Manuscripte an der pariser Bibliothek angestellt. In demselben Jahre begleitete er die jüdischen Abgeordneten Montefiore und Crémieux nach Ägypten, von wo er eine Sammlung arab. Manuscripte, besonders aus der ältern Literatur der Karaiten, mitbrachte. Durch die zunehmende Schwäche seiner Augen ward er genöthigt, 1852 seine Stelle an der Bibliothek niederzulegen. Außer zahlreichen Aufsätzen in Zeitschriften und Beiträgen zu Sammelwerken sind von M.'s Schriften, die sämmtlich echt deutsche Gründlichkeit und umfassende Gelehrsamkeit bekunden, besonders hervorzuheben: „Réflexions sur le culte des anciens Hébreux dans ses rapports avec les autres cultes de l'antiquité" (Par. 1833); „Notice sur Rabbi Saadia Gaon" (Par. 1838); „Commentaire de Rabbi Tanchoum de Jérusalem sur le livre de Habakkouk" (Par. 1843); „Palestine. Description géographique, historique et archéologique" (Par. 1845); „Notice sur Abool-Walid-Merwan" (Par. 1851) u. s. w. Ein Theil von M.'s Aufsätzen über arab. und jüd. Philosophie im „Dictionnaire des sciences philosophiques" ist in deutscher Übersetzung unter dem Titel „Philosophie und philosophische Schriften der Juden" (Lpz. 1852) erschienen. In den „Comptes rendus" (1843) der Akademie der Wissenschaften wies M. die Unrichtigkeit der Behauptung Sedillot's nach, nach welcher die von Tycho de Brahe entdeckte Variation des Mondes schon den Arabern im 10. Jahrh. bekannt gewesen sei. Eine Ausgabe des arab. Originals von des Maimonides „Führer der Verirrten" mit franz. Übersetzung und Anmerkungen hat M. für die nächste Zeit in Aussicht gestellt.

**Munkács**, ungar. Marktflecken, Hauptort der beregher Gespanschaft, in einer sehr reizenden Ebene am Latorczaflusse gelegen, zählt 4540 E., größtentheils Handwerker, deren Erzeugnisse auf den lebhaften, aus der Umgegend stark besuchten Wochenmärkten guten Absatz finden. Ungefähr ein halbe Stunde von M. entfernt liegt die 1359 von Theodor Keriatovich erbaute, auf dem Gipfel eines in der Ebene vereinzelt stehenden Felsens befindliche Festung Munkács die zwar klein und unansehnlich, aber durch ihre Lage und ihre starken Mauern als befestigter Platz beachtenswerth und durch die vielen Belagerungen, die sie in frühern Jahrhunderten bestanden, geschichtliche Berühmtheit erlangt hat. Bekannt ist besonders die Belagerung, welche hier die heldenhafte Helena Zrinyi, die Gemahlin des ungar. Revolutionshaupts Emmerich Tököly (s. d.), durch den östr. Feldherrn Caprara aushielt. Die Festung M. ward erst nach dreijähriger Vertheidigung 14. Jan. 1688 übergeben. Seit Anfang dieses Jahrhunderts und be-

sonders seit dem Ausgange der jüngsten ungar. Revolution wird M. von der östr. Regierung als Staatsgefängniß für politische Verurtheilte benutzt.

**Münnich** (Burkhard Christoph, Graf von), russ. Staatsminister und Generalfeldmarschall, geb. 1683 zu Neuenhuntorf im Herzogthum Oldenburg, wo sein Vater, der Reichsritter von M., als ostfries. Geh. Rath und Deichgraf lebte, erhielt eine sorgfältige Erziehung und trat 1701 als Hauptmann in hessen-darmstädtische, 1705 in hessen-kasselsche, 1716 als Oberster in poln.-sächs., später als Generalmajor in schwed. und 1720 in russ. Dienste. Kurze Zeit nachher ernannte ihn Peter d. Gr. zum Generallieutenant. Peter II. erhob ihn 1727 zum General-en-Chef und 1728 in den russ. Grafenstand, und unter Anna wurde er 1731 Generalfeldzeugmeister, Generalfeldmarschall und Präsident des Reichscollegiums. Er gab dem russ. Landheere eine neue Organisation und errichtete das adelige Cadettencorps. Im J. 1734 belagerte und eroberte er Danzig, und bei seiner Rückkehr wurde er nach Warschau gesendet, um die hier ausgebrochenen Unruhen beizulegen. Im folgenden Jahre machte er den Feldzug gegen die Türken mit. Er verwüstete 1736 die Krim, eroberte 1737 Oczakow, ging 1739 bei Sinkowza über den Dniestr, schlug die Türken bei Stewutschan, bemächtigte sich der Festung Choczim und besetzte die Moldau. Seinen weitern Planen wurde durch den 18. Sept. 1739 zu Belgrad geschlossenen Frieden ein Ziel gesetzt. Auf ihrem Sterbebette vermochte er die Kaiserin dahin, daß sie den Herzog Ernst Johann von Kurland, als Vormund des minderjährigen Thronfolgers Iwan, zum Regenten des russ. Reichs erklärte, indem er hoffte, daß der Herzog blos den Namen führen, er selbst aber die Gewalt haben werde. Da er sich jedoch in dieser Hoffnung getäuscht sah, stürzte er den Herzog und ließ ihn gefangen nehmen, worauf die Prinzessin Anna, Iwan's Mutter, dem Scheine nach die Regentschaft führte. Er ließ sich zum Premierminister erklären und betrieb nun mit vielem Eifer das Bündniß mit Preußen. Als aber die Regentin mit Wien und Dresden in Verbindung trat, fand er sich trotz der von ihr erhaltenen ungeheuern Geschenke so beleidigt, daß er im Mai 1741 seinen Abschied foderte. Kurz zuvor hatte ihn der Kurfürst von Sachsen als Reichsvicar in den deutschen Reichsgrafenstand erhoben; doch die Urkunde erhielt er erst 1762. Denn als er, nachdem er seinen Abschied erhalten, nach Königsberg abreisen wollte, wurde er auf Befehl der Kaiserin Elisabeth, die sich im Dec. 1741 auf den Thron geschwungen hatte, verhaftet und zum Tode verurtheilt, nachmals aber seiner Güter für verlustig erklärt und nach Pelim in Sibirien gebracht. Hier lebte er bis 1762, wo ihn Kaiser Peter III. zurückberief und ihn wieder in den Besitz seiner vorigen Würden setzte. Noch in demselben Jahre ernannte ihn Katharina II. zum Generaldirector der Häfen am Baltischen Meere. M. starb 1767 in Petersburg. Er schrieb „Ebauche, pour donner une idée de la forme du gouvernement de l'empire de Russie" (Kopenh. 1774). Sein Enkel, Graf Ernst Gustav von M., starb 1812 als russ. Generalmajor und hinterließ zwei Söhne: Graf Franz Friedrich, geb. 1. Oct. 1788, oldenburg. Oberhofmarschall, und Graf Peter Christoph von M., gest. als russ. Oberstlieutenant 1828.

**Munster** oder Mounster (sprich Monster), irisch Mown, die südwestliche und die größte Provinz Irlands, grenzt im N. an Connaught, von welchem sie zum Theil der Shannon und Derghsee trennt, im O. an Leinster, im S. und W. an den Atlantischen Ocean. Die überaus zersplitterte Fjordenküste bietet eine große Menge tief eingeschnittener Baien, Buchten und Häfen dar, z. B. im Westen die Galway- und Malbai, den Mündungsbusen des Shannon, die Tralee- und Dinglebai, im Südwesten Ballynskeley-, Kenmare-, Bantry- und Dunmanusbai, im Süden die Roaring-Water- und Roßbai, die Häfen von Kinsale und Cork, die Youghal- und Dungarvanbai und am Südostende den Hafen von Waterford. Auch von zahlreichen Inseln, Klippen und Riffen ist die Küste begleitet, unter welchen die Süd-Arraninseln vor der Galwaybai, Valentia südlich am Eingang der Dinglebai, mit dem westlichsten Hafen Europas, die Eilande Bull, Cow, Calf und Cat (d. h. Stier, Kuh, Kalb, Katze) und die südlichste von allen, Cape Cleareisland, die bemerkenswerthesten sind. M. ist zugleich der gebirgigste Theil Irlands und enthält dessen höchste Erhebungen. Im Norden erhebt sich das kleine Bergland von Clare mit dem Slieve Baughta am Derghsee, im Südwesten das hochromantische Bergland von Kerry (s. d.) oder die irische Schweiz. Dort steigt der Mangerton 2500 F., der Carran Tual in den Macgillicuddy's Reeks 3200 F. hoch auf. Noch höher aber soll das mit Cap Sybil, der westlichsten Spitze der Insel, endende Bergland zwischen der Tralee- und Dinglebai sein und im Cahirconrigh die Höhe von 3900 F. erreichen, welcher dann der höchste Berg Irlands sein würde. Die Berge von Cork dagegen bleiben unter 2000 F. Höhe zurück, während die von Waterford höher aufsteigen, mit Felszacken und Klippen, tiefen Gründen, klei-

den Bergseen und mehr oder minder breiten Thälern. Im Norden von Lismore erhebt sich der Knockmeldown 2534 und der Commeragh 2017 F. Durch die Grafschaft Tipperary zieht quer von Südwesten gegen Nordosten die Gebirgsreihe Plelembhe Madina westlich vom Flusse Suir, die Galteeberge im Südwesten, die nach Limerick streichen, dann der Ben Beacon und die Slewnamucks-Mountains, nördlich von jener Reihe die Benduth und Devils Bitgebirge. Zwischen diese Berg- und Hügellandschaften, in denen sich Steinkohlenlager, Blei, Kupfer und Eisen finden, dringt in schmalern oder breitern Streifen, zum Theil bis an die Küste, die Tiefebene des Innern vor, die in Clare, Tipperary, Limerick und Cork ausgedehnte Flächen einnimmt und mit die reichsten Getreidefluren und herrlichsten Wiesengründe Irlands darbietet. Unter den Gewässern sind, außer dem Shannon mit dem Derghsee im Norden, bemerkenswerth im Westen der Cashen, Mang und Lane, ein Abfluß des berühmten Sees von Killarney (s. Kerry); im Süden der Bandon, der Lee, welcher bei Cork, und vor allen der Blackwater, welcher in die Youghalbai, sowie der Suir, welcher in den Waterfordhafen mündet. Die drei letztern, wie der Shannon, sind schiffbar. Außer ihnen fördern den Binnenverkehr die große Süd- und Westbahn, die von Dublin nach Tipperary und Limerick führt, sowie die Zweigbahnen nach Cork, Waterford und andere. Den Seeverkehr begünstigen die zahlreichen Häfen, wie Waterford, Youghal, Cork, Kinsale, Baltimore, Tralee, Dingle, Valentia und Limerick. Von den 433⅓ QM. des Gesammtareals von M. kommt ein Drittheil auf unproductives Bergland, Moore und Seen. Die Provinz hatte 1841 eine Bevölkerung von 2,396161 E., 1851 aber von 1,831817 E., was eine stärkere Abnahme als in jeder der drei andern Provinzen, nämlich von mehr als 23 Proc. ergibt. Es lebten 1841 von den Familien 71 Proc. von Ackerbau und Viehzucht, 19 von Fabriken, Handel und Gewerbe, 10 von andern Beschäftigungen. In keiner Provinz ist die ländliche Bevölkerung ärmer; sie besteht hier meist aus Lohnarbeiten, welche in den elendesten Lehmhütten wohnen. Neben Ackerbau und Viehzucht ist von besonderer Wichtigkeit die Fischerei. An der West- und Südküste erstrecken sich die große Westbank und die Nymphebank weit in den Ocean hinein, die von Fischen aller Art wimmeln, namentlich von Kabeljaus (Cod) und Heringen. Auch im Südosten, südlich von Waterford, verspricht der Ort Dunmore ein bedeutender Fischerplatz zu werden. Außerdem beschäftigt sich die Bevölkerung, namentlich die städtische, mit Manufacturen in Segeltuch, Leinwand, Tuch, Wollen- und Baumwollenzeugen, Leder, Papier, Leim und Glas; ferner mit Schlächterei, Brauerei und Brennerei, Schiffbau, Rhederei und Handel mit Getreide, Mehl, Fleisch, Speck und Butter. M. zerfällt in die sechs Grafschaften Clare, Cork, Kerry, Limerick, Tipperary und Waterford.

**Münster**, entstanden aus dem lat. monasterium, d. h. Kloster, bedeutet ursprünglich einen Aufenthaltsort von Mönchen; auch hat das Wort in seiner franz. Umwandelung (moutier oder moustier) die Bedeutung einer Abtei beibehalten. Im Deutschen wurde es allmälig gleichbedeutend mit Kathredale, hauptsächlich wol deshalb, weil früher die Stiftsherren einer solchen klösterlich beisammen wohnten. Später bezeichnete es sogar jede größere Hauptkirche, auch wenn kein Stift damit verbunden war, wie z. B. das freiburger Münster, das ulmer Münster u. s. w. Auch ob die betreffende Kirche einen oder zwei Thürme hat, welche letztere ein Vorrecht der Stiftskirchen waren, kommt dabei nicht in Betracht, wie dies die beiden genannten Kirchen beweisen, die beide nur einthürmig sind. In Norddeutschland gebraucht man für Münster meist den Ausdruck Dom.

**Münster**, die Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks sowie der preuß. Provinz Westfalen, der Sitz eines Bischofs und Domcapitels, des Oberpräsidiums, der königl. Regierung, des Generalcommandos des siebenten Armeecorps, eines Kreis- und Appellationsgerichts, des Oberpostamts und der Provinzialsteuerdirection, liegt am unbedeutenden Flusse Aa, welcher nach einem nur siebenstündigen Laufe in die Ems fällt, und steht durch eine 4 M. lange Zweigbahn (Münster-Hammer Eisenbahn), die jedoch über M. hinaus nach Holland und Ostfriesland hin verlängert werden soll, mit der großen Verkehrsstraße, der Köln-Mindener Eisenbahn, in Verbindung. Die Stadt selbst, in einer durchaus ebenen Gegend gelegen, ist gleichwol eine der schönsten Städte Westfalens, hat mit Einschluß der kleinen Vorstadt St.-Mauritz zehn kath. und eine protest. Kirche, größtentheils gut gebaute Häuser, von denen die am Markte (Bogenstraße) mit Arcaden versehen sind, breite Straßen und 25000 E. Von den Kirchen, zu deren Verschönerung in neuester Zeit der Kunstsinn des gegenwärtigen Bischofs wesentlich wirkt, sind besonders sehenswerth die Domkirche auf dem geräumigen, von ansehnlichen Gebäuden (dem bischöflichen Palais, der Post, königl. Bank u. s. w) umgebenen, von hochstämmigen Linden beschatteten und zur Abhaltung der Jahr-

märkte (bes Sendes) benutzten Domplatze. Sie hat vortreffliche Bildhauerarbeiten, darunter die berühmte Pietà Achtermann's, welcher sich ein gleich vortreffliches Meisterstück, die Kreuzabnahme, von demselben Künstler, beigesellen soll. Ferner die im schönsten altdeutschen Stile gebaute Lambertikirche am Markte, an deren Thurm noch die drei eisernen Käfige sich befinden, in welchen die Wiedertäufer Johann von Leyden (s. d.), Knipperdolling und Krechting nach erlittenem Martertode aufgehängt wurden. Sodann die schöne in gothischem Stile erbaute Liebfrauenkirche mit ihrem kolossalen, aus großen Quadern aufgeführten Thurme, die Kirche zum heil. Ludgerus (erstem münsterschen Bischof) mit ihrem rundlich achteckigen Thurme, dessen oberer durchbrochener Theil künstlich auf acht Pfeilern ruht. Von den weltlichen Gebäuden zeichnen sich aus: das königl. Schloß (auf dem Neuenplatze) mit schönem Park und das Rathhaus (auf dem Markte) mit hoher gothischer Façade. In letzterm ist der Saal, in welchem 24. Oct. 1648 der Westfälische Friede unterzeichnet wurde (Friedenssaal) noch unverändert erhalten und mit den Porträts der sämmtlichen Gesandten geziert. Außerdem sind zu erwähnen das neue, nach pennsylvan. System gebaute Zuchthaus, der Bahnhof mit seinen Umgebungen, die Paläste der Freiherren von Romberg und von Droste und die Häuser mehrer Adeligen. Die ehemaligen Festungswerke wurden schon im 18. Jahrh. unter dem Minister von Fürstenberg (s. d.) zu einer rings um die Stadt sich ziehenden, von vier Reihen Linden beschatteten Allee umgeschaffen, und auf der ehemaligen Citadelle ward der fürstbischöfliche Palast mit schönen Gartenanlagen erbaut. Die damalige kath. Universität hob man 1818 auf und theilte die Fonds derselben der nachher vom König Friedrich Wilhelm III. 1824 errichteten Max Friedrichs-Akademie, dem kath. Priesterseminar und den Gymnasien zu M. und Paderborn zu. Die jetzige Akademie besteht in zwei Facultäten, einer katholisch-theologischen und einer philosophischen, zählt 17 Lehrer und gegen 300 Studirende. Die auf den Etat der Akademie gestellte Paulinische Bibliothek enthält gegen 50000 Bände. Das Gymnasium zählt an 700 Schüler. Außerdem gibt es in M. ein zur Akademie gehöriges naturhistorisches Museum, einen botanischen Garten (im Schloßgarten), ein Seminar für Schullehrerinnen, einen Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens, der mit dem zu Paderborn ein Ganzes bildet, und eine Menge milder Stiftungen, unter denen besonders das Clemenshospital mit seinen Barmherzigen Schwestern zu erwähnen ist. Die Einwohner bekennen sich größtentheils zur kath. Kirche, doch ist auch die Zahl der Protestanten nicht unbedeutend. Man fabricirt Leder, Wollenzeuge, Tuche, Stärke, Zucker und Wagen; auch gibt es ansehnliche Brauereien und Brennereien. Der Handel beschränkt sich auf Landesproducte und ist namentlich in Leinwand, westfäl. Schinken und Pumpernickel sehr bedeutend. M. kommt unter dem Namen Mimigardevord schon zu Karl's d. Gr. Zeit vor, der 791 dem zum Bischof der Sachsen ernannten heil. Ludger diesen Ort zu seinem Wohnsitze anwies. Zu größerer Bedeutung gelangte der Ort aber erst seit der Mitte des 11. Jahrh., wo an die Stelle der ursprünglichen kleinen Kapelle eine Pfarrkirche trat und ein Kloster angelegt wurde, das nun zu dem neuen Namen Münster Veranlassung gab, indem man den Ort die Stadt bei dem Münster (ad monasterium), d. i. Kloster, nannte. Unter dem Bischof Dietrich, Grafen von Isenburg, fing 1225 der Bau des Doms an, der nach 36 J. unter dem Bischof Gerhard von der Mark 1261 eingeweiht wurde. Im 13. Jahrh. trat die Stadt dem Hansebunde bei. Anfang 1532 wurde unter dem Bischof Friedrich III., der einer gemäßigten Kirchenreform nicht abgeneigt war, unter heftigem Widerstande des Domcapitels die Reformation eingeführt. In den J. 1535 und 1536 war die Stadt der Schauplatz der politisch-religiösen Bewegungen der Wiedertäufer (s. d.). Nachdem die Stadt nach tapferer Gegenwehr 25. Juni 1535 von dem Bischof erobert worden, erfolgte eine durchgreifende Reaction. Auch später wiederholten sich die Streitigkeiten mit den Bischöfen, namentlich mit dem kriegerischen Christoph Bernhard von Galen (s. d.), dem sie nach seiner Wahl 1650 Anerkennung und Aufnahme verweigerte. Nachdem sich ihm aber 1661 die Stadt hatte ergeben müssen, arbeitete er mit Kraft dahin, den unruhigen Geist derselben für immer zu brechen. Er legte eine Citadelle an und nahm in M. seinen Sitz, während seine Vorgänger in Koesfeld residirt hatten. Im Siebenjährigen Kriege wurde die Stadt sowol von den Franzosen als von den Verbündeten belagert und erobert.

Das vormalige Hochstift Münster war das größte des Westfälischen Kreises und zählte auf 180 QM. etwa 350000 E. Anfangs unter der Erbschirmgerechtigkeit der Grafen von Tecklenburg, wurde es im 12. Jahrh. zum Reichsfürstenthum erhoben. Auch erhielt der Bischof, der im Westfälischen Kreise erster kreisausschreibender Fürst und Director war, 1708 Sitz und Stimme im Reichsfürstenrathe, in den er aber nie eingeführt wurde. Seit 1719 war der Erzbischof von

Köln zugleich Bischof von M., das jedoch seine besondere Regierung behielt. Im Reichsdeputationshauptschlusse von 1803 wurde das Hochstift säcularisirt; das Territorium wurde getheilt und als Entschädigung an Preußen, an den Herzog von Holstein-Oldenburg, den Herzog von Aremberg, das fürstliche und rheingräfliche Haus Salm, den Herzog von Croy und den Herzog von Looz und Corswarem gegeben. Der dem Letztern zugefallene Theil erhielt den Namen des Fürstenthums Rheina-Wolbeck. Preußen bildete aus seinem Antheile, 60 □M. mit 128000 E., das Fürstenthum Münster, welches im Tilsiter Frieden 1807 an Frankreich abgetreten und zu dem neugebildeten Herzogthum Berg geschlagen, 1810 aber zum größten Theile mit den an die Häuser Salm, Aremberg, Croy und Looz und Corswarem gefallenen Theilen des Hochstifts M. mit dem franz. Kaiserreiche vereinigt wurde. In Folge der Bestimmungen des Wiener Congresses erhielt Preußen das Fürstenthum M. zurück, mit Ausnahme von Kloppenburg und Vechta, die wieder unter oldenburgische Hoheit kamen, und zugleich die Souveränetät über die ehemals münsterschen Landestheile der Häuser Salm, Croy und Looz und Corswarem. Hannover aber wurde Souverän über die münsterschen Besitzungen der mediatisirten Herzoge von Aremberg und über einen kleinen Theil der Looz- und Corswarem'schen Besitzungen. Vgl. Wilkens, „Versuch einer allgemeinen Geschichte der Stadt M." (Hannov. 1823); Erhard, „Geschichte M.s" (Münst. 1837).

**Münster-Ledenburg** (Ernst Friedr. Herbert, Reichsgraf zu), Hannovers bedeutendster Staatsmann, geb. zu Osnabrück 1. März 1766, aus einem alten deutschen Adelsgeschlechte, das sich gegenwärtig in die drei Äste Langelage, Meinhövel und Ledenburg spaltet, die 1794 von Kurpfalzbaiern während des Reichsvicariats in den Reichsgrafenstand erhoben wurden. Er besuchte das Philanthropin in Dessau und die Ritterakademie zu Lüneburg und studirte 1784—87 in Göttingen. Nachdem er 1788 als Kammerauditor in den hannov. Civilstaatsdienst eingetreten, wurde er 1791 Hof- und Kanzleirath. Im J. 1793 erhielt er einen Auftrag an den nachmaligen Herzog von Sussex, der in Italien war, begleitete ihn dann auf dessen Reisen und hielt sich bis 1798 in Italien auf, wo er wieder in Hannover in die Finanzkammer eintrat. Von 1801—4 war er als außerordentlicher Gesandter am russ. Hofe; nach seiner Rückkehr wurde er vortragender Minister am Hofe zu London, wo er sich auch während der Occupation Hannovers aufhielt und vielfach in die diplomatischen Verhandlungen verflochten war. Im Aug. 1814 wurde er zum Erblandmarschall in Hannover ernannt und 1815 wohnte er dem Wiener Congresse bei. Gleichzeitig erhielt er die Specialvollmacht zur Führung der Vormundschaft des Herzogs Karl von Braunschweig. Als dieser, nachdem er die Regierung selbst übernommen, 1827 gegen die vormundschaftliche Verwaltung mit öffentlichen Anklagen auftrat, rechtfertigte er sich und den König von England in der „Widerlegung der ehrenrührigen Beschuldigungen, welche sich Se. Durchl. der regierende Herzog von Braunschweig gegen Ihren erhabenen Vormund und die während Ihrer Minderjährigkeit mit der Verwaltung Ihrer Lande und Ihrer Erziehung beauftragten Männer erlaubt haben" (Hannov. 1827). Die Folge davon war, daß der Herzog ihm eine Herausfoderung schickte, die er aber nicht annahm. (S. Braunschweig.) Bei den Bewegungen in Hannover Anfang 1831 sah er sich wegen seiner Verwaltung harten Angriffen ausgesetzt, namentlich in der Schrift „Anklage des Ministeriums Münster", die er in einer „Erklärung u. s. w." (Hannov. 1831) zu entkräften suchte und die auch durch die „Actenmäßige Würdigung u. s. w." (Hannov. 1831) widerlegt wurde. Nichtsdestoweniger erhielt er 12. Febr. 1831 seine Entlassung als dirigirender Minister für die hannov. Angelegenheiten am londoner Hofe. Wie er schon 1815 die Erhebung in den Fürstenstand verweigert hatte, so lehnte er auch jetzt die Pension, deren Betrag er selbst bestimmen sollte, gänzlich ab und wurde dafür 22. Febr. 1831 zum Großkreuz des Bathordens ernannt. Er starb 20. Mai 1839, und die Landmarschallswürde ging auf seinen einzigen Sohn, Georg Herbert, Reichsgraf zu M., geb. 23. Dec. 1820, über.

**Münsterberg**, ein ehemaliges Fürstenthum Niederschlesiens von etwa 14 □M. und 52000 E., im Regierungsbezirk Breslau, besteht aus den Kreisen Frankenstein und Münsterberg, in welchen die neun Orte zerstreut liegen, welche die jetzige Minderherrschaft Münsterberg bilden. Das Fürstenthum gehörte früher der fürstlich Auersperg'schen Familie, bis es Friedrich II. durch Kauf an sich brachte. Die Stadt Münsterberg an der Ohlau, mit 5000 E., darunter viele Juden, hat eine alte Kirche der Kreuzherren, die aber jetzt anderweitig benutzt wird, und eine noch vorhandene Kapelle der 1468 zerstörten Burg. Bekannt ist auch das dasige kalte Schwefelbad. In der Nähe von M. liegt auch das 1222 gegründete Cistercienserkloster Heinrichau, welchem ein infulirter Abt vorstand.

**Muntaner** (En Ramon), einer der trefflichsten Chronisten des romanischen Mittelalters, wurde 1265 zu Peralada, einem Flecken in Catalonien, geboren. Als 1285 bei Gelegenheit des franz. Einfalls in Catalonien Peralada in Flammen aufging und er all seine Habe verlor, verließ er den heimischen Boden und führte nun dreißig Jahre hindurch ein unstätes abenteuerliches Leben in beständiger Kriegsübung und mannichfachem Wechsel des Schicksals, bis er endlich Valencia erwählte, um hier den Rest seines Lebens als ruhiger Bürger im Schoose seiner Familie zu verbringen. Erst 1325 begann er seine Geschichte der Großthaten der Fürsten des aragonischen Hauses von Jayme dem Eroberer bis zur Krönung des Königs Alfons IV. von Aragon, der er selbst noch als Abgeordneter von Valencia beiwohnte, welche Geschichte zugleich großentheils die seines eigenen Lebens ist, da er meist als Augenzeuge und Mithandelnder berichtet. Es durchweht diese anspruchslose „Chronik“ ein wahrhaft epischer Geist, und es verleihen ihr jene Unmittelbarkeit, Naivetät und Naturwahrheit einen Reiz und eine Frische, die keine Kunst zu ersetzen vermag. Trotzdem blieb sie bis in die Mitte des 16. Jahrh. ungedruckt; die ältesten Ausgaben des catalonischen Originals sind die von Valencia (1558) und Barcelona (1562), beide große Seltenheiten. Nach diesen Ausgaben hat Lanz einen sehr guten Abdruck des Originals für den stuttgarter literarischen Verein veranstaltet (Stuttg. 1844), nachdem er zuvor eine treffliche deutsche Übersetzung (2 Bde., Lpz. 1842) herausgegeben hatte. Sehr mangelhaft ist die franz. Übersetzung bei Buchon in der „Collection des chroniques nationales françaises“ (Bd. 5 und 6, Par. 1827), fleißiger gearbeitet die ital. Übersetzung von Filippo Moisé (Flor. 1844).

**Münter** (Balth.), bekannt als Kanzelredner und geistlicher Liederdichter, geb. zu Lübeck 24. März 1735, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte seit 1754 Theologie in Jena und wurde hier 1757 Privatdocent. Im J. 1760 kam er als Prediger nach Gotha und drei Jahre später als Superintendent nach Tonna. Nachmals folgte er dem Rufe als Hauptprediger an der deutschen Petrigemeinde nach Kopenhagen, wo er 5. Oct. 1793 starb. M. hat zur Verbreitung geläuterter Religionsbegriffe mächtig beigetragen. Unter den zahlreichen Predigtsammlungen, die er herausgab, zeichnen sich die Vorträge über die Reden Jesu nach den vier Evangelisten aus. Seine geistlichen Lieder (zwei Sammlungen, 1773 und 1774) ragen unter denen der Gellert-Cramer'schen Schule hervor, deren Schwächen sie theilen. Im J. 1772 wurde ihm die traurige Pflicht, den unglücklichen Grafen Struensee (s. d.) zum Tode auf dem Blutgerüste vorzubereiten, dessen „Bekehrungsgeschichte“ (Kopenh. 1772) er herausgab, die fast in alle Sprachen übersetzt wurde und ihn berühmter machte als alle seine übrigen Schriften. In seinen letzten Lebensjahren erwarb er sich ein besonderes Verdienst durch verbesserte Einrichtung des Armenwesens in seiner Gemeinde und durch Errichtung einer Freischule für Töchter. Seine Tochter war die als Schriftstellerin bekannte Friederike Sophie Christiane Brun (s. d.) — **Münter** (Fridr.), Sohn des Vorigen, rühmlichst bekannt als Theolog, Orientalist und Alterthumsforscher, wurde zu Gotha 14. Oct. 1761 geboren, in Kopenhagen aber erzogen. Nachdem er auf der dasigen Universität einige Jahre studirt hatte, setzte er seine theologischen Studien seit 1781 in Göttingen fort. Nach seiner Rückkehr machte er mit königl. Unterstützung eine Reise nach Italien, wo er sich über drei Jahre aufhielt. In Rom beschäftigte er sich besonders mit alterthümlichen Studien; er ließ daselbst 1786, vom Cardinal Borgia dazu aufgemuntert, eine Probe der koptischen Übersetzung des Buchs Daniel drucken und entdeckte in der Corsini'schen Bibliothek das Statutenbuch der Tempelherren, das er später (Berl. 1794) herausgab. Über seine Reise berichtete er in dem Werke „Efterretninger om begge Sicilierne, samlede paa en Reise i disse Lande“ (2 Bde., Kopenh. 1788—90), welches ins Deutsche (1790) und in mehre andere Sprachen übersetzt wurde. Seit 1790 ordentlicher Professor der Theologie an der Universität zu Kopenhagen, wurde er 1808 Bischof von Seeland und starb als solcher 9. April 1830. Durch seine Schriften, unter denen das „Handbuch der Dogmengeschichte“ (2 Bde., Kopenh. 1801; deutsch von Evers, Gött. 1802); „Geschichte der dän. Reformation“ (2 Bde., Kopenh. 1802); „Die Religion der Karthager“ (Kopenh. 1816; 2. Aufl., 1821); „Geschichte der Einführung des Christenthums in Dänemark und Norwegen“ (3 Bde., Lpz. 1823—32) und das wichtige Werk „Die Sinnbilder und Kunstvorstellungen der alten Christen“ (Altona 1825) zu erwähnen sind, sowie durch eine ausgebreitete Correspondenz erwarb er sich einen europ. Ruf. Seinen Ämtern mit Eifer vorstehend, förderte er theils durch thätige Mitwirkung, theils unmittelbar mehre gute Einrichtungen. Auch an der von König Friedrich VI. veranstalteten Revision der kirchlichen Übersetzung des Neuen Testaments nahm er thätigen Theil.

**Münzconvention.** Die Abweichungen, welche sich die einzelnen deutschen Staaten von

der Reichsmünzordnung erlaubten, führten mehre derselben zu Münzverträgen oder Münzconventionen, um wenigstens auf dem kleinen gemeinsamen Gebiete die Gleichmäßigkeit wiederherzustellen. So vereinigten sich 1667 Kursachsen und Brandenburg zum Zinnaischen, die nämlichen Staaten unter Zutritt von Braunschweig-Lüneburg 1690 in Leipzig zum Leipziger Münzfuße, welcher 1737 zum allgemeinen Reichsmünzfuße erhoben wurde. Nachdem aber 1748 der Kaiser für Östreich zum 20-Guldenfuße übergegangen war, schloß sich ihm 1753 Baiern durch eine Convention an, welcher der 20-Guldenfuß vorzugsweise den ihm noch heute gewöhnlich ertheilten Namen Conventionsfuß verdankt, obwol Baiern schon vor Ablauf eines Jahres von der Convention wieder zurücktrat und zum 24-Guldenfuße überging. (S. Münzfuß.) Nach der spätern abermaligen Spaltung in sehr verschiedene Münzsysteme, welche nothwendigerweise im Verkehre mannichfache Nachtheile mit sich führten, kam es in der neuesten Zeit bald nach Gründung des preuß.-deutschen Zollvereins zu zwei besonders wichtigen und folgenreichen Münzverträgen. Die unterm 25. Aug. 1837 zu München abgeschlossene Convention einigte die süddeutschen Zollvereinsstaaten zur Annahme des $24\frac{1}{2}$-Guldenfußes, diejenige vom 30. Juli 1838 zu Dresden aber die nördlichen Zollvereinsstaaten zur Annahme des preuß. oder 14-Thalerfußes (21-Guldenfußes). Die Hauptpunkte dieser beiden Verträge sind folgende: Als Grundlage des gesammten Münzwesens im Zollverein soll in allen Münzstätten einerlei Münzmark angewendet werden, deren Gewicht auf 233,8555 franz. Grammes festgesetzt wurde, also die preuß. Mark. Es soll entweder der 14-Thalerfuß mit dem Werthverhältnisse des Thalers zu $1\frac{3}{4}$ Gldn., oder der $24\frac{1}{2}$-Guldenfuß mit dem Werthverhältnisse des Guldens zu $\frac{4}{7}$ Thlr. als Landesmünzfuß gelten. Das erstere ist der Fall in Preußen, Sachsen, Kurhessen, Sachsen-Weimar, Sachsen-Altenburg und Sachsen-Gotha, in der schwarzburg-rudolstädt. Unterherrschaft, in Schwarzburg-Sondershausen und den reußischen Landen; das zweite in Baiern, Würtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Sachsen-Meiningen und Sachsen-Koburg, Nassau, der schwarzburg-rudolstädt. Oberherrschaft und in der Freien Stadt Frankfurt. Der Landesmünzfuß soll genau innegehalten werden, und von dem Gehalte oder Gewichte der Münzen darf nur insoweit abgewichen werden, als eine absolute Genauigkeit unerreichbar ist. Diese äußersten Falls zulässige Abweichung im Mehr oder Weniger ist beim einzelnen Thalerstücke auf ein Grän im Feingehalt und $\frac{1}{2}$ Proc. im Gewicht und beim einzelnen Einsechsteltthalerstücke auf $1\frac{1}{2}$ Grän im Feingehalt und 1 Proc. im Gewichte festgesetzt worden, beim ganzen und halben (sowie bei dem spätern zweifachen) Gulden auf $\frac{3}{1000}$ im Feingehalt und $\frac{5}{1000}$ oder $\frac{1}{2}$ Proc. im Gewichte. Es soll eine Vereinsmünze zu einem Siebentheil der Mark feinen Silbers ausgeprägt werden und sonach den Werth von 2 Thlrn. oder $3\frac{1}{2}$ Gldn. erhalten. Sie muß neun Zehntheile Silber und ein Zehntheil Kupfer enthalten ($14\frac{2}{5}$löthig), und es müssen davon bis 1. Jan. 1842 mindestens zwei Millionen Stücke ausgeprägt sein. Nach Ablauf dieser Zeit sollten innerhalb jedesmaliger vier Jahre mindestens ebenfalls zwei Millionen Stücke ausgeprägt werden, wenn keine anderweite Vereinbarung erfolgte. Diese hat aber schon stattgefunden, da diese Vereinsmünze besonders wegen ihrer Größe als unpraktisch erkannt worden ist. Sämmtliche Staaten verpflichteten sich, ihre eigenen groben Silbermünzen niemals gegen den ihnen beigelegten Werth herabzusetzen. Es blieb ihnen vorbehalten, Scheidemünze, jedoch nur für das eigene Bedürfniß, prägen zu lassen, deren beigelegter Werth aber nicht heruntergesetzt werden darf. Jedes abgenutzte Münzstück muß zum Einschmelzen eingezogen werden. Jeder andere deutsche Staat kann dieser Convention beitreten. Die Dauer dieser Übereinkunft wurde bis zum Schlusse des J. 1858 festgesetzt, und es soll dieselbe stillschweigend von fünf zu fünf Jahren als verlängert angesehen werden, wenn inzwischen nichts Anderes festgesetzt wird. Durch eine besondere Übereinkunft setzten gleichzeitig die Thalerstaaten fest, daß die Einthalerstücke vier Theile Kupfer und zwölf Theile Silber (12löthig) und die Einsechsteltthalerstücke 23 Theile Kupfer und 25 Theile Silber ($8\frac{1}{3}$löthig) enthalten sollten. Andere Stücke wurden zur Zeit nicht geprägt; seit 1852 prägt aber Sachsen auch Eindrittelthalerstücke ($10\frac{2}{3}$löthig). In der Scheidemünze soll die Mark feinen Silbers zu 16 Thlrn. ausgebracht werden. Die ganzen und halben Gulden (denn sich später auch zweifache Gulden zugesellt haben) der süddeutschen Vereinsstaaten enthalten neun Zehntheile Silber und ein Zehntheil Kupfer (sind also $14\frac{2}{5}$löthig) wie die Vereinsmünze. Rücksichtlich der Scheidemünze der süddeutschen Vereinsstaaten einigten sich diese (1837) zur Prägung von Sechs- und Dreikreuzerstücken in einem 27-Guldenfuße, wogegen die Prägung von Einkreuzerstücken aus Silber oder Kupfer und deren Theilstücken dem Ermessen der einzelnen Staaten überlassen bleibt; fast sämmtliche haben seitdem silberne und kupferne Einkreuzerstücke geprägt. Die mit dem J. 1854 zum Zollverein tre-

tenden Staaten Hannover, Oldenburg und Lippe-Schaumburg haben, ebenso wie die beiden Mecklenburg, schon vor mehren Jahren den 14-Thalerfuß angenommen. Jedenfalls ist durch jenen ersten Schritt für Erstrebung einer größern Übereinstimmung der Münzen in Deutschland, der allerdings zunächst nicht weiter gethan werden konnte, vielen gerechten Klagen abgeholfen; eine größere Gleichmäßigkeit steht aber durch die in dem preuß.-östr. Handels- und Zollvertrage vom 19. Febr. 1853 verabredeten und jetzt in nächster Aussicht stehenden gemeinsamen Münzconferenzen mit großer Wahrscheinlichkeit bevor.

**Münze und Münzwesen.** Münze ist das in bestimmte Gewichtsstücke getheilte und mit einem Gepräge versehene Geld (s. d.). Die Erfindung der Münze wird dem König Pheidon von Argos zugeschrieben, welcher im 8. Jahrh. v. Chr. regierte. Schon die Münzen des Alterthums zeigen größtentheils die für ihren Zweck geeignetste Gestalt, die der Scheibe; abweichende Formen, z. B. viereckige, sechseckige und achteckige Platten, sowie kugelähnliche Klumpen sind selten angewendet worden und haben nirgends Beifall gefunden. Ursprünglich erhielten die Münzen nur auf einer Seite ein Gepräge; erst später stempelte man beide Flächen. Den Zusammenhang der Münze mit dem Gewicht deuten die Namen der bekannten ältesten Münzen und vieler neuern an, z. B. die griechische alte und jetzige Drachme; Pfund, Livre und Lira (das Pfund Sterling in England, die frühern Livres in Frankreich, die verschiedenen Lire in Italien); die Mark in Hamburg, Lübeck, Mecklenburg, Holstein, Dänemark u. s. w. Die kleinern Silbermünzen wurden im Mittelalter in Deutschland, den Niederlanden, Frankreich und England bei größern Zahlungen der Bequemlichkeit wegen noch gewogen, und so rechnete man namentlich Pfunde verschiedener Sorten Denare (Pfennige). Anfänglich stand die Anfertigung der Münzen einem Jeden frei. Die betrüglichen Ausmünzungen mancher Privaten aber, sowie das Bedürfniß nach Gleichförmigkeit der umlaufenden Sorten und nach einer vertrauenswürdigen Prägung waren der Anlaß, daß bald fast überall die Staatsregierungen das ausschließliche Münzrecht (Münzregal) sich zueigneten. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist bis jetzt die Gold- und Silbermünzung noch kein Vorrecht der Regierung, wol aber die Kupferprägung. Daher findet auch eine nicht ganz unwichtige Privatmünzung von Goldstücken in Nordcarolina und Californien statt, begünstigt durch den Umstand, daß in dem erstern Unionsstaate und in seiner Nähe keine Staatsmünzstätte sich befindet, was bis 1852 auch in Californien der Fall war. Im Mittelalter, welches trotz der Vorrechte der Regierungen im Münzwesen weit größere Misbräuche aufweist, als die freien Münzen des Alterthums je gewagt haben würden, erwarben sich auch die mächtig gewordene geistliche und militärische Aristokratie, sowie die Gilden und nachmals die Städte das Münzrecht, verloren dasselbe aber allmälig wieder mit der größern Stärkung der monarchischen Gewalt.

Äußerlich hat man bei der Münze die Vorderseite oder den Avers (s. d.) und die Kehrseite oder den Revers (s. d.) zu unterscheiden. Die Charaktere der Münzen werden am zweckmäßigsten erhaben dargestellt, doch nicht in zu hohem Grade, um das schnelle Abschleifen im Umlaufe zu verhindern; die unschönen vertieften Gepräge kommen selten vor und sind nur auf dem Rande der Münze zweckmäßig. Gold- und Silbermünzen werden nicht aus unvermischtem Metall geprägt, sondern unter Zusatz eines geringern, jetzt immer des Kupfers, um die Mischung härter zu machen und der Abnutzung weniger auszusetzen, zugleich auch, was die kleinern Silbermünzen anbetrifft, um diesen eine für den Umlauf genügende Größe oder Stärke zu geben. Das Gewicht einer Münze heißt ihr Schrot (Bruttogewicht), diejenige Gewichtsmenge, welche sie an reinem Metall enthält, ihr Feingewicht; das Verhältniß des Feingewichts zum Schrot heißt Korn oder Feingehalt, beim Golde auch wol Karatigkeit, beim Silber Löthigkeit. Einige nennen jedoch das Feingewicht Korn. Dieses letztere Verhältniß bildet einen Bruch, welcher aber auf feststehende Nenner gebracht wird und zwar in Deutschland beim Golde auf Vierundzwanzigstel (Karat), beim Silber auf Sechzehntel (Loth); die Bruchtheile der Karate werden stets wieder in Zwölfteln des Karats (Grän), die des Loths in Achtzehnteln des Loths (Grän) ausgedrückt. Die Grän sind demnach beim Golde und beim Silber gleiche Verhältnißtheile und zwar Zweihundertundachtundachtzigstel. Die Regierungen des deutschen Zollvereins drücken den Feingehalt ihrer Münzen officiell nur in Grän aus, sodaß sie z. B. den Feingehalt einer Legirung, welche $^3/_4$ Silber und $^1/_4$ Kupfer enthält, mit 216 Grän ($^{216}/_{288}$) bezeichnen, was mit 12 Loth ($^{12}/_{16} = {}^3/_4$) übereinkommt. Die deutsche Bezeichnungsweise des Feingehalts ist der Eintheilung des Gold- und Silbergewichts (der Mark) entnommen, und mithin sind in einer Gewichtsmark einer Legirung ebenso viel Karat, Loth oder Grän feines Metall an Gewicht enthalten, als der Feingehalt angibt. In Frankreich, Belgien, den

Niederlanden und den Vereinigten Staaten von Nordamerika wird der Feingehalt stets in Tausendtheilen (millièmes, thousands) ausgedrückt, was für die Rechnung höchst bequem ist; in England theilt man das Ganze beim Golde in 24 Carats zu 4 Grains à 4 Quarts, beim Silber in 12 Ounces (Unzen) zu 20 Pennyweight (Pfenniggewicht). Der Feingehalt beim Münzwesen entspricht der sogenannten Probe bei den übrigen Gold- und Silberwaaren; seine Bezeichnungsart wird das **Probirgewicht** genannt. Die gesetzliche Bestimmung über den durch Schrot und Feingehalt der Münzen zu gebenden Werth ist der Münzfuß (s. d.).

Mit Recht stellt man an ein geordnetes Münzwesen die Foderung, daß alle Münzstücke den vorgeschriebenen Feingehalt und das festgesetzte Gewicht wirklich besitzen, mit andern Worten, daß jedes Stück vollhaltig und vollwichtig sei; bei den werthvollern Stücken überzeugt man sich in den Münzstätten vom richtigen Schrot durch genaues Nachwägen der einzelnen ausgestückelten Platten vor der Prägung, das sogenannte Justiren; ist das Stück zu leicht, so wird es ausgeschossen und wieder eingeschmolzen, ist es zu schwer, so wird es durch Abfeilen auf das richtige Schrot gebracht. Das Justiren ist das kostspieligste aller Geschäfte im Münzwesen. Jene vollkommene Genauigkeit kann indeß bei der Unzulänglichkeit alles menschlichen Könnens nur möglichst annähernd erreicht werden, und fast überall ist daher eine sehr kleine Abweichung der Münzen von ihrem streng gesetzlichen Gehalt und Gewicht durch die Münzvorschriften gestattet; diese erlaubte Fehlergrenze heißt das **Remedium** oder die **Toleranz**. Der Unterschied zwischen dem bloßen Metallpreise des in der Münze enthaltenen Goldes oder Silbers und demjenigen Preise, zu welchem der Staat sie würdigt, ausgibt und annimmt, heißt der **Schlagschatz** oder **Prägeschatz** und deckt soweit als thunlich die Kosten der Ausmünzung, die Fabrikationskosten der Münze. Die streng nach dem Hauptmünzfuße geprägten Stücke heißen **Courantmünzen**, die auf einem etwas geringern Fuße gemünzten kleinen Sorten **Scheidemünzen**. Immer bildet nur entweder das Gold oder das Silber das eigentliche Geld eines Volkes, so auch die Goldmünze oder die Silbermünze seine eigentliche Münzart; in den meisten Ländern nehmen bis jetzt die Silbermünzen diese Stelle ein, in einigen, namentlich in England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika, die Goldmünzen. Die andere Münzart erscheint als eine bloße Waare, indem sie einen wechselnden Preis erhält. Nur da, wo die Regierung nicht nur für die Münze aus dem zweiten Metall einen festen Preis vorgeschrieben hat, sondern ihn auch bei der Annahme in ihren Kassen aufrecht hält, kann ein solcher fester Preis im gemeinen Leben gelten, während trotzdem der Geldhandel sich davon emancipirt, besonders wenn jener Preis über den Handelswerth hinausgehen sollte. So gilt z. B. der preuß. Friedrichsdor in Preußen im gewöhnlichen Verkehr 5⅔ Thlr. Silbercourant, wie ihn die Regierung festgestellt hat, weil diese ihn in ihren Kassen zu dem gedachten Preise annimmt. **Rechnungsmünzen**, fingirte Münzen oder **Idealmünzen** nennt man diejenigen Geldrechnungseinheiten oder Rechnungsstufen, welche nicht wirklich ausgeprägt, nicht durch Münzen vertreten sind, wie z. B. die hamb. Bankmark. **Handelsmünzen** oder **Fabrikationsmünzen** heißen diejenigen Stücke, welche nicht sowol behufs des Umlaufs im Inlande als vielmehr für den Bedarf des auswärtigen Handels im Interesse der Kaufleute und auf deren Bestellung geprägt werden. Die wichtigste dieser Handelsmünzen ist der holl. Dukaten, welcher für jenen Zweck gemünzt wird, während das Landesgoldgeld der Niederlande in dem einfachen und doppelten Wilhelmsd'or (den ehemaligen 10 und 20 Guldenstücken) besteht, die einem andern Münzfuße angehören. Die meisten Staaten liefern übrigens dem Eindringer ungemünzten Goldes oder Silbers (in beliebiger Form und Feinheit) die dieselbe Menge des gleichen edeln Metalls enthaltenden fertigen Münzen in den von ihm gewünschten inländischen Stücken, doch unter Abzug der gesetzlich festgestellten Münzkosten (des Schlagschatzes).

Was die Technik des Münzens anbetrifft, so zerfällt dieselbe hauptsächlich in folgende Operationen: 1) die Verwandelung des Metalls in blechartige Streifen, sogenannte Zaine; 2) die Herstellung von Scheiben oder Münzplatten aus den vorigen; 3) die Anbringung der Randverzierung (Rändelung), wenn eine solche gegeben werden und nicht nachher beim Prägen mittels des Prägrings entstehen soll; 4) das Prägen, d. i. die Herstellung des Gepräges auf beiden Flächen (und bisweilen gleichzeitig der Randverzierung). Gold, Silber und Kupfer werden gewöhnlich in Graphittiegeln in Windöfen geschmolzen, dann in flache Stäbe (Zaine) von 15—24 Zoll Länge, zwei bis vier Linien Dicke und derjenigen Breite, welche der Durchmesser der betreffenden Münzgattung verlangt, gegossen. Die Zaine werden auf gewöhnlichen Walzwerken soweit als nöthig gestreckt, noch ein mal geglüht und sodann durchschnitten oder ausgestückelt, worauf bei den werthvollern Stücken das Justiren und dann ein abermaliges Glühen

der Platten erfolgt. Die nächste Arbeit ist das Sieden, welches bei allen Münzen nöthig, bei denen aus Silber und Gold aber zugleich die Verschönerung der Farbe bezweckt, die dadurch der Farbe des reinen edeln Metalls ziemlich nahe kommt, obschon die Masse mehr oder weniger mit Kupfer versetzt ist, sodaß selbst die geringsten Silberscheidemünzen neu ein blendendes Silberweiß zeigen, welches jedoch nach einiger Abnutzung der eigentlichen rothen Farbe ihrer Legirung Platz macht. Dieses Sieden geschieht mit verdünnter Schwefelsäure, mit oder ohne Zusatz von etwas Kochsalz. Silberne Platten verlieren dabei $^{1}/_{16}$—2 Proc. am Gewicht, geringhaltige mehr als feinere, kleine mehr als große. Rücksichtlich des Gepräges pflegt den Kupfermünzen und den kleinsten Silbermünzen eine Randverzierung nicht gegeben zu werden, während dieselbe bei kleinen Gold- und Silbermünzen in Kerben, Streifen, Punkten, Sternen, Schuppen u. s. w., bei größern Münzen meist in Schrift (Randschrift) besteht. Bei den im Ringe zu prägenden Münzen mit erhöhter Randschrift oder mit einfachen Kerben entstehen diese Charaktere durch den Prägring, dagegen wird bei den im Ringe zu prägenden Stücken mit vertieftem Rande und bei allen ohne Prägring hergestellten die Randverzierung vor dem eigentlichen Prägen durch eine besondere Arbeit, das Rändeln, mittels einer kleinen Maschine, des Rändel- oder Kräuselwerks, hervorgebracht, die verschiedene Einrichtung hat, immer aber wesentlich aus zwei gehärteten stählernen Rändeleisen besteht. Das Prägen der Münzen erfolgt mittels zweier vertieft gravirter stählerner Stempel welche gehärtet, gelb angelassen sind und zwischen denen eine Münzplatte nach der andern einem augenblicklichen Stoße ausgesetzt wird. Die Maschine, in welcher die Prägestempel angebracht sind, heißt **Prägmaschine** oder **Münzmaschine**. Oft ist dieselbe noch das früher allgemein gebräuchlich gewesene Stoßwerk oder Druckwerk mit Schraube, zu dessen Bewegung man in einigen großen Münzstätten Dampfmaschinen anwendet, an dessen Stelle man aber in der neuern Zeit mit großem Vortheile Kniehebelpressen eingeführt hat, welche durch Drehen einer Kurbel in Gang gesetzt werden, wegen des mangelnden Schwengels wenig Raum einnehmen, ohne heftige Erschütterung arbeiten und daher fast in jedem Zimmer aufgestellt werden können. Das Vollendetste dieser Art ist die Uhlhorn'sche Prägmaschine, welche von großen Münzen (Thalern und Doppelthalern) 30—36, von mittlern 40—50, von kleinen 60—75 Stück in einer Minute prägt. Da die zwischen zwei Stempeln frei liegend geprägte Platte nicht genau ihre runde Gestalt behält, so verhindert man diesen Übelstand durch das Ringprägen (Prägen im Ringe), bei welchem der untere Prägstempel von einem stählernen Ringe umgeben ist, sodaß er dessen Öffnung ausfüllt. Vor und bei dem Prägen steht der obere Rand dieses Rings um die Dicke der Münzplatte höher als die gravirte Fläche des Unterstempels; wenn aber nach dem Stoße der Oberstempel wieder hinaufgeht, so bewirkt die Schraube durch einen mit ihr verbundenen Mechanismus eine Hebung des Unterstempels oder eine Senkung des Rings in der Weise, daß hierdurch die Münze aus dem Ringe in die Höhe gestoßen, bloß gelegt wird und bei Seite geschoben werden kann. Medaillen werden ebenso wie die Geldmünzen geprägt; wegen ihres gewöhnlich viel erhabenern Gepräges erfodern sie aber in der Regel statt eines Stoßes deren viele, wol 10—15 und mehr, und nach jedem zweiten oder dritten Stoße müssen sie ausgeglüht und wieder abgebeizt werden, um der fortgesetzten Bearbeitung zwischen den Stempeln genügend nachzugeben. In Bezug auf die einzelnen Münzen s. die betreffenden Artikel dieses Werkes. Über das deutsche Münzwesen bis gegen Ende des 18. Jahrh. vgl. Praun, „Gründliche Nachricht von dem Münzwesen" (3. Aufl., Lpz. 1784); über die gegenwärtigen Münzsysteme: Noback, „Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maß- und Gewichtsverhältnisse u. s. w." (2 Bde., Lpz. 1851); Derselbe, „Münz-, Maß- und Gewichtsbuch u. s. w." (Lpz. 1853); über das Staatswirthschaftliche des Münzwesens: Michel Chevalier, „De la monnaie" (in Dessen „Cours d'économie politique", Th. 3, Par. 1850); über die Fabrikation der Münzen: Prechtl, „Technologische Encyklopädie" (Bd. 10); Karmarsch, „Handbuch der mechanischen Technologie" (Bd. 1, 2. Aufl., Hannov. 1851).

**Münzer** (Thom.), ein berüchtigter Schwärmer zur Zeit der Reformation, war zu Stolberg am Harz geboren und studirte wahrscheinlich zu Wittenberg, wo er auch Magister ward. Wäre die Sage wahr, daß sein Vater von einem Grafen zu Stolberg ungerechterweise zum Tode verurtheilt worden, so würde sich daraus seine spätere Richtung leichter erklären lassen. Nachdem er Schullehrer zu Aschersleben, später Kaplan in einem Nonnenkloster zu Halle gewesen, hierauf einige Zeit in Stolberg mit Beifall gepredigt hatte, wurde er 1520 erster Prediger in Zwickau. Schon im folgenden Jahre ging er nach Prag, um sich unter den Hussiten Anhänger zu verschaffen; 1523 wurde er Prediger zu Allstedt in Thüringen. Durch mystische Schriften berauscht, eiferte er in seinen Predigten heftig gegen scholastische und päpstliche Theologie. In

Prag hatte er einen noch vorhandenen von ihm selbst geschriebenen heftigen Aufsatz „Contra Papistas" angeschlagen. Mit mehr Glück als Karlstadt in Sachsen wirkte M. in Thüringen für Verbreitung seiner ausschweifenden Ansichten. Er bestritt nicht nur das Papstthum, sondern auch das „knechtische, buchstäbische und halbe" Wesen der Reformatoren, foderte mit Berufung auf sein „inneres Licht" eine radicale Reformation im Kirchlichen und Politischen und reizte das Volk unter Vorspiegelung einer vollkommenen, auch bürgerlichen Freiheit zum Ungehorsam gegen die Obrigkeiten. Seine Anhänger vermehrten sich so sehr, daß der Kurfürst Friedrich von Sachsen und der Herzog Johann von Weimar ihn 1524 von Allstedt zu entfernen befahlen. M. entwich aus der Stadt, ging zuerst nach Nürnberg, dann nach Schaffhausen und kam hierauf nach Thüringen zurück, wo er sich in Mühlhausen niederließ, die Volksmenge gewann, den alten Rath absetzte, die Klöster und die Häuser der Reichen plünderte und eine allgemeine Gütergemeinschaft verlangte. Gleichzeitig fiel ein anderer Schwärmer, Namens Pfeifer, mit seinem Anhange ins Eichsfeld und vereinigte sich mit M. Dieser Vorfall und die Nachricht, daß 40000 Bauern in Franken sich zusammengerottet (s. Bauernkrieg), entflammten M.'s Muth. Er rief seine Anhänger in Frankenhausen, die Bergleute im Mansfeldischen, sämmtliche Bauern zu Mühlhausen, Langensalza und Tennstedt auf, versprach ihnen, sie alle in den Herrenstand zu erheben, und rüstete sich, in den Krieg zu ziehen. Nachdem er Pfeifer als Statthalter in Mühlhausen eingesetzt, begab er sich mit 300 Auserwählten nach Frankenhausen, brach die von den Frankenhäusern mit dem Grafen von Mansfeld eröffneten Unterhandlungen ab und erhitzte aufs neue die Gemüther. Nun verbanden sich der Kurfürst Johann der Beständige und der Herzog Georg von Sachsen, der Landgraf Philipp von Hessen und der Herzog Heinrich von Braunschweig und schickten 1500 Reiter und einige Fahnen Fußvolk gegen die Aufrührer. Diese waren gegen 8000 Mann stark und standen in vortheilhafter Stellung auf einer Anhöhe bei Frankenhausen, geschützt von einer Wagenburg. Nochmals versuchten die vereinigten Fürsten eine gütliche Beilegung; allein M. ging nicht darauf ein, sondern befeuerte den Muth der Seinigen durch die wüthendsten Reden und Gesänge. So kam es 15. Mai 1525 zur Schlacht, in welcher die Aufrührer nach einer hartnäckigen Gegenwehr gänzlich geschlagen wurden. Nach Einigen blieben 5000, nach Andern 7000 auf dem Platze; die Übrigen, darunter M. und Pfeifer, warfen sich nach Frankenhausen, das von den verbündeten Truppen genommen und geplündert wurde. Muthlos hatte sich hier M. auf den Boden eines Hauses in einem Bette verborgen; er stellte sich krank und wäre vielleicht unerkannt geblieben, wenn nicht ein Soldat in seiner Reisetasche das Schreiben des Grafen von Mansfeld an ihn gefunden hätte. Gefangen nach Heldrungen gebracht, nannte er auf der Folter seine Verbündeten und wurde hierauf nach Mühlhausen abgeliefert, wohin man auch Pfeifer, der sich hatte flüchten wollen, zurückbrachte. M., sowie Pfeifer und 24 andern Aufrührern wurde das Schwert zuerkannt. Auf dem Wege zum Richtplatze verlor er allen Muth. Nach der Enthauptung wurde sein Körper gespießt und sein Kopf auf einen Pfahl gesteckt. Vgl. Strobel, „Leben, Schriften und Lehren Thom. M.'s" (Nürnb. 1795); Seidemann, „Thom. M." (Dresd. und Lpz. 1842). Zu einem historischen Roman hat die Geschichte M.'s Theod. Mundt verarbeitet.

**Münzfälschung** (crimen falsae monetae) ist ein doppeltes Verbrechen, nämlich ein Betrug gegen das Publicum, insofern dasselbe mit geringhaltigern Münzen hintergangen wird, als der Staat prägen läßt, und ein Eingriff in die Rechte der Regierung, insofern ohne deren Erlaubniß das Gepräge derselben gebraucht wird. (S. Münzregal.) Etwas Anderes ist es, wenn ein dazu nicht Berechtigter unter seinem eigenen Namen das Recht, Münzen zu schlagen, sich anmaßt. Das Verbrechen der Münzfälschung wird vollendet durch die Verausgabung der falschen Münze, und Derjenige, welcher wissentlich falsche Münze in Umlauf setzt, dem Verfertiger gleich geachtet. Die ältern Gesetze über Münzfälschung waren sehr streng; die Falschmünzer wurden mit dem Tode durch Feuer gestraft, und in England steht noch gegenwärtig die Todesstrafe auf diesem Verbrechen. Neuere Gesetze bestrafen den Falschmünzer meist mit Zuchthaus. Eine eigene Art der Münzfälschung hat sich auf die Nachahmung der seltenen und daher kostbaren Münzen des Alterthums gerichtet, und diese ist von Einigen mit so großer Kennerschaft und Geschicklichkeit betrieben worden, daß ihre Erzeugnisse von den echten Stücken schwer zu unterscheiden waren. Diese Fälschung macht die Stücke nicht geringhaltiger als die echten, gibt daher im Stoffe selbst keinen mindern Werth als die Originale; sie macht aber durch den hohen Preis, welchen der Liebhaber für antike Münzen zahlt, einen relativ größern Gewinn, der indeß bei der Begrenzung des Gesuches nach alten Münzen wiederum ein beschränkter ist. Diese Art der Fälschung, die weder das große Publicum noch den Staat beeinträchtigt, fällt recht-

sich nur in das Gebiet der privaten Übervortheilungen. In Betreff der Fälschung noch umlaufender Münzen hat dieselbe bisweilen sogar gleich werthvolle Stücke producirt, wie die betreffenden Staaten selbst. Dies war bei sehr geringen Silberscheidemünzen der Fall, an denen der Staat einen ungemein großen Schlagschatz erhob, welcher zur Münzfälschung reizen konnte. Vgl. Loos, „Die Kunst, falsche Münzen zu erkennen" (Berl. 1828).

**Münzfuß** ist die gesetzliche Bestimmung über den durch Gewicht und Feingehalt den Münzen zu gebenden Werth. Der aus dieser Bestimmung resultirende wesentliche Theil ist die Vorschrift über das in den Münzen enthaltene Feingewicht, d. i. die Menge des reinen Goldes oder Silbers darin. So ist z. B. die wesentliche Bestimmung des preuß. Courantfußes die, daß 14 seiner Einheiten, Thaler, eine feine Mark Silber enthalten (eine Mark Feingewicht haben) sollen, wonach ein Thaler $\frac{1}{14}$ Mark oder $1\frac{1}{7}$ Loth feines Silber (Feingewicht) enthält. Den Willkürlichkeiten der einzelnen Münzberechtigten in Deutschland, die im Mittelalter öfters große Verlegenheiten für die einzelnen Staaten herbeiführten, suchte Kaiser Ferdinand I. durch die Reichsmünzordnung von 1559 vorzubeugen, nach welcher die Mark Silber zu 9 Rthlr. ausgebracht werden sollte, und der nachgehends noch andere Bestimmungen folgten. Namentlich der Dreißigjährige Krieg brachte auch im Münzwesen Alles wieder in Unordnung, und es wurden nun theils allgemeine, theils besondere Bestimmungen des Münzfußes nöthig: 1) Der Zinnaische Münzfuß von 1667, nach welchem die feine Mark Silber zu $10\frac{1}{2}$ Rthlr. ausgeprägt werden sollte. 2) Der Leipziger Münzfuß von 1690, der die Mark zu 12 Rthlr. ausbrachte. Zwar wurde 1738 dieser Münzfuß zum Reichsfuß erhoben, doch erlangte derselbe keine allgemeine Geltung. 3) Der Preußische oder der nach dem damaligen Generalmünzdirector Ph. Graumann sogenannte Graumann'sche Münzfuß von 1750 (durch das Edict vom 29. März 1764 fester gestaltet), nach welchem die Mark zu 14 Thlr. ausgeprägt wurde. 4) Der Conventions- oder Zwanzigguldenfuß, der die Ausprägung der feinen Mark zu $13\frac{1}{3}$ Rthlr. oder 20 Gldn. bestimmte und von Östreich 1748, von Baiern, Sachsen u. s. w. seit 1753 eingeführt wurde. 5) Der Vierundzwanzigguldenfuß von 1766, nach welchem die Mark zu 16 Rthlr. gewürdigt wird. Ihm traten sämmtliche süddeutsche Staaten bei, namentlich Baiern, Würtemberg, Baden, Hessen, Sachsen-Koburg und Sachsen-Meiningen. Man prägte aber (mit wenigen Ausnahmen) keine Courantmünzen nach demselben, sondern münzte diejenigen des Zwanzigguldenfußes weiter, die aber eine um ein Fünftel höhere Geltung als ihr Nennwerth erhielten, z. B. das Zwanzigkreuzerstück des Zwanzigguldenfußes 24 Kreuzer im Vierundzwanzigguldenfuß, der Speciesthaler (zu 2 Gldn. im Zwanzigguldenfuß) 2 Gldn. 24 Kr. im Vierundzwanzigguldenfuß. Der Graumann'sche Münzfuß wurde in Preußen beibehalten und ist durch ein Gesetz vom J. 1821 weiter ausgebildet worden; der Conventionsfuß besteht noch gegenwärtig in Östreich. Der Vierundzwanzigguldenfuß ist in neuerer Zeit durch die Verträge in den Zollvereinsstaaten 6) in den Vierundzwanzigundeinhalbguldenfuß oder die süddeutsche Währung übergegangen, wonach $24\frac{1}{2}$ Gldn. aus der feinen Mark Silber geprägt werden. (S. Münzconvention.) 7) Der Lübische Münzfuß, nach welchem die feine Mark Silber zu 34 Mark Courant oder $11\frac{1}{3}$ Thlr. ausgeprägt wurde, ist gegenwärtig beinahe ein bloßer Rechnungsfuß geworden, da man streng nach demselben keine Münzen mehr ausprägt; man hilft sich durch die groben Sorten des Vierzehnthalerfußes und rechnet den Thaler desselben = 40 Schillingen oder $2\frac{1}{2}$ Mark, sodaß thatsächlich dieser Lübische Fuß jetzt ein Fünfunddreißigmarkfuß ist. Er gilt in Lübeck und im Kleinverkehr in Hamburg. 8) Der Schleswig-Holsteinische Münzfuß, nach welchem die feine Mark Silber zu $34\frac{11}{16}$ Mark ausgebracht wurde, theilt das Schicksal des vorigen; man hat in Holstein und Schleswig thatsächlich jetzt auch einen Fünfunddreißigmarkfuß. 9) Der Hamburger Bankfuß ist ein bloßer Rechnungsfuß, in welchem die Mark feines Silber zu $27\frac{3}{4}$ Bankmark gerechnet wird; man bedient sich seiner im Großhandel in Hamburg und Altona.

**Münzkunde**, s. Numismatik.

**Münzregal** heißt das ausschließliche Recht des Staats, Geld zu prägen. Es ist ein Theil der Münzhoheit, welche das gesammte Aufsichtsrecht des Staats über das Münzwesen umfaßt und auch von solchen Staaten geübt wird, welche von einem Münzregal keinen Gebrauch machen. Man rechtfertigt es durch die Annahme, nur die Beglaubigung des Staats könne den Münzen den Credit verleihen, von welchem die Nützlichkeit dieses wichtigen Werkzeugs des Verkehrs so wesentlich abhängt. Doch wird damit eigentlich nur das Valvationsrecht, nicht das Selbstmünzen begründet. (S. Valvation.) Früher wurde mit diesem Rechte viel Misbrauch getrieben; die neuere Staatsverwaltung ist jedoch auch hierin mehr und mehr zu redlichern und

und weisern Grundsätzen gediehen. Schon die röm. Kaiser übten dieses Recht als ein ausschließendes, und es war eine besondere Begünstigung, daß sie das Recht, goldene Münzen zu schlagen, den goth. Königen ertheilten. In Deutschland stand dieses Recht ursprünglich blos dem Könige zu, der es dann auch einzelnen Stiftern, Bischöfen, Äbten, weltlichen Fürsten und Städten verlieh. Die alten Herzoge von Sachsen, Baiern und Schwaben legten es sich aber ebenfalls bei, und so wurde es als ein gesetzliches Vorrecht der Kurfürsten in der Goldenen Bulle anerkannt. Sonst aber blieb das Münzrecht ein kaiserl. Reservat und konnte nur durch Verleihung erlangt werden. Zuletzt neigte man sich freilich dahin, dasselbe als einen Bestandtheil der Landeshoheit anzusehen, obwol der Buchstabe der Reichsgesetze dagegen war. Auch wurde der Kaiser in den letzten Zeiten bei Ertheilung der Münzprivilegien beschränkt; es kam die Ausübung des Münzrechts unter die Aufsicht des Reichs und es konnte dasselbe wegen Misbrauchs eingezogen werden. Gegenwärtig ist es mit der Souveränetät verbunden. In Rußland durften bis auf Iwan II. Wasiljewitsch die Goldschmiede Münzen prägen, aber nur nach den gesetzlichen Bestimmungen.

**Münzsammlungen**, s. Numismatik.

**Münztarif**, s. Valvation.

**Muräne** (Muraena) ist der Name einer Fischgattung, welche dem Aale sehr nahe verwandt ist, von dem sie sich durch den Mangel der Brustflossen und die an jeder Seite des Halses befindliche Kiemenspalte unterscheidet. Der Körper ist verlängert, die Rücken- und Afterflosse sind sehr niedrig und rings um den Schwanz zu einer Längenkante verwachsen. Von dieser Gattung ist die gemeine Muräne (M. Helena) seit alten Zeiten sehr berühmt, da sie ein sehr schmackhaftes Fleisch besitzt. Sie ist im Mittelländischen Meere häufig, wird drei Fuß und darüber lang und ist schön gefärbt, nämlich vorn lebhaft braun, nach hinten mehr purpurroth und mit gelblichen, braun punktirten Flecken bestreut. In beiden Kiefern steht eine einfache Reihe langer Zähne, mit denen sie sehr heftig beißt. Unter den Kaisern trieben die Römer sehr großen Luxus mit dem Halten seltener und beliebter Seefische in besonders eingerichtetem Meerwasser, was auch mit den Muränen geschah. Bekannt ist, daß der reiche Vedius Pollio, ein Freund des Kaisers Augustus, seine Sklaven wegen geringer Vergehungen lebendig in seine Muränenteiche werfen ließ und mit ihrem Fleische die Muränen mästete. Im Sommer fängt man die Muränen an Angeln, da sie mit großer Gefräßigkeit jeden Köder packen.

**Murat** (Joachim), König von Neapel, einer der tapfersten Generale und der Schwager Napoleon's, war der Sohn eines Gastwirths zu Bastide bei Cahors im Depart. Lot und wurde daselbst 25. März 1767 oder 1768 geboren. Er kam als Knabe durch Protection in das Collége zu Cahors, widmete sich dann der Theologie zu Toulouse, entsagte aber dem geistlichen Stande und trat als Freiwilliger bei der Ardennenarmee ein. Wegen Insubordination mit Strafe bedroht, verließ er die Fahne und ging nach Paris, wo er einige Zeit die Dienste eines Kellners verrichtet haben soll. Bei Errichtung der constitutionellen Garde Ludwig's XVI. wurde er in dieses Corps aufgenommen, und nach der Auflösung desselben trat er als Unterlieutenant in ein Jägerregiment zu Pferde. Durch Tapferkeit und glühenden Republikanismus hatte er es bereits zum Obersten gebracht, als er mit dem Sturze der Schreckensregierung aus der Armee scheiden mußte. Nachdem er in den Ereignissen vom 13. Vendémiaire (5. Oct. 1795) seine Stellung zurückerhalten, ging er unter Bonaparte zur Armee in Italien ab. Sein geschicktes und tapferes Betragen als Cavalerieoffizier machte ihn schon zu Anfange des Feldzugs von 1796 mit dem Obergeneral bekannt, der ihn zu seinem Adjutanten erhob und zum Vertrauten machte. Im Mai 1796 empfing M. den Auftrag, dem Directorium die eroberten Fahnen zu überreichen, bei welcher Gelegenheit er zum Brigadegeneral emporstieg. Als solcher zeichnete er sich in den Schlachten bei Roveredo, Bassano, Rivoli und beim Übergange über den Tagliamento aus. Fortan sein Schicksal an das Bonaparte's knüpfend, schloß er sich auch der Expedition nach Ägypten an. Nachdem er von einer bei der Landung empfangenen Wunde genesen, focht er in den Schlachten von Gaza, St.-Jean d'Acre, am Berge Tabor, vornehmlich aber bei Abukir, sodaß er den Grad eines Divisionsgenerals davontrug. Er begleitete dann Bonaparte nach Frankreich und leistete demselben in der Revolution vom 18. Brumaire (s. d.) gewichtigen Beistand, indem er zu St.-Cloud an der Spitze von 60 Grenadieren den Rath der Fünfhundert auseinandertrieb. Bonaparte vertraute ihm hierauf den Befehl über die Consulargarde und verheirathete ihn 20. Jan. 1800 mit seiner jüngsten, durch Geist und Charakter ausgezeichneten Schwester Karoline. Beim Ausbruche der Reservearmee nach Italien befehligte M. die Cavalerie, an deren Spitze er glänzend bei Marengo kämpfte. Im J. 1801 erhielt er den Oberbefehl über das Observationsheer in Italien, später aber den Titel eines Generals der Cisalpi-

nischen Republik. Für das Depart. Lot trat er 1803 in den Gesetzgebenden Körper, und im Jan. 1804, als Bonaparte seine Thronbesteigung vorbereitete, übernahm er das Generalgouvernement von Paris. Bei Errichtung des Kaiserreichs sah sich M. als der Schwager Napoleon's mit Ehren überschüttet. Er wurde Marschall, kaiserlicher Prinz, Großadmiral, Würdenträger der Ehrenlegion, und 1805 empfing er vom preuß. Hofe den Schwarzen Adlerorden, vom bairischen den St.-Hubertusorden. Nach Wiederbeginn des Kriegs mit Östreich führte er 1805 die Reservecavalerie über den Rhein. Er verfolgte nach der Capitulation von Ulm den Erzherzog Ferdinand, zwang den General Werneck zur Niederlegung der Waffen und nahm dann den Weg nach Wien. In der Schlacht bei Austerlitz, wo er zu dem Siege bedeutend mitwirkte, führte er den Befehl über die gesammte Cavalerie. Im folgenden Jahre verlieh ihm der Kaiser das neuerrichtete Großherzogthum Berg (s. d.). Auch in dem Feldzuge gegen Preußen führte er die Cavalerie. Er verfolgte nach der Schlacht bei Jena die Trümmer des preuß. Heeres, kämpfte 1807 mit gleichem Erfolge gegen die Russen und half 8. Febr. die Schlacht bei Eylau (s. d.), 14. Juni die bei Friedland (s. d.) gewinnen. Nach dem Frieden von Tilsit gab ihm Napoleon den Oberbefehl über das Heer, welches nach Spanien bestimmt war. M. unterstützte sehr geschickt die Politik des Kaisers und zog 23. März 1808 als Sieger in Madrid ein, mußte aber alsbald nach Paris zurückkehren, weil er sich als Nachfolger der vertriebenen Dynastie zu betrachten begann. Nachdem Joseph Bonaparte, der älteste Bruder Napoleon's, die span. Krone empfangen, erhielt an dessen Stelle M., auf die Bitten seiner Gemahlin, den Thron von Neapel. Er wurde 1. Aug. unter dem Namen **Joachim I. Napoleon** als König beider Sicilien proclamirt und nahm im September Besitz von dem Neapolitanischen, während sich auf der Insel Sicilien die bourbonische Dynastie unter brit. Schutze forterhielt.

M. besaß eigentlich nicht die Fähigkeiten, welche seine Rolle als Herrscher unter den gegebenen Umständen erfoderte. Er hatte ein glänzendes Äußeres, Ehrgeiz und den Muth und die Thatkraft eines Kriegers; allein moralische Energie und der Scharfblick des Politikers gingen ihm ab. Dessenungeachtet gewann er durch kluges und gemäßigtes Betragen die Herzen des Volkes und ordnete durch Thätigkeit und guten Willen die zerrütteten innern Verhältnisse. Seine Sucht nach Glanz und Pomp, besonders sein theatralisches Auftreten in Kleidung und Manieren, was ihn in Frankreich und Deutschland lächerlich machte, diente bei den Südländern nur dazu, ihm um so mehr Ansehen und Popularität zu verschaffen. Im J. 1810 unternahm er, wahrscheinlich gegen seinen Willen, eine Expedition gegen Sicilien, die jedoch gänzlich scheiterte. Seit dieser Zeit ertrug er mit dem größten Widerwillen das Joch Napoleon's und suchte sich demselben im Interesse seines Volkes zu entziehen. Wiewol vergeblich, foderte er die Entfernung der kaiserlichen Truppen. Als er den Versuch machte, die in alle öffentlichen Ämter eingedrungenen Fremden zu vertreiben, ertheilte Napoleon aus eigner Machtvollkommenheit den in Neapel befindlichen Franzosen durch ein Decret das Bürgerrecht. M. verbarg sich aus Ärger in seinem Palast zu Capo di Monte und unterlag einer schweren Krankheit. Indeß stieß er doch, als ihn der Kaiser zur Theilnahme am Feldzuge nach Rußland auffoderte, mit 10000 Neapolitanern zur großen Armee und übernahm im April 1812 den Oberbefehl über die gesammte Cavalerie. In dieser Stellung bewährte er bei allen Ereignissen des Feldzugs seine frühere Tapferkeit, besonders in der Schlacht an der Moskwa. Auf dem Rückzuge gab ihm der Kaiser zu Wilna den Oberbefehl über die Heerestrümmer; allein M. legte denselben in die Hände des Prinzen Eugen und nahm, misvergnügt und besorgt, den Weg nach Neapel. Zwar kehrte er bei Eröffnung des Feldzugs von 1813 zur franz. Armee zurück, bewies aber nicht mehr den frühern Eifer. Nach der Schlacht bei Leipzig eilte er abermals seinen Staaten zu mit dem Entschluß, die franz. Fesseln zu brechen. Während die Verbündeten den Rhein überschritten, schloß er 11. Jan. 1814 mit Östreich einen Vertrag, mit dem brit. Admiral Bentinck einen Waffenstillstand, in welchem er seine politische Existenz sicherte und den Verbündeten ein Hülfscorps versprach. Er setzte sich hierauf gegen den Vicekönig Eugen in Bewegung, verfiel aber bald aus Mistrauen gegen seine Verbündeten und aus alter Anhänglichkeit für den Kaiser in Unthätigkeit und Zwiespalt mit sich und seiner Lage. Nach dem Sturze Napoleon's verlangten die Bourbons seine Absetzung, und bei der Zweideutigkeit seines Betragens schienen sich auch für ihn die Verhandlungen auf dem Congresse zu Wien ungünstig zu gestalten. M. verstärkte deshalb sein Heer, suchte die Carbonaris zu gewinnen, nährte die Freiheitsideen der ital. Völker und trat auch mit dem Kaiser auf Elba in geheime Verbindung. Als er die Rückkehr Napoleon's vernahm, rückte er mit einer Armee von 40000 Mann über Rom, Florenz und

Modena vor und begann ohne Plan und Mittel, den Friedensantrag des Congresses vom 31. März 1815 zurückweisend, die Feindseligkeiten gegen die Östreicher. Dieser blinde Eifer führte ihn dem plötzlichen Untergange zu und compromittirte die Sache Napoleon's aufs ärgste. Er hatte auf eine Diversion von Seiten Frankreichs gerechnet, die jedoch nicht erfolgen konnte. Von den Östreichern 12. April bei Ferrara geworfen und alsbald mehrfach umgangen, trat er den Rückzug an und ließ sich am 2. Mai vor Tolentino in eine Schlacht ein, in welcher er geschlagen und sein entmuthigtes Heer völlig aufgelöst wurde. Er floh mit einigen Reitern nach Neapel, wo er 19. Mai ankam und die Bevölkerung in Aufstand und Verwirrung fand. Schon am nächsten Tage entwich er auf die Insel Ischia, schiffte sich hier mit 30 seiner Getreuen nach Frankreich ein und landete 25. Mai auf der Küste von Cannes, während seine Familie auf der brit. Flotte Schutz suchte. Napoleon, der den übeln Eindruck fürchtete, ließ ihn nicht in Paris erscheinen und verwies ihn in die Gegend von Toulon. Nach der Schlacht von Waterloo irrte M. mehre Tage hülflos an der franz. Küste umher und rettete sich endlich nach Corsica, wo er 25. Aug. 1815 zu Bastia landete. Hier gesellten sich viele seiner frühern Offiziere zu ihm, die ihn zum Könige von Corsica machen wollten. Allein M. hatte seine verlorene Krone im Sinne und bereitete, wahrscheinlich von den Emissaren der Bourbons verlockt, eine Expedition nach Neapel vor. Noch ehe er sein Unternehmen antrat, erschien sein Agent Macirone mit einem Schreiben, in welchem ihm unter der Bedingung, daß er den Königstitel ablege und den Namen eines Grafen von Lipona (Anagramm von Napoli) annehme, Schutz in den östr. Staaten angeboten wurde. M. rechnete jedoch zu gewiß auf die Stimmung der neapolit. Bevölkerung und schiffte sich 28. Sept. auf sieben Transportfahrzeugen mit 250 seiner Anhänger ein. Ein Sturm zerstreute die Flotille an der Küste von Calabrien, und nur zwei Schiffe fanden sich auf der Rhede von San-Lucido ein. Dessenungeachtet stieg M., gefolgt von dem General Franceschetti und 26 seiner Begleiter, 8. Oct. an der Küste von Pizzo ans Land und proclamirte sich als König und Befreier. Sogleich von einem Haufen Bewaffneter angegriffen, eilte er nach der Küste zurück und suchte sich in einem Fischerboote zu retten. Man ergriff ihn jedoch und brachte ihn unter Mishandlungen nach dem Schlosse zu Pizzo. Der Hof von Neapel, der längst vorbereitet war, ließ ihn durch ein Kriegsgericht als Usurpator verurtheilen und 13. Oct. 1815 in einem Saale des Schlosses erschießen. Er benahm sich in den letzten Augenblicken muthvoll und starb unter dem Rufe: „Schonet das Gesicht, Soldaten, und zielt auf das Herz!" Seine Witwe, **Maria Annunciata Karolina**, geb. 26. März 1782 zu Ajaccio, nahm den Titel einer Gräfin von Lipona an und lebte fortan auf der Villa Campo Marzo in der Nähe von Triest. Sie starb zu Florenz 18. Mai 1839. M. hinterließ aus seiner Ehe mit Karolina zwei Söhne und zwei Töchter. Der ältere Sohn, **Napoléon Achille M.**, geb. 21. Jan. 1801, wandte sich mit der Mutter nach dem Tode des Vaters nach Östreich, 1821 aber nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo er sich in Florida niederließ und eine Großnichte Washington's heirathete. Er beschäftigte sich mit den Wissenschaften, veröffentlichte mehre Arbeiten über die politische Verfassung der Union und genoß die Achtung seiner Mitbürger in hohem Grade. Im J. 1839 unternahm er eine Reise nach Paris, wo er selbst vom Hofe gut aufgenommen ward. Doch kehrte er bald nach Amerika zurück, wo er 15. April 1847 auf seinem Gute in Jefferson-County (Florida) starb. — Sein jüngerer Bruder, **Napoléon Lucien Charles, Prinz M.**, wurde 16. Mai 1803 zu Mailand geboren. Auch er begab sich 1815 mit seiner Familie nach Östreich, ging aber 1825 nach Spanien, wo er verhaftet ward. Nachdem er seine Freiheit bald wieder erlangt, wandte er sich ebenfalls nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo er sich verheirathete. Indessen war ihm das Glück nicht gewogen, und er sah sich gezwungen, eine Erziehungsanstalt für Mädchen zu stiften, welcher seine Frau vorstand. Die franz. Februarrevolution von 1848 veranlaßte ihn nach Frankreich zurückzukehren, wo ihn das Depart. Lot zum Repräsentanten in der Constituirenden und Legislativen Nationalversammlung wählte. Er war hier Mitglied des Wahlausschusses der Rue de Poitiers. Im J. 1849 wurde er zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Geschäftsträger Frankreichs am Hofe zu Turin ernannt und das Jahr darauf zum Oberst von einer der zwei Legionen der Nationalgarde der pariser Banlieue gewählt. Am 25. Jan. 1852 erfolgte seine Ernennung zum Senator. Aus seiner Ehe stammt ein Sohn, Joachim M., Offizier in der Armee in Algier, und eine Tochter, verehlichte Barenin von Chassiron. — Die Töchter des Königs M. aus der Ehe mit Karolina sind: Lätitia Josephe, geb. 25. April 1802, vermählt mit dem Grafen Pepoli zu Bologna, und Luise Julia Karolina, geb. 22. März 1805, vermählt mit dem Grafen Rasponi zu Ravenna. Vgl. Coletta, „Histoire des six derniers mois de la vie de Joachim M."

(franz. von Gallois, Par. 1821); Franceschetti, „Mémoires sur les événements qui ont précédé la mort de Joachim I.“ (Par. 1826); Gallois, „Histoire de Joachim M.“ (Par. 1828).

**Muratori** (Lodovico Antonio), ital. Gelehrter, geb. zu Vignola im Modenesischen 21. Oct. 1672, erhielt bereits 1694 die oberste Leitung des Ambrosianischen Collegiums zu Mailand und der damit verbundenen Bibliothek. Im J. 1700 vom Herzog von Modena als Unterthan zurückberufen, ernannte ihn dieser zu seinem Bibliothekar und Archivar, welche Stelle M. bis an seinen Tod 23. Jan. 1750 behauptete, nachdem ihn seine Feinde aus Neid, obwol vergebens, gegen den aufgeklärten Papst Benedict XIV. der Ketzerei und des Atheismus beschuldigt hatten. M. besaß ausgezeichnete Kenntnisse in fast allen Wissenschaften, namentlich in der Alterthumskunde und neuern Geschichte, und seine Schriften füllen gegen hundert große Bände. Als die vorzüglichsten erwähnen wir seine „Anecdota“ (4 Bde., Mail., dann Padua 1697—1713); „Anecdota Graeca“ (Padua 1709); „Rerum Italicarum scriptores“ (25 Bde., Mail. 1725—51); „Antiquitates Italicae medii aevi“ (6 Bde., Mail. 1738—42); „Annali d'Italia“ (12 Bde., Mail. 1744—49); „Della perfetta poesia italiana spiegata e dimostrata“ (2 Bde., Ven. 1748; neueste Aufl., 3 Bde., Mail. 1821); „Novus thesaurus veterum inscriptionum“ (4 Bde., Mail. 1739—42).

**Murawjew**, eine russ. Adelsfamilie, die, ursprünglich im Großfürstenthum Moskau ansässig, 1488 durch Iwan Wasiljewitsch I. Ländereien im Nowgorodschen erhielt. Sie hat im 18. und 19. Jahrh. mehre als Krieger, Staatsmänner oder Literaten bedeutende Männer hervorgebracht. — **Murawjew** (Nikolai Jerofejewitsch) war Capitän im Geniecorps und gab 1752 unter dem Titel „Natschalnyja osnowanija Matematiki“ das erste Werk heraus, in welchem die Anfangsgründe der Algebra in russ. Sprache abgehandelt wurden. Unter Katharina II. mit der Leitung der topographischen Arbeiten in Rußland beauftragt, ward er zuletzt Generallieutenant und Gouverneur von Livland und starb 1770 auf einer zur Herstellung seiner Gesundheit unternommenen Reise in Montpellier. — **Murawjew** (Michail Nikititsch), geb. 1757 zu Smolensk, wurde von Katharina II. zum Lehrer der Großfürsten Alexander und Konstantin ausersehen, zu deren Gebrauch er eine Reihe von historischen, moralischen und literarischen Aufsätzen verfaßte, die sich durch anziehende Schreibart und Adel der Gesinnung empfehlen und in der russ. Literatur für classisch gelten. Unter Paul I. ward er Geh. Rath, unter Alexander 1802 College des Ministers der Volksaufklärung. Er starb 1807. Seine Schriften „Opyty Istorii, Slowesnosti i Nrawo utschenia“ sind von Karamsin herausgegeben worden (3 Bde., Mosk. 1810). Ein Nachtrag „Emiliewy pisma“ erschien erst später (Petersb. 1815). — **Murawjew** (Nikolai Nasarowitsch), Geh. Rath, Staatssecretär und bis 1832 Director der kaiserl. Privatkanzlei, machte sich gleichfalls als Schriftsteller durch „Njekotoryja is sabaw ot dochnowenija“ (5 Bde., Petersb. 1828—29) bekannt. — **Murawjew** (Nikolai Nikolajewitsch), Sohn des Generallieutenants Nikolai Jerofejewitsch, geb. 1768 zu Riga, wurde in dem Hause seines Stiefvaters, des Fürsten Urussow, erzogen und verbrachte dann vier Jahre auf der Universität Strasburg. Im J. 1788 nach Rußland zurückgekehrt, wurde er als Lieutenant bei der Ostseeflotte angestellt und gerieth, in der Schlacht von Rotschensalm verwundet, in schwed. Gefangenschaft. Nach dem Frieden von Werelä in Freiheit gesetzt, erhielt er das Commando des sogenannten goldenen Jachtschiffs der Kaiserin Katharina, vertauschte aber 1796 den Marinedienst mit der Armee und nahm 1797 als Oberstlieutenant den Abschied. Er siedelte sich auf einem kleinen Gute bei Moskau an, wo er eine Privatlehranstalt für Offiziere des Generalstabs gründete, aus welcher mehre der ausgezeichnetsten russ. Generale hervorgegangen sind. Die Feldzüge von 1812—14 machte M. als Oberst und Stabschef des Grafen Tolstoi mit, schloß mit dem franz. General Dumas die Capitulation von Dresden ab und nahm hierauf an der Belagerung von Hamburg Theil. Mit dem Range als Generalmajor kehrte er zu seiner Militärakademie zurück, die 1816 für kaiserlich erklärt wurde. Im Febr. 1823 gab er die Leitung derselben wegen zerrütteter Gesundheit auf und widmete sich jetzt mit Eifer der Landwirthschaft. Er gehörte zu den Gründern und thätigsten Mitgliedern der moskauer ökonomischen Gesellschaft und veranlaßte 1830 eine russ. Übersetzung von Thaer's „Grundlagen der rationellen Landwirthschaft“, die er mit vielen auf Rußland bezüglichen Anmerkungen bereicherte. Allgemein geachtet starb er zu Moskau 1. Sept. 1840. Er hinterließ fünf Söhne. Der älteste, Alexander M., geb. 1792, ist Oberst außer Diensten. Der zweite, Nikolai M., geb. 1793, trat 1810 in die Armee, ward Capitän im Generalstabe, diente im Kaukasus und erhielt 1819 vom General Jermolow eine Mission nach Chiwa, über welches bisher fast unerforschte Land er durch seine „Puteschestwie w' Turkmeniju i Chiwu“ (Petersb. 1822) viel Licht verbreitete. Im

pers. Kriege stieg er zum Generalmajor, zeichnete sich 1828 bei Kars und Achaltsiche, 1829 bei Kalila und Milli-Dius durch glänzende Tapferkeit aus und erhielt 1830 das Commando der lithauischen Grenadierbrigade, mit welcher er zum Siege des Baron Kreuz über Sierawski bei Kazimierz das Meiste beitrug, wofür er zum Generallieutenant befördert wurde. Beim Sturm von Warschau befehligte er den rechten Flügel und nahm die Verschanzungen von Rakowiec. Ende 1832 ging er als außerordentlicher Bevollmächtigter Rußlands nach Ägypten, um Mehemed-Ali zur Einstellung der Feindseligkeiten zu bewegen, commandirte dann die am Bosporus gelandeten russ. Truppen und ward 1835 Befehlshaber des fünften Infanteriecorps. Im J. 1838 wegen angeblicher Unordnungen in seinem Corps verabschiedet, lebte er mehre Jahre in der Zurückgezogenheit, bis er 1848 wieder in Dienst trat, zum Mitglied des Militärconseils und im December zum Chef des Grenadiercorps ernannt wurde. — Der dritte Sohn, **Michail M.**, geb. 1795, stiftete schon als 15jähriger Knabe in Moskau eine mathematische Gesellschaft, unterstützte dann den Vater in der Leitung seiner Militärakademie und übersetzte Garnier's „Géométrie analytique" ins Russische. In der Folge ward er General-Generalgouverneur von Grodno, dann von Kursk, 1842 Oberdirector des Feldmessercorps, Generallieutenant und im Jan. 1850 Mitglied des Reichsraths. Er ist auch Vicepräsident der russ. geographischen Gesellschaft. — Der jüngste Sohn, **Andréi M.**, widmete sich dem Civildienst, ward Titularrath und Kammerjunker und unternahm 1830 eine Reise nach Syrien und Palästina, die er im „Puteschestwie k' Swjatym Mjestam" (2 Bde., Petersb. 1832; 4. Aufl., 1840) beschrieb. Seine spätern Pilgerschaften nach den heiligen Stätten Rußlands gaben zu den „Puteschestwija k' Swjatym Mjestam w' Otetschestwe" (3 Bde., Petersb. 1837—47), eine Reise nach Rom zu den „Rimskija pisma" (2 Bde., Petersb. 1846) und ein zweiter Ausflug nach dem Orient zu den „Pisma s' Wostoka" (2 Bde., Petersb. 1851) Veranlassung, deren glänzender Stil und religiös-poetischer Ton ihn zum Liebling des russ. Publicums machten. Von mehr streng theologischem Inhalt sind: „Pisma o Bogoslujenii Wostotschnoi Zerkwi" (Petersb. 1836; 4. Aufl., 1842), „Islojenie Simwola Wjery Prawoslawnoi Zerkwi" (Petersb. 1841; 2. Aufl., 1843) und „Pisma o spasenii Mira Synom Bojiim" (Petersb. 1844). Außerdem hat man von ihm ein Trauerspiel „Bitwa pri Tiweriade" (Petersb. 1832) und die dramatische Skizze „Dante" (Petersb. 1841), eine „Geschichte von Jerusalem" (2 Bde., Petersb. 1844), eine „Biblische Geschichte" (Petersb. 1842), „Geschichte der ersten vier Jahrhunderte des Christenthums" (Petersb. 1842) und „Geschichte der russ. Kirche" (3. Aufl., Petersb. 1845), eine „Schilderung Grusiens und Armeniens" (3 Bde., Petersb. 1848), „Pascha w' Kiewe" (Petersb. 1846) und „Swjatya Gory i Optina Pustyn" (Petersb. 1852). Er ist gegenwärtig Staatsrath und Mitglied der Verwaltung der Heiligen Synode. — **Murawjew** (Artamon Saccharowitsch), Oberst im Husarenregiment Astrachan, wurde in die Verschwörung von 1825 verwickelt und auf Lebenszeit nach Sibirien exilirt. Sein Bruder, **Alexander M.**, der mit Auszeichnung in den Feldzügen gegen die Türken und Polen gefochten hatte, starb als Generallieutenant und Chef einer Cavaleriedivision 1842 zu Warschau; seine Schwester, **Katharina M.**, war Gemahlin des Finanzministers Grafen Cancrin und starb 1848 zu Pawlowsk. — Ein anderer **Generallieutenant M.**, der sich in den Kriegen gegen die Bergvölker einen Namen erworben, ist seit 1848 Generalgouverneur des östlichen Sibirien. — Ein Zweig der Familie M. hat in Folge einer Heirath mit der Tochter des Kosackenhetmans Apostol (um 1730) den Namen M.-Apostol angenommen. — **Murawjew-Apostol** (Iwan Matwejewitsch), geb. 1769, war unter Paul I. Gesandter beim niedersächs. Kreise, dann in Madrid, wurde in der Folge Geh. Rath und Senator und starb zu Petersburg 24. März 1851. Ein Kenner der alten wie fast aller neuern Sprachen, übersetzte er Sheridan's „Lästerschule" (1794), die „Satiren" des Horaz und die „Wolken" des Aristophanes ins Russische und machte 1820 eine archäologische Reise nach Taurien, deren Beschreibung („Puteschestwie po Tawride", Petersb. 1822) auch ins Deutsche (von Ortel, Berl. 1825) übertragen wurde. — Sein Sohn, **Sergéi M.-Apostol**, Oberstlieutenant im Regiment Tschernigow, ein Mann von Bildung und energischem Charakter, war einer der Hauptleiter der Verschwörung von 1825. Nach dem Fehlschlagen des Aufstandes in Petersburg ließ er den zu seiner Verhaftung abgeschickten Obersten Gebel festnehmen, rief den Großfürsten Konstantin zum Kaiser aus und bemächtigte sich der Stadt Wassilkow. Am 15. Jan. 1826 wurde er jedoch beim Dorfe Ustinowka von den zu seiner Verfolgung beorderten Truppen angegriffen und schwer verwundet gefangen genommen. Sein Bruder Ippolit fiel an seiner Seite; er selbst wurde nach Petersburg gebracht und dort 25. Juli

1826 durch den Strang hingerichtet. Ein dritter Bruder, **Matwei M.-Apostol**, verabschiedeter Oberstlieutenant, ward zu 20jähriger Verbannung nach Sibirien verurtheilt.

**Murchison** (Sir Roderick Impey), einer der verdientesten Geognosten unserer Zeit, wurde um 1805 aus einer begüterten Familie in Schottland geboren und trat anfänglich als Offizier bei einem Husarenregiment in Militärdienste, welche er jedoch bald verließ, um sich ganz den Wissenschaften hinzugeben. Namentlich fühlte er sich von geologischen Forschungen angezogen und vereinigte sich mit Philipps zu einer Untersuchungsreise durch England, deren Ergebnisse er in seinem Werke „The silurian system" veröffentlichte. Er gab darin zum ersten mal eine klare Darstellung der ältesten brit. Niederschlagsschichten und führte zugleich eine bestimmtere und feiner trennende Nomenclatur für die einzelnen Glieder der Grauwackengruppe ein. Durch diese Arbeit erwarb M. sogleich einen europ. Namen, und nachdem er ähnliche Untersuchungen in den Rheingegenden angestellt, ward er 1839 aufgefodert, seine geognostischen Beobachtungen auf Rußland auszudehnen, wo sich trotz der werthvollen Vorarbeiten Strangways', Pander's, Erman's u. A. noch ein weites Feld für die Wissenschaft darbot. Auf einer zweimaligen Reise, die der unermüdliche M. in Begleitung Verneuil's und Keyserling's dorthin unternahm, durchforschte er das Land in allen Richtungen und drang bis zum Uralgebirge vor. Die Resultate dieser Expedition, welche die allgemeine Auffassung geognostischer Verhältnisse mächtig förderte, legten die Reisenden zuerst in der Abhandlung „On the geological structure of the northern and central regions of Russia in Europe" (Lond. 1841) und dann in dem Hauptwerke „Geology of Russia in Europe and the Ural mountains" (2 Bde., Lond. 1845; neue Aufl., Lond. 1853) nieder. In Anerkennung seiner Verdienste erhielt M., der bereits von der petersburger Akademie der Wissenschaften zum ordentlichen Mitgliede erwählt worden, im Febr. 1846 auch von der Königin Victoria die Ritterwürde. Seit 1851 ist er auch Präsident der londoner Geographischen Gesellschaft. Außer einer populären Bearbeitung seines silurischen Systems unter dem Titel „Siluria, or a popular view of the silurian and other primeral rocks and their organic remains" (Lond. 1853) hat er zahlreiche Beiträge zu den „Transactions of the geological society", den Abhandlungen der brit. Association und andern Zeitschriften geliefert.

**Murcia**, ein zu Spanien gehöriges, ehemals maurisches Königreich mit 596000 E. auf 371 QM., grenzt im O. an Valencia, im S. an das Mittelländische Meer, im W. an Granada und Jaen und im N. an Neucastilien und bildete nach der frühern Eintheilung eine der 17 alten Landschaften, seit 1833 aber, wo Albacete als besondere Provinz, die jetzt 196000 E. zählt, abgetrennt wurde, eine der 48 Provinzen Spaniens, die etwa 400000 E. zählt. M. gehört zu den schönsten Landstrichen Spaniens, hat ein angenehmes und gesundes Klima, dessen Hitze durch mehre Gebirgsstriche, Sierra de Segura, de Salinas und de Huescar, gemildert wird, bringt in Menge Getreide, Garten-, Süd- und Hülsenfrüchte, Wein, Öl und Seide hervor und ist reich an Metallschätzen aller Art, die freilich größtentheils unausgebeutet daliegen. Besonders herrlich ist das breite Thal der Segura, des Hauptflusses von M., welche sich in ihrem obern Laufe durch große Felsen windet und den Mundo und die Sangonera aufnimmt. Durch das Erdbeben vom 18.—21. März 1829 wurde die Provinz fast ganz verwüstet. Tausende von Gebäuden stürzten ein, viele Menschen wurden erschlagen oder schwer verwundet, aus Massen neu sich öffnender Quellen strömte stinkendes Wasser, aus der berstenden Erde Asche und Sand hervor, und die in ihrem Laufe gehemmte Segura überschwemmte ihr ganzes Thal. Die Hauptstadt **Murcia** an der Segura, der Sitz eines Bischofs, mit 36000 E., ist ganz in maur. Geschmack gebaut, hat eine schöne Kathedrale mit einem silbernen Hochaltar, elf andere Kirchen, drei Collegien, eine Musikschule, ein Priesterseminar und zwei Hospitäler. Dem Umfange nach fast ebenso groß, aber schöner gebaut ist die zweite Stadt der Provinz, Cartagena (s. d.).

**Muret** (Marc Antoine), meist mit lat. Namensform **Muretus** genannt, ausgezeichneter Humanist des 16. Jahrh., geb. 12. April 1526 zu Muret bei Limoges in Frankreich, ertheilte bereits von seinem 18. J. an zu Poitiers, Bordeaux, Paris und Toulouse Unterricht in verschiedenen Zweigen der altclassischen Literatur und legte sich an letztern Orte zugleich auch auf das Studium der Rechtswissenschaften. Der üble Ruf aber, in den er sich vielleicht durch seine Ausschweifungen versetzt hatte, nöthigte ihn, Frankreich zu verlassen und nach Italien zu gehen, wo er seit 1554 abwechselnd in Venedig und Padua sich aufhielt, bis ihn der Cardinal Hippolyt von Este unter sehr vortheilhaften Bedingungen zu sich nach Rom berief. Als dieser 1562 als Legat nach Frankreich ging, begleitete ihn M. und hielt nach seiner Rückkehr, 1563, zu Rom über griech. und lat. Classiker, namentlich über die Ethik des Aristoteles, öffentliche Vorträge, die bald so großen Beifall erhielten, daß er selbst Cardinäle zu Zuhörern hatte. Im J. 1567 begann er auch das bürger-

liche Recht mit großer Eleganz vorzutragen. Seine Verdienste erwarben ihm die Gunst des Papstes Gregor XIII., der sich gegen ihn außerordentlich gütig bewies und seinen Gehalt vermehrte, als er von dem damaligen Könige von Polen, Stephan Bathori, an die zu jener Zeit neuerrichtete Universität zu Krakau berufen wurde. Mancherlei Hindernisse veranlaßten ihn jedoch, diesen bereits angenommenen Ruf wieder abzulehnen, worauf er sich 1576 zum Priester weihen ließ und 1584 seine Lehrstelle aufgab. Er starb in Zurückgezogenheit 4. Juni 1585. In seinen Schriften herrscht durchgängig eine bewundernswürdige Einfachheit, Leichtigkeit und Eleganz in der Darstellung. Besonders gehören hierher seine „Orationes", größtentheils Eingangsreden zu Vorlesungen; die „Epistolae", Briefe, die wegen der Gefälligkeit, mit der sie geschrieben sind, eine angenehme Unterhaltung gewähren; die „Variae lectiones" in 19 Büchern und „Observationum iuris liber singularis", worin theils Verbesserungen, theils Bemerkungen über verschiedene Stellen der alten Classiker enthalten sind. Außerdem sind von ihm vorhanden: Ausgaben des Terenz (Ven. 1555), des Catull, Tibull und Properz (Ven. 1558), des Philosophen Seneca (Rom 1585), von Cicero's „Philippischen Reden" (Par. 1563) und eine Reihe trefflicher Bemerkungen zu andern Schriftstellern, z. B. zu Sallust, Tacitus, Aristoteles und Plato. Seine sämmtlichen Werke erschienen zuerst in einem unvollständigen und nachlässigen Abdrucke zu Verona (5 Bde., 1727—30); später gab sie mit größerer Correctheit Ruhnken (4 Bde., Leyd. 1789) heraus. Am besten ist die von Frotscher und Koch begonnene, mit vielen Berichtigungen und handschriftlichen Nachträgen von M. versehene Ausgabe (3 Bde., Lpz. 1834—41), welche die Reden, Briefe, Gedichte und die „Variae lectiones" enthält. Letztere wurden auch von Wolf und Fäsi (2 Bde., Halle 1791—1828) besonders bearbeitet. Eine Auswahl aus den Briefen und Reden gaben Kirchhof (Hannov. 1825—26) und Kraft (Nordh. 1826), der auch einen „Variarum lectionum delectus" (Lpz. 1830) veranstaltete.

**Murhard** (Friedr.), staatswissenschaftlicher und publicistischer Schriftsteller, zu Kassel 7. Dec. 1778 von wohlhabenden Ältern geboren, bezog 1795 die Universität zu Göttingen, nicht irgend eines Brotstudiums halber, sondern zum Zwecke der Erwerbung einer höhern wissenschaftlichen Ausbildung. Neben den classischen Sprachen hatte er sich schon in der Jugend auch mit den morgenländischen beschäftigt, fast alle neueurop. Sprachen erlernt; in Göttingen genoß er auch Unterricht in den slaw. Sprachen und im Ungarischen. Vorzugsweise aber hatte er die mathematischen Wissenschaften zu seinen Lieblingsstudien erwählt. In Göttingen erhielt er die philosophische Doctorwürde und die Ehrenstelle eines Assessors der königl. Societät der Wissenschaften. Außer mehren Programmen und Abhandlungen über Gegenstände der höhern Analysis erschien damals von ihm die „Bibliotheca mathematica, oder Literatur der mathematischen Wissenschaften" (5 Bde., Lpz. 1797—1805); doch die akademische Laufbahn entsprach seiner Neigung nicht. Daher unternahm er 1799—1801 eine Reise nach Konstantinopel, durch mehre Theile Kleinasiens und den griech. Archipelagus. Als Früchte derselben ließ er nachher das „Gemälde von Konstantinopel" (3 Bde., Penig 1804; 2. Aufl., Lpz. 1824), gemeinschaftlich mit dem russ. Staatsrath Reimers u. A. die Zeitschrift „Konstantinopel und Petersburg" (1805—6) und das „Gemälde des griech. Archipelagus" (2 Bde., Berl. 1807) erscheinen. Unter der westfäl. Regierung versah er die Redaction des officiellen „Westfäl. Moniteur", wurde Bibliothekar am Museum zu Kassel und Präfecturrath des Fuldadepartements. Nach der Restauration des Kurfürsten Wilhelm I. wählte er Frankfurt a. M. zu seinem Wohnsitze. Erst um diese Zeit fing er an, mit dem Studium der Staatswissenschaften und mit politischer und publicistischer Schriftstellerei sich zu beschäftigen, und namentlich werden die in der Sache der westfäl. Domänenkäufer unter dem Namen des Dr. Schreiber im Druck erschienenen Ausführungen ihm zugeschrieben. Im J. 1817 folgte er dem Rufe nach Bern zur Übernahme der Redaction eines Tageblattes im freisinnigsten Geiste, der „Europ. Zeitung", die aber bald unterdrückt wurde. Erst 1821 trat er in der politischen Literatur unter seinem Namen auf, indem er die von Posselt angefangenen „Europ. Annalen" unter dem Titel „Allgemeine politische Annalen" fortsetzte. Als einer der Koryphäen der liberalen Partei von der kühner hervortretenden Reactionspartei verdächtigt, ein vorzüglich thätiges Mitglied des sogenannten Bundes der Alten zu sein, verflocht man ihn in die famose Geschichte der 1823 an den Kurfürsten gerichteten Drohbriefe. Im Febr. 1824 auf einer Reise in Hanau verhaftet, wurde er einige Tage nachher in das Castell nach Kassel abgeführt. Ungeachtet die Untersuchung zu keinem Ergebniß führte, wodurch der auf M. geworfene Verdacht eine Bestätigung finden konnte, wurde er doch nicht eher in Freiheit gesetzt, als bis der Oberpolizeidirector von Manger selbst wegen beschuldigter Abfassung jener

Drohbriefe in peinliche Untersuchung kam. Einige Jahre später erfolgte ein völlig freisprechendes gerichtliches Urtheil. M. lebte von dieser Zeit an als Privatmann und Rentier wieder in Kassel, von wo aus er in Begleitung seines Bruders viele und große Reisen in Deutschland, nach der Schweiz, nach Italien, nach den Niederlanden, nach Frankreich, England, Dänemark und Schweden unternahm. Außer Monographien über einzelne wichtige Gegenstände aus dem Gebiete der Staatswissenschaften gab er „Grundlage des jetzigen Staatsrechts des Kurfürstenthums Hessen" (2 Bde., Kass. 1834—35) heraus. Seine Hauptbeschäftigung aber bestand in der von ihm besorgten Fortsetzung von Martens' (s. d.) „Recueil des traités". Im Jan. 1844 wurde er in Kassel wegen einer in seiner Abhandlung über Staatsgerichtshöfe im „Staatslexikon" enthaltenen Stelle, die man auf Kurhessen beziehen zu können glaubte, wieder in einen politischen Proceß verwickelt, bei dessen Beginn verhaftet, drei Tage nachher aber gegen Caution freigelassen. Dieser Proceß ward indeß durch die 1848 verkündigte Amnestie beseitigt. — Sein jüngerer Bruder, Karl M., geb. zu Kassel 23. Febr. 1781, studirte in Göttingen und in Marburg, wo er als Doctor der Rechte promovirte, und erhielt 1800 eine Anstellung beim Archiv der Oberrentkammer in Kassel. Im J. 1804 wurde er wirklicher Archivar. Unter der westfäl. Regierung kam er zunächst in die Commission zur Untersuchung der Archive und 1809 als Auditeur in den Staatsrath. Im J. 1810 wurde er mit Beibehaltung seiner Stelle im Staatsrathe zum Chef der Section des Handels und der Gewerbe im Finanzministerium und 1812 zum Liquidateur der öffentlichen Schuld ernannt. In demselben Jahre gab er mit Hassel die Zeitschrift „Westfalen unter Hieronymus Napoleon" heraus. Nach der Wiederherstellung der kurfürstl. Regierung trat auch M. in seine Stelle als Archivar wieder ein, als er aber 1816 zum Regierungssecretär in Fulda ernannt wurde, entsagte er gänzlich dem kurhess. Staatsdienste und folgte 1818 seinem Bruder nach Frankfurt a. M., wo er ebenfalls den Wissenschaften in der glücklichsten Unabhängigkeit lebte. Zur Zeit der Untersuchung gegen seinen Bruder, wo man auch seiner sich versichern wollte, fand er in Wetzlar ein Asyl, und erst nach jenes Freisprechung nahm auch er in Kassel seinen bleibenden Aufenthalt. Von seinen Schriften, abgesehen von den Übersetzungen, erwähnen wir: „Ideen über wichtige Gegenstände aus dem Gebiete der Nationalökonomie und Staatswirthschaft" (Gött. 1808); „Über Geld und Münze" (Kass. und Marb. 1809); „Theorie des Geldes und der Münze" (Lpz. 1817); „Theorie und Politik des Handels" (2 Bde., Gött. 1831); „Theorie und Politik der Besteuerung" (Gött. 1834).

**Muri**, ein aus mehren kleinern Ortschaften bestehendes Pfarrdorf im gleichnamigen Bezirk des Cantons Aargau, mit nahe 2000 E., ist besonders durch die sehr reiche, 1026 daselbst gegründete Benedictinerabtei bekannt, die 1841 durch Beschluß des Großen Raths von Aargau aufgehoben wurde. Ein Theil der geräumigen Gebäude wird jetzt für eine Secundärschule benutzt.

**Murillo**, span. Staatsmann, s. Bravo-Murillo.

**Murillo** (Bartolomeo Esteban), der ausgezeichnetste unter den span. Malern seines Jahrhunderts, der Fürst der Schule von Sevilla, geb. zu Sevilla 1618, empfing den ersten Unterricht im Zeichnen von seinem Verwandten, Juan del Castillo, von dem er aber ein gutes Colorit nicht lernen konnte. Er sah dieses überhaupt erst, als Peter von Moya aus der Schule van Dyck's von London durch Sevilla kam, und entbrannte seitdem in Sehnsucht, aus den Werken großer Meister zu lernen. Aber Italien lag für seine schwachen Geldmittel viel zu fern. Er arbeitete daher mit angestrengtestem Fleiße namentlich kleine Heiligenbilder und andere Gegenstände für den Handel mit Amerika, bis er sich dadurch so viel verschafft hatte, daß er 1643 eine Reise nach Madrid unternehmen konnte. Hier erhielt er durch seinen Landsmann Velasquez (s. d.) die Erlaubniß, die Meisterwerke von Tizian, Rubens, van Dyck zu copiren; doch hauptsächlich studirte er die des Ribera und des Velasquez selbst. Im J. 1645 kehrte er nach Sevilla zurück, wo er durch seinen neuen meisterhaften Stil in seinen Gemälden für das Kloster Francisco allgemeines Staunen erregte; denn er war vorher unbekannt geblieben und Niemand wußte von seinen Studien in Madrid. M. erhielt nun zahlreiche neue Aufträge, die ihn aus der Armuth zogen und ihm eine glänzende Heirath möglich machten. Aus dieser Zeit seiner Erhebung datirt bei ihm deutlich ein anderer Stil. Bis dahin war er schlicht und naturalistisch in der Auffassung gewesen, derb und kräftig in der Ausführung; nun aber tritt größere Zartheit und Milde hervor, die jedoch, jene einfache Naturauffassung nicht ausschließend, von herrlicher Wirkung ist und nur höchst selten dem Schwächlichen zuneigt. Seine ruhmvollste Periode reicht von 1670—80, während welcher er die acht großen Bilder, die Werke der Barmherzigkeit vorstellend, für die Kirche des Hospitals San-Jorge de la Caridad malte, die sich durch herrliche Composition, richtige Perspective und überaus treffliches Colorit auszeichnen. Nur drei von diesen Gemälden

befinden sich noch am Orte ihrer Bestimmung. Arbeiten von ähnlicher Vollkommenheit lieferte er für die Kirche de los Venerables und das Kloster der Kapuziner, in welchem letztern er 28 Bilder vollendete, die später nach Amerika kamen. M.'s Madonnen, deren er viele malte, sind liebenswürdig und schön, aber irdisch. Durch einen höhern Zug zeichnet sich die in der Leuchtenberg'schen Galerie aus. Einen hohen Flug aber, einen Ausdruck gotterfüllter, heiliger Sehnsucht nimmt er in seinen sogenannten Empfängnißbildern an. Das schönste dieser Art erwarb der Marschall Soult von einem span. Kloster dadurch, daß er demselben zwei verrätherische Bettelmönche, die er eben hängen lassen wollte, freigab. In der Versteigerung der Soult'schen Sammlung 1852 ließ der damalige Präsident Napoleon das Bild für 615300 Frcs. für den Louvre ankaufen. Ein anderes berühmtes Bild des Meisters, der vom Engel aus dem Gefängniß befreite Petrus, kam in dieser Auction nach Rußland. Eine besondere Lieblichkeit haben die Jesusknaben M.'s; der schönste ist im madrider Museum. Von seinen Heiligen, deren er viele malte, ist der heil. Antonius mit dem Jesuskinde einer der berühmtesten. Porträts von M. sind selten; zwei sehr lebensvolle befinden sich im berliner Museum. Beschäftigt mit der Ausführung eines großen Altarblattes für die Kapuziner zu Cadiz, darstellend die Verlobung der heil. Katharina, starb er zu Sevilla 1682. Seine Werke bezeichnen die höchste Stufe, welche der Naturalismus erreichen kann, diejenige nämlich, wo die Charakteristik Schönheit geworden ist, und deshalb üben z. B. mehre seiner Madonnenbilder auf unser modernes Gefühl einen ebenso mächtigen Reiz aus als jene Rafael's, obschon ihnen die hohe Reinheit derselben fehlt. Deshalb gelang ihm auch in seinen lebensgroßen Genrebildern, z. B. den Betteljungen in der Pinakothek zu München, eine poetische Wirkung, welche ganz außerhalb des Horizonts der großen Italiener lag. Ihn unterstützten überdies ein Colorit und ein Helldunkel, wie es nur sehr Wenigen der letztern zu Gebote stand. Trotz aller Hindernisse rief er auch die Akademie zu Madrid ins Leben, deren Präsident er seit 1660 war. Seine Schüler wichen jedoch nur zu bald von dem großen Stil ihres Meisters ab. Von M.'s Werken befinden sich außer dem erwähnten noch gegen 40 im Louvre und in England. Doch gibt es noch viele ausgezeichnete in seinem Vaterlande, namentlich in Sevilla, z. B. den heil. Antonius von Padua in der Kathedrale, und in der königl. Galerie zu Madrid, wo man deren 46 aufbewahrt, unter denen die Himmelfahrt der Maria eins der vortrefflichsten ist. Auch die dresdener Galerie besitzt von ihm eine herrliche Madonna mit dem Kinde; ebenso sind mehre in München und andere in Wien im Besitze des Fürsten Esterhazy.

**Murmelthier** (Arctomys) heißt eine zu den Nagethieren gehörende Säugethiergattung, deren Körper schwerfällig ist, die Krallen zusammengedrückt, groß, zum Graben geschickt und die Ohren kurz sind. Backentaschen fehlen. Von den hierher gehörenden Arten ist das **Alpenmurmelthier** (A. Marmota) am bekanntesten, ein friedliches Thier, welches die Centralalpen Europas bis an die Schneegrenze bewohnt und familienweise in Höhlen lebt. Es ist ohne den 5 Zoll langen, in einen schwarzen Haarbusch endenden Schwanz 16—17 Zoll lang, am Bauche brandgelb, am Rücken gelblich und schwärzlich-grau und hat eine behaarte, nur auf der Scheidewand kahle Nase. Es frißt aufrecht sitzend, indem es mit den Vorderpfoten die Nahrung zum Munde bringt. Um die Mitte des Septembers zieht es sich in seinen Bau zurück, dessen Öffnung es mit Erde und Heu verstopft und verfällt bald in einen bis zum April dauernden Winterschlaf. Da die Murmelthiere im Herbste sehr fett sind, so werden sie zu dieser Zeit von den Alpenbewohnern, denen sie für einen Leckerbissen gelten, ausgegraben. Sie sind übrigens leicht abrichtbar. Arme Savoyardenknaben beginnen gewöhnlich ihre Laufbahn damit, daß sie mit einem solchen abgerichteten Murmelthier in fremde Länder ziehen, um durch Aufzeigen desselben den Grund zu ihrem Fortkommen zu legen. Das Murmelthier der nordamerikan. Auen wird dort **Prairiehund** (A. Ludovicianus) genannt, weil sein Ruf dem Bellen eines jungen Hundes ähnlich ist; seine 1½ F. hoch aufgeworfenen und zu Gruppen vereinigten Wohnungen nennt man ebendeshalb Hundedörfer. Das canadische Murmelthier (A. Empetra) nimmt den ganzen Norden Amerikas von der Hudsonsbai bis zu den russ. Besitzungen an der Nordwestküste ein. Sein Fleisch gilt den Indianern in der Zeit, wo es fett ist, für ein vorzügliches Gericht.

**Murner** (Thomas), ein bekannter deutscher Satiriker und Gegner der Reformation, geb. zu Strasburg 24. Dec. 1475, besuchte als Knabe die damals sehr berühmte Schule des Barfüßerklosters in seiner Vaterstadt, trat dann selbst, noch sehr jung, in den Franciscanerorden und wurde, wie es scheint, von den Ordensobern wegen seiner Fähigkeiten zum einstigen Lehrer jener Schule bestimmt. Um für dieses Amt sich auszubilden, besuchte er die Universitäten Paris, Freiburg, Köln, Rostock, Prag, Wien und Krakau, an welchem letztern Orte er die Würde eines Baccalaureus der Theologie erlangte. Nach der Sitte der Zeit an mehren dieser Akademien Hö-

rer und Lehrer zugleich, hielt er in Krakau Vorträge über seine logische Methode, in Freiburg über bürgerliches und geistliches Recht. Doch hinderte ihn sein leichtsinniger, unstäter und launenhafter Charakter an der Erwerbung gründlicher Gelehrsamkeit und wissenschaftlicher Reife. Den größten und besten Einfluß mag wol der berühmte lat. Dichter Jakob Locher auf ihn geübt haben, nur freilich, daß er auch diesem nicht treu blieb. Seine Schriftstellerei begann er in Freiburg mit einem nicht eben geistreichen „Tractatus de philonico contractu" (Freib. 1499, wieder abgedruckt im zweiten Bande des „Malleus maleficarum"), in welchem er berichtet, wie er von einer Hexe als Knabe lahm gemacht und wieder geheilt worden sei. Diesem folgte zu Strasburg eine „Invectiva contra astrologos" (Strasb. 1499), gerichtet gegen eine astrologische Prophezeiung, nach welcher Kaiser Maximilian im eben ausgebrochenen Schweizerkriege seinen Untergang finden sollte. Kaum aber war M. in seine Vaterstadt zurückgekehrt, als er auch arge Händel anzettelte. Der treffliche Wimpfeling nämlich hatte in seiner „Germania" (Strasb. 1501) dem strasburgischen Rathe einen Plan vorgelegt zur Gründung einer humanistischen, von den Klosterschulen unabhängigen höhern Lehranstalt, gegen welche M. zur Rettung seiner lat. Klosterschule in einer groben, unverschämten, „Nova Germania" (Strasb. 1502) betitelten Schmähschrift auftrat, die sofort vom Rathe unterdrückt und von den Freunden Wimpfeling's mit dem beißendsten Spotte erwidert wurde. Wie es scheint, mußte M. in Folge dieses Vorfalls Strasburg verlassen und führte nun durch eine Reihe von Jahren ein ziemlich unstätes Leben. So predigte er eine Zeit lang zu Frankfurt in einer zuweilen stark ans Possenhafte streifenden Weise und mit zweifelhaftem Erfolge, bis er wegen seiner Einmischung in den Streit der Dominicaner und Franciscaner über die Heiligkeit der Maria vertrieben wurde. Darauf verweilte er, nachdem er 1506 zu Worms vom Kaiser Maximilian zum Dichter gekrönt worden war, abwechselnd in Freiburg und Strasburg, auch 1508 auf kurze Zeit als Lesemeister in Bern, dann wieder in Freiburg, von wo er gleichfalls wegen seiner groben und anzüglichen Predigten entweichen mußte. Dasselbe widerfuhr ihm bald darauf aus gleichem Grunde zu Trier. Nun streifte er bis nach Italien, verweilte einige Zeit in Bologna und hatte eben in Venedig eine Schule gegründet, als strasburger Kaufleute ihn erkannten und seinen Ruf so stark erschütterten, daß er die Schule aufgeben und davonziehen mußte. In diesen bewegten Zeitraum fallen mehre seiner lat. Schriften, eine mnemotechnische Anweisung zur Logik, die er bereits in Krakau vorgetragen hatte, unter dem Titel „Chartiludium logice, seu logica memorativa" (Krakau 1507; Strasb. 1509), und eine ähnliche zur lat. Prosodik: „Ludus studentum Friburgensium" (1511), ferner ein Schriftchen unter dem Titel „Arma patientie contra omnes seculi adversarios (1511) und eine Übersetzung einiger hebräischen Gebete und Tractate: „Ritus et celebratio phase Judeorum". Auch wird ihm zugeschrieben das bekannte in den Streit der Dominicaner einschlagende Buch „Von den fier Ketzern Prediger Ordens der Observanz zu Bern verbraunt" (1509). Endlich fand M. eine Zuflucht zu Basel, wo er juristische Vorlesungen hielt und mit der Veröffentlichung seiner theilweise wol schon früher abgefaßten deutschen Satiren die zweite Periode seiner schriftstellerischen Thätigkeit begann. Es erschienen die „Narrenbeschwörung" (Strasb. 1512; Elberf. 1518; umgearbeitet von G. Wikram, Strasb. 1556 und öfter), eine Nachahmung von Sebastian Brant's „Narrenschiff"; „Der Schelmen Zunft" (Fkf. 1512 und öfter; herausgeg. von Waldau, Halle 1688; lat. bearbeitet von J. Flitner unter dem Titel „Nebulo nebulonum"), die als Fortsetzung der „Narrenbeschwörung" gelten darf; „Die geistliche Badenfahrt" (Strasb. 1514), in welcher die christliche Besserung mit einem Bade verglichen wird; „Die Mühle von Schwindelsheim" (Strasb. 1515), gegen verschiedene Fehler und Thorheiten gerichtet; und die „Gäuchmode" (Basel 1519) gegen die Liebedelhörten. Alle diese Satiren stehen an Form und sittlicher Reinheit unter Brant's „Narrenschiff", aber sie sind bei weitem lebendiger, greifen frisch ins Leben hinein und enthalten bei aller Derbheit und Roheit einen Reichthum des schärfsten und treffendsten Witzes. Dazwischen fallen nur wenige Werke wissenschaftlichen Charakters, eine Übersetzung Virgil's (Strasb. 1515), eine mnemotechnische Anweisung zum Einprägen der Institutionen („Chartiludium institute", Strasb. 1518) und eine Übersetzung der Institutionen selbst (Basel 1519). Auch die zu Strasburg 1519 erschienene hochdeutsche Bearbeitung des Eulenspiegels wird M. zugeschrieben.

Seit 1519 lebte und lehrte M., der nun auch Doctor der Theologie geworden war, wiederum zu Strasburg in seinem Kloster und verfaßte in der damit anhebenden dritten Periode seiner schriftstellerischen Laufbahn nur Schriften theologischen Inhalts, die fast alle zugleich gegen die Reformation und die Reformatoren ankämpften. Zuerst erschien eine ganz ehrlich gemeinte Übersetzung von Luther's Buche „Von der babylonischen Gefängniß" (1520), deren Verunstal-

tungen aber Luther freilich nicht der mangelhaften Kenntniß, sondern dem bösen Willen des Übersetzers zuschrieb. Dann folgte „Ain new Lied von dem Undergang des christlichen Glaubens in Bruder Veithen thon" (von D. und J.) und darauf rasch nacheinander vier heftige Flugschriften: „Von dem babstenthum wyder D. Mart. Luther", „An den adel tütscher nation das sye den christl. glauben beschirmen wyder den zerstörer des glaubens christi, M. Luther, einen verfierer der einseltigen christen", „Von D. M. Luther's Leren und Predigen, das sie argwenig seint" und „Ein christl. Ermanunge zu D. M. Luther, daß er etlichen reden von dem newen testament der heil. Messen gethon abstande und wider mit gemeiner christenheit sich vereinige" (sämmtlich gedruckt in Strasburg 1520). Alsbald regnete eine Flut von Gegenschriften und Satiren auf M. herab: „Der Karsthans", die „Novella", der „Dialogus zwischen einem Pfarrer und einem Schultheißen", des Matthäus Gnidius „Defensio christianorum de cruce", der wahrscheinlich von demselben Gnidius verfaßte „Murnarus Leviathan, vulgo dictus Geldnarr oder Gänsprediger", des Martin Buzer Schrift „De coena dominica", Michael Stiefel's „Usslagen und glossen über D. Murner's lyed vom Undergang des christl. Glaubens" und mehre andere, sodaß sich M. genöthigt sah zu seiner Vertheidigung eine mit Erlaubniß des Rathes in Patentform gedruckte „Defension und Protestation" (1521) in Strasburg öffentlich anzuschlagen. Inzwischen ergriff aber M. auch noch öffentlich die Partei König Heinrich's VIII. von England, übersetzte dessen Buch „Von den sieben Sacramenten", vertheidigte ihn in der Schrift „Ob der König vß engelland ein lügner sey oder der Luther", worauf wahrscheinlich wiederum Gnidius die Entgegnung verfaßte: „Antwort dem Murnar uff seine Frag ob der König von Engellant ein Lügner sei", verwahrte sich ferner gegen Stiefel in der „Antwurt vnd Klag mit entschuldigung wider Bruder Michel Stifel" (1522), dem Letzterer dann wieder begegnete mit der „Antwort M. Styfel's uff D. Th. Murnar's murnarrische phantasey" (Wittenb. 1523), und schrieb endlich seine vorzüglichste Satire, welche zugleich wol überhaupt die beste unter allen gegen die Reformation gerichteten ist: „Von dem großen Lutherischen Narren, wie ihn Doctor M. beschworen hat" (Strasb. 1522; neu herausgeg. durch H. Kurz, Zürich 1848). Im J. 1523 ging M. zufolge einer Einladung Heinrich's VIII. auf kurze Zeit nach England, gerieth aber nach seiner Rückkehr wieder in neue ärgerliche Händel. In seinem Kloster war nämlich seit mehren Jahren die Zucht, die Schule und das Vermögen so gänzlich verfallen und zerrüttet, daß ein Theil der Mönche bei dem strasburger Rathe Abhülfe suchte und Reformvorschläge machte, die Gegenpartei aber sich widersetzte. M. erlaubte sich dabei starke Ausfälle und sogar Verleumdungen gegen Rath und Bürgerschaft, suchte auch gegen das ausdrückliche, auf den Beschluß des Wormser Reichstags gegründete Verbot des Rathes (demzufolge auch schon seine letzten Schriften verbrannt worden waren) seinen Federkrieg gegen die Reformation fortzusetzen und stellte, als die Buchdrucker ihm ihre Mitwirkung verweigerten, selbst eine Presse auf. Bei einem gegen verschiedene Klöster ausbrechenden Tumulte wurden jedoch auch sein Haus und seine Presse zerstört und er selbst zur Flucht gezwungen. In traurigem Aufzuge kam er nach Luzern, fand aber dort sehr freundliche Aufnahme, ward im Franciscanerkloster untergebracht, auf Kosten der Stadt mit neuer Kleidung versehen, mit einer Pfarrstelle und Professur begabt und erreichte sogar durch Vermittelung des Rathes einen Jahrgehalt von 52 Gldn. aus seinem strasburger Kloster, gegen das Versprechen, allen weitern Ansprüchen an letzteres zu entsagen und gegen Strasburg sich ruhig und freundlich zu verhalten. Doch auch hier währte der Friede nicht lange. Bei einem Religionsgespräche zu Baden im Aargau (1526) erlaubte sich M. wiederum verletzende persönliche Ausfälle, und in der von ihm besorgten Ausgabe der Acten („Die Disputacion vor den xii orten einer löbl. eidgenossenschaft zw Baden in ergow", Luzern 1527) ward ihm Parteilichkeit vorgeworfen. Dazu kamen noch beleidigende Schriften, als „Die Gots heyl. Meß, wider die fünffte Schlußred zu Bern disputiert in der Eidtgenossenschafft" (Luzern 1528) und „Der Luterischen Evangelischen Kirchendieb und Ketzerkalender", sodaß Zürich und Bern wegen der erlittenen Beschimpfung von Luzern (1529) Genugthuung verlangten und M. auch von hier fliehen mußte. Endlich verlor er auf Betrieb der ref. Cantone (1530) auch seinen strasburger Jahrgehalt. Seine letzten Lebensschicksale liegen noch im Dunkeln; um 1536 soll er in Heidelberg gestorben sein. M.'s Schriften, die fast alle äußerst selten und für die Sprache wie für die Zeitgeschichte höchst wichtig sind, verdienen und erwarten noch, ebenso wie sein Leben, eine gründliche Durchforschung. Die Abdrücke mehrer derselben in verschiedenen Bänden von Scheidle's „Kloster" sind großentheils unbrauchbar. Vgl. Waldau, „Nachrichten von Th. M.'s Leben und Schriften" (Nürnb. 1775); Strobel, „Beiträge zur deutschen Literatur" (Par. 1827); Jung, „Beiträge zu der Geschichte der Reformation" (Strasb. und Lpz. 1830).

**Murphy** (Arthur), ein irischer Dramatiker, geb. zu Elphin 27. Dec. 1727, wurde in einem franz. Seminar zu St.-Omer erzogen und sollte dann in London die Handlung erlernen, wurde aber durch Garrick's Ruhm veranlaßt, sich dem Theater zuzuwenden. Er trat 1752 zum ersten male auf, gefiel aber nicht und entsagte daher der Bühne und wurde Schriftsteller. Sein Antheil an der Zeitschrift „The Gray's-Inn journal" verschaffte ihm Johnson's Freundschaft. Da er sich in öffentlichen Blättern als einen der heftigsten Gegner des unglücklichen Admirals Byng zeigte, so erwarb ihm dies die Gunst des Lord Holland, der ihm, wiewol mit großer Mühe, 1757 die Aufnahme unter die Advocaten verschaffte. Aber auch als solcher machte er kein Glück, weshalb er nun anfing, für das Theater zu schreiben und namentlich ausländische Erzeugnisse auf engl. Boden zu verpflanzen. Unter seinen zahlreichen Stücken, in denen er meist das engl. Familienleben schildert, haben sich nur das Trauerspiel „The Grecian daughter" (1772) und das Lustspiel „The way to keep him" auf der Bühne erhalten. Eine Ausgabe seiner Werke in sieben Bänden ließ er in London 1786 erscheinen. Seiner Übersetzung des Tacitus (1793) fehlt es an Genauigkeit und Treue; doch hat sie ihm in England mehr Ruhm gebracht als seine andern Arbeiten, unter denen hauptsächlich der „Essay on the life and genius of S. Johnson" (Lond. 1792) zu erwähnen ist. Eine seiner letzten Arbeiten war die Biographie Garrick's. Er starb in London 18. Juni 1805.

**Murray** oder **Moray**, schott. Grafschaft, s. **Elgin**.

**Murray**, der größte Strom in Neuholland, entsteht unter dem Namen Hume am Kosciuszkoberge, östlich von Albury, in dem Warragonggebirge oder den Australischen Alpen, fließt im Ganzen nach Westen, bildet die Grenze zwischen Neusüdwales und Australia Felix, tritt in das Gebiet von Süd-Australia, wendet sich hier gegen Süden, fließt bei Wellington in den seichten Victoriasee oder Alexandrinensumpf (Alexandrine marsh) und aus diesem in die Encounterbai, östlich vom St.-Vincentsgolf und der Känguruinsel. Man schlägt seine Länge auf 220 M., sein Gebiet auf 22000 □M. an. Gleichwol ist er ein unbedeutender Strom; er hat eine verhältnißmäßig geringe Breite und Tiefe und seine Mündung ins Meer ist sehr schmal und versandet. Zur Regenzeit überschwemmt er regelmäßig seine Uferlandschaften, bildet mehre Sümpfe und bei anhaltender Hitze seeartige Lagunen. Unter seinen zahlreichen, ihrem Ursprung und weitern Verlaufe nach zum Theil noch wenig oder gar nicht bekannten Nebenflüssen nimmt er die bedeutendsten rechts auf: den **Murrumbidgi**, der nördlich vom Hume entsteht, westwärts fließt und sich mit dem von Nordosten aus den Blauen Bergen kommenden **Lachlan** vereinigt, und den **Karaula** oder **Darling**, der aus dem fernen Nordosten kommt. Von der Mündung des Darling an ist der M. ununterbrochen schiffbar. Deshalb beabsichtigt die südaustral. Regierung auf dieser Strecke die Dampfschiffahrt in Gang zu bringen und die seichte Mündung größern Fahrzeugen zugänglich zu machen.

**Murray** (James Stuart, Graf von), Regent von Schottland während der Gefangenschaft der Maria Stuart, war der natürliche Sohn Jakob's V. von Schottland mit Margarethe, der Tochter des Lord Erskine, und wurde 1531 geboren. In früher Jugend erhielt er das Priorat von St.-Andrews und sollte sich dem geistlichen Stande widmen. Allein seine Mutter nahm ihn 1542, nach des Königs Tode, zu sich auf das Schloß Lochleven und nährte in ihm ehrgeizige Pläne. Als seine Halbschwester, die sechsjährige Königin Maria Stuart, 1548 nach Frankreich gebracht wurde, begleitete er dieselbe und suchte sich allenthalben nothwendig und beliebt zu machen. Nach seiner Rückkehr wendete er sich der protest. Partei zu, gelangte zu großem Einfluß und unterstützte insgeheim die engl. Politik, ohne mit dem franz. Hofe zu brechen. Später verband er sich aufs engste mit der Königin Elisabeth von England, um durch dieselbe zur schott. Krone zu gelangen, und trieb auch unter dieser Voraussetzung das kirchliche Zerwürfniß in Schottland auf die Spitze. Dessenungeachtet suchte Maria Stuart, als sie 1561 in ihr Erbreich zurückkehrte, in ihm eine Stütze, legitimirte ihn und erhob ihn zum Grafen. M. hingegen zeigte sich unter der Maske des protest. Hauptes rauh und feindselig und stellte sich an die Spitze aller Verschwörungen und Intriguen. Nachdem er die Vermählung der Königin mit Darnley vergebens zu hindern gesucht, reizte er Letztern zur Ermordung des Sängers Rizzio. Er entwich nach Frankreich, kehrte aber bald zurück und betheiligte sich, nach der Meinung einiger Geschichtschreiber, mit dem Grafen Bothwell an der geheimnißvollen Ermordung Darnley's. Seine Theilnahme an dem Verbrechen ist jedoch unwahrscheinlich und nicht erwiesen. Er klagte sogleich die Königin und Bothwell des Mordes an, stellte sich im Mai 1567 an die Spitze des zum Schutze des Reichs verbündeten Adels und nahm die Königin 15. Juni bei Carberry ohne Widerstand gefangen. Während er hierauf dieselbe auf Lochleven, dem Schlosse

seiner Mutter, zur Abdankung zwang, ließ er sich von den protest. Baronen für den jungen Jakob VI. die Regentschaft zusprechen und verfolgte und unterdrückte mit großer Härte die kath. Anhänger der Königin. Als er von der Flucht der Maria Stuart Nachricht erhielt, eilte er an der Spitze von 6000 Mann herbei, zerstreute deren Anhänger 15. Mai bei Langside und nöthigte dieselbe, Zuflucht in England zu suchen. Im Einverständnisse mit der Königin Elisabeth und von derselben reichlich besoldet, eröffnete er hierauf eine gerichtliche Untersuchung zu Edinburg über die Theilnahme seiner Halbschwester an der Ermordung ihres Gemahls und erschien auch zu gleichem Zwecke in England. Zum Leidwesen Elisabeth's, die in dem Usurpator schon den ergebensten Vasallen erblickte, wurde jedoch M. 23. Jan. 1569 zu Linlithgow von dem Edelmanne James Hamilton aus Privat- und Parteihaß ermordet. Er hinterließ zwei Töchter. Seine großen Schätze, die er durch Gewalt zusammengerafft hatte, waren bereits in den politischen Bestrebungen daraufgegangen.

**Murray** (Sir George), brit. General, der jüngere Sohn eines altadeligen schott. Hauses, wurde 6. Febr. 1772 auf dem Familiensitze in Perthshire geboren. Er trat bereits 1789 als Fähnrich in die Armee, zeichnete sich zuerst im Feldzuge von 1793 in den Niederlanden aus, dann in Holland 1799 und wohnte 1801 dem Feldzuge in Ägypten bei. Hierauf kämpfte er eine Zeit lang gegen die Franzosen auf den westind. Inseln und erhielt in der Folge eine diplomatische Sendung nach Schweden, wo er auch als Stabschef der Truppen unter Sir John Moore fungirte. Hier verrieth er so viel Umsicht und Gewandtheit, daß ihn Wellington bei der Landung in Portugal 1809 zu seinem Generalquartiermeister ernannte. Als solcher nahm er an allen Ereignissen und Kämpfen auf der Pyrenäischen Halbinsel Theil, ward 1. Jan. 1812 Generalmajor und im Sept. 1813 Ritter des Bathordens. Nach dem ersten Friedensschlusse wurde er nach Nordamerika gesendet, um den Befehl über die brit. Streitkräfte in Canada zu übernehmen. Das Gerücht von dem Einfall Napoleon's rief ihn zurück; als er jedoch wieder in Europa ankam, war die Schlacht von Waterloo bereits geschlagen. Er blieb bis zur Räumung Frankreichs bei der Occupationsarmee, ward dann (1819) Director des Militärcollegiums und 1823 Generallieutenant der Artillerie und Parlamentsmitglied für Perthshire. Später berief ihn die Regierung als Oberbefehlshaber nach Irland; als jedoch im Jan. 1828 die Tories ans Staatsruder gelangten, ernannte ihn Wellington zum Staatssecretär für die Colonien. M. bewies in diesem Amte der Politik seines frühern Generals einen wahrhaft militärischen Gehorsam und zog sich ebenfalls zurück, als die Tories im Nov. 1830 von der Verwaltung abtraten. In den Reihen der Opposition im Unterhause übernahm er bei den Discussionen über die Reformbill die Rolle eines Unglückspropheten. Als im Nov. 1834 Sir Robert Peel vom König Wilhelm IV. mit der Bildung eines Toryministeriums beauftragt wurde, erhielt M. die Stelle eines Feldzeugmeisters, die er jedoch mit dem Rücktritt der Tories im April 1835 wieder niederlegen mußte. Auch wiesen ihn seine Wähler in Perthshire jetzt zurück, und es gelang ihm trotz wiederholter Versuche nicht, von neuem ins Unterhaus zu kommen. Nachdem Peel indeß im Aug. 1841 zum zweiten mal an die Spitze der Regierung getreten war, übernahm auch M. sein früheres Amt als Generalfeldzeugmeister. Er starb zu London 28. Juli 1846. Um die Kriegsgeschichte erwarb er sich durch die Herausgabe der Depeschen des Herzogs von Marlborough (5 Bde., Lond. 1845—46) ein nicht geringes Verdienst. Von Wellington, der ihn sehr hoch schätzte, war er auserseheu worden, die Geschichte seiner Feldzüge zu schreiben, wozu er jedoch die Zeit noch nicht gekommen glaubte.

**Murray** (John), einer der berühmtesten engl. Verleger, war der Sohn von John M. (eigentlich M'Murray), einem Schotten, der, nachdem er als Marineoffizier gedient, sich 1768 in London niedergelassen und dort einen Buchhandel eröffnet hatte, aus welchem mehre bedeutende Werke, z. B. Mitford's „Griech. Geschichte", Dalrymple's „Annalen" und Langhorne's „Plutarch" hervorgingen. Der junge John wurde 1778 in London geboren, und da er bei dem 6. Nov. 1793 erfolgten Ableben seines Vaters erst sein 15. J. erreicht hatte, so mußte das Geschäft eine Zeit lang von einem Disponenten fortgeführt werden. Sobald er jedoch mündig geworden, übernahm er selbst die Leitung, und durch eine glückliche Mischung von Vorsicht und Kühnheit schwang er sich binnen kurzem zu einer der ersten Stellen unter den londoner Buchhändlern empor. Die Werke der namhaftesten Schriftsteller seiner Zeit, eines W. Scott, Byron, Campbell, Southey, W. Irving erschienen unter seinen Auspicien, und der Umfang seines Verlags war so groß, daß er die ganze schöne Literatur Englands zu monopolisiren schien. Dabei zeigte er sich ebenso geschmackvoll in seiner Auswahl als freigebig gegen die Literaten, mit denen er in Verbindung stand. So gab er Campbell für seine „Specimens of the poets" außer den

gefoderten 800 Pf. St. aus eigenem Antrieb eine gleiche Summe, da er das ursprüngliche Honorar für zu gering hielt. Byron nannte ihn den ἄναξ (König) der Verleger. Er war es, der 1807 den Plan zu der „Quarterly review" faßte, die nach längern Unterhandlungen mit Canning, Scott, Dundas u. A. 1. Febr. 1809 ins Leben trat und ihm bedeutenden Gewinn brachte, obwol M. als eifriger Tory bei dem Unternehmen eher den Vortheil seiner Partei als seinen eigenen pecuniären Nutzen im Auge hatte. Weniger glücklich war er mit dem Tageblatt „The representative", das nach kurzem Bestehen wieder eingehen mußte. Durch seine „Family library", von der 1830—41 achtzig Bände erschienen und woran Scott, Lockhart, Brewster, Irving, Southey Theil nahmen, gab er mit den Anstoß zu den wohlfeilen Volksbibliotheken, die seitdem in England so große Verbreitung gefunden haben. Er starb in London 27. Juni 1845. — Sein Sohn, John M., setzt das väterliche Geschäft mit großem Erfolg fort und hat sich besonders durch die von ihm herausgegebenen Reisehandbücher, „Handbooks for travellers", bekannt gemacht.

**Murrhinische Gefäße** (lat. vasa murrhina oder blos murrhina) hießen im Alterthum eine Art Prunkgefäße, besonders Becher, Näpfe und Schalen, die sich durch Kostbarkeit des Stoffs wie durch Gefälligkeit in der Bearbeitung auszeichneten. Die ersten besaß Mithridates d. Gr., König von Pontus, wo Pompejus mehre derselben erbeutete, 61 v. Chr. in Rom einführte und dort in den Tempeln als Weihgeschenke niederlegte; auch Augustus erhielt nachher einige solche Gefäße aus der ägypt. Beute, und so wurden sie später selbst unter Privatpersonen als Luxusartikel gewöhnlich, doch behaupteten sie stets einen hohen Preis. Sie waren aus einem verschieden gefärbten, undurchsichtigen, aber sehr zerbrechlichen Stoffe verfertigt, von dem sich nichts erhalten hat, da die sogenannte Portland-Vase von Einigen mit Unrecht hierher gezogen worden ist. Daher hat man auch über die eigentliche Beschaffenheit der Masse die verschiedensten Muthmaßungen aufgestellt, zumal da die Benennung derselben, murrha, wie die Sache selbst, weder griechisch noch römisch ist, sondern aus Asien stammt. Nach der Meinung des ältern Plinius war diese Masse ein Fossil, eine Art Onyx, wie man ihn in Parthien und Karamanien fand, dessen Vorzug in dem Buntfarbigen und Gefleckten und in dem schönen Farbenspiel von Purpur und Weiß bestand, sodaß sich die Farben wie im Regenbogen ineinander verloren. Spätere und neuere Archäologen aber hielten abweichend voneinander den Stoff für eine Gattung Chalcedon mit veränderlichen Farben, wie den Girasol oder Kacholong, für Dendrachat, Sardonyx, Flußspath, für den chines. Edelstein Yu; nach Caylus bestand die Masse aus Eisenschlacken, nach Veltheim aus chines. Speckstein, nach Böttiger u. A. aus glasartigem Porzellan, einer Nachahmung des alten chines. Porzellans. Vgl. Böttiger in den „Kleinen Schriften" (Bd. 2, Dresd. und Lpz. 1838); Roloff und Buttmann in Wolf's „Museum der Alterthumswissenschaften" (Bd. 2).

**Murten** (lat. Muratum, franz. Morat), Stadt von etwa 1800 E. im Schweizercanton Freiburg, an dem durch die Broye mit dem Neuenburgersee verbundenen Murtensee, sechs Stunden von Bern, ist besonders berühmt durch den Sieg der Eidgenossenschaft über den Herzog Karl den Kühnen von Burgund, 22. Juni 1476. Nach der Niederlage bei Grandson, 3. März 1476, hatte der erbitterte Herzog schnell wieder ein Heer von 40000 Mann gesammelt, mit dem er sich bereits 10. Juni vor den Thoren von M. zeigte. Den Schweizern eilten zu Hülfe die Banner der mit ihnen verbundenen rhein. Städte Strasburg, Basel, Kolmar, Schlettstadt, Kaiserberg, des Sundgaus und der Grafschaft Pfirdt. Auch der von Karl dem Kühnen vertriebene Herzog Renatus von Lothringen, ein kluger und herzhafter Mann, unterstützte sie. Von der Stellung ihrer an Zahl ihnen weit überlegenen Feinde durch einen Überläufer benachrichtigt, rückten die Eidgenossen vor, drangen auf die Wachen ein, brachen durch, stürzten sich mit den vor ihnen flüchtig Gewordenen in das Lager der Burgunder und erkämpften, durch die Besatzung von M. verstärkt, über jene einen vollständigen Sieg. Das ganze feindliche Lager mit allem Geschütz wurde von ihnen erbeutet, und nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes entging Karl der Kühne der Gefangenschaft. Von zwölf ihm übriggebliebenen Reitern begleitet, flüchtete er ohne Aufenthalt bis Morges. Dem braven Renatus, der im Streit einer der Ersten gewesen, machten die Sieger mit des Besiegten Zelte, sowie mit allen übrigen eroberten Geräthen und Geschützen ein Geschenk, versprachen ihm Hülfe, wo und wann er sie brauchen werde, und hielten Wort. Das an der Stelle, wo das erschlagene Heer begraben wurde, später errichtete Beinhaus für die gesammelten Knochen wurde bei dem Einfalle der franz. Revolutionsarmee 2. März 1798 zerstört. Dafür ließ die Republik 1822 einen Obelisk als Nationaldenkmal aufrichten.

**Murusis**, eine berühmte Fanariotenfamilie. Der Stammvater derselben ist Panajottis, der

erste Grieche, welcher nach 1656 Pfortendollmetscher war und dem in dieser Würde Alexander Maurokordatos (s. d.) folgte. Konstantin M., Hospodar der Moldau, wurde, des Einverständnisses mit den Russen verdächtig, 1806 von der Pforte abgesetzt, 1812 jedoch durch Rußlands Einfluß wieder eingesetzt, in dem nämlichen Jahre aber ermordet. Dimitrios M., im Anfang des 19. Jahrh., war ein Mann von großer Vaterlandsliebe, unternehmendem Geiste, wissenschaftlichen Kenntnissen und von besonderer politischer Wirksamkeit. Er that außerordentlich viel zur Verbesserung der Lage seiner Landsleute, namentlich für die Bildung derselben, z. B. durch Gründung des Lyceums in Kuru-Tschesme bei Konstantinopel. Im J. 1812 war er als Dragoman der Pforte bei den Friedensunterhandlungen in Bukarescht. Nach seiner Rückkehr aber wurde er, der Hinneigung zu Rußland verdächtig, im Hauptquartiere des Großveziers von dessen eigener Leibwache getödtet und sein Kopf nach Konstantinopel gesendet, wo ein gleiches Schicksal auch seinen jüngern Bruder Panajottis traf, der Dragoman des türk. Arsenals war und in dieser Stellung seinen Einfluß zum Heile der Inseln des Archipels geltend machte. Unter Andern führte Dimitrios M. auch 1803 die Kuhpockenimpfung in Konstantinopel durch F. Hesse ein und bestimmte die Synode, durch Rundschreiben diese heilsame Neuerung besonders zu empfehlen. Eben so machte er sich um die bessere Stellung des griech. Handelsstandes in der Türkei verdient, indem er diesem gewisse Vorrechte zu verschaffen wußte, die zugleich den Aufschwung des griech. Handels selbst begünstigten. Zwei seiner Neffen, **Konstantin** und **Nikolaus M.**, waren, als der Aufstand der Griechen ausbrach, im Dienste der Pforte, Ersterer als Pfortendollmetscher, Letzterer als Dragoman des Arsenals, und wurden Beide auf Befehl des Sultans Mahmud, der Erstere zwei Tage vor der Hinrichtung des Patriarchen **Gregorius**, ermordet.

**Mürzzuschlag**, ein Marktflecken und Sitz eines Bezirksgerichts in der Bezirkshauptmannschaft und dem Kreise Bruck des östr. Herzogthums Steiermark, reizend im Thale der Mürz gelegen, hat 900 E., ein Franciscanerkloster, ein Bürgerhospital, mehre Eisenhammer, Weißblechfabriken, Sensen- und Sichelschmieden, ein Mauth-, Wald-, Weg- und Tabacksamt und ist ein wichtiger Stationsplatz an der kaiserlichen Südbahn mit denselben Vorkehrungen zur Überfahrt über den Semmering wie in Gloggnitz. Die Eisenbahn führt von hier durch das romanische Mürzthal mit schönen Burgruinen, Wallfahrtskirchen, Klöstern und Schlössern über Langenwang, Bruck u. s. w. nach Grätz 13⅓ M. weit in 4 Stunden. In dem Gerichtsbezirk von M. liegt auch die Ortschaft **Mürzsteg** mit 140 E. und einer kaiserlichen Gewehrfabrik in der Lahnau.

**Musagētes**, d. i. Musenführer, wurde Apollo genannt, als Vorsteher und Lehrer der Musen, und in späterer Zeit Herakles. In neuern Zeiten ist Musagetes zum Ehrennamen für einen Gönner der Wissenschaften und Künste geworden.

**Musäus**, ein alter griech. Sänger der mythischen Zeit, der Sage nach ein Sohn des Eumolpus von der Selene, nach Andern ein Nachkomme und Schüler des Linos oder Orpheus, soll zugleich die gottesdienstlichen Gebräuche nach der Vorschrift des Orpheus, besonders bei den Eleusinien und andern Mysterien, in Griechenland eingeführt haben und wird von den Alten als der Verfasser mehrer Gedichte genannt. Von diesen Gedichten, die Orakel, Einweihungen und Reinigungen, Heilmittel gegen Krankheiten, ferner eine Titanomachie, Theogonie und Hymnen umfaßt haben sollen, werden noch einzelne Verse, die freilich in Hinsicht ihrer Echtheit mehr als zweifelhaft sind, angeführt. — Von einem spätern Grammatiker **Musäus**, der nach Hermann's und Passow's Untersuchungen zu Ende des 5. oder zu Anfang des 6. Jahrh. n. Chr. lebte, während Andere ihn früher oder weit später ansetzen, ist ein im Ganzen höchst anmuthiges und reizendes erotisches Epos erhalten, „Hero und Leander", welches in Anlage, Entwickelung und Darstellung ein seltsames Gemisch von antiker Einfachheit in Sprache und Gedanken mit neuerer Sentimentalität und Überladung darbietet. Nach der ersten Bekanntmachung durch Aldus Manutius, etwa um 1494, wurde dieses Gedicht nachher am besten von Schrader (Leuward. 1741; verbesserter Abdruck von Schäfer, Lpz. 1825), Heinrich (Hannov. 1793), Passow (mit Einleitungen und einer trefflichen deutschen Übersetzung (Lpz. 1810) und Mödius (Halle 1814) bearbeitet und mehrfach in fast alle Sprachen, ins Deutsche unter Andern von Borberg in „Hellas und Rom" (Bd. 1, Stuttg. 1842) übersetzt.

**Musäus** (Joh. Karl Aug.), deutscher Schriftsteller, geb. 1735 zu Jena, studirte daselbst Theologie. Er sollte Landpfarrer werden, doch die Bauern widersetzten sich seiner Einführung, weil er einmal getanzt hatte. Darauf wurde er 1763 Pagenhofmeister in Weimar und 1770 Professor am dasigen Gymnasium. Er starb zu Weimar 28. Oct. 1787. Auf seinem Grabe

ließ ihm ein Unbekannter ein einfaches, schönes Denkmal errichten. M.'s bedeutendste Schriften gingen aus dem Gegensatze gegen übertriebene Zeitrichtungen hervor und haben deswegen fast alle eine satirische Beimischung, die jedoch stets mit der größten Gutmüthigkeit verbunden ist. Zuerst arbeitete er in „Grandison der Zweite" (2 Bde., Eisenach 1760—62; ganz umgearbeitet als „Der deutsche Grandison", 2 Bde., Eisenach 1781 — 82) der übertriebenen Verehrung des „Grandison" von Richardson (s. d.) entgegen. Nach langem Zwischenraume erschienen seine „Physiognomischen Reisen" (4 Hfte., Altenb. 1778—79) gegen Lavater. Der Beifall, den letztere fanden, veranlaßte ihn zur Herausgabe seiner „Volksmärchen der Deutschen" (5 Bde., Gotha 1782 und öfter; illustrirte Prachtausgabe, Lpz. 1845). Obgleich er dabei mit vieler Sorgfalt aus dem Volksmunde schöpfte, so wußte er doch den echten Märchenton nicht zu treffen, indem er satirische Seitenblicke auf die damals herrschende sentimentale Richtung nicht vermied; nichtsdestoweniger sind dieselben mit Recht ein stets beliebtes Buch geblieben. Mehr betrachtend als erzählend sind „Freund Hein's Erscheinungen in Holbein's Manier" (Winterthur 1785). Unter dem Namen Schellenberg begann er eine neue Reihe Erzählungen unter dem Titel „Straußfedern" (Bd. 1, Berl. 1787), welche fortzusetzen der Tod ihn verhinderte. Nach seinem Tode erschienen seine „Moralische Kinderklapper" (Gotha 1788; neue Aufl., 1794) und von Kotzebue, seinem nahen Verwandten, herausgegeben seine „Nachgelassenen Schriften" (Lpz. 1791). Die Gutmüthigkeit, Heiterkeit und Harmlosigkeit, welche M. im Leben besaß, spricht sich auch in seinen Schriften aus. Als Schriftsteller ist er ebenso unterhaltend als belehrend. Die gefälligste, muntersten Laune, deutsche Offenheit und Biederherzigkeit, ungesuchte Anspielungen und eine Heiterkeit, die zuweilen zur possirlichsten Lebhaftigkeit wird, charakterisirt Alles, was er schrieb. Dabei hatte er die deutsche Sprache vollkommen in seiner Gewalt und gebrauchte sie mit Leichtigkeit nach seinem jedesmaligen Zwecke.

**Muschelkalk** wird von den Geologen eine Flötzformation genannt, welche im westlichen Deutschland sehr verbreitet ist und hier mit dem Buntsandstein, der darunter liegt und dem Keuper, der darüber liegt, zusammengenommen die Triasgruppe bildet. Das in der Muschelkalkformation herrschende Hauptgestein, ein dichter meist grauer Kalkstein, erhielt seine Benennung von der großen Menge versteinerter Muscheln, die zuweilen darin vorkommen. Die Formation aber zerfällt in drei Hauptglieder oder Abtheilungen: a) Oberer Muschelkalk, Kalkstein von Friedrichshall oder Hauptmuschelkalk. b) Gyps und Anhydrit, sehr gewöhnlich verbunden mit Steinsalz. c) Unterer Muschelkalk oder Wellenkalk. In technischer Beziehung ist natürlich das mittlere dieser Glieder das wichtigste; es hat zu einer großen Zahl deutscher Salinen Veranlassung gegeben, so zu allen denen Würtembergs und Badens und auch zu einigen in Thüringen (Buffleben und Stotternheim), während das Salz der meisten thüringischen Salinen aus dem Zechstein abstammt. Außer dem Steinsalz findet man in einigen Gegenden im Muschelkalk auch stockförmige Massen von Galmei, Bleiglanz und Brauneisenstein. So in Oberschlesien bei Tarnowitz und in Baden bei Wiesloch. Die Muschelkalkformation ist auch in den deutschen Alpen bekannt, dort aber noch nicht scharf gesondert von den darüber folgenden neuern Flötzformationen.

**Muscheln** (Conchifera oder Conchae) nennt man diejenigen Schalenthiere, welche ein aus zwei Schalen (Muschelschalen) bestehendes Gehäus besitzen. Der kopflose Leib ist mit einem zweilappigen Mantel versehen, zwischen dessen Lappen sich der Mund und zwei Paar blätteriger Kiemen befinden; der am Bauche befindliche fleischige Kiel oder Fortsatz wird Fuß genannt. Neben dem Fuße findet sich oft noch ein Bart (Byssus), wie bei der Steckmuschel (Pinna), der Riesenmuschel (Tridacna Gigas), mit welchem die Thiere befestigt sind. Die beiden Muschelschalen sind an der Rückenseite mit ineinander greifenden Zähnen (dem Schlosse) versehen, welche aber bei der Teichmuschel (Anodonta) fehlen. Auf der Innenseite jeder Muschelschale bemerkt man ein oder zwei tiefere Eindrücke (Muskeleindrücke) oder die Befestigungspunkte der Muskeln, durch welche Thier und Schale verbunden sind. Viele Muscheln finden sich in Kalklagern versteinert und die verschiedenen Arten und Gattungen derselben geben Leitmuscheln für die Formationen ab; so die gekrümmte Habichtsmuschel (Gryphaea arcuata) für die untern Liasschichten, das feingestreifte Einohr (Monotis substriata) für die obern Liasschichten, die Pantoffelmuschel (Calceola sandalina) für die jüngere Grauwacke u. s. w. (Vgl. Mollusken.) In culinarischer Beziehung versteht man unter Muscheln vorzugsweise die gemeine Miesmuschel (Mytilus edulis), deren zwei Schalen fast keilförmig und einfarbig violett sind. Das orangegelbe Thier wird gegessen, doch folgt seinem Genusse nicht selten ein ernstes Übelbefinden,

welches in dem allzu reichlichen Genusse dieses unverdaulichen Thieres seine Hauptursache hat. Unter **Muschelsauce** aber versteht man eine aus solchen Muscheln, Eidotter, Mehl, Sardellen, Citronenschalen, Butter und weißem Wein bereitete Brühe. Die in ganz Indien beliebte scharf gewürzte Muschelsauce (amboinische Tunke) wird auf Amboina aus der Tunkenmuschel (Tellina gari) bereitet, als Handelsgegenstand weit verführt und ist als Zusatz zu Fleischspeisen beliebt. **Muschelseide** nennt man die seidenartigen Fäden (den Bart, Byssus), die von mehren Muschelarten zu Geweben verwendet werden können, wie von der edeln Steckmuschel (Pinna nobilis), der schuppigen Steckmuschel (Pinna squamosa) u. s. w.

**Muschenbroek** (Peter van) oder **Musschenbroek**, ein ausgezeichneter holländ. Physiker, war zu Leyden 1692 geboren und studirte daselbst Medicin, Physik und Mathematik. In London, wohin er nach beendeten Studien reiste, wurde er mit Newton persönlich bekannt. Bald nach seiner Rückkehr erhielt er die Professur der Physik und Mathematik an der Universität zu Utrecht. Nicht lange nachher übernahm er denselben Lehrstuhl in Leyden. Hier starb er 1761, nachdem die Regierungen von England, Preußen und Dänemark sich vergebens bemüht hatten, ihn in ihre Staaten zu ziehen. In der Experimentalphysik erwarb er sich bleibende Verdienste; durch seine Bemühungen wurden die Fortschritte der Naturlehre ungemein befördert, und seine Versuche wie seine Rechnungen zeugen von ungemeinem Scharfsinn und größter Genauigkeit. Seine vorzüglichsten Werke sind die „Tentamina experimentorum naturalium" (Leyd. 1731), die „Elementa physicae" (Leyd. 1741), das „Compendium physices experimentalis" (Leyd. 1762) und „Introductio in philosophiam naturalem" (2 Bde., Leyd. 1762).

**Musen.** Die Musen gehörten ursprünglich zu den Nymphen begeisternder Quellen, wurden aber bald wegen ihrer eigenthümlichen, von dem Wesen der Nymphen so verschiedenen Eigenschaft, die man ihnen beilegte, gänzlich von ihnen getrennt und gestalteten sich zu eigenen Gottheiten. Sie hatten die Kraft, zum Gesange zu begeistern, und daher hießen Dichter und Sänger ihre Schüler und Lieblinge. In solcher Weise treten sie zuerst bei den Thraziern auf, einem Gesang und Dichtkunst liebenden Volke, das ursprünglich in Pierien um den Olympus, in Thessalien und Macedonien wohnte und sich nachher in dem mittlern Hellas, in Böotien, namentlich um den Parnaß und Helikon niederließ. Weil Pierien ihr Vaterland war, wo sie Zeus gezeugt haben sollte, so hießen sie auch die **Pieriden**; **Pimpleïden** nannte man sie von einem Berge und einer Quelle Pimplea in Pierien und Libethriden nach einer Berggegend daselbst. Später verbreitete sich ihr Dienst nach Attika, in den Peloponnes, nach Kreta, Unteritalien und selbst zu den Lydiern. Fast überall hatten sie nach Verschiedenheit der Örter, Flüsse und Quellen, die ihnen heilig waren, besondere Namen. Ihre Zahl steigt von drei bis neun. Drei sollen es gewesen sein, deren Dienst die Aloïden, Otos und Ephialtes, zuerst auf dem Helikon einführten, nämlich Melete, d. i. Nachdenken, Mneme, d. i. Gedächtniß, und Aoide, d. i. Gesang. Ebenso viele verehrte man in Sicyon, von denen eine aber Polymatheia, d. i. Vielwissenschaft, hieß, sowie zu Delphi, wo sie nach den drei Saiten der Cither Nete, Mese und Hypate hießen. Auch der Dichter Eumelos führt drei auf, nämlich Kephisso, Apollonis und Borysthenis. Dann kommen vier vor, als Töchter des Zeus und der Plusia: nämlich Thelxinoë, d. i. die Herzergötzende, Aoide, Arche, d. i. die Beginnende, und Melete; ferner sieben, als Töchter des Pieros, jenes Ahnherrn der Pierier, nämlich Neilo, Tritone, Asopo, Heptapora, Acheloïs, Tipoplo und Rhodia. Acht nimmt der Philosoph Krates an. Neun, die gewöhnliche Zahl, werden zuerst von Hesiod namentlich aufgeführt, denn die homerische Stelle („Odyssee" 24, 60), an der die Neunzahl vorkommt, ist wol unecht. Sie sind Töchter des Zeus und der Mnemosyne und heißen: Kleio, d. i. die Verkündende, Euterpe, d. i. die Erfreuende, Thaleia, d. i. die Blühende, Melpomene, d. i. die Singende, Terpsichore, d. i. die Tanzfrohe, Erato, d. i. die Liebliche, Polyhymnia, d. i. die Hymnenreiche, Urania, d. i. die Himmlische, und Kalliope, d. i. die Schönstimmige, welche Letztere die vorzüglichste ist. Hinsichtlich ihres Wesens sind sie bei Homer, der sie bald in der Ein-, bald in der Mehrzahl erwähnt, die Göttinnen des Gesangs, welche auf dem Gipfel des Olympus wohnen. Als solche erscheinen sie oft in Gesellschaft des Apollo, zu dessen Citherspiel sie bei der Tafel der Götter singen. Hesiod theilt ihnen auch die Kunst des Tanzens zu. In den nächstfolgenden Zeiten traten weiter keine Änderungen in diesen Vorstellungen ein, außer daß viele Dichter nach ihren Ansichten ihre Abstammung verschieden angaben. Nur das ist noch zu erwähnen, daß sie nun auch nicht blos mit Apollo, sondern auch mit Hermes und den Chariten zusammengestellt werden. Obschon man sie im Allgemeinen als Jungfrauen darstellt, so heißen doch viele berühmte Sänger der Mythenzeit ihre Söhne. So galt Linos für einen Sohn des Amphiaraos und der Urania, oder des Apollo und der Kalliope oder Terpsichore.

Wettkämpfe bestanden sie mit den Sirenen (s. d.), den Töchtern des Pieros, dem Philammon und Thamyris. Was ihre Darstellung durch die Kunst betrifft, so wurden sie in der ältern Zeit in der Dreizahl dargestellt und unter sie die Hauptinstrumente der Musik, Flöte, Lyra und Barbiton, vertheilt. In der Neunzahl werden sie erst von mehren berühmten Künstlern dargestellt, und zwar meist in Bühnengewänder gekleidet, als das jüngere Ideal des Apollo Musagetes in dem Gewande der pythischen Musiker ausgebildet war. Es scheint besonders zwei voneinander unabhängige Hauptgruppen gegeben zu haben, da sich bei mehren Figuren zwei Hauptvorstellungsarten scheiden lassen. Jedoch sind im Allgemeinen ihre Rollen nicht so fest bestimmt, daß nicht auch zahlreiche Abweichungen vorkämen. Die Federn auf ihren Köpfen werden aus dem Siege über die Sirenen erklärt. Als Vorsteherinnen der verschiedenen Dichtungsarten, Künste und Wissenschaften erscheinen sie erst in ganz später Zeit; auf den Cultus hat dies nie Einfluß gehabt. In der spätern Kunst galt Kalliope für die Muse der epischen Dichtkunst und wurde abgebildet mit Wachstafel, Griffel und Papierrolle in der Hand; Klio für die der Geschichte mit offener Papierrolle und offener Bücherkiste; Euterpe für die der lyrischen Dichtkunst mit der Flöte; Melpomene für die der Tragödie, mit Kothurnen, Schwert, Heroenmaske, Keule und bekränzt mit Weinlaub; Terpsichore für die der Chöre mit Lyra und Plektron; Erato für die der erotischen Poesie und Mimik, zuweilen mit der Lyra; Urania für die der Sternkunde, mit Globus und Stäbchen; Thalia für die der Komödie und der ländlichen Dichtkunst, mit der komischen Maske, dem Hirtenstab und Epheukranz; Polyhymnia für die der Hymnen in ernster, sinnender Stellung, gewöhnlich ohne Attribute. Ihr Cultus bei den Römern war nur Nachahmung des griechischen und fast nie in das Volk eingedrungen.

**Musenalmanache** entstanden um die Zeit des ersten Aufblühens der neuern deutschen Poesie. Sie kamen dem zugleich geweckten Bedürfnisse der Dichter wie der Leser entgegen und waren lange die Vereinigungspunkte für die besten poetischen Kräfte der Nation. Es liegt in dem Wesen der lyrischen Poesie, ihre Erzeugnisse, als die Ergüsse eines glücklichen Augenblicks, möglichst schnell in Umlauf zu bringen. Für diesen Zweck gab es auch bereits vor der Zeit, in welcher die Musenalmanache ins Leben traten, Unternehmungen, wie die „Poesien der Niedersachsen", in denen Hagedorn seine Jünglingsversuche niederlegte, „Die Belustigungen des Verstandes und Witzes", in denen Gellert, Kleist u. A. zuerst ihre Kraft erprobten, und seit 1745 die „Bremischen Beiträge", welche Jahre lang bedeutenden Einfluß auf den Gang der deutschen Literatur übten. Wie sich zur Herausgabe dieser letztern Zeitschrift eine Anzahl der bewährtesten vaterländischen Dichter zu Leipzig vereinigte, so einige Jahre später einige junge Männer zu Göttingen, nur daß diese für die äußere Erscheinung wie für die innere Anordnung ihrer Gaben ein um wenige Jahre älteres franz. Unternehmen, den seit 1765 herauskommenden „Almanac des muses" zum Muster nahmen. Es waren dies Gotter (s. d.) und Boje (s. d.), die sich 1769 zur Herausgabe einer poetischen Blumenlese unter dem Titel „Musenalmanach" verbanden. Derselbe erschien 1770 zum ersten male und wurde von da an, nachdem Gotter Göttingen verlassen, von Boje allein bis 1775 und dann von Göckingk fortgesetzt. In ihm legten auch die Mitglieder des Hainbundes (s. d.) ihre neuesten Gaben nieder. Sechs Jahrgänge dieses ersten deutschen, des Göttinger Musenalmanachs waren erschienen, als J. H. Voß (s. d.) sich zur Herausgabe eines neuen Musenalmanachs entschloß, der 1776 zu Lauenburg, von 1777 an aber zu Hamburg erschien und deshalb gewöhnlich Hamburgischer Musenalmanach genannt wird. Da auch Göckingk sich 1777 diesem Unternehmen anschloß, so übernahm im folgenden Jahre Bürger die Redaction des Göttinger Musenalmanachs, der er sich bis zu seinem Tode (1794) mit Liebe unterzog, worauf K. Reinhard die Fortsetzung bis zum 35. Jahrgange (1805) besorgte. Die erste mit einem so glücklichen Erfolge gekrönte Unternehmung zog bald andere gleicher Art nach sich. Außer dem bereits erwähnten Hamburger Musenalmanach (1776—1800) erschien gleichzeitig mit dem Göttinger ein anderer zu Leipzig von Ch. H. Schmid (1770—81), der jedoch mit Dem, was er bot, weit hinter jenem zurückblieb. Der Wienerische Musenalmanach seit 1777 erwarb sich durch Ratschky's und Blumauer's Beiträge mehre Jahre hintereinander Theilnahme, ohne jedoch wesentlich in den Gang der Literatur einzugreifen, was auch zahlreichen ähnlichen Sammlungen, die in den nächsten Jahren von Schwaben, Hessen und Schlesien, von Königsberg und Berlin ausgingen, nicht gelingen wollte, bis endlich mit dem von Schiller herausgegebenen Musenalmanach (1796—1801) für diese Erscheinungen eine neue Epoche einzutreten schien. Nicht blos Schiller und Goethe, sondern auch andere talentvolle gleichzeitige Dichter suchten ihre neuesten Erzeugnisse in die gebildete Lesewelt darin einzufüh-

ren, und nam ntlich machten sogleich im zweiten Jahrgange (1797) die darin enthaltenen „Xenien" allgemeines Aufsehen. Kein Wunder, daß, als er aufhörte, neue Versuche, das Publicum zu fesseln, gemacht wurden. Wir nennen die Musenalmanache von A. W. Schlegel und Tieck (Tüb. 1802) und von Vermehren (Jena 1802—3), das „Poetische Taschenbuch" von Fr. Schlegel (Berl. 1805—6) und den „Musenalmanach" von Leo von Seckendorf (1807—8). Indessen vermochten sie es nicht, sich einen gleichen Beifall zu erwerben. Zu dem in der poetischen Ansicht eingetretenen Zwiespalte kam später die allmälig zunehmende Gleichgültigkeit gegen alles Metrische und die jährlich anwachsende und dem Geschmacke der Zeit sich williger bequemende Taschenbücherliteratur, die mit ihrem buntern Inhalte und reichern Schmucke ihren prunklosern Vorgängern nach und nach die Gunst der Lesewelt entzog. Erst als die Taschenbücher in ihrer Nachgiebigkeit gegen die Richtung der Zeit so weit gingen, daß sie alles Metrische aus ihrem Kreise möglichst verbannten, trat das Bedürfniß von Sammlungen, die das beste Neue aus dem Gebiete der lyrischen und der lyrisch-epischen Poesie in sorgsamer Auswahl mittheilten, abermals hervor. So erschienen denn 1830 zwei Musenalmanache nebeneinander, die eine von Am. Wendt, der andere, der „Berliner Musenalmanach", von Mor. Veit. Der letztere erlebte nur zwei Jahrgänge, während der erstere mit seinem dritten Jahrgange als „Deutscher Musenalmanach"(Lpz. 1834—39), von Chamisso und G. Schwab übernommen und von einer Anzahl der besten Dichter mit Beiträgen ausgestattet, zehn Jahre lang bestand. Auch die neueste Zeit ist in diesem Zweige der Literatur nicht zurückgeblieben; begonnen wurden ein „Deutscher Musenalmanach"(Lpz. 1840), ein zweiter von Echtermeyer und Ruge (Berl. 1840—41), ein dritter von K. Schad (Würzb. seit 1850), ein vierter von O. Gruppe (Berl. seit 1851). Aber die immer steigende Zahl derartiger Erscheinungen ließ eben den Hauptzweck, einen Mittelpunkt für die neuesten Erzeugnisse deutscher Lyrik zu bieten, verfehlen, und deshalb sind der „Neue Göttinger Musenalmanach", seit 1833, ein „Erlanger" von Rückert 1838, ein „Östreichischer" von Braun von Braunthal (Wien 1837), dann von Schumacher (Wien 1839), ein „Schlesischer" von Brand (Bresl. 1834—35), ein „Frankfurter" (1851), ein „Schleswig-Holsteinischer" (seit 1851), sowie die von Küntzel und Metz (Darmst. 1833) und von Steinmann (Lpz. 1843) ohne Bedeutung geblieben.

**Musette** heißt in Frankreich der Dudelsack oder die Sackpfeife (s. d.); ferner ein ländlicher franz. Tanz und auch ein kleines Tonstück, gemeiniglich im Sechsachteltakt, von etwas langsamer Bewegung, naiver Einfalt und einem sanften, schmeichelnden Gesange.

**Museum** (griech. museion) nannten die Alten ursprünglich einen Musentempel, dann überhaupt einen den Musen, d. h. der Gelehrsamkeit, den Wissenschaften und Künsten gewidmeten Ort. In letzterm Sinne errichtete der edle Förderer gelehrter Bildung, Ptolemäus Philadelphus, welcher 284—246 regierte, zu Alexandria in Ägypten das erste Museum in dem Theile des königl. Palastes, welchen er zugleich für die Bibliothek bestimmte. Dort versammelte sich nämlich eine ausgewählte Gesellschaft von Gelehrten, die auf Staatskosten unterhalten wurden, um sich ungestört den wissenschaftlichen Besprechungen und Bestrebungen hingeben zu können. Später fügte der röm. Kaiser Claudius ein zweites zu gleichem Zwecke hinzu und benannte es nach sich. Eine vollständige Beschreibung dieses ehemals so berühmten Instituts geben Parthey in der Schrift „Das alexandrin. Museum" (Berl. 1838) und Klippel „Über das alexandrin. Museum" (Gött. 1838). Seit dem Ende des Mittelalters bezeichnet man mit Museum in der Regel eine Sammlung seltener und anziehender Gegenstände entweder aus dem ganzen Gebiete der Naturgeschichte oder der Künste, welche in einem besonders dazu hergestellten Gebäude theils zur Ansicht der Kenner und zum Genusse der Kunstfreunde, theils zur Belehrung für Schüler und Meister und überhaupt Lernbegierige aufgestellt ist. In der Zeit des Wiederaufblühens der Wissenschaften nannte man auch das Studirzimmer mit dem dazu gehörigen Apparat Museum, was aber heutzutage nicht mehr Brauch ist. Dagegen erhalten jetzt oft Anstalten für Zeitungs- und Journallectüre, sowie für Unterhaltung diese Bezeichnung. Auch ist dieselbe vielfach und wird noch jetzt als Gesammttitel für literarische Zeitschriften gebraucht. Die ersten Spuren von Sammlungen finden wir schon in den Peristylien alter Tempel. Delphi mit seinen nach Volksstämmen getheilten Schatzkammern, der Tempel der samischen Juno und die palladische Akropolis zu Athen waren überreich an Kunstwerken; aber es waren Weihgeschenke, sinnig und schicklich geordnet und aufgestellt. Eine ganz veränderte Gestalt gewann dies Alles seit den Heereszügen Alexander's, dessen Nachfolger Bilderwerke aller Art in ihren Königssitzen häuften, um sie bei ihren Triumphen in unabsehbaren Zügen herumzuführen; die Kunst diente jetzt der Königspracht, doch schmückend und selbst in der Verzierung noch belebend.

Eine allgemeine Kunstplünderung begann und dauerte von der Zerstörung Korinths bis auf die Zeiten Hadrian's mehre Jahrhunderte hindurch, und unter den röm. Kaisern gab es mehr als einen Nero, der allein aus Delphi 500 Statuen zur Schmückung seines goldenen Hauses kommen ließ. Doch eigentliche Museen oder Galerien wurden hier noch nicht gegründet; öffentliche Gebäude wurden mit Geschmack und Auswahl geschmückt und die Kunst ging immer noch in das Leben über. Doch bald verlor sich auch dieser letzte Schimmer alter Größe, und in den folgenden Zeiten der Verwirrung und Zerstörung vermochte nur der Schoos der Erde die versunkenen oder in ihr aufbewahrten Denkmäler den Verwüstungen der Vandalen zu entreißen. Von Florenz aus ging mit dem Zeitalter der Medici ein neuer Tag für die Kunst auf. Cosimo I. fing an Antiken zu sammeln und legte den Grund zu dem berühmten florent. Museum. Bald wetteiferten mit ihm auch andere kunstliebende Fürsten. Papst Leo X., ein Mediceer, verpflanzte die seinem Hause eigene Kunstliebe nach Rom. Die Villa der Mediceer auf dem Monte-Pincio wurde der Mittelpunkt der gefundenen Kunstschätze, und ein edler Wetteifer ergriff alle großen Familien Roms und ganz Italiens, durch fleißige Nachgrabungen das Köstlichste der Vorwelt zu gewinnen und ihre Paläste damit zu schmücken. Alle diese Sammlungen hatten mit Münzsammlungen angefangen. Die Familie Este machte die erste Gemmensammlung. Von den Münzen ging man zu Sammlungen von Büsten über; doch wurden diese meist in Bibliotheken und Thronsälen aufgestellt, während man andere Bildwerke gern in geräumige Hallen und offene Höfe vertheilte, wie das Cortile im Belvedere und die Villen in und bei Rom es zeigen. Musterhaft war in dieser Hinsicht die Aufstellung der Antiken in neun Stanzen der Villa Borghese, welche nach Napoleon's Sturze bei der Rückkehr der Kunstwerke nach Italien nicht wiederhergestellt werden konnten, da diese Sammlung von den Franzosen gekauft worden war.

Die berühmtesten Museen in Italien sind: das Museum im Vatican (s. d.) zu Rom, welches fast alle Zimmer dieses ungeheuern Palastes einnimmt, indem es nicht nur Statuen, Reliefs und Gemälde, sondern auch Bücher und Handschriften umfaßt. Mit dem vaticanischen wetteifert das Museum zu Neapel, dessen schönste Zierden die Bronzen, Vasen und geschnittenen Steine sind. Auch Florenz, Turin, Modena, Venedig und Verona haben reiche Museen. In Frankreich war zur Zeit des Kaiserreichs das Museum im Louvre zu Paris, wo alle höchsten Kunstschätze hier aufgehäuft wurden, das reichste der Welt, wie es denn auch gegenwärtig noch unter die ausgezeichnetsten Museen zu rechnen ist. Unter den Museen in England ist das zu Oxford das älteste, welches 1679 angelegt wurde und einen großen Theil seiner Schätze dem Elias Ashmole verdankt, dessen Namen es auch führt; das reichste aber das British Museum (s. d.) in London. Rußland besitzt in Petersburg ein ungemein reiches und werthvolles Museum von Antiken, Gemmen, Gemälden und Kupferstichen, welche Dinge erst neuerdings in einem Prachtbau von Klenze aufgestellt worden sind. In Kopenhagen ist das Thorwaldsen'sche Museum von großem Interesse. Deutschland zählt mehr Museen als irgend ein anderes Land. Die berühmtesten und ausgezeichnetsten sind die in Dresden, Wien, München und Berlin. Auch haben Gotha, Weimar, Kassel, Darmstadt, Braunschweig, Frankfurt a. M., Nürnberg, Münster, Bonn, Breslau, Prag u. s. w. sehr ansehnliche Museen. In Nürnberg wurde 1853 ein Germanisches Museum für Originalien und Abbilder der Literatur und Kunst deutscher Vorzeit begonnen. An diese öffentlichen Sammlungen schließen sich zahlreiche Privatmuseen an, was als ein schönes Zeichen der Theilnahme an der Kunst zu betrachten ist; denn während in Italien die Sammlerliebe sich verliert, wo nicht Funde fast dazu zwingen, gedeiht sie desto kräftiger in England, Deutschland und Frankreich. Selbst der höhere Norden bleibt nicht hinter dieser Richtung zurück, zumal seitdem die Heereszüge in die Länder classischer Bildung so viele Anregungen und die Funde in den südlichen Provinzen Rußlands so viele Erwerbungen brachten. Vgl. Böttiger, „Über Museen und Antikensammlungen" in dessen „Kleinen Schriften antiquarischen Inhalts" (Bd. 2, Dresd. und Lpz. 1838).

Wenn aber schon überhaupt die schönsten Zwecke der Kunstwerke, zu begeistern und das Lebensinnig zu schmücken, verfehlt werden, indem man dieselben der Stelle, für welche sie geschaffen wurden, entnimmt, so ist in den Museen um so mehr dafür zu sorgen, daß hier nicht die verschiedensten Gegenstände sinnlos nebeneinandergestellt und so auf andere Weise jedes Eindrucks beraubt werden. Hinsichtlich ihrer Aufstellung können, abgesehen von den Rücksichten, welche der gegebenen Räumlichkeiten wegen genommen werden müssen, allerdings verschiedene Principien herrschen, je nachdem man mehr eine Darlegung der historischen Entwickelung der Schulen oder einen prachtvollen decorativen Gesammteffect beabsichtigt. Als ziemlich allgemein anerkannte Regeln der Anlage und Aufstellung können aber folgende gelten. Es müssen die Gemälde von

den Sculpturen und Schnitzwerken getrennt werden und nicht, wie in den Uffizien zu Florenz, Gemälde und Statuen untereinander aufgestellt sein. Ferner muß auf eine richtige, wirkungsvolle Beleuchtung Bedacht genommen werden. Das vielfach zur Anwendung gekommene Oberlicht hat sich nicht durchaus zweckmäßig erwiesen. Reiches und volles Seitenlicht bei Schrägstellung der Wände dürfte für Gemälde die zweckmäßigste, nur erst vereinzelt zur Anwendung gekommene Weise sein. Die Aufstellung nach Schulen, wie solches musterhaft im Museum zu Berlin durchgeführt, ist sehr unterrichtend. Ganz große Gemälde bedürfen eines großen, hohen Saals mit Kuppellicht, wie im Louvre zu Paris. Endlich dürfen die Bilder nicht zu hoch übereinander aufgestellt werden, wozu freilich (wie in der Pinakothek zu München) die Bauart mit Kuppelbeleuchtung verleitet.

**Musik.** Unter Musik verstanden die Griechen die sogenannten Musenkünste, namentlich Tonkunst, Dichtkunst und Redekunst. Später, bei den christlichen Völkern, wurde der Name Musik auf die Kunst deschränkt, durch Töne die Seele des Menschen den Gesetzen der Schönheit gemäß zu erregen. Wollen wir uns aber von dem Wesen dieser Kunst einen richtigen Begriff machen, so müssen wir uns zunächst die ersten Anfänge und die Entstehung der Musik und den Zusammenhang derselben mit dem natürlichen Leben des Menschen vergegenwärtigen. Denn soweit auch diese Naturmusik von der Musik als schöner Kunst, von der Kunst der Töne, wie sie das moderne Europa und hier insbesondere Deutschland, Frankreich und Italien ausgebildet haben, entfernt sein mag, so werden wir doch nur auf diese Weise in den Stand gesetzt, uns sowol das Verhältniß der Tonkunst zur natürlichen Musik des Menschen zum Bewußtsein zu bringen, als auch Das, was jene von den andern Künsten unterscheidet, da ja alle von demselben Inhalt erfüllt sind und nach demselben Ziele streben, zu erklären und so ihre charakteristische Eigenthümlichkeit zu erfassen. Während nämlich die übrigen Künste, namentlich Sculptur und Malerei, unmittelbar von der Natur ihren Ausgangspunkt nehmen und ihren Stoff, selbst bis auf einen gewissen Grad geformt, von der Natur empfangen, während selbst die Sprache sich unmittelbar bildet und daher die frühesten großen Leistungen der Völker auf dem Gebiete der Poesie unmittelbarer Ausdruck des Innern sind, während demnach hier ein ununterbrochener Fortgang von der Natur zur Kunst hin stattfindet und die erstere in die letztere hinüberleitet, zeigt die Musik, hierin mit der Baukunst verwandt, zwischen ihren ersten natürlichen Erscheinungsweisen und ihrem Auftreten als Kunst eine unvermittelte Kluft. Der Inhalt der Musik ist zwar der allen Künsten gemeinschaftliche, der Geist, die Seele des Menschen, auch bei ihr ist von der Natur die Grundlage gegeben; aber das Material derselben ist ein, wenngleich auf Naturgesetzen beruhendes, doch künstlich durch Vermittelung der Wissenschaft gewonnenes, sodaß zwischen den ersten natürlichen Äußerungen durch Töne und der kunstreichen Erscheinung des Innern in denselben eine außerordentlich große Entwickelungsstufe dazwischen liegt, während bei den bildenden Künsten in dem Nachbilden der menschlichen Gestalt von den ersten rohesten Anfängen zu immer höherer Vollendung ein unmittelbarer Fortgang sich zeigt. Dem entsprechend sehen wir die Tonkunst in ihrer geschichtlichen Entwickelung erst spät und zwar dann erst zur Reife gelangen, als es der Wissenschaft gelungen war, die Gesetze über Anwendung des Materials festzustellen. Dies gibt, wie der Baukunst, so auch der Musik einen abstracten Charakter, und dies ist der Grund, daß, wer sich ihrer Betrachtung nähern und in ihr Wesen eindringen will, sogleich sich mit technischen Bestimmungen bekannt machen muß. Zwischen den ersten natürlichen Erscheinungsweisen der Musik und der Musik als Kunst steht die Wissenschaft, zunächst die Akustik (s. d.) und sodann die Lehre von der Harmonie (s. d.), von dem Rhythmus (s. d.) und der Melodie (s. d.), als vermittelndes Glied. Jene hat zum Gegenstand die eigentliche Erzeugung, die gesetzmäßige Bildung des Tons, während die letztern Disciplinen die so gewonnenen Töne künstlerisch gebrauchen lehren. Die Akustik ist die eigentliche Wissenschaft, welche zwischen die Kunst der Töne und die rohen Naturäußerungen vermittelnd tritt und die Kluft überbaut. Auf diesem doppelten, theils akustischen, theils elementar-theoretischen Grunde erheben sich sodann die Lehrsätze für kunstreichere Composition und Stimmenverwebung, die man unter dem Namen der Lehre vom doppelten Contrapunkt (s. Contrapunkt) begreift, und die die Fuge, den Kanon, die Nachahmung u. s. w. in sich befassen. Was die neuern mathematischen Systeme der Musik betrifft, so sind Huyghens, Saveur (um 1701), Rameau (um 1722) und Euler, in seinen mathematischen Untersuchungen über Musik, als Erfinder zu nennen. Für die eigentliche Akustik hat im 19. Jahrh. Chladni (s. d.) die Bahn gebrochen, dem dann die neuern Physiker, unter Andern A. W. Weber, H. E. Bindseil, gefolgt sind. Die musikalische Theorie wurde in älterer Zeit vorzugsweise von Mattheson, Martini, Marburg, Kirn-

berger, Knecht, Vogler u. A., in neuerer Zeit von Gottfr. Weber, Reicha, André und in der neuesten von A. B. Marx und Hauptmann bearbeitet. Während dieselbe früher nur in einer empirischen Anhäufung von allerhand Regeln bestand, ist sie durch die Letztgenannten außerordentlich gesteigert und der Wissenschaft genähert worden.

Die große Mannichfaltigkeit Dessen, was in der Natur zum Tönen gebracht werden kann, einerseits, der Ort der Ausführung, der damit zusammenhängende Zweck und insbesondere der aus letzterm hervorgegangene Charakter der Composition andererseits bestimmen ferner die nähere Gliederung und Unterscheidung der verschiedenen Gattungen der Tonkunst, den Fortschritt von den bis jetzt genannten Elementen zu künstlerischer Verwendung derselben, und wir haben demzufolge, was den zuerst genannten Punkt betrifft, Vocalmusik (s. d.) und Instrumentalmusik (s. d.), hinsichtlich der letztern geistliche und weltliche Musik zu unterscheiden. Die Vocalcomposition kann entweder für eine oder mehre Stimmen, das Instrumentalwerk für ein oder mehre Instrumente oder den ganzen Verein derselben geschrieben sein; die Kirchenmusik (s. d.) theilt sich in die zum gottesdienstlichen Gebrauch speciell bestimmte und die allgemeinen kirchlichen Charakters, wie z. B. das Oratorium (s. d.); die weltliche Musik ist Theatermusik (s. Oper), Concertmusik (s. Concert), Kammermusik (s. d.), Tanzmusik (s. d.), Militärmusik (s. d.).

Die Musik im weitern Sinne ist eine der ältesten unter den Künsten, hauptsächlich darum, weil das Darstellungsmittel derselben, der Ton, dem Menschen selbst auf die vollkommenste Weise angeboren ist und jedes lebhafte Gefühl sich in Tönen zu äußern strebt. Als einer der ältesten Gesänge mit Instrumentalbegleitung wird bei den Hebräern der Lobgesang der Mirjam, einer Schwester des Moses, angeführt, gesungen nach dem Durchgange durch das Rothe Meer. Dichter und Sänger waren bei ihnen in einer Person vereinigt, und die Instrumente, welche die Gesänge begleiteten, waren Harfe, Zither, Trompete, Pauke oder Trommel. Zu David's und Salomo's Zeiten hatte die Musik bei den Hebräern ihren höchsten Gipfel erreicht, und ein Theil ihres Gottesdienstes bestand im Absingen der Psalmen mit Instrumentalbegleitung, hauptsächlich seit David besondere Sänger und Instrumentalisten zu diesem Behufe angestellt hatte. Die Musik der Hebräer scheint einen sehr bestimmten Rhythmus, viel Melodie, aber eine, wenn auch starke, doch einförmige Begleitung gehabt zu haben, was bei den meisten alten Völkern der Fall ist. Ob sie Musikzeichen hatten, welche über den Text gesetzt wurden, ist nicht zu erweisen. Durch die Hindu und Chinesen, welche die älteste Tonkunst in einer fünftönigen Scala besaßen und verbreiteten, soll die Musik zu den Ägyptern gekommen sein. Daß aber alle diese Bestrebungen mit der gegenwärtigen Kunst nur den Namen gemein haben, leuchtet von selbst ein.

Wichtiger ist für uns die Musik der Griechen, denen auch der Name Musik seinen Ursprung dankt, und sodann die der Römer. Denn bei den Griechen trat dieselbe bereits in die Reihe der schönen Künste, und während es bei den übrigen Völkern, mit Ausnahme der Chinesen, noch bei rohen naturalistischen Versuchen blieb, begann hier schon eine wissenschaftliche Behandlung derselben. Aber auch die Musik der Griechen war noch sehr verschieden von Dem, was wir Musik nennen. Sie ist ohne Einfluß auf die neuere Kunst geblieben und streng von dieser zu scheiden, wie dies auch Kiesewetter thut, wenn er bemerkt: „Die griech. Musik starb in ihrer Kindheit, ein liebenswürdiges Kind, aber unfähig, je zur Reife zu gelangen; für die Menschheit war ihr Untergang kein Verlust." Der griech. Geist war zu sehr auf die Anschauung hingewiesen und ging zu sehr in der äußern Erscheinung auf, als daß die im Innern des Gemüths wurzelnde Musik hier zu einer gleich hohen Ausbildung mit den übrigen Künsten hätte gelangen können. Als den Erfinder der griech. Musik nennen die mythischen Nachrichten bald den Apollo, bald den Hermes, der am Nil die siebensaitige Lyra erfunden haben soll, bald Athene, die Erfinderin der einfachen Flöte, bald den Pan, den Erfinder der Hirtenpfeife, die nach Einigen schon siebenröhrig gewesen sein soll. Auf den göttlichen Ursprung derselben deuten auch die Sagen von den durch Amphion und seinen Bruder Zethus, durch Orpheus, Linus u. A. mittels der Musik bewirkten Wundern. Ihre früheste Ausbildung scheint sie den Sagen nach in Lydien, wo Amphion seine Kunst erlernt haben soll, und in Arkadien gefunden zu haben, wo das Hirtenleben das Spiel der Flöte, Pfeife und Zither begünstigte. Aus den griech. Provinzen Kleinasiens leitet man die verschiedenen Tonarten her: die phrygische, die Einige dem Marsyas, der die von der Athene weggeworfene Flöte gefunden und die Doppelflöte ersonnen haben soll, zuschreiben, die dorische, die der Thrazier Thamyris verbreitete, die lydische, äolische und ionische. Ihr Gesang bestand in musikalischer Declamation, die von Instrumenten einfach und mehr zur Erhöhung des Rhythmus begleitet wurde. Unter den frühesten Sängern und Musikern werden außer den mythischen Personen angeführt der Phrygier Olympus, dem Einige die Erfindung des enhar-

monischen Klanggeschlechts beilegen wollen, der Flötenspieler Sakkades u. A. Vom 6. Jahrh. v. Chr. an scheint man die Musik schon wissenschaftlich untersucht und besonders die Töne bestimmt abgemessen zu haben. Lasus von Hermione im Peloponnes, der um 546 v. Chr. lebte und Lehrer des Pindar war, soll schon etwas Theoretisches über die Musik geschrieben haben. Pythagoras und mehre seiner Schüler, z. B. Philolaos, beschäftigten sich bereits mit den mathematischen Verhältnissen der Töne. Zur mathematischen Bestimmung der Töne erfand er das Monochord, später der Pythagorische Kanon genannt. Er betrachtete die Musik als Reinigungs- und Beruhigungsmittel der Seele, sowie als Heilmittel in körperlichen Krankheiten. Damon wird als einer der berühmtesten Musiklehrer zu des Perikles und Sokrates Zeiten angeführt. Von ihm behauptete Plato, daß seine Musik nicht geändert werden könne, ohne die Verfassung des Staats selbst zu verändern. Plato wie sein Schüler Aristoteles betrachteten die Musik auch als Erziehungsmittel. Zu ihrer Zeit wurde die Tonleiter sehr vermehrt; aber man klagte auch schon damals über die Verweichlichung der Musik und der Volkssitten durch dieselbe. Euklides, um 277 v. Chr., behandelte zuerst die mathematische Klanglehre wissenschaftlich. Mit dem Verfall der Freiheit sank auch die Musik bei den Griechen gleich den übrigen Künsten. (S. Griechische Musik.)

Die Römer scheinen ihre Opfermusik mit dem Opferdienste von den Etruskern empfangen zu haben, die Instrumentalmusik aber, deren sie sich auf der Bühne und im Felde bedienten, von den Griechen. Die Saiteninstrumente sollen erst 186 v. Chr. nach Rom gekommen sein. Vorzugsweise haben die Römer die Feldmusik ausgebildet, deren es verschiedene Gattungen gab. Nachtheilig für die Kunst war es, daß sie in früherer Zeit hauptsächlich nur von den Leibeigenen geübt wurde. Die musikalische Recitation, welche mit Instrumenten begleitet wurde, scheint sich zu der oratorischen Declamation verhalten zu haben wie der poetische Rhythmus zum Numerus der Prosa; auch Redner ließen sich beim Anfange und während ihres Vortrags durch Instrumentalisten den Ton angeben. Als Notenzeichen bedienten sich die Römer ihrer Capitalbuchstaben. Auf der Bühne begleitete man den Gesang mit Flöten, es präludirten erst die Instrumente, dann begann der Schauspieler, und die Instrumentalbegleitung ging höchst wahrscheinlich nur in einfachen Accorden fort, oder machte kurze Pausen und unterstützte oder erhöhte dann den emphatischen Vortrag durch neues Eintreten. Die Chöre scheinen anders als der Dialog und Monolog begleitet worden zu sein. Diese Begleitung bestand aus Flöten (tibiae) und andern Blasinstrumenten, zuweilen auch Leiern und Zithern. Der Gebrauch der Flöten war nach Verschiedenheit des komischen oder tragischen Stoffs verschieden, daher gab es tibiae dextrae und sinistrae, von denen erstere mehr für das Ernsthafte, letztere bei heitern Stellen und in lustigen Stücken angewendet wurden. Später kommen häufige Klagen vor, daß die starken Instrumente den Schauspieler nöthigten, sich gewaltig anzustrengen. In allem Diesem waren die Griechen den Römern vorangegangen. Als Gegenstand des Luxus wurde die Musik unter den ersten röm. Kaisern getrieben, und nach Nero's Tode sollen auf ein mal 500 Sänger und Musiker verabschiedet worden sein.

Die gegenwärtige Musik ist ganz eigentlich eine Erfindung der europ.-abendländ. Völker, das Resultat der christlichen Jahrhunderte, der Stolz derselben und das Eigenthümlichste, was die neuere Zeit geleistet hat; denn während in den Wissenschaften und fast allen Künsten die Griechen und Römer für uns Gesetzgeber gewesen sind, hat sich die Tonkunst völlig selbständig bei uns entwickelt. Der Choral (s. d.), welcher einstimmig oder in Octaven vorgetragen wurde, war die Grundlage der neuern Musik und wurde ohne Takt gesungen. Im Mittelalter fand die Musik eine vorzügliche Förderung dadurch, daß sie mit zum Gottesdienste und zu dem Quadrivium gehörte, welches auf den Schulen getrieben wurde. Eine Sammlung der Untersuchungen über dieselbe veranstaltete Mart. Gerbert in den „Scriptores ecclesiastici de musica sacra" (3 Bde., St.-Blasien 1784). Die ersten Anfänge des Contrapunkts hatte schon Hucbald oder Hugbald, ein Benedictinermönch zu St.-Amand in Flandern, ums J. 1000 gelehrt. Guido von Arezzo wird gewöhnlich die Erweiterung des Tonsystems und die Verbesserung der Notenschrift durch das Liniensystem, seinen Nachfolgern die Erfindung des Hexachords und der Solmisation zugeschrieben. Joh. de Muris soll im 14. Jahrh. die Notenschrift und den Figuralgesang verbreitet und vervollkommnet haben. Franco von Köln im 13. Jahrh. wird als erster Verbesserer des musikalischen Zeitmaßes und der für die Ausbildung der neuern Musik so wichtigen, im 12. Jahrh. erfundenen Mensuralmusik (s. d.) genannt. Die Orgel (s. d.) unterstützte den Gesang und trug zur Ausbildung der Harmonie bei. Seit dem 15. Jahrh. wurde die Musik wissenschaftlich in den Niederlanden, Spanien und Frankreich betrieben. Den Niederländern

war es vorbehalten, durch Aufstellung der ersten regelrechten mehrstimmigen Compositionen für die moderne Tonkunst den eigentlichen Grund zu legen. Namentlich waren es Dufay, Josquin Desbrez, Willaert und Orlando di Lasso, die im Laufe von zwei Jahrhunderten dieselbe auf eine bedeutende Stufe brachten. In Italien wurde Palestrina, gebildet durch diese Vorgänger, der Schöpfer der classischen Kirchenmusik, und in Deutschland lieferten Luther und dessen musikalische Freunde Senfl und Walther im Choral gleich Ausgezeichnetes. In Italien und Deutschland erfolgte nun die Hauptentwickelung, namentlich der kirchlichen Tonkunst, während Frankreich nur in der weltlichen Musik, und oftmals blos durch französirte Italiener und Deutsche, Bedeutendes leistete. Von diesem Zeitabschnitte an hat sich in diesen drei Ländern in der Tonkunst ein unaufhaltsames Fortschreiten und ein Hinstreben zu dem höchsten Ziele gezeigt, zu einem Ziele, welches Deutschland hauptsächlich in Gluck, Mozart und Beethoven erreichte. (S. **Italienische Musik, Französische Musik** und **Deutsche Musik**.)

In ein wenn auch sehr gedrängtes Gesammtbild läßt sich diese höchste Entwickelung der Tonkunst auf folgende Weise zusammenfassen. Jede Kunst beginnt mit dem Göttlichen und weilt in der ersten Epoche ihres Daseins in den Hallen der Kirche, als Dienerin des Höchsten und Vermittlerin seiner Herrlichkeit. Dies ist die Periode des erhabenen Stils, die in Italien, repräsentirt durch Palestrina, dessen Nachfolger und die ältesten großen Meister der venet. Schule, bis auf das J. 1600 herabreicht, in Deutschland um die Zeit der Reformation beginnend, sich bis auf Bach und Händel in der Mitte des 18. Jahrh. erstreckte und in diesen culminirte. Aber die Kunst ist in gewissem Sinne eine Heuchlerin; sie täuschte die Kirche, wenn sie diese glauben machte, daß sie allein ihrem Dienst sich weihe; das zur Hälfte sinnliche Element derselben, welches ihre Verwandtschaft mit dem Weltlichen und Irdischen begründete, wurde die Veranlassung, daß sie in die Welt eintrat und nun der irdischen Freude und dem irdischen Schmerze des Menschen zum Ausdruck diente. Dieser Umschwung, herbeigeführt durch das Wiederaufleben des classischen Geistes im Abendlande und durch den Geist der Reformation, kam musikalisch zur Erscheinung durch die Erfindung der Oper (s. d.). Sehr bald rief dieses größte und folgenreichste Ereigniß auf dem Gebiete der Musik eine gewaltige Veränderung hervor, und die Tonkunst, welche vorher fast nur in starrer Hoheit der Gemeinde gegenüber gestanden hatte, wurde nun die Gesellschafterin und Begleiterin des täglichen Lebens. Italien gab dazu den Anstoß, denn dort wurde die Oper erfunden. Aber Italien, dem eigenthümlichen Princip seiner Musik zufolge, war nicht im Stande, diese Erfindung zur höchsten Vollendung und zum Abschluß zu bringen. Es hat Großes und Unübertreffliches geleistet auf dem Gebiete der Kirchenmusik in der Periode des erhabenen Stils; es hat sodann die durch die Oper neu gewonnenen Formen auf die Kirchenmusik übertragen und damit eine schöne, gleichfalls an unsterblichen Werken reiche Periode der Tonkunst herbeigeführt. Allzu sehr jedoch einem rein lyrischen Element sich zuneigend, zugleich überwiegend sinnlich und von Natur auf virtuosenmäßige Ausbildung des Gesangs hingewiesen, versank es zuletzt ganz in Sinnlichkeit. Deutschland übernahm die Weiterbildung und Vollendung des von ihm Begonnenen. Früh schon war die ital. Oper nach Deutschland ausgewandert, wo sie der nationalen, hauptsächlich kirchlichen Kunst gegenübertrat. Als die Periode des erhabenen Stils abgelaufen, begann Deutschland durch Gluck und Mozart von Italien die Aufgabe der Weiterbildung und Steigerung aufzunehmen und dieselbe zu vollenden. Zugleich erlangte jetzt Frankreich eine allgemeinere Bedeutung. Während Italien vorzugsweise das sinnliche, melodische Princip vertrat, Deutschland einer überwiegend spiritualistischen Richtung kunstvoller Vielstimmigkeit und bedeutungsvoller, tiefsinniger Harmonie huldigte, bemühte sich Frankreich, dem Charakter der Nation entsprechend, in seiner Musik mehr das dramatische Element und in Beziehung auf Behandlung der Singstimme einen verständigen, declamatorischen Wortausdruck auszubilden. Gluck stand mit einem Fuße in Frankreich, mit dem andern in Deutschland, und so traten jetzt beide Länder durch ihn der bis dahin herrschenden ital. Richtung gegenüber. Mozart vereinigte die Stile aller drei Nationen und erreichte so durch seine universellen Schöpfungen den Culminationspunkt der gesammten modernen Musik auf weltlichem, insbesondere theatralischem Gebiete. Nach seinem Tode sind die durch ihn geeinigten Richtungen wieder auseinander gegangen und haben sich selbständig in den einzelnen Ländern entfaltet. Zugleich trat nunmehr im Gegensatz zu der gesammten Kunst der Vorzeit, wo der Gesang fast allein gegolten hatte, die Instrumentalmusik selbständig hervor und erreichte in Deutschland durch Beethoven ihre höchste Vollendung. So hat diese größte und eigenthümlichste Kunst des modernen Europa in der Zeit von drei Jahrhunderten die Hauptepochen, welche in der Entwickelung jeder Kunst zur Erscheinung kommen, durchlaufen, in Italien vom Erha-

benen zum Schönen und von diesem zum Sinnlich-Reizenden, in Deutschland gleichfalls vom Erhabenen zum Schönen. Die mächtigen Zeitereignisse des 19. Jahrh., an denen Deutschland innig Theil nahm, haben die deutsche Kunst vor Verflachung geschützt und noch ein bis dahin nicht in dieser Größe erkanntes Gebiet, das der Instrumentalmusik, betreten gelehrt. Die Geschichte der Musik ist von Martini in der „Storia della musica" (3 Bde., Bologna 1775—81), Marpurg in der „Kritischen Einleitung in die Geschichte der Musik" (Berl. 1754), Burney in der „General history of music from the earliest ages to the present period" (4 Bde., Lond. 1776—89), Hawkins in der „General history of the science and practice of music" (5 Bde., Lond. 1776) und Forkel in der nicht vollendeten „Allgemeinen Geschichte der Musik" (2 Bde., Lpz. 1790—1801) ausführlich behandelt worden; doch sind alle diese Werke nur als Materialiensammlungen zu betrachten. Ein höherer Geist in der Behandlung der Geschichte der Musik ist erst in der neuesten Zeit erwacht. Hier sind vor allem zu nennen die Arbeiten Kiesewetter's (s. d.); ferner Winterfeld, „Der evang. Kirchengesang" (2 Bde., Lpz. 1843—47); Becker, „Die Hausmusik in Deutschland im 16., 17. und 18. Jahrh." (Lpz. 1840); Coussemaker, „Histoire de l'harmonie au moyen age" (Par. 1852). Vgl. außerdem Becker, „Systematisch-chronologische Darstellung der musikalischen Literatur" (2 Bde., nebst Nachtrag, Lpz. 1836—39); Derselbe, „Zusammenstellung der Tonwerke des 16. und 17. Jahrh." (Lpz. 1847).

**Musikalische Zeichen und Abkürzungen** werden angewendet, um beim Niederschreiben der Musikstücke an Raum und Zeit zu ersparen. Die gewöhnlichen Abkürzungen dieser Art sind: Ad° für adagio (sehr langsam). — All ott. oder all 8va für all' ottava (die Octave höher). — All° für allegro (schnell). — All^tto für allegretto (etwas schnell). — And^te, And^no für andante, andantino (langsam, etwas langsam). — Arc. oder c. a. für arco, coll' arco (mit dem Bogen). — Arp° für arpeggio (nach Harfenart den Accord gebrochen). — Ad lib. oder a. l. für ad libitum (nach Belieben). — a t. für a tempo (im Zeitmaße). — C. D. für colla destra (mit der rechten Hand). — C. L. für colla legno (mit dem Stabe des Bogens). — C. S. für colla sinistra (mit der linken Hand). — cal. für calando (zurückgehalten). — cresc. für crescendo (zunehmend). — D. für dextra, destra, droite (rechte Hand). — D. C. für da capo (vom Anfange). — D. S. für dal segno (vom Zeichen). — dim., decresc. für diminuendo, decrescendo (abnehmend). — dol. für dolce (sanft). — espr. für espressivo (mit Ausdruck). — f, ff, fz, fp. für forte, fortissimo, forzando, fortepiano (stark, sehr stark, hervorgehoben). — G. für gauche (linke Hand). — Leg. für legato (gebunden). — Legg. für leggiero, leggeremente (mit Leichtigkeit). — M. D. für mano destra, main droite (rechte Hand). — M. G. für main gauche (linke Hand). — M. S. für mano sinistra (linke Hand). — Mf. für mezzo forte, meno forte (halb stark, weniger stark). — m. v. oder mz. v. für mezza voce (mit halber Stimme). — Manc. für mancando (abnehmend). — marc. für marcato (geſtärkt, markirt). — mor. für morendo (hinsterbend). — mez. für mezzo (halb). — p, pp für piano, pianisssimo, più piano (schwach, sehr schwach, schwächer). — Ped. für pedale (das Pedale). — perd. für perdendosi (verhallend). — pizz. für pizzicato (mit dem Finger gerissen; beim Violinspiel). — rf. oder rinf. für rinforzando (hervorgehoben). — rall. oder rallent. für rallentando (langsamer werdend). — rit. oder riten. für ritenuto (zurückgehalten). — sf. oder sfz. oder sfp. für sforzando, sforzando piano (zur Bezeichnung eines plötzlichen piano nach dem starken Accente). — S. t. für senza tempo (ohne bestimmtes Zeitmaß). — Scherz. für scherzando (scherzend, tändelnd). — Seg. für segue (es folgt). — Sim. für simili (auf ähnliche Weise). — Smorz. für smorzando (hinsterbend). — Stacc. für staccato (abgestoßen). — t. s. für tasto solo (eine Taste [bei Orgelstimmen die Baßnote] ohne darübergelegte Harmonie). — ten. für tenuto (festgehalten). — tr. für trillo (Triller). — trem. für tremulo, tremulando (in zitternder Bewegung). —u. c. und tre c. für una corda, tre corde (eine Saite, drei Saiten). — unis. für unisono (einstimmig). — V. und V. S. für verte, volti subito (wende schnell um). — v. für voce (Stimme). — Var. für variatione (Veränderung).

**Musikfeste** sind eine in Deutschland erst seit diesem Jahrhundert heimisch gewordene, die Kunst wesentlich fördernde Veranstaltung und unterscheiden sich von den großen Musikaufführungen in Residenzen und Hauptstädten wesentlich dadurch, daß bei ihnen ein Zusammenwirken vieler vereinzelt stehender Kräfte zu einem würdigen Ziele stattfindet, daß sie außer der künstlerischen Erhebung und Erquickung eine gesellige Annäherung der Mitwirkenden und der Zuhörer beabsichtigen, daß sie hauptsächlich nur große classische Werke zur Ausführung bringen und daß sie durch Herausbildung des Sinns für die Kunst einen wirklichen Fortschritt derselben erzielen. Sie kamen zuerst in der Schweiz auf, wo sie, insbesondere durch Hans Georg Nägeli's

Bemühungen, 1812, als das große Musikfest in Zürich stattfand, schon ganz heimisch und allgemein waren. Durch den Cantor Georg Friedr. Bischoff (s. d.) in Frankenhausen wurden sie nach Deutschland verpflanzt. Den Vorläufer bildete das Musikfest zu Frankenhausen 4. Juni 1804, dem erst nach langem Zwischenraume, 20. und 21. Juni 1810, ebenfalls zu Frankenhausen, das erste große Musikfest folgte. Schon im Jan. 1811 wurde von Bischoff ein zweites veranstaltet, und im Aug. 1811 und 1812 hielt er solche in Erfurt zur Verherrlichung des Geburtstags Napoleon's. Nach hergestelltem Frieden war es wieder Frankenhausen, wo 19. und 20. Oct. 1815 ein großes Musikfest stattfand und zwar ein größeres als je zuvor. Von nun an lief die Reihe dieser Feste fast Jahr um Jahr ununterbrochen fort, und es fanden deren, meist von Bischoff selbst veranstaltet, zu Hildesheim, Hannover, Peine, Helmstedt u. s. w. statt. Auch an andern Punkten Deutschlands fing man an, ähnliche Feste zu begehen, namentlich verbanden sich einestheils die rheinischen Städte, Elberfeld, Düsseldorf, Köln und Aachen, andererseits die Küstenstädte der Ostsee, Lübeck, Wismar, Rostock und Hamburg, zu dem schönen Zweck, die Blüte der Kunst zu fördern. Wichtig für die Folge war besonders das Musikfest zu Quedlinburg zur Feier des hundertjährigen Geburtstags Klopstock's, 1.—3. Juli 1824, wo durch die Städte Magdeburg, Halberstadt, Quedlinbnrg, Halle u. s. w. der Elbmusikverein gegründet wurde, der seitdem eine Reihe solcher Feste veranstaltete. Einen Thüringischen Musikverein gründete 1829 der Musikdirector Naue in Halle, und immer weiter dehnte sich der Kreis aus. Wie in Heidelberg, Manheim und Stuttgart, so wurden auch zu Königsberg in Preußen und in Marienburg, sowie in Wien große Feste dieser Art gehalten.

Die großen Musikaufführungen in England, die ebenfalls Musikfeste heißen, bieten etwas in der äußern Form Ähnliches dar; allein sie sind nicht sowol Unternehmungen im Interesse der Kunst als vielmehr Speculationen. Kunstgeschichtlich sind die riesenhaften Musikfeste in London, Manchester, Norwich und anderwärts, wo Alles mitwirkte, was das Ausland nur an glänzenden Namen darbot, äußerst merkwürdig. Mehr dürfte sich Das den deutschen Musikfesten anschließen, was Holland 1834 und 1836 im Haag und zu Amsterdam zu Stande brachte, wie denn überhaupt der große holländische Musikverein höchst Ehrenwerthes leistet. Frankreich hat an Musikfesten noch nichts aufzuweisen als zwei Versuche in Strasburg. Dagegen wurden in den Ostseeprovinzen Rußlands zu Riga wiederholt Musikfeste veranstaltet. In Folge der durch die großen Musikfeste gegebenen Anregung entstanden die Liedertafeln (s. d.) und die großen Gesangfeste, die in neuerer Zeit sogar die Neigung für die Musikfeste in den Hintergrund gedrängt haben.

**Musivgold**, **Judengold**, **Mosaikgold** nennt man eine künstlich dargestellte Verbindung von Zinn und Schwefel, welche wegen ihres goldähnlichen Glanzes zum Bronziren von Gypsfiguren, Messing, Kupfer, Papier, Holz, zu Goldlack, zu Anfertigung unechten Goldpapiers u. s. w. angewendet wird. Musivsilber zu ähnlichen Zwecken wird aus Zinn, Wismuth und Quecksilber zusammengesetzt. Beide kommen vorzüglich von Nürnberg und Fürth in den Handel

**Musivische Arbeit**, s. Mosaik.

**Muskatellerweine** oder **Muskatweine** heißen mehre Arten süßer, starker, sowol rother als weißer franz. und ital. Weine. Von jenen sind der weiße Rivesaltes und der rothe Bagnol aus Roussillon und der Muskat-Lunel von Lunel die feinsten; von diesen der Albano aus der Campagna, der Lacrimä Christi und Carigliano aus Neapel, der syrakuser von Sicilien, der Moscato, Nasco und Giro von Cagliari, der Muskat von Algheri und Oliastra in Sardinien zu nennen. Auch Spanien, Toscana, Lipari, Cypern, Candia, Santorin, Samos, die Canarischen Inseln und das Cap liefern mehre Sorten Muskatweine.

**Muskatennuß** nennt man den Samenkern des **Muskatennußbaums** (Myristica aromatica), eines der Familie der Laurineen angehörenden, auf den Molukken wildwachsenden, etwa 30 F. hohen Baums, der ehedem von der Holländ.-ostind. Compagnie des Monopols wegen nur auf Banda und den benachbarten Inseln angebaut, an allen andern Orten durch kleine Expeditionen sorgfältig aufgesucht und ausgerottet wurde, später aber von den Engländern, Franzosen und Portugiesen nach Surinam, Sumatra, Isle-de-France und den Antillen verpflanzt worden ist. Die Frucht gleicht an Größe und Gestalt einer Pfirsiche, enthält ein herbes, ungenießbares Fleisch, platzt bei voller Reife und birgt eine Nuß, welche von einer orangerothen, vielfach geschlitzten Hülle, der fälschlich sogenannten Muskatenblüte oder Macis (s. d) umgeben ist. Der eigentliche Same ist von einer dünnen zerbrechlichen Schale eingehüllt. Noch immer kommen die besten Muskatennüsse von den Molukken, wo sie im März, Juli und November eingeerntet werden. Man sondert die sogenannte Muskatenblüte von den Samen, welche dem

Rauch ausgesetzt und getrocknet, dann, um ihr Ranzigwerden zu verhindern, in ein Gemisch von Kalk und Seewasser getaucht und in Fässer verpackt nach Europa verschifft werden. Durch warmes Pressen gewinnt man aus den Muskatennüssen die **Muskatbutter** (Muskatbalsam), ein brüchiges, talgähnliches, äußerlich braunes, innerlich gelbmarmorirtes Fett, das reichlich ätherisches Muskatennußöl enthält und sehr angenehm riecht. Erst von den Arabern wurden die Muskatennüsse in der Medicin eingeführt. Sie geben eins der kräftigsten, flüchtigreizenden, auf den Magen und Darmkanal, sowie auf das Gefäß- und Nervensystem erregend wirkenden Heilmittel ab, das in größern Gaben Betäubung und Irrereden bewirken kann. Am häufigsten werden sie jedoch als Gewürz gebraucht.

**Muskau**, eine Standesherrschaft im Regierungsbezirk Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien, sonst zur Oberlausitz gehörig, hat einen Flächenraum von 9 □M. und 10000 E., darunter viele Wenden, die einen eigenthümlichen Dialekt sprechen. Die Herrschaft participirt an den drei Curiatstimmen des ersten Standes auf dem schles. Provinziallandtage und hat ihr eigenes Hofgericht und Polizeiamt. Sie gehörte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. der Familie von Schönaich, kam 1597 an die Burggrafen von Dohna, 1645 an die Freiherren von Callenberg und 1784 an die Familie Pückler. Der Fürst Herm. Ludw. Heinr. Pückler (s. d.) verkaufte sie 1845 für 1,708150 Thlr. an den Grafen Edmund von Hatzfeld und dieser wieder an den Prinz Friedrich der Niederlande, ihren gegenwärtigen Besitzer. Der Hauptort und die einzige Stadt der Standesherrschaft ist das gleichnamige Muskau an der Neisse mit 2200 E. und einem schönen Schlosse, welches unter Anderm auch eine 9000 Bände starke, an literarischen Seltenheiten reiche Bibliothek, eine Gemäldesammlung und ein Theater enthält. In der Nähe des Schlosses befindet sich der von dem Fürsten Pückler angelegte engl. Park, eine der großartigsten Anlagen dieser Art, an beiden Ufern der Neisse, über welche zwei Verbindungsbrücken führen, der 1000 Morgen groß ist und eine große Fasanerie und zahllose chaussirte Wege enthält, ferner das Hermannsbad, mit starken salinischen Stahlwässern, Dampf- und Moorbädern, sodann ein Alaun- und Gradirwerk, das über 100 Menschen beschäftigt, und endlich die balr. Bierbrauerei bei der Neissemühle im Park. Auch ist M. der Sitz der oberlausitz. Bienengesellschaft, die bei dem Dorfe Sagar einen großen Bienengarten besitzt. Anderthalb Meilen von M. im Walde liegt das Jagdschloß Hermannsruhe mit geschmackvollen Anlagen.

**Muskeln** (musculi) sind die Organe der relativen Bewegung des thierischen Körpers. Selbst den dem unbewaffneten Auge gänzlich unsichtbaren Körpern der untersten Thierclassen müssen Muskeln zugeschrieben werden, da willkürliche Bewegung nur durch Muskeln hervorgebracht werden kann, und dies ist der Vorzug, den auch das kleinste Thier vor dem stärksten Baumt voraus hat. So unendlich aber die Verschiedenheit der Thiere ist, so verschieden sind auch die Muskeln, und nur die bewegende Kraft allein ist für alle das gemeinsame Merkmal. Die ausgebildetsten Muskeln finden sich bei den Säugethieren, Vögeln, Amphibien und Fischen, und den ausgedehntesten Gebrauch von diesen Organen macht der Mensch. Im menschlichen Körper bestehen die Bewegungswerkzeuge aus einer weichen, feuchten, rothen Substanz, welche gewöhnlich Fleisch genannt und von einer unendlichen Menge rundlicher Fäserchen (fibrillae musculares) gebildet wird. Diese Fäserchen vereinigen sich zu kleinen Bündeln, welche in Scheiden von Zellhaut eingeschlossen sind. Diese treten wieder zu größern ebenso eingeschlossenen Bündeln zusammen, und so entsteht durch immer wiederholte Vereinigung der ganze Muskel, welcher wieder seine Zellhautscheide besitzt. In dieser sonach den ganzen Muskel durchdringenden Zellhaut verlaufen die Nerven und Gefäße. Die rothe Farbe, welche nach Alter, Geschlecht, Gesundheitszustand, Constitution und häufigerm oder seltenerm Gebrauch verschieden ist, rührt nicht vom Blute, sondern von einem besondern Farbestoffe her, welcher der Muskelfaser eigenthümlich und dessen Menge in den verschiedenen Muskeln nicht ganz gleich ist. Von allen Eintheilungen der Muskeln ist die in unwillkürliche und willkürliche die wichtigste, obgleich die Grenze zwischen beiden Arten nicht genau bestimmt werden kann. Erstere kommen nur in der Brust- und Unterleibshöhle vor und dienen den Bewegungen der bildenden, absondernden und ausscheidenden Organe. Hierher gehören das Herz, das Zwerchfell, die Muskeln des Magens, des Darms u. s. w., welche sämmtlich unter dem Einflusse des Gangliensystems stehen. Sie besitzen nicht soviel rothen Farbestoff und eine andere Structur als die willkürlichen Muskeln, indem die einzelnen Fasern nicht wie bei diesen parallel verlaufen, sondern mehr ineinander verflochten sind. Die willkürlichen Muskeln haben meist eine bedeutendere Länge als Breite und gehen an ihren Enden in breite oder runde, mehr oder weniger lange und starke Bänder, die sogenannten Sehnen oder Flechsen (tendines) über, mit denen sie sich an Knochen anheften, wäh-

rend ihre Anheftung an weiche Theile durch Zellgewebe bewirkt wird. Allen Muskeln ist die Kraft, sich zusammenzuziehen und sonach ihre Endpunkte einander zu nähern, gemeinsam, wodurch die Bewegungen vermittelt werden. Diese Zusammenziehung geht von den kleinsten Fasern aus und setzt sich auf den ganzen Muskel fort, und diese mechanische Seite des Muskelsystems, welches übrigens noch die Hauptmasse des Körpers bildet und die äußere Gestalt desselben vervollständigt, ist gewiß eine der interessantesten. Die Kraft mancher Muskeln und die Schnelligkeit ihrer Bewegungen ist bewundernswürdig, wenn man bedenkt, welche Gewichte durch die Muskelkraft ersetzt werden und welche Menge von Zusammenziehungen manche Verrichtungen nöthig machen. So ist zum Zerdrücken eines Pfirsichkerns, den manche Menschen zerbeißen können, die Kraftwirkung von 300 Pf. erfoderlich, und wenn nach Haller's Berechnung in einer Minute 1500 Buchstaben in Worten ausgesprochen werden können, so folgt daraus, daß in derselben Zeit ebenso viele Muskelzusammenziehungen stattfinden müssen. Vgl. Choulant, „Über die willkürliche Bewegung des Menschen" (Lpz. 1835).

**Muskete** ist eine Handfeuerwaffe von großem Kaliber, welche im Anfange des 16. Jahrh., als die bisher üblichen Haken (s. d.) oder Hakenbüchsen nicht mehr gegen die wieder verstärkte Rüstung der Reiterei ausreichten, eingeführt wurde und diese allmälig bis zum Schlusse des Jahrhunderts verdrängte. Der Name soll von dem Passe La Moschetta bei Feltre entnommen sein, wo die Waffe angeblich zuerst gebraucht worden ist. Sie war mit einem Luntenschloß versehen, schoß eine bleierne Kugel, über 3 Loth schwer, und wog etwa 15 Pf., sodaß sie nicht aus freier Hand angeschlagen, sondern auf eine **Musketengabel**, die der Mann mit sich führte und in die Erde stieß, aufgelegt wurde. Die damit bewaffneten Leute, anfangs in jeder Fahne von 400 Mann nur 10—15, hießen **Musketiere**, trugen im Gegensatz der vollgerüsteten Pikeniere (s. **Pike**) keinen Harnisch, höchstens Eisenhut und Bruststück, und wurden zum leichten Dienst gebraucht. Gustav Adolf von Schweden erleichterte die Muskete bedeutend und vermehrte die Musketiere bis auf zwei Drittel seines Fußvolks, in welchem schon 1631 zwei ganze Musketierregimenter bestanden. Das Luntenschloß blieb trotz des erfundenen Radschlosses in Gebrauch, weil es sicherer war, bis gegen Ende des 17. Jahrh. das franz. Steinschloßgewehr (Fusil) oder die Flinte (s. d.) mit Bayonnet eingeführt und die ältere schwere Muskete mit den Piken zugleich vollständig abgeschafft wurde. Der Name Musketiere blieb aber in einigen Armeen für die schwere (besser Linien-) Infanterie, während man in andern dieselben von der neuen Waffe Füsiliere (s. d.) nannte. **Musketon** hieß ein kleines Geschütz von etwa 20 Loth Eisenkaliber, 38 Kaliber lang, 2½ Ctr. schwer; auch bezeichnet man mit diesem Namen diejenigen Handfeuerwaffen, welche eine erweiterte Mündung in Form eines breitgedrückten Trichters hatten, um ihre Geschosse weit umherzustreuen und kartätschenartig zu wirken. Beide Arten sind jetzt ganz außer Gebrauch. Im Französischen ist das Wort **Mousqueton** gleichbedeutend mit dem deutschen Karabiner; dagegen bezeichnet **Carabine** ein gezogenes Gewehr.

**Muspilli** hat Schmeller das von ihm (Münch. 1832) herausgegebene, auch in Wackernagel's „Altdeutsches Lesebuch" aufgenommene Bruchstück eines im 9. Jahrh. vielleicht von Ludwig's des Deutschen eigener Hand aufgeschriebenen, in früherer Zeit verfaßten Gedichts vom Jüngsten Gericht betitelt, das in mehrfacher Hinsicht, namentlich durch seine alliterirende Form, sowie durch die Spuren altheidnischer Vorstellungen, die sich in ihm neben dem Christlichen finden, zu den merkwürdigsten Überresten der althochdeutschen Poesie gehört. Das Wort Muspilli, das im Gedicht selbst vorkommt, im Altsächsischen Heliand (s. d.) Mudspelli, in der nordischen Edda Muspell lautet, bedeutet höchst wahrscheinlich soviel als Holzvernichter und ist poetische Umschreibung des Feuers, wie in der Edda die südliche Flammenwelt, von der der Untergang der Welt ausgeht, Muspellheimr heißt.

**Musselin** oder **Mousselin**, nach der Stadt Mossul in Mesopotamien, heißen ursprünglich die glatten, aus sehr feinen Garnnummern ziemlich locker gewebten, daher zarten und leichten Baumwollenzeuge. In der neuern Zeit hat man den Namen auch auf ähnliche Gewebe aus Wolle oder Wolle und Baumwolle übertragen. Die **Wollmusseline** unterscheiden sich in Mousselin pure laine und Mousselin laine chaine coton, je nachdem sie aus reiner Wolle (Kammwollgarn) oder mit baumwollener Kette gewebt sind.

**Musset** (Alfred de), franz. Dichter, geb. zu Paris 1810, entfaltete schon früh sein poetisches Talent. Als er kaum das 18. J. erreicht hatte, zählte er bereits zu den Häuptern der romantischen Schule. Die ihm eigenthümliche Formgewandtheit und Leichtigkeit der Composition verschafften ihm bei seiner Partei besonderes Ansehen, während er durch die ungezügelte Lust, allen bestehenden literarischen Traditionen und akademischen Satzungen Trotz zu bieten, der clas-

fischen Schule im hohen Grade zum Ärgerniß gereichte. Sein erstes Werk waren die „Contes d'Espagne et d'Italie" (Par. 1830), welche des absichtlich Barocken und Wunderbaren viel enthalten. In seinem „Spectacle dans un fauteuil" (Par. 1833) und den „Comédies injouables" (2 Bde., Par. 1838) ist neben manchem tollen Spuk viel Schönes enthalten. Seine „Confession d'un enfant du siècle" (2 Bde., Par. 1836; umgearb., 1840) gibt nicht nur interessante Aufschlüsse über den Entwickelungsgang des Verfassers, sondern gewährt auch einen Blick in die Geisteswelt und die Gemüthszustände des jungen Frankreich. Auch ließ er „Comédies et proverbes en prose" (Par. 1840) und eine Sammlung seiner lyrischen Dichtungen („Poésies complètes", Par. 1840) erscheinen. Seine bittere und gehässige Erwiderung („Nous l'avons eu, votre Rhin allemand") auf das Becker'sche Rheinlied ließ auf dem Gebiete der Journalistik vielen Staub aufwirbeln. Unter der Julireglerung wurde er als Bibliothekar im Ministerium des Innern angestellt und mit dem Kreuz der Ehrenlegion decorirt. Im J. 1852 sah er seinen langgehegten Wunsch, Mitglied der Akademie zu werden, erfüllt, nachdem ihn die Akademie trotz seines Talents wiederholt abgewiesen und nachgesetzt hatte. — Sein älterer **Bruder, Paul de M.**, ist Verfasser zahlreicher Romane, wovon einige Glück gemacht haben, unter andern „Lauzun". Auch hat derselbe in der „Revue des deux mondes" und in der „Revue de Paris" geistreich geschriebene Novellen erscheinen lassen. Überhaupt zeichnen sich seine Productionen durch Sauberkeit der Darstellung vor der großen Masse der gewöhnlichen Unterhaltungsliteratur vortheilhaft aus. — Auch der Vater **Beider, V. D. M.-Pathay**, ist in der literarischen Welt bekannt durch eine sehr sorgfältige, mit vielem Ungedruckten versehene Ausgabe der Werke Rousseau's und eine sehr tüchtige „Histoire de la vie et des ouvrages de J. J. Rousseau" (2 Bde., Par. 1821).

**Mustapha** (Kara), Großvezier Sultan Mohammed's IV., der Sohn eines Spahi, wurde von Mehemed Köprili (s. d.) erzogen. Schon frühzeitig machte er sich durch seine Grausamkeiten gegen die Christen berüchtigt. Nach Achmed's Tode wurde er 7. Nov. 1676 Großvezier. Als solcher erklärte er 3. März 1677 den Krieg an Rußland, welcher ohne Erfolg geführt wurde und endlich zu dem für die Pforte nachtheiligen Waffenstillstande von Radzin 11. Febr. 1681 führte; auch begünstigte er den Aufruhr der Ungarn gegen Östreich. In der innern Verwaltung zeichnete er sich ebenso durch seinen gewaltthätigen Übermuth, insbesondere gegen die europ. Gesandten, wie durch seine unersättliche Geldgier aus. Ihn stürzte endlich der unglückliche Ausgang des Kriegs, den er 1682 gegen den Kaiser Leopold I. begann. Nachdem er Tökely (s. d.), den Hauptrebellen in Ungarn, der sich erboten, die ungar. Krone als Vasall der Pforte zu tragen, mit dem Königreiche Ungarn beliehen, drang er sengend und brennend bis in die östreichischen Erblande vor. Am 14. Juli 1683 begann er mit 200000 Mann die Belagerung von Wien, das der Graf Starhemberg mit 10000 Mann vertheidigte. Die Stadt war dem Falle nahe, als das Entsatzheer der Polen und Deutschen erschien und 12. Sept. 1683 den übermüthigen Feind vollständig schlug. M. entfloh mit den Trümmern seines Heeres nach Ungarn. Vor Raab ließ er den alten Ibrahim-Pascha, den Statthalter von Ofen, hinrichten, weil er zuerst die Flucht ergriffen, und wälzte nun in seinem Berichte an den Sultan alle Schuld auf diesen. Der Sultan glaubte dem schlauen Großvezier und belohnte ihn noch dafür, daß er wenigstens einen Theil des Heeres gerettet habe. Als aber bald darauf die Nachricht von der 9. Oct. 1683 erfolgten Niederlage M.'s bei Parkany und dem Verluste der Veste Gran am Hofe des Sultans eintraf, gewannen M.'s Feinde die Oberhand, und der Oberstkämmerer, ein Zögling und Schützling M.'s, wurde mit dem Befehle, den Kopf des Großveziers in Empfang zu nehmen, nach Belgrad gesendet. Er langte nach Sonnenuntergang 25. Dec. 1683 an, und noch vor Mitternacht war des Sultans Wille vollzogen. M. war kaum 50 J. alt. Ohne Feldherr zu sein, entwarf er aus Geiz und Hochmuth die größten Kriegsplane. Seinem Hochmuthe glich seine Prachtliebe. Sein Harem zählte mehr als 1500 Odalisken, ebenso viele Sklavinnen und 700 schwarze Eunuchen; seine Diener, Pferde, Hunde und Jagdvögel zählten nach Tausenden.

**Muster** ist einestheils gleichbedeutend mit Probe, d. h. ein kleiner Theil einer Waarenpartie, nach welcher eine größere Menge rücksichtlich ihrer Güte und Äußerlichkeit beurtheilt werden soll; anderntheils bedeutet es die Zeichnung, welche durch die Verschiedenartigkeit des Gewebes oder der sonstigen Manipulation den gewebten, gewirkten, gestrickten, gehäkelten u. s. w. Waaren ertheilt wird. Im letztern Sinne ist der rechtmäßige Erwerber eines originellen Musters gesetzlich alleiniger Eigenthümer desselben, und es sollte sein Eigenthumsrecht vor der Nachmachung und Nachahmung billigen Schutz finden. Ein solcher **Musterschutz** besteht namentlich in Frankreich und England, während er in Deutschland zum Nachtheile der redlichen Fabrikanten

bisher größtentheils empfindlich vermißt, aber in neuester Zeit angestrebt ward. Muster heißen endlich alle Vorlagen, welche zur Copie dienen, wie z. B. die Stickmuster zur Nachbildung mittels der Stickerei. **Musterreisender** wird bisweilen derjenige Geschäftsreisende, besonders des Manufacturenwaarenfachs, genannt, welcher auf vorgezeigte Muster (Proben) hin Bestellungen sammelt. **Musterrolle** heißt im Seewesen die von der Obrigkeit deglaubigte Liste der Schiffsmannschaften oder sogenannten Equipage; sie ist eines der unentbehrlichen Schiffspapiere.

**Musterwirthschaften** nennt man solche Ökonomien, welche sich durch ihre in jeder Hinsicht vorzügliche Einrichtung und Leitung auszeichnen und somit einer Gegend zur Nachahmung dienen. Von einer Musterwirthschaft im wahren Sinne des Worts verlangt man, daß sie nach einem System eingerichtet ist, und daß dieses in allen Einzelnheiten auf solche Weise durchgeführt wird, wie es die unter den vorhandenen Verhältnissen vortheilhafteste Benutzung der bewirthschafteten Fläche erfodert. Es gehört mithin Zweierlei zu einer Musterwirthschaft: ein musterhaftes System und ein musterhafter Betrieb. Das System begreift die Wahl der anzubauenden Gewächse, das quantitative Verhältniß ihres Anbaus, die Fruchtfolge und die wirthschaftliche Verwendung der erzielten Producte. Der Betrieb dagegen umfaßt alle die einzelnen Verrichtungen, mittels welcher das System durchgeführt werden muß, nämlich das Düngerwesen, die Bestellung und Pflege der Gewächse, die Ernte, die Wiesenwirthschaft, die Viehzucht, die Haus- und Hofwirthschaft, die Buchführung u. s. w. Das System wird musterhaft sein, wenn durch dessen consequente und tüchtige Durchführung der unter den gegebenen natürlichen Verhältnissen größte Reinertrag in sicherer Annäherung und dauerndem Fortschritt erwartet werden darf; der Betrieb ist musterhaft, wenn alle jene Verrichtungen im Einzelnen genau und untadelhaft, in der Totalität sowol übereinstimmend und ineinandergreifend als den gegebenen Verhältnissen angemessen ausgeführt werden. System und Betrieb gehören aber innigst zusammen. Wirthschaften, wo zwar ein musterhafter Betrieb und ein hoher Rohertrag stattfindet, dafür aber unverhältnißmäßige Geldmittel aufgewendet werden, verdienen den Namen Musterwirthschaften nicht, da es bei solchen hauptsächlich darauf ankommt, neben einem musterhaften System und Betrieb mit den möglichst geringsten Geldausgaben den höchsten Reinertrag zu erhalten. Da es Zweck der Musterwirthschaften ist, den bäuerlichen Landwirthen ein gutes Beispiel zu geben, so hat man in neuester Zeit angefangen, solche für einzelne Gegenden auf Kosten des Staats zu errichten, wie z. B. in einigen Kreisen Ostpreußens. Vgl. Schwarz, „Die bäuerlichen Musterwirthschaften" (Berl. 1851).

**Musterzeichner** nennt man Diejenigen, welche sich mit der Erfindung und Aufzeichnung von Gegenständen der verschiedensten Art beschäftigen, die alsdann den Verfertigern von Sachen des häuslichen Bedarfs und täglichen Lebens bei der Fabrikation zum Muster dienen. Besonders werden dergleichen Zeichnungen für die Erzeugnisse der Weberei, Stickerei, Tapeten- und Zeugdruckerei u. dgl. gebraucht. In Frankreich bestehen zu Paris und Lyon eigene Schulen für den Unterricht in dieser Geschicklichkeit, welche man Dessinateurschulen nennt. Ebenso sollen dergleichen Schulen in Preußen, in Berlin und Elberfeld, eingerichtet werden. Soweit die Mode auf diesem Gebiete herrscht, hat Paris immer den Ton angegeben; wo aber in Deutschland die Beschäftigung mit der Mustererfindung auftauchte, hat sie Vortreffliches, von künstlerischem Geiste Erzeugtes geleistet. So war Berlin eine Zeit lang ein Hauptstapelplatz für Stickmuster. Nicht unbedeutend war die Anregung, welche Schinkel zu dergleichen Arbeiten gab. Karl Bötticher verschmähte nicht, eine Sammlung von selbsterfundenen, sehr geschmackvollen Mustern für Kattundrucker herauszugeben. Der geniale Adolf Schrödter hat neuerlich ein Musterbuch für Schnurstickerei veröffentlicht. Eine ausgezeichnete und reichhaltige Vorbildersammlung besitzt A. von Minutoli (s. d.) in Liegnitz.

**Mustoridis** (Andreas), einer der ausgezeichnetsten neugriech. Gelehrten, geb. 1785 zu Korfu aus einer edeln Familie, studirte seit 1802 auf der Universität zu Pavia die Rechte. Auf Veranlassung der von ihm herausgegebenen „Notizie per servire alla storia corcirese dai tempi eroici al secolo XII." (1804) ernannte ihn die Republik der Sieben Inseln zu ihrem Historiographen. Nach Korfu zurückgekehrt, machte er sich hier zugleich dadurch sehr verdient, daß er in dem Lyceum unentgeltlich den Unterricht in den schönen Wissenschaften übernahm. Nach dem Aufhören der Republik begab er sich wieder nach Italien und ließ hier die ersten beiden Bände seiner „Illustrazioni corciresi" (Mail. 1811—14) und ein bis dahin ungedrucktes Bruchstück des „Discorso d'Isocrate della permutatione" erscheinen. Gleichzeitig war er Mitarbeiter an der literarischen Zeitschrift „Il poligrafo". Er wurde Mitglied des franz. Instituts und von dem Fürsten der Walachei zum Professor der griech. Alterthümer in Bukarescht er-

nannt, welche Stelle er aber ablehnte. Im J. 1816 erschienen von ihm die „Dissertazione su quatro cavalli della Basilica di S.-Marco in Venezia" (Mail.), „Notizie alla vita di Anacreonte" (Ven.) und „Raccolta di operette e di frammenti greci inediti"; sein „Exposé des faits qui ont précédé et suivi la cession de Parga" gab Amaury Duval (Par. 1820) heraus. Als russ. Hofrath 1821 der Gesandtschaft des Kaisers in Turin beigegeben, leistete er bei Gelegenheit der piemont. Revolution wichtige Dienste. Dann ging er nach Venedig, wo er „Considerazioni sulla presente lingua dei Greci", „Appendice alla storia di Eraclea", „Notizie alla vita di Esopo" und eine ital. Übersetzung des Herodot herausgab. Als Kapodistrias an die Spitze des neuen griech. Staats trat, erhielt M. die Leitung des öffentlichen Unterrichts und die specielle Aufsicht über die Centralanstalt zu Ägina, wo er eine Beschreibung der wichtigsten Unternehmungen der Griechen zur See und mit Kokkonis die „Αἰγινεία", eine wissenschaftliche Zeitschrift, herausgab. Nach Kapodistrias' Tode hatte er die Absicht, wieder nach Italien zu gehen. Allein auf der Reise dahin ließ man ihn in Korfu nicht weiter reisen und wählte ihn zum Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung; auch wurde er Archont für den öffentlichen Unterricht. Doch ließ er sich durch diese Stellung nicht abhalten, im Parlament entschieden gegen den Lord-Obercommissar in Opposition zu treten, in welcher er bis in die neueste Zeit verblieben ist. Um ganz unabhängig vom Staate zu sein, verzichtete er nachmals auf seine Stelle als Archont für den öffentlichen Unterricht und wurde vom Parlament in den Senat gewählt.

**Mutation**, s. Solmisation.

**Muthen**, ein altdeutsches Wort, bedeutet soviel als um etwas nachsuchen und ist gleichbedeutend mit sinnen. Ein Gesell muthet, wenn er um das Meisterrecht oder um die Aufnahme in die Innung ansucht (daher auch das **Muthjahr**); ein Lehn muthen heißt um Ertheilung der Lehn (Investitur) ansuchen, und eine **Grube muthen**, um Erlaubniß anhalten, eine aufgefundene Lagerstätte bauen zu dürfen. **Muthschein** oder **Muthzettel** ist daher die Bescheinigung, daß das Nachgesuchte ertheilt sei.

**Mutiren**, d. h. verändern, nennt man das Wechseln der Knabenstimme, wenn der Discant oder Alt in Tenor oder Baß übergeht. In der Zeit des Mutirens muß man die Stimme ruhen lassen, bis sich die Natur entschieden hat; Anstrengung der Stimme in dieser Zeit ist nicht nur für die Stimme sehr nachtheilig, sondern oft auch für die Gesundheit.

**Mutschirung** nannte man im Mittelalter die abwechselnde Regierung zweier oder mehrer nachgelassener Söhne über ein Land, das zufolge der bestehenden Hausverträge oder der testamentarischen Bestimmungen nicht getheilt werden durfte und das man doch auch nicht gemeinschaftlich regieren wollte. Eine solche Mutschirung trat 1566 im Herzogthum Sachsen ein zwischen Johann Friedrich II. oder dem Mittlern und Johann Wilhelm, den Söhnen Johann Friedrich's des Großmüthigen. Man theilte das ganze Land in zwei Theile und aller drei Jahre wollte man mit der Regierung in denselben wechseln, wozu es aber in Folge der Grumbach'schen Händel und der dadurch herbeigeführten Achtserklärung Johann Friedrich's II. nicht kam.

**Mutterkorn** (Secale cornutum oder Clavus secalis) nennt man den bei den Gräsern zuweilen monströs verlängerten und vorschnell gereiften Fruchtknoten, welcher als ein schwarzbrauner oder violettbrauner Körper aus den Spelzen der Ährchen hervortritt. Es findet sich bei mehren Gräsern, z. B. bei dem Taumelloch, der zweizeiligen Gerste, dem Ruchgrase, Knäuelgrase u. s. w. Vorzugsweise aber versteht man unter obigem Namen nur das Mutterkorn des Roggens, bei dem es ½—1 Zoll lang wird; seine bedeutendste Größe erlangt es indessen bei dem Mais. Das Mutterkorn bildet sich in feuchten Jahren, in denen ein krankhafter Saftfluß des Fruchtknotens entsteht, in dessen Folge ein kleberiger, süßlicher Saft hervordringt, welcher die Staubbeutel zusammen- und als ein Mützchen auf der Spitze des Fruchtknotens aufklebt, die Bestäubung vollständig hindert und bei seinem Vertrocknen der Oberfläche des Fruchtknotens die schwarzbraune Farbe ertheilt, während der vorletzte Fruchtknoten sich vorschnell entwickelt, wie es bei Verletzungen des Fruchtknotens anderer Pflanzen eben auch geschieht, und zugleich eine bedeutendere Größe als die eigentliche Frucht erreicht. Sein Inhalt ist ein unausgebildetes Mehl, welches weit schwerer und später in die sauere Gährung übergeht als das Mehl der regelmäßig ausgebildeten Getreidekörner, weshalb Brotmehl, welches viel Mutterkornmehl enthält, ein schliffiges Brot gibt. Außerdem ist in ihm noch besonders ein fettes Öl enthalten. Daß das Mutterkorn ein Pilz (Spermoedia Clavus) oder gar das aus den zusammengeklebten Staubbeuteln bestehende Mützchen ein Pilz (Sphacelia segetum) sei, ferner, daß es giftig sei, die Kriebelkrankheit bei den Menschen, die Klauenseuche bei den Thieren erzeuge u. s. w., ist als unwahr befunden worden.

**Muttermale** (naevi materni) nennt man verschiedene Arten von angeborenen, örtlich begrenzten (Flecke oder Inseln bildenden), durch Farbeveränderung oder Hervorragung über die Oberfläche sich kundgebenden bleibenden Fehlern der Haut. Früher theilte man sie nach ihrer Ähnlichkeit mit irgend einem Gegenstande in viele Classen ein, jetzt aber nach ihrem anatomischen Charakter in bloße Flecken, die sich in der Haut befinden und entweder aus Farbstoffablagerungen (naevi pigmentarii) oder aus Gefäßnetzen (naevi vasculosi) bestehen, ferner in über die Haut sich erhebende Gefäßwucherungen (telangiectasiae) und in hervorstehende Degenerationen des Fettzellgewebes der Haut, z. B. Warzen, Balggeschwülste u. s. w. Manche dieser Muttermale bleiben immer so groß, wie sie bei der Geburt waren, andere nehmen mit der fortschreitenden Entwickelung des ganzen Körpers zu. Während die erstere Art derselben wol niemals Gefahr bringt, kann die zweite durch unvorsichtiges Öffnen zu bedenklichen Blutungen Anlaß geben und die dritte durch Vergrößerung andere Organe beeinträchtigen. Daher hat man zu ihrer Entfernung eine ziemliche Anzahl Methoden vorgeschlagen, von denen auch viele guten Erfolg gehabt haben. Die Entstehung der Muttermale ist schwer zu erklären, und wenn auch zuweilen Umstände eintreten, welche den Einfluß des sogenannten Versehens (s. d.) fast wahrscheinlich machen, so ist die Zahl dieser Fälle doch viel zu gering und dieser Einfluß selbst zu problematisch, um genügenden Grund zu einem auf das Allgemeine daraus zu ziehenden Schlusse zu gewähren.

**Muttertheil** heißt das durch manche Gesetze näher bestimmte Erbtheil, welches dem Kinde aus dem Nachlasse seiner Mutter zukommt.

**Mykale**, ein Waldgebirge in Jonien mit einer Stadt gleiches Namens, der Insel Samos gegenüber, erstreckte sich an der rechten Seite des Mäander von Magnesia bis zur Küste und wurde durch ein Seetreffen berühmt, in welchem der Rest der pers. Flotte, die vorher bereits bei Salamis eine empfindliche Niederlage erlitten hatte, 479 v. Chr. durch den griech. Befehlshaber Xanthippos vollends vernichtet wurde.

**Mykene** oder **Mycenä**, eine uralte, der Sage nach von Perseus gegründete Stadt des nordöstlichen Theils von Argolis im Peloponnes, bildete in frühester Zeit als die berühmte Residenz des Agamemnon (s. d.) zugleich ein kleines Reich. Obwol stark befestigt, wurde sie 464 v. Chr. von den Argivern erobert und zerstört und vermochte sich nicht wieder zu erheben, daher zu Strabo's Zeit nur noch Trümmer vorhanden waren. Diese großartigen Trümmer, die sich noch jetzt in der Nähe von **Kharvati** finden, bestehen namentlich in cyklopischen Riesenmauern, in dem sogenannten Löwenthor, dem Schatzhause des Atreus und dem Grabmale des Agamemnon.

**Mykoni**, bei den Alten Mykonos, eine der Cykladen und zum Königreich Griechenland gehörig, hat einen Flächenraum von ungefähr 3 QM. und 6000 E., die sich meist von der Schifffahrt nähren. Die Insel ist felsig und wegen Wassermangels dürr und unfruchtbar. Dagegen findet man viel Rebhühner, Wachteln und anderes Geflügel. Die Viehzucht erstreckt sich blos auf Schafe und Ziegen, denen einige benachbarte Inseln, besonders Delos, zur Weide dienen. Der gleichnamige Hauptort, mit 5000 E. und einem Hafen, hat die einzige Süßwasserquelle der Insel.

**Mylitta**, die Venus der Assyrer, war als Mondgöttin das weibliche Princip der Zeugung und als solches identisch oder analog mit mehren andern orient. Gottheiten. In dem üppigen Babylon war ihr Dienst Volksdienst. Hier bestand nach Herodot die Sitte, daß jede Frau sich ihr zu Ehren ein mal im Leben einem Fremden preisgeben mußte für eine Summe, welche sie in den Tempelschatz lieferte. Wahrscheinlich ist sie dieselbe Göttin, welche Jeremias Melecheth, d. i. Königin des Himmels, nennt.

**Mynster** (Jak. Pet.), Bischof von Seeland, ausgezeichneter dän. Kanzelredner und Theolog, geb. zu Kopenhagen 1775, widmete sich nach vollendeten Universitätsstudien eine Zeit lang dem Erziehungsfache, wurde 1801 Prediger zu Spjellerup auf Seeland, 1811 zweiter Prediger an der Frauenkirche zu Kopenhagen und 1828 Hof- und Schloßprediger. Gleichzeitig war er Mitglied der Direction der Universität und gelehrten Schulen, bis er 1834 zum Bischof von Seeland befördert wurde. Neben der praktischen Theologie war es besonders die Isagogik des Neuen Testaments mit ihren mannichfaltigen wichtigen Fragen, die ihn besonders anzog. Seine hierauf bezüglichen kleinen Abhandlungen erschienen später („Kleine theologische Schriften", Kopenh. 1825) in deutscher Sprache gesammelt. Von seinen Schriften sind zu erwähnen die Abhandlung „Über den Verfasser des Briefs an die Hebräer" (1808); die „Untersuchungen über den Gebrauch unserer Evangelien von Justinus Martyr" (1809); seine Einleitungen in den Brief an die Philipper (1811) und an die Galater (1816); sein Versuch, den ersten Aufenthalt Petri in Rom, nach der Annahme der alten Kirche, zu vindiciren (1813); seine Doctordissertation

„De ultimis annis muneris apostolici a Paulo gesti" (1815), worin er die Reise des Apostels nach Spanien wahrscheinlich zu machen suchte; seine „Entwickelung des Begriffs des Glaubens" (1820) und die Abhandlung „Über den Begriff der christlichen Dogmatik" (1831; deutsch in den „Theologischen Studien und Kritiken", 1831); verschiedene größere und kleinere Predigtsammlungen (z. B. 1810; 1815; 2 Bde., 1848); seine größere Predigtsammlung auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahrs (1824) und endlich, als die reifste Frucht seines Predigerlebens, die „Betrachtungen über die christliche Glaubenslehre" (2 Bde., Kopenh. 1833; deutsch von Schorn, 2 Bde., Hamb. 1835), sowie seine vortrefflichen „Ordinationsreden" (1. Sammlung, Kopenh. 1840; deutsch von Kalkar, Hamb. 1843; 2. Sammlung, Kopenh. 1846). Auch lieferte er „Brönsted's Biographie" (Kopenh. 1844). In neuester Zeit veranstaltete er eine Sammlung seiner „Blandede Skrifter" (3 Bde., Kopenh. 1851—53).

**Myologie**, die Lehre von den Muskeln (s. d.), ist ein Haupttheil der Anatomie, umfaßt jedoch in der gewöhnlichen Darstellung nicht alle Muskeln des Körpers, indem z. B. das Herz bei der Gefäßlehre, die Darmmuskeln bei der Eingeweidelehre näherer Betrachtung unterliegen.

**Myopie**, soviel als Kurzsichtigkeit (s. d.).

**Myriade**, eigentlich eine Zahl von Zehntausend, bezeichnet in der poetischen Sprache überhaupt eine unzählige Menge.

**Myriopoden**, s. Tausendfuß.

**Myrmidonen**, ein Völkerstamm in Phthia in Thessalien, sollen von **Myrmidon**, einem Sohne des Zeus und der Eurymedusa und Vater des Antiphos und Aktor, den Namen haben. Nach einer andern Sage entstanden sie aus Ameisen und verdanken diesem Umstande ihren Namen. Sie bewohnten unter Aacus (s. d.) die Insel Ägina, kamen mit Peleus, dem Sohne des Aacus und Enkel des Aktor, nach Thessalien, waren mit Achilles, des Peleus Sohn, vor Troja und zeigten sich hier als tapfere Krieger.

**Myron**, einer der gepriesensten griech. Bildner in Erz, Marmor und Holz, um 450 v. Chr., stammte aus Eleutherä an der Grenze Böotiens, übte aber zu Athen, wo er später das Bürgerrecht erlangte, seine Kunst aus und verdankte den hohen Ruhm darin der Wahrheit und Unbefangenheit, mit welcher er die Erscheinungen des kräftigen Naturlebens in der ausgedehntesten Mannichfaltigkeit auffaßte. Seine Hunde und Seeungeheuer waren höchst lebensvolle Darstellungen aus der Thierwelt; vor allem zeichnete sich seine brüllende, nach dem Kalbe sich sehnende eherne Kuh aus, die auch von griech. und lat. Dichtern in vielen Epigrammen verherrlicht worden ist. Aus derselben Richtung gingen sein Rennbahnläufer hervor, der in der höchsten und letzten Abspannung dargestellt war, der Diskuswerfer, im Moment des Abschleuderns aufgefaßt, ebenso seine Athletengestalten. Unter den mythischen Figuren war namentlich sein Hercules berühmt, der nebst der Athene und dem Zeus eine kolossale Gruppe bildete; doch erinnerte die Bildung des Gesichts und der Haare wegen der Gleichgültigkeit und Steifheit an die Stufe der frühern, besonders äginetischen Kunst. Vgl. Böttiger, „M. und der athletische Kreis" in dessen „Kleinen Schriften" (Bd. 2, Dresd. und Lpz. 1838).

**Myrrhe** heißt der erhärtete Saft von **Balsamodendron Myrrha**, einem in Arabien wachsenden und zu den Amyrideen gehörenden Baume. Er dringt aus der Rinde dieser Bäume in öligen, gelblichen Tropfen hervor, welche an der Luft allmälig dunkler, dickflüssiger und endlich ganz hart werden. Die ausgelesene Myrrhe bildet Stücke von ungleicher Größe und Gestalt, welche halb durchsichtig, äußerlich mehr oder weniger braun gefärbt sind und ein mattes, bestäubtes Ansehen haben. Die Oberfläche ist uneben und mit Höhlungen versehen. Die Masse ist spröde. Der Bruch ist wachsglänzend, uneben, mit weißlichen Adern durchzogen. Der Geruch der Myrrhe ist balsamisch, der Geschmack gewürzhaft bitter. Die Myrrhe besteht aus einem Gemenge von Harz, ätherischem Öl, Gummi und Pflanzenschleim. Man benutzt sie in der Medicin bei Krankheiten der Mundhöhle, bei cariösen Zähnen als fäulnißwidriges Mittel. Früher wurde sie zum Salböl und zum Einbalsamiren von Leichen angewendet. Die Myrrhe befand sich unter den Geschenken, welche Jakob dem ägypt. König überschickte und die Weisen aus dem Morgenlande dem Christuskinde darbrachten.

**Myrte** (Myrtus) ist der Name einer Pflanzengattung, welche einen vier- bis fünftheiligen Kelchsaum, vier bis fünf Blumenblätter, zahlreiche freie Staubgefäße, einen fast kugeligen unterständigen Fruchtknoten und eine zwei- bis dreifächerige mit dem Kelchsaume bekrönte Beere mit nierenförmigen Samen besitzt. Es sind Sträucher oder Bäume mit gegenständigen, durchscheinend-punktirten Blättern und blattwinkelständigen, meist einblütigen Blütenstielen. Seit den ältesten Zeiten ist die **gemeine Myrte** (M. communis) beliebt, ein immergrüner, gewürz-

hafter, 3—4 F. hoher Strauch oder ein mäßiges Bäumchen mit weißen Blumen, in allen Ländern am Mittelländischen Meere einheimisch und sonst häufig cultivirt. Man hat Varietäten mit schmälern und breitern Blättern und mit gefüllten Blüten. Da sie den Winter Deutschlands nicht verträgt, so muß sie bei uns im Hause überwintert werden. Ihre bitterlich-zusammenziehenden und gewürzhaften Blätter und Beeren waren ehedem als Heilmittel gebräuchlich. In den classischen Zeiten Griechenlands war sie als Symbol der Jugend und Schönheit der Aphrodite geweiht und wurde bei ihren Festen und bei den Eleusinien vielfach gebraucht. Selbst bis auf unsere Zeiten ist der Gebrauch eines Myrtenkranzes bei Vermählungen geblieben. Die erbsengroßen rothen Beeren der kleinblätterigen Myrte (M. microphylla) in Peru sind wohlschmeckend und zuckersüß. Auch die schmackhaften Beeren der Lumamyrte (M. Luma) werden in Chile häufig gegessen.

**Myrtilos**, der Sohn des Hermes und der Kleobule, wurde als Wagenlenker des Önomaos zum Verräther an seinem Herrn und von Pelops bei Geräftos in Euböa in das Meer gestürzt, das von ihm den Namen des Myrtoischen Meeres erhalten haben soll. Sterbend sprach er noch den Fluch über das Haus des Pelops aus. Von seinem Vater wurde er als Fuhrmann unter die Sternbilder versetzt. Sein Grabmal zeigte man zu Phencos hinter dem Tempel des Hermes; hier nämlich sollte das Meer seinen Leichnam an die Küste getrieben haben.

**Mysien**, eine ursprünglich von europ. Thraziern bevölkerte Landschaft an der Westküste Kleinasiens mit dem Gebirge Ida und den Flüssen Granikus und Skamander, zerfiel später in Kleinmysien oder den nordöstlichen Theil am Hellespont, worin die Städte Cyzikus, Lampsakos und Abydos lagen, und in Großmysien am Ägäischen Meere, wozu das Gebiet von Troas, Dardania und Pergamum und eine Reihe blühender äolischer Städte gehörte. Das Land selbst theilte das Schicksal der übrigen kleinasiat. Reiche, kam, nachdem es längere Zeit seine eigene Verfassung behauptet hatte, abwechselnd unter pers. und griech., dann unter macedonische Herrschaft und wurde 130 v. Chr. röm. Provinz. Die Bewohner derselben, die Myser, standen im Alterthume, wie die Karier und Phrygier, im Rufe der Ehrlosigkeit, und man nannte deshalb einen verächtlichen oder verworfenen Menschen sprüchwörtlich „den Letzten der Myser".

**Mysore** (spr. Maissür) war früher ein ansehnlicher Staat im südlichen Theile der vorderind. Halbinsel, auf dem Tafellande, welches sich zwischen dem 12. und 13.° n. Br. in einer Ausdehnung von etwa 40 M. und einer Höhe von 2800—3500 F. von den westlichen Ghats zu den östlichen erstreckt. Er stand seit Anfang des 16. Jahrh. unter den Radschahs aus brahmanischem Stamme, die 1759 durch Hyder-Ali (s. d.) verdrängt wurden. Des Letztern Sohn und Nachfolger in der Regierung, Tippo-Saib (s. d.), verlor 1799 Leben und Reich durch die Engländer. Diese theilten nun das Land. Für sich behielten sie gegen 800 QM. mit der zeitherigen Hauptstadt Seringapatam (s. d.); gegen 500 QM. überließen sie ihren Bundesgenossen, dem Nizam von Hyderabad und den Maharatten. Aus dem Reste des Landes, ungefähr 1400 QM. mit 3 Mill. E., bildeten sie die Radobschaft Mysore, zu deren Regenten sie einen Sprößling des von Hyder-Ali abgesetzten Regentenstamms, den damals sechsjährigen Prinzen Krischna Adiaver, unter dem Titel eines Radschah machten, der ganz von der brit. Regierung zu Madras abhängig ist, gegen 2 Mill. Thlr. Tribut zahlen und in seinen Festungen engl. Garnisonen unterhalten muß. Die wichtigste Stadt in M. ist Mysore, mit 50000 E., die Residenz des Radschah, welcher einen großen Palast in der Citadelle bewohnt, und der Sitz des brit. Residenten.

**Mystagog** hieß bei den Griechen derjenige Priester, welcher den in die Mysterien (s. d.) Einzuweihenden einführte; in Sicilien nannte man dagegen auch Diejenigen Mystagogen, welche die Fremden in die geheimen, besonders gottesdienstlichen Örter führten, um ihnen alles Merkwürdige zu zeigen. Gegenwärtig bezeichnet man damit zuweilen im verächtlichen Sinne einen Geheimnißkrämer.

**Mysterien** waren bei den Griechen und in der Folge auch bei den Römern religiös-politische Geheimlehren, die, in mancherlei Feierlichkeiten und Gebräuche gehüllt, nur den Eingeweihten in besondern Zusammenkünften bei völliger Abgeschlossenheit mitgetheilt wurden. Die Entstehung derselben fällt in die frühesten Zeiten der Cultur der Alten Welt, und Einzelnes scheint aus dem Orient nach Griechenland gekommen zu sein. Ihr Zweck war im Allgemeinen Aufklärung über solche Mythen und Gebräuche der Religion, deren eigentlichen Sinn man vor dem Volke verborgen zu halten für gut fand. Sie waren vielleicht ein nothwendiges Bedürfniß in einem Zeitalter, worin man dem Volke seinen Aberglauben, seine Unwissenheit und seine Vorurtheile ohne Nachtheil für die öffentliche Ruhe nicht entreißen durfte, und aus demselben Grunde

gewährten ihnen auch die Regierungen Duldung und Schutz. Daher durften die griech. Philosophen Das, was dem Volksglauben geradezu widersprach, nur mit großer Beschränkung und Vorsicht vortragen, und die Mehrzahl der Philosophen, namentlich die Schule der Pythagoräer, förderte das Wesen des alten Glaubens, bis seit dem Zeitalter Alexander's d. Gr., der das Morgenland mit seinen geistigen Schätzen neu aufgeschlossen hatte, mehre Philosophen zu Alexandria die höhere Wissenschaft der Vorzeit den Gebildeten unter dem Volke nicht mehr vorenthalten zu dürfen glaubten und das Zusammenleben mit den Morgenländern die strengen Grundsätze der Geheimhaltung, worauf die Vorsteher der Mysterien früher gehalten hatten, wankend machte. Das erste Grundgesetz bei den Mysterien war nämlich tiefe Verschwiegenheit, welche der Mystagog (s. d.) von dem Einzuweihenden nach vorhergegangenen Fasten und Reinigungen durch einen feierlichen Eid verlangte. Dann erfolgte die förmliche Aufnahme, und der Aufgenommene konnte nun die einzelnen Grade oder Stufen, die Einige bis auf fünf bestimmen, durchlaufen. In allen Mysterien gab es dramatische Vorstellungen, die sich auf die Thaten der Gottheiten bezogen, zu deren Ehren sie gefeiert wurden. Die wichtigsten griech. Mysterien waren die eleusinischen, die dionysischen, die aber wegen Gefährdung der guten Sitten schon zur Zeit des Epaminondas aus Theben und später aus ganz Griechenland verwiesen wurden; ferner die orphischen, die samothrakischen, die sich aus Kreta und Phrygien weiter nach Griechenland fortpflanzten und hier zu Ehren bald des Zeus, bald des Dionysos, bald der Demeter begangen wurden; endlich die der Isis, welche nur in Italien, besonders in Rom, Eingang und Anklang fanden. Die heidnischen Mysterien vermochten sich, wie die Orakel (s. d.), seit der Verbreitung des Christenthums, welches gleich anfangs den heftigsten Kampf gegen die heidnischen Religionen begann, namentlich im 2. und 3. Jahrh. n. Chr., nicht mehr zu halten. Denn den griech. Priesterschaften mußte jetzt selbst daran gelegen sein, daß gewandte Denker den wahren Werth der Geheimlehre ins Licht setzten, und so kam es, daß Plotinus, Porphyrius, Jamblichus, Proklus u. A. die wesentlichsten Lehren der alten Mysterien bekannt machten und bekannt machen durften. Vgl. Ste.-Croix, „Récherches historiques et critiques sur les mystères du paganisme" (Par. 1784; 2. Aufl., verbessert von Sylv. de Sacy, 2 Bde., Par. 1817; deutsch von Lenz, Gotha 1790); Lobeck, „Aglaophamus" (2 Bde., Königsb. 1829).

**Mysterien** nannte man im Mittelalter eine Art geistlicher Schauspiele, bestehend in Darstellung von Scenen aus der heiligen Geschichte, hauptsächlich aus der Geschichte der Passion, Auferstehung und Wiederkunft Christi. Sie wurden seit dem frühen Mittelalter, anfangs, wie es scheint, wol nur in Kirchen, später auch auf Straßen und öffentlichen Plätzen, zuerst blos von Geistlichen und Chorknaben, später auch von eigens dazu gebildeten Gesellschaften dem Volke zum Besten gegeben. Die ältesten Spuren derselben reichen bis ins 11., vielleicht in das 9. Jahrh. zurück. Aufgeführt wurden sie am Oster- und am Pfingstfest. In einem Decretal Innocenz' III. von 1210 wird bereits von theatralischen Darstellungen mit abscheulichen Masken (monstra larvarum) geredet, die man in Kirchen gäbe und bei denen selbst Priester mitwirkten. Es mögen dies wol nur Pantomimen ohne Dialog gewesen sein, wie sie noch gegenwärtig in Italien vorkommen, und gewiß war auch der nachmals hinzutretende Dialog anfangs blos improvisirt. Aufzeichnungen derartiger christlicher Dramen kommen erst im 15. Jahrh. vor. In England scheinen bereits im 13. Jahrh. Mysterien im Freien gespielt worden zu sein, wobei Stühle vermiethet wurden, auch Einsammlungen von Geld stattfanden. Als eines der ältesten auf uns gekommenen Dramen dieser Art werden „Die Wunder der heil. Katharina" betrachtet. Die Aufführungen im Freien fanden, wenigstens im 16. Jahrh., auf Karren, Spielwagen (pagiants) statt, welche von Straße zu Straße zogen. Sobald ein Wagen abgespielt hatte, folgte ein anderer. Die Bühnen der Wagen waren in drei Stockwerke getheilt, um Himmel, Erde und Hölle vorstellen zu können, und mit Teppichen behängt; in dem untersten Raume des Wagens kleideten sich die Schauspieler an. Außer den Darstellungen der göttlichen Geheimnisse (Misteries) und Wunder der Heiligen (Miracles) gab man moralisch-lehrhafte Darstellungen aus der biblischen Geschichte (Moralities). Die geistlichen Dramen Deutschlands im 14. Jahrh., von denen wir Überreste haben, waren ursprünglich lateinisch abgefaßt und wurden von Geistlichen aufgeführt. Erst als auch Laien mitspielten, wurden deutsche Verse in immer größerm Umfange beigemischt; zugleich nahmen dieselben auch vielfach komische Bestandtheile in sich auf. In Paris bildete sich 1380 eine Gesellschaft, welche Mysterien gab, die Confrérie de la passion, welche zuerst bei Karl's VI. Einzuge im Hospitale der Trinité, später im Hôtel de Bourgogne spielte und 1402 ein Privilegium erhielt. Ihre Stücke pflegten viele Abtheilungen zu haben, die an verschiedenen Tagen nacheinander aufgeführt wurden. Die Sitte, geistliche Dramen aufzufüh

ren, hat sich an vielen Orten der kath. Christenheit bis in die späteste Zeit erhalten, z. B. die Bauernspiele (s. d.) im Oberammergau in Oberbaiern. Sammlungen franz. Mysterien veranstalteten Monmerqué und Michel, „Théâtre français du Moyen-Age" (Par. 1839), und Jubinal, „Mystères inédits du XV^me siècle" (2 Bde., Par. 1837); deutsche Mysterien veröffentlichte Mone, „Deutsche Schauspiele des Mittelalters" (Quedlinb. 1841). Vgl. Devrient, „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" (Bd. 1, Lpz. 1848); Derselbe, „Das Passionsspiel im Oberammergau" (Lpz. 1851); Pichler, „Über das Drama des Mittelalters in Tirol" (Innsbr. 1850); Magnin, „Les origines du théâtre moderne" (Bd. 1, Par. 1838); Taillandier, „Notice sur les confrères de la Passion" (Par. 1834); Leroy, „Études sur les mystères" (Par. 1837); Wright, „Early English mysteries" (Lond. 1844).

**Mystificiren** heißt nach der zuerst in Frankreich seit Poinsinet (s. d.) gewöhnlich gewordenen Bedeutung die Leichtgläubigkeit und Beschränktheit eines Menschen benutzen, um ihm allerlei lächerliche Dinge aufzuheften und ihn zu Lächerlichkeiten zu veranlassen.

**Mystik** oder **Mysticismus** bezeichnet nach kirchlichem Sprachgebrauch die Erkenntniß Gottes und den Umgang mit Gott aus innerer Erleuchtung und Gnadenwirkung, im Gegensatz einerseits zum überlieferten Glauben (pistis) und andererseits zur speculativen Vernunfterkenntniß (gnosis). Der moderne Sprachgebrauch des Wortes ist zwar ebenfalls hiervon ausgegangen, hat aber im Angesichte der vielen von jeher hinzugeflossenen unreinen Elemente allmälig eine solche Wendung genommen, daß gegenwärtig nicht mehr eine religiöse Hingabe des Herzens und Willens in die göttliche Lenkung selbst, sondern nur allein noch die geistigen Verirrungen, welche bei einer solchen vorfallen können, darunter verstanden werden. Mysticismus im modernen Sinn ist daher die krankhafte Liebe zum Geheimnißvollen und der mit derselben verbundene Hang, in dunkeln und unklaren Phantasien zu schwelgen, ein Zustand, wie er entspringt, wenn der Geist sich nicht auf wahrhaft religiöse Art in dem Geheimniß seiner Existenz beruhigt, sondern einem frucht- und ziellosen Gelüsten fröhnt, das Unanschauliche anschauen, das Unfaßbare fassen oder auch in einen besondern und außergewöhnlichen Verkehr mit den Bewohnern höherer Welten treten zu wollen. Der Mysticismus ist eine Art von Gefühlsschwindel, verbunden mit einem regellosen Spiele der Phantasie, und es ist daher nicht zu gestatten, wenn das Wort von Seiten des Unglaubens zur Bezeichnung religiöser Empfindungen überhaupt misbraucht wird. Von der theologischen Speculation unterscheidet sich der Mysticismus dadurch, daß die erstere an der Hand von Grundsätzen der Vernunft und Erfahrung sich so weit auf das Gebiet des Ungewissen und Geheimnißvollen hinauswagt, als die Folgerungen aus jenen reichen, während der Mysticismus beim Aufhören dieser bestimmten Anhaltspunkte erst sein eigentliches Geschäft beginnt, welches darin besteht, mit wachen Sinnen zu träumen, den leeren Raum mit Geschöpfen der Phantasie zu bevölkern und mit Wesen der Einbildung in Verkehr zu treten. Gesellen sich hierzu noch Hallucinationen (s. d.), so kann der Mysticismus leicht in völligen Wahnsinn ausarten. Die Mystik stammt aus dem Heidenthum, wo man unter Mysterien (s. d.) Lehren und heilige Gebräuche verstand, welche im Verborgenen mitgetheilt und stillschweigend bewahrt wurden. Diese nährten insofern einen mystischen Hang, als sie einestheils durch Mittheilung vieldeutiger und räthselhafter Symbole und Aufführung allegorischer Schauspiele die Phantasie zur Erdichtung verborgener und verhüllter Dinge entflammten, anderntheils in Verbindung mit Opfern, Augurien und Orakeln einen Verkehr mit dem Jenseits einzuleiten sich bemüht zeigten. Die antike Mythologie war das Erzeugniß dieses Hanges, welcher das Jenseits mit Phantasiebildern menschlicher Verhältnisse, menschlicher Wünsche und Bestrebungen bevölkerte. Auch die Philosophie des Alterthums ist nicht von Mysticismus frei geblieben. Anfangs ging sie zwar nur accomodationsweise auf mythologische Phantasien ein, wie bei Pythagoras und Heraklit; aber bei ihrem Verfall im Neuplatonismus wandte sie die Ausdrücke der Mysterien auf die Platonische Philosophie an, verlangte von jedem in die letztere Einzuführenden die in den Mysterien gelehrte Andacht und artete, namentlich bei Jamblichus (s. d.) und in den dem Hermes Trismegistus (s. d.) untergeschobenen Schriften ganz ins Visionäre und Phantastische aus. Das Christenthum leistete zwar im Ganzen vermöge seiner vorzugsweise auf das praktische Gute gerichteten Tendenz, sowie auch vermöge seiner Foderung einer Unterwerfung der Überzeugungen unter ein gegebenes Dogma den Ausschweifungen der Mystik einen geringern Vorschub, als wie das Heidenthum durch seine unsichere und subjectivere Haltung gethan hatte. Dies hinderte jedoch nicht, daß sehr bald die christlichen Erlösungsmittel als Mysterien bezeichnet, die Getauften Mysten genannt

und die in den Mysterien gelehrte Einigung mit Gott (ἕνωσις) auf das Christenthum übertragen wurde. Die Vermischung erreichte ihren Gipfel in den Schriften des sogenannten Dionysius Areopagita (s. d.) zu Ende des 5. Jahrh., welche das Christenthum als eine neuplatonische Mysteriosophie darstellen. Dieser Pseudo-Dionys gewann insbesondere durch Hugo von St.-Victor im 12. Jahrh. eine weite Verbreitung und stand überhaupt bis zur Zeit der Reformation in großem Ansehen. An ihm entzündete sich gegenüber der Scholastik (s. d.), welche sich mit der begrifflichen Auseinandersetzung der Glaubenslehren und der Beweisführung dafür beschäftigte, eine Theologie der Andacht, des Gefühls und der unmittelbaren Erleuchtung, welche auf die begriffliche Thätigkeit des Verstandes ein sehr geringes Gewicht legte, ein desto größeres dagegen auf Reinigung des Herzens und eine ascetische Moral. In diesem Sinne waren z. B. Hermann von Fritzlar, Eckardt, Tauler (s. d.) und Thomas a Kempis (s. d.) Mystiker. Insofern ihre Opposition gegen die Scholastik zugleich eine indirecte Auflehnung gegen die verderbten Zustände der Geistlichkeit in sich schloß, hat man sie als Vorläufer der Reformation bezeichnet. Vgl. Helfferich, „Die christliche Mystik in ihrer Entwickelung und ihren Denkmalen" (2 Thle., Hamb. 1842); Görres, „Die christliche Mystik" (4 Bde., Regensb. 1836—42); Noack, „Die christliche Mystik" (2 Bde., Königsb. 1853); „Deutsche Mystiker des 14. Jahrh." (herausgegeben von Pfeiffer, Lpz. 1845).

In einer von dieser wesentlich verschiedenen Bedeutung unterlag wiederum die Philosophie des 15. und 16. Jahrh. in Paracelsus, Bruno, Campanella u. A. der Mystik als einem übermäßigen Schalten der Phantasie in der Speculation über die Natur und den Zusammenhang der Wesen in ihr, eine Richtung, welche später von naturphilosophischer Seite das Treiben der Alchemisten und Rosenkreuzer (s. d.) zur Folge hatte, von theologischer Seite aber durch das Ansehen, welches einige hervorragende Geister dieser Art, wie Jakob Böhme (s. d.) und Swedenborg (s. d.), bei ihren Anhängern gewannen, in religiöse Sektirerei ausschlug. Vgl. Carriere, „Philosophische Weltanschauung der Reformationszeit" (Stuttg. und Tüb. 1847). Der Inhalt mystischer Schriften kann übrigens von dem allerverschiedensten Werthe sein, je nachdem nämlich in ihnen lediglich phantasirt worden ist, oder der vergeblich nach voller Klarheit ringenden Production allerdings gewisse feste Begriffe und Grundsätze im Hintergrunde lagen, welche ihrer Natur nach recht wohl eine nähere Verdeutlichung vertrügen, die sie nur bei ihrem erstmaligen Erwachen in der Seele des mystischen Autors noch nicht zu gewinnen wußten. In letzterer Beziehung bieten die Schriften der Mystiker nicht nur dem Psychologen einen lehrreichen Stoff der Nachforschung über das Verhältniß der verschiedenen geistigen Functionen im Menschen, sondern sind auch insofern wichtig für das Studium der fortschreitenden Geistesentwickelung in der Geschichte, als sie dienen, die Zeiträume zu bestimmen, in denen schon gewisse neue wissenschaftliche, ethische oder religiöse Anschauungen im Menschengeschlechte aufdämmerten, bevor sie es lernten, sich im klaren Begriff eine endgültige Ausprägung zu geben. Auch der Islam, obgleich zu Anfange wegen seiner kriegerischen Stimmung die Mystik wenig begünstigend, hat später unter dem Namen des Sufismus (s. d.) eine solche, und zwar eine von ziemlich schwindliger Höhe zu bestehen gehabt. Vgl. Tholuck, „Blütensammlung aus der morgenländischen Mystik" (Berl. 1825).

**Mythographen** heißen diejenigen Schriftsteller des Alterthums, welche die verschiedenen Sagen und Dichtungen der frühern Zeiten meist in Prosa bearbeiteten und zusammenstellten. Sie zerfallen in zwei Classen. Die erstere Classe umfaßt die eigentlichen Mythographen, welche es blos mit schlichter Erzählung der alten Sagen in der überlieferten Form zu thun haben; die zweite Classe wird durch die Schriftsteller gebildet, denen es nicht eigentlich um den Mythus selbst zu thun ist, sondern nur darum, ihr System, ihre Erklärungsmethode durch Anwendung auf einzelne Mythen zu veranschaulichen. Die Hauptschriften der letztern Gattung, das Werk des Cornutus „Über das Wesen der Götter" und die „Homerischen Allegorien des Heraclides oder Heraclitus", haben eine vorwiegend philosophische Tendenz und repräsentiren die Hauptrichtung der allegorischen Mythenerklärung, die physische, welche das Wesen der Götter als Träger der alten Sagen auf die Naturkräfte zurückführt. Die zweite Richtung der allegorischen Mythenerklärung, die historische oder pragmatische, ist durch die anonymen „Libri incredibilium", die dritte Richtung, die ethische, durch die wenig bekannte Schrift „De Ulixis erroribus" vertreten. Die wichtigsten griech. Mythographen sind die „Bibliotheca" des Apollodor (s. d.), die nur bei Photius im Auszug erhaltenen „Narrationes" des Conon und die „Nova historia" des Ptolemäus, die „Narrationes amatoriae" des Parthenius, die „Transformationes" des

Antoninus Liberalis (s. d.), die „De Incredibilibus" betitelten Schriften des Paläphatus, Heraclitus und eines Unbekannten, ferner die Schrift des Joannes Pediasimus „De Herculis laboribus" und die „Deorum cognomina" des Nicetas. Hierzu kommen unter den Römern noch die „Fabulae" des Hyginus, die „Mythologiae" des Fulgentius, Lactantius, des Julius Firmicus Schrift „De erroribus profanarum religionum", des Albricus Buch „De deorum imaginibus" u. a. Die beste Sammlung der „Mythographi Graeci" veranstaltete Westermann (Braunschw. 1843); die „Mythographi Latini" gaben Muncker (2 Bde., Amst. 1681) und van Staveren (2 Bde., Leyd. und Amst. 1712) heraus.

**Mythus und Mythologie**, insbesondere der Griechen und Römer. Die Mythologie ist die Wissenschaft vom Mythus; es kommt also, um ihre Bedeutung erfassen zu können, zuerst auf eine Definition des Begriffs des Mythus an. Der Wortbedeutung allein nach ist der Mythus nichts als Rede, Erzählung ganz allgemein, so bei Homer; aber schon die spätern Griechen gebrauchen die Worte Mythus und mythisch in engerer Anwendung für Erzählung aus vorhistorischer Zeit, und ungefähr in diesem Sinne gebrauchen wir das Wort mythisch populärerweise im täglichen Leben. In der modernen wissenschaftlichen Sprache ist Mythus sehr verschieden definirt worden; wir werden ihn aber am besten bezeichnen äußerlich: als Erzählung, deren Mittelpunkt ein göttliches Wesen ist, und innerlich: als das in concreter Erzählungsform auftretende Dogma der griechischen (römischen) Religion. Wenn nun Mythologie die Wissenschaft vom Mythus ist, so ist sie äußerlich der Complex aller Erzählungen der Alten von ihren Göttern, dämonischen und halbgöttlichen Wesen, innerlich aber ist Mythologie Dogmatik der griechischen (römischen) Religion.

Die Entstehung des Mythus haben wir uns folgendermaßen zu denken. Der in der Natur lebende Mensch erkennt in derselben eine Anzahl von Kräften, welche die Erscheinungen der Natur bedingen, und welche miteinander oder gegeneinander zu wirken scheinen, oder welche die gegenseitigen Producte und Wirkungen fördern oder zerstören. Der warme Frühlingsregen z. B. fördert die Vegetation, ebenso der milde Sonnenschein, während der Sturm den Baum entblättert, entästet, entwurzelt oder der dürre Sonnenbrand des höchstens Sommers die Pflanzen welken macht. Diese Kräfte aber, welche die Naturerscheinungen bedingen, abstract als Kräfte aufzufassen, als Wärme, Elektricität, vegetative Kraft u. s. w., vermag nur das abstracte Denken, während die unmittelbare Anschauung der Phantasie in oder hinter der Kraft einen Willen erkennt, welcher dieselbe hervorbringt oder sendet, und der ihre Wirkungen beabsichtigt oder leitet. Ein Wollen und dem Wollen gemäßes Handeln kann aber nur bei einem persönlichen Wesen gedacht werden. Mit Nothwendigkeit setzt also eine Zeit, deren Phantasie und Intuition den Gedanken und die Abstraction überwiegt (und eine solche Zeit ist allein mythenbildend), an die Stelle der abstracten Naturkraft eine willensbegabte Persönlichkeit, von der nach freiem Entschluß die in ihrer Wirkung wahrgenommene Kraft ausgeht. Mit andern Worten, die erste Stufe der Mythenbildung ist die Personification (s. d.). Da aber die Kraft und deren Wirkung immer dieselbe oder wenigstens immer ähnlich bleibt, so erscheint sie als die der Persönlichkeit anhaftende Eigenschaft, und diese Eigenschaft bildet sich zum Charakter aus. Je nachdem nun die Wirkungen, welche man dem Willen dieser oder jener Persönlichkeit zuschrieb, dem Menschen gegenüber freundlich, angenehm, erwünscht, segensvoll waren, oder verderblich, furchtbar, zerstörend, erschien die Persönlichkeit als eine milde und freundliche oder als eine zürnende und feindliche. Da aber im einen wie im andern Falle die Wirkung und also auch die sie hervorbringende Persönlichkeit weit über menschliche Kraft erhaben, der menschlichen Einwirkung entzogen war, so erscheint diese Person als Gottheit, und zwar mußte man nothwendig in der auf den unmittelbaren Eindruck, nicht auf Abstraction bauenden Zeit gerade so viele Gottheiten statuiren, wie man voneinander unabhängige Kräfte erkannte. Von diesen göttlichen Personen, von ihrer höhern Kraft, von ihrem Segen oder ihrem Zorn fühlt sich in jedem Falle und in jedem Augenblicke seines mit der Natur zusammenhangenden Lebens der Mensch abhängig, woraus das religiöse Gefühl entsteht: der Mensch tritt seinen Gottheiten gegenüber in ein religiöses Verhältniß, fühlt gegen die freundlichen Liebe, Dank und Verehrung, vor den feindlichen Furcht und Scheu, sucht die freundliche Gottheit durch Gebet und Opfer für sich zu gewinnen, die feindliche durch dieselben Mittel zu entfernen oder, da er sie als zürnend denkt, zu versöhnen. Aber nicht allein auf den Menschen, sondern direct aufeinander wirken die Naturerscheinungen bedingend ein; es müssen also die göttlichen Personen auch zueinander in bestimmtem und zwar dauerndem Verhältniß gedacht werden. Je nachdem die von ihnen ausgehend gedachten Kräfte sich einander fördern

oder aufheben, erscheinen sie, um nur das allgemeinste Verhältniß zu nennen, in Liebe und Haß gegeneinander, und da gar bald eine Verschiedenheit der Kräfte erscheint, so ergibt sich dadurch das Verhältniß der Neben- und Unterordnung der göttlichen Personen zueinander.

Fassen wir das bisher Gesagte scharf ins Auge, so ergibt sich alles Folgende eigentlich von selbst. Sind einmal göttliche Persönlichkeiten, willensbegabte, freundliche und unfreundliche, voneinander abhängige, im Glauben des Menschen vorhanden, so muß er mit Nothwendigkeit nach dem Ursprunge der Personen und nach dem Grunde ihres Verhältnisses zum Menschen und zueinander fragen. Da aber der Mensch sich höhere Persönlichkeiten als er selbst ist nur als potenzirte, erhöhte Menschen denken kann, so müssen sie erstens auch einen dem menschlichen analogen Ursprung haben, sie müssen geboren sein, folglich Ältern haben; sie müssen zweitens, da sie auf menschliche Weise leben und empfinden, in ihrem Zusammenleben dies und das erfahren haben, welches ihre gegenseitigen Verhältnisse bedingt; da sie aber nicht aufhören sich in der Natur zu manifestiren, so müssen sie drittens unsterblich sein. Die in jedem einzelnen Fall von Menschen gestellte Frage nach diesen Verhältnissen seiner Götter beantwortet ihm zum Theil die einfache Anschauung der Natur. Einige Beispiele werden das klar machen. Die Sonne taucht jeden Morgen, wo sie also geboren wird, scheinbar aus der Erde heraus, sie strahlt aber vom Himmel. Erde und Himmel haben also die nächste Beziehung zur Sonne, also auch die Gottheit des Himmels und die Gottheit der Erde zur Gottheit der Sonne. Sie sind seine Ältern: Apollon (Gott des Sonnenlichts) ist Sohn des Zeus (Gott des Himmels) und der Leto (Latona, Göttin der dunkeln, verborgenen und verbergenden Erde). Neben der Sonne leuchtet der Mond am Himmel. Sonne und Mond wirken zusammen oder abwechselnd zu demselben Zweck, die Erde zu erleuchten: sie sind die beiden analogsten Erscheinungen der Welt, folglich sind sie verwandt; der griech. Mythus nannte sie Zwillingsgeschwister. Vom Himmel strömt der Regen, die Erde nimmt ihn auf, dadurch wachsen alle Pflanzen: Himmel und Erde lieben sich, vereinigen sich in Liebe; der Mythus sagt: Zeus umarmt Here (Erde), und zum Hochzeitslager breitet sich der reiche Teppich der Vegetation aus; oder Zeus liebt Demeter (Erdmutter = Mutter Erde) und aus ihrer Vereinigung entspringt Persephone (Proserpina, die Vegetationsgöttin). In ähnlicher Weise werden Eigenschaften, innere wie äußere, von der Naturerscheinung auf die Gottheit übertragen. Je nach dem Eindruck, den eine Naturerscheinung, in der sich die Gottheit offenbarte, auf den Menschen machte, wurde die Gottheit männlich oder weiblich gedacht, die stärkern, bewegtern, finstern Gottheiten waren männlich, die mildern, still wirkenden, empfangenden weiblich. Was die äußern Eigenschaften anlangt, wurde z. B. der Sonnengott blondlockig gedacht, weil die Sonne goldglänzende Strahlen hat; er war Bogenschütz, weil man die Strahlen der Sonne mit rasch dahinfliegenden Pfeilen verglich, u. dgl. m. Alle diese und eine sehr große Zahl ähnlicher Vorstellungen sind nicht etwa Resultate der Reflexion, sondern der unmittelbaren, phantasiereichen Anschauung und der durch sie bewirkten Empfindung. Fragen wir uns nun aber, welche Einkleidung für die Mittheilung dieser Anschauungen wol die natürlichste sei, so werden wir uns gewiß bei einigem Nachdenken antworten: die Form der Erzählung ist die natürliche, und zwar die Erzählung des Vorgangs als einer einmaligen concreten Handlung. Diese Erzählung aber ist eben der Mythus: alle Mythen haben diese Form.

Die bisherige Darstellung führte uns aber erst auf eine Art der Mythen, auf die physischen Mythen oder diejenigen, deren Kern ein Vorgang oder eine Erscheinung der Natur ist. Wenn das Gesagte richtig ist, so müssen diese Mythen die ursprünglichen und ältesten sein, an welche sich eine fortwirkende Mythenbildung anschließt und neben sie die jüngern ethischen Mythen stellt. Die Entstehung dieser ethischen Mythen können wir uns so denken. Die auf Naturwahrnehmung gestützten physischen Mythen haben bei jedem göttlichen Wesen einen festen Hauptcharakterzug und ein bestimmtes Verhältniß sowol zu andern Göttern wie zum Menschen ausgeprägt. Ein solcher Charakterzug will aber zum Charakterbilde ergänzt sein, und derjenige Mensch, welcher die göttliche Persönlichkeit lebendig glaubt, kann unmöglich sich mit einem unfertigen Bilde seines Gottes begnügen. Es wird deshalb auf Grund der ursprünglichen Gestaltung fortgebaut und der Charakter jedes Gottes nach Analogie des primitiven Typus und unter Mitwirkung des Verhältnisses, in welchem er zu andern göttlichen Wesen steht, ausgeprägt. Die unausbleibliche Folge hiervon ist, daß auch der Bezug des so vollendeten göttlichen Wesens zum Thun und Treiben des Menschen sich vermannichfacht, und daß, je fester sich in Folge hiervon das religiöse Verhältniß setzt, um so mehr der physische Bezug und die erste

physische Gestaltung des göttlichen Wesens in den Hintergrund, der ethische Bezug und die ethische Gestaltung desselben in den Vordergrund tritt. Der zurückgelegte Weg ist also dieser: das göttliche Sein (als Object des Glaubens) in der Natur ist zuerst zu einem göttlichen Wesen hinter der Natur, daraus zu einer bestimmten Gottheit, zu einem Charakter, zu einer sittlichen, menschenartigen Persönlichkeit geworden, welche zu der sittlichen menschlichen Persönlichkeit (als dem Subject des Glaubens) in demselben nothwendigen Bezuge steht, wie das physische göttliche Wesen zu dem physischen Menschen. Das ist aber die Entwickelungsstufe, auf der wir die griechischen und die von den Griechen entlehnten römischen Götter kennen: sie sind durchaus ethische, potenzirt menschliche Wesen. Derjenige Gott, der als der mächtigste erscheint, weil die Erscheinungen der Natur, die man auf ihn zurückführte, dem Menschen die größten und gewaltigsten erschienen, dieser Gott wird als König der Götter betrachtet. Indem sich nun die ethische Fortbildung dieses Götterkönigs bemächtigt, muß sie ihn nothwendig in gesteigertem Maße mit denjenigen Eigenschaften ausstatten, welche wir von einem guten irdischen Könige fodern, also neben der Macht und Majestät mit Gerechtigkeit, Milde, Weisheit, festem Willen u. s. w. Der religiöse Bezug des Gottes zum Menschen schließt sich an diesen ethisch vollendeten Charakter, und so wird der Götterkönig als der natürliche Schirmherr sowol des irdischen Königthums, wie auch der Gerechtigkeit, Milde, z. B. gegen Arme, Flüchtige, Fremde, der Treue und Mannhaftigkeit gedacht und geglaubt werden müssen. In der That sind das Züge, welche dem griech. Zeus, dem Gotte des Himmels, dem Herrscher des Olymps, dem König und Vater der Götter und Menschen angehören. Aber auch hiermit hört die gestaltende mythische Thätigkeit nicht auf, sie knüpft vielmehr an die sittliche göttliche Persönlichkeit an und leitet aus dem Wesen dieses Charakters in seinem Verhältniß zu andern Charakteren Begebenheiten, Erlebnisse und Conflicte ab, in denen, sofern sie wirklich mythischer Art und nicht etwa dichterische Erfindungen sind, sich immer nur wieder der mit seinem Ursprunge in Zusammenhang stehende Charakter des Gottes oder eine Seite des Charakters manifestirt.

Als endliche und letzte Phase dieser fortarbeitenden mythischen Thätigkeit ist die vollendete Vermenschlichung ursprünglich göttlicher Wesen zu bezeichnen. Diese ist erst dann und nur dann möglich, wenn die Naturbedeutung gegen die ethische Entwickelung in den Hintergrund getreten, und sie tritt wol am häufigsten ein durch die Berührung der verschiedenen Stämme, welche Gottheiten gleicher Geltung haben. Da wo sich nicht beide miteinander völlig und unter Einem Namen verbinden können, tritt die eine Gottheit in ein abhängiges Verhältniß zu der andern, oder sie wird gänzlich von ihr verdrängt. Letzteres ist namentlich bei feindlichem Zusammenstoß verschiedener Stämme anzunehmen. Die vermenschlichte Gottheit erhält dann eine neue menschliche Genealogie, in der sich ihr gegenüber die letzte Thätigkeit des Mythus offenbart, tritt aber dann aus dem Gebiete des Mythus in das der Sage (s. d.) über, welche dann auf ihre Weise an das vom Mythus Überkommene anknüpft und daran fortspinnt. Als Beispiel möge Helena gelten. Helena ist reine Mondgöttin gewesen (Selene), als solche Tochter des Zeus (Himmels) und der Leda (= Leto, Erde, selbst einer in Folge der Vermenschlichung ihrer Tochter vermenschlichten Göttin) und Schwester der Dioskuren Kastor und Pollux (Abend- und Morgenstern). Verdrängt aus ihrem göttlichen Range wurde sie Heroine, und man gab ihr als solcher neben Zeus den irdischen Vater Tyndareus. An diese vermenschlichte Helena knüpft sich die Sage von der hohen Schönheit und von den Schicksalen im Trojanischen Kriege, mit denen die Mondgöttin und der Mythus ebenso wenig zu thun haben, wie mit der Entführung durch Paris. Ebenso wenig wie die Sage berührt aber den eigentlichen Mythus die Fortentwickelung mythischer Erzählungen durch die Dichter, und ebenso wenig die theologische und philosophische Fortentwickelung des vom ethischen Mythus geschaffenen göttlichen Wesens eine Fortentwickelung durch die Speculation, welche bereits vor Homer beginnt und durch die ganze Blütezeit Griechenlands dauert.

Erwähnt werden müssen aber als Elemente der Mythenbildung noch erstens die Berührung verschiedener Stämme Griechenlands und zweitens die Aufeinanderfolge verschiedener Culte. Bei der Berührung verschiedener Stämme erfolgte natürlich ein Austausch von immer local entstehenden Mythen und von religiösen Ideen, und es entstanden in Folge hiervon, wenn solche Ideen und Mythen oder auch Culte aufgenommen wurden, die Sagen von Wanderungen der Götter. Aus der Aufeinanderfolge verschiedener Cultusepochen aber entstanden die Sagen von Vernichtungskämpfen einzelner Götter oder von Göttergeschlechtern gegeneinander, wie z. B. die Sage von dem siegreichen Kampfe gegen die Urgötter, die Titanen, durch welchen die jüngere

olympische Götterdynastie zur Herrschaft gelangte. Schließlich muß noch daran erinnert werden, daß in der griech. Götterwelt neben diesen aus Naturpotenzen zu sittlichen Wesen gewordenen Göttern solche existiren, welche die bloßen directen Personificationen ethischer Begriffe sind, wie Nike Sieg, Arete Tugend, Aidos Scham u. a. m. Diese sind jünger als die andern Götter, sind nicht Producte des Mythus, sondern der Speculation und Abstraction, sind daher entweder mythenlos oder mythenarm, z. B. nur genealogische Verbindung mit andern Göttern, stehen meistens zu den ältern Göttern in untergeordnetem Verhältniß und haben gewöhnlich keinen oder wenigstens keinen ausgebildeten Cultus.

Die Quellen der Mythologie sind die Schriftwerke und die Kunstwerke der Alten, und zwar die Schriftwerke der Art, daß sie sinnlich für die Mythologie sehr verschiedenen Werth haben, aber zugleich so allgemein, daß kaum ein Schriftsteller von den uns erhaltenen ganz ohne Ertrag für die mythologische Forschung ist. Am wichtigsten sind die ältesten Dichter, besonders Homer und Hesiod, bei denen die griech. Mythologie zuerst in so geschlossener Gestalt auftritt, daß eine irrige Ansicht des Alterthums die Schöpfung der Mythologie auf diese Dichter zurückführt, und von den Prosaikern die ältern Geschichtschreiber, die auf Griechenlands Urgeschichte näher eingehen, die Geographen und Periegeten, welche viele locale Mythen berichten, und die Mythographen, welche Mythensammlungen machten. Die Kunstwerke, und zwar aller Art, Sculpturen, Vasenbilder, geschnittene Steine, Münzen u. s. w., sind ergänzende Quellen unserer mythologischen Kenntniß, wichtig theils, indem sie manchen neuen Stoff darbieten, Mythen überliefern, die entweder in schriftlicher Überlieferung verloren gegangen oder gar nicht überliefert sind, besonders aber, weil die Kunstwerke die directesten Zeugnisse enthalten, während in der schriftlichen Überlieferung ein Mythus oft durch viele Hände ging, also vielfach entstellt wurde, ehe er an einen vielleicht späten Schriftsteller gelangte, der jetzt unsere Quelle bildet. Die schriftlichen Quellen sind am vollständigsten gesammelt in Jacobi's „Mythologischem Wörterbuch" (Lpz. 1847); für die monumentalen Quellen muß noch immer auf Millin's „Galerie mythologique" (deutsch von Tölken; 3. Aufl., Berl. 1848) verwiesen werden, obwol seit der Zeit der Herausgabe jenes Buchs (Par. 1811) der Denkmälerschatz immer gewachsen ist und Anfänge neuer Sammlungen gemacht sind. Daneben sind zu nennen die „Denkmäler alter Kunst" von O. Müller und C. Österley (Bd. 1 und 2, Gött. 1834—46, fortgesetzt von Wieseler).

Die Aufgabe der wissenschaftlichen Mythologie ist die Sammlung, Deutung und Systematisirung der Mythen. Die ältere Zeit begnügte sich mit Mythensammlung; die unsere arbeitet nach sehr verschiedenen Ansichten und Methoden an der Deutung und verhandelt über deren Principien. Die Systematisirung, d. h. die Aufstellung eines Religionssystems der Griechen, obwol mehrfach bereits versucht, bleibt Aufgabe der Zukunft. Die Mythensammlungen, die schon mit den alten Mythographen (z. B. Apollodor, Hyginus) beginnen und bis auf unsere Zeit fortgesetzt werden, behandeln ihren Stoff entweder in Form fortlaufender Erzählung (am vollständigsten Schwenck's „Mythologie der Griechen", Fkf. 1843, nur ohne Quellenangabe) oder in lexikalischer Form (Jacobi). Vollständigkeit und Schöpfen aus den Quellen muß hier verlangt werden. Die Mythendeutung oder die wissenschaftliche Mythologie beginnt nach schwachen ältern Versuchen (Bocatius, Lil. Gyraldus, Natalis Comno, Jf. Vossius, Banino) mit Heyne (s. d.) und Voß (s. d.). Nach ihnen sind die verschiedensten Principien der Mythendeutung aufgestellt, je nachdem man dem Mythus einen rein physischen, oder einen rein ethischen, oder einen pragmatisch-historischen, oder einen symbolischen Inhalt zuschrieb; je nachdem man ihn ferner aus dem Volksglauben oder aus uralter Priesterweisheit und Speculation ableitete, und je nachdem man seine Quelle in Griechenland selbst oder im Orient suchte. Nach Dem, was eben über Wesen, Entstehung, Form und Fortbildung des Mythus erläutert worden, ist es klar, daß keines der genannten Principien ausschließlich nur allein richtig sei, daß es keinen ganz und allein physischen, kaum einen ganz und allein ethischen Gott, also auch keinen allein physischen oder allein ethischen Mythencomplex geben könne, von pragmatischen und symbolischen ganz zu schweigen; daß ferner jeder ursprüngliche Mythus auf Naturanschauung, also auf dem Walten des Volksgeistes beruhe, daß jeder einzelne Mythus local und von dem Local bedingt entstanden ist, und daß folglich eine Übertragung aus dem Orient in der Urzeit nicht denkbar sei. Als das oberste Princip aller Mythendeutung erscheint folglich das Scheiden der verschiedenen Elemente des Mythus. Die Mythenforschung muß den umgekehrten Weg gehen, den die Mythenbildung gegangen ist: sie muß das allmälig Vereinigte auflösen, nicht sowol um zu dem einen und letzten Kern des Mythus, der physischen Urpotenz zu gelangen, als vielmehr, um die verschiedenen

Phasen nachzuweisen, welche ein göttliches Wesen durchgemacht hat, und so den Stoff zu einer Dogmengeschichte zu liefern.

Über die Methode der Mythendeutung, d. h. die Art und Weise, wie die Mythologie zum Verständniß eines Mythus oder einer Mythenreihe gelangt, sei Folgendes bemerkt. Wir erkennen die Bedeutung der Mythen 1) durch die Mythen selbst, welche z. B. den einen Gott als Wassergott, als Herrscher des Meeres, den andern als Sonnengott, die dritte Gottheit als Erdgöttin bezeichnen. 2) Durch die Namen der Götter oder dämonischen Wesen, und zwar entweder unmittelbar bei den personificirten Abstractbegriffen oder mittelbar durch Etymologie. Dazu kommen 3) als nahe verwandt die Beinamen, indem diese entweder das Wesen charakterisirende Eigenschaften enthalten oder die ältesten Hauptnamen selbst sind. 4) Durch Genealogie der Götter, denn wenn die Wesenheit der Ältern bekannt ist, so ist die des Kindes, wenn auch nicht absolut bestimmt, so doch in gewisse Grenzen gewiesen; andererseits kann aber auch aus der erkannten Wesenheit des Kindes auf die der Ältern geschlossen werden. 5) Durch Vergleichung verwandter Mythen, wo sich aus dem Übereinstimmenden und nicht Übereinstimmenden das Charakteristische und das Zufällige ergibt. 6) Aus dem Cultus und den Cultusformen, indem die meisten Ceremonien feststehende symbolische Bedeutung haben, die mit der Wesenheit der Gottheit in Zusammenhang steht.

An die theoretische Erläuterung des Mythus und der wissenschaftlichen Mythologie schließt sich nun die zusammenfassende Übersicht über die wichtigsten Momente des factischen Inhalts der griech. und der röm. Mythologie. Auf dem Gebiete der griech. Mythologie theilen sich die sämmtlichen Gottheiten, der obigen Darstellung gemäß, in ursprünglich physische und in solche, die von vornherein nur ethische Bedeutung hatten. Bei den erstern stellen wir nach dem Namen zunächst die physische Bedeutung voran, auf welche wir die ethische folgen lassen und, wo es in der Kürze geschehen kann, den Übergang der einen in die andere andeuten. **Zeus** war Gott des Himmels, daher der Blitzende, der Donnerfrohe, der Wolkensammler u. s. w. bei Homer und den spätern Dichtern genannt. Weil der Himmel die gewaltigste und dem Menschen am meisten imponirende Naturerscheinung ist, wurde Zeus Götterkönig und Göttervater und in seiner ethischen Ausbildung mit allen Eigenschaften eines erhabenen und guten Königs ausgestattet. Als Allwaltender stand er den meisten Thätigkeiten der Menschen, namentlich den politischen vor. Seine von den Dichtern so bunt ausgemalten Liebschaften, welche den majestätischen Herrscher des Olymps in so unwürdigem Lichte erscheinen lassen, erklären sich alle aus ursprünglichen physischen Mythen; wie z. B. der Mythus von Io. Io ist der Mond, ihr Name ist Wandlerin, weil der Mond dahinwandelt durch die Nacht nach einer auch uns nicht fern liegenden Anschauung. Daß Zeus (Himmel) sie liebe, wird gesagt, weil der Mond am Himmel dahinzieht, gleichsam von ihm umfangen und getragen. Here, die rechtmäßige Gattin des Zeus, verwandelt Io in eine Kuh, weil die Mondsichel Kuhhörnern gleicht, und setzt ihr den tausendäugigen Argos (weißscheinend) zum Wächter, d. h. die Sterne. Den Argos tödtet Hermes (der Gott des Morgengrauens, das die Sterne erbleichen macht), und darauf entweicht Io aus ihrer Bewachung, d. h. der Mond wird auch unsichtbar, wenn der Tag kommt. Das eine Beispiel möge für viele genügen. Zeus rechtmäßige Gattin war Here, die Erde, weil Himmel und Erde sich zu ergänzen scheinen. In ihrer ethischen Ausbildung ward der Begriff der rechtmäßigen Gemahlin des Zeus festgehalten, weshalb Here Ehegöttin wurde. Von Zeus allein stammt ab: **Pallas Athene**, d. i. die Göttin des Blitzes, welche aus Zeus' Haupte geboren wird, d. h. aus den schwarzen Wolken (Locken) des Himmels gewaffnet (glänzend) hervorstürmt. In ihrer ethischen Ausbildung ward der Begriff der Zeustochter festgehalten, weshalb sie als Tochter des gewaltigen und weisen Herrschers die gewaltige Kriegsgöttin und die Göttin der Weisheit wurde. Von Here allein stammt **Hephästos**, d. i. der Gott des Erdfeuers, des vulkanischen Feuers (Vulkan), das ja aus der Erde (Here) allein kommt, während der Blitz allein vom Himmel stammt. Die ethische Ausbildung knüpfte sich an das Feuer und die Vulkane, und so wurde Hephästos Feuergott, Schmiedegott, Handwerker und Künstler. Nach einer etwas andern Anschauung war eine zweite Erdgöttin **Demeter** (Mutter Erde), mit der Zeus die Persephone (Proserpina), die Vegetation, hervorbringt. In einer noch andern Anschauung als die dunkle, geheimnißvolle Göttin war die Erdgöttin **Leto** (Latona, die Verborgene, Dunkle) und als solche Mutter von Sonne und Mond, Apollon und Artemis. An Leto knüpft sich keine nennenswerthe ethische Ausbildung. Demeter blieb Mutter Erde, d. i. die milde Göttin des Getreidesegens. An die Erscheinung des Absterbens und Neukeimens der Vegetation

im Winter und Frühling knüpften sich Unsterblichkeitsgedanken, welche aller Wahrscheinlichkeit nach in symbolischem Gewande den Inhalt der berühmten Eleusinischen Mysterien, die sich an den Cultus von Demeter und Persephone knüpften, ausmachten. Apollon blieb in seiner ethischen Ausbildung der Gott des reinen Lichts, daher auch der Reiniger, Nährer und Heiler der Menschen, wurde Arztgott, als solcher Prophet und, weil man auch der Musik (d. h. der einfachen) eine das Gemüth erhebende und reinigende Wirkung zuschrieb, Gott der Musik und Führer der Musen. Artemis erschien als die keusche Jungfrau, weil der Mond diesen Eindruck macht, und wurde daraus die rasche und frische Jägerin, sowie daraus wieder die Beschützerin des Wildes. Poseidon war Gott des Meeres und blieb dies. Er erschien als Bruder des Zeus, und der Mythus erzählt, daß, als die drei Söhne des Kronos, Zeus, Poseidon und Pluton (Hades), um die Welt geloost, Zeus den Himmel, Poseidon das Meer, Pluton (Hades) die Unterwelt erhalten habe, während die Erde allen Dreien gemeinsam blieb. Hades Pluton wurde Gott der Unterwelt, die man sich unter der Erde dachte; als solcher Herrscher der Todten (Hades), aber auch Gott des Reichthums (Pluton) wegen der Bergwerke. Weil im Winter die Vegetation verschwand, sagte man, die Göttin sei in der Unterwelt, und so wurde Hades der Gemahl der Persephone. Bei Hermes, der physisch theils Gott des Morgenlichts, theils Gott der Heerdenfruchtbarkeit war, ist der Übergang ins Ethische nicht so leicht zu fassen. Er war ethisch Gott des Besitzes, deswegen Gott des Handels, der Klugheit, wahrscheinlich als solcher Götterbote. Dionysos (Bakchos) war Gott des Blühens und Gedeihens überhaupt, dann speciell Gott des Weinstocks, und wurde daraus Weingott. Der reiche Kreis von Dämonen, der sich an ihn schließt, bezieht sich theils auf seine erstere Bedeutung, so die Satyrn als Walddämonen, theils auf sein Wesen als Weingott, so die Mänaden, Thyiaden u. a. m. Andere specielle Naturerscheinungen wurden einfach personificirt, so die Winde, der Regenbogen als Iris, eine zarte Jungfrau mit bunten Flügeln u. s. w. Neben den oben angeführten Göttern des Himmels, der Erde, der Sonne, des Mondes u. s. w. bestanden nun noch andere derselben Bedeutung, die entweder frühern Culten oder andern Stämmen Griechenlands ihre Entstehung verdanken, so als Himmelsgötter: Uranos (Himmel) und Kronos, als Sonnengott Helios, als Mondgöttinnen Europa (die Hellglänzende), Hekate (die mit geheimen Kräften begabte Mondgöttin, entstanden aus der Beobachtung des Einflusses des Mondes auf das animalische Leben, daher Zauberin) und so manche andere. Entweder ohne ursprünglich physische Bedeutung oder von einer im Laufe der Zeiten so verhüllten, daß sie hier nicht nachgewiesen werden kann, waren: Aphrodite, die Göttin der Schönheit und Liebe, und Ares, der Gott des Kriegs, Beide als ein verehelichtes (oder wenigstens verliebtes) Paar gedacht, weil schon in alter Zeit der Krieger leicht Einfluß auf die Liebe der Frauen erwarb. Neben Aphrodite stand Eros, der Gott der Liebe. Hestia galt als Göttin des häuslichen Herdes, daher Göttin des Hauses und der Familie u. a. m. Rein ethisch waren: die Mören Schicksalsgöttinnen, Tyche Glück, Nike Sieg, Dike Gerechtigkeit, Nemesis Vergeltung und viele andere personificirte Abstracta.

Was die Mythologie der Römer anlangt, so unterscheiden sich in deren Götterwelt drei Classen: 1) die altitalischen, eigenthümlich römischen Götter; 2) die übernommenen griechischen Götter; 3) die nach Weise der Griechen, aber mit weniger Phantasie personificirten Abstracte. Die erste Classe ist fast ganz von der zweiten verdrängt und für das Verständniß sowol der Dichter wie der Kunstwerke von so gut wie gar keiner Bedeutung. Die Götter der zweiten Classe, die von Griechenland übernommenen, behielten wesentlich ihre Bedeutung, weshalb hier nur die griechischen und römischen Namen nebeneinander zu stellen sind: Zeus=Jupiter, Here=Juno, Demeter=Ceres, Leto=Latona, Apollon=Apollo, Artemis=Diana, Hephästos=Vulcanus, Poseidon=Neptunus, Hades Pluton=Pluto, Hermes=Mercur, Dionysos=Bacchus, Aphrodite=Venus, Eros=Amor, Hestia=Vesta. Die Götter der dritten Classe, Virtus=Tugend, Honos=Ehre, Fortuna=Glück, Pax=Friede und viele andere, erklären sich von selbst aus der Wortbedeutung. (Über die einzelnen Götter, deren Attribute, Darstellungen in der Kunst u. s. w. siehe die betreffenden Artikel des Werkes, wobei zu bemerken, daß die griechischen Gottheiten, welche in die römische Götterwelt übergingen, unter dem römischen Namen zu suchen sind.)

Aus der Literatur der Mythologie sind die wichtigsten Erscheinungen: Creuzer, „Symbolik und Mythologie der alten Völker" (4 Bde., Lpz. 1810—12; 3. Aufl., 4 Bde., Lpz. und Darmst. 1836—43), übersetzt von Guigniaut unter dem Titel: „Religions de l'antiquité" (Par. 1825 fg.), mit einem „Recueil de planches" (Abbildungen finden sich auch bei Creu-

zer's Buch, aber die Guigniaut'schen sind viel reicher); J. H. Voß, „Antisymbolik" (2 Bde., Stuttg. 1824—26) und „Mythologische Briefe" (Königsb. 1792); Welcker, „Anhang zu Schwenk's etymologisch-mythologischen Andeutungen" (Elberf. 1823) und in einzelnen Abhandlungen; K. O. Müller, „Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie" (Gött. 1825); Baur, „Symbolik und Mythologie der Naturreligion des Alterthums" (3 Bde., Stuttg. 1824 fg.); Buttmann, „Mythologus" (2 Bde., Berl. 1828 fg.) und mehre einzelne Abhandlungen; Stuhr, „Allgemeine Religionsgeschichte der heidnischen Völker" (Bd. 1 und 2, Berl. 1836 fg.); Schweigger, „Einleitung in die Mythologie aus dem Standpunkt der Naturwissenschaften" (Halle 1836); Preller, „Demeter und Persephone, ein Cyklus mythologischer Untersuchungen" (Hamb. 1837); Heffter, „Die Religion der Griechen und Römer nach historischen und philosophischen Grundsätzen" (neue verbesserte Aufl., Brandenb. 1848); Eckermann, „Lehrbuch der Religionsgeschichte und Mythologie der vorzüglichsten Völker des Alterthums", nach der Anordnung K. O. Müller's (Bd. 1 und 2, Halle 1845—47.). In nächster Zeit sind Lehrbücher der Mythologie zu erwarten von E. Gerhard, L. Preller und F. G. Welcker.

**Myus**, eine oft genannte Stadt in Karien, die kleinste unter den ionischen Städten, am südlichen Ufer und unweit der Mündung des Mäander, war schon zu Strabo's Zeiten wenig bewohnt, sodaß sich die Bevölkerung zu den Bürgern von Milet rechnete, später aber ganz dahin übersiedelte. Dies geschah angeblich wegen der großen Menge von Stechfliegen, welche die Überschwemmungen des Mäander in der Gegend von M. erzeugten. M. gehörte auch zu den Städten (Lampsakus, Magnesia), welche Artaxerxes dem aus seinem Vaterlande vertriebenen Themistokles (s. d.) schenkte. Die Ruinen von M. führen jetzt den Namen Pallatia oder Palatscha.

---

# Verzeichniß

der im zehnten Bande enthaltenen Artikel.

## L.



## M.





Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



